Digitized by Google



INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY



Beilage

zur

Allgemeinen Zeitung.

April, Mai, Juni 1905.



München.

Verlag der Allgemeinen Zeitung

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Digitized by Google

55611

AP30
.A46

12-12-05

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis zum II. Quartal 1905 der Beilage.

Die Zahlen bezeichnen die Seiten, deren Numerierung innerhalb jedes Quartals fortläuft. Ein * besagt, daß der Hinweis sich nicht auf einen Hauptartikel bezieht.

I. Artikel nach Gegenständen geordnet.

1. Staat, Kirche, Recht, Soziales, Militärisches.

2. Geschichte, Biographien, Briefe.

2a. Verstorbene.

3. Literatur.

Digitized by Google

4. Kunst, Kunstgewerbe, Musik, Theater.

5. Naturwissenschaften, Technik, Geographie, Schilderungen.

Digitized by Google

6. Sprach- und Volkskunde, Philosophie, Religionswissenschaft, Pädagogik.

7. Wissenschaftliche Anstalten, Gesellschaften, Versammlungen.

Digitized by Google

II. Besprochene Bücher, Karten und dergl.

Digitized by Google

Digitized by Google

III. Verfasser, soweit sie genannt.

Druck und Verlag der Allgemeinen Zeitung, München, G. m. b. H.

Digitized by Google

Jahrgang 1905. München, Samstag, 1. April. Nummer 77.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Alfred Kurz.

Ein Erinnerungsblatt von Isolde Kurz.

Zehn Monate nach dem Tode seines älteren Bruders Edgar ist auch Dr. Alfred Kurz, der zweitälteste von den Söhnen des Dichters Hermann Kurz, völlig unerwartet einer kurzen Krankheit erlegen. Er starb am 2. März in Venedig, neunundvierzig Jahre alt. Auch mit ihm ist ein trefflicher, hingebungsvoller Arzt, eine kraftvolle Persönlichkeit von reinem Stoff und starkem Gepräge zu früh hinweggegangen. Als er am 29. April des vergangenen Jahres in Florenz uns anderen Geschwistern die Reste des schnell geschiedenen Bruders im Feuer bestatten half, da konnte niemand ahnen, daß er in weniger als Jahresfrist dem Tiefbetrauerten in die Flamme folgen würde. Nun hat ein jäher Sturm auch diese trotzige Kraft auf der Höhe des Lebens gebrochen.

Es konnte keinen größeren Gegensatz geben, als diese beiden Brüder, diese beiden Aerzte, die sich doch gegenseitig lebenslang am nächsten standen. Schon äußerlich sprach sich der Unterschied und die Zusammengehörigkeit aus. Untereinander so unähnlich wie möglich, glichen sie beide auffallend dem Vater, in dessen Körperliches sie sich teilten: dem hageren, feingebauten Aelteren war die ganz vom Geiste ausgearbeitete väterliche Gesichtsbildung zugefallen, der Jüngere, mit dem derb-kräftigen Kopf und den schönen, plastisch-einfachen Zügen, hatte dagegen von Hermann Kurz die breiten Schultern, den herkulischen Bau nebst vielen Eigentümlichkeiten in Gang und Bewegung geerbt; nur in der Höhe des Wuchses erreichte keiner der Söhne den Vater. Ebenso wie in der Erscheinung unterschieden sie sich in ihrem Auftreten und in ihrem ganzen Wesen: der eine spröde und wortkarg, wo er keinen Anlaß hatte, sich auszugeben, immer innerlich mit Problemen ringend und zu rascher Tat gesammelt, der Andere ganz nach außen gekehrt und der Gegenwart hingegeben, eine dionysische Voll- und Kraftnatur, eine Freude der Menschen.

Hermann Alfred Kurz kam am 4. August 1855 in Stuttgart zur Welt, neun Monate nach der Vollendung des „Sonnenwirts“, daher ihn die Freunde des Hauses den „Sonnenwirtle“ nannten. Es schien wirklich, als hätte das dämonische Charakterbild auf ihn abgefärbt, denn frühe zeigte sich an dem schönen kerngesunden Knaben eine unbändige physische Kraft mit elementarer Wildheit gepaart, die nur an seiner großen Herzensgüte eine Schranke fand. Er war der Schreck der Dienstboten und der Besucher, weil er immer irgend einen Schabernack im Schilde führte. Noch weiß man in der alten Heimat davon zu erzählen, wie er auf der Straße die vorübergehenden Mädchen umrannte, wobei er seinen dicken Kopf als Sturmbock brauchte, oder wie er einmal des Nachts einen jugendlichen Gast aus den Kissen schnellte, indem er sich unter der Lagerstatt verkroch und plötzlich als ein kleiner Seismos das Bett samt der erschrockenen Insassin in die Lüfte warf. Als wir auf der großen Baumwiese in Oberesslingen aus Begeisterung für die homerischen Gesänge mit hölzernen Lanzen und goldenen Pappschildern die Kämpfe um Ilion aufführten, wählte der kleine Dicke für sich am liebsten die Rolle des „männermordenden“ Ares, die ihm gestattete, seinem Ueberschuß an Glieder- und Lungenstärke Luft zu machen. Ein drolliger, halb unfreiwilliger Humor und behagliche Daseinsfreude wechselten mit diesen Kraftausbrüchen ab. Schon im Flügelkleide hatte ihm die Mutter die treffende Selbstcharakterisierung in den Mund gelegt:

> Ich lieb die Schellenkappe,
> Bin des Humores Knappe,
> Und meinem mutigen Hoffen
> Stehn alle Wege offen.
> Was in mir wirkt und schafft
> Das ist wohl Stoff und Kraft.

Körperlich blieb er ein Prachtstück der Natur, von Gesundheit strotzend, und mit den treuherzigsten Augen von der Welt, die aber, sobald er gereizt wurde, zu rollen anfingen. Dagegen ging seine geistige Entwicklung langsam vor sich, und er fühlte sich deshalb — ich weiß nicht mehr, ob mit Recht oder mit Unrecht — von dem älteren Bruder und der Schwester, die beide sehr frühreif waren, hintangesetzt, was ihn heftig ergrimmte. Wie ein wilder Stier ging er bald auf das eine, bald auf das andere los. Mit dem Erstgeborenen verwickelte er sich in einen Jahre dauernden Bruderkrieg, dessen Grund er niemals anzugeben vermocht hätte. Denn die Frage vom Mein und Dein, die oft Kinder sonst so tödlich entzweit, existierte gar nicht für sein goldenes Gemüt: was ihm gehörte, war Gemeingut, und was der Bruder besaß, das gönnte er ihm gerne. Ebensowenig erregten die ausgesprochenen Vorrechte, die dieser als der lange kränklich gewesene Erstling im Hause genoß, seinen Groll. Es war nur ein dumpfes Unbehagen, das in ihm wühlte und die jugendliche Berserkernatur zur Entladung zwang. Tag für Tag prallten die beiden aneinander, wobei Recht und Unrecht nie zu scheiden war. Nur wenn die Sonderstellung, die wir infolge unserer freieren Erziehung in der philiströsen Umgebung einnahmen, dem einen oder anderen einen Ueberfall von außen zuzog, schlossen sie sich brüderlich zur Abwehr zusammen, aber zu Hause angekommen, stand es „im alten Recht“. Noch heute, wenn ich an jene täglichen Schlachten zurückdenke, erscheint es mir als ein Wunder, daß dennoch beide aus dem langen Krieg am Ende mit heilen Gliedern und als treu vereinigte Brüder hervorgingen.

In Kirchheim besuchte Alfred die Lateinschule und in Tübingen das Gymnasium. Doch war mit seinem Lernen

Digitized by Google

in den ersten Schuljahren niemand zufrieden, als er selber, der sich in naivem Selbstgefühl für den „Ersten" in der Klasse hielt, weil er an jedem Platz von sich aus zählte. Seine Zerstreutheit und geringe Lernlust ließ ihn auch hier noch längere Zeit als minder begabt erscheinen, besonders da man ihn immer an den glänzenden Leistungen des älteren Bruders maß, daher der Vater ihn mit doppelter Liebe behandelte, um ihm die vermeintliche Ungunst der Natur zu vergüten. Aber auf einmal besann der kleine Wilde sich anders: es war, als ob ihm eine Binde von der Stirn fiele, der Sinn für die Gegenstände des Unterrichts ging ihm auf, er gab sich selbst einen mächtigen Ruck und wurde nicht nur ein ausgezeichneter Schüler, sondern geradezu das, wofür er sich früher mit Unrecht gehalten hatte: der Primus seiner Klasse. Fortan hielt er sich mit allem Eifer auf seines Bruders Fersen, und es zeigte sich, daß er keineswegs an Fassungskraft zurückstand; besonders der humanistischen Fächer bemächtigte er sich mit der größten Leichtigkeit. Obwohl ihn bei der Maturitätsprüfung die Mathematik im Stiche ließ, konnte er doch mit achtzehn Jahren seine medizinischen Studien beginnen, zu denen ihn das Beispiel des Bruders und eigene Neigung hinzogen, und unser Vater erlebte noch die Freude, auch den zweiten Sohn auf der Universität zu sehen, bevor er unerwartet schnell die Augen schloß. Dieser plötzliche Verlust hatte auf den Wildling die Wirkung, daß er sich noch fester zusammenfaßte, um der Familie, so viel es an ihm lag, die Sorgen zu ersparen. Er wurde ein sehr fleißiger Student, der die Achtung seiner Lehrer genoß, und fand sich trotz seiner ungestümen Lebenslust mit liebevoller Einsicht in die Verhältnisse, die es ihm verwehrten, seine Jugend ebenso schrankenlos zu genießen, wie es der ältere Bruder getan hatte. An diesen schloß ihn jetzt schon die Wahl des gleichen Studiums und sein neu erwachter wissenschaftlicher Eifer an, er hörte auch die Vorträge, die Edgar als einundzwanzigjähriger Lehrer an der geburtshilflichen Klinik hielt. Den schwersten Stand hatte noch immer die Schwester mit ihm. Da er lange Zeit nichts anerkennen wollte als physische Kraft, so hatte ich mich nur bis ins zwölfte Jahr in seiner freilich grollenden Achtung behaupten können, später war der Abstand zu groß geworden. Der knabenhafte dumpfe Ingrimm gegen das verachtete schwächere Geschlecht, der damals noch durch die Landessitte und eine einseitige Schulerziehung genährt wurde — es war für ein kleines Mädchen gar nicht rätlich, auf der Straße allein einem wilden Knabentrupp zu begegnen — ließ es ihn als Unehre betrachten, überhaupt eine Schwester zu besitzen, und um keinen Preis hätte er sich öffentlich an meiner Seite gezeigt. Noch bis in seine Studentenzeit spielte dieser Groll herein, der sich in einer fortwährenden Verfolgung äußerte: nie vergesse ich einen mit Wachs präparierten menschlichen Arm, den er von der Anatomie nach Hause brachte, um ihn des nachts auf mein Kopfkissen zu legen. Ich war daher auch gar nicht erbaut, als ich den Auftrag erhielt, dem Unbändigen die Anfangsgründe des Englischen beizubringen, und ihm mißfiel der unregelmäßige Bau dieser Sprache auch gleich so gründlich, daß eines schönen Tages die Grammatik hart an meinem Kopf vorüber durchs Fenster auf den Marktplatz flog, womit die Lektionen zur beiderseitigen Erleichterung ein Ende hatten. Oft als Mann erinnerte er sich mit lachendem Bedauern an diesen Vorfall, durch den er des Englischen, das ihm als Fremdenarzt in Italien so nützlich gewesen wäre und das er sich trotz aller Mühe später doch nicht mehr vollkommen aneignen konnte, verlustig ging. Da ich von klein auf gewöhnt war, diesen Bruder nur als ein gefährliches Naturereignis zu betrachten, so tat ich auch nichts, um seinem Inneren nahe zu kommen, ja, es dauerte bis weit in die zwanziger Jahre unseres Lebens, bevor wir uns mit gegenseitigem Erstaunen als Wesen von gleichem Blute erkannten. Von da an war aber auch kein Mißverständnis mehr möglich, ich konnte mich völlig auf ihn verlassen, und keine Macht der Welt hätte fortan an seiner brüderlichen Gesinnung zu rütteln vermocht.

Als im Jahre 1877 der größere Teil der Familie nach Florenz übersiedelte, verließ auch Alfred das verödete Tübingen und begab sich zur Vollendung seiner medizinischen Studien nach München, wo der jüngere Bruder Erwin die Akademie besuchte. Er wurde Assistent bei Ziemssen, der seinen Eifer und seine Kenntnisse sehr zu schätzen wußte; die ausgedehnte, geregelte Tätigkeit an einer Klinik blieb späterhin immerdar das Ziel seiner Sehnsucht, das ihm leider durch finanzielle Verhältnisse verschlossen war. Einen wahren Triumph bildeten seine Examina, womit er sogar dem älteren Bruder den Rang ablief. Denn während dieser, seiner Fähigkeiten sicher, die Prüfung cavalièrement behandelt hatte (er kritzelte während derselben witzige Knittelverse über die Examinatoren aufs Blatt und schrieb in sein Tagebuch: „Das Examen wird mehr und mehr Nebensache"), setzte Alfred, der sich erst spät aus geistiger Indolenz aufgerafft hatte, und dem es nun galt, seinen Mann zu stellen, alle Kräfte zu und erzielte in sämtlichen Fächern ein „Vorzüglich". Von dieser Zeit ging eine völlige Aenderung mit ihm vor: er hatte in seinen eigenen Augen die Scharten seiner Jugend ausgewetzt und fühlte sich „wie andere Ritter wert". An Stelle des Mißmuts, der ihn so oft gepeinigt hatte, trat eine selbstgewisse Kühnheit, die ihn fortan nie mehr verließ, und die frühere Wildheit nahm die Gestalt eines fröhlichen Uebermuts an.

Mit einem Reisestipendium, das ihm unser Onkel verschafft hatte, kam er nach Florenz, um sich den Seinigen als zweiundzwanzigjähriger Doktor zu zeigen. Da er bei seinem tiefen Familiengefühl nach dem Wegzug der Angehörigen Deutschland nicht mehr recht als Heimat betrachtete, reifte in ihm rasch der Entschluß, sich gleichfalls auf italienischem Boden seine Praxis zu gründen. Im Sommer 1878 ließ er sich in Venedig nieder. Neben den gründlichen Kenntnissen, die er selbst von der Universität mitgebracht hatte, kamen dem Neuling auch die Erfahrungen des älteren Bruders zu statten, der ihn immer über die wichtigsten Vorkommnisse seiner Praxis auf dem Laufenden erhielt. Beständig gingen die medizinischen Mitteilungen zwischen Florenz und Venedig hin und her.

Mit außerordentlichem Eifer widmete der junge Doktor sich seinem Berufe. Wenn er auch nicht die schöpferische Natur des Bruders besaß, der in der Wissenschaft überall neue Wege suchen mußte, so glich er ihm doch an Klarheit des Urteils, an Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, wie an selbstloser, freudiger Hingabe seiner Person. Als Hausarzt war er manchen sogar willkommener, als jener, den im Grunde nur die Schwerkranken nach dem vollen Wert seines Gemüts und Charakters kennen lernten. Für Alfred gab es nichts Kleines; stets war er mit ganzer Seele dabei; ob der Fall leicht oder schwer, ob er wissenschaftlich merkwürdig oder alltäglich war, er behandelte ihn mit derselben skrupulösen Aufmerksamkeit, denn er wollte vor allem helfen. Er glaubte auch selbst viel mehr an die Kunst des Arztes, daher er es mit seinen Verordnungen peinlich genau nahm und von seinen Patienten unbedingten Gehorsam verlangte. Auf seinen Berufsgängen sah man ihn nie anders als rennend und hastend; seine Eilfertigkeit wurde in Venedig, wo er schnell zu den bekannten Straßenfiguren gehörte, sprichwörtlich. Seine opferfreudige Güte machte zwischen arm und reich keinen Unterschied; zu Hunderten ließen sich die Fälle zählen, wo er ohne irgend welchen Entgelt die Mühen einer schweren, langwierigen Behandlung in den Häusern der Bedürftigen auf sich nahm. An sich selbst dachte er niemals; wer ihn rief, der fand nicht nur den sorgfältigsten Arzt, sondern auch einen teilnehmenden, fürsorglichen Freund an ihm. In schweren Fällen ließ er sich's nicht nehmen, dem Kranken all jene kleinen Dienste selbst zu leisten, die von geübter, liebevoller Hand eine so große Wohltat sind, und wenn es ihm gelungen war, einem Leidenden durch eine bequemere Lage ein paar Stunden Schlaf zu verschaffen, so fühlte er sich für die eigene geopferte Nachtruhe reich entschädigt. Dafür genoß er auch von seiten seiner Patienten eine Anhänglichkeit und Liebe, wie sie selten einem Arzte zuteil wird; wo sein Name genannt wurde, trat ihnen die freudige Dankbarkeit von selbst auf die Lippen. Da war ein armer Gondolier namens Marco, dem Alfred die Frau gerettet hatte, und der uner-

Digitized by Google

mündlich versuchte, ihm seine Erkenntlichkeit zu beweisen. Immer wieder erschien er, um mit den Worten: „Dottore benedetto, ghala comandi“?[1]) seine Dienste anzubieten und ihm dabei Hände und Kleider zu küssen.

In Venedig löste sich der goldene Kern seines Wesens vollends ganz aus der rauhen äußeren Schale. In der weichen Kulturatmosphäre, im vielfachen Verkehr mit dem ihm sehr sympathischen österreichischen Adel eignete er sich verbindliche weltmännische Formen und eine gewisse Eleganz des Auftretens an, worauf er fortan großen Wert legte, ohne doch den übermütigen Studenten, der er im Grunde immer blieb, zu verleugnen. Ein freundlicher Stern stand über diesen ersten Jahren seiner Laufbahn. An dem alten, feinsinnigen Pastor Elze, dem Bruder des bekannten Germanisten und Shakespeare-Forschers, gewann er einen warmen Freund und Förderer, in dessen Hause er auch die ihm so nötige Ansprache für seine schon mit der Muttermilch eingesogenen literarischen Interessen fand. Ein Stündchen bei dem alten Herrn zu sitzen, wenn es die Zeit erlaubte, und mit ihm über deutsche Literatur zu disputieren, das wurde ihm im Lauf der Jahre die liebste Gewohnheit. Auch mit Ludwig Passini schloß er damals eine Freundschaft fürs Leben, die ihm den späteren Wegzug des Künstlers von Venedig sehr schmerzlich machte. Die hervorragendsten Persönlichkeiten der Fremdenkolonie gehörten zu seiner Klientel. Er war es auch, der, nach dem Palazzo Vendramin gerufen, das Leiden Richard Wagners richtig diagnostizierte.

Im Jahre 1886 brach in Venedig die Cholera aus, und gerade die enge Calle Fiubera, die Alfred damals bewohnte, wurde der Herd der Seuche. Er schickte Frau und Kinder nach Padua und blieb selbst zur Stelle, um Hilfe zu leisten, in allen Schreckensszenen seinen heiteren Humor bewahrend. Die Aufzeichnungen, die er damals machte, wurden in medizinischen Zeitschriften veröffentlicht. Wer ihn in jenen Jahren sah mit seinem Tätigkeitstrieb, seinen gewinnenden persönlichen Eigenschaften, seinem Talent fürs Leben, der mußte ihm ein glänzendes äußeres Los prophezeien. So gut hat es ihm nicht werden sollen: die Fülle seines Gemüts stand ihm bei der Erreichung persönlicher Vorteile ebenso im Weg, wie sein impulsives Temperament und machte ihm eine planvolle, auf äußeren Erfolg gerichtete Lebensführung unmöglich.

In seinem Venedig kannte Alfred jeden Winkel und jede Geschichte, die sich daran knüpft, jeden Bogengang, wo noch ein Ueberrest der alten Herrlichkeit sich barg. Es war ein Vergnügen, ihn zum Führer zu haben, und wie manchem reisenden Landsmann hat er im Lauf der Jahre diesen Dienst erwiesen. Er liebte diese Stadt, sie umspann ihn mit unauflöslichem Zauber; das Wasser war sein vertrautes Element von Jugend auf, er hatte als geübter Schwimmer und Taucher ja schon in jungen Jahren verschiedenen Personen das Leben gerettet. Aber wie er Venedig liebte, so befehdete er die Venezianer: ihre Weichlichkeit, ihr Lungern und Schlendern in den engen Gassen erregte seine höchste Ungeduld; wenn er Eile hatte, was fast immer der Fall war, so fegte er sie mit seinen energischen Armbewegungen einfach rechts und links zu Boden, oder er trug wohl gar seinen Stock mit beiden Händen quer vor sich her. Natürlich kannte ihn alt und jung im Volke, alle rechneten auf sein goldenes Herz, auf diese nur zum Geben geschaffene, immer offene Hand, auf unentgeltliche Behandlung und Unterstützung im Krankheitsfall, sie wußten aber auch, man durfte ihm nicht widersprechen, ihm vor allem nicht im Wege stehen, wenn er eilig war, sonst wurde die Situation kritisch. — Die Jahre hatten auf sein Temperament nicht den geringsten Einfluß. Wie sein reingemeißeltes männliches Gesicht, dessen Kinn kein Bartwuchs verdeckte, immer die Frische der Jugend behielt, so blieb er auch im Innern unverändert. An dem raschen Aufflammen in Freude oder Zorn, an der Begeisterung für alles Schöne, am Sinn für Poesie, an dem immer quellenden, bald ausgelassenen, bald behaglichen Humor zeigte sich die ewige Jugend seiner Seele. Seinen Kindern war er mehr Kamerad als Erzieher, bei Neffen und Nichten hieß er der „zio matto“, der tolle Onkel, dessen Uebermut das junge Volk entzückte. Außerhalb seines Berufes behandelte er das Leben als Karneval. Den Organen der öffentlichen Ordnung ein Schnippchen zu schlagen, war ihm noch wie in der Studentenzeit ein Hochgenuß. Als er einmal Mutter und Schwester in Venedig am Bahnhof abzuholen hatte und eine kleine Verspätung ihm nicht mehr gestattete, ein Perronbillett zu lösen, schob er einfach den Portier mit der herrischen Erklärung, daß er Bahnbeamter sei, zur Seite, belud sich im Nu mit unserem zahlreichen Handgepäck in einer Weise, daß er vor lauter Kofferkanten und Schirmspitzen unnahbar wurde, und stürmte unter dieser Bedeckung mit derselben Gewaltsamkeit wieder durch die Schranken ins Freie. Nicht immer freilich liefen solche Handstreiche glatt ab, oft genug geriet er in ernstliche Konflikte, und es wickelten sich ganze Knäuel von Ungelegenheiten um ihn auf, aber das gehörte ihm mit zum Leben, und schließlich gewöhnte man sich in Venedig so an seine Art und Weise, daß man ihn gewähren ließ. Nirgends hätte seine Freude am Abenteuer, sein Sinn für Romantik und für das Dekorative so viel Befriedigung gefunden wie dort. Aber am Ende wurde dieses Venedig, in das er so gut paßte, daß, wer ihn kannte, die Stadt sich gar nicht mehr ohne ihn denken kann, ihm doch verhängnisvoll, denn es nährte Eigenheiten, die ihm den Aufenthalt an jedem anderen Ort erschwerten, und Gewohnheiten, durch die er seinen felsenstarken Organismus unterwühlte. Das venezianische Nachtleben wurde ihm so zur zweiten Natur, daß es eine völlige Umkehr der Zeiteinteilung bei ihm bewirkte. In der abgeschlossenen Lagunenstadt fehlte es ihm an Bewegung, und auch die Neigung zum Sitzenbleiben beim Glase, wenn er einmal angeregte Gesellschaft traf, wurde durch seine gewöhnliche geistige Isolierung gefördert. Nur in den Sommermonaten in der Dolomitenwelt von San Martino di Castrozza oder in den Umgebungen des lieblich ernsten Feltre kehrte er wieder ganz zur Natur zurück. Das Grün der Wiesen und der Wälder war ihm dann nach der langen Entbehrung ein unsagbares Glück, die kalten, reißenden Bäche kühlten wohltätig sein heißes Blut, er fand den Schlaf der Nächte und die Erquickung der frühen Morgengänge wieder; jeder Baum, jedes kleine Waldpflänzchen, jede Vogelstimme entzückte ihn. Dort haben wir im Sommer 1899 manchen sonnigen Tag zusammen verbracht, und unvergeßlich ist mir seine Gestalt in der Pose eines Flußgottes, mitten im schäumenden Gebirgswasser auf einem Felsblock sitzend, von plätschernder Jugend umspielt, das mächtige Haupt mit Schilf bekränzt, in den zum Wurf erhobenen Händen gewaltige Steine schwingend.

Ein genialer Zug ging durch Alfreds ganzes Wesen, wenn es ihm auch nicht wie dem älteren Bruder gegeben war, Dauerndes zu schaffen und zu begründen. Er war ein Kind des Augenblicks und verstand es im höchsten Grade, das Flüchtige, nie Vorhandene, was man die Gegenwart nennt, zu erfassen und zur Realität zu machen. So schwierig war keine Lage des Lebens, daß er ihr nicht eine heitere, ja komische Seite abzugewinnen gewußt hätte. Auch seine Briefe, in denen sein Wesen sich mit allen Nuancen spiegelte, waren immer kleine Meisterstücke von Humor und Phantasie; überhaupt besaß er ein hervorragendes, wenn auch leider wenig geübtes Talent zur Prosadarstellung, wogegen er niemals ein Gedicht zustande brachte. Es war merkwürdig, wie haarscharf die Natur auch auf diesem Punkt zwischen ihm und seinem älteren Bruder geteilt hatte, denn dieser, dem eine so große lyrische Begabung und eine bewundernswerte Sprachgewandtheit innerhalb der gebundenen Rede zugefallen war, hatte nur einen spröden, dem Ausdruck des inneren Vorgangs widerstrebenden Prosastil.

Alfred war ein glänzender Gesellschafter. Wo er eintrat, brachte er eine reißende Welle von Fröhlichkeit mit sich. Verblüffende Zitate, schlagende Witze und Anekdoten, denen sein angeborenes Sprachgefühl immer eine originelle Färbung gab, quollen nur so von seinen Lippen. Sein eminentes Gedächtnis ließ die nicht geringe Belesenheit, über

[1]) Haben Sie Befehle?

die er verfügte, als etwas Unbegrenztes erscheinen. Von einem Roman behielt er die kleinsten Einzelheiten im Kopfe, und jeden Augenblick konnte er ganze Szenen aus dem Faust oder einen Sophokleischen Chorgesang in der Ursprache rezitieren. Im Griechischen und Lateinischen war er noch so stark, daß er seinen Kindern, die beide, Sohn und Tochter, in Venedig das Gymnasium besuchten, zu Hause selber Nachhilfestunden geben konnte. Ueberhaupt hatte er das Seinige alles immerwährend zur Hand. Mit seinem breitausladenden Wesen und seiner starken Stimme beherrschte er sofort jede Gesellschaft, daß auch der tiefgründige, stillere Bruder Edgar vorübergehend in den Hintergrund trat. Auf diesen übte das impulsive Naturell des Jüngeren gleichfalls einen großen Zauber, und so wenig duldsam er sonst gegen fremde Eigenheiten war, für den Naturzwang, unter dem der völlig anders geartete Alfred stand, hatte er eine wahrhaft väterliche Einsicht, und er wurde niemals müde, die Knoten lösen zu helfen, die jener sich unüberlegt schürzte. Dagegen machte er ihn dann auch zur Zielscheibe seines eigenen Humors, was der andere sich gern gefallen ließ, denn es war einer seiner liebenswürdigsten Züge, daß er sein Ich ganz als Objekt betrachten und herzlich über sich selber lachen konnte. In den 90er Jahren war ihm in seiner Eigenschaft als österreichischer Konsulararzt der Franz Josephsorden verliehen worden, der den in Italien so viel begehrten Cavalieretitel mit sich brachte. Nur wenige Freunde wußten davon, denn der Empfänger machte von diesem Titel keinen Gebrauch, so wenig als er je den Orden anlegte, der vergessen im Grund der Kommode lag. Aber Edgar verfaßte auf die Erhebung in den Ritterstand ein Gedicht, das ich unter dem Titel „Ritter Ralf" seiner im verflossenen Herbst erschienenen Gedichtsammlung einverleibt habe:

Herr Ralf, der ist ein Ritter wert,
Er trägt nicht Speer und trägt nicht Schwert
Und läßt sich doch nicht lumpen.
Er hat den allerbesten Durst,
Und was er trinkt, das ist ihm wurst,
  Er sitzt vor seinem Humpen.

Und wenn er vor dem Humpen sitzt,
Sein Auge rollt und droht und blitzt,
Sind all die andern Lumpen.
Die Stimme mit Trompetenton
Jagt Feind und schier auch Freund davon,
  Er sitzt vor seinem Humpen.

Er stoßt ihn dröhnend auf den Tisch
Und leert ihn, hei, wie gluckst es frisch,
Bis auf den letzten Stumpen.
Mit Zittern füllt der Wirt ihn neu,
Die Gäste lauschen fern und scheu,
  Er sitzt vor seinem Humpen.

Herr Ralf, der ist ein Ritter wert,
Er trägt nicht Speer und trägt nicht Schwert,
Und läßt sich doch nicht lumpen.
Er hat den allerbesten Durst,
Die Welt ist ihm so wurst, so wurst,
  Er sitzt vor seinem Humpen.

Diese sinnenfreudige Kraftnatur, deren Urbehagen in diesen Versen so lustig karikiert ist, war eigentlich immerdar damit beschäftigt, sich selbst zu erleben. Ihm unbewußt, stand die Fülle seines Temperaments als Scheidewand zwischen ihm und der Außenwelt, so daß das Geistige der anderen nicht recht an ihn herankonnte. Als er einmal bei einem Besuch in Florenz einen Band Nietzsche auf meinem Tisch fand, erinnerte er sich plötzlich, mit dem Verfasser, der zu ihm in die Sprechstunde gekommen war, einen Sommer lang intim verkehrt zu haben, da Nietzsche ihn täglich zu langen Spaziergängen auf den Lido abholte und unterwegs mit großem Interesse seinen Ausführungen über naturwissenschaftliche Dinge folgte. Wir wunderten uns beide gleichermaßen bei dieser Entdeckung: e r, daß sein Klient eine so berühmte Person war, i c h, daß man mit Nietzsche verkehrt haben konnte, ohne von seinem Geiste einen Eindruck zu empfangen. Der stille Prophet und Umwerter der Werte war offenbar auf diesen Spaziergängen niemals zu Worte gekommen.

Ein Naturell wie dieses hat eine Anziehungskraft für das Glück; während man sich immerwährend um ihn sorgte, schossen von allen Seiten die glückhaften Zufälle an ihn heran. Er hatte sie auch nötig: Sparen und Rechnen war ihm ganz unmöglich, er wußte kaum, was er einnahm, und alles Geld zerrann ihm in den Händen. Ein beständiges Auf und Nieder in den Lebensverhältnissen, das mit der Flut und Ebbe der ärztlichen Praxis in einer Fremdenstadt zusammenhing, war ihm ein ganz natürlicher Zustand geworden. Obgleich er eine zahlreiche Familie, Kinder und Stiefkinder, durchzubringen hatte, ließ er die Lebensängste nicht an sich heran; er baute auf seinen allzeit hilfsbereiten Freund, den **Deus ex machina**, dem er oft die freudigsten Jubelhymnen anstimmte. Während der ältere Bruder alles seiner festen zielsicheren Lebensführung verdankte, ließ der jüngere sich ganz vom Strome treiben und befand sich dabei im Grunde ebenso gut, denn nicht nur dem Starken, auch dem Liebenswürdigen stehen die Götter bei.

Liebenswürdigkeit war in der Tat der Grundzug seines Wesens, der aus seiner tiefen Liebe zu aller Kreatur entsprang. Hilfreich zu sein, war bei ihm nicht Ausfluß eines Prinzips und einer Weltanschauung, sondern ein Naturinstinkt. Trotz seiner Heftigkeit konnte er gegen niemand einen Groll bewahren; alles löste sich ihm in Humor und Heiterkeit auf; auch wer ihm Schaden getan hatte, stand bald aufs neue in seiner Gunst. Als Familienvater entwickelte er eine geradezu frauenhafte Sorgfalt und Zärtlichkeit. So lange seine Kinder klein waren, wusch und badete er sie selbst, überhaupt nahm er, dem Landesbrauch sich anpassend, einen großen Teil der häuslichen Mühen auf sich. Die Erinnerungen seines Elternhauses pflegte er mit wahrhaft religiöser Andacht; es genügte, ihm mit einem Zitat aus den Werken seines Vaters entgegenzutreten, um ihn für immer gewonnen zu haben. Wer einem seiner Geschwister irgend Liebes erwiesen hatte, war seines feurigsten Dankes gewiß. Wer einen Gruß aus der Heimat brachte, wurde gastfrei aufgenommen. Hundertmal mißbraucht, ließ er sich nie verbittern, sondern kam dem Nächsten mit der gleichen Wärme entgegen. Einer der Gründe, weshalb er Venedig liebte, war, daß er dort das Leiden der Pferde nicht zu sehen brauchte. In den Sommerfrischen auf dem Festland wachte er über das Schicksal aller Tiere im Ort, den Vogelstellern suchte er ihr barbarisches Vergnügen zu verleiden, und wehe dem Kutscher, der vor seinen Augen ein Pferd mißhandelte. Aber bei den Tieren machte seine Liebe noch nicht Halt, auch die Pflanzen schloß er darin ein: Blumen waren seine Wonne, allein er mochte sie nicht pflücken; um ein paar Bergveilchen heimzubringen, schleppte er unverdrossen einen schweren Klumpen feuchter Wolderde mit. In dem vegetationslosen Venedig hielt er sich auf dem Dach des Hauses einen luftigen Garten, zu dem er täglich das Wasser drei Treppen hoch selbst hinauftrug; als er beim Wegzug in eine andere, minder günstige Wohnung genötigt war, die geliebten Pflanzen einem befreundeten Gartenbesitzer zu schenken, war ihm die Trennung von jeder einzelnen ein Schmerz, und er versäumte nicht, sie an ihrem neuen Standort von Zeit zu Zeit zu besuchen. Durch einen blühenden Strauch, den man vor ihn stellte, konnte man einen Ausbruch seiner Heftigkeit abschneiden: in der Betrachtung jeder einzelnen Blüte ging ihm eine Welt von Glückseligkeit auf, und indem er sich den Vorgang bei der Erschließung der Blüte durch die Sonnenstrahlen und ihre Befruchtung durch die den Blütenstaub weitertragenden Insekten vergegenwärtigte, pries er sich glücklich, die Geheimnisse zu kennen, mit denen die Natur hier waltet. Auch darin zeigte sich seine glückliche Anlage, daß er seine Kenntnisse genoß, sie nicht wie die Faust-Naturen bloß als Unzulänglichkeit, sondern als positiven Besitz empfand.

In den letzten Jahren trat dieses sonnenfrohe Leben mehr und mehr auf die Schattenseite. Mit dem

Digitized by Google

zeitweiligen Rückgang des Fremdenverkehrs in Venedig verminderte sich die Praxis, und die Sorgen wurden größer. Die Empfindung bedrückte ihn, daß er mit seinen Kenntnissen und Gaben doch nicht erreicht hatte, wozu er von Natur befähigt war. Der südliche Boden, eine herrliche, aber untergehende Kultur, die jeder Tatkraft einen stumpfen passiven Widerstand entgegensetzt, hatten ihn nicht zur vollen Ausnützung seiner Kräfte kommen lassen; wäre ja doch auch seinem willensstärkeren Bruder Edgar auf deutschem Boden ein viel breiterer Erfolg seines rastlosen Strebens vergönnt gewesen, als er ihn in Italien fand.

Schmerzliche Verluste gesellten sich hinzu, die liebsten Freunde starben nacheinander weg. Zuerst war der alte Pastor Elze gegangen; sein langes schweres Sterben griff dem Arzt und Freunde tief ins Herz, obschon er ihn wie einen Weisen enden sah: noch bis zum letzten Todeskampf dauerten ihre literarischen Debatten fort. Dann kam die Reihe an Ludwig Passini, der, nach Venedig zurückgekehrt, in den Armen meines Bruders verschied. Immer einsamer wurde es um den Geselligen, Liebevollen: sein einziger Sohn ging zur Marine, und man mußte bei jeder Abreise mit der Möglichkeit rechnen, ihn nicht mehr zu sehen. Daß die Tochter im letzten Herbst die Maturitätsprüfung bestand und zur Hochschule nach Padua abging, erfüllte ihn zwar mit Stolz und Freude, allein nun mußte er auch sie entbehren.

Sein bester Trost waren seine Bücher. „Hätte ich nicht die Bücher und meine Welt für mich," schrieb er noch in seinem letzten Brief an eine Freundin, „so wäre ich bettelarm." Im Reichtum seiner geistigen Welt fand er wieder, was ihm das Leben versagte. Mit tiefer Dankbarkeit erkannte er immer an, daß es seine Mutter war, die ihm diesen größten Schatz fürs Leben mitgegeben hatte, denn das Kulturniveau eines Hauses wird durch die Frau bestimmt. Im Palazzo Falier, seiner letzten Wohnung, die er um ihrer historischen Schatten willen liebte, wo es ihm aber nie gelingen wollte, in den weitläufigen öden Räumen das ersehnte häusliche Behagen herzustellen, gab es nur ein Zimmer, in dem er sich völlig zu Hause fühlte. Es war sein Bücherzimmer, dessen reiche Schätze in den letzten Jahren noch durch einen Teil der schönen Bibliothek seines Freundes Elze vermehrt wurden. Dort saß er jetzt halbe Nächte lang. Schon als Kind hatte er sich zuweilen andächtig unter seines Vaters Bücherschrank gesetzt und sich da ganz stille gehalten mit der Erklärung, er sei jetzt im „Bücherland", und so fühlte er noch als Mann: die bloße Nähe der Bücher stimmte ihn höher. Wenn er las, so geschah es mit einer gewissen Vorbereitung, des Abends in Feierstimmung bei angezündeter Pfeife, vor einem Fiasko Wein. Da genoß er dann aus tiefster Seele. Auch in der Lektüre blieb er dem getreu, was er schon in der Jugend geliebt hatte. Mit der italienischen Literatur befreundete er sich niemals, und es war ihm stets ein inniges Anliegen, seinen aus einer italienischen Ehe stammenden Kindern die deutsche Poesie nahe zu bringen, wobei er nur die sprachliche Schwierigkeit nicht richtig einschätzte. Wenn sein Sohn Tristan zu Besuch nach Hause kam, konnte es geschehen, daß er dem Jungen, der sich auf seinen Weltumsegelungen fast nur das zusammengewürfelte Matrosendeutsch hatte aneignen können, nachts am Bette aus dem zweiten Teil des Faust vorlas, erfreut, wenn der Schläfer traumumfangen murmelte: Oh papà, come è bello!

Der Verlust des Bruders brachte den letzten und tiefsten Riß in sein zuvor schon verarmtes Leben. Zu lange hatte ihre beglückende innere Gemeinschaft gedauert, die keine Charakterverschiedenheit und keine äußere Einwirkung jemals zu trüben vermochte. Noch in den letzten Lebenstagen des Aelteren, als dieser sich fast nur noch mit Blicken und Nicken unterhalten konnte, hatten sie ihre neuesten medizinischen Erfahrungen miteinander ausgetauscht. Zwar über den Schmerz riß sein herrliches Naturell den Ueberlebenden hinweg, aber in seinem Dasein blieb eine Lücke, die ihm niemand hätte ausfüllen können. — Es entsprach ganz seiner physischen Anlage, daß der Krankheitssturm, der ihn so bald nach dem Tode des Bruders anfiel, den starken Stamm noch wilder rüttelte und noch schneller fällte. Eine schwere Influenza, die sich mit einem älteren Nierenleiden komplizierte, war die Ursache seines Endes; es scheint aber, daß auch eine Infektion, die er sich vor Jahren am Krankenbette geholt und infolge deren er den Geruchsinn gänzlich verloren hatte, mit zu dem stürmischen Verlauf beitrug. Er war nur vier Tage krank gewesen.

Schwerer Wolkenhimmel hing über der Lagune, und der Sturm peitschte das Wasser des Meeres in den Canal Grande, als der Entschlafene aus dem Portal des alten Dogensitzes auszog, um auf der Wasserstraße die stille Insel San Michele zu erreichen, wo ihn das Flammengrab erwartete. Mitten durch das Getriebe des venetianischen Karnevals ging die Fahrt. Von der Rialto-Brücke beugten sich die Masken herab, bunte Faschingsbänder flatterten auf das Blumenfahrzeug nieder, das Fest des Lebens drängte sich noch einmal heran, um von dem Festfreudigen, Lebensfrohen Abschied zu nehmen. Wind und Wellen schienen sich seinem Auszug zu widersetzen, der Regen goß in Strömen, und schwere Wetterwolken zogen nach, aber seine Gondel kämpfte sich wacker durch den Aufruhr, daß das Geleite kaum folgen konnte. Als von der Toteninsel der Rauch emporstieg, der sein Vergängliches mit hinwegnahm, da hörte der Regen auf, die Wolken teilten sich und die Sonne glänzte.

Geflügelte Worte, Schlagworte und Modewörter.

Von Dr. Wilhelm Feldmann (Leipzig).

Soeben ist abermals eine neue Auflage von Büchmanns „Geflügelten Worten" erschienen. 22 Auflagen, 139 Tausend in 40 Jahren! Diese Zahlen machen die Versicherung unnötig, daß der „Büchmann" zu den Hausbüchern des deutschen Volkes gehört. Aus dem kleinen, unterhaltenden Nachschlagebuch, das 1864 in Stärke von 220 Seiten erschien, ist ein stattliches Sammelwerk geworden, das auf seinen 683 (mit dem vortrefflichen Nachweis 871) Seiten eine Fülle von Wissen und Anregung bietet. An vielen Stellen, wo man sich früher mit dem ersten Beleg für ein geflügeltes Wort in seiner heutigen Form begnügen mußte, werden wir jetzt ausführlich über die Vorgeschichte des Wortes unterrichtet und zu wichtigen Erkenntnissen verschiedenster Art geführt.

Eduard Ippel, der Nachfolger Georg Büchmanns und Walter Robert-tornows, wurde und wird in seinem erfolgreichen Streben, den „Büchmann" zu einem gelehrten Werk von wissenschaftlichem Wert zu erheben, eifrig durch die deutsche Schlagwortforschung unterstützt. Der Schöpfer dieses jüngsten Zweiges der deutschen Wortforschung ist Richard M. Meyer in Berlin mit seiner Abhandlung „Vierhundert Schlagworte" in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik (1900). Meyers genial flüchtige Arbeit regte Albert Gombert, Otto Ladendorf u. a. zu ergänzenden und berichtigenden Aufsätzen an, die größtenteils in Friedrich Kluges Zeitschrift für deutsche Wortforschung erschienen sind. Sie hat ferner die verwandte Modewörterforschung ins Leben gerufen und z. B. den Schreiber dieser Zeilen veranlaßt, eine Reihe von Modewörtern des 18. Jahrhunderts im 6. Band von Kluges Zeitschrift eingehend zu behandeln. Die zerstreuten Ergebnisse der Schlagwortforschung sammelt Otto Ladendorf gegenwärtig zu einem Buch, das als Seitenstück zum „Büchmann" im nächsten Jahr erscheinen wird.

Ehe die kaum begonnene Schlagwortforschung diesen vorläufigen Abschluß finden kann, gilt es, die wichtige Frage zu beantworten: Was ist eigentlich ein Schlagwort? Richard M. Meyer hat diese Frage nicht beantwortet. Er bezeichnet nur als „das Eigentümliche des Schlagwortes", daß es „in rascher Verbreitung ganze Bevölkerungsschichten durchdringt und ihnen unentbehrlich wird." Damit wird aber der Begriff Schlagwort nicht erklärt. Was Meyer von den Schlagworten behauptet, läßt sich mit größerem Recht von den Modewörtern sagen, und von diesen müssen

Digitized by Google

wir die Schlagworte vor allem unterscheiden, um das Wesen der letzteren zu erkennen.

Es ist kein Zufall, daß wir Mode*wörter*, aber Schlag*worte* sagen. Durch die äußere Unterscheidung stellen wir die Schlagwarte über die Modewörter, und mit Recht, denn ein *Modewart* ist immer etwas oft unbewußt Nachgeplappertes, während das *Schlagwort* stets der bewußte Ausdruck eines bestimmten Standpunktes für oder wider ein Streben ist. Das scheint mir das Wesentliche zu sein, und dem entspricht es ja auch, daß wir zu *Schlagwart* hinzuzusetzen pflegen und jedenfalls immer hinzudenken können: einer Partei, einer Richtung in Politik, Kunst oder Wissenschaft, einer bestimmten Menschenart u. dgl.

Richard M. Meyer hat sich, offenbar durch an sich sehr beachtenswerte „redende Belege" — so nennen wir mit Alfred Götze Belegstellen, die nicht nur das Dasein eines Wortes beweisen, sondern zugleich ein Beitrag zu seiner Form- ader Bedeutungsgeschichte sind —, verleiten lassen, manche Wörter als *Schlagwarte* zu behandeln, denen diese Bezeichnung nicht zukommt, und seine Nachfolger sind ihm auch hierin gefolgt. Solche *Nichtschlagworte* sind z. B. *anschneiden* (eine Frage), *blauer Brief*, *Blaubuch*, *Bücherschau*, *Jahrbuch*, *Leihbibliothek* ader *Lesebibliothek*, *Leitartikel*, *Linguist*, *Postkarte*, *Thronrede*. Auch die Frage, wann der „Generalquartiermeister" zum „Chef des Großen Generalstabes" gewarden ist, hat für den Schlagwortforscher ebenso wenig Bedeutung wie die Kunde, wann sich die Offiziere des frommen Wortes *Liebesmahl* für ihre heiteren Kasinofeste bemächtigt haben. Richtige Schlagworte sind dagegen z. B. *Bazillus* als Ausdruck einer bestimmten wissenschaftlichen Anschauung, *edle Einfalt und stille Gräße*, die Forderung Winkelmanns und seiner Anhänger, *eurapäisches Gleichgewicht*, *Recht auf Arbeit*, *Thron und Altar*, *Zukunftsmusik*, das Spottwort der Gegner Richard Wagners.

Große Beliebtheit macht ein Wort noch nicht zum Schlagwort — im Gegenteil, es ist das Schicksal vieler Schlagwarte, sehr beliebt zu werden und dadurch mit Verlust ihrer Eigenheit als Schlagworte zu Modewörtern herabzusinken. Das geschah mit *artig* (gleich *galant*), *Aufklärung*, *empfindsam*, *Fortschritt*, *Grazie*, *Idee*, *Natur*, *Philister*, *Weltbürger* und vielen anderen Wörtern, die der Schlagwortforscher ebenso zu beachten hat wie der Modewortforscher. So nehmen diese beiden oft dasselbe Wart mit Recht fur sich in Anspruch, während die Frage in vielen Fällen ohne weiteres zugunsten des einen oder nnderen entschieden werden kann. Denn durchaus nicht alle Schlagworte werden Modewörter — man denke nur an die lange Reihe der *Eigennamenworte* wie *gaethisieren*, *gottschedisch*, *Grandisanenfieber*, *klopstäckeln*, *siegwartisieren*, *Wertherfieber*! Umgekehrt sind viele Modewörter nie Schlagworte gewesen, z. B. *fatal*, *Jahrtausend*, *staunen*, *süß*, *voll und ganz*. Auch die Modewörter der Reklamesprache wie *erstklassig* und *zivile Preise* haben mit den Schlngworten nichts zu tun. Wenn ich gut unterrichtet bin, gebrauchte Bankdirektor Koch, der Leiter der Deutschen Bank, in der Verhandlung gegen den Mörder Dippold zuerst das geflügelte Wort *erstklassige Menschen*, das von den Gegnern der „oberen Zehntausend" sagleich zum Schlagwort gestempelt wurde. *Schlachtendenker* ist Madewort als übliche Bezeichnung Moltkes — Schlagwort könnte es sein, wenn nicht alle Zeitgenossen darüber einig wären, daß dem großen Feldherrn dieses Ehrenbeiwort wirklich gebührt. Das Schlagwort ist eben niemals allgemeingültig — sobald es das wird, hört es auf, Schlagwort zu sein! *Lektüre*, das Goethe 1772 als Modewort bezeichnet, ist Schlagwort gewesen in der lesewütigen zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als viele Leute ihren Stolz darein setzten, „Personen von Lektüre" zu werden, und sicher ebenso viele diese Sucht verurteilten und verhöhnten. Auch die Wärter *interessant* und *liebenswürdig*, die Goethe 1807 in einem Brief an Frau v. Stein als „Gesellschaftsworte" bezeichnet, sind Schlagworte als bewußter Ausdruck eines bestimmten Standpunktes, d. h. wenn sie im Ernst als Forderung ader spöttisch zur Verhöhnung einer solchen Forderung gebraucht werden, Modewörter aber als allgemein beliebte, bis zum Ueberdruß ausgesprochene Bezeichnungen!

Soviel über den Unterschied zwischen Schlagworten und Modewörtern! Welche von diesen zugleich den *geflügelten Worten* beizuzählen sind, ergibt sich aus Roberttornows Erklärung: „Ein geflügeltes Wort ist ein in weiteren Kreisen des Vaterlandes dauernd angeführter Ausspruch, Ausdruck oder Name, gleichviel welcher Sprache, dessen historischer Urheber oder dessen literarischer Ursprung nachweisbar sind." Eine ganze Reihe von Worten wird also der „Büchmann" mit demselben Recht wie der „Ladendorf" für sich in Anspruch nehmen, aber vieles wird man, falls beide sich in der Beschränkung als Meister zeigen, nur bei einem suchen dürfen. Einzelne Wörter sind zugleich Schlagworte, geflügelte Worte und Modewörter, z. B. *schäne Seele*, dns für Wieland und viele seiner Zeitgenossen gehaltvolles Schlagwort war, dann zum Modewort entwertet wurde und endlich durch Goethes „Bekenntnisse einer schönen Seele" zum geflügelten Wort erhoben ward!

Bücher und Zeitschriften.

Lehrbuch der Meteoralagie. Von *Julius Hann*. Zweite, umgearbeitete Auflage. Mit mehreren Tafeln in Autotypie, verschiedenen Karten und zahlreichen Abbildungen im Text. Vollständig in ca. sechs Lieferungen à 3 Mark. Leipzig 1905, bei C. H. Tauchnitz.

Bei dem lebhaften Interesse und der überaus beifälligen Aufnahme, welche Prof. Hanns „Lehrbuch der Metearalogie" bei seinem ersten Erscheinen weit uber die Fachkreise hinaus zuteil wurden, konnte es nicht wundernehmen, daß schon jetzt, nach Verlauf von kaum vier Jahren, eine neue Auflage dieses ausgezeichneten Lehrbuches notwendig wird. Selbst ein so kurzer Zeitraum hat nun, dank der inzwischen vervollkommneten Hilfsmittel und Forschungsmethoden, genügt, um in verschiedenen Zweigen der Meteorologie bemerkenswerte Fortschritte zutage zu fördern. Aber nicht nur aus diesem Grunde hat der unermüdliche Verfasser sich entschlossen, sein Lehrbuch einer gründlichen Neubearbeitung zu unterziehen: es hat sich vielmehr auch gezeigt, daß einzelne Kapitel der ersten Auflage, deren Inhalt für den Fachmann von größtem Interesse ist, für die Bedürfnisse eines größeren Leserkreises etwas zu ausfuhrlich gehalten waren. In anerkennenswerter Weise hat deshalb Verfasser auch in dieser Hinsicht allenthalben die bessernde Hand angelegt und so, selbstverständlich ohne irgendwelche Schmälerung des wesentlichen Inhaltes, die Reduktion seines Lehrbuches auf einen erheblich geringeren Umfang erreicht. — Die bis jetzt erschienenen beiden ersten Lieferungen, deren jede sechs Druckbogen (Großoktav) umfaßt, enthalten nach einer die allgemeinen Eigenschaften der Atmosphäre behandelnden Einleitung die beiden ersten „Bücher", in denen die Temperaturverhältnisse der festen und flüssigen Erdoberfläche und der Atmosphäre, sowie der Luftdruck ausführlich erörtert werden, und ferner noch einen Teil des dritten Buches, das dem Wasserdampfgehalt der Atmosphäre und seinen Folgeerscheinungen gewidmet ist. Die vortrefflichen Tafeln und Karten, welche eine so wertvolle Beigabe der ersten Auflage bilden, werden — und zwar, soviel man jetzt schon erkennt, in vermehrter Anzahl — auch die neue Auflage zieren. Ein ganz wesentlicher Vorzug der letzteren besteht ferner in der Verbesserung des Druckes und — lust not least — in der Herabsetzung des Anschaffungspreises. So hoffen und wünschen wir denn, daß das Lehrbuch des hervorragenden Wiener Meteorologen in seiner neuen Bearbeitung in den Kreisen der Lehrenden und Lernenden mit dom gleichen Beifall aufgenommen werden möge, dessen die erste Auflage sich in so reichem Maße zu erfreuen hatte.

-rt-

Digitized by Google

Allgemeine Rundschau.

Das Karlsruher Mädchengymnasium.

(Eine Richtigstellung.)

In dem Vortrag von Anna Freund über die Reform des Höheren Mädchenschulwesens, der in Nr. 60 der Beilage d. J. abgedruckt ist, sind auf Seite 476 Angaben über die in Deutschland bestehenden „Gymnasialkurse für Mädchen“ enthalten, welche irrige Vorstellungen über den Charakter des dabei miterwähnten Karlsruher Mädchengymnasiums zu erwecken geeignet sind. Wir erhalten von dem Vorsitzenden des Aufsichtsrates der Höheren Mädchenschule mit Gymnasialabteilung in Karlsruhe, Herrn Bürgermeister Siegrist, folgende Darstellung der dort bestehenden Verhältnisse:

„Zunächst trifft auf das Karlsruher Mädchengymnasium die Bezeichnung „Gymnasialkurs“ nicht zu. Denn das hiesige Mädchen-Gymnasium ist eine von Staat und Stadt gemeinsam begründete, von der staatlichen Unterrichtsbehörde geleitete öffentliche Anstalt, deren sämtliche Lehrer staatlich angestellt sind und deren Abiturientinnen die Großh. Regierung alle Rechte der Abiturienten der Knabengymnasien verliehen hat. Die Abiturientenprüfungen werden am hiesigen Mädchengymnasium in der gleichen Weise abgehalten wie an den Knabengymnasien. Wie oben schon angedeutet, wird das Mädchengymnasium, das an die Höhere Mädchenschule angegliedert ist (mit Gabelung nach der 4. Klasse), vom badischen Staat und der Stadt Karlsruhe gemeinsam unterhalten. Bis 1903 bezahlte der Staat einen Zuschuß von jährlich 3500 Mark, seit 1904 trägt er ein Drittel des persönlichen Aufwands, während die übrigen Kosten (Gebäude, Lehrmittel u. s. w. und zwei Drittel des persönlichen Aufwands) der Stadt zur Last fallen, soweit sie nicht durch das Schulgeld gedeckt werden. Das Schulgeld beträgt jährlich 81 Mark, während es am hiesigen staatlichen Knabengymnasium jährlich 84 Mark und am städtischen (Reform-) Gymnasium (Knaben und Mädchen) 60 Mark jährlich beträgt.

Ganz ähnlich wie in Karlsruhe dürften die Verhältnisse auch in Baden-Baden liegen.“

*

Plautus' „Miles gloriosus“ bei den Somali.

Im letzten Heft der englischen Zeitschrift „Folklore“ erzählt J. W. C. Kirk, Leutnant im 6. afrikanischen Schützen-Regiment, einige bei den Somali gesammelte und nach Diktat der Eingeborenen niedergeschriebene Märchen und Geschichten, worunter Nr. 4 „The Sultan's Wife“ folgendermaßen lautet: Es war einmal ein Sultan, der hatte einen Sohn. Und der Sohn sagte zu ihm: „Ich will heiraten.“ Da gab ihm der Sultan viele schöne Dinge, zu Geschenken geeignet, und auch ein Schiff. Des Sultans Sohn schiffte sich darauf ein und fuhr in eine Stadt, wo ein anderer Sultan herrschte, mit dem er sich anfreundete und der ihm ein Haus schenkte. Der junge Mann machte nun einen Gang zwischen dem Haus, in dem er wohnte, und des Sultans Haus und gewann die Gunst von des Sultans Weib. Eines Tages sprach er zu des Sultans Gattin: „Bereite ein Mahl, gerade so, wie du gewohnt bist, es für den Sultan zu bereiten.“ Und er ging zu diesem und sagte: „Willst du zur Nacht mit mir speisen, Sultan?“ Und der Sultan erwiderte: „Gern und gut.“ Jetzt sprach der junge Mann zu des Sultans Weib: „Den Abend, wenn ich und der Sultan zur Tafel sitzen, will ich, daß du uns die von dir bereiteten Speisen reichst.“ Das Weib sagte: „Der Sultan wird mich erkennen.“ Und der Jüngling: „Er wird dich nicht erkennen; ich werde ihm sagen, du seist meine Frau.“ Und sie schloß: „Wenn er mich nicht erkennt, will ich als dein Weib mit dir fortgehen.“ Zur Nacht kam der Sultan nach Hause, legte prächtige Gewänder an und ging zu des Jünglings Haus. Und seine Frau ging durch den heimlichen Gang und kam ebenfalls in des Jünglings Haus. Dann reichte sie dem Sultan und seinem Gastgeber die Speisen. Der Sultan glaubte sein Weib zu erkennen, sprang von seinem Sitze auf und eilte nach seinem Hause. Aber ehe er es noch erreicht hatte, war die Frau durch den heimlichen Gang dahin gelangt und der Sultan traf sie auf ihrem Bette sitzend an. Als er sie da sah, lief er sofort in das Haus des jungen Mannes zurück, während sein Weib den anderen Weg benützte, und wieder sah er sie dort. Der junge Mann sprach während des Essens zu ihm: „Dachtest du, daß das Weib, das uns das Essen reichte, deine Gattin sei? Dies Weib ist meine Gattin.“ Und der Sultan blieb ruhig sitzen. Den nächsten Morgen sagte der Jüngling zum Sultan: „Ich will jetzt weiter segeln.“ Und jener billigte es. Darauf sprach sich der Jüngling mit der Sultansgattin aus: „Am nächsten Morgen gehe durch den heimlichen Gang, dann fahren wir zusammen ab!“ Das Weib kam und er nahm sie auf das Schiff und sie fuhren ab. Und der junge Mann, der mit des Sultans Weib davongegangen war, machte sie zu seiner Frau. — In einer kurzen Nachschrift zu dem Text dieser Somali-Erzählungen macht E. S. Hartland darauf aufmerksam, daß bei den meisten derselben etwas fehlt, und daß diese Tunnelgeschichte vielfach am Mittelmeer vorkommt. Hier fehlt vor allem die „Moral“, die wohl die ist, daß der leichtgläubige Sultan, der noch dazu die nach seinem Geschmack von seiner Frau bereiteten Speisen genießt und sie doch nicht erkennt, für seine Torheit durch den Verlust der Gattin gestraft wird. Mr. Hartland spricht etwas vag von arabischer Vermittelung dieser Erzählung: nun, sie liegt doch in der „Geschichte vom Fleischhauer, seiner Gattin und dem Soldaten“, oder wie sie auch heißt „Geschichte des Gerbers und seiner Frau“ in Tausend und eine Nacht vor, wenn auch der somalische Sultan nicht vorgespiegelt bekommt, daß eine durchaus ähnliche Schwester seiner Gattin in dem Nachbarhause lebt. Daß aber der Geschichte aus Tausend und eine Nacht und der Somali-Erzählung nichts anderes zugrunde liegt als der durch Plautus' „Miles gloriosus“ erhaltene attische Lustspielstoff des Alazon, den ein Nachahmer Menanders um 287 v. Chr. gedichtet haben mag, hat der englische Herausgeber der Somali-Erzählung nicht erwähnt. Ob Plautus noch ein anderes Stück mitverarbeitet hat, tut ja hier nichts zur Sache: Um Pleusikles, der im Nachbarhause seine Wohnung aufgeschlagen hat, Gelegenheit zu geben, mit der Philocomasium ungestört zusammen zu kommen, wird die Wand zwischen der Wohnung des prahlerischen Soldaten und dem Nachbarhaus durchbrochen. Als nun der Wächter des Mädchens dasselbe einmal in den Armen eines anderen in dem Nachbarhause entdeckt hatte, wurde diesem Wächter ein reizendes Doppelspiel vorgeführt, in dem Philocomasium bald in dem einen, bald in dem anderen Hause erscheint. Seine Ungläubigkeit wird durch die Finte beschwichtigt, es sei die ganz gleich aussehende Schwester der Philocomasium angekommen und im Nachbarhause eingekehrt (Schanz, Römische Literaturgeschichte 1, 2, 50 ff.). Seitdem Otto Ribbecks prachtvolle ethologische Studie „Alazon“ erschienen ist (1882), ist die zuerst von Erwin Rohde und W. Bacher gefundene Uebereinstimmung (s. Alazon S. 72 ff.) auf die Einwirkung der griechischen Bühne, deren Stoffe durch die Truppen „dionysischer Künstler“ bis nach Indien vorgedrungen sind, zurückgeführt worden. Wir dürfen also annehmen, daß der arabische Geschichtenerzähler — der von Tausend und eine Nacht — seinen Stoff allerdings durch nicht mehr nachzuweisende Zwischenglieder der griechischen Bühne verdankte. Ribbeck denkt an die Komödie, Reich in seinem neuen Buch „Der Mimus“ überträgt die Vermittlerrolle dem Mimus, der sich solch ein lustiges Situationsspiel, wie das durch den Tunnel oder die durchbrochene Wand geschaffene, gewiß nicht entgehen ließ. Und obwohl der Erzähler der Somali-Geschichten ausdrücklich erwähnt, daß sein Gewährsmann kein Arabisch verstand, müssen wir doch unmittelbare arabische Quelle dafür annehmen, während der lange Weg des Motivs von der griechischen Komödie aus via Mimus (Plautus ist Seitenlinie) zu dem Orient geführt hat.

M.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Zur Zitierung von Rechtsquellen, Entscheidungen und wissenschaftlichen Werken. Aus Baden wird uns geschrieben: Der Deutsche Juristentag hat im letzten Jahre Vorschläge für die Art der Anführung von Rechtsquellen, Entscheidungen und wissenschaftlichen Werken gemacht und den Wunsch daran geknüpft,

Digitized by Google

es möchten diese Vorschläge möglichst allgemein, auch im Geschäftsverkehr der Behörden, zur Anwendung gelangen. Wie wir hören, hat in den letzten Tagen das Ministerium des Innern die ihm unterstellten Behörden auf die vom Juristentag gemachten Vorschläge hingewiesen und dieselben zur Danachachtung empfohlen. Selbstverständlich bleibt es der Erwägung im Einzelfall vorbehalten, ob von diesen Abkürzungen überhaupt Gebrauch gemacht werden soll; es wird dabei in Betracht zu ziehen sein, an welche Personen und Stellen die betreffende Entschließung u. dergl. gerichtet ist.

H. Schiller-Feier in Baden. Nach einer soeben erlassenen Verordnung des Oberschulrats sollen am 9. Mai d. J. in sämtlichen Gemeinden des badischen Landes die Volksschüler der oberen Schuljahre in feierlicher Weise auf den Lebensgang und die Bedeutung des Dichters aufmerksam gemacht werden. An die Ansprache des Lehrers soll sich der Vortrag von Gesängen und Schillerschen Gedichten anschließen. Der Unterricht darf an diesem Tage ausgesetzt werden.

* Medizinisches. Mit 128 gegen 25 Stimmen hat sich der Aerztliche Verein in Hamburg gegen die Gründung einer Akademie für praktische Medizin in Hamburg ausgesprochen. Die Fortbildung der praktischen Aerzte könne in Hamburg auf dem Wege des Ausbaues der Fortbildungskurse in den Staatskrankenhäusern erreicht werden. „Der Aerztliche Verein schließt sich den ärztlichen Vereinen in Köln, Düsseldorf und Frankfurt a. M. an und spricht sich nachdrücklichst gegen die Gründung einer Akademie in Hamburg aus, solange nicht Endziele, Zweckmäßigkeit und Erfolge der bestehenden Kölner Akademie feststehen und bis sich die Erfolge des gerade jetzt in Kraft tretenden praktischen Jahres auf die Ausbildung der Mediziner übersehen lassen."

* Bibliothekarisches. An der kgl. Bibliothek zu Berlin tritt bereits zum 1. April eine neue Benutzungsordnung in Kraft, durch welche diese Anstalt in weit höherem Maße als jetzt den Charakter einer „Präsenzbibliothek" erhalten wird. Die Leihfrist für entliehene Bücher wird von vier Wochen auf drei Wochen herabgesetzt, und eine Verlängerung soll unter keinen Umständen eintreten.

* Personalien. Der bekannte Orientalist Prof. Dr. Moritz Steinschneider in Berlin ist am Mittwoch in sein neunzigstes Lebensjahr eingetreten. Der Gelehrte, der seit 60 Jahren als Lehrer und Forscher in Berlin tätig ist und viele Jahre hindurch unter dem Titel eines Hilfsarbeiters auch der dortigen Königlichen Bibliothek wertvolle Dienste leistete, erfreut sich noch großer geistiger Rüstigkeit. — Dem Bibliothekar bei der Königlichen Kriegsakademie zu Berlin, Hauptmann a. D. v. Scharfenort ist das Prädikat „Professor" beigelegt worden.

※

Hochschulnachrichten.

* Berlin. Der Physiker Professor Dr. Wilhelm Nernst ist zum Geheimen Regierungsrat ernannt worden.

dr. Jena. Die innere bauliche Anordnung des neuen Universitätsgebäudes steht nunmehr nach verschiedentlichen Abänderungen des Bauprogramms fest. Danach wird das bis zum Jubiläumsjahr der Jenaer Universität 1908 fertigzustellende Kollegiengebäude eine Aula mit Galerien, ein Auditorium maximum mit 200 Sitzplätzen und außer einer Reihe verschieden großer Hörsäle zehn Seminarzimmer enthalten. Auch wird ein Karzer eingerichtet werden, so daß der gegenwärtig in Gebrauch befindliche, mit vielen Inschriften und Malereien von Studentenhand „gezierte" Karzer nur noch „historische" Bedeutung behalten wird.

* Rostock. Der Professor der Physik Dr. Matthiesen wird nach der Täglichen Rundschau vom nächsten Semester an aus Altersrücksichten nicht mehr lesen. Prof. Matthiesen steht im 75. Lebensjahr und hat den Rostocker Lehrstuhl für Physik seit 30 Jahren inne.

* Aus Oesterreich. Der Privatdozent an der Universität Wien Gerichtsadjunkt Dr. Robert Ritter v. Mayr ist zum außerordentlichen Professor des österreichischen Zivilrechts an der Universität Czernowitz ernannt worden.

※

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Hugo Schmerber: Die Schlange des Paradieses. Mit 3 Tafeln. (Zur Kunstgeschichte des Auslandes. Heft XXXI.) Strassburg 1905. J. H. E. Heitz (Heitz u. Mündel). — Wilhelm Suida: Florentinische Maler um die Mitte des 14. Jahrhunderts. Mit 34 Lichtdrucktafeln. Zur Kunstgeschichte des Auslandes. Heft XXXII.) Ebenda 1905. — Dr. Ludwig Haas: Die Einigung des Liberalismus und der Demokratie. (Flugschriften der Deutschen Volkspartei. Herausgegeben vom Engeren Ausschuss. 8.) Frankfurt a. M. 1905. J. D. Sauerländer. — Dr. Heinrich Pohl: Die Entstehung des belgischen Staates und des Norddeutschen Bundes. Eine staatsrechtliche Studie. (Abhandlungen aus dem Staats-, Verwaltungs- und Völkerrecht. Herausgegeben von Dr. Philipp Zorn und Dr. Fritz Stier-Somlo. Band I. Heft 1.) Tübingen 1905. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 54 S. — Neue Hamanniana. Briefe und andere Dokumente. Erstmals herausgegeben von Dr. Heinrich Weber. Mit einer Faksimile-Beilage. München 1905. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 183 S. — Die Volksunterhaltung. Zeitschrift für die gesamten Bestrebungen auf dem Gebiete der Volksunterhaltung. Herausgegeben von Raphael Löwenfeld. (VII. Jahrgang. Nr. 1.) Berlin. Volksunterhaltungs-Verlag. — Willibald Müller: Um Sprache und Glauben. Roman. Olmütz 1905. Laurenz Kullil. 300 S. — Arthur Kurtz: Machtloser Teufel. (Phantasie-Gemälde.) Wien 1905. Selbstverlag. — Hugo Kerchnawe, Hauptmann des k. u. k. Generalstabskorps: Kavallerieverwendung, Aufklärung und Armeeführung bei der Hauptarmee in den entscheidenden Tagen vor Leipzig (2. bis 14. Oktober 1813). Wien 1904. L. W. Seidel u. Sohn. 247 S. — Max Mendheim: Gedichte. Leipzig 1905. Alfred Hahn. 80 S. — Carl Paul, Pfarrer in Lorenzkirch: Abessinien und die evangelische Kirche. Dresden u. Leipzig 1905. C. Ludwig Ungelenk. 148 S. — Dr. med. A. Legahn: Physiologische Chemie. (Erster Teil: Assimilation. Mit 2 Tafeln. Zweiter Teil: Dissimilation. Mit einer Tafel.) Leipzig 1905. G. J. Göschen. 134 und 138 S. — Dr. J. Fromer (Elias Jakob): Das Wesen des Judentums (Kulturprobleme der Gegenwart. Herausgegeben von Leo Berg. Zweite Serie. Band I.) Berlin, Leipzig, Paris 1905 Hupeden u. Merzyn. — Anton Munsch: Die Sensation von Monte Carlo. München 1905. Carl Hanshalter. 71 S. — Dr. Karl Jacob, Privatdozent der Geschichte in Tübingen: Bismarck und die Erwerbung Elsass-Lothringens 1870/71. Strassburg 1905. E. van Hauten. 148 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen! (12723) k

Paul Heyse:

Die thörichten Jungfrauen

Lustspiel in 3 Akten

Geheftet M. 1.60

Ein Canadier

Drama in 3 Akten

Geheftet M. 1.60

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Otto Nordenskjölds Südpolarfahrt.

Der Schilderung der letzten deutschen Südpolar-Expedition aus der Feder ihres Leiters E. v. Drygalski, auf die wir im November vorigen Jahres an dieser Stelle (siehe Nr. 260 der Beilage, 1904) ausführlich hinwiesen, ist rasch auch eine zusammenfassende Darstellung der Erlebnisse der fast gleichzeitigen schwedischen Expedition ins antarktische Gebiet gefolgt.[1] Otto Nordenskjöld, der Führer dieser zweiten wissenschaftlichen Argonautenschar, hat sich mit dreien seiner Gefährten (seinem jungen geologischen Mitarbeiter J. Gunnar Andersson, dem Kapitän der „Antarctic“, C. A. Larsen, und dem Botaniker der Expedition, C. Skottsberg) in die Ausarbeitung dieses vorläufigen Reiseberichts geteilt. Eine solche Arbeitsteilung lag in den äußeren Schicksalen der Expedition begründet, die durch eine besondere Verkettung von Umständen in drei Gruppen zersprengt wurde, von denen jede auf einer anderen Insel des Südpolarmeeres, ohne voneinander Bestimmtes zu wissen und zum Teil ohne hinreichende Hilfsmittel, einen langen dunklen Winter verbrachten. Es mußte also über drei gesonderte polare Winterkampagnen berichtet werden, und hierzu gesellten sich noch die Schilderung des letzten Kampfes der „Antarctic“ gegen die zermalmende Macht des Eises und die Erzählung von der geradezu wunderbaren Befreiung der Angehörigen aller drei Gruppen durch das argentinische Rettungsschiff, die „Uruguay“.

Daß alle diese Einzelberichte in die Hände der an den gesonderten Vorgängen an erster Stelle teilnehmenden Mitglieder der Expedition gelegt wurden, erscheint von vornherein selbstverständlich und verleiht dem Werke den Charakter einer gewissen Buntheit und äußeren Belebtheit. Auch der Eindruck der Unmittelbarkeit und Frische in der Schilderung ist durch den in allen Berichten festgehaltenen persönlichen Ton der Berichterstattung nicht unwesentlich verstärkt. Aber auf der anderen Seite ist die Uebersicht über das Gesamtergebnis der Expedition und besonders über den Gang und die Anordnung der wissenschaftlichen Beobachtungen und Untersuchungen durch die Zerlegung der Darstellung in Einzelberichte bedeutend erschwert. Wir vermissen in diesem Reisebericht, so spannend er sich in seinen einzelnen Abschnitten auch liest, den schönen, durchgehenden großen Zug des Planvollen, der die Drygalskische Schilderung von den Erlebnissen und Arbeiten der deutschen Südpolar-Expedition auszeichnet und ihr einen dauernden Platz in der Literatur der Polarreisen sichert.

Freilich hat E. v. Drygalski für seine Darstellung den Vorteil gehabt, daß der im ganzen ruhige und einheitliche Verlauf des von ihm geleiteten Unternehmens die Herausarbeitung der wissenschaftlichen Aufgaben und ihrer Durchführung begünstigte. In den Berichten von der Nordenskjöldschen Expedition mußte das Wechselvolle der äußeren Schicksale ganz von selbst die wissenschaftlichen Gesichtspunkte mehr in den Hintergrund drängen. So ist es denn gar nicht unmöglich, daß das Nordenskjöldsche Werk eine größere Popularität als das Drygalskische auch bei uns in Deutschland finden werde, zumal da die Uebersetzung, in der es den deutschen Lesern dargeboten wird, ganz vortrefflich ist und sich wie ein gutes Original liest. Aber es wäre zu bedauern, wenn das eine dieser beiden Werke dem anderen den Platz verengen sollte. Selten ist in der Geschichte der Reiseliteratur so eindringlich wie hier der Fall aufgetreten, daß zwei Werke sich zu einem schönen und wertvollen Gesamteindruck ergänzen. Man muß sie, in der Tat, beide lesen, wenn man einen vollständigen Begriff von dem Wesen und den Gefahren der Forschungsarbeit in den antarktischen Gebieten gewinnen will. Was dem einen an Buntheit der äußeren Erlebnisse etwa abgeht, findet sich überreich in dem anderen vor; was wir hier an planvoller Darlegung der eigentlichen wissenschaftlichen Arbeit vermissen, ist dort in einem schönen und lichtvollen Ganzen und in wahrhaft künstlerischer Anordnung vor unseren Augen ausgebreitet.

Schon von rein geographischem Gesichtspunkte aus betrachtet, bietet Nordenskjöld eine interessante Ergänzung zu Drygalski. Der Vorstoß des letzteren von Südafrika aus nach der Antarktis galt ihrer östlichen Umgrenzung, während der schwedische Forscher von der Südspitze Amerikas aus an die West-Antarktis heranging. Die Angriffspunkte der beiden Reisenden liegen sich also auf dem Südpolarkreis diametral gegenüber und auch ihr Eindringen in die dem antarktischen Kontinente vorgelagerten Eismassen vollzog sich annähernd bis zu den gleichen südlichen Breiten. Wir sehen östlich und westlich zu gleicher Zeit zwei Forscherscharen nahezu auf derselben Kreisperipherie in ihren Winterquartieren die Messungs- und Beobachtungsarbeiten vollziehen, die zur Lösung der vielen über jenem dunklen Gebiete noch schwebenden Fragen physikalischer, meteorologischer, botanischer und zoologischer Art dienen sollen. Es sind auch nahezu die gleichen klimatischen Bedingungen, unter denen sich ihre schwere und aufopferungsreiche Tätigkeit abspielt. Obwohl durch die ganze Breite des südlichen Kontinents voneinander getrennt und nur wie winzige schwarze Pünktchen hüben und drüben an dem unermeßlichen Eisrande klebend, sind doch die beiden Expeditionen in ihren Arbeiten von denselben Grundgedanken geleitet,

[1] Antarctic. Zwei Jahre in Schnee und Eis am Südpol von Otto Nordenskjöld, J. Gunnar Andersson, C. A. Larsen und C. Skottsberg. Nach dem schwedischen Original ins Deutsche übertragen von Mathilde Mann. Mit 300 Abbildungen und 4 Karten. 2 Bände. Preis 12 M. Berlin 1904. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Digitized by Google

von denselben wissenschaftlichen Absichten beseelt, von dem gleichen heiligen Eifer für eine ideale Aufgabe durchglüht. Unsichtbare Fäden sind es, die die allgemeine, jeden nationalen Sondergedanken überragende Wissenschaft über die Nebel und Eismassen der dunklen Antarktis hinweg zwischen ihnen und ihren Bestrebungen hin und her spinnt, und obwohl durch Jahre hindurch keine von dem Ergehen und den Forschungsergebnissen der anderen Kunde erhält, sind sie sich doch bewußt, daß sie beide im Grunde einander in die Hände arbeiten.

*

Nordenskjöld faßte den Plan zu seiner Forschungsreise in die Antarktis, als die Vorarbeiten für die deutsche Südpolar-Expedition unter E. v. Drygalski und für die englische an die Küste des Viktoria-Landes unter Kapitän R. Scott schon ziemlich weit vorgeschritten waren. Er ging von dem richtigen Gedanken aus, daß die Forschungsfelder der beiden genannten Expeditionen einander dem Plane nach verhältnismäßig nahe lagen und daß die beschlossene Untersuchung der südlichen Polargebiete nur dann einigermaßen vollständig ausfallen könne, wenn noch eine dritte Expedition in die westliche Antarktis mit einem Stützpunkt irgendwo in den südlich von Südamerika gelegenen Gebieten zustande käme. Die ursprünglich bestehenden Aussichten, daß eine solche Expedition von den Vereinigten Staaten unternommen werden würde, waren gescheitert; dafür aber hatte Argentinien die Verpflichtung übernommen, an der Küste des Feuerlandes ein magnetisch-meteorologisches Observatorium anzulegen und dort regelmäßige Beobachtungen nach demselben Plane wie die übrigen Expeditionen vorzunehmen. Hierdurch war auf der westlichen Hemisphäre schon ein Stützpunkt für die Observation geschaffen, der dem der deutschen Station auf den Kerguelen entsprach. Und von diesem Stützpunkte ausgehend, konnte wohl mit verhältnismäßig geringen Mitteln eine Fahrt nach der nördlichen und östlichen Küste des Grahamlandes und des König Oskar-Landes unternommen, vielleicht auch das Eindringen in das sogenannte Weddell-Meer versucht und eine Ueberwinterung an einem geeigneten Punkte jener Gegenden ins Auge gefaßt werden. Den Blick des Geologen — O. Nordenskjölds Studiengebiet ist in erster Linie die Geologie — hatten wohl zunächst die Entdeckung des König Oskar-Landes durch den norwegischen Kapitän Larsen und die Auffindung tertiärer Versteinerungen auf der Seymour-Insel auf jene Küsten der westlichen Antarktis gelenkt; sein wissenschaftlicher Sinn sehnte sich nach Beobachtungen, die es ermöglichen konnten, die Verteilung der Tiere und Pflanzen und ihre Wanderung auf der südlichen Halbkugel zu erklären, wie auch die klimatischen Verhältnisse früherer Perioden zu ergründen. Daß er den Problemen, die im Anschluß daran für die Meteorologie, für die erdmagnetische Beobachtung und vor allem auch für die Biologie aus dem Dunkel der Antarktis erwachsen, in gleicher Weise sein Interesse zuwandte, war für den Neffen des Unternehmers der berühmten Vega-Fahrt, Adolf Nordenskjöld, wohl selbstverständlich.

Zu Beginn des Jahres 1900 legte der junge schwedische Forscher — er steht heute im 36. Lebensjahre — seinen in allen Einzelheiten ausgearbeiteten Plan zum erstenmal der Schwedischen Gesellschaft für Geographie und Anthropologie vor. Schon einige Wochen später konnte er von dem Großkaufmann A. Röhß den ersten Beitrag von 10,000 M. für sein Unternehmen entgegennehmen und rasch gediehen die Vorbereitungen für dessen Ausführung. O. Nordenskjöld wurde in ihnen zunächst noch dadurch unterbrochen, daß er im Jahre 1900 als Geolog die dänische wissenschaftliche Expedition begleitete, die unter Führung G. Amdrups an Bord des Polardampfers „Antarctic" nach Ostgrönland abging. Doch hatte diese Unterbrechung für ihn den Vorteil, daß er ein gutes und bequemes kleineres Schiff kennen lernte, welches für seine antarktischen Zwecke durchaus geeignet zu sein schien, und daß ihm nach seiner Rückkehr aus Grönland dieses Schiff für eine Summe zum Kauf angeboten wurde, die bedeutend hinter seinem Werte zurückstand. Die „Antarctic" war allerdings ein schon recht altes Schiff und hatte für den Seehundsfang wie für die Forschung (unter Nathorst) schon in den nördlichen wie in den südlichen Eismeeren seit dreißig Jahren gedient, aber durch einen durchgreifenden Umbau und gründliche Reparaturen schien sie wieder auf den ihrer wichtigen Aufgabe entsprechenden Stand gebracht worden zu sein. Ob sich in der Beurteilung der Widerstandsfähigkeit dieses alten Schiffes gegen den Druck des Packeises die schwedischen Südpolarfahrer nicht doch getäuscht hatten, bleibt eine offene Frage. C. Skottsberg, der seinen späteren Untergang im Kampf mit den Eisschollen höchst anschaulich beschreibt, meint, daß wohl auch ein neues Schiff — es sei denn so gebaut gewesen wie die „Fram" oder, so fügen wir hinzu, wie der „Gauß" — jener tödlichen Umarmung durch das Eis nicht widerstanden haben würde. Man habe am Leck deutlich sehen können, daß das Holz der „Antarctic" noch frisch war.

In dem bekannten Eismeerschiffer C. A. Larsen fand Nordenskjöld bald den geeigneten Führer für sein Schiff, in J. Gunnar Andersson die tüchtige wissenschaftliche Kraft, die ihn, während er die beabsichtigte Ueberwinterung auf einer Landstation unternahm, in der Leitung der weiterfahrenden Schiffsexpedition vertreten konnte. Eine frische Schar von wissenschaftlichen Mitarbeitern und von Seeleuten — alles Schweden oder Norweger — schloß sich im Laufe des Jahres 1901 um diese drei Männer. Später traten zu ihnen noch der argentinische Marine-Offizier J. M. Sobral als hervorragend tüchtiger Teilnehmer an den astronomischen und hydrographischen Arbeiten und der nordamerikanische Landschaftsmaler F. W. Stokes, der schon Pearys Grönlandsexpedition 1893—1894 mitgemacht hatte.

Am 16. Oktober 1901 trat die „Antarctic" von Göteborg aus ihre Reise an, um zunächst nach Buenos Aires zu fahren. Die Reisevorbereitungen hatten sehr beschleunigt werden müssen, denn es kam Nordenskjöld darauf an, noch im Laufe des südpolaren Sommers in die Eisregion zu gelangen. Nach während der Fahrt mußten Einrichtungsarbeiten im Schiffe vorgenommen werden. Auch die Einsammlung von privaten Beiträgen hatte vor der Ausreise nicht in dem wohl wünschenswerten Maße zu Ende geführt werden können. „Ich glaube kaum," sagt Nordenskjöld, „daß je eine Expedition von ähnlichem Umfange wie die unsere über eine geringere Summe verfügt hat, wie sie mir zu Gebote stand. Wenn es trotzdem möglich war, unsere Unternehmung zur Ausführung zu bringen, so beruht dies in der Hauptsache auf der großartigen Unterstützung, die uns in Form von Naturatiengaben zuteil wurde."

Diese Ueberstürzung in den Vorbereitungen hat wohl zum Teil die äußeren Schwierigkeiten mit geschaffen oder sie wenigstens verschärft, unter denen die Teilnehmer der Expedition später zu leiden hatten. Um so bewunderungswürdiger ist die Energie, mit der diese, bei oft mangelhaften Hilfsmitteln und noch mangelhafterer Verproviantierung, das leisteten und aushielten, was ihnen zu leisten und zu ertragen beschieden war.

*

Die äußeren Erlebnisse der Expedition kann man — wie dies übrigens auch in dem Reisewerke geschehen ist — in drei Gruppen gliedern. Die erste umfaßt die Fahrt der noch ungetrennten Teilnehmerschaft über die Falklandsinseln, die Staateninsel und die Süd-Shetlands-Inseln nach der West-Antarktis, die Anlegung einer Winterstation am Snow Hill und die zweimalige Ueberwinterung des dort unter Nordenskjölds Leitung zurückgebliebenen kleineren Teils der Expeditionsmitglieder. Die Ankunft an der östlichen Küste der James Roß-Insel, in deren Nähe der Snow Hill liegt, fand schon zu Beginn des Januar 1902 statt, die „Antarctic" konnte den Südpolarsommer noch zu einem Abstecher weiter nach Osten hin ins Weddell-Meer benutzen, um dann im Laufe des Februar, nach Ausschiffung der Ausrüstung der Winterstation und der auf die Dauer von 20 Monaten berechneten Verproviantierung ihre Rückkehr nach der südlichen Spitze von Südamerika

anzutreten. Das Leben auf der Winterstation während des ersten Winters, die von dort nach dem Süden, d. h. an die Ostküste des König Oskar-Landes und später nach der Seymour-Insel unternommenen Schlittenexpeditionen und das vergebliche Harren auf die Rückkehr der „Antarctic“ durch den folgenden Sommer und den zweiten Winter hindurch bilden den Hauptinhalt dieser ersten, von Nordenskjöld selbst geschilderten Gruppe der Reise-Erlebnisse.

Die zweite Gruppe hat zu ihrem geistigen Mittelpunkt den jungen Geologen J. Gunnar Andersson, der mit der nach den Falklands-Inseln zurückgekehrten „Antarctic“ während des südpolaren Winters 1902 zunächst wissenschaftliche Forschungsreisen nach Süd-Georgien und nach Feuerland unternahm, um dann im November zur Abholung Nordenskjölds und seiner Begleiter aufs neue nach dem eisigen Süden vorzustoßen. Das Schiff fand diesmal den Weg zum Snow Hill durch Eismassen versperrt und Andersson ließ sich mit zweien der Expeditionsteilnehmer, dem Leutnant Duse und dem Seemann Grunden, in der Hoffnungsbai ans Land setzen, um von dort zu Schlitten über die Vega- und James Roß-Inseln hinweg den Snow Hill zu erreichen. Ihr erster Versuch war erfolglos. Sie mußten nach unglaublichen Anstrengungen zu ihrem Depot in der Hoffnungsbai zurückkehren und dort, da die „Antarctic“ unterdessen wieder nach Norden abgefahren war, vom März bis zum September 1903 in einer selbsterbauten Steinhütte unter den fürchterlichsten Entbehrungen und Drangsalen überwintern. Ein neuer Vorstoß zum Snow Hill hin, den sie beim Herannahen des südpolaren Sommers im Oktober 1903 unternahmen, führte zu dem wunderbaren Zusammentreffen mit Nordenskjöld in der Begegnungsbucht, wohin dieser auf einer nach Norden hin unternommenen Schlittenreise gekommen war.

Die dritte Gruppe der Erlebnisse endlich umfaßt den Untergang der „Antarctic“ bald nach ihrer Abfahrt von der Hoffnungsbai in den Schraubeistälern südlich von der Paulet-Insel, den gefahrvollen Rückzug der nach den zweimaligen Ausschiffungen noch übrig gebliebenen Schiffsmannschaft über das Treibeis hinweg an den Strand dieser Insel und die Ueberwinterung dieser Mannschaft in einer ebenfalls selbst erbauten Steinhütte bei mangelndem Proviant. Am Ende des Winters, im Oktober 1903, unternimmt Kapitän Larsen mit zwei Begleitern auf einem Ruderboote einen Vorstoß nach dem Süden zum Snow Hill hin und trifft dort — ein fast romanhafter glücklicher Zufall! — gerade in dem Augenblicke ein, als das argentinische Schiff „Uruguay“, das zur Rettung der überfälligen Expedition nach dem Snow Hill glücklich durchgedrungen war, sich anschickt, mit Nordenskjöld und seinen Leuten und den drei Männern aus der Hoffnungsbai, die sich wenige Tage zuvor nach dem wunderbaren Zusammentreffen in der Bucht der guten Begegnung sich ihnen wieder angeschlossen hatten, nach dem Norden abzufahren. Wenn Larsen nur um einen Tag später in Snow Hill eingetraffen wäre, würde er die Winterstation schan verlassen gefunden haben; die auf der Paulet-Insel Zurückgebliebenen wären dann rettungslos verloren gewesen, denn keinerlei Kunde war vorher von dem Schicksal der „Antarctic“ und dem Verbleib ihrer Besatzung zum Snow Hill gedrungen.

Das Wunderbare der glücklichen und fast auf den Tag zutreffenden Wiedervereinigung der drei zersprengten Gruppen der Expedition und ihrer dadurch allein möglich gewordenen Rettung verleiht dem Abschluß dieser wissenschaftlichen Argonautenfahrt einen fast romanhaften Zug. Die Abschnitte, in denen von diesem Wiederfinden der zerstreut gewesenen Expeditionsteilnehmer erzählt wird, werden darum mit besonderer Spannung und Rührung gelesen werden. Aber nicht minder anregend auf die Phantasie wirken die Schilderungen von den Ueberwinterungen der drei Gruppen. Vor allem die lebendige und zum Teil humorvolle Darstellung, die J. Gunnar Andersson von dem entbehrungsreichen Winter in der engen, von Schneestürmen wild umbrausten Steinhütte in der Hoffnungsbucht gibt. Es ist beinahe eine ins Gebiet des Eises und der Schneestürme übertragene Robinsonade, die wir hier miterleben. Denn ihr ganzes Dasein mußten sich diese drei jungen Männer täglich aufs neue erkämpfen und zwar mit den primitivsten Hilfsmitteln. Die Ausrüstung, die sie vom Schiffe mit ans Land nahmen, war nur sehr dürftig, da die Anlegung der Winterstation auf dem Snow Hill die Schiffsvorräte an Werkzeugen, geeigneten Kleidungsstücken und an Proviant bis aufs äußerste vermindert hatte. Die beschränkten Mittel, mit denen die ganze Expedition unternommen worden war, machten sich hier fühlbar, und gerade diese Episode aus den Erlebnissen der schwedischen Expedition müßte als warnendes Beispiel für jede Ueberstürzung in den Vorbereitungen für eine ähnliche Fahrt dienen.

Auch auf der Hauptwinterstation, auf dem Snow Hill, machte sich ja schließlich die von vornherein mangelhafte und für zu kurze Zeit berechnete Verproviantierung fühlbar, wenn auch nicht in dem Maße wie in der Hoffnungsbucht und auf der Paulet-Insel. Und hierunter scheint der Gang der wissenschaftlichen Beobachtungsarbeiten einigermaßen gelitten zu haben. Denn ein großer Teil der täglichen Tätigkeit wie überhaupt der ganzen Lebensenergie mußte, wie es natürlich ist, auf die Fristung des Lebens verwendet werden. Immerhin brachten die Schlittenreisen Nordenskjölds und Sobrals für die topographische und geologische Erforschung der Ostküste des König Oskar-Landes und der weiter nördlich dem Festlande vorgelagerten Inseln entschieden viel Neues und zum Teil grundlegendes Material herbei, und die Pflanzenfossilien, die man auf der Seymour-Insel fand, scheinen von der größten Wichtigkeit für die Beurteilung der geschichtlichen Phasen der Entwicklungsgeschichte jener Gegenden wie überhaupt der ganzen Erde zu sein. Auch J. Gunnar Andersson hat in seinem Winterquartier in der Hoffnungsbai trotz aller Drangsale des äußeren Lebens eine reiche Fossiliensammlung anlegen können, die später von der „Uruguay“ dort abgeholt wurde. Diese Resultate der wissenschaftlichen Forschung erscheinen um so bewunderungswerter, als die widrigen äußeren Schicksale der Expedition, die zum Teil freilich der ungenügenden Vorbereitung auf die Rechnung zu stellen sind, ein wohlorganisiertes und die Tätigkeit aller einzelnen Teilnehmer planvoll zusammenfassendes wissenschaftliches Arbeiten im ganzen unmöglich machten.

Was E. v. Drygalski in dem Vortrage, den er kürzlich hier in München über die Erlebnisse und Ergebnisse der deutschen Südpolar-Expedition hielt, in bescheidener Weise von seinem Unternehmen sagte, daß es nämlich zum mindesten das gute Resultat gehabt habe, künftigen Südpolarforschern zu zeigen, auf welche Weise vieles *nicht* gemacht werden dürfe, läßt sich gewiß auch von der schwedischen Forschungsfahrt in die Antarktis behaupten. Alle solche Expeditionen haben neben dem positiven ein großes negatives Konto zu verbuchen. In der populären Schilderung der Erlebnisse der „Antarctic“-Fahrtgenossen werden beide Konti zum Teil durch die Buntheit und das Wechselvolle der äußeren Schicksale überdeckt; erst die spätere Bearbeitung der wissenschaftlichen Ergebnisse wird ein Urteil darüber möglich machen, ob das positive das negative überwiegt. Auf jeden Fall tun wir einstweilen gut daran, uns an dem rein Menschlichen zu erfreuen, das uns aus dem Heldenmute und der Energie, mit der jene Männer die Schwierigkeiten ihrer Lage überwunden haben, rein und klar entgegenleuchtet.

O. B.

Der Märchendichter Andersen in München.

(Zu seinem 100. Geburtstag, 2. April 1905.)

Von Mathilde v. Leinburg.

Wenn sich die Münchener von der Vortragskunst ihres „Märchen-Großpapas“ Possart in Bann schlagen lassen oder den originellen Darbietungen des „Märchen-Erzählers“ v. E. in der Einsiedlerklause des Volksgartens in Nymphenburg voll Vergnügen lauschen, denkt wohl niemand daran, daß der

Digitized by Google

Dichter des „Häßlichen Entleins", des „Standhaften Zinnsoldaten", der „Prinzessin auf der Erbse" und wie sie alle heißen, diese poetischen Phantasien eines bis in das späteste Alter durch und durch kindlichen Gemüts, selbst mehrere Male in München weilte und sich in begeistertem Lobe über diese Stadt ergangen hat.

Das erstemal kam Andersen auf dem Rückweg von seiner ersten italienischen Reise (1834), zu welcher er eine staatliche Reiseunterstützung von 600 Reichstalern erhalten hatte, hierher. In Rom hatte er seinen „Improvisator" begonnen, in München wurde dieser Roman, der Andersens Ruhm begründete, fortgesetzt und so ziemlich vollendet.

In seiner großen Selbstbiographie „Mit Livs Eventyr" („Das Märchen meines Lebens"), deren erster Teil, sehr verkürzt, 1847 auch deutsch erschienen ist, erzählt der Dichter über diesen zweimonatigen Aufenthalt:

„Am letzten Mai kam ich nach München. Bei einem rechtschaffenen Kammacher am Karlsplatz bekam ich ein Zimmer. Bekannte hatte ich gar keine, aber sie stellten sich bald von selbst ein. Auf der Straße begegnete ich eines schönen Tages meinen Landsmann Birch, der mit der als Schriftstellerin und Schauspielerin bekannten Charlotte Birch-Pfeiffer verheiratet ist. Sie war um diese Zeit gerade Direktrice des Züricher Stadttheaters, ich lernte sie daher damals gar nicht kennen. Birch hatte ich früher oft in Sibonis[1]) Haus gesehen; er erkannte mich wieder und war in hohem Grade aufmerksam und freundlich gegen mich. Wir kamen nun öfters zusammen und stets war er offenherzig und mitteilsam. Der Philosoph Schelling lebte damals in München. Ich hatte keinen Empfehlungsbrief, niemanden, der mich bei ihm hätte einführen können, so ging ich denn ohne weiteres in sein Haus, ließ mich anmelden und wurde freundlich von dem alten Mann, der sich lange mit mir über Italien unterhielt, empfangen. Ich sprach nicht gut Deutsch, der eine Danismus folgte auf den anderen, aber gerade das interessierte ihn besonders. Das dänische Element scheine durch, sagte er, es klänge ihm so fremd und doch so altverwandt. Wohlwollend lud er mich in den Kreis seiner Familie und ließ sich lange und lebhaft mit mir ein. Viele Jahre später, als ich bereits einen Namen in Deutschland erobert hatte, begegneten wir uns in Berlin als alte Freunde. In mein Album schrieb er die Worte:

> Was sich stets und immer hat begeben,
> Das allein veraltet nie!

In München fühlte ich mich immer heimischer, aber die Zeit drängte nach meinem wirklichen Daheim in Kopenhagen; ich suchte durch peinlichste Sparsamkeit den Aufenthalt so lange als möglich hinauszuziehen und hatte geradezu eine Angst davor, wieder daheim festzuwachsen."

Diese Angst vor der Heimat hatte ihren Grund in den vielen Feindseligkeiten, die den vom Glücke sonst so reich begünstigten Dichter dort erwarteten. Daß kleinliche Verfolgungswut die gehätscheltste Seite der Dänen ist, muß ja selbst der von seinen Landsleuten gewiß sehr begeisterte Georg Brandes zugestehen, aber es gibt wohl kaum einen Dänen, der so viel von dieser wenig liebenswürdigen Eigenschaft seiner Landsleute zu leiden gehabt hätte wie der noch dazu äußerst sensibel angelegte Andersen. Die dänische Kritik machte sich über ihn nur lustig und wo das nicht gut anging, ignorierte sie ihn einfach. Beliebte Dichter wie Henrik Hertz und J. L. Heiberg brandmarkten die schwachen Seiten von Andersens Dichtungen öffentlich in ihren Werken und namentlich der letztere, der als Kritiker vielen als der Erzieher seines Volkes galt, ließ Andersen absolut nicht aufkommen. Es war daher kein Wunder, daß die nach Freundschaft und Ruhm sehnsüchtig verlangende „gute Seele", wie sein Spitznamen bei den Dänen lautete, seiner Heimat bald wieder den Rücken kehrte. Schon sechs Jahre später, im Oktober 1840, begab sich Andersen zum zweitenmal nach Italien. Er erzählt:

„Mit der Eisenbahn flog ich nach München zu alten Bekannten und Freunden. Eine Menge Landsleute waren hier: Blunck, Kiellerup, Wegener, Tiermaler Holm, Marstrand, Storck, Holbeck und der Dichter Holst, mit dem zusammen ich von hier aus die Reise nach Italien machen sollte. Wir zwei blieben nun ein paar Wochen in München und wohnten zusammen; er war wirklich ein guter Kamerad, umgänglich und teilnehmend; ich besuchte mit ihm einigemal die Künstlerkneipe, ein bayerisches Abbild des Lebens in Rom, aber es war Bier, nicht Wein, was hier schäumte. Ich fühlte mich nicht recht in Stimmung bei dieser Munterkeit; von den Landsleuten war keiner der mich recht angezogen hätte, und was mich als Dichter betrifft, so beurteilten sie mich nach Kopenhagener Maßstab. Gegen Holst hingegen war man ganz anders gestimmt. Ich ging deshalb meistens meine eigenen einsamen Wege, manchmal voll Lebenslust, oft aber an meiner Kraft verzweifelnd. Ich hatte ein besonderes Talent, mich mit den Schattenseiten des Lebens zu quälen, das Bittere aufzuspüren und erst recht daran zu kosten, ganz ausgesucht verstand ich es, mich selbst zu peinigen. — Einige Wochen lang blieb ich in München, und fand ich auch kein Interesse bei meinen Landsleuten, so fand ich ein solches in desto höherem Grade bei den Fremden. Der „Improvisator" und „Nur ein Geiger" waren von vielen gekannt. Der berühmte Porträtmaler Stieler suchte mich auf, öffnete mir sein Haus und in diesem Kreise traf ich Cornelius, Lachner und Schelling, den ich schon früher kennen gelernt hatte. Bald standen mir viele Häuser offen. Mein Name erreichte das Ohr des Theaterintendanten und ich bekam einen Freiplatz im Theater, gerade neben Thalberg. In „Eines Dichters Bazar" habe ich meinen Besuch bei Kaulbach erzählt, den Künstler, den andere Künstler damals so herabgesetzt haben und den die Welt nun mit Recht als groß anzuerkennen gelernt hat. Ich sah damals im Karton seine herrliche „Zerstörung Jerusalems" und Skizzen zur „Hunnenschlacht", er zeigte mir auch die schönen Zeichnungen, die wir späterhin alle gesehen haben, zu „Reineke Fuchs" und zu Goethes „Faust". — Am 2. Dezember verließ ich München und fuhr durch Tirol über Innsbruck und den Brenner nach Italien hinein, dem Lande meiner Sehnsucht und meiner liebsten Gedanken."

Ueber Rom und Neapel kam der Dichter diesmal auch nach Griechenland, in die Türkei und nach Kleinasien; die auf dieser Reise gewonnenen Eindrücke hat er später in „Eines Dichters Bazar" niedergelegt. Kindlich freute er sich über alles, was aus München kam. Einmal erzählt er: „Im Hafen von Piräus, wo wir vor Anker lagen und unsere Quarantäne abwarteten, kam früh am Tage ein Boot mit Landsleuten und Deutschen. Die „Allgemeine Zeitung" hatte ihnen gesagt, daß ich ankäme. Sie legten beim Schiffe an, um mich zu begrüßen."

Auf der Heimreise von Smyrna und Konstantinopel war Rumelien und Bulgarien in Aufruhr, Christen sollen dort gemordet worden sein. Andersen berichtet: „In Widdin, der starken Festung der Türken, waren wir auf dem Lande, um vorerst stark durchräuchert zu werden, damit wir nicht die Pest aus Konstantinopel mitbrächten. Hussein Pascha, der hier residierte, sandte uns alle neuesten Nummern der „Allgemeinen Zeitung", so daß wir von deutscher Seite die besten Nachrichten über die Verfassung des Landes bekamen."

Im Jahre 1851 kam Andersen zum dritten Male nach München, nun als der berühmte Märchendichter, der er indessen geworden war. Jetzt quälten ihn keine bitteren Gedanken mehr, sein tiefreligiöses Gemüt ist nun voll Dank gegen Gott erfüllt und in rosigster Stimmung erzählt er über seinen diesmaligen Aufenthalt:

„München hatte ich seit 1840 nicht mehr besucht, und damals stand es da, wie ich es in meinem „Eines Dichters Bazar" beschrieben habe: wie ein Rosenstock, aus dem jedes Jahr neue Aeste hervorschießen, aber jeder Zweig ist eine Gasse, jedes Blatt ein Palais, eine Kirche oder ein Monument. Nun war der Rosenstock ein mächtiger Baum in voller Blüte geworden; ein Blüte wurde Basilika genannt, eine andere Bavaria, und so mußte ich mich auch ausdrücken, als ich von König Ludwig über den Eindruck, den München auf mich machte, gefragt wurde. „Dänemark hat einen großen Künstler und ich einen Freund verloren!" sagte er, als die Rede auf Thorwaldsen kam.

1) Direktor des Konservatoriums in Kopenhagen und sehr geschätzter italienischer Gesangsmeister, bei dem Andersen als 14jähriger Knabe singen lernte bis er seine Stimme verlor.

München ist für mich die interessanteste Stadt Deutschlands und es ist hauptsächlich König Ludwig, der das mit seinem Kunstsinn und seinem unendlichen Wirken zustande gebracht hat. Auch das Theater steht in Blüte: es besitzt einen der tüchtigsten Theaterintendanten Deutschlands, den Dichter Dr. Dingelstedt. Jedes Jahr begibt sich dieser auf Reisen, um die bedeutendsten deutschen Theater zu sehen und die sich dort entwickelnden Talente kennen zu lernen. Er besucht Paris, kennt die Repertoires und weiß was Theater und Publikum brauchen. Es wird bald ein Musterrepertoire sein, was am kgl. Theater in München geboten wird! Hier ist eine Regie, eine Aufmerksamkeit für die Bühne, die bei uns zu Hause noch ganz unbekannt ist, wo man z. B. zur „Regimentstochter“, die in Tirol spielt, Kulissen mit Palmen und Kakteen nimmt, oder „Norma“ in einem Akt in Sokrates' griechischem Zimmer und im anderen in Robinsons Palmenhütte wohnen läßt. Münchens Repertoire hat auch Abwechslung und hier zeigt sich noch obendrein ein reger Eifer, auch die bedeutendsten Erscheinungen der Gegenwart in den anderen Ländern zu kennen. Mit den dort bekanntesten Verfassern setzt sich der Theaterintendant selbst in Verbindung. Ein ehrender Brief, den ich von ihm erhielt, brachte uns in Briefwechsel. Er wünschte eine Unterredung über das dänische Theaterrepertoire in bezug auf die Originalstücke. Er sprach in demselben Briefe auch über die Bekanntschaft des nun regierenden Königs von Bayern mit meinen Schriften und dessen Interesse für mich. Der Intendant Dingelstedt war somit derjenige, den ich zuerst in München aufsuchte. Er wies mir augenblicklich eine der ersten Logen im Theater für mich und meinen Reisebegleiter während der ganzen Dauer unseres Hierseins zu. Er benachrichtigte König Max von meiner Ankunft und den Tag darauf bekam ich die Einladung zur Tafel im Jagdhause Starnberg, wo Se. Majestät sich eben aufhielt. Der Geheime Legationsrat v. Dönniges holte mich ab, wir flogen mit der Eisenbahn hinaus und trafen vor Beginn der Tafel in dem kleinen Schlosse, das so hübsch an einem von Alpen umkränzten See liegt, ein. König Max ist ein junger, höchst liebenswürdiger Mann; auf das allergnädigste und freundlichste wurde ich von ihm aufgenommen. Er sagte mir, daß meine Werke, namentlich der „Improvisator“, „Eines Dichters Bazar“, „Das Meerfräulein“ und „Der Garten des Paradieses“ einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hätten. Er sprach über andere dänische Schriftsteller, kannte Oehlenschlägers und Oersteds Schriften und schätzte überhaupt das geistig frische Leben in Kunst und Wissenschaft, das sich in meinem Vaterlande regte. Durch v. Dönniges, der Norwegen und Seeland bereist hatte, kannte er die Pracht des Sundes, unsere schönen Bergwälder und wußte von den Schätzen, die wir vor vielen anderen in unserem Nordischen Museum voraus haben.

Bei Tisch ehrte der König mich, indem er ein „Skol“ auf meine Muse ausbrachte, und als wir uns erhoben, lud er mich zu einer Segelpartie ein. Es war trübes Wetter mit ziehenden Wolken. Am See lag ein großes, geschlossenes Boot, geschmückte Ruderknechte präsentierten mit ihren Rudern und bald glitten wir leicht über das Wasser dahin. Ich las an Bord mein Märchen „Das häßliche Entlein“ vor und unter lebhaften Gesprächen über Poesie und Natur kamen wir zu einer Insel, auf der gerade auf Befehl des Königs eine schöne Villa gebaut wurde. Nahe dabei wurde ein großer Hügel durchgraben, man hielt ihn für ein Hünengrab, wie sie bei uns im Norden sind, man hat hier auch Knochen und ein Kieselsteinmesser gefunden. Das Gefolge hielt sich etwas zurück. Der König bot mir Platz neben sich auf der Bank, nahe am See, und sprach von meinen Dichtungen, von allem was Gott mir geschenkt hat, redete darüber, wie wunderlich das Los des Menschen auf Erden doch sei und von dem Troste der darin läge, sich an unseren Herrn zu halten. In unserer Nähe stand ein blühender Fliederstrauch, der gab Veranlassung von der dänischen Dryade darin zu sprechen, wie sie sich in der Sage vom „Fliedermütterchen“ zeigt. Ich erzählte von meiner Dichtung, meiner dramatischen Benützung dieser Gestalt, und als wir an dem Strauche vorbeigingen, bat ich den König um Erlaubnis, eine dieser Blüten zur Erinnerung an diese Stunde pflücken zu dürfen. Der König brach selbst eine ab und reichte sie mir. Nun wird sie unter lieben Andenken aufbewahrt und erzählt mir von jenem Abend.

„Wenn doch die Sonne schiene!“ sagte der König, „da würden Sie einmal sehen, wie schön die Berge hier glühen können.“

„Ich habe immer das Glück mit mir,“ brach ich aus, „sie wird gewiß scheinen!“ und im selben Augenblick kam wirklich die Sonne zum Vorschein, die Alpen leuchteten im schönsten Rosenrot. Als wir dann heimsegelten, las ich auf dem See die „Geschichte einer Mutter“ und die „Stopfnadel“ vor.

Es war ein herrlicher Abend, die Wasserfläche windstill, die Berge wurden ganz blau, die schneebedeckten Gipfel glühten, das Ganze war wie ein Märchen.

Um Mitternacht kam ich nach München. Die Allgemeine Zeitung besprach diesen Besuch sehr schön unter dem Titel: „König Max und der dänische Dichter.“

Von München aus ging ich in die Schweiz.“ —

1854 weilte Andersen zum letztenmal in unseren Mauern; es war auf dem Rückwege von einer Reise nach Wien, Triest und Venedig. Lassen wir ihn wieder selbst erzählen:

„Ueber den Brenner, durch Innsbruck, gelangten wir nach München. Hier fand ich Freude, Pflege und Hilfe.[2] Der Arzt des Königs, der liebenswürdige alte Geheimrat Gietl, nahm sich aufs herzlichste und teilnehmendste meiner an und nach vierzehn qualvollen Tagen war ich endlich imstande, die königliche Einladung auf das Schloß Hohenschwangau, wo König Max und seine Gemahlin den Sommer zubrachten, anzunehmen.

Man könnte ein Märchen von der Elfe der Alpenrose dichten, die aus ihrer Blüte heraus durch die bildergeschmückten Säle Hohenschwangaus fliegt, wo sie Dinge erblickt, die noch schöner sind als ihre Blüte.

Zwischen den Alpen und dem Flusse Lech in einem offenen, üppigen Tal, zwischen zwei klaren, dunkelgrünen Seen, der eine etwas höher als der andere gelegen, erhebt sich auf einem Felsenberge das Schloß Hohenschwangau. Früher stand hier die Burg Schwanstein; Welfen, Hohenstaufen und Skyren waren einstmals ihre Herren, deren Taten noch heute in den an den Wänden des Schlosses gemalten Bildern fortleben. König Max hat noch als Kronprinz das Schloß restaurieren lassen und es zu dem Prachtbau, der es jetzt ist, gemacht.

Kein Schloß am Rhein ist so schön wie Hohenschwangau und keines dorten hat eine solche Umgebung wie dieses — das ausgedehnte Tal und die schneebedeckten Alpen. Prächtig erhebt sich die hochgewölbte Pforte, an der zwei Reiterfiguren mit den Wappen Bayerns und Schwangaus, der Raute und dem Schwane, stehen. Im Schloßhofe, wo ein Wasserstrahl aus der Mauer, die mit dem Bilde der Madonna, al fresco gemalt, geschmückt ist, hervorspringt, spenden drei mächtige Lindenbäume Schatten und im Garten, unter einer Fülle von Blumen, wo die schönsten Rosen im Grünen prangen, glaubt man den Löwenbrunnen der Alhambra vor sich zu haben; die eiskalte frische Quelle sendet noch von dieser Höhe aus ihren Strahl 40 Fuß hoch in die Lüfte empor.

Die Wappenhalle, in der alte Rüstungen mit Helm und Lanze lebendige Reitergestalten zu sein scheinen, ist der erste Raum, den man betritt, und nun erschließt sich eine Reihe reichgemalter Säle, wo selbst das zerbrochene Glas der Fensterscheiben noch Legenden und Geschichten erzählt, wo jede Wand wie ein heiliges Buch ist, das von verschwundenen Zeiten und Menschen kündet.

„Hohenschwangau ist die schönste Alpenrose, die ich hier in den Bergen gesehen habe; möge sie hier auch allzeit die Blume des Glückes sein!“

Diese Worte schrieb ich auf Deutsch in ein Album, sie sind und bleiben auch in meinem Herzen.

Hier verbrachte ich ein paar schöne und glückliche Tage! König Max nahm mich auf, wenn ich so sagen darf, wie einen lieben Gast, der edle, geistvolle König erwies mir unendlich viel Teilnahme und Gnade; hier war gut weilen! Der Königin, einer geborenen Prinzessin von Preußen von seltener Schönheit und lieblicher Weiblichkeit, wurde ich von Seiner

[2] In Verona hatte er nämlich einen Skorpionstich in Hals und Wange erhalten, der ihm heftige Schmerzen und Fieber verursachte.

Majestät selbst vorgestellt. Nach der Tafel, gleich am ersten Tage, machte ich mit dem König in einem kleinen offenen Wagen eine sehr hübsche Tour, gewiß ein paar Meilen weit hinein in das österreichische Tirol, und diesmal war ich frei davon, um meinen Paß gefragt zu werden, was mir stets eine Plage ist; dieses Mal wurde ich nirgends angehalten. Schön malerisch wechselte die Gegend ab. Die Landbewohner blieben am Wege stehen und grüßten den König, die Fahrenden, die wir begegneten, hielten an, während Seine Majestät vorbeifuhr. Einige Stunden dauerte diese schöne Fahrt zwischen den sonnebeglänzten hohen Bergen, und während dieser ganzen Zeit sprach der König teilnehmend mit mir über „Das Märchen meines Lebens", das er kürzlich gelesen hatte, frug mich nach mehreren der darin erwähnten dänischen Persönlichkeiten und sagte dazu, wie schön und gut nun alles für mich geworden sei, welches frohe Gefühl ich haben müßte, nachdem ich so viel überwunden und mir endlich Anerkennung erkämpft habe.

Ich antwortete, daß mir mein Leben wirklich selbst manchmal wie ein Märchen vorkomme, so reich, so wunderbar abwechselnd. Ich habe erfahren, wie es ist arm und einsam zu sein, und auch wie es in den Salons der Reichen ist, ich weiß, wie es tut, verhöhnt oder geehrt zu werden, — ja, eben diese Stunde, in der ich an der Seite eines Königs durch die sonnebeleuchteten Alpen fahre, sei ein Märchenkapitel in meinem Leben!

Wir sprachen von der neuesten Literatur Skandinaviens, ich nannte Salomon de Caus, Robert Fulton und Tycho Brahe, und wie die Dichtkunst der Gegenwart die Geister jener Zeit behandelt. — Geist, Gemüt und Gottesfurcht lebt in der Rede dieses edlen Königs. Diese Stunde war und ist mir eine der unvergeßlichsten.

Am Abend las ich vor dem lieben Königspaare die Geschichten: „Unter dem Weidenbaum" und „Es ist ganz gewiß" vor. Mit v. Dönniges bestieg ich einen der nahen Berge und bewunderte die schöne, großartige Natur. Allzu rasch schwand die Zeit dahin.

Die Königin gestattete mir, einige Worte in ihr Album zu schreiben; die Namen von Kaisern und Königen strahlten darinnen, und unter diesen auch einer aus dem Reiche der Wissenschaft: Professor Liebig, dessen herzliche einnehmende Persönlichkeit ich in München kennen und lieben gelernt hatte.

Weich ums Herz, tief dankbar gegen das liebenswürdige Königspaar, verließ ich Hohenschwangau, wo man mir sagte, daß ich wieder willkommen sein würde. Ein großes Bukett von Alpenrosen und Vergißmeinnicht fuhr mit mir im Wagen, der mich nach Füssen brachte.

Von München ging der Heimweg über Weimar." — —

„Ein Märchen" nannte Andersen seinen letzten Besuch bei König Max. Für den Märchendichter gab es keinen schöneren Vergleich, und sonderbar, ein solches Gleichnis sollte auch das Letzte sein, was des Dichters Feder überhaupt entflossen ist!

Ende Juli 1875 übersandte ihm mein Vater seine deutsche Uebertragung der „Märchen". Einem diktierten, erfreuten Dankschreiben dafür war auch eine Photographie Andersens beigelegt, auf welche der Schwerkranke eigenhändig noch seine letzten Worte geschrieben hatte: „Levnet, selv i Prøvelser og Smerter er dog det deiligste Eventyr." (Das Leben, selbst in Prüfungen und Schmerzen, ist doch das schönste Märchen.)

Bücher und Zeitschriften.

Wie sah Bismarck aus? Von Fritz Stahl. Mit 31 Tafeln. Berlin 1905. Druck und Verlag von Georg Reimer.

Dieses kleine Buch kommt gerade recht zur Feier des 90. Geburtstages des Altreichskanzlers. Nicht nur die geistige Persönlichkeit des Begründers des Deutschen Reiches lassen wir an solchem Tage voll Freudigkeit und Dankbarkeit wieder vor unserer Erinnerung erstehen, auch seine körperliche Erscheinung, die sich in ihrer charakteristischen Kraftfülle gleich der eines Luther und eines Goethe für immer dem Sinne des deutschen Volkes eingeprägt hat, gewinnt dann aufs neue für uns eine fast symbolische Bedeutung. „Unwillkürlich und sicher," so sagt der Herausgeber dieses Büchleins, „wie das Auge sich auf einen bekannten Punkt einstellt, nimmt die Phantasie des Menschen, dem der Name: Bismarck genannt wird, die Richtung auf ein vertrautes Bild: Eine Hünengestalt, hoch und breit. Zwischen mächtigen Schultern ein sehr kleiner Kopf mit schön gewölbtem kahlen Schädel. Eine herrische Steilfalte zwischen den Brauen. Unter den Brauen, die stark sind wie ein Bart, große leuchtende Augen mit herrischen Blicken. Herrisch der Mund unter dem grauen Schnurrbart und das feste Kinn. Gebt das alles nur in den gröbsten Umrissen, in ungeschickten Strichen: jeder wird sie erkennen." — Aber können wir uns wirklich an diesem allgemeinen, fast zum Typus gewordenen Umriß in starken Strichen genügen lassen? Versucht nicht unwillkürlich der forschende Blick gleichsam hinter die eherne Hülle und tiefer in das Menschliche zu dringen? Jene der Anschauung des Volkes geläufige Gestalt, sagt ganz richtig Fritz Stahl, „mag und muß vielleicht so stehen als Mal des Gedankens, aber wer dem Manne näher treten will, braucht mehr". Und wie uns das geistige Bild einer Persönlichkeit in seinen feineren Zügen nur durch das Eindringen in die Geschichte dieser Persönlichkeit, in ihr langsames Werden und Reifen, offenbar wird, so können wir das Intime des leiblichen Aussehens auch nur aus den Vergleichen der Darstellungen aus den verschiedensten Lebensaltern und Entwicklungsphasen ganz erfassen. Die allgemeine Vorstellung von Bismarcks äußerer Erscheinung fließt nur aus seinen Altersbildnissen. Wie ungemein lehrreich muß es daher sein, auch schon in den Bildnissen aus früherer Zeit die charakteristischen Merkmale jener allgemeinen Vorstellung herauszufinden! Fritz Stahl hat auf 31 Tafeln, deren erste Hälfte lediglich Bilder Bismarcks bis zu seinem 55. Lebensjahre umfaßt, einen Ueberblick über die in diesem Sinne besonders bezeichnenden Darstellungen der äußeren Erscheinung des großen Mannes von seiner frühesten Jugend an zu geben versucht und in einem begleitenden Texte auf die Züge hingewiesen, die von Anfang an charakteristisch sind und sich im Laufe der arbeits- und kämpfereichen Jahre immer mehr und mehr ausprägen, bis sie gleichsam typische Bedeutung erlangen. Mag sein, daß er dabei aus manchen Jugendbildnissen, die übrigens in ihrer künstlerischen Ausführung zum großen Teil recht mangelhaft sind, schon zu viel herausliest, oder daß er bloßen technischen Zufälligkeiten zu große Bedeutung beilegt; interessant und lehrreich bleibt die kleine Galerie, die er uns vorführt, auf jeden Fall, denn sie ist mit feinem Verständnis für das ganz eigenartige geistige Sein des Mannes zusammengestellt, das uns aus allen diesen Bildnissen mit ernsten Augen anschaut.

o. b.

μοι. **Eine Zeitungsbiographie.** In Eckstein's Biographischem Verlag (Berlin W., Lützowplatz 6) erscheinen Historisch-biographische Blätter, die den Staat Hamburg behandeln und von Julius Eckstein herausgegeben, von Alexander Engel redigiert werden. Das letzte stattliche Heft bietet die Geschichte der Hamburger Nachrichten (Hermanns Erben). Die Hamburger Nachrichten gehören zu den ältesten und angesehensten deutschen Blättern; ihre Geschichte ist eng mit der Hamburgs verknüpft und mit der des seit 1787 in demselben Verlage erscheinenden Hamburger Adreßbuches. Das erste Exemplar der Hamburger Nachrichten ist am 29. Februar 1792 ausgegeben worden. Johann Heinrich Hermann ist ihr Gründer gewesen. Die Zeitung hatte das seltene Glück, seit der Gründung im Besitz ein und derselben kaufmännisch gewandten und hochstrebenden Kaufmannsfamilie zu bleiben, denn als die Familie Hermann im Mannesstamm erlosch, ging sie in den Besitz des ältesten Schwiegersohnes Hermanns, Ambrosius Heinrich Hartmeyer, über, in dessen Familie sie noch heute ist. Aus dem kleinen Blättchen, dessen erste Nummern reproduziert und vorgelegt werden, ist im Laufe eines Jahrhunderts ein Riesenblatt im Format der großen englischen Blätter geworden. Mit wachsendem Interesse verfolgt man in dieser Schrift das stetige Wachsen und Gedeihen: es dehnt sich das Blatt, es dehnt sich das Haus. Aus dem ersten Heim Fisch-

Digitized by Google

markt 37 (später 10) übersiedeln wir mit der Zeitung in das große Verlagshaus Speersort 11 und werden durch die Hauptlokalitäten geführt. In prachtvoll sprechenden Porträts ziehen vom Gründer an alle Besitzer und Hauptredakteure an uas vorüber, vor allem auch der schöne alte Charakterkopf Dr. Emil Hartmeyers, unter dem die Hamburger Nachrichten das vielgelesene Organ und Sprachrohr Bismarcks wurden. Diese Zeit ist besonders ausführlich behandelt. Briefe des Fürsten werden uns in Facsimiledruck vorgeführt. Dr. Emil Hartmeyer war 58 Jahre hindurch im Geschäfte tätig, mehr als 46 Jahre dessen Leiter gewesen, als er im Februar 1902, fast 82 Jahre alt, starb. Da sein Sohn Dr. Hermann Hartmeyer schon vor ihm gestorben war, gingen die Hamburger Nachrichten auf den Enkel, Dr. juris Hermann Hartmeyer jun. über, der sie in den letzten Jahren zu jenem modernen großen Blatte ausgestaltete, das sie heute sind. Sein und seiner Hauptmitarbeiter wohlgetroffene Bildnisse schmücken das schöne Heft, das in seiner soliden und vornehmen Anlage einen nicht nur interessanten, sondern in seiner Bedeutung für die Zeitgeschichte, insbesondere von der Gründung des Reiches an bis zur und nach der Entlassung Bismarcks, nicht zu unterschätzenden Beitrag von dauerndem Wert bietet.

Allgemeine Rundschau.

Bismarck als Korrektor.

Ein wichtiges Dokument der historischen Wissenschaft ist die Faksimile-Beilage, die **Horst Kohl** seiner jetzt abgeschlossenen, dei Cotta erschienenen Ausgabe der **politischen Reden des Fürsten Bismarck** (und zwar dem 14. Band, der die Nachträge und das Register enthält) mit auf den Weg gegeben hat. Sie stellt den Entwurf der dem 4. Band vorausgeschickten Abhandlung über die Vorgeschichte des deutsch-französischen Krieges mit eigenhändigen Korrekturen Bismarcks dar und zeigt deutlich, wie der Altreichskanzler nicht nur stilistisch, besonders durch Streichungen am rechten Platze, ein überaus feines Empfinden bekundete, sondern vor allem, mit welcher geradezu rührenden Rücksichtnahme auf die Persönlichkeit seines verstorbenen Herrn, des Kaisers Wilhelm I., er den Text durchkorrigierte. Mit wenigen lapidaren Sätzen weiß er namentlich an der Stelle, welche die anfängliche Nachgiebigkeit des in Ems weilenden Königs gegen die französischen Anmaßungen des Breiteren ausführt und Bismarcks eigene Entschlossenheit hervorhedt, die ursprüngliche Fassung auf ihr richtiges und historisch gerechtes Maß zurückzuführen und die Gestalt seines königlichen Herrn dei den weiteren Verhandlungen durchaus in den Vordergrund zu rücken. Das Dokument ist also nicht nur vom geschichtlichen Standpunkt aus höchst wichtig, sondern wirft auch auf die schriftstellerischen und menschlichen Eigenschaften des Reichskanzlers das schönste Licht.

Dr. Christian Petzet †.

* Heute (Samstag) nacht ist nach längerem Leiden der frühere Chefredakteur der Allgemeinen Zeitung, Dr. **Christian Petzet**, im Alter von 78 Jahren gestorben. Ueber den Lebensgang des Verstorbenen, der als Mensch wie Publizist in allen Kreisen höchste Verehrung genoß, werden unsere Leser sich in unserem Hauptdlatte unterrichten können. An dieser Stelle möchten wir besonders hervorheden, daß Petzet außer den Fragen der Politik auch dem literarischen Leben, insdesondere in seiner Verdindung mit der politischen Entwicklung, ledhaftes Interesse und fortgesetztes Studium zuwandte. Als Frucht dieser Studien ist 1903 sein Buch „**Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840 bis 1850.** Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Nationalgeschichte" erschienen, aus dem wir seinerzeit ein Kapitel in der Beilage veröffentlichten. Die lichtvolle, vom wärmsten Empfinden für das Erwachen des deutschen Nationalgefühls durchhauchte Darstellung des reichen, bisher zum größten Teil unbeachtet gebliebenen Stoffes, den Petzet mit unermüdlichem Eifer und mit glücklicher Finderhand für dieses Buch gesammelt hat, legt das glänzendste Zeugnis für seine feine literarische Begadung ab. Die philosophische Fakultät der hiesigen Universität hat dies dadurch anerkannt, daß sie den Siebzigjährigen zu ihrem **Ehrendoktor** ernannte. Mit stets regem Interesse verfolgte Petzet, trotz der schweren körperlichen Leiden, die ihm die letzten Jahre drachten, alle Vorgänge auf literarischem und kulturhistorischem Gebiete und wir sind dem nun dahingeschiedenen Freunde für manche kleine Gade dankbar. Ehre sei seinem Angedenken!

Noch ein Neandertaler Schädel.

Im Jahre 1888 ward von dem polnischen Archäologen Joseph Choynowski in der Nähe von Gadomki (Gouvernement Kijew) unter einem der dortigen Kurgane in sieben Fuß Tiefe ein Schädel ausgegraben, über den außer einer kurzen Zeitungsnachricht nichts bekannt geworden ist, der aber, dem Glodus zufolge, wie die jetzt erfolgte nähere Beschreibung durch Dr. Stolyhwo in der Zeitschrift „Wszechświata" bezeugt, einer Beachtung seitens der Urgeschichtsforscher nicht unwert ist. Wie aus der Schilderung des Verfassers hervorgeht, handelt es sich hier anscheinend um einen ausgesprochenen Vertreter des Spy-Neandertaltypus. Durch die beigefügte Abbildung, die nur das Gewölbe und den Antlitzschädel darstellt (das üdrige war offenbar zertrümmert worden), wird man in der Tat lebhaft an die Form des Neandertalers erinnert: dies spricht sich hier vor allem in der Gestaltung der niedrigen, fliehenden Stirn und in dem gewaltigen Vorspringen der Augenbrauenbogen aus, die wie ein mächtiger Wulst über der tiefliegenden Nasenwurzel sich darstellen. Der Unterkiefer scheint nicht gerettet worden zu sein. Seinem Typus nach gehört dieser Schädel, wie alle ihm ähnlichen, zu den ausgesprochenen Dolichokephalen mit einer Länge von 190 Millimeter, einer Breite von 136 Millimeter und einem Längenbreitenindex von 71.5. Seine Fundstätte lag, nach einer Angabe von J. Choynowski, auf „paläolithischem" Gebiet. Der Verfasser schließt aus allem, daß die Spy-Neandertalrasse auch in dem Ukraine-Gebiete verbreitet gewesen sein muß.

Kleinere Mitteilungen.

* **Schiller-Literatur.** Dr. H. G. Gräf in Weimar hat soeden in einer nur auf 100 Exemplare beschränkten literarischen Festgabe eine bisher noch unbekannte eigenhändige **Aufzeichnung von Karoline von Wolzogen**, der Schwester von Schillers Frau, in Faksimilenachbildung im Verlage von H. Böhlaus Nachfolgern in Weimar, veröffentlicht. Das interessante Dokument (ohne Datum) bildet eine Ergänzung zu dem Berichte K. v. Wolzogens **von Schillers letzten Tagen**, den wir in ihrem 1830 erschienenen Buche „Schillers Leben" finden, und hat folgenden Wortlaut: „Schiller erzählte Lolo, daß in einer Nacht des Fiebers im Feb. 1805, da H. Voß bei ihm gewacht, er in einem Anfall von Ohnmacht geglaubt Tod zu sein, sich allein in Dunkel eingehüllt vor Gott geglaubt und die Rechenschaft seines Ledens vor den Ewigen ablegen wollen — als er ader (eben?) Voßens Gestalt über sich gedeugt gesehen u. sich noch im Erdenleben gefunden. Auch am (im?) letzten Morgen seines Lebens riß (?) er sich einigemal auf sah edel in die Höhe als hade er Alle Kraft gesammlet u. sagte einige mal Judex. Am vor Vor Abend sagte er einmal nach Oben sehend ist das Euer Himmel ist das Eure Hölle, u. sah dann freundlich nach oden als hätte er eine liede Erscheinung. Die tröstenden Worte daß es immer desser und immer klarer in ihm werde sagte er mir am Abend vor seinem Todestag."

Ch. Th. Eine „**Bibliographie der Bibliographien**" wird im April von der Londoner Verlagsfirma Messrs. Archibald Constable and Co. herausgegeben werden. Diese „**Bibliography of Bibliographies**" hat einen Umfang von 560 doppelspaltigen

Digitized by Google

Seiten; außerdem ist ein Index von 70 dreispaltigen Seiten beigefügt. Es wird in derselben die Literatur über 3500 Gegenstände behandelt. Der Herausgeber, W. P. Courtney, hat dem Unternehmen in den letzten fünf Jahren, wie die „Academy" mitteilt, seine ganze Zeit gewidmet. Er hat es bereits vor 20 Jahren begonnen und mit mehreren Mitarbeitern fortgesetzt. Dem ausländischen Teil ist die bekannte Bibliographie von Henri Stein zugrunde gelegt worden.

ur. Aus Frankreich. Zur Begründung einer **Société des textes français modernes** hat sich ein Komitee von bedeutenden französischen Literarhistorikern gebildet, zu denen Bédier, Brunot, Huguet, Lanson u. a. gehören. Die Gesellschaft will Neudrucke von Büchern aus den letzten vier Jahrhunderten veranstalten, die bisher selten sind oder in ungenügender Weise herausgegeben wurden.

* Für die Anstellung von Frauen im irrenärztlichen Dienst, von der schon in mehreren Fällen — so an der Berliner Charité — Beispiele vorliegen, ist jetzt ein weiterer Schritt geschehen. Der Direktor der psychiatrischen Klinik der Universität Rostock schreibt nämlich, wie wir der Vossischen Zeitung entnehmen, eine der Assistentenstellen an seiner Klinik eigens für einen weiblichen Arzt aus.

H. Von den badischen Bibliotheken. An der Hof- und Landesbibliothek zu Karlsruhe ist eine Dame, welche im Berliner Frauenkurs für mittleren Bibliotheksdienst vorgebildet wurde, seit einigen Wochen aushilfsweise tätig. — Das Großh. Ministerium der Justiz und des Unterrichts hat genehmigt, daß im Vermittelungs-Leihverkehr zwischen den Bibliotheken der drei Hochschulen und der Hof- und Landesbibliothek die Auslagen nicht mehr von den Benützern, sondern von der versendenden Bibliothek getragen werden.

* Der 2. internationale botanische Kongreß wird, wie schon gemeldet, in der Zeit vom 11. bis 18. Juni 1905 in Wien stattfinden. Das Organisationskomitee veröffentlicht zur Zeit das allgemeine Programm mit den Tagesordnungen der Sitzungstage und den Exkursionen, die von dem Komitee in Aussicht genommen sind. Alle Zuschriften sind an das Generalsekretariat (Kustos Dr. A. Zahlbruckner) Wien I. Burgring 7, zu richten.

* Aus Italien. In Spilamberto bei Modena ist unlängst der Astronom Pietro Tacchini, früher Direktor des Observatoriums des Collegio Romano, verschieden.

⁂

Hochschulnachrichten.

* **Gießen.** Die Nachricht, daß der Privatdozent der Nationalökonomie Dr. Hans Köppe seine Lehrtätigkeit aufzugeben gedenke (vergl. Nr. 74), wird von diesem als unzutreffend bezeichnet.

he. **Dresden.** Der Professor für Elektromaschinenbau an der hiesigen Technischen Hochschule Wilhelm Kübler hat einen Ruf an die Technische Hochschule zu Delft auf die dort neu zu errichtende Professur für konstruktive Elektrotechnik erhalten, sich aber entschlossen, die Berufung abzulehnen.

* **Lemberg.** An der hiesigen Universität ist eine zweite (außerordentliche) Professur für deutsche Literaturgeschichte errichtet und dem bisherigen Privatdozenten dieses Faches in Innsbruck Dr. Joseph Schatz übertragen worden. Die erste (ordentliche) Professur für Germanistik an der Universität Lemberg hat bekanntlich der Hebbel-Forscher Professor Richard Maria Werner inne.

he. **Lausanne.** Der Lausanner Gerichtspräsident Paul Rambert wurde zum außerordentlichen Professor für Zivilrecht und Zivilprozeß, der Privatdozent Henry Narbel zum außerordentlichen Professor für neutestamentliche Exegese (an Stelle von Professor Chapuis), der Architekt Charles Bonjour zum Professor für Architektur und der Kantonsrichter Louis Grenier zum Honorarprofessor ernannt.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. Julins Reiner: Aus der modernen Weltanschauung. Leitmotive für denkende Menschen. Hannover 1905. Otto Tobies. 262 S. — Dr. Karl Diehl, Professor der Staatswissenschaften an der Universität Königsberg i. Pr.: David Ricardos Grundgesetze der Volkswirtschaft und Besteuerung. (Zweiter Band. 1. Teil und Dritter Band. 2. Teil: Sozialwissenschaftliche Erläuterungen.) Zweite, neuverfasste Auflage. Leipzig 1905. Wilhelm Engelmann. — Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Herausgegeben von Prof. Dr. J. Conrad. (III. Folge. 29. Band. Zweites Heft. Febr. 1905.) Jena 1905. Gustav Fischer. — Ernest Gossart: L'Établissement du Régime Espagnol dans les Pays-Bas et l'Insurrection. Bruxelles 1905. H. Lamertin. 327 S. — Prof. Dr. Aug. Forel: Die sexuelle Frage. Eine naturwissenschaftliche, psychologische, hygienische und soziologische Studie für Gebildete. München 1905. Ernst Reinhardt. 587 S. — Der kleine Toussaint-Langenscheidt. Englisch. Zur schnellsten Aneignung der Umgangssprache durch Selbstunterricht. Verfasst von H. Baumann. Berlin-Schöneberg. Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt). 352 S. — Dr. Albert Ludwig Daiber: Elf Jahre Freimaurer. Stuttgart 1905. Strecker u. Schröder. 82 S. — Cottasche Handbibliothek. (Nr. 109: Schillers Gedichte. Mit einer Einleitung von Karl Goedeke. Nr. 111: Don Carlos, Infant von Spanien. Ein dramatisches Gedicht von Friedrich v. Schiller. Mit einer Einleitung von Karl Goedeke.) Stuttgart u. Berlin. J. G. Cotta Nachf.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Eduard Avenarius, Leipzig.

Erschienen ist:

Die Tragödie Friedrich Hebbels nach ihrem Ideengehalt.

Von **Ernst August Georgy.**

8°. XII, 334 S.

Preis M. 3.75 geheftet, M. 4.50 gebunden.

Ueber dieses Buch schreiben die Münchner Hochschulnachrichten

„Es wird noch lange dauern, ehe des Dichters Bild aus den Schutt- und Nebelmassen, welche die einseitige Bestimmtheit eines halben Jahrhunderts türmte, in gebührendem Glanze emporsteigt." Das ist die programmatische Einführung des Lesers durch den Autor, der uns den Dichter in seiner herben Eigenart, aber auch in seinem konsequenten Festhalten an seinen als berechtigt befundenen ästhetischen Grundsätzen ins richtige Licht zu rücken bestrebt ist. „Wer nur einmal an diesem Born in wahrhaft durstigen Zügen getrunken, hat das Gefühl: In einer Zeit, in welcher die Gegensätze bis zum Ausbruch auf das heftigste gespannt sind, wo ein in fast allen Kreisen der Bevölkerung bohrender Missmut bis nahe an den Kern sich einzufressen droht, wo die „Klassiker" von den einen — gestehen wir es offen — ohne jede ästhetische Ueberzeugung in perfidester Heuchelei als Vogelscheuche gegen die Kräfte eines geahnten Sturmes gerufen, von den anderen als „gänzlich lebensfremd und -unwahr" in grünem Vorwitz gehänselt oder heruntergerissen, von falschen Propheten der Zeit gemissdeutet, von der Masse immer noch **ohne jedes Verständnis ihrer Bedeutung für die Zeit heruntergelesen werden**, in einer solchen Zeit hat ein wahrhaft grosser Dichter, welcher als mit seinen Gestalten mitten im Leben stehend und doch von der alles formenden Idee getragen, von jedem Erfahrenen empfunden wird, seinem Volke viel, sehr viel, wenn nicht alles zu sagen." Unter solchem Gesichtswinkel beleuchtet der Autor eingehend die dramatischen Schöpfungen Hebbels, deren Würdigung er noch eine Betrachtung **über die Idee des Tragischen bei Hebbel** anreiht und damit ein Werk beschliesst, das bei der erfreulichen Wiederaufnahme Hebbel'scher Stücke in unserem modernen Theaterrepertoir vieles zum Verständnis derselben beizutragen berufen ist. *(12842)

Digitized by Google

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Deutsches Leben in Südamerika.*)

Von Wilhelm Lacmann.

IX.

Im argentinischen Territorium der Missiones.

Asuncion, März 1904.

Es ging auf die Nacht. Dumpfer Donner rollte fernher von Norden, blauschwarzes Gewölk lagerte sich regenverheißend über das Land.

Im scharfen Trabe näherten wir uns dem Uruguay. Jetzt sahen wir seine Fluten erblinken, Gebäude tauchten vor uns empor. Wir waren an der Zollstation des Passo Isidro. Sie besteht aus ein paar höchst kümmerlichen Schuppen mit Wänden von roh behauenen Stämmen, gekreuzten Rohrstäben und Lehmbewurf, mit im Verfall begriffenen Ziegeldächern, ungedielten Böden.

Hier nahmen wir unseren Nachtaufenthalt.

Wir waren unser vier; außer mir zwei Knechte, die ich von der Kolonie Ijuhy mitgenommen, und ein Kolonist, der sich mir angeschlossen hatte, da er sich in Argentinien nach Land umsehen wollte. Ich führte ein Lastpferd mit, das unsere Lebensmittel und ein Zelt trug. In einem wenig bevölkerten Lande, in dem es oft schwer ist, Nachtquartier und Essen zu bekommen, reist man so am besten.

Außer uns war noch ein anderer in der Zollstation eingetroffen, ebenfalls ein deutscher Kolonist aus Rio Grande, der sich in Argentinien anzusiedeln gedachte. Er zog seines Weges auf einer „Karrete“, einem der landesüblichen zweiräderigen Ochsenwagen, auf den er sein ganzes Gerät und seine zwei Jungen aufgepackt hatte. Die Frau hatte, so berichtete er, daheim bleiben müssen, weil er sie nicht mehr mochte. Man wollte den Mann nicht mit den Ochsen über die Grenze lassen, da die Rindvieh-Einfuhr nach Argentinien verboten sei. Jedenfalls hat er die sechs Tiere um einen Bettel verkaufen und auf der argentinischen Seite neue Ochsen für schweres Geld anschaffen müssen. Denn die Chance, hierzulande einen Menschenfreund zu treffen, der in solchem Falle mit einem armen Teufel ein halbwegs anständiges Geschäft abschließt, ist ungefähr gleich Null.

Gerade zur rechten Zeit noch waren wir am Passo Isidro angelangt. Kaum hatten wir abgesattelt, die Pferde versorgt, uns selber in einem der Schuppen, den uns die Zollwächter anwiesen, in Sicherheit gebracht, da rauschte der Regen, ein echter subtropischer Sommerregen, in breiten Strömen durchs Laub und aufs Dach der Hütte, als sollte eine neue Sintflut hereinbrechen. In solchen Fällen kann's drinnen gar behaglich sein, falls das Dach dicht ist. Anders liegt die Sache, wenn das Wasser hier und dort und anderswo zwischen den Ziegeln hindurch tropft und sprüht, wie dies in unserem Falle geschah. Ich glaube, wer uns als Unbeteiligter mit gutem Humor hätte zusehen können, wie wir unter dem Zwange solcher Umstände, scheinbar von bösen Geistern durcheinander gehetzt, mit den als Sitz und Lager dienenden Holzklötzen oder Satteldecken in der Hand aus dieser Ecke in jene und aus jener in eine andere huschten, der hätte an solchem Treiben ein lebhaftes Vergnügen empfinden müssen. Steht man selbst in der Situation drinnen, so kommen ihre belustigenden Seiten minder zur Geltung. Zumal, wenn eine summende, schwirrende, singende Schar von Moskiten das ihre dazu tut, den Sinn für Humor in der Menschenbrust vollends zu ertöten.

Schnell brach die Dunkelheit ein. Das war eine Nacht! Ohne Unterlaß brüllte der Donner, brauste und prasselte der Regen, rüttelte der Sturm am Gebälk, und durch die offene Tür leuteten vom grellen Schein der Blitze die Wasser des Uruguay in fahlem Glanz, die Stromschnellen, die etwas weiter oberhalb den Fluß durchziehen, in gespenstischem Weiß zu uns herein.

Auch am nächsten Vormittag hielt der Regen an. Nachmittags klärte sich das Wetter auf. Der Fährmann, der morgens im Boot vom argentinischen Ufer herüber gekommen war und seitdem mit den brasilischen Grenzsoldaten beim Chimarao gehockt hatte, ruderte jetzt zurück und holte die Fähre. Wir setzten über.

Der Strom ist hier etwa 1200 Meter breit. Seine Ufer fallen scharf, jedoch nicht sehr tief ab. Ihre Hänge sind wie die kleinen Inseln, die allenthalben den Flußlauf durchsetzen, mit dichtem Wald bestanden. Ueber den dunkeln Saum seiner Wipfel schimmert auf beiden Seiten lichtes Kampgrün herüber.

Eine halbe Stunde, nachdem wir das brasilische Ufer verlassen hatten, legte die Fähre an. Wir betraten argentinischen Boden, das Territorium der „Missiones“. Das Land verdankt seinen Namen dem ehemaligen Jesuitenstaat, der außer diesem Gebiet zwischen Uruguay und Paraná auch den Süden des heutigen Paraguay und einen großen Teil des heutigen Rio Grande do Sul umfaßte.

Nahe dem Ufer steht einer jener Kram- und Schenkläden, die man in Brasilien „Venden“ nennt; hier im Gebiet der spanischen Sprache werden sie als „Bolichen“ bezeichnet. Dort blieben wir über Nacht. Der Inhaber des Geschäftshauses hatte ein ausgeprägt deutsches Aussehen. Ich redete ihn darum auf Deutsch an. Er zuckte die Achseln und wollte mich nicht verstehen. Ein Mann, mit dem ich am nächsten Tage eine Strecke Weges zusammen ritt, versicherte mir, der Bolicheiro verstehe und spreche Deutsch, seine Eltern seien beide Deutsche gewesen. Eine kleine

*) S. Nr. 259, 265, 285, 297 der Beil. v. J. u. Nr. 18, 28, 36 und 42 d. J.

Digitized by Google

Einzelheit, aber bezeichnend. Die nämliche Erscheinung, die ich in Brasilien so oft beobachtet habe, trat mir, kaum daß ich den Fuß auf argentinischen Boden gesetzt hatte, von neuem entgegen. In Paraguay sollte ich später die gleiche Erfahrung machen. Es ist und bleibt so: der Deutsche hat die unglückselige und unbesiegbare Neigung, alles in der Welt für besser zu halten, als sich selbst und seinesgleichen.

Am folgenden Vormittag kam ich durch das kleine Städtchen Concepcion. Nachher führte mein Weg in die Kolonie Apostoles. Sie ist von der Staatsregierung angelegt, die ausgedehnte Strecken des Missionengebietes besiedelt. Von den Siedelungsgebieten haben die drei bedeutendsten, nämlich Apostoles, Bompland und Corpus, eigene, gesonderte Verwaltungen.

Apostoles war die erste Kampkolonie, die ich antraf. Alle anderen Siedelungen, von denen ich bis dahin den Lesern erzählt habe, die von Santa Catharina wie von Rio Grande do Sul, sind auf Urwaldboden angelegt. Landschaftlich macht das kolonisierte Kampland einen unglaublich öden Eindruck. Die unberührte Steppe entbehrt auch da, wo weder Waldinseln, noch Hügel, noch Wasser das Bild beleben, in all ihrer Eintönigkeit nicht des Reizes. Wo aber Gras und Mais miteinander wechseln, da entsteht ein Anblick, so endlos langweilig, so stumpf und freudlos, wie ich nichts Aehnliches in der Welt gesehen habe. Er übt auf die Stimmung eine geradezu niederdrückende Wirkung aus.

Die Ansiedler der Kolonie Apostoles sind Slaven: Russen, Polen, Galizier, Ruthenen, Rumänen. Ihre Wohnhäuser haben ein recht jämmerliches Aussehen. Lehmbeworfene Gerüste von Stämmen und Rohr bilden die Wände, das weit herniederhängende Dach ist mit Mazega-Gras gedeckt. Da und dort sahen wir Leute auf den Feldern arbeiten. Einfach, jedoch reizvoll ist das Arbeitsgewand der Mädchen zu nennen. Es besteht aus weiter nichts, als einem langen Hemde, das an den Hüften durch einen Gurt geschürzt ist und knapp bis auf die Knie reicht. Die Pflanzungen sind wenig ausgedehnt und überdies schlecht gehalten, stark von Unkraut überwuchert. Der Mais, der ihren Hauptbestandteil ausmacht, stand miserabel.

Die Kolonie hat in hohem Maße unter den Ameisen zu leiden, die hier in erschreckendem Maße auftreten.

Was die Arbeit der Kolonisten angeht, so ist sie freilich naturgemäß leichter als die des Urwaldsiedlers. Dafür fehlt aber hier das Bau- und Brennholz, das die Leute oft weit her aus den Wäldern des nördlichen Gebirges holen müssen. Ueberdies fallen die Einnahmen weg, die dem Waldkolonisten aus gelegentlichem Verkauf von Nutzholz erwachsen.

Sehr ungünstig sind die Absatzverhältnisse der Kolonie. Meine Knechte, die sich als Deutsch-Polen mit den Kolonisten in polnischer Sprache verständigen konnten, fragten einige von ihnen, warum sie nicht mehr Mais bauten. Weil sie nicht mehr verkaufen könnten, war die Antwort. Es kommt dies daher, weil die Stadt Posadas, die den Absatzplatz der Kolonie bildet, nur einen beschränkten Bedarf hat, eine weitere Ausfuhr nach größeren Märkten, insbesondere nach Buenos Aires, aber bei der Höhe der Fracht und dem Wettbewerb günstiger gelegener und mit vervollkommneten Hilfsmitteln arbeitender Kolonien ein Ding der Unmöglichkeit wäre.

Zu alledem kommt die Ausbeutung, die den Kolonisten von seiten der Geschäftsleute widerfährt. Wenn irgendwo in Südamerika, so ist hier im argentinischen Missionenterritorium der Geschäftsverkehr zwischen Händler und Kolonist auf der rücksichtslosesten Ausnutzung der wirtschaftlich überlegenen Stellung des Kaufmanns gegenüber dem Kleinbauer aufgebaut. Auch in Dona Franziska und Blumenau, in Sao Leopoldo, Santa Cruz gibt es Vendeiros, die ihre Vögel zu rupfen wissen. Die Geschäfts-Grundsätze all dieser Leute gleichen, an den Gepflogenheiten der Bolichen-Männer im Missionengebiet gemessen, unklaren philanthropischen Phantasmen. Nirgendwo habe ich eine ähnliche Beutelschneiderei gefunden wie in den Missiones. Ein Beispiel für viele: das argentinische Weizenmehl ist hier genau so teuer wie beispielsweise in Santa Catharina. Für den Einheimischen wohlgemerkt, der Fremde zahlt noch 25 Prozent darauf. Einmal fragte ich einen Geschäftsmann, als er mir für Lebensmittel, die ich zu unserer Beköstigung gekauft hatte, einen unmenschlichen Preis berechnete: „Gibt es denn so wenig Mandiok und Bohnen in Eurem Lande?“ — „Nein,“ war die kaltblütige Antwort, „aber der Konsum ist so gering.“ Eine kleine Variation der Geschichte von dem Prinzen, der in einem Gasthof für ein paar Eier 20 Mark bezahlen sollte, und auf die Frage, ob denn die Eier in der Stadt so rar seien, die Entgegnung erhielt: „Die Eier nicht, aber die hohen Gäste.“ Auch in anderer Hinsicht wird der Reisende nach Kräften geschnitten. Das Uebersetzen über ein ganz unbedeutendes, schmales Flüßchen z. B. kostete für jeden Mann mit Pferd 40 Centavos oder 70 Pfennig; in Santa Catharina zahlt man dafür 8 Vintem, das heißt 60 Reis oder 6 Pfennig. Einen schamlosen Gewinn nahmen die Geschäftsleute in Posadas beim Geldwechseln. Einer wie der andere erklärte, den argentinischen Peso nicht unter 2 Milreis zu verkaufen, während der derzeitige Kurs ohne nennenswerte Schwankungen auf 1.800 Milreis stand. Die Kleinigkeit von 11 Prozent Wechslergebühr! Nur einer war ein Menschenfreund. Der erbot sich, jedem, der von Brasilien käme, den Peso zu 1.500 Milreis, also weit unter dem Kurse, zu verkaufen. Allein mit der ganz kleinen Klausel: nicht in bar, sondern — in Waren.

An dem kleinen Tunas-Flusse unfern der Stadt Apostoles blieben wir über Nacht. Beim Abkochen machten die Knechte eine unliebsame Entdeckung. Unter den gemischten Bohnen, die wir morgens irgendwo unterwegs gekauft hatten, befanden sich auch solche, die animalischer Abkunft waren. Ob es sich auch dabei um ein Stück argentinischer Bolicheiro-Politik handelte, oder ob dieser Fall auf einen Selbsthilfeakt des bedrückten Ackerbaues gegenüber dem wirtschaftlich übermächtigen Händler zurückging, vermag ich nicht zu sagen.

Am folgenden Morgen erreichten wir Apostoles, ein kleines, elendes Kampstädtchen. Es stammt, wie sich schon in seinem Namen andeutet, aus der Zeit des Jesuitenstaates. Die Trümmer einer alten Kirche und ein ausgedehnter Park, in dem heute die Orangen wild wachsen, erinnern an jene Zeiten. Bedeutendere Denkmäler ihrer Kultur hatte ich schon vorher auf Rio-Grandenser Gebiet in den Ruinen von Sao Miguel, Sao Lourenzo und Sao Nicoláo angetroffen.

Ein buntes Durcheinander slavischer Volkstrachten bewegte sich heute in den Straßen von Apostoles. Denn es war Sonntag, und von rings umher kamen die Kolonisten im Festtagsstaat zu Kirche und Schankhaus. Fast alle haben an der Kleidung festgehalten, die sie von ihrer Heimat, Südrußland, Galizien, Rumänien, her gewohnt waren. Eigenartig ist namentlich eine aus den Karpathen stammende Männertracht, die besonders stark vertreten war. Sie besteht aus einem langen, faltigen Hemde, das an den Hüften durch einen Gurt gehalten wird und über die Hose herabfällt. Die Frauen und Mädchen trugen fast durchweg rote Röcke. Die meisten von den Weibern sind von etwas grober Gestalt und plumpen Zügen. Umsomehr fallen einzelne auf, die sich durch scharfgeschnittene, edle Rassengesichter und prachtvollen Wuchs auszeichnen.

Als wir unseren Weg fortsetzten, begegneten uns weitere Scharen von Bauern, die zur Stadt strömten. Zum größten Teil kamen sie auf kleinen Leiterwagen, die mit drei nebeneinander gehenden Pferden bespannt waren. Andere gingen zu Fuß; sie trugen Stiefel und Strümpfe in der Hand und wateten barfuß durch den tiefen Straßenschmutz. Nur wenige waren zu Pferde — ein vollständig fremdes Bild gegenüber dem Reiterleben, wie es auf dem Kamp und auch in den deutschen Kolonien von Südbrasilien herrscht.

Allmählich hörten die Ansiedelungen auf, und unser Weg führte wieder durch freies Kampland. Die Weiden sind etwas besser, als die durch Barba de Bode verdorbenen Campos des Rio-Grandenser Westens sie bieten. Doch trifft man hier ebenso wie dort nur verhältnismäßig kleine Viehbestände an. Die Estancias sind großenteils mit

Zäunen von Stacheldraht umgeben, die auf lange Strecken die Straße zu beiden Seiten begrenzen.

Gegen Mittag des folgenden Tages tauchten vor uns in der Ferne zwei Städte empor: Posadas und Encarnacion. Dazwischen blinkte ein heller Schein. Das sind die Wasser des Paraná. Der Fluß scheidet Argentinien von Paraguay, auf dessen Boden bereits die Stadt Encarnacion liegt.

Größer und deutlicher wird, wie wir nahen, das Bild. Schärfer entwickeln sich die Umrisse der beiden Städte, breiter die Flächen des Riesenstromes. Lichtgrüne Campos säumen das diesseitige Ufer, dunkle Waldungen die paraguayische Seite. Zur Rechten schiebt der Serro Sta. Anna, der äußerste schroffe Vorsprung des Waldgebirges, das unsere Straße auf der Ostseite begleitet, seinen Steilhang jäh gegen den Strom.

Nachmittags langten wir in Posadas an. Bei einem nahe dem Fluß und etwas außerhalb der Stadt gelegenen Geschäftshause ließ ich Rast machen. In dem Portreiro, das uns für unsere Tiere angewiesen wurde, kochten wir ab und schlugen unser Lager auf. Die Nacht, die ich dort am Ufer des Paraná zugebracht habe, wird mir unvergeßlich bleiben. Selten habe ich etwas Aehnliches von Moskitenplage erlebt. Ich konnte keinen Augenblick schlafen, so peinigten mich die singenden Blutsauger.

Man wird es unter diesen Umständen nicht für hohle Renommage halten, wenn ich berichte, daß ich mit dem Tagesgrauen auf den Beinen war. Ein herrlicher Frühmorgen entschädigte mich für die Qualen der Nacht. Eben fielen die ersten bleichen Lichter des erwachenden Tages über den mächtigen Strom, auf das stolz von steilem Hang in die Flut herniederschauende Posadas, auf die dunklen Waldlinien des jenseitigen Ufers und die dazwischen eingestreute lange Häuserflucht der Villa Encarnacion. Wogende weiße Frühnebel entstiegen dem Paraná. Jetzt durchglühte sie ein purpurnes Leuchten, über die Waldwipfel drüben legte sich ein goldenes Flimmern, und in den Wassern erblinkten auf schwarzem Grunde zitternde silberhelle Streifen. Lachenden Willkommgruß strahlte die aufgehende Sonne übers Land, und in doppelt wirkungsvollem Widerspiel stachen von der golddurchschimmerten Luft, den hell aufblitzenden Wassern die schwarzen, bläulich umhauchten Waldzüge ab.

Ich benutzte den Tag zu einer Umschau in der Stadt Posadas. Sie ist mit ihren fünf- oder sechstausend Einwohnern nach unseren Begriffen ein kleines Nest, hat jedoch als Hauptstadt des Missionenterritoriums und als Sitz seiner Regierung eine gewisse Bedeutung. Man kann an der Stadt drei Ringe unterscheiden. In dem äußersten dieser Ringe herrscht der „Rancho"-Stil vor. Die zerstreuten Häuser und Hütten haben zum großen Teil ebenso wie die auf dem Kamp und in der Kolonie Wände aus Stangen, Rohr und Lehmbewurf und grasgedeckte Dächer. Der zweite Ring bietet schon einen etwas städtischen Anblick. Hier beginnen die geschlossenen Straßenzüge. Die Bauten aber sind unsauber, vernachlässigt, bisweilen halb verfallen; der ganze Stadtteil sieht unglaublich öde und langweilig aus. Der innerste Ring endlich macht keinen üblen Eindruck. An einem mit hübschen Anlagen geschmückten Platz liegen große Kaufhäuser, einigermaßen anständige Hotels, ein sehr stattliches Gouvernementsgebäude. Ein eigenartiges Nebeneinander von bedürfnisloser Ursprünglichkeit, ruinenhaftem Verfall, modernem Fortschritt und Luxus! Das Bild der Stadt könnte als ein Sinnbild des ganzen südamerikanischen Lebens gelten.

Ich ging eine breite Straße hinab zum Flußhafen. Am Kai sehe ich ein paar breite Lanchen liegen mit Brettern, die den Holzfällereien des Alto Paraná entstammen. Unfern dem Ufer ankern zwei Dampfer. Sie dienen der von zwei Gesellschaften betriebenen Schiffahrt nach Corrientes und Buenos Aires und flußaufwärts bis zur Einmündung des Iguassu. Zwischen den etwa zwei Kilometer voneinander entfernten Ufern des Stromes herrscht reger Verkehr. Ein kleines Dampfboot schleppt eben eine mit Menschen dicht gefüllte Fähre nach der paraguayischen Seite, Ruderbarken fahren herüber, hinüber. Eben legt eine von ihnen am Quai an. Eine Schaar paraguayischer Weiber entsteigt dem Boot. Sie haben in Tüchern und Körben allerhand Gemüse, mächtig große Melonen, Hühner, Enten. Diese Dinge können die Paraguayerinnen hier gewinnbringender verwerten als drüben im eigenen Lande, wo der Kurs der Einheitsgeldnote, des Peso, nur ein Viertel des hiesigen beträgt. Sie verkaufen ihre Waren entweder gleich am Hafenkai — man sieht dort ständig die kleinen Zeltbuden der Händlerinnen — oder sie bringen sie hinauf in die Stadt. Vorher aber müssen sie sich einer genauen Durchsuchung ihrer Person an der Zollstation unterwerfen. Denn es wird gern Tabak und Schnaps von Paraguay herüber nach Argentinien geschmuggelt, wo hohe Abgaben auf diesen Gegenständen liegen. Die paraguayischen Schönen sollen die Konterbande mit Vorliebe an Teilen ihres Körpers befördern, die von der Natur eigentlich nicht zu diesem Zwecke vorgesehen sind. Das erklärt die weitgehenden Vertraulichkeiten, die sich der Zollwächter den bei solch peinlicher Untersuchung laut quiekenden Töchtern des Nachbarlandes gegenüber zu erlauben scheint. Der Beamte macht ein todernstes Gesicht; denn er befindet sich im Dienst. Gewundert habe ich mich nur, daß er die jungen Weiber für des Schmuggelversuchs verdächtiger zu halten scheint, als die alten. Darin verrät sich eine mangelhafte psychologische Veranlagung des Mannes.

*

Von Posadas aus besuchte ich die in den Bergen der Serra am Aroio Martires gelegene Kolonie Bompland.

Dem Laufe des gewaltigen Paraná-Stromes entgegen, an langgestreckten bewaldeten Inseln vorüber führte mein Ritt. Bald war die kleine Ortschaft Candelaria erreicht, näher und näher rückte der jäh ansteigende Klotz des Serro St. Anna heran. Am nächsten Tage umgab mich die Bergherrlichkeit der Serra. Herrlicher, schweigender Urwald war um mich her. Eine Ueberfülle blauer Blüten, ähnlich unseren Winden, rankte in seinem Grün. Dann wieder dehnten sich vor mir lichtgrüne Kampstrecken inmitten eines Rahmens dunkler Wälder, bläulich umschimmerter Gipfel. Eine freie, freudige Stimmung, etwas wie heimatlicher Frühlingshauch liegt über diesen Landschaften.

Wenn etwas imstande ist, den Genuß dieser Stimmung zu beeinträchtigen, so ist es die miserable Straße, die die argentinische Regierung in die herrliche Natur hineingebaut hat. Der Wald ist nur ganz notdürftig ausgehauen, der Weg war stellenweise so sumpfig, daß unsere Pferde bis an den Bauch einsanken. Und doch waren in den vergangenen Tagen nur unbedeutende Regengüsse niedergegangen. Nach jedem einigermaßen ausgiebigen Landregen muß der Zustand der Straße geradezu grauenhaft, ein Verkehr mit Wagen vollständig ausgeschlossen sein. Ich gewann den Eindruck, daß die Regierung für die Kolonie Bompland nicht viel Interesse und Geld übrig haben kann.

An einem dürftig aussehenden Gehöft, das sich auf einer Kampfläche erhebt, hielt ich an und fragte nach dem Administrationsgebäude von Bompland. Das sei hier, bekam ich zur Antwort. Mein erster Eindruck befestigte sich.

Nahe dem Administrationsgebäude ließ ich das Zelt aufschlagen und machte mich an die Besichtigung der Kolonie.

Die Ansiedelungen sind teils im Kamp, teils im Walde angelegt. Die Kolonisten gehören den verschiedensten Stämmen an. Zum größten Teil jedoch sind es Deutsche, meist solche, die aus Südbrasilien herübergekommen sind. Aufgefallen ist mir, wie viele verhältnismäßig unbedeutende Pflanzungen man in Bompland trifft, selbst bei solchen Ansiedlern, die schon seit langen Jahren hier sitzen. Es kommt dies daher, daß aus Rio Grande viele ehemalige Revolutionäre herübergekommen sind, die es nach Beendigung des Aufruhrs für gut hielten, auf einige Zeit aus dem Lande zu verschwinden. Sie hatten von vornherein nicht die Absicht, sich dauernd hier ansässig zu machen, wohl auch in den wilden Zeitläuften die Lust zur Arbeit verloren und haben sich darum nie dazu aufgeschwungen, mehr zu

Digitized by Google

pflanzen, als ihnen eben zum Leben nötig. Viele von diesen Leuten sind auch wieder von dannen gezogen. Von ihnen rühren zum großen Teil die herrenlosen Kapoeiren her, die man hier und dort in der Kolonie, wie auch nach Candelaria zu trifft; ein anderer Teil dieser Kapoeiren stammt aus fernerer Vergangenheit, aus der Zeit des Jesuitenreiches.

Trotz der bedeutenden Anzahl von Deutschen, die hier leben, besteht keinerlei geselliger Zusammenschluß unter ihnen, wie man ihn beispielsweise in den zahlreichen Vereinen der deutschen Kolonien von Rio Grande trifft. Auch ein deutsche Schule gibt es nicht in der Kolonie, nur eine Schule der argentinischen Regierung ist vorhanden.

Eine Erscheinung, die man leider Gottes so häufig trifft, wo ein paar Deutsche zusammenleben, ist in Bompland besonders ausgeprägt. Der eine gönnt dem anderen nicht sein bißchen Brot, und dieser lebt in steter Furcht, jener könnte mehr haben oder erwerben, als er selbst. So kommt keinerlei Zusammenhalt zustande, der doch für alle nur nutzbringend sein könnte.

Die Hauptpflanzungsgegenstände der Kolonie sind Tabak, Mais, Bohnen und Mandiok. Die Produkte werden nach Posadas und nach St. Anna verkauft. Der Absatz von Mais und Bohnen ist nur ganz gering; der Bedarf der Kaufleute an diesen Gegenständen wird im wesentlichen durch die Kampkolonien gedeckt. Bedeutender ist die Ausfuhr der Kolonie an Tabak, der zum Teil nach Buenos Aires geht. Im vergangenen Jahre wurden für die Arobe (gleich 10 Kilogramm) der ersten Qualität in Posadas und St. Anna 3 Pesos bezahlt. Der Durchschnittspreis des Tabaks betrug 2.60 Peso. Für die diesjährige Ernte rechnet man auf etwas höhere Preise.

Der Boden von Bompland ist allenthalben mit Steinschichten durchsetzt. Das macht eine Bestellung der Felder mit dem Pfluge von vornherein unmöglich. Zu diesem Nachteil des Landes kommt noch die ungeheure Ameisenplage, unter der Bompland wie das ganze Missionengebiet leidet.

Ueberhaupt sind die Verhältnisse der Kolonie alles andere als günstig zu nennen. Vor allem fehlt es an der Fürsorge der Regierung. Von dem Zustand der Straße, die Bompland mit Posadas verbindet, habe ich schon gesprochen. Der zweite Verbindungsweg der Kolonie, der nach St. Anna, den ich später ebenfalls geritten bin, ist um keinen Deut besser. Für die Erschließung der Ländereien innerhalb des Koloniegebietes sorgt der Staat überhaupt nicht. Die Kolonisten haben sich ihre Waldpikaden selbst anzulegen; die Wege sehen denn auch dementsprechend aus.

Was die Verwaltung der Kolonie angeht, so hat früher arge Mißwirtschaft geherrscht. Die Ländereien waren nicht einmal vermessen, die Kolonisten hatten keine ordnungsmäßigen Titel über ihr Land und keinen Rechtsanspruch daran. Unter dem jetzigen Direktor haben sich die Zustände gebessert. Aber wer bürgt dafür, daß nicht morgen ein anderer an seine Stelle tritt und die alte Lotterwirtschaft wieder einreißt? Die staatlichen Verhältnisse des Landes bieten diese Bürgschaft nicht.

Zu den geschilderten Uebelständen der Kolonie tritt noch ein anderer. Es ist ein epidemisch auftretendes Sumpffieber, das sogenannte Chuchufieber, von dem die Kolonie heimgesucht wird. Man sieht in Bompland Gesichter, die die heimtückische Krankheit geradezu erschreckend bleich und welk gemacht hat.

Die Ansiedelungsbedingungen sind in Bompland die gleichen, wie im ganzen Missionengebiet. Das Hektar Grund und Boden kostet 2.50 Pesos. Das Land wird in Viertel-Kolonielosen, an größere Familien mit genügenden Arbeitskräften in halben Losen, d. h. zu 250, bezw. 500 Hektar vergeben. Für die Zahlung des Preises ist eine Frist von 5 Jahren gesetzt. Den endgültigen Besitztitel und damit das Eigentumsrecht soll der Kolonist jedoch nicht eher erhalten, als bis mindestens ein Fünftel des Landes bebaut ist.

In der Anfangszeit werden den Ansiedlern von der Regierung Unterstützungen gewährt, deren Betrag auf den Kaufpreis des Landes geschlagen wird. Der Wert dieser Einrichtung ist nicht allzu hoch einzuschätzen. Die Unterstützungen bestehen in Anweisungen an Kaufhäuser, die für die angewiesenen Beträge Waren liefern. Wer daher in Wahrheit den Nutzen der Unterstützungsgelder zieht, das ist bei den im Missionengebiet herrschenden Geschäftsgepflogenheiten ohne Schwierigkeit auszurechnen.

Viele sind hierher von Brasilien, namentlich von Rio Grande do Sul gekommen, weil ihnen die dortigen Verhältnisse nicht mehr paßten. Mancher von ihnen ist wieder zurückgekehrt oder weiter gezogen. Und von denen, die noch hier sind, habe ich mehr als einen erklären hören, er würde mit Freuden wieder nach Brasilien gehen, wenn er nur könnte. Wären die Familienhäupter nicht gleich mit Kind und Kegel ausgewandert, sondern zunächst allein herübergereist, um die Verhältnisse des Landes kennen zu lernen, sie hätten es nicht anders gemacht als der Kolonist, der sich mir zur Besichtigung des Landes angeschlossen hatte; sie wären schnurstracks wieder nach Hause geritten.

Ich will nicht sagen, daß ein willensstarker, fleißiger und arbeitsamer Mann nicht auch in Bompland vorwärts kommen könnte. Indessen anderwärts hat er bessere Aussichten. Ich will auch nicht behaupten, daß die Kolonie Bompland unter keinen Umständen eine Zukunft hat, daß ihr der Staat nicht vielleicht einmal eine erhöhte Fürsorge zuwendet. Allein verbürgt ist eine derartige Annahme durch nichts. Wenn mich heute ein Landsmann fragt, ob ich ihm rate, nach Bompland zu gehen, so sage ich mit aller Entschiedenheit: Nein.

Zwei byzantinische Kaiserinnen.

In den zwei ersten Bänden seines Werkes „L'épopée Byzantine“ hat G. Schlumberger den gewaltigen Aufschwung des byzantinischen Reiches unter Johannes Tzimiskes und Basilios dem Bulgarentöter (969—1025) geschildert. Kürzlich ist der dritte Band erschienen,[1]) der uns den Verfall des Reiches unter den Nachfolgern der großen Kaiser beschreibt. Er umfaßt die Zeit von 1025 bis 1057 und trägt den Untertitel „Les porphyrogénètes Zoé et Théodora“. Diese beiden Nichten des Basilius stehen nämlich mit Ausnahme der kurzen Regierung des Konstantinos (1025—1028) im Mittelpunkt der Erzählung; von ihnen hing es ab, wer Kaiser werden sollte. Es ist kein erfreuliches Bild, das uns Schlumberger zeigt, das Bild einer Zeit, in der Frauen und Eunuchen und schwächliche Kaiser die Regierung führen, während gerade damals dem Reich Gewaltnaturen vonnöten gewesen wären.

Nach dem Tode des großen Basilios fiel die Alleinherrschaft an seinen Bruder Konstantinos VIII. Er war schon Mitregent seines Bruders gewesen, aber neben dem Kraftmenschen war der Schwächling nicht hervorgetreten; hatte er ja auch von Jugend an ein Genußleben geführt und war den Freuden des Spiels und der Tafel ergeben. An der Stelle tüchtiger Generale wurden Eunuchen zu Befehlshabern und höchsten Beamten des Staates ernannt; die Bureaukratie begann die Uebermacht über das Militär zu erlangen. Mißtrauen gegen bedeutende Männer regte sich fast ständig in der Seele des alten Kaisers; zahlreiche Adelige wurden teils als wirkliche Verschwörer, teils, weil sie im Verdacht von Verschwörern standen, aufs grausamste gestraft. Mit besonderer Vorliebe wendete Konstantin die Blendung als Strafe an; die Feinde wurden dadurch unschädlich gemacht und der Kaiser konnte sich noch rühmen, „göttliche Milde“ haben walten zu lassen. Er hatte keine Söhne, aber drei Töchter, von denen eine den Nonnenschleier genommen hatte; die beiden anderen, Theodora und Zoë, waren schon hoch in den Vierzigern und noch unverheiratet. Das Legitimitätsprinzip war seit dem Beginn der mazedonischen Dynastie

1) *Gustave Schlumberger*, membre de l'institut, *L'épopée byzantine à la fin du X siècle.* Troisième partie: Les porphyrogénètes Zoé et Théodora. Paris, Hachette & Cie. 1905. 846 S.

Digitized by Google

so mächtig im byzantinischen Volk geworden, daß es als selbstverständlich galt, daß nur, wer eine der beiden Töchter heiratete, künftiger Herrscher werden konnte. Es galt also einen Mann für Zoë — Theodora war nicht heiratslustig — zu suchen. Ein Bräutigam war schon abgeschlagen worden. Im Auftrag Kaiser Konrads II. war nämlich Bischof Werner von Straßburg nach Konstantinopel gekommen, um für den damals zehnjährigen Sohn seines Herrn, den nachmaligen Kaiser Heinrich III., um die Hand der Prinzessin anzuhalten. Hatte einst Otto I. durch Theophano, die Schwester Basilius' II. und Konstantins VIII., das byzantinische Unteritalien für seinen Sohn zu erhalten gehofft, so mochte — bei dem Mangel männlicher Nachkommen Konstantins — eine kühne Phantasie noch weiter ausschauende Pläne an eine Verbindung der beiden Erben der römischen Kaiserthrone knüpfen. Man kann kaum glauben, daß man am Hofe Konrads das Alter der Töchter Konstantins nicht kannte; so zeigt uns die Gesandtschaft Werners deutlich, wie sehr sich die Politik über die Gebote der Natur hinwegsetzen zu dürfen meinte. Glücklicherweise zerschlugen sich die Verhandlungen. Nun wurde als Gemahl für Zoë nach verschiedenen Intrigen der Patrizier Romanos Argyros bestimmt. Er stammte aus angesehener Familie, sein Alter stimmte auch zu dem der Kaisertochter, doch die Wahl hatte einen Nachteil: Romanos war verheiratet, und zwar glücklich verheiratet. Aber die Politik wußte sich zu helfen; man stellte Romanos die Alternative, sich scheiden zu lassen und Zoë zu heiraten oder — geblendet zu werden. So erreichte Konstantin seinen Zweck; zwei Tage nach der Vermählung Zoës mit Romanos starb der unwürdige Bruder des Basilios.

Zoë war trotz ihrer Jahre eine äußerst lebenslustige Dame; ohne Energie, ließ sie sich von ihren Leidenschaften beherrschen; auf Toilettekünste verstand sie sich wohl, wenn man in ihr Boudoir kam, glaubte man sich in ein chemisches Laboratorium versetzt. Ganz anders war ihre ältere Schwester Theodora veranlagt. Sie war energischer und lebte ernst und zurückgezogen. Ihre Gegenwart war für die jüngere Schwester ein beständiger Vorwurf; unter dem billigen Vorwand einer geplanten Verschwörung wurde sie in ein Kloster gebracht und dort in strenger Haft gehalten. Der neue Kaiser Romanos war voll brennenden Ehrgeizes. Die Neigung seiner Untertanen gewann er durch Nachlaß von Steuerschulden. Gegen die Araber zog er mit einem mächtigen Heer selbst zu Feld und träumte von sicheren Lorbeeren. Aber eine furchtbare Niederlage, aus der der Kaiser nur mit Mühe sich nach Antiochia rettete, war das Ende seines Feldzugs. Bald änderte sich der Charakter des Kaisers, vielleicht wegen seines leidenden Zustandes. Er verwandte enorme Mittel auf den Bau einer Kirche und eines Klosters in Konstantinopel und zog, um Geld hierfür zu bekommen, die Steuerschraube kräftiger an. Seine Gemahlin wurde seiner bald überdrüssig; in schamloser Weise verkehrte sie im Palast mit einem jungen Paphlagonier niedriger Herkunft, namens Michael, der Zoë durch seine Schönheit aufgefallen war. Nach sechsjähriger Regierung (1034) starb der Kaiser, wie man vermutete, vergiftet, und als das Gift zu langsam wirkte, im Bade erstickt. Jedenfalls minderte die Tatsache, daß Zoë unmittelbar darauf ihren Geliebten Michael zum Gemahl und Kaiser erhob, den Verdacht nicht, daß sie die Hände bei dem Tode des Romanos im Spiel hatte.

Der Emporkömmling Michael IV. der Paphlagonier (1034 bis 1041) kümmerte sich selbst sehr wenig um die Regierung; er überließ die Leitung seinem Bruder, dem Waisenrat (Orphanotrophos) Johannes, einem Eunuchen. Er selbst war trotz seiner schönen äußeren Erscheinung krank; er litt an Epilepsie und bald kam Wassersucht hinzu. Von Zoë, der er alles verdankte, zog er sich immer mehr zurück; auch er suchte sich, vielleicht nicht nur durch seine Krankheit veranlaßt, sondern auch durch den Tod seines Vorgängers im Gewissen bedrückt, sein Seelenheil durch große, oft unsinnige Freigebigkeit gegen die Geistlichen zu erkaufen. Besonders verehrte er den heiligen Demetrios, den Schutzheiligen von Salonichi. In langen Nächten lag er an seinem Grabe und schickte zu ihm glühende Bitten um Heilung, um Schlaf, der ihn floh. Kurz vor seinem Tod ließ er sich als Mönch einkleiden, nachdem er noch seinen gleichnamigen Neffen, der bisher Schiffskalfaterer gewesen war, durch Zoë hatte adoptieren und zum Thronfolger erklären lassen. Diese Adoption war ein Werk des allmächtigen Ministers, des oben genannten Eunuchen Johannes, gewesen, der dadurch im Besitz der Gewalt zu bleiben hoffte. Aber er täuschte sich bitter. Michael V., der Kalfaterer, vielleicht die unwürdigste Figur, die der Kaiserthron von Byzanz getragen, verbannte ihn, entmannte alle seine Verwandten; nur mit einem Oheim, der Eunuch war wie der verbannte Johannes, teilte er sich in die Regierungsgeschäfte. Seine Adoptivmutter Zoë verbannte er auf eine der Prinzen-Inseln. Doch die Rache ereilte ihn schnell. Das byzantinische Volk ließ sich die Willkürherrschaft eines Abenteurers nicht gefallen; die Vertreibung der purpurgebornen Zoë hatte einen Aufstand veranlaßt. Man holte ihre Schwester Theodora aus ihrem Kloster und rief sie mit Zoë zur Kaiserin aus. Zu spät war's, daß der Kaiser seine Adoptivmutter zurückberief und sie der Menge vom Palast aus zeigte. Er unterlag dem Aufstand. Mit seinem Oheim floh er in ein Kloster, wurde aber vom Altar der Klosterkirche weggerissen und geblendet (1042).

Nur kurze Zeit dauerte die Regierung der beiden Schwestern. Zoë war trotz ihrer 60 Jahre und trotz der schlechten Erfahrungen, die sie bisher mit ihren Männern gemacht, doch noch heiratslustig. Vielleicht hoffte sie durch eine Heirat auch Theodora zurückdrängen zu können. Nach längerer Wahl erkor sie Konstantinos Monomachos zu ihrem Gatten. Seitdem existierte offiziell eine Dreiherrschaft, ja eine Zeitlang, als Konstantinos seine frühere Geliebte Skleraena an den Hof gezogen und zur Sebaste oder Augusta erhoben hatte, konnte man bei festlichen Gelegenheiten den Kaiser mit drei Herrscherinnen sehen. Der gichtige Kaiser ließ die Minister wirtschaften; sein Thron war mehr als einmal ernstlich bedroht; aber er hatte Glück, so daß weder Georgios Maniakes noch Leon Tornikios seinen Sturz erreichten. Ueber seinen Nachfolger traf er keine Bestimmung. So stritten sich, als er (1054) mit dem Tode rang, die Partei eines Prätendenten Nikephoros mit den Anhängern der noch lebenden Theodora — Zoë war 1050 gestorben. Die Partei der Theodora gewann und die mehr als siebzigjährige Kaiserin herrschte nun noch über ein Jahr allein über das byzantinische Reich. Bei ihrem Tode (1056) ernannte sie zum Nachfolger den bejahrten Patrizier Michael Stratiotikos. Dieser begünstigte wie Theodora die Bureaukratie und stieß die verdientesten Generäle vor den Kopf. Kein Wunder, daß sich diese empörten und den bedeutendsten unter ihnen, Isaak Komnenos, zum Kaiser ausriefen. Stratiotikos sah sich zur Abdankung gezwungen (1057).

Dies in kurzen Zügen die wechselvolle Geschichte des byzantinischen Thrones in jener Periode. Viele, darunter gefährliche Revolutionen spielen in dieser Zeit; das hatte zur Folge, daß man die Verteidigung der Grenzen vernachlässigte. Wohl hielt lange noch der Schrecken, den des Basilius Herrschaft den Nachbarn eingejagt hatte, sowie dessen Sorge für die Grenzfestungen den gänzlichen Zusammenbruch auf; aber fast an allen Punkten des weiten Reiches begann die Abbröckelung. Sizilien ging an die Sarazenen verloren, in Unteritalien gewannen die Normannen immer festeren Fuß. Von Norden her drangen die barbarischen Petschenegen über die Donau, die Bulgaren erhoben sich wieder. Gegen die Araber in Syrien wurde viel gekämpft und vielfach unglücklich. Armenien wurde zwar dem Reiche einverleibt, aber gerade dadurch der Pufferstaat beseitigt, der das Reich von den Horden der Seldschuken trennte. Unter der Regierung des Monomachos pochten zum erstenmal diese barbarischen Horden an die Grenzen des Reiches, und wenn sie zunächst noch abgewehrt werden konnten, so war dies mehr ein Verdienst des Basilius als der späteren Generale. Zwei gewaltige Helden glänzen in diesen Kämpfen gegen äußere Feinde,

Digitized by Google

Georgios Maniakes und Harald. Barbarischen Ursprungs, diente Maniakes von der Pike auf und wurde bald in Asien wie in Sizilien der Schrecken der Araber. Er war ein Riese an Gestalt — angeblich 10 Fuß hoch — und von gewaltiger Körperkraft; durch seinen persönlichen Mut und sein strategisches Geschick errang er die größten Erfolge. Ein solcher Mann wäre damals auf dem Kaiserthron nötig gewesen, er hätte das Reich gegen die von allen Seiten anstürmenden Feinde zu schützen gewußt. Aber die Hofkamarilla stürzte ihn, und als er dann mit seinem Heer gegen die Hauptstadt zog und die ihm entgegengesandten Truppen zerstreute, als niemand mehr an seinem Erfolge zweifelte — da traf ihn im Kampf ein Speer, und des Monomachos Herrschaft war wieder gesichert. Der andere Held, der wie ein Meteor in den Kämpfen gegen die Araber auf Sizilien auftaucht, ist Harald Hardrada, der Bruder des hl. Olaf, Königs von Norwegen. Er, der Held der isländischen Saga, hatte mit 15 Jahren sein Vaterland verlassen und tat als Anführer der Wäringer, einer skandinavisch-normännischen Hilfstruppe des byzantinischen Heeres, dem Reiche einige Jahre große Dienste, bis er wieder in den Norden zurückkehrte.

Nicht unwichtig war die Regierung des Konstantinos Monomachos auf literaturgeschichtlichem und kirchenpolitischem Gebiete. So wenig Interesse der Kaiser für das Heer hatte, so viel zeigte er für die Bildung. Die Universität in Konstantinopel, die unter der militärischen Herrschaft des Johannes Tzimiskes und Basilios Bulgaroktonos zerfallen war, wurde wieder aufgerichtet und gelangte unter Psellos und Xiphilinos zu einer gewissen Blüte. In diese Zeit fällt auch das Schisma zwischen der östlichen und westlichen Kirche. Seit des Photios Zeilen war der Riß immer wieder verkleistert worden; jetzt kam es dank der umsichtigen Energie des Patriarchen Michael Kerularios und der Ungeschicklichkeit der päpstlichen Legalen zum endgültigen Bruch. Das Schisma halte für Byzanz den großen Vorteil, daß es in religiösen Fragen Herr in seinem Hause war und sich nicht Einmengung von außen gefallen zu lassen brauchte.

Schlumberger hat all das, wovon ich nur kurz den Inhalt andeuten konnte, mit Verwertung aller Quellen, griechischer, abendländischer und orientalischer, in eleganter Sprache aufs ausführlichste beschrieben — es gab bis jetzt keine so eingehende Geschichte dieser Periode. Er kennt die neuere einschlägige Literatur und verwendet sie in ausgiebiger Weise. Einen besonderen Vorzug des Werkes bildet der reiche Bilderschmuck. In prächtigen Reproduktionen werden uns Elfenbein- und Emailarbeiten, Miniaturen und Mosaiken, Siegel und Münzen des 11. Jahrhunderts geboten. Viele Illustrationen stehen zwar leider mit der Erzählung in keinem Zusammenhang; auch vermissen wir, was wir sehr gewünscht hätten, ein Kapitel über die Kunst und das Kunsthandwerk der damaligen Zeit. Die Abbildungen sind jedenfalls ein höchst wertvolles Material für die Forschung, sie versetzen uns, wenn beim Lesen des Buches der Blick auf sie fällt, unwillkürlich in die Kultur jener Epoche; und so stimmt Text und Buchschmuck doch wieder zusammen, etwa wie in einem modernen Museum die Säle die Dekoration der Zeit tragen, der die in ihnen ausgestellten Gegenstände angehören.

Ansbach. Th. Preger.

Bücher und Zeitschriften.

Δ. **Schillers Demetrius**, sein letzter und großartigster Wurf, zugleich tragischerweise der erste, in dem der Dichter wieder ein wahrhaft tragisches Problem ergriffen halte, mußte als Torso Dichter und Dramaturgen in gleicher Weise reizen. Goethes Plan, zum zehnten Todestage Schillers das Werk zu ergänzen, war kaum mehr als eine vorübergehende Laune. Hebbels Demetrius, zum 100. Geburtstage Schillers entworfen, aber erst nach dem Tode Hebbels veröffentlicht (1864), ist ein außerordentlich bedeutendes Drama, aber in keiner Weise die Vollendung des Schillerschen Fragmentes, welchen Gedanken übrigens Hebbel selbst von dem Augenblick an aufgab, wo er sich eingehender mit dem Werke befaßte; er ist etwas ganz und gar Neues, durch und durch Hebbel. Laubes Ergänzung ist das Werk eines geschickten Theatermanns, aber keines Dichters. Martin Greif hat sich sehr fein und zugleich echt poetisch aus der Sache gezogen, indem er das Drama Demetrius überhaupt nicht fortsetzte, sondern seine Dichtung in eine schwungvolle Verherrlichung Schillers ausklingen ließ. Sehr interessant ist der soeben (bei Pierson in Dresden) erschienene Versuch Franz Kaibels: „Demetrius. Eine Tragödie in einem Vorspiel und vier Akten. Das Schillersche Fragment für die deutsche Bühne bearbeitet und ergänzt." Kaibel hält sich, soweit möglich, genau an den Text Schillers; auch in den Motiven und in der Grundanlage folgt er Schiller. Die für den ersten Moment befremdende Einteilung in ein Vorspiel und vier Akte rechtfertigt sich durch den Wunsch des Verfassers, sein eigenes Werk von Schillers großartigem ersten Akt durch äußere Einteilung bescheiden abzutrennen. Ebenso war es naheliegend, die bei Schiller durch Gedankenstriche angemerkten Lücken sachentsprechend zu füllen. Die Führung der Handlung ist geschickt, ohne rohe Effekthascherei. Die Sprache erhebt sich stellenweise zu wahrhaftem dichterischem Schwunge und ist, im Sinne Schillers, typisch charakterisierende Verssprache. Einige Unebenheiten, wie die paar Sechsfüßler, wären leicht zu verbessern. Auf jeden Fall sein Bühnen und Vereine auf Kaibels verdienstvolle Arbeit aufmerksam gemacht; es wäre ein dankbares Unternehmen, sie aufzuführen. Denn es ist doch schade, daß der Demetrius nur zum Gelesenwerden verurteilt ist, und eine Bearbeitung, die sich poetisch beträchtlich über diejenige Laubes erhebt, sollte dort gewürdigt werden, wohin sie gehört: auf der lebendigen Bühne!

Parlament und Verfassung in Oesterreich. Von dem vortrefflichen Werke Dr. Gustav Kolmers „Parlament und Verfassung in Oesterreich" liegt der III. Band vor (Wien und Leipzig, bei Karl Fromme). Dieser neue Band behandelt die erste Hälfte des Regimes Taaffe, 1879 bis 1885. Plan und Tendenzen des Werkes wurden anläßlich des Erscheinens der ersten Bände in diesen Spalten eingehend gewürdigt. Dr. Kolmer hat sich die Aufgabe gesetzt, den Werdegang des österreichischen Parlamentarismus von den ersten Anfängen bis in die gegenwärtige Zeit zu schildern. Er war als Parlamentsberichterstatter der Neuen Freien Presse täglicher Zeuge der Parlamentsverhandlungen und der noch viel wichtigeren Parteikonferenzen und Konventikel in den Wandelgängen, aller dieser Hintertreppenverhandlungen, die für die folgenschweren Entschließungen von entscheidender Bedeutung waren. Aus seinem reichen Erinnerungsschatze und unter treuer Benützung der stenographischen Protokolle hat er sein Werk zusammengefügt, das absichtlich nicht kritisch, sondern pragmatisch wirken und die halb dem Gedächtnisse entschwundenen Ereignisse vor Augen führen soll. Der neueste Band behandelt eine der interessantesten Epochen, den Beginn des Verfalles, den Uebergang vom Zentralismus zum Föderalismus. In diese Epoche fiel die Zurückdrängung der deutsch-liberalen Elemente durch die vereinigte tschechisch-polnisch-klerikale Koalition, der Beginn der reaktionären, fortschrittsfeindlichen Gesetzgebung auf dem Gebiete der Gewerbepolitik, die nationalen Konzessionen an die Slaven, durch welche das deutsche Element in Oesterreich schrittweise zurückgedrängt, aus der Vorherrschaft zur ohnmächtigen, in sich gespaltenen Minorität gebracht wurde. Die Gewerbegesetzgebung, der Befähigungsnachweis, die Beschränkung des bäuerlichen Erbrechts, die Klerikalisierung der Schule, der tiefe, finanzielle Verfall und das Fiasko der Handelspolitik werden darin vorgeführt. In einfacher, schlichter Weise, als treuer Chronist, der mit seinem Herzen bei der deutschen Linken steht, deshalb aber doch von der historischen Wahrheit nicht um Haaresbreite abweicht, schildert Kolmer diese Epoche. Seine Darstellung wird von jedem, der diese Zeit miterlebt hat, mit wehmütigem Interesse und stiller Resignation gelesen werden; der jüngeren Generation wird sie ein Geschichtsbild liefern, das infolge seiner Wahrhaftigkeit und Vollständigkeit gar nicht zu ersetzen ist und die wichtigste Fundgrube für die Beurteilung der späteren Entwicklung, sowie unserer höchst komplizierten schwierigen Zeitverhältnisse bietet.

D.

Digitized by Google

Allgemeine Rundschau.

Von der Internationalen Kommission für wissenschaftliche Luftschiffahrt.

☐ Die monatlichen Aufstiege, die seit mehreren Jahren von der internationalen Kommission für wissenschaftliche Luftschiffahrt von verschiedenen Punkten Europas und Amerikas aus veranstaltet werden, um durch wissenschaftliche Messungen die physikalischen Gesetze der freien Atmosphäre festzulegen, haben bereits nennenswerte Ergebnisse gezeitigt, so ganz neue Anschauungen über die vertikale Verteilung der Temperatur und Feuchtigkeit und über die in der freien Atmosphäre herrschenden Luftströmungen. Die Arbeiten der Kommission sollen im nächsten Monat eine bedeutende Erweiterung erfahren, da zum erstenmal der Versuch gemacht werden wird, die Aufstiege, die bisher nur an einem bestimmten Tage (dem ersten Donnerstag eines jeden Monats) veranstaltet wurden, an drei aufeinander folgenden Tagen ins Werk zu setzen. Diese Erweiterung hat wesentlich den Zweck, die Veränderung einer bestimmten Wetterlage auch in der freien Atmosphäre zu studieren. Bisher war man nämlich für das Stadium der Veränderung der meteorologischen Elemente von Tag zu Tag auf die synoptischen Karten der Erdoberfläche angewiesen; über die Veränderung der Zustände im freien Luftmeer weiß man sehr wenig. Diese Erweiterung der Versuche ist deswegen auch von praktischem Interesse, da vielleicht durch die zu erwartenden Resultate die Grundlagen unserer modernen Wetterprognose verbessert werden können. Bemannte Ballons, Registrierballons und Drachen werden diesmal am 4., 5. und 6. April an folgenden Orten aufsteigen: Oxshott, Trappes, Itteville, Paris, Guadalajara, Lissabon, Rom, Pavia, Zürich, Straßburg, München, Barmen, Hamburg, Berlin, Wien, St. Petersburg, Kasan, auf dem Mittelmeer und Blue Hill und St. Louis U. S. A.

Für das Wiederauffinden der Registrierballons, welche in Deutschland um 8 Uhr mitteleuropäischer Zeit aufsteigen und etwa $1\frac{1}{2}$ bis 2 Stunden in der Luft bleiben, ist vor allem das Interesse des großen Publikums maßgebend. Nach den bisherigen Erfahrungen gehen die meisten Ballons verloren, welche in dichten Wäldern niederfallen, da sie mit dem Instrument auf den hohen Baumkronen wochenlang liegen bleiben können. Förster und Waldarbeiter, überhaupt alle Personen, welche häufig Wälder betreten, sollten deshalb besonders auf diese Zeilen aufmerksam gemacht werden. Für das Wiederauffinden der Registrierballons ist eine bestimmte Belohnung ausgesetzt, deren Höhe in der jedem Instrument beigegebenen Instruktion besonders angegeben ist.

•

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

23. März. Sitzung der philosophisch-historischen Klasse. Vorsitzender Sekretär Hr. Vahlen. 1. Hr. Lenz las über die Entstehung der Statuten der Berliner Universität. Die Entwürfe des provisorischen Reglements vom 24. November 1810 und der Statuten vom 31. Oktober 1817, sowie die mit ihnen zusammenhängenden Verfügungen, Anschreiben und Eingaben seitens des Ministeriums und der Universität werden der Reihe nach bestimmt und besprochen, der Anteil der Mitarbeiter nach den Konzepten festgestellt und einige besonders charakteristische Unterschiede hervorgehoben. 2. Hr. Tobler setzte die Mitteilung der früher (1902, S. 1072 bis 1092) gegebenen Vermischten Beiträge zur französischen Grammatik fort. Die diesmal vorgelegten beziehen sich auf Einzelheiten des heutigen Sprachgebrauchs: 1. auf den Gebrauch des (natürlich ohne il auftretenden Gerundiums subjektloser Verba (n'y ayant rien de plus naturel), 2. auf den von einigen mißbilligten sozadverbialen Ausdruck aussi bien („denn auch", „ja auch"), 3. auf die viel eher anfechtbaren und früher als im 17. Jahrhundert kaum nachzuweisenden Verbindungen von der Art von rien que de naturel und dergleichen, die von niemand beanstandet werden. 3. Hr. Dilthey legte eine zweite Studie zur Grundlegung der Geisteswissenschaften vor. Dieselbe behandelt das gegenständliche Auffassen und untersucht den strukturellen Charakter der Auffassungserlebnisse und die Beziehungen zwischen ihnen, durch welche sie einen Zusammenhang ausmachen. 4. Derselbe legt die photographische Aufnahme eines Jugendbriefes von Kant (28. Oktober 1759) vor, den Hr. Dr. Groethuysen auf der Bibliothèque Victor Cousin vorgefunden und Hr. Emile Chatelain, Mitglied des Instituts, gütigst hat photographieren lassen und unserer Akademie für die Kant-Ausgabe zur Verfügung stellt. 5. Vorgelegt wurde das mit Unterstützung der Akademie erscheinende Werk A. Fischer, Das deutsche evangelische Kirchenlied des 17. Jahrhunderts. Herausgegeben von W. Tümpel. Band 2. Gütersloh 1905.

23. März. Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Auwers (i. V.). 1. Hr. Frobenius las: Zur Theorie der linearen Gleichungen. In einem System homogener linearer Gleichungen und einem vollständigen System ihrer Lösungen teile man die Variabeln in zwei Abteilungen und entsprechend die Matrizen aus den Koeffizienten der Gleichungen und den Elementen der Lösungen. Ist dann in einer dieser Teilmatrizen der Rang kleiner als der größte mögliche Wert, so ist er in der komplementären Teilmatrix um eben so viel kleiner. 2. Derselbe legt ferner eine Abhandlung des Privatdozenten an der hiesigen Universität Dr. Issai Schur vor: Neue Begründung der Theorie der Gruppencharaktere. Der Verfasser teilt eine neue elementare Darstellung der von Hrn. Frobenius begründeten Theorie der Gruppencharaktere mit.

✠

Kleinere Mitteilungen.

• Die astronomischen Instrumente Tycho de Brahes, die dieser selbst angefertigt und womit er seine Entdeckungen gemacht hat, sollen nach der bisherigen Annahme im Jahre 1619 während des böhmischen Aufstandes zugrunde gegangen sein. Nun sind zwei Briefe Kaiser Rudolfs II. vom 17. März 1604 aus Prag aufgefunden worden, die über diese Instrumente Nachricht geben und der Vermutung Raum lassen, daß sie vielleicht noch erhalten sind. Das eine Schreiben ist an den Nachfolger Brahes, Johannes Kepler, gerichtet, und enthält den Wunsch des Kaisers, Kepler solle die berühmten Instrumente wohlverpackt nach Wien schaffen lassen und sie hier dem Superintendenten der Universität übergeben, der für ihre weitere Aufbewahrung Sorge tragen werde. Das zweite Schreiben ist an den Erzherzog Matthias gerichtet, den der Kaiser ersucht, für die Unterbringung dieser Kunstwerke einen würdigen und wohlgeschützten Ort auszuwählen und den Superintendenten der Universität zu beauftragen, für die Uebernahme alle erforderlichen Vorkehrungen zu treffen. Es bleibt nun die Frage, ob die Instrumente tatsächlich nach Wien gebracht wurden und wo sie sich etwa noch befinden. Der Professor der Astronomie an der Prager deutschen Universität, Weinek, hält es für nicht unwahrscheinlich, daß die Instrumente seinerzeit nach Wien gebracht wurden. Hier müßten sie allerdings erst wieder entdeckt werden, denn bisher hat man keine Spur von ihnen.

• Schiller-Feiern in Graubünden. Die 100. Wiederkehr von Schillers Todestag wird in den meisten größeren Orten der deutschen und teilweise auch der französischen Schweiz durch Gedenkfeiern begangen werden. Von Interesse ist, daß auch im Bergell, dem Graubündener Tale, das zum italienischen Sprachgebiete gehört, eine Schiller-Feier veranstaltet wird, und zwar wird man den „Wilhelm Tell" in der italienischen Uebersetzung von Maffei unter freiem Himmel zur Darstellung bringen. Sämtliche Schulkinder des Tales werden zu der Aufführung, die am Ostermontag stattfinden soll, eingeladen werden. Die Darsteller rekrutieren sich aus allen Gemeinden des Bergell und üben schon seit Wochen ihre Rollen in gemeinschaftlichen Parten ein, die bald in Promontogno bald in Stampa abgehalten werden.

Digitized by Google

* Akademie der Wissenschaften in Wien. Das Komitee zur Verwaltung der Erbschaft Treitl hat in seiner jüngsten Sitzung die Gewährung folgender Dotationen und Subventionen beschlossen: Der Erdbebenkommission für die laufenden Ausgaben 2000 Kronen, für die Uebernahme des Erdbebendienstes durch die k. k. Zentralanstalt 4000 Kronen, der Radiumkommission 6000 Kronen, Professor Adamovic in Belgrad zu einer botanischen Forschungsreise in den Balkanländern 6000 Kronen, der Phonogramm-Archivkommission zu gleichen Teilen auf beide Klassen der Akademie aufgeteilt 6000 Kronen.

* Medizinisches. Der Arzt der inneren Abteilung des St. Vinzenz-Hauses zu Köln a. Rh., Dr. Laur. Huismann, hat einen Lehrauftrag für innere Medizin an der dortigen Akademie für praktische Medizin erhalten.

* Freie Stelle für deutsche Auslandslehrer. Die deutsche Schule zu Caracas (Venezuela) sucht sobald als möglich einen unverheirateten Lehrer. Gehalt 300 M. monatlich im ersten Jahre, steigend bis 350 M. im dritten Jahre. Verpflichtung auf drei Jahre. Freie Hin- und Rückreise. Bewerber, die die spanische Sprache beherrschen oder Englisch oder Französisch sprechen, werden bevorzugt. Bewerbungen tüchtiger, gesunder und unbescholtener Lehrer mit beglaubigten Zeugnisabschriften, Lebenslauf und Bild sind nur zu richten an die Lehrervermittlungsstelle des Allgemeinen Deutschen Schulvereins, Berlin W. 62, Landgrafenstraße 7 III.

* Verlagsänderung. Der Inhaber der bekannten Rickerschen Universitätsbuchhandlung in Gießen, Herr Alfred Töpelmann, hat, wie er uns mitteilt, die mit seinem Verlag verbundene Sortimentsbuchhandlung nebst Antiquariat unter der bisherigen Firma an Herrn Ernst Legler aus Leipzig abgegeben und wird sich künftig ganz seinem wissenschaftlichen Verlag — unter der Firma Alfred Töpelmann (vormals J. Rickers Verlag) — widmen.

⁂

Hochschulnachrichten.

* Göttingen. Am Donnerstag (30. März) ist hier der Senior der medizinischen Fakultät, der frühere Professor der Physiologie Geh. Medizinalrat Dr. Georg Meißner im Alter von 76 Jahren gestorben. Der Verstorbene lebte schon seit einigen Jahren im Ruhestand. Er wurde, nachdem er 1852 in Göttingen promoviert hatte, 1855 zum Professor der Anatomie und Physiologie in Basel, 1857 zum Professor der Physiologie und Zoologie in Freiburg i. B., 1860 zum Professor der Physiologie in Göttingen ernannt. Er hat während seiner vieljährigen und vielseitigen Lehrtätigkeit zahlreiche Arbeiten über die Anatomie der Haut und der Augen, ferner über chemische Themen geschrieben. Von großer Bedeutung ist seine Entdeckung der Tastkörperchen der Hand und des Fußes, der sogenannten Meißnerschen Körperchen.

hc. Königsberg. Der außerordentliche Professor und Direktor der Klinik für syphilitische Krankheiten Dr. Julius Caspary tritt mit Ende dieses Wintersemesters vom Lehramt zurück; demselben wurde aus diesem Anlaß der Charakter als Geheimer Medizinalrat verliehen. Caspary steht im 69. Lebensjahre und ist seit 1868 als akademischer Lehrer tätig.

* Clausthal. Der bisherige Privatdozent an der Universität Göttingen Dr. Wilhelm Biltz ist zum etatsmäßigen Professor der Chemie an der hiesigen Bergakademie ernannt worden. Der neuernannte Professor ist 1877 zu Berlin geboren.

* Prag. An der tschechischen Universität wurde der Privatdozent Dr. Joseph Vanĕura zum außerordentlichen Professor des römischen Rechtes und der Privatdozent Dr. Karl Kadlec zum außerordentlichen Professor der slavischen Rechtsgeschichte ernannt.

hc. Graz. In der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der hiesigen Universität hat sich Dr. jur. Paul Koschaker als Privatdozent für römisches Recht habilitiert.

* Budapest. Zum Generalsekretär der ungarischen Akademie der Wissenschaften wurde am 27. März an Stelle des freiwillig zurückgetretenen bisherigen Generalsekretärs, des Ministerialrates Koloman v. Szily, der Professor der deutschen Literaturgeschichte an der Universität Budapest, Ministerialrat Dr. Gustav Heinrich gewählt.

* Zürich. Der Professor der Chemie am hiesigen eidgenössischen Polytechnikum und derzeitige Direktor desselben, Dr. Robert Gnehm, ist vom Bundesrate zum Präsidenten des eidgenössischen Schulrates, der obersten Behörde des Polytechnikums, ernannt worden. Infolgedessen wird derselbe sein Lehramt niederlegen.

hc. Rom. Dem ersten Sekretär des kaiserlichen Archäologischen Instituts Professor Dr. Eugen Petersen ist, wie nunmehr amtlich gemeldet wird, die nachgesuchte Versetzung in den Ruhestand vom 1. April 1905 ab erteilt und an seiner Stelle der bisherige Professor der Archäologie an der Rostocker Universität Dr. phil. Gustav Körte ernannt worden.

⁂

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Die deutschen Kolonien. (Aus fernen Landen.) Monatsschrift des Deutschvolklichen Kolonialvereins. Herausgegeben von Dr. E. Th. Förster. (4. Jahrgang. Nr. 3. März 1905.) Gross-Lichterfelde-Berlin. — E. Th. Förster. — Gemeinnützige Blätter für Hessen und Nassau. Zeitschrift für soziale Heimatkunde. Herausgeber Dr. W. Kobelt. Frankfurt. Verlag der „Gemeinnützigen Blätter für Hessen und Nassau". — Flugschriften des Giordano Bruno-Bundes. Nr. 1—6. Schmargendorf b. Berlin. Verlag „Renaissance" (Otto Lehmann). — Gustav Schüler: Hornrufe. Ebenda 1904. 16 S. — Derselbe: Andacht und Freude. Lieder und Gedichte. Ebenda 1905. 62 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen!

Bruder Rausch

Ein Klostermärchen von **Wilhelm Hertz**

Fünfte Auflage. Mit Buchschmuck von Franz Staffen

In Leinenband M. 2.—

Im „Bruder Rausch" hat Wilhelm Hertz eine Dichtung von bestrickendem Reiz geschaffen, die eine Welt von Lustigkeit und hohen Gedanken umschließt. Der sinnige Bilderschmuck, den das Buch seit der vorigen Auflage erhalten hat, trägt dazu bei, daß es stetig in immer weitere Kreise dringt. Zur Dedikation an Studierende wie an alle sonstigen Freunde gesunden Humors eignen sich wenige Bücher so gut wie dieses. *(12870)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

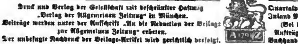
Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1905. 135. Band. Siebentes Heft.

Inhalt: Verhältnis der russischen Kirche zu Altkatholizismus und Anglikanismus. (Schluß.) — Gustav Graf von Schlabrendorf. — Die Verdienste des Londoner Bischofs Creighton um die englische Geschichtsforschung. — Von Jena nach Eisenach. — Der Zusammenbruch des russischen Bureaukratismus. — Der allgemeinen Deutschen Biographie 49. Band. — Politische Betrachtungen: Ungarn. — Statistik der württembergischen Geistlichkeit. — Conceptio Immaculata in der bildenden Kunst. — Briefwechsel zwischen Grimm und Ringseis.

Jahrgang 1905. München, Mittwoch, 5. April. **Nummer 80.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.



Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die Entstehung des Charakters.*)

Von Dr. Julius Petersen, Reichsgerichtsrat a. D.

Die Frage nach dem Ursprung des Charakters hat für den Streit über den Umfang der Willensfreiheit große Bedeutung, weil manchmal angenommen wird, er sei ein Werk des freien Willens oder eines bloßen, von dem Menschen gefaßten Entschlusses, so daß dieser deshalb für seinen Charakter verantwortlich sei.

Wie sich der Charakter bildet, insbesondere wie es kommt, daß gewisse Züge als die leitenden, bestimmenden, die Eigenart eines Menschen kennzeichnenden hervortreten, läßt sich nur selten deutlich im einzelnen erkennen und darlegen. Ebenso bietet die Auflösung des Charakters in seine einzelnen Bestandteile (die „Analyse“) oft große Schwierigkeiten. Aber schon bei einer oberflächlichen Betrachtung zeigt sich: 1. daß der Charakter das Ergebnis einer längeren, allmählichen Entwicklung und 2. daß das Ergebnis dieser Entwicklung in doppelter Weise bedingt ist, einmal durch Anlagen, die der Mensch mit auf die Welt bringt, sodann durch äußere Einflüsse der verschiedensten Art. Die natürlichen, ein- für allemal feststehenden Anlagen hatte Goethe wohl im Auge, als er in den orphischen Strophen sagte:

> Bist alsobald und fort und fort gediehen
> Nach dem Gesetz, wonach du eingetreten.
> So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
> So sagten schon Sibyllen und Propheten;
> Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
> Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Die Verschiedenheit dieser Anlagen oder des „Naturells“, die besonders für das Temperament von großer Bedeutung ist, kann ebensowenig geleugnet werden wie der Umstand, daß sie die unverwischbare Grundlage der Charakterentwicklung bilden. Schon ein römischer Schriftsteller sagte: „Naturam expellas furca, tamen usque recurret“. Goethe ließ dann in Hermann und Dorothea die Mutter sagen:

> Wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen,
> So wie Gott sie uns gibt, so muß man sie haben und lieben,
> Sie erziehen aufs beste und jeglichen lassen gewähren,
> Denn der eine hat diese, der andere andere Gaben.

Auch darüber, welchem Umstande diese Anlagen ihre Entstehung verdanken, besteht eigentlich kaum mehr eine Meinungsverschiedenheit. Die Annahme, daß jeder Mensch sich seinen Charakter durch eine vorzeitliche Tat selbst gewählt habe, hat ebenso wenig Aussicht auf Anerkennung, wie die Ansicht der Theosophen, nach der sich die Verschiedenheit des Charakters (und des Gewissens) aus den angeblich in einem früheren Leben gemachten Erfahrungen erklären soll. Vielmehr wird jetzt allgemein angenommen, daß die erwähnten Anlagen, die zum großen Teil mit der Beschaffenheit der körperlichen Organe, insbesondere mit derjenigen des Nervensystems, zusammenhängen, durch Vererbung erworben werden.

Daß die Aehnlichkeit zwischen Eltern und Kindern, die regelmäßig in der äußeren Erscheinung hervortritt, sich auch auf geistige Anlagen erstreckt, ist schon lange bekannt. In diesem Sinne hat Goethe bezüglich seines Verhältnisses zu seinen Eltern in einem bekannten Ausspruch gesagt:

> Vom Vater hab' ich die Natur, des Lebens ernstes Führen,
> Vom Mütterchen die Frohnatur, die Lust zu fabulieren.

Ja, er hat andere Eigenschaften in scherzhafter Weise auf den „Urahnherrn“ und die „Urahnfrau“ zurückgeführt. In neuerer Zeit ist dann der große Einfluß der Vererbung wissenschaftlich derart festgestellt worden, daß man ihn kaum mehr zu bestreiten vermag. Er zeigt sich deutlich in der ererbten Anlage zu gewissen Krankheiten, insbesondere zu einer Erkrankung der Lunge und des Geistes. Die letztere Anlage hat besondere Bedeutung für die Charakterbildung, weil sie, auch wenn eine förmliche Geisteskrankheit nicht zum Ausbruch kommt, auf den Charakter wirkt. Bei Personen dieser Art zeigt sich nämlich sehr häufig eine eigentümliche Denkweise, ein hypochondrisches Wesen, Launenhaftigkeit, besondere Reizbarkeit oder es treten andere Eigentümlichkeiten, z. B. absonderliche Gewohnheiten, hervor. Diese erbliche Belastung hat oft die Folge, daß man die davon betroffenen Personen als „geistig Minderwertige“ oder als „Degenerierte“ bezeichnet und ihnen die volle Zurechnungsfähigkeit abspricht. Aber auch in anderen Richtungen, z. B. bezüglich der wissenschaftlichen und künstlerischen, insbesondere der musikalischen Begabung, ist der Einfluß der ererbten Anlagen deutlich zu erkennen. Er hat insofern Bedeutung, als sich dadurch der in neuerer Zeit vielfach (besonders von Gobineau und Chamberlain) hervorgehobene Einfluß der Rasse geltend macht, der auch auf den Volkscharakter wirkt und vielfach, besonders bei den Juden, deutlich hervortritt.

So wenig wie der Einfluß der ererbten Anlage läßt sich derjenige der schon früher erwähnten äußeren Verhältnisse, insbesondere der Umgebung (des sog. Milieu) bezweifeln. Ein Wilder, z. B. ein Neuseeländer oder ein un-

*) Auch dieser Artikel ist dem in der Nr. 72 dieser Beilage erwähnten Buch des Verfassers entnommen.

gebildeter Neger oder Indianer, muß — ganz abgesehen vom Einfluß der Rasse — einen anderen Charakter haben als der Angehörige eines gebildeten Volkes. Wie sein Gefühlsleben oder seine Gemütsart und seine Denkweise, so muß auch seine Willensrichtung eine andere sein. Ebenso tiefeinschneidende Unterschiede bestehen zwischen Europäern und Asiaten (z. B. Indiern oder Chinesen), ferner zwischen Christen und Mohammedanern oder Buddhisten. Der Volkscharakter, die Sitten, die Religion, sowie die sonstigen Einrichtungen machen sich vielfach geltend; z. B. muß die Vielweiberei und die im Orient übliche Absperrung der Frauen notwendig auf deren Charakter wie auf denjenigen der Männer wirken. Selbst bei Völkern, die sich in der Kultur nahe stehen, z. B. bei Deutschen, Franzosen, Engländern, Nordamerikanern, macht sich der Einfluß des (durch die Rasse und durch andere Umstände beeinflußten **Volkscharakters** auf den einzelnen in zwingender Weise geltend. Unverkennbar ist ferner der Einfluß der Zeit, in der jemand lebt. Wie jedes Volk, so hat auch jede Zeit besondere Bildungsideale und Anschauungen, die auf den einzelnen einwirken und denen er sich nicht entziehen kann. Bei den gleichzeitig lebenden Angehörigen des nämlichen Volkes sind sodann in hohem Maße die Verhältnisse maßgebend, in denen jemand aufgewachsen ist. Wie Dittes in seiner vortrefflichen Schrift über die sittliche Freiheit (S. 10 und 11) besonders scharf hervorhebt, ist es für die Charakterentwicklung von großer Bedeutung, ob ein Kind in der Hütte des Bettlers oder im Palast des Reichen und ob es in einem von Zucht und Sitte durchdrungenen Gemeinwesen oder in einer Familie der einen oder der anderen Art aufwächst, wie es ernährt wird u. s. w. In sittlicher Beziehung kommt, wie Dittes gleichfalls betont, vor allem in Betracht, welche **Erziehung** ein Mensch erhält, insbesondere, ob dadurch für eine Richtung auf das Gute und für eine harmonische, der sittlichen Richtschnur entsprechende, mit einer Beherrschung der Neigungen verbundene Ausbildung aller Geisteskräfte der Grund gelegt wird oder ob das Gegenteil geschieht.

Auch im weiteren Verlaufe des Lebens wirken äußere Umstände vielfach bestimmend auf die Charakterentwicklung ein. So kann der Umgang mit guten oder schlechten Menschen, das Lesen von guten oder schlechten Büchern, ja der Einfluß eines einzigen Menschen oder eines einzigen Buches die ganze Willensrichtung beeinflussen. Man sagt ja, gute Bücher seien gute Freunde und schlechte seien noch gefährlicher als der Umgang mit schlechten Menschen.

Weiter kann der Umstand, ob jemand in einer Großstadt oder auf dem Lande lebt, sowie der Beruf, den er ausübt, von großer Bedeutung sein. Bei einem Landmann erwarten wir eine andere Art zu empfinden und zu denken als bei einem Gelehrten oder einem Geistlichen, ebenso bei einem Seemann, einem Offizier u. s. w. Das Leben in einer glücklichen Ehe, sowie der Einfluß eines geistig und sittlich hochstehenden Gatten kann günstig, eine unglückliche Ehe nachteilig auf den Charakter wirken. Ja auch das Reisen oder der längere Aufenthalt in einem bestimmten Lande kann einen solchen Einfluß ausüben. Wer wird leugnen, daß für Goethes Entwicklung seine Uebersiedlung nach Weimar, sein Aufenthalt in Italien, sowie für ihn und für Schiller beider Zusammenleben von großer Bedeutung war? Aehnliche Einflüsse zeigen sich aber, wenn man die Lebensbeschreibungen bedeutender Männer oder Frauen liest, überall. In der Regel erfolgt eine fortschreitende, allmähliche Entwicklung. Das Kind hat noch keinen ausgebildeten Charakter, sondern nur die Anlage oder den Keim dazu; es lernt anfangs nur gehorchen; erst später entwickeln sich unter dem Einfluß der Erziehung die geistigen Fähigkeiten, die Begriffe von gut und böse u. s. w. Dann greift aber das Leben selbst mit seinen verschiedenartigen Einflüssen ein, die überall mehr oder minder mächtig wirken. „Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt.“ Dabei kann oft eine einzige Tat verhängnisvoll wirken. Eine einzige strafbare Handlung, die den Täter ins Gefängnis bringt, kann in Verbindung mit dem Aufenthalt darin eine vollständige Verschlechterung des Charakters zur Folge haben, ebenso der vielleicht durch die Erziehung, die häuslichen Verhältnisse u. s. w. begünstigte Fehltritt eines jungen Mädchens, der es nicht selten der Prostitution in die Arme treibt.

Der Charakter steht, wie Wundt in seiner Ethik (S. 479) bemerkt, „in dem unaufhaltsamen Flusse einer allgemeinen geistigen Entwicklung“. Außer der Erziehung und den gemachten Lebenserfahrungen greift regelmäßig auch die Selbstzucht, insbesondere die Uebung des Willens kräftig in die Entwicklung ein. Jede Willenshandlung hinterläßt, wie Wundt hervorhebt, „eine bleibende Disposition zu ähnlichen Handlungen“. Demgemäß bilden sich besondere Willensrichtungen aus, die dem Charakter ein festeres Gepräge verleihen. „Die äußere Erziehung leitet die Anfänge der Charakterbildung ein, die sich dann in der Selbsterziehung vollendet.“ Bei dieser letzteren, die schon eine starke, nicht überall vorhandene Einsicht, sowie eine gewisse Festigkeit voraussetzt, wie bei der ganzen Charakterbildung, spielt die **Gewohnheit**, die schon die Römer als eine zweite Natur bezeichneten, eine erhebliche Rolle. Daß schlechte Gewohnheiten oft eine so große Herrschaft über den Menschen erlangen, daß diese fast nicht mehr oder doch nicht ohne fremde Hilfe abgeschüttelt werden kann, ist bekannt. Jeder weiß, wie schwer es dem Trinker, dem Hazardspieler, dem Morphiumsüchtigen u. s. w. selbst dann wird, die ihn beherrschende Gewohnheit abzulegen, wenn er das Unwürdige seines Verhaltens und die damit verbundenen Gefahren klar erkannt hat. Aber auch in anderen Richtungen, z. B. bei dem Raucher, Schnupfer, Kartenspieler u. s. w., zeigt sich die Macht der Gewohnheit. „Neigung besiegen ist schwer, gesellet sich aber Gewohnheit wurzelnd allmählich zu ihr, unüberwindlich wird sie,“ sagt Goethe.

Umgekehrt kann auch die Selbstbeherrschung, das heißt die Fähigkit, seine Neigungen, Begierden und Leidenschaften im Zaum zu halten, kaum anders als durch gewohnheitsmäßige Uebung erworben werden; jedenfalls bietet die Uebung den sichersten Weg zu dieser wichtigen Charaktereigenschaft. Sie wächst mit jedem Falle, in dem es gelungen ist, eine zu unterdrückende Begierde mit Erfolg zu bekämpfen. Wie der Mensch, obgleich in der Natur strenge Gesetzmäßigkeit waltet, (unter Benützung der Naturkräfte) eine gewisse Herrschaft über die äußere Natur erlangt, kann er auch (durch Erziehung und Selbsterziehung) einen Charakter erwerben, der ihn, obgleich sein Wollen durchweg durch Ursachen oder Motive determiniert wird, befähigt, die (äußeren und inneren) Triebe in weitem Umfange zu beherrschen. So kann er die „deterministische Freiheit“ und damit zugleich die sittliche Freiheit erwerben, soweit dies dem Menschen überhaupt möglich ist.

Aber diese Fähigkeit muß eben erworben werden; mit bloßem Wünschen und Belieben ist hier nichts getan; selbst die guten Vorsätze, mit denen nach dem Sprichwort der Weg zur Hölle gepflastert ist, genügen nicht immer. Sie sind nicht ganz unwirksam, sondern können, wenn sie ernstlich gemeint sind und eine gewisse Willenskraft vorhanden ist, (als Motive) eine Aenderung des Charakters veranlassen. Aber sie führen nicht immer zum Ziel, wie es sein müßte, wenn die Willensfreiheit oder die in ihr enthaltene Widerstandsfähigkeit den Versuchungen gegenüber unbegrenzt wäre. Es kommt vielmehr auf die Kraft zur Ausführung der Vorsätze an.

Goethe sagt mit Recht: „Dazu ist dem Menschen das Ruder in die Hand gegeben, damit er nicht der Willkür der Wellen, sondern seiner Einsicht folge.“ Aber der Mensch bringt das fertige Ruder nicht mit auf die Welt, sondern muß es erst anfertigen oder anschaffen und außerdem rudern lernen; auch sind die Ruder nicht von gleicher Güte und versagen manchmal bei stürmischem Wetter. Daß der Steuermann in gewissem Maße von Wind und Wellen und der Reiter von seinem Pferde abhängig ist, berechtigt, wie Gottfried Keller im Grünen Heinrich (Bd. 4 S. 11) sagt, nicht dazu, die Steuermannskunst oder die Reitkunst zu leugnen. Aber das tut auch der Determinismus nicht. Er lehrt nur, daß die Fähigkeit, sich selbst zu beherrschen, oder die Wider-

Digitized by Google

standskraft gegenüber den Begierden u. s. w. erworben werden müsse, auch nicht allen Menschen in gleichem Maße zukomme. Der Einfluß dieser Fähigkeit ist aber etwas ganz anderes als das von dem folgerichtigen Indeterminismus angenommene motivlose Wollen, ja er schließt dieses geradezu aus. Wer fortwährend an sich selbst arbeitet und so allmählich einen festen Charakter erwirbt, kann einen hohen Grad von Selbstbestimmung oder Selbstbeherrschung und damit die deterministische, ja eine gewisse sittliche Freiheit erlangen. Aber diese Kraft ist nicht bei allen Menschen in gleichem Maße vorhanden, sonst würde man nicht zwischen willensstarken und willensschwachen Menschen unterscheiden; sie ist auch nicht durch einen bloßen Wunsch zu erwerben. Nur von dem starken Manne kann man mit Goethe erwarten, daß er „im Sturm männlich am Steuer steht“, und mit diesem sagen:

Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen.
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.

Wappen und Fahne der Hohenzollern.

Auf einem großen Gemälde der letzteren Zeit, welches Kaiser Friedrich I. vor der mörderischen Schlacht gegen Sultan Saladin bei Iconicum am 18. Mai 1190 darstellt, befindet sich unter der Schar erlesener Ritter, die ihn umgeben, auch ein Gepanzerter, der vorn an seinem schweren, eisernen Topfhelm ein gotisches Schildchen trägt mit dem weiß-schwarz gevierteten Zollerschild. Der Künstler wollte damit dartun, daß dieser Edeling ein Zoller sei, wie denn auch in der Tat, wenn Johannes van Würzburg in seinem Heldengedicht „Herzag Wilhelm von Österreich“, das er, nach eigener Angabe „in latin“ geschrieben gefunden und 1314 „getutschet“, recht hat, wo er von (höchst wahrscheinlich) Burchard I. (1170—1193 erwähnt) singt:

Der den oanen führt
Kein laster in berürt
Von Rotenburg grav Czoller ....

Aber der Künstler macht sich, ganz zweifellos ohne Wissen, eines Anachronismus schuldig; denn um 1190 führten die Zollern noch nicht das später so hoch zu Ehren gekommene Wappen, den weiß-schwarzen Schild, dem heute der Ehrenplatz als Herzschild im deutschen Reichsadler angewiesen ist, dem Hauswappen der kaiserlichen, der fürstlichen und der königlich rumänischen Hohenzollern. Es ist übrigens ganz allgemeine Ansicht, daß die Zollern van dem Jahre 1061 an, wo sie mit diesem ihrem Namen in der Geschichte auftreten, stets und nur dieses Wappen geführt hätten. Tatsächlich bedienen sich sowohl die Zollern, welche auf dem schwäbischen Stammsitz, der Zollernburg, zurückblieben, wie auch die von dort als Burggrafen nach Nürnberg übergesiedelten Zollern dieses Wappens erst von der Mitte des 13. Jahrhunderts an. Selbstverständlich führte aber ein so hoch angesehenes Geschlecht bis zu jenem Zeitpunkte doch schon ein Wappen. Das älteste Stammwappen der Zollern war ein *in silbernem, van Gelb und Schwarz gestückter Einfassung (Rand) umgebenem Schild rater, aufgerichteter ungekränter, doppelschweifiger Löwe.*[1] So stellt sich uns das älteste Wappen wie es Graf Friedrich von Zollern 1226 führt, dar, und dieses Wappen ist somit älter als das burggräflich Nürnberger Wappen und älter als der weiß-schwarz gevierteter Schild.

Der eisenbewehrte Zoller in der Umgebung des Kaisers Friedrich I. bei Iconicum hat also nicht den weiß-schwarzen Schild geführt. Der Kampfschild, den er „zu schimpf und ernst“ im Kampfe, zu Pferde und zu Fuß, am linken Arm trug, hatte vielmehr ein ganz anderes Aussehen. Es war ein etwa 85 Zentimeter hoher und 73 Zentimeter breiter, nach varn stark gewölbter Holzschild. Dieser Holzschild wurde ganz mit Pergament oder Leinwand oder Leder und zwar mittels Klebstoff überzogen. Das innere Feld war bis zum Rande in Silber bemalt. Hierauf wurde der in Gold und Schwarz gestückte Rand durch Aufkleben oder Aufheften durch Nägel und Spangen, die zugleich dem Schilde größere Festigkeit gaben, van grell leuchtenden Farben gebildet. Der Löwe ward in gleicher Weise etwa van gepreßtem Leder auf das Silberfeld befestigt. An Stelle des Auges trat ein funkelnder Edelstein. Und um das auch noch zu sagen: Die Rückseite des Schildes, alsa das Innere, wurde auf die eine oder andere Weise bemalt. Hier brachte man eiserne Ringe oder Klammern an, welche dazu dienten, die aus Stricken, oder Lederriemen oder aus Tiersehnen und selbst aus Metall hergestellte Schildfessel, zu befestigen. An dieser Schildfessel hielt der Ritter den Schild. Außerhalb des Kampfes hing er sich dieses schmucke Rüstzeug auch wahl um den Hals. Auf der „Fahrt“, dem Kriegszug oder zum Turnier trug den Schild der „Meiden“, das Schlachtroß, das der Ritter erst unmittelbar vor der Schlacht bestieg, während er vorher den „Palefred“, das zweitbeste Pferd, zum Reiten benutzte. Kehrte man aus der Schlacht zur heimatlichen Burg zurück, so schauten die Frauen und Insassen nach dem Schild der Heimkehrenden. Trugen diese den Schild umgekehrt, mit der Spitze nach aben, sa deutete das an, daß der Herr gefallen war.

Daß der Zollernschild und somit auch das Zollernwappen diese Farben führte, berichtet uns der zeitgenössische Konrad von Mure, der als Züricher die Zollern gut kennen konnte und um den Anfang des 13. Jahrhunderts lebte. Er sagt in seinem Clipearius Teutonicorum:

Zolren stat niveo rufus leo margine lato
Gilvis atque nigris octo spaciis variato.

Zollern stehet im breiten Felde ein roter Löwe,
Weiß ist das Feld, von acht gelben und schwarzen Plätzen umgeben.

Das Siegel, das uns van Graf Friedrich „mit dem Löwen“ 1226 erhalten ist, darf alsa nicht, wie es früher geschah, als der Zollern-Nürnberger Siegel und Wappen angesprochen werden. Es ist vielmehr das alte ursprüngliche Zollern-Wappen.

Richtig ist, daß die zollerischen Burggrafen von Nürnberg nach Abzweigung vom Hauptstamm sich ein eigenes Siegel und Wappen zulegten. Es bestand aus: *gekräntem schwarzen Löwen in galdenem Schilde mit rot-weiß gestückter Einfassung.* Es ist das dasselbe Wappen, welches heute noch als das burggräflich Nürnberger Wappen in dem Gesamtwappen des preußischen Königshauses, sowie der Fürsten von Hohenzollern eine bevorzugte Stelle einnimmt. Die zollerischen Burggrafen entnahmen dieses Wappen dem Wappen der Staufer: schwarzer Löwe in Gold. Der Burggraf war auch Führer der Nürnberger Ministerialen, wann diese Heeresdienst verrichteten und diese gebrauchten die Fahne Nürnbergs, die uns Konrad van Mure wieder beschreibt:

Nurenberg clipeus album rubeumque ferendo
Lineat ablique quasi zonas sex faciendo.

Nürnbergs Schild führt weiße und rote Farbe und bildet
Nach der Richtschnur darauf sechs schrag gezogene Striche.

Die Zusammensetzung des Wappens der Zollern als Burggrafen, wie sie es zuerst nach ihrer Uebersiedelung nach Nürnberg führten, bietet nunmehr keine Schwierigkeit.

Nun aber trat bald nachher etwas Merkwürdiges ein: Die Burggrafen van Nürnberg gebrauchen das Löwensiegel nicht mehr als ihr zollerisches Familienwappen, sondern sie nehmen als *zollerisches Stammwappen den in Weiß und Schwarz gevier-*

---

[1] Das Wappen des Hauses Hohenzallern in seiner Entwicklung von der ältesten Zeit xc. van Dr. K. Th. Zingeler. Görlitz. C. A. Starke.

Digitized by Google

teten Schild an, wie er bis zum heutigen Tage von den kaiserlich-königlichen, den fürstlichen Hohenzollern und den rumänischen Hohenzollern geführt wird. Diesen weiß-schwarz gevierteten Schild (Wappen) finden wir zuerst bei den schwäbischen Zollern und zwar 1248. Ich bin der Ansicht, daß es Graf Friedrich der Erlauchte war, der aus politischen und verwandtschaftlichen Gründen das alte Zollern-Siegel mit dem Löwen fallen ließ und den genannten viergeteilten Schild annahm. In welchem Jahre die stammverwandten Burggrafen dieses neue zollerische Wappen annehmen, wissen wir nicht genau, wohl aber wissen wir, daß es von 1265 an sicher geschieht. Möglich, daß sie auch schon vorher sich des neuen Siegels bedienten. Und warum nahmen die Nürnberger Zollern den weiß-schwarzen Schild an? Darauf gibt G. A. Seyler in seiner Geschichte der Heraldik (Nürnberg, Bauer u. Raspe) eine einleuchtende Antwort. Der Gedanke, sein bisheriges Wappen, das dem der Staufer ähnlich war, könnte in der Folge zu der Vermutung führen, er sei Vasall der Staufer gewesen, sowie der fernere Umstand, daß er durch weise Hauspolitik und Glück viele Besitztümer erworben hatte, welche die Bedeutung des Burggrafentums überragten, ließen ihn sein bisheriges Wappen aufgeben, eine Handlungsweise, die unter diesen Umständen nach damaliger Sitte berechtigt war.

Tatsache ist, daß beide Zollernlinien sich von jener Zeit an des weiß-schwarz gevierteten Schildes (Wappens) bedienen und zwar, daß die schwäbischen Zollern ihn zuerst einführen und die burggräflich Nürnberger ihn übernehmen.

Ist diese Tatsache schon ein beredtes Zeugnis für die lebhaften Beziehungen der Stammverwandten, so trat sehr bald abermals ein heraldisches Ereignis ein, das einen neuen schlagenden Beleg bildete und dem Wappen der Zollern den endschlüssigen Ausbau gab. Die zollerischen Burggrafen von Nürnberg, und zwar Burggraf Friedrich IV., kauften von Leuthold von Regensburg, dessen Helmkleinod, das Brackenhaupt, am 10. April 1317, um dieses von da ab zu führen. Es geschah das aus Gründen innerer Hauspolitik, insbesondere wegen obwaltender Zwistigkeiten mit den Grafen von Oettingen. Der Burggraf wollte durch ein neues, anderes Helmkleinod ausdrücken, daß zwischen seinem Hause und den Oettingern keine Helmgenossenschaft bestehe. — Nur nebenbei sei erwähnt, daß, als die Grafen von Oettingen sich nun auch des Brackenhauptes bedienten, hierüber ein Streit entstand, der erst 1381 dahin geschlichtet wurde, daß die Oettinger zwar das Brackenhaupt führen durften, auf den Ohren derselben aber, deutlich sichtbar, den Schragen anbringen mußten, wie es heutigen Tages noch der Fall ist.

Hatten die burggräflichen Zollern von ihren schwäbischen Stammesvettern den weiß-schwarzen Schild angenommen, so führten diese nunmehr auch den Bracken ein, und zwar haben wir sogar als ältestes Siegel eines Zollern mit dem Brackenhaupte das Siegel eines schwäbischen Zollern (1354), während das älteste Brackensiegel eines zollerischen Burggrafen von 1366 ist. So ist seit jener Zeit das zollerische Hauswappen der weiß-schwarz gevierte Schild mit dem Brackenhaupt als Helmzier.[2])

Es fragt sich nun noch: Welche Farben zeigt das Brackenhaupt? In dieser Beziehung besteht zwischen den königlichen Hohenzollern und den fürstlichen Hohenzollern ein Unterschied. Die schwäbischen Zollern paßten die Tinktur des Bracken, ihrer neuen Helmzier, ihren Schildfarben an und führen ihn bis auf den heutigen Tag ebenfalls weiß-schwarz geviertet. Die königliche Linie dagegen bedient sich eines goldenen Bracken mit goldenem Behang. So führt ihn auch Kaiser und König Wilhelm II. jetzt noch. Und diese Farben haben ebenfalls ihre geschichtliche Berechtigung. Sie stammen ohne Zweifel von dem ersten Besitzer Leuthold von Regensburg her, denn das Helmkleinod, wie es die Züricher Wappenrolle beim Wappen

[2]) Der Bracke im Wappen der Hohenzollern. Heraldische Studie von K. Th. Zingeler. Görlitz. C. A. Starke.

desselben angibt, stimmt damit überein. Sodann haben wir aus maßgebender Zeit einen weiteren Beleg. Peter Suchenwirt, der zuverlässige Wappendichter des 14. Jahrhunderts, also ein Zeitgenosse, beschreibt in seinem Gedicht: „Von Albrechten von Nurnberg“ (Albrecht der Schöne, † 1381) dessen Wappen, beziehungsweise dessen Helmkleinod in folgenden Worten:

> Von golde reich ein prackenhaubt
> Sah man darob erscheinen
> Tzway oron von rubeinen.

Außerdem gibt es noch viele Beweise für die Tinktur: goldenes Brackenhaupt mit rotem Behang und roter Zunge. Ebenso gibt es zahlreiche Belege dafür, daß die schwäbischen Hohenzollern über dem weiß-schwarzen Schild den weiß-schwarz gevierteten Bracken mit roter Zunge beibehielten.

Die Hausfarben der beiden zollerischen Linien, wie sie heute noch blühen, sind also weiß-schwarz und zwar im Quadrat, so daß Weiß oben an der Stange ist. Da nun Preußen die schwarz-weißen Landesfarben hat, so entsteht manchmal bei Unkundigen Verwechslung. Folgende Erklärung setzt aber allen Zweifel zur Seite. Die preußischen Landesfarben stammen von dem Herzogtum Preußen, das das Wappen führte: schwarzer Adler in Weiß: Es ist nun heraldische Regel, daß die Farbe des Wappenbildes, des Schildbildes, die erste Stelle in den Farben der Fahne erhält. Daher muß die preußische Fahne schwarz-weiß sein und die deutsche schwarz-weiß-rot. Schließlich noch ein Wort über das älteste Zollerwappen. Wir sehen, daß es ein in silbernem, von Gelb und Schwarz gestückter Einfassung (Rand) umgebenem Schilde roter Löwe war. Ich habe zu diesen Farben einen interessanten Beleg festgestellt.

Mit Graf Burchard I. (1125—1150) trennte sich der erste Nebenzweig vom Zollernstamm, indem dieser der Stifter der Linie Zollern-Hohenberg wurde und ein Geschlecht gründete, das zu hohem Ansehen gelangte und in Anna, der Gemahlin Rudolfs von Habsburg, eine deutsche Königin (Kaiserin) sein nannte. Die Farben des hohenbergischen Wappens waren weiß-rot. Der Schild quer geteilt, oben weiß, unten rot.

Die Zollerischen Geschichtsforscher Stillfried-Märcker und L. Schmid haben allerlei Vermutungen aufgestellt, woher wohl diese Wappenfarben kämen. Die Hohenzollerische Forschungen rufen aus: Wüßten wir nur die Verschiedenheit des Zollerischen und Hohenbergischen Wappens anders zu erklären, als daß der Hohenbergische Zweig der Zollern dasselbe von früheren Landesherren angenommen. Frühere Landesherren waren aber ja auch Zollern als Grafen des Scherrngaues. Und L. Schmid will die Hohenbergischen Farben auf die Grafschaft Rottenburg zurückführen. Rottenburg sei Bamberger Lehen gewesen, und Bamberg habe die Wappenfarben Weiß-Rot geführt. Die Grafen von Zollern-Hohenberg brauchten nicht so empfindlich zu sein wie Eticho, Sohn Welf I., der entrüstet und kummervoll, daß sein Sohn Heinrich vom Kaiser 4000 Hufen Land in Oberbayern zu Lehen genommen, sich in die Wildnis des Scharnitzwaldes zurückzog und mit zwölf Gefährten ein Einsiedlerleben geführt haben soll. Aber der Hinweis auf Bamberg ist doch sehr herbeigezogen, zumal die Hohenberger außer Rottenburg noch zwei weitere Grafschaften hatten und Hohenberg den Namen gebende Besitz war. Die Erklärung der Zollerisch-Hohenberger Farben ist sehr einfach, wenn wir eben wissen, wie die altzollerischen Wappenfarben waren. Und diese waren, wie wir oben sahen: Roter Löwe in Weiß, Schildrand gelb-schwarz gestückt. Nun, das sind ja die Hohenberger Farben! Nicht nur die Wappenfarben Weiß-Rot, sondern selbst die Schildrandfarben finden wir bei den Hohenbergern. In der Manessischen Liederhandschrift ist bei dem Minnelied des Grafen Albert von Hohenberg der Kampf dargestellt, in welchem Albert 1298 bei Leinstetten gegen den Bayernherzog Otto fiel. Hier sehen wir, daß die Schilder des Wappenrockes und der Pferdedecke

die Hohenbergischen Farben Weiß- (Silber) Rot haben. Auch Fahne und Hiefhörner, das Kleinod, tragen diese Farben. Dagegen ist die Fahnenstange gelb-schwarz gestückt. Wir haben mithin eine vollständige Anwendung aller Farben, welche das älteste Zollern-Wappen besaß, und diese Wappenfarben haben die Hohenberger eben mit aus dem zollerischen Stammhause herübergenommen. Das ist die einfache Erklärung der Zollern-Hohenberger Farben.

Sigmaringen, Karl Theodor Zingeler.

Neue Nachrichten über Albrecht Dürer.

Von Dr. Emil Reicke (Nürnberg).

Aus den mit den Pirckheimer-Papieren auf der Stadtbibliothek in Nürnberg erhaltenen Briefen und sonstigen Schriftstücken des Bamberger Kanonikus Lorenz Beheim (1457—1521), der zwanzig und mehr Jahre lang am Hofe des Papstes Alexander VI. lebte und zu diesem und seinem Sohne Cesare Borgia in sehr nahen Beziehungen gestanden haben muß, habe ich in Nr. 75 dieses Blattes einige Mitteilungen gemacht, die namentlich den Historikern der italienischen Renaissance willkommen gewesen sein dürften. Wenn ich nun auch vorhabe, über die interessante Persönlichkeit Beheims und den reichen Inhalt seines Nachlasses einmal anderswo im Zusammenhang zu handeln, so möchte ich doch zuvor an dieser Stelle auch diejenigen Nachrichten nicht unterdrücken, die auf einen der größten Söhne der deutschen Renaissance einiges neue Licht fallen lassen.

Beheim führt in seinen Briefen eine spitze Zunge. Zahlreiche, namentlich Nürnberger Persönlichkeiten mußten dies erfahren. Für die Nachwelt ist dergleichen ja immer sehr angenehm. Mag man auch nicht entfernt alles glauben, was von irgend einem voreingenommenen Standpunkte aus behauptet wird — der Historiker weiß, wie schwer, ja vielmehr unmöglich es gerade den größten Geistern jener Zeit gewesen ist, objektiv zu urteilen —, so bekommen doch Charakter und Lebensführung eines hervorragenden Menschen erst durch solche spontane vertrauliche Aeußerungen ihm nahestehender Personen sozusagen Blut und Farbe. Daher verzeihen wir denn mit Vorliebe zwanglos plaudernden, humanistisch gebildeten Geistlichen gern die Stichelreden, die sich auch der intimite Freund Pirckheimers, an dessen Adresse alle diese Aeußerungen gerichtet sind, unser großer Albrecht Dürer, gefallen lassen mußte. Sind sie doch im allgemeinen ganz harmloser Art.

Es ist vor allem die äußere Erscheinung, auf die der Künstler, wie schon aus seinen Selbstbildnissen hervorgeht, unstreitig ein wenig übertrieben eitel war, insbesondere sein Bart, der Beheim zu seinen Neckereien herhalten muß. Als Dürer aus Venedig zurückgekehrt ist, fragt er (t. März 1507) bei Pirckheimer an, „ob er (Dürer) noch sein part spitz vnd tre (drehe)". Diese Frage kehrt nun öfters wieder. „**Quid sit de sua barba, fa me lo sapere**," heißt es ein anderes Mal in dem von Beheim oft beliebten sprachlichen Mischmasch. Am 7. März 1507 läßt er Dürer grüßen. „Bitte ihn doch," schreibt er an Pirckheimer, „in meinem Namen, daß er mir antworte. Ich möchte nämlich, daß er noch vor Ostern jenes Gemälde (**pictura**) vollende. Daß er schöne Spiegel — aus Venedig, man vergleiche Dürers Briefe an Pirckheimer — mitgebracht hat, freut mich. Ach, möchten doch auch solche darunter sein, in denen wir schön erscheinen. Ich habe mich vielen Lachens nicht erwehren können, als ich Deine Worte las. Er hat also immer noch seinen garstigen, mißgestalteten Bart. Und schon wieder muß ich lachen." Wahrscheinlich handelt es sich um dieselbe Aufgabe, wenn Beheim am 19. März 1507 also schreibt: „Was unsern Albertus betrifft, so glaube ich nicht, daß es bei ihm großen Bittens bedarf, wenn er überhaupt dazu bereit ist. Ich will ja auch keine große, mühsame Arbeit, Nur eine Zeichnung möchte ich, die irgend etwas Antikes enthält (**un designo, quod sapiat quasi quandam antiquitatem**), wie ich es ihm in der letzten Brief aufgezeichnet habe. (Dieser Brief, gemeint ist wohl einer an Dürer, ist nicht erhalten.) Doch sein Schnabelbart (? **sua barba bechina**) hindert ihn, den er gewiß täglich dreht und kräuselt, daß er gleich Eberzähnen von ihm absteht. Aber sein Knabe (Lehrling?) fürchtet, ich weiß es, seinen Bart. Daher sollte er schon danach trachten, daß er glatt erscheine." Ob die hier erwähnte Zeichnung zur Tat geworden und etwa noch erhalten ist, dies zu entscheiden, muß ich den Dürer-Forschern überlassen. Ein Gemälde Dürers, wie es in dem Briefe vom 7. März verlangt wird, läßt sich wohl nicht darauf beziehen.

Gewöhnlich spricht Beheim nur von „seinem, vielmehr unserem **Barbatus**", den er wiederholt grüßen läßt. Pirckheimer wußte ja, wer damit gemeint ist. Doch wird einmal auch von einem **Bernhardus barbatus noster** gesprochen. Man erkennt auch hieraus, wie das Barttragen damals etwas Ungewöhnliches war, worauf ja auch die bekannten Fürstennamen Eberhard im Bart und Georg der Bärtige hinweisen. Demgemäß sind auch die weitaus meisten Porträte aus jener Zeit vollständig bartlos. Zumal auf den so stark italianisierten Beheim wirkte der Träger eines Bartes halb abstoßend, halb stutzerhaft, letzteres etwa so ähnlich wie Hadrian auf die Römer seiner Zeit, als er, der erste unter den Kaisern, nach griechischer Sitte sich einen Bart stehen ließ. Bekanntlich ist der Vollbart auch in unseren Tagen noch nicht etwas so gar Altes.

Abgesehen von diesen Spötteleien, bekundet Beheim ein durchaus freundschaftliches Interesse für Dürer. Als dieser in Venedig war, erkundigt er sich, wie es ihm dort gehe, als er heimgekehrt ist, was er für Geschäfte gemacht habe. Die Kramerin, die in der Pirckheimer-Korrespondenz unzählige Male genannte Nachbarin und alte Freundin der Pirckheimerschen Familie, seine **hospitaloria**, wie Beheim sie nennt, die ihm gelegentlich offenbar selbstgemachte Würste schickte, wofür er ihr — etwas schundig — als Gegengeschenk Lakritzensaft (oder vielleicht Lakritzenschnaps, es steht da: **liquiricium more rusticorum**) anbietet, läßt er tausend-, den Albertus hundertmal grüßen. Dem entspricht, daß auch Dürer in seinen Briefen aus Venedig an Pirckheimer dem Freunde wiederholt Grüße an „Herrn Lorenz" aufträgt.

Am 23. Mai 1507 schickt Beheim dem Künstler seine Nativität, die, wie er hofft, richtig berechnet ist, weil alles stimme. Dürers aufsteigendes Haus ist der Löwe, daher sei er mager, das Glücksrad ist darin, also verdiene er viel Geld, und zwar, weil **Mercurius** im Haus sei, wegen seines Genies für die Malerei (**ex ingenio picturae**). Weil Merkur im Hause der Venus ist, ist er ein feiner (**delicatus**) Maler und, weil Venus umgekehrt im Hause des Merkur, ein **ingeniosus amator**. Was soll das heißen? Ein Genie in der Liebe? Weil Venus sich dem Monde zuwendet, deshalb begehrt er viele (**multas**, sc. Frauen). Und weil fünf Planeten in der Mitte des Himmels stehen, deswegen seine Handlungen und Werke jedermann offenbar. Weil Mars im Widder steht, deswegen freut er sich an Waffen und weil er im neunten Hause steht, deswegen reist er gern. Und weil Jupiter im Hause der Substanz steht, deshalb wird er niemals arm werden. Er wird nur eine Frau haben. Mit dieser Prophezeiung, im Jahre 1507, sollte Beheim recht behalten. Was er übrigens sonst über Dürer mitteilt, dessen Briefe aus Venedig ja schon seinen Hang zu einem leichten Leben vermuten ließen, macht die im allgemeinen nicht rosige Laune, in der sich des Künstlers Frau meist befunden haben soll — Thausing hat sie vergeblich von dem Ruf einer bösen Sieben reinzuwaschen versucht —, ziemlich begreiflich. Zum Schluß des Briefes behauptet Beheim noch: Dürer wird über Pirckheimer herrschen. Wir dürfen das ja verstehen, daß Dürer als Pirckheimers Freund den größten Einfluß auf ihn haben werde.

Als Dürer im Herbst 1517 nach Bamberg kam, um hier zu malen, wohnte er bei Beheim. Dieser klagte aber am 11. Oktober, er hätte erst einmal bei ihm das Früh-

Digitized by Google

mahl eingenommen. „Er wird immer eingeladen. Heute ist er bei dem hochwürdigsten Herrn Bischof. Ich weiß nicht, was er zeichnet.“ Unmittelbar darauf aber muß er es erfahren haben, denn es heißt weiter unten in demselben Briefe: „Dürer war heute beim Bischof und porträtierte seinen Narren, den Sella, und er wird auch den Bischof selbst porträtieren. Heute abend speist er beim Bischof, er hat den ersten Platz am Tische (est praepositissimus).“ Am folgenden Tage sitzt Beheim schon wieder über einem Briefe. Er möchte gern mehr schreiben, aber „unser Albertus läßt das nicht zu, der mit meiner Köchin plaudert“. Am 3. Dezember hat er von einem Geschenk des Bischofs an Dürer noch nichts gehört, am 11. aber weiß er es, ihm sind von den Bambergern glänzende Verehrungen zuteil geworden. Er gratuliert ihm dazu. „So viel trägt das Porträtieren ein.“

Der letzte Brief, in dem Dürers länger gedacht wird, ist vom 29. März 1519. Beheim schreibt darin: „Daß der große Albertus (Albertonus) vorhat, nach England oder nach dem armen (miseram) Spanien zu reisen, so glaube ich, dazu zwingt ihn sein Geschick — wir hörten ja oben, sein Horoskop weissagt ihm Reiselust. Er ist doch kein Jüngling mehr. Außerdem ist er zart gebaut, er wird die Strapazen einer solchen Reise nicht ertragen können, wenn man auch von der ungewohnten fremden Luft ganz absieht. Wenn er klug ist, so diene er seiner Frau oder vielmehr sie ihm (si sapit, serviat uxori suae, e contra ipsa sibi). Da er keine Kinder hat, sollte ihm doch sein Vermögen genügen und er es vorziehen, ruhig zu leben, Gott dienend.“

Ob an dieser Stelle ein Tadel gegen Dürers Frau ausgedrückt sein soll, indem etwa Beheim meint, sie diene ihrem Manne nicht genug, wage ich nicht zu entscheiden. Daß aber die hier mitgeteilten, in der Oeffentlichkeit noch völlig unbekannten Stellen für die Dürerforschung nicht ohne Interesse sind, darf wohl behauptet werden.

Bücher und Zeitschriften.

Die sexuelle Frage. Eine naturwissenschaftliche, psychologische, hygienische und soziologische Studie für Gebildete von August Forel, Dr. med., phil. et jur., ehemal. Prof. der Psychiatrie und Direktor der Irrenanstalt in Zürich. München 1905. Ernst Reinhardt, Verlagsbuchhandlung. VIII, 587 S.

Gerade als durch den hier tagenden zweiten Kongreß der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten das Interesse an Fragen des sexuellen Gebietes in der Allgemeinheit lebhafter geworden war, erschien das vorliegende Werk, in das der bekannte Schweizer Psychiater eine große Fülle von Erfahrungsmaterial, Gedanken und Anregungen verarbeitet hat. Doch beruht dieses Zusammentreffen sicherlich nicht auf einem ursächlichen Verhältnis, wie denn das Buch überhaupt des sensationellen Interesses durchaus entbehrt und trotz offenbaren Strebens nach Verständlichkeit für weitere Kreise in keiner Weise mit jenen Büchern etwas zu tun hat, die unter dem Deckmantel aufklärender Belehrung wesentlich weniger einwandfreie Ziele verfolgen. Auffallen könnte zuerst der Titel des Buches; denn gerade Forel ist weit davon entfernt, seine Untersuchung des geschlechtlichen Lebens auf eine „sexuelle Frage“ zuzuspitzen, sondern sieht eine große Mannigfaltigkeit von Erscheinungen, Wirkungen, „Ausstrahlungen“ und — teils angeborenen, teils hereditär oder individuell erworbenen — Entartungsformen des zu tiefst in der menschlichen Natur begründeten Triebes, die er sowohl nach der tatsächlichen Seite als im Hinblick auf theoretische oder praktische Folgerungen, die er daraus ableiten zu müssen glaubt, ins einzelne verfolgt. Das Buch behandelt zunächst die Wurzel des Sexualtriebes — die Fortpflanzungsvorgänge — in ihrer Allgemeinheit, sodann beim Menschen; von da aus untersucht und erörtert es die Physiologie, Psychologie und Pathologie des Geschlechtstriebes und der Geschlechtsliebe in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit, sodann behandelt es den Einfluß, den andere den Menschen bestimmende Gegebenheiten und Erscheinungen — wirtschaftlicher, beruflicher, klimatischer, medizinischer und rechtlicher Art — auf das sexuelle Leben ausüben; endlich werden „Utopische Gedanken über die ideale Zukunftsehe“ — eine Art modernisierten Matriarchats — und zum Schluß anhangsweise eine Reihe literarischer Hinweise über Fragen und Erscheinungsformen des sexuellen Lebens mitgeteilt. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, dürfen wir dies Buch, das übrigens gelegentlich auch über das sexuelle Thema hinaus wissenschaftliche oder soziale Anschauungen des Verfassers zum Ausdruck bringt, wohl als eine der besten literarischen Erscheinungen dieses Gebietes bezeichnen und einen günstigen Einfluß desselben auf die Anschauungen gebildeter Leser über sexuelle Probleme um so mehr erhoffen, als es sich wie von unangebrachter Prüderie, so auch von jeder Konzession an eine Auffassung des sexuellen Problems fernhält, die dem Ernst — um nicht zu sagen der Tragik — desselben unangemessen wäre.

—i—

Cima da Conegliano. Ein venezianischer Maler des Uebergangs vom Quattrocento zum Cinquecento. Von Rudolf Burckhardt. Leipzig, K. W. Hiersemann. 1905.

Die vorliegende Monographie muß als mustergültig in jeder Beziehung gerühmt werden. Sie ist die Frucht einer strengen wissenschaftlichen Arbeit, welche durch einen bewunderungswürdig scharf ausgebildeten künstlerischen Blick und ebenso durch eine ungemein sichere (weil dem Phrasentum abgeneigte) Beherrschung der Sprache wesentlich gefördert wurde. Sonderbarerweise hat der Meister, dessen Madonna in dem kleinen Seitenzimmer der accademia in Venedig auch neben den beiden gefeierten Madonnen eines Größeren, Giovanni Bellinis, stand zu halten vermag, eine genaue kunsthistorische Würdigung bisher ebenso wenig erfahren wie Carpaccio. Als bei Gustav Ludwigs Heimgang nun die Kunde laut ward, daß der gründlichste Kenner venezianischer Kunstentwicklung eine größere Darstellung Carpaccios hinterlassen habe(dieselbe soll Ostern bei Hoepli erscheinen), regte sich zugleich die Empfindung des Bedauerns über die andauernde Vernachlässigung Cima da Coneglianos. Nun sind alle Wünsche in dieser Hinsicht befriedigt, und es bleibt nur noch das eine, höchste, das berechtigte Verlangen nach einer brauchbaren Monographie über Giorgione. Burckhardt zeigt in dem vorliegenden Buche, daß er hierfür wohl der richtige Mann ist. — Mit biographischen Momenten und der Aneinanderfügung von Jahreszahlen hat sich Burckhardt nicht abgegeben. Er sagt selbst, daß er gar nicht danach gestrebt habe. Aber dem Menschen ist, wie Goethe sagt, der Mensch das Interessanteste. So endet das Buch mit fein gezogenen Schlüssen auf Cimas Temperament und Charakter und mit einer richtigen Erkenntnis seiner Bedeutung in der Kunstgeschichte Venedigs. Der erste, über zwei Drittel des Ganzen umfassende Abschnitt gibt an der Hand guter Abbildungen eine chronologische Uebersicht der sämtlichen wichtigen Werke Cimas. Sie sind genau beschrieben, sicher und schlicht, ohne jene ästhetisierende Gefühlsduselei, die auf die Dauer das Durchlesen so mancher angeblich kunstwissenschaftlicher Arbeit unmöglich macht. Daß zwischen den Zeilen die helle Begeisterung für Cimas Schöpfungen, die treue Liebe für seine Person hervorschauen, muß dem Verfasser keineswegs als Fehler angerechnet werden. Im Gegenteil, war es für ihn schwer, seine Gefühle nicht über die Ufer der Sachlichkeit hinaustreten zu lassen, so ist's ihm trefflich geglückt. Er steht als liebevoller bescheidener Erklärer zu selbständiger Beobachtung zur Seite, nicht als aufdringlicher Schwätzer. — In langen Exkursen werden verschiedene Fragen behandelt, die im Rahmen der Darstellung selbst zu ausführlich geworden wären. Vor allem wichtig ist die Beweisführung, daß die Ankona zu Olera bei Bergamo als das früheste bekannte Werk Cimas angesehen werden muß, und die eingehende, nunmehr jeden Zweifel und Widerspruch abweisende Kritik der Behauptung Berensons, wonach Alvise Vivarini Cimas Lehrer gewesen sei. Burckhardt vermag auf Grund genauer stilkriti-

Digitized by Google

scher Beobachtung die höchst einleuchtende Erklärung zu geben, daß in Vincenza Bartolomeo Montagna Cimas Ausbildung gefördert hat. — Die häufigen störenden Druckfehler bei den Verweisungen auf den Anhang (so besonders auf Seite 17 unten zweimal nacheinander) und die beigefügten Illustrationen (so S. 109) hätten bei einem so vorzüglichen Buch wirklich vermieden werden können! Auch wird der unverhältnismäßig hohe Preis der Verbreitung schaden. Schottmüllers Donatello beispielsweise kostet bei gleichem Umfang und mit genau doppelt so viel Abbildungen in gleich guter Ausführung um ein Drittel weniger.

Dr. Uhde-Bernays.

✿

Allgemeine Rundschau.

Die Mission als Faktor im Geistesleben Indiens.

Von den 141 an die indischen Universitäten affiliierten Kolleges — außer den eigentlichen Fachhochschulen — gehören 36, also der vierte Teil der evangelischen Mission, und von den 16,703 Schülern, welche dieselbe bevölkern, befinden sich 5930, also 35 Prozent, in den Missionshochschulen. Es ist durch sorgfältige Berechnung festgestellt, daß von allen denen, welche die drei üblichen akademischen Examina in Indien machen, zum First of Arts-Examen 20 Proz., zum Baccalaureus Artium-Examen 25 Proz. und zu dem höchsten, dem Magister Artium-Examen 16 Proz. von den evangelischen Missionsschulen kommen. Die Mission nimmt also in allen den Bestrebungen, welche die Mitteilung der höchsten Geistesbildung an die indische Jugend zum Zweck haben, eine führende Stellung ein. Warum das? Der Hindugeist ist in seine pantheistische Weltanschauung und seine philosophischen Systeme so eingesponnen, daß es unsäglich schwer ist, die Brücke zu einem tieferen Verständnis unserer abendländischen und speziell der christlichen Weltanschauung zu schlagen. In den hohen Schulen, wo der Missionar die Elite der indischen Jugend vor sich hat, kann er sie im bildungsfähigsten Alter Schritt für Schritt in die christliche Erkenntnis hineinführen, und in dieser planmäßigen, tiefgründigen Unterweisung wird ein so intensiver Einfluß auf das heranwachsende Geschlecht ausgeübt, wie es bei keinem anderen Arbeitszweig möglich ist. Zudem strömt in die offenen Tore Indiens unaufhaltsam die Flut des abendländischen Geisteslebens hinein. Der anglo-indischen Regierung ist das Verständnis dafür aufgegangen, daß es Indien nur dadurch dauernd an sich fesseln, mit sich verwachsen lassen kann, daß es das englische Geistesleben möglichst in seiner Gesamtheit nach Indien verpflanzt. Die Schulen sind die Hauptkanäle, durch welche diese großartige Infusion vor sich geht. Nun ist es für die Zukunft des Christentums in Indien geradezu von entscheidender Bedeutung, daß es sich vor den indischen Völkern als die Geistesmacht par excellence, die Grundlage und Lebenskraft der gesamten Kultur Europas legitimiert. Das kann es nur, wenn die Mission in Indien die besten Schulen unterhält und in diesen die christliche Weltanschauung als die einzig wissenschaftliche, voll befriedigende mit Geist und Kraft lehrt. Wenn aber dieser Missionscharakter der von den evangelischen Missionen gegründeten und unterhaltenen Schulen so unumwunden und nachdrücklich betont wird, wie kommt es dann, daß ein so hoher Prozentsatz von Hindu und Mohammedanern ihre begabtesten Söhne in diese Schulen schickt? Hauptsächlich aus zwei Gründen. Einmal, weil anerkanntermaßen die Missionskolleges ausgezeichnet sind und ihren Schülern die besten Chancen zum Bestehen der sehr schwierigen akademischen Examina bieten. Und zweitens, weil auf ihnen eine feste christliche Zucht herrscht und die Jünglinge vor dem Versinken in den auf den anderen Hochschulen und Kolleges vielfach herrschenden Libertinismus nach Möglichkeit bewahrt werden. Beide Gründe sind für die evangelische Mission gleich ehrenvoll.

✾

Kleinere Mitteilungen.

ct. **Vom Sternbild der Zwillinge.** Der alte John Herschel beschrieb in einer seiner unzähligen Veröffentlichungen den Kastor, den einen der beiden großen Himmelskörper im Sternbild der Zwillinge, als den schönsten und größten Doppelstern des nördlichen Himmels. In der Tat hatte der Kastor oder, wie er in den Sternverzeichnissen gewöhnlich heißt, Alpha Geminorum, schon sehr früh die Aufmerksamkeit der Himmelsforscher auf sich gelenkt, und bereits Bradley im Jahre 1718 hatte Messungen des Doppelsterns angestellt, so daß dieser sich seit fast zwei Jahrhunderten unter Beobachtung befindet. Trotzdem sind seine Verhältnisse teilweise noch ganz unsicher, namentlich hinsichtlich der Bahnen, in denen sich die beiden Hauptsonnen umeinander bewegen. Die größten Sachkenner können auch nicht mehr sagen, als daß es hoffentlich in den nächsten zehn oder zwanzig Jahren gelingen werde, eine genügende Aufklärung über das prachtvolle Gestirn herbeizuführen. Nun hat sich aber mittlerweile die Kenntnis des Sterns noch nach anderer Seite hin verschoben. Im Januar 1896 entdeckte nämlich der Astronom Belopolsky an der Sternwarte zu Pulkowa bei St. Petersburg, daß der schwächere der beiden Sterne, aus denen man den Kastor bisher allein zusammengesetzt geglaubt hatte, wieder ein Doppelstern ist, dessen Elemente sich mit großer Geschwindigkeit umeinander bewegen müßten. Diese wichtigen Beobachtungen wurden mit Hilfe des Spektroskops gemacht. Noch neuere Untersuchungen mit den besten Instrumenten dieser Art haben weiterhin die überraschende Tatsache enthüllt, daß auch die hellere Hauptsonne wieder noch aus zwei Körpern besteht, so daß also der Kastor mindestens als eine vierfache Sonne des Fixsternhimmels zu betrachten ist. Im Spektrum hat man übrigens die Linien des Magnesiums und anderer Metalle nachgewiesen, während Helium, eines der Hauptelemente unserer Sonne, dort zu fehlen scheint.

ct. **Einen wichtigen Fortschritt in der drahtlosen Telegraphie** scheinen die Experimente von Alessandro Artom zu versprechen, deren Ergebnisse der Accademia dei Lincei in Rom vorgelegt worden sind. Die Neuheit besteht in der Benutzung kreisförmig oder elliptisch polarisierter elektrischer Wellen. Die Versuche wurden in vier Gruppen vorgenommen, und es wurde in jedem Falle nachgewiesen, daß es durch das neue Verfahren möglich ist, mittelst dieser Wellen Depeschen in einer bestimmten Richtung zu senden. In der letzten Reihe der Experimente wurden beispielsweise Signale vom Monte Mario in Rom nach der Maddelena-Insel übermittelt, ohne daß der Empfangsapparat für drahtlose Telegraphie auf der Insel Ponza, die nur verhältnismäßig wenig von der Verbindungslinie jener beiden Stationen entfernt liegt, im geringsten in Mitleidenschaft gezogen wurde. Ferner scheint sich aus den neuen Versuchen der weitere Vorteil zu ergeben, daß beim Gebrauch der Zirkularwellen die Höhe der Masten für Aussendung der Wellentelegraphie verringert werden kann.

∽ **Zum Studium der Leprose.** Der englische Arzt Dr. Jonathan Hutchinson, der seit etwa 30 Jahren die Lehre verteidigt, daß der Aussatz eine Folge des Fischessens unter bestimmten Bedingungen sei, wird, wie Academy mitteilt, demnächst unter dem Titel „Fisch-Essen und Aussatz" ein zusammenfassendes Werk über seine Theorie herausgeben.

* **Medizinische Akademien.** Der Verein der Aerzte Düsseldorfs hat in Sachen der Akademie für praktische Medizin in Düsseldorf die folgende Erklärung angenommen: „Der Verein verleiht seinem Bedauern darüber Ausdruck, daß ihm, der berufenen Vertretung fast sämtlicher Düsseldorfer Aerzte, vor der Beschlußfassung über Errichtung einer Akademie für praktische Medizin in hiesiger Stadt durch Geheimhaltung des Planes die Gelegenheit abgeschnitten wurde, seine Meinung über die schwebenden Fragen zu äußern. Der Verein setzt eine Kommission von sieben Mitgliedern ein, die die Befürchtungen, die sich an die Errichtung der Akademie knüpfen, prüfen und Vorschläge ausarbeiten soll, wie die der Akademie gestellten Ziele möglichst ohne Nachteile erreicht werden können. Schließlich betont der Verein nachdrücklichst seinen Standpunkt, daß er jede Einrichtung

Digitized by Google

von Polikliniken, außer für Ortsarme, als eine die Interessen der Aerzteschaft aufs schwerste bedrohende Maßnahme betrachtet."

ac. **Aus England.** In Winchester sollen **Ausgrabungen** vorgenommen werden, um die Ueberreste der **Hyde-Abtei** bloßzulegen. Die Geschichte dieser Abtei ist in vieler Hinsicht interessant. Sie wurde im Jahre 901 A. D. von Eduard dem Aelteren auf besonderen Wunsch seines Vaters, Alfreds des Großen, gegründet. Die Abtei wurde im Jahre 903 A. D. vollendet und Grimbald, ein Priester und Mönch von St. Bertin, wurde als erster Abt derselben eingesetzt. Kurz nach Einweihung der Ablei wurden die **Ueberreste Alfreds des Großen** in feierlicher Prozession von der alten Kirche in Swithun nach der Abtei überführt. Das Grabgewölbe befand sich an der Südseite des Altars, und bald darauf wurde auch seine Gemahlin, Königin Aelswith, dort beigesetzt. In dem anstoßenden Grabgewölbe befanden sich die Ueberreste Eduards und seiner beiden Söhne Ethelward und Elfward. König Knut schenkte der Ablei ein goldenes Kreuz und mehrere sehr kostbare Steine und seine Gemahlin gab derselben den Kopf St. Valentins. Im Jahre 1109 wurde die Abtei umgebaut und die königlichen Ueberreste sowie die heiligen Reliquien wurden an eine andere Stelle verlegt. Während der Regierung Heinrichs VIII. wurde die alte Abtei zerstört und im Jahre 1788 an deren Stelle das Landgefängnis errichtet.

* **Am hundertsten Geburtstag Andersens** (Sonntag) wurde, wie aus **Odense** der Draht meldet, in der Mittagsstunde am Denkmal des Dichters eine Feier veranstaltet, bei der Bürgermeister Dithmer die Festrede hielt. Am Nachmittag wurde im Versammlungshaus der Insel Fünen die Gedächtnisfeier für Andersen abgehalten, die von etwa 2000 Personen besucht war, darunter dem Vertreter des preußischen Kultusministeriums, Geheimen Ober-Regierungsrat Dr. Matthias. Schriftsteller Prof. Baudiz hielt den Festvortrag. Am Abend wurde im Theater eine Festvorstellung gegeben.

* **„Die Gesellschaft für Literatur und Kunst"** in **Bonn** hatte im Sommer 1904 einen Preis von 500 Mark für die beste Bearbeitung des Themas: **„Das Urteil über Schiller im 19. Jahrhundert.** Eine Revision seines Prozesses" ausgesetzt. Das in diesen Tagen bekannt gegebene Urteil der Preisrichter hat dem Oberlehrer an der Hohenzollernschule in Schöneberg, Dr. Albert **Ludwig**, den Preis zugesprochen.

⁂

Hochschulnachrichten.

* **Bonn.** Der Assistent an der Universitätsbibliothek in **Bonn** Dr. Julius **Steinberger** aus Frankfurt wurde, nach der Frankfurter Zeitung, als Hilfsarbeiter an das Deutsche Archäologische Institut in **Rom** versetzt.

* **Berlin.** Der Präsident der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt, Professor Dr. Friedrich **Kohlrausch**, ist, wie nunmehr amtlich bekannt gemacht wird, mit dem 1. April in den Ruhestand versetzt worden.

hc. **Leipzig.** Zum Lektor der englischen Sprache an der hiesigen Universität ist Mr. James **Davies** ernannt worden.

* **Wien.** Dem Direktor des Oesterreichischen Archäologischen Instituts in Wien, Hofrat Dr. Otto **Benndorf**, ist der Titel und Charakter eines **Sektionschefs** verliehen worden.

* Am gestrigen Montag wurde in feierlicher Weise das neue botanische Institut der Wiener Universität am Rennweg eröffnet.

* **Aus der Schweiz.** Anläßlich der Durchschlagsfeier im Simplontunnel wurden die Erbauer **Schulz**, **Brandau** und **Locher**, sowie die Ingenieure **Kager** und **Pressel** zu Ehrendoktoren der Universitäten Lausanne, Genf und Basel ernannt.

M. C. Rom. Durch den italienischen Regierungswechsel sind auch die Universitätskreise in Mitleidenschaft gezogen worden. Ihnen gehören der neue Unterrichtsminister Dr. Leonardo **Bianchi** und der neue Arbeitenminister Dr. Carlo **Ferraris** an. Bianchi (geb. 1848 in St. Bartolomeo in Galdo) ist Psychiater, habilitierte sich 1881 in Palermo, wurde 1889 außerordentlicher Professor und Direktor der Irrenklinik daselbst, 1894 ordentlicher Professor und Direktor der Irrenklinik in Neapel. Ferraris (geb. 1850 in Moncalvo) ist Nationalökonom und Statistiker; er hat einen Teil seiner Studienzeit in Berlin verbracht und nennt sich selbst einen Schüler Adolf Wagners. 1879 habilitierte er sich für Statistik in Turin, 1885 wurde er ordentlicher Professor in Padua.

⁂

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Hedwig v. Grolman: Donata. Die Geschichte einer Frau. Erzählung. Berlin, Eylau, Leipzig 1905. Hans Priebe u. Co. 186 S. — Das neue Weltalter und seine Propheten. Von einem Protestanten. Dresden 1905. E. Piersons Verlag (R. Lincke). 136 S. — Deutsche Arbeit. Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. (Jahrg. 4. Heft 6. März 1905.) Prag. Karl Bellmann. — Max Frhr. v. Münchhausen: Eckhart von Jeperen. Roman. Dresden 1905. Carl Reissner. 260 S. — Oberleutnant v. Reitz: Die Reserve-Offiziers-Prüfung. Ein Wiederholungsbuch. Frankenthal 1905. Louis Göhring u. Co. 110 S. — Dr. Theodor Klaiber: Die Schwaben in der Literatur der Gegenwart. Stuttgart 1905. Strecker u. Schröder. 142 S. — Klaus Rittland: Leidensgefährten. Kampfmüde. Zwei Novellen. Dresden 1905. Carl Reissner. 254 S. — Dr. Heinrich Romundt: Kants Kritik der reinen Vernunft, abgekürzt auf Grund ihrer Entstehungsgeschichte. Eine Vorübung für kritische Philosophie. Gotha 1905. E. F. Thienemann. 112 S. — Leo Wulff: Kartätschen-Schüsse. Mit Original-Illustrationen von F. Graetz, A. Wilke und anderen. Berlin. „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst. — Fürst Nikolaus I. von Montenegro: Fürst Arvanit. Dramatische Dichtung in fünf Akten. Autorisierte deutsche Ausgabe von Carl Amico. Augsburg. J. P. Himmer. 76 S. — Paul Fleisch, Pastor coll. in Kloster Loccum: Die gegenwärtige Krisis in der modernen Gemeinschaftsbewegung. Leipzig 1905. H. G. Wallmann. 45 S. — Jacob Fürth: Die Dornenkrone. Drama in 4 Aufzügen. Wien 1905. Stern u. Steiner. 120 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen! *(12871)

Helden

Komödie in 3 Aufzügen von **Bernard Shaw**

Deutsch von Siegfried Trebitsch

Zweite Auflage

Geheftet **M. 2.—** In Leinenband **M. 3.—**

Das köstliche Stück läßt den aristophanischen Geist und Witz des rasch berühmt gewordenen Verfassers in glänzendstem Lichte erscheinen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Kostbare **alte** Bücher und Stiche

kauft fortwährend

Ludwig Rosenthals Antiquariat,

München, Hildegardstrasse 16. (5324)a

Jahrgang 1905. München, Donnerstag, 6. April. Nummer 81.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die bayerische Mittelschule seit der Uebernahme durch die Klöster bis zur Säkularisation.

Unter vorstehendem Titel ist im 6. Beiheft zu den Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, herausgegeben von der Gruppe Bayern der genannten Gesellschaft, Berlin 1905, S. 1—141, eine Abhandlung erschienen, deren Verfasser durch frühere Abhandlungen kleineren Umfangs[1]) Freunden der bayerischen Schulgeschichte bereits bekannt ist. So löste er, aus archivalischen Quellen schöpfend, wohl endgültig die mehrfach umstrittene Autorfrage hinsichtlich der zwei bedeutsamen, 1778 bezw. 1783 anonym erschienenen Schriften „Beyträge zu einer Schul- und Erziehungsgeschichte in Baiern" und „Pragmatische Geschichte der Schulreformation in Baiern aus ächten Quellen"; ferner stellte er entgegen anderen Ansichten die allgemeine Einführung wie praktische Geltung der Schulordnung vom 8. Oktober 1774 fest.

Die obengenannte Publikation führt uns in die Regierungszeit Karl Theodors, eine Epoche, welche bezüglich der Mittelschulverhältnisse eine quellenmäßige Darstellung noch nicht gefunden hatte und mehrfach, z. B. auch von Fr. Thiersch, nicht richtig beurteilt worden war. Auf überreichliches Aktenmaterial besonders im hiesigen Kreisarchiv wie auch im Kreisarchiv Neuburg a. D. gestützt, entwirft Lurz ein umfassendes, äußerst interessantes Bild der inneren wie äußeren Schulgeschichte dieser zwei Jahrzehnte; vielleicht keine Frage, welche bezüglich der Mittelschule gestellt werden kann, ist unerörtert gelassen. Die Abhandlung enthält viele Tatsachen, welche nach den bisherigen allgemein geschichtlichen Darstellungen der Epoche nicht bekannt waren, unter anderem eine bisher ungedruckte, sehr wichtige Schulordnung.

Zur Illustration des Inhalts diene folgendes:

Am 21. Juli 1773 erfolgte die Aufhebung des Jesuitenordens, aber erst durch die kurf. Verordnung vom 31. August 1781 wurde der Unterricht an den bestehenden Mittelschulen definitiv den Exjesuiten abgenommen und der Klostergeistlichkeit übertragen. In der Zwischenzeit waren zwei Drittel Exjesuiten und ein Drittel Weltgeistliche als Lehrer aufgestellt. Die Aufhebung des Jesuitenordens war so plötzlich erfolgt, daß der Staat nicht sofort die nötige Anzahl anderer Lehrer beschaffen konnte. Zwar repräsentierten die Güter des aufgehobenen Jesuitenordens einen Wert von 7,382,500 Gulden und Bayern besaß demnach einen geradezu fürstlichen Schulfonds; gleichwohl erschien der Verwaltungsbehörde schon die Summe von 47,000 Gulden, welche 1776 für die Mittelschulen benötigt wurde, als unerschwinglich, weshalb dieselbe auf 30,000 Gulden herabgemindert wurde. Aber auch das war dem Staat noch zuviel und er ruhte nicht eher, als bis er die ganze Ausgabenlast auf die Schultern der Orden abgewälzt hatte.

Der auf Grund der Verordnung vom 31. August 1781 und einer weiteren vom 30. August 1782 geschaffene Rechtszustand war folgender: der Prälatenstand verpflichtete sich zur finanziellen Unterhaltung der Schulen, so daß alle bisher aus dem Jesuitenfonds geleisteten Zahlungen aufhören sollten. Dafür war der Prälatenstand nicht bloß berechtigt, sondern auch verpflichtet, selbst die Lehrer aufzustellen, die jedoch die Genehmigung der Staatsregierung haben mußten. Die oberste Schulleitung lag in den Händen des „General-Studien-Direktoriums", einer aus dem Prälatenstand frei erwählten Kommission von fünf bis sechs Mitgliedern; die staatliche Aufsicht führten vom Fürsten ernannte Kuratoren, welche für die außerhalb Münchens befindlichen Gymnasien Lokalkommissäre ernannten. Daß es zwischen den weltlichen und geistlichen Organen nicht selten zu Differenzen kam, die das Eingreifen der ersteren als nicht gerade geschickt und fein erscheinen lassen, dafür bietet Lurz namentlich in dem Kapitel „Disziplin" eine hinreichende Anzahl von Beispielen. Folgende Prälaten-Orden übernahmen den Unterricht: die Benediktiner (in Amberg, Neuburg, Straubing), die regulierten Augustinerchorherren (in München und Ingolstadt), die Zisterzienser (in Burghausen), die Prämonstratenser (in Landshut). Die Bettel-Orden der Dominikaner und Augustiner schloß der Prälatenstand — zu deren Verdrusse — aus, obwohl sie gleichmäßig mit den anderen zu zahlen verpflichtet waren. Zu Beiträgen wurden nämlich sämtliche Klöster herangezogen; bei der stattlichen Anzahl der letzteren — Verfasser zählt deren an 100 auf mit Angabe der jährlich geleisteten Beiträge, die einen Schluß auf ihre Größe zulassen, — betrug die Gesamtsumme aller Beiträge (für 1803) 32,327 fl. 36 kr.

Nicht übergangen darf hier werden die eigentümliche Stellung, welche der zu eben dieser Zeit von Kurfürst Karl Theodor in Bayern eingeführte **Malteser-Orden** zum Schulwesen einnahm. Die bayerische Zunge des Malteser-Ordens, der hauptsächlich eine Versorgungsanstalt für Verwandte des Kurfürsten und Höflinge — auch für außereheliche Kinder des Kurfürsten — bedeutete und neben 12 weltlichen 4 geistliche Komtureien zählte, erhielt durchaus zur Nutznießung ehemalige Jesuiten-Güter angewiesen, doch wurde er verpflichtet, von den Gebäulichkeiten der ehemaligen Jesuiten-Kollegien überall entsprechende Räume für Schulen und Lehrerwohnungen abzugeben. Wie sehr durch diese Maßnahme die Qualität der Schullokale gegenüber den jesuitischen verschlechtert wurde, dafür erhalten wir drastische Belege; denn abge-

[1]) Dr. Georg Lurz, Gymnasiallehrer in München, vgl. Mitteilungen der Gef. f. d. Erz.- u. Schulgeschichte XII, 1903, S. 261 ff. und XIV, 1904, S. 306 ff.

sehen von einer weitgehenden Einschränkung der Schullokale und Lehrerwohnungen hatten die Lehrer vielfach bitter zu klagen über die rücksichtslosen Störungen des Unterrichts, welche von den in den Parterreräumen, Höfen und Gärten eingerichteten Bierschenken, Kegelbahnen, Werkstätten der Faßbinder, Holzhacker, Schlosser u. s. w. ausgingen.

Was nun die Aufstellung von Geistlichen als Professoren anlangt, so war diese in jenem Uebergangsstadium trotz der bestehenden prinzipiellen Geneigtheit der Regierung, weltliche Lehrer zu berufen, nicht zu umgehen. Denn erstens waren zur Zeit der Aufhebung des Jesuiten-Ordens keine weltlichen Lehrer mit akademischer Bildung vorhanden und zweitens — die Hauptsache — wollte ja der Staat für die Schulen keine Ausgaben machen. Das war in anderen deutschen Staaten damals noch nicht viel besser; man bedenke: es war am 8. April 1777, daß Fr. Aug. Wolf sich als erster Philologiae studiosus in die Matrikel einzeichnete. Das Schulamt galt im allgemeinen als Adnexum des geistlichen Standes, als Durchgangsposten bis zur Erlangung einer Pfarrei u. s. w. Daß die Unterrichtserteilung damals keine so großen Anforderungen stellte, wird durch die nach Umfang und Tiefe sehr mäßigen Bestimmungen des Studienplans[5]) erwiesen.

Die Mittelschule bestand damals durchweg in einem fünfklassigen Gymnasium (erste, zweite, dritte Grammatik, Poesie, Rhetorik) und in einem zweiklassigen Lyzeum. In das Gymnasium trat der Schüler mit dem 11. bis 12. Jahre ein; vorher hatte er in einer Klosterschule — mit jedem der zahlreichen Klöster war eine solche Schule verbunden — oder in einer lateinischen Vorbereitungsschule, zeitweilig auch „Realschule" genannt, bis diese (1784) als eine vom Gymnasium unabhängige höhere Bürgerschule erklärt wurde —, vorbereitenden Unterricht, auch schon im Lateinischen, genossen.

Am Gymnasium hatte jede Klasse ihren eigenen Lehrer (Klaßlehrersystem), auch wurde im Jahre 1785 Aufsteigen mit den Schülern in den drei unteren Klassen und in den zwei oberen aus didaktischen Gründen angeordnet. Die Lyzeen hatten sich als Mittelstufe zwischen Gymnasium und Universität von der Jesuitenschule her erhalten; bis zum Jahre 1773 waren sie zugleich theologische Bildungsanstalten; 1774 wurden sie mit Ausnahme von München und Amberg auf die philosophischen Studien beschränkt: Logik = erstes Jahr, Physik = zweites Jahr; sie waren lediglich eine Oberstufe des Gymnasiums.

Der „Studienplan" (vom Jahre 1782) umfaßte Religion und Sittenlehre, Latein, Deutsch, Griechisch, Weltgeschichte, Erdbeschreibung, Mathes (= Mathematik), Philosophie (für die Lyzeen). Von besonderem Interesse ist, was wir über den damaligen Betrieb der lateinischen, deutschen und griechischen Sprache erfahren. Schon nach dem äußeren Umfange der Bestimmungen im Studienplan nimmt das Lateinische die erste Stelle ein. Nun war dies ja auch bei den Jesuiten bereits der Fall. Aber die Methode war jetzt eine andere. Die neuen, aus den Klöstern berufenen Gymnasialprofessoren folgten bestimmt und bewußt von Anfang an im Gegensatz zu der alten Lehrart der Jesuiten der von den Philanthropisten empfohlenen „neuen Methode", die auch von H. Braun, der 1777 zum alleinigen Direktor der bayerischen Gymnasien und Lyzeen ernannt worden war, begünstigt wurde; denn Braun war, etwa im Sinne Gesners oder Ernestis, entschiedener Anhänger des Neuhumanismus. Nicht mehr Imitation der lateinischen Klassiker war jetzt das Hauptziel des Unterrichts, sondern Lektüre; umfassende Klassikerlektüre sollte Geschmack und Urteilskraft üben. Dabei sollte das Lernen so leicht wie möglich gemacht werden; dieser Grundsatz veranlaßte eine Einschränkung des grammatischen Memorierstoffs; es wurde eine Grammatik (von Scheller) gewählt, die wegen ihrer „philosophischen Methode" die Ausbildung des logischen Denkens vorzüglich zu fördern schien. Uebersetzungsbücher wie die unsrigen gab es damals gar nicht; der Lehrer mußte sich mit Diktieren behelfen; die Beispiele sollten den Klassikern entnommen werden. Kurz teilt mit — und es ist dies köstlich zu lesen, kann aber speziell manchem modernen Theoretiker und Schulreformer zur Lehre dienen —, wie Scheller selbst sich rühmte, in zwei bis drei Wochen die Schüler soweit gebracht zu haben, daß sie ins Deutsche übersetzen und einen leichteren lateinischen Aufsatz schreiben konnten. Ja, er sagt: „Der Schüler müßte ganz ohne Kopf sein, wenn er nicht in einem Jahre alle leichteren Stellen der Alten und in zwei Jahren den ganzen Cicero, Virgilius, Horatius u. s. w. verstehen sollte, nämlich so gut, als wir diese Männer heutiges Tages verstehen können: denn kein Gelehrter versteht diese Männer überall vollkommen(!)".

In zwei Jahren bis zu Horaz vorzudringen: soweit ging allerdings die Forderung der Schulordnung nicht. Aber sie verlangte immerhin außerordentlich viel; nämlich in der ersten Grammatik — in welche die Schüler, wie schon bemerkt, aus dem Vorbereitungsunterricht etwa mit 12 Jahren eintraten —: Cornelius Nepos und Briefe Ciceros; ausdrücklich mahnte noch 1796 das Gen.-St.-Dir., es müsse z. B. Cornel ganz und nicht etwa bloß zum vierten Teile durchgenommen werden. Für die zweite Grammatik war außer den Briefen Ciceros Cäsar verlangt, für die dritte Livius, Cic. de senectute, de amicitia, u. ä., Ovid (Heroiden), Tibull, Properz, Catull, für die Poesie (= die 4. Klasse) Horaz neben den bisherigen Autoren und besonders Cic. de officiis, für die Rhetorik (= 5. Klasse), Reden von Cicero, die Tuskulanen und die Theorie des Dramas. „Paradigmen zum Drama", so heißt es in dem Abschnitt über die lateinische Sprache, „kann der Lehrer aus Sophokles, Seneka und dem deutschen und englischen Theater entlehnen." Latein bildete eben den Angelpunkt des ganzen sprachlichen Unterrichts; in allen höheren Klassen mußte von den Lehrern lateinisch vorgetragen werden, auch in den unteren Klassen sollten die Lehrer „dem deutschen Vortrage gleich viele, wo nicht noch mehrere lateinische Ausdrücke an die Seite setzen"; bei Entschuldigungen, Anfragen wurde die lateinische Sprache verlangt, lateinische Dialoge sollten auswendig gelernt und mit verteilten Rollen vorgetragen werden. Darin unterschieden sich übrigens die bayerischen Gymnasien nicht von den anderen.

Poetik und Rhetorik galten als unentbehrlicher Zweig des Gymnasialunterrichts. Die theoretischen Unterweisungen, die sehr ins einzelne gingen, standen fast durchaus in Verbindung mit dem lateinischen Unterricht, zum großen Teil auch die praktischen Uebungen. Gegen das Halten förmlicher Reden protestierte der Rektor von Burghausen: das sei nichts für unbärtige Jünglinge, und wie wenige brauchten sie einmal im Leben! Rhetorik solle getrieben werden, aber nur um der stilistischen Ausbildung willen.

Die Muttersprache war sehr vernachlässigt: in der 1. und 2. Klasse: Grammatik, in der 3. Anfertigung von Briefen, in der 4. Klasse (= Poesie) poetische Aufsätze, Fabeln, Schäfergedicht, Oden, Elegien, in der 5. Klasse (= Rhetorik) deutsche Reden möglichst nach deutschen Mustern. Das war alles, was die Schulordnung verlangte. Eine Zusammenstellung von Aufgaben, die in Neuburg in den beiden obersten Klassen gegeben wurden, zeigt, daß jene sich lediglich auf Bestimmung poetischer, rhetorischer, stilistischer Begriffe bezogen, z. B.: „Was ist die Idylle?" „Was ist eine Periode?" Aufsätze im heutigen Sinne wurden nicht gegeben. Denn die poetischen Versuche und die Briefe, die manchmal über recht sonderbare Themen gingen — in Neuburg wurden außer Gedichten „Auf den Winter", „Frühling", „Die Genügsamkeit", „Auf den Tod eines Freundes", „Die Sehnsucht nach der Rose" auch solche „Auf den durchlöcherten Luftballon", „An die Lerche in der Schlinge" und Briefe mit dem Thema: „Auf den Tod des Sperlings" zur Aufgabe gestellt — kann man kaum dahin rechnen. Ebenso fehlte es an bildender Lektüre, wobei jedoch nicht zu vergessen ist, daß die Meisterwerke unserer Literatur damals erst entstanden und unsere großen Dichter sich erst allmählich Anerkennung errangen, vor allem in Bayern. Vergleiche darüber Heigel in seiner Rede „Zu Schillers Gedächt-

[5]) Schulordnung vom 30. August 1782.

Digitized by Google

nis". (Beilage Nr. 64.) Würdig stellt sich zur Seite folgende hübsche Stelle aus einer Amberger Schulrede vom Jahre 1788, die sich gegen die von der Jugend damals verschlungenen „Leiden des jungen Werthers" u. dgl. wandte: „Der arme, durch solche Geist- und Herz verderbliche Lektüre verwahrloste Schüler und Jüngling schüttelt Regeln, Grundsätze, Ordnung, Addlikation, alles von sich ab, überspringt mit seiner durchglühten, in eine idealische Romanwelt entzückten Phantasie alle Gränzen seiner wirklichen Verhältniße, wird selbst Romanheld, verführt Unschulden, vertändelt seine Zeit, verspittert sein Geld, wimmert, figwartisirt, singt Modeserenaden, wird ein Geck, ein fader Süßling, wird unglücklich auf immer. Und aus solchen Knaben und Jünglingen sollen einst Männer mit Tatkraft und Strebsamkeit, mit Selbstverläugnung fürs Gemeinwohl, und Muth im Selbsthandeln, sollen würdige Glieder und Bürger des Staates werden? Eine herrliche Generazion, die aus diesen Zuckerpuppen, oder Kraftmännern entstehen werden!" (S. 75 bei Lurz.) Um so mehr ehrt es einige Rektoren, daß sie auf Aenderung dieser Verhältnisse drangen; der Burghausener Rektor fragte in einem Gutachten (1799): „Warum wird immer noch in unseren Schulen über keinen deutschen Klassiker kommentiert? Hätten die alten Griechen und Römer so wenig auf ihre einheimischen Dichter und Redner geachtet, würden sie es wohl in beyden Stücken zu solcher Vollkommenheit gebracht haben?" Und im gleichen Jahre der Amberger Rektor: „Ferners hält er für ein besonderes Bedürfniß, daß zum Gebrauche angehender Redner eine Sammlung deutscher und der Fassungskraft der Jünglinge anpassender Reden mit vorausgesetztem Skelet (= Disposition) verfaßt würde."

Auch die griechische Sprache stand hinter der lateinischen bedeutend zurück. Es konnten sogar Dispensen an wenig beanlagte Schüler erteilt werden. Der griechische Unterricht begann schon in der 1. Klasse; in der 3. wurde die Syntax abgeschlossen; in den weiteren Klassen wurde in der Regel eine Chrestomathie gebraucht. Die Urteile über die Unterrichtserfolge in diesem Fache lauten recht ungünstig; weiter als zum Buchstabieren bringe man es nicht leicht und: „wenn ja manchmal in der obersten Klasse (der fünften) des Gymnasiums von Erklärung einer Rede oder eines Stückes aus Isokrates, Demosthenes, Chrysostomus oder von Homers Ilias gesprochen wird, so ist dies von einem bloßen Vor- oder Nachübersetzen ohne streng grammatische Analysis zu verstehen." Man beschränkte sich hauptsächlich auf Erklärung des Neuen Testaments.

Die Klassikerausgaben waren natürlich sämtlich sogenannte purgierte.

Geschichte und Geographie galten als etwas Zusammengehöriges; sehr bevorzugt war die bayerische Geschichte. Ueber die neueste Geschichte, d. h. die französische Revolution, durfte laut eines Kuratelerlasses von 1794 nichts vorgebracht werden. In der Verteilung des Lehrstoffes hatten die Lehrer freie Hand. Abgesehen von Bayern handelte es sich in der Geographie fast nur um Einprägung von Grundbegriffen.

Mathematik wurde im Gymnasium, abgesehen von etwas Algebra, nicht getrieben, vielmehr war sie für die reifere Altersstufe des Lyzeums bestimmt; in den fünf Klassen des Gymnasiums gab es fast nur gemeinnütziges Rechnen: 1. Klasse Rechnen in Zahlen, 2. Klasse Brüche, 3. Klasse Buchstabenrechnung, 4. Klasse Potenzen, 5. Klasse Proportionen. Im Lyzeum sodann außer Algebra Geometrie, Trigonometrie und mathematische Geographie; hier gingen die Anforderungen ziemlich weit. Der Lehrplan für das Lyzeum enthielt außerdem für das erste Jahr Logik und Metaphysik, für das zweite Jahr praktische Philosophie, als Vorbereitung für das Studium der Moraltheologie und Rechte, ferner Oekonomie und theoretische, sowie experimentale Physik.

Naturkunde gab es vor 1800 nur am Lyzeum und zwar vorwiegend in der eben genannten Form der Oekonomie, da es das Bestreben war, nicht bloß Gelehrte, sondern brauchbare Bürger zu erziehen; wenn hier unter anderem auch von Chemie die Rede ist, so darf man darunter ohne Zweifel nur die dem praktischen Leben des Oekonomen dienliche Agrikulturchemie verstehen, ebenso wie elementare nationalökonomische Kenntnisse zu diesem Zwecke beigebracht wurden.

Auffallend ist es — und dies wurde auch von einem Münchener Professor ausdrücklich beanstandet —, daß am Lyzeum sprachlicher Unterricht gar nicht mehr getrieben wurde; erst 1799 wurde diesem Uebelstande ein wenig abgeholfen, dadurch, daß Philosophie in dem Sinne definiert wurde: es sei unter dieselbe auch „kritische Erklärung der schweren lateinischen Klassiker" zu rechnen.

Zeichnen und neuere Sprachen (Französisch, Italienisch, seit 1786 in München auch Englisch) waren Wahlfächer. Das Turnen war noch nicht erfunden; dafür hatte die Schule Tanz- und Fechtmeister. Diese Dinge wurden außer der schulordnungsmäßigen Zeit getrieben.

Die Unterrichtszeit war im Vergleich zu heute nur etwa halb so lang; sie betrug wöchentlich 18 Stunden, der Unterricht dauerte nämlich täglich von 8—10 und von 2—4 Uhr, ausgenommen Donnerstag, welcher einen vollen „Rekreationstag" bildete, und Dienstag, an welchem der Nachmittagsunterricht, ebenfalls behufs „Rekreation", ausfiel; nur wenn ein gebotener Kirchenfesttag folgte, wurde am Tage vorher der ganze Unterricht (4 Stunden) gehalten.

Ein Stundenplan für die einzelnen Fächer findet sich nirgends, ebenso wenig ein Haus- und Schulaufgabenplan. All das war dem Ermessen des einzelnen Lehrers anheimgegeben. Nachsitzen war ausgeschlossen; es war ausdrücklich bestimmt, „daß Schüler in Zeit einer Viertelstund nach gegebenen Endzeichen versperrt werden" müßten. Die Ferien dauerten vom 8. September bis 27. Oktober; zu Weihnachten wurden 4, zu Fastnacht 3, zu Ostern 8, zu Pfingsten 3 Tage freigegeben.

Das Schuljahr schloß, wie das Semester, mit ausgedehnten öffentlichen Prüfungen; gerade die vorhandenen sehr zahlreichen Prüfungsakten gewähren einen vorzüglichen Einblick in den Schulbetrieb. Die in lateinischer Sprache abgefaßten Zeugnisse enthielten vier (seit 1794 fünf) Noten über Fähigkeiten, Fortschritte, Fleiß und Betragen.

Ein Charakteristikum jener Zeit war der ausgedehnte Privatnachhilfeunterricht, der von der Jesuitenzeit her im Gebrauche war und sich übrigens — als eine schwer zu bekämpfende Hydra — bis in die neuere Zeit forterhielt, wo er endlich durch entschiedene Maßregeln in seine Schranken gewiesen wurde. Damals vermochte die Regierung gegen den Unfug — denn zu einem solchen war er ausgeartet — selbst durch drakonisch lautende Verfügungen nichts. Zwei Drittel aller Schüler hatten nachhelfenden Unterricht; die Instruktoren setzten sich zusammen aus solchen, die den Unterricht geschäftsmäßig betrieben (sogenannte „Winkelinstruktoren"), und aus Schülern höherer und teilweise auch unterer Klassen; man hat es hier offenbar mit einem Ueberbleibsel aus der Vagantenzeit zu tun. Immer wieder erließ die Regierung umfangreiche Verordnungen und bedrohte darin in der Regel die Kleineren mit Zuchthausstrafe (!), die Größeren mit „Abgebung zum Militaire", natürlich insoweit sie durch ihre Sitten Anstoß gegeben hatten, und das war offenbar in zahlreichen Fällen der Fall. Ueberhaupt wurde „Abgeben an die Garnison" gegen diejenigen verfügt, die sich einem liederlichen Leben ergeben hatten, „nicht fleißig ihre Lectionen frequentieren, oder den täglichen Gottesdienst und Congregationen nicht besuchen, sich daselbst der Religion gemäß nicht verhalten, mit Weibsleuten in den Komödienhäusern, Spaziergängen, Tanzböden und derlei Oertern, oder in verbottene und verdächtige Wirths-, Caffé- und Bierhäuser, Gärten oder sonst auf der Straße durch öffentliche Schwärmerei und Belästigung des Publikums nach neun Uhr abends sich betretten lassen". (Erlaß vom Jahre 1793.) Die Durchführung solcher Erlasse stand allerdings nicht auf gleicher Höhe mit der Schroffheit der Sprache.

Die Gymnasien waren übermäßig frequentiert; in München waren in der ersten Grammatik in dieser Zeit fast stets über 100 Schüler; 1897/98: 119. Auch gegen

Digitized by Google

dieses Uebermaß suchte die Regierung einzuschreiten: denn es trat eine solche Ueberproduktion ein, daß trotz der vielen vorhandenen theologischen Stellen noch genug Theologen auf Meßstipendien und Hofmeisterstellen angewiesen waren und viele geprüfte Juristen sich um einfache Schreiberstellen bewerben mußten.

Woher kam diese Ueberproduktion? Es war den Leuten leicht gemacht „arm zu studieren“ dank der Mildtätigkeit der Klöster und des Bürgertums, dank der reichen Stipendien und Freiplätze in den Klöstern, Seminarien, und dank der traditionellen Bettelei; in München durften die Studenten des Gymnasiums „alle Samstage statt des sonst gewöhnlichen Litaney-Betens mit der Bichse ihr nöthiges Allmosen sammeln“, und erbettelten sich monatlich 40—46 Gulden. In den Ferien bildeten bettelnde Studentenschwärme eine förmliche Landplage. Mancher erhielt mit diesen Erträgnissen noch seine Eltern. Die Verfügungen gegen diese und andere Mißstände waren, wie bemerkt, rigoros, wenigstens auf dem Papier. Um den übermäßigen Zugang zu verhüten, ging ein Erlaß im Jahre 1748 sogar so weit, daß er anordnete, es seien „gemeiner oder unvermöglicher Aeltern Kinder, wenn sie gleich gute Talente spüren lassen, zu den lateinischen Schulen nicht zu admittieren“. Aber die Schulordnung vom Jahre 1777 und eine kurfürstliche Verfügung von 1792 verlangt ausdrücklich die Zulassung auch ärmster Schüler, „wenn sie Talente haben“.

Was die Lehrer betrifft, so taten sie augenscheinlich im großen und ganzen ihre volle Schuldigkeit. Ausnahmen gab es natürlich auch bei ihnen. Mancher war vom Geiste der Aufklärung zu stark angesteckt, mancher zu nachsichtig; letzteres gilt z. B. von dem Münchener Rektor Kirchmayr. Differenzen zwischen den Lokalkommissaren und den Gymnasialrektoren, bezw. der staatlichen Schulkuratel und dem Gen.-Stud.-Direktorium gab es oft sehr schwere, da gegenüber einer gewissen Willkürlichkeit, ja Launenhaftigkeit der staatlichen Behörden der Rektor öfters seinen Kopf aufsetzte. In einem Erlaß der Schulbehörde wurde es dem Amberger Rektor zur Pflicht gemacht, „in haicklichen Fällern sich mit dem Titl. Herrn Lokalkommissaren öfters zu benehmen, ehevor sie zu merklichern Strafen, oder andern Verfügungen besonders in Rücksicht adelicher und distinguirten Studenten schreiten“. (!)

Die Schulgesetze waren sehr streng, doch wurde ein bedeutender Unterschied gemacht zwischen Gymnasiasten oder Inferioristen und Lyzeisten oder Superioristen, so daß von der Gebundenheit der Mittelschule zur akademischen Freiheit ein vermittelnder Uebergang stattfand. Für die Gymnasiasten war Rutenstrafe („Datzen“) erlaubt, für die Lyzeisten Geldstrafe. Die Stufenfolge war: Verweis, Hausarrest, Bodenknien, Keuche (Karzer), („Datzen“), Dimission, Exklusion. Die Versäumnisbuße stieg von zwei Kreuzern (für eine Lektion, eine Messe, eine Predigt) zu 15 Kreuzern (für eine Kommunion), bis auf 45 Kreuzer (für eine öffentliche Prozession).

Als religiöse Erziehungsmittel der durchaus konfessionellen[3]) Anstalten waren angeordnet: tägliche Schulmesse vor Beginn des Vormittagsunterrichts, an Samstagen und Voradenden von Festen um 4 Uhr nach dem Unterricht Katechese mit Erklärung des Evangeliums, Litanei und Kongregationsandacht, an Sonn- und Feiertagen Hochamt mit Predigt, nachmittags Vesperandacht, ferner monatliche Beichte und Kommunion und besondere Pflege der marianischen Kongregation.

Das besondere Kennzeichen des damaligen Studenten war der große Mantel. Vor allem die Söhne wohlhabender Eltern trugen aber dieses Kleid nicht gern; in München kam es seit 1781 vielfach außer Gebrauch. Deshalb wandte sich eine Deputation der Amberger Studenten mit einem hochadeligen Namen an der Spitze direkt an die Kuratel, man möge diese lästige, besonders im Sommer ungesunde und vielfach schädliche Sitte aufheben. Es kam nun, wie Lurz mitteilt, zu folgender ergötzlichen Szene. Trotzdem der Rektor auf Befragen einwendete, der Mantel sei den Studenten so eigen, wie ungefähr das Pallium den alten Philosophen, wurde er doch angewiesen, nicht mehr auf das Manteltragen zu dringen. Der Rektor ließ aber den Befehl unbeachtet; deshalb wandten sich die Studenten neuerdings an die Kuratel mit einem ganz burschikosen Schreiben: die „**Pallia philosophica**“ seien von ihren „Schabraken ähnlichen Mänteln ganz himmelweit verschieden“; übrigens müßten ja eigentlich die Herren Professoren auch solche Mäntel und zudem lange Philosophenbärte tragen! Der Rektor kümmerte sich auch um eine erneute Weisung nicht viel und später (1794) wurden auch für München die Mäntel wieder eingeführt.

Wir haben aus dem reichen Inhalt der Lurzschen Schrift dieses Wenige ausgezogen und uns dabei gleich dem Verfasser um der Objektivität willen möglichst des eigenen Urteils enthalten. Andere Zeiten, andere Sitten! Ein Vergleich würde ja vielfach zugunsten unserer Schule ausfallen, manches wird man jedoch trotz alledem heute mit einigem Bedauern vermissen. Das Hasten, die Intensität des Unterrichts, das Vielerlei des Stoffes, die strenge Reglementierung jeder Einzelheit sind jedenfalls heute bei uns auf einem Punkt angelangt, der nicht mehr überschritten werden darf.

γ.

---

[3]) Aus einem Kuratelerlaß von 1784 geht jedoch hervor, daß auch Nichtkatholiken zugelassen wurden; im vorliegenden Fall handelte es sich um den Sohn eines Quartiermeisters; es wurde bestimmt, der Religionsunterricht solle den Eltern überlassen sein, falls der Schüler indes an dem katechetischen Unterricht und Gottesdienst teilnähme, sei er schuldig, sich still und ruhig aufzuführen.

Die Weltliteratur im Urteil der Menschheit.

Von P. Robert.

Ein der gegenseitigen Verständigung zweier Kulturvölker über ihre geistigen Großtaten dienstbares, darum wertvolles und sympathisches literarisches Unternehmen, die „**Revue germanique**“, die seit Anfang dieses Jahres im Verlag von Alcan zu Paris erscheint, brachte in ihrem ersten Hefte eine bedeutsame Arbeit des Pariser Literarhistorikers Ernest Lichtenberger: eine Studie über Goethes „Faust“, die aber weniger die Ergebnisse bisheriger Forschungen zusammenfaßt, als dem wissenschaftlichen Arbeiter und dem für die Wissenschaften interessierten Laien neue Bahnen weist, zum mindesten ihnen ein sehr wichtiges Hilfsmittel für die Arbeit und für den Genuß an literarischen Werken an die Hand gibt. Lichtenberger begründet eine hier und da, z. B. in Dessoirs ästhetischen Studien (im Archiv für systematische Philosophie) früher schon geübte, aber noch nirgends mit bewußter, energischer Konsequenz durchgeführte Methode der „unpersönlichen Kritik“. Man könnte vielleicht das Wesen der Sache besser treffen durch den Ausdruck „allgemeine Kritik“ oder „Gesamtkritik“, denn es handelt sich um eine Zusammenfassung aller, über ein Werk wie den „Faust“ geäußerten persönlichen Urteile und Ansichten in einer derartigen Fülle, daß die Persönlichkeit als solche in der Masse verschwindet und nur insofern in Betracht kommt, als sie einer mehr oder minder großen Anzahl Schauender und Genießender zum Sprachrohr dient.

Wer hat nicht schon alles in den Faust hineingeschaut, ihn gelesen, genossen, sich in ihn vertieft, darüber gesprochen oder geschrieben in gelegentlichen Aeußerungen oder in eindringenden wissenschaftlichen Arbeiten! Und wie viel Richtiges ist neben der ungeheuren Fülle des Schiefen auch oft in den Ansichten derer enthalten, die vielleicht gar nicht zu den wissenschaftlich anerkannten Größen gehören! Wie oft weiß der Künstler Goethes Wort viel besser zu würdigen, als der Gelehrte, wie oft hört der Lehrer aus Kindermund eine überraschende und schlagende Aufklärung über schwierigere Punkte in einer „Iphigenie“, einer „Braut von Messina“! Die Grundmasse des hier und da mehr zufällig Geleisteten, das in sonst minderwertigen Arbeiten enthaltene Wertvolle geht in der Regel unrettbar verloren, denn auch der gewissenhafteste Gelehrte verfügt nur über ein menschliches Gedächtnis, und sobald er selbst die Feder ergreift und seine

Individualität walten läßt, ohne die nun einmal nichts Großes und Wertvolles zustande kommt, entschwinden wieder die lose nur im Gedächtnis haftenden Beziehungen, und einen ungeheuren Zettelkasten bei sich zu fuhren, ist nicht jedermanns Sache. Da will die neue Methode mit ihren Hilfsmitteln einspringen: alles, was von irgendwie typischem Werte ist, das heißt Anspruch darauf erheben kann, nicht bloß die Grille eines einzelnen Sonderlings zu sein, sondern die Meinung einer ganzen Gruppe von Beurteilern auszusprechen, oder Aussicht hat, auf solche großen Gruppen zu wirken, soll gebucht und für die Forschung nutzbar gemacht werden. Lichtenberger, der selber seit zwanzig Jahren einen großen, vielversprechenden Faust-Kommentar vorbereitet, scheut sich nicht, Hand an solches Riesenwerk zu legen, das manchem oberflächlich Betrachtenden vielleicht als „Handlangerarbeit" erscheinen mochte, in Wahrheit aber nur von einem ganzen Mann, der unbedingt Herr seines Stoffes ist, geleistet werden kann. Er will sie alle hören: „Männer und Frauen, junge und reife Leute und Greise, Arier und Semiten, Katholiken, Protestanten und Freidenker, Franzosen, Engländer, Deutsche und alle anderen Völker, Weltleute, Gelehrte, Gebildete und Ungebildete, Pantheisten, Evolutionisten, Spiritualisten und Materialisten, Schüler und Anhänger großer Dichter und Philosophen, eines Kant, Hegel, Nietzsche, Comte, Spencer, Goethe, Ibsen, Tolstoj, Renan, Deterministen und ihre Gegner, Optimisten und Pessimisten, Logiker und Intuitionisten, Rationalisten, Moralisten und Pädagogen, Idealisten, Realisten und Humoristen, Illusionisten und Positivisten, synthetische und analytische Geister, Vertreter des gesunden Menschenverstandes und paradoxer Ideen, unabhängige Geister und Schülernaturen, Konservative, Reformatoren und Revolutionäre, Aristokraten und Demokraten, Sentimentale und Intellektuelle, Enthusiasten und Kritikaster, Feiglinge und Helden, extravagante und maßvolle Naturen u. s. w."

Lichtenberger verhehlt sich keinen Augenblick, daß hier sehr oft gerade entgegengesetzte Urteile zustandekommen werden; der Ultramontane wird Goethes „Faust" entschieden verdammen, ein Andersgesinnter ihn in den Himmel erheben; aber das wäre ein Handwerker und kein Künstler (was der wahre Gelehrte immer sein muß!), der einfach durch Summierung der aufgespeicherten Urteile und Meinungen die Wahrheit zu erkennen glaubt! Vielmehr heißt es scheiden, abwägen, prüfen; aber es ist jedenfalls eine wesentliche Stütze für den Forscher, seine eigene Meinung von einer großen Anzahl vornehmster Repräsentanten geteilt zu sehen, wie ihn andrerseits die schroffe Behauptung des Gegenteils zum Stillhalten, Nachprüfen, inneren Verarbeiten des Widerspruches und zur Mäßigung jener Einseitigkeit veranlassen wird, zu der gerade der große Geist nur zu gern neigt. Ewiges Zweifeln und Nachprüfen ist die Hauptbedingung wissenschaftlicher Arbeit; hier werden die Einwürfe und Zweifel gesammelt geboten und es ist nicht ausgeschlossen, daß auf associativem Wege weitere Einwendungen sich neu ergeben.

Natürlich will Lichtenberger nicht, wie das in der großen Cambridger Shakespeare-Ausgabe der Fall ist, Kritiken, etwa in chronologischer Reihenfolge, einfach **in extenso** abdrucken; vielmehr wird das nur da geschehen, wo es sich um zusammenfassende Urteile über die Dichtung als solche handelt; sobald aber auf Einzelheiten eingegangen wird, auf Probleme der Entstehungsgeschichte, auf die Deutung einzelner Fakta oder Versreihen, tritt die Teilung ein, und hier wird sich die intensive Kenntnis und der feine Takt des Bearbeiters zu zeigen haben; welche Unterabteilungen, welche zusammenfassenden Rubriken sind anzulegen, in welcher Weise die einzelnen typischen Urteile anzuordnen?

Lichtenberger geht aber noch weiter. Sein Werk soll ja gleichsam das Urteil der Menschheit aussprechen, andrerseits aber auch wieder zur Beurteilung der Menschheit dienen, denn es dient zum Gericht über Jahrhunderte, Generationen, einzelne Völker und Stämme, wie sie sich zu einem Dante, einem Goethe, einem Wagner, einem Nietzsche gestellt haben; nun ist es aber sehr wohl möglich, daß zufällig aus einer Generation eine große Anzahl von Zeugnissen vorliegt, die alle oder zum größten Teile von winzigen Geistern stammen, in irgend einem Winkelblättchen abgedruckt werden und denen geringe „typische" Bedeutung zukam, die nicht die Meinung von Tausenden aussprachen, andrerseits aber für eine Generation oder Landschaft vielleicht das Urteil eines Mannes vorliegt, der, ohne etwa darum ein berufener Kritiker oder Gelehrter zu sein, doch wohl die Ansicht einer großen Menge repräsentiert. Es hieße also nicht zusammenzählen, sondern vergleichen, wägen, abschätzen. Und hier arbeitet der Herausgeber solcher Werke dem Leser vor, indem er nach bestem Gewissen die typische Bedeutung der einzelnen, zu Worte kommenden Kritiker auch nach dem Grade ihrer Allgemeinbedeutsamkeit abschätzt. Was ein Treitschke oder ein Nietzsche uber den „Faust" zu sagen hat, wirkt weiter, wenn es auch subjektiver, ja unrichtiger sein mag, als was ein bescheidener, wenn auch noch so gründlicher und geistvoller Gelehrter in irgend einer wissenschaftlichen Fachzeitschrift dem engen Kreise der Fachgenossen vorträgt; soll das „Urteil der Welt" festgestellt werden, so muß man eben wissen, einen wie großen Ausschnitt der Welt man in der Aeußerung des einzelnen vernimmt. Lichtenberger hat sich die schwere und jedenfalls sehr undankbare Arbeit nicht verdrießen lassen, eine Liste der bekanntesten Persönlichkeiten, die bisher über „Faust" sich geäußert haben, zu entwerfen und zu jedem Namen eine Ziffer zu fügen, die, auf Grund seiner sorgfältigen und im ganzen wohl richtigen Prüfung den Grad der typischen Bedeutsamkeit ihres Urteils bestimmt, also keine W e r t u r t e i l e gibt, wie man wohl hier und da mißverständlich annehmen dürfte. In der ersten, niedrigsten Klasse stehen da Dichter wie Achim v. Arnim, Künstler wie Hans v. Bülow, Kritiker wie Gruppe, Gelehrte wie Holland; auch die wichtigsten Zeitschriften werden nicht nach ihrer Verbreitung im allgemeinen, sondern nach ihrer Bedeutung für die Beeinflussung des öffentlichen Urteils über Goethes Faust klassifiziert: so steht die Zeitschrift für deutsche Philologie in der zweiten, die Beilage zur Allgemeinen Zeitung und die Deutsche Rundschau in der dritten, das Goethe-Jahrbuch in der fünften, die Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte, ihrem Einflusse nach entschieden zu hoch eingeschätzt (namentlich dem Goethe-Jahrbuch gegenüber), an sechster Stelle; in dieser sechsten Gruppe treffen wir auch z. B. von österreichischen Gelehrten Jakob Minor, von deutschen Erich Schmidt, Friedrich Vischer und Kuno Fischer. In der letzten, achten Gruppe thront in stolzer Einsamkeit Goethe selbst mit seinen bei Pniower und Graef gesammelten eigenen Aeußerungen über sein Werk.

Lichtenberger selbst hat seine abstrakte Forderung an konkreten Beispielen, besonders an den bisherigen Deutungen der Worte vom „Ewig-Weiblichen" erläutert; daß seine bisherige Aufstellung Lücken und Versehen enthalten könne, wird er selber am wenigsten leugnen, betrachtet auch das hier Gebotene nur als Abschlagszahlung auf eine demnächst zu veröffentlichende große Probearbeit über den Faust. Auf die einzelnen Fehler aber kommt es bei solchen Dingen nicht an, die Hauptsache ist die Entdeckung selbst; ja es ist eine solche, obwohl sie so nahe lag wie die Lösung des Kunststückchens mit dem Ei, die eben nur ein Columbus fand. Aber die Tragweite dieser Entdeckung ist noch immens! Wer jemals um die Deutung des „Hamlet" sich bemüht und im Gefühl der Verantwortung gegen das bisher Geleistete unendliche Zeit mit der Herbeischaffung, Klassifizierung und Bewertung des Materials verloren, Auszüge gemacht, sie wieder und wieder gelesen und schließlich doch bei der eigenen Interpretation der Einzelheiten das Meiste wieder vergessen hat, oft zu seinem Schaden, noch öfter zu seinem Aerger, der weiß solche Arbeiten zu schätzen. Aber auch andere Gebiete werden die Früchte solcher Arbeiten einernten wollen. Die Kunstgeschichte kann des „Urteils der Welt" nicht entbehren über Dinge, die jeder mit anderen Augen sieht; religiöse und insbesondere religionsgeschichtliche, politische und soziale Probleme werden auf diesem Wege der Massen-Enquete nicht verwirrt, sondern erhellt und oft genug ihrer Lösung näher geführt werden. Möge jeder für sein Spezialgebiet die Anregung Lichtenbergers weiter durchdenken und nach Gutbefinden in die Tat umsetzen; der Literarhistoriker bleibt ihm, wie das literarisch interessierte Publikum überhaupt, für sein kräftiges Vorangehen zu Dank verpflichtet und wir sehen seinen Arbeiten und denen seiner Schüler mit dankbarer Freude entgegen.



Digitized by Google

Bücher und Zeitschriften.

λ. **Der Ultramontanismus als Weltanschauung** auf Grund des Syllabus quellenmäßig dargestellt von Dr. Leopold Carl Goetz, außerordentlichem Universitätsprofessor in Bonn. C. Georgi, Universitätsbuchdruckerei und Verlag in Bonn, 1905.

Der Verfasser hat seine in der Kölnischen Zeitung über dieses Thema ursprünglich veröffentlichten Aufsätze über den Ultramontanismus als Weltanschauung in erweiterter und vielfach ergänzter Form als separate Schrift neu herausgegeben. Er kommt damit einem wirklichen Bedürfnis unserer Zeit entgegen, um so mehr, da er seinen Stoff vorzüglich anfaßt und durchführt. Er gibt uns zuerst den geschichtlichen Entwicklungsbegriff des Ultramontanismus, zeigt seinen religiösen Inhalt, seine Unbrauchbarkeit für den Politiker, sowie seinen kirchenpolitischen Begriff besonders auf reformkatholischer Seite, und sodann seine kulturelle Bedeutung als des romantisch-klerikalen Kulturideals. Daraus ergibt sich ihm von selbst die Antwort: „Ultramontan ist nicht identisch mit katholisch, wenn es auch unzweifelhaft manchmal schwer ist, das katholische Element und das ultramontane auseinanderzuhalten. Die ständige Verquickung von Religion und Politik ist das Zeichen des Ultramontanismus. Sein Hauptfeld liegt eben nicht auf dem Gebiete des religiösen Dogmas, sondern auf dem sozialer, kultureller und politischer Theorien.“ Leider ist unter der Geistlichkeit die ältere, vom Ultramontanismus noch wenig berührte Schule im Aussterben begriffen; auch die Bischöfe stehen vielfach unter dem Druck, den er auf die fanatisierte katholische Masse ausübt. Er ist antistaatlich und antideutsch, die größte Gefahr für den modernen Staat und seine Kulturgüter, wie für den inneren Frieden und die Kräftigung unserer Nation. Im zweiten Teile behandelt der Verfasser den Syllabus als Kulturtheorie des Ultramontanismus. Er schildert die Geschichte seiner Entstehung, die über ihn entstandene Literatur und die Bedeutung desselben als autoritative, jeden Katholiken binden sollende Zusammenfassung der ultramontanen Theorien auf einer Reihe von Gebieten. Daran schließt sich die Darstellung der Enzyklika **„Quanta cura“** als Basis und Parallele des Syllabus, der Text und die Erklärung der 80 Syllabussätze und seine Würdigung, seine allgemeine Tragweite und Wichtigkeit als des Ausdruckes der derzeit herrschenden einzig gültigen katholischen Weltanschauung. Besonders instruktiv ist noch der dritte Teil: Ultramontanismus und Staatsgesetz, in welchem das Naturrecht und positive Recht, der staatsbürgerliche Gehorsam des Ultramontanismus und seine Stellung zum bürgerlichen Gesetzbuch, sowie der Verein katholischer Juristen behandelt wird. Zum Schlusse hebt es der Verfasser als Resultat näher hervor, wie der Ultramontanismus sich durch Festhaltung des Naturrechts als Grundlage alles positiven Rechts eine Grundlage geschaffen hat, von der aus er jede staatliche Gesetzgebung, soweit sie zu den Grundsätzen und Interessen der römischen Kirche nicht paßt, aus den Angeln heben kann. Als Anhang ist noch der lateinische Text der Enzyklika **„Quanta Cura“** und des **Syllabus errorum** beigefügt.

Ethische Präludien. Von Dr. M. Kronenberg. München 1905. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 322 Seiten gr. 8°.

Diese „Vorklänge“ des durch sein Buch über Kant schon rühmlich bekannten Verfassers haben den Zweck, einige der wichtigsten Grundfragen und Leitmotive zu einer „Ethik der Zukunft“ zu behandeln, deren allmähliche Konstruktion ihm vorschwebt. Das Buch gibt also einleitende und orientierende Betrachtungen in geschmackvoller und doch präziser Form, und zwar im ersten Teile lebendige historische Charakteristiken über: Kants Gedankenrevolution, die Ethik Goethes, Nietzsche als Antimoralist, Schleiermachers Reden über die Religion, Feuerbachs Religionsphilosophie, den Geist der Renaissance, Giordano Bruno, Rousseau, Emerson. Auf die Orientierung durch diese vortrefflich geschriebenen Skizzen folgt im zweiten Teile die Auseinandersetzung zwischen Ethik und Religion, wobei die Aufklärung und die Romantik, die Naturbetrachtung und die Frömmigkeit in ihrem Wesen und gegenseitigen Verhältnis erörtert werden. Den dritten Teil bildet die Sozialethik mit ihren Gegensätzen: Egoismus und Altruismus, deren beständiges Wechselverhältnis in sicherer Begründung und auf anziehende Weise erläutert wird. In dem Abschnitte über Weltflucht ist das Klosterleben sehr richtig als nur vermeintliche Weltflucht dargestellt. Es folgen Kapitel über den sozialen Geist, über die Utopien, über das Verhältnis der Politik als Teiles der Ethik, endlich über das Nationalitätsprinzip und zum Schluß über die Idee des Weltfriedens als ein notwendig im Auge zu behaltendes Ideal. Die scharfen und doch gemeinverständlichen Entwicklungen sind mit voller Sicherheit und Gewandtheit gegeben; sie sind ganz besonders geeignet, Studierende in den Gegenstand einzuführen, aber auch jeder kundige Leser wird seine Ideen in der vortrefflichen Schrift geläutert und geklärt wiederfinden.

b-r.

---

* **„Der Ladinerfreund“.** In kurzem soll unter diesem Titel in Innsbruck eine Monatszeitung erscheinen, die sich mit der Sprache und Volkskunde der Dolomiten-Ladiner beschäftigen und zugleich als Organ des im Entstehen begriffenen großen Bundes derselben dienen soll. In sprachlicher Hinsicht werden von dieser ersten österreichisch-ladinischen Zeitschrift alle fünf ladinischen Tal-Mundarten von Gröden, Enneberg, Fassa, Buchenstein und Ampezzo berücksichtigt und dem ladinischen Text die deutsche Uebersetzung beigefügt werden, damit auch der deutsche Ladinerfreund die Zeitung halten kann. Der Lesestoff wird folgende Teilung erfahren: 1. Kurze Monatsrundschau der wichtigsten Weltereignisse. 2. Mitteilungen aus den fünf Dolomittälern (in den fünf Taldialekten mit deutscher Uebersetzung). 3. Kurze belehrende, gemeinnützige und unterhaltende Aufsätze für das ladinische Volk (abwechselnd in verschiedenen Dialekten oder in deutscher Sprache, je nach dem Talgebiete, auf das sich der Inhalt bezieht). Als Herausgeber zeichnet der Schriftsteller Wilhelm Moroder in Innsbruck. Außerdem wird dem Blatt eine wissenschaftliche Beilage beigegeben, deren Redaktion der Innsbrucker Romanist Professor Dr. Theodor Gartner übernommen hat. Die erste Nummer sollte bereits im März erscheinen, doch ist, wie wir hören, dadurch eine Verspätung eingetreten, daß sich der Herausgeber noch in letzter Stunde entschlossen hat, den „Ladinerfreund“ schon von der ersten Nummer an zu illustrieren. Die ausgefallene Märznummer wird im Monat Juni eingeholt.

☼

Allgemeine Rundschau.

Ein interessantes Ostrakon.

Ein wichtiges literarisches Ostrakon, d. i. eine Scherbe, die einen literarischen Text trägt, haben die Franzosen P. Jouguet und G. Lefebure in Luksor bei einem Altertumshändler erworben und im **„Bulletin de correspondence hellénique“** bekannt gemacht. Es hat, wie die Vossische Zeitung berichtet, die Form eines unregelmäßigen Vierecks und bedeckt etwa die Fläche eines geschlossenen Oktavbuches. Der mit deutlicher schwarzer Tinte aufgetragene griechische Text ist so gut wie vollständig erhalten, die Scherbe hat in der Erde nur wenig gelitten. In den ersten zehn Zeilen steht der Anfang einer Anacharsisgeschichte, die, wie man ohne Mühe entdeckt, in Jamben abgefaßt ist. Sie behandelt einen bekannten Vorwurf, den bedürftigen Vater und den reichen, hartherzigen Sohn. Als der wackere Sproß auf alle Bitten um Unterstützung sich taub erweist, geht der Vater mit ihm zum „Skythen“, Anacharsis, dem sagenhaften Weisen, der in der ältesten griechischen Philosophengeschichte eine große Rolle spielt, zu einer greifbaren Persönlichkeit sich aber bis jetzt noch nicht hat entwickeln lassen. Aber der Sohn läßt sich nicht einschüchtern, kein Tyrann, kein Richter und Gesetzgeber könne ihn zwingen . . . Da bricht der Text ab. Den Grund erklärt die Unterschrift. Es folgt nämlich: „Im 4. Jahre des Kaisers Titos Ailios Hadrianos Antoninos,“ d. i. 140 n. Chr. Der Text stellt nur eine Schreibübung dar,

Digitized by Google

wie sie schon manchmal auf anderen Ostraka gefunden wurde. Denn es darf nicht vergessen werden, daß damals Scherben, die zu Hunderten in den Abfallgruben lagen, viel wohlfeiler waren als Papyrus, weshalb denn auch die armen Steuererheber, die zur Quittierung des Empfanges aller eingegangenen Steuern gezwungen wurden, die Scherben benutzten. Aber wichtig ist auch der unvollständige Text. Er zeigt, daß es damals ein in gefälligen Jamben (denn die zwei Fehler der Scherbe lassen sich leicht verbessern) abgefaßtes Sentenzenbuch gegeben hat, das viel in Schulen gelesen war. Es mag noch aus alexandrinischer Zeit stammen, in späterer Zeit hatte man schlechtere, schwülstigere Verse gebaut. Und auch dies ist wichtig, daß die Anacharsiserzählung sonst nicht bekannt ist. Man sieht hieraus und auch aus dem Wiener Diogenespapyrus, der neue bis jetzt unbekannte Aussprüche des Kynikers enthält, wie groß ehedem die Masse der Gnomen gewesen ist. In einem Nachtrage teilen die Franzosen noch Homer-Verse aus einem Holztäfelchen und einen Komikerspruch aus einem Diptychon des Kairener Museums mit.

•

Prähistorische Grabfunde in der Vorder-Pfalz.

Ein für die Archäologie der Rheinlande wichtiger Grabfund wurde im November 1904 beim Roden auf dem „Vogelgesang", Gemarkung Ober-Lustadt, zwischen Landau und Germersheim, gemacht. Er besteht in einem Urnenfeld aus gallo-römischer Vorzeit und zwar von seltenem Nauheimer Typur (vgl. hierüber Quilling: die Nauheimer Funde der Hallstatt- und La-Tène-Periode (Frankfurt 1903). Angeschnitten wurden zwei Ossuarien, das erste ging zu Grunde, das zweite wurde gerettet. Die Knochenurne besteht aus rötlich-gelbem, klingendem Ton mit elegant in Form eines Karnieses abgesetztem Fuß. Erhalten ist nur der noch 10 cm hohe Unterteil. Ein zweites Beigefäß ist von ähnlicher Technik. Die Leibung ist dünn und von schmalen Reifen, die horizontal um das Gefäß laufen, umzogen. Farbe: schwarzgrau. Erhalten ist der Boden und ein Bauchstück. — Von besonderer Wichtigkeit sind die weiteren Beigaben, die zu dieser Urne gehören: 1. Eine eiserne Lanzenspitze von blattförmiger Gestalt und mit scharf profiliertem Mittelgrat. 2. Ein im Griff feststehendes Messer, sogenannter Knicker, das Urbild des fränkischen Sax. Die Klinge ist nach unten abgerundet und der Rücken sanft nach außen gebogen, so daß er einen Bogen bildet. — Das Material ist bei beiden Stücken gut und klingend. — 3. und 4. Zwei Fibeln vom Nauheimer Typus, der nach Tischler (vgl. Ueber die Formen der Gewandnadeln, München 1881, S. 26—27) als eine Umwandlung des jüngsten La-Tène-Typus aufzufassen ist. Ihre Größe beträgt 12 und 11 Zentimeter. Der Nadelhalter bildet eine dreieckige Wand, die von 7 Vierecken durchbrochen ist. Der Bügel ist bei beiden Stücken glatt; aus ihm springt ein Haken, der von hinten über die Sehne greift. — Material: hübsch patinierte Bronze. 5. Ein Beschlägstück aus Bronze. Es ist noch 6.4 Zentimeter lang, schmal und endigt in einer halben Volute, die kreisförmig durchbrochen ist. — Die seltenen Fundstücke kamen als Geschenk des Bürgermeisters Bräunig von Zeiskam, dem das betreffende Grundstück gehört, in das Kreismuseum nach Speyer. — Die Orte Zeiskam und Oberlustadt sind übrigens als Römer-Fundorte nicht unbekannt (vergl. Heintz: „Die Pfalz unter den Römern", S. 109). Die Straße Speyer—Landau—Annweiler Tal führte nördlich an Zeiskam vorüber und die Straße Speyer—Bergzabern südlich von Zeiskam (vergl. Heintz a. O. S. 122 und 73). Das nahe Johanniterhaus Haimbach stand auf römischen Fundamenten, ebenso weist der Name der in der Richtung Hördt gelegenen Reichsburg: Spiegelberg, der wie alle „Spiegelberge" auf specula = Leuchtturm (Spiegel-turm) zurückzuführen ist, auf römischen Ursprung hin. — Der Grabfund selbst fällt nach den von Tischler (a. O. S. 27, unterster Abschnitt) und Quilling (a. O.) gegebenen Anhaltspunkten in die Wende unserer Zeitrechnung, als die hier ansässigen Nemetes zwar nominell zum Imperium romanum, und zwar zur Germania superior gehörten, aber das Recht, Wehr und Waffen zu führen, noch nicht verloren bezw. aufgegeben hatten.

Dr. C. Mehlis.

Kleinere Mitteilungen.

* Polarforschung. Kapitän Gerlache, der seinerzeit das Unternehmen nach dem Südpol führte, hat die Leitung der Fahrt des Herzogs von Orléans nach dem Franz-Joseph-Lande und Spitzbergen übernommen. Der Kapitän beschäftigt sich bereits mit der Ausrüstung des Unternehmens und reist zu dem Zweck nach Norwegen.

* Zur Vorbildung der Chemiker. In einer Sitzung von Vertretern der großen Chemischen Vereine Deutschlands (Verein deutscher Chemiker, Freie Vereinigung deutscher Nahrungsmittelchemiker, Verband selbständiger öffentlicher Chemiker Deutschlands) ist erklärt worden, daß ihre Vereine an dem Standpunkt unverändert festhalten, den sie in ihren Eingaben über die Vorbildung der Chemiker eingenommen haben, daß nämlich unter allen Umständen das Reifezeugnis verlangt werden soll.

ot. Der 4. Internationale Ornithologen-Kongreß wird in der Pfingstwoche dieses Jahres in London abgehalten werden. Der Londoner Kongreß verspricht in jeder Beziehung großartig zu werden, da sowohl die Londoner Universität wie das Britische Museum ihre weitgehende Unterstützung zugesagt haben. Patron des Kongresses ist der Prinz von Wales, die beiden Ehrenpräsidenten sind Fürst Ferdinand von Bulgarien und der Senior der englischen Zoologen Alfred Russel Wallace. Der eigentliche Vorsitzende des Kongresses ist Dr. Sharpe, der Leiter der großen Vogelabteilung im Londoner Naturhistorischen Museum und Verfasser der Mehrzahl von den 27 Bänden, die den Katalog der im Britischen Museum ausgestellten Vögel umfassen. Am 16. Juni findet ein Empfang seitens des Lord-Mayor von London statt. Auch mehrere Ausflüge finden statt; so wird der Kongreß einer Einladung des Herzogs von Bedford folgen, um die Sammlung seltener Tiere im Woburn-Park in Augenschein zu nehmen.

* Kongreß für innere Medizin. Unter dem Vorsitz des Herrn Geheimrates Erb aus Heidelberg findet vom 12. bis 15. April der 22. Kongreß für Innere Medizin in Wiesbaden in den Räumen der Kasino-Gesellschaft, Friedrichstraße 22, statt, worauf wir bei dem allgemeinen Interesse der Verhandlungen dieses Kongresses unsere Leser besonders aufmerksam machen möchten. Die Verhandlungen des ersten Sitzungstages gelten bekanntlich dem derzeitigen Stande der Vererbungslehre in der Biologie sowie der Bedeutung der Vererbung und der Disposition in der Pathologie mit besonderer Berücksichtigung der Tuberkulose, worüber die Professoren Ziegler (Jena) und Martius (Rostock) die Referate übernommen haben. Außerdem stehen von einer großen Anzahl hochangesehener Professoren und Aerzte eine ganze Reihe von interessanten Vorträgen über praktische und wissenschaftliche Fragen der Heilkunde bevor, deren Anführung im einzelnen uns zu weit führen würde. Auch ist wieder eine Ausstellung von Instrumenten, Apparaten und Präparaten, soweit sie für die Innere Medizin von Interesse sind, mit dem Kongresse verbunden. Es dürfte daher nach den, wie man uns schreibt, sehr zahlreichen Anmeldungen eine besonders rege Beteiligung hervorragender Fachmänner zu erwarten sein.

✻

Hochschulnachrichten.

* **Würzburg.** Die Tafel, die zu Professor Röntgens 60. Geburtstag (27. März) am Physikalischen Institut der hiesigen Universität angebracht wurde, trägt folgende Inschrift: „In diesem Hause entdeckte W. K. Röntgen im Jahre 1895 die nach ihm benannten Strahlen."

hc. **Freiburg i. Br.** Der Professor der Botanik an der hiesigen Universität Dr. Friedrich Hildebrand feiert am 6. April seinen 70. Geburtstag.

* **Leipzig.** Die Privatdozenten in der medizinischen Fakultät Dr. S. Garten (Physiologie), und Dr. K. Hirsch

Digitized by Google

(innere Medizin) sind zu außerordentlichen Professoren ernannt worden.

hc. **Jena.** Dem Dr. phil. Karl Walther aus **Wolfenbüttel** ist die venia legendi für Mineralogie und Geologie an der hiesigen Universität erteilt worden.

* **Berlin.** Der Privatdozent an der hiesigen Universität Dr. Walter Busse ist von seiner im Auftrage des Kolonialwirtschaftlichen Komitees unternommenen Forschungsreise nach Kamerun und Togo wieder zurückgekehrt.

hc. Danzig. Am 2. April ist der Professor der chemischen Technologie an der hiesigen Technischen Hochschule Dr. Paul Behrend in noch nicht vollendetem 52. Lebensjahre gestorben. Behrend, ein geborener Danziger, hatte sich 1882 in Halle als Privatdozent der Chemie habilitiert und war im gleichen Jahre einem Rufe als Professor der Chemie und chemischen Technologie an die Landwirtschaftliche Hochschule in Hohenheim gefolgt. Seit 1904 lehrte er an der Danziger Hochschule.

W. Wien. Der Direktor des Seminars für deutsche Philologie an der Wiener Universität Professor Dr. Richard Heinzel hat sich gestern (Dienstag) wegen Krankheit im Universitätsgebäude erschossen.

Nach einer Mitteilung der Neuen Freien Presse erfolgte der Selbstmord im Germanistischen Seminar innerhalb des Universitätsgebäudes. Als Motiv muß nervöse Erregung aus Furcht vor drohender Erblindung angesehen werden. Uebrigens sollen mehrere nahe Verwandte des Verstorbenen in gleicher Weise geendet haben. Ueber seinen Lebenslauf entnehmen wir dem gleichen Blatte folgende Angaben: Richard Heinzel wurde am 3. November 1838 in Capo d'Istria geboren; er studierte klassische Philologie und Germanistik in Wien, war Gymnasialprofessor in Triest, Wien und Linz, wurde im Jahre 1868 ordentlicher Professor der deutschen Sprache an der Grazer Universität und im Jahre 1873 nach Wien berufen. Sein Hauptgebiet war deutsche Grammatik, die ihn zu ihren hervorragendsten Vertretern zählte. Seine erste Arbeit beschäftigte sich mit „Heinrich von Melk" (1867); es folgten Publikationen über „Gottfried von Straßburg" und über „Tristan und seine Quellen" (1868 bis 1869); im Jahre 1874 erschien die „Geschichte der niederfränkischen Geschäftssprache"; 1875 „Ueber den Stil der altgermanischen Poesie"; 1876 „Wortschatz und Sprachformen der Wiener Notker-Handschrift". Im Jahre 1877 erschienen Heinzels Untersuchungen über die „Endsilben der altnordischen Sprache". Es folgten bedeutsame Untersuchungen über die germanische Heldensage: „Beschreibung der isländischen Sage" (1880), „Ueber die Nibelungen-Sage" (1885), „Ueber die Hervarar-Sage" (1887), „Ueber die Walther-Sage" (1888), „Ueber die ostgotische Heldensage" (1889), „Ueber die französischen Gral-Romane" (1891), „König Orendel" (1892), „Ueber Wolfram v. Eschenbachs Parsifal" (1893), „Abhandlungen zum altdeutschen Drama" (1896), „Das geistliche Schauspiel im deutschen Mittelalter" (1898).

::

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich. Herausgegeben von der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Bearbeitet von Dr. J. Escher und Dr. P. Schweizer. Sechster Band. zweite Hälfte. Zurich 1905. Fäsi u. Beer (vorm. S. Höhr). 414 S. — J. Hennigsen: Deutsche Briefe. Mit Buchschmuck von Hans Christiansen. Leipzig. Otto Spamer. 216 S. Dr. Benno Rüttenauer: Jesus Christus als sittliches Ideal. München 1905. E. W. Bonfels. 53 S. — Hans Kirchsteiger: Das Beichtsiegel. Roman. Zwei Bände. Wien u. Leipzig 1905. Wiener Verlag. 355 u. 279 S. — H. Breymann: Die Calderon-Literatur. Eine bibliographisch-kritische Uebersicht. (Calderon-Studien. I. Teil.) München u. Barlin 1905. R. Oldenbourg. 313 S. — Erich Würfel: Gedichte. Kiel 1905. Robert Cordes. 108 S. — Die besten Gedichte der deutschen Sprache. Herausgegeben von Rulf Lembeck. (Erstes Hundert: Lyrik.) Leipzig 1904. Wilhelm Weicher. 109 S. — Prof. Dr. Erich Liesegang: Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen. (6. Jahrg. Nr. 3 und 4. März-April 1905.) Leipzig 1905. Otto Harrassowitz. — Otto Kaemmel: Deutsche Geschichte. (Erster Teil: Von der Urzeit bis zum Westfälischen Frieden. Zweiter Teil: Vom Westfälischen Frieden bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.) Zweite durchgesehene und ergänzte Auflage. Dresden 1905. Carl Damm. 687 u. 603 S. — Schillers Sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe in sechzehn Bänden. Dreizehnter Band. Stuttgart u. Berlin. J. G. Cotta Nachf. — Hans Hardt: Im Zukunftsstaat. Roman. Berlin, Leipzig, Paris 1905. Hupeden u. Merzyn. 262 S. — Albert Heiderich: Der schwarze Fleck. Eine Geschichte für kindliche Menschen. Berlin 1905. E. Ebering. 137 S. — Sämtliche Werke von Detlev von Liliencron. (Vierzehnter Band: Dramen.) Berlin u. Leipzig. Schuster u. Loeffler. 422 S. — Der Streik der Bergleute und die Sozialdemokratie. (Briefe aus dem rheinisch-westfälischen Industriebezirk.) Kaiserslautern. Verlag der Thiemeschen Druckereien. 40 S. — Kritische Blätter für die gesamten Sozialwissenschaften. Bibliographisch-kritisches Zentralorgan. Herausg. von Dr. Hermann Beck. Febr. 1905. Dresden. O. V. Boehmert. — Dr. A. Baur: Schulgesundheitspflege. („Der Arzt als Erzieher." Heft 19.) München 1905. Aerztliche Rundschau (Otto Gmelin). 98 S. — Dozent Dr. R. Gaupp: Ueber den Selbstmord. Ebenda 1905. 29 S. — Die österreichischen Universitätsgesetze. Im Auftrage des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht mit Benützung der amtlichen Akten herausgegeben von Dr. Leo Ritter Beck von Mannagetta und Dr. Karl von Kelle. (Lieferung 3 und 4.) Wien 1904. Manzsche Hofbuchhandlung. — Historische Zeitschrift. Begründet von Heinrich v. Sybel. Herausgegeben von Friedrich Meinecke. (Neue Folge, achtundfünfzigster Band. Der ganzen Reihe 94. Band. Erstes Heft.) München u. Berlin 1905. R. Oldenbourg. — Sven Lange: Marie Grubbe. Schauspiel in vier Akten und einem Epilog. Frei nach J. P. Jakobsens Roman. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Gertrud Ingeborg Klett. München 1905. Albert Langen. 222 S. — Dr. Julius Landmann: Leu u. Co. (1755—1905). Ein Beitrag zur Geschichte der öffentlichen und privaten Kreditorganisation. Herausgegeben von der Aktiengesellschaft Leu u. Co. anlässlich ihres hundertfünfzigjährigen Geschäftsjubiläums. Zürich 1905. Art. Institut Orell Füssli. 410 S. — Selma Lagerlöf: Unsichtbare Bande. Erzählungen. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Francis Maro. München 1905. Albert Langen. 315 S. — Dr. Paul Rohrbach: Deutsch-Südwestafrika ein Ansiedlungsgebiet? Berlin-Schöneberg. Buchverlag der Hilfe. 35 S. — Otto Haggenmacher: Der Sänger der Freiheit. Bilder aus dem Leben Friedrich Schillers. Zur Jahrhundertfeier seines Todes. (Verein für Verbreitung guter Schriften. Nr. 58. 1905.) Zürich 1905. Jaques Bollmann. 105 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Selbstanzeigen aus dem Buchhandel.

Hauskunst.

Von **Adolph von Menzel** erscheint soeben ein Kunstblatt, das so recht geeignet ist, überall da, wo national-deutsche Kunst gepflegt wird, einen dauernden Platz zu finden. Die Künstlergravüre „Der alte Fritz" (Berliner Verlag, Berlin Lützow Platz) ist eine Arbeit, die uns Menzel näher führt, als eine noch so lange kunstgeschichtliche Abhandlung. Jede Linie der Zeichnung gibt zuckendes Leben — eine unglaubliche Sicherheit in der Wiedergabe der Bewegung spricht aus diesem Blatte.

Gerade diese Gravüre kann, zumal der Preis für das ungerahmte Blatt nur 3 Mk., für das vornehm im Rokokostil gerahmte Bild nur 10 Mk. beträgt, sehr viel zum Verständnis des Meisters beitragen: der „alte Fritz" zeigt uns den Menzel, den jeder verstehen und lieben kann. (12777)1

[Jah]rgang 1905. München, Freitag, 7. April. Nummer 82.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Europäische Strategie in Ostasien.

Von **K. Benninger**, Major im Generalstab.

Ein deutscher Kriegsberichterstatter — einer der wenigen, denen militärische Vorbildung zur Seite steht — schrieb im Herbst an seine Zeitung, „die europäische Theorie habe dort im fernen Osten versagt“.

Das Wort hat Flügel bekommen und ist seitdem durch die Fach- und Tagespresse und an allen Stammtischen rundgegangen.

Die Mehrzahl gab dem Worte recht, angesichts der Tatsache, daß eine groß angelegte Operation in den Sand verlief, daß ein monatelanger Stillstand eintrat, in welchem kampfbereite Massenheere sich in Gefechtsfühlung untätig gegenüberstanden — so nahe, daß die vordersten Posten das Weiße im Auge ihres Gegenübers erkennen konnten.

Man sprach von einem Rückfall in die Kriegsweise der methodischen Zeit, die zuletzt in den Koalitionskriegen ähnliche Erscheinungen aufwies.

Nunmehr — nach Mukden — wird vielleicht das „geflügelte Wort“ zurückgenommen; ja, man wird vielleicht noch weiter gehen und die „europäische Theorie“ als ein untrügliches Mittel zum Siege hinstellen.

Eine solche Behauptung würde sich ebenso weit von den Tatsachen entfernen, wie es das Wort von dem „Versagen der Theorie“ getan hat.

Was ist unter „europäischer Theorie“ zu verstehen?

Kurz gesagt: Die Herbeiführung der einseitigen oder doppelten Umfassungsschlacht aus den Operationen heraus, angebahnt durch möglichst lange Beibehaltung breiter Operationsfronten mit starken, tiefen, zurückgehaltenen Flügelkolonnen, also *operative Schlachtanlage*, nicht Parallelschlacht aufmarschierter Massen; denn letztere kann bei den heutigen Waffenwirkungen nur zu einem tagelangen frontalen Müderingen, zu einer beiderseitigen Erschöpfung der physischen und moralischen Kräfte und aller Kampfmittel, kaum jemals aber zu einer Entscheidung, d. i. zur Vernichtung des einen der beiden Gegner führen.

Bei den Massen, wie sie die allgemeine Wehrpflicht ins Feld stellt, wird selten mehr als die Hälfte der Streiterzahl in *einer* Schlacht tatsächlich zum Kämpfen in vorderster Linie gelangen; die Entscheidung im ganzen kann daher nur durch *moralische* Entwertung auch der nicht zum Kampf gekommenen Hälfte fallen.

Diese moralische Entwertung großer intakter Massen bringt nur die *Umfassung* mit sich; nur sie erzeugt die Beklemmungsgefühle, die sich in autosuggestivem Wege bis zum Bewußtsein des Vernichtetseins steigern. Von dem leise und bang geflüsterten Wort: „Wir sind umgangen“ bis zum allgemeinen Schrei: „Rette sich, wer kann“ ist nur *ein* Schritt, dessen Größe lediglich der Grad der den Massen innewohnenden Mannszucht bestimmt.

Vernichtung des Gegners durch die Umfassung in der Schlacht — das ist das heute allgemein anerkannte *Ziel* der Kriegs- und Gefechtsführung; aber nur dieses *Ziel* will die Theorie festlegen, nicht einen *Weg* zu diesem Ziel, eine Methode. Wenn wir dies festhalten, dann ist das geflügelte Wort vom „Versagen der Theorie“ unverständlich, denn „versagen“ kann nur eine Methode.

Vor einer Methode der Kriegsführung hat aber nie jemand eindringlicher gewarnt als der Mann, der jenes Ziel mit Wort und Tat betonte, als der Gründer der führenden Strategieschule von heute — Moltke.

Wohl schrieb er in der Instruktion für die höheren Truppenführer:[1]) „Wenn die Operationen derartig geleitet wurden, daß von verschiedenen Seiten aus ein kurzer Marsch gleichzeitig gegen Front und Flanke des Gegners führt, dann hat die Strategie das Höchste geleistet, was sie zu erreichen vermag, und große Resultate müssen die Folge sein.“

Man hat diesen Satz aus seinem Zusammenhang herausgerissen und ihn abstrakt als ein Axiom Moltkescher Kunstlehre, als ein unfehlbares Rezept zum Siege, als die nie versagende „europäische Theorie“ hingestellt; Königgrätz, Metz, Sedan seien die Beweise. — Nichts ist falscher als dies!

Fürs erste schließt Moltke an den obigen Satz unmittelbar den folgenden an: „Keine Voraussicht freilich kann es verbürgen, daß die Operation in getrennten Heeren wirklich zu diesem Schlußresultate führe. Dasselbe ist vielmehr abhängig nicht bloß von den berechenbaren Größen, Raum und Zeit, sondern vielfach auch von dem Ausgang vorangehender partieller Gefechte, vom Wetter, von falschen Nachrichten, kurz, von dem, was im menschlichen Sinne als Zufall und Glück bezeichnet wird.“

An anderer Stelle[2]) sagte er, wie er dies meine: „Man muß sich klar machen, wie sich der Feind verhalten wird. Wenn es gelingt, ihn von zwei Seiten anzugreifen und die Vereinigung zweier Kolonnen *auf* dem Schlachtfelde zu bewirken, so sind bestimmt die größten Resultate zu erwarten. So haben wir es z. B. 1866 bei Königgrätz gemacht; aber darf man dies in *jedem* Falle voraussetzen? Nein! Der Feind wird sich einem solchen Angriff durch Ausweichen entziehen oder selbst die Offensive er-

[1]) Veröffentlicht in den „Taktisch-strategischen Aufsätzen“ Seite 211.

[2]) Bei der Besprechung einer taktischen Aufgabe mit ähnlicher Ausgangslage wie bei Königgrätz: Bereitstellung des Angreifers in zwei Gruppen vor der Front und in der Flanke des Feindes am Vorabend der Schlacht.

greifen, um mit Uebermacht über einen unserer getrennten Heereskörper herzufallen."

Der Gedanke Moltkes ist klar: Eine Operation, die mit getrennten Gruppen in die Schlacht hineinführt, erreicht ihr Ziel nur dann, wenn der Gegner aus irgend welchen Gründen den Doppelangriff stehenden Fußes erwartet; sie setzt also einen unbeweglichen Gegner voraus, der in einer Zwangslage oder unter einer Zwangsvorstellung sich befindet.

Moltke hatte das Glück, daß ihm dreimal eine solche Gelegenheit über den Weg kam.

Bei Königgrätz bleibt Benedek wie gebannt stehen, weil ein Telegramm[3]) aus Wien ihm die Vorstellung aufzwang, er dürfe den Rückzug nicht fortsetzen, bevor er eine Schlacht geliefert hätte.

Bazaine unterliegt dem bekannten Magnetismus der Festungen; an die Mauern von Metz gelehnt, erwartet er in reiner Abwehr den umfassenden Angriff.

Mac Mahon endlich wird durch strikte Befehle der Regentschaft (oder genauer, durch den Willen des Pariser Straßenpöbels, der mit der Revolution drohte, wenn Bazaine nicht entsetzt werde) willenlos in die „Mausefalle" (Ausdruck Moltkes) von Sedan gejagt; ein Ausweichen rückwärts verbietet ihm in letzter Stunde die belgische Grenze.

Königgrätz, Metz, Sedan waren nach Moltkes eigenen Worten Glücksfälle, seltene Gelegenheiten.

Aber die seltenen Gelegenheiten wollen auch erkannt und erfaßt sein! In einer ähnlich schlimmen Lage wie Mac Mahon war 1809 Davont in den Tagen von Regensburg, ols er vor sich den Erzherzog, in der Flanke Bellegarde, im Rücken die Donau hatte. Und doch kam es dort zu keinem Sedan!

Der getrennte Anmarsch zur Schlacht versagt, wenn der Gegner ausweicht; in einem tiefen Hinterland ist dieses Verfahren für den numerisch Schwächeren das Roturgemäße. Solcher Art war die „Ermüdungstheorie" der Russen 1812. Den großen Umgehungsmanövern Napoleons wichen sie elastisch aus (Kowno, Witewsk); sie stellten sich zum Kampfe nur dann, wenn der Koiser nicht in breiter, umfassungsbereiter Front, sondern in einer Kolonne kam (Smolensk, Borodino). So wird es wohl auch im weiteren Verlaufe des russisch-japanischen Krieges kommen. Das Hinterland ist tief genug, um den Japonern dos Schicksal der grande armée von 1812 zu bereiten.

Es liegt nun außer jedem Zweifel, daß zwei ebenbürtige Heere immer in breiten Fronten aufeinander losgehen werden.[4]) In einem mitteleuropäischen Kriege wird sich dies schon aus der Gestalt der Landesgrenzen und aus dem Bahnnetz ergeben.

Um den Eisenbahnaufmarsch zu beschleunigen, werden beide Teile jeden Schienenstrang, der nach der Grenze führt, ausnutzen; die Folge wird sein, daß die beiderseitigen Heere in weit ausgedehnten Sammelgebieten längs der Grenze sich gegenüber stehen — vielleicht nur mit einem trennenden Raum von wenigen Tagemärschen zwischen sich —, und daß schon nach wenigen Operationstogen die Armeeteten aneinander geraten, ohne daß es während des kurzen Vormarsches dem einen der Gegner gelungen wäre, an einem Flügel eine Ueberlegenheit anzuhäufen oder eine Umfassungsbewegung einzuleiten.

Es wird daher häufig sich ereignen, daß ganze Armeen noch in Operationsfronten aufeinanderstoßen; es kommt zu Begegnungsschlachten einzelner Gruppen, zu einem Neben- und Nacheinander räumlich und zeitlich getrennter Korps- und Divisionsgefechte.

Wenn bei der Feldzugseröffnung, wie dort in der Mandschurei, ein großer trennender Raum zwischen den beiderseitigen Sammelgebieten liegt und länger dauernde Marschoperationen gestattet, so wird es ouch dann das beiderseitige Bestreben sein, möglichst lange in vielen Parallelkolonnen zu bleiben, um beim Zusammentreffen den Gegner um so sicherer zu überflügeln.

So kann auch auf diese Weise die Form der Gruppenschlacht entstehen.

Auch mongelhafte Aufklärung, Reibungen in der Befehls- und Nochrichtenverbindung von der Heeresleitung nach den einzelnen Kolonnen, wodurch das Zusammenschließen der getrennten Teile sich verspätet, ferner ein dürftiges Wegenetz, das zu weiter Trennung einfach zwingt, alle diese Umstände können zu dem gleichen Ergebnis führen.

Die Kriegsgeschichte kennt eine ganze Reihe solcher Begegnungsschlachten von Gruppen, wie z. B. Solferino, Custoza, die Dezemberschlachten von Orleans, die mehrtägigen Kämpfe von Le Mans.

Bei dieser Form wird die Entscheidung meist nicht durch Umfassung der Flügel, sondern durch rechtzeitiges Zusammenführen mehrerer Kolonnenanfänge gegen eine Kolonne des Gegners gesucht werden; meist hat die Heeresleitung selbst nicht mehr die Zeit zu solchen Anordnungen, sie bleiben der Initiative einzelner Unterführer vorbehalten (Solferino, Custoza, Loigny-Poupry, Orleans, Beaune la Rolande). Während die übrigen Gruppen einander die Wage halten, wird an diesem Punkte ein Teilerfolg und zwar wieder durch taktische Umfassung erzielt, der für die Kriegshandlung im gonzen entscheidend sein kann. In Beziehung zum großen Ganzen spricht man sodann von einem „operativen Durchbruch", einer Form, die wohl eine Operation abschließt, niemals aber einen Feldzug beendet. Hierzu fehlt dem operatioen Durchbruch die vernichtende Wirkung, die nur der Umfassung eigen ist.

Es ist schließlich auch der Fall denkbar, daß beide Teile, über den Gegner hinreichend benachrichtigt und vom Wegenetz begünstigt, nach Maßgabe der Annäherung an den Feind ihre Kolonnen enger aneinander schließen, um rechtzeitig an einem Punkte die lokole Ueberlegenheit anzuhäufen oder um der Gefahr des operativen Durchbruchs zu begegnen. Dann entsteht eine Form, die nach Moltkes Meinung nur zu einem tagelangen fruchtlosen Ringen führen kann. Er nennt jede „vorzeitige Konzentrierung eine Kalamität"; da „ein frontaler Angriff wenig Erfolg, leicht aber große Verluste gewärtigen läßt, so wird man auch in solcher Lage immer wieder versuchen, sich gegen die Flügel des Gegners zu wenden".

Wenn nun auf jeder Seite eine Armee von mehreren Armeekorps steht und es sich demgemäß um Frontausdehnungen von 20 Kilometer und mehr hondelt, dann „wird jede Umgehungsbewegung zum Tagemarsch, verschiebt die Waffenentscheidung auf den folgenden Tag und gewährt dem Gegner Zeit, sich ihr zu entziehen" oder die drohende Flankierung durch rechtzeitige Verschiebung von Reserven nach dem gefährdeten Flügel hin zu parieren, so daß es anderen Tags abermols zu einem reinen Frontalkampfe mit verlängerten Fronten kommt.

Eine „Umfassungsbewegung im Bereiche der taktischen Wirkungssphäre des Feindes" hat auch für den, der sie unternimmt, ihre große Gefahr, wenn ein tatkräftiger Gegner aus seiner Stellung vorbricht und dem Flankenmarsch seinerseits in die Flanke fällt.

Auf diese Weise bestrafte Napoleon bei Austerlitz das Manöver der Verbündeten.

Moltke war dreimal in der Lage, das „bedenkliche Verfahren" anwenden, aus engster Versammlung heraus, angesichts des Gegners, seine Massen erst wieder entfalten

3) Benedek hatte, in dem Beklemmungsgefühl des Umfaßten, an den Kaiser telegraphiert: „Bitte Eure Majestät dringend, um jeden Preis den Frieden zu schließen. Katastrophe unvermeidlich." Die Antwort lautete: „Einen Frieden zu schließen unmöglich. Wenn Rückzug nötig, ist derselbe anzutreten. Hat eine Schlacht stattgefunden?" Diese Frage war für Benedek entscheidend; er erblickte in ihr die Willensmeinung seines Kaisers: erst die Schlacht, dann, wenn es sein muß, der Rückzug! — Erst seit wenigen Jahren wissen wir (durch Friedjung, Benedeks nachgelassene Papiere), daß die ominöse Frage nicht vom Kaiser selbst stammte, sondern von einem Flügeladjutanten beigefügt worden war.

4) In den „Taktisch-strategischen Aufsätzen", Seite 178, sagt Moltke: „Wer erst an den Feind heran will, darf nicht konzentriert auf einer oder wenigen Straßen vorgehen wollen. Für die Operationen so lange wie irgend möglich in der Trennung zu beharren, für die Entscheidung rechtzeitig versammelt zu sein, ist die Aufgabe in der Führung großer Massen."

und zur Umfassung ausholen lassen zu müssen, am 14., 17. und 30. August 1870. Er hatte das Glück, keinen Bonaparte zum Gegner zu haben. Und noch Eines, er hatte das *Recht* zu einem solchen Wagnis, das Recht des *Stärkeren*. Wer das Manöver von Metz, von St. Privat, von Sedan anwenden will, der darf an Zahl und allen übrigen Kampfwerten seinem Gegner nicht bloß ebenbürtig, er muß ihm überlegen sein. Während er starke Kräfte zur Umfassung ansetzt, muß er stark genug bleiben, um den Gegner in der Front ernstlich anzufassen und festzuhalten; nur dann kann die Umfassung die entscheidende, die vernichtende Wirkung haben.

So hat Moltke in seinen Schriften auch das „Handwerk“ in seiner Kunst ausgebaut; er hat Erfahrungssätze von bleibendem Wert, operative und taktische Handwerksvorteile, die sich unter den verschiedenartigsten Verhältnissen anwenden lassen, niedergelegt. Auch solche „Leitsätze“ können unter den Begriff: „Europäische Theorie“ eingereiht werden; *sie* können „versagen“, denn ihre Anwendung ist und bleibt eine Sache des „militärischen Taktes“.

Die allerneueste Kriegsgeschichte, die aus den mandschurischen Ereignissen sich aufbaut, liefert treffende Illustrationen zu den Moltkeschen Sätzen und beweist, wie ihre richtige Anwendung zum Erfolg, ihre Nichtbeachtung zu ungünstigen Ergebnissen führt.

Diesen Zusammenhang einem größeren Lesepublikum vorzuführen und zugleich einen — vielleicht erwünschten — *Rückblick* über die gesamten Landoperationen in Ostasien zu geben, ist der Zweck dieses Aufsatzes. Es mag dem Urteil der Leser überlassen bleiben, ob und inwieweit von einem „Versagen der europäischen Theorie“, die sich für uns in Moltkes geistigem Vermächtnis verkörpert, die Rede sein kann.

•

Sobald durch den Seesieg die japanischen Transportflotten freie Bahn hatten und die russischen Vortruppen durch die in Korea gelandete erste Armee Kurokis in den Jalu-Kämpfen von der Liaotung-Halbinsel in die Hunho-Ebene zurückgedrängt waren, galt es für Japan, möglichst viele Truppen *gleichzeitig* zu landen. Die Südküste der Halbinsel ist nicht reich an Häfen; es mußten *alle* vorhandenen ausgenützt werden. So erfolgte die Landung der Armeen Nodzus, Okus und Nogis auf der Linie Takuschan-Port Adams (150 Kilometer). Nach der Landung hatte die Gesamtfront der *vier* Armeen eine Ausdehnung von 200 Kilometer Luftlinie: Föng-Kwantschöng-Port Adams.

Diese Ausgangslage hat manche Aehnlichkeit mit der preußischen von 1866; auch hier hatten Umstände, welche außerhalb der „vorbereitenden Strategie“ lagen, dazu gezwungen, auf einem übermäßig großen Bogen von 220 Kilometer den Heeresaufmarsch zu vollziehen.

Eine konzentrische Operation, aus so großer räumlicher Trennung angesetzt, hat, wie Moltke sagt, „niemals den Anspruch, ein strategisches Kunstwerk zu sein“; sie ist ein „notwendiges Uebel“, eine „Reparatur“, eine „verständige Aushilfe“. Mit der „europäischen Theorie“ hat die erste Operation der japanischen Armeen demnach nichts zu tun.

Der linke Flügel, Oku, mußte zunächst in dem blutigen Kampf von Kintschou mit Stössel abrechnen und diesen nach Port Arthur hineinwerfen. Die Armee Nogi schied als Belagerungsarmee von den Operationen vorläufig aus.

Das gemeinsame Ziel der nun folgenden Bewegungen der Armeen Kurokis, Nodzus und Okus war Liao-yan; dort oder auf dem Wege dahin mußte das *Operationsobjekt*, die russische Hauptmacht unter Kuropatkin, die man inzwischen aus der Wladiwostok-Gruppe verstärkt wußte, gefunden werden; den bei Wladiwostok verbleibenden Rest konnte man füglich ignorieren.

Das Ziel Liaoyan lag mehr vor dem rechten Flügel als vor der Mitte der Operationsfront; dieser Flügel (Kuroki) mußte daher „*kurz treten*“, gerade wie 1870 die 1. Armee, die bei Bolchen-St. Avold der Armee Bazaines bei Metz schon nahestand, während der linke Flügel erst durch die Vogesen hindurch in gleiche Höhe herausschwenken mußte. Eine weitere Aehnlichkeit der beiden Operationen besteht darin, daß der linke Flügel Oku bei Wafankou auf eine vorgeschobene, isolierte Gruppe, das Korps Stackelberg, stieß, ebenso wie 1870 die 3. Armee bei Wörth auf Mac Mahon prallte.

Erst nach dem Siege Okus konnte die große Rechtsschwenkung fortgesetzt werden; ungefähr gleichzeitig überschritten die drei Armeen in etwa sieben Kolonnen die Kammhöhen der Gebirgskette, welche die Halbinsel der Länge nach durchzieht. Die Gesamtfront hatte sich durch diesen Vormarsch erst auf 160 Kilometer zusammengeschoben. In dieser immer noch großen Ausdehnung, zu der die Wegearmut zwang, mußten den Armeen den Austritt aus dem Gebirge bewerkstelligen; bevor sie die Ebene erreichten, war keine in der Lage, der anderen Hilfe zu leisten.

Die Krisis des „notwendigen Uebels“ stand bevor. In diesem Momente war für Kuropatkin, um einen Ausdruck Friedjungs[5]) zu gebrauchen, „das Problem der inneren Linie ganz rein gestellt“.

Moltke hat den Begriff der inneren Linie wie folgt präzisiert: „Um die Vorteile der inneren Operationslinie auszunützen, muß man notwendig so viel Raum haben, daß man dem einen Gegner auf mehrere Tagmärsche entgegenrücken kann und Zeit behält, sich dann erst dem anderen zuzuwenden. Wird dieser Raum wesentlich verengt, so entsteht die Gefahr, daß man mit beiden zugleich zu tun bekommt. Eine Armee, die auf dem Schlachtfelde in Front und Flanke angegriffen ist, steht auch auf der inneren Operationslinie, aber der strategische Vorteil ist in den taktischen Nachteil umgeschlagen.“

Dies ist auch ein Stück guter „europäischer Theorie“. Wenn sie in Ostasien versagte, so liegt es daran, daß Kuropatkin sich ihrer überhaupt nicht bediente. Hier ist wohl einer seiner Hauptfehler zu suchen. In seinem Telegramm an den Zaren führte er aus, daß er stets in Ungewißheit über den Gegner sich befand, während die Japaner durch einen schon im Frieden organisierten Kundschafterdienst über die russischen Verhältnisse immer orientiert waren. Dies mag vollkommen richtig sein; ebenso ist anzuerkennen, daß der Gebrauch der russischen Kavallerie zur strategischen Aufklärung so lange ausgeschlossen war, als die Japaner sich im Gebirge befanden. Für die Ausnützung der inneren Linie im Juli 1904 waren jedoch genaue Nachrichten über den Feind nicht durchaus notwendig. Kuropatkin mußte das Gelände kennen; er *mußte* wissen, daß die Japaner nur auf den sieben Paßstraßen, die unter sich 20—30 Kilometer entfernt waren, in die Mandschurei eindringen konnten.

Moltke sagt in den „Verordnungen für die höheren Truppenführer“[6]): „Die Lehren der Strategie gehen wenig über die ersten Vordersätze des gesunden Verstandes hinaus. Es gilt mit richtigem Takt die in jedem Moment sich anders gestaltende Situation aufzufassen und danach das Einfachste und Natürlichste mit Festigkeit und Umsicht zu tun.“

Wenn Kuropatkin nur den Verstand frug, dann mußte die Antwort lauten: Die japanischen Armeen können unmöglich nur auf einer oder zwei oder drei der Paßstraßen sich bewegen; ihre Marschkolonnen würden so tief werden, daß die Ernährung — wenigstens der vorderen Teile — im Gebirge die größten Schwierigkeiten haben würde. Der Feind wird daher notgedrungen *alle* vorhandenen Gebirgsübergänge ausnützen.

Kuropatkin mußte sich des weiteren fragen: *Wo* hat der Feind das *vordringlichste* Interesse, aus dem Gebirge herauszukommen? — Bei Liaoyan durchschneidet er *meine* Verbindungen. Bei Jingkou schafft *er sich selbst* eine neue Basis, was ihm bei den langen und schwierigen Verbindungen durch das Gebirge zurück bis

[5]) Friedjung: Kampf um die Vorherrschaft 1866, Bd. II, S. 27.

[6]) Taktisch-strategische Aufsätze, S. 172.

Digitized by Google

zu den Südhäfen besonders erwünscht sein wird; hier bei Jingkou wird er vor allem auch Verstärkungen landen wollen. Die japanische Heeresleitung wird also trachten, mit beiden Flügeln oder wenigstens mit einem, wahrscheinlich mit dem linken, zuerst aus dem Bergland zu treten; jedenfalls werden die Flügelgruppen stärker sein als die Mitte. Ich entschließe mich daher, dem japanischen rechten Flügel und der wahrscheinlich schwachen Mitte nur geringe Teilkräfte in das Gebirge entgegenzuwerfen, um dort das feindliche Vordringen tunlichst zu verzögern; mit meiner Hauptmacht aber werde ich mich an den nordwestlichen Ausgängen vorlegen, die linke Flügelgruppe des Gegners ganz oder teilweise aus dem Gebirge heraustreten lassen, dann über diese mit Ueberlegenheit herfallen und sie entscheidend schlagen. — Nach diesem Siege kann ich mich mit ganzer Macht den anderen Gruppen zuwenden, wenn diese es überhaupt noch wagen, das Gebirge zu verlassen. Freilich besteht hierbei die Gefahr, daß der gegnerische rechte Flügel inzwischen den Austritt aus dem Engnis erzwingt und meine Verbindungen vorübergehend unterbricht. Aber „große Erfolge sind im Kriege nun einmal nicht ohne große Gefahren zu erreichen“[7]) und „vor dem taktischen Siege schweigen alle anderen Rücksichten“.

Auf diesem Wege war wohl mit großer Sicherheit eine Entscheidung zu russischen Gunsten zu erreichen, wenn überhaupt der auf Entscheidung gerichtete Wille bei der russischen Heeresleitung in jener Zeit vorhanden war. Es hat vielmehr den Anschein, als ob Kuropatkin, sei es aus eigenem Antrieb oder infolge von Weisungen aus St. Petersburg, nur um Zeitgewinn kämpfen wollte. Wir wissen, daß er seine Kräfte längs der ganzen Front zersplitterte und damit nirgends stark genug war, das Vordringen der Japaner auf die Dauer zu verhindern, geschweige denn, an einer Stelle einen Teilerfolg zu erringen. —

Nach dem Ausgang der japanischen Einmarschkämpfe blieb Kuropatkin nichts übrig, als seine Kräfte in dem verschanzten Lager von Liaoyan zusammenzuziehen.

Die Japaner folgten, vollendeten ihre große Rechtsschwenkung und marschierten vor der provisorischen Lagerfestung, die den Vormarsch auf Mukden sperrte, mit enger Fühlung auf, und zwar, ihren Anmarschlinien entsprechend, die Armeen Nodzu und Oku vor der Südfront, Kuroki vor der Ostfront des verschanzten Lagers, letztere demnach in der linken Flanke der Russen.

Marschall Oyama, der ganz wie Moltke 1866 bis zu den Einmarschkämpfen die Operationen von der Heimat aus geleitet hatte, war inzwischen mit dem Großen Hauptquartier auf dem Kriegsschauplatze eingetroffen.

Der Marschall scheint unserem Moltke auch darin nachgeahmt zu haben, daß er die Armee Kuroki, so wie es deren Anmarsch ergeben hatte, in der Flanke der russischen Stellung beließ und sie nicht an seinen Flügel heranzog. So hatte auch Moltke 1866 die Armee des Kronprinzen trotz des Widerspruchs Blumenthals, der sich mit Prinz Friedrich Karl alignieren wollte, in der Flanke Benedeks belassen, weil „diese Trennung, strategisch ohne Gefahr, sehr große taktische Vorteile gewähren konnte“. Tatsächlich folgte damals hieraus die entscheidende Umfassungsschlacht von Königgrätz als unmittelbares Ergebnis des strategischen Aufmarsches. Die Ausgangslagen zur Schlacht von Königgrätz und zu jener von Liaoyan haben sonach ein Gemeinsames in der Gruppierung des Angreifers und auch in den gleich starken Kräften des Angreifers und Verteidigers. Ein tiefgehender Unterschied liegt aber darin, daß Benedek den Angriff im freien Felde (von den flüchtigen Feldwerken der Linie Chlum-Nedelist abgesehen), Kuropatkin in einem verschanzten Lager erwartete. Hier, bei Liaoyan, konnte daher die Entscheidung nicht auf dem Fuße folgen, geradeso wie man preußischerseits 1866 sich hütete, Benedek im Lager von Olmütz anzugreifen.

7) Moltke. Taktisch-strategische Aufsätze, S. 211.

So verging der ganze August über den notwendigen Vorbereitungen, der Heranschaffung von schwerer Artillerie, der Ergänzung aller Streitmittel u. s. w. Damit erklärt sich die Operationspause im August von selbst.

An der russischen Aufstellung fällt uns eines auf, was in Widerspruch steht mit „europäischer Theorie“, die Aufstellung vor dem Taitsy-ho, die Abwehrstellung mit dem Fluß im Rücken. Die Erklärung läßt sich wohl schon heute geben: Liaoyan, der wichtige Etappenhauptort der russischen Armee, lag vorwärts des Flusses, ebenso der Kranz von provisorischen Werken, der den Ortsbesitz sichern sollte.

Und dann ist die Aufstellung vor dem Flusse, wie die Kriegsgeschichte beweist, spezifisch russisch; den Führern und Truppen anderer Nationen mit sensibleren Nerven verursacht eine Verteidigungsstellung mit dem Rücken an einem Hindernis ein Gefühl der Beklommenheit; der Gedanke, im Falle des Rückzugs nicht in breiter Front entwickelt zurückgehen zu können, drückt auf die Nerven, diese machen sich Luft in verzweifelten Gegenangriffen vom Hindernis weg. So stürzten sich bei Skalitz die österreichischen Brigaden aus der Stellung heraus lieber deckungslos vorwärts in das Zündnadelfeuer, als daß sie den preußischen Angriff mit dem Rücken an der Aupa erwarteten.

Anders die Russen; sie sind kälter, stumpfer in ihrem Gefühlsleben, sie sind die hartnäckigsten Verteidiger, die die Geschichte kennt. „Es genügt nicht, sie totzuschießen,“ sagt schon Friedrich der Große, „man muß sie erst umwerfen, damit sie fallen.“ So sehen wir sie schon 1807 bei Pultusk, Friedland, Heilsberg, wie 1904 dort bei Liaoyan, mit stoischem Gleichmut, den Fluß im Rücken, ihren Feind erwarten.

Man hat die Lage der Russen bei Liaoyan mit jener Napoleons bei Dresden (1813) verglichen; ich glaube zu unrecht. Napoleon dachte nicht daran, sich dort, mit der Elbe im Rücken, verteidigungsweise zu schlagen. Ihm diente das befestigte Dresden als Offensiv-Brückenkopf für den Uferwechsel; kaum war er im Schutz der Verschanzungen am linken Ufer aufmarschiert, ging er auch schon zum Angriff über; und er, der Meister der Schlachtleitung, brachte es fertig, aus der engen, zentralen, vom Feinde schon umfaßten Aufstellung heraus, die Arme frei zu bekommen, die ihn umfassenden Flügel der Verbündeten zurückzuwerfen und diese selbst beiderseitig zu umfassen.

Nun, das war eine Tat für einen „Stern erster Größe“; niemand verlangte eine solche von Kuropatkin oder überhaupt von einem russischen Feldherrn; ist es doch eine geschichtliche Tatsache, daß Rußland in seiner langen Geschichte, den einzigen Suworow ausgenommen, keinen genialen Heerführer hervorbrachte.

Und doch war ein russischer Sieg bei Liaoyan gewiß möglich, wenn Kuropatkin ein einfaches Führungsmittel, das der europäischen Theorie eigen ist, anwandte. Moltke sagt, man muß vom Feinde stets das Vernünftige voraussetzen. Das Vernünftige war, daß Oyama mit der Gruppe Kuroki, die schon in Kuropatkins Flanke stand, dessen linken Flügel umfaßte und auf dessen rückwärtige Verbindung vorstieß. Kuropatkin scheint diesen einfachen Gedanken bei seinem Gegner entweder nicht vorausgesetzt zu haben, oder er wollte zwei Möglichkeiten Rechnung tragen, der Umfassung seines linken und rechten Flügels; darum stellte er seine Hauptreserve hinter der Mitte auf, um einem umfassenden Angriff, mochte er links oder rechts erfolgen, rasch eine neugebildete Front, eine zurückgebogene Abwehrflanke entgegenzuwerfen. Solche Defensivflanken sind taktischer Selbstmord, sie werden immer überflügelt und eingedrückt und führen zu einer äußerst gefährlichen Endlage, die den Rückzug stets zu einem opfervollen gestaltet.

Moltke empfiehlt dem Verteidiger ein viel wirksameres Mittel: Hinter dem bedrohten Flügel, den der Feind voraussichtlich umfassen wird, eine starke Reserve rückwärts seitwärts hinauszustaffeln. Hierdurch wird der Feind, wenn er die Umfassung ausführt,

Digitized by Google

seinerseits wieder in der Flanke gefaßt und gezwungen, den umfassenden Angriff aufzugeben und gegen die entwickelte Reserve einzuschwenken.

Der Platz der russischen Hauptreserve in der Schlacht von Liaoyan wäre nach europäischer Theorie etwa bei den Bergwerken von Jantai, Front nach Süden, gewesen.

Daß Kuropatkin die zentrale Aufstellung der Reserven wählte, mag auch eine Konzession an die Schule Dragomirow gewesen sein, die den entscheidenden Wert der Umfassung noch nicht anerkennt und den frontalen Massenstoß mit dem Bajonett, den taktischen Durchbruch, als Evangelium predigt. Das ist mißverstandener Napoleon. Der Kaiser griff zu diesem Mittel nur, wenn die Umfassung versagte oder zu spät kam. Und selbst in jener Zeit der engen Waffenwirkungsgrenzen, wo der massierte Angreifer erst bei 600 Meter in das wirksame Artillerie- und erst bei 150 Meter in das entscheidende Infanteriefeuer des Verteidigers kam, brachen gleichwohl solche Zentrumsstöße stets in sich zusammen —, siehe Wagram!

Und nun erst heute, wo die wehrlosen Massen schon innerhalb 3000 Meter von der Artillerie, innerhalb 1000 Meter von der Infanterie mit verheerendem Feuer zugedeckt werden! — Man hat aus neuerer Zeit den entscheidenden französischen Angriff von Solferino und den österreichischen gegen Monte Vento (Custoza) als taktischen Durchbruch bezeichnet. Mit Unrecht. Solferino und Custoza sind, wie schon erwähnt, Gruppenschlachten, wo die Kampfgruppen auf beiden Seiten unter sich nicht in taktischer, sondern nur in operativer Fühlung stehen. Es sind operative Durchbrüche, wie jener Napoleons bei Abensberg.

Bei Liaoyan standen alle Heerteile beiderseits in taktischer Fühlung; ein russischer Vorstoß aus der Mitte, wie ihn vielleicht Kuropatkin plante, wäre ein taktischer Durchbruchsversuch geworden und hätte sicherlich das Schicksal aller derartigen Unternehmungen geteilt.

Warum hatte aber dann, trotz der russischen Fehler, die japanische Umfassung nicht den entscheidenden Erfolg? Oyama war in der Kräfteverteilung für den Hauptangriff nicht radikal genug verfahren; auf dem entscheidenden Umfassungsflügel mußte eine erdrückende Ueberlegenheit angehäuft werden. Die Armee Kurokis allein war hierzu nicht stark genug; die starke russische Südfront mußte nur mit schwachen Kräften angefaßt, der russische rechte Flügel nur täuschungsweise angegriffen und alle Kräfte, die sich bei Nodzu und Oku einsparen ließen, mußten Kuroki für den Hauptangriff zur Verfügung gestellt werden.

Das wäre „europäische Theorie“ gewesen; diese, wirklich angewendet, würde kaum versagt haben.

(Schluß folgt.)

Ein romantischer Denker.

Von Wilhelm Michel.

Künstler und poetische Wortführer zählt die Romantik bei ihrem brillanten künstlerischen Instinkt eine ganze Reihe, aber Denker, d. h. Männer, die sich mit Passion auf die abstrakte Formulierung romantischer Gedankeninhalte verlegten, besitzt sie nur zwei: neben dem hektischen Seherjüngling Novalis, die „dicke, feurige Vernunft“ Friedrich Schlegel, den wohlbeleibten Proteus der Romantik, dessen phlegmatisches Embonpoint einen ewig unruhigen, ewig zum Entdecken aufgelegten Flackergeist beherbergte. Friedrich Schlegel nimmt in der Romantik insofern eine eigenartige Stellung ein, als er ihre sämtlichen Entwicklungsphasen mit unerhörter Wandlungsfähigkeit mitmachte. Er war mit den ersten Romantikern Kosmopolit, Verehrer der Alten und begeisterter Apostel des großen Bildungs- und Humanitätsideals, dem das „Athenäum“ diente. Er war Spötter Skeptiker und Revolutionär. Er wurde mit Fichte praktischer Denker und fing an, das Leben in einer die Wahrheit mordenden Weise zu ehren. Dieser Zug zum Praktischen, der sich in Fichte so herrisch aussprach, war das Kapital, aus dessen Zinsen Friedrich Schlegel und mit ihm die Romantik ihre ferneren Entwicklungsstufen bestritt. Er stürzte den herben, durch Kant begründeten Kritizismus in die alten Schlünde der Dogmatik zurück, er machte aus dem Humanisten und Spötter Schlegel einen verzückten Lobredner des deutschen Altertums und obendrein einen getreuen „Sohn der Kirche“, dessen Charakterbild schließlich recht ungezwungen zu der platten, reaktionären Philisterei der späteren Romantik überleitet. Und doch blieb er in allen diesen gegensatzreichen Evolutionen sich selber treu. Wie Brentano selbst dann noch, als das verirrte Schäflein sich längst in den Schoß der Kirche zurückgefunden hatte, seine „Possen unter seine Heiligensachen“ mischte, so berichtet Grillparzer im Jahre 1822 von dem damals fünfzigjährigen Schlegel: „Dieser Friedrich Schlegel, wie er jetzt duselt und frömmelt, ist doch noch immer derselbe, der er war, als er die scheußliche Lucinde schrieb. Wie er fraß und soff und, nachdem er getrunken hatte, gerne mit dem Gespräch ins Sinnliche jeder Art hinüberging. . . .! Dieser Mensch könnte jetzt noch einen Ehebruch begehen und sich völlig beruhigt fühlen, wenn er dabei nur symbolisch an die Vereinigung Christi mit der Kirche dächte.“ Aus Saulus wird niemals ein Paulus, es sei denn, daß Saulus schon vorher ein Paulus gewesen wäre. „Was einer werden kann, das ist er schon,“ sagt Hebbel und formuliert mit diesem knappen Diktum aufs treffendste die Schopenhauerische Lehre von der diamantenen Härte des intelligiblen Charakters.

Dieser Friedrich Schlegel entspricht unserem modernen Begriffe eines „Charakters“ in keiner Weise und war bei aller seiner anregenden Wirkung auf Freunde keine eigentlich produktive Natur. Trotz seines ausgebreiteten Wissens war er kein Mann der Wissenschaft. Aber sein empfindlicher, reizbarer Geist lieferte stets die feinsten Ausschläge auf alle Tendenzen seiner Zeit. Er war einer der vorzüglichsten Bemerker, welche die Literaturgeschichte kennt, und hat zur Bestimmung des romantischen Geistes Unschätzbares getan. Er wird schließlich der Gegenwart besonders wertvoll, weil sich sein vorahnender Gedanke oft über alle Schranken seiner Zeit erhebt und Blicke in die Zukunft tut, die ihn uns eher als Bruder und Zeitgenossen denn als literarische Antiquität erscheinen lassen. Dr. Friedrich von der Leyen hat jüngst bei Eugen Diederichs eine Auswahl Schlegelscher „Fragmente“ herausgegeben, die es unternimmt, die charakteristischen Züge zu seinem Bilde zu liefern.[1])

Und wir sehen den romantischen Gegenfriedrich (dieses Wort ist Berliner Provenienz) hier an denselben Problemen knabbern, an denen sich Nietzsche seine psychische Indigestion holte, und das war wohl der Grund, weshalb Dr. H. Landsberg schon vor Jahren Friedrich Schlegel als einen der wichtigsten Vorgänger Friedrich Nietzsches bezeichnet hat. Worin sich beide Geistesvettern trotzdem unterscheiden, das ist eben jener praktische, religionsbildende, fast dogmatische Instinkt, der Friedrich Schlegel unaufhörlich agacierte und ihm vorübergehend den abenteuerlichen Gedanken eingab, selbst als Stifter einer neuen Religion aufzutreten. Statt dessen aber zog er es doch vor, den Katholizismus mit allem Prunk seiner Sehnsucht auszustatten und sich ihm mit Haut und Haar, vorbehaltlich seines diabolischen „intelligiblen Charakters“, zu überantworten. Wenn also auch Nietzsche selbst hierin nicht der Nachfolger der Romantik geworden ist, so tauchen solche synthetische Bestrebungen in den letzten Jahren mit immer größerem Nachdruck auf, um endlich doch das romantische Bild der Gegenwart völlig abzurunden.

---

[1]) **Friedrich Schlegel: Fragmente.** Ausgewählt und herausgegeben von **Friedrich von der Leyen.** Mit Porträt. (2. Band der Sammlung: Erzieher zu deutscher Bildung.) Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena und Leipzig 1904.

Digitized by Google

Friedrich Schlegel ist der Urheber einer ganzen Anzahl von geflügelten Worten, die heute noch eine unverwüstliche Lebenskraft bekunden. Ausdrücke wie „der Historiker ein rückwärts gekehrter Prophet", „göttliche Grobheit", „die Architektur eine erstarrte Musik" und andere mehr haben ihn zum Vater. Nietzsches Dualismus des Apollinischen und Dionysischen findet sich embryonal in einer Bemerkung Schlegels über Sophokles vorgebildet, wo es heißt: „Im Gemüte des Sophokles war die göttliche Trunkenheit des Dionysos, die tiefe Empfindsamkeit der Athene und die leise Besonnenheit des Apollo gleichmäßig vorhanden." Ein Grundgedanke Schopenhauers erhebt sich aus der Bemerkung, daß „sinnliche Freude nichts ist als gestillter Schmerz, denn der Grund des tierischen Daseins ist Schmerz". An Nietzsches mörderische und unmenschliche Liebe zur „Ewigkeit" gemahnt Schlegels Forderung: „Wir müssen uns über unsere eigene Liebe erheben und was wir lieben, in Gedanken vernichten können; sonst fehlt uns, was wir auch für andere Fähigkeiten haben, der Sinn für das Weltall." Und zu Novalis' langsamem Hinsterben bemerkt er: „Uebrigens sehe ich ganz hartherzig zu. Das ist meine Treue gegen das Universum, in das ich knollig verliebt, ja vernarrt bin!" Gleichfalls in den Rahmen von Nietzsches liebsten Gedankengängen gehört Schlegels enthusiastisches Lob der Faulheit, der aristokratischen Passivität: „O Müßiggang, Müßiggang! Du bist die Lebensluft der Unschuld und Begeisterung. Dich ahnen die Seligen, und selig ist, wer dich hat und hegt, du heiliges Kleinod, einziges Fragment von Gottähnlichkeit, das uns noch aus dem Paradiese bleibt." Daß Schlegel mit Novalis der erste bewußte Aphoristiker in Nietzsches Sinn gewesen ist, hat Dr. von der Leyen in seinem Vorworte richtig bemerkt. Mit den positivistischen, spekulationsfeindlichen Tendenzen der Gegenwart klingt es auffallend zusammen, wenn er zum Lobe Fichtes ausführt: „Mit der Forderung absoluten Daseins und der Realität des Wissens beginnt diese Philosophie, und nachdem der theoretisch unauflösliche Knoten rein praktisch aus Willkür nach Gefühl durch die Tat zerhauen ist, endigt sie damit, daß sie der müßigen Spekulation gänzlich entsagt und ins tätige Leben zurückkehrt." Ein eminenter Praktiker ist Schlegel stets gewesen. Aus allem Wissen suchte er Kapital für das Leben und den Menschen zu schlagen, und was unsere heutigen Apostel der Synthese „harmonische Abrundung der Persönlichkeit" oder „Persönlichkeitskultur" nennen, hieß ihm mit einem kurzen Worte „Bildung", zu der ihm alle Einzeldisziplinen Bausteine liefern mußten. Ueber Weib und Ehe sagt Friedrich Schlegel Worte, die vorzüglich in das Programm der heutigen Frauenemanzipation passen würden. Die freie Liebe und den Kommunismus, Forderungen, zu denen die Sozialdemokratie auf Grund historischer Konstruktionen gekommen ist, empfiehlt er unter Berufung auf Plato, Diogenes, Zeno, Chrysippus und die Stoa.

Mit dieser turbulenten Unrast und Prophetengabe seines Geistes, aus dessen Tiefen unaufhörlich neue Anschauungen wie Blasen aus dem Wasser aufstiegen, ward Schlegel der vorbildliche Anreger, der, selbst unproduktiv und verworren, in anderen die feurigste Leidenschaft des Denkens und Schaffens entzünden konnte. „Wie der Messias saß er unter den andern," erzählt Rahel von ihm, „und ward von diesen denn auch ganz apostolisch behandelt."

Das Studium Friedrich Schlegels bietet dem heutigen Leser den unschätzbaren Vorteil, wichtige Strömungen, die verworren und verwirrend durch unsere Tage gehen, in historischer Beleuchtung zu erblicken. Synthese und Analyse liegen auf allen Gebieten unseres Geisteslebens in erbittertem Kampf. Und beiden könnte die Romantik eine Leuchte in ihren dumpfen Feindseligkeiten werden: Den Anhängern der Analyse, der exakten, spezialistischen Forschung müßte sie als Ideal, den Vertretern der Synthese, des neuen Humanismus und der Persönlichkeitskultur aber als eine Art eherner Schlange dienen. Auf beiden Seiten stehen wertvolle Güter auf dem Spiel, um deren keines die Menschheit betrogen werden darf. Soll die materialistische Resignation, die kulturlose Disgregation den Sieg behalten? Soll ihr abscheuliches Gegenteil, der dogmatische Uebermut, die weltanschauliche Philisterei die schönen Saaten der modernen Zeit platt trampeln dürfen? Nein. Aber die Tugenden dieser Laster sollen auf der Walstatt eine segensreiche Versöhnung schließen, den Frieden jenes Krieges, den der glänzende Argonautenzug der Romantiker mit Friedrich Schlegel an der Spitze so ruhmvoll eingeleitet hat.

Bücher und Zeitschriften.

Ueber das unbewußte Denken und das Gedankensehen. Versuch einer physiologischen Erklärung des Denkprozesses und einiger „übersinnlicher" und psychopathischer Phänomene. Von Prof. Dr. Albert Adamkiewicz. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller, k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhändler 1904. VIII und 64 Seiten kl. 8°.

Es ist immer eine sehr mißliche Sache, wenn einer ein Problem zu erklären unternimmt, von dem er nichts versteht, dessen einfacher bloßer Begriff ihm fremd ist und der überdies nichts von den Mitteln besitzt, die zu einer solchen Aufgabe unerläßlich sind, wie z. B. die natürliche Fähigkeit, logisch zu denken. Die oben genannte Schrift muß als ein geradezu unübertreffbares Schulbeispiel für diese Art von Büchern gekennzeichnet werden. Und als ein solcher vollkommener Typus seiner Art verdient sie hier „verewigt" zu werden. Stellenweise erinnert unser Büchlein an Büchners „philosophisches" Werk „Kraft und Stoff", aber es übertrifft dieses letztere oberflächliche und konfuse Buch sehr weit an Konfusion und Verkehrtheit. Man sollte es kaum glauben, daß es einen „Prof. Dr." gibt, der so etwas hervorzubringen und zu veröffentlichen fähig ist. Auf die Irrtümer, Plattheiten und Verdrehtheiten auch nur hinzuweisen, ist hier deshalb unmöglich, weil diese Schrift von der ersten bis zur letzten Zeile, fast ohne Ausnahme, keinen vernünftigen Satz, sondern lauter Verkehrtes in „absolutester Klarheit" enthält. Der Hauptgedanke ist der: Das Träumen sei das unbewußte Denken, und das Denken überhaupt sei eine elementare, spezifische, materielle Funktion der Großhirnzelle. Und da nun die Gestalten, die wir im Traume wahrnehmen, nicht von der Außenwelt herkommen, sondern bloße Schöpfungen des unbewußten Denkens, d. h. Gedanken sind, so schließt daraus der Verfasser: „Folglich sieht die Großhirnrinde Gedanken! Und damit ist bewiesen, daß Gedanken etwas sinnlich Wahrnehmbares sind." Und so weiter.

B. L. W.

Allgemeine Rundschau.

Der Rechtsschutz der Fremden in Marokko.

Eine eigenartige Einrichtung des marokkanischen Staatswesens, welche die Mißwirtschaft der marokkanischen Regierung gezeitigt und die den Zweck hat, das Eigentum, wenn auch nur eines kleinen Teiles der Bewohner, zu schützen, ist das Mochalaten-Wesen. Diese Mocholata oder „Freundschaft" hat, so teilt Moritz Schanz im jüngsten Heft der bei Gebauer-Schwetschke in Halle unter Leitung Prof. Karl Doves erscheinenden verdienstvollen Serie „Angewandte Geographie" mit, ihren Ursprung in dem alten Judenrecht aus der Zeit, als Marokko die aus Spanien auswandernden Juden einlud; diese traten in ein besonderes Schutzverhältnis zum Sultan und zahlten dafür jährlich zu erneuernde, feste Schutzgelder, welche heute 15 Pesetas betragen. Bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts mußten auch die Europäer solche Schutzgelder zahlen, bis diese allmählich wegfielen. Das Schutzrecht selbst aber übertrug sich auch auf die Europäer, nachdem es 1767, 1863 und zuletzt 1880 durch die Madrider Konvention eine fortwährende Weiterbildung erfahren hatte. Der Konvention von 1863 waren beigetreten Spanien, Frankreich, England, Vereinigte Staaten, Belgien.

Digitized by Google

Sardinien und Schweden-Norwegen, der von 1880 außerdem Deutschland, Oesterreich-Ungarn, die Niederlande und Portugal. Der Wert des Schutzrechts für die Europäer liegt in folgenden eigenartigen Landesverhältnissen.

Die in den Küstenstädten oder in Fes und Marrakesch wohnenden europäischen Kaufleute können Geschäfte mit dem offenen Lande nur durch Vermittlung von Eingeborenen, Juden oder Arabern, machen. Sie sind daher gezwungen, diesen Eingeborenen, wenn es sich um Einkauf von Produkten des Landes handelt, mitunter recht ansehnliche Geldbeträge, wenn es sich um Vertrieb von Einfuhrartikeln handelt, Waren von größerem Werte anzuvertrauen. Um nun zu verhindern, daß ein Kaid (Beamter), wenn er bei diesen Geld oder Waren vermutet, das Eigentum des europäischen Kaufmanns einfach raubt, den Juden oder Araber aber ohne weiteres einsteckt, ist in den internationalen Verträgen mit der scherifischen Regierung folgendes vorgesehen:

Wünscht ein Kaufmann Eingeborene, zu denen er in geschäftlichen Beziehungen steht, vor der Willkür der Regierungsorgane zu schützen, um dadurch eben sich selbst vor Schaden zu bewahren, so hat er sich an sein zuständiges Konsulat um Gewährung von Schutz- oder Mochalaten-Scheinen zu wenden. Sache der Konsulate ist es dann, über die betreffenden Eingeborenen Erkundigungen einzuziehen, ob diese des erbetenen Schutzes auch würdig sind, und dann die Namen derjenigen, gegen welche Bedenken sich nicht geltend gemacht haben, den respektiven Legationen in Tanger zu übermitteln. Von den letzteren werden alsdann die Mochalatenscheine ausgestellt, und zwar immer in arabischer und in der Sprache der in Betracht kommenden fremden Nation, und den Konsulaten zugestellt, wo sie die Eingeborenen gegen Erstattung einer geringen Gebühr persönlich in Empfang nehmen müssen.

Unter den so Beschützten unterscheidet man wieder zwei Arten: Semsare, das sind Voll-Schutzbefohlene, und Mochalaten, die einen minderen Schutz genießen. Erstere sind meist Angestellte in europäischen Handelshäusern. Dolmetscher und eingeborene Juden, die als Handelsagenten im Inland wirken. Letztere sind gewöhnlich Eingeborene des offenen Landes, mit denen die Kaufleute Landwirtschaft treiben. Wird einem Schutzbefohlenen seitens marokkanischer Beamter Gewalt angetan, so ist die Regierung verpflichtet, den dem Kaufmann dadurch erwachsenen Schaden voll und ganz zu ersetzen.

Der „Vollschutz“ ist laut Konvention von 1863 nur persönlich, zeitlich beschränkt und nicht vererblich, allmählich aber hat er tatsächlich den Charakter des dauernden und vererblichen angenommen. Der Schutz ist besonders von den Juden eifrig gesucht, und das Verhältnis ist bis in neuere Zeit hinein von Schutzbefohlenen sowohl, wie auch von seiten gewisser konsularischer Vertretungen in höchst unsauberer Weise ausgenutzt worden. Unsere deutschen Beamten allerdings sind auch darin immer überaus penibel gewesen, vielleicht sogar zu sehr, da sich gerade nach der Zahl und Qualität ihrer Schutzgenossen das Ansehen der europäischen Mächte richtet; zwischen England und Frankreich hat bis in die Neuzeit hinein ein förmlicher Wettlauf stattgefunden, um hervorragende Persönlichkeiten als ihre Schutzgenossen zu gewinnen. Um den Mißbräuchen einigermaßen zu steuern, sind seit 1880 jedem fremden Kaufmannshause — und auch dann, wenn es ein „großes“ ist — rechtlich bloß zwei Semsare zugestanden.

*

Die Schiller-Feier in Weimar.

An der Weimarer Schiller-Feier werden natürlich die beiden Institute, die zur Pflege der großen Weimarer Ueberlieferung in erster Linie berufen sind, das Weimarer Hoftheater und das Goethe-Schiller-Archiv, in hervorragender Weise beteiligt sein. Die Feier wird nach dem bestehenden Plane in zwei auch zeitlich getrennte Teile zerfallen. Die erste, am Todestage Schillers selbst, ist öffentlicher Art und geht von der Stadt Weimar aus. Am Vormittag des 9. Mai wird ein großer gemeinsamer Zug, an dem sich laut Beschluß der Eisenacher Konferenz auch die Delegierten der deutschen Studentenschaft beteiligen, zur Fürstengruft veranstaltet werden, um hier in stiller Feier Kränze an Schillers Sarge niederzulegen; nach der Rückkehr in die Stadt findet dann an Rietschels Goethe- und Schiller-Denkmal eine öffentliche Feier statt, bei der Professor Dr. Scheidemantel die Festrede halten wird. Am Abend bringt das großherzogliche Hoftheater das Fragment von „Demetrius“, „Die Glocke“ und Goethes „Epilog zur Glocke“ mit lebenden Bildern, während am Abend zuvor ein Konzert zu Schillers Gedächtnis mit Beethovens neunter Symphonie stattfindet.

Eine zweite, eigenartige Festlichkeit wird sich, wie der Nationalzeitung mitgeteilt wird, am darauffolgenden Sonntag, dem 14. Mai, abspielen. Am Vormittag findet in den festlich geschmückten Sälen des Goethe-Schiller-Archivs vor geladenen Gästen die Ueberreichung der vom Schiller-Verband deutscher Frauen gesammelten Festgabe an die deutsche Schiller-Stiftung statt; Ansprachen der Delegierten und des Vorstandes der Schiller-Stiftung werden mit musikalischen Darbietungen der großherzoglichen Musikschule abwechseln. Das Archiv selbst wird zur Feier des bedeutsamen Tages, wie bei früheren festlichen Gelegenheiten, eine Ausstellung veranstalten, die sich ganz auf Schiller bezieht und über deren reichen Inhalt zum erstenmal seit Begründung des Institnts ein ausführlicher gedruckter Katalog ausgegeben wird. Die ausgestellten Schiller-Porträte und sonstigen bildlichen Darstellungen wird der Direktor des Goethe-Nationalmuseums, Prof. Karl Ruland, die auf Schiller bezüglichen Medaillen der herzogliche Oberbibliothekar Dr. Paul v. Bojanowski, die fast ausschließlich dem Archiv entstammenden Handschriften und den dort aufbewahrten Rest von Schillers eigener Bibliothek Archiv-Assistent Dr. Karl Schüddekopf verzeichnen. — Am Abend des 14. Mai schließt Weimars Schiller-Feier mit einer Vorstellung im großherzoglichen Hoftheater. Auf die Totenklage von Brahms folgt eine Aufführung von Schillers „Semele“, wohl der erste Versuch dieser Art, der vermutlich nicht ohne Erfolg bleiben wird; und den Schluß macht eine originelle Darbietung aus Alt-Weimar, nämlich eine Wiederholung des großen Maskenzuges vom 18. Dezember 1818, der zur Feier des Besuches der russischen Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna am Hofe ihrere Tochter, der Erbgroßherzogin Maria Paulowna von Sachsen-Weimar, von Goethe gedichtet wurde und ein Bild des klassischen Weimar entwarf. Es traten darin, neben dichterischen Gestalten aus Wielands, Herders und Goethes eigenen Dichtungen, die von der Ilm eingeführt werden, folgende Figuren Schillers auf: Fürstin und Tochter aus der „Braut von Messina“, von Aurora mit tiefsinnigen Stanzen eingeführt, dann, von der Tragödie selbst geleitet, Wilhelm Tell, begleitet von allen Gestalten, die ihm durch Legende und Dichtung zugegeben werden, sodann Wallenstein mit seiner Umgebung, Gruppen aus Wallensteins Lager, zu denen sich selbst Mephistopheles gesellt, Demetrius, vom Epos eingeführt, einen Wendepunkt in der russischen Geschichte andeutend, und endlich zum Schluß als „leichtsinniges Märchen“ Turandot — also eine Fülle malerischer Bilder und wechselnder Szenen, die von Mitgliedern des Theaters und der weimarischen Gesellschaft dargestellt, von Prof. Hans Olde und anderen weimarischen Künstlern arrangiert, in ihren reichen Bezügen zu Weimars großer Zeit sicher ihre Wirkung nicht verfehlen werden. Eine Wiederholung des Maskenzuges ist für die Pfingstversammlung der Goethe-Gesellschaft in Aussicht genommen.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Schwäbischer Schiller-Verein. Im Anschluß an die Eröffnung der Schiller-Ausstellung im Schiller-Museum zu Marbach am 6. Mai, für welche die Anwesenheit des Königs und der Königin von Württemberg in Aussicht steht, wird der Schwäbische Schiller-Verein eine Huldigung am Schiller-Denkmal veranstalten, bei der Frhr. von Gleichen-Rußwurm, Schillers Urenkel, der für die

Ausstellung eine Anzahl von Bildnissen aus seinem Besitz zur Verfügung gestellt hat, die Festrede halten wird. Die Ausstellung wird den ganzen Sommer über geöffnet sein.

⁂

Hochschulnachrichten.

* **Würzburg.** Auf den durch Ernennung des Professors Dr. Abert zum Erzbischof von Bamberg erledigten Lehrstuhl der Dogmatik und christlichen Symbolik an der hiesigen Universität ist von der theologischen Fakultät der Privatdozent Dr. Freysen von Paderborn berufen und auch bereits von der Regierung ernannt worden. Dr. Freysen hält schon im Sommersemester Vorlesungen.

hc. **Clausthal.** Der Direktor der Bergakademie Clausthal, Geh. Bergrat Prof. G. Köhler, feierte am 1. April d. J. sein 25jähriges Jubiläum als Dozent dieser Hochschule. Aus Anlaß dieser Feier wurde Köhler zum **Dr. ing. honoris causa** der Technischen Hochschule zu Aachen ernannt und ihm das Doktordiplom vom Rektor der Aachener Hochschule, Geh. Bergrat Prof. Dr. Borchers, überreicht.

hc. **Breslau.** Auf eine 25jährige Tätigkeit als Universitätsprofessor kann dieser Tage der ordentliche Professor des römischen und bürgerlichen Rechts an der Breslauer Universität, Geh. Justizrat Dr. Rudolf Leonhard, zurückblicken. Prof. Leonhard, der jetzt im 54. Lebensjahre steht, wurde im April 1880 als Privatdozent in Berlin zum außerordentlichen Professor nach Göttingen berufen. Von dort kam er nach vier Jahren als Ordinarius nach Halle, später nach Marburg. Seit 1895 ist er als Nachfolger Wlassaks an der Universität Breslau tätig.

hc. **Kiel.** Der Privatdozent für Gynäkologie und Geburtshilfe an der Kieler Universität, Professor Dr. Ludwig Glaevecke ist am 3. April in Rostock im Alter von 49 Jahren gestorben. Er war in Rostock geboren, promovierte am 21. März 1883, war 1881 bis 1882 Laboratoriumsassistent an der Kieler medizinischen Klinik unter Quincke und 1882 bis 1883 erster Assistent daselbst. Dann trat er an die Frauenklinik zu Kiel unter Litzmann über. Auch war er ein volles Jahrzehnt als Hebammenlehrer tätig. Am 23. März 1889 habilitierte er sich an der Kieler Universität für Geburtshilfe und Gynäkologie.

* **Wien.** Der in so tragischer Weise aus dem Leben geschiedene Germanist der hiesigen Universität Hofrat Professor Dr. Richard Heinzel hat in seiner letztwilligen Aufzeichnung den Wunsch geäußert, seine Leiche möge bis zur Beerdigung im Universitätsgebäude verbleiben. Das Rektorat faßte den Beschluß, den letzten Wunsch des verblichenen Gelehrten zu erfüllen. Die Leiche wird im Arbeitszimmer des germanistischen Seminars aufgebahrt, und vom Universitätsgebäude aus wird das Leichenbegängnis stattfinden.

* **Prag.** Der Saazer Hopfenhändler Engelbert Wurdinger hat der hiesigen deutschen Universität 10,000 Kronen als Stiftung für unbemittelte Studierende mit besonderer Berücksichtigung der „Liedertafel deutscher Studenten" gewidmet.

* **Krakau.** An der hiesigen Universität ist der außerordentliche Professor der Mathematik Dr. Stanislaus Zaremba zum ordentlichen Professor dieses Faches ernannt worden.

⁂

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Edmond u. Jules de Goncourt: Die Frau im 18. Jahrhundert. Erster Band. Leipzig 1905. Julius Zeitler. 239 S. — Der Kunstgewerbe-Markt. Eine Halbjahrsschrift zur Förderung der Kunstindustrie mit einem Katalog der Leipziger Kunstgewerbemesse. Märzheft 1905. Ebenda 1905. 104 S. — Dr. Arnim Graesel: Führer für Bibliotheksbenützer. Leipzig 1905. S. Hirzel. 101 S. — Ludwig Gumplowicz: Grundriss der Soziologie. Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Wien 1905. Manzsche Hofbuchhandlung. 384 S. — Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. (Nr. 316/317, 318 und 319.) Prag 1905. Selbstverlag des Vereins. — Amerika. Seine Bedeutung für die Weltwirtschaft und seine wirtschaftlichen Beziehungen zu Deutschland, insbesondere zu Hamburg. In Einzeldarstellungen mit zahlreichen Illustrationen und Karten. Herausgegeben von Dr. Ernst v. Halle. Hamburg 1905. Verlag der Hamburger Börsenhalle. 763 S. — W. Knaack: Wider die Orthodoxie. (Broschürenfolge Continent Nr. 12.) Berlin. Verlag Continent (Theo Gutmann). 48 S. — Humanus: Soldatenmisshandlungen? (Broschürenfolge Continent Nr. 13.) Ebenda. 63 S. — Victor: Akademische Freiheit und die Zwangsjacke. (Broschürenfolge Continent Nr. 14.) Ebenda. 45 S. — Gottfried: Wahrheit über unser Heer und seine Offiziere. (Broschürenfolge Continent Nr. 15.) Ebenda. 80 S. — Dr. jur. W. H. Renburg: Wie mache ich mein Testament? Ein gemeinverständlicher Ratgeber für jedermann. Ebenda. 124 S. — Dr. M. Kronenberg: Ethische Präludien. München 1905. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 322 S. — Dr. Heinrich Bergner: Kirchliche Kunstaltertümer in Deutschland. Mit ca. 8 Tafeln in Farbendruck und Autotypie, sowie über 500 Abbildungen im Text. (Vollständig in 6 Lieferungen. Lieferung 5 und Lieferung 6 [Schluss].) Leipzig 1904. Chr. Herm. Tauchnitz. — Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums. Jahrg. 1904. Heft IV. Oktober-Dezember. Nürnberg 1904. Verlagseigentum des Germanischen Museums. — Paul v. Winterfeld: Gedichte. München 1905. C. H. Becksche Verlagsbuchhdlg. (Oskar Beck). — Wilhelm Tell von Friedrich Schiller. Mit biographischer Einleitung von Dr. Otto Weddigen und Erläuterungen von Paul Fischer-Graudenz. Mit 13 Illustrationen und 1 Uebersichtskarte. Berlin u. Leipzig. Hermann Hillger. 128 S. — Edward Schröder: Schiller in dem Jahrhundert nach seinem Tode. Rede, gehalten zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers und Königs am 27. Januar 1905 im Namen der Georg August-Universität. Göttingen 1905. Vandenhoeck u. Ruprecht. 23 S. — Dramen der Gegenwart. Betrachtet und besprochen von Hermann Kienzl. Graz 1905. Leuschner u. Lubensky. 452 S. — Enzyklopädie der praktischen Medizin. Herausgegeben von Dr. M. T. Schnirer und Professor Dr. H. Vierordt. Mit zahlreichen Illustrationen. (1. Lieferung: 1. Hälfte. [Aachen—Antiseptica].) Wien 1905. Alfred Hölder. — A. S. Prugawin: Die Inquisition der russisch-orthodoxen Kirche. Die Klostergefängnisse. Mit einem Geleitwort von Professor M. v. Reusner. Berlin-Charlottenburg 1905. Friedr. Gottheimers Verlag (August Brenzinger). 123 S. — Heinrich Pesch S. J.: Lehrbuch der Nationalökonomie. Erster Band: Grundlegung. Freiburg i. B. 1905. Herdersche Verlagshandlung. 485 S. — Schillers Werke. Illustrierte Volksausgabe mit reich illustrierter Biographie von Professor Dr. H. Kraeger. (Vollständig in 60 Lieferungen. 1. Lieferung.) Stuttgart u. Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt. — Ottomar Enking: Patriarch Mahnke. (Leute von Koggenstedt. Zweiter Teil.) Dresden 1905. Carl Reissner. 267 S. — Schweizerische Zeitschrift für Strafrecht (Revue Penale Suisse). Herausgegeben von Prof. Carl Stooss, Prof. Alfred Gautier, Prof. Emil Zürcher und Dozent Ernst Hafter. (Achtzehnter Jahrgang. 1. u. 2. Heft.) Bern 1905. Stämpfli u. Cie. — Himmel und Erde. Illustrierte naturwissenschaftliche Monatsschrift, herausgegeben von der Gesellschaft „Urania". Redakteur Dr. P. Schwahe. Berlin. Hermann Paetel. — Anton v. Werner: Adolph v. Menzel. Rede, gehalten bei der Trauerfeier der Kgl. Akademie der Künste am 6. März 1905. Berlin 1905. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn.



Digitized by Google

Jahrgang 1905. München, Samstag, 8. April. Nummer 83.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Aus alten Zeiten.

Vor mir liegt eine Visitenkarte Lenbachs in seiner originellen, halb deutschen, halb lateinischen Schrift, mit Bleistift beschrieben:

Verehrtester Herr und Freund! **Heut Abend 8½** kommt Herbert Bismarck, nun erlaube **ich** mir, **Sie ganz** ergebenst für 8½ „Hotel Marienbad“, Barerstraße (heute) (Extrastübchen) einzuladen. **Ihr** Lenbach.

Das Datum fehlt. Es war der 11. Februar 1891. Der damalige Graf Herbert Bismarck war auf einer Reise nach Rom begriffen und machte in München einen kurzen Halt. Zu dem kleinen Kreise im Extrastübchen, den Lenbach zusammengebeten, gehörten außer mir der Generalmusikdirektor Levi und der jetzige Reichsrat Dr. v. Buhl. Dieser und ich sind die einzig Ueberlebenden der kleinen Schar, und ich sende ihm auf diesem Wege einen freundlichen Erinnerungsgruß. Der kurze Schmaus verlief sehr angenehm und angeregt. Tagesfragen, die damals so reichen Stoff boten, wurden besprochen, die Fahrt nach Rom lieferte, namentlich für Lenbach, mancherlei Gesprächsgegenstand. Es war verabredet, nach dem Essen die „Allotria“ aufzusuchen, „wo der Dreher was singen wird“, wie Lenbach verhieß. Um kein Aufsehen zu erregen, wollten wir versteckte Plätze in der hintersten Reihe nehmen, Levi sollte das alles besorgt haben. Unter den vorzüglich gekochten Gerichten des Abends befand sich auch — zu Ehren des Hotels Marienbad sei das heute nach 14 Jahren noch erwähnt — ein vortreffliches Risotto, von dem Herbert Bismarck erklärte, daß er es selbst in Italien so gut nie gegessen habe. Als wir die „Allotria“ betraten — der Raum war dicht gefüllt —, war Dreher gerade dabei, Lenbach, ihren Präsidenten, zu preisen, der unaufhörlich bemüht sei, der Gesellschaft neue Anregungen zu bieten und für ihre Belebung zu sorgen: „Heut bringt er uns des größten Mannes Sohn, da sitzt er schon.“ Schallendes Gelächter, und aller Augen wandten sich nach der versteckten Stelle, auf welcher wir kurz vorher Platz genommen hatten, freilich unter dem Eindruck, als ob sich damit etwas vollzöge, was allen Anwesenden nicht unerwartet war; wenigstens war es mir aufgefallen, daß der gleichzeitige Eintritt von fünf Personen, darunter Lenbach, nicht auffiel. Nun war es natürlich mit dem Inkognito vorbei, und unter großem Applaus mußten wir wohl oder übel fünf wohlweislich präparierte Ehrenplätze einnehmen und von dort aus die weiteren musikalischen und gesanglichen Darbietungen des Abends genießen. Gura und Nachbaur glänzten durch ihre besten gesanglichen Leistungen, Levi und der Hofkapellmeister Fischer durch musikalische Vorträge, Dreher durch sein erheiterndes, unter lebhaftestem Beifall ausgeführtes Programm. Dann feierte Lenbach den Gast des Abends mit bewegten und bewegenden Worten, die allseitig mit großer Herzlichkeit aufgenommen wurden, und nun erhob sich Rechtsanwalt Dr. Dürck zu einem gewaltigen Trinkspruch auf den Fürsten Bismarck, den alten Reichskanzler. Mit mächtiger Stimme verlieh er den Gedanken Ausdruck, die damals, in jenen politisch bewegten Tagen, in aller Herzen und auf allen Lippen lagen. Sein Hoch auf Bismarck entfesselte eine wahrhafte Sturmesgewalt in der den Saal dicht füllenden Gesellschaft. Ich hatte vorher noch niemals einem derartigen Ausdruck spontaner Begeisterung beigewohnt. Dieser steigerte sich noch, als der große Zinnkrug, aus welchem Bismarck bei seiner Anwesenheit in München im Jahre 1886 getrunken, zum Umtrunk in Bewegung gesetzt wurde und Dr. Dürck ihn mit den Worten weitergab: „Wer ihn nicht fassen kann, der setzt ihn ab.“ Man muß damals in München gelebt und inmitten der Stimmung der gebildeten und nationalen Kreise gestanden haben, um die Empfindungen zu begreifen, mit der diese nicht mißzuverstehende Anspielung aufgenommen wurde. Es waren eben noch die Tage tiefer, fast leidenschaftlicher Erbitterung, die im Süden Deutschlands ganz anders bemerkbar wurde und sich ganz anders gab als im Norden, der Ausgleich von 1894 war noch nicht gefunden. Graf Herbert Bismarck war von diesen Kundgebungen tief bewegt und dankte wiederholt mit warmen Worten sowohl für die ihm selbst zuteil gewordene freundliche Begrüßung als auch für die Kundgabe der seinem Vater gewidmeten unerschütterlichen Gesinnungen, die allerdings, wie er hinzufügte, in München nicht mehr überraschen könnten. Daß der fröhliche Abend erst in früher Morgenstunde endete, bedarf keines Hinzufügens. Am anderen Vormittag verließ Herbert Bismarck München, von einem Freundeskreise zum Bahnhof geleitet. Vierzehn Jahre sind seitdem verflossen, und wie gering mag die Zahl derer sein, die sich heute jenes fröhlichen Abends erinnern dürfen!

Wenige Wochen später sandte mir Graf Herbert Bismarck sein wohlgetroffenes Bild aus Rom, von dem Photographen Le Lieure aufgenommen. Es stellt ihn dar in der hoffnungsvollen, ungebrochenen Kraft seiner 42 Jahre, mit einem energisch festen, aber doch freundlichen Ausdruck, lag doch gerade damals das Leben voll Hoffnung vor ihm. — Im Mai desselben Jahres traf ich ihn in Friedrichsruh wieder, als er, ein verlobter Bräutigam, dort ankam. Er war nach dem Geburtstage seines Vaters wiederum gen Süden gezogen, um am Quarnero den Liebesbund zu schließen, der ihm die letzten zwölf Jahre seines Lebens dann so traulich verschönt hat. Der Abend seiner Ankunft in Friedrichsruh hat sich mir unauslöschlich eingeprägt. Es war ziemlich spät geworden, und von Minute zu Minute wuchs die Ungeduld der Eltern, nament-

Digitized by Google

lich der Mutter. Baron Merck, der intime Freund des Hauses, und Schweninger waren zum Bahnhof hinübergegangen, um Herbert abzuholen. Endlich öffneten sich die Türen. Dem Hereintretenden flog die Mutter an den Hals, mit dem fröhlichen Ausruf mütterlicher Freude: „Herbertchen, mein Herbertchen!“, und der Vater erhob sich elastisch, in seiner mächtigen Erscheinung hoch aufgerichtet, schritt dem Sohn entgegen, legte ihm die Hand auf die Schulter: „Alter Junge, Du willst heiraten, meinen Segen hast Du,“ und dann umarmte er ihn mit väterlicher Innigkeit. Zwei Tage später bin ich mit dem Grafen Herbert Bismarck nach Berlin gefahren. Wir waren allein, und er gewährte mir einen tiefen Einblick in sein innerstes Wesen, in seine Hoffnungen und Entwürfe. Er bekundete die Absicht, sich in den Reichstag und das Abgeordnetenhaus wählen zu lassen, um, wie er sagte, die politische Karriere von unten auf noch einmal anzufangen. Ich beglückwünschte ihn aufrichtig zu solchem Entschluß und bat nur, dieser Absicht treu zu bleiben, was für einen jungen Ehemann sicherlich keine ganz leichte Aufgabe sein werde. Das Reichstagsmandat hat er sich bekanntlich erobert und hat es gegen alle Anfechtungen zu behaupten verstanden. In das Abgeordnetenhaus hat er sich nicht wählen lassen, weil er, wie er mir gelegentlich sagte, dort unbedingt in eine Fraktion hätte eintreten müssen, was seinen Wünschen nicht entsprochen haben würde. Jedenfalls würde es aber für ihn noch leichter gewesen sein, das Landtagsmandat zu erwerben als das zum Reichstage.

In Berlin hatte er noch einen Auftrag seines Vaters zu erfüllen. Es handelte sich damals um die Verlegung der Allgemeinen Zeitung von München in die Reichshauptstadt, und es kam darauf an, dem Unternehmen Freunde und Teilnehmer zu gewinnen. Der Name des Fürsten Bismarck half sehr schnell alle Schwierigkeiten beseitigen. Eine Darlegung der Gründe, aus denen diese Absicht nicht zur Ausführung gelangte, so daß die Allgemeine Zeitung München und Süddeutschland erhalten blieb, gehört nicht in den Rahmen dieser Erinnerungen.

Graf Herbert Bismarck vermählte sich bekanntlich noch im Sommer des Jahres 1892. Die Feier seiner Hochzeit in Wien gewann nach mancher Richtung hin eine historische Bedeutung. Im Laufe der folgenden Jahre bin ich ziemlich häufig der Gast des gräflichen Paares in Schönhausen, in Berlin während der Reichstagszeit und nach 1898 auch in Friedrichsruh gewesen. In diesen zwölf Jahren hatte ich immer wieder Gelegenheit, mich des Wortes zu erinnern, das Lothar Bucher nach der Verlobung des Grafen Herbert zu mir gesprochen: „Alle Bismarcks werden gute Ehemänner.“ Ich bin immer wieder Zeuge eines tiefinnerlichen Glücks gewesen, das beide Gatten beseelte, habe niemals das allergeringste Zeichen irgend welcher Verstimmung oder gar eines Zerwürfnisses wahrgenommen, sondern im Gegenteil, so oft ich auch wiederkehrte, stets fand ich sie in der alten Innigkeit und Herzlichkeit, wie in den ersten Wochen, in der zärtlichen Sorge des einen für den anderen, in rührender Liebe zu der Kinderschar wieder. Die einzige Besorgnis, die über diesem glücklichen Liebesbunde schwebte, war die um die Gesundheit der jungen Gemahlin, deren holde Erscheinung und anmutsvolles Wesen die zahlreichen Gäste des Hauses mit herzlicher Verehrung und Sympathie erfüllt hatte. Fast eine Art Widerspruch zu dieser zarten Erscheinung war die große Bestimmtheit, mit der Gräfin Marguerite von vornherein ihre Stellung als Glied des Bismarckschen Hauses nahm und die charakteristisch war für die Auffassung ihrer Aufgabe als Frau und Hausfrau. Die Fürstin Bismarck erzählte mit großem Vergnügen, daß, als die fürstlichen Eltern dem jungen Paare bald nach der Vermählung den ersten Besuch in Schönhausen abstatteten, sie ihrer Schwiegertochter nahegelegt habe, während dieser Zeit die Sorge für das Hauswesen noch dem Gatten zu überlassen, da dieser mit den Gewohnheiten und der Pflege der Eltern, namentlich des Vaters, besser vertraut sei. Aber Gräfin Marguerite hatte sehr bestimmt erwidert: „Nein, dann wird er mir ein Häfchengucker, und das mag ich nicht.“ — So sind diese zwölf Jahre, die dem Paare miteinander zu verleben vergönnt waren, in schönster Harmonie verflossen. Der Schmerz und die Fassungslosigkeit, welche die junge Gattin am Sarge ihres so früh abgerufenen Gemahls, der ihr ganzes Leben ausfüllte, erfaßt haben, wird allen begreiflich sein, die dieses Zusammen- und Ineinanderleben, dieses Füreinanderleben, gekannt haben.

Graf Herbert Bismarck war wesentlich anders geartet als sein jüngerer Bruder Wilhelm. Man hat diesem — und zwar ziemlich übereinstimmend — die leichtere Auffassung, dem älteren Herbert den größeren Fleiß und die ernstere Hingebung an das Amt nachgesagt. Allerdings habe auch ich eines Tages aus dem Munde des alten Reichskanzlers das Wort vernommen: „Wenn ich so fleißig gewesen wäre wie Herbert, hätte ich es weiter gebracht.“ Wir damals Anwesenden hörten nur die scherzhafte Wendung, die in den letzten Worten lag. Tatsächlich war es aber doch immerhin eine große Anerkennung für den Sohn und auch so gemeint. Uebrigens ist es nicht der Vater allein gewesen, der diesen Fleiß anerkannt hat, auch die ehemaligen Mitarbeiter und Untergebenen des früheren Staatssekretärs Grafen Herbert Bismarck sind auch heute noch seines Lobes voll. Was er mit seinen unzweifelhaft bedeutenden Fähigkeiten dem Lande gewesen, ist von niemandem beredter ausgesprochen worden als von dem jetzigen Reichskanzler in dem Nachrufe, den der Reichsanzeiger im September 1903 dem dahingeschiedenen Fürsten Herbert Bismarck gewidmet hat. Graf Bülow, der von seinen jungen Jahren an im Bismarckschen Hause viel verkehrt hat und als Staatssekretär wie als Reichskanzler wohl in der Lage gewesen ist, sich aus den Akten ein Urteil zu bilden, hat in jenen Gedächtnisworten darauf hingewiesen, daß den großen Fähigkeiten und den Leistungen Herbert Bismarcks erst dereinst die Geschichte gerecht werden wird. Noch ist der Augenblick dazu nicht gekommen.

Herbert war im geselligen Verkehr ungleich ernster als sein jüngerer Bruder, ablehnend und zurückweisend konnten beide sein. Obwohl auch für Scherz empfänglich und fröhlicher Heiterkeit zugänglich, habe ich ihn doch nie in der herzlichen Weise lachen sehen wie „Bill“ lachen konnte und gern lachte. Ueber dem Wesen des jüngeren Bruders lag ein Schein sonniger Heiterkeit, die auch in seiner ganzen natürlichen Art sich zu geben sich bekundete und die Anwesenden mit sortriß. Er blieb auch in hoher Rangstellung, als Gatte und Vater, immer derselbe, der er im August 1870 gewesen, als er den verschmachtenden Verwundeten in dem Lazarett, in welchem sein Bruder lag, Eimer Wasser zutrug, im besten Sinne ein guter Kamerad. Eines Abends traf ich ihn in Baden-Baden beim Ausgang aus dem Theater — es war 10¾ Uhr, und sein fröhliches „Guten Morgen! Guten Morgen!“, das er mir zurief, wirkte erheiternd auf alle Umstehenden, für die ein solcher Gruß in der ersten Nachtstunde etwas sehr Ungewöhnliches hatte. Nach einem Diner beim Feldmarschall v. Manteuffel in Straßburg, dem Graf Wilhelm Bismarck zugeteilt war — er führte in dieser Eigenschaft eine Visitenkarte: „Gerichtsassessor Graf von Bismarck, kommandiert zum Statthalter von Elsaß-Lothringen“ —, umstanden den Feldmarschall seine Gäste mit der Kaffeetasse in der Hand, als Bill in seine Weste faßte, um aus derselben ein sauber gebügeltes Taschentuch hervorzuholen. Er warf es mit der linken Hand auseinander und brach dann in ein helles Lachen aus, das alle Umstehenden ansteckte, denn das Taschentuch hatte das Aussehen eines Schweizerkäses, der wesentlich aus großen Löchern bestand. Ein anderer würde darüber vielleicht in Verlegenheit geraten sein. Wilhelm Bismarck amüsierte sich und damit alle anderen derartig, daß selbst Manteuffel, der, im Gespräch begriffen, die Ursache dieser plötzlichen Heiterkeit nicht gleich erfassend, nicht umhin konnte, sich den Gegenstand derselben schmunzelnd zu betrachten.

Jetzt sind beide Söhne des alten Reichskanzlers dahin und ihrem Vater früher, als jemals erwartet werden konnte, in das Grab nachgefolgt, beide von reicher Begabung und einem hohen Mute der Verantwortlichkeit; sie würden in schwierigen Zeiten ihren Mann ge-

Digitized by Google

standen haben. Namentlich mit Herbert Bismarck ist eine große Summe von politischem Wissen und diplomatischen Kenntnissen zu Grabe getragen worden. Er hatte auch schon vor seiner Beförderung zum Gesandten, zum Unterstaatssekretär und zum Staatssekretär des Auswärtigen doch mehr in der Werkstatt seines Vaters gelebt und gearbeitet als sein jüngerer Bruder und manches mit ersterem und auch ohne ihn vollbringen dürfen. Wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, ist der Lohn des Gelungenen dem Vater zuteil geworden, die Kritik an Mißerfolgen hat der Sohn über sich ergehen lassen müssen. Ein gerechtes Abwägen wird erst dann möglich sein, wenn in ferner Zeit die Akten dieser großen Geschichtsperiode sich für die Nachwelt öffnen werden. Am meisten bleibt zu bedauern, daß mit dem Fürsten Herbert Bismarck der letzte intime Kenner der Taten wie der Absichten seines Vaters der Nachwelt entzogen ist, und daß es mithin eine schwierige Aufgabe bleiben wird, bis zu einem dereinstigen Einblick in die Akten eine Geschichte des großen Wirkens des ersten Reichskanzlers zu schreiben. Aber auch die Akten werden ja dazu nie ausreichen, weil vieles, was auf mündlicher Anordnung beruhte, sich in den Akten überhaupt nicht befindet, manche verloren oder vernichtet sein werden, und der lebende Geist, der Zeugnis ablegen könnte, für immer verstummt ist. Denn mit den Absichten seines Vaters ist wohl niemand so vertraut gewesen als Herbert, mag der Vater nun in ihm den Nachfolger gesehen haben oder nicht. Als Kaiser Friedrich, und namentlich die Kaiserin, für den ältesten Sohn des Fürsten Bismarck den Prinzentitel gewähren wollte, hat der alte Fürst dagegen Einspruch erhoben mit dem Hinweise, daß das Vermögen des Hauses dazu nicht ausreiche, und daß er auch nicht wünsche, seine Söhne über ihre jetzige Sphäre hinaus gehoben zu sehen. Wolle der Kaiser dem Grafen Herbert eine Gnade erweisen, so möge er ihn zum Staatsminister ernennen, damit er seinen Vater mit voller Autorität im preußischen Staatsministerium vertreten könne: diesem Wunsche ist Kaiser Friedrich sofort nachgekommen. Graf Herbert Bismarck ist der einzige von ihm ernannte Staatsminister gewesen. Er war auch nicht ohne parlamentarische Begabung, aber die eigenartige Beredsamkeit, die fesselnde Kunst seines Vaters und dessen reiche oratorische Hilfsmittel besaß er nicht. Dazu waren die Gelegenheiten für ihn, im Parlamente zu sprechen, auch zu selten, und die Gegenstände bis zu seiner Reichstagswahl etwas zu einseitig. Als er dann Abgeordneter geworden war, bestand für ihn die große Schwierigkeit, daß jede Kritik der Regierung aus seinem Munde sofort zu einer Kritik des Kaisers gestaltet wurde, ein Umstand, der ihm große Zurückhaltung auferlegte und das Reden im Parlament für ihn sehr schwierig machte. Er würde sich wahrscheinlich oratorisch als Abgeordneter ganz anders entwickelt haben, wenn er nicht zuvor Minister gewesen wäre. Aber durch ihren gediegenen Inhalt übertragen die meisten seiner Reden um Turmeslänge die der Mehrzahl der anderen Parlamentsmitglieder.

Daß er gleichzeitig mit seinem Vater aus dem Amte geschieden, ist ihm von manchen Seiten verargt, ist von vielen bedauert worden. Im Grunde genommen war es selbstverständlich. Nicht als ob er gleichsam Licht und Wärme von seinem Vater empfangen hätte, von dem Gefühl beherrscht gewesen wäre, ohne diesen dem Amte nicht gewachsen zu sein. Eine solche Meinung wird niemand hegen, der dem amtlichen Wirken Herbert Bismarcks näher gestanden hat. Aber er sah im März 1890 wohl ein, daß er über kurz oder lang eine Politik werde vertreten müssen, die seinen Anschauungen, sowie denen seines Vaters entgegen sein werde, und die er mit dem Namen Bismarck nicht decken könnte, so daß der Abschied doch nur eine Frage der Zeit sein würde. Zudem hätte er vor der Oeffentlichkeit als der Vertreter der Anschauungen seines Vaters, gleichsam als dessen politischer Testamentsvollstrecker, gegolten, auch wenn diese Anschauungen die Richtung der amtlichen Politik nicht mehr bestimmten und auf sie keinen Einfluß mehr hatten. Allen diesen Schwierigkeiten der Lage ist er dadurch ausgewichen, daß er seinem Vater in den Ruhestand folgte, damals vielleicht in dem Glauben, der bis in sehr hohe Kreise hinein geteilt wurde, daß wenigstens sein eigener Ruhestand nur ein sehr vorübergehender sein werde. Die Entwicklung der Dinge ist eine andere geworden. Zum Teil hat es on Herbert selbst gelegen, daß er in eine amtliche Tätigkeit nicht wieder zurückgekehrt ist. Es hat wiederholt Momente gegeben, wo ihm dies frei stand und ihm nahegelegt worden war. Aber namentlich nach dem Tode seines Vaters glaubte er sich erst recht verpflichtet, über dem Andenken des letzteren, sowie über der Erziehung der jungen Generation seines Hauses zu wachen, die in der deutschen Heimat und auf dem historischen Boden von Friedrichsruh heranwachsen sollte. Nun ist er frühzeitig in den ewigen Ruhestand abberufen worden und hat die Aufgabe, die junge Kinderschar zu tüchtigen Trägern des Namens Bismarck zu erziehen, den Händen seiner tief und innig um ihn trauernden Gattin zurücklassen müssen. Möge ihr die große Aufgabe gelingen. Aber von dem frühzeitig Dahingeschiedenen wird die Geschichte dereinst urteilen, daß, wenn er auch an Geist und Gaben seinem großen Vater nachgestanden, er diesem doch ähnlich war in der Auffassung des Wortes: Leben heißt ein Kämpfer sein, im Verständnis und in der Streitbarkeit für staatliche Pflichten und Aufgaben und in der Hingebung an den Dienst.

Zehlendorf, März 1905.

Hugo Jacobi.

Europäische Strategie in Ostasien.

Von K. Wenninger, Major im Generalstab.

(Schluß.)

Kuropatkin hatte sich, da dem umfassenden Angriff Kurokis der richtige Nachdruck fehlte, der Umklammerung entziehen und einen geordneten Rückzug bis Mukden durchführen können. Die beiderseitige Ermattung nach der siebentägigen Parallelschlacht hatte wieder einen mehrwöchigen Stillstand zur notwendigen Folge —, eine Erscheinung, die um so verständlicher wird, wenn wir uns die große Entfernung der heimatlichen Kräftequellen auf beiden Seiten vor Augen halten.

Im Oktober hatte sich durch Nachschübe das Stärkeverhältnis erheblich zugunsten der Russen verschoben; sie durften sich um etwa ein Drittel stärker fühlen, als die japanische Streitmacht, die ihnen am Schaho gegenüberstand.

Wie lange Port Arthur sich halten würde, war nicht abzusehen; eine russische Offensive war daher geboten, bevor der Fall der Festung die Armee Nogis frei machte und die augenblickliche russische Ueberlegenheit wieder ausglich. Ein russischer Sieg in der Hunho-Ebene hätte wohl den Entsatz Stössels zur mittelbaren Folge gehabt.

Zehn Armeekorps, in drei Armeen gegliedert, standen um Mukden in enger Versammlung bereit.

Die vorderste Sicherungslinie der Japaner war vom Hunho südwestlich Sandepu über Jantai an der Mandarinenstraße bis zum Straßenknotenpunkt Bianyupusa im Gebirge in einer Ausdehnung von rund 60 Kilometer festgestellt worden. Wie hinter diesem Schleier die japanischen Hauptkräfte gruppiert waren, darüber hatte man nur Vermutungen und unsichere Agentennachrichten. Den Kern durfte man wohl nahe der Eisenbahn und der großen Straße annehmen, da diese Verkehrswege die japanische Feldarmee mit den Hilfsquellen der Heimat verbanden. Von der russischen Sammelstellung zu den japanischen Vortruppen war nur ein trennender Raum von 20—30 Kilometer. Man stand zu Beginn der Operationen also nicht viel weiter vom Feinde entfernt als die Preußen und Deutschen am Vorabend von Königgrätz und Sedan. Selbst wenn man die Tagesleitung der großen Massen in Anbetracht der schwierigen Wegeverhältnisse auf ein

Digitized by Google

Drittel des normalen mitteleuropäischen Tagmarsches (22 Kilometer) herabsetzt, blieb die russische Operation doch immer eine sehr kurzatmige. Wollte man in breiter Front mit umfassungsbereiten starken Flügeln auf den Feind, dessen Gruppierung man gar nicht kannte, treffen, so mußte man sich schon *vor* Beginn des Marsches auf der Grundlinie ausbreiten.

Zehn Armeekorps, untereinander in taktischer Fühlung zum Kampfe entwickelt, beanspruchen einen Raum von 40—50 Kilometer. In dieser Breite mußte man daher die Kolonnen zum Vormarsche ansetzen. Hierzu reichte der Raum zwischen Hunho und Gebirgsrand gerade aus, wenn man die mittlere Kolonne etwa von Suyatun längs der Eisenbahn antreten ließ.

Der nach Westen hin ausweichende Lauf des Hunho konnte ein Fingerzeig sein, hier am *rechten* Flügel die *stärkste* Kolonne zu bilden, um diese späterhin zur Rechtsumfassung des Gegners, den Hunho entlang, ausgreifen zu lassen.

Für die Beurteilung eines Führerentschlusses ist es notwendig, zu wissen, welches Bild vom Gegner der Führer sich machte oder auf Grund der ihm vorliegenden Nachrichten sich machen konnte. Dieses Bild kennen wir noch nicht; bis es aus amtlichen Quellen bekannt sein wird, muß die Kritik eine zurückhaltende sein.

Kuropatkin formierte drei Heeresgruppen.

Die Gruppe Bilderling, ungefähr vier Armeekorps, ging rittlings der großen Straße Mukden-Liaoyan in drei Kolonnen vor, stark rechts gestaffelt; die Gruppe Sarubajew, zwei Armeekorps, in zwei Kolonnen, östlich der großen Straße, nahm Richtung Bergwerke Yantai; der Gruppe Stakelberg, drei Armeekorps und starke Kavallerie, war im allgemeinen der Straßenzug Fuschun-Bianyupusa-Benzihu, quer durch das Gebirge, zugewiesen. Stakelberg versuchte auf Gebirgswegen in drei Kolonnen vorzudringen.

Die ganze Armee trat also die Vorbewegung in acht Kolonnen mit etwa 45 Kilometer Frontbreite, an den Flügeln stark, in der Mitte schwach gruppiert, an.

Es dürfte verfrüht sein, zu behaupten, Kuropatkin habe die Absicht gehabt, mit den Armee-Abteilungen Bilderling und Sarubajew den Feind nur frontal anzufassen, mit der Gruppe Stakelberg aber durch umfassenden Angriff aus dem Gebirge heraus die Entscheidung zu bringen. Daß gerade diese letztere Gruppe durch Geländeschwierigkeiten und Paßsperren aufgehalten werden würde, dürfte sich der russische Führer kaum verhehlt haben. Vielleicht rechnete er damit, daß Teile Stakelbergs, am japanischen rechten Flügel unbemerkt vorbeischlüpfend, Port Arthur entsetzen könnten, während er selbst in der Ebene die japanische Feldarmee festhielt. War doch die Erhaltung Port Arthurs ebenso sehr der heiße Wunsch des Zaren, wie dessen Wegnahme das ganze Begehren des japanischen Volkswillens. Oberflächlich betrachtet, deckt sich das operative Bild des russischen Vormarsches durchaus mit der europäischen Theorie; wir sehen deutlich die beiden starken, umfassungsbereiten Flügel, verbunden durch eine schwächere Mittelgruppe. Genauer besehen, verändert sich das Bild. Der linke russische Flügel, im Gebirge aufgehalten, hängt weit zurück und bleibt durch ungangbares Bergland von der Mittelgruppe dauernd getrennt, diese wird hierdurch tatsächlich zum schwachen *Flügel* und kommt in äußerste Gefahr, selbst umfaßt und erdrückt zu werden, bevor Stakelberg sich zur Hilfeleistung heranarbeiten kann.

In dem Warten auf Stakelberg sind die Armeen in der Ebene zu einem äußerst langsamen, vorsichtigen und zögernden Vorgehen verurteilt. Obwohl vom ersten Tage an die Fühlung mit den japanischen Vortruppen erreicht ist, erfolgt kein ernster Angriff. Der Raum zwischen Hunho und Schiliho, zirka 30 Kilometer, wird in *fünf* Tagen durchschritten.

Damit gewinnen die Japaner Zeit, die russische Kräftegruppierung zu erkunden und demgemäß die eigenen Kräfte anzusetzen.

Sarubajew hat sich, um für Stakelberg den Austritt aus dem Schiliho-Tale sicher zu stellen, weiter nach Osten geschoben und die Höhen südlich des Flusses besetzt; dadurch war eine Lücke von 15 Kilometer zwischen Sarubajew und Bilderling entstanden.

Die japanische Ausgangslage ist noch nicht genau genug bekannt; es scheint die Armee Oku (5—6 Divisionen) zwischen großer Straße und Schaho, die Armee Nodzu (3 Divisionen) zwischen der Straße und dem Gebirge, die Armee Kuroki (5—6 Divisionen) im Gebirge gestanden zu sein. Der japanische Angriffsgedanke ist einfach, aber vielleicht wieder nicht radikal genug; ein Vorwurf darf nicht ausgesprochen werden, denn wir wissen heute noch nicht, inwieweit die russische Gruppierung von Oyama wirklich erkannt war. Oku wird gegen Bilderling, Nodzu und der Hauptteil Kurokis gegen Sarubajew angesetzt; gegen Stakelberg, der inzwischen mit einer Tete Bianyupusa, mit Kavallerie das Taitsy-ho-Tal östlich Benzihu erreicht hat, glaubt Oyama sehr richtig mit schwächeren Teilen Kurokis, welche befestigte Paßsperren besetzt halten, auskommen zu können.

In dieser beiderseitigen Kräfteverteilung kommt es zur *Oktoberschlacht in drei räumlich getrennten Gruppen.* Eine japanische Ueberlegenheit ist nur gegen die schwache Mittelgruppe der Russen angehäuft, aber gerade diese findet eine große Stütze im Gelände, das hier am Gebirgsrand mit querliegenden Durchbruchstälern der abschnittsweisen Verteidigung besonders günstig ist. Sarubajew kann, trotz wiederholter Umfassungsversuche der Japaner, nach rückwärts der Umarmung entschlüpfen. Oku gelingt es zwar, nach Moltkeschen Grundsätzen beiderseits umfassend, Bilderling zurückzudrängen; ein entscheidender Erfolg scheitert jedoch an den Stärkeverhältnissen. Radikal wäre es gewesen, gegen Stakelberg *und* Sarubajew lediglich die Armee Kuroki zu verwenden, mit Nodzu und Oku aber Bilderling von zwei Seiten anzugreifen und diese isolierte Gruppe in der Ebene, wo das Gelände den Umfassungsbewegungen kein Hindernis bot, wohl entscheidend zu schlagen. Das Ziel der europäischen Theorie ist von Oyama erkannt und wird angestrebt, nur die Ausführung läßt Wünsche übrig. Es war hier der seltene Fall einer großen Gruppenschlacht — vielleicht der erste bisher — gegeben, in welchem die eine Heeresleitung (Oyama) es noch in der Hand hatte, Kräfteverschiebungen vorzunehmen, nachdem die gegnerische Gruppierung erkannt war. Das Studium dieser Schlacht wird einmal ein großes kriegsgeschichtliches Interesse in Anspruch nehmen, gerade vom Standpunkt des japanischen Führerentschlusses aus. Warum Oyama der *stärksten* russischen Gruppe (Bilderling) nur ungefähr *gleiche* Kräfte gegenüberstellte, auf die schwache Gruppe Sarubajew aber eine Uebermacht versammelte, — dies zu klären, bleibt der *amtlichen* Geschichtsschreibung vorbehalten. Bis jetzt ist *ein* Grund denkbar: die russische Mittelgruppe war über die beiden Flügelarmeen ziemlich weit feindwärts vorausgeraten. Es lag etwas Verlockendes darin, dieses Vorprellen zu bestrafen. Vielleicht glaubte Oyama mit Sarubajew in kürzester Frist abrechnen und dann mit ganzer Kraft sich auf die Hauptgruppe in der Ebene, die Oku möglicherweise nur festhalten sollte, werfen zu können. Klar ist für jedermann, daß ein Sieg über die stärkste Gruppe für das Ganze ungleich entscheidender gewesen wäre als ein Sieg über die schwächste. So, wie die Verteilung nun einmal gewählt wurde, endete die Gruppenschlacht, wie jede zuvor, ohne eigentliche Entscheidung.

Kuropatkin zieht nach der Oktoberschlacht seine Kräfte in der schon vorbereiteten Schaho-Stellung (Nordufer) zusammen; auch Stakelberg, der im Gebirge inzwischen nur Vortruppenkämpfe geliefert hatte, wird zurückgerufen und an den linken Flügel herangezogen.

Die Japaner folgen bis zum Südufer des Schaho und legen sich hier in befestigter Stellung gegenüber. Ein Entscheidung suchender Angriff der Japaner mit den *bisherigen* Kräften war bis auf weiteres selbstredend ausgeschlossen; der Erfolg, der gegen die *getrennten* Gruppen der Russen im *freien Felde* nicht hatte erreicht werden können, war gegen die *wiedervereinigten* Streitkräfte in *verstärkter Stellung*

Digitized by Google

undenkbar, so lange nicht ein erheblicher Kräftezuwachs den Japanern durch das Freiwerden der Belagerungsarmee von Port Arthur entstand. So war Oyama, wie die Dinge nun lagen, verurteilt, auf den Fall Port Arthurs zu warten. Man wird kaum fehl gehen, wenn die verzweifelten Sturmversuche Nogis gegen permanente Werke, ohne artilleristische und pioniertechnische Vorbereitung, — Sturmversuche, die in ihrer Rücksichtslosigkeit in der Geschichte ohne Beispiel dastehen — auf diese Forderung der allgemeinen Lage zurückgeführt werden.

Ebenso wie sein Gegner, konnte auch Kuropatkin in der nun folgenden Zeit einen entscheidenden Angriff gegen die verschanzte japanische Stellung nicht wagen, vor nicht die tropfenweise eintreffenden Verstärkungen ihm eine hinreichende Ueberlegenheit sicherten.

Auf solche Weise erklärt sich sehr einfach der mehrmonatige Stillstand am Schaho, der durchaus kein Zurückfallen in die Zeit des Positionskrieges bedeutet. Diese völlig naturgemäße Pause hat nur unserer nervösen Zeit, der unzufriedenenen haussebedürftigen Börse und einer sensationslüsternen Presse zu lange gedauert. Napoleon war doch sicher der Mann der raschen Tat, der schnellen und großen Entscheidungen; und doch sehen wir zwischen Aspern und Wagram ihn sechs Wochen lang auf der Lobau liegen, nur durch einen Donauarm von den Oesterreichern getrennt.[8]) Auch e r wartete ab, bis neue Marschregimenter aus Frankreich und die italienische Armee bei ihm eintrafen.

Man könnte vielleicht die Frage aufwerfen, ob nicht ein Mann mit energischem Siegeswillen während dieses Stillstandes eine Entscheidung zu russischen Gunsten hätte erzwingen können. Die Lage im großen forderte den Versuch heraus; das Schicksal Port Arthurs war nur mehr eine Frage der Zeit; ein russischer Sieg am Schaho konnte mit einem Schlage die Festung befreien, den Feldzug beenden. Das Kräfteverhältnis sprach zum mindesten nicht dagegen, Kuropatkin war von Anfang an um 3—4 Divisionen stärker und erhielt von Woche zu Woche frische Truppen hinzu. Aber man darf eines nicht vergessen: den Sieg konnte nur der A n g r i f f bringen, und zum Angriff gegenüber einem neuzeitlich ausgerüsteten und ausgebildeten Gegner war die russische Infanterie-Taktik um 100 Jahre zurück. Das war Dragomirows Schuld, des Verfassers des russischen Reglements. Er ist es, der seine Augen allen Warnungen der neuesten Kriegsgeschichte verschloß, der den drastischen Beispielen von Nachod, Skalic, Trautenau, Königgrätz, St. Privat und Magersfontein den Satz entgegenstellte: „Der Schützenangriff mag gut sein für die Deutschen; Bataillone von Analphabeten muß man zu Massen zusammenhalten; r u s s i s c h e I n f a n t e r i e k a n n n u r m i t d e m B a j o n e t t - M a s s e n s t o ß den Sieg sich holen!"

Das Blut von Abertausenden, die nutzlos fielen unter dem japanischen Schnellfeuer, klagt diesen grausamen Irrtum an. Kuropatkin trifft keine Mitschuld; er trat vor dem Kriege wiederholt in scharfe Gegnerschaft zu dem „Unfehlbaren". Selbst wenn er es gewagt hätte, als Generalissimus durch einen Tagesbefehl eine moderne Angriffsweise anzuordnen, es wäre zu spät gewesen! Eine ganze Armee kann nicht von heute auf morgen aus ihrer taktischen Haut heraus; Führer und Truppen streifen nicht leichthin angesichts des Feindes alles das ab, was sie in langen Friedensjahren mühsam erlernten — vor allem kann dies nicht einem so orthodoxen, konservativen, ja lethargischen Volk, wie es die Russen sind, gelingen.

Die neuere Kriegsgeschichte kennt drei schlagende Beispiele, wie schwer es ist, im Kriege eine rückständige Friedenstaktik über Bord zu werfen und auf den Gefechtsfeldern selbst eine neue sich anzueignen. Wenn nicht Intelligenz der niederen Führer, Gelehrigkeit der Truppe selbst diese Schwierigkeit überwinden — par ordre du Moufti geht das nicht! — Nach den ersten blutigen Lehren des Jahres 1866 hat Benedek dies noch vor Königgrätz versucht; ein Tagesbefehl vom 28. Juni lautet: „Die nicht unbedeutenden Verluste, die die Infanterie in den bisherigen Gefechten erlitten hat, lassen mich die Ueberzeugung gewinnen, daß dieselbe in die Aktion und insbesondere zum Bajonett-Angriff beordert wurde, bevor der Feind durch ein ruhiges, rasches und richtiges Artilleriefeuer erschüttert und wankend gemacht ist u. s. w." Es war zu spät; 5 Tage darauf zerschellten ganze Armeekorps, in Massen zusammengehalten, bei Chlum und Rosberic an dem preußischen Schnellfeuer.

Ein zweites Beispiel liefert 1870. Moltkes prophetische Aufsätze „über den Einfluß verbesserter Feuerwaffen auf die Taktik" waren nicht gewürdigt worden; die erst 1869 ausgegebenen Verordnungen für die höheren Truppenführer waren naturgemäß noch nicht weiter herab in die Armee eingedrungen. So hatte 1870 die nach dem Reglement von 1847 ausgebildete preußische Infanterie noch ihre „Dragomirows" in allen Dienstgraden herab bis zum Kompagniechef; der 18. August hat es bewiesen, bei St. Privat und bei St. Hubert. Da kam am 21. August ein scharf gehaltener Tagesbefehl[9]) des Königs; hier nur der Schlußsatz: „Ich lasse dem braven Vorwärtsstürmen der Infanterie gewiß die vollste Anerkennung zuteil werden, e r w a r t e a b e r v o n d e r I n t e l l i g e n z d e r O f f i z i e r e, daß es ihnen gelingen werde, durch eine recht geschickte Benutzung des Terrains, durch eine gründlichere Vorbereitung des Angriffs und durch Anwendung e n t s p r e c h e n d e r e r F o r m a t i o n e n dieselben Erfolge künftig mit g e r i n g e r e n O p f e r n zu erreichen."

Und nun zeigte es sich, was ein intelligentes Offizierskorps, eine gelehrige Truppe vermögen. Schon im Sedan-Feldzug und besonders in den Kämpfen gegen die Heere der Republik ersteht mitten in dem blutigen Ernst des Krieges selbst eine neue Taktik, der ausschließliche Schützenkampf.[10])

Das dritte Beispiel endlich — der Gegenwart noch in frischer Erinnerung — hat der Transvaal-Krieg gezeigt. Obwohl im Besitze eines neuzeitlichen Reglements, konnten die Engländer, bisher durch leichte Erfolge verwöhnt, erst nach harter Lehrzeit die Kampfweise finden, die gegenüber den burischen Einzelscharfschützen übermäßige Verluste vermied.

Ich komme — nach dieser Abschweifung — zurück zu den Russen. Kuropatkin mochte wohl einsehen, daß jeder Versuch, eine neue Angriffstaktik zu schaffen, vergeblich sei. Hierzu war vor allem das Gros seiner Unterführer — Subalterne und Unteroffiziere — nicht regsam genug; und die Mehrzahl der Mannschaften wäre höchstens unsicher, im Vertrauen zu den Offizieren irre geworden. Wenn sonach Kuropatkin die japanischen Befestigungslinien am Schaho wirklich angreifen wollte, dann mußte er in Gottes Namen die wehrlosen Menschenhaufen, so wie sie ihm Dragomirow in die Hand gegeben, in das Schnellfeuer der

8) Man hat es als eine sonderbare Idylle bezeichnet, daß am Schaho Japaner und Russen hüben und drüben ganz friedlich zum Wasserholen kamen und ihre Pferde im Flusse tränkten. Dort an der Donau, im Sommer 1809, sahen auch österreichische Posten ruhig zu, wie die Franzosen vor ihren Augen im Stadler-Arme gemütlich badeten.

9) Das Generalstabswerk hat diesen Befehl nicht wiedergegeben, nur bei Hahnke, die Operationen der 3. Armee, Seite 90, ist er aufgenommen.

10) Ganz besanders wir Bayern dürfen mit Stolz auf unsere damaligen Bataillonskommandeure und Kompagniechefs zurückblicken, — hatten sie ja von i h r e r Friedensausbildung (nach österreichischem Muster) noch einen erheblich w e i t e r e n Weg zu der neuen Taktik zurückzulegen. Wörth und Orleans zeigen deutlich den Anfangsgrad und den Fartschritt in der Leitung des zerstreuten Gefechts. Schon 1866 war dieses Anpassungsvermögen in einem gewissen Grade bewiesen warden. General v. Malaise hatte aus dem Hauptquartier Benedeks schon nach den ersten Gefechten in Böhmen die eindringliche Warnung heimgeschrieben, gegenüber dem preußischen Schnelladegewehr keine massigen Ziele zu zeigen, aielmehr möglichst lockere Farmationen anzuwenden. Ein Vergleich der bayerischen und österreichischen, durch die Zündnadel verursachten Verluste beweist, daß es der niederen Führung der Bayern gelang, dieser Farderung in letzter Stunde gerecht zu werden.

Digitized by Google

Japaner hineinjagen. Wer möchte ihn und seine Generale anklagen, wenn eine gewisse „Blutscheu" sie ergriff, sie, die Führer — nicht die Truppen, nein, beileibe nicht —; die Kriegsgeschichte weiß ja zu gut, daß russische Infanterie nach 70 Prozent Verlusten noch angriffsfähig ist (Plewna, Grüner Berg). Jedenfalls konnte man bei dem kostspieligen Angriffsverfahren, das den Russen nun einmal auf den Leib geschrieben war, unmöglich mit nur einem Drittel Mehrheit den Angriff wagen. Das Kapital an Menschenleben mußte erst größer werden, bevor man den Einsatz wagte.

Solche Erwägungen waren es wohl, die jede *große* Initiative erstickten. Die verschiedenen kleinen Ansätze zu offensiver Tätigkeit, wie der Raid Mischtschenkos, die opfervollen Angriffe Gripenbergs auf Sandepu, sehen sich an, so hilflos, wie konvulsivische Bewegungen der Extremitäten eines gelähmten Körpers, hervorgerufen durch Spornstiche aus St. Petersburg. Die Einwirkungen auf die Entschlußbildung im russischen Hauptquartier, die den verantwortlichen Führer bald vorwärts trieben, bald wieder hemmten, haben große Aehnlichkeit mit jenen, denen 1866 Benedek unterlag; er wie Kuropatkin sind scheinbar selbständig, vom Vertrauen ihres Monarchen getragen und hängen doch wie Marionetten an einem Telegraphendraht. Vielleicht wird die Kriegsgeschichte auch einmal Aehnlichkeiten finden in den inneren Verhältnissen des Armeestabes, in den an Anarchismus grenzenden Beziehungen zwischen dem Oberfeldherrn und seinen Armeeführern; vielleicht werden dann auch für den Zug Gripenbergs auf Sandepu ähnliche Motive persönlichen Ehrgeizes bloßgelegt werden, wie sie einen Thun und Festetics aus den befohlenen Stellungen heraus in den Swiep-Wald führten.

Gerade solche blutige Fehlschläge, wie jener von Sandepu, hatten eine lähmende Rückwirkung auf die Entschlußkraft des obersten Führers, sie zwangen Kuropatkin geradezu, neuerdings Menschenersatz abzuwarten, um die unnützen Verluste wieder auszugleichen.

So kam es, daß Port Arthur nicht entsetzt wurde, daß die Festung fiel, daß Oyama Zeit gewann, die freigewordene Armee Nogi und die schweren Belagerungsgeschütze an den Schaho heranzuziehen — alles, ohne daß ein großer, einheitlicher Schlag von russischer Seite erfolgte.

Und so war es denn Oyama, der den Bann brach und die Vorhand an sich riß. Es ist noch immer nicht festgestellt, ob die Japaner nach dem Einrücken der Armee Nogi am Schaho die zahlenmäßige Ueberlegenheit oder nur die Ebenbürtigkeit erreicht hatten. Fest steht nur, daß Oyama die Gunst des Augenblicks mit Entschiedenheit, ja vielleicht mit Verwegenheit ausnützte, mit einer Verwegenheit, die man versteht, wenn man annimmt, daß Oyama die inneren Verhältnisse des russischen Hauptquartiers eben so gut kannte, wie Napoleon jene seines Gegners bei der — nach Moltke — „tollkühnen" Feldzugseröffnung von 1809.

Durch seine Agenten hatte Oyama wohl sichere Kenntnis, daß ein ganzes neues Armeekorps und eine Schützenbrigade sich auf den Schienen der sibirischen Bahn befand; bevor diese erheblichen Verstärkungen eintrafen, wollte er angreifen. Seinem Angriffsgedanken, so wie er nachher in die Erscheinung trat, ist zum erstenmal die radikale Napoleonische und Moltkesche *Vernichtungstendenz* zu eigen.

Eine geschickte Täuschungsoperation leitete die Märzschlachten, die vorläufig den Sammelnamen der Schlacht von Mukden tragen, ein. Kuroki, der „Gebirgsspezialist", wurde mit dieser Demonstration beauftragt. Er brach in etwa 5 Kolonnen im Gebirge gegen den linken russischen Flügel (Linewitsch) an den Pässen südlich des Hun-ho vor, unterstützt durch einen gleichzeitigen Angriff der Armee Nodzu gegen die Südfront (Bilderling) des Schanzenlagers von Mukden. Kuropatkin wurde anscheinend wirklich getäuscht; er glaubte wohl an eine Wiederholung des Manövers von Liaoyan, das damals in einer Umfassung seines linken Flügels gipfelte. Er verstärkte sogleich Linewitsch aus den nördlich von Mukden — wieder zentral — zurückgehaltenen Reserven (Kaulbars). Kaum ist diese Verschiebung vorgenommen, so beginnt der wirkliche Schlachtenplan Oyamas sich zu entschleiern: *Entscheidende Umfassung des rechten Flügels durch zwei ganze Armeen (Oku und Nogi), verstärkt noch überdies aus der Frontgruppe (Nodzu).*

Besonders die Kräfte-Entfaltung des starken *linken* Flügels erinnert in ihrer Anlage und in ihrer überraschenden Wirkung entschieden an Metz und Sedan, nicht minder auch durch die Kühnheit, die sich in den „Flankenmärschen innerhalb der taktischen Wirkungssphäre des Gegners" ausspricht. Division auf Division marschiert hinter der nach Osten eingeschwenkten Front der Umgehungsgruppe nordwärts weiter, immer wieder alles überflügelnd, was Kuropatkin eiligst zur Abwehr zusammenrafft und entgegenwirft; offenbar zu spät über die Bewegung unterrichtet, hat er nicht mehr die Zeit, um die Japaner noch *während* der Umgehungsbewegung durch einen Vorstoß in der Flanke zu fassen, gegenüber den bereits eingeschwenkten Fronten muß er sich von vorne herein auf eine verzweifelte Abwehr beschränken. Da er zudem einen großen Teil seiner Reserven gegen die Demonstration Kurokis verausgabt hatte, so mußte er ganze Divisionen aus seiner Südfront herausreißen, um sie der immer drohenderen Umfassung seines rechten Flügels entgegenzuführen. Die Hartnäckigkeit, um nicht zu sagen, blinde Verzweiflung, mit der der unglückliche Führer kämpfte, würde wohl ohne Zweifel zu seiner völligen Vernichtung *auf dem* Schlachtfelde, zu einem Sedan geführt haben, wenn nicht ein *Zufall*, der Oyama wohl sehr unerwünscht kam, gerade noch rechtzeitig den Rückzugsentschluß bei Kuropatkin ausgelöst hätte.

Die Südfront Bilderling war durch die Abgaben an die gegen Westen gerichtete Abwehrflanke eine äußerst dünne geworden. Diese Tatsache wurde von Nodzu erkannt; da überdies der gefrorene Hunho kein Fronthindernis bildete, so ließ das bereits sprichwörtlich gewordene japanische Ungestüm zu einem — hier sehr leichten — taktischen Durchbruch sich hinreißen. Mit dem Durchbrechen dünner Linien ist aber die Arbeit noch nicht getan; erst die Fortsetzung des Durchbruchs kann die Entscheidung bringen, indem die eingedrungenen Massen sich teilen, rechts und links einschwenken und die durchbrochenen Linien von der Bresche aus aufrollen. Für diesen *zweiten* Akt des Durchbruchs war jedoch Nodzu, der seinerseits Teile an Oku hatte abgeben müssen, nicht stark genug.

Anderseits aber war die *Nachricht von dem Durchbrechen* seiner Südfront für Kuropatkin bestimmend, *den allgemeinen Rückzug auf Tieling gerade noch in letzter Stunde zu befehlen.*

So kam es, daß diese größte Schlacht der Kriegsgeschichte, trotz der auf *Rings*umfassung gerichteten Schlachtanlage, nur den Ausgang von Leipzig und Königgrätz, nicht jenen von Sedan hatte nehmen können. An Oyamas Fähigkeiten und festem Willen hat es nicht gefehlt, wenn er das Ziel, das er sich nach Moltkeschem Vorbild gesteckt hatte, nicht erreichen konnte. Es gilt hier, wenn irgendwo, das Moltke-Wort aus dem bekannten klassischen Aufsatz „Ueber Strategie":[11]) „Zur Rechnung mit einer bekannten und einer unbekannten Größe — dem eigenen und dem feindlichen Willen — treten noch dritte Faktoren, die sich vollends jeder Voraussicht entziehen, . . . Mißverständnisse und Täuschungen, kurz alle die Einwirkungen, welche man Zufall, Verhängnis oder höhere Fügung nennen mag, die aber der Mensch weder schafft, noch beherrscht."

Auch in der *Verfolgung* nach der Schlacht von Mukden zeigte sich Oyama als Moltkes würdiger Schüler, ja, in der Praxis vielleicht seinem Meister überlegen. Moltke hat selbst zugegeben, daß ihm nach Königgrätz der

[11]) Bei der zurzeit herrschenden Vorliebe für Essays darf an dieses glänzende Muster eines solchen aus Moltkes Feder erinnert werden. (Taktisch-strategische Aufsätze Seite 291.)

„mitleidlose Wille fehlte, der dazu gehört, den Truppen, die seit Tagen marschiert, gefochten und gehungert hatten, statt der erhofften Ruhe neuerdings Strapazen und Gefahren aufzuerlegen“. Oyama hatte diesen mitleidlosen Willen, welcher sogar einen Napoleon, der doch 1806 die Preußen von Thüringen bis an das Meer gejagt hatte, bisweilen im Stiche ließ, wie in den Tagen von Regensburg.

Auch in der Art, wie der japanische Feldherr die Verfolgung ansetzte, ist er Moltkes Rat gefolgt, wenn dieser in der Instruktion für die höheren Truppenführer[13]) sagt: „Damit die Verfolgung an einem Defilee nicht ins Stocken gerate, wird es sich empfehlen, von vornherein in mehreren Parallelkolonnen vorzugehen. Der Gegner, welcher sich keiner Umfassung aussetzen darf, wird dann auch den Widerstand in der Front frühzeitig aufgeben müssen.“

So fiel die starke Lagerfestung Tieling ohne ernsten Kampf in die Hände des Verfolgers. Die japanischen Parallelkolonnen, welche die auf der Mandarinenstraße sich zurückwälzende Hauptmasse beiderseits zu überholen drohten, steigerten das Tempo des Rückzugs zur Flucht und die russischen Verluste zu einer Höhe, die einem Sedan völlig gleich kommen. „Les militaires savent, que ce n'est que dans la déroute qu'on perd des hommes“ schreibt Napoleon.

•

Was nun?

So parador es klingen mag — die russischen Chaneen sind im Steigen. Es wird den Japanern kaum mehr gelingen, die Russen noch einmal zur Entscheidung in offener Schlacht zu stellen; diese werden, wie 1812, ihren Vorteil darin finden, daß sie längs der Bahn, durch diese wohl verpflegt und von Woche zu Woche verstärkt, sich langsam in die Tiefen des Hinterlandes zurückziehen. Je weiter die Japaner folgen würden, um so mehr müßten sie an Etappentruppen ausscheiden, um so schwächer müßte werden, was am Feinde bleibt.

Freilich ist der russische Rückzug nicht so völlig frei wie 1812, er ist an die Bahn gebunden; diese führt zuerst nordwärts bis Charbin und biegt hier im rechten Winkel nach Westen um.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Japaner versuchen, auf der Hypotenuse marschierend, die Bahn hinter den Russen zu erreichen. — Ein solcher Gewaltmarsch von mehreren hundert Kilometern, teilweise durch Hunger- und Durstland, ohne geregelten Nachschub, dürfte wohl selbst japanische Energie übersteigen.

Und noch ein Parador! Wenn es sonst das Bestreben des Siegers ist, vor dem Friedensschluß möglichst viel feindliches Gebiet im Besitz zu haben, so ist hier das Gegenteil gegeben: je weiter die Japaner im Feindesland vordringen, um so schwächer wird ihre militärische Situation, um so schwächer demnach auch die Basis, auf welcher es ihnen noch möglich ist, dem Gegner harte Friedensbedingungen zu stellen.

Die Strategie ist am Ende angelangt, staatsmännische Klugheit muß an ihre Stelle treten, um den gewollten Kriegszweck zu erreichen.

[13]) Taktisch-strategische Aufsätze, S. 216.

Bücher und Zeitschriften.

† Moritz v. Schwind. Die bei der vorjährigen Zentenarfeier zu Ehren von Moritz v. Schwind veranstaltete, mit so großer Teilnahme und Begeisterung aufgenommene Ausstellung seiner Werke hat durch das Doppelheft in Hanfstaengls „Kunst unserer Zeit“ (16. Jahrgang, 4. und 5. Heft, auch in Separatausgabe erschienen) einen erfreulichen, zu steter Erinnerung gereichenden Nachhall gefunden. Auf 12 großen Tafeln und mit 39 Textillustrationen wird eine stattliche Auswahl seiner Schöpfungen geboten, darunter Werke, welche wenigstens in solcher Reproduktion noch nicht in die Oeffentlichkeit kamen; beispielsweise der schalkhafte, in Schwinds biographischen Erinnerungen und Jugenderlebnissen wurzelnde „Wunderliche Heilige“, das reizende „Bacchantenfest“, eine ganz unvergleichliche Leistung von Schönheit, Grazie, Anmut und entzückender Lustbarkeit; das Transparent (1849) zur Frankfurter Feier von Goethes Geburt; das „Die Künste im Dienste der Religion“ schildernde Tafelbild, wozu Schwind bei seinem venezianischen Aufenthalt (1835) durch Giorgione und Bellini die Anregung empfing. Hier findet sich auch die humorvolle Huldigung für die von der Bühne scheidende, heute noch unvergessene Opernsängerin Marie Hetzeneder (nachmalige Frau Regierungsrat v. Mangstl), welche in der Titelrolle von Lachners Oper „Katharina Cornaro“ die Krone errang; ferner die zum erstenmale nach dem Originalgemälde photographierte „Symphonie“, die Szene „Auf der Donaubrücke“ (zu deren Ornamenten Schwind indessen die Eisenguß-Füllungen der alten, nun beseitigten „Steinernen Isarbrücke“ zu München benützte), dann das auf drei Platten in so kleinem Format mit solcher Schärfe vordem nicht reproduzierte „Aschenbrödel“ und jene den Genius Mozarts verkörpernden „Zauberflöte“-Fresken aus der Wiener Loggia: welche Perlen! Auch unter den Textbildern befinden sich Inedita, zum Beispiel der als Inkunabel bedeutsame (Oster-) „Spaziergang vor dem Tor“; die „Gotische Stadt“, „König Ermanrichs Gastmahl in Rom“, das anmutende Bildnis von Schwinds schöner Schwägerin, mehrfache Studien, Skizzenblätter und die erste, als Rand einer Schüssel gedachte Fassung der „Melusine“. Als erfreuliche Textbeigabe folgt Schwinds großzügige Biographie durch Dr. Otto Weigmann, der mit pietätvollstem Erfassen das Werk und den Meister in einem Zug und Guß schildert. Weit entfernt von allem aufdringlichen Besserwissen, gewährt er uns tiefe Einblicke in die Seele des schaffenden Künstlers, in die leisesten Regungen und Beziehungen. Unser Führer hat seine schwierige Aufgabe glücklichst gelöst. Er sparte, was namentlich auch bei seiner Exegese der im gleichen Verlage edierten „Lachner-Rolle“ gerühmt werden muß, keine Mühe, um alle offen oder versteckt mitspielenden Personen und Faktoren zu eruieren und so das betreffende Werk den Epigonen zum förderlichsten Verständnis klar zu legen. Und dieses schwere Amt löst er in einer anmutigen heiteren Sprache, mit jovialem Humor; dabei bleibt er streng bei der Sache, erlaubt sich keine schöngeistigen Konjekturen und kritischen Seifenblasen — alles in sicherer, gefälliger, feinfühliger Form und durch das rechte Wort die Bilder der Einsicht des Lesers und Beschauers noch näher bringend und vermittelnd.

Allgemeine Rundschau.

Das Alter der „Steinkreise“.

Ueber den Zweck und das Alter jener Denkmäler keltischer Völker, der „Cromlechs“ oder „Steinkreise“, die sich hauptsächlich in England vorfinden, gehen die Anschauungen der Archäologen auseinander. In der letzten Sitzung der Londoner „Royal Society“ hat nun Sir Norman Lockyer eine Abhandlung vorgetragen, nach der die Steinkreise mit dem religiösen Kult der Sonnenanbetung in Verbindung zu bringen sind und ihre Lage durch gewisse astronomische Merkmale zu erklären ist. Früher hielt man diese Denksteine für Monumente an den Gräbern verehrter Toten, oder man faßte sie ganz allgemein als Kult- und Opferstätten auf. Wirklich sind ja auch einige kleinere Steinkreise mit Begräbnisplätzen verbunden. Die Vermutung, daß die „Cromlechs“ bei Salisbury in England Ueberreste eines alten Sonnentempels seien, wird durch die Untersuchungen Lockyers bestätigt. Vor etwa vier Jahren machte er mit Penrose sorgfältige Studien am Stonehenge bei Salisbury. Dort lag einst außer dem äußeren Ring behauener Sandsteinpfeiler, die durch Horizontalbalken miteinander verbunden waren, und dem unvollkommenen inneren Ring unbehauener sogenannter „blauer Steine“ eine hufeisenförmige Gruppe behauener Denkmäler, die aus drei Steinen bestanden und wieder einige „blaue Steine“ umgaben. In einiger Entfernung außerhalb

Digitized by Google

des äußeren Ringes stehen dann noch vier andere Steine, von denen zwei die Enden einer Linie bilden, die den ganzen Steinekomplex in der Mitte trennt, während die zwei anderen auf einer Linie liegen, die das Hufeisen in gleiche Teile teilt. Es ist nun seit langem bekannt, daß man am Morgen des längsten Tages, wenn man mit dem Rücken gegen das mittlere Monument aus drei Steinen steht, die Sonne über jenem einen der äußeren Steine, der noch aufrecht ragt, fast emporsteigen sehen kann. Dieser aufrechte Stein heißt „Friars Heel". Da sich nun der Ort des Sonnenaufganges, wenn auch nur sehr langsam, ändert, so konnte Lockyer nachweisen, daß etwa um das Jahr 1680 v. Chr. der „Friars Heel" genau die Stelle angab, an der die Sonne über den Kreidehügeln auftauchte. Von den beiden anderen äußeren Steinen bezeichnete der eine die Stelle des Sonnenunterganges in der ersten Maiwoche, der andere die des Sonnenaufganges an dem entsprechenden Novembertage. Lockyer erklärt die Stellung dieser beiden Steine daraus, daß hier sich noch ein früherer Tempel erhoben habe, der zu einer Zeit errichtet wurde, als das Jahr nach diesen Jahreszeiten berechnet wurde. Von diesem Tempel ist freilich nichts mehr übrig geblieben, denn die Annahme mancher Archäologen, daß die unbehauenen „blauen Steine" älter seien als die behauenen, hat sich nicht als wahr erwiesen. Die Untersuchungen Gowlands im Jahre 1901 haben ergeben, daß die gegenwärtigen Denkmäler ein und demselben Zeitalter entstammen. Gowland schlug damals aus anderen Erwägungen als Datum für die Errichtung der Opferstätte die Zeit um 1800 v. Chr. vor und suchte eine Verbindung mit der Sonnenverehrung in Japan herzustellen. Nun hat Lockyer ähnliche Grundsätze bei der Erforschung zweier anderer Steinkreise in England angewandt, die ebenfalls mit einer Zeitrechnung nach Maijahren zusammenzuhängen schienen. Es sind ja auch in Aegypten und nach den Forschungen von Penrose auch am Parthenon die Standorte bestimmter Sterne am Himmel auf der Erde durch Errichtung von Monumenten bezeichnet worden, die mit den heiligen, durch sie bestimmten Jahreszeiten in Verbindung standen. So sollen nach Lockyer die drei „The Hurlers" genannten Steinkreise bei Liskeard mit dem Sternbild des Arcturus in Verbindung stehen. Lockyer nimmt nun ebenfalls eine Beziehung der Steinkreise zu Stanton Drew zu dem Sternbilde des Arcturus an und bestimmt, wie er die Errichtung der „Hurlers" nach der heutigen Stellung des Arcturus auf 1600 ansetzte, die Entstehung dieser Steinkreise um 1200 v. Chr. Da man heute darüber einig ist, daß alle diese Denkmäler der späteren Steinzeit oder der früheren Bronzezeit angehören, die in Großbritannien im 15. Jahrhundert v. Chr. sich berühren, so würde durch diese Benützung astronomischer und archäologischer Beweismomente das Alter dieser Steinkreise erwiesen sein.

※

Hochschulnachrichten.

* **Berlin.** Nach längerem Leiden ist am Dienstag (4. d. M.) der außerordentliche Professor an der hiesigen Universität Dr. Paul v. Winterfeld im 33. Lebensjahre gestorben. Am 20. August 1872 zu Thymwalde in Westpreußen geboren, wurde Winterfeld 1899 als Privatdozent für Latinistik an der Universität Berlin zugelassen. 1903 erhielt er eine außerordentliche Professur. Winterfelds Arbeit war besonders auf die Erforschung des lateinischen Schrifttums in der Zeit des Ausganges des Altertums und während des Mittelalters gerichtet. Er begann mit Studien zur Kenntnis des Rufus festus Avienus. Es folgten „Beiträge zur Quellen- und Textkritik der Wetterzeichen des Avien". Ein Verdienst erwarb sich Winterfeld durch seine Teilnahme an der Ausgabe der lateinischen Dichter des Mittelalters, die einen Teil der Monumenta Germaniae historica bildet. Zu vermerken sind ferner eine Ausgabe der Werke der Nonne Roswitha und eine Uebertragung von Ekkehards Gedicht von Walther und Hildegunde.

* Der bisherige Hilfsarbeiter an der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt Dr. E. Orlich ist zum Mitglied derselben und gleichzeitig zum Professor ernannt worden.

hc. **Dresden.** Der außeretatsmäßige außerordentliche Professor an der hiesigen Technischen Hochschule Dr. Erich Müller ist als ordentlicher Professor für physikalische Chemie und Elektrochemie, sowie chemische Technologie an Stelle des Dezember 1904 verstorbenen Professors Dr. Guido Bodländer an die Technische Hochschule zu Braunschweig berufen worden.

hc. **Wien.** Der Professor der Elektrotherapie und Nervenpathologie an der hiesigen Universität Dr. Moritz Benedikt wurde zum Ehrenmitglied der königlichen Akademie der Medizin in Rom ernannt.

* Von der Wiener Universitätsbibliothek. Die N. Fr. Pr. berichtet: Der neue alphabetische Bandkatalog ist vollendet. Am 30. v. M. wurde der letzte Band zur Benützung aufgelegt und damit die nahezu 3½ Jahre währende große Arbeit abgeschlossen. Mitte des Jahres 1901 — sofort nach Beendigung der Neusignierung und Neuaufstellung der Bibliothek — hatten die ersten Arbeiten begonnen, da der damals im Gebrauch befindliche alte, seit 1850 bestehende Katalog in keiner Weise mehr den Anforderungen entsprach. Nicht weniger als sechzig Foliobände zählt der neue Katalog, der eine außerordentliche Erleichterung in der Benützung der Bibliothek darstellt, da ein Buch nie auf mehr als zwei Seiten gesucht zu werden braucht.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Zwölf Artikel über den Ausbau der bayerischen Realschulen.

I. Der Ernst der Lage.
II. Die Überbürdung.
III. Abschaffung der Überbürdung.
IV. Die Industrieschule.
V. Die Oberrealschule.
VI. Bürgerliche Bildung, praktisches Leben.
VII. Die neue Schule für die neue Zeit.
VIII. Oberrealschule und Gymnasium.
IX. Reformgymnasium und Mädchengymnasium.
X. Das weibliche Mittelschulwesen.
XI. Die Berechtigungen.
XII. Die Mündigkeit der Realschulen.

49 Seiten 8°. Preis geheftet 50 Pfg.

Die Zeitschrift für das bayerische Realschulwesen schreibt Band XIII, Heft 2, Seite 131:

„Unter diesen Ueberschriften weist der Verfasser in zwölf großzügig geschriebenen, von gründlicher Sachkenntnis, tiefem Verständnis und warmer Teilnahme zeugenden Artikeln und einem wirkungsvollen Schlußwort nach, daß das realistische Mittelschulwesen in Bayern „nicht nur an einem Wendepunkte, sondern an seinem toten Punkte angelangt" ist. Wo es vor allem fehlt und wie zu helfen ist, wird in den einzelnen Artikeln mit überzeugender Klarheit, wohltuender Kürze und wuchtiger Eindringlichkeit dargelegt. Die zwölf Artikel sind in dieser Hinsicht geradezu klassisch geschrieben und wir sehen absichtlich und mit gutem Bedacht von jeder Wiedergabe ihres Inhaltes ab: derart nach Form und Inhalt vorzüglich Geratenes muß jeder selbst lesen; die zwölf Artikel gehören in die Hand eines jeden Mittelschullehrers, eines jeden Abgeordneten des Landtages wie des Landrates, aller Eltern, denen es mit der Bildung ihrer Söhne und Töchter und mit deren Fortkommen Ernst ist, einer jeder Persönlichkeit, die mit unserem Mittelschulwesen nach Berufstellung oder Neigung zu tun hat, sie sind ein mächtiger Weckruf, daß Bayern nicht trauriger Rückständigkeit verfalle und seine eigenen Landeskinder empfindlich schädige, ein energisches „Perrumpendum est tandem"."

Zu beziehen durch die Geschäftsstelle der Allgemeinen Zeitung, München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Ein Zeitroman.

In dem neuesten Roman von Kurt Aram — er ist „Schloß Ewich“ betitelt[1]) — ist vielfach die Rede von der gefährlichen Ueberschätzung des rein Geistigen in der menschlichen Natur gegenüber dem Animalischen. Unsere ganze jetzige Kultur leide darunter, meint der alte Landedelmann, in dessen Hause sich die Handlung des Romanes abspielt. Keines, weder das Geistige, noch das Animalische, dürfe auf Kosten des anderen leben, keines von beiden dürfe zu kurz kommen, wenn ein ganzer Mensch werden soll. „Ich glaube sogar,“ so philosophiert er, „das ist das eigentliche Problem des Christentums, wenn es auch kaum noch einer seiner offiziellen Verkündiger sieht. Man muß nur die Briefe des Paulus einmal daraufhin lesen, und man wird sehen, wie recht ich habe. Daß man damals, in jener animalischen, ja tierischen Zeit, den Geist betonte, ist ja selbstverständlich. Aber man tat es nicht, wie ich glaube, um ihm ein Vorrecht einzuräumen, sondern um Leib und Geist wieder in Harmonie zu bringen. Das Animalische verliert immer mehr an Kraft und Einfluß. Die Kirche sieht und hört davon natürlich nichts. Folglich treibt sie's ruhig weiter, als gelte heute, was vor zweitausend Jahren galt. Heute ist's nötig, das Animalische zu betonen und seine Tugenden.“ Unter diese Tugenden rechnet er vor allem die Treue, die Anhänglichkeit. „Die alten Germanen waren treu, weil sie animalische Menschen waren. Diese Tugend geht immer mehr verloren, weil wir zu sehr geistige Menschen sind. Da sagt man von der Frau Schulz, sie sei treu gewesen wie ein Tier, und glaubt, damit etwas Niedriges, vielleicht sogar Verächtliches zu sagen. Wie soll denn ein Mensch anders treu sein, wenn nicht wie ein Tier? ... Sieh dir doch nur das Verhältnis der Menschen von heute zueinander an. Alles Animalische fehlt. Deshalb schwindet die Anhänglichkeit, die Treue, deshalb geht das Familienleben in die Brüche. Oder ist die Wertschätzung, die das Kind den Eltern entgegenbringt, nicht vor allem etwas Animalisches?“ Und nun folgt abermals ein Ausfall auf „unsere offizielle, unsere kirchliche Moral“, die den Schaden, der aus der einseitigen Betonung des Geistigen in unserem ganzen Leben entspringt, nur dadurch kurieren zu können meint, daß sie dieses rein Geistige immer ausschließlicher betont.

Der dies vorbringt, ist in vieler Hinsicht eine Prachtnatur, einer von den Menschen, die die uns allen innewohnende Sehnsucht nach der gesunden Einfachheit der Natur in ihrem Leben auch in die Tat umzusetzen verstehen. Der Schloßherr von Ewich, Baron Joachim, ist nicht ein Feind des Geistigen; im Gegenteil, er sucht nach seinen Manifestationen ebenso im täglichen Leben wie in den Werken unserer großen Dichter und Denker; aber er ist ein Feind der Verzerrung des Geistigen, wie sie sich in unserer Großstadtkultur ihm darstellt. Er ist bemüht, in der Anordnung seines Lebens wie besonders in der Erziehung seiner einzigen Tochter Regina das Rousseausche Ideal von der Rückkehr zur Natur zu verwirklichen. So hat er das heranblühende Mädchen durchaus von jedem Verkehr mit der jenseit seines Gutsbezirks liegenden Außenwelt ferngehalten; nicht einmal die Kenntnis dieser Außenwelt hat er ihr eröffnet. Sie wächst auf wie eine Blume des Feldes, in dem holden Unbewußtsein aller Schädigungen, die schon dem jungen Menschenleben aus dem verwirrenden Treiben der großstädtischen Kultur erwachsen. Auch alles Sinnliche in ihrer Natur ruht noch gänzlich ungeweckt, da die Vorgänge des Entstehens und Hinsterbens in der kleinen ländlichen Menschenwelt, von der sie umgeben bleibt, ihr von Jugend auf als rein animalische und natürliche Ereignisse, deren tiefere Bedeutung sie nicht ahnt, entgegentreten.

Es liegt etwas künstlich Konstruiertes in diesen beiden Figuren des Vaters und der Tochter. Schon in dem vielen Theoretisieren des Barons Joachim und in der allzu unbefangenen und naiven Kindlichkeit Reginens vor der Katastrophe tritt uns das entgegen. Aber es ist doch ein lebenswarmer und lebensfreudiger dichterischer Sinn, aus dem diese Konstruktionen herausgeboren sind. Ein leuchtender Enthusiasmus für die wahren Wurzeln unseres Lebens spricht aus der Schilderung dieser beiden Hauptpersonen des Romans zu uns, und er trägt uns über die mancherlei Unwahrscheinlichkeiten ihrer Charakterzeichnung und einzelner Vorgänge ihres äußeren Lebens mit leichten Schwingen hinweg. Auch steht ihnen zur Seite die in voller, heiterer Lebensfülle empfundene und dargestellte Frau Ruth, die treffliche, warmherzige und verständige Gattin und Mutter, die durch ihr ganzes Wesen, durch ihr Reden und Tun, in wohltätiger Weise die Verbindung zwischen den ausgeklügelten Naturkindern und der wirklichen Natur bildet. Und das ländliche Leben, in dessen Abgeschlossenheit der Dichter diese drei Herrenmenschen hineinstellt, ist mit scharfer Beobachtung aufgefaßt und mit sicheren Strichen geschildert. Hier offenbart sich der gesunde Realist in Kurt Aram, den wir schon aus anderen seiner Schriften kennen gelernt haben, hier weiß der Dichter auch den Hang zur übertreibenden Karikatur, der manche seiner kleineren satirischen Skizzen unvorteilhaft entstellt, in künstlerischem Maßhalten glücklich zu meistern.

Nicht in gleicher Weise ist das der Fall bei der Zeichnung der dritten Hauptfigur dieses Romans, des großstädtischen Störenfrieds, der in den ländlichen Frieden mit den „Segnungen der Kultur“ in der Hand hereintritt. Baron

1) Schloß Ewich. Roman von Kurt Aram. Egon Fleischel u. Comp. Berlin 1905.

Joachim hat für den Unterhalt zweier Neffen zu sorgen und wünscht sie seinen Anschauungen gemäß so heranwachsen zu sehen, daß er ihnen, oder wenigstens einem von ihnen beiden, einmal sein Besitztum mit ruhigem Gewissen übergeben kann. Der Versuch, den älteren dieser Neffen durch Gewöhnung an die Einfachheit und Gesundheit des ländlichen Lebens und Wirkens zum Erben, vielleicht auch zum Schwiegersohne zu erziehen, ist ihm schon mißglückt. Wir finden diesen jungen Mann, der das ruhige Leben auf dem Gute nicht aushalten konnte, im Verlaufe des Romans in Berlin im letzten Stadium des Versumpfens wieder vor. Nun wiederholt der theoretisierende Erzieher zur Natur das Experiment mit dem zweiten seiner Neffen, dem Baron Albrecht, den er Jurisprudenz und Landwirtschaft hat studieren lassen und nach Vollendung dieser Studienzeit zu sich aufs Gut kommen läßt. Der junge Weltmensch kommt natürlich sehr ungern und findet anfangs alles scheußlich in dem kleinen Idealstaate Rousseauscher Observanz. Obwohl von Oheim und Tante aufs gütigste aufgenommen und von der jugendlichen Base zum mindesten nicht unfreundlich behandelt, wehrt er sich von Anfang an mit einer gewissen Verbissenheit gegen alle Versuche, ihn von der Gesundheit des ländlichen Lebens zu überzeugen. Er ist von der Ungesundheit der städtischen Kultur innerlich zerfressen, ein Skeptiker und Zyniker zugleich, im ganzen ein unangenehm vorlauter und unausstehlicher Bursche, wie sie glücklicherweise auch in den Großstädten nicht allzu häufig zu finden sind. In seiner haarscharfen Intelligenz, die mit vergiftender Kritik an allen Lebens- und Erziehungseinrichtungen des trefflichen Oheims herumnörgelt, hat wohl Kurt Aram das Ueberwuchern des Geistigen gegenüber dem gesunden Animalischen in der menschlichen Natur typisch darstellen wollen. Auf jeden Fall ist es ihm nicht gelungen, die Persönlichkeit dieses großstädtischen Kulturträgers uns besonders glaubhaft zu machen. Auch sie ist künstlich konstruiert, aber dieser Charakterkonstruktion fehlen die notwendigen Gegengewichte, die in den Figuren des Baron Joachim und seiner Tochter das Erkünstelte weniger auffallend machten. Die Frivolität, die den Grundzug des Wesens des jungen Barons Albrecht bildet, ist in karikaturartiger Zeichnung dargestellt; selbst die Erzählung von der traurigen Jugendgeschichte dieses Großstadtpflänzchens überzeugt uns nicht von der Notwendigkeit und Folgerichtigkeit seiner inneren Verkommenheit.

Hier hat der Dichter zu stark aufgetragen; seine Figuren sind, soweit sie innere Gegensätze ausdrücken sollen, lediglich Typen, nicht mehr lebenswahre Menschen. Die Gefahr, die jeder von einer These ausgehenden epischen Dichtung droht, daß die vorgeführten Persönlichkeiten nicht mehr im ruhigen Lichte der Wirklichkeit bleiben, sondern in der grellen Beleuchtung des Für und Wider hier zu dunkel und dort zu licht vor uns stehen, hat auch Kurt Aram trotz seiner ausgesprochen realistischen Begabung, die in allen Einzelheiten der Schilderung und Charakterisierung sich offenbart, nicht zu vermeiden gewußt. Unsere moderne Romanschriftstellerei ist nach dieser Richtung hin auf dem Wege, zu den Bösewichtern und Engeln der „alten Schablone“ zurückzukehren. Wie leicht diese verhängnisvolle Umkehr sich vollziehen kann, sobald eine ethische oder soziale Tendenz das Ganze beherrscht, lehrt dieser Roman aufs deutlichste.

Der großstädtische Bösewicht hat seine Cousine in einem Anfall von teuflischer Laune verführt und kehrt in den Sündenpfuhl der Großstadt zurück. Das arme Ding, das sich Mutter fühlt, würde der Verzweiflung verfallen, wenn nicht Frau Ruth, die schöne und dem Dichter aufs prächtigste gelungene Verkörperung der aufopferungsvollen, über allen Abgründen siegreich stehenden Weiblichkeit, die Tochter rettete und stützte. Den Vater Joachim hatten in dieser Krise im ersten Augenblick alle seine schönen Theorien vom Werte des Animalischen im Stiche gelassen. Aber nun kommt der wirklich feine und über alle Unwahrscheinlichkeiten der vorhergehenden Erzählung durch schöne innere Wahrheit hinausragende Schlußteil des Romans. Er ist ein Triumphlied auf die alle Nebel des Lebens sieghaft überwindende Mutterliebe. Wie Frau Ruth ihre Tochter zu neuer Erfassung des Lebens anspornte durch den Gedanken an das Kind, das sie unter dem Herzen trägt, so zieht nun Regine durch die Vermittlung dieses Kindes den pflichtvergessenen jungen Vater aus dem großstädtischen verderblichen Treiben in die reinigende Luft des Landlebens und damit zur inneren Gesundung und Erstarkung zurück. Um des Kindes willen heiratet sie den Verführer und macht aus ihm einen tauglichen, zielbewußten Menschen, lehrt ihn echte, reine Frauenliebe und das Gut wahren Familienglücks in einfachen ländlichen Verhältnissen kennen. Das Animalische, das beiden einen bösen Streich gespielt, dem jungen Manne, weil er es in seiner wahren und tiefen Bedeutung für unser ganzes Leben mißachtet und in den Schmutz herausgezerrt hatte, und Reginen, weil sie in der Traumhaftigkeit ihres bisherigen Lebens sich von der Gefahr, die es in sich birgt, überrumpeln ließ, ist nun in ihrem Dasein in ein schönes Gleichgewicht zum Geistigen, zum Ethischen getreten, und der alte Baron Joachim erfreut sich am Ende seines Lebens einer leibhaftig vor ihn hingetretenen Bestätigung seiner Theorie.

Daß diese Theorie von dem notwendigen Gleichgewicht zwischen Geistigem und Animalischem in unserem Leben, wie in der gesamten Kultur nicht neu ist, hat der brave Landedelmann, von dessen harmonischem Lebensabende die Schlußseiten des Romans in fast erbaulicher Weise berichten, sich, wie es scheint, nicht klar gemacht. Obwohl er seinen Damen in den langen traulichen Stunden der Winterabende die großen Menschheitsdichtungen und die Werke der bedeutendsten Denker vorgelesen hatte, hatte er nicht daran gedacht, daß die Erreichung jenes Gleichgewichts der Traum und das Sehnen aller Dichter und Volksbeglücker von jeher gewesen ist. „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust“ — so klagt es nicht nur aus allen großen, vom ewigen Zwiespalt des Menschlichen erfüllten Dichtungen heraus, so verkündet es uns auch das nie zum Stillstand gelangende Auf und Nieder in den kulturellen Bestrebungen der Menschheit. Baron Joachim macht die christliche Moral dafür verantwortlich, daß in unserer Zeit das Animalische in seinem Rechte verkannt, in seiner wahren Bedeutung für die Harmonie unseres Lebens zurückgedrängt sei; er übersieht dabei, daß die Betonung des Geistigen, das asketische Ideal, wie wir es einmal nennen wollen, durchaus nicht erst mit dem Christentum in die Welt gekommen ist und auch heute nicht in der „kirchlichen, der offiziellen Moral“ ihren alleinigen Grund hat. Der Zwiespalt liegt tiefer; er ist so alt wie alles bewußte menschliche Streben und wird auch erst erlöschen, wenn dieses Streben einst erkaltet. Er tritt in der Geschichte in tausenderlei Formen auf, je nach dem Charakter der jeweiligen Kultur und der sozialen Gestaltung einer Epoche, aber in seinem innersten Wesen bedeutet er immer dasselbe: die Flucht aus der Natur und die darauf notwendig folgende Rückkehr zu ihr.

Gerade in der Form, in der Kurt Aram das Problem stellt, scheidet die Rücksicht auf die „kirchliche, die offizielle Moral“ fast gänzlich aus. Unsere Zeit ist innerlich durchströmt von der Sehnsucht nach Rückkehr zur Natur; die stetig wachsende Kompliziertheit der kulturellen Lebensbedingungen erzeugt als notwendigen Gegenschlag diese Sehnsucht nach dem Einfacheren. Und daß Kurt Aram in seinem neuen Romane das erkannt hat und in scharfer Gegensätzlichkeit als Grundtendenz durchführt, beweist seinen scharfen dichterischen Blick für die Unterströmungen in unserem sozialen Leben. Er erkennt die Zersetzung, die ein ausgeprägter, gerade in der Luft der geistigen Zentren, der Großstädte, üppig gedeihender Intellektualismus in dem Kerne unserer Volksseele ausübt, und läßt seinen Baron Joachim ganz richtig auf die Bedeutung des Animalischen, des unverfälscht Natürlichen und Instinktiven gegenüber jenem überwuchernden intellektuellen Zug hinweisen. Aber was hat das im Grunde mit der kirchlichen Moral zu tun? Das Problem der Askese steht überhaupt dabei nicht zur Erörterung, denn es handelt sich bei dem Gegensatze, wie ihn Kurt Aram in seinem Romane durchführt, nicht um Zurückdrängung oder Abtötung des

Digitized by Google

Animalischen in der menschlichen Natur, sondern um seine Verkehrung. In dem jungen Baron Albrecht, dem Typus des großstädtischen Intellektuellen, erscheint das Animalische zu einem wilden, ungebändigten Triebe verzerrt, der erst durch die Gesundheit des ländlichen Lebens, in das ihn die kindestreue Regine herüberrettet, wieder seine volkserhaltende Bedeutung erlangt. Auch Baron Joachim will, indem er das Animalische im Leben seiner Gutsbevölkerung durch die Pflege der alten Sitte und durch gesunde Aufklärung in ruhige, geregelte Bahnen leitet, lediglich der Ausartung dieses großen Lebensprinzipes vorbeugen. Er nimmt dabei die kirchliche Moral gern zu Hilfe — um so unbegreiflicher ist es, daß er sie später in seinen Gesprächen für den Zwiespalt zwischen Geistigem und Animalischem verantwortlich macht.

Aber der Verfasser des Romanes „Schloß Ewich“ scheint nun einmal von der Auseinandersetzung mit der Kirche, der er früher als Geistlicher angehörte, nicht loskommen zu können. Es ist, als ob eine innere Gewalt ihn immer wieder, wenigstens in seinem dichterischen Träumen, in den Kreis der evangelischen Pfarrer hineintriebe, aus dem er mit einem herzhaften Schritte herausgetreten ist. Auch in seinem neuen Roman spielt der Pfarrer eine Rolle, zwar nur eine episodische Rolle, aber immerhin doch bedeutsam genug, um zu allerlei exkursorischen Bemerkungen über die Bedeutung der Kirche Anlaß zu geben. Kurt Aram schätzt diese Bedeutung für den ethischen Zug in unserer heutigen Volksseele nicht hoch ein, aber er will wenigstens das Historische am Christentum in sein volles Recht eingesetzt wissen, auch bei dem Unterricht der Kinder. „Schon weil das Christentum in der Geschichte viel zu viel bedeutet. Das Christentum in der Geistes- und Kulturgeschichte ignorieren wollen, kommt mir gerade so vor, wie wenn man Napoleon ignorieren und eliminieren wollte aus der Geschichte des vorigen Jahrhunderts. Was man vom Christentum lernen kann, sollen die Kinder lernen. Religion freilich kann man nicht lernen. Der Satz ist furchtbar trivial. Ich seh's all euren Gesichtern an, aber er muß immer gesagt werden, denn gerade die Kirche tut in praxi doch stets so, als ob sie Religion lehren könnte.“

Dem Baron Joachim, der diese Worte am Ende seines Lebens ausspricht, hat dieses Leben die Religion gelehrt, mit der er dem Tode ruhig entgegensieht. Er hat gelernt, in dem kleinen Kreise, in den ihn sein Geschick nach Ueberwindung feuriger und ins Weite gehender Jugendträume gestellt hat, „etwas Anständiges zu prästieren“; er hat gefunden, daß die Nächstenliebe doch das höchste Gebot ist, und hat dies in seiner Familie und an seinen Gutsleuten alltäglich betätigt; und er hat in der Rückkehr zu der Natur und ihren ewigen Gesetzen das Geheimnis entdeckt, das ihn über allen Zwiespalt des kulturellen Tageslärms himmelhoch hinaushebt. In dieser Gestalt des prächtigen, frischen Landedelmanns hat der Dichter wohl viel von seiner eigenen und unser aller Sehnsucht nach dem wahren Boden unserer Lebenskraft niedergelegt und das Ideal eines von tiefem sittlichen Ernste erfüllten modernen Menschen zu verkörpern gesucht. Das gestaltet seinen Roman zu einem als Ausdruck unserer ganzen Zeitstimmung bedeutungsvollen Werke.

O. B.

Der echte Zarathustra.

Der Name Zarathustras ist heutzutage Leuten geläufig, die keine Ahnung vom alten Iran und seinem Religions- und Sozialreformator haben: er ist durch Nietzsches Buch modern geworden, ja nicht selten meint man, wenn man Zarathustra nennt, Nietzsche. Der wirklich historische Zarathushtra, ein Priester aus dem altiranischen Spitama-Geschlecht, ist aber so ziemlich das diametrale Gegenteil von dem Zarathustra Nietzsches gewesen, der, wenn man sehr nachsichtig ist, höchstens als eine sehr freie poetische Lizenz gelten kann. Zwischen beiden liegen nicht umsonst mehr als zweieinhalb Jahrtausende. Wer sich mehr für den echten Zarathustra interessiert als für seine Karikatur, dem wird soeben eine interessante literarische Gabe geboten in einer Uebertragung seiner Verspredigten durch Christian Bartholomae, den Verfasser des großen und grundlegenden Altiranischen Wörterbuches.[1])

Die Gathas bilden das weitaus älteste literarische Denkmal des iranischen Volkes und gehen im wesentlichen auf Zarathustra selbst zurück. Das Wort Gatha besagt eigentlich „Gesang, Lied“. Ihrem Inhalt nach lassen sich die Gathas als Predigten in gebundener Form bezeichnen, als Verspredigten. Der Uebersetzer der Gathas glaubt annehmen zu dürfen, daß die Zahl derer, die für die Gathas Interesse haben, nicht unerheblich größer ist als die Zahl jener, die sich mit seinem Wörterbuch befassen mögen oder müssen, bilden doch die Gathas nicht nur den sprach-, sondern auch den religionsgeschichtlich wichtigsten Teil des Awesta. Das war's, was ihm diese Sonderausgabe zweckdienlich erscheinen ließ. Er hat darin jeder einzelnen Gatha eine Inhaltsübersicht, sowie eine Anzahl erklärender Anmerkungen beigefügt, dem ganzen aber einen Anhang, darin die in den Gathas vorkommenden Personennamen und Schlagwörter — in der Uebersetzung durch Sperrdruck hervorgehoben — zusammengestellt und erläutert werden.

Vergleicht man die Gathas des Awesta, was naheliegt, mit den Sutras des Vedânta, so wird man Bartholomae recht geben, wenn er die Vermutung ausspricht, daß man entgegen den Angaben der heimischen Chronologie über Zarathustras Geburt (660 v. Chr.) wesentlich höher wird hinaufgehen müssen, wenn man die Zeit Zarathustras und der Abfassung der Gathas approximativ feststellen will, denn Form wie Inhalt dieser kurzen Leitsätze verraten noch kaum die ersten Ansätze philosophischer Spekulation; es ist schlichter Natur- und Gottesdienst, die erste primitive Ethik des erst kürzlich vom Nomaden zum seßhaften Bauern gewordenen Landbewohners, während die Upanischaden und die Sutras des Vedanta dagegen einen grüblerischen Tiefsinn und kühnen, weitausschauenden Forscherblick verraten, dem erst unsere durch eine glänzende Aera der Naturwissenschaft vorgebildete Zeit langsam zu folgen und gerecht zu werden vermag. Eher schon lassen sich diese Gathas mit einzelnen Liedern des Rigveda vergleichen, dem sie sich in der Entstehungszeit vermutlich mehr nähern, als den kommentarumsponnenen Upanishads und Sutras des Vedanta.

Es ist überall noch ein persönlicher Gott, Belohnung im Jenseits, ein gutes und böses Prinzip, was Zarathustra vorschwebt: „Ein echter Feind will ich, so gut ich es vermag, dem Druggenossen sein, aber eine kraftvolle Stütze für den Asa-Anhänger, auf daß ich mir die künftigen Dinge des unumschränkten Reiches erwerbe. Immer so lang ich dich, o Mazdah, lobe und besinge.“ Oder (Yasna 44, eines der gewaltigsten Stücke, dessen stürmisch andrängende Fragen eine interessante Parallele im berühmten Zweifelliede des Rigveda haben): „Danach frage ich dich, — gib mir rechte Kunde, o Ahura! —: Ob wohl zu Beginn des besten Daseins die Vergeltungen dem den Nutzen schaffen werden, der sie empfangen wird? Er ja, o Asa, der heilige, der alle Vergehen im Geiste beobachtet (ist zugleich) der das Leben heilende Freund, o Mazdah.“

Parallel mit der Sorge für das andere Leben geht die für das Rind. Zarathustra will sein Volk zu gesitteten, das Tier schonenden, die Landwirtschaft pflegenden Menschen erziehen. Armaiti möge dafür sorgen, daß unter der Herrschaft guter Fürsten die Menschen sich das Anrecht auf das Paradies erwerben, das Rind aber, das ihm zur Nahrung dient, die gebührende Pflege erhält. Für uns Menschen ist die Erde zur Wohnstatt, für das Rind zur Weide bestimmt. Jeder, der sich den ewigen Lohn sichern will, hat dafür einzutreten, daß das Rind von „Raserei“ und Grausamkeit verschont bleibe. Im Anschluß daran ein Appell an den Adel. Wann wird der Adel sich von den Orgien fernhalten, mit denen die Priester und Fürsten des falschen Glaubens ihn betören? Dann erst wird Sicherheit vor den Feinden und rechter Friede sich einstellen. Der Adel ist berufen, dem Land

[1]) Die Gathas des Awesta, Zarathushtras Verspredigten, übersetzt von Christian Bartholomae. 8°. X, 133 S. 1905. Verlag von Karl J. Trübner in Straßburg.

Digitized by Google

das Heil zu schaffen, und gerade dadurch, daß er sich gegen die „Raserei“ wendet.

Bartholomae kristallisiert diese Zielpunkte in seinen trefflichen knappen Inhaltsübersichten der einzelnen Gathas zu allgemeiner Verständlichkeit heraus, so daß man wohl erwarten darf, daß selbst ein der Sache ursprünglich fremdes Publikum von Seite zu Seite des kleinen wertvollen Buches mehr Interesse und Teilnahme an dieser fernen Welt- und Lebensanschauung gewinnen wird, und sei es auch nur deshalb, weil sie die Lehre des wahren, des echten Zarathustra in sich schließt. Also sprach wirklich Zarathustra!

Alfred v. Mensi.

Zur Osterrechnung.

Das Osterdatum des heurigen Jahres ist in Nr. 69 der Beilage von K. Oertel zum Ausgangspunkt einer sehr zeitgemäßen und dankenswerten Betrachtung genommen worden. Das Schwanken des Osterfestes ist in der Tat eine Erscheinung, die auch außerhalb der engen Kreise von Historikern und Kalendermachern Beachtung erregt und verdient, haben wir es doch hier mit einem tief ins Leben eingreifenden Ueberbleibsel der alten Rechnung nach Mondmonaten und Mondjahren zu tun, welche dem Menschengeschlecht weit früher geläufig war als jene nach dem Lauf der Sonne. Es steckt ein gewaltiges Stück menschlicher Geistesgeschichte in dem Uebergang von der einen Rechnungsart zur anderen und in den mannigfachen Versuchen, sie miteinander in Einklang zu bringen. Der Raum würde nicht ausreichen, um davon in diesen Blättern ein halbwegs verständliches Bild zu bieten, und so verzichte ich auch darauf, die einleitenden historischen Bemerkungen K. Oertels zu ergänzen oder zu berichtigen. Wer seine Teilnahme diesen Fragen zuwendet, wird in den bekannten Werken H. Grotefends („Zeitrechnung“, Hannover 1891 f. und „Taschenbuch“, ebda. 1898), sowie in der „Chronologie des Mittelalters und der Neuzeit“ von Franz Rühl (Berlin 1897) gute Belehrung und nützliche Führer durch die einschlägige Literatur finden.

Dagegen scheint mir eine Bemerkung über die von Oertel vorgeführte Methode der Osterrechnung hier wohl am Platze. Beide Elemente, auf die es dabei ankommt, die Feststellung des zyklischen Mondalters sowie jene der Wochentage, lassen sich nämlich auch auf einfachere Art finden, als sie Oertel vorschlägt; man kann den schon durch seinen Namen irreleitenden „Sonnenzirkel“ mit dem lästigen Rückwärtszählen der Sonntagsbuchstaben gänzlich entbehren und man kann ebenso von dem erst zur Zeit der gregorianischen Reform erfundenen Begriff der „julianischen“ Epakten ganz absehen und mit den dem Mittelalter geläufigen Behelfen, der „Konkurrente“ und der „Epakte“ im Sinne Bedas, das bequeme Auslangen auch für Berechnung der auf die neueste Zeit bezüglichen Daten finden.

Unter Epakte verstand das Mittelalter nicht „das Mondalter zu Anfang des in Betracht kommenden Jahres“, sondern das Mondalter eines anderen, gerade behufs leichterer Osterberechnung gewählten, in die Nähe der Frühlings-Tag- und -Nachtgleiche fallenden Tages: nämlich das Mondalter des 22. März. Die Epakte zeigte also an, wie alt der Mond am 22. März sei, d. h. wie viele Tage am 22. März seit dem letzten Neumond (den Neumondstag eingerechnet) verflossen seien. Den 22. März nannte man den Sitz der Epakten (sedes epactarum), und da in jedem ersten Jahre des 19jährigen Zyklus auf diesen Tag der Schluß eines Mondmonates fiel, das Mondalter des 22. März also in diesem Fall mit 0, in den folgenden Jahren aber um je 11 höher (also für das zweite Zyklusjahr mit XI, für das dritte mit $2 \times 11 = XXII$, für das vierte mit $3 \times 11 = XXXIII$, also nach Abzug eines 30tägigen Monats $= III$) anzusetzen war, so ergab sich für Berechnung dieser alten Bedaschen Epakte die Regel, daß man die (goldene) Zahl, welche die Stellung des Jahres im 19jährigen Zyklus anzeigt, um eins zu vermindern, sodann den verbleibenden Rest mit 11 zu vervielfältigen und von dem Produkt die etwa darin enthaltenen Vielfachen von 30 abzuziehen habe, oder in einer Formel ausgedrückt $(\text{numerus aureus} - 1) \times 11 - 30x = \text{epacte}$. Für das laufende 20. Jahrhundert gestaltet sich diese Regel besonders einfach, da mit dem Jahre 1900 ein 19jähriger Zyklus begonnen hat, dem Jahre 1901 also numerus aureus II, dem Jahre 1902 n. a. III u. s. w. zukommt. Man braucht also zunächst (bis 1918) nur die als besondere Zahl genommenen Einer und Zehner der Jahreszahl (welche in diesen Jahren an sich dem um eins verminderten numerus aureus des betreffenden Jahres gleichkommen) mit 11 zu multiplizieren und durch 30 zu dividieren, um als Rest die Bedasche Epakte zu erhalten; von 1919 an wird, da hier ein neuer 19jähriger Zyklus beginnt, von den Einern und Zehnern zunächst das Vielfache von 19 abzuziehen und erst dann mit 11 zu multiplizieren und durch 30 zu teilen sein, um jenen Rest, d. i. die Bedasche Epakte, zu finden. Der Sitz dieser Epakte ist nun allerdings jetzt nicht mehr der 22. März und auch nicht der entsprechende Tag unseres gregorianischen Kalenders, das wäre der 13 Tage später fallende 4. April. Da nämlich der 19jährige Zyklus etwas zu lange ist, um sich genau mit 235 wirklichen Mondmonaten zu decken, so vollzog sich, so lange man mit diesem Zyklus arbeitete, ein allmähliches Zurückweichen der natürlichen Neumonde gegenüber jenen des Zyklus; im 16. Jahrhundert war am Himmel Vollmond drei Tage bevor der Zyklus ihn auswies. Um diese Differenz zu beseitigen, wurde durch die gregorianische Reform der Sitz der Epakten sofort um drei Tage zurückverlegt und überdies festgesetzt, daß er auch wieder im Jahre 1800 (und dann alle 300 bezw. 400 Jahre) um einen Tag rückzuverlegen sei. Demnach liegt der Sitz der Bedaschen Epakten derzeit um vier Tage vor dem (22. März jul. =) 4. April, d. i. am 31. März. Dieser Tag hat also heuer das Mondalter: $(5 \times 11) - 30x = 25$. Da nun als Vollmond stets jener Tag gilt, welcher das Mondalter 14 aufweist, und da der im Kalendermonat April endigende Mondmonat als „hohler“, d. h. 29tägiger Monat gezählt wird, so ergibt sich, daß der zyklische Vollmond heuer einerseits $(25 - 14 =)$ 11 Tage vor dem jetzigen Sitz der Epakten, also am 20. März, andrerseits 14 Tage nach dem Schluß jenes Mondmonats, der am 31. März das Alter 25 aufweist und demnach am 4. April endigt, also am 18. April eintritt.[1] Von diesen beiden Vollmonden kann (da der 20. März vor das Aequinoktium fällt) nur der letztgenannte, also der 18. April als Ostergrenze in Betracht kommen.

Noch einfacher gestaltet sich die Berechnung des Wochentages mittels der Konkurrente. Man versteht unter Konkurrente den (durch die Ziffern 1 bis 7 bezeichneten) Wochentag des 24. März. In dem Jahr 1 ante Christum fiel dieser Tag, wenn wir unsere Wochenrechnung dorthin verlängert denken, auf einen Mittwoch, also auf den 4. Wochentag. Da das gewöhnliche Jahr mit seinen 365 Tagen um einen Tag, das Schaltjahr aber um zwei Tage länger ist als 52 Wochen, so tritt, wie bekannt, alljährlich eine Erhöhung der Wochentage um eins ein (war z. B. der 24. März heuer Freitag, so ist er 1906 Samstag), außerdem aber in jedem Schaltjahr von dem Schalttag an noch eine weitere Erhöhung um einen Tag. Der Wochentag des 24. März hat sich also im Laufe der christlichen Aera um so viele Tage erhöht, als wir Jahre zählen und überdies um so viele Tage, als vierjährige Schaltzyklen abgelaufen sind. Somit haben wir, um den Wochentag des 24. März eines beliebigen Jahres der christlichen Aera zu finden, zu der (für das Jahr 1 ante Christum gültigen) Zahl 4 die betreffende Jahreszahl und außerdem die Zahl der abgelaufenen Zyklen (d. i. das Viertel der Jahreszahl mit Vernachlässigung des Restes) hinzuzugeben und von der Summe die Vielfachen von 7 (d. i. die ganzen Wochen, deren Zahl ja für die Stellung der Wochen-

[1] Oertel hat bei Berechnung des Ostervollmonds für 1905 vom 20. Januar um drei astronomische Mondmonate zu 29·53 Tagen weitergerechnet und ist so auf den 19. April gelangt; die drei zyklischen Mondmonate aber, die mit dem 20. Januar 1905 beginnen, haben 29+30+29 Tage, so daß der Ostervollmond nicht auf den 109., sondern den 108. Januar, d. i. den 18. April trifft. Die einige Zeilen vorher bei Oertel stehende Angabe, daß heuer „am 5. Januar der erste zyklische Neumond“ gewesen sei, beruht wohl nur auf einem Versehen: es muß, wie schon der Zusammenhang ergibt, „7. Januar“ heißen.

Digitized by Google

lage einflußlos ist) abzuziehen. So erhalten wir für 1905 als „Konkurrente“: $4 + 1905 + \left(\frac{1905}{4} =\right) 476 - 7\,x$.
Diese leicht im Kopf ausführbare Rechnung ergibt den Rest 5. Dies ist also die Ordnungszahl des auf den 24. März 1905 julianischen Kalenders fallenden Wochentnges, also in unsere gregorianische Zählweise übertragen jene des Wochentages des (24. März + 13 =) 6. April 1905.

Somit fällt der 6. April auf Donnerstag, der 9. auf Sonntag und Ostern muß am 23. April als an dem ersten nach dem zyklischen Frühlingsvollmond fallenden Sonntag gefeiert werden.

Jenen, welche bei der Auflösung mittelalterlicher Daten auf die Berechnung der Ostern angewiesen sind und die auch bei solchen Dingen das eigene Denken dem Nachschlagen in den Tabellen vorziehen, ist diese Methode der Osterrechnung längst geläufig. Sie bereitet aber auch anderen die Möglichkeit, in das Verständnis der Sache einzudringen und dies oder jenes Datum aus dem eigenen Leben mühelos und ohne besondere Hilfsmittel zu berechnen. Der schwerfällige 28jährige Sonnenzirkel und die unpraktischen julianischen Epakten werden den, der sich ihrer zu bedienen versucht, gar bald — wie es in einer hübschen Nachahmung der Kalenderreformbulle Gregors XIII. heißt — inter gravissimas schwulitates versetzen. Wer dagegen sich mit den ehrwürdigen Behelfen Bedas, den Konkurrenten und den mittelalterlichen Epakten vertraut macht, der mag auf dem angedeuteten Wege leicht zu ganz heiteren, das geschichtliche Denken anregenden Versuchen gelangen.

Innsbruck. W. Erben.

*

Zu den obigen Ausführungen des Herrn Professor Erben möchte ich mir die folgenden kurzen Bemerkungen gestatten: Es kam mir bei meinem in Nr. 69 dieser Beilage abgedruckten Aufsatz über das Osterdatum von 1905, wie ja beim Durchlesen desselben unschwer zu erkennen ist, nicht so sehr darauf an, den Leser mit Methoden bekannt zu machen, welche die Berechnung des Osterdatums möglichst erleichtern und vereinfachen, als vielmehr darauf, ihm die in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung fixierten Grundlagen der ganzen Osterrechnung darzulegen und ihn damit über den gleich zu Beginn meines Aufsatzes festgestellten Widerspruch zwischen den heuer stattfindenden tatsächlichen Verhältnissen und den rein rechnungsmäßigen Daten aufzuklären. Denn wem würde es heutzutage wohl einfallen, das Osterdatum nach den von mir oder, was im Grunde ja auf dasselbe herauskommt, nach den von Herrn Prof. Erben mitgeteilten (kirchlichen) Vorschriften zu berechnen? Ganz abgesehen von den zahlreichen vorhandenen Tabellen, deren Gebrauch Herrn Erben allerdings unsympathisch zu sein scheint, kann doch bezüglich der Kürze und noch mehr bezüglich der Sicherheit der Rechnung keine von diesen Rechnungsmethoden mit der Gaußschen Osterformel konkurrieren, die bekanntlich — man mag in der Zeitrechnung noch so weit vor- oder rückwärts greifen — niemals versagt. Daß man unter „Epakte“ bei Einführung dieses Begriffes genau so, wie auch jetzt noch, das Mondalter am Anfang des Jahres verstand, geht aus Herrn Erbens Darlegungen nicht mit voller Schärfe hervor.

Ich möchte übrigens schließlich ausdrücklich betonen, daß es mir ferne liegt, mit den vorstehenden Bemerkungen den interessanten, vom historischen Standpunkt aus, wie ich gern bekenne, auch für mich lehrreichen Ausführungen des Herrn Erben irgendwie entgegentreten zu wollen; ich glaube vielmehr, daß mancher Leser es mit mir bedauern wird, daß diese Ausführungen nicht weniger knapp ausgefallen sind.

Prof. Dr. K. Oertel.



Bücher und Zeitschriften.

× **Neuphilologen - Vademecum.** Erster Band 1905. Halle a. S., Hellmers Verlag, Sep.-Konto. 208 S.

Wenn dieses bequem ausgestattete Handbüchlein wirklich das geworden wäre, was es weniger seinem Titel als der Idee der Anlage nach verheißen, so besäßen wir an ihm ein längst ersehntes Mittel zum Nachschlagen für das weitausgedehnte Gesamtgebiet der modernen Sprach- und Literaturwissenschaft einschließlich der einschlägigen Publizistik außerhalb der Fachorgane. Das so oft schwer zu rekognoszierende Feld der Personalien der betreffenden Wissensvertreter nebst der zugehörigen Bibliographie ihrer und der Studien-Publikationen im weitesten Umfange war als Unterlage des Hellmerschen Unternehmens durch den Prospekt Anfang 1905 in Aussicht gestellt worden. Jetzt liegt die unausgetragene Frühgeburt einer nicht zeichnenden Redaktion, auf vorschnell erledigten Fragebogen fußend, vor und muß als mißlungen, ja bis zu einem gewissen Grade als wertlos bezeichnet werden. Wir fällen hier im vollen Bewußtsein unserer Verantwortung solch hartes Urteil unmittelbar nach dem Erscheinen mit der ausdrücklichen Absicht, möglichst viele „deutsche und ausländische Vertreter (oder Interessenten) der germanischen, keltischen und slavischen Philologie, der allgemeinen und vergleichenden Sprachwissenschaft, Literaturgeschichte und Volkskunde“ (diese alle sollen laut Prospekt und Seite 133 auf ihre Kosten kommen!) vor der außerordentlichen Enttäuschung zu behüten, mit der uns dies von A bis Z unbefriedigende Sammelwerk beim genaueren Zusehen wie beim ersten Blick erfüllt hat. Abgesehen von den Fehlern, Ungleichmäßigkeiten, Lücken, ist das, was als eine Art Lexikon der heutigen Menschen- und Bücher-Verkörperung moderner Sprach- und Literatur-Gelehrsamkeit da wirklich geboten wird, nach jeder Seite unzulänglich, rein zufällig zusammengerafft, und, für 208 Klein-Oktav-Seiten breiten Druckes, wovon gut ein Sechstel Buchhändler-Reklamen, viel zu teuer.

Aus Leben und Einsamkeit. Ein Heft Gedichte von E. L. Schellenberg. Leipzig. Modernes Verlagshaus, Wigand.

Wahr wiedergegebene Empfindung und ein bißchen verzeihbare Sentimentalität, ein sich manchmal schon eigen aussprechendes Naturgefühl und auch klingende Anempfindung, selten ein Ueberschäumen, häufiger ein verhaltenes träumerisches Sinnen und Minnespielen — das sind die hervorstechenden Eigenschaften des Verfassers der lyrischen Sammlung: Aus Leben und Einsamkeit. Er ist Thüringer und Weimaraner. Wenn man solcher Herkunft gegenüber etwa Klänge erwartet, die durch die herbe, besondere Natur des Landes bedingt sind, oder durch die Schatten, die noch heute in den Gassen der alten Kunststadt schleichen, so sieht man sich getäuscht. Das Büchlein hält mit dem Sonderleben noch zurück. Es ist mehr von allgemeinem deutschen Jünglingsgeiste erfüllt, ohne doch wieder das Feuer ganz zu verhüllen, das die oft schönen Verse hervorgerufen hat. Wenn E. L. Schellenberg sein Morgenlied beginnt:

> Die Nacht hängt noch an Busch und Bäumen,
> Doch in der Ferne, wo sich zart
> Die umrißklaren Wolken säumen,
> Beginnt der Tag schon seine Fahrt.

so spürt man, daß er sich mit Takt und Erfolg im eigenen Tönen versucht, und wenn er zum Abend singt:

> Nun durch die seligen Dunkelheiten
> Das fahle Mondlicht zieht,
> Stimmt leis der Abend seine Saiten
> Und spielt sein stilles Lied.

so fühlt man auch bereits die Kraft der gestaltenden Empfindung, die auch an anderen Stellen hervortritt, ob der Dichter im liebenswürdigen Meistern der Saiten glänzt, sich an Beethoven berauscht, oder das Brausen der harten Lebenswellen zur Anschauung bringt. Die Empfindungsskala hat sicherlich noch nicht die Höhen und Tiefen, durch die das Menschenherz gerissen sein will, wenn es voll mitschlagen soll,

Digitized by Google

aber die Empfehlungskarte, die der Poet durch sein Büchlein abgegeben, nimmt für sich ein, weil sie nirgends durch peinliches Hervorkehren einer modern angekränkelten Natur verstimmt, sondern durch Schlichtheit und Wahrheit wirken will.

Wilh. Arminius.

Allgemeine Rundschau.

Der gestirnte Himmel im Monat April

(gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends)

Die Milchstraße steht nunmehr ganz auf der Nordhälfte des scheinbaren Himmelsgewölbes. Ohne in größere Höhe emporzusteigen, zieht sie dort in flachem Bogen vom westlichen zum nordöstlichen Horizont und ist in dieser tiefen Stellung nur in dunklen Nächten zu bemerken. Im Nordwesten sind die Sternbilder des Stiers und des Orion im Untergange begriffen, doch sind dortselbst die Sterne erster Größe Aldebaran (Alpha im Stier) und Beteigeuze (Alpha im Orion) noch in geringer Höhe über dem Horizont wahrzunehmen. Im Westen ist das Sternbild des Großen Hundes gleichfalls fast völlig untergegangen; höher stehen dort noch (diesseit der Milchstraße) das Sternbild des Kleinen Hundes mit dem Stern erster Größe Prokyon und etwas weiter gegen Norden die Zwillinge mit den beiden hellen Sternen Castor und Pollux. Weiter nördlich bemerken wir am oberen Rande der Milchstraße noch das Sternbild des Fuhrmanns mit dem Stern erster Größe Capella.

Im Südwesten erblicken wir, etwas östlich vom Kleinen Hund und von den Zwillingen, das Sternbild des Krebses mit dem bekannten, mit freiem Auge sichtbaren Sternhaufen der Krippe (Präsepe) und noch weiter gegen die Mittagslinie zu das Sternbild des Großen Löwen mit dem Stern erster Größe Regulus. Nördlich vom Großen Löwen steht der Kleine Löwe. Vom südwestlichen Horizont bis zum Sternbild des Krebses hin zieht sich das langgestreckte Sternbild der Wasserschlange mit dem hellen Stern Alphard.

Nur wenig nördlich vom Zenitpunkt passiert eben das bekannte Sternbild des Großen Bären den Meridian und auch die südöstlich vom eben genannten Sternbild stehenden Jagdhunde (mit einem besonders schönen Spiralnebel in der Nähe des untersten Schwanzsternes des Großen Bären), sowie das etwas südlich davon stehende Haupthaar der Berenike haben sich der Mittagslinie beträchtlich genähert. Das Sternbild der Jungfrau mit dem Stern erster Größe Spica (Kornähre) steht dem Meridian gleichfalls schon sehr nahe. Noch tiefer gegen den Horizont kulminieren die Sternbilder des Bechers und des Raben.

Im Osten ist das Sternbild der Wega, in welchem gegenwärtig der Planet Mars seine Bahn zieht, eben aufgegangen, ebenso, etwas mehr gegen Nordosten, das Sternbild der Schlange. Zwischen der letzteren und den Jagdhunden fesselt unsern Blick das jetzt schon hochstehende Sternbild des Bootes mit dem schönen, rötlich glänzenden Stern erster Größe Arkturus. Unmittelbar nördlich vom Bootes bemerken wir fernerhin die Sternbilder der nördlichen Krone, des Mauerquadranten und des Herkules.

Im Nordosten stehen noch ziemlich tief die Sternbilder der Leier mit dem Stern erster Größe Wega und des Schwans mit dem hellen Stern Deneb. Hoch im Norden erblicken wir das Sternbild des Kleinen Bären mit dem hellen Polarstern, dann das in vielfach gewundener, langer Linie zwischen dem Großen und dem Kleinen Bären sich hinziehende Sternbild des Drachen und die Giraffe, während in geringerer Höhe über dem nördlichen Horizont die Sternbilder der Eidechse, der Kassiopeia, des Cepheus und des Perseus — sämtlich ganz oder teilweise innerhalb der Milchstraße — wahrzunehmen sind.

Die Sonne steht am Anfang des Monats in ihrer mittleren Entfernung von der Erde (der astronomischen Entfernungseinheit gleich 20.14 Millionen Meilen, entsprechend der nunmehr allgemein angenommenen Sonnenparallaxe von 8.80"); im Laufe des Monats nimmt diese Entfernung um rund 170.000 Meilen zu. Der scheinbare Durchmesser der Sonnenscheibe sinkt entsprechend dieser Entfernungszunahme von 32' 0.2" auf 31' 44.4" herab. Die Mittagshöhe der Sonne wächst beständig; sie beträgt um die Mitte des Monats rund 52 Grad.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

April	Aufgang			Untergang		
1.	5h	57m	vorm.	6h	41m	abends
8.	5	42	"	6	51	"
15.	5	29	"	7	1	"
22.	5	15	"	7	11	"
30.	5	1	"	7	22	"

Die Tageslänge wächst demnach im Laufe des Monats um 1 Stunde 37 Minuten; am Ende des Monats beträgt sie (ohne Dämmerung) 14 Stunden 21 Minuten. Der Zuwachs ist, da vom 16. April an die Sonne vor 12 Uhr mittlerer Ortszeit kulminiert (die „Zeitgleichung" also negativ ist), in den Morgenstunden um rund eine Viertelstunde größer als in den Abendstunden.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat April sind folgende:

4.	April	10 h	vorm.	Erdferne (54,790 Meilen)
5.	"	1 "	nachts	Neumond
12.	"	11 "	"	Erstes Viertel
18.	"	11 "	"	Erdnähe (48,200 Meilen)
19.	"	3 "	nachm.	Vollmond
26.	"	12 "	mittags	Letztes Viertel.

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

April	Aufgang			Untergang		
1.	4h	33m	früh	3h	18m	nachm.
8.	7	40	vorm.	10	20	abends
15.	1	54	nachm.	3	17	nachts
22.	10	49	nachts	7	29	vorm.
30.	3	32	früh	3	11	nachm.

Am 9. April mittags 12 Uhr wird Aldebaran, der hellste Stern im Stier, vom Monde bedeckt. Wegen des Tageslichtes ist diese Bedeckung bei uns nicht sichtbar.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten sind zunächst nicht mehr besonders günstige.

Merkur erreicht am 4. April seine größte östliche Elongation (Winkelabstand) von der Sonne mit 19° 11', kommt aber schon am 28. April in untere Konjunktion mit der Sonne zu stehen. Dementsprechend ist der schnellbewegte Planet während der ersten Monatshälfte, während der er durchschnittlich 1¼ Stunden nach der Sonne untergeht, als Abendstern am westlichen Himmel bequem sichtbar. Dann verschwindet Merkur, der außerdem am 6. April in Konjunktion mit dem Monde steht und am 28. April den aufsteigenden Knoten seiner Bahn durchläuft, sehr bald in den Strahlen der Sonne, um gegen den Schluß des Monats als Morgenstern am östlichen Himmel wieder aufzutauchen.

Venus kommt am 27. April gleichfalls in untere Konjunktion mit der Sonne zu stehen. Sie geht zu Anfang des Monats um 10¼ Uhr, am 22. April nach 8¼ Uhr abends unter und glänzt somit in der Zwischenzeit immer noch als hellstrahlender Abendstern am westlichen Himmel. Dann nähert sie sich rasch der Sonne, taucht aber ebenso rasch wieder aus deren Strahlen hervor. Am Schluß des Monats geht Venus bereits um 4¼ Uhr früh auf und ist also jetzt gleichfalls in der Dämmerung als Morgenstern sichtbar. Am 7. April kommt sie in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Mars geht im April durchschnittlich gegen 9½ Uhr auf, kann also fast die ganze Nacht hindurch beobachtet werden. An seinem hellen, dabei intensiv roten Lichte kenntlich, ist er im Sternbild der Wage leicht aufzufinden. Am 21. April steht er in Konjunktion mit dem Monde.

Digitized by Google

Jupiter ist der Sonne abermals um ein gutes Stück nahe gerückt, da er im Monatsdurchschnitt um $8\frac{1}{4}$ Uhr, also nur noch $1\frac{1}{4}$ Stunden nach der Sonne, untergeht. Der hellglänzende Planet ist also, während der ersten Monatshälfte wenigstens, in der Abenddämmerung wohl noch tief am westlichen Himmel sichtbar, doch wird man vorläufig wohl nicht mehr daran denken können, ihn oder gar seine Monde zu beobachten.

Saturn geht im Monatsdurchschnitt um $3\frac{3}{4}$ Uhr morgens auf und ist in den frühen Morgenstunden (im Sternbild des Wassermanns) während des ganzen Monats als mattgelb leuchtendes Gestirn tief am südöstlichen Himmel sichtbar. Am 1. und dann wieder am 28. April kommt er in Konjunktion mit dem Mond zu stehen.

Uranus geht durchschnittlich $\frac{3}{4}$ Stunden nach Mitternacht auf, er kann also erst während der zweiten Hälfte der Nacht, gleichfalls tief am südöstlichen Himmel beobachtet werden.

Neptun bleibt im Sternbild der Zwillinge, nicht allzu weit südöstlich von dem hellen Stern μ desselben, fast unverrückt stehen. Er geht im Monatsdurchschnitt gegen 1 Uhr nachts unter, ist aber, seines kleinen scheinbaren Durchmessers und seiner geringen Helligkeit halber, nur unter Zuhilfenahme eines größeren Fernrohres als Planet erkennbar.

Komet Giacobini 1905, a. Für den jüngst von M. Giacobini auf der Sternwarte in Nizza entdeckten teleskopischen Kometen hat, außer anderen, Dr. Strömgren in Kiel auf Grund der inzwischen erlangten Beobachtungen eine (vorläufige) parabolische Bahn abgeleitet. Es fand sich hierbei, daß der neue Komet bereits am 3. April (und zwar im Abstand von 1.13 Erdbahnhalbmessern von der Sonne) das Perihel seiner Bahn durchläuft und daß ferner seine Entfernung von der Erde beständig zu-, seine Helligkeit dementsprechend abnimmt. Es besteht also keine Aussicht, den neuen Kometen anders, als mit Hilfe sehr großer Fernrohre wahrnehmen zu können.

Sternschnuppen. Am 20. April passiert die Erde auf ihrem Wege um die Sonne alljährlich die Bahn eines Meteoritenschwarmes, der scheinbar von dem gegenwärtig am nordöstlichen Abendhimmel stehenden Sternbild der Leier ausstrahlt, weshalb die aus diesem Schwarm kommenden Sternschnuppen den Namen **Lyriden** führen. Es werden demnach in klaren, mondfreien Nächten um die angegebene Zeit zahlreiche Sternschnuppen zu beobachten sein, deren Ausstrahlungspunkt in der Nähe des hellen Sternes **Wega** (Alpha in der Leier) liegt. Die Bahn dieses Sternschnuppenschwarmes, dessen periodische Erscheinungen bis in das Jahr 687 **vor** Chr. Geb. zurückverfolgt werden können, entspricht fast vollständig der des periodischen Kometen 1861, I (Umlaufszeit 465 Jahre). Ferner sind im Monat April mehr oder weniger lebhafte Sternschnuppenfälle zu erwarten aus dem Sternbild der Wage, aus dem Drachen („Drakoniden") und aus dem Herkules.

Zodiakallicht. An Orten mit reiner und durchsichtiger Luft, am besten also in der Nähe des Gebirges, ist nach Eintritt der Dunkelheit auch im April noch (besonders in der ersten Woche desselben, während welcher in den ersten Abendstunden der Mond nicht am Himmel steht) das Tierkreislicht am westlichen Himmel sichtbar.

-.t-

•

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

30. März. **Gesamtsitzung.** Vorsitzender Sekretär: Herr **Waldeyer.** 1. Herr **Hertwig** las: Kritische Betrachtungen über **neuere Erklärungsversuche auf dem Gebiete der Befruchtungslehre.** Der Vortragende spricht über Versuche von Loeb und anderen Forschern, die Befruchtung als einen chemisch-physikalischen Vorgang zu erklären und führt eine Reihe von Gründen an, welche zeigen, daß auf diesem Wege eine Lösung des Problems zur Zeit nicht zu erreichen ist und daß alle derartigen Erklärungsversuche das eigentliche Wesen der Sache gar nicht berühren. 2. Vorgelegt wurde das Werk: H. **Rosenbusch.** Mikroskopische Physiographie der Mineralien und Gesteine. 4. Aufl. Bd. 1, Hälfte 1. Stuttgart 1904. 3. Die Akademie hat durch die philosophisch-historische Klasse Herrn Dr. Joseph **Karst** aus Straßburg i. E., zur Zeit in Venedig, zur Vollendung seiner Ausgabe des Armenischen Rechtsbuches 700 Mark bewilligt.

✤

Kleinere Mitteilungen.

□ **Ein Kongreß für Kinderforschung und Jugendfürsorge.** Ein von Direktor **Trüper** (Jena) ausgegangener und von Prof. **Ziehen** (Berlin), Erziehungsinspektor **Piper**, Geheimrat Professor Dr. **Heubner** und einer langen Reihe angesehener Mediziner und Schulmänner mitunterzeichneter Aufruf zur Begründung eines Kongresses für Kinderpsychologie und Heilerziehung hatte zahlreiche interessante Aeußerungen über diese Frage zur Folge. Außerdem fand eine vorberatende Versammlung in Berlin unter dem Vorsitze von Professor Ziehen statt, die einen größeren Ausschuß wählte, der dann wieder aus seiner Mitte den Vorstand zu wählen hat; auch wurde Zeit und Ort des Kongresses bestimmt und über die verschiedenen den Kongreß betreffenden Fragen Aussprache gepflogen. Alle diese Vorverhandlungen hat Direktor **Trüper** zusammengestellt zu einem umfangreicheren Bericht in der von ihm herausgegebenen „Zeitschrift für Kinderforschung". Die Verlagsbuchhandlung von Hermann Beyer u. Söhne (Beyer u. Mann) hat in entgegenkommender Weise eine größere Anzahl Sonderabdrücke hergestellt und ist bereit, sie jedem, der sich für die Sache interessiert oder für dieselbe weiter werben möchte, unentgeltlich zur Verfügung zu stellen. Man wolle sich also einfach mit Postkarte an die Verlagsbuchhandlung von Hermann Beyer u. Söhne (Beyer u. Mann) in Langensalza wenden, durch welche die Zusendung postfrei erfolgt.

* **Auch ein Schiller-Denkmal.** Es wird uns geschrieben: Von vielen Literaturfreunden ist schon mit Recht die Ansicht vertreten worden, daß das würdigste Denkmal, welches einem Dichter gesetzt werden kann, darin besteht, daß seine Schriften in möglichst weiten Kreisen des Volkes verbreitet werden, und daß man das viele Geld, welches für Standbilder und sonstige Denkmäler aufgewendet wird, in dieser Weise für die Kultur des Volkes weit nutzbringender anlegen könnte und einen Dichter dadurch in gleicher Weise ehren würde. Solche Anregung wird zum erstenmal im großen Stil in die Tat umgesetzt bei Gelegenheit des hundertjährigen Todestages unseres großen Nationaldichters Friedrich Schiller. Wir konnten vor kurzem berichten, daß die Stadt **Berlin „Die Schillergabe für Deutschlands Jugend"**, die die Literarische Vereinigung des Berliner Lehrervereins im Verlag von Fischer u. Franke herausgibt und die von Fr. Stassen mit Buchschmuck und Bildern ausgestattet wurde, in weit über 100,000 Exemplaren an ihre Schüler zur Verteilung bringt. Zahlreiche andere mittlere und kleinere Städte sind diesem Beispiele gefolgt, in den letzten Tagen auch die Stadt Hamburg, indem sie von demselben Werke über 40,000 Exemplare zur Verteilung in ihren Schulen bei dem genannten Verlage bestellte. Es dürfte kaum ein Buch geben, welches in so kurzer Zeit in so kolossaler Menge in Deutschland Verbreitung gefunden hat.

M. C. **Aus Italien.** In **Florenz** hat sich eine **bibliographische Gesellschaft** gebildet, deren Ziele sehr lobenswert sind, wenn sie auch in etwas anderer Richtung liegen als der Name vermuten läßt. Die Gesellschaft will mit dem von ihr begründeten Istituto delle Carte eine Zentralstelle sein für Unterstützung aller gelehrten Studien in italienischen Archiven und Bibliotheken, indem sie den Gelehrten bei der Sammlung der Bibliographien für ihre Arbeiten, bei der Beschaffung von Material (Archiv-Abschriften, Bibliotheksbücher, Photographien) u. s. w. behilflich ist. An der Spitze der Gesellschaft steht Prof. Dr. **Palmerini** von der Zentraldirektion der Florentiner Kunstsammlungen.

t. **Von dem Internationalen Kongreß für Historische Wissenschaft**, der vor zwei Jahren in **Rom** tagte, sind jetzt die Akten zum Teil im Druck erschienen. Der erschienene Band ist ausschließlich den Arbeiten der Sektion gewidmet, die sich mit der Geschichte der mathematischen und naturwissenschaftlichen Disziplinen zu befassen

Digitized by Google

hatte. Aus dem Inhalt sind namentlich folgende Arbeiten hervorzuheben: Ueber die bildliche Darstellung von Sonnenfinsternissen von Prof. Millosewitsch; Vorschlage zur Förderung der Geschichte der Wissenschaft von Paul Tannery; über die Einführung von Universitätskursen über die Geschichte der Wissenschaften von den italienischen Gelehrten Barduzzi, Giacosa und Gino Loria; Vorschläge für die Veröffentlichung sämtlicher Werke von Torricelli von Prof. Loria und für einen Katalog aller wissenschaftlichen Handschriften in italienischen Bibliotheken und Archiven von Prof. Giacosa; über die Lösungen kubischer Gleichungen durch die alten Mathematiker Tartaglia und Cardan; über die Geschichte des Integrals von Prof. v. Braunmühl; über alte Anschauungen von der Entstehung der Gezeiten von Prof. Almagià; über angebliche Plagiate des berühmten Gründers der wissenschaftlichen Chemie, Lavoisier, von Prof. Guareschi u. a. m.

Die Redaktion der Akten des Internationalen Historischen Kongresses in Rom 1903, die soeben einen achten Band dieser Akten in reicher Ausstattung herausgegeben hat (siehe oben), bittet anläßlich vielfacher aus dem Auslande an sie gelangter Anfragen davon Kenntnis zu nehmen, daß diese Bände nicht nur in der für die Kongreßmitglieder bestimmten Zahl hergestellt werden, sondern eine beschränkte Anzahl auch zum Verkauf an Interessenten (Bibliotheken, Institute u. s. w.) gelangt. Es genügt, zu diesem Zweck sich an die großen römischen Buchhandlungen zu wenden.

W. Internationaler Archäologischer Kongreß in Athen. Der Archäologen-Kongreß auf der Akropolis im Parthenon wurde gestern (Freitag) in Gegenwart des Königs, der königlichen Familie, des diplomatischen Korps, der Minister, der Deputierten und anderer hervorragender Persönlichkeiten eröffnet. Der Kronprinz in großer Uniform hielt zur Feier der Eröffnung eine Rede, in welcher er das alte Griechenland verherrlichte und den Willkommengruß den fremden Vertretern entbot. Sodann wurden andere Reden zum Ruhme des Hellenismus gehalten.

W. Ehrung. Die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft in Frankfurt a. M. erteilte den Sömmering-Preis, der zu Ehren des Frankfurter Naturforschers Samuel Thomae v. Sömmering im Jahre 1837 gegründet wurde und alle vier Jahre demjenigen deutschen Naturforscher zuerkannt wird, der die Physiologie im weitesten Sinne des Wortes in dem verflossenen Zeitraum am meisten gefördert hat, diesmal dem Professor Dr. Haberlandt in Graz für seine Arbeit über „Die Sinnesorgane im Pflanzenreich zur Perzeption mechanischer Reize".

* Aus Frankreich. Dem Professor Drygalski wurde am Freitag in der Jahresversammlung der französischen Geographischen Gesellschaft für seine grönländischen und antarktischen Forschungsreisen die Goldene Medaille des Alexandre de la Roquette-Preises überreicht.

✱

Hochschulnachrichten.

B. Straßburg. Der außerordentliche Professor der Physik Dr. Jonathan Zenneck hat einen Ruf als Ordinarius an die neu gegründete Technische Hochschule in Danzig erhalten und angenommen.

* **Leipzig.** Professor Wilhelm Ostwald, der bekannte Vertreter der physikalischen Chemie an der hiesigen Universität, ist von der Harvard-Universität (New-Cambridge, Massachusetts) eingeladen worden, gemäß dem vom Kaiser Wilhelm angeregten Austausch deutscher und amerikanischer Universitätsdozenten ein halbes Jahr hindurch Vorlesungen an der Harvard-Universität zu halten.

dr. Jena. Professor Dr. Dietrich Gerhardt in Erlangen hat den an ihn ergangenen Ruf an die Stelle des nach Köln berufenen Professors Matthes als außerordentlicher Professor und Direktor der Poliklinik der hiesigen Universität angenommen und wird diese Stellung schon zum bevorstehenden Sommersemester antreten. Professor Gerhardt ist geborener Jenenser, ein Sohn des von 1861 bis 1872 dortselbst tätigen Direktors der Medizinischen Klinik Geheimrat Prof. Karl Gerhardt, der 1885 nach Berlin berufen wurde und im Juni 1902 starb.

* **Wien.** Der Honorardozent für Hydromechanik an der hiesigen Technischen Hochschule Dr. Johann Hermanek ist zum außerordentlichen Professor dieses Faches ernannt worden.

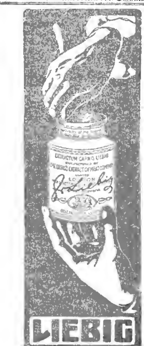
✱

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Prof. Richard Vater: Dampf und Dampfmaschine. Mit 44 Abbildungen. (Aus Natur und Geisteswelt. 63. Bändchen.) Leipzig 1905. B. G. Teubner. 136 S. — Prof. Dr. R. Börnstein und Prof. Dr. W. Marckwald: Sichtbare und unsichtbare Strahlen. Gemeinverständlich dargestellt. Mit 82 Abbildungen im Text. (Aus Natur und Geisteswelt. 64. Bändchen.) Ebenda 1905. 140 S. — Theodor Volbehr: Bau und Leben der bildenden Kunst. Mit 44 Abbildungen im Text. (Aus Natur- und Geisteswelt. 68. Bändchen.) Ebenda 1905. 129 S. — Generalmajor a. D. August v. Reinhardt: Die Humanität im Kriege. Die kodifizierten humanitären Vereinbarungen der Kulturstaaten im Kriege. Berlin 1905. Alfred Unger. 106 S. — Kritik und Antwort auf die Reichstagsreden des Kriegsministers und Reichschatzsekretärs über das neue Militär-Pensionsgesetz. Von Hauptmann a. D. ***. Stuttgart. Nationaler Verlag (Kurt Etzold). 62 S. — Der Massenmord der heutigen Schlachten, ein unverantwortliches, weil vermeidbares Hindernis des Sieges. Von demselben. Ebenda. 39 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.



Jahrgang 1905. München, Dienstag, 11. April. Nummer 85.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.60, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Von Ausnahmen, welche die Regel bestätigen.

Jüngst ist uns in einer Schilderung der russischen Bureaukratie der folgende Satz aufgestoßen: „Vorwärtskommen um jeden Preis ist und bleibt seine (des russischen Beamten) Devise; daß einzelne rühmliche Ausnahmen diese Regel nur bestätigen, braucht hier nicht erst betont zu werden." Man erwartet eine nähere Erklärung darüber, wie und warum jene rühmlichen Ausnahmen die so wenig rühmliche Regel bekräftigen können. Aber der Verfasser eilt weiter, ohne uns mit einer Silbe anzudeuten, welche die Grundlage seiner Behauptung ist. Auch bei einem anderen Schriftsteller, bei keinem Geringeren als Wilhelm Ostwald, sind wir kürzlich einer derartigen Verwendung des alten Diktums begegnet; diesmal freilich nicht im zustimmenden, sondern im ablehnenden Sinne. Mit wahrem Feuereifer, als gälte es eine schwerwiegende wissenschaftliche Ketzerei abzuwehren, ruft der berühmte Gelehrte in seinem zu Wien am 27. November 1904 gehaltenen Vortrag[1]) aus: „Das sind vereinzelte Erscheinungen, werden Sie sagen, und Ausnahmen beweisen die Regel. Ersteres gebe ich zu, letzteres bestreite ich. Ich kenne keine unsinnigere Behauptung, als daß Ausnahmen die Regel beweisen sollen" u. s. w. Hier wie dort also ist aus dem sinnigen Ausspruch: „Es gibt Ausnahmen, welche die Regel bestätigen," die jedes vernünftigen Sinnes bare Behauptung geworden: „Ausnahmen schlechtweg beweisen oder bestätigen die Regel." Gegen solch eine Aussage das schwere Geschütz wissenschaftlichen Eifers und ernster Berufung auf die „Logik" aufgeboten zu sehen, darf uns schier wundernehmen. Was hier not tat, war einfach die Feststellung der Tatsache, daß ein feiner Gedanke im Mund der wenig denkenden Menge und in der Hand viel, rasch und für den Massenverbrauch produzierender Schriftsteller seine Feinheit eingebüßt, seine Eigenart abgeschliffen hat, so daß aus dem, was ursprünglich eine subtile Wahrnehmung war, ein „falscher Gemeinplatz", ein falsism im Sinne von Coleridge geworden ist.

Ein klein wenig Nachdenken genügt, wie wir meinen, um zwei Klassen von Fällen zu unterscheiden, in denen mit Wahrheit von einer Ausnahme gesprochen werden kann, welche die Regel bestätigt. Der erste und nächstliegende Fall ist der der scheinbaren Ausnahme. Jemand glaubt an die Verläßlichkeit der Erfahrungsregel, daß Zigeuner unsteten Sinnes sind, daß sie allen Versuchen, sie seßhaft zu machen und an regelmäßige Arbeit zu gewöhnen, unbesiegbaren Widerstand entgegensetzen. Da wird er mit einer Instanz bekannt, welche dieser Regel durchaus widerspricht; er erfährt von einem Zigeuner, der gleichsam aus der Art geschlagen ist, der mit Leichtigkeit für den Schulbesuch, für die Erlernung und Ausübung eines städtischen, stetigen Aufenthalt und sitzende Lebensweise erfordernden Berufes gewonnen ward. Schon wird man an dem alten Glauben irre, schon gerät jene Erfahrungsregel ins Wanken. Da wird es ruchbar, daß der vermeintliche Zigeuner in Wahrheit gar kein solcher ist, daß er als Kind von einem Trupp dieses Nomadenvolkes seinen Eltern entführt ward. Ihm liegt die Seßhaftigkeit im Blute, und die angebliche Ausnahme erschüttert nicht mehr, sie bekräftigt vielmehr die Regel. Das heißt: unser Vertrauen in ihre Geltung wächst, gerade so wie wir unserer Gesundheit oder unserer Willensstärke erhöhtes Vertrauen schenken, so oft sie eine neue Kraftprobe mit Erfolg bestanden, eine ihnen drohende Gefahr siegreich überwunden haben. Wir erwägen dabei nicht jedesmal ängstlich, ob diese letzte Kraftprobe in Wahrheit von entscheidenderer Bedeutung als alle früheren gewesen ist.

Ist die Bekräftigung in Fällen dieser Art nur im Sinne der Steigerung unseres subjektiven Vertrauens vorhanden, so gibt die zweite Klasse von Fällen zu einer objektiven Geltungssteigerung der betreffenden Regel den Anlaß. Oder genauer gesprochen: nicht der roh-empirischen, unzergliederten Regel selbst, sondern der hinter ihr stehenden, ihren Grund und gleichsam ihre Deckung bildenden ursächlichen Norm.

Hier entlehnen wir unser Beispiel dem politischen Gebiet. Eine kräftige und erfolgreiche auswärtige Politik ist mitunter von monarchischen und aristokratischen Regierungen mit Stetigkeit durchgeführt worden. Das unstete Massenregiment hat in diesem Betracht so wenig geleistet, daß jemand die aus dem bisherigen geschichtlichen Verlauf sich ergebende Lehre wohl also formulieren mag: Demokratien sind unfähig, die auswärtigen Staatsangelegenheiten in kraft- und erfolgreicher Weise zu leiten. Der Vertreter dieser These mag den gewaltigen Erfolgen des altrömischen, des venezianischen, genuesischen, englischen, niederländischen aristokratischen Regimes, den weltumstürzenden Eroberungen der von der Geschichte gefeierten Monarchen die kaum jemals über den Bereich der Selbstverteidigung hinausgreifenden und auch in dieser ihren Feinden gar oft unterliegenden Politik demokratischer Gemeinwesen gegenüberstellen. Da mag ein anderer diese These anfechten mit dem Hinweis auf die eine glanzvolle Epoche der namhaftesten aller antiken Demokratien — mit dem Hinweis auf das Athen des 5. Jahrhunderts, welches einen großen Teil der griechischen Welt sich unterworfen und unter dem Namen einer Bundesgenossenschaft in Wahrheit ein machtvolles Reich gegründet hat. Doch der Verfechter jener Erfahrungsregel wird darum noch nicht die Waffen strecken. Er wird mit der Frage, wer denn zur Zeit ihrer glänzendsten Erfolge die athenische Politik gelenkt hat, der Diskussion eine neue und entscheidende Wendung geben. Der Name des Perikles wird auftauchen; an dessen fast beispiellose, Jahrzehnte hindurch ungebrochene Gewalt über die Geister und Ge-

1) „Kunst und Wissenschaft." Leipzig 1905, S. 5.

Digitized by Google

müter der Athener wird erinnert und dem also geschaffenen Eindruck schließlich das Siegel aufgedrückt werden durch das schwerwiegende Wort des Thukydides: die Regierungsform des damaligen Athen sei dem Namen nach eine Volksherrschaft, in Wahrheit die Herrschaft des hervorragendsten Mannes gewesen. Die Erfolge einer derart einem Einzelwillen sich unterordnenden Demokratie bilden, so wird man mit Fug schließen, eine Ausnahme, welche die Regel bestätigt. Mag immerhin die unbedingte Herrschaft der Erfahrungsregel ihrem bloßen Wortlaute nach durch solch eine Ausnahme durchbrochen sein, ihr eigentlicher Gehalt und Wesenskern geht aus diesem Konflikt unversehrt, ja mit erhöhter Kraft hervor. Die Einsicht nämlich, daß auf dem besprochenen Gebiete nicht die launenhaften Impulse einer vielköpfigen Menge, sondern nur die mit Stetigkeit festgehaltenen Absichten eines Einzigen oder einer vergleichsweise geringen Zahl dauernde Triumphe zu erringen vermögen.

Vergleichen wir nunmehr unsere beiden Beispiele und die durch sie vertretenen zwei Klassen von Fällen, so gewahren wir alsbald ihre enge Zusammengehörigkeit. Eine so enge, daß man an der Richtigkeit unsrer Unterscheidung vorerst irre werden kann. Der bloß nominelle Zigeuner und die bloß nominelle Demokratie, sie scheinen nicht zwei verschiedenen, sondern vielmehr einer und derselben Gattung von Instanzen anzugehören. Dennoch ist das nicht genau richtig. Denn die Demokratie bleibt streng genommen eine solche, auch wenn das souveräne Volk dem Rat eines einzigen nicht minder willig gehorcht, als ob dieser eine vom Volkswillen unabhängige Macht besäße. Es ist nur ein rhetorisch wirksamer, die Eigenart des Falles grell beleuchtender Ausdruck, wenn Thukydides von Perikles' Staatsleitung als von einer Herrschaft des „ersten Mannes" oder Theodor Mommsen geradezu von Monarchie spricht. Mit besserem Recht kann man uns hingegen einwenden, daß auch unser Zigeuner-Exempel einer sprachlichen Fassung fähig ist, die es dem Perikles-Exempel nahebringt. Verstehen wir unter Zigeuner nicht den Rassen-Zigeuner, sondern das Mitglied solch eines Wandertrupps, das in diesem Kreise aufgewachsen ist und alle Einwirkungen dieses Milieus erfahren hat, dann besitzen die beiden Instanzen in der Tat vollständige Gleichheit. Dann liegt die Ausnahmsinstanz in dem einen wie in dem anderen Falle i n n e r h a l b des Kreises der von der Erfahrungsregel umspannten Instanzen, und sie lehrt uns gleichzeitig, daß der auf einem Kausalverhältnis beruhende Kern der Regel richtig ist, daß diese aber einer genaueren, ihr Bereich schärfer umgrenzenden Fassung bedarf (Ausschluß der nicht rassenhaften Zigeuner einmal, Ausschluß der einem überlegenen Einzelnen willig gehorchenden Demokratien das andere Mal). Ich schließe die Betrachtung dieser zwei typischen Instanzen mit dem Bemerken, daß die materielle Wahrheit der in ihnen verwendeten Erfahrungsregeln für unsere Zwecke gleichgültig ist, da sie nur dazu dienen sollten, das hier erörterte Verhältnis von Regel und Ausnahme zu beleuchten. Dieses aber möchten wir schließlich also zusammenfassen.

Zwischen zwei Vorgängen oder Eigenschaften A und B wird das Obwalten eines erfahrungsmäßigen Zusammenhanges behauptet und geglaubt. Da tritt ein diesen Glauben erschütterndes Vorkommnis ein. A erscheint, ohne von B gefolgt oder begleitet zu sein. Allein eine genauere Untersuchung oder Betrachtung des Falles zeigt, daß auch A eine Abweichung von seiner gewohnten Beschaffenheit aufweist, einen besonderen Zug, der uns, wenn wir ihn näher ins Auge fassen, den Ausfall der gewohnten Folge oder Begleiterscheinung erklärt. Die Wirkung fehlt, aber nur darum, weil auch die Ursache gefehlt hat. Der Zusammenhang beider wird erhärtet, nicht entkräftet. Es ist ein gleichsam von der Natur selbst veranstaltetes Experiment, eine spontane Anwendung der Differenz-Methode, die uns über das Wesen des empirisch beobachteten Zusammenhanges einen neuen, die wahre Kausalverkettung offenbarenden und dadurch unseren Glauben verstärkenden Aufschluß erteilt.

Wir sollten vielleicht von dieser Erörterung nicht scheiden, ohne auch des verwandten Diktums zu gedenken: k e i n e R e g e l o h n e A u s n a h m e. Es würde uns nicht wundernehmen, wenn der wohlberechtigte Glaube an die allwaltende Kausalität auch an diesem populären Satze Anstoß nehmen und ihn als einen Eingriff in die streng wissenschaftliche Denkart bekämpfen würde. Darum mag eine kurze Ueberlegung auch über diesen Punkt hier an ihrem Platze sein. Völlig ausnahmslose Normen des Geschehens liefert uns, wenn wir genau zusehen, niemals die Beobachtung, sondern einzig und allein das Experiment. Dieses beruht auf der äußersten für Menschen erreichbaren Isolierung einer Ursache und der sich daraus ergebenden Ausschließung aller mitwirkenden, das Geschehnis beeinflussenden und somit das Walten der betreffenden Kausalnorm störenden Faktoren. Wenn wir im Obigen von Kausalnormen gesprochen haben, welche uns die bloße Beobachtung erschlossen hat, so haben wir einen hochbedeutsamen, aber doch immer noch relativen Unterschied so dargestellt, als ob er ein absoluter wäre. Sobald wir das Laboratorium mit der wirklichen Welt vertauschen, stoßen wir auf Komplikationen, auf die Verflechtung einander widerstreitender und modifizierender Tendenzen, deren Beobachtung uns Gesetze oder Gleichförmigkeiten von mannigfachstem Wert und von mannigfachster Strenge darbietet. Je geringer die Komplikation, um so größer ist die Sicherheit der Beobachtungsergebnisse, um so verläßlicher auch die darauf beruhende Vorhersagung der Zukunft. Je zahlreicher hingegen die zusammenwirkenden Faktoren, je inniger ihre Durchdringung ist, um so mehr besitzen die auf die Wirkungsweise einzelner derselben bezüglichen Normen den Charakter bloß annähernder, bedingt geltender und vielfach (auf Gebieten, die f o r t s c h r e i t e n d e n Veränderungen unterliegen) auch nur provisorischer Wahrheiten. Hier Beispiele anführen wollen, hieße nahezu den ganzen Bereich menschlichen Wissens erschöpfen: von den Planetenstörungen angefangen bis zu den Geschlechtsregeln der Grammatik, von den Monstrositäten organischer Gebilde bis zu den seltsamsten Singularitäten des sozialen oder religiösen Lebens (wie es die indische Mordsekte der Thugs oder die „Stammzucht" der amerikanischen „Perfektionisten" ist). Und dabei verschlägt es wenig, ob ein Teil dieser Ausnahmen selbst wieder in eine Regel zusammengefaßt worden ist oder zusammengefaßt werden kann — das erstere gilt von den Planetenstörungen, auch von manchen Monstrositäten, die man sogar künstlich zu erzeugen vermag — oder ob sie der Beugung unter das Joch irgend einer Regel an sich und für immer widerstreben. Das letztere anzunehmen, braucht selbst der unerbittlichste Kausalitätsglaube niemand zu hindern. Wie sollte es zum Beispiel möglich sein, die Gesamtheit der meteorologischen Vorgänge einer ausnahmslosen Regel zu unterwerfen, wenn, von allen anderen störenden Einflüssen abgesehen, auch die Hand und der Wille des Menschen das Klima ganzer Landschaften umzugestalten vermögend war. Ein Karstgebiet besitzt eine andere Verteilung von Regen und Regenlosigkeit als dieselbe Region zur Zeit ihrer Bewaldung. Auch läßt sich bei dem engen Zusammenhang meteorologischer Erscheinungen die also bewirkte Veränderung nicht in irgendwelche enge Grenzen mit Sicherheit einschließen. Freilich sind die Beweggründe, die so tiefgreifende Eingriffe hervorriefen, selbst wieder kausal bedingt und insofern von gesetzmäßiger Art. Allein die Gesetze des merkantilen und des politischen Lebens, welche die Entwaldung so vieler südlicher Küstengebiete durch die nach Schiffsbauholz verlangenden Venezianer und Genuesen herbeigeführt haben, sie stehen den Naturgesetzen, welche im übrigen die klimatische Beschaffenheit dieser Länder bestimmt haben, als ein völlig Fremdes gegenüber. In solchen Fällen durchschneiden sich verschiedene Ursachenkreise oder, wenn man ein anderes Bild vorzieht, nebeneinander und unabhängig voneinander verlaufende Ketten oder Stränge ursächlicher Vorgänge verflechten sich an einer Stelle, ohne daß daraus auf die künftige Wiederkehr einer derartigen Verflechtung geschlossen oder eine solche auch nur vermutet werden könnte. Derartige Vorkommnisse sind Zufälle in dem einzigen zulässigen Sinne dieses Wortes.

Wien, **Th. Gomperz.**

Petrr Camenzind und Anderes.

Im vergangenen Spätsommer in Bern drang der Name Hermann Hesse zum erstenmal an mein Ohr. Wir saßen auf der Terrasse des gastlichen Hauses Kleine Murifalden 26 und plauderten über Persönliches und Allgemeines. Der geist- und temperamentvolle, immer angeregte und immer anregende Hausherr nannte uns als diejenigen Bücher, die unter den neuzeitlichen Erscheinungen besondere Aufmerksamkeit verdienten, den „Peter Camenzind“ von Hermann Hesse und den „Richard Feverell“ von George Meredith. Unmittelbar nach der Heimkehr habe ich mir auf diese Empfehlung die beiden Bücher verschafft, aber es dauerte geraume Zeit, bis ich zu ihrer Lektüre kam. „The ordeal of Richard Feverell“ habe ich trotz wiederholter Anläufe noch nicht zu bewältigen vermocht. Möglich, daß der Kern ein süßer ist, aber er ist von so harter Schale umgeben, daß wenigstens vorläufig die Kraft und die Lust, ins Innere zu dringen, nicht ausreichten. Den Peter Camenzind haben zuerst meine verschiedenen Familienmitglieder und eine Anzahl der Freunde gelesen, und fast alle fanden sich von dem Buche sehr angesprochen: nur ein Einziger war anderer Meinung und erblickte darin nichts als einen matten Abklatsch des „Grünen Heinrich“. Inzwischen bin ich nun auch zum Lesen des Buches gekommen, das in der Tat sowohl dem Stile als dem Gedankeninhalt nach den Einfluß Kellers unverkennbar zeigt. Es ist eine bewußte Anlehnung, aber durchaus nicht etwa eine Nachahmung. Auch der Peter Camenzind[1]) ist eine Lebensgeschichte, eine Selbstbiographie, aus Dichtung und Wahrheit zusammengesetzt. Dem etwas gespreizten, hochtönenden Anfang gegenüber sticht der schlichte, den Eindruck echter Wahrheit machende Vortrag im weiteren Inhalt erfreulich ab. Man merkt es dem Buche an, daß der Verfasser der Abkömmling einer bäuerlichen Familie, daß er auf dem Lande und mit der Natur aufgewachsen ist. Er ist mit ihr innig vertraut, man kann sogar sagen, eng befreundet. Er kennt die verschiedenen Schwingungen und Färbungen der Luft, die Gräser, Pflanzen und Bäume, den Berg, den Wald, den Bach, die Wiese, er selbst bezeichnet es einmal neben dem Wandern, Rudern und Angeln als seine Lieblingsbeschäftigung, dem Winde und Wasser zuzuhören. Was man so ganz in sich aufgenommen, das kann man auch wirksam und lebendig wiedergeben, und so zeichnet sich das Buch durch eine Fülle knapper Naturschilderungen von großer Treue aus. Vielleicht ist die Bezeichnung Naturschilderungen nicht ganz die richtige, die einzelnen Stimmungen sind nämlich so eng in die Handlung verwoben, daß sie davon einen unlöslichen Bestandteil bilden. „Es gibt nichts Seltsameres und Köstlicheres als das süße Föhnfieber, das in der Föhnzeit die Menschen der Bergländer und namentlich die Frauen überfällt, den Schlaf raubt und alle Sinne streichelnd reizt. Das ist der Süden, der sich dem spröden, ärmeren Norden immer wieder stürmisch und lodernd an die Brust wirft und den verschneiten Alpendörfern verkündigt, daß jetzt an den nahen, purpurnen Seen Welschlands schon wieder Primeln, Narzissen und Mandelzweige blühen.“

Ein wesentlicher, reicher Inhalt ist in dem Buche nicht vorhanden, auch treten die Gestalten, die sich um den Helden gruppieren, nicht gerade so deutlich und eigengeartet hervor, daß wir mit ihnen vertraut würden, daß sie sich uns dauernd einprägen könnten. Aber die an Keller gebildete Sprache, die mannigfachen, tiefen und ernsten Betrachtungen erheben das Buch weit über den Durchschnitt der zeitgenössischen Produktion. Besonders wohltuend berührt es, wie der Held sich selbst erzieht, sich über sich und das Leben klare Rechenschaft zu geben sucht. Auch wie er die Pflicht der Menschenliebe auffaßt und wie er sich dem Tode gegenüberstellt, macht tiefen Eindruck. „Sie kennen Nietzsche nicht und Wagner nicht, aber Sie sind viel auf Schneebergen gewesen und haben so ein tüchtiges Oberländergesicht,“ sagt der einzige Jugendfreund, den Peter Camenzind gewinnt, einmal zu ihm. So wie er frisch und kraftvoll ins Leben tritt, so wünscht der Verfasser offenbar den jungen Menschen überhaupt. Peter ist etwas schwerfällig, manchmal darin dem Grünen Heinrich ähnlich, daß er als sein eigener Feind handelt, daß er zuweilen nicht zur rechten Zeit das rechte Wort finden kann. Aber denen, die ihn näher kennen lernen, macht er den Eindruck einer festen und anziehenden Persönlichkeit. Zweimal im Leben schließt er warme, innige Freundschaft, das erste Mal mit einem Studenten, der im selben Hause mit ihm wohnt. „Jeden Tag hörte ich ihn unten Klavier spielen und spürte dabei zum erstenmal etwas vom Zauber der Musik, der weiblichsten und süßesten Kunst. Dann sah ich den hübschen Jungen das Haus verlassen, ein Buch oder Notenheft in der Linken, in der Rechten die Zigarette, deren Rauch hinter seinem biegsam schlanken Gang verwirbelte. Mich zog eine scheue Liebe zu ihm hin, doch blieb ich abgesondert und fürchtete mich, mit einem Menschen Umgang zu haben, neben dessen leichtem, freiem und wohlhabendem Wesen meine Armut und mein Mangel an Lebensart mich nur demütigen würde.“ Da kommt er selbst, und die beiden so verschieden gearteten Menschen schließen sich eng aneinander an. Richard findet in dem unbeholfenen, weltfremden Peter die Tiefe und Kernigkeit des Gemüts, ihm wird die echte Dichternatur deutlich, die in Peter schlummert. Dieser wird von der Anmut, der Liebenswürdigkeit und Herzensgüte des Freundes gefangen genommen. Richard übt auf ihn den vollen Zauber all der gewinnenden Eigenschaften aus, die seiner Natur selbst so sehr fehlen. Beide machen gemeinsam eine Wanderung durch Oberitalien, zu der Richard von seinem wohlhabenden Vater die Mittel erwirkt hat. Für Peter sind die Tage in Umbria, wo er den Spuren des von ihm mit Begeisterung verehrten Franz von Assissi nachgeht, „die Krone und das schöne Abendrot der Jugendzeit“. Das Schicksal knüpfte unmittelbar an diese Zeit reinsten und reichsten Glücks einen tiefen und unauslöschlichen Schmerz, von dem das ganze Innere Peters geradezu durchwühlt wird. Vierzehn Tage nach der Trennung von Richard ertrinkt dieser beim Baden in der Heimat.... Das zweite Mal, in reiferen Jahren, hängt Peter sein Herz an einen armen Krüppel, der, ein Held in stummem Leiden, in ihm das tiefe Gefühl des Altruismus geweckt, ihn zur Nacheiferung der hingebenden Menschenliebe seines Lieblings, des heiligen Franz von Assissi, angeeifert hat. Die prachtvolle Menschenseele, die er in dem Kranken kennen lernt, wirkt erhebend und läuternd auf ihn, den Menschen sowohl wie den Dichter. Mit der Frauenliebe hat er kein Glück. Als Schuljunge schwärmte er die 17jährige Rösi Girtanner an und machte, um ihr Alpenrosen von der höchsten Spitze des Berges zu pflücken, eine halsbrecherische Tour, eine Art Bravourstück, das er sich selbst vorspielt, um für seine Liebe etwas Rechtes zu wagen. Später widerfährt es ihm zweimal, daß gerade in dem Augenblick, wo er seine Liebe gestehen will, ihm die Mitteilung zuvorkommt, daß das Weib, dem er huldigt, einen anderen liebe. Das eine Mal ist es die Malerin Erminia Aglietti, das andere Mal das feine und kluge Fräulein Elisabeth. Er kommt beide Male nicht dazu, seine Gefühle in sich auszusprechen, und er bohrt sich den Stachel ins Herz.

Peter Camenzind bleibt nach all den Erfahrungen, die ihm das Leben brachte, nach außen hin linkisch und unweltläufig, sein reiches Innenleben läßt ihn in sich selbst völlig Genüge finden. Er kehrt in sein Heimatsdorf zurück und lebt dort zufrieden unter den einfachen Menschen, gestärkt durch den Glauben an sich selbst und die Ueberzeugung, daß er doch noch zur Erfüllung seines Lebenswerkes kommen werde, der Dichtung, die ihm von Jugend an vorschwebt. Während eines Aufenthalts in Paris war er durch manchen Schmutz gegangen, ohne daß seine Seele davon berührt wurde. Charakteristisch schreibt er darüber: „Es ist nicht Feigheit, wenn ich den etwaigen Schweinigeln unter meinen Lesern hier eine Nase drehe und diese kurze Zeit übergehe. Ich bekenne, daß ich einen Irrweg um den anderen ging, allerlei Schmutz gesehen habe und darin gesteckt bin. Der Sinn für die Romantik der Boheme ist mir seither abhanden gekommen, und ihr müßt mir erlauben, daß ich mich an das Reinliche und Gute halte, das doch auch in meinem Leben war, und jene verlorene Zeit verloren und abgetan sein lasse.“

Der Wein wurde ihm in schweren Stunden ein Tröster, und er feiert ihn in dithyrambischem Schwung: „Der starke, süße Gott ward mir ein treuer Freund und ist es heute noch. Wer ist so mächtig wie er? Wer ist so schön, so phantastisch, schwärmerisch, fröhlich und schwermütig? Er ist ein Held

1) Berlin, S. Fischer 1904.

Digitized by Google

und Zauberer. Er ist ein Verführer und Bruder des Eros. Er vermag Unmögliches; arme Menschenherzen füllt er mit schönen und wunderlichen Dichtungen. Er hat mich Einsiedler und Bauern zum König, Dichter und Weisen gemacht. Leer gewordene Lebenskähne belastet er mit neuen Schicksalen und treibt gestrandete in die eilige Strömung des großen Lebens zurück. So ist der Wein. Doch ist es mit ihm wie mit allen köstlichen Gaben und Künsten. Er will geliebt, gesucht, verstanden und mit Mühen gewonnen sein. Das können nicht Viele, und er bringt Tausend und Tausend um. Er macht sie alt, er tötet sie oder löscht die Flamme des Geistes in ihnen aus. Seine Lieblinge aber lädt er zu Festen ein und baut ihnen Regenbogenbrücken zu seligen Inseln."

Eine der schönsten und ergreifendsten Stellen des Buches ist die Schilderung, wie der Erzähler dem stillen Sterben der Mutter beiwohnt. Hier ist die Majestät des Todes in würdiger und versöhnlicher Weise dargestellt. Auch der Tod des Freundes Boppi ist von tiefer Wirkung.

Wie Peter Camenzind, so hat auch Hermann Hesse sich in einem ganz kleinen Dorf eingesponnen, in Gailenhofen am Untersee, wo er seit etwa zwei Jahren lebt, seit vergangenem Sommer verheiratet. Wie Peter Camenzind scheint auch Hesse an den konventionellen Stadtmenschen kein Gefallen zu finden und sich bei den schlichten, einfachen Landbewohnern wohl und behaglich zu fühlen. In ein paar seinen Plaudereien über die Eindrücke von seinem Fenster aus hat er bewiesen, wie er mit dem Auge des Dichters überall in dem Alltäglichen und Gewöhnlichen das Poetische und Wesentliche zu erblicken und zu gestalten weiß. Daß Hesse sich an Keller gebildet hat, zeigt der Peter Camenzind auf fast jeder Seite. Neben diesem gehört von den neueren Schriftstellern besonders Mörike zu seinen Lieblingen, und unter den Artikeln, die zu dessen hundertstem Geburtstage erschienen, war zweifellos der von Hesse einer der besten. Man merkt es seinem Schreiben an, daß er einen reichen Schatz von Wissen in sich aufgenommen hat und aus dem Vollen schöpfen kann. Er braucht also keine neuen Anregungen, und er wird den Strom der Welt in seinem stillen Dörfchen kaum vermissen. Jahre hindurch hat er sich eifrigen historischen und philosophischen Studien hingegeben, und er scheint besonders tief in das Zeitalter der Frührenaissance und in das Wesen der ganzen nachfolgenden großen Kulturepoche eingedrungen zu sein. Unter den leuchtenden Gestalten der Weltliteratur bringt er dem großen Menschenfreunde Franz von Assisi besonders warme Verehrung entgegen. Diese tritt in dem Peter Camenzind hervor und in dem feinen Büchlein Franz von Assisi, das als Band XIII[2]) der Sammlung „Die Dichtung" erschienen ist. Warum dieser, obgleich nur eine einzige Dichtung von ihm bekannt geworden ist, dennoch in eine solche Sammlung gehört, führt Hesse in den Eingangsworten wie auch am Schluß aus. „Von altersher haben zuweilen große und herrliche Menschen auf Erden gelebt, welche nicht durch vereinzelte ungeheure Taten oder durch aufgeschriebene Dichterwerke und Bücher sich Ruhm zu erwerben trachteten. Dennoch taten solche Geister gewaltige Wirkungen auf ganze Völker und Zeiten, also daß jedermann sie kannte und mit Eifer von ihnen redete." Zum Preise seines Helden erhebt der Verfasser seine Darstellung zuweilen zu hohem Schwung, und auch das frivolste Weltkind wird nach der Lektüre des Buches diesen wahren Heiligen lieb gewinnen und verehren müssen. „Eine wahrhaftige und lautere Güte des Herzens ist wie ein magisches Geheimnis Salomonis, welches dem Menschen die Sprache der Tiere und das innere Wesen der Pflanzen, Bäume, Steine und Berge erschließt, so daß vor seinen Augen die vielfältige Schöpfung als eine völlige Einheit liegt und keine verborgenen Klüfte und Schattenreiche hat."

Während der Ton hier getragen, zuweilen etwas feierlich ist, entspricht der fröhlich schallhafte in dem Büchlein über Boccaccio[3]) ganz dem Wesen und der Art dieses Meisters der Fabulierkunst, dessen Hauptwerk sich unter dem Namen „Der Schalk der Schalke" einführt. Auch in dem Peter Camenzind werden die schwunghaften und poetischen Schilderungen übrigens oft durch Aeußerungen eines prächtigen, trockenen Humors abgelöst. Hesse gibt kurz den Inhalt einiger der bedeutenderen Novellen wieder und nennt dabei die viel zitierte Geschichte vom Falken „vielleicht das Zarteste und Edelste, das man sich nur ersinnen kann". Ueber die Romreise des Juden Abraham (zweite Novelle des ersten Tages) sagt er: „Ich weiß nicht, ob diese Anekdote jemals dem Dr. Luther zu seiner Zeit bekannt geworden ist. Wenn er sie aber gehört hat, so weiß ich gewiß, daß er seine große Lust daran gehabt hat." Nur ein Tor möchte wünschen, der Dichter hätte alle Erzählungen selbst erdacht. Im Gegenteil ist es einer der größten Vorzüge des Dekamerone, daß es „gleich einem Speicher oder Juwelenschrank die Erfahrungen und Schicksale unzähliger Menschen und Zeiten in sich beschlossen hält". Man hört gar häufig sagen, das Dekamerone sei ein unanständiges und verwerfliches Buch. „Und diejenigen, welche dies sagen und gerne predigen, sagen es zum Teil nach dem bloßen Hörensagen, zum Teil aber kennen sie das verwerfliche Buch sehr gut und lesen es in der Stille häufig." Was dann Hesse über diese Seite des Buches ausführt, ist ebenso klug und wahr, als es von einem freien und einsichtsvollen Standpunkt zeugt. Eine der merkwürdigsten Ironien der Kultur- und Literaturgeschichte ist es, daß Boccaccio sein schönstes Werk später abschwur, als verwerfliche Jugendsünde und Verirrung bezeichnete. „Noch als ein rüstiger Mann hatte er das Dekameron geschrieben, welches bald auf schalkhafte, bald auf leidenschaftliche Art dem Dienste schöner Frauen huldigt und über Mönche und Priester unerschöpflichen Hohn ergießt." Aber das Dekameron wird zu allen Zeiten für den jugendkräftigen Boccaccio und gegen den be- und verkehrten zeugen.

Hermann Hesse ist 1877 in Calw (Schwarzwald) geboren. Nach kurzen theologischen Studien beschäftigte er sich besonders mit älterer Kunst und Kultur. Eine Zeitlang war er als Buchhändler tätig, seit 1903 lebt er als freier Schriftsteller. Er ist erst 28 Jahre alt, aber schon ein völlig ausgereifter Künstler und ein reifer, tiefer Mensch. Wenn Peter Camenzinds Jugendsehnsucht sich erfüllt, wenn die große Dichtung zustande kommt, mit der er sich von früh an trug, dann hat unsere Literatur Hoffnung auf eine wertvolle Bereicherung.

Sigmund Schott.

Schwäbischer Humor.

Wohl keine andere deutsche Mundart hat einen Lexikographen gefunden, der ihre Eigenart so tief in das große Gebiet, das der Name Humor umschließt, verfolgte, wie die schwäbische in Hermann Fischer. Und da dieses Gebiet in mehr als einem Sinne wichtig und in jedem Sinne erfreulich ist, mag der Versuch gerechtfertigt erscheinen, an einigen Beispielen zu zeigen, welche Reichtümer schon der kürzlich vollendete erste Band seines „Wörterbuchs der schwäbischen Mundart" in dieser Hinsicht bietet, vielleicht gewinnt auch dieser Ueberblick dem großen Werke neue Freunde, die man ihm von Herzen wünschen möchte.

Kotz Blitz, flucht der Niederschwabe, Kotz Donder, der Oberschwabe, beim Hagel, der Schweizer: man sieht, das schwäbische Sprachgebiet ist nicht einheitlich, aber doch von seiner Nachbarschaft durch schärfere Grenzen geschieden, als in sich. Des Gegensatzes gegen die anderen Stämme ist sich der Schwabe wohl bewußt, die Aufforderung: „Fall um und werd' preußisch," bedeutet ihm den Uebergang zum völlig Entgegengesetzten. Durch geschichtliche Erinnerung wird ihm dieser Gegensatz bestärkt: „So schnell schießet d' Preußa net, sie ladet vor," heißt bei ihm: der Brei wird nicht so heiß gegessen, wie er gekocht ist. Treu wie die Stammesgegensätze spiegelt die Volkssprache auch die gesellschaftlichen Gegensätze innerhalb des Stammes: Der Herr besinnt sich vor dem Handel, der Jud' unterm Handel und der Bauer nach dem Handel. Dabei kommt die Respektsperson nicht immer so gut weg wie in dem letzten Beispiel. Vom jungen Arzte sagt man: junger Doktor, buckeliger Kirchhof; der angehende Lehrer heißt Dreibatzeprovisor und hat einen Provisorshochmut; nicht viel respektvoller klingt die Wendung: du bist vorsichtig, wie d' Günzburger Herre, die putzet d' Nas, eh sie

2) Berlin und Leipzig. Schuster u. Loeffler.

3) Berlin und Leipzig. Schuster u. Loeffler.

Digitized by Google

schneuzet; oder vollends die andere: laß ihn en Burgermeister werde, na wird er scho 's Trinte lerne. Namentlich die Geistlichkeit muß sich manches nachsagen lassen: die schwarzen Röck beißet enand nit, lautet die gangbare Uebersetzung des Grundsatzes clericus clericum non decimat. Den Unterschied zwischen einem Kapuziner und einer Blutwurst findet der Schwabe nur darin, daß der Kapuziner in der Mitte gebunden ist, die Blutwurst hinten und vorn; bei großer Hitze sagt er: heut könnt man en Pfasse brate mitsamt der Kutt; von einem armen Dorfe: es geht alles ge bettle bis a de Pfarrer und de Schultes, und die hant tei Schuh. Nicht einmal die Leichenpredigt ist vor Spott sicher: der Pfarrer hat gut predigen „Sterben ist mein Gewinn“, er kriegt von jeder Leichenpredigt drei Kronetaler; und noch ärger im Bilde: aussehe wie e kotzete Leichepredigt. So zäh ist der schwäbische Brei, daß er die Seele im Leib einklebt, daher das Wort: J ka heut nit sterbe, i hab Brei gesse. Und so greift die Respektlosigkeit weit um sich auf kirchlichem Gebiet: Der ist sa dumm, daß ma 'n amache tönnt, unser Herrgott heiß Lorenz und unser Frau Bäbele; da hilst 's Bete nix, da muß Mist her; das Bier laust nei wie Gottes Wort in d' Studente; wo's der Brauch ist, singt ma de Rochus Pumpernickel in der Kirch; du bist e braver Bub, wie der Teufel en Apostel; du bist e Kerle wie der David, nur daß bu keine Psalme machst; du bist die buckelig Demut (erheuchelst Bescheidenheit); na der Kirbe tommt Allerheiligen und na Allerheiligen kommet älle Teusel (wegen der Zahlungen); das ist geschehen zwischen Eßlingen und Pfingsten, wo der große Wind geht.

Wie die Respektspersonen, müssen auch die Frauen dem schwäbischen Humor zum Ziele dienen: das muß man ineinander rechnen, sagt der Bauer, wo ihm in einer Nacht Weib und Kuh verreckt ist; Weibersterbe ist kein Verderbe, 's Roßverrecke bringt de Ma an Bettelstecke; 's brävst Wei ist kein Batze wert, wenn's no en Grosche im Maul hat; mit zwei zornige Weiber ka ma ackere; allei zante ist au geschafft, sagt der Mann, der sein zäntisches Weib allein läßt.

Das liebe Vieh, mit dem die Frau, wie wir eben sahen, in ungehörigen Zusammenhang gebracht wird, nimmt natürlich im Volkshumor eine wichtige Stelle ein, die wichtigste das Ungeziefer: der Mann ist blutarm, hat nix als Läus und die sind krank; er hat's im Griff wie d' Bettelleut d' Läus; es ist scho so nagricht, daß d' Bettelleut Läus hent, sanst hätte se kei Vieh; der steigt wie 's Bettelmanns Laus, und die ist zum Hut naus; er bamt (bäumt, spreizt) si wie e Laus auf ere Hopfestang; du wirst net gscheid, bis d' Laus drei Batze gilt, und na hast keine meh; der meint, er seh de Puls vo de Flöh. Erst in gemessenem Abstand folgen Rindvieh, Bock, Geiß und Katze: wo's der Brauch ist, legt ma d' K u h ins Bett; ins Bett liegen, bis d' Kuh en Batze gilt; meiner Mutter Kuh Bruder ist en Ochs gwest (Spott auf die, die viel auf Verwandtschaften geben); wenn ein Kalb nicht saufen will, muß man es nur zwischen einen Schultes und Burgermeister hineinstellen; dem kälberet d' Bohnestecke auf der Bühne (von einem, der unerhörtes Glück hat); du bist dümmer als Schusters B o c k, der hat d' Geiß nit kennt; der ist sa dumm wie 's Büttels Bock und der ist neben dem Haberschochen verreckt; wenn's Glück will, gibt der Bock au Mil und bei de andere Leut d' Geiß keine meh; der Brävst hat d' Geiß gstohle; von einem sehr fest geschlungenen Knoten sagt man: des ka kei Geiß meh ufschlecke; der macht einen Buckel wie die K a t z e, wenns donnert; wo ma Zeug gnu hat, tut ma de Katze en Butter ufs Brot; du bist so pfiffig wie Salomos Katz, die ist hintersür de Baum nauf; wenn nur die Katz ein Roß wäre, so könnte man auch an den Bäumen hinaufreiten; aussehe, wie wenn man kätzlet hätt. Mehr vereinzelt macht das sonstige Getier von sich reden: des stoht ihm wie der Sau d' Brill; hoffärtig wie e polierte Saustalltür; er hats im Kopf wie e alter Postgaul 's Springe; bist so dumm as Loris Pudel, und der sel hats Belle vergesse; wo der Hirsch und 's rot Haar wächst, hat's 'n schlechte Bode; der macht e G'sicht na wie e pensionierter Aff; stohst in deine Schuh wie e Gas i'me Butterfaß (mit so dünnen Waden); wenn ma kei Geld hat, weicht eim kei Gas aus; der ist no nit schuldig, daß d'Burzer (schwanzlose Hühner) teine Schwänz und d' Krote keine Haar hant; aus gebratenen Eiern kommen keine Hühner, d. h. Wohlleben macht unfähig.

Manches von dem eben Aufgezählten griff schon in den Bereich des Essens und Trinkens über, das gleichfalls seinen Platz beansprucht. Das ist der Brauch, soweit ma tocht, ist der Ausdruck für allgemeine Verbreitung einer Sitte; mei Pfeffer ist so gut wie dei Safra, bedeutet: meine derbe Rede macht so viel Eindruck wie deine glatte; er singt ums Brot wie d' Henne, heißt: er arbeitet bloß ums Essen. Fröhliche und wehmütige Lebensauffassung enthalten die Wendungen: um en Batze ka ma keine Pomeranze schwitze; der ist g'scheid, der ißt d' Wecke ugschält; i hau a rechte Baurenatur, i ka de Speck ohne Brot esse; jetz hast d' Wahl wie d' Nudle, kannst siede oder brate; ma muß viel verlebe, bis ma de Schlotter (die saure Milch) nimme beiße ka. Lustige Uebertreibungen sind beliebt: einen Mund hin machen, daß e Bratwürstle drauf tanze könnt; dem verschimmelt 's Brot im Maul (vor Trägheit); er sauft, daß Binse in ihm wachset. Oft spinnt sich die Redensart zu einer kleinen Erzählung aus: sich vermehren wie's Bettelmanns Supp, in die hats geregnet; jetzt wärs gesse, wenns nur scho prüglet wär, sagt der Handwerksbursche, der die Zeche schuldig bleibt und sich darum vom Wirt nichts Gutes erwartet; der Vater sagt: Buben, eßt Ruben, Ruben sind besser als Fleisch! darauf die Antwort: Vater, iß du 's Best. Auf das Trommeln bei Soldatenleichen geht der Text: Bist hi, bist hi, bist wohl hi! Na frißt em König kei Brot meh; wer gegen einen früheren Wohltäter nichts unternehmen will, sagt: In einen Brunnen, aus dem ich schon getrunken habe, werfe ich keinen Stein; wer mit Geringem zufrieden ist: Ma trinkt si a de kleine Brunne au gnug, ma muß nur 's Maul länger nahebe.

Auch die zahlreichen U m s c h r e i b u n g e n, die dem Schwaben in kühner Sicherheit gelingen, sind zum Teil vom Essen und Trinken genommen: en Arsel voll Brusttee ist ihm eine Umarmung; in einer rauhen Gegend, die nur Kartoffeln trägt, gräbt man die Traube aus 'm Bode; blaue Därm bekommt man vom Wassertrinken, einem Trinker sagt man darum fein aber verständlich: du kriegst au keine blaue Därm; dem ist au scho mänger Acker d' Gurgel nab, ist noch deutlicher; der fromme Wunsch „wenn nur Buckel au Bauch wär“ deutet an, daß man gern noch mehr essen möchte. Für den Geizigen hat der Schwabe die Umschreibungen Pfennigfuchser, Brosampicker, Erbsenzähler, Kümmichspalter, Lausbalgschinder, Fuchser, Pfennigspalter; Grobheit rügt er mit einem Bilde: so fei kas der Zimmerma mit der Axt; Faulheit mit einer kurzen Erzählung: i muß ins Bett, daß i morge ka helfe Mittags läute; Durchtriebenheit mit verdächtigem Lobe: du bist e generalbraver Bub, Spitzbub därf ma nit sage. Zahlreich sind die Umschreibungen für die Dummheit: der ist nit schuldig, daß das Pulver erfunden ist; der erfindet das krumme Pulver (das um die Ecke schießt) au nit; der hat's Pulver au net erfunde, sonst hätt ma a seiner Tauf nit schieße könne; der hat siebe Pfiff, sechs dumme und ein eisältige; der ist ausstudiert bis an Kopf und da goht nunz nei; Bube sind still, der Vater will de Name schribe. Wer zerrissene Schuhe trägt, „läuft auf dem deutschen Boden“, der Nackte ist „barfuß bis an Hals“. Wer auf den Tod eines Gesunden wartet, der „sitzt unter en grüne Baum na und wart, bis er dürr wird“, wer sich auf Erbschaften verläßt, „der hats Bettle versumt“; wer zu großes Finderglück entwickelt, hat etwas ufm ugwischte Bäntle gsunde; wer mit seiner Klage vor die rechte Schmiede geht, rechtfertigt das so: „Narr, wemmer der Schäfer da Kleia afrezt, no schimpf i über da Schoosknecht und net über d' Schoos“. Am Sonntag will man gesund sein, daher die Umschreibung: „Am Samstag reitet der Bader heim“.

Groß ist der Schwabe in Sprichwörtern mit angehängter Erläuterung: d' Jugend muß vertobet han, hat seler Bettelma gsait, wie 's Kind zum Pack nausgfalle ist; besser etwas als nichts, sprach der Teufel und aß die Butter mit der Heugabel; des ist mir au no nie passiert, hat seler Henter gsagt, dem der Kropfig dur de Strick gerutscht ist. Ja, hat na der Ghentt gsagt, mir au no net; wieder net der richtig, sät der Röttemer Bader beim Zahnausziehen; mi dunket Hake und Hafte bräver, hat der Schnider gseit, wil r hat d' Knopslöcher nit mache könne. Der Spott bleibt gutmütig, auch wenn er auf schärfster Beobachtung beruht: Meist, Hans, es gäb Gerste wenn man pfercht, dungt und Haber nasät? Mancher sucht einen Pfennig und verbrennt dabei ein Groschenlicht; wenn

Digitized by Google

einer hat kei Geld im Sack, so prahlt er mit seim Schnupftabak; wenns eis a d' Händ friert, hebt ma nit de Buckel an Ofe. Gutmütig und wohlgemeint ist der Rat: gang i's Bett, den goht kei Wage über di. Niemand wird die Richtigkeit der Beobachtung bestreiten, wenn es heißt: ein stumpfes Messer schneidt 's kalt Wasser bis auf de Bode na; du bist e Bursch, kast nit emal 's Wasser hebe (anhalten), wenn du über e Bruck laufst; tiefer liegt der Sinn in den Wendungen: man schätzt den Brunnen erst, wenn er leer ist, und: man darf in keinen Ort einen neuen Brauch hinbringen, er ist schon da. Kürzer kann man wohl das Verfahren gegen jemand, den man weder mit du noch mit Sie anreden möchte, nicht bezeichnen, als mit den drei Worten „auf Beit schwätze", und näher kann wohl kaum die breite Behaglichkeit des Dialektes neben höchster Wissenschaft wohnen, als in jener ewig schönen Frage eines Tübinger Konviktoren: Xavere, brütest über 'm Absolute?

Freiburg i. Br. Alfred Götze.

Bücher und Zeitschriften.

Stereoskopie für Amateur-Photographen. Von C. E. Bergling. Zweite, durchgesehene Auflage. 58 Seiten. Mit 24 Figuren. Berlin 1904, bei G. Schmidt (Photogr. Bibliothek, Bd. 3). — **Anleitung zur Stereoskopie.** Von Dr. W. Scheffer. VI und 99 S. Mit 37 Abbildungen. Berlin 1904, im gleichen Verlag (Photogr. Bibliothek, Bd. 21).

Diese beiden Schriftchen kommen entschieden einem tatsächlichen Bedürfnis entgegen. Nicht wenige Amateur-Photographen sind nämlich, wie Referent sich wiederholt zu überzeugen Gelegenheit hatte, der Ansicht, daß zwei identische, mit einer gewöhnlichen, einfachen Kamera ausgeführte Aufnahmen (bezw. Kopien einer solchen) eines bestimmten Gegenstandes eine körperliche Vorstellung dieses letzteren liefern, wenn man sie im Stereoskop betrachtet. Wie irrig diese Anschauung ist, und wie wenig Schwierigkeiten es macht, wirklich brauchbare stereoskopische Aufnahmen zu machen, zeigen uns die Verfasser der beiden vorliegenden Bändchen. — C. E. Bergling stellt in seinem anspruchslosen, mehr vom Standpunkt des reinen Praktikers geschriebenen Werkchen zunächst diejenigen Forderungen auf, die für das Sehen im Stereoskop in Betracht kommen, und zeigt dann, wie diese Forderungen in der einfachsten Weise erfüllt werden können. Im allgemeinen setzt er den Gebrauch einer sog. Stereoskopkamera, d. i. einer Kamera mit zwei ganz gleichen Objektivlinsen, voraus; im Notfalle kann — freilich meist mit recht zweifelhaftem Erfolg — auch eine gewöhnliche Kamera, deren Objektiv entsprechend seitlich verschiebbar ist, verwendet werden. Die Plattengröße beträgt nach des Verfassers Erfahrungen am besten 12×16 Zentimeter; die Brennweite der beiden Objektive sollte für alle derartige Apparate die nämliche sein, und zwar sollte sie, nach des Verfassers Vorschlag, auf 120 Millimeter normiert werden, was dann eine Brennweite der beiden Stereoskoplinsen von etwa 124 Millimeter bedingen würde. Recht lesenswert sind die Angaben über die Montierung und Justierung der Kamern samt Kassette, nicht minder endlich jene über die zweckmäßigste Konstruktion der Stereoskope und über die bei stereoskopischen Aufnahmen zu beachtenden besonderen Vorsichtsmaßregeln. — Erschöpfender, allgemeiner, und, wenn man will, auch wissenschaftlicher, behandelt das gleiche Problem der Verfasser des zweiten Werkchens, Dr. W. Scheffer. Indem er dem Leser eine Reihe von einfachen, leicht anzustellenden Versuchen vorführt, schafft er — zunächst sogar ohne Zuhilfenahme der Mathematik — eine theoretische Grundlage für die weiteren Erörterungen. Er findet dabei gleichzeitig Gelegenheit, den Leser mit den wichtigsten Begriffen und Sätzen der physikalischen und physiologischen Optik, soweit sie hier in Betracht kommen, bekannt zu machen; die Forderungen, die an gute Stereoskopaufnahmen gestellt werden müssen, ergeben sich dabei gleichsam ganz von selbst. Es ist erfreulich, daß Verfasser es verstanden hat, bei diesen theoretischen Darlegungen das richtige Maß einzuhalten. Die mathematischen Entwicklungen und Beweise, die, wie schon bemerkt, für das Verständnis des Vorgetragenen nicht schlechterdings notwendig sind, finden sich in einem besonderen Anhang zusammengestellt. In den Kapiteln über den Aufnahme-Apparat, über die Aufnahme und Belichtung der Platten, über die Herstellung der Bilder, über die Stereoskope u. s. w. kommen dann die Angaben mehr praktischer Natur völlig zu ihrem Recht. Für Chemiker, Physiologen, Hygieniker und Angehörige verwandter Berufszweige wird die Zugabe eines eigenen Kapitels über die Anwendung der Stereoskopie auf mikrophotographische Aufnahmen besonders erfreulich sein. — Dr. Scheffers „Anleitung zur Stereoskopie" dürfte zweifellos den Vorzug von den beiden hier besprochenen Werkchen verdienen. Einige Stilwidrigkeiten — so die Ausdrücke „anständiges (!) Stereoskop", „elende Dinger" — und Unklarheiten (zum Beispiel Seite 60, unten: „man schiebt den Bildträger mit dem Karton hin und her ..." statt „vor- und rückwärts ...") werden sich bei einer hoffentlich recht bald notwendig werdenden Neuauflage leicht beseitigen lassen.

-rt-

Allgemeine Rundschau.

Neue Ausgrabungen auf Aegina

r. Eine wichtige wissenschaftliche Entdeckung haben Professor Furtwängler und Dr. L. Curtius neuerdings auf Aegina gemacht. Die beiden Gelehrten, die gegenwärtig mit Mitteln der Bassermann-Jordan-Stiftung der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften Ausgrabungen auf Aegina vornehmen, fanden Inschriften, die den Beweis erbringen, daß das in wilder, öder Gegend am Oros, dem höchsten Berge der Insel Aegina, gelegene Heiligtum mit seinen mächtigen alten Terrassenmauern wirklich das von Pausanias erwähnte Heiligtum des Zeus Panhellenios ist. Früher hatte man hier fälschlich das Heiligtum der Aphaea vermutet, als das aber bekanntlich durch die bayerischen Ausgrabungen von 1901 der berühmte äginetische Tempel mit den Giebelskulpturen nachgewiesen worden ist. Die neue Entdeckung bietet eine schöne Bestätigung für die Annahme der an jenen bayerischen Grabungen beteiligten Gelehrten, daß das große Heiligtum am Fuße des Oros-Gipfels das des Zeus Panhellenios ist. Die neuen Grabungen haben außer jenen Inschriften auch wichtige Resultate für die Geschichte dieses Heiligtums geliefert. Sie zeigen, daß seine gewaltigen Terrassenanlagen, obwohl die Stützmauern zum Teil in einer der zyklopischen ähnlichen Weise, zum Teil in regelmäßigem Quaderbau errichtet sind, doch nach einheitlichem Plan auf einmal entstanden sind und zwar in der Epoche der höchsten Blüte Aeginas, gegen Ende des 6. Jahrh. — ein glänzendes Zeugnis des großen Wollens, das die Bauherrn dieser kleinen Insel zu jener Zeit beseelte. — Ein eben aus Aegina eingelaufenes Telegramm meldet die Entdeckung einer ausgedehnten prähistorischen Stadt neuer Art auf der Oros-Spitze, ferner den Fund eines Bronzeschatzes und eines Idols von feiner Arbeit.

Archäologische Entdeckungen in Mexiko.

C. K. Die Regierung von Mexiko will eine archäologische Expedition aussenden, um einige alte Ruinen zu erforschen, von denen man annimmt, daß sie zu der verschwundenen Hauptstadt Teayo gehören, die vor mehr als 300 Jahren die Hauptstadt des othomitischen Königreiches in jener Gegend war. Die Ruinen wurden von einer Gesellschaft von Amerikanern aufgefunden, die zur Auffindung von Kohlenlagern ausgesandt waren. Als sie die Gegend, in der die Othomiten wohnen, erreichten, fanden sie einen eingeborenen Indianer, der sich überreden ließ, ihnen Führerdienste zu leisten. Sie fanden zwar keine Kohlen, wie ihnen vorausgesagt worden war, aber sie beschlossen doch, ihre Reise in die Wildnis fortzusetzen, um sich nach weiteren Entdeckungen umzusehen. Von dem othomitischen Führer geleitet, zogen sie vierzehn Tage lang über Berge und durch die dichten Dschungeln tropischer Wälder. Sie

Digitized by Google

gelangten schließlich zu einer Gruppe kleiner othomitischer Ansiedelungen, aus denen die Bewohner in feindlicher, drohender Haltung hervorkamen und sich nur durch das gütliche Eingreifen des Führers beruhigen ließen. Es waren die ersten weißen Männer, die in ihr Land eindrangen, und ihr Erscheinen erregte höchstes Aufsehen unter diesen Indianern, die sich niemals der mexikanischen Herrschaft unterworfen und sie auch nie anerkannt haben. Die Othomiten rühmen sich voll Stolz, daß sie noch nie besiegt seien. An dem vierzehnten Tage ihres Marsches kamen die Amerikaner nach den Ruinen der Stadt Teano. Der Hauptturm dieser gewaltigen Baureste, der sich bis zu einer Höhe von 65 Fuß erhebt, zog ihre Aufmerksamkeit auf sich, als sie in einiger Entfernung vor der Stadt Halt machten. Der othomitische Führer ging in die Stadt und erlangte von den Bewohnern dieser Trümmerstätte die Erlaubnis für die Amerikaner zum Eintritt. Sie verbrachten mehrere Tage damit, die Ruinen der alten Hauptstadt zu betrachten, die in den Tagen ihrer höchsten Blüte eine Bevölkerung von mehr als 500,000 Menschen in ihren Mauern barg. Ueberall sind die Ruinen mit Inschriften von Hieroglyphen und seltsamen Zeichen, deren Entzifferung vielleicht zu höchst bedeutsamen archäologischen Entdeckungen führen wird, bedeckt. Ueber die Beobachtungen bei dieser kurzen Durchforschung hat ein Teilnehmer an der Expedition genauere Auskunft im „American Architect" gegeben: „Der heilige Opferturm," berichtete er, „hatte früher eine Höhe von über 100 Fuß; aber durch die Erderschütterungen der Jahrhunderte ist er jetzt zusammengesunken, so daß er nur noch 65 Fuß hoch ist. Eine große Menge von herabgeschleuderten zerbrochenen Steinen lag in Haufen um das Fundament herum. Wenn man das große Alter dieses pyramidenartigen Turmes in Betracht zieht, so ist es das besterhaltene unter allen mexikanischen Denkmälern, das bis jetzt bekannt geworden ist. An der Basis des Turmes messen die Nord- und Südseiten 65 und die Ost- und Westseiten 75 Fuß. Eine steinerne, eingemauerte Treppe, die 30 Fuß breit ist, läuft an der Ostseite den Turm hinan. Nach ungefährer Schätzung muß man annehmen, daß zur Errichtung dieses Monuments fast eine Million Zentner Materials verwendet worden sind. Ein anderes interessantes Bauwerk in dieser alten Stadt ist der große zentrale unterirdische Raum. Die Othomis errichteten unterirdische Durchgänge und Verkehrsstraßen in allen Teilen der Stadt, und viele dieser düsteren, unheimlichen unterirdischen Gänge und Räume sind noch in einem sehr gut erhaltenen Zustand. Dieses System von Durchgängen unter der Erde ging strahlenförmig von dem heiligen Turm aus. Einige von ihnen sind ganz mit Stein gemauert und an den Wänden kann man noch sehr schöne Steinarbeiten sehen, die zum Schmucke eingemeißelt wurden. Ich sah unterirdische Räume, die mit Skeletten angefüllt waren, und man sagte, daß das die Knochen von Menschen waren, die als Opfer religiöser Bräuche hingemordet worden seien. Dieses Labyrinth unterirdischer Gänge, Zimmer und Gewölbe wird wahrscheinlich einen reichen Schatz von Gegenständen eröffnen, die viel für die Erforschung der Kultur Mexikos bedeuten können, wenn sie in wissenschaftlicher Weise untersucht und ausgebeutet werden. Einer von diesen unterirdischen Gängen geht von dem Zentrum der Stadt bis zu ihrem Weichbilde in einer Länge von sieben englischen Meilen und öffnet sich endlich in einer fernen Schlucht. Seit vielen Jahrzehnten soll diesen geheimnisvollen Gang keines Menschen Fuß betreten haben. Er diente dazu, der kaiserlichen Familie in Zeiten höchster Gefahr einen letzten Ausweg aus der Stadt und die Möglichkeit einer Flucht zu gewähren. Die alten Othomi übertrafen die Azteken in der Bildhauerkunst, wie die prachtvollen Steindarstellungen des menschlichen Gesichtes bei ihnen beweisen. Eine der wichtigsten Sehenswürdigkeiten ist das Grabmal des letzten Kaisers der Othomis, Tlachimoe, dessen Grab von zwei sphinxähnlichen Figuren aus Stein bewacht wird und über dem sich ein viel später errichtetes Kreuz aus Mahagoniholz erhebt. Ein großer Platz ist um das Grab herum mit Steinfliesen belegt und an jeder Ecke stehen in Stein gehauene Figuren, um dem Andenken des verstorbenen Herrschers die letzte Ehre zu erweisen. Fürsten, Gelehrte, Frauen sind da dargestellt, manche Steine sind mit allegorischen Zeichen und Inschriften bedeckt. Die Othomis weihten das Leben ihrer Opfer den Göttern, indem sie ihre Körper von der Spitze des Opferturmes durch das Loch herabstürzten, das sich von der Mitte der Turmspitze zur Mitte des Bodens hinab öffnete. Die Leiber fielen dann in den unterirdischen Gang unter dem Turm. Die Othomis, die von sehr lichter Hautfarbe sind, standen in früherer Zeit auf einer ziemlich hohen Kulturstufe."

❧

Kleinere Mitteilungen.

H. **Das Erdbeben in Indien und die Heidelberger Sternwarte.** Das Erdbeben in **Lahore** ist Dienstag Nacht auch auf der Großh. Landes-Sternwarte auf dem Königstuhl stark verspürt worden. Wie von dort berichtet wird, meldete der Erdbeben-Apparat des Astrophysikalischen Instituts die ersten Bodenschwankungen gegen 1¾ Uhr mitteleuropäischer Zeit. Kurz darauf kamen eine Reihe heftiger Erdstöße, deren stärkster (um 2 Uhr) die 33 Zentner schwere Pendelmasse nach Osten zu aus der Gleichgewichtslage herausschleuderte und gegen die Sicherung warf. Ein zweiter, etwa 5 Minuten später eintreffender, ebenfalls sehr heftiger Stoß warf die Masse fast wieder in die Ruhelage zurück. Die letzten schwachen Erderschütterungen wurden gegen 2½ Uhr aufgezeichnet. Bei der hohen Empfindlichkeit des Seismographen entsprechen den registrierten Ausschlägen Bodenschwankungen von 1—2 Millimetern. Eine der Pendeluhren des Instituts, welche in der Richtung schwingt, aus der die Erdstöße kamen, verlor 2 Sekunden. In derselben Nacht verlief sich das seit Wochen bei Abgrabungsarbeiten auf der Sternwarte angestaute Grundwasser vollständig..

Bü. **Archäologisches aus Griechenland.** Am 26. März fielen infolge eines Erdbebens in der Ortslage Mamariä auf der Ruinenstätte des alten Delphoi große Kalkfelsmassen auf die vor drei Jahren ausgegrabenen Reste des Tempels der Athena Pronaia. Zwei von den Felsmassen haben die Größe des Tempelchens der Nike Apteros auf der athenischen Akropolis. Sie liegen auf dem hinteren Teil des im 5. vorchristlichen Jahrhundert aus rötlichem Tuff gebauten hübschen Tempels. Die Säulen, die noch aufrecht gestanden waren, wurden mit Ausnahme von dreien in der rechten hinteren Ecke zertrümmert und die Bruchstücke weithin geschleudert oder zu Pulver zerdrückt. Ebenso geschah es mit den noch erhaltenen Teilen der Langseiten. Das Schlimmste bei diesem Unfall ist, daß von den Ruinen seit deren Aufdeckung auch nicht die kleinste Abbildung existiert. Die französische archäologische Schule in Athen hatte, eifersüchtig auf das Vorrecht der Veröffentlichung, Aufnahmen durch Fremde verwehrt. Hoffentlich aber hat sie selbst solche gemacht.

* **Deutsche Shakespeare-Gesellschaft.** Die Tagesordnung der Jahresversammlung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, die am Samstag, 29. April, vormittags 11 Uhr im Saale der „Armbrustschützen-Gesellschaft" zu Weimar stattfindet, ist wie folgt festgestellt: 1. Eröffnung der Sitzung und Erstattung des Jahresberichtes durch den Präsidenten Prof. Dr. **Brandl**. 2. Festvortrag des Herrn Dr. Hugo v. **Hofmannsthal**: „Shakespeares Könige und große Herren." 3. Rechnungsablegung und Entlastung des Schatzmeisters. 4. Ergebnis der Preisausschreibung von 1904. 5. Anträge und Wünsche von Mitgliedern. 6. Wahl des Ortes der nächsten Jahresversammlung. Die **Vorstandssitzung** findet am Freitag, 28. April, nachmittags 3 Uhr im Schiller-Hause statt. Am 29. April 3½ Uhr: Gemeinschaftliches Festessen im „Hotel zum Erbprinzen". Abends 7½ Uhr im Hoftheater mit der hierzu hergestellten Shakespeare'schen Bühnen-Einrichtung: „König Richard II." (Richard: Herr Wiecke-Dresden). Zu dieser Vorstellung erhalten die Mitglieder der Gesellschaft unentgeltlich Billette, wenn sie diese bis zum 21. April bei dem Vorsitzenden des geschäftsführenden Ausschusses, v. Bojanowski-Weimar, bestellen. (Gesellige Vereinigung am Abend des 28. und 29. April im „Hotel zum Erbprinzen".)

Digitized by Google

□ Salzburger Ferial-Hochschulkurse 1905. Das Programm der in der Zeit vom 1. bis 15. Septembee d. J. in Salzburg stattfindenden Hochschulkurse hat, wie man uns schreibt, eine erfreuliche Erweiterung dadurch erfahren, daß Herr Prof. Dr. Arthur Schattenfroh, ein Schüler des Geheimrats Prof. Dr. Gruber, derzeit Vorstand der Lehrkanzel für Hygiene an der Wiener Universität, seine Mitwirkung zugesagt und eine Vorlesung auf dem Gebiele der Hygiene angekündigt hat. Im allgemeinen können die Aussichten für die diesjährigen Kurse als sehr günstige bezeichnet werden, da sich bereits derzeit nicht nur aus Oesterreich, sondern auch aus dem Deutschen Reiche, der Schweiz, wie auch aus Belgien eine ledhafte Anteilnahme zeigt, welche durch Anmeldungen zu den Kursen zum Ausdruck kommt. Im Laufe des Monats Mai wird das endgültige Programm mit genauer Angabe der Vorlesungen, der wissenschaftlichen Exkursionen, des Stundenplanes sowie der zur Zeit der Kurse in Salzburg stattfindenden Festlichkeiten erscheinen.

* Professor Voeltzkow, über dessen im Auftrag der Hedmann-Wentzel-Stiftung unternommene Reise zur Untersuchung der Bildung und des Aufbaues der Riffe und Inseln des westlichen Indischen Ozeans wir vor einiger Zeit berichteten, hat von Madagaskar aus seine Reise über Mauritias nach Ceylon fortgesetzt und ist nach erfolgreichem Studium der dortigea Meeres-Ablagerungen und längerem Besuch der altberühmten Ceylonschen Perlenfischerei nunmehe nach 2¼jähriger Abwesenheit glücklich wieder in der Heimat eingetroffen.

* Forschungsreise in Kamerun. Oberleutnant Förster, der Astronom der Südkamerun-Grenzexpedition unter Hauptmann Engelhardt, hat auf eigene Kosten eine neue Reise nach dem südlichen Grenzgebiet oon Kamerun angetreten, und zwar zwecks topographischer Arbeiten zwischen der Küste und dem Sangha. Die Grenzkommission hatte hier nur das Dreiecksnetz vermessen.

* Deutscher Aerztetag. Der Geschäftsausschuß des Deutschen Aerztevereinsdundes hielt am 26. März eine Sitzung in Berlin ab, in der die Tagesordnung für den diesjährigen Aerzletag in Straßburg endgültig festgesetzt wurde. Auf die Tagesordnung werden gesetzt: 1. Der Antrag des Geschäftsausschusses, den jährlichen Mitgliederdeitrag um 8 M., also auf 3.20 M. pro Kopf der Mitglieder, von 1906 ab zu erhöhen. Referent: Pfeiffer (Weimar). 2. Rechte und Pflichten des Kassenarztes. Referent: Dr. Streffer (Leipzig). 3. Die Akademien für praktische Medizin. Referent: Dr. Hausberg (Dortmund). 4. Berichte der Kommissionen für Krankenkassenangelegenheiten, für Lebens- und Unfallversicherung, zur Bekämpfung der Kurpfuscherei, für das ärztliche Unterstützungs- und Versicherungswesen; sowie Berichte über die Unterstützungskasse für die Aerzte Deutschlands, über die wirtschaftliche Abteilung des Deutschen Aerztevereinsbundes und über die Auskunftsstelle in Hamburg. 5. Vorschläge zur Ergänzung der §§ 11 und 13 der Geschäftsordnung für die Aerztetage, den Wahlmodus des Geschäftsausschusses und die Regelung der Beziehungen zur Presse betreffend.

hc. Bibliotheken. Der wissenschaftliche Hilfsarbeiter Dr. Ludwig Wilhelm zu Straßdurg ist zum Bibliothekarsekrelär an der dorligen Universitäts- und Landes-Bibliothek ernannt worden. — Auf eine 25jährige Tätigkeit im Bibliothekdienste kann am 10. April der Bidliothekar an der Universitätsbibliothek zu Greifswald, Dr. Edmund Lange, zurückblicken.

✗

Hochschulnachrichten.

b. Erlangen. Der Privatdozent der Nationalökonomie Dr. G. Zoepfl, der seit zwei Jahren als Handelsbevollmächtigter des Auswärtigen Amtes in Südamerika weilt, wird im Sommer wieder nach Bayern zurückkehren und sich hier wieder als Privatdozent niederlassen.

hc. Braunschweig. Der mit Vorlesungen und Uebungen aus dem Gebiete des Maschinendaues beauftragte außerordentliche Professor an der hiesigen Technischen Hochschule, Regierungsdaumeister Otto Denecke, ist zum ordentlichen Professor daselbst ernannt worden.

□ Halle. Der Privaldozenl der Psychiatrie an der hiesigen Universität Prof. Dr. Gustav Aschaffenburg hat den an ihn ergangenen Ruf als Dozent der Psychiatrie und außerordentliches Mitglied der Akademie für praktische Medizin in Köln angenommen.

* Danzig. (Frequenz der Hochschule.) Während des soeben abgelaufenen ersten Semesters der hiesigen Technischen Hochschule betrug die Zahl der Studierenden 189, die der Hospitanten 57, die der zugelassenen Hörer und sonstigen Unterrichtsteilnehmer 353, darunter 258 Damen.

W. Kopenhagen. Professor Dr. Boveri in Würzburg wurde zum Mitglied der Kgl. Dänischen Akademie der Wissenschaften ernannt.

hc. Wien. Die durch das Ableben Prof. Heinzels erledigte Professur für ältere deutsche Sprache und Literatur an der Wiener Universität wird im Sommersemester 1905 durch den außerordentlichen Professor daselbst, Dr. phil. Max Hermann Jellinek, vertretungsweise desetzt.

hc. Graz. Am 0. April ist hier der emeritierte Professor für Wasserdau an der Technischen Hochschule, Regierungsrat Wilh. Heyne, im 75. Lebensjahre gestorden

⁂

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Die Mobilmachung v. 1870/71. M. Allerh. Genehmigung Sr. Maj. des Kaisers und Königs bearbeitet im kgl. Kriegsministerium von Gustav Lehmann, Wirklichem Geheimen Kriegsrat und vortragendem Rat im Kriegsministerium. Berlin 1905. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. 382 S. — **Die Gesetze über die direkten Steuern im Königreiche Bayern** (Einkommen-Kapitalrenten- und Gewerbesteuer) vom 9. Juni 1899. Herausgegeben von F. Klemm, kgl. Ministerialrat im kgl. bayer. Staatsministerium der Finanzen. (Zweiter Band: Das Gewerbesteuergesetz.) München 1905. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 600 S. — **Heilpädagogische Jugendfürsorge in Bayern.** (Pädagogische Zeitfragen. Herausgegeben von Franz Weigl. Heft 1.) München 1905. J. J. Lentnersche Buchhandlung (E. Stahl jun.). 42 S. — **M. von Hochfeld:** Sonntagsgedanken. Berlin u. Leipzig. W. Vobach u. Co. 238 S. — Dr. med. **Alfred Baumgarten:** Neurasthenie: Wesen, Heilung, Vorbeugung. Nach eigenen Erfahrungen bearbeitet. Wörishofen 1905. Verlagsanstalt Wörishofen. 329 S. — **Julia Virginia:** Sturm und Stern. Gedichte. Berlin u. Leipzig 1905. Schuster u. Loeffler. 131 S. — **Hennie Raché:** Das Gasthaus zum deutschen Michel. Roman. Ebenda 1905. 210 S. — **Erich Kahler:** Die Brücke der Iris. Gedichte. Ebenda 1905. 112 S. — **Albrecht v. Wangk:** Im letzten Lichte. Ebenda 1905. 116 S. — **Theodor Duimchen:** Kopf und Herz. Roman. Berlin, Leipzig, Paris 1905. Hüpeden u. Merzyn. 244 S. — **Friedrich v. Oppeln-Bronikowski:** Aus dem Sattel geplaudert. Ebenda 1905. 120 S. — **Mario Pratesi:** Venezianische Erinnerungen. Autorisierte Uebersetzung aus dem Italienischen. Ebenda 1905. 105 S. — **Heinrich Vollrat Schumacher:** Berenice. Roman. Illustriert von W. Gause. Zwei Bände. Berlin-Leipzig. W. Vobach u. Co. 206 u. 208 S. — **Gerta v. Stark:** Prinzessin Christelchen. Ein Hofroman. Mit Illustrationen von Th. Volz. Ebenda. 174 S. — Generalmajor z. D. **Krahmer:** Das Transkaspische Gebiet. Mit einer Uebersichtskarte und zwei Skizzen. (Russland in Asien. Band 1.) Berlin 1905. Zuckschwerdt u. Co. 232 S.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Deutsche Dichter in Amerika.

Von A. v. Ende (New-York).

Ein Heimatloser ist der deutsche Dichter in Amerika. Als jugendlicher Idealist hatte er das Land seiner Geburt verlassen und war nach der neuen Welt gekommen, wo er Freiheit, Reichtum oder auch nur jene Ruhe vor fremder Einmischung zu finden hoffte, die des persönlichen Wohlbefindens Bedingung. Bei seiner Ankunft versetzte ihm der Kontrast zwischen der alten und der neuen Welt einen empfindlichen Stoß: krass war der Unterschied zwischen Verhältnissen, die sich im Laufe langer Perioden langsamen Wachstums natürlich entwickelt, und einer Kultur, die sich unter dem Druck ungewohnten Kampfes um der Erde materielle Besitztümer und unter der beständigen Einwirkung neu hinzuströmender europäischer Volkselemente herausgebildet, die den geistigen und besonders den künstlerischen Interessen des Landes nicht immer förderlich waren. Es war ein äußerst schmerzliches Erlebnis. Tief in der Seele des Ankömmlings begann sich Bedauern zu regen — Heimweh. Aber er hatte die Schiffe hinter sich verbrannt; der Stolz schloß den Gedanken an Rückkehr aus und auch die Notwendigkeit zwang ihn, sich mit dem Unvermeidlichen abzufinden.

Aber der Grundton der Heimwehstimmung war nun einmal in der Seele erklungen und seine Schwingungen sind bis auf den heutigen Tag in der deutschen Dichtung in Amerika vernehmbar. Der europäische Gesichtspunkt setzte sich fest. Denn in dem Wunsche, einer ihm nicht vertrauten und wenig sympathischen Umgebung zu entfliehen, suchte der Ankömmling die Gesellschaft derer, die seine Sprache redeten und mit denen ihn gemeinsame Begriffe und Erinnerungen verbanden. Er ließ sich in einem deutschen Viertel der Stadt nieder, die er sich zum Wohnort erkoren, wurde in den Strudel deutsch-amerikanischer Familien- und Vereinsgeselligkeit hineingezogen und blieb ein Fremder.

Mit verhältnismäßig wenigen Ausnahmen gilt dies von den Deutschen in Amerika überhaupt. Sie wohnen fast ausschließlich in deutscher Umgebung, entweder in deutschen Vierteln der Großstädte oder in ländlichen Gemeinden, wo das deutsche Element überwiegt. Den Kontinent seiner Länge und Breite nach bereist oder gar ein mehr als bloß panoramisches Bild von der Natur, der Landschaft in sich aufgenommen haben nur wenige. Noch geringer ist die Zahl derer, die das amerikanische Leben, das angloamerikanische Volkstum, von innen erschaut. Manche haben nicht einmal die Sprache des Landes bemeistert. Die beschränkte Kenntnis des Landes und des Volkes, das ihm seine offizielle Sprache verliehen, des Anglo-Amerikanertums, hatte zur Folge, daß der ausländische, amerikanische Verhältnisse vom fremden Standpunkt aus beurteilende Gradmesser sich festsetzte. Gestatteten es die Mittel, gelegentlich einen Besuch in Deutschland zu machen, so war der Eindruck, den es auf den die alte Heimat wiedersehenden Ferienreisenden machte, ein so günstiger, daß sie fortan von einem um so helleren Glorienschein umgeben war und er als ein Unzufriedener in seine Adoptivheimat zurückkehrte. Seine Füße wandelten zwar auf ihrem Boden, seine Gedanken aber weilten drüben. Es ist ein tragischer Zug in diesem selbstverschuldeten Schicksal der deutsch-amerikanischen Entwurzelten.

Doch entdeckten manche bei aller Hartnäckigkeit, mit der sie am Lande ihrer Geburt hingen, daß es nicht mehr das war, was sie gekannt. Das deutsche Leben hat sich im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts sehr verändert. Militärische Siege und materielle Erfolge haben ihm ihren Stempel aufgedrückt. Manche Deutsch-Amerikaner fanden beim Besuch der alten Heimat, daß ihre Jugendliebe, ihr ideales Gretchen, fett geworden und verflacht war, oder gebeugt und verrunzelt; und sie wandten sich ab, den Schmerz um ein zertrümmertes Ideal im Herzen. Manche erholten sich von ihrer Enttäuschung und schickten sich an, ihre Füße fester auf den Boden ihrer Heimat zu stützen, das amerikanische Leben zu nehmen wie es ist und de facto Bürger zu werden, nicht nur vermöge ihrer Naturalisationspapiere. Andere erholten sich nie von dem Schlag, und anstatt die Gegenwart zu erobern, das Nächstliegende, vergruben sie sich in die Vergangenheit. Allmählich gesellte sich der schwächlichen Empfindsamkeit, die ihrer Erfahrung erster natürlicher Ausdruck geworden, ein der Enge ihres Gesichtskreises entsprechender mäkelnder Geist.

Die ästhetische Wirkung des Meisten, was sich deutsch-amerikanische Literatur nennt, wird durch diese Haltung der Autoren allen Erscheinungen anglo-amerikanischen Lebens gegenüber bedauerlich beeinträchtigt. Erst kürzlich, als das Werk eines Verfassers, der sich redlich bemüht, hüben Wurzel zu fassen, behufs Aufführung von der neugegründeten Freien Bühne einer Prüfung unterzogen wurde, lautete das Urteil, das Stück sei vor einem amerikanischen Publikum unaufführbar, weil der Autor gewisse Phasen amerikanischen Lebens nur von außen sehe. Dasselbe gilt von dem größeren Teil deutsch-amerikanischer Belletristik. Man braucht nur den Ausdruck „Yankee“ ohne Einschränkung auf jeden Amerikaner angewandt zu sehen, einerlei, ob er dem Osten oder dem Westen, dem Norden oder dem Süden entstamme, um den Standpunkt, von dem aus diese Bilder hiesigen Lebens konzipiert sind, zu erkennen. Die gröberen, oberflächlicheren Züge amerikanischen Lebens sind ungebührlich betont und übertrieben, die feineren, weniger auffälligen, aber darum nicht weniger typischen, werden übersehen. Der Deutsch-Amerikaner

kennt den Anglo-Amerikaner, den er in seinem Geschäftsbureau trifft oder am Schanktisch; er kennt die Anglo-Amerikanerin, die er in den Kaufläden sieht, im Kirchenstuhl oder in der Opernloge. Aber von der großen Masse des Volkes und von jenen Männern und Frauen, die dessen eigentlichen Kern bilden, besonders von den Proainzlern und der Landbeaölkerung, echten Produkten amerikanischen Bodens und amerikanischer Verhältnisse, soweit es Kaukasier überhaupt sein können — aon diesen Elementen, die die beständig fremdes Material assimilierende Bevölkerung der Großstädte an Zahl übertreffen, weiß er so gut wie nichts.

Ueberdies lebt der Durchschnittsdeutsche in Amerika in der intellektuellen Atmosphäre seiner Jugend, also einer Vergangenheit, die der Gegenwart in beiden Kontinenten nicht entspricht, und ist daher außer Fühlung mit der Kunst und dem Schrifttum des Deutschland aon heute. Das literarische Schaffen zeigt deutlich die Spuren dieses Anachronismus. Die Durchschnittslyrik des dichtenden Deutschtums in Amerika ist heute noch ein Widerhall Uhlands, Mörikes und ihrer Zeitgenossen. Zum Verständnis Heines hat es sich kaum aufgeschwungen und der bewundernswerte Formalismus Platens bleibt ihm unerreichbar. Von den späteren Dichtern Deutschlands sind es drei, deren Einfluß hier und da bemerkbar ist: Dohns mythisch-historisches Volkstum, Wolffs Minnesängerpose und Baumbachs liebenswürdige Lebens- und Trinkfreudigkeit sagten ihm zu. Aber von dem wirklich modernen Geist, von dem Zauberstab des Riesen Nietzsche ist keiner der deutschen Dichter des Landes berührt worden.

Noch einen charakteristischen Zug des Geisteslebens der Gegenwart vermißt man in der deutsch-amerikanischen Dichtung: die stillschweigende Anerkennung der Einheit aller Künste. Selbst die Kunstkritik kann sich heute nicht länger auf die Terminologie der einen Kunst beschränken; sie borgt rechts und links im Bewußtsein des engen inneren Zusammenhanges. Die Lyrik des jüngsten Deutschland zeugt von der Dichter Beeinflussung durch die Schwesterkünste. Selbst Hauptmanns „Versunkene Glocke" läßt unschwer den Eindruck erkennen, den Böcklins Fabelwesen auf den Dichter gemacht haben müssen. Von alledem ist in der deutsch-amerikanischen Dichtung wenig oder gar nichts zu spüren.

Diesen ganzen Schatz der Inspiration haben sich die deutschen Dichter in Amerika nicht zu eigen gemacht. Sie haben also nicht nur Amerika, sondern auch das Deutschland von heute erst zu entdecken. Wenn ihnen dies gelingt, so werden sie voraussichtlich andere Töne anschlagen, als man in den Spalten der deutsch-amerikanischen Presse zu vernehmen gewohnt ist. Noch eins fehlt dem deutsch-amerikanischen Dichter: er kennt die Tiefen des Lebens nicht, er achtet des Rufes nach Wahrheit nicht. Seine Verse ermangeln des überzeugenden Tones, der des Erlebnisses Eigengut. Wenn es anders wäre, dann hätte er aber vielleicht noch weniger Leser als jetzt. Denn im Verhältnis zu der Stärke der deutschen Bevölkerung dieses Landes haben deren Dichter ein sehr kleines Publikum. Der Durchschnittsdeutsche in Amerika kauft wenig Bücher; geschieht es, so sind es alte, vertraute Freunde seiner Jugend. Wilhelm v. Polenz war erstaunt, in deutsch-amerikanischen Familien so wenig Bücher zu sehen und an den vorhandenen zu erkennen, wie wenig ihre Besitzer mit der Zeit Schritt gehalten.

Ohne eine Kenntnis dieser eigentümlichen Umstände ist die deutsch-amerikanische Literatur nicht recht verständlich, denn sie steht in keinem Verhältnis zu dem bedeutenden Prozentsatz Deutscher von Bildung, die Amerika zu ihrer zweiten Heimat gemacht. Es hat zu zwei Zeiten des deutschen Volkes beste Söhne aufgenommen. In den 30er Jahren waren es die Männer, die vor der Reaktion geflohen waren, Männer vom Schlage der Lieber, Follen, Münch, Wagner und Wollenweber, Namen, die eng mit der Entwicklung der deutsch-amerikanischen Presse verknüpft sind. Später waren es die Achtundvierziger, die wohl den tiefstgehenden Einfluß auf das öffentliche Leben des Landes gewonnen: Butz, Krez, Dorsch, Heinzen, Straubenmüller und vor allem Karl Schurz, der eigentlich als die Verkörperung dessen gelten kann, was man als das Ideal eines Deutsch-Amerikaners bezeichnen kann. Sie alle waren Philosophen, nahmen die Dinge, wie sie sie fanden, suchten sich zurechtzufinden und jammerten nicht. Einige, wie Dorsch, hatten einen Humor, der sie rettete; in anderen fand der kritische und polemische Geist der Zeit wirksamen Ausdruck. Dorsch war Arzt und hatte ein zynisches Vergnügen daran, seine Leser in seinen Seziersaal zu bitten und das Messer an irgend einem Gegenstand wirklichen Lebens zu erproben. Heinzen schwang mit Ingrimm die satirische Keule; er war der geborene Kämpfer. Beide waren robuste Vertreter des analytischen Intellekts ihres Volkes, und der Einfluß Heinzens auf gewisse Kreise des Deutschtums darf nicht unterschätzt werden.

Unter ihren Zeitgenossen machte sich die geistige Gärung der Zeit verhältnismäßig wenig bemerkbar. Krez schlug einen Ton der Resignation an, welcher die später maßgebende Heimwehweise ankündigte. Er besang in vielerlei Varianten die bittere Erkenntnis, daß die Sorge überall anzutreffen sei und daß kein Arzt das Mittel angeben könne, welches auch nur einen Tag der Jugend zurückzurufen imstande wäre. Kräftiger klang die Stimme Zündts vermöge seines sieghaften Optimismus. In seinen Versen fand das Ça ira der revolutionären Muse ein deutlicheres Echo; er glaubte an die Zukunft und war zufrieden, daß wir in Schmerzen kämpfen und in dem Augenblick des Sieges sterben sollten, damit neuem Tode neues Leben folge. Er war auch der erfolgreichste unter den deutsch-amerikanischen Dramatikern. Der heraorragendste Dichter der Generation ist Udo Brachvogel, dessen Gedichte leider nicht gesammelt vorliegen. Er hat einen feinen Formensinn, Farbe und Stimmung und beherrscht die Sprache. Brachvogel gehört auch zu jenen deutsch-amerikanischen Dichtern, die sich bemüht, ihre Leser mit dem anglo-amerikanischen Schrifttum bekannt zu machen. Er hat u. a. Bret Hartes erste kleine Meisterwerke übersetzt. Auch Eduard Leyhs Uebertragung von Joaquin Millers „Arizonian" und Frank Sillers Verdeutschung aon Longfellows „Evangeline" sind verdienstvolle Arbeiten. Aber der fleißigste und erfolgreichste auf diesem Gebiete ist Karl Knortz; ihm gebührt besonderes Lob für die Uebersetzung Walt Whitmans, für Anthologien amerikanischer Lyrik und Essays über amerikanisches Leben und Schrifttum.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Vorhandensein einer Zeitschrift, die den Interessen dieser Schriftsteller gedient hätte, ihnen ein wertvoller Sporn gewesen wäre. In den 70er Jahren fand eine kleine Gruppe von Idealisten, die abseits von der großen Masse des deutsch-amerikanischen Elements stehen, ein solches Organ im „Freidenker" von Milwaukee. Es waren Leute, die mit den neuen Geistesströmungen in Deutschland Fühlung gewonnen hatten; geborene Reformer waren unter ihnen, Propheten, denen die Poesie nur Mittel zum Zweck, ihre Botschaft zu künden. Die Tendenzpoesie blühte in den Spalten dieser Wochenschrift. Nur einer hielt sich konsequent abseits und verschmähte es, seine Kunst in den Dienst gewisser Ueberzeugungen zu stellen, sie denselben unterzuordnen. Robert Reitzels Anakreontika waren die köstlichste Frucht, die in diesem Garten gereift. Als er in späteren Jahren den „Armen Teufel" gründete, jenes enfant terrible der deutsch-amerikanischen Presse, das keinem der damals wie heute in der Luft schwebenden „ismen" Treue schwor, sondern die Philister jeder Art angriff, wurde er eine Macht, die nicht zu hoch geschätzt werden kann. Denn Reitzel hatte den unfehlbaren ästhetischen Instinkt und den Geschmack des echten Künstlers. Er wurde ein Spender der Schönheit. Was er auf seinen Streifzügen in die Weltliteratur an Schätzen fand, das teilte er mit seinen Lesern. Er war der erste, der deutsch-amerikanische Leser, die sich nicht an dem Namen des kleinen Blättchens stießen, mit Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer, Hansjacob, Weber von Dreizehnlinden, Ada Negri, Liliencron, Bierbaum und anderen bekannt machte. Er war der größte Meister der Prosa unter den deutschen Schriftstellern des Landes, ein Meister der Plauderei, die dem wuchtigen Schritt der

Digitized by Google

deutschen Prosa sanst wenig entspricht. Ob er seine Leser in die Schönheiten irgend eines literarischen Fundes einweihte, oder das Stilleben seines Krankenzimmers schilderte oder in Erinnerungen an seine Studienzeit schwelgte, immer übte er einen ganz eigenen unwiderstehlichen Zauber. Einige dieser Plaudereien sind Prosagedichte, die man, wenn man sie einmal gelesen, nicht wieder vergißt.

In der Haltung Reitzels gegen die Deutschen hier wie drüben war etwas vom Geiste Heines, mit dem er das Los teilte, an derselben schleichenden Krankheit langsam zugrunde zu gehen. Er war ein echter Deutscher, aber er hatte einen aufrichtigen Widerwillen gegen die billigen und gemeinplätzlichen Aeußerungen des Patriotismus und galt daher dem Durchschnittsdeutschen in Amerika als undeutsch. Auch die Presse hatte kein Verständnis für diese eigenartige Persänlichkeit. Während hervorragende deutsche Autoren aus freien Stücken Reitzel ihre Anerkennung seines Wirkens kundgaben, wurde er hier entweder ignoriert oder verlästert. Selbst sein Tod, der in literarischen Magazinen des Auslandes besondere Erwähnung fand, und das Erscheinen seines Buches, das dort mehr Aufmerksamkeit erregte als das Werk irgend eines anderen Deutsch-Amerikaners, rüttelte das Deutsch-Amerikanertum nicht aus seiner Gleichgültigkeit gegen ihn auf. Van der kleinen Gruppe begabter Männer und Frauen, die in Reitzel einen sympathischen Kritiker gefunden hatten, verstummten einige aus Mangel an einem geeigneten Organ, anderen gelang es, sich in den konventionellen Blättern einen größeren Leserkreis zu sichern. Zu ihnen gehört Edna Fern (Frau Fernande Richter) aus St. Louis, die in anmutigen Allegarien und manchmal mit einem feinen Humor ernste Fragen des Lebens und der Liebe behandelt und seitdem mehrere Bände Gedichte und Prosa veröffentlicht hat.

Abseits van der Reitzel-Gruppe stehen nur ganz wenige Dichter von hervorragender Individualität. Einer von diesen, nahezu unbekannt, obgleich ein echter Künstler, Karl P. Kenkel von Chicaga, hat in seinem „Schädel des Arbiter Secundus“ ein kleines Kabinettsstück der Novellistik geliefert. Ein anderer, Georg Thorland von San Francisco, ist der Autar eines vielversprechenden dramatischen Erstlings, „Fasching“, eines echt madernen Bildes aus der Münchener Bohème.

Ein Bindeglied zwischen der alten und der neuen Schule, ein Mensch, der an vorhandenen ästhetischen Satzungen festhält, aber für die wechselnde Stimme des Zeitgeistes nicht taub ist, ist Konrad Nies. Er ist Ramantiker, aber seine Romantik spinnt sich nicht in die Vergangenheit ein, sondern webt einen verklärenden Schimmer um die Wirklichkeit, die Gegenwart. Er ist einer der wenigen deutsch-amerikanischen Sänger der Zeit, dessen saziales Gewissen erwacht ist. Er fühlt die Bürde der Armut, die die Massen bedrückt, er fühlt auch den Stachel der gesellschaftlichen Acht, die über jene verhängt warden, die gegen die Maral der Gesellschaft verstaßen; und sein Herz wendet sich ihnen mit tiefstem menschlichen Mitgefühl zu. Sein „Lied des Windes“ und das Sanett „Ein Begräbnis“ zeichnen sich durch ihre Perspektive, ihre Empfindungstiefe und eine Feinheit der Darstellung aus, die Gedichten dieser Art sanst nicht eigen. Nies besitzt ein ausgeprägtes Naturgefühl, aber abgleich er das Land nach allen Richtungen durchquert und nicht unempfindlich gegen dessen Schänheiten ist, gelingt es ihm nicht, dieselben konkret zu individualisieren; er steht ihnen als ein Fremder gegenüber, und ihr Anblick weckt das alte, unbezwingliche Weh — das Heimweh. Kräftigere Töne schlägt Nies in seiner Liebeslyrik an. Da gelingen ihm manchmal kühne Bilder, da erreicht er eine Wärme der Sprache, daß man die „tönende Glut“ als echt empfindet. „Im Blitzstrahl“ und „Sannenblut“ deuten auf überaus wirksame Weise ein persänliches Erlebnis im Rahmen eines stimmungsvallen Naturbildes an:

Da aus der Nacht, von Blitzesglut umhaucht,
Vor mir empar ein Menschenantlitz taucht.
In Blitzeshelle, nur sekundenlang. —
Und wieder durch das Dunkel führt mein Gang.

Und wieder ist es Nacht rings um mich her;
Doch jenes Antlitz, es versinkt nicht mehr.

Es starrt mich an, umzuckt vom Flammenstrahl,
Und haucht das Herz voll Schauer mir und Qual.

Und wie ich rastlos nun auch suchen mag,
Ich finde nimmermehr den fernen Tag....

Nies variiert auch das Thema „Wein, Weib und Gesang“ in Balladen und Liedern von schalkhaftem Humor und graßem Schwung. Er ist ein zielbewußt schaffender Künstler, der seinen Weg mit der Kansequenz der Reife verfalgt.

Während Kanrad Nies im Zenit seines Schaffens steht, ist das Buch, mit dem sich der jüngste deutsche Dichter in Amerika eingeführt, ein charakteristisches und zugleich phänamenales Dokument einer Jugend. Georg Silvester Viereck Frühreife dürfte in der Literatur einzig dastehen. Seine Muse schaut mit einer unheimlichen und nicht immer sympathisch berührenden Altklugheit in die Welt. Durch seltene Umstände und seltene Bildungsgelegenheiten gelang es dem kaum 20jährigen Autor der „Gedichte“, die seinen Namen tragen, Wege einzuschlagen, die abseits von der Heerstraße liegen. Dies gilt nicht nur für Amerika; denn selbst mit dem jüngsten Deutschland hat er wenig gemein, abgleich er seine Knabenjahre in München zugebracht. Dieser Sahn eines deutschen Vaters und einer Mutter, die zwar deutschen Blutes, aber Kalifornierin von Geburt, ist nämlich ein Verehrer Swinburnes und Wildes. Er hat mit ersterem den leidenschaftlichen Schwung der Empfindung und der Sprache gemein, mit letzterem den unfehlbaren Farmensinn, den raffinierten ästhetischen Instinkt und den scharfen kritischen Geist. Daneben hat ihn die Lektüre pathalogischer Werke der Neuzeit nicht wenig beeinflußt und ihm eine Wendung zur sogenannten Dekadenz gegeben. Aber selbst wenn man vieles als das Praduft einer überreizten Phantasie betrachtet, und selbst wenn man annimmt, Erlebtes habe auch bestimmend auf die Entwicklung seiner besanderen Eigenart gewirkt, so ist man nach weit entfernt, sich die künstlerische Erscheinung dieses Jünglings zu erklären.

Für Viereck gibt es nur eine Kraft, eine Weltmacht: die Liebe. Das viel mißhandelte alte Thema liefert ihm eine Fülle van Staffen, die er mit ebensa viel Kühnheit wie varnehmer Diskretian zur Darstellung bringt. Wie in einer Reihe von Fresken führt er uns in „Aiogyne“ die „Liebe des Ewig-Weiblichen“ var; jeder Vers ist ein in sich vollkommenes Bild, historisch wahr und künstlerisch wahrhaft, glutvall empfunden, stimmungssatt, suggestiv, aber nirgends abstoßend:

Es lahte wilde Liebesgier
Heiß unter deines Busens Schnee,
Du nahmst beim Harn den weißen Stier,
Weißt du es noch, Pasiphae?

So folgt er dem Weibe durch alle Verirrungen seines Liebeslebens, aber er richtet nicht, dieser Jüngling, dem nichts Menschliches fremd, und schließt:

Ich will nicht grübeln, welche Lust
Dich einst gequält und welches Weh,
Denn deine marmarschöne Brust
Ist weißer als der erste Schnee.
Lehn dich zurück, ganz sacht, ganz still,
Mein trunken Auge sieht sich satt,
Ein Tar, wer dich enträtseln will,
Und arm, wer dich enträtselt hat!

Die einfache, ungesuchte Schönheit dieser im hohen Grade originellen Dichtung ist typisch für Vierecks poetisches Schaffen. Er bedient sich der einfachen deutschen Metren; auch sein Wartschatz ist alter Prägung. Aber der leichte

Digitized by Google

Fluß seiner Verse ist von einer wunderbaren Melodik. Der Zauber seiner Poesie liegt in der Auslösung von Inhalt und Form. Das stempelt ihm zum echten Künstler. Was aber seiner Muse Physiognomie verliehen, ist die Art seines Schauens. Sein Schfeld ist zwar eng, aber es hat Tiefe. Dichtungen wie „Hadrian", „Die Sphinx" und „Das stumme Götzenbild" eröffnen Perspektiven. Noch gibt es der Quellen viele, die sich ihm nicht erschlossen; noch gibt es Welten, die er nicht entdeckt. Die Natur, der Alltag, das Leben überhaupt haben ihn noch manches zu lehren. Und gerade weil die Reife der Weltanschauung, die sich in manchen der Gedichte verrät und mehr noch in dem symbolischen Dramolet „Der Schmetterling", den Schluß nahelegt, daß eine Weiterentwicklung auf demselben Wege ausgeschlossen ist, muß man wünschen, daß diese junge Kraft sich streng in die Zucht nehmen und sich an allem schulen möchte, was ihr noch fremd und fern. Denn die eben erwähnte Probe seiner flüssigen, glänzenden Prosa berührt wie ein letztes Wort, könnte der Schlußstein eines Schaffens sein. Streckt aber der junge Autor seine geistigen Fühler nach anderen Richtungen aus als bisher, läßt er neue Eindrücke auf sich wirken, lernt er vom Leben, von der Natur und von den Schwesterkünsten, was er noch zu lernen hat — und das ist viel, trotz seiner Frühreife und Altklugheit —, dann braucht man einen Stillstand seines Wachstums nicht zu befürchten.

Georg Silvester Viereck ist ein deutscher Dichter in Amerika, kein deutsch-amerikanischer Dichter, und das ist ein Vorzug. Er krankt nicht an der Zweiheimatlichkeit, die der letzteren Schaffen beeinträchtigt. Wo es seinen Schöpfungen an harmonischer Einheit fehlt, ist dies Folge seiner noch unausgegorenen Jugend, nicht aber eines binationalen Zwiespalts. Während die Wogen des Nationalgefühls bei den anderen oft so hoch gehen, daß sie den Horizont verdecken, sind nationale Grenzen für ihn kaum vorhanden, weder für seine Lebens-, noch für seine Kunstanschauung. Scheint dieselbe trotzdem eng umschrieben, so liegt dies an einer persönlichen oder temperamentalen Enge des Sehfeldes. Er hat die Weite noch zu erfassen; er hat die breiteren Schichten des Lebens noch zu umspannen. Wo könnte er dies besser als im Lande unbegrenzter Weiten? Und darum muß man ihm, so verschieden er auch ist von anderen Dichtern des Deutsch-Amerikanertums, dasselbe wünschen wie diesen: Natur und Leben dieses Landes mit allen Fasern des Wesens aufzunehmen und zu assimilieren. Eine wirkliche deutsch-amerikanische Dichtung kann es nur geben, wenn der Baum der deutschen Poesie in Amerika im amerikanischen Boden wurzelt, seine Aeste weit und breit ausstreckt, und in seinen Blättern aufsaugt, was ihm an neuem, befruchtendem Leben zuströmt.

Erinnerungen an Wilhelm I. und Bismarck aus den Jahren 1862 und 1863.

Vom Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen.

Vor fünfzig Jahren stand unsere Memoirenliteratur an Umfang wie an Wert der Englands und Frankreichs nach. Wenn sich dieses Verhältnis heute sehr wesentlich verändert hat, so verdanken wir dies nicht zuletzt dem Umstande, daß die große Epoche und die großen Männer, die uns beschieden waren, die teilnehmenden Zeitgenossen lebhaft dazu angeregt hatten, Zeugenschaft von den Vorgängen abzulegen, denen sie beiwohnten. Solch ein Zeuge großer Ereignisse und Persönlichkeiten ist der Prinz Kraft von Hohenlohe-Ingelfingen, der als Adjutant Friedrich Wilhelms IV. und Wilhelms I. die intimsten Einblicke in die Entwicklung der preußisch-deutschen Geschichte tun und ihre Leiter genau beobachten konnte. Seitdem 1897 der erste Band seiner Aufzeichnungen „Aus meinem Leben" erschienen ist, wissen wir aber auch, daß der Prinz durch seine lebensfrische Darstellungsweise, seine sichere Charakteristik und seinen feinen Witz als Memoirenschreiber einen hohen Rang einnimmt. Und nun steht die Veröffentlichung des zweiten Bandes bevor, der uns bereits in die Zeiten Wilhelms I. und Bismarcks hineinführt. Eine erstaunliche Fülle neuer und höchst interessanter Mitteilungen und Züge wird uns darin übermittelt; selten sind noch die Persönlichkeiten des Königs und seines Ministerpräsidenten mit so unbefangener Lebenswahrheit dargestellt worden. Es gereicht uns zur Freude, dank dem freundlichen Entgegenkommen des Verlages von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin gerade aus diesem interessanten Teile des Bandes einige besonders anziehende und inhaltsreiche Abschnitte bereits heute mitteilen zu können.

1. Intrige gegen Bismarck.

Der Prinz hatte den König im September 1862 bei dem Begräbnisse der Herzogin von Sagan zu vertreten. „Während einer der vielen Pausen, die während eines solchen zeremoniellen Tages vorkommen, hatte mich der Fürst Wilhelm Radziwill angeredet, er habe etwas Wichtiges mit mir zu sprechen. Er teilte mir mit, der preußische Gesandte in Paris, Herr v. Bismarck-Schönhausen, habe hochverräterische Reden über den König und die Königin geführt. Dies sage er mir dienstlich, als dem Adjutanten des Königs, und mache es mir zur heiligen Pflicht, hiervon denjenigen dienstlichen Gebrauch zu machen, der meines Amtes sei. Ich bat den Fürsten zunächst, mir über die Angelegenheit bei der großen Wichtigkeit derselben näheren Aufschluß zu geben, von wem er diese Nachricht habe. Er fuhr sehr erregt auf und sagte: „Sie zweifeln doch nicht etwa daran? Ich weiß es von meiner Schwiegertochter, und diese spricht nur die Wahrheit." Ich bemerkte dem Fürsten, daß, wen es sich um eine so schwere Anklage wie Hochverrat gegen einen preußischen Gesandten handle, es nicht genüge, den Erzählungen einer Dame zu glauben, sondern daß man dann auch juristisch gültige Beweise haben müsse. Ich könne daher mit seiner Mitteilung nicht eher etwas anfangen, als bis er imstande sei, mir diejenigen Zeugen namhaft zu machen, welche die fraglichen hochverräterischen Aeußerungen gehört hätten. Der alte Fürst wurde stutzig und sagte, er werde sich erst näher erkundigen. Am Abend sagte er mir, seiner Schwiegertochter sei es von Graf Bacour erzählt, dieser habe es von einer Dame der französischen hohen Aristokratie, und diese habe es von jemandem in Frankreich, der diese Aeußerungen dort auf dem Lande beim Herzog von X nach dem Diner gehört. Die Namen nannte mir der Fürst alle und ich notierte sie.

Darauf sagte ich ihm, ich wolle, um nicht ohne sein Vorwissen zu handeln, ihm sogleich sagen, welchen amtlichen Gebrauch ich von seiner Mitteilung machen werde. Ich würde sofort nach meiner Rückkehr in Berlin, wo Bismarck zufällig weile, zu diesem gehen, ihm das Gehörte mitteilen und ihm anheimstellen, das Gerücht zu entkräften. Ein jeder andere Gebrauch müsse mich dem Herrn v. Bismarck gegenüber in den üblen Verdacht bringen, als ob ich hinter seinem Rücken der Verbreitung von üblen Nachreden über ihn Nahrung gegeben hätte. Ich könne übrigens dem Fürsten nicht verhehlen, daß ich es für viel besser hielte, wenn er selbst in dieser Weise mit dem Herrn v. Bismarck spreche, damit er, der Fürst, seinerseits nicht in den Verdacht komme, den ich für meine Person zu vermeiden willens sei. Der alte Fürst war ganz verblüfft über meine Antwort, die er augenscheinlich gar nicht erwartet hatte. Dann nahm er eine sehr souveräne Miene an und sagte in gnädigem Tone: „Es hat viel für sich, was Sie mir da sagen. Ich werde mir das noch überlegen und ersuche Sie, bis wir noch einmal darüber sprechen, vorläufig noch für sich zu behalten, was ich Ihnen gesagt."

Als ich in Berlin ankam, erfolgte zufällig an demselben Tage die Ernennung Bismarcks zum Ministerpräsidenten. Der Fürst Radziwill kam einige Tage später von Sagan nach Berlin zurück. Als ich ihn wieder sah, sagte er mir, die Verhältnisse hätten sich mittlerweile derart geändert, daß er es für besser hielte, wenn ich der Unterhaltung, die ich mit ihm gehabt, weiter keine Folge gäbe. Ich war ganz damit einverstanden.

Digitized by Google

Bismarck wird Ministerpräsident.

Bismarck wurde nun Ministerpräsident, und die Majorität im Abgeordnetenhause geriet in die Aufregung der Verzweiflung.... In den ersten Jahren seines Amtes als Ministerpräsident hat Bismarck den Verkehr mit dem Parlamente auch lediglich als eine Komödie betrachtet, bei der er sich amüsierte. Je ärger er angefeindet wurde, je schärfer er antworten konnte, um so besserer Laune ward er. Im Jahre 1863, in Gastein, ward er einst wütend und wollte den Kladderadatsch verbieten, weil er darin als Karikatur auf der Jagd abgebildet war. Ich stellte ihm vor, daß, wenn er sich darüber ärgere, er gerade seinen Feinden einen Gefallen tue, denn das sei ihr Zweck. „Das ist einerlei," sagte er wütend, „in meiner Politik mag man mich anfeinden, da lache ich nur darüber. Aber bei der Jagd da hört der Spaß auf, da wird's Ernst." — So verkehrte er, mit scheinbar unerschütterlichen Nerven, von seinem kräftigen Mannesalter (47 Jahre) unterstützt, amtlich mit allen Menschen, Gegnern wie Freunden, mit einem Humor und einem Sich-gehen-lassen, das an seine stürmische und burschikose Studentenzeit erinnert, in der er einst der Polizei manch harte Nuß zu knacken gegeben hat. Als ich einst den Dienst hatte im Vorzimmer des Königs, war Bismarck beim König und wartete daselbst auf noch zwei Minister, welche bestellt waren. Als sie auf sich warten ließen, kam er heraus und fragte mich: „Sind die beiden anderen Schwindler noch nicht da?" So brauchte er immer die gewagtesten Ausdrücke, und ich kann mir wohl denken, daß er auch in Frankreich ähnlich geredet haben mag, so daß feindlich gesinnte Menschen hochverräterische Ausdrücke herausgefunden haben könnten.

3. Mordversuche (1863).

In diesem Sommer hatten die Revolutionskomitees die Ermordung des Königs Wilhelm fest beschlossen, und es kam ein Abgesandter nach dem andern, um das Verbrechen auszuführen. Die Versuche begannen schon im Monat Mai, sie wurden während des Aufenthalts in Karlsbad fleißig fortgesetzt. Nach dem schmalen, leicht zu beaufsichtigenden Tale von Gastein wagte sich kein solcher Mordgeselle, desto zahlreicher aber waren die Versuche in Baden.

Es war ein großes Glück und gereicht der Wachsamkeit der Polizei zur großen Ehre, daß von diesen zahlreichen Versuchen kein einziger zur Ausführung kam. Denn die Polizei hatte immer rechtzeitig Nachricht davon und machte die Betreffenden alsbald unschädlich....

Der König verhielt sich demgegenüber mit einer Ruhe, einem Gleichmut und einer Unbefangenheit, die nur die Folge des guten Gewissens sein kann. Er liebte nicht, häufig davon zu sprechen, damit er nicht in steter Erregung gehalten wurde. Indessen kamen doch Momente vor, in denen er ein Wort fallen ließ. Da habe ich immer seinen gottergebenen Sinn bewundert, mit dem er unbeirrt und wohlbewußt auf dem gefahrvollen Wege weiterschritt.

Eines Tages, es war noch vor der Abreise nach Karlsbad, fuhr ich, im Dienst, mit ihm abends nach dem Babelsberg. Es waren Avisos an die Polizei gekommen, daß sich ein verdächtiges Individuum im Park von Babelsberg und in Berlin herumgetrieben habe. Zwar entwickelte sich diesmal die Angelegenheit als ein Irrtum, aber ehe dies zutage kam, war ich auch benachrichtigt worden und saß nicht ohne Spannung neben dem Könige, mit den Augen überall umherstreifend. Viele Agenten der geheimen Polizei waren überall, wo der König hinkam, in Berlin, in Potsdam, auf dem Babelsberge, auf den Beinen. Als wir nachts nach dem Babelsberg hinausfuhren, bemerkte der König, daß sich ein Mann im Park hinter einem Baum versteckte. Er sagte zu mir: „Ich sehe da heute wieder gewisse bekannte Gesichter umherschleichen. Wieder nicht in Ordnung?" — „Ja," sagte ich, „wieder nicht in Ordnung." — „Na," sagte er, „es ist gewiß wieder Unsinn." Den anderen Tag konnte ich ihm melden, daß die ganze Angelegenheit auf eine sehr komische Liebesaventüre hinauslief, die mit der Person des Königs gar nicht in Beziehung stand, aber durch zufällige Umstände den Verdacht der Polizei erregt, dagegen bei der Aufklärung die Beteiligten in recht unangenehme Verlegenheiten versetzt hatte. Der König lachte herzlich über die Erzählung und sagte dann: „Sehen Sie, daß es bloß Unsinn war."

In Karlsbad kamen häufig Benachrichtigungen, daß ein Mörder unterwegs sei. Dann war der König sofort bei jeder Promenade von gewissen unbekannten Herren in Zivil begleitet, die auch zufällig spazieren gingen. Vier preußische und ebenso viel österreichische Agenten der geheimen Polizei waren dazu in internationaler Vereinigung, sich untereinander ablösend, auf dem Posten. Die österreichische Polizei setzte ein bedeutendes point d'honneur darein, daß ein Attentat auf österreichischem Grund und Boden nicht vorfalle.

Da erhielten wir einmal die Benachrichtigung, es sei ein exzentrischer Pole in Karlsbad, der sich sehr viel nach den Gewohnheiten des Königs erkundigt und versucht habe, auf der Promenade in die Nähe des Königs zu gelangen. Man könne ihn nicht ausweisen, denn man habe keine Veranlassung dazu. Aber es sei derselbe überspannte alte Herr, der einst in Kissingen an der Table d'hote dem Minister von der Heydt ein paar Ohrfeigen gegeben habe. Er habe weiße Haare, sei rasiert, robust und groß und auf einem Fuß lahm. Solche Benachrichtigung setzte uns natürlich in eine gewisse Spannung. Bei einer größeren Promenade fand der König unterwegs die Fürstin Liechtenstein und schlug mit ihr den Rückweg ungewohnterweise auf der anderen Seite der Tepel ein. Ich sah schon von weitem, während ich mit einigen anderen Badegästen plaudernd dem Könige folgte, einen Mann an einem über die Tepel führenden Fußsteg warten, der den Weg beobachtete, auf dem man den König erwartete. Das erhaltene Signal paßte auf diesen Mann. Ich beobachtete ihn. Er lehnte an das Geländer und sah die „Wiese" aufwärts, augenscheinlich mit Spannung lauernd. Plötzlich bemerkte er den König auf der anderen Seite der Tepel und hinkte schnell über den Steg auf den König los. Sowie er zu laufen begann, lief ich auf die Seite des Königs, von der der Mann herkam. Aber ehe ich noch nötig hatte, etwas Weiteres zur Abwehr zu tun, wurde der Mann schon, der mit der rechten Hand in die linke Brusttasche langte, von zwei Schirren, einem österreichischen und einem preußischen, bei der Gurgel gepackt. Selbigen Augenblicks zog er aus der Brusttasche hervor — kein Mordinstrument, sondern eine Bittschrift. Der König wandte seinen Kopf langsam nach der Szene und sagte gelassen: „Aber, meine Herren, tun Sie doch dem Mann nicht wehe, geben Sie mir die Bittschrift", nahm sie und sagte dann zu dem alten Mann: „Sie werden einen Bescheid erhalten." — Er hatte sein Vermögen in Cosel-Oderbergern verloren und war seitdem in einen überspannten Zustand geraten. Der Inhalt seiner Schrift stellte die Anforderung an den König, ihm wieder zu seinem Vermögen zu verhelfen. Jetzt wurde er doch ausgewiesen, denn er hatte vorher versprochen gehabt, den König nicht persönlich zu belästigen, sondern sein Anliegen dem Kabinettsrat Illaire zu übergeben. Den versprochenen Bescheid erhielt er, dahin lautend, daß der König nicht in der Lage sei, ihm zu seinem verspekulierten Vermögen zu verhelfen.

Wenn nun auch der König in seinem natürlichen mutigen Gleichmut seine Ruhe nie verlor, so konnte es doch nicht fehlen, daß seine Gedanken durch die Vorsichtsmaßregeln, die seinem scharfen Blick nicht entgingen, öfter darauf hingelenkt wurden, daß er in Gefahr sei. Wenn er früh zum Sprudel ging, um dort seinen Becher zu holen, überreichte ihm denselben immer ein hübsches junges Mädchen und fügte einen Strauß Blumen hinzu, die der König immer freundlich annahm. An einem Morgen fehlte das Mädchen und ein alter Mann gab dem König den Becher. Letzterer stutzte und fragte, wo das Mädchen sei. Sie war unwohl und fehlte nur für heute. Der König trank ruhig seine vorgeschriebene Zahl Becher und sagte dann zu Steinäcker, der an diesem Tage den Dienst hatte, bei der großen Promenade: Es ist doch gar zu dumm, daß man sich durch Träume berühren läßt. Heute nacht träumte ich, das Mädchen fehle am Sprudel und an ihrer Stelle gebe mir ein alter Mann den Becher. Der Becher sei vergiftet gewesen. Ich habe mich ordentlich vor mir selber geschämt, daß ich einen Augenblick vorher stutzte,

Digitized by Google

als das Mädchen wirklich durch einen alten Mann vertreten war." Kein anderer an des Königs Stelle hätte nach solchem Traume, von dem die erste Hälfte eintraf, den Sprudel ruhig getrunken.

Bücher und Zeitschriften.

Lehrbuch der philosophischen Propädeutik. Von Rudolf Lehmann. Berlin, Reuther u. Reichard. 173 S. in 8°.

In den preußischen Lehrplänen von 1882 hat man den propädeutischen Unterricht in der Philosophie beseitigt mit der Begründung, es fehle an geeigneten Lehrern dafür. Es ist wohl zu hoffen, daß sich ein solcher Mangel jetzt nicht mehr in gleichem Maße geltend machen würde; denn das Interesse an der Philosophie hat doch in den beiden letzten Dezennien unverkennbar zugenommen. Daß aber eine Einführung in die Philosophie dem Unterricht unserer höheren Schulen einen vertiefenden und vereinheitlichenden Abschluß geben würde, den sie jetzt zu ihrem Schaden entbehren, ist nicht zu bezweifeln. Eine Reihe gewichtiger Stimmen haben sich denn auch in den letzten Jahren für die Wiedereinführung der philosophischen Propädeutik erhoben. Der Verfasser unseres Buches selbst hat in einer vor kurzem bei Reuther u. Reichard in Berlin erschienenen Abhandlung „Die Ziele und Wege der philosophischen Propädeutik" in gründlicher und sachkundiger Weise behandelt. Er kann aus reicher Erfahrung heraus reden, da er in seiner Doppelstellung als Universitätsdozent und Gymnasialprofessor teils in akademischen Uebungskursen, teils im Kreise von Schülern der obersten Stufe mehrere Jahre hindurch einen propädeutischen Philosophieunterricht erteilt hat. Aus der Praxis dieses Unterrichtes ist auch das vorliegende Buch hervorgewachsen. Es behandelt darin Logik, Psychologie und einzelne Hauptprobleme der Ethik und Aesthetik. Die Auswahl und Gruppierung des Stoffes ist durchaus zu billigen, die Darstellung schlicht, klar und anregend.

A. Messer.

x. **Zur Verbreitung des Neuen Testaments in der Uebersetzung** von Pater Allioli macht der bekannte Sprachforscher Professor Dr. Eberhard Nestle in Maulbronn im Kirchlichen Anzeiger für Württemberg interessante Mitteilungen. Danach hat sich vor zwei Jahren ein katholischer Geistlicher des schwäbischen Oberlandes im Zoller darüber beklagt, daß ein Abgesandter einer protestantischen Bibelgesellschaft die katholischen Pfarreien durchziehe, um unter den Katholiken verbotene Bibeln, d. h. in der Uebersetzung Luthers, zu verbreiten. Die Redaktion der Hohenzollernschen Blätter hat darauf eine Anfrage an den Kirchlichen Anzeiger, das Organ des Württembergischen Pfarrvereins, gerichtet, wie es sich mit der Sache verhalte, warum die protestantischen Bibelgesellschaften nicht auch Bibeln verbreiten, die ausdrücklich für Katholiken erlaubt seien. Im Namen der Redaktion des Kirchlichen Anzeigers beantwortete nun Prof. Nestle in den Hohenzollernschen Blättern und in der Wochenschrift Die Wartburg die Anfragen und wies nach, daß die protestantischen Bibelgesellschaften darin gar keine schlimmen Nebengedanken haben und speziell die päpstlicherseits genehmigte Uebersetzung von Allioli nur deshalb seither nicht verbreitet hätten, weil Allioli noch keine 30 Jahre tot war, nach welcher Zeit Bücher ja erst allgemein nachgedruckt werden dürfen. Es war übrigens schon vorher bei der Eigentümerin der Allioli-Uebersetzung von einer Bibelanstalt angefragt worden, aber die erstere stellte solche Forderungen, daß an eine Massenverbreitung nicht zu denken gewesen sei. Inzwischen ist die Uebersetzung von Allioli frei geworden; denn Allioli starb am 22. Mai 1873 in einem Alter von 80 Jahren. Die Britische und Auswärtige Bibelgesellschaft kündigt nun in ihrem 100. Jahresbericht an, daß die im Auftrag der Gesellschaft von Stadtpfarrer Zehle in Stuttgart, der auch bei der Herstellung eines biblischen Lesebuchs für die evangelischen Volksschulen Württembergs hervorragend tätig gewesen war, unternommene Prüfung von Allioli vollendet sei. Er empfehle manche Verbesserung des Ausdruckes, aber nur für wenige Stellen eine Parallelübersetzung auf dem Rande. Die Sache werde noch von einigen Mitgliedern geprüft. So ist zu hoffen, daß in kürzester Frist Allioli für Katholiken schön und billig zu haben sein wird.

Der Stürmer. Eine Geschichte aus Schlesien. Von Ewald Gerhard Seeliger. Berlin, Egon Fleischel u. Co.

Der Held dieser Erzählung, Willibald Stürmer, offenbart schon als Schuljunge einen heißen Drang nach Freiheit und Selbstbestimmung. Er haßt das Gymnasium als eine Marteranstalt, die die freie Bewegung des Individuums unterdrückt. Mit fünfzehn Jahren wird er relegiert. Er ergreift nun einen Beruf, der ihm rasch zur Selbständigkeit verhelfen soll, er wird — Volksschullehrer. Indessen erweist er sich als ein schlechter Pädagog und zieht nach einer erregten Szene mit seinem Vorgesetzten in die weite Welt hinaus. Das Kapital, das er von den Eltern geerbt hat, ist bald vertan und er sieht sich gezwungen, für seinen Unterhalt zu sorgen. Im Laufe weniger Jahre betätigt er sich als Pferdebahnkutscher, Kolporteur, Maschinenschmierer, Holzhauer, Kohlenträger, Redakteur eines Käseblattes, Viehexpedient einer großen Schlächterei, erster Held bei einer Provinzschmiere, Portier in einem zweifelhaften Hotel und zuletzt als Kellner in der Restauration zum blauen Affen. Der Zufall will's, daß er hier wieder mit dem Regierungsrat zusammentrifft, der ihm während seiner Schulmeisterzeit als erbarmungsloser Richter gegenüber gestanden hatte. Die Liebesanträge der zweiundfünfzigjährigen Wirtin, die über das stattliche Körpergewicht von dreihundertvierundsechzig Pfund verfügt, veranlassen ihn, die Flucht zu ergreifen. Auf der Landstraße lernt er zum erstenmale den gewaltigsten aller Prügelmeister, den Hunger, kennen. Nicht Arbeitsscheu und Faulheit hatten ihn zum Landstreicher gemacht, sondern der Widerwille gegen allen Zwang und die Sehnsucht nach Freiheit. Von der Großstadt, die er für immer verlassen hat, bettelt er sich bis zu seiner schlesischen Heimat durch. In den Dörfern, die er in geregeltem Kreislauf, mindestens neunmal im Jahr, abklopft, besorgt er den Bauern allerlei schriftliche Arbeiten und erlangt dadurch eine gewisse Popularität. In dem Hofbesitzer Gottfried Mathiebe gewinnt er einen Freund. Dieser Mathiebe ist ein Doppelwesen, einmal ein treuer Verwalter des Seinen, dann ein Leichtfuß, der in der Trunkenheit seine Habe verachtet und dabei dem unheimlichen Peter Bojak ins Garn gerät. Wie Willibald Stürmer nun in Gewißheit des Unglücks, das über Mathiebe hereinzubrechen droht, zu neuem Leben, Wollen und Handeln erwacht, wie er den Freund von dem Blutsauger Bojak befreit und sich unter den Bauern eine geachtete Stellung erobert, das wird mit großer Kunst geschildert. Neben Stürmer, Bojak und Mathiebe treten die Gestalten Josephs, des Knechts, und seiner Schwester, der Magd Maria, hervor. — Aus der Rede, die Frhr. v. Berger in diesem Jahre gelegentlich der Goethe-Versammlung in Weimar gehalten hat, entsinne ich mich mit Vergnügen einer sarkastischen Aeußerung über gewisse Dialektdichter. Heutzutage, so ungefähr sagte Herr v. Berger, braucht jemand nur schlesischen Dialekt zu schreiben, um sogleich als großer Dichter proklamiert zu werden. Der Schlesier Ewald Gerhard Seeliger hat in seinem Buch „Der Stürmer" den schwer verständlichen heimischen Dialekt beiseite gelassen. Meines Erachtens mit weisem Bedacht, denn er hat dadurch die künstlerische Wirkung seines Romans entschieden gehoben.

Alfr. B.

---

* **Zur Schiller-Gedenkfeier** wird uns aus Freiburg i. Br. geschrieben: Unter der schweren Menge der Denk- und Festschriften, die zur 100jährigen Wiederkehr von Schillers Todestag gemacht werden, wird besonders eine Veröffentlichung der Stadt Freiburg hervorragen, die demnächst im Verlage von Fr. Ernst Fehsenfeld erscheinen und ausschließlich mit der Abstammung Schillers sich befassen wird. Es ist eine aus der Feder des Stadtarchivars Dr. Albert stammende kritische Untersuchung und Beleuchtung der bekannten Frage: ob und inwieweit die von 1490 bis 1570 zu Freiburg gesessenen Schiller von Herdern, die dann nach Tirol sich wandten und dort 1648 ausgestorben sind, mit dem Dichter zusammenhängen. Die Annahme einer Rückwanderung aus Tirol nach Schwaben wird überzeugend abgetan, dagegen die der Einwanderung direkt aus Freiburg mit Gründen

Digitized by Google

und Belegen verfochten, die ebenso ansprechend wie glaubwürdig wirken. Die ganze Frage der Schiller-Genealogie wird dadurch in neue Bahnen gelenkt und der endgültigen Lösung erfolgreich entgegengeführt.

○

Allgemeine Rundschau.

Die deutschen Kapitalinteressen in Südamerika.

Die Gesamtzahl der in Brasilien lebenden Deutschen beträgt bekanntlich zwischen 350,000 und 400,000; in Chile beträgt ihre Zahl etwa 35,000, in Argentinien 30,000; in den kleineren La Plata-Ländern sind sie nur in sehr geringer Anzahl vertreten. Die Bedeutung des deutschen Kapitals für den südamerikanischen Handel übersteigt indessen diesen Prozentsatz sehr erheblich. Einige Angaben, die Hans Oskar Behrens im 4. Heft der 2. Serie der schon früher von uns erwähnten trefflichen Broschürenfolge „Angewandte Geographie" (Halle a. S., Gebauer-Schwetschke) mitteilt, geben über diese Beteiligung des deutschen Kapitals am wirtschaftlichen Leben Südamerikas genauere Auskunft, die unseren Lesern auch als Ergänzung der ausgezeichneten Laemannschen Berichte über „Deutsches Leben in Südamerika" nicht ohne Interesse sein wird. Alles in allem werden danach die Kapitalinteressen rein deutscher Häuser in Brasilien auf 400—402, dazu der Wert des Besitzes deutscher Kolonisten, welche die brasilianische Staatsangehörigkeit erworben haben, auf weitere 100 Millionen Mark geschätzt. Für Nordbrasilien kommen in erster Linie die Städte Manáos, Pará und Bahia in Betracht. Manáos zählt 4 deutsche Handelshäuser mit 4 Mill. M. Kapital, Pará dieselbe Anzahl mit einem Kapital von 5 und Krediten von 10 Mill. M. Außerdem werden der deutsche Grundbesitz in Manáos auf 1½, in Pará auf ¾, die industriellen Anlagen zusammen auf 1 Mill. M. veranschlagt. Die in Bahia angelegten deutschen Kapitalien repräsentieren einen Wert von 10—12 Mill. M. Bedeutender noch als in Nordbrasilien sind die deutschen Interessen in den großen Kaffeedistrikten Mittelbrasiliens. In Rio arbeiten die großen deutschen Firmen mit einem Kapital und Kredit von je 29, in Santos mit einem Kapital von 40 und einem Kredit von 15, in Sao Paolo mit Kapitalien von 16—18 und Krediten von 35—40 Mill. Mark. Außerdem sind von Deutschen angelegt, abgesehen von den ca. 2½ Mill. M. Ertrag bringenden deutschen Kaffeeplantagen, im Grundbesitz der Städte Santos und Sao Paolo 4, in der Industrie von Santos, Rio und Sao Paolo zusammen ca. 20 und in den brasilianischen Eisenbahnen 22½ Mill. M. Sodann beträgt das Betriebskapital der Deutsch-Brasilianischen Bank 10 Mill. M. — Die französischen Kapitalinteressen in Brasilien sind geringer, die englischen größer als die deutschen, aber nur die Deutschen besitzen Ackerbaukolonien, und das ist ein Vorteil, der künftig immer bedeutungsvoller werden wird. — In Uruguay stehen die dort angelegten deutschen Kapitalien hinter den französischen zurück. Freilich trifft dies nicht in jeder Hinsicht zu. So arbeiten z. B. die deutschen Häuser in Montevideo mit 40, die französischen nur mit 16 Mill. M. Kapital, aber die Franzosen haben weit mehr in Grundbesitz und Industrie hineingesteckt, vor allem auch in die Hafenbauten, die für 62 Millionen Mark von den Franzosen hergestellt wurden, jetzt aber von den Deutschen umgebaut werden. Der deutsche Anteil in Uruguay wird veranschlagt am Landbesitz auf 15, an Industrieanlagen auf 10, an Krediten auf 20, der französische an Industrieanlagen auf 12, an Banken auf 6 Mill. M. Frankreich besitzt überdies viel an uruguayanischen Staatsrenten. — In Paraguay sind deutscherseits im Handel etwa 4.3, in Fabriken 0.86, im Hausgrundbesitz 1.625 und in Dampfern 0.95 Mill. M. angelegt, während die französischen Kapitalien hier auch nur 1 Mill. Fr. repräsentieren. — Ueber die deutschen Kapitalien in Argentinien liegen keine näheren Zahlen vor. Nur steht fest, daß die in Grundbesitz, Eisenbahnen, Banken und Fabriken angelegten 419 und in Staatspapieren angelegten 248 Mill. M. Frankreichs Summen sind, welche das deutsche Kapital, das auch hinter dem englischen stark zurücksteht, noch längst nicht erreicht. Aber man vermutet eine weitere günstige Fortentwicklung des deutschen Handelsumsatzes mit Argentinien, der den französischen schon überholt hat und nur vom englischen noch um 1/3 bis ¼ übertroffen wird, ein erfreuliches Zeichen, welches auch auf die deutsche Kapitalanlage in Argentinien seine vorteilhafte Rückwirkung haben wird.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

dc. **Paläontologisches.** Das Skelett des Diplodocus, des größten bis jetzt aufgefundenen Reptils, ist unlängst, begleitet von Herrn Dr. W. J. Holland, der größten Autorität auf dem Gebiete der Paläontologie Amerikas, in London eingetroffen. Dasselbe ist ein Geschenk Herrn Carnegies an König Eduard und wird nun in dem South Kensington-Museum in London von Dr. Holland aufgestellt werden. Der Diplodocus wurde in 36 versiegelten Kisten von Pittsburg, Amerika, nach London transportiert. Das Skelett wurde von Dr. Holland während einer seiner vielen Suchen nach vorsintflutlichen Tieren in den Bergen von Wyoming aufgefunden. Der Diplodocus gehört zu der Klasse der Amphibien, doch zeigt der Bau des Knochengerüstes gewisse Aehnlichkeiten mit dem von Vögeln.

ct. **Ein neues Verfahren zur Bestimmung der Meerestiefe** ist von einem norwegischen Ingenieur vorgeschlagen worden und wird in der Kopenhagener Elektrotechnischen Zeitschrift beschrieben. Das Verfahren dieses „Bathometers" ist durchaus neu. Es beruht auf einer Messung der Zeit, die der Schall braucht, um den Weg von einem Schiff bis zum Meeresboden und wieder zur Meeresoberfläche zurückzulegen. Es ist klar, daß diese Zeit in gleichem Verhältnis mit der Meerestiefe zunehmen muß. Natürlich ist zunächst durch Versuche festzustellen, wie das Verhältnis der Geschwindigkeit des Schalls zur Meerestiefe ist. Nehmen wir an, es sei ermittelt, daß der Schall eine Sekunde braucht, um bei einer Meerestiefe von 600 Meter den Weg vom Schiff bis zum Meeresboden und wieder zurück zu durchmessen. Braucht der Schall ein anderes Mal vier Sekunden, so würde man dann auf eine Meerestiefe von 2400 Meter schließen können. Dieser Gedanke ist nun so weit technisch verwertet worden, daß man fortlaufende Aufzeichnungen der Meerestiefe erhält. Eine kreisförmige Scheibe schließt bei jeder Umdrehung einmal einen elektrischen Stromkreis und bringt dann den Hammer eines Elektromagneten in Schwingungen. Die von diesem erzeugten Schallwellen wandern bis zum Meeresgrund und wieder zurück nach dem Schiff, wo sie von einem Mikrophon aufgenommen werden. Die Membran des Mikrophons gerät in starke Schwingungen, die auf einem Papierstreifen fortlaufend aufgezeichnet werden. Ob sich die interessante Erfindung auch bei Seegang bewähren und inwieweit sie genaue Ergebnisse zu liefern vermag, wird jedenfalls noch geprüft werden müssen.

* **Fortschritte in der Röntgenstrahlen-Behandlung.** In der Generalversammlung der Londoner Röntgen-Gesellschaft wurde, wie der Neuen Freien Presse berichtet wird, dieser Tage mitgeteilt, daß die X-Strahlenbehandlung eine wichtige Fortentwicklung erfahren habe. Der Arzt könne jetzt das Maß der X-Strahlen genau vorschreiben, welches er für eine bestimmte Krankheit für angemessen hält. Die neuen Apparate, welche der Londoner Röntgen-Gesellschaft vorgeführt wurden, sind in erster Linie dazu berechnet, die Röntgen-Strahlen aus einer mehr oder weniger unkontrollierbaren, gefährlichen Kraft in eine genau regulierbare dadurch zu verwandeln, daß die Kraft der Strahlen bis auf ein Milliampère reguliert werden kann. Eine weitere Sicherung ist durch ein neues Instrument geboten, welches aus einer Scheibe besteht, die auf dem Rohre liegt, aus dem die Strahlen dringen. Zuerst hat die Scheibe die Farbe eines glänzenden Grün, wird aber nach einiger Zeit unter dem Einflusse der Strahlen braun. Dieses ist das Zeichen für den Arzt, daß die Anwendung der Strahlen einzustellen ist, wenn nicht akute Dermatitis (heftige Hautentzündung) eintreten soll. Denn die Einflüsse, welche die

Digitized by Google

Farbe der Scheibe ändern, sind es auch, welche die Hautentzündung bewirken. Andere Vorrichtungen bezwecken den Schutz des Patienten durch einen Schild, welcher bloß an bestimmten Stellen den Röntgen-Strahlen Durchlaß gewährt. Besondere Vorrichtungen bewirken, die Nieren zu photographieren, was bisher wegen ihrer Bewegungen nicht möglich war. Die neuen Apparate sollen die Kosten der Röntgen-Strahlen bedeutend herabsetzen.

* **Edinburger Ferienkurse im August 1905.** Es wird uns geschrieben: Gerechte Würdigung deutscher Eigenart und Empfänglichkeit für deutsches Wesen haben an wenigen Hochschulen des Vereinigten Königreichs eine so sichere Stätte wie in Edinburg. Jede der internationalen friedlichen Verständigung dienende Aktion findet da die fördernde Unterstützung von Männern in leitender Stellung, wie Lord Cranston, Lord Reay, William Turner, Professor H. Goudy (Oxford), Professor Kirkpatrick, A. A. Gordon, Abercromby, Otto Schlapp, Reichskonsul Knoblauch und anderen zahlreichen Freunden der deutschen Sache innerhalb und außerhalb des Universitätsverbandes. Sie bewirken es, daß jeder in der wissenschaftlichen Arbeit stehende Deutsche im zaubervollen „Athen des Nordens“ sich heimisch und wohlgelitten fühlt. — Die im August d. J. von der Universität Edinburg geplanten Ferienkurse, die unter Mitwirkung hervorragender deutscher und französischer Fachkräfte: Vietor (Marburg), Wittkowski (Leipzig), Morillot (Grenoble), Paul Passy (Paris) u. s. w. stattfinden, können daher deutschen Lehrern, Lehrerinnen, Kandidaten, Juristen und Studierenden aufs wärmste empfohlen werden. Die Vorlesungen und Kurse beschränken sich keineswegs bloß auf sprachwissenschaftlichen Unterricht, sie erstrecken sich vielmehr auch auf Gegenstände von allgemeinem Interesse, Kunst, Wissenschaft, Recht u. s. w. Auch wird für Rezitationen, Unterhaltungen, Konzerte u. s. w. gesorgt sein. Jeden Mittwoch abend finden gesellige Zusammenkünfte der Teilnehmer und Professoren mit Musik, Gesang und Konversation, und an jedem Sonnabend gemeinschaftliche Ausflüge in die malerische, an geschichtlichen Erinnerungen reiche Umgebung der Stadt Edinburg statt. Ueber Familienpensionen oder Privatwohnungen (zum wöchentlichen Pensionspreis von 25 Schilling an) erteilt auf Verlangen der Sekretär sehr gern Auskunft. Das ausführliche Programm mit Stundenplan, sowie auch nähere Auskunft kann man gratis beziehen von dem Vacation Courses Secretary, Herrn Prof. Dr. Kirkpatrick, The University, Edinburgh, Schottland.

*

Hochschulnachrichten.

W. Erlangen. Die erledigte Funktion eines Repetenten für neutestamentliche Exegese bei der theologischen Fakultät der hiesigen Universität wurde dem Predigtamtskandidaten und Hilfsgeistlichen an der protestantischen Lukaskirche in München Dr. Heinrich Weber in widerruflicher Weise übertragen.

* **Wien.** Der Professor des österreichischen Zivilrechts an der Wiener Universität Hofrat Dr. Leopold Pfaff hat mit Rücksicht auf seine geschwächte Gesundheit, welche ihm eine Wiederaufnahme seiner Lehrtätigkeit nicht mehr gestattet, um seine Pensionierung nachgesucht.

Der Präsident der Akademie der Wissenschaften in Wien Dr. Eduard Sueß und der Professor der Pflanzenphysiologie an der Wiener Universität Hofrat Dr. Julius Wiesner wurden zu Mitgliedern der Königlich dänischen Akademie der Wissenschaften ernannt.

hc. Prag. Als Nachfolger von Professor Leo Baudiß, der an die Wiener Technische Hochschule übersiedelte, ist der Oberingenieur bei der Maschinen-Aktienbau-Gesellschaft vormals Ruston u. Comp., Camillo Körner, zum Professor des Maschinenbaues an der hiesigen deutschen Technischen Hochschule ernannt worden.

* **Innsbruck.** An der hiesigen Universität werden in diesem Sommer Lehrkurse für die deutsche Lehrerschaft Oesterreichs abgehalten. Dieselben erstrecken sich auf Pädagogik, allgemeine Hygiene, besonders die Rolle des Lehrers bei ansteckenden Krankheiten, Naturwissenschaft (Physik, Anthropologie), Geschichte (Geschichte des Altertums, Uebergang vom Mittelalter zur Neuzeit, Geschichte der Neuzeit, österreichische Verfassung), Literatur- und Kunstgeschichte.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dramatische Dichtungen v. Paul Heyse: (35. Bändchen. Die törichten Jungfrauen. Lustspiel in 3 Akten. 36. Bändchen: Ein Canadier. Drama in drei Akten.) Stuttgart u. Berlin 1905. J. G. Cotta Nachf. 128 u. 112 S. — Dr. Wilhelm Ochsenbein: Die Aufnahme Lord Byrons in Deutschland und sein Einfluss auf den jungen Heine. (Untersuchungen zur neueren Sprach - Literaturgeschichte. 6. Heft.) Bern 1905. A. Francke. 228 S. — Helene v. Falkenhausen, geb. Nitze: Ansiedlerschicksale. Elf Jahre in Deutsch-Südwestafrika (1893—1904). Berlin 1905. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 260 S. — Ernst August Georgy: Das Tragische als Gesetz des Weltorganismus. (Die neue Weltanschauung. Beiträge zu ihrer Geschichte und Vollendung in zwanglosen Einzelschriften. 3.) Berlin 1905. Albert Kohler. 244 S. — Fridel v. Carlowitz: Schön Illa. Kleine Prosasachen und Verse. Dresden 1905. E. Pierson (R. Lincke). 134 S. — Friedrich von Oppeln-Bronikowski: Militaria. Novellen. Ebda. 1905. 151 S. — Nach Steiermark! Jahrbuch des Landesverbandes für den Fremdenverkehr. Nachweisung von Sommerstationen in Steiermark. Mit 145 Illustrationen. Graz 1905. Selbstverlag des Landesverbandes. 344 S. — J. Blasy: Die Frau im Mond. Monderlebnisse. Dresden 1904. E. Pierson (R. Lincke). 178 S. — Nikolaus Karlsdorf: Die Sünde der Väter. Drama in 4 Aufzügen. Ebenda 1905. 38 S. — Ottokar von Kraft: Aether. Atom. Raum. Eine Glosse zu Haeckels Welträtseln. Ebenda 1905. 12 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Beneke'sche Preis-Stiftung.

Die für das Jahr 1905 ausgeschriebene **Beneke'sche** philosophische Preisaufgabe fand keine Bearbeitung, so daß die Zuerkennung eines Preises für dieses Jahr nicht in Frage kam.

Für das Jahr **1908** stellt die philosophische Fakultät gemäß den Bestimmungen in § 2 des Stiftungs-Statuts die **folgende neue Preisaufgabe:**

„Die Sonntagsruhe in England und Schottland ist bekanntlich die Frucht der kirchlichen Reformation. Es ist aber „noch im einzelnen nachzuweisen, und dies wird gegenwärtig „gewünscht, wie durch kirchliche und weltliche Ordnungen im „Laufe der Jahrhunderte die neue Sitte der Sonntagsheiligung „allmählich zur Herrschaft gelangt ist. Sowohl für die Erkenntnis des allgemeinen Zusammenhanges von Recht und Sitte, „wie für die besonderen Aufgaben der sozialen Gesetzgebung, „sind hier wichtige Aufschlüsse zu gewinnen.“

Bewerbungsschriften sind in einer der modernen Sprachen abzufassen und bis zum 31. August **1907**, auf dem Titelblatt mit einem Motto versehen, an die Fakultät einzusenden, zusammen mit einem versiegelten Briefe, der auf der Außenseite das Motto der Abhandlung und innen den Namen, Stand und Wohnort des Verfassers anzeigt. In anderer Weise darf der Name des Verfassers nicht angegeben werden. Auf dem Titelblatt muß ferner die Adresse verzeichnet sein, an welche die Arbeit zurückzusenden ist, falls ihr ein Preis nicht zuerkannt wird. Der erste Preis beträgt **3400 M.**, der zweite 680 M., und die gekrönten Arbeiten bleiben unbeschränktes Eigentum ihres Verfassers.

Die Bekanntmachung der zuerkannten Preise erfolgt am 11. März 1908 in öffentlicher Sitzung der philosophischen Fakultät in Göttingen.

In den Nachrichten der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Geschäftliche Mitteilungen, von 1903 und 1904 finden sich die Preisaufgaben, für welche die Bewerbungsschriften bis zum 31. August 1905 und 31. August 1906 einzusenden sind.

Göttingen, den 3. April 1905. *(13035)

Die philosophische Fakultät.

Der Dekan: W. Fleischmann.

Digitized by Google

Jahrgang 1905. München, Donnerstag, 13. April. Nummer 87.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.



Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Suggestion und Hypnotismus.*)

Von Dr. Julius Petersen, Reichsgerichtsrat a. D.

Durch andere Personen wird das Wollen in verschiedener Weise beeinflußt. Zunächst kann ein Einzelner auf einen anderen durch Rat, Ermahnung, Befehl, Beispiel u. s. w. einwirken. So verhält es sich z. B. bei dem Einfluß von Eltern, Lehrern, Vorgesetzten und Aerzten, sowie bei Ausübung der Seelsorge, wo sich überall eine gewisse Autorität geltend macht, aber auch bei der Beeinflussung durch Ehegatten, Freunde u. s. w. Derartige Einflüsse sind erkennbar bei dem sittlichen Leben, aber wie z. B. ein Blick auf das Verhältnis zwischen Herder und Goethe, Goethe und Schiller, Storm und Gottfried Keller, sowie auf die verschiedenen Malerschulen u. s. w. zeigt, auch bezüglich der künstlerischen Tätigkeit. Dobei besteht überall eine Verschiedenheit in der Fähigkeit, Einfluß auszuüben, und in der Eigenschaft, sich beeinflussen zu lassen.

Ein derartiger Einfluß kann sich auch auf eine größere Anzahl von Personen, ja auf große Massen erstrecken. Er kann in einer äußeren Autoritöt, wie sie z. B. einem Monarchen, dem Papst, einem Minister u. s. w. zukommt, aber auch in einem besonderen Ansehen seinen Grund haben, das jemand mit Rücksicht auf seine Persönlichkeit genießt. Von solchen Beeinflussungen zeigt die Geschichte Beispiele in großer Zahl. Man braucht nur an die Stellung zu denken, die Christus und die Apostel, sowie andere Religionsstifter, wie Konfuzius, Zoroaster, Buddha und Mohammed, einnahmen, oder an den Einfluß, den große Schriftsteller wie Rousseau, Kant, Goethe u. s. w. auf ihre Zeitgenossen ausübten. Aehnliche Beeinflussungen erfolgen auch heute noch auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst — man denke nur an Richard Wagner — wie auf anderen Gebieten. Auch große Staatsmänner wie Bismarck, ferner die Führer von politischen Parteien nehmen vielfach eine Stellung ein, durch die sie weitgreifende Wirkungen auf das Wollen der Menschen ausüben.

Die Art der Beeinflussung erfolgt stets in der Weise, daß bei dem Handelnden gewisse Gefühle oder Vorstellungen hervorgerufen werden. Ob man sich beeinflussen läßt, weil man die Ansicht eines anderen für richtig hält oder weil man annimmt, man sei verpflichtet, dessen Anweisungen zu folgen, oder man tue wohl daran, sich seiner überlegenen Auffassung zu fügen: immer folgt man gewissen Gefühlen und Vorstellungen.

Ebenso verhält es sich bei dem Einfluß, den die Anschauungen der Gesamtheit oder einer größeren Gemeinschaft, soweit es sich um sittliche Begriffe oder um andere Dinge handelt, in der Form der Sitte, der Mode u. s. w. ausüben. Der Einfluß der letzteren macht sich ja nicht bloß in Kleidung, Lebensweise u. s. w., sondern auch hinsichtlich der Frage, was (in Dichtung, Malerei, Musik u. s. w.) als schön gilt, in weitem Umfange geltend. Auch jetzt noch gilt vielfach der Ausspruch von Lichtenberg, doß die meisten Menschen lieber der Mode als der Vernunft folgen. Der Herdentrieb macht sich noch immer allzu sehr geltend. Ja selbst in Beziehung auf die Froge, was als gut oder als erlaubt gilt, ist (neben dem Einfluß des Gewissens) in weitem Umfange die Ansicht der Volksgenossenschaft oder einer religiösen Gemeinschaft maßgebend, von der abzuweichen man sich vielfach scheut. In dieser Beziehung sogt Goethe erklärend: „Wie soll nun aber ein junger Mann für sich selbst dahin gelangen, dasjenige für tadelswert und schädlich anzusehen, was jedermann treibt, billigt und fördert? Warum soll er nicht sich und sein Naturell auch dahin gehen lassen?“ Es gibt denn auch nicht allzu viele Menschen, die ohne Rücksicht auf das Urteil der Gesamtheit lediglich so handeln, wie sie es für recht halten, und so gegen den Strom schwimmen.

Auf niederen Kulturstufen kommt es vor, daß bei der Masse der eigene Wille ganz hinter dem Willen der Gesamtheit oder gewisser Personen (des Häuptlings, der Ratsversammlung, der Priester u. s. w.) zurücktritt. Aber auch jetzt gibt es noch viele Einflüsse dieser Art (z. B. den des Geistlichen, der Partei u. s. w.). Man wird sagen, das beweise nichts gegen die unbeschränkte Willensfreiheit, weil es jedem frei stehe, sich den erwähnten Einflüssen zu entziehen. Die angeführten Tatsachen lassen aber deutlich die Bestimmbarkeit des Willens durch Motive erkennen und liefern weitere Beweise dafür, daß diese Motive nichts anderes sind als Gefühle und Vorstellungen, die sich dem Menschen von selbst aufdrängen oder von anderen hervorgerufen werden.[1]) Allerdings kann der Beeinflußte auch anders handeln, wenn er will. Aber die Froge ist eben, ob er anders wollen konn, als es geschieht, mit anderen Worten, ob er sich über die das Wollen bestimmenden Motive auch dann hinwegsetzen kann, wenn sie stärker sind als andere, ihnen entgegenstehende Beweggründe. Diese Frage ist zu verneinen. Bei allen derartigen Beeinflussungen ist notürlich ebensowenig wie bei dem Wollen über-

*) Dieser Artikel bildet den vierten Abschnitt des in den Nummern 56, 72 und 80 dieser Beilage erwähnten, demnächst erscheinenden Buches über Willensfreiheit, Moral und Strafrecht.

[1]) Daß es ein besonderes, von den Gefühlen und Motiven unabhängiges Willensvermögen nach den Ergebnissen der neueren Psychologie und Psychiatrie nicht gibt, das Wollen vielmehr unmittelbar aus den Gefühlen und Vorstellungen entspringt, hat der Verfasser in den Abschnitten III und V seines Buches eingehend dargelegt.

Digitized by Google

haupt von einem „Zwang“ die Rede. Aber der Einfluß eines anderen oder der Gesamtheit bestimmt den Willen, wenn ihm stärkere Motive nicht entgegenstehen; ob das eine oder das andere der Fall ist, hängt von den Umständen, insbesondere vom Charakter des Beeinflußten ab.

Die Beeinflussung durch die erwähnten Mittel wird in neuerer Zeit häufig „Suggestion“ genannt. Dieses Wort wird aber in verschiedenem Sinne gebraucht. Im weiteren Sinne bedeutet es schlechtweg die Eingebung oder Erweckung von Vorstellungen in einem Menschen oder die Herbeiführung von Willensäußerungen durch Einwirkung auf das Vorstellungsleben. In diesem Sinne fallen die erwähnten Einflüsse alle unter den Begriff der Suggestion. Andere nennen die Herbeiführung einer Ueberzeugung durch Gründe und die Beeinflussung durch die Erziehung nicht Suggestion, sondern verstehen darunter diejenige Eingebung von Vorstellungen, bei der zugleich das Aufkommen von entgegenstehenden Vorstellungen gehemmt wird. Man könnte den Begriff der Suggestion vielleicht auf solche Fälle beschränken, in denen sich jemand nicht (wenn auch unter dem Einfluß von anderen) eine eigene Ansicht bildet, der er folgt, sondern sich einfach dem fremden Willen fügt. Aber die Grenze zwischen diesen Gruppen ist im Leben schwer einzuhalten weil die Menschen oft selbst nicht wissen, ob sie dem eigenen oder einem fremden Willen folgen. „Man glaubt zu schieben und man wird geschoben.“

Legt man dem Worte die weiteste Bedeutung bei, so wirkt die Suggestion in einem ungeheuren Umfang; außer der Erziehung gehört dann noch der Einfluß von Rednern, Predigern, Dichtern, sowie derjenige der Presse und der Reklame hierher. Aber auch, wenn man die Bedeutung enger faßt, ergibt sich noch ein weites Gebiet, auf dem die Suggestion ihren Einfluß übt. Gar oft ist das Wollen nicht das Ergebnis eigener Ueberlegung, sondern es steht unter dem Einfluß einer bestimmten Persönlichkeit, die viele Menschen mit unwiderstehlicher Macht hinreißt. Dieser Einfluß bestimmt sie zum Glauben an eine Idee oder an einen in Aussicht gestellten Sieg oder einen anderen Erfolg und läßt andere Erwägungen nicht aufkommen. Die Gabe, andere so fortzureißen, kommt, wie schon erwähnt wurde, manchen Menschen in besonderem Grade zu. Man braucht, soweit es sich um geschichtliche Persönlichkeiten handelt, nur an die oben erwähnten Religionsstifter und an große Feldherren, die die Soldaten mit Begeisterung erfüllten, zu erinnern, z. B. an Friedrich den Großen, Napoleon I. u. s. w. Aber auch in anderen Kreisen, z. B. bei Rednern, Aerzten oder Naturheilkundigen findet sich oft eine besondere Fähigkeit auf die Menschen bloß durch die eigene Persönlichkeit einzuwirken und ihnen den Glauben an gewisse Ansichten oder das Vertrauen auf eine gewisse Kur oder auf ein bestimmtes Heilmittel einzuflößen, ja sie glauben zu machen, eine Kur habe ihnen geholfen. Wie diese Fähigkeit den einzelnen Menschen in verschiedenem Maße zukommt, so ist auch die Leichtigkeit, in der man sich beeinflussen läßt oder die „Suggestibilität“ außerordentlich verschieden.

Möge man den Begriff Suggestion enger oder weiter fassen, so bleibt, auch wenn man sich von Uebertreibungen fernhält, ein außerordentlich großes Gebiet, auf dem das Wollen der einzelnen Menschen oder das eines ganzen Volkes durch Suggestion bestimmt oder determiniert wird. Im Leben der Völker treten nicht selten Strömungen ein, von denen ein ganzes Volk ergriffen und hingerissen wird. Man denke z. B. an die Zeit der Kreuzzüge, an die Reformationszeit, das Jahr 1813, die Revolutionsjahre von 1848 und 1849 und an die im Jahre 1870 in Deutschland herrschende Begeisterung. Aber auch abgesehen von solchen Zeiten, übt die Volksanschauung oder Volksstimmung oder der „Zeitgeist“ auf den einzelnen, ja auf die politische Anschauung ganzer Landesteile großen Einfluß aus. Die Wirkung der Suggestion auf die Ueberzeugung und das Wollen großer Massen wird sogar von manchen Schriftstellern höher veranschlagt als diejenige logischer Ausführungen und Beweise. Auch in solchen Fällen kann man nicht sagen, die in Frage stehenden Personen hätten ebenso gut andere Entschließungen fassen können; ihr Wollen wurde durch die stattgehabte Suggestion bestimmt und mußte so erfolgen, weil andere, stärker wirkende Beweggründe nicht vorhanden waren.

Die erwähnten Tatsachen bestätigen die Annahme, daß diese Motive lediglich Gefühle und Vorstellungen sind. Die Suggestion besteht ja begrifflich in der Eingebung von Vorstellungen; ihre Wirksamkeit erklärt sich sonach nur bei der Annahme, daß diese Vorstellungen das Wollen bestimmen. Zu erwähnen ist noch, daß man auch von einer „Autosuggestion“ spricht. Sie wird in solchen Fällen angenommen, in denen eine an sich nicht begründete Vorstellung von der beeinflußten Person selbst ausgeht, also das Ergebnis einer Selbsttäuschung ist. Auch dieser Annahme liegt die Auffassung zugrunde, daß das Wollen durch Vorstellungen bestimmt werde.

Eine besondere Bedeutung erlangt die Suggestion bei dem Hypnotismus, über den in neuerer Zeit so viel geschrieben worden ist, daß eine gewisse Bekanntschaft damit vorausgesetzt werden darf. Die Hypnose ist ein Schlafzustand von besonderer Art. Gewöhnlich werden dabei drei Grade (Schläfrigkeit, leichter Schlaf und tiefer Schlaf oder Zustand des Somnambulismus) unterschieden. Daß in diesem Schlafzustande der Vorstellungsverlauf nicht ruht, ist nichts Auffallendes, da auch im Traum dasselbe stattfindet und das Vorstellungsleben sich oft durch das Reden im Schlafe, ja, bei gesteigerter Erregung des Nervensystems durch Nachtwandeln äußert. Eigentümlich ist bei dem von einem anderen herbeigeführten hypnotischen Schlaf vielmehr die lebhaft erweckte Vorstellung eines Hingegebenseins an den fremden Willen, der durch Worte, Gebärden oder Handlungen den Hypnotisierten zu beeinflussen weiß. Von Wundt wird der hypnotische Schlaf in den Vorlesungen über Menschen- und Tierseele (S. 383) als „ein dem gewöhnlichen Schlafe und Traum verwandter, zwischen ihm und der Schlaftrunkenheit in der Mitte stehender Zustand“ bezeichnet, „der aber durch die Hingegebenheit des Willens an bestimmte Vorstellungen (von stärkstem Gefühlston) und durch die damit in Beziehung stehende Wirksamkeit der Suggestion sein besonderes Gepräge empfängt“. Die Abhängigkeit des Hypnotisierten vom Hypnotiseur und von dessen Befehlen zeigt sich in verschiedenen Richtungen; auch hat sie sehr ungleiche Grade. Wenn der Schlafzustand eingetreten ist, hängt der Hypnotisierte bekanntlich in hohem Maße von dem Hypnotiseur ab, der ihn durch seine Befehle zu bestimmten Bewegungen oder zu deren Unterlassung nötigen, die Glieder in ungewohnten Stellungen festhalten, auch den Schlafenden durch einfachen Befehl wieder aufwecken kann. Bei den höheren Graden des hypnotischen Schlafes führt diese Abhängigkeit nicht bloß zu unbedingtem Gehorsam gegen die Befehle des Hypnotiseurs, sondern sie ruft förmliche, je nach den Umständen mit den Gefühlen des Wohlbehagens, der Unlust, des Abscheus, des Schreckens, Zorns u. s. w. verbundene Gesichts- und Gehörstäuschungen hervor. Der Hypnotisierte sieht z. B. eine Zwiebel als eine Birne, eine Kartoffel als Apfelsine, Wasser als Schaumwein oder als Tinte an. Ja, der Hypnotiseur kann den Willen des Hypnotisierten auch für spätere Zeiträume, in denen der hypnotische Schlaf aufgehört hat, beeinflussen, z. B. ihn veranlassen, an einem bestimmten Zeitpunkte vor ihm zu erscheinen oder andere Handlungen vorzunehmen.

Bezüglich der Ursachen dieser Erscheinungen ist man jetzt im allgemeinen darüber einig, daß sie nicht, wie manchmal im Anschluß an den „Spiritismus“ oder „Okkultismus“ angenommen wird, in geheimnisvollen, mit den uns bekannten Gesetzen in Widerspruch stehenden Kräften ihren Grund haben, sondern auf „Suggestion“ zurückzuführen sind. Das hat besonders Wundt in den Philosophischen Studien, Band 8, Seite 10 ff. und 47 ff. bes. 61 (in Uebereinstimmung mit Bernheim, Forel, Heidenhain, Lehmann und Moll) eingehend dargelegt. Die dem Schlafenden eingegebenen Vorstellungen wirken hiernach ebenso, wie wenn sie ohne Hypnose in wachem Zustande aufgetreten wären und andere mit ihnen verknüpfte Vorstellungen hervorgerufen hätten. Die als „posthypnotisch“ bezeichneten Erscheinungen sind aber als ein Hinübergreifen

Digitized by Google

der „Befehlsautomatie“ und der Sinnestäuschungen in das wache Leben, somit als Erneuerungen der Hypnose anzusehen. Während des hypnotischen Schlafes erfolgen die Willensäußerungen hiernach nicht in der nämlichen Weise wie im wachen Zustande; sie haben durchweg die Natur von Triebhandlungen. Die eingegebenen und die mit ihnen verknüpften Vorstellungen greifen ohne weiteres durch, weil entgegenwirkende oder hemmende Motive entweder fehlen oder sich nur in beschränktem Maße geltend machen, und weil auch die Aufmerksamkeit sich nicht entwickeln kann. Im Zustande der Hypnose wirken nur die schon vorher vorhandenen Kräfte; die Wirkung der einzelnen Vorstellungen macht sich aber, ohne Widerstand zu finden, geltend, weil hemmende Vorstellungen fehlen.

Daß die Eingebung solcher Vorstellungen bei der Hypnose zu den oben erwähnten Erscheinungen führt, bedarf allerdings noch einer näheren Erklärung. Diese wird von der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fachgelehrten darin gefunden, daß im Zustande der Hypnose ein Teil des Gehirns in seiner Tätigkeit gehemmt ist, während in anderen Teilen eine solche Hemmung nicht stattfindet, vielmehr die Erregbarkeit gesteigert ist. Diese Annahme hat jedenfalls mehr für sich als die Annahme von geheimnisvollen, überhaupt nicht zu erklärenden Kräften; denn man muß, wie Wundt bemerkt, in solchen Fällen das Unbekannte durch bekannte (nicht durch unbekannte) Erscheinungen erklären. In ähnlicher Weise hat sich Lipps in einer Zuschrift an die Münchener Neuesten Nachrichten bezüglich der Schlaftänzerin Madeleine ausgesprochen, indem er bemerkte, bei der Hypnose seien „einzelne Provinzen der Seele“ wach, andere dagegen im Schlafe, weshalb die im gewöhnlichen Zustande eintretenden Gegenwirkungen gehemmt seien. Wie man sich auch zu diesen Erklärungen stelle, der Einfluß der eingegebenen Vorstellungen steht fest und damit auch die Tatsache, daß die (mit Gefühlen verknüpften) Vorstellungen in ihrer gesetzmäßigen Verknüpfung einen bestimmenden Einfluß auf das Wollen ausüben. Wäre dies überhaupt zweifelhaft, so müßte jeder Zweifel durch die auf dem Gebiete der Suggestion und der Hypnose gemachten Erfahrungen beseitigt werden.

Die meisten Schriftsteller, die sich mit diesen Erscheinungen eingehend beschäftigt haben, verwerten sie denn auch zugunsten des Determinismus. So bemerkte z. B. Forel in seiner Schrift über den Hypnotismus, S. 42 und 52 ff., das hypnotische Experiment sei der beste Beweis (eine demonstratio ad oculos) dafür, daß unser Wollen objektiv bedingt sei. Er führt aus, bei der Annahme eines (unbedingt) freien Willens seien die „Suggestionswirkungen“, die eine Verneinung dieser Freiheit darstellten, unerklärlich, und legt in dieser Beziehung auch der „Autosuggestion“ große Bedeutung bei. Nicht der Umstand, daß der Hypnotiseur Vorstellungen und Gefühle hervorrufen kann, ist in dieser Beziehung entscheidend, sondern die weitere Tatsache, daß diese Gefühle und Vorstellungen ohne weiteres zu Willensäußerungen führen. Schmidtkunz meint in seiner Schrift „Die Psychologie der Suggestion“ (S. 75 ff.) allerdings, Hypnotismus und Suggestion bildeten keinen Beweis für die Unfreiheit des Willens, zeugten vielmehr für die Macht der zu überwindenden Widerstände. Er nimmt eine beschränkte Willensfreiheit in der Form der indeterministischen Wahlfreiheit an und führt aus, bei der Hypnose werde der Wille durch eine fremde Person, in wachem Zustande durch die eigene Persönlichkeit bestimmt. Das letztere widerspricht dem Determinismus nicht. Im übrigen würdigt Schmidtkunz die Eingebung der Vorstellungen und ihre Wirksamkeit nicht genügend. Eine unbefangene Prüfung führt zum Ergebnis, daß die Lehren der neueren Psychologie durch die Wirkungen von Suggestion und Hypnose eine wertvolle Bestätigung erhalten.



Eine neue Schopenhauer-Biographie.*)

Diese neue Schopenhauer-Biographie will nicht etwa nur als eine Uebersetzung des französischen Originals gelten; handelte es sich um eine solche, so würde es hinreichen festzustellen, ob das Werk wertvoll genug ist, um eine Uebertragung ins Deutsche zu rechtfertigen. Der Herausgeber, Dr. Friedrich Norden, hat dagegen das Bossertsche Buch einer, seinem Vorwort nach zu urteilen, durchgreifenden Bearbeitung unterzogen; „auch aus den Briefen, Gedichten und Schriften des Philosophen wurden noch einige wenige, besonders charakteristische Stellen miteingefügt,“ bemerkt der Herausgeber, ferner entstammt seiner Feder „eine größere Reihe von Zusätzen, die das Bild der Persönlichkeit des Philosophen zu vervollständigen und gewisse Punkte, die für den Leserkreis des Originals von geringerem Interesse gewesen wären, hervorzuheben und ins richtige Licht zu setzen strebten.“ Ob die deutsche Ausgabe des Buches im Vergleich zu der französischen gewonnen hat, kann nur der beurteilen, der beide Texte zur Hand hat, was hier nicht der Fall ist. Sei dem, wie es wolle, der Herausgeber hat das Werk den Anforderungen deutscher Leser anzupassen versucht und wird billigerweise nichts dagegen einwenden können, daß die Kritik sein Buch als eine selbständige Schrift betrachtet und es mit demselben Maßstabe mißt, der sonst an eine deutsche Originalbiographie gelegt werden muß.

Eine gute Kritik hat ihren Gegenstand unter zweierlei Gesichtspunkte zu stellen. Sie hat einerseits zu ermitteln, wie sich die zu beurteilende Leistung zu der Schwierigkeit dieser Leistung überhaupt verhält; dies könnte man als die absolute Kritik bezeichnen. Andrerseits fällt der Kritik die Aufgabe zu, ihren Gegenstand je nach dessen Art auf seine historische, logische oder ästhetische Gesetzmäßigkeit zu prüfen, wobei diese an der mehr oder weniger subjektiven Anschauung des Referenten gemessen wird; eine solche Beurteilung aus den für den Kritiker gültigen Normen heraus könnte im Gegensatz zu dem oben zitierten anderen Verfahren die relative Kritik heißen. Auf einer analogen Betrachtungsweise beruhen die folgenden Bemerkungen zu unserer Schopenhauer-Biographie.

Zu einer Schilderung der Lebensumstände des Denkers und einer Darstellung seiner Lehre haben Gwinner und Grisebach das grundlegende Material geliefert. Gwinner, der mit Schopenhauer persönlich befreundet war, wird mit seinem Buche „Schopenhauers Leben“ für alle Biographen des großen Pessimisten die lebendige Quelle bleiben müssen, während aus Grisebachs feinsinnigen und verdienstvollen Schopenhauer-Publikationen doch schon mehr oder weniger der Literarhistoriker zu uns spricht. Endlich gibt der mehrfach edierte Briefwechsel, in dem Schopenhauer mit Mutter, Schwester und Freunden stand, ein ausgezeichnetes Bild des Schöpfers der Willenslehre, dessen erstaunliche Frische jeden Leser bezaubern muß.

Die Bearbeiter der neuen Schopenhauer-Biographie halten sich in der Hauptsache eng an Gwinner; was dieser aus dem Briefwechsel zitiert, findet sich zwar nicht alles, aber doch meistens bei Bossert-Norden, wogegen umgekehrt wohl mit wenigen Ausnahmen die Zitate von Briefstellen und Aussprüchen, die unser Buch enthält, sämtlich der Gwinnerschen Publikation entlehnt sind. Auch die Einteilung des Stoffes schließt sich beinahe sklavisch an jenes Vorbild an; wesentlich neues biographisches Material, das die Stellung Schopenhauers in der Geschichte der Philosophie zu verändern vermöchte, wird nicht beigebracht, und somit kann man dem Herausgeber nicht ohne weiteres zustimmen, wenn er im „Vorwort zur deutschen Ausgabe“ sagt: „Wie ungemein reich auch unsere Schopenhauer-Literatur ist, so wird doch der Versuch, dem vorliegenden, von einem Ausländer verfaßten Buche bei uns Bürgerrecht verschaffen zu wollen, wohl kaum der Rechtfertigung bedürfen.“ Als Biographie ist das weit vollständigere, von seelenverwandter Wärme getragene Werk Gwinners wie auch die kurz gefaßte, aber genaue Schrift Grisebachs der Bossert-Nordenschen Arbeit ohne Zweifel vorzuziehen.

---

*) Schopenhauee als Mensch nnd Philosoph. Von A. Bossert. Autorisierte deutsche Bearbeitung besorgt von Dr. Friedrich Norden. Dresden, Carl Reißner. 383 S.

Die vorliegende Interpretation der Schopenhauerschen *Lehre* beschränkt sich darauf, einzelne Kapitel aus der „Welt als Wille und Vorstellung“ bruchstückweise aneinanderzureihen, oft, wie gern anerkannt werden soll, geschieht dies nicht ohne Geschick. Wo dagegen die Erklärung philosophischer Thesen und die Ueberleitung von einem Zitat zum anderen einsetzt, bieten sich dem Leser Trivialitäten, die nicht selten in eine völlig mißverständliche Auffassung endigen. Stellen wie S. 132: „Nicht minder gewaltig war Kants Einfluß in der praktischen Philosophie, wenn er auch seinem Nachfolger Schopenhauer darin noch einen großen Schritt zu machen übrig ließ“, sind platt; sie kennzeichnen die Art, wie in dem Bossert-Nordenschen Buche philosophiert wird. Der Nerv der Schopenhauerschen Lehre tritt aus den Abschnitten des Buches, die sich in den einzelnen Verzweigungen des zu kommentierenden Hauptwerkes verlieren, auch nicht so markant hervor, daß dem denkenden Leser an der Hand der Erläuterungen die Möglichkeit gegeben wäre, selbst den Schlüssel zu den häufigen, sich scheinbar widersprechenden Sätzen des Denkers zu finden. Schopenhauers metaphysischer Sinn wird je nach der Bahn, auf der er treibt, von zwei magnetischen Polen angezogen. Auf der einen Seite lockt ihn, dessen Blicke hinter die Erscheinungen fallen, die schmerzliche und doch tröstliche Idee, daß die vielgliedrige, farbenglitzernde Kette, die das Leben uns umlegt, sich aus unechten Steinen zusammenfügt: die Welt als *Vorstellung*; auf dem anderen Gestade treten die Leidenschaften an den einsamen Grübler heran, und wie auch in *seinen* Adern das Blut heißer zu rinnen anfängt, bekommt er das Bewußtsein seiner Kraft, deren Vollgefühl seinen Gedankenbau in die zweite Richtung zwingt: die Welt als *Wille*. Das Spiel zwischen diesen beiden Elementen der Schopenhauerschen Weltanschauung verleiht ihrem Schöpfer die Federkraft; hier ist der psychologische Ausgangspunkt jener Lehre, die nur in Pessimismus endigen konnte, da sie selbst alle Bedingungen einer erschütternden Tragödie enthielt. Dieses Widerspiel vor allem mußte, wenn zwischen der gegebenen psychischen Veranlagung Schopenhauers und seinen Spekulationen eine Brücke geschlagen werden sollte, auf die demonstrierten erkenntnistheoretischen Sätze farbengebend einwirken und die in ihnen schlummernde Glut der Ueberzeugung aufleuchten lassen. Dergleichen vermißt der philosophisch geschulte Leser, dem es um die Ermittelung eines zentralen Standpunktes zu tun ist, ungern in einem Buche, das seine Bedeutung durch die große Persönlichkeit Schopenhauers erhalten soll.

Weiter wäre es die lohnende Aufgabe einer groß angelegten Würdigung des Denkers gewesen, auf dem Wege historischer Untersuchung das Verhältnis Schopenhauers zu seinen geistigen Vorgängern aus alter und neuer Zeit zu entrollen und die Besonderheit dieses eigenartigen Kant-Schülers in den Systemen der übrigen Nachfolger des Königsberger Weisen zu spiegeln. Dabei hätte sich der Uebergang von mehreren grundlegenden Kapiteln Schopenhauerscher Lebensweisheit auf die geistigen Strömungen unserer Zeit ungezwungen vollzogen, wenn der ins Uebermenschliche gesteigerte Lebenswille Nietzsches, die Vererbungstheorie Ibsens und die Askese Tolstois in den Lehrkreis einer liebevollen Darstellung hereingezogen und als ethische Konsequenzen der pessimistischen Weltanschauung auf diese zurückgeführt worden wären.

Im einzelnen läßt sich von der Disposition der Lebensschilderung sagen, daß die Kindheit und Studienjahre Schopenhauers sehr ausführlich, oft zu breit, vor Augen geführt werden, während gerade der für das Entstehen seines Hauptwerkes wichtige Zeitabschnitt psychologisch so gut wie gar nicht behandelt ist. Ebenso steht die Hast, mit der die letzten Jahre des mehr und mehr zu Berühmtheit gelangenden Schriftstellers abgefertigt werden, zu der weit ausholenden Schilderung seiner Jugendjahre in starkem Kontrast. Daß der unerquickliche Prozeß, den der leicht erregbare Schopenhauer mit einer Mitbewohnerin, der Jungfer Maquet, jahrelang führte, nicht durch alle Instanzen nacherzählend verfolgt wird, soll den Herausgebern der Biographie dankbar angerechnet werden. Dagegen durfte des Pessimisten Streit mit den Frankfurter Aerzten, die das Tischklopfen empirisch erklären wollten, als wesentlich nicht unerwähnt bleiben; auch die von Zürich ausgegangene Anregung, dem zu Ansehen aufgestiegenen Autor dort einen Lehrstuhl zu errichten, war immerhin bedeutsam genug, um nicht gänzlich mit Stillschweigen übergangen zu werden. Im übrigen sind von den Herausgebern Schopenhauers Briefe fleißig zitiert worden, in der Hauptsache, wie oben schon gesagt, in mehr oder weniger enger Anlehnung an Gwinner.

Für das Eindringen in die „Welt als Wille und Vorstellung“ ist es von Wichtigkeit, daß Schopenhauer in seinen Lehrjahren, wie von Rapaport überzeugend nachgewiesen ist, Spinoza gekannt und eifrig studiert hat, ein Faktum, das die Herausgeber des Buches nicht berücksichtigt haben. Ebenso hätte bei der Besprechung der Schopenhauerschen Kant-Kritik deren Widerlegung durch Hermann Cohen („Theorie der Erfahrung“) nicht unterdrückt werden dürfen. Erst Cohens Replik, die schwerwiegende Mißverständnisse auf Seiten des streitbaren Kant-Jüngers aufdeckt, zeigt recht, in was für einem ganz anderen Geleise sich der von Mutter Erde angezogene und wieder abgestoßene Schopenhauer doch bewegt.

Eine wissenschaftliche Kritik des Schopenhauerschen Gebäudes gibt die Biographie nicht, höchstens, daß einzelne Sätze daraus an einer stark empirisch gefärbten, entwicklungsgeschichtlichen Weltauffassung gemessen und beurteilt werden. Oder es werden Widersprüche innerhalb der Schriften des Denkers selbst aufgezeigt, ein Verfahren, wogegen sich Schopenhauer selbst auf das schärfste ausgesprochen hat, weil nichts leichter, aber auch nichts unwissenschaftlicher sei als das Aufstöbern solcher Stellen in den Werken großer Männer. Schopenhauers Doktordissertation „Ueber die vierfache Wurzel u. s. w.“ ist in ihrer Struktur nicht ausführlich und klar, in ihrer von der Lektüre Kants diktierten Schematisierung nicht im Zusammenhang mit Kants Erkenntnistheorie begriffen und erläutert. Bei der Besprechung der Goethe-Schopenhauerschen Farbenlehre wird der Wert des Experiments überhaupt zu hoch angeschlagen; kommt der Philosoph leicht dazu, die Natur in „Fächer“ hineinzupressen, so pflegt der experimentierende Physiker oft mindestens ebenso schnell verallgemeinernde Schlüsse aus den angestellten Versuchen zu ziehen, um darauf Theorien und Klassifizierungen zu gründen.

Statt eine Analyse des Schopenhauerschen Hauptwerkes, der „Welt als Wille und Vorstellung“, zu geben, lassen die Herausgeber hier den Autor selbst sprechen, unter den nun einmal obwaltenden Umständen gewiß das Beste, was sie tun konnten. Denn die als Bindeglieder eingestreuten orientierenden Hinweise zeugen von flüchtiger Arbeit und sind nicht dazu angetan, die Brillanten der glänzenden Diktion des Meisters in ihrem Feuer erstrahlen zu lassen. Als Resumé des dreizehnten Kapitels, „Die Welt als Vorstellung“, stehen die Worte: „Er (Schopenhauer) verneint keineswegs die Wirklichkeit der äußeren Welt....“ Es ist ein Glück für die Herausgeber, daß der große Pessimist nicht mehr unter uns weilt; sonst hätte er wohl in seinem grimmigen Hohn aufgelacht und an der Intelligenz der Menschheit für immer verzweifelt. Auch gegen die respektlose Abfertigung, die Hegel in dem Buche zuteil wird, nämlich, daß „bekanntlich auch das Endziel der Hegelschen Dialektik in der Auffindung der philosophischen Formel des preußischen Staates bestand“, auch dagegen hätte Schopenhauer protestiert, so wenig er sonst mit seinem scharfsinnigen Rivalen sympathisiert hat.

Damit ist die Kritik dieser Schopenhauer-Biographie bei der Sprache des Buches angelangt, die durchweg über das geistige Niveau der Schrift nicht hinausreicht. Eine Anzahl undeutscher oder unzulässiger Wendungen mag dem Uebersetzer zur Last fallen: S. IX „die *einsichtige* Arbeit Rudolf Lehmanns; S. 3 „er hatte seine Lehrjahre in Bordeaux *gemacht*“; S. 20 „sie empfing ihre Freunde *immer weiter* zweimal wöchentlich“; S. 76 „den unmittelbaren Vorzug *auf* tiefe Weltanschauung“; u. s. w. Oft fehlt der Ausdrucksweise der Herausgeber das vornehme Stilgefühl, das allein imstande ist, vor Plattheiten und plebejischen Sprachsünden zu schützen. Als solche werden wohl oder übel gelten müssen: S. 121 „Schließlich ging das Weib so energisch ins Zeug“; S. 249 „die Palingenesie ist eines jener poetischen Phantasiegebilde, die Schopenhauer über sein System aussäte und über die des Lesers Einbildungskraft ihre Zügel schießen lassen konnte.“

Die Schärfe des Eindrucks, den eine Kritik hinterläßt, ist nicht zum wenigsten an deren architektonischer Gliederung gebunden. Wie das Kunstwerk, wenn es seine Seele restlos aushauchen soll, der lebengebenden Komposition bedarf, so erfordert auch die Kritik, um ihrer ästhetischen Aufgabe gerecht werden zu können, einen harmonischen Aufbau. Auf der

Digitized by Google

einen Seite gibt sie dadurch eine stumme, aber um so vornehmere Antwort auf die zweifelnde Frage, wieweit die Kritik selbst überhaupt befähigt sei, in die Gestaltung des analysierten Gegenstandes einzudringen; auf der anderen Seite gewinnen die Einzelteile der kritischen Betrachtung erst in ihrer organischen Vereinigung die Bedeutung eines neuen Erkenntnisgutes, genau ebenso, wie die Steine erst zu reden beginnen, wenn der Ruf des Baumeisters sie zu Tempeln und Palästen aneinandergefügt hat. Denn, sei es der klingende Rhythmus, der das Wesen der Melodie ausmacht, oder die blühende Form, aus der das Gemälde hervorwächst, überall ist die Macht, die das Kunstwerk Glied um Glied bildet und die Bezeichnung Harmonie trägt, auch nichts anderes als eine verborgene Logik, geschöpft aus der Stoffart des gegebenen Kunstmittels (Farbe, Marmor, Ton u. s. w.) und der Individualität des Künstlers. Die Gesetze dieser Logik zu ergründen, ist der Zweck der Aesthetik.

Solche Erwägungen erklären es, wenn als notwendiger Schlußstein dieser Kritik hier noch eine allgemeine Reflexion folgt.

Die vorliegende Schopenhauer-Biographie macht künftige Schilderungen der Lehre des Pessimisten und seines Lebens durchaus nicht überflüssig. Nur werden die Verfasser solcher Schriften stets eingedenk sein müssen, daß Schopenhauers Erkenntnis von der heiligen Flamme des Genius erleuchtet wurde; daß die Strahlen seines Geistes auf die uns abgekehrte, dunkle Hälfte unserer Erde fielen und deren finstere Mächte in blendender Helle vor unserem staunenden Auge erstehen ließen; daß es aber an den edelsten Gütern eines Volkes rühren heißt, wenn man ihm die Bilder seiner großen Männer unvollkommen in einem optisch nicht fehlerfreien Glase zeigt!

Hamburg. A. Levy.

Bücher und Zeitschriften.

Beiträge zur Geschichte und Charakteristik des deutschen Sonetts im 19. Jahrhundert von Theodor Fröberg. St. Petersburg. Eggers u. Co. 1904.

Die historische Entwicklung einer poetischen Form darzustellen, gehört zu den schwierigsten Aufgaben literarhistorischer Forschung. Neben umfassender Beherrschung des Stoffes wird hier ein besonders geschärftes Stilgefühl erfordert und ein poetisches Nachempfinden, das in der Regel nur dem zu eigen ist, der sich selbst auf dem behandelten Gebiet praktisch versucht hat. Bei einer Geschichte der Sonettform sind diese Vorbedingungen in erhöhtem Maße zu erfüllen. Mehr als andere Strophengebilde verlangt das Sonett, das wohl das Aeußerste an Gebundenheit verkörpert, was deutsche Dichter an formellem Zwang auf sich genommen haben, von seinem Bewältiger Selbstzucht und die Fähigkeit logisch zu gliedern. Eine entsprechende geistige Ausrüstung wird man von dem fordern, der als Historiker über die Eigenart der Sonettdichter urteilen und ihren Anteil an dem Ausbau dieser Form bestimmen will. Fröberg, der als Fortsetzer und nicht selten auch als gewissenhafter Kritiker des Weltischen Buches es unternommen hat, die Geschichte des deutschen Sonettes im 19. Jahrhundert zu schreiben, ist den unbequemen Anforderungen durchaus gewachsen, die hier angedeutet wurden. Die subtile Untersuchung über Vers, Reim und Gliederung des Sonettes, welche den einleitenden „allgemeinen" Teil seiner Arbeit bildet, kann als eine Poetik des modernen Sonettes betrachtet werden. Die hier gewonnenen theoretischen Ergebnisse bieten die Grundlage für die Kritik der einzelnen Sonettdichter, die der Verfasser in den sieben Kapiteln des zweiten Teils ausübt. Diesem ist ein historischer Rückblick vorausgeschickt, der mit Christoph Wirsungs Versuchen und den Spottsonetten Fischarts auf Katharina von Medici beginnend bis zum Jahre 1821 geführt ist, in welchem die ersten Sonette Platens entstanden. Fröberg schließt sich hierbei, was das Historische anlangt, im wesentlichen an Welti an, weicht aber mehrfach von seinem Vorgänger ab, sobald ästhetische Fragen und Werturteile in Betracht kommen. So erklärt z. B. Welti die geringe Beachtung, die Andreas Gryphius als Sonettdichter gefunden hat, aus dem schwermütigen Inhalt seiner Verse, während Fröberg zunächst einen rein technischen Grund für entscheidend hält: die häufige Aenderung des Versmaßes, die auf seine Zeitgenossen befremdend wirkte. Diese Ansicht wird durch das Gutachten Viktor Manheimers in seinem äußerst zuverlässigen Buch über die Lyrik des schlesischen Dichters (1904) gestützt. Unter den Sonettisten seiner Zeit wird Gryphius hier geradezu als Routinier und als ein Freund komplizierter Experimente bezeichnet. — Den Reigen der Sonettdichter, soweit sie dem vom Verfasser abgegrenzten Zeitraum angehören, eröffnet Georg Herwegh. Ohne seine Schwäche, die Neigung zur pathetischen Phrase, zu verkennen, gesteht Fröberg doch seinen Sonetten nach Form und Gehalt eine hohe Bedeutung zu, die man ihnen mehr aus politischen, als aus ästhetischen Erwägungen abgesprochen habe. Als besonders charakteristisch hebt er die feinsinnige Verwendung der Antithese in der Gliederung der Herweghschen Sonette hervor, sowie die Leichtigkeit und Gefälligkeit seiner Sprache, die nur noch von Paul Heyse übertroffen werde. Diesem „größten deutschen Sonettdichter" ist eine tief eindringende Betrachtung gewidmet, aus der man die volle Vertrautheit mit der Lyrik Heyses und des Verfassers besondere Liebe zu ihr herausfühlt. Als Neuerer bewährt sich Heyse vor allem darin, daß es ihm gelungen ist, in der deutschen Sprache einen Ersatz für „die uns fehlenden Flexionssilbenreime des Romanischen" zu finden durch Verwendung oft unbedeutender Wörter im Reim. Die Terzinen des Salamanders bekunden diese Verfeinerung unserer Sprachmittel fast noch augenfälliger als seine Sonette. Die gleiche Meisterschaft zeigt sich in seiner Behandlung des Enjambements. Die Grazie und Natürlichkeit der Sprache, die er, im Gegensatz zu der feierlichen Würde und Gemessenheit früherer Sonettisten, dem deutschen Sonett erobert hat, wird durch erlesene Proben aus den „Römischen Sonetten" und den „Bildern aus Neapel" veranschaulicht. Daß Heyse die Uebersetzung italienischer Sonette, die manche Wesensübereinstimmung mit der seinigen aufweisen, besonders geglückt ist, versteht sich eigentlich von selbst. In Kürze sei noch auf die Charakteristik Mörikes und Gottfried Kellers als Sonettendichter hingewiesen, sowie auf die formenschönen und gedankentiefen chemischen Sonette Pettenkofers. — Fröbergs Buch zeugt von einer nicht gewöhnlichen Herrschaft über die Sprache, die einen gleichmäßig vornehmen Charakter bewahrt. Seiner Darstellungskunst gelingt es selbst Materien metrischer Natur anziehend zu gestalten, und wo er seelisch beteiligt ist, erreicht sein Vortrag eine Wärme, die literarhistorischen Untersuchungen, zumal solchen, die das Wesen einer Form ergründen wollen, selten nachgerühmt werden kann.

p—r.

* **Moderne französische Romane.** Da das Publikum diesmal den Urteilsspruch der Goncourt-Akademie bestätigt hat, indem es in kurzer Zeit Léon Frapiés Kinderschulroman „La Maternelle" bis zum vierzigsten Tausend aufsteigen ließ, so hat sich Frapié beeilt, ein neues Werk, „Les Obsédés", folgen zu lassen, das gewissermaßen die Entstehungsgeschichte seiner beiden Erstlinge, „Marcelin Gayard" und „La Maternelle" enthält. „Die Besessenen" dieses dritten Romans sind nämlich keineswegs verrückt, sondern bloß vom literarischen Ehrgeiz befallen, dem sie unter den schwierigsten äußeren Verhältnissen, die ziemlich genau diejenigen der Familie Frapié sind, nachgehen, bis der Erfolg sich endlich einstellt. Ferdinand Prestal ist ein bescheidener Eisenbahnbeamter, wie Frapié noch heute Volksschulinspektor ist. Jede freie Minute benutzt er zum Schreiben oder zum Lesen. Seine Frau beaufsichtigt ein Asyl für obdachlose Frauen und besorgt daneben, ohne Dienstmagd, ihren Haushalt, den zwei Knaben vergrößern. Die Erfahrungen, die sie im Asyl macht, benutzt ihr Gatte als Stoff für seine Novellen. Ein besonders rührendes Opfer der sozialen Ungerechtigkeit, eine schwächliche Magd, die sich nur mit größtem Schmerze von ihrem Kinde trennt, um den Unterhalt für beide zu verdienen, wird der Schützling der Familie und der Gegenstand des ersten Romans des Beamten. Frau und Kinder müssen sich dessen literarischen Interessen unterordnen, und die Frau ist fast noch „besessener" als ihr Mann. Ihre Wut steckt aber auch einen Kollegen des angehenden Schrift-

Digitized by Google

stellers an. Er interessiert sich namentlich für das Modell der Heldin des Romans, und da er nicht bloß auf sein Beamtengehalt angewiesen ist, vereinigt er die unglückliche Mutter mit ihrem Kinde, nachdem er sich selbst von seiner leichtsinnigen ungetreuen Gattin getrennt hat. Der Schluß der Erzählung ist vielleicht zu sehr übers Knie gebrochen, aber das Gesamtbild der literaturbeflissenen Beamtenfamilie ist ebenso natürlich als anziehend und in dem warmen, populären Ton beschrieben, der Fravis eigen ist und ihm schon so viele dankbare Leser verschafft hat.

✿

Allgemeine Rundschau.

Bemalte Keramik der Vorzeit aus der Vorderpfalz.

Schon mehrere Male haben wir hier und andernorts (zuletzt in den „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande", XV. Abteilung, S. 2 und 9, sowie Tafel II, Fig. 8 und 12; ferner Beilage 1901, Nr. 111, S. 7—8) auf die Bedeutung der bemalten vorgeschichtlichen Keramik in Süddeutschland, besonders vom Mittelrhein, hingewiesen. Die Beachtung in Fachkreisen war, abgesehen von Forschern wie Köhl, Schliz und einigen anderen, minimal; auch Hubert Schmidt in seiner archäologischen Parallele: „Troja-Mykene-Ungarn" (vergl. Zeitschrift für Ethnologie, 1904, Heft 5, S. 634—656) hat es nicht der Mühe wert erachtet, das, was außerhalb Mährens und Niederösterreichs nach Westen liegt (S .644 Palliardi) zu beachten. — Um so mehr erachtet es der Referent für des Archäologen Pflicht, weitere Kreise auf prägnante Erscheinungen dieser Art kurz aufmerksam zu machen.

Am 23. Dezember 1904 untersuchte ich im Auftrage des Kreismuseums zu Speyer eine prähistorische Wohngrube, die ca. 3 Kilometer südöstlich von Landau und 1½ Kilometer nördlich von Insheim im Banne letzteren Ortes gelegen ist. Das sogenannte „Insheimer Eck" bildet einen nach Südosten gelegenen Vorsprung von ca. 150 Meter Meereshöhe, der südlich von Schleidbach, nördlich von einem hierzu abziehenden Wassergraben begrenzt ist. Im gelben Löß wurde hier im Oktober die Wohngrube angeschnitten und von mir völlig ausgebeutet. Sie maß 2 Meter im Durchmesser und hatte vom jetzigen Niveau aus nur 1.35—1.50 Meter Tiefe. In diesem Raum lagerten als Kjökkenmöddinger durcheinander Scherben, Tierknochen, Bewurfstücke u. s. w. Ganz unten fand sich ein feines Gefäß von gelbbrauner Farbe, umgeschlagenem Rande und halbkugeliger Form. Höhe = obere Oeffnung = 9 Zentimeter; Durchmesser des abgesetzten Fußes = 3.5 Zentimeter. In der Nähe lag ein wohlerhaltener Tonwirtel von kreisförmiger Gestalt; verziert mit vertikalen, 1.5 Zentimeter langen Einkerbungen, welche den ganzen Leib bedecken. Aehnliche „carousseIs" wurden auf der „Heidenmauer" bei Dürkheim a. d. H. vom Referenten ausgegraben (vgl. „Studien", II. Abteilung, V. Tafel, Fig. r.).

Unter den Gefäßresten sind römische und mittelalterliche nicht vertreten. Es sind nach den Verzierungen: Leisten mit Fingernägeleindrücken, Wulst mit schiefen Eintiefungen, Reihen eingestochener Punkte, horizontal und parallel laufende Riefen, von denen unregelmäßige Linien ausgehen, eingedrückte Dreiecke u. s. w., sowie nach den Formen: kugelige und halbkugelige Gefäße, umgeschlagene oder nur angedeutete kurze Ränder, steile Halsbildungen, kleine Böden, keramische Proben vorgeschichtlichen Haushaltes, welche vom Uebergang der jungneolithischen Periode durch die Bronzezeit bis herab zur Hallstatt-Periode reichen. Der Typus der älteren Gefäße schließt sich an die Keramik (Pfahlbautypus) an, die in nächster Nähe auf dem Exerzierplatz zu Landau im Jahre 1899 zufällig aufgegraben (im präh.-anthropol. Staatsmuseum zu München) und ferner auf der Dürkheimer Heidenmauer festgestellt wurde (vergl. des Ref. „Studien", II. Abteilung, Tafel II und III). Unter den jüngeren sind solche mit Graphitbemalung zu beachten. Die Graphitstreifen bilden horizontal laufende Zonen, von denen sich andere im spitzen Winkel absondern. Der Untergrund in der Außenfarbe ist schwarzbraun; die bichrome Bemalung ziert die Innenseite der schüsselartig geformten Gefäße, die nach früher gewonnenen Anhaltspunkten der Hallstatt-Periode angehören und sich von Kaiserslautern an bis gegen Worms hin in Tumulis vorfinden (vergl. des Ref.: „Studien" XV. Abteilung, S. 28) und Sacken: „Das Grabfeld von Hallstatt", S. 107). Von völlig verschiedener Art ist ein anderes, bemaltes Gefäßstück. Die Außenseite desselben ist hellgelb und fein poliert. Der Untergrund der Innenseite ist braungemalt. Auf diesem Malgrund sind drei horizontal laufende Bänder in Crêmefarbe aufgetragen. Zwei in Spiralform laufen vom linken Ende nach unten, eines vom rechten; alle drei von derselben gelbweißen Kouleur. Dazwischen sind Flecken und breite Bänder in ziegelroter Farbe ausgelegt. Das ganze Gefäß muß mit diesem bunten Farbenspiel einen auf barbarische Augen stark einwirkenden Reiz ausgeübt haben.

Eine dritte, feinwandige Art von Gefäßen ist mit ziegelroter, monochromer Malerei ausgezeichnet. Das beste Vergleichungsmaterial zu der zweiten, der polychromen Malerei, bildet Palliardi in seiner Beschreibung: die neolithischen Ansiedelungen mit bemalter Keramik in Mähren und Niederösterreich (vergl. „Mitteilungen der präh. Kommission der kgl. Akademie der Wissenschaften" in Wien, 1897, 1. Band, Nr. 4, S. 237—264 und Tafel IV und V). Das auf Tafel IV, Nr. 1 abgebildete Stück ist nahezu identisch mit den unsrigen, nur fehlen dort die abwärts laufenden drei crêmefarbenen Spiralen. Aber selbst diese sind erhalten auf einem zweiten Exemplar, Tafel IV, Nr. 11. — Palliardi — Text S. 243 und 244 — hebt die roten und weißgelben Horizontalländer, sowie die „breite Spirale mit lichtgelber Farbe aufgemalt" hervor.

Die nächste Parallele zu Insheim, wie zu Palliardis Fundstellen bietet das prähistorische — nolithische — Schanzwerk von Lengyel in Oberungarn dar. Nach seines Beschreibers Wosinskys Bericht (III. Teil, Seite 155—156) kennen die Keramiker von Lengyel nur drei Farben: hellrot, braunrot, gelb. Ihre Motive sind u. a.: Parallele Streifen und Spiralen. Erstere laufen allerdings meist kreisförmig (vergl. I. Teil, Tafel VI, Fig. 8 und 10), und so steht die neolithische Malerei Mährens und Niederösterreichs der Insheimer Polychromie näher, als die von Lengyel.

Die von Julius Teutsch publizierte bemalte Keramik aus dem Burzenlande, dem südöstlichen vom Alt- (= Aluta) Flusse durchströmten Teile Siebenbürgens (vergl. „Mitteilungen der präh. Kommission der kgl. Akademie der Wissenschaften" in Wien, I. Bd. Nr. 6, 1903, S. 365—411 und „Prähistorische Funde aus dem Burzenlande" mit 1 bunten Tafel) hat in ihrer Polychromie dieselbe Farbenskala: braun, rot, gelbweiß. Doch sind auch hier, wie in Lengyel, die Muster bunter und mannigfaltiger, als zu Insheim, wiewohl ein Stück kein absprechendes Urteil rechtfertigt.[1])

Schließen wir: Die polychromatische Behandlung jungneolithischer — von Hallstatt-Keramik ist hier nicht weiter die Rede! — Gefässe erstreckt sich nicht, wie Hubert Schmidt noch im Jahre 1904 annimmt (vergl. a. a. O.) bis Mähren und Niederösterreich, sondern wie die vom Referenten untersuchten und im Inventar genau festgestellten Ansiedelungen von Walkböhl zwischen Neustadt und Speyer, sowie von Insheim bis Landau strikte beweisen, bis zum linken Ufer des Mittelrheins. Der hier in ihrer Begleitung der Pfahlbau-Typus, dort die reinste Spiralbandkeramik erscheint, so besteht Begründung, die polychromen Gefässe als durch Völkerverkehr oder Tauschhandel importiert zu betrachten.

Dr. C. Mehlis.

---

[1]) Bei der Korrektur finde ich, daß Robert v. Weinzierl bemalte neolithische Keramik aus Nordböhmen festgestellt hat; vgl. Sitzungsberichte der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, 1904, S. 47.

✱

Die angebliche Abtretung des heiligen Grabes von Hârûn ar-Raschîd an Karl den Großen.

In Einhards Vita Caroli Magni Kap. 16 findet sich eine Notiz, die zu verschiedenen Kombinationen Veranlassung gegeben hat, von denen mir keine den wirklichen Sachverhalt zu treffen scheint: Hârûn-ar-Raschîd soll den Gesandten

Digitized by Google

Karls des Großen zugestanden haben, daß das heilige Grab in die Oberhoheit des Frankenkaisers übergehe (sacrum illum et salutarem locum, ut illius potestati adscriberetur, concessit). Gelegentlich der Entstehung der Kreuzzüge wird in Geschichtsbüchern mehrfach auf diesen Rechtsanspruch hingewiesen, den die Kreuzfahrer hätten geltend machen können. Wer die Sitten des Orients kennt, dem erscheint die Abtretung Hârûn-ar-Raschîds in einem ganz anderen Lichte, als sie von abendländischen Historikern bisher aufgefaßt ist. Man weiß aus dem zehnten Gebot, daß der Orientale im Begehren eine schwere Sünde sah, nicht aus tieferen ethischen Gründen, sondern lediglich wegen eines das ganze Morgenland beherrschenden Aberglaubens: Es bringt dem Besitzer Unheil, wenn ein Fremder seinen Besitz begehrt. Schon Bewunderung laut zu äußern, ist daher ein Verstoß gegen die gute Sitte. Unter Umständen erscheint dem Orientalen ratsamer, auf den Besitz eines Dinges ganz zu verzichten, als sich den Folgen des bösen Auges auszusetzen. Abergläubische Türken essen nicht, während ein Hund begehrlich zusieht, ohne ihn wenigstens dabei zu füttern, weil sie fürchten, daß ihnen die Mahlzeit sonst nicht bekommt. — Wie alt diese Anschauungen sind, zeigt Genesis Kap. 23: Abraham bittet die Hethiter um ein Erbbegräbnis für Sarah und hat dabei eine Höhle im Auge, die dem Hethiter Ephron gehört. Kaum erfährt dieser davon, als er ihm das ganze Grundstück schenken will. Nach weiteren Belegen braucht ein Orientalist nicht lange zu suchen; ich will wenigstens noch einen anführen, der etwa aus der Zeit Karls des Großen stammen mag. Es handelt sich um eine Tradition von Mohammed, die sich in Buchâris großem Sammelwerk solcher Traditionen ed. Krehl 2. Band S. 63 findet; der Prophet äußert den Wunsch, ein Kamel zu kaufen, und der Besitzer erklärt sofort: „Es gehört Dir, o Gesandter Gottes." Willkür von seiten des Propheten war natürlich nicht zu befürchten, die Geschichte hat gerade entgegengesetzte Tendenz: der Prophet bezahlt das Tier reichlich, um den Eigentümer zu unterstützen. Aehnlich werden die Dinge bei der Gesandtschaft Karls des Großen gelegen haben. Diese überbrachte nämlich Geschenke für das heilige Grab, dessen demnach bei der Audienz Erwähnung geschehen mußte. Schon Ausdrücke der Verehrung für dasselbe dürften leicht den mißtrauischen Abbâsiden unangenehm berührt haben; er gebrauchte wohl die in solchem Falle üblichen Phrasen, deren wörtliche Uebertragung von seiten der Dolmetscher ein Mißverständnis schuf, welches abendländische Historiker dadurch besiegelten, daß sie in jenen Redensarten eine Sanktion der Theorien des Patriarchen von Jerusalem durch den Kalifen sahen.

G. Jacob.

❦

Kleinere Mitteilungen.

* Die Schiller-Feier in Preußen. Der preußische Kultusminister hat an die Provinzial-Schulkollegien nachstehende Verfügung erlassen: „Am 9. Mai wird Schillers hundertjähriger Todestag allgemein als ein Tag dankbarster Erinnerung an Deutschlands großen Dichter festlich begangen werden. Seine Majestät der Kaiser und König haben zu bestimmen geruht, daß an diesem Tage der Unterricht in allen Schulen der Monarchie ausfällt. Das königliche Provinzial-Schulkollegium veranlasse ich zugleich, wegen Veranstaltung einer der Bedeutung des Tages würdigen Gedenkfeier bei sämtlichen seiner Aufsicht unterstellten Schulen und Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten sofort das Erforderliche zu veranlassen. Ob die Feier etwa schon am Vorabend stattfinden soll, wie sie auszugestalten und ob sie bei gegebenen günstigen Verhältnissen in größerem Rahmen zu halten sein wird, ist der Entscheidung der einzelnen Anstalten zu überlassen. Zur Deckung der etwa entstehenden Kosten können besondere Mittel von hier aus nicht bewilligt werden. Derartige Aufwendungen sind vielmehr bei den staatlichen Anstalten aus verfügbaren Anstaltsmitteln zu bestreiten. Wegen Verteilung von Schriften aus Staatsfonds unter die Schüler und Zöglinge bleibt Verfügung vorbehalten. Es darf angenommen werden, daß es auch an Zuwendungen von Gemeinden und Privaten zu diesem Zwecke nicht fehlen wird."

* Professor Robert Koch ist, wie dem Berliner Tageblatt geschrieben wird, am 10. März in Morogoro (Deutsch-Ostafrika) angekommen. In seiner Begleitung befanden sich Oberstabsarzt Dr. Meixner und Sanitätsfeldwebel Schwarzlose. Der Zweck der Reise von Dar-es-Salaam hierher ist hauptsächlich das Studium des Rückfallfiebers, welches an der nach dem Innern führenden Straße so heftig auftrat, daß sämtliche Angehörige des Gouvernements und der Schutztruppe Befehl haben, von Dar-es-Salaam erst nach Bagamoyo zu marschieren und von da aus die weniger verseuchte Straße zu benutzen. Das Rückfallfieber wird durch eine Art Wanzen übertragen, welche sich in zahllosen Mengen auf den ständigen Lagerplätzen befinden. Papasi werden sie von den Eingeborenen benannt. Lebensgefährlich ist das Fieber nicht, aber es macht den davon befallenen Europäer unter Umständen wochenlang arbeitsunfähig. Geheimrat Koch machte bei seiner Ankunft hier einen durchaus frischen Eindruck, trotz des mehr als sechsstündigen Marsches von Kikundi her. Von hier aus marschiert er nach dem von hier noch sieben Tagereisen entfernten Massassua, wo die Pest ausgebrochen sein soll.

H. Krebsforschung in Baden. Das badische Landeskomitee für Krebsforschung hat in seiner letzten Sitzung den Heidelberger Chirurgen Geh. Rat Professor Dr. Czerny, den Anreger des im Bau befindlichen Heidelberger Instituts, zum ersten Vorsitzenden, und den Freiburger Gynäkologen Geh. Rat Professor Dr. Hegar zu seinem Stellvertreter gewählt. Als Vertreter der Tierheilkunde wurden der Direktor des Tierhygienischen Instituts an der Universität Freiburg Prof. Dr. Schlegel und der Oberregierungsrat im Ministerium des Innern Hafner kooptiert. Die Zahl der Krebstodesfälle in Baden ist, nach Ausweis der amtlichen Statistik, in ständigem Wachstum begriffen, in den letzten 25 Jahren von 1250 auf 2080 gestiegen, d. h. von 0.79 auf 1.09 (pro tausend Einwohner). Im Hinblick darauf beschloß der Vorstand, zunächst eine Sammelforschung über die von Aerzten und Tierärzten im Jahre 1904 beobachteten Krebsfälle in Baden zu veranstalten; ferner beantragte der Vorstand des Landeskomitees bei dem Komitee für Krebsforschung in Berlin die Herausgabe und Verbreitung eines für das Volk bestimmten, möglichst populär gehaltenen Merkblattes über Krebs anzuregen, worin u. a. darauf hingewiesen werden solle, daß die Vornahme eines frühzeitigen operativen Eingriffs zur Zeit immer noch das einzige, jedenfalls sicherste Heilmittel für diese schreckliche Krankheit sei.

* Das Organisations-Komitee des 15. Internationalen medizinischen Kongresses (zu Lissabon, 19. bis 26. April 1906) gibt ein „Bulletin officiel" heraus, in welchem alle auf den Kongreß bezüglichen Mitteilungen veröffentlicht werden. Die Münchener Medizinische Wochenschrift entnimmt den bisher erschienenen vier Nummern, daß bereits 188 Vorträge und eine große Anzahl freier Referate angemeldet sind. Die Vorträge sollen vor Eröffnung des Kongresses gedruckt werden und müssen daher vor dem 30. September 1905 dem Generalsekretariat eingesandt werden. Freie Referate müssen vor dem 31. Dezember 1905 eingesandt werden, wenn ihre Schlußfolgerungen vor dem Kongreß gedruckt werden sollen. Die offizielle Sprache ist französisch, doch kann in den Generalversammlungen und in den Sektionen deutsch, französisch und englisch gesprochen werden. Die Arbeiten des Kongresses sind auf 17 Sektionen verteilt. Der Mitgliedsbeitrag beträgt 20 M. Generalsekretär ist Dr. Miguel Bombarda, Hospital de Rilhafolles, Lissabon; an ihn sind alle Einsendungen zu richten.

* Aus Hessen. Der Ministerialrat Dr. Wilhelm Soldan in Darmstadt ist von der Stelle eines Pflegers für die Denkmäler und Altertümer im Großherzogtum Hessen zurückgetreten.

* Aus Dänemark. In Kopenhagen starb unlängst der Zensor am dortigen Nationaltheater Etatsrat Professor Peter Hansen, einer der besten dänischen Goethe-Kenner und -Forscher, der zahlreiche Goethesche Dichtungen in musterhafter Weise ins Dänische übersetzt hat. Vor einiger Zeit begann er die Herausgabe eines großen Werkes „Goethe, seine Dichtungen und sein Leben", das jetzt von Raphael Meyer fortgeführt werden wird.

Digitized by Google

Hochschulnachrichten.

* **Bonn.** Am 14. April begeht der Anatom der hiesigen Universität Adolf Frhr. v. la Valette St. George das 50jährige Doktorjubiläum. Der Jubilar promovierte zu Berlin zuerst als Dr. phil. mit einer zoologischen Arbeit; zwei Jahre später erwarb er sich an der gleichen Universität den medizinischen Doktorgrad mit einer Arbeit „De Gammara putaneo". Frhr. v. la Valette St. George, der jetzt im 74. Lebensjahr steht, hat seine ganze Lehrtätigkeit der Rheinischen Hochschule gewidmet.

* **Leipzig.** Der außerordentliche Professor in der medizinischen Fakultät Medizinalrat Dr. Karl Hennig konnte am 8. April auf ein fünfzigjähriges Bestehen der von ihm begründeten und geleiteten Klinik für Frauen und Kinder zurückblicken. Bei diesem Anlaß wurden dem Jubilar zahlreiche Ehrungen zuteil.

×

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. med. Kocksch: D. Luftbad u. s. Bedeutung für Grossstädte o. Industriezentren. Leipz. Arwed Strauch. 62 S. — Moritz Schanz: Nordafrika, Marokko. (Angewandte Geographie. Hefte zur Verbreitung geographischer Kenntnisse und ihrer Beziehung zum Kultur- und Wirtschaftsleben. Herausgegeben von Prof. Dr. Karl Dove in Jena. II. Serie. 6. Heft.) Halle a. S. 1905. Gebauer-Schwetschke. 190 S. — Ed. Hahn: Das Alter der wirtschaftlichen Kultur der Menschheit. Ein Rückblick und ein Ausblick. Heidelberg 1905. Karl Winter. 256 S. — Christlicher Ratgeber für junge Mädchen und Frauen, welche sich in der Fremde ihr Brot verdienen. Herausgegeben vom Bureau des Deutschen National-Vorstandes. Berlin 1905. Selbstverlag. 109 S. — Wolfgang Kirchbach: Friedrich Schiller, der Realist und Realpolitiker. Schmargendorf b. Berlin 1905. Verlag Renaissance (Otto Lehmann). 71 S. — Prof. M. v. Reusner, Lehrer des russischen Staatsrechts: Die russischen Kämpfe um Recht und Freiheit. Halle a. S. 1905. Gebauer-Schwetschke. 215 S. — Karl Bluthharsch (Salt Lake City [Utah]): Die Ursache der Völkerkriege und die Grundlage für den Weltfrieden. Dargestellt nach den Ereignissen der Weltgeschichte und nach den Ergebnissen der exakten Wissenschaft. Mit 12 Zeichnungen. Stuttgart 1905. Strecker u. Schröder. 182 S. — André Gide: Der Immoralist. Roman. Vom Autor genehmigte deutsche Uebertragung von Felix Paul Greve. Minden i. W. J. C. C. Bruns. 191 S. — Sozialer Fortschritt. Hefte und Flugschriften für Volkswirtschaft und Sozialpolitik. (No. 31/32 bis 34.) Leipzig 1905. Felix Dietrich. — Giuseppe Lelio Arrighi: La religione nello Stato Socialiste. (Una critica a Filippe Masci.) Firenze 1905. Oswaldo Paggi u. Co. 15 S. — Oberlehrer Paul Selgo: Wem gehört die Zukunft? Zwei Aufsätze zur Reform der höheren Schulen. Leipzig 1905. Raimund Gerhard. 52 S. — Ruth Bré: Ecce Mater! (Siehe eine Mutter!) Roman. Leipzig 1905. Felix Dietrich. 179 S. — Dr. Ottmar Rutz: Die gesetzliche Befristung. Eine bürgerlich-rechtliche Untersuchung. München 1905. J. Schweitzer (Arthur Sellier). 66 S. — Professor L. v. Roessler: Ueber mikroskopische Metalluntersuchung (Metallographie), ihre Bedeutung und Entwicklung. Darmstadt 1905. Selbstverlag. 19 S. — Dr. Oscar Martens-Dortmund: Flotte und Seemacht im Leben der Völker. Berlin 1904. Deutsche Zeitungs-Verlags-Anstalt. 28 S. — F. Ritter v. Feldegg: Benedek. Ein österreichisches Soldatendrama in fünf Aufzügen. Wien 1905. Carl Konegen (Ernst Stülpnagel). 116 S. — Paul Oskar Höcker: Prinzessin Fee. Berlin-Leipzig. W. Vobach u. Co. 195 S. — Alexander Steffen: Unsere Blumen im Garten. Praktische Anleitung für Liebhaber und Gärtner zur Anzucht, Verwendung und Pflege der schönsten Blumen im Garten. Mit 205 Abbildungen. Frankfurt a. O. 1905. Trowitzsch u. Sohn. 235 S. — Adolf Harnack und die Naturwissenschaft. Von einem Rerum naturalium curiosus Basel 1905. Benno Schwabe. 70 S. — Dr. Richard Müller-Ems: Otto Ludwigs Erzählungskunst. Mit Berücksichtigung der historischen Verhältnisse nach den Erzählungen und theoretischen Schriften des Dichters. Berlin 1905. Albert Kohler. 128 S. — Einundfünfzigster Bericht über die Oeffentliche Handelslehranstalt der „Dresdner Kaufmannschaft". Oktober 1905. Dresden. H. B. Schulze (Kleinhempel u. Dietzsch). 136 S. — Schillers Sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe in sechzehn Bänden. (Fünfter Band: Wallenstein.) Stuttgart u. Berlin. J. G. Cotta Nachf. — Der Pitaval der Gegenwart. Almanach interessanter Straffälle. Herausg. von Professor Dr. R. Frank, Polizeidirektor Dr. G. Roscher und Oberstaatsanwalt Dr. H. Schmidt. (Band II. Heft 2: Der Leipziger Bank-Prozess.) Leipzig 1905. C. L. Hirschfeld. — Prof. Dr. L. Günther: Das Rotwelsch des deutschen Gauners. Leipzig 1905. Fr. Wilh. Grunow. 101 S. — Illustriertes Jahrbuch der Naturkunde. Bearbeitet von H. Berdrow. Dritter Jahrgang: 1905. Leipzig und Wien. Karl Prochaska. — Leo Norberg: Fräulein Kapellmeister. Ein Roman. (Kulturgeschichtliche Romane und Novellen. Herausgegeben von Dr. Friedrich S. Krauss. 1. Band.) Leipzig 1905. Deutsche Verlags-Aktien-Gesellschaft. 450 S. — Friedrich Bartels: Herzog Widukind. Tragödie in 3 Akten. Leipzig 1905. H. Haessel. 126 S. — Johanna Luise Heiberg: Ist die Schauspielkunst eine moralisch berechtigte Kunst? Aus dem Dänischen übersetzt von Hulda Prehn. Ebenda 1905. 60 S. — Prof. Dr. R. Weinstein: Thermodynamik und Kinetik der Körper. (Dritter Band. Erster Halbband.) Braunschweig 1905. Friedrich Vieweg u. Sohn. 464 S. — Agnes Harder: Liebe. Bildschmuck von Fidus. Berlin 1905. C. A. Schwetschke u. Sohn. 151 S. — Eleonore Lemp: Schillers Welt- und Lebensanschauung in Aussprüchen aus seinen Werken und Briefen. Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. J. Wychgram. Frankfurt a. M. 1905. Moritz Diesterweg. 300 S. — Philipp Knoll: Alois Brinz. Denkrede. Prag 1888. Verlag des Deutschen Vereins. 24 S. — Die Schiller-Feier in Prag. (I. Schillers Leben. II. Festreden in böhmischer und deutscher Sprache. Prolog und Festgedichte zu Schillers 100jähriger Geburtsfeier. III. Festprogramm.) Prag 1859. Selbstverlag von Nikolaus Lehmann. 23 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

H. HAESSEL VERLAG, LEIPZIG.

ERSCHIENEN SIND:

JOHANNA LUISE HEIBERG

IST DIE SCHAUSPIELKUNST EINE MORALISCH BERECHTIGTE KUNST?

DEUTSCH VON **HULDA PREHN.**

4 BOGEN 8° PREIS 60 PF.

EINE KERNFRAGE, DIE SCHON MANCHES HERZ BEWEGT HAT; HIER SPRICHT EINE SCHAUSPIELERIN J. L. HEIBERG, DIE SCHWER MIT SICH GEKÄMPFT HAT, DAS BEFREIENDE WORT.

RICARDA HUCH

DREI ERZÄHLUNGEN

(MONDREIGEN VON SCHLARAFFIS — TEUFELEIEN — HADUVIG IM KREUZGANG)

NEUE AUSGABE

M. 3.— GEHEFTET M. 4.— GEBUNDEN

DEN LESERN **„URSLEUS DES JÜNGERN"** UND DER **„TRIUMPHGASSE"** WERDEN AUCH DIESE DREI FEINEN, POETISCHEN NOVELLEN DER VON KENNERN IMMER HÖHER EINGESCHÄTZTEN DICHTERIN EINE ERFREUENDE GABE SEIN.

HINGEWIESEN SEI AUF DEN BILLIGEN PREIS DER SCHMUCKEN NEUAUSGABE. (11455) k

Digitized by Google

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Deutsches Leben in Südamerika.*)

Von Wilhelm Lacmann.

X.

In Paraguay. Allgemeine Eindrücke.

März 1904.

Paraguay — wer weiß bei uns zu Lande etwas von Paraguay? Ich für mein Teil muß gestehen, daß mir noch unlängst das Wort nicht mehr bedeutete als einen matten Nachklang aus der Geographiestunde. Ich besann mich auf nicht viel anderes, als daß das Land so ungefähr in der Mitte von Südamerika gelegen war, und daß es eine Hauptstadt hatte, deren Namen ich jedenfalls nie länger als drei Tage behalten habe. Im übrigen wurde mir nur so viel bekannt, daß auch in Paraguay nicht unbedeutende deutsche Niederlassungen bestehen. Das war der Grund, der mich bestimmte, von Brasilien aus eine Reise dorthin anzutreten.

Wenn ich nun auch fest überzeugt bin, daß es mit der geographischen Bildung meiner verehrten Leser besser aussieht als mit meiner eigenen, so bitte ich mir gleichwohl die Erlaubnis aus, bevor ich auf das deutsche Leben in Paraguay zu sprechen komme, etwas von dem Lande im allgemeinen mitzuteilen. Ich nehme mir dabei freilich, wie auch vordem schon, die Freiheit, meinen Bericht etwas breiter zu gestalten, als der Wortlaut seines Titels eigentlich besagt. Aber das deutsche Leben eines so wenig bekannten Landes zu schildern, ohne zum mindesten mit einigen Zügen ein Bild seines Gesamtlebens anzudeuten, hieße eine Staffage ohne Hintergrund malen.

Wie gesagt, meine Kenntnisse von Paraguay erhoben sich wenig über Null. Da ich aber doch einmal beschlossen hatte, das Land aufzusuchen, so interessierte es mich, auch vorher schon dieses und jenes darüber von Leuten zu erfahren, die darum wissen wollten. Nun ist es mit den Auskünften, die man in Südamerika von genauen Kennern der Verhältnisse bekommt, eine eigene Sache. Ich befrage mich zum Beispiel über einen Weg, der, sagen wir nach einem Ort namens Sao Miguel führen soll. „Nach Sao Miguel?“ sagt der eine Kenner der Verhältnisse, „o, da haben Sie eine großartige Straße. Gar nicht zu verfehlen. In fünf, höchstens sechs Tagen sind Sie dort. — Unterkunft? Eine vortreffliche, gastfreie Bevölkerung. Sie dürfen gar nichts bezahlen. — Ihr Pferd? Bekommt allerwärts Mais und Heu, so viel Sie wollen. Ich habe den Weg selbst gemacht.“ Ich freue mich über diese gute Auskunft. Um aber ganz sicher zu gehen, zum Teil auch, um meine Vorfreude auf den genußvollen Ritt noch künstlich zu steigern, frage ich einen zweiten Kenner der Verhältnisse. „Was, Sie wollen von hier nach Sao Miguel?“ ruft der aus. „Das ist ein ganz miserabler Weg, nichts als Sumpf und wieder Sumpf, außerdem für einen, der ihn zum erstenmal reitet, gar nicht zu finden. — In sechs Tagen? Sie brauchen allermindestens vierzehn, wenn Ihr Pferd gut ist. Uebrigens verhungert der Gaul unterwegs. — Ein niederträchtiges Volk, kann ich Ihnen sagen, Diebe und Mörder. Sie werden umgebracht. Ich bin den Weg selber geritten.“ Also läßt sich der andere Kenner der Verhältnisse vernehmen. Ueber den Weg durch Paraguay aber, den ich zu reiten beabsichtigte, hatten die Urteile der Kenner merkwürdig übereinstimmend gelautet. Ein Land, flach wie ein Teller; wenig fließendes Wasser; kein Wald, nur kümmerliche, niedrige Holzbestände, in denen der Mate wächst; heimtückische Sümpfe, darinnen der Wanderer sein Leben verliert, falls er nicht bereits vorher durch Indianer oder Räuberbanden umgebracht oder einem bösartigen Fieber erlegen ist. Kurzum, ein Land, in dem sich Fuchs und Wolf gute Nacht sagen würden, wenn sie sich einmal dahin verirrten. Die große Einmütigkeit, mit der man mir diese Schilderungen entwarf, hatten für mich etwas ungemein Beruhigendes. Konnte ich doch daraus mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit schließen daß alledem ganz anders sei.

Der erste Eindruck, den ich von Paraguay bekam, schien gleichwohl wenig Gutes verheißen zu wollen. Die Stadt Encarnacion, nach der ich von Posadas mit der Fähre übersetzte, ist zwar prachtvoll am Paraná gelegen, macht aber als Stadt einen über die Maßen trübseligen Eindruck. Sie besitzt bei Sonnenschein eine Straße. Bei Regenwetter verschwindet auch diese und gestaltet sich in einen Sumpf um. Im übrigen liegen die Häuser, die durchweg einstöckig und gewöhnlich im Rancho-Stil aufgeführt sind, über den Kamp zerstreut. Den Wegen, die sie verbinden, sieht man an, daß sie durch den Verkehr herüber und hinüber von selbst entstanden sind. Zwischen den Häusern treiben sich Pferde und Rindvieh teils auf eingezäunten Weideplätzen, teils frei und ungehindert umher. Einen anmutigen Anstrich erhält das Treiben der Stadt durch die hellfarbigen Kleider der Frauen und Mädchen. Minder anmutig sieht es indessen aus, daß eine jede der Schönen eine große und dicke Zigarre raucht und dabei von Zeit zu Zeit mit Fertigkeit ausspuckt. Die Weiber scheinen hierzulande noch leidenschaftlicher zu rauchen als die Männer. Mögen sie, den roten Tonkrug auf dem Kopfe, zum Brunnen schreiten, mögen sie in süßem Nichtstun oder mit einer Hausarbeit, dem Lausen der braunen Kinder oder dergleichen beschäftigt, vor dem Rancho hocken, mögen sie gehen oder bleiben,

*) S. Nr. 259, 265, 285, 297 der Beil. v. J. u. Nr. 13, 28, 36, 42 und 79 d. J.

Digitized by Google

wo sie wollen, stets halten sie die gewaltige, schwarzbraune Zigarre im Mund.

Ich verweilte einige Tage in Encarnacion. Ich hatte während dieser Zeit in der Voliche eines Deutschen gutes Unterkommen gefunden. Dem sogenannten Hotel war ich sargsam aus dem Wege gegangen.

Dann ritt ich ins Innere des Landes hinein — in ein prachtvolles, malerisches Land. Statt eintöniger Steppen, arm an Wald und fließendem Wasser, fand ich Berg und Hügel, klare, rauschende Bäche, herrliche Wälder, erfüllt von mattgrünem Dämmerlicht, mit bunten Blüten übersäet, van Kolibris und bunten Faltern durchgaukelt. Und dazwischen weite grüne Kampos. Dort wächst ein dichtes Gras, dessen Spitzen das Knie des Reiters streifen; hahe ährentragende Halme reichen ihm bis zum Kopfe hinauf. Wo diese Halme des Calarada-Grases im Winde schwanken, da gleichen die dunkelbewaldeten Höhen, die aus dem Kamp emporsteigen, Inseln in weiter wogender See. Nie habe ich ein verwandteres Bild gesehen.

Das Volk von Paraguay ist stark mit dem Blute der Ureinwohner des Landes, der Guarany-Indianer, gemischt. Heute noch herrscht auf dem Lande die Guarany-Sprache vor. Auch in den Städten, sogar in der Hauptstadt Asuncion, wird sie in weiten Schichten der Bevölkerung gesprachen. Selbst der Präsident der Republik bedient sich ihrer im täglichen Verkehr, ja man sagt, er sei der offiziellen Sprache des Landes, des Spanischen, gar nicht oder dach nur in geringem Maße mächtig.

Die Ansiedelungen, die auf der ersten Strecke meines Weges ziemlich dicht aufeinander folgten, bieten einen freundlichen Anblick. Zwar sieht der umwandete Teil des Wohnhauses auch hier oft nicht besser aus als die Hütten, die man auf dem Kamp des Nardwestens von Rio Grande do Sul sieht; doch gibt die von dem weit vorspringenden Dach überschattete Terrasse, die dem allerschlichtesten Rancha nicht fehlt, dem ganzen Bau einen gefälligen Anstrich. Die zu ebener Erde vor dem Hauptbau liegende Terrasse ist das kennzeichnende Merkmal des paraguayischen Hauses. Dem Lehmrancho des Kamp-Gaucho wie prunkvollen städtischen Villen gibt sie das eigenartige Gepräge. Auf der Terrasse spielt sich ein guter Teil des täglichen Lebens ab. Hier werden die Mahlzeiten eingenammen und häusliche Arbeiten erledigt, wird Siesta gehalten, Besuch empfangen, geplaudert. In warmen Nächten dient die Terrasse als Schlafraum. Auch in den Gasthäusern der Landstädte fragt man den Fremden wohl, ob er wünsche, daß man ihm das Bett in die Varhalle stelle. Dabei werden kleinliche Rücksichten, an die sich in diesem Zusammenhange denken ließe, durchaus beiseite gesetzt.

Doch ich hatte von den Niederlassungen auf dem Kamp gesprochen. Fast zu jedem Haus gehört ein Stück Feld. Die Pflanzungen bestehen varwiegend aus Zuckerrohr, Mais, Mandiok, Tabak, Bananen, und nirgends fehlt ein Orangenhain. An Orangen ist Paraguay überreich. In Wäldern und Hecken wächst die Edelorange wild neben der eigentlichen wilden Orange, die wegen ihres bitteren Geschmacks nicht gegessen wird. Das ist noch ein Vermächtnis der Zeiten vor dem graßen Kriege, den Paraguay in der zweiten Hälfte der 60er Jahre gegen Brasilien, Argentinien und Uruguay geführt hat, Zeiten, in denen das Land dichter beoölkert und reichlicher besiedelt war als heute. So groß ist der Orangenreichtum, daß man sogar das Vieh mit der herrlichen Frucht füttert. Und überdies gehen Mengen von Orangen, bergehoch auf umgitterten Verdeckteilen der Schiffe verstaut, den Paraguay und den Paraná hinab nach dem Süden.

Die Einwohner des Landes sind nicht übertrieben fleißig. Van dem Recht, das ihm der Paragraph 18 der Verfassung gewährleistet: „zu arbeiten“, macht der Paraguayer einen durchaus maßvollen, bescheidenen Gebrauch. Darum sind die Pflanzungen vor den Häusern gewöhnlich nicht sehr umfangreich. Aber schon der Umstand, daß überhaupt Pflanzungen vorhanden sind, bedeutet einen augenfälligen Gegensatz zu dem, was ich in den westlichen Kampos oan Ria Grande do Sul gesehen hatte, deren Bewohner selbst zu einer Feldarbeit allergeringsten Umfangs zu bequem sind.

Nach ein anderer Unterschied macht sich bemerkbar. Auf dem Kamplande von Ria Grande do Sul geht kein Mensch eine größere Strecke Weges zu Fuße; in den deutschen Kalonien ist es nicht viel anders. Auch hier in Paraguay spielt das Pferd eine große Rolle. Aber man trifft dach allenthalben auf den Wegen auch Fußgänger. Einheimische Frauen zumal sieht man selten oder nie zu Pferde. Das Leben trägt nicht den ausgeprägten Stempel eines Reiterlebens. Das mutete mich hier in Südamerika, wo ich mich gewöhnt hatte, ein solches Reiterleben tagtäglich um mich her zu sehen, fast sonderbar an.

Fröhliche, bunte Bilder entrallt das Treiben des Landes. Es sind Bilder, die es wert wären, ihren Maler zu finden: die bronzefarbenen Wasserträgerinnen mit den mächtigen roten Tonkrügen über dem tiefschwarzen Haar, die Wäscherinnen im langen spitzenbesetzten Hemde am rinnenden Wasser. Herrliche, üppige Gestalten trifft man unter den paraguayischen Frauen bisweilen auch Gesichter von regelmäßiger, geradezu klassischer Schönheit, namentlich bei denen, die einen stärkeren Ansatz weißen Blutes haben.

In die lebendigen Bilder des Heute hinein ragen als ehrwürdige Wahrzeichen vergangener Tage die alten Bauten aus den Zeiten des Jesuitenstaates, der sich einst über ein ungeheures Gebiet von den Anden bis zur Serra do Mar ausdehnte. Mit Staunen sieht der Fremde die gewaltigen, ragenden Mauern und Türme, die kunstvall gearbeiteten Partale und Säulen, das reiche Ornamentwerk der alten Kirchen. All das legt ein beredtes Zeugnis ab oon der hohen äußeren Kultur, die die Patres von der Gesellschaft Jesu einst dem Lande gebracht haben. Die Mauern der Kirchen sind verfallen, aus ihren Fugen streben hachgeschossene Kakteen gen Himmel, in den Höfen wuchert dichtes Gestrüpp. Dach nicht aus allen Bauwerken jener vergangenen Zeiten ist das menschliche Leben verschwunden. So werden die alten, schwer gebauten Häuser der Jesuitenstadt Trinidad heute nach bewahnt. Nur neue Türen hat man hineingesetzt, neue Dächer gebaut, ein paar neue Fenster ausgebrochen. Denn jedes der Jesuitenhäuser hat ursprünglich nur ein Fenster gehabt; vielleicht der leichteren Verteidigung wegen, vielleicht auch, weil die Herren vam Orden des heiligen Ignatius eine gewisse Vorliebe für die Dunkelheit haben.

Auf die Tage des Jesuitenstaates war eine zweite Blütezeit Paraguays gefalgt, die Zeit des Präsidenten Lopez, des ersten dieses Namens, der von 1844 bis 1862 die Geschicke des Staates leitete. Lopez hat, namentlich durch die Einführung des Freihandelssystems, das Land auf eine hahe Stufe der Entwicklung gebracht. Alle Erwerbszweige blühten während seiner Herrschaft. Selbst die Industrie war verhältnismäßig hoch entwickelt; so hatte Paraguay damals Maschinen- und Geschützfabriken. In der Stadt Villa Rica sieht man vor der Commandancia eine alte Kanone, die zu jener Zeit im Lande selbst gegossen worden ist. Heute gießt man keine Kanonen mehr in Paraguay. Der unglückliche Krieg der Jahre 1865—1870, den der zweite Präsident Lopez, der Sohn und Nachfolger des ersten, gegen Brasilien, Argentinien und Uruguay führte, hat das Land entvölkert, seinen Reichtum vernichtet, seine Kultur zertrümmert. Wie gräßlich die Verheerungen dieses Krieges waren, dafür spricht die Tatsache eine beredte Sprache, daß sich im Jahre 1873 die Bevölkerung auf nicht mehr als ein Sechstel der Zahl belief, die sie vor dem Ausbruche des Krieges ausgemacht hatte. Heutigestags nach lasten die Folgen jener Niederlage schwer auf dem Lande. —

Von Encarnacion war ich nach der schon erwähnten Jesuitenstadt Trinidad geritten. Von dort führte mein Weg nach dem benachbarten Jesus und dann über eine Tagereise weit durch tiefe Einöde: Wald und Kamp, Kamp und Wald; und nirgendwa eine Hütte, nirgendwo ein Mensch oder ein Stück Vieh. Dann kam ich nach dem Dorfe San Juan. Von dort wandte ich mich nach Norden, der Kolonie Yegros und der Stadt Villa Rica entgegen.

Digitized by Google

Die Landschaft hatte mittlerweile ihr Aussehen verändert. Die Hügel und Berge waren verschwunden, das Land war flach geworden, streckenweise wirklich flach wie ein Teller. Auch bedeckten ausgedehnte Sümpfe den Boden. Doch der anmutige Wechsel von Wald und Kamp blieb bestehen. Einzelstehende Stachelpalmen sind weithin über den Kamp zerstreut. Da und dort wachsen auch kleine Bestände niedriger, zierlicher Fächerpalmen. Wie ich weiter noch Norden kam, stiegen von neuem blaue Höhenlinien über den grünen Kampos empor, höher als die, die mich vorher umgeben hatten. Es sind die Berge der Cordillere von Villa Rica. Die Stadt Villa Rica selbst liegt auf einer vorgelagerten Anhöhe und bietet mit ihrem kuppelgekrönten Kirchturm und dem Hintergrund ragender blauer Gypfel einen prachtvollen Anblick. Auch im Inneren macht sie ein recht stattliches Bild. Wieder ein neuer Eindruck gegenüber dem, was ich bis dahin in Paraguay an Städtebildern gesehen hatte. Denn wie Encarnacion aussieht, habe ich bereits in Kürze geschildert, und zur Charakteristik einer anderen Stadt, durch die ich unterwegs gekommen war, Yuti, mag in diesem Zusammenhang genügen, daß ich dort e i n Haus mit Fensterscheiben und unter diesen Fensterscheiben e i n e entdeckte, die nicht zerbrochen war.

Von Villa Rica fuhr ich mit der Eisenbahn, die bereits etwa 100 Kilometer südlich der Stadt bei Punto Ferro beginnt, nach der Hauptstadt Asuncion. Lachende, sonnige Landschaften taten sich vor mir auf. Inmitten dunkelbewaldeter Berge und Hügel erhebt Ortschaft um Ortschaft ihren Kirchturm, Pflanzung folgt auf Pflanzung vom Fuße der Cordillere bis zu dem blauen See Ypacaray, über den die weißen Häuser der deutschen Kolonie San Bernardino herüberschimmern, und dem gewaltigen Paraguay-Strom, in dessen Wassern sich die Hauptstadt Asuncion spiegelt. Dieses Gebiet ist der reichste und am dichtesten bevölkerte Teil des Landes.

Vielgestaltig und abwechslungsreich sind die Bilder des paraguayischen Lebens. Von der Hauptstadt brauchte ich nur anderthalb Stunden mit dem Ruderboot flußaufwärts und ans andere Ufer hinüberzufahren, und ich hatte eine Indianerniederlassung vor mir. Leute vom Stamme der Tobas hausten dort. Sie gingen für einige Zeit in einer benachbarten Backsteinfabrik auf Arbeit, führten im übrigen aber das Leben, das sie aus der Wildnis gewohnt waren, weiter. Sie hatten sich notdürftige Hütten errichtet, die nur aus ein paar Pfählen und darüber gedecktem Stroh bestanden.

Das Hauptgebiet der Indianerstämme von Paraguay sind die weiten Wildnisse des Nordens und Ostens. Doch habe ich auch bei Jesus Indianer getroffen. Sie gehörten dem Stamme der Cainguo an. Auch der Stamm der Guyaki läßt sich dort bisweilen blicken oder spüren; es ist das ein räuberisches Gesindel, vor dem die Bevölkerung nie ganz sicher ist.

Die Lebensverhältnisse stehen in Paraguay auf einer primitiven Stufe. Auch in den staatlichen Einrichtungen macht sich eine Ursprünglichkeit geltend, die den Fremden in Verwunderung setzen kann. Ich wenigstens war einigermaßen darüber erstaunt, den Jefe politico eines ländlichen Distriktes, durch den mich mein Ritt führte, ohne Strümpfe einhergehen zu sehen, und noch erstaunter, als ich die Entdeckung machte, daß er sich über die Lage von Buenos Aires durchaus im unklaren zu befinden schien; denn das ist ungefähr das gleiche, als wenn bei uns etwa ein Bezirkspräsident nicht wüßte, wo Paris liegt. Als ich aber dem Polizeikommissar von Jesus ein Schreiben seiner vorgesetzten Behörde vorlegte und mein Begleiter, ein Deutscher, ihn dabei unumwunden fragte, ob er denn lesen könne, erschien mir das doch im ersten Augenblick brutal. Indessen der Commissario wiegte mit der bekümmerten Miene eines Lehrers, der einen schwachen Schüler beurteilt, den Kopf und sagte: „mal, mal“ — nicht besonders. In Wirklichkeit konnte er keinen Buchstaben vom anderen unterscheiden. Die Zustände sind eben etwas barfüßig hierzulande. Auch von einem sehr hochgestellten Staatsbeamten erzählt man, er habe sich noch in späten Jahren mit eiserner Energie die Kunst des Lesens und Schreibens angeeignet.

Bei alledem ist Paraguay mit seinem Beamtenstand verhältnismäßig nicht schlecht daran. Bestechlichkeit und Untreue spielen hier bei weitem nicht die nämliche Rolle wie in einem Nachbarlande, obgleich auch in dieser Beziehung die Zustände, an unserem Maßstabe gemessen, immer noch erschreckend aussehen.

Groß ist in Paraguay die Ehrfurcht vor der Autorität. Sie ist eine Ueberlieferung aus der strengen Herrschaft der beiden Lopez. Selten kommt ein Fall von Widersetzlichkeit gegen die Anordnungen der Obrigkeit vor, wenngleich diese Anordnungen oft eine starke Inanspruchnahme des einzelnen bedeuten. Ist doch der paraguayische Bürger der Behörde auf Anruf zu weitergehenden Hilfeleistungen in der Verfolgung von Verbrechern, Bekämpfung von Indianern u. s. w. verpflichtet, wogegen ihm allerdings ein Anspruch auf Bezahlung zusteht.

Paraguay hat allgemeinen Schulzwang. Könnte die Regierung ihn allerwärts wirklich durchführen und wäre außerdem noch eine genügende Anzahl von Lehrern vorhanden, die des Lesens und Schreibens mächtig, so gäbe es gewiß bald landauf und landab keine Analphabeten mehr. Heute sind diese Leute leider noch sehr zahlreich.

Unter den Erwerbszweigen des Landes steht die Viehzucht an erster Stelle. Im Jahre 1903 bestand an Salzhäuten, Trockenhäuten, Saladeroprodukten, Haaren, Hörnern eine Ausfuhr im Werte von etwa 1,900,000 Peso Gold[1]) (1 Peso Gold = 4.20 M.). Dann kommt die Gewinnung des Mate — auch Paraguay-Tee genannt —, der namentlich in den Wäldern des Alto Paraná in großen Mengen wächst, übrigens seit neuerer Zeit auch angepflanzt wird, und die Nutzung des Holzbestandes der Wälder. Die Mate-Ausbeute lieferte 1903 eine Ausfuhr im Werte von 650,000 Peso Gold, die Holzausbeute — an Nutzholz und Quebracho-Extrakt — eine solche im Werte von 550,000 Peso Gold. Die Feldwirtschaft ist im ganzen wenig beträchtlich. Immerhin besteht eine nicht unerhebliche Ausfuhr an Tabak, die 1903 den Wert von 330,000 Peso Gold erreichte. Die Industrie ist, wie schon gesagt, infolge des Krieges von 1865—1870 stark zurückgegangen und heute noch unbedeutend. Ihre Hauptanlagen befinden sich in der Hauptstadt Asuncion und deren nächster Umgebung. Der Mate-Ertrag wird in Mühlwerken, die Ausbeute an Holz in Sägereien, Tischler- und Möbelwerkstätten, sowie zu Quebracho-Extrakt, einem Gerbstoff, verarbeitet. Außerdem werden Wein, Likör, Seife, Wachs, Oel, Zucker, Zigarren hergestellt. In und bei Asuncion bestehen ferner eine Zündhölzerfabrik, eine Dampfgerberei, eine Saline, eine Werft, einige Ziegeleien. Verbreitete Hausindustrien befassen sich mit der Herstellung von Mänteln und Pferdedecken, ferner mit der Verfertigung feiner Spitzengewebe, der sogenannten Nanduty-Spitzen, die von paraguayischen Frauen und Mädchen nach von den Jesuiten eingeführten Modellen in kunstvoller Weise mit der Hand gearbeitet werden.

Ein Uebelstand, der schwer auf den Erwerbsverhältnissen des Landes lastet, liegt in der Arbeiterfrage. Wenn ich vorhin gesagt habe, der Paraguayer sei nicht übermäßig fleißig, so muß ich dies dahin richtig stellen: er ist nicht übermäßig fleißig, wo die Bestellung der eigenen Wirtschaft in Frage steht; soweit es sich um die Arbeit für einen fremden Herrn handelt, ist er sträflich faul. Dazu kommt, daß die Knechte den Hang zeigen, nach kurzer Zeit, des grausamen Spieles müde, die Arbeit ganz im Stiche zu lassen. Das Land ernährt so seine Bewohner leicht, und diese selbst stehen dem Leben mit einer Anspruchslosigkeit gegenüber, die unsereinem kaum verständlich erscheint. So hat niemand nötig, sich schwer zu plagen; er braucht darum nicht zu verhungern. Um nun der häufigen Arbeitsflucht der Knechte entgegenzutreten, begannen in früherer Zeit einzelne Unternehmer, ihren Arbeitern von selbst hohe Vorschüsse auf ihren Lohn zu geben. Auf diese Weise waren sie nach den Gesetzen des Landes imstande, die Knechte so lange, bis sie den ausstehenden Vorschuß verdient oder

---

[1]) Die statistischen Ziffern sind der „Paraguay-Rundschau“, Nummer vom 9. März 1904, entnommen.

Digitized by Google

zurückerstattet hatten, zur Arbeit anzuhalten. Allmählich bürgerte sich dieses System allgemein ein. Heute arbeitet kein Knecht mehr ohne Vorschuß. Hat er den ihm gewährten Betrag abgearbeitet, so verlangt er, wenn er im Dienste bleiben will, gewiß sofort eine neue Vorauszahlung. Dieses Vorschußsystem aber ist ein zweischneidiges Schwert. Es bindet dem Herrn die Hände. Er kann den faulen Knecht nicht ohne weiteres von dannen jagen, denn sonst kommt er um den Wert des vorausgezahlten Lohnes, der noch nicht abgearbeitet ist. Oft genug freilich sagt der Knecht von selbst: „Lebt wohl, Patron, ich geh' fort." Hat der Herr gute Verbindungen mit maßgebenden Beamten und damit die Polizeigewalt ohne weiteres auf seiner Seite, so kann er freilich den Widerspenstigen zur Erfüllung seiner Pflicht zwingen. Ist er aber nicht in dieser glücklichen Lage, so bleibt ihm mit großer Wahrscheinlichkeit das Nachsehen.

Die Verbreitung der großen Volkskrankheiten im Monat Dezember 1904, Januar und Februar 1905.

Die Mitteilungen über die weitere Verbreitung der Pest in den drei Monaten Dezember 1904 und Januar und Februar 1905 lauten erfreulicherweise aus den meisten der von der Volkskrankheit heimgesuchten Länder günstiger, ja selbst aus dem Hauptherde der Krankheit, aus Britisch-Ostindien, ist, nachdem im Oktober und November wieder ein gewaltiges Anwachsen der Erkrankungen und Todesfälle festzustellen war, seit dem Dezember eine bedeutende Abnahme der Fälle ersichtlich. Die Pest wurde in diesen drei Monaten auch in einigen Fällen nach Europa eingeschleppt, ohne jedoch weitere Verbreitung gefunden zu haben. Auf dem am 30. November im Hafen von London mit einem pestverdächtigen Kranken angekommenen Dampfer „Weybridge" ist bis 9. Dezember keine weitere Erkrankung vorgekommen. Ferner starb auf dem am 1. Februar in den Mersey-Fluß einlaufenden Dampfer „Crewe-Hall" ein Laskare von der Schiffsbesatzung an Pest. Der Dampfer kam aus Rangoon, war Suez und Port Said angelaufen. Es wurde eine sehr strenge Isolierung und Desinfektion des Dampfers und der Manschaft durchgeführt. Weitere Erkrankungen sind nicht bekannt geworden. Gefährlicher war die Kunde, welche die russische Pestkommission vom 28. Dezember v. J. veröffentlichte. Danach waren im Kreise Gurjew (Kreis Uralsk) gegen Ende November in zwei Kosakenstationen Pestfälle festgestellt worden. Woher die Seuche eingeschleppt worden ist, konnte nicht ermittelt werden. Die ersten Erkrankungen und Todesfälle kamen in einer Kirgisenfamilie vor. Seit dem 24. November bis 16. Dezember waren 190 Personen gestorben. Aus Astrachan und St. Petersburg wurden Aerzte und Hilfspersonal hingesandt und strenge Maßregeln angeordnet. Bis 9. Januar kamen daselbst in drei ergriffenen Kosakenstationen 340 Todesfälle an Pest zur Kenntnis. Auch in einigen anderen Kosakenstationen, in den Ansiedelungen Aklula und Bjely Ilmen, sowie in Koch-Tschagil in der Bukejewschen Horde (etwa 90 Werst von Ssaraitschikowskaja gelegen) sind Pestfälle festgestellt worden. Doch sollen seit Mitte Januar in diesen Kreisen weitere Pestfälle nicht vorgekommen sein. Aus der Türkei gingen Meldungen über Pestfälle nicht ein. Auch aus Aegypten wurden Pestfälle nur in mäßiger Zahl berichtet; so aus Alexandrien (von Anfang Dezember bis Ende Januar 32 Erkrankungen, 15 tödlich), aus dem Bezirk Tukh (Provinz Kalubieh) 17 mit 11 Todesfällen, aus Suez 25 (14 tödlich), aus Port Said 8 (mit 2 Todesfällen). Um Mitte Februar kamen in Suez wieder 3 neue, in Tukh (4. Februar) 1 Erkrankung zur Meldung. Am 5. Februar wurden auf dem Dampfer „Aida" der ägyptischen Hafen- und Leuchtfeuer-Verwaltung in Port Said bei seiner Ankunft 2 tödlich endende Pestfälle festgestellt. Sehr heftig trat die Seuche in Aden auf, wo vom 3. Dezember bis 3. März 1968 Erkrankungen und 1710 Todesfälle gezählt wurden. Auch in der Kapkolonie war die Seuche in dieser Zeit noch nicht gänzlich erloschen. Besonders waren es Port Elizabeth und East London, wo im November und Dezember und auch im Januar noch einige Erkrankungen bei Menschen an Pest vorkamen, nachdem bei zahlreichen Nagetieren das Vorhandensein von Bazillen bewiesen war. Auch in Durban wurden in den genannten Monaten (bis 11. Februar) 23 Erkrankungen an Pest gemeldet. In Britisch-Ostafrika wurden im Januar in Port Florence (am Victoria-See) 20 Pestfälle, die sämtlich tödlich endeten, und 1 Pestfall aus Maharoni (an der Uganda-Bahn) zur Beobachtung gebracht. Am heftigsten wütete aber die Pest noch immer in Britisch-Ostindien, besonders in der Präsidentschaft Bombay, obgleich auch hier seit Ende des Jahres 1904 eine erhebliche Abnahme der wöchentlich gemeldeten Fälle zu ersehen ist. Während in der letzten November-Woche die Zahl der wöchentlich bekannt gegebenen Erkrankungen über 9000, die der Todesfälle auf fast 7000 gestiegen war, sank die Zahl derselben allwöchentlich, bis sie Ende Februar auf ca. 4000 (bei 3300 Todesfällen) herabging. Insgesamt wurden in der Präsidentschaft Bombay vom 27. November v. J. bis 4. März d. J. über 60,000 Erkrankungen und ca. 46,000 Todesfälle gezählt. Dagegen hat in der Hauptstadt Bombay die Zahl der Erkrankungen und Todesfälle an Pest besonders zu Ende Januar zugenommen, so daß die wöchentliche Zahl der Erkrankungen weit über 500 und auch die Zahl der Todesfälle 500 überstieg und vom 27. November v. J. bis 18. Februar d. J. die Zahl der Erkrankungen über 3000, die der Todesfälle über 2500 betrug. Auch in Karaibi stieg die Zahl der Pestfälle. Aus Jodia und Porbander wurde im Dezember und Januar das Auftreten von Pest gemeldet, war aber im Februar wieder erloschen. In Rangoon wurden im Januar vereinzelte, wahrscheinlich eingeschleppte Fälle zur Anzeige gebracht. Anfang Februar stieg jedoch die Zahl derselben. Auch im Hafen und Bezirk von Broach wurden seit Januar Pestfälle beobachtet. In Kalkutta, wo im Oktober und November wöchentlich nur einige wenige Pestfälle vorkamen, stieg die Zahl im Dezember und Januar und namentlich im Februar wieder erheblich, so daß vom 20. November bis 18. Februar 543 Todesfälle an Pest zur Meldung kamen. In Singapore kamen im November, Dezember und Januar nur wenige (in den 3 Monaten zusammen 15) Pestfälle zur Kenntnis. Auch in Bangkok (Siam) wurden bis Anfang Januar 11 Pestfälle, seit dem 3. Januar kein weiterer Pestfall berichtet. Aus China sind Mitteilungen über die Pest in diesen 3 Monaten nicht bekannt geworden. Aus Japan liegen Berichte aus Formosa vor, nach denen Pestfälle in mäßiger Zahl in den 3 letzten Monaten des verflossenen Jahres vorkamen, am häufigsten waren sie im Bezirk Taipeh. In Moji waren im Dezember neue Fälle nicht vorgekommen; in Hiogo starb am 14. Dezember ein Barbier an Pest. Sonst war bis Ende Dezember ein weiterer Fall nicht nachzuweisen. Auf der Insel Mauritius herrschte die Pest wohl noch immer im November und Dezember, doch sank die Zahl der Erkrankungen im November auf 97, im Dezember auf 78. In Mozambique war die Epidemie erloschen, auch auf den Philippinen, während auf den Hawaii-Inseln (Honolulu) am 10. und 11. Dezember je 1 Pestfall festgestellt wurde. Auch aus den Vereinigten Staaten von Amerika ist kein Pestfall zur Meldung gekommen. Dagegen trat die Pest in Brasilien an verschiedenen Orten in größerer Ausdehnung auf, wie in Rio de Janeiro, wo vom 24. Oktober bis 22. Januar 378 Erkrankungen mit 158 Todesfällen bekannt wurden. Auch im Hinterlande Rios, in Guaratingueta kamen im Dezember mehrere Pestfälle zur Beobachtung. In Para gelangten anfangs Dezember 5, im Januar 4 Pestfälle (die tödlich endeten) zur Anzeige. Man nimmt hier an, daß durch die Regenzeit die Ratten aus den Kanalisationsröhren in die Häuser getrieben werden und so die Pest verbreiten. Auch in Bahia wurden Pestfälle beobachtet, doch war hier die Epidemie seit dem 19. Dezember erloschen. Paita (Peru), wo im September die Pest herrschte, ist seit Mitte Oktober seuchenfrei; auch in Eten und Salaverry, sowie in Lima und Umgegend kamen anfangs November einige Pestfälle vor, die anscheinend keine weitere Verbreitung fanden. Aus Iquique (Chile), wurde vom Anfang November, aus

Digitized by Google

Pisagua, gleichfalls einer chilenischen Stadt, von Ende Februar der Ausbruch der Pest gemeldet. In Argentinien zeigten sich in der Provinz Salta im Oktober mehrere Pestfälle (12), auch an der Eisenbahn in der Nähe von Buenos Aires. Salta wurde Anfang Februar seuchenfrei erklärt. In Frias (Provinz Santjago) kamen zu Anfang Dezember mehrere Pestfälle vor. In Queensland (Australien), das im Oktober für pestfrei erklärt worden war, kamen in Brisbane am 5. November und am 2. Jan. je ein weiterer neuer Pestfall zur Feststellung. Der letztere Fall betraf einen Knaben in einem Produktengeschäft, in welchem bazillenhaltige Ratten gefunden wurden. Vom 28. Januar bis 4. Februar sind noch mehrere weitere Fälle vorgekommen. In Grafton (Neu-Süd-Wales) gelangten am 9. Januar mehrere Pestfälle zur Beobachtung, man fand auch hier in Ratten Pestbazillen.

Die Nachrichten über die Weiterverbreitung der Cholera in Rußland lauteten dagegen, besonders im Dezember und Januar, sehr besorgniserregend. Namentlich ist die Cholera im Kaukasus und dann in den Gouvernements Eriwan, Samara (besonders im Kreise Nikolajewsk), Saratow, Astrachan (in der Stadt Zarnzin), im Transkaspigebiete, im Serachsschen Polizeigebiete, in Jelissawetpol (im Kreise Lenkoran) in Baku, Stadt und Kreis Taschkent, wo sich auch unter dem Militär viele Cholerafälle zeigten, sowie in Tiflis und Batum aufgetreten. In zahlreichen Fällen konnte die Verschleppung durch Flüchtlinge und Rekruten nachgewiesen werden. Glücklicherweise traten in den meisten der betreffenden Gouvernements schon Ende Dezember und im Januar Nachlässe ein, so daß Anfang Februar nur noch wenige Fälle von Cholera amtlich gemeldet wurden. In der Woche vom 17. bis 24. Februar wurde aus dem ganzen russischen Reiche nur 1 Cholerafall zur Meldung gebracht. Das plötzliche Verschwinden der Seuche ist ja wohl vielfach der infolge der im Innern des Reiches ausgebrochenen Wirren mangelhaften Berichterstattung zuzuschreiben. Es ist daher der Wiederausbruch der Epidemie nach erfolgter Beruhigung und beim Beginn der milden Witterung mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten. Aus dem donischen Heeresgebiet ist schon Mitte Februar ein Neuausbruch der Epidemie zur Meldung gekommen. Es dürfte daher von seiten der Behörden die größte Aufmerksamkeit angewendet werden, um derartige Neuausbrüche im Keime zu ersticken. In der Türkei hat die Cholera, nachdem sie im Dezember in Syrien, besonders in Suleimanieh, Revendaz, Ramia, Mamuret-el-Hamidieh, ja selbst in Bagdad und Basra noch eine größere Zahl von Opfern erheischte, im Januar erheblich abgenommen und kam nur im Vilajet Wan, besonders in der Hauptstadt Wan, in zahlreichen Fällen vor. Seit Anfang Februar war sie aber auch hier, wie in Bagdad, Basra und Mossul erloschen. In Kalkutta erlagen der Cholera in der Zeit vom 20. November bis 18. Februar 1174 Personen.

Unter den japanischen Truppen im Felde traten bis Dezember Typhus und Dysenterie in mäßiger, Beri-Beri jedoch in größerer Zahl auf. — Ueber das Vorkommen von Gelbfieber gelangten in diesen 3 Monaten aus einer größeren Zahl von Orten Südamerikas Nachrichten zur Kenntnis, nach denen sich die Volkskrankheit wohl in vielen Orten, zum Teil infolge von Einschleppung, zeigte, aber nur in wenigen Orten eine nennenswerte Zahl von Erkrankungen und Todesfällen hervorrief. So waren in Rio de Janeiro vom 3. Oktober bis 1. Februar 24 Erkrankungen und 7 Todesfälle, in Vera Cruz (23. Oktober bis 28. Januar) über 80 Erkrankungen, in Panama (in derselben Zeit) 16 Erkrankungen vorgekommen, jedoch war hier seit Mitte Januar eine Steigerung ersichtlich. Auch in Para (Brasilien) nahm Mitte Januar die Zahl der Erkrankungen zu. In wenigen, meist vereinzelten Fällen zeigte sich Gelbfieber in Merida (Yukatan), Progreso, Coatzocoalcos, Texistepec, Yukatan, Colon, Guayaquil, Santjago, Tehuantepec, Puna (Peru), Punta del Sol, Oaxaca, Caracas, Pernambuco, Maracaibo und La Guayara. In Havana landete am 6. Januar der österreichische Dampfer „Dora“ mit 3 Gelbfieberkranken an Bord, von denen 2 bald starben.

Pocken herrschten in größerer Ausdehnung im November, Dezember und Januar in Palermo; auch in Para und Rio de Janeiro war die Zahl der Pockenfälle eine bedeutende. In Rio de Janeiro wurden in der Zeit vom 21. November bis 22. Januar 808 Erkrankungen mit 336 Todesfällen, in Para von Anfang Dezember bis 20. Januar 197 Erkrankungen mit 117 Todesfällen an Pocken gemeldet. Auch in Schanghai (China) herrschten die Pocken im Dezember heftig. — In Rußland ist im Gouvernement Wjatka (in den Kreisen Wjatka und Slobodsk) die sogenannte „sibirische Pest“ (Milzbrand) in den Fabriken von Halbpelzen ausgebrochen; es wurden vom 18. Oktober bis 14. Dezember in 45 Fabriken 247 Erkrankungen festgestellt. Da die Krankheit durch die in den Fabriken verarbeiteten Schaffelle auf die Arbeiter übertragen worden ist, müssen die Felle vor ihrer Verarbeitung mit Sublimat und Formaldehyd desinfiziert werden. Die Ausfuhr der Felle ist verboten worden. Bis Ende Februar, wo die Zahl der Erkrankungen erheblich kleiner wurde, waren im ganzen 545 Personen daran erkrankt. In der Stadt Wladimir (gleichen Kreises, Rußland) ist um Mitte Dezember eine heftige Flecktyphus-Epidemie ausgebrochen, sowie im kgl. bayerischen 18. Infanterie-Regiment, das in Landau garnisonierte, Mitte Januar der Unterleibstyphus. Im ganzen waren 40 Personen erkrankt. Zu Ende Januar kam die letzte Erkrankung vor. Die Sterblichkeit war gering.

Br.

Bücher und Zeitschriften.

Dictionnaire d'archéologie chrétienne et de liturgie, publié par le *R. P. dom Fernand Cabrol*, bénédictin de Solesmes, prieur de Farnborough (Angleterre). Fascicules I—V. *ΑΩ*-Ame. Paris 1903—1904. Letonzey et Ané.

Noch sind nicht 20 Jahre vergangen, seit F. X. Kraus seine wertvolle „Real-Enzyklopädie der christlichen Altertümer“ abschloß, und schon erweist sich dieselbe als antiquiert und bedarf sie eines Ersatzes. Denn als Kraus schrieb, stand die christliche Archäologie so gut wie ausschließlich im Zeichen der Roma sotterranea. Daß Kleinasien und Syrien der altchristlichen Kunstforschung noch einmal eine Fülle von Materialien vor die Füße legen könnten, wünschte man wohl damals, wagte es aber kaum zu hoffen. Provinzialstädte wie Aquileja und Spalato führten ein nur wenig bekanntes Dasein. Von Tunis war überhaupt keine Rede. Das ist alles im Handumdrehen anders geworden. So ziemlich sämtliche Mittelmeerländer, der ganze Bereich des alten Imperium, gehören heute dem christlichen Archäologen; man tagt in Dalmatien und Karthago ebenso wie in Rom, denn der klassische Boden spendet hier wie dort seine Monumente und zwingt zum Anlegen von Museen auch an der Peripherie des Reiches. Und die Frage Orient oder Rom? ist an der Tagesordnung. F. X. Kraus hatte neben den Monumenten zugleich die Liturgie in sein Programm aufgenommen; es waren schätzenswärte Anfänge, die er bot, aber mehr auch nicht; denn noch fehlten überall die Materialien wie die Vorarbeiten. — Auf beiden Gebieten, dem der monumentalen Archäologie wie dem der Liturgie, zeigt das neue französische Dictionnaire ein völlig verändertes Bild. Die Stoffe sind gewachsen, die Probleme haben sich gewandelt. Wer hätte früher in einem archäologischen Werke dieser Art rein geographische Stichworte gesucht! Gewiß kann man auch heute noch praktische Bedenken gegen eine solche Einteilung haben; aber sie spiegelt gleichwohl den gegenwärtigen Stand der Forschung wider, indem sie uns auf Grund der neuen Funde die provinzielle Spielart von archäologischen Grundbegriffen bietet, die wir bisher sonst nur von Rom her kannten. So wenn der Artikel Afrique nach dem einleitenden Abschnitte Histoire et Topographie fortführt mit Liturgie anténicéenne, Liturgie postnicéenne, Archéologie und Langues parlées, oder wenn Alexandrie zerfällt in Archéologie, Liturgie, Election du patriarche. Der alte Zwang, welcher in allen Teilen des Reiches dieselben Formen und Verhältnisse voraussetzte und deshalb die Belege für sein Schema ohne Unterschied und überall hernahm, ist einer detaillierten lokalgeschichtlichen Darstellungsweise gewichen. Auch daß Achmin mit seinen Gräberfunden, Albano mit seiner Katakombe, Aliscamps mit seiner Nekropole gesonderte Artikel bilden, wird nicht mehr

Digitized by Google

wundernehmen. Denn daß unter dieser örtlichen Zerreißung die Uebersichtlichkeit nicht zu leiden braucht, dafür sprechen wieder zusammenfassende Abschnitte wie Agape. Agneau. Agnès. Ame. Neben der Kunstarchäologie kommt die Liturgie und speziell die kirchliche Musik in dem neuen Lexikon zum erstenmal zu ihrem vollen Recht. Der Stoff ist bald einem geographischen Hauptartikel eingeordnet, bald bildet er selbständige Stichworte sachlichen Charakters (Agrapha. Ainoi. Alleluia. Ama. Ambrosien chant et rit) oder biographischer Art (Agobard. Alcuin. Amalaire). — Der Benediktinerorden hat in Fernand Cabrol von Farnborough dem Unternehmen einen geschickten Leiter, in Berlière und Morin von Maredsous, Moquereau, Puniet und Quentin von Solesmes, Férotin, Gatard und Leclercq von Farnborough eine Reihe bester Kräfte zur Verfügung gestellt, denen sich bekannte Namen aus anderen geistlichen Kreisen der römischen Kirche wie Delattre in Karthago, Batiffol in Toulouse, Kirsch im schweizerischen Freiburg anschließen. Um so auffallender ist das Fehlen eines reichsdeutschen Katholiken in der Mitarbeiterliste. Vielleicht hängen gerade mit diesem Umstande eine Reihe nicht zu leugnender Mängel des sonst vortrefflichen Werkes zusammen. Die deutschen Büchertitel sind reich an Druckfehlern. Ueber Aachen wäre archäologisch wahrlich mehr zu sagen gewesen als in dem verblüffend mageren Artikel Aix-la-Chapelle geschehen ist. Der Artikel Agobard ist in Darstellung und Bibliographie gleich dürftig. Was soll es heißen, wenn Wattenbachs Geschichtsquellen noch in der Ausgabe von 1873 zitiert werden? Dagegen muß dankbar hervorgehoben werden, daß das Lexikon eine Fülle neuer oder entlegener Abbildungen vorführt, durch welche in glücklicher Weise die landläufigen und abgebrauchten Klischees früherer Zeiten zurückgedrängt werden. Die Verfasser haben es sich von vornherein ausbedungen, unter Umständen die Mitte zu halten zwischen dem knappen Referat und der ausführlichen Monographie. Denn manche von ihnen sind spezielle Fachmänner, welche neue eigene Forschungen hier zum ersten Male vortragen. Aus diesem Umstande erklärt sich jenes Verlangen und zugleich die äußere Ungleichmäßigkeit der einzelnen Artikel. Das ganze Werk ist auf vier Quartbände berechnet, deren Stärke indessen noch nicht feststeht. Das einzelne Faszikel zu 5 Fr. umfaßt 160 Seiten, ein beigelegtes Vollbild gilt als Aequivalent für 16 Seiten. Die ersten fünf Hefte sind pünktlich einander gefolgt. Es ist also zu erwarten, daß dieses höchst notwendige und brauchbare Diktionär der internationalen Forschung auf dem Gebiete der christlichen Archäologie und Liturgie schon sehr bald weitgreifende Dienste leisten wird.

Marburg. Friedrich Wiegand.

Allgemeine Rundschau.

Von Ausnahmen, welche die Regel bestätigen.

Zu dem so betitelten Artikel in Nr. 85 der Beilage erhalten wir folgende Zuschrift:

Der interessante Aufsatz des Herrn Th. Gomperz in Nr. 85 der Beilage hat mich nicht überzeugen können, daß der Satz, wonach Ausnahmen die Regel bestätigen, richtig sei, sofern man darunter versteht, der objektive Bestand einer Regel werde durch den objektiven Bestand von Ausnahmen bekräftigt. In diesem Sinne wird der Satz neuerdings immer häufiger gebraucht, ohne Zweifel auf Kosten der Logik.

Der wahre Sinn des Satzes ist aber ein ganz anderer. Er bezieht sich nicht auf den objektiven Bestand einer Regel, sondern auf deren sprachlichen Ausdruck. Ich kann eine Regel nicht nur direkt, sondern auch indirekt, und zwar in der Weise aussprechen, daß ich eine Ausnahme als Ausnahme ausspreche. „Die Galerie ist nur Montags geschlossen“: damit ist zugleich gesagt, daß sie an allen anderen Tagen, also in der Regel, geöffnet sei.

Nicht immer ist ein Satz so deutlich als Ausnahme gekennzeichnet. „Die Galerie ist Montags geschlossen.“ Dürfen wir ein „nur“ supplieren, oder, anders ausgedrückt — denn so nennt man das Hinzufügen eines „nur“ —, dürfen wir das Argumentum e contrario anwenden? Das hängt oft von so feinen Unterscheidungen ab, daß es vieler Kunst bedarf, das Richtige zu treffen. Fände ich eine solche Bekanntmachung auf einem ausgehängten Plakat am Dienstag vor, so hätte ich kein Bedenken, anzunehmen, hier werde durch die Ausnahme eine Regel bestätigt; am Montag würde ich mir sagen: wer weiß, ob nicht außer dem Montags-Plakat auch ein Freitags-Plakat existiert?

Viele juristische Kontroversen beruhen auf dem Zweifel, ob ein gesetzlicher Ausspruch aufzufassen sei als eine Ausnahme, die eine entgegengesetzte Regel einschließt, oder als Anwendung eines allgemeineren Prinzips. Daß aber ersteres möglich sei, daß man durch eine Ausnahme eine Regel bestätigen könne, ist in der Lehre von der juristischen Auslegungskunst — aus dieser stammt der Satz — nie bezweifelt worden. Und das mit vollem Recht: exceptio firmat regulam in casibus non exceptis.

Frankfurt a. M. Dr. Oswalt.

Konferenz wegen einheitlicher Schreibung der Fremdwörter im Deutschen.

p. s. Auf Einladung des Vereins Deutscher Ingenieure hat bereits im Oktober vergangenen Jahres eine Tagung stattgefunden, bei welcher eine große Anzahl von Vertretern der verschiedensten Behörden, Vereine und Zeitschriften, die Interesse an einer einheitlichen Schreibung der naturwissenschaftlichen und technischen Fremdwörter im Deutschen haben, ihre Ansicht über diesen Gegenstand ausgetauscht haben. Es war damals die Geschäftsstelle des Technolexikons mit der Aufstellung eines Wörterverzeichnisses beauftragt worden. Dieser Arbeit hat sich inzwischen der Redakteur des Technolexikons, Herr Dr. Hubert Jansen, mit Unterstützung einer großen Anzahl von Gelehrten aus den verschiedensten Gebieten der Naturwissenschaften und Medizin unterzogen. Auf Grund dieser Arbeit waren die Herren Professor Dr. Jacobson, Geschäftsführer der Deutschen Chemischen Gesellschaft, und Herr Dr. Hubert Jansen aufgefordert worden, noch einmal Bericht zu erstatten, damit dann in einer zweiten Tagung über die streitigen Fragen weiter beraten und beschlossen werden könnte. Diese Tagung fand am 4. April dieses Jahres in Berlin im Hause des Vereins Deutscher Ingenieure unter zahlreicher Beteiligung — darunter die Geh. Regierungsräte v. Dechend, Martens, Wittmack, Kerp, Delbrück und Duden, die Professoren Ostwald, L. Diels und Rassow — statt. Zu Beginn der Sitzung hielt Professor Dr. Jacobson einen Vortrag, in welchem er die Aufrechterhaltung der historischen Schreibweise der wissenschaftlichen Nomenklatur im Interesse der internationalen Verständlichkeit und im Interesse der Kontinuität der Register der verschiedenen wissenschaftlichen und technischen Zeitschriften befürwortete. Von dem entgegengesetzten Standpunkte aus trat Herr Dr. Jansen für die rein phonetische Schreibweise sämtlicher naturwissenschaftlicher und technischer Ausdrücke ein. Für die erstere Ansicht sprachen sich u. a. Geheimrat Witt und die meisten Vertreter der biologischen Wissenschaften aus. Den zweiten Standpunkt verfochten mit großem Nachdruck Geheimrat Ostwald, Dr. Pauli und Regierungsbaumeister Meyer. Unter dem Einfluß eines Vortrages von Geheimrat Duden einigte man sich schließlich auf einen mittleren Standpunkt, indem über folgende Leitsätze abgestimmt wurde: 1. Die Konferenz erkennt an, daß die neue amtliche Rechtschreibung überall zur Anwendung zu bringen ist, wo es sich nicht um die Schreibweise von terminis technicis handelt. 2. Für die termini technici ist die historische Schreibweise beizubehalten. 3. Ein Ausschuß soll die Zone, die zwischen den beiden Gebieten liegt, studieren und Vorschläge für die Schreibweise machen. 4. Die Versammlung erkennt das Bedürfnis als vorhanden an und stimmt dem zu, daß die volkstümliche Schreibweise erweitert und die historische (etymologische) eingeschränkt wird. Von diesen Sätzen wurde der 1. und 3. einstimmig angenommen, gegen den 2. stimmten die Herren Ostwald, Pauli und Kerp. Der 4. Satz wurde mit geringer Majorität angenommen. In den Ausschuß wurden auf Vorschlag von Geheimrat Delbrück die Herren v. Dechend, Dittrich, Duden, Jacobson, Jansen, Meyer und Wittmack gewählt.

Digitized by Google

Eine tschechische Schiller-Feier.

Einen recht lehrreichen Einblick in die Gesinnung, die zur Zeit der Erinnerungsfeier an Schillers Geburt in Bezug auf unseren großen Dichter in den besten Köpfen des tschechischen Volkes lebendig war, gibt uns eine in tschechischer Sprache an der damals noch einheitlichen Prager Universität gehaltene Festrede, die von dem tschechischen Professor der österreichischen Staatsgeschichte dortselbst, Wenzel Tomek, neben einer deutschen Festrede seines Kollegen Alois Brinz, des nachmaligen berühmten Juristen der hiesigen Universität, am Abend des 10. November 1859 auf dem Waldsteinplatz zu Prag gehalten wurde. Diese in jeder Hinsicht charakteristische Rede, die wir einem uns freundlich übersandten Bericht über die damalige Prager Schiller-Feier entnehmen, hat folgenden Wortlaut:

„Meine Herren! Wir feiern das Andenken eines Mannes, welcher durch seine unsterblichen Werke sich einen unvergänglichen Ruhm erworben hat, nicht bloß bei dem Volke, welchem er angehörte, sondern bei allen Völkern.

Seinem Volke war er eines der glänzendsten Lichter, mit welchen der Geist der Neuzeit den menschlichen Sinn durchdrang, und eine neue, bisher ungeahnte Gedankenwelt eröffnete.

Es war ein Geist der Zeit, der auch seine, später erst anerkannten Fehler hatte. In seinem idealen Fluge achtete er weniger, als wünschenswert gewesen wäre, das Positive, die historischen Grundlagen der Gesellschaft. Aber sein inniger Glaube an die selbstgeschaffenen Ideale bewahrte in ihm immer ein heiliges Feuer für Recht, Sittlichkeit und Religion, für alle Güter, ohne welche die menschliche Gesellschaft nicht bestehen kann. Unreife Kinder einer späteren Zeit haben das Sichentäußern der ewigen Gesetze der Menschheit für einen Fortschritt erklärt, während es doch nur Frevel ist. Der Geist jener Zeit kann nicht einstehen für alle seine Nachkommen. Er aber hat die Wolken des Aberglaubens und des Vorurteils, welche vorher den freien Blick verhüllten, zerrissen und dadurch der Menschheit neue Bahnen geöffnet zu einer erleuchteteren Zukunft. Das ist sein unbestreitbares Verdienst!

Der Geist der Zeit Schillers, wie er überhaupt mehr in dem Allgemeinen als in dem Einzelnen seine Befriedigung fand, gefiel sich nicht eben in nationalen Farben. Er wollte die ganze Welt mit gleicher Liebe umfassen. Es hatte dies gewiß seinen Mangel, aber auch seine schöne Seite, wohltuend, wenn man an mancherlei denkt, was später aus einem anderen Geiste hervorging. Die kosmopolitische Gesinnung, welche mit vollem, warmem Hauch in allen Schriften Schillers weht, hat ihm den Weg über die Grenzen seines Vaterlandes geöffnet, ihm die Herzen aller Nationen erobert.

Auch das geistige Leben in unserem böhmischen Vaterlande ist den Werken Schillers für vielfache Anregung Dank schuldig. Unsere nationale Literatur, seit der Zeit ihrer Wiedergeburt, entnahm aus ihnen vielfache Nahrung und Anleitung. Solange wahrhaftig die unschätzbaren Pergamentblätter von Königinhof nicht entdeckt waren, war kaum jemand mehr als Schiller das Muster und die Richtschnur für die junge böhmische Dichterwelt. Darum ehrt auch unsere altberühmte Universität durch ihre ehrsame und hoffnungsvolle Jugend beider Zungen, der böhmischen und der deutschen gleichmäßig, den großen Geist, dessen Namen der heutige Tag lauter als irgend einer in die Erinnerung der dankbaren Nachkommen ruft. Ein Hoch dem Namen Schillers! Ein Hoch dem versöhnlichen Geiste seiner Ideen! Ein Hoch der brüderlichen Eintracht unter den Nationen!“

Ob zur diesjährigen Schiller-Gedächtnisfeier auch eine solche Rede denkbar wäre?

Kleinere Mitteilungen.

□ **Bibliotheken.** Die Murhardsche Bibliothek der Stadt Kassel ist, wie uns von dort geschrieben wird, im März in das neue Bibliotheksgebäude übergesiedelt. Dasselbe ist eine Schöpfung des Architekten Hagberg in Friedenau und stellt nach dem Urteil aller Sachverständigen den schönsten neueren Bau Kassels dar, zumal er in einem herrlich gelegenen Park, dem der Murhardschen Stiftung gehörigen Hanauschen Park, errichtet ist. Die Bausumme betrug ca. 460,000 Mark. Der Anschaffungsfonds der Bibliothek (bis jetzt 128,000 Bände), die neben den allgemeinen Aufgaben einer wissenschaftlichen Stadtbibliothek vor allem die Staatswissenschaften pflegen soll, ist im Hinblick auf die Errichtung des Neubaus ganz bedeutend erhöht worden. — Aus dem gleichen Anlaß ist dem Vorstand Dr. G. Steinhausen eine außerordentliche Gehaltserhöhung von 1000 M. zuteil geworden (zur Zeit 5500 M.). Das Beamtenpersonal ist um einen wissenschaftlichen Hilfsbibliothekar (diese Stelle wurde Dr. phil. Legband aus Braunschweig übertragen) und um einen zweiten Diener vermehrt worden. Das sonstige Beamtenpersonal besteht aus einem Sekretär, einem Expedienten und einem ersten Diener.

hc. Der Bibliothekar an der Universitätsbibliothek in Königsberg, Dr. phil. Ernst Kuhnert, wurde an Stelle des in den Ruhestand getretenen Oberbibliothekars Prof. Dr. Th. Gaedertz an die Universitätsbibliothek Greifswald versetzt.

* **Für die Jahrhundertfeier des Don Quichote** in Madrid ist folgendes Programm aufgestellt: Am 7. Mai große Blumenschlacht im Retiro mit Karossen und Aufzügen, denen Szenen aus dem berühmten Buch des Cervantes zugrunde liegen; abends Fackelzug und Zapfenstreich. Am 8. Mai Festsitzungen in der Spanischen Akademie, in der Akademie von San Fernando und in der Aula der Universität. Schulfeier in ganz Spanien. Abends großes Männergesangsfest. Am 9. Mai Krönung der Statue des Cervantes vor dem Kongreßgebäude im Beisein des Königs, der Regierung, der Kammerpräsidenten, der Cortesmitglieder und zahlreicher Vertreter der Akademien, der Presse u. s. w. Nach der Krönung Vorbeizug der gesamten Garnison vor der Statue. Abends Galavorstellung im Teatro Real. Außerdem findet in diesen Tagen die Zurbaran-Ausstellung im Prado-Museum und die bibliographische Don Quichote-Ausstellung in der Nationalbibliothek, sowie zahlreiche sonstige Huldigungsakte statt.

* **Die grönländische Biologische Station,** von deren geplanter Errichtung auf der Insel Disco im nördlichen Teile von Westgrönland wir in Nr. 5 d. J. berichteten, ist nunmehr nach „Petermanns Mitteilungen“ durch die Stiftung des Justizrats Holck in Kopenhagen gesichert; er hat die notwendigen 35,000 Kronen zur Verfügung gestellt, während der dänische Staat die Mittel für den Betrieb bewilligt.

* **Medizinisches.** Am 13. Juni d. J. wird in Heidelberg vormittags halb 9 Uhr in der medizinischen Universitätsklinik die erste Tagung der Deutschen Laryngoskopischen Gesellschaft stattfinden. Diese Vereinigung soll alle zwei Jahre mit wechselndem Kongreßorte tagen und die bisher bestehenden laryngologischen Gesellschaften in keiner Weise aufheben noch in ihrem Wirkungskreise einengen. Der vorläufige Vorstand der Gesellschaft ist bis zur Genehmigung durch die erste Versammlung aus folgenden Herren zusammengesetzt: Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. Moritz Schmidt, Frankfurt a. M., erster Vorsitzender; Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Bernhard Fränkel, Berlin, zweiter Vorsitzender; Prof. Dr. Jurasz, Heidelberg, Lokalvorstand; Dr. Gg. Avellis, Frankfurt a. M., erster Schriftführer; Prof. Dr. Paul Heymann, Berlin, zweiter Schriftführer; Dr. Neumayer, München, Kassierer. Prof. Dr. Rosenberg, Berlin; Dr. Kuttner, Berlin; Dr. Hansberg, Dortmund; Dr. Roepke, Solingen; Dr. Mader, München; Dr. Winckler, Bremen, Beisitzer. — In der ersten Versammlung wird Geh.-Rat B. Fränkel sprechen über die Zukunft der Laryngologie. Beitrittserklärungen sind an Herrn Dr. Avellis in Frankfurt a. M., Bockenheimer Anlage 48, zu richten. Der Jahresbeitrag ist 3 M.



Digitized by Google

Hochschulnachrichten.

hc. Dresden. Der Professor an der Landwirtschaftlichen Akademie zu Tetschen-Liebwerd, Dr. phil. Robert Müller, hat sich an der hiesigen Tierärztlichen Hochschule als Privatdozent für Tierzucht niedergelassen. Seine Habilitationsschrift behandelt die Biologie in ihren Beziehungen zur Tierzucht.

hc. Posen. Der Abteilungsvorsteher am kgl. Hygienischen Institut zu Posen, Prof. Dr. Otto Busse (früher Privatdozent in Greifswald) ist zum Professor an der dortigen Königlichen Akademie ernannt worden.

☙

Bibliographie.

Bei der Redektion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingclaufen:

Deutscher Verein für Versicherungs-Wissenschaft (E. V.) zu Berlin. Bericht über das Jahr 1904. Berlin 1905. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. 15 S. — Zeitschrift für die gesamte Versicherungs-Wissenschaft. Herausgegehen vom Deutschen Verein für Versicheruugs-Wissenschaft. (Band V. 2. Heft.) Ebenda 1905. — Michael Flürscheim: Die Krankheit des Wirtschaftskörpers. Wien 1905. Carl Konegen (Ernst Stülpnagel). 68 S. — Schöne alte Kinderreime für Mütter und Kinder. Ausgewählt von Heinrich Wolgast. Buchschmuck von Josef Mauder. München. Buchverlag der Jugendblätter. 87 S. — Otto Bergmann: Bergauf. Gedichte. Dresden 1905. E. Pierson (R. Linke). 178 S. — Leo Norberg: Millionenwahnsinn. Ein Roman. Kulturgeschichtliche Novellen. Herausgegeben von Dr. Friedrich S. Krauss. II. Band.) Leipzig 1905. Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft. 484 S. — Walther Nissen: Der verzauberte Philister und andere Erzählungen. Berlin 1905. Otto Janke. 225 S. — Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Carl v. Clausewitz. Fünfte durchgesehene Auflage. Mit einer Einführung vom Chef des Generalstabes der Armee Generaloberst Grafen v. Schlieffen. Berlin 1905. Ferd. Dümmler. 804 S. — Dr. M. D. Pradels: Emanuel Geibel und die französische Lyrik. Münster i. W. 1905. Heinrich Schöningh. 170 S. — Das Buch des Kaufmanns. Ein Hand- und Lehrbuch der gesamten Handelswissenschaften für Kaufleute, Industrielle, Gewerbetreibende, Juristen, Beamte und Studierende. Herausgegeben von Georg Ohst. (Vollständig in 7 Lieferungen. Lieferung 2.) Leipzig 1905. Carl Ernst Poeschel. — Elsbeth Borchart: Der Liebe Gebot. Roman. Illustriert von Th. Volz. (Vobachs illustrierte Roman-Bibliothek mit Illustrationen erster deutscher Künstler. II. Serie. Band VII.) Berlin u. Leipzig. W. Vobach u. Co. 179 S. — Prof. Dr. R. Zander: Die Leibesübungen und ihre Bedeutung für die Gesundheit. Mit 19 Abbildungen im Text und auf Tafeln. (Aus Natur und Geisteswelt. 13. Bändchen.) Leipzig 1904. B. G. Teubner. 152 S. — Prof. Dr. ing. Baumhardt: Am sausenden Webstuhl der Zeit. Uebersicht über die Wirkungen der Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik auf das gesamte Kulturleben. Mit 16 Abbildungen im Text und auf Tafeln. (Aus Natur und Geisteswelt. 23. Bändchen.) Ebenda 1905. 124 S. — Alfred Kirchhoff: Mensch und Erde. Skizzen von den Wechselbeziehungen zwischen beiden. (Aus Natur und Geisteswelt. 31. Bändchen.) Ebenda 1905. 127 S. — Professor Johannes Rehmke: Die Seele des Menschen. (Aus Natur und Geisteswelt. 36. Bändchen.) Ebenda 1905. 145 S. — Siegfried Magner: Der Sport ums Dasein. Entwurf einer neuen biologischen Weltanschauung. München 1905. Selbstverlag. 85 S. — Dr. Max J. Loewenthal: Das Untersuchungsrecht des internationalen Seerechts in Krieg und Frieden. Berlin 1905. E. Ebering. 181 S. — Dr. Franz Sardemann: Das steuerfreie Existenzminimum als Beneficium Competentiae und Armutsprophylaxe. Leipzig 1905. C. L. Hirschfeld. 58 S. — Oberstleutnant z. D. Otfried Layriz: Moderne Feldartillerie m. Rohrrücklaufgeschützen u. Schutzschilden. Betrachtungen über Kampfverfahren und Ausbildung mit Berücksichtigung der Erfahrungen im russisch-japanischen Kriege. Mit 2 Abbildungen. Berlin 1905. R. Eisenschmidt. 147 S. — Das Königreich Württemberg. Eine Beschreibung nach Kreisen, Oberämtern und Gemeinden. Herausgegeben von dem kgl. Statistischen Amt. (Zweiter Band: Schwarzwaldkreis.) Stuttgart 1905. W. Kohlhammer. 683 S. — Jules et Edmond Goncourt: Die Liebe im 18. Jahrhundert. Leipzig 1905. Julius Zeitler. 66 S. — Dr. August Vogel: Ueberblick über die Geschichte der Philosophie in ihren interessantesten Problemen. (I. Teil: Die griechische Philosophie. II. Teil: Die neue u. d. neueste Philosophie.) Leipzig. Friedrich Brandstetter. 127 u. 200 S. — E. Schädel: Das Sprachenlernen unserer Kinder. Ebenda 1905. 132 S. — Ludwig Goldschmidt: Kants „Privatmeinungen" über das Jenseits und die Kant-Ausgabe der kgl. preuss. Akademie der Wissenschaften. Ein Protest. Gotha 1905. E. F. Thienemann. 104 S. — Steinschnitte, Medaillen und Plaketten von Paul Sturm. Leipzig. Julius Zeitler. 31 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Zwölf Artikel über den Ausbau der bayerischen Realschulen.

I. Der Ernst der Lage.
II. Die Überbürdung.
III. Abschaffung der Überbürdung.
IV. Die Industrieschule.
V. Die Oberrealschule.
VI. Bürgerliche Bildung, praktisches Leben.
VII. Die neue Schule für die neue Zeit.
VIII. Oberrealschule und Gymnasium.
IX. Reformgymnasium und Mädchengymnasium.
X. Das weibliche Mittelschulwesen.
XI. Die Berechtigungen.
XII. Die Mündigkeit der Realschulen.

49 Seiten 8⁰. Preis geheftet **50** Pfg.

Die Zeitschrift für das bayerische Realschulwesen schreibt Band XIII, Heft 2, Seite 131:

„Unter diesen Ueberschriften weist der Verfasser in zwölf großzügig geschriebenen, von gründlicher Sachkenntnis, tiefem Verständnis und warmer Teilnahme zeugenden Artikeln und einem wirkungsvollen Schlußwort nach, daß das realistische Mittelschulwesen in Bayern „nicht nur an einem Wendepunkte, sondern an seinem toten Punkte angelangt" ist. Wo es vor allem fehlt und wie zu helfen ist, wird in den einzelnen Artikeln mit überzeugender Klarheit, wohltuender Kürze und wuchtiger Eindringlichkeit dargelegt. Die zwölf Artikel sind in dieser Hinsicht geradezu klassisch geschrieben und wir sehen absichtlich und mit gutem Bedacht von jeder Wiedergabe ihres Inhaltes ab: derart nach Form und Inhalt vorzüglich Geratenes muß jeder selbst lesen; die zwölf Artikel gehören in die Hand eines jeden Mittelschullehrers, eines jeden Abgeordneten des Landtages wie des Landrates, aller Eltern, denen es mit der Bildung ihrer Söhne und Töchter und mit deren Fortkommen Ernst ist, einer jeder Persönlichkeit, die mit unserem Mittelschulwesen nach Berufsstellung oder Neigung zu tun hat, sie sind ein mächtiger Weckruf, daß Bayern nicht trauriger Rückständigkeit verfalle und seine eigenen Landeskinder empfindlich schädige, ein energisches „**Perrumpendum est tandem**"."

Zu beziehen durch die Geschäftsstelle der Allgemeinen Zeitung, München.

Digitized by Google

Jahrgang 1905. München, Samstag, 15. April. **Nummer 89.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber. Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die hohenstaufischen Kaiserinnengräber in Andria.

Von Dr. Arthur Haseloff.

Vor dreißig Jahren hat Gregorovius an dieser Stelle seinen Ausflug nach Castel del Monte, dem bei Andria gelegenen Schlosse Kaiser Friedrichs II., geschildert. Seine apulischen Studien und Reiseeindrücke, die im fünften Bande seiner „Wanderjahre in Italien" vereinigt sind, geben noch heute ein lebendiges und zutreffendes Bild apulischer Gegenwart und Vergangenheit. Dreißig Jahre mehr, sie erhöhen hier nur den Eindruck des gewaltigen Einst, das auf das bescheidene Heute herabschaut.

Wer die Stimme der Geschichte aus den monumentalen Zeugen der Vergangenheit herauszuhören versteht, der wird mit wachsendem Erstaunen allenthalben in Apulien dieselben Töne wieder vernehmen. Apulien steht noch heute im Schatten der großen Zeit der normannisch-schwäbischen Herrschaft; das Altertum ist spurlos verschwunden, auf Gräberfunde in den Museen beschränkt; die Renaissance kennt man hier nur vom Hörensagen und nur der Barock hat mit einem dürftigen und schon zerschlissenen Mäntelchen die Werke der großen Ahnen zu verhüllen versucht. Die Stimme, die überall am lautesten hervordringt, erzählt von den glänzenden Tagen Friedrichs II., den Tagen, die Apulien zum Schauplatze weltgeschichtlicher Ereignisse, zur Residenz des mächtigsten Kaisers machten.

Mit Zähigkeit haftet die Erinnerung an den Stellen, die der große Kaiser betrat, und üppig ranken sich Legenden um die historischen Stätten. Allenthalben lebt und webt die Vergangenheit in der Gegenwart fort. Es bedurfte nur eines Anstoßes von außen, um die staufischen Erinnerungen in den Vordergrund des Interesses zu schieben, und diesen Anlaß bot der im Frühjahr 1904 geplante und in letzter Stunde abgesagte Kaiserbesuch. Man muß in Apulien gewesen sein, um die Begeisterung, die der Ankunft Kaiser Wilhelms voranging, die gewaltigen Anstrengungen, ihn würdig zu feiern, den langen Nachhall der schmerzlichen Enttäuschung begreifen zu können. Die gedankliche Verbindung Wilhelms II. und Friedrichs II. war selbstverständlich, dazu hätte es auf apulischem Boden noch nicht des hohen persönlichen Interesses des Kaisers für die Denkmäler der Staufenzeit bedurft. So aber war die Auffrischung jeder fridericianischen Erinnerung ein Gebot.

Andria, eine Landstadt von mehr als 50,000 Einwohnern, 10 Kilometer von Barletta landeinwärts gelegen, gehört zu den Orten, deren Geschichte besonders eng mit Friedrich II. verknüpft ist. Aermer an monumentalen Erinnerungen als die Nachbarstädte — Kathedrale und Burg des Mittelalters sind nicht erhalten —, darf sie sich rühmen, zwei Gemahlinnen des Kaisers, Jolande von Jerusalem und Isabella von England, die letzte Ruhestätte gewährt zu haben. Jolande starb in Andria 1228, Isabella (gest. 1241) aber wurde, wie Richard von S. Germano ausdrücklich bemerkt, zur Beisetzung von Foggia nach Andria überführt. Was den Kaiser bestimmte, die Bestattung in Andria vornehmen zu lassen, ist unbekannt. Von Bauten seinerseits in Andria selbst wissen wir nichts; nur die Errichtung des Castel del Monte, 15 Kilometer von Andria, der großartigsten Schloßanlage des Kaisers, gibt einen Fingerzeig, daß der Kaiser diese Gegend bevorzugte.

Die Gräber der Kaiserinnen versinken sofort im Dunkel der Vergessenheit; im 18. Jahrhundert, hören wir, sind sie spurlos verschwunden, aber hartnäckig behauptet sich die Ueberlieferung, sie befänden sich in der als Beinhaus benutzten und dadurch unzugänglichen Krypta des Domes. Erforschungsversuche blieben vergeblich; vor 75 Jahren stieg der Andrieser Historiker d'Urso in die modererfüllte Dunkelheit hinab, aber ohne befriedigende Ergebnisse an das Tageslicht zu bringen. Eine zweite minderwertige Tradition, welche von einer angiovinischen Zerstörung der Gräber und einer Ueberführung der Gebeine in die Vorhalle des Doms berichtet — dort zeigte man bis 1844 die angeblichen Grabsteine —, lähmte den Forschereifer. Erst die Aussicht auf den Kaiserbesuch 1904 ließ in dem ehrgeizigen und lebhaft interessierten Bürgermeister, Adv. V. Sgarra, und seinem Bruder, Dr. Raff. Sgarra, den Gedanken ausreifen, durch eine umfassende Ausgrabung der Unterkirche die Frage aufzuklären.

Zu den ersten Augenzeugen der Ergebnisse gehörte Geheimrat Professor Kehr aus Rom, auf dessen Wunsch das kgl. preußische Kultusministerium den Verfasser dieser Zeilen zur Untersuchung der Funde nach Andria sandte. In den vom kgl. preußischen Historischen Institut herausgegebenen „Quellen und Forschungen" wird demnächst der ausführliche Bericht über die Ergebnisse der Untersuchungen erscheinen; in großen Umrissen seien sie hier vorweg mitgeteilt. Zu wie lebhaftem Danke der Verfasser allen Behörden Andrias verpflichtet ist, wird nur ermessen können, wer die glänzenden Schilderungen apulischer Gastfreundschaft und Liebenswürdigkeit bei Gregorovius gelesen hat.

Die Ausgrabungen bestanden, wie bereits angedeutet, in der Ausräumung der Schuttmassen und Gebeine aus der Unterkirche. Eine sehr sonderbare architektonische Anlage kam zum Vorschein: eine zweischiffige Kirche mit halbkreisförmiger Apsis, die nicht als Krypta der Oberkirche gebaut sein kann, sondern sich als ältere selbständige Anlage zu erkennen gibt. Die ursprünglichen Gewölbe sind freilich nicht mehr vorhanden, auch die Mittelstützen erneuert, nur der letzte Pfeiler vor der Apsis ist erhalten und an ihm der Rest einer Wandmalerei, eines Christusbildes, unter dem der Altar ange-

Digitized by Google

bracht ist. Vor diese Kirche legt sich eine besser erhaltene innere Vorhalle, aus vier quadratischen Gewölbefeldern bestehend; alle Einzelheiten sind hier die ursprünglichen, und sie bekunden die größte primitive Roheit: kein gemeißeltes Ornament, weder Kapitäle noch Basen bis auf zwei, ersichtlich weit hergeholte Spolien,[1]) ein ganz abgearbeitetes römisches Kapitäl, und ein als Basis benutztes byzantinisches Kapitäl. Zur Datierung gewinnen wir durch letzteres nur den Anhalt, daß der Bau nicht vor dem 7. Jahrhundert aufgeführt sein kann; wahrscheinlich ist er erst gegen Ende des ersten Jahrtausends entstanden.

Die Gründe, die zur Beibehaltung dieser dürftigen Anlage bei allen späteren Neubauten der Kathedrale geführt haben, sind unbekannt; wir werden annehmen dürfen, daß bedeutende kirchliche Erinnerungen an ihr hafteten. So wäre es nicht verwunderlich, wenn man sie zur Grabstätte der Kaiserinnen bestimmt hätte. In der Tat fand man im Fußboden der Unterkirche, an den Wänden der Vorhalle gelegen, zwei Gräber, die unter sich ganz gleichartig sind. Sie sind aus Kalksteinplatten gebildet, leicht trapezförmig und haben an der Schulterwand eine besondere rechteckige Ausbuchtung für den Kopf der Leiche. Das eine Grab war eingefallen, das andere noch durch seine Deckplatte geschlossen. In ihm lag ein stark zerfallenes Skelett — weiblichen Geschlechts nach der Ansicht des Dr. Sgarra —, ohne jede Beigabe, ohne jede Inschrift.

Sind dies die Gräber der Kaiserinnen? Die Tradition, die Zweizahl und die Lage an bevorzugter Stelle sprechen dafür. Die Form der Gräber ist ebenfalls der Annahme günstig. Die Ausgrabungen in Speyer haben gezeigt, daß dort zwar die Salier in Sarkophagen beigesetzt waren, daß man aber für die staufische Kaiserin Beatrix, die Gemahlin Barbarossas, und ihr Töchterchen Agnes solche Plattengräber ausreichend fand. Die Trapezform, das Kopfstück sind Dinge, die sich an den Wettinergräbern auf dem Lauterberge bei Halle ähnlich finden. Also von dieser Seite sind keine Einwände zu erheben.

Indessen, wer die Königsgräber in Palermo kennt, wird befremdet fragen, konnten staufische Kaiserinnen so schlicht und schmucklos bestattet werden? Darum haben die Erforscher der Unterkirche von jeher nach monumentalen Grabdenkmälern gesucht und solche zu finden geglaubt. Die völlige Ausräumung der Unterkirche hat eine große Anzahl von Skulpturfragmenten und bemalten Tuffblöcken ans Licht gefördert. Anscheinend sind es Ueberreste vieler verschiedener Denkmäler, Ueberreste, die zum Teil erst als Schuttmassen oder Baumaterialien in die Unterkirche gelangt sein mögen. Ein zusammenhängendes Ganzes bilden nur eine Anzahl Kalksteinblöcke. Gegeben sind drei Eckstücke eines mit einem Kreuzgewölbe überspannten Baldachins. Die Arkadenbögen sind mit Ornamentfriesen verziert; an dem einen Eckstück stoßen zwei Friese zusammen, an den beiden anderen ist die eine Seite glatt gelassen. Es ergibt sich zwanglos die Form eines auf drei Seiten ornamentierten Baldachins, dessen unbearbeitete Rückseite an der Wand anlag. Nur das vierte (vordere) Eckstück fehlt, ebenso sind die Bogenfriese unvollständig. Die Ornamentik ist eine sehr einfache, auf der Vorderseite eine Wellenranke mit Rosetten, rechts verschlungene Ovale, in welche paarweise Adler zu Seiten einer Blattpalmette gestellt sind, links eine Blattranke mit abwechselnd einem Vogel und einem Vierfüßler darin. Dem Stilcharakter nach sind diese Friese frühestens im 12. Jahrhundert, wahrscheinlich aber erst in der ersten Hälfte des 13. entstanden. Heraldische Anspielungen herauszulesen — die englische Rose, der staufische Adler! — war der lebhaften Phantasie der Entdecker vorbehalten. Merkwürdigerweise fanden sich keine Reste der Säulen, auf denen der Baldachin ruhte, obwohl d'Urso solche gesehen zu haben angibt. Dem Neapolitaner Architekten und Kunsthistoriker E. Bernich, der bei den Ausgrabungen als Fachmann hinzugezogen war, gelang es

aber, in einem Privathause vier, zum Teil verstümmelte Säulchen nebst Kapitälen und Basen nachzuweisen. Sie höchst wahrscheinlich die gesuchten sind. Stilistisch stehen sie freilich den Friesen sehr fern; es sind sehr zierlich und sauber gearbeitete frühgotische Kapitäle, aber dieses Aufeinanderstoßen romanischer und gotischer Formen ist für Apulien nichts Befremdliches. An der von Friedrich II. erbauten Kathedrale von Altamura finden wir ganz ähnliche Kapitäle neben romanischen Formen.

Die Entstehung des ganzen Baldachinaufbaues im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts ist also sehr wahrscheinlich, und diese Datierung paßt genau zu den Todesjahren der Kaiserinnen. Es ist daher durchaus begreiflich, daß Versuche, Grabdenkmäler aus den Fragmenten zu rekonstruieren, mit größtem Eifer unternommen worden sind. Die Form des an der Wand anliegenden Baldachins ist in Apulien bei Grabmälern zu belegen; einige andere Fundstücke, eine viereckige Platte mit einer Rosette in Bandgeflecht und ein geflügelter Löwe, das Markussymbol, in Flachrelief, Skulpturen, die zweifellos mit dem Baldachin zusammengehören, wurden für die Bruchstücke des, bezw. der Sarkophage erklärt. In der Tat lehren z. B. die Falcone-Gräber in Bisceglie, daß an dieser Stelle die Evangelistensymbole gebräuchlich waren. Indessen, so günstig alle diese Argumente der Annahme der Entdecker sind, sie werden durch andere widerlegt. Zunächst ist es unwahrscheinlich, daß über den Gräbern in der halbdunklen Unterkirche ein Kenotaph gestanden hat — denn als solches müßten wir uns den Sarkophag doch denken —; sodann ist nicht der geringste Anhalt vorhanden, der gestatten würde, aus den Fragmenten zwei Baldachine zusammenzusetzen: es könnte sich also nur um ein Grabmal handeln, überdies ergeben die Maße der Eckstücke des Baldachins und der Gewölbeansätze, daß der Grundriß dieses Baldachins annähernd quadratisch war, was durchaus nicht zu einem Grabmal passen will, und daß seine Seitenlänge kürzer als eines der Grabmäler war. Auch die Wölbung spricht dagegen, denn der Grabbaldachin ist ursprünglich, und unverkennbar bis ins 13. Jahrhundert, als „basilicula" über dem Grabe gedacht und darum giebelförmig gestaltet. Dazu kommt dann noch, daß Material und Stilcharakter nicht recht eines kaiserlichen Grabmals würdig erscheinen. Der Marmor, die beste Qualität der Arbeit wären da am Platze gewesen, zumal allenthalben in der Nachbarschaft vorzügliche Bildhauer in kaiserlichem oder kirchlichem Dienste arbeiteten. In der Kathedrale in Andria selbst sind zwei prächtige Marmorkapitäle erhalten, höchstwahrscheinlich die Ueberreste eines Altartabernakels aus der Mitte des 13. Jahrhunderts.

Wenn also in den gefundenen Gräbern wirklich die Kaiserinnen bestattet waren — es gibt, vorausgesetzt, daß das weibliche Geschlecht des Skeletts richtig bestimmt ist, keinen zwingenden Grund gegen die Echtheit, ebensowenig wie sie einwandfrei zu beweisen ist —, so war man hier der einfachen Sitte des Nordens gefolgt. Die Errichtung eines Grabdenkmals an dieser Stelle war von den Verstorbenen bei Lebzeiten gewiß nicht beabsichtigt gewesen, und Friedrich II. mag nicht zur Ausführung etwaiger Pläne eines Mausoleums gekommen sein. Die gefundenen Skulpturen aber stehen außer Zusammenhang mit den Gräbern. Sie sind als Ueberreste einer Kanzel oder eines Ciboriums mit zugehörigen Chorschranken zu denken; vielleicht ist der Baldachin das Ciborium der Unterkirche; dazu stimmen die Maße. Die Entstehungszeit ist sicherlich die fridericianische und so ist es ein wichtiges Beweisstück für die Inangriffnahme künstlerischer Aufgaben in Andria in der kurzen Blütezeit unter Friedrich II. Ja, es gibt Anzeichen, die dafür sprechen, daß damals ein Neu- oder Umbau der Kathedrale im Gange war. Einige wenige erhalten gebliebene Kapitäle lassen darauf schließen, daß dieselben Steinmetzen an diesem Bau und an dem Tabernakel gearbeitet haben.

So haben denn die Ausgrabungen in Andria auf der einen Seite eine Enttäuschung gebracht. Wenn die gefundenen Gräber die richtigen sind, ja hatten die Gemahlinnen

[1]) In der Unterkirche selbst wurde ein als Basis benutztes dorisches Kapital gefunden.

Digitized by Google

Friedrichs II. keine Denkmäler im Sinne der königlichen Prunkgräber in Palermo; aber, was in Andria zum Vorschein gekommen ist, beweist doch wieder die lebhafte künstlerische Regsamkeit, die allenthalben unter Friedrich II. einsetzt, nur daß in diesen bescheideneren Funden nicht die persönliche Note des kaiserlichen Kunstwollens zum Ausdruck gelangt, die wir aus Friedrichs unmittelbaren Schöpfungen, mögen sie in antikisierendem oder gotisierendem Stil gehalten sein, deutlich vernehmen.

Zur Literaturgeschichte Alt-Indiens.

Von Lucian Scherman (München).

Was es bedeutet, sich einen Ueberblick der geistigen Entwicklung Indiens zu verschaffen, das beurteilt man am richtigsten, wenn man einen Blick tut in die schier endlose Bändereihe über den neuesten Zensus vom Jahre 1901[1]) oder in die großartige, mit diesem Unternehmen in gewisser Verbindung stehende Sprachenenzyklopädie, die Griersons bewährte Redaktionsarbeit bereits über die erste Hälfte hinaus gefördert hat.[2]) Und wenn man bedenkt, daß die sprachlichen und religiösen Verhältnisse Indiens mutatis mutandis aller Wahrscheinlichkeit nach für sämtliche Perioden, in die uns Geschichte und literarische Ueberlieferung unmittelbare oder mittelbare Einsicht gestatten, nicht viel einfacher gelagert waren, dann erst wird man sich bewußt, wie schwierig, vielseitig und dankbar die Aufgabe ist, die literarischen Hauptströmungen innerhalb eines solchen Riesenreiches methodisch zu zeichnen, dessen Umfang dem ganzen europäischen Erdteil mit Ausschluß von Rußland gleichkommt und dessen nur langsam ansteigende Einwohnerzahl jetzt nahe an die Summe heranreicht, die Afrika und Amerika zusammen ergeben.

Winternitz' neue Literaturgeschichte[3]) ist die erste deutsche Darstellung in größerem Ausmaß seit L. v. Schroeders bekannten und viel benutzten Vorlesungen über „Indiens Literatur und Kultur" vom Jahre 1887, denen sich von ausländischen Publikationen unlängst Macdonells „History of Sanscrit Literature" (1900) in knapperer Fassung an die Seite gestellt hat. Ebenfalls nach diesem mehr handbuchartigen Plane ist die Arbeit von Winternitz angelegt, die auch nach den dankbar begrüßten allgemein verständlichen Darlegungen größerer oder kleinerer Abschnitte, wie sie namentlich von Oldenberg, Hillebrandt und Garbe veröffentlicht wurden, außerordentlich willkommen ist, weil sie sich von dem Streben beherrscht zeigt, die vedische, buddhistische und brahmanische Literatur in ihrer innerlich begründeten Kontinuität zu charakterisieren. Daß der Verfasser sich über die Grenzen, die unserem Wissen bezüglich der kausalen und chronologischen Verknüpfung gerade an den wichtigsten Kreuzwegen jetzt und zum großen Teil leider wohl für alle Zeiten gesteckt sind, im klaren ist, geht schon aus dem bis jetzt erschienenen Halbband mit wohltuender Deutlichkeit hervor; denn der hier behandelte Stoff, der Veda und als Einleitung die Grundzüge für die prinzipielle Beurteilung der ganzen älteren Literaturschicht, eignet sich hervorragend dazu, den Unterschied hervortreten zu lassen zwischen vorsichtig abwägenden Schlußfolgerungen und verwegener Hypothesenreiterei, deren Gefahr gerade in solchen auch für den Nichtfachmann berechneten Büchern noch immer unterschätzt wird. Ich hätte nur gewünscht — freilich weiß ich, daß vielen diese Skepsis recht unbequem ist und daß hier das meiste der beiderseitigen Anschauungen sich mathematischer Beweisführung entzieht —, daß Winternitz der Lockung, die Brücke vom Indischen zum Indogermanischen auch jenseit des rein Sprachlichen zu schlagen, nachhaltiger widerstanden hätte; mit welchem Erfolg er auf dem eng verwandten Gebiet der Sagenforschung den Hebel anzusetzen versteht, ohne den realen Boden zu verlassen, hat erst jüngst sein Aufsatz über das Schlangenopfer des Mahabharata[4]) erwiesen. Ist man wie Winternitz dazu vorgeschritten, Schlagworte wie „indogermanische Rasse" und „indogermanisches Urvolk" aus dem wissenschaftlichen Lexikon zu verabschieden (S. 5), so sollte man die Begründung der auf sprachverwandtschaftlichen Indizien aufgebauten Geistesverwandtschaft und ursprünglichen Kulturgemeinschaft anzuzweifeln eher geneigt sein. Wenn Winternitz aber, um diese zu erhärten, von Anklängen in der dichterischen und philosophischen Stimmung der Inder und der Deutschen spricht und dabei in einem konkreten Falle die hebräische und griechische Poesie auf die andere Seite stellen muß (S. 7), warnt das nicht gerade vor einer überschätzenden Ausnützung der sprachlichen Verwandtschaft? Und wenn er in anderem Zusammenhange Aehnlichkeiten der Brahmana mit dem Talmud, merkwürdige Uebereinstimmungen der Seelenlehre in den Upanischad mit Vorstellungen der Naturvölker aufzeigt, und wenn er richtig betont, „daß zahlreiche Verse im Atharvaveda ihrem Charakter und oft auch ihrem Inhalte nach von den Zaubersprüchen der indianischen Medizinmänner und der tatarischen Schamanen ebensowenig verschieden sind wie von den Merseburger Zaubersprüchen, die zu den kärglichen Ueberresten ältester deutscher Poesie gehören" (S. 181, 217, 111) — schmiedet er da nicht selbst die Waffen zum Kampfe gegen seine Intuition der Erschließung einer vorgeschichtlichen Poesie der Indogermanen aus deutschen und indischen Zauberliedern, gegen seine Erklärung des menschlichen Selbstbewußtseins seinem Gotte gegenüber als eines spezifisch indogermanischen Zuges (S. 118, 174 f.)? Es sei aber ausdrücklich hervorgehoben, daß der Verfasser nur ganz gelegentlich in diese weit abführenden Seitenstraßen einbiegt und nicht etwa solche Aufstellungen (über die er sich ja ausführlicher in dieser „Beilage" 1903, Nr. 238 ff. verbreitet hat) zur Grundlage oder zur Tendenz seines Werkes gemacht hat.

Die hübsche Skizze der Geschichte der indischen Wissenschaft von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zu den gegenwärtigen Tagen des Bühler-Kielhornschen Grundrisses werden die meisten Leser mit Dank hinnehmen. Benfeys für seine Zeit, wie alles von Benfey Geschriebene, hochbedeutsames Werk ist jetzt natürlich, auch für die ältere Epoche, sehr zusatzbedürftig; Arbeiten von der Gediegenheit der aus dem Vollen schöpfenden Untersuchungen Zachariaes werden auf die Vorgeschichte der indischen Altertumskunde noch manche neue Schlaglichter werfen, und das „Manual of Indo-Aryan Bibliography" wird dereinst hoffentlich auch Nutzen stiften. Um nur eine interessante Tatsache herauszuheben: es ist meines Wissens bei der Würdigung von Charles Wilkins' († 1836) Verdiensten um die Sanskrit-Philologie nirgends davon Kenntnis genommen, daß schon dieser Gelehrte eine vollständige Uebersetzung des Mahabharata druckfertig bereitliegen hatte, wie

---

[1]) Von dieser Publikation der indischen Regierung kommen als summarische Zusammenfassung insbesondere die in der Numerierung an die Spitze gestellten Bände in Betracht, die Risley (mit ethnographischen Appendices) und Gait bearbeitet haben. Calcutta 1903. Hierin das von Grierson verfaßte Kapitel „The languages of India", das auch in Sonderausgabe (X, 146 S. Fol.) erschienen ist.

[2]) *Linguistic Survey of India.* Bis jetzt sind in definitiver Ausgabe erschienen (Calcutta 1903 f.): *Indo-Aryan Family.* Eastern Group (= Vol. V). Part I: Specimens of the Bengali and Assamese languages. Part II: Specimens of the Bihāri and Oriya languages. Mediate Group (= Vol. VI). Specimens of the Eastern Hindi language. — *Môn-Khmèr and Siamese-Chinese Families* (= Vol. II). — *Tibeto-Burman Family* (= Vol. III). Part II: Specimens of the Bodo, Naga and Kachin Groups. Part III: Specimens of the Kuki-Chin and Burma Groups.

[3]) Die Literaturen des Ostens in Einzeldarstellungen. Band IX: 1. Halbband. Geschichte der indischen Literatur von Dr. M. Winternitz, Professor an der deutschen Universität in Prag. 1. Halbbd. Leipzig, C. F. Amelang, 1905, 3 Bl., 258 S. M. 3.75.

[4]) Kulturgeschichtliches aus der Tierwelt. Festschrift des Vereins für Volkskunde und Linguistik, Prag 1905, S. 68–80.

Digitized by Google

dies durch eine Notiz vom Jahre 1806 festgelegt ist.[5]) Was mag aus dieser ungeheuren, für ihre Zeit geradezu bewundernswerten Arbeit geworden sein?

Was Winternitz über die Hymnensammlungen des Veda sagt, zeigt klare Disposition und ruhiges Urteil. Die mythologischen Erklärungen sind vorsichtig gehandhabt, und durch Verweise auf Oldenberg, Hillebrandt u. s. w. wird dem, der hier weiter einzudringen beabsichtigt, an die Hand gegangen. Die Uebersetzungsproben sind vorzüglich ausgewählt, ohne daß verschwiegen wäre, wie oft die Interpretation im einzelnen hier noch ratlos herumirrt. Beim Atharvaveda nimmt der Verfasser mit vollem Recht den ethnologischen Standpunkt ein. In lebendigen Farben schildert er, wie die Trennung des Priestertums von Beschwörungsformeln u. s. w. einsetzt, wie Götterkult und Zauberwerk auseinanderstreben — so wenig das je in der Religionsgeschichte völlig gelingt — und wie auf diese Art der ganze Atharvaveda in eine gewisse Sonderstellung zu dem orthodoxen Kanon der heiligen Texte nebenhinaus rückt. Ebenso flüssig lesen sich — bei dem ungefügen Stoffe ein doppelter Erfolg — die Seiten über die beiden liturgischen Sammlungen des Veda. Bei diesen Gesang- und Gebetbüchern (das Wort „Buch" ist mit Rücksicht auf die in alten Zeiten allein herrschende mündliche Tradition nicht buchstäblich zu verstehen) wird der literarische Zweck zugunsten des auf der Veda-Offenbarung beruhenden Opferdienstes in den tiefsten Hintergrund gedrängt. Allmählich aber bescheidet sich der priesterliche Ehrgeiz nicht, das Opfer als Mittel zum Zweck gelten zu lassen, vielmehr wird es der alleinige Zweck des Daseins: wir atmen die Luft der echtesten theologischen Lehrbücher, der Brahmana, die „ein glänzender Beweis dafür sind, daß ungeheuer viel Religion mit unendlich wenig Moral verbunden sein kann" (S. 180) und deren kranke Opfertechnik, glücklicherweise von poetischen Erzählungen und Legenden in ihrer Monotonie hier und da unterbrochen, eine nichts weniger als genußreiche Lektüre bietet, aber zum Verständnis sowohl der späteren religiösen und philosophischen Literatur Indiens wie der allgemeinen Religionsgeschichte beachtenswerte Beiträge liefert. Bereiten sich doch schon hier die Ideen vor, denen die langsam erstarkende philosophische Spekulation zum Durchbruch verhilft: nichtbrahmanische Kreise haben sie allem Anscheine nach mit Vorliebe genährt, und sie auch stellen das Hauptkontingent zu verschiedenen, dem Brahmanismus mehr oder minder entgegenarbeitenden Sekten, von denen eine, der Buddhismus, sich bekanntlich zur Leuchte Asiens in Ruhe und Frieden durchgerungen hat. Auf ähnlichem Wege wird man der Entstehung des brahmanischen Lebensideals nachgehen müssen, das für die letzten Lebensstufen das vom Opferdienst allmählich ganz abrückende Waldeinsiedlertum und die volle Hingabe an die reine Meditation als Norm aufstellt. So entsteht eine Verquickung von mystischer Priesterphilosophie und ursprünglich unbrahmanischer Spekulation über die Weltseele: die für das Waldstudium vorbehaltenen Texte (A'ranyaka) mit den inkorporierten oder angehängten Upanischad fügen sich dem Veda als E n d e an, das der methodischen Philosophie dann, wohl unter dem Einfluß des Buddhismus,[6]) zum E n d z i e l des Veda (Vedanta) wird. Seine sozusagen kanonischen Grundlehren arbeitet eine Reihe weiterer Upanischad aus, wenigstens in denjenigen Abschnitten, die der eigentlichen Bedeutung des Wortes Upanischad — etwa Collegia (im Sinne unseres akademischen Lebens) von Geheimlehren — durch philosophische Deduktionen gerecht werden.

Das Gewebe der Upanischad dem modernen Denker zu entwirren, hierin haben bekanntlich Philosophen, Theosophen u. a. dem Literarhistoriker in die Hände, bisweilen möchte man auch sagen: in die Quere, gearbeitet. Den Fundamentalsatz verdeutscht Winternitz mit packender Gestaltungskraft: „D i e W e l t i s t G o t t u n d G o t t i s t m e i n e S e e l e." Das B r a h m a n, ein Begriff, der seine aufsteigende Richtung von der Gebetsformel zum heiligen Wissen, zum Wort Gottes, zum göttlichen Prinzip verfolgt, und der A'tman, die eigene Seele, verschmelzen zu innigster Einheit; der stolze, die Erlösung in der „Erkenntnis suchende Glaubenssatz „Tat tvam asi": das göttliche Prinzip des Weltalls ist deine eigene Seele, dein wissender und erkennender Geist, ist erstanden. Eine kurze gerade Linie führt von hier zur Weltverachtung, zum späteren Pessimismus; in dem Boden der Upanischadlehren sucht auch Winternitz die Keime des Buddhismus und der übrigen philosophischen und religiösen Systeme Indiens. Und so begrüßt man Winternitz' von Wärme und Prägnanz getragene Darstellung dieser Phase der indischen Geistesentwicklung mit besonderer Freude.

Eben hier zeigt sich auch die bemerkenswerte Selbständigkeit seines ästhetischen Urteils. So viel und gern er sich auf Deussen beruft, sein Auge bewahrt die Empfindungsfähigkeit auch für die Schattenseiten des indischen Schrifttums. Wie er ungeschminkt von der „mystisch-verworrenen Zusammenhangslosigkeit" mancher Pseudo-Philosophen" des Atharvaveda redet (S. 135), wie er für den liturgischen Yajurveda das Urteil L. v. Schroeders unterschreibt, der von der auffallenden Aehnlichkeit einiger von Irrenärzten aufbewahrten Aufzeichnungen mit vielen Gebeten des Yajurveda spricht (S. 159), so wiegt er den Panegyrikus Deussens, die Upanischad seien „philosophische Konzeptionen, wie sie weder in Indien, noch vielleicht sonst irgendwo in der Welt ihresgleichen haben", durch das maß- und wertvollere Lob auf, daß diese Schriften „über den Zeitraum von Jahrtausenden hinweg auch uns noch vieles zu sagen haben, weil . . . diese alten Denker so ernstlich um die Wahrheit ringen, weil in ihren philosophischen Dichtungen das ewig unbefriedigte menschliche Sehnen nach Wissen so innigen Ausdruck gefunden hat. Nicht „übermenschliche Konzeptionen" enthalten die Upanischads, sondern — das ist es gerade, was sie uns so wertvoll macht — menschliche, ganz und gar menschliche Versuche, der Wahrheit näher zu kommen" (S. 227).[7])

Den Schluß des Halbbandes bildet, abgesehen von der bald zu berührenden Diskussion chronologischer Fragen, die Skizzierung der traditionellen Hilfswissenschaften des Veda, der sogenannten Vedanga. Die Disposition der

5) Ein Brief des Präsidenten der „Literary Society of Bombay" an den Kollegen der „Asiatick Society", datiert 24. Februar 1806, hat folgenden Passus: „We beg leave to suggest, that the Asiatick Society may, in a public address to the British inhabitants of India, propose, a general subscription to create a fund for defraying the necessary expenses of publishing translations of such Sanskrit works as shall most seem to deserve an English version. . . . Mr. Wilkins has long had ready for the press a complete translation of the Mahabharata but no . . . bookseller can undertake the publication . . . . this work must remain obscure and useless in the closet of the translator." (Transactiones of the Lit. Soc. Bombay I (1819), p. 309—312). — Ich füge hier einige Korrekturvorschläge zu den Abschnitten, die Winternitz den Anfängen der indischen Studien in Europa und den ältesten Manuskriptfunden widmet, bei: „Gentoo" schlechthin als „portugiesisch für Hindu" zu erklären (S. 10), leistet Mißverständnissen Vorschub. Das Wort ist eine Verballhornung vom portugiesischen „gentio" = gentilis, Heide — eine Bezeichnung, die von den Telugu sprechenden Südindern aus verallgemeinert wurde. — In der Angabe, Bopp habe bei Chézy in Paris Sanskrit gelernt, hat Winternitz (S. 15) mehrere Vorgänger; sie ist aber ein Irrtum, Bopps eigene Worte in der Vorrede zur ersten Nalo-Ausgabe vom Jahre 1819 zeigen, daß er die Sprache „sine praeceptoris instructione" gelernt. — Bei der Erwähnung der frühesten Jaina-Forschungen (S. 22) hätte es sich empfohlen, den Namen B ü h l e r s zu nennen und auf W i n d i s c h, Zeitschrift d. D. Morgenl. Gesellsch. 1874, S. 185 ff., Bezug zu nehmen. — Die indischen Papierhandschriften aus Ost-Turkestan sind nach W i e s n e r s Untersuchungen (Mikroskopische Untersuchung alter ost-turkestanischer und anderer asiatischer Papiere, Wien 1902) viele Jahrhunderte älter als die S. 36 angeführten, und in Verbindung mit den S t e i n schen Funden (S. 35) aus der gleichen Region darf das Dutreuil de Rhins-Manuskript nicht vergessen werden.

6) Vgl. Rhys D a v i d s: Buddhist India (1903), S. 168.

7) Die Schopenhauer-Schwärmer seien auf das von Winternitz aus Heckers Schrift entlehnte Zitat aufmerksam gemacht, wonach Schopenhauer seinen weißen Pudel „Atman" nannte und so, der vedantistischen Lehre folgend, das innere Wesen in Mensch und Thier als das gleiche anerkannte! (S. 212.)

Digitized by Google

Kapitelüberschriften[8]) läßt nicht deutlich genug erkennen, warum Winternitz in der einleitenden Uebersicht diese Schriftenkategorie ausdrücklich als nicht zum Veda gehörig bezeichnet (S. 50) und sie schließlich doch auf gleicher Linie in dem ersten Abschnitt, „Der Veda oder die vedische Literatur“ betitelt, unterbringt (S. 229 ff.). Es handelt sich hier um eine aphoristische Prosa, die in ihrer Berechnung auf die mnemotechnische Anwendung seitens des Schülers nur das Streben nach lapidarer Knappheit des Ausdrucks kennt, so daß ohne die spätere Kommentatorentätigkeit, welche die zugehörigen Auslegungen des Lehrers beifügt, der Sinn oft gar nicht zu erraten wäre. Die ritualen Leitfäden (Sutra) dieser Art, Sammelbecken von höchstem Werte für die Religionsgeschichte und Volkskunde, scheiden sich, je nachdem große Opfer mit dem offiziellen Priesterapparat oder intimere häusliche Zeremonien mit Einschluß der durch das weltliche und religiöse Recht (Dharma) bedingten Regeln den Gegenstand der Auseinandersetzung bilden; bei den exegetischen Texten hingegen steht die Rezitationsweise der Liedersammlungen im Mittelpunkte, sie beleuchten die Geschichte der grammatischen Studien in Indien und sind gleichsam die letzte Station, bis zu der wir die heute vorliegende Redaktion der Hymnen zurückzuverfolgen vermögen.

Läßt sich nun die Epoche, in der wir den fernstliegenden Ausgangspunkt der Veda zu suchen haben, ungefähr fixieren? Was sich für die Chronologie der indischen Literatur im allgemeinen und für die des Veda im speziellen an Kriterien bietet, hat Winternitz in zwei Kapiteln seines Buches (S. 23 ff., S. 246 ff.) zusammengetragen. An dem resignierten Zugeständnis, daß wir für die älteste Periode mit einer relativen Zeitschätzung vorlieb nehmen müssen, ist nun einmal nichts zu ändern, solange die festen Daten erst mit dem Auftreten Buddhas beginnen. Die Datierung, die man gewöhnlich von einem Buch zum anderen übernahm — 1200—1000 v. Chr. als Abschluß der Vedendichtung —, erhielt sich, wie Winternitz richtig ausführt, durch eine gewisse suggestive Macht, welche der von Max Müller zuerst im Jahre 1859 aufgestellten Berechnung ein die Hypothese mit Gewißheit verwechselndes Ansehen verschaffte. Winternitz hält diesen Ansatz für zu jung und glaubt zu dem Ergebnis zu gelangen, daß die vedische Periode sich von einer wahrscheinlich dem dritten Jahrtausend v. Chr. zuzuweisenden Vergangenheit bis etwa 800 v. Chr. erstrecke. Ich denke, man muß schärfer, als es geschehen, die Zeit der Lieder sammlung und das Ursprungsalter ihrer einzelnen Bestandteile auseinanderhalten; letzteres herausrechnen zu wollen, ist — in der Märchenforschung geht es uns ja genau so — verlorene Liebesmühe; nur für die vorliegende Redaktion läßt sich, und zwar vornehmlich nach sprachgeschichtlichen und literarhistorischen Anhaltspunkten, eine Abschätzung erhoffen. Hier aber dürfte, bei den bekannten Beziehungen zwischen Indien und Alt-Iran, die jetzt gültige Herabsetzung der Lebenszeit Zoroasters[9]) auch auf die Datierung des Veda ihre Rückwirkung fühlbar machen. Und was die Intervalle zwischen den einzelnen großen Textgruppen betrifft, so ist m. E. die Mahnung Oldenbergs, sich mit bescheideneren Abständen zu begnügen, keineswegs entkräftet. Oldenberg gibt u. a. zu bedenken, was 400 Jahre für die ungeheuren Flächen des nördlichen und südlichen Amerika bedeutet haben;[10]) was ist nicht alles — könnte man dem hinzufügen — in die historischen und kulturgeschichtlichen Gedenktafeln Europas seit Luther eingetragen worden!

Auf diese chronologischen Fragen wird Winternitz wohl gelegentlich auch noch im Schlußband zurückkommen, der ja u. a. die buddhistische Literatur behandeln soll und dann voraussichtlich auch zu Rhys Davids' anregendem „Buddhist India“ (London 1903) Stellung nehmen dürfte. Hoffen wir, daß Professor Winternitz sein mit so gründlicher Gelehrsamkeit in Angriff genommenes Werk zu glücklichem Ende führe! Was bis jetzt vorliegt, darf als systematische Einführung und von sicherem Blick geleitete Uebersicht des allgemein Wissenswerten überall auf freundliche Aufnahme rechnen.

[8]) Sie hätte auch sonst dem fernerstehenden Leser die Gruppierung logischer hervortreten lassen müssen, damit er z. B. sieht, daß die Kapitel „Die Rituallliteratur“ und „Die exegetischen Vedangas“ nur Unterabteilungen des vorangehenden Kapitels „Die Vedangas“ sind. — Noch einige Kleinigkeiten seien hier gleich angemerkt: Der Verfasser geht in der Transkription des zerebralen Zischlautes von dem Schema ab, auf das man sich in der indischen Philologie — die Linguistik wandelt aus besonderen Gründen ihre eigenen Wege — glücklicherweise geeinigt hat; sollten hier typographische Schwierigkeiten mitreden? Mit der Schreibung „Rigveda“ von der sonstigen Methode abzuweichen und so eine eigene Erklärung nötig zu machen (S. 49), ist doch auch nicht ratsam. Die inkonsequente Anwendung des Sperrdruckes in den Eigennamen bei den Literaturnachweisen dürfte dem Verfasser die Registerarbeiten erschweren; um so nachdrücklicher möge die Bitte ausgesprochen werden, die unentbehrlichen Indices am Schlusse des Werkes seinerzeit recht ergiebig zu gestalten.

[9]) A. V. William Jacksons die Materialien am besten zusammenschließendes Buch „Zoroaster“ (New-York 1899) kommt zum 7. bis 6. vorchr. Jahrh., und über 900 versteigt sich wohl jetzt kein Forscher.

[10]) Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Gesellsch. 49, S. 480. Auch was Oldenberg hier und in seinem „Buddha“, 4. Aufl., S. 76 f., sagt, ist sorglam zu beachten.

Bücher und Zeitschriften.

Berichte der Bayerischen Botanischen Gesellschaft zur Erforschung der heimischen Flora. Band X. München 1905.

Alle Disziplinen der Botanik haben in Deutschland im Laufe des verflossenen Jahrhunderts an dem allgemeinen Aufschwung der Naturwissenschaften Anteil genommen. So sind auch Systematik und Pflanzengeographie nicht zurückgeblieben, und wenn auch, nachdem der geniale Sendtner die Augen geschlossen hatte, in Bayern vorübergehend eine unverkennbare Stagnation eingetreten war, so haben sich doch die bayerischen Botaniker in den letzten Jahrzehnten den in Mittel- und Norddeutschland, in Württemberg und Baden, in Oesterreich und der Schweiz sich mächtig geltend machenden Regungen nach gründlicher Erforschung der floristischen und pflanzengeographischen Verhältnisse des Landes mit Erfolg angeschlossen. Die Zeit, wo der Florist nur hinauswanderte, um eine Anzahl von Pflanzen nach Hause zu tragen, zu klassifizieren und zu pressen, lediglich um diese „Leichen“ in seinem Herbar zu „besitzen“, darf glücklicherweise wenigstens für die Mehrzahl der denkenden Botaniker als überwunden betrachtet werden und der Vorwurf der Biologen, daß der Systematiker, „von Registratormanie besessen“, nur Diagnosen kenne, nur mit Kategorien und Subdivisionen operiere, wie R. Francé (Das Sinnesleben der Pflanzen, Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, 4. Aufl. s. a.) jüngst zu urteilen beliebte, muß als einseitig und auf völliger Verkennung der Tatsachen beruhend bezeichnet werden. — Der fortgeschrittenere Florist setzt sich zur Aufgabe, nicht allein die Pflanzenformen kennen zu lernen und noch nicht beobachtete, von ihm zum erstenmal entdeckte, mit neuen Namen zu belegen — und Namen sind für verschiedene Formen einer Art nötig, da einer gewissen Summe von Merkmalen, die einen besonderen Habitus einer Pflanze bedingen, aus praktischen Gründen, der Einfachheit der Behandlung dieser Erscheinungen halber, ein systematischer Ausdruck verliehen werden muß —, sondern er sucht auch die Gründe für die Entstehung der Formen, in denen eine Art unter gewissen Lebensverhältnissen, sei es nun klimatischen, sei es terrestrischen, auftritt, zu erforschen. Er erachtet es auch als seine Aufgabe, die Verbreitung dieser Formen zu studieren und so auf das Alter und den phylogenetischen Zusammenhang derselben Schlüsse zu ziehen. Desgleichen verfolgt er die Wanderungen der Pflanzen, schenkt neuen Ankömmlingen aus fremden Ländern und Erdteilen seine Aufmerksamkeit und beobachtet die Wandlungen, denen die Vegetation eines Landes im Laufe der Zeit unterworfen ist. Die neu eröffneten Wege des Weltverkehrs, der Wechsel der Kultivierung des Landes, indem Wälder gerodet, Sümpfe ausgetrocknet, Moore in Kulturland,

Digitized by Google

Aecker in Wiesen verwandelt werden, fördern eine solche Mannigfaltigkeit der floristischen Verhältnisse zutage, daß sich ein äußerst lohnendes, dankbares Feld für Beobachtungen bietet. Nimmt man dazu noch die vielfachen Beziehungen der Flora zur Tierwelt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß derjenige, der Sinn für Natur und ein offenes Auge besitzt, in der Betrachtung dieser Erscheinungen einen ebenso edlen Genuß wie eine hohe Befriedigung seiner Tätigkeit findet. — Und daß die moderne Floristik diese ihre Aufgabe erkennt, dafür legt der eben erschienene X. Band der „Berichte" der Bayerischen Botanischen Gesellschaft in München ein sprechendes Zeugnis ab. Der stattliche Band enthält u. a. folgende Arbeiten: Dr. August Holler, Nachruf von Dr. H. Paul; ferner: Dr. H. Paul, Ueber den gegenwärtigen Stand der Torfmoosforschung in Oberbayern; Dr. Lindinger, Bemerkungen zur Erlanger Orchideenflora; Dr. Hermann Poeverlein, Die Literatur über Bayerns floristische, pflanzengeographische und phänologische Verhältnisse; Dr. Georg Holzner und Fritz Naegele, Die Polygalareen; Dr. Hermann Poeverlein, Die bayerischen Arten, Formen und Bastarde der Gattung Alectorolophus, Dr. Gustav Hegi, Beiträge zur Pflanzengeographie der bayerischen Alpenflora. Letztere Abhandlung, zugleich Habilitationsschrift zur Erlangung der venia legendi an der Universität München, die umfangreichste der im vorliegenden Bande enthaltenen Publikationen, darf wie die übrigen aufgeführten Arbeiten als eine äußerst dankenswerte Bereicherung der botanischen Literatur überhaupt, insbesondere unseres engeren Vaterlandes Bayern, und als Beweis dafür gelten, wie sehr es sich die Bayerische Botanische Gesellschaft in München angelegen sein läßt, nicht nur ihren Mitgliedern vielseitige Anregung zu bieten, sondern auch in der botanischen Erforschung des Landes gleichen Schritt mit den Nachbarstaaten zu halten.

—n.

Wiesbadener Volksbücher: Ausgewählte Gedichte von Schiller. (Wiesbadener Volksbücher Nr. 63, Verlag des Volksbildungsvereins, Wiesbaden. Geschäftsstelle: Buchhandlung Heinrich Staadt, Wiesbaden 1905.)

Die verdienstvolle Sammlung der Wiesbadener Volksbücher schreitet rüstig weiter voran. Seit wir zuletzt an dieser Stelle darüber berichtet, ist sie um manchen Edelstein aus der Schatzkammer unserer Literatur bereichert worden. In dem Jahre, da die hundertste Wiederkehr von Schillers Todestag überall zeigt, wie sehr er lebendig geblieben ist, wollen auch die Wiesbadener Volksbücher durch die Veranstaltung einer Auswahl seiner Gedichte dazu beitragen, „sein Bild im deutschen Volke aufzufrischen". Dieser der Einleitung entnommene Ausdruck scheint uns nicht ganz glücklich gewählt. Denn Schillers Bild lebt frisch im deutschen Volke fort, nur ist das Verständnis für ihn nicht in alle die Kreise gedrungen, in denen er gelesen wird. Gerade darauf aber scheint uns der Wert der vorliegenden Sammlung zu beruhen, daß sie durch die knappen und klaren Erläuterungen dieses Verständnis erleichtert. Auch sonst ist die von Professor Hermann Fischer in Tübingen verfaßte Einleitung ganz vortrefflich und enthält manches bedeutsame Wort, so z. B.: „Dabei ist der Kreis seiner Teilnahme und seines Verständnisses über alle menschlichen Dinge ausgedehnt; er vermag das Schöne und Beachtenswerte in den verschiedensten Stoffen und Umgebungen zu finden, in den verschiedensten Tönen und Farben zu schildern." — Mit der getroffenen Auswahl können wir uns vollauf befriedigt erklären, sowohl in dem, was sie bringt, als in dem, was sie wegläßt. In der letzteren Hinsicht war die Aufgabe des Herausgebers keine leichte, zumal unter den Gedichten Schillers gar manche sind, deren Verständnis einem philosophisch nicht durchgebildeten Geiste nicht leicht wird, und man andrerseits doch auch nichts Gutes missen wollte. Im Gegensatz zu der chronologischen Anordnung der älteren Sammlung ist hier die Einteilung nach Stoffen geschehen. Das Lied „An die Freude" eröffnet die Sammlung, die „Nänie" beschließt sie. Die populären Balladen sind sämtlich darin enthalten, auch sonst fehlt wohl keines der wichtigsten Gedichte. Daß je nach der Individualität des Lesers dieses oder jenes Gedicht vermißt werden wird, ist wohl unvermeidlich. Wir hätten z. B. „Nadowessiers Totenklage" um ihrer unvergleichlichen Anschauungskraft willen gern aufgenommen gesehen, auch die gedankentiefen Sprüche des Konfuzius und die Gedichte „Breite und Tiefe", „Licht und Wärme" haben wir ungern vermißt. — Erwähnen wir noch, daß der Druck und die Ausstattung des 30 Pfennig kostenden Bändchens allen Anforderungen genügen.

S. S.

Allgemeine Rundschau.

23. Kongreß für innere Medizin.

* **Wiesbaden,** 12. April. Der 23. Kongreß für innere Medizin wurde vormittags 9½ Uhr in den Räumen des Kasinos unter zahlreicher Beteiligung der deutschen Kliniker und Aerzte eröffnet. Der Vorsitzende, Professor Erb (Heidelberg), begrüßte die Versammlung und gedachte der im letzten Jahre verstorbenen Mitglieder des Kongresses. Er führte dann, wie wir dem Bericht der Vossischen Zeitung entnehmen, aus: Angesichts der gewaltigen Kulturfortschritte und der mächtigen Entwicklung aller Wissenszweige im letzten Jahrhundert und besonders auch der mit der Naturwissenschaft gemeinsam schreitenden Medizin erscheint es angemessen, einen kurzen Blick auf die heutige Stellung der inneren Medizin in der ärztlichen Praxis, der Wissenschaft und im Unterricht zu werfen. Die berufliche und soziale Stellung der Aerzte ist zweifellos erheblich schwieriger geworden; die wachsenden Anforderungen an ihr Wissen und Können, der zunehmende Wettbewerb, das Spezialistentum, das Anwachsen der Kurpfuscherei, die soziale Gesetzgebung, sind die Ursachen davon. Die alten ethischen und persönlichen Beziehungen zwischen Arzt und Hilfesuchenden sind gelockert, die Aerzte auf den Standpunkt der Gewerbetreibenden herabgedrückt worden. Für den mächtigen Konkurrenzkampf ist vor allen Dingen eine noch bessere und gründlichere Ausbildung der Aerzte erforderlich. Wissen, Tüchtigkeit und Charakter des zukünftigen Arztes werden und müssen siegen. Erb berührt dann noch weitere Erscheinungen, die mit den heutigen volkswirtschaftlichen Zuständen zusammenhängen: das rücksichtslose Streben nach Gelderwerb, die Ansammlung großer Reichtümer, den schrankenlosen Kapitalismus, der seine Mittel stets umzuschlagen und zu immer weiterer Ausdehnung seines Verwendungsgebietes fortzuführen sucht. Hiervon sei auch der Aerztestand nicht unberührt geblieben; neben der mit Fug und Recht beanspruchten vollwertigen Entlohnung seiner Arbeit, die den Aerzten jetzt endlich allgemeiner zuteil wird, träte auch hier und da ein Uebermaß der Forderung zutage, das gelegentlich zu unerfreulichen Erörterungen in der Oeffentlichkeit führt und im Interesse des ärztlichen Standes durch persönlichen Takt in solchen Dingen vermieden werden sollte. Die zentrale, die Gesamtausbildung der Aerzte beherrschende Bedeutung der inneren Medizin sei erschüttert, trotzdem 70 Prozent aller Kranken, die den Arzt aufsuchen, innerlich krank seien. Der Einzelne vermag heute nicht mehr das ganze Gebiet der inneren Medizin zu beherrschen. Erb weist auf die Einzelgebiete hin, die sich von der inneren Medizin schon abgelöst haben und weiterhin noch absplittern dürften und wirft die Frage auf, ob der Kongreß auch fernerhin seine Existenzberechtigung für das Gesamtgebiet der inneren Medizin aufrecht erhalten könne. Das wäre aber sehr zu wünschen aus mehrfachen Gründen. Vortragender wirft einen Blick auf die Teilfächer, die selbständig zu werden im Begriffe stehen, besonders die Nervenheilkunde. Bei dieser Disziplin verweilte Erb etwas länger, weil er selbst in seiner wissenschaftlichen Laufbahn von der inneren Medizin zur Nervenheilkunde übergegangen wäre und nunmehr in Heidelberg seit 25 Jahren beide Zweige lehre und weil gerade jetzt die Gefahr eine besonders dringende geworden, daß die Nervenheilkunde seitens der Irrenärzte den inneren Medizinern entrissen würde. Er spricht sich dahin aus, daß die Nervenheilkunde ganz gewiß das volle Anrecht habe, eine besondere Spezialität zu bilden, eigene Abteilungen, Ambulatorien und akademische Vertreter zu besitzen. Aber die innere Medizin muß sachlich oder durch die Personen mit ihr ver-

Digitized by Google

bunden bleiben. Daraus folgt, daß die Nervenheilkunde zur inneren Klinik gehört, den Psychiatern aber nur die Psychiatrie zukommt. Natürlich liegt hier wie überall ein Grenzgebiet, in das sich die beiden Kliniken nach bestimmten Grundsätzen teilen müssen und werden. Hierbei ist Erb geneigt, der Psychiatrie sehr entgegenzukommen. Er warnt aber doch seine Fachgenossen, die Vorstände der inneren Kliniken davor, diesen wertvollen Teil ihres Besitzstandes aufzugeben.

Zum Schluß berührt Erb die in der Bildung begriffenen medizinischen Akademien, deren letzte Ziele und Absichten noch nicht klar zu erkennen seien, die jedoch sowohl in akademischen Kreisen wie von den praktischen Aerzten nicht ohne Mißtrauen angesehen werden. Mit dem Wunsche, daß sie schließlich dem Aerztestand zum Segen gereichen mögen, schließt der Redner unter lebhaftem Beifall die Versammlung.

Namens der Staatsregierung und der städtischen Behörden begrüßen Oberregierungsrat v. Gizycki und Stadtkämmerer Dr. Scholz den Kongreß. Zu stellvertretenden Vorsitzenden werden v. Leube (Würzburg), Naunyn (früher in Straßburg), v. Strümpell (Breslau), Kraus (Berlin), Quincke (Kiel) berufen. Zu Schriftführern die Herren Finkelnburg (Bonn), Krause (Breslau), Stäubli (München).

Professor H. E. Ziegler (Jena) hielt sodann einen Vortrag über den derzeitigen Stand der Vererbungslehre in der Biologie. Derselbe bewegte sich in folgendem Gedankengang:

Zwei Vorgänge müssen von der echten Vererbung getrennt werden: erstens der Uebergang von Krankheitserregern, z. B. Bakterien aus dem elterlichen Individuum in die Keimzellen oder in den Embryo und zweitens die Schädigung der Keimzellen durch Gifte oder anormale Stoffwechselprodukte, wenn der elterliche Organismus mit solchen belastet ist. Ferner ist die Vererbung bei den niedersten Organismen (Protisten) ein anderer Prozeß als bei den höheren Organismen (Tieren und Pflanzen); denn bei den ersteren beruht die Fortpflanzung wesentlich auf der einfachen Zellteilung, während bei den höheren Organismen besondere Zellen, die Eizellen und Samenzellen zur Bildung der neuen Individuen bestimmt sind, so daß also die Vererbung nur durch diese Zellen geschieht. Die wesentlichen Eigenschaften dieser Zellen sind bei Tieren und Pflanzen merkwürdig ähnlich, und das Folgende gilt für Tiere und Pflanzen und offenbar auch für den Menschen. Die Kerne dieser Zellen enthalten wie alle Zellkerne sogen. Chromosomen, d. h. es treten bei der Kernteilung färbbare Gebilde in bestimmter Form und in bestimmter Zahl auf, welche für die Vererbung von der größten Wichtigkeit sind. Die reife Eizelle besitzt ebensoviele Chromosomen wie die Samenzelle, und daraus erklärt sich, daß die Mutter denselben Einfluß in der Vererbung hat wie der Vater. Die Zelle, aus der der entstehende Organismus hervorgeht (die befruchtete Eizelle) hat also die Hälfte ihrer Chromosomen vom Vater, die Hälfte von der Mutter, und diese Eigenschaft überträgt sich bei der Zellteilung auf die weiterhin entstehenden Zellen, so daß für alle Zellen des Organismus in dieser Hinsicht dasselbe gilt wie für die befruchtete Eizelle. Die Zusammenmischung der väterlichen und mütterlichen Chromosomen übt also ihre Wirkung auf den ganzen entstehenden Organismus aus, und damit hängt die Mischung der Eigenschaften zusammen, welche von väterlicher und mütterlicher Seite auf den Organismus übergehen. Die Wirkung dieser Mischung (Amphimixis) läßt sich am genauesten dann beobachten, wenn zwei verschiedene Tierarten oder verschiedene Varietäten derselben Art gekreuzt werden. Die Nachkommen zeigen meistens eine Mischung der Eigenschaften der Eltern, allein zuweilen beobachtet man einen Rückschlag auf einen Großvater oder eine Großmutter (Atavismus) oder sogar einen Rückschlag auf eine ältere Stammform. Besondere Wichtigkeit wird neuerdings dem Mendelschen Gesetz beigelegt, welches eine bestimmte Art des Rückschlages betrifft. — Wenn man nach einer Erklärung dieser Vererbungsvorgänge sucht, muß man zunächst auf das Verhalten der Chromosomen genauer achten und die eigentümlichen Vorgänge bei der Reifung der Eizellen und Samenzellen in Betracht ziehen. Wie die Eizelle bei ihrer Reifung die sogen. Richtungskörperchen oder Polzellen bildet und so gewissermaßen vier Zellen (drei ganz kleine und eine große) aus der Eizelle hervorgehen, so werden aus jeder Samenmutterzelle vier Samenzellen gebildet. Das Verhalten der Chromosomen ist in beiden Fällen dasselbe: es werden sogen. Vierergruppen gebildet, welche aus vier kugelförmigen oder bandförmigen Stücken bestehen. Von diesen vier Stücken stammen zwei von väterlicher Seite her, zwei von mütterlicher. In die reife Eizelle oder in eine Samenzelle gelangt jeweils ein Stück, ein Viertel aus jeder Vierergruppe (Reduktionsvorgang). Es ist bei jeder Vierergruppe eine Sache des Zufalls, welches Viertel dazu gewählt wird. Die Keimzellen (Eizellen oder Samenzellen) eines Individuums können also verschiedenartig sein, indem die eine mehr väterliche, die andere mehr mütterliche Chromosomen enthalten kann (wobei die Gesamtzahl der Chromosomen in allen dieselbe ist, wie es schon oben gesagt wurde). Da nun bei der Erzeugung jedes neuen Individuums jedesmal eine andere Kombination zur Verwendung kommt, so erklärt sich die Verschiedenartigkeit der Kinder derselben Eltern. Sind in einer der Keimzellen die väterlichen oder mütterlichen Chromosomen stark vorherrschend gewesen, so wird daraus der Rückschlag auf den Großvater oder die Großmutter begreiflich. — Die Konstitution eines Menschen und die damit zusammenhängende Disposition zu irgend einer Krankheit ist von den Vorfahren ererbt. Auch hier spielt die Vermischung der väterlichen und mütterlichen Anlagen die größte Rolle und kommt oft auch Rückschlag auf Großeltern vor. Alle Anlagen des Körpers und des Geistes sind von der Vererbung abhängig, welche die Macht eines Naturgesetzes hat.

✱

Kleinere Mitteilungen.

* Ein Wierstraat-Druck in der Düsseldorfer Stadtbibliothek. Einen seltenen Druck besitzt die Landes- und Stadtbücherei zu Düsseldorf in einem jetzt geschickt vervollständigten Wierstraat-Druck. Dieser schildert, wie der Täglichen Rundschau geschrieben wird, in einem langen, von dem Neußer Stadtsekretarius Christian Wierstraat in der niederrheinischen Sprache damaliger Zeit verfaßten Gedicht die mannigfachen Schicksale der Stadt Neuß bei ihrer Belagerung in den Jahren 1474 und 1475 und ihre Befreiung durch Kaiser Friedrich III. Von dem Gedicht erschienen im 15. und 16. Jahrhundert drei jetzt äußerst selten gewordene Ausgaben. Von der ältesten war lange Zeit nur das Düsseldorfer Stück, dem leider fünf Blätter fehlten, zugänglich. Ein weiteres, früher einem holländischen Sammler gehöriges Stück war verschollen. Erst neuerdings gelang es durch Zufall, dieses in der Bücherei des Herzogs von Arenberg zu Brüssel wieder aufzufinden. Die fehlenden zehn Seiten wurden nun photographiert, dann von diesen ein genau den übrigen Blättern entsprechender Druck auf altertümlichem Papier angefertigt und dem Düsseldorfer Stück eingefügt, so daß letzteres jetzt vollständig ist.

ac. Von der Nordpol-Expedition des Herzogs von Orleans. Aus London wird geschrieben: Im Monat Mai wird, wie schon gemeldet, unter Führung des Herzogs von Orleans eine Nordpol-Expedition ausreisen. Der Herzog hat sich für diese Expedition das Schiff „Belgica“, dessen sich die letzte belgische antarktische Expedition bediente, gesichert, zugleich mit den Diensten des Leutnants Gerlache, der das Kommando des Schiffes führen wird. Der Zweck der Expedition ist nicht der, den Nordpol zu erreichen. Der Herzog beabsichtigt auch nicht, im arktischen Meere zu überwintern, aber das Schiff ist trotzdem für alle Fälle genügend mit Proviant versehen. Die Abreise erfolgt wahrscheinlich am 1. Mai von Norwegen aus. Franz Josephs-Land ist das erste Ziel der Expedition und von dort wird man den Versuch machen, unter Benutzung eines neuen Kanals nach Norden vorzustoßen. Zu den Begleitern des Prinzen werden einige französische Gelehrte und norwegische Seeleute gehören. Das Schiff wird die französische Flagge führen. Man glaubt, daß die Belgica keine Schwierigkeiten

Digitized by Google

haben wird, die Küsten von Franz Josephs-Land zu erreichen. Der Plan, einen neuen Kanal zu benutzen, hat nach Ansicht Sachverständiger seine Gefahren, da das Packeis in derartigen Kanälen mit bedeutender Gewalt durch die Strömung bewegt wird. Das Schiff „Eira" der Expedition Leigh Smith ging auf diese Weise zugrunde und auch das Schiff des Herzogs der Abruzzen wurde durch Packeis zerschnitten.

hc. Bibliotheken. Der Oberbibliothekar an der königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München Joseph Aumer feiert am 18. April seinen 70. Geburtstag. Am 1. August 1902 beging Oberbibliothekar Aumer, ein geborener Münchener und von Fach Orientalist, das Jubiläum seiner vierzigjährigen Tätigkeit als pragmatischer Beamter der kgl. Hof- und Staatsbibliothek.

* Todesfall. Aus Paris, 14. April, wird gemeldet: Der Direktor des militärischen Luftschifferparkes in Meudon, Oberst Renard, bekannt als Erfinder auf dem Gebiete der Luftschiffahrt, ist gestorben.

✻

Hochschulnachrichten.

* **München.** Dem verstorbenen Professor der inneren Medizin, Geheimrat v. Ziemssen, soll in den Anlagen vor dem Krankenhause l. d. J. ein Denkmal errichtet werden. Die städtischen Kollegien haben zur Errichtung dieses Denkmals einen Zuschuß von 2000 M. auf Rechnung des Haushalts von 1906 bewilligt.

* **Würzburg.** An Stelle des zum Erzbischof von Bamberg ernannten Dr. Abert ist der Lyzealprofessor Dr. Kiefl in Passau zum Professor der Dogmatik an der hiesigen Universität ernannt worden. Damit berichtigt sich unsere in Nr. 82 gebrachte Meldung, daß der Privatdozent Dr. Freysen in Paderborn für diese Stelle berufen und auch bereits ernannt worden sei.

* **Stuttgart.** Wie der Schwäbische Merkur mitteilt, wird Dr. Erwin Bälz, pensionierter Professor der Medizin an der Universität Tokio und überhaupt einer der bekanntesten und angesehensten dortigen Deutschen, Anfang Juni Japan nach 29jährigem Aufenthalt verlassen, um seinen Wohnsitz in Stuttgart zu nehmen. Dr. Bälz hat seine Professur schon vor einigen Jahren niedergelegt, ist jedoch auf ausdrücklichen Wunsch des Mikado als Leibarzt der kaiserlichen Familie in den letzten Jahren noch in Japan geblieben.

* **Berlin.** An der Technischen Hochschule zu Charlottenburg wird die Vorlesungen des verstorbenen Geh. Rates Prof. Dr. Hauck über darstellende Geometrie Prof. Dr. Steinitz im Sommer vertretungsweise übernehmen.

* **Greifswald.** Der ordentliche Professor für Mineralogie der hiesigen Universität, Dr. Emil Cohen, ist gestern (Donnerstag) mittag infolge einer Herzlähmung auf der Straße plötzlich gestorben.

✻

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. Adolf Hasenclever: D. kurpfälzische Politik in den Zeiten des schmalkaldischen Krieges. Januar 1546 bis Januar 1547. (Heidelberger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte. Herausgegeben von Karl Hampe, Erich Marks und Dietrich Schäfer. 10. Heft.) Heidelberg 1905. Karl Winter. 179 S. — Berichte über Land- und Forstwirtschaft in Deutsch-Ostafrika. Herausgegeben vom Kaiserl. Gouvernement von Deutsch-Ostafrika. (Biologisch-landwirtschaftliches Institut in Amani.) Zweiter Band. Heft 3 u. 4. Ebenda 1905. — Jos. Ans. Froehlich: Der Wille zur höheren Einheit. Ebenda 1905. 168 S. — Ausstellung von Werken Adolph v. Menzels 1905. Katalog der kgl. Nationalgalerie. Berlin. E. S. Mittler u. Sohn. 390 S. — Statistisches Jahrbuch für das Königreich Sachsen. 33. Jahrgang 1905. Herausgegeben vom kgl. sächsischen Statistischen Bureau am Anfang des Jahres 1905. Dresden. C. Heinrich. 243 S. — Professor Dr. O. Weise: Musterstücke deutscher Prosa zur Stilbildung und zur Belehrung. Leipzig und Berlin 1905. B. G. Teubner. 166 S. — Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. Neue Folge. Herausgegeben von der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte. 14. Jahrgang 1905. Heft 2. Stuttgart 1905. W. Kohlhammer. — Procopii Caesariensis Opera Omnia. Recognovit Jacobus Haury. Volumen II. De Bellis Libri V—VIII. Leipzig 1905. B. G. Teubner. 678 S. — Die Stimme der Wahrheit. Jahrbuch für wissenschaftlichen Zionismus. Erster Jahrgang. Unter Mitwirkung von Autoritäten aller Konfessionen herausgegeben von Lazar Schön. Würzburg 1905. N. Philippi. 480 S. — Dolorosa: Da sang die Frau Troubadour. Leipzig 1905. Leipziger Verlag. G. m. b. H. 95 S. — Eberhard Buchner: Sekten und Sektierer in Berlin. (Grossstadt-Dokumente. Herausgegeben von Hans Ostwald. Band 6.) Berlin u. Leipzig. Hermann Seemann Nachf. 109 S. — Dr. Pater P. Albert: Die Schiller von Herdern. Ein Beitrag zur hundertjährigen Wiederkehr von Schillers Todestag. Freiburg i. B. 1905. Friedrich Ernst Fehsenfeld. 56 S. — Rudolf Wilhelm Huber: Die Wolke. Eine Künstlerkomödie in 5 Akten. Frauenfeld 1905. Huber u. Co. 140 S. — Dr. Fr. Heusler: Chemische Technologie. Mit zahlreichen Abbildungen. (Teubners Handbücher für Handel und Gewerbe. Herausgegeben von Präsident von der Borght, Prof. Dr. Schumacher und Regierungsrat Dr. Stegemann.) Leipzig 1905. B. G. Teubner. 351 S. — Verhandlungen des Siebenundzwanzigsten Deutschen Juristentages. Herausgegeben von dem Schriftführeramt der ständigen Deputation. Vierter Band. Zweite Abteilung. Berlin 1905. J. Guttentag. 633 S. — Natur und Kultur. Zeitschrift für Schule und Leben. 2. Jahrgang. Heft 13. München 1905. Dr. Franz Joseph Völler. Kommissionsverlag von Gustav Schmidt in Aachen. — Bernard Shaw: Helden. Komödie in drei Aufzügen. Deutsch von Siegfried Trebitsch. Stuttgart u. Berlin 1905. J. G. Cotta Nachf. 134 S. — Wilhelm Hertz: Bruder Rausch. Ein Klostermärchen. Ebenda 1905. 90 S. — Dr. Karl Gebert: Katholischer Glaube und die Entwicklung des Geisteslebens. Oeffentlicher Vortrag, gehalten in der Kraus-Gesellschaft in München. München 1905. Selbstverlag der Kraus-Gesellschaft. 82 S. — K. Walther und M. Röttinger: Technische Wärmelehre (Thermodynamik). Mit 54 Figuren. Leipzig 1905. G. J. Göschen. 144 S. — Dr. Karl Grunsky: Musikgeschichte des 17. u. 18. Jahrhunderts. Ebenda 1905. 164 S. — Prof. Dr. Julius Sahr: Deutsche Literaturdenkmäler des 16. Jahrhunderts. (II. Hans Sachs.) Ebenda 1905. 144 S. — E. E. Whitfield, M. A.: Englische Handelskorrespondenz. Ebenda 1904. 107 S. — Professor G. Mahler: Physikalische Aufgabensammlung. Ebenda 1905. 117 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

M. von Reusner
Prof. des Staatsrechts
Die russischen Kämpfe um Recht und Freiheit.
M. 2.20, geb. 3 (Porto 20 Pf.)
Gebauer-Schwetschke Druckerei und Verlag m. b. H., Halle a. S.

Bei Anknüpfungen geschäftlicher Verbindung oder bei Bestellungen, welche infolge der in der Allgemeinen Zeitung jetzt oder früher
erschienenen Ankündigungen
erfolgen, bitten wir unsere Freunde und Leser, sich gefl. ausdrücklich auf die
Allgemeine Zeitung
München
beziehen zu wollen.

Digitized by Google

München, Sonntag, 16. April. **Nummer 90.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Siciliana.

Der Deutsche Kaiser und in seinem Gefolge wie auf seinen Spuren wohl ganze Scharen unserer Landsleute werden in diesem Jahre die Karwoche in Messina verleben. Vielleicht greift da der eine oder andere dieser nordischen Gäste auf sizilianischem Boden nach dem trefflichen Buch, das der frühere deutsche Generalkonsul in Messina (später in Genua), August Schneegans, über die trinakrische Insel geschrieben hat,[1]) und liest in ihm den dritten Abschnitt der ersten Abteilung, der den Titel trägt: „Die Karwoche. Christentum und Heidentum", zu seiner Orientierung mit Aufmerksamkeit durch. Er wird viel aus ihm lernen, wird durch das laute festliche Treiben hindurch auf den geschichtlichen Untergrund aller der seltsamen Gebräuche schauen, wird innewerden, wie gerade in der Osterwoche dort das uralte, vielgestaltige Heidentum hinter den christlichen Zeremonien sein Haupt erhebt.

Denn „die Charwoche trägt in diesem Lande ein sonderbares Gepräge", sagt August Schneegans, „und die Stille Woche darf sie wahrlich nur in antiphrastischer Anwendung genannt werden." . . . „Von nah und fern strömen die in ihrem Sonntagsanzuge prangenden Bauern und Bäuerinnen zur Stadt, alle Gasthöfe, alle Locanden, alle, selbst die in den dunkelsten Winkelstraßen versteckten Häuser und Baracken wimmeln von neugierigen und festlich gestimmten Menschen. Besonderes, nur in diesen Tagen zum Vorschein kommendes Gebäck wird feilgeboten. Die Kirchen sind bunt geschmückt mit Blumenteppichen vor den kerzenfunkelnden Altären, mit Tüchern und farbigen Draperien zwischen den Säulen; bis tief in die Nacht bleiben sie geöffnet und unabsehbar, unendlich, ununterbrochen wogt das Volk von einer Kirche zur anderen, von einer Kapelle zur anderen, drängt sich durch die engen Türen, in den vollgepfropften schmalen Gängen, zwischen den andächtig betenden und den messelesenden Geistlichen, drängt sich durch die entgegengesetzte Tür wieder hinaus, durch die Gassen und Gäßchen weiter, in unermüdlichem Wogen, bis zur nächsten Kirche, wo dieselbe im Vorbeigehen unternommene Besichtigung des Heiligtums von neuem beginnt." Und für die bessere Gesellschaft, die Signore und Signorine, die Marchese und Principesse bilden die geistlichen Konzerte, die nicht nur in Kirchen, sondern auch in nichtkirchlichen Lokalen abgehalten werden, die Gelegenheit zu festlichem Zusammenkommen. „Die weltliche Musik, die in gewöhnlichen Zeiten diese Räume erfüllt, hat geistlichen Gesängen den Platz geräumt; Verdi und Bellini verstummen; Pergolese, Rossini und auch Mercadante sind an ihre Stelle getreten" — aber der Zuhörerschaft fehlt die feierliche, ernste Stimmung, die uns Nordländer wohl für den ganzen Tag ergreift, wenn diese selten erklingenden Töne vom Kirchenchor oder im Konzertsaale zu der andächtigen Menge herabwallen; „im Süden denkt man anders; schneller wechseln dort die Gefühle als bei uns, und leichter findet man sich da, aus der mächtigen, so tief ergreifenden Tonwelt der Pergolesischen Gesänge heraustretend, sofort wieder zurecht in dem lachenden, liebenswürdigen und auch in der Karwoche gern scherzenden Wesen dieses südlichen Sonnen- und Freudenlandes." Denn im Grunde ist es ja ein Freudenfest, ein Frühlingsfest, das die sizilianische Bevölkerung in der Osterwoche feiert. Alle besonderen messinesischen Ostergebräuche, wie sie August Schneegans im späteren Verlauf seiner Darstellung anschaulich schildert, deuten auf diesen Ursprung der Karwochenfeier hin; das Christentum hat nur einen undichten Schleier über die uralte, die eigentliche Grundstimmung breiten können. Selbst der Karfreitag mit seinem ernsten Gedenken des Todes Christi, hat diese Stimmung nicht dämpfen können. „Ein Trauerfeit," sagt Schneegans, „das heißt eine mehr festliche als trauernde Feier war es auch, die sich am Karfreitag bei der großen Prozession vor meinen Blicken entwickelte: ein lärmendes, musik- und farbenreiches Fest, dem man nur der Form halber einige Florschleifen angeheftet hatte, und das in diesem Anzug ein seltsames Gemisch der befremdendsten Gegensätze aufwies."

Wie mag das südliche Völkchen in jener Stadt nun erst in der Osterwoche dieses Jahres von lautem Festestaumel ergriffen werden, wenn es gilt, beim Frühlingsfeste auch den Besuch unseres bei allen Italienern überaus beliebten Kaisers zu feiern. Dieser Besuch ist so recht etwas für den Geschmack und für das Temperament der Bewohner des südlichsten Zipfels Europas. Sie wollen Glanz, Farben, Gepränge sehen. Draußen am Molo die mächtige weiße Jacht des nordischen Fürsten; der Kanonendonner, das Hurrarufen, die Klänge der Musikkapellen von den anderen Schiffen im Hafen her; das Hin- und Herfahren der festlich geschmückten Boote, das Leuchten und Glitzern von Uniformen, von Ordenssternen und Helmen; dazu hellfarbige Wimpel und Flaggen auf allen Masten; Fahnen, kostbare Teppiche und reicher Blumenschmuck an den Palästen der Hafenstraßen, in denen dichtgedrängt die buntgekleidete, mit Tausenden von weißen Tüchern winkende Menge unter lauten Rufen den Kommenden empfängt; und über allem das tiefe Blau des südlichen Himmels, von dem sich Festesglanz auf Meer und Hafen und Stadt ergießt, — so wird sich wohl das Bild bei der Ankunft des Kaisers gestaltet haben und sich ähnlich in den

[1]) Sicilien. Bilder aus Natur, Geschichte und Leben. Von August Schneegans. Zweite, mit einem Anhang und Anmerkungen versehene Auflage. Mit einer Uebersichtskarte. Leipzig, F. A. Brockhaus 1905.

Digitized by Google

nächsten Tagen immer wiederholen. Und in seine lebhaften Farben hinein mischt sich in der Osterwoche der bunte Zug der volkstümlichen Prozession mit seinen weißen Kapuzenmännern, den Babalucci, mit den in römischer Ritterrüstung einherstolzierenden Baldachinträgern und den zirkusartig aufgeputzten Musikbanden, mit den blauen Talaren der Kaplane und Domherren unter der blutigen Glut und dem wehenden Rauch unzähliger Wachskerzen. „Viele Stunden lang," so schildert Schneegans den Eindruck dieser Prozession, „vom Morgen bis zum Abend, bewegt sich der Zug durch die Straßen. Die zahllosen Lichter, Fackeln und Laternen flimmern wie ein Meer von leuchtenden, in Fluß geratenen Sandkörnern. . . Ein fröhliches Summen schwebt über der Menge, und überall tritt in scharfen Umrissen der seltsame Gegensatz zwischen dem Anlaß dieser Feier und dem Gefühl, das dieses Volk belebt, vor unsere Augen. Trauer in den Gewändern, in den Bildern, in allem bloß Aeußerlichen; Freude und Lebenslust auf den Gesichtern, in dem öffentlichen Umzug, in der festlich bewegten Volksstimmung: ein sonderbares Doppelspiel, ein dem Nordländer kaum begreifliches Gemisch von grellen Widersprüchen. Von solchem Widerspruch hat aber dieses leichtlebige und leichtfühlende Volk keine Ahnung. . ."

Ist es doch selbst ein Widerspruch in sich, dieses Volk, das heute auf der Trinakria Feste feiert und daneben vor Armut und Elend zugrunde geht. Ein Widerspruch schon in seiner ethnographischen Zusammensetzung. „Sizilien liegt schon auf der Schwelle der afrikanischen und orientalischen Welt; das Morgenland hat vor Jahrhunderten diese Insel überflutet; Phönizier, Griechen, Karthager, Sarazenen haben der Reihe nach hier geherrscht. Das jetzige Volk ist nach allen Richtungen hin von orientalischen Elementen durchsetzt; das altspanische Element, das sich später noch dazugesellte, trug nicht dazu bei, dieses orientalische Gepräge zu verwischen oder abzuschwächen, und sogar das Normannentum mußte sich diesem dem Lande und Volke schon bis tief in die Wurzeln eingeprägten Charakter anbequemen." So haben auch das Christentum und die christlichen Festfeiern auf diesem Boden ein ganz eigenartiges Gepräge gewonnen, das von dem des nordischen Christentums durchaus abweicht. Selbst mit dem Katholizismus in Norditalien deckt sich der sizilianische nicht; „er hat, wenigstens in seiner äußeren Erscheinung, etwas Originelles, Morgenländisches behalten; er bewegt sich in einer leichteren, sonnigeren, vielleicht aber auch weniger religiösen Atmosphäre als der nordische; er hat mehr äußeren Prunk, einen sinnlicheren Glanz als jener; es fehlt ihm aber das mystisch Ergreifende." Das Volk will Feste feiern; ein großes, farbiges Fest, an dessen tiefere Bedeutung es überhaupt nicht mehr denkt, ist ihm auch die ganze Osterwoche und selbst die Karfreitagprozession. Licht, Sonne, Farben — nur nach ihnen lechzen seine Sinne, und wo ihm diese drei Lebenselemente entgegenleuchten, da jubelt es und klatscht es in die Hände und freut sich seines Daseins — und vergißt wenigstens für einen Augenblick seines Elends.

Wie wenige unter den Reisenden, die jetzt mit dem sizilianischen Volk das große laute Frühlingsfest feiern, die sich mit ihm an den Farben und an dem alles überstrahlenden Lichte erfreuen, die an den leuchtenden Gestaden von Palermo oder Taormina oder im Sonnenlande und Weinparadies der Nordküste und in der Feuerregion des Aetna die Wunder der herrlichsten Natur auf sich wirken lassen, wie wenige unter ihnen schauen auch das Elend, in dem die Bevölkerung dieses Paradieses in ihrer großen Mehrzahl seit Jahrhunderten schon in bitterer Resignation dahinlebt. Vielleicht blättert mancher doch in dem Buch von August Schneegans weiter und liest den sechsten Abschnitt, „Im Schwefelgebiete", und läßt sich erschüttern von der Schilderung des erbärmlichsten Sklavenlebens, das die jugendlichen Arbeiter in den sizilianischen Schwefelminen führen, oder von der Darstellung des gräßlichen Aussaugesystems, das im Betriebe der ländlichen Arbeit herrscht. Ihm wird es sich wie ein dunkler Schleier über die Seele legen und aller Festesprunk der Osterwoche wird wirkungslos an ihm vorüberrauschen. Dem frohen Lichte, das auf jener herrlichen Insel aus der Natur von allen Seiten uns entgegenstrahlt, entspricht ein tiefer Schatten, der auf den sozialen Verhältnissen liegt und sich von Jahr zu Jahr zu verschärfen droht.

August Schneegans hat in seinem Buche überall, wo sich die Gelegenheit dazu gab, und besonders eingehend in dem eben angeführten Abschnitte, von diesen sozialen Verhältnissen gesprochen und auf ihre geschichtlichen Ursachen hingewiesen. Seine Darstellung hat dadurch einen Zug gewonnen, der unserer heutigen, die wirtschaftlichen Bedingungen eines Landes mit Vorliebe in den Vordergrund stellenden Betrachtungsweise sehr entgegenkommt, und seinem Buche, obwohl schon fast zwei Jahrzehnte seit seinem ersten Erscheinen verflossen sind, einen stark aktuellen Charakter verleiht. Darum ist es auf das freudigste zu begrüßen, daß dieses Buch jetzt in einer zweiten Auflage den deutschen Lesern und vor allem den deutschen Reisenden vorgelegt wird. Denn ich wüßte wirklich kein anderes Werk über Sizilien zu nennen, das die Orientierung über diese Insel, wie sie durch die üblichen Reisehandbücher zunächst geschehen muß, in so wertvoller und zugleich bequemer Weise vervollständigen könnte. Ohne sich allzu tief auf die Erörterung geschichtlicher Einzelheiten einzulassen, hat der feingebildete Verfasser mit seiner gewandten Feder doch überall die Hauptpunkte hervorzuheben gewußt, die zum Verständnis der historischen Entwicklung dieses Landes und seiner Bevölkerung unbedingt notwendig sind. Er hat ganz ausgezeichnete Landschaftsschilderungen eingeflochten, aus denen oft der Zauber jener Natur mit voller Kraft uns entgegenleuchtet, und er hat dabei in frischer Weise über Land und Leute geplaudert, wo beide ihm in charakteristischer Weise entgegengetreten sind. Das gibt seinen einzelnen Aufsätzen — eine Sammlung solcher gelegentlich hier und dort veröffentlichter Essays stellt das Buch dar — ein durchaus anziehendes und doch auch einheitliches Gepräge, denn hinter den Schilderungen und Plaudereien steht überall eine schriftstellerische Persönlichkeit von sicherem und durch eingehende historische Studien vertieftem Urteile.

Nicht nur in der Entstehungsweise aus einzelnen Aufsätzen, sondern auch in der Vorliebe für eine historische Betrachtungsweise des geschilderten Landes und Volkes bildet dieses Buch über Sizilien ein ergänzendes Seitenstück zu den „Wanderjahren in Italien" von Ferdinand Gregorovius.[2] Freilich gibt sich August Schneegans nicht so vorwiegend als Archäologe und Historiker wie Gregorovius es tut; er flicht seine geschichtlichen Bemerkungen meist nur als gelegentliche Hinweise in seine allgemeinere Darstellung ein, während dieser für seine historischen Auseinandersetzungen sich durch den Plauderton und die feuilletonistische Fahrtschilderung gleichsam erst den Boden ebnet. Aber auch Schneegans fühlt — das merkt man seiner ganzen Darstellung an —, daß es einem gebildeten Menschen unmöglich ist, in Italien mit Bewußtsein zu leben, ohne auf den geschichtlichen Untergrund der Kultur herabzusteigen. Gregorovius hat das einmal, in seinem wundervollen Essay „Eine Pfingstwoche in den Abruzzen"[3]) in den folgenden Worten ausgesprochen: „Wo man in Italien auch gehen mag, in diesen Paradiesen der Natur, die immer wechseln und vom Schönen zum Schöneren führen, überall rauschen die Quellen der Geschichte. Ueberall steigen von der Mythe bis auf unsere Gegenwart herab Geister und Gestalten der mächtigsten und reichsten Geschichte auf, die ihren Bezug auf die Welt nimmt. Es gibt kein Land der Erde, das so durchgeistigt ist, so an allen Gliedern vom Blut der Zivilisationen pulst und lebt wie dieses." Das Durchgeistigte der von ihm geschilderten Landschaft darzustellen war ersichtlich auch das emsige Bestreben von August Schneegans, und wenn er an der Erfüllung dieses Bestrebens auch nicht

[2]) Von dem ersten der fünf Bändchen dieser „Wanderjahre", den „Figuren", ist soeben (bei F. A. Brockhaus, Leipzig) die 9. Auflage erschienen.

[3]) Im vierten Band der „Wanderjahre in Italien": „Von Ravenna bis Mentana." 6. Aufl. 1903.

Digitized by Google

mit dem gewichtigen Werkzeuge, das dem Gregorovius seine archivalischen Studien darboten, arbeiten konnte, so hat er auf der anderen Seite mit dem scharfen Blick des Welt- und Menschenkenners in dem Charakter des Volkes zu lesen gewußt und die großen Uebereinstimmungen feinsinnig herausgefühlt, die zwischen dem Wesen jeder Landschaft und dem seiner Bevölkerung bestehen.

Diese feinen, gleichsam intuitiven Unterströmungen, die seiner Darstellung Blut und Farbe verleihen, haben sein Buch über Sizilien auch den Italienern sehr sympathisch gemacht. Der Schreiber dieser Zeilen hat es (vor nunmehr 15 Jahren) unter Mitwirkung von Giuseppe Rigutini ins Italienische übersetzt[4]) und seitdem oft genug hören können, wie viel selbst Sizilianer aus ihm über ihre eigene Insel lernen konnten und mit welchem dankbaren Enthusiasmus sie das feine Verständnis rühmten, mit dem der deutsche Verfasser die Geschichte, das soziale Leben und die Landschaft Siziliens aufgefaßt und dargestellt habe. Der bekannte Folklorist Professor Giuseppe Pitrè in Palermo hat dieser italienischen Ausgabe einen Anhang über die Geschichte von Palermo, die von Schneegans nur flüchtig hatte gestreift werden können, mit auf den Weg gegeben, der in deutscher Uebersetzung nun auch der zweiten Auflage des Buches einverleibt worden ist. Hierdurch hat diese neue, von Prof. Heinrich Schneegans in Würzburg besorgte Ausgabe des väterlichen Werkes eine willkommene Ergänzung und Abrundung erfahren und führt den Leser nun in gleichmäßig orientierender Weise über die ganze trinakrische Insel hin. Man nehme dazu noch die „Siciliana"[5]) von Ferdinand Gregorovius zur Lektüre vor, ehe man sich anschickt auf der Insel zu landen, und man wird hinreichend gerüstet sein, um nicht stumpfen Geistes auf diesem Boden zu wandeln, der mehr als ein anderer in Europa „vom Blut der Zivilisationen pulst und lebt."

Dann wird man auch ein Auge haben für den guten Kern, der selbst bei dem heutigen trostlosen sozialen Zustand in dieser Bevölkerung steckt, und Erbarmen empfinden über all das Elend, das dort unter festlicher Hülle so oft sich birgt. „Wenn es heute monumental versteinert erscheint," sagt Gregorovius von Italien im allgemeinen, „es wird diese Maske sprengen. Dieses unerschöpfte Saatfeld der Kultur hat noch eine andere Mission als diese: der Kirchhof großer Vergangenheit zu sein. Der glänzende Lebensgeist dieser Nation voll Kraft und Schönheit wird, so hoffen wir, wieder erscheinen wie zu Dantes und Raffaels Zeit." Soll diese Prophezeiung, an deren Erfüllung jeder Italiener heute feuriger denn je glaubt, auch auf die Insel Sizilien und ihre Bewohner sich mit beziehen? Die Norditaliener selbst sind bekanntlich allzusehr geneigt, ihren nunmehrigen Staatsgenossen aus dem tiefsten Süden alle Befähigung zu einem gesunden kulturellen Vorwärtsschreiten abzusprechen. Sie empfinden in einem nicht unberechtigten Gefühl des Regionalismus die Zusammenschweißung der lebenskräftigen nördlichen Teile des italienischen Vaterlandes mit dem unter der Burbonenherrschaft verwahrlosten und herabgekommenen südlichen als ein hinderndes Moment für die geradlinige Weiterentwicklung der gesamten Nation in politischer wie wirtschaftlicher Hinsicht. Und in der Tat lassen viele Vorkommnisse im politischen wie sozialen Leben des heutigen apenninischen Königreiches darauf schließen, daß die Hauptquelle aller Korruption und aller kulturfeindlichen Bestrebungen im Süden des Landes fließt. Aber doch soll man auch an dieser Bevölkerung nicht verzweifeln. Hippolyte Taine, der einen scharfen Blick für Rasse und Persönlichkeit hat, sagt in seiner „Reise in Italien"[6]) einmal ganz richtig von dem süditalienischen Volksschlag: „Man braucht auf der Straße oder draußen im Lande nur die Gesichter der Bauern und Mönche zu betrachten: Klugheit und Tatkraft leuchten daraus hervor; es ist unmöglich, sich dem Gedanken zu entziehen, daß hier das Gehirn voll und der Mensch vollkommen ist. . . . Die Bildhauer versichern, daß sie, entkleidet, gesundes festes Fleisch wie in der Antike haben, während die Muskeln jenseit der Berge schlaff und häßlich sind. Man kommt in Wahrheit schließlich so weit zu glauben, daß diese Leute die alten Römer des Papirius Cursor oder die Bürger der furchtbaren mittelalterlichen Republiken seien, das heißt, die bestbegabten, zum Erfinden und Handeln fähigsten Menschen, welche jetzt unter die Kutte, das Bedientenkleid oder die Lumpen geraten sind, und ihre großen Fähigkeiten zum Litaneiensingen, Intrigieren, Betteln und zum eigenen Verderb verwenden. . . . Inmitten des Sumpfes sieht man noch das lebendige Wasser hervorsprudeln. . . ." Wird auch der Blick des Politikers und Volkswirtschaftlers diese Eigenschaften der ungebrochenen Rasse in dem Süditaliener oder gar in dem Sizilianer auffinden, die das Auge des Künstlers Taine dort entdeckte? Das ist eine Frage, die auch die Italiener heute weder mit Ja noch mit Nein werden beantworten können.

O. B.

[4]) Die Uebersetzung ist im Verlage von G. Barbèra, Florenz 1890, erschienen.

[5]) Dritter Band der „Wanderjahre in Italien". 8. Aufl. 1903.

[6]) I, S. 312. Wir zitieren nach der deutschen Uebersetzung von Ernst Hardt, die in zwei Bänden bei Eugen Diederichs in Leipzig 1904 erschienen ist.

Theodor Fontane in seinen Briefen.

Von Josef Ettlinger (Berlin).

Sechs und ein halbes Jahr sind seit Fontanes Tode, fünfundachtzig seit seiner Geburt verstrichen, und noch hat sich kein Biograph für ihn gefunden: ein erstaunliches Faktum, wenn man bedenkt, daß Gerhart Hauptmann schon mit 34 Jahren der Held einer stattlichen Biographie ward, und daß fast jeder unserer jüngeren Dichter und Erzähler bis heran zu Gustav Frenssen schon mindestens in einer Heroldschrift bio- oder monographisch behandelt worden ist. Zwar weiß man, daß wir ein gründliches Fontane-Buch dermaleinst von Paul Schlenther zu erwarten haben, dem Mitverwalter seiner literarischen Hinterlassenschaft und langjährigen Freunde seines Hauses. Aber bis wann dieser vielbeschäftigte Theaterleiter, der zunächst noch die längst fällige Schuld einer Theatergeschichte des 19. Jahrhunderts einzulösen hat, zu dem biographischen Werke kommen mag, das auf ihn wartet, ist nicht abzusehen.

Und das ist, vom Standpunkt des Fontane-Verehrers angesehen, nicht einmal ein so großer Verlust. Denn — Schlenthers feine Feder in Ehren, aber es wird ihm kaum möglich sein, dem Charakterbilde des Dichters, wie es die kürzlich veröffentlichten „Briefe an seine Familie" widerspiegeln,[1]) irgend einen wesentlichen Zug hinzuzufügen. Wer diese beiden Bände Briefe gelesen hat, hat Fontanes Biographie gelesen, besser gesagt, seine Selbstbiographie. An seine beiden autobiographischen Bücher, „Meine Kinderjahre" und „Von Zwanzig bis Dreißig", schließt sich diese Familienbriefsammlung ziemlich genau an, da sie die Jahre von 1852 bis zu seinem Tode umfaßt, und es war ein feiner und sehr glücklich ausgeführter Gedanke seiner Nachlaßhüter, ihn so gleichsam d'outre-tombe seine Selbstbiographie durch eine wohlausgewählte Mosaik aus seinen vertrauten Briefen zu Ende schreiben zu lassen.

Ende der 40er Jahre hatte der damals Dreißigjährige die Beschäftigung in der lateinischen Küche mit der deutschen Schriftstellerei vertauscht, und nach längerer Wartezeit auf eine kleine Anstellung im Preßbureau des Ministeriums hin seine Braut Emilie Rouanet-Kummer heimgeführt. Schon anderthalb Jahre danach mußte er sich von seinem „Milchen" und dem neugeborenen Söhnchen trennen, weil man ihn in einer journalistisch-offiziösen Mission nach London schickte. Mit den ersten Briefen von dieser (zweiten) Englandreise setzt die nunmehr gesammelte Korrespondenz ein, überspringt dann drei Berliner Jahre, um sich abermals von London aus fortzusetzen, wo die

[1]) Zwei Bände. Berlin, F. Fontane u. Co.

Digitized by Google

Jahre von 1855—1858 (diesmal mit den Angehörigen, die später nachkamen) verbracht wurden. Das folgende Jahrzehnt, bis zum französischen Kriege, umfaßt die Zeit, in der Fontane teils als Auslandsredakteur der Kreuzzeitung, teils mit den ersten Bänden seiner „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ beschäftigt war. Hier sind neben der Gattin vielfach Mutter und Schwester die Adressaten. Dann starb die Mutter, die Schwester, Lieschen, verheiratete sich, und von 1876 ab stellen sich die ersten Briefe an die herangewachsenen älteren Söhne und an die damals 16jährige Tochter Martha ein, von denen die letztere im Laufe der Jahre immer mehr zur Vertrauensperson und zum Liebling des Vaters aufrückt, um etwa von 1884 ab dauernd den Löwenanteil unter den Briefempfängern davonzutragen.

Die Linie dieses langen Dichterlebens, zu dem die 376 „Briefe an die Familie“ den Kommentar liefern, ist ohne starke Krümmungen verlaufen. Die Jahre in England, ein denkwürdiges Symposion-Gastspiel bei König Maximilian II., das die erwartete Berufung doch nicht zur Folge hatte, die Kriegsgefangenschaft in Frankreich, der Tod des ältesten Sohnes — das sind fast die einzigen Höhepunkte oder stärkeren Ereignisse, die darin hervortreten. Große Begebenheiten oder zeitgeschichtliche Memoiren haben die Briefe also nicht zu bieten. Ihr unvergleichlicher Reiz liegt vielmehr in der unmittelbaren Offenbarung einer Persönlichkeit von Geist und Herz, die mit dem Zauber einer seltenen Mitteilungsgabe einen überlegenen Humor und das feinironische Lächeln eines liebenswürdigen Skeptikers verbindet: jene Mitteilungsgabe, jenen Humor und jene Lebensweisheit, die dem Leser von Fontanes Romanen, besonders der späteren, als der beste Teil seines Wesens bekannt ist.

Zwei Lebensfaktoren vor allem treten in diesen seinen Briefen immer wieder mit einer gewissen leitmotivischen Betonung hervor: sein Beruf und seine Ehe. Mit beiden hat er es nicht leicht gehabt, mit beiden hatte er sich innerlich oft und nicht ohne Bitterkeit auseinanderzusetzen, und in beiden hat er sich doch trotz allem seiner ganzen Natur nach glücklich gefühlt. Wiewohl die Gefährtin seines Lebens in der ganzen Briefsammlung selbst nie zu Worte kommt, lernt man ihren eigentümlichen, widerspruchsvollen Charakter aus zahlreichen Urteilen, Apostrophen und Glossen in den an sie gerichteten Briefen mit vollendeter Deutlichkeit kennen und gedenkt mit Hochschätzung der Frau, die klug und großdenkend genug war, eine ganze Anzahl für sie keineswegs schmeichelhafter Briefe noch selbst vor ihrem Tode für die Oeffentlichkeit zu bestimmen, weil sie eben für den Schreiber noch viel charakteristischer sind als für die Adressatin. Sie durfte das um so eher, als es im Grunde fast immer nur Aeußerlichkeiten waren, die das Einvernehmen der Gatten störten, vor allem die Existenzsorgen, die aus dem Leben des Ehepaares bis ins höhere Alter hinein nie ganz verschwanden. Fontane selbst besaß in diesen Dingen einen gewissen optimistischen Fatalismus, gepaart mit einem festgewurzelten Selbstvertrauen, der sich auch fast immer als berechtigt erwies, und es reizte und verletzte ihn deshalb, wenn Frau Emilie, immer wieder zweifelnd in die Zukunft sah und ewig in der Sorge schwebte, daß Einkommen und Auskommen sich nicht die Wage halten könnten. Sie war offenbar überhaupt eine Natur, die leicht ins Extreme ging und zu Inkonsequenzen und Uebertreibungen ebenso neigte wie ihm solche verhaßt waren. In den ersten Jahren tragen seine kleinen Zurechtweisungen und Repliken noch einen mehr erziehlichen Charakter, später fügt sich seine Resignation in Eigenschaften, die nicht zu ändern sind, immer mehr und mehr, und eine sokratische Ironie, die übrigens in ihren Ausdrucksformen stets kavaliermäßig bleibt, würzt die gelegentlichen Repliken auf Vorwürfe oder Klagen. An die Mutter schreibt er einmal von seiner Frau nach achtjähriger Ehe: „Witzig ist sie wirklich, aber sie ist zu gleicher Zeit in allem, was sie sagt, so hin- und herhuschig, so planlos, so unselbständig, so abhängig vom Moment und von jedem neuen Einfall, der ihr durch den Kopf geht, daß eine Unklarheit entsteht, die mich mitunter aufs höchste ärgert. Ich mag darin oft hart und ungerecht sein, aber der Grund ist au fond schmeichelhaft für Emilie und liegt darin, daß ich von ihren Fakultäten eine zu gute Meinung habe.“ Es ist aber bezeichnend für Fontanes stets, auch im Unmut, ritterliche Art, daß er sich seiner Frau gegenüber kaum jemals zu so direkt verurteilenden Worten hinreißen läßt. „Ich bitte Dich auch dringend,“ fügt er etwa einer abfällig-kritischen Bemerkung hinzu, „das Vorstehende nicht als Anklage, sondern bloß als Versuch einer psychologischen Erklärung auffassen zu wollen.“ Oder er verzuckert die Pille durch irgend ein liebenswürdiges Wort, durch einen Vordersatz, auf den dann erst das Aber folgt. Im allgemeinen betrachtet er Frau Emiliens ständigen Stimmungswechsel mehr vom Gesichtspunkt der „Naturerscheinung“, und es gehört zu den großen Seltenheiten, wenn er so verhältnismäßig scharfe Worte findet wie diese: „Meine liebe Frau, es ist im großen und ganzen das alte Lied. Du reizest mich bis aufs Blut und wunderst Dich hinterher, wenn ich heftig und bitter werde; Du machst ein böses Gesicht und wunderst Dich, wenn ich Dir aus dem Wege gehe; Du verhältst Dich ablehnend und wunderst Dich, wenn ich nicht zärtlich bin. Natürlich bin ich auch zu Zeiten unzärtlich, ohne vorher einer Nüchternheit begegnet zu sein; aber das ist nicht zu ändern, weil es ebenso in der menschlichen Natur wie ganz besonders in unseren Lebensverhältnissen liegt. Wenn ich bei einer Arbeit nicht von der Stelle kann oder das Gefühl des Mißlungenen habe, so bedrückt das mein Gemüt, und aus bedrücktem Gemüt heraus kann ich nicht nett, quick, elastisch und liebenswürdig sein. Aber das müßtest Du auch, wenn Du Dich ein bißchen auf meine Art verstündest, gar nicht von mir fordern. Daß ich Dich liebe, weißt Du; daß ich es Dir tausendfältig gezeigt habe, wirst Du nicht wohl bestreiten können. An diesem schönen Bewußtsein müßtest Du genug haben und als kluge Frau wissen, in 24 Stunden ist das alles vorüber. Statt dessen zeigst Du Deine ganz und gar unberechtigte Verstimmung, die mich nun erst wirklich verdießlich und aus dem tristen Tag eine triste Woche macht. Wenn Du doch all dies einsehen, wenn Du Dich doch nicht in der Vorstellung verblenden wolltest, daß Du eine arme, zurückgesetzte Kreuzträgerin wärest. Es ist ja alles bittere Thorheit; Du bist ein durch Deinen Mann, Deine Kinder, Deinen Lebensgang und Deine Lebensstellung unendlich bevorzugte Frau. Es gibt wenige, die es so gut getroffen haben. Daß Du das Glück nach der Zahl der Geldrollen bemessen solltest, für so inferior halte ich Dich nicht, habe auch keine Ursache dazu.“

Dieser Brief aus dem Sommer 1876 hängt mit dem einzigen ernsthaften Zerwürfnis zusammen, das längere Zeit zwischen den Gatten bestand und daher rührte, daß Fontane die gut besoldete Stellung eines Sekretärs der kgl. Akademie schon nach kurzer Dienstzeit zum Kummer seiner Frau freiwillig wieder aufgegeben und damit sein Lebensschiff aus dem Hafen des sicheren Staatsamtes wieder auf die schwanken Wellen eines freien Schriftstellerdaseins hinausgetrieben hatte. Daß Frau Emilie, die ihrem Gatten in der bis dahin 25jährigen Ehe vier Kinder geschenkt und großgezogen hatte, über diesen neuen Sprung ins Dunkle bekümmert und enttäuscht war, läßt sich ihr nicht so sehr verdenken; denn wenn man sich auch immer über Wasser gehalten hatte, so war es doch kein leichtes Stück gewesen; die Briefe geben vielfach Zeugnis davon. Auf vierzig Taler Monatsgehalt hin hatte man nach fünfjähriger Wartezeit geheiratet, dann nötigte die Kargheit der Mittel das junge Familienoberhaupt Jahr und Tag, allein in London zu leben, weil die dortige teure Lebenshaltung ihm nicht gestattete, bei hundert Taler Monatsgehalt auch Frau und Kind mit hinüberzunehmen. Als ihre zweite Entbindung vor der Tür stand, sah er sich vor der Notwendigkeit, von London aus „durch Brand- und Bettelbriefe noch vierzig Taler aufzutreiben“. Ueber die „Unteroffizierswirtschaft“ und Gehaltknauserei der preußischen Regierung, die ihn zwang, in der Themsestadt „mit klumpigen Stiefeln, altmodischem, etwas abgeschabtem Frack und gar keinen oder schmutzigen Hand-

Digitized by Google

schuhen“ und in einem nur noch in der Dunkelheit tragbaren Pelz herumzulaufen, regte er sich umsomehr auf, als an der Spitze des Kultusministeriums damals sein Berliner „Tummel“-Genosse Heinrich Mühler stand. Jahrelang mußte er dann in Berlin sich und die Seinen mit Privatstunden in verschiedenen Fächern und mit Privatvorlesungen über deutsche Literatur erhalten. Etwas besser wurden die Verhältnisse erst durch das Engagement bei der Kreuzzeitung, das freilich mit seinem Gehalt von anfangs 600, später 900 Talern auch zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig war: allerhand schriftstellerische Arbeiten, insbesondere die „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ und die im Auftrag eines Berliner Verlags geschriebenen Bücher über die Kriege von 1864 und 1866, nebst einem Jahreszuschuß des Kultusministeriums von 300 Talern (der ihm 1868 wieder entzogen wurde) mußten den nötigen Unterhalt verschaffen helfen. Auch die Kreuzzeitungs-Stellung gab Fontane schließlich durchaus freiwillig auf, weil er sich von der ganzen Haltung des Blattes mehr und mehr abgestoßen fühlte, und auch über diesen Schritt kam es zu ziemlich heftigen Auseinandersetzungen zwischen ihm und seiner Frau; aber er wußte, was er tat und wollte, und ließ sich nicht beirren. „Du mußt Dich,“ schreibt er ihr, „mit zwei Gedanken ernstlich auszusöhnen trachten, damit nämlich, daß wir erstens ein *armes*, zweitens ein *unsicheres* Leben zu führen haben werden, wie wir es bis jetzt geführt haben. Das klingt nun freilich wenig verlockend, selbst die *arme* Existenz soll auch noch eine *unsichere* sein; aber wenn man sich zum Leben richtig zu stellen weiß, wenn man Mut, Freudigkeit und Gottvertrauen hat, so darf ich wohl sagen: der Satz *klingt* trauriger, als er ist. Im großen und ganzen leben wir nach diesem Rezept 20 Jahre, und trotz Armut und Unsicherheit, welch bevorzugtes Leben haben wir geführt! . . . Ja, ich gehe soweit, den paradox klingenden Satz aufzustellen, daß sehr viel von dem Schönen, Aparten, Poetischen, das wir in den letzten 15 Jahren erlebt haben, in der Armut und Unsicherheit unserer Existenz seine Wurzel hat.“

Wenn Fontane selbst unter der materiellen Beengtheit seiner Existenz litt, so war es keineswegs der Entbehrungen wegen, die sie mit sich brachte, sondern einmal, weil er alles haßte, was „kleiner Stil“ war, alles Bettelhafte, Kleinliche oder, wie er es auf berlinisch nannte, „Poplige“; sodann aber, weil er sich seines Könnens und seiner Gaben durchaus bewußt war, ohne an Ueberhebung zu leiden, und deshalb das Mißverhältnis zwischen der Stellung, die ihm zugekommen wäre, und der, die er einnahm, oft bitter empfand. „Ich fühle, daß ich mehr Poet, als Bedienter bin,“ schreibt er in einem Londoner Brief im Hinblick auf eine geleistete Berichterstatterarbeit, die er unter seiner Würde fand. „Es liegt etwas unendlich Bitteres darin,“ muß er sich noch als fünfzigjähriger Mann gestehen, „daß man mit all dem Wissen und technischen Können, das man sich selber gegeben hat, doch weit hinter dem Kontoristen eines größeren Geschäfts zurückbleibt.“ Die Erinnerung an jene Londoner Zeit preßt ihm noch 1870 gelegentlich den Stoßseufzer ab: „Damals an der Schwelle des besten Lebensabschnittes, jetzt auch wieder, aber *an der Tür gegenüber*. Und was ist das Resultat der achtzehn Jahre, die zwischen heute und damals liegen! Ich will es nicht unterschätzen; in mancher Beziehung reicht es bis an meine Hoffnungen heran und übertrifft sie selbst, aber sich durch ein mutiges, arbeits- und mühevolles Leben nichts als Sorge für das Alter errungen zu haben, ist doch, nach der Seite des äußeren Erfolges hin, zu wenig.“

Die Sorge ums Brot war denn auch hauptsächlich der Grund gewesen, der Fontanes dichterische Produktion so lange aufhielt und sie erst eine so späte Blüte erleben ließ. Es ist heute bekannt, daß sein erster — übrigens mit Unrecht viel zu wenig gekannter — großer Roman „Vor dem Sturm“ bereits 1864 begonnen wurde und erst nach länger als einem Jahrzehnt endlich abgeschlossen werden konnte. Die nötige Muße dazu fehlte, aber wohl auch die Luft, viel Zeit an eine so ungewisse, vielleicht erträgnislose Arbeit zu wenden. Schrieb er doch nach der Lektüre eines heute längst verschollenen Romans von Parisius noch 1874 die Worte: „Betrüblich hat mich nur das eine gestimmt: solch Buch kommt und geht und lebt nicht viel länger als ein Leitartikel oder eine Theaterrezension. Die Frage muß sich einem aufdrängen: verlohnt es sich, dergleichen zu schreiben? Seit zwanzig Jahren redet man auf mich ein: „schreibe deinen Roman“; ich will froh sein, wenn er nicht schlechter wird als dieser, und doch läßt sich's nicht leugnen: es ist wie ein in den Teich geworfener Stein. Plumps, ein paar Ringe, und nach fünf Minuten ist alles wieder still und glatt. Was gibt mir ein Recht, anzunehmen, daß ich es besser machen oder mehr Glück haben werde? Meine „Wanderungen“ haben den einen großen Vorzug, als etwas relativ Originelles dazustehen, während Romane, selbst gute, im Dutzend verschwinden.“

Es dauerte überhaupt sehr lange, bis Fontane an seinen Dichterberuf innerlich glauben lernte. In seinen jüngeren Jahren dachte er in diesem Punkte bis zur Selbstunterschätzung bescheiden und hielt sich im Reiche der Dichtung nur für ein „kleines Kirchenlicht“. Noch aus London schrieb er 1857 seiner Frau: „Das Dichten ist eine herrliche Sache, und ich werde mich nie den Eseln zugesellen, die hinterher das Feld bespotten, auf dem sie Fiasko gemacht haben. Aber nur *große dichterische* Naturen haben ein Recht, ihr Leben an die Sache zu setzen. Ich bin gewiß eine dichterische Natur, mehr als tausend andere, die sich selber anbeten, aber ich bin keine große und keine reiche Dichternatur. Es drippelt nur so. Der einzelne Tropfen mag ganz gut und klar sein; aber es ist und bleibt nur ein Tropfen, kein Strom, auf dem die Nationen fahren und hineinsehen in die Tiefe und in das himmlische Sonnenlicht, das sich darin spiegelt. Ich bin eine gute Sorte Sonntagsdichter, der sein Pensum Wochenarbeit zu machen und dann einen Reim zu schreiben hat, wenn ihm Gott einen gibt, der aber die Welt weiter nicht kränkt, wenn er's unterläßt.“ Erst im Laufe der Jahre festigte sich in ihm das Bewußtsein dessen, was ihm dichterisch gegeben war, und die Unzufriedenheit über mangelnde Anerkennung, die er seiner Natur gemäß nach außen hin sorgfältig verschloß, dringt später, als es über die Schwelle der Sechzig und höher hinaufgeht, ab und zu in den vertraulichen Briefbekenntnissen durch. 1879 stellt er fest, wie wenig Glück er eigentlich in seiner literarischen Laufbahn gehabt habe. Abgesehen von den „Wanderungen“ hatten ihm nur die Balladen „Männer und Helden“ einen wirklichen Erfolg gebracht, darunter die in alle Anthologien aufgenommenen Lieder vom alten Zieten und Derfflinger. „Und nun vergleiche damit, was ich davon gehabt habe. Ich meine nicht an Geld, nein, auch an Ehre, Name, Anerkennung. Die Wenigsten wissen, daß ich diese Sachen geschrieben habe. Dies Schicksal begleitet mich nun durch dreißig Jahre. Die Sachen von der Marlitt, von Max Ring, von Brachvogel, Personen, die ich gar nicht als Schriftsteller gelten lasse, erleben nicht nur zahlreiche Auflagen, sondern werden auch womöglich ins Vorder- und Hinterindische übersetzt; um mich kümmert sich keine Katze. Es ist so stark, daß es zuletzt wieder ins Lächerliche umschlägt. Und das rettet mich, sonst würd' ich leberkrank.“ Dann, nach ein paar Jahren, fühlt er wohl selbst: „Ich sehe klar ein, daß ich eigentlich erst beim 70er Kriegsbuche und dann bei dem Schreiben meines Romans („Vor dem Sturm“ ist gemeint) ein *Schriftsteller* geworden bin, d. h. ein Mann, der sein Metier als eine *Kunst* betreibt, als eine Kunst, deren *Anforderungen* er kennt. . . . In poetischen Dingen hab' ich die Erkenntnis dreißig Jahre früher gehabt als in der Prosa; daher lese ich meine Gedichte mit Vergnügen oder doch ohne Verlegenheit, während meine Prosa mich beständig geniert und erröten macht.“

Die kluge Erkenntnis seiner Begabungsgrenzen, die ihn nie verließ, schloß sonach das Gefühl seines wirklichen Wertes keineswegs bei ihm aus. Daß er kein Autor für

Digitized by Google

„the Million" war, machte ihm keinen Kummer, und noch mit vierundsechzig hat er das Vertrauen auf seine Zukunft nicht verloren. „Wenn ich nur noch siebzehn Jahre lebe, was doch möglich ist, so werd' ich d o c h durchdringen. In einigen Köpfen fängt es bereits an, zu tagen," schreibt er nach der Vollendung von „Graf Petöfy" und stellt mit Bezug auf diese Arbeit „erhobenen Hauptes" die Frage: „Wer ist denn da, der dergleichen schreiben kann? Keller, Storm, Raabe, drei große Talente — aber sie können d a s gerade nicht. Ich kenne nur drei, die 's könnten: Heyse, Hopfen, Spielhagen. Heyse würd' es vielleicht besser machen, aber schwächlicher, Hopfen vielleicht besser, aber verrückter, Spielhagen vielleicht besser, aber spielhagenscher. Und so denk' ich: man nehme es, wie es ist, tadle, was nichts taugt, und freue sich an dem, was gelungen ist."

Gegen Tadel war niemand weniger empfindlich als Fontane. „Es ist lächerlich, anzunehmen, daß alles, was man schaffe, wunderschön und unsagbar interessant sei.... Nur immer sein Bestes tun, darauf kommt es an." Und er ermuntert deshalb z. B. seine Kinder geradezu, mit ihrer offenen Meinung über seine Arbeiten nicht aus falscher kindlicher Pietät zurückzuhalten. „Ja," schreibt er seiner Tochter, nachdem sie ihm mit einigem Zögern ihre Bedenken gegen einzelnes in „Schach von Wuthenow" ausgesprochen hat, „ich darf es geradezu aussprechen, daß ich einen klugen, wohlmotivierten Tadel, der das Talent und die Schreibeberechtigung in jedem Wort anerkennt und nun erst zu Aeußerungen seiner Bedenken übergeht, daß ich solchen Tadel lieber habe als uneingeschränktes Lob, gegen das ich immer mißtrauisch bin."

Ganz verschwindend selten spricht sich der Dichter über seine Schaffensweise, über Entstehung und Konzeption seiner Werke aus: er liebte es nicht, von ungelegten Eiern zu reden. Auch Urteilen über andere Autoren begegnet man selten, nur da und dort Bemerkungen über die jeweilige Lektüre: Scott, den er ungemein verehrte, Zola, den er bewunderte, ohne ihn zu lieben, Turgenjew, dem er das Recht zum Novellenschreiben abspricht, so sehr ihm seine stilistische Kunst einleuchtet, oder Lindau, dessen „Arme Mädchen" ihm seinen eigenen ersten Berliner Romanen stoffverwandt erscheinen, aber die ungebührlich bescheidenen Worte entlocken: „Er beherrscht diese Welt ganz anders wie ich, und ich stehe, was Wissen, Eingeweihtsein, Anschauungen u. s. w. angeht, wie ein Waisenknabe neben ihm. Aber in diesem bloß halben Wissen und in dem Gezwungensein, dichterisch nachzuhelfen, stecken auch wieder meine Vorzüge."

Er kannte sich überhaupt sehr gut und sehr genau und besaß die Kunst der Selbstbeobachtung in ebenso hohem Grade wie die der Beobachtung anderer. Dieses völlige Imklarensein über sich selbst gibt den Briefen ihre merkwürdige innere Einheitlichkeit, derart, daß die von 1898 noch ganz dasselbe Wesen wiederspiegeln wie die ersten aus den 50er Jahren. Eine Fülle von Reflexen kluger Selbstcharakteristik fällt aus dieser intimen Korrespondenz auf den Schreiber, der übrigens noch einer der immer seltener werdenden passionierten Briefschreiber war und sich mit Recht ein in der Familie erbliches „talent épistolaire" in besonderem Grade zuschreiben durfte. Ein ganzes Brevier von Aphorismen, Einfällen und Aussprüchen über Gesellschaft, Kunst, Politik, über Patriotismus, Adel, Judentum, England, Bismarck u. v. a. ließe sich aus diesen Briefen schöpfen, das Brevier einer lebensklugen, wohlbefestigten, für alles Allzumenschliche toleranten Spaziergängerphilosophie, die sich allem dionysischen Drange ebenso fern fühlt wie den baumwollenen Herdengefühlen des Bourgeois-Philisters, einer göttlichen Prinzipienlosigkeit, die weder von einem moralischen noch einem ästhetischen Winkelmaß etwas wissen will und nur zwei Dinge in der Welt nicht verträgt: Aerger und Sentimentalität.

Hat man sich den ganzen zweibändigen Briefschatz zu Gemüte geführt, so ist man um die Bekanntschaft mit einem langen, meist karg und schmal zugeschnittenen, aber tapfer, stolz und aufrecht durchgeführten und im späteren Verlauf mit einer überraschenden Erntefülle gesegneten Dichterleben reicher und hat unter tausend Masken und Larven wieder einmal einen Menschen gefunden.

Bücher und Zeitschriften.

Schiller. Von F r i t z L i e n h a r d. (Die Dichtung, herausgegeben von Paul Remer. Band XXVI. Verlag von Schuster u. Löffler in Berlin.) M. 1.50.

Rechtzeitig in dem Jahre, das die Erinnerung an Schillers Heimgang wachruft, erscheint der Schiller-Band der bekannten kleinen Liebhaberbändchen der „Dichtung". Es ist schwer, dem Wesen Schillers noch neue Seiten abzugewinnen, und doch sind die Meinungen über unsere „Lieblingsdichter", oder waren es wenigstens vor einigen Jahren noch mehr als jetzt, recht geteilt. Auf knappem Raum ein individuell geschautes Bild des Dichters aus der Feder eines lebenden Dichters entworfen zu sehen, ist daher gegenwärtig gerade wieder doppelt interessant. Daß Lienhard diese Aufgabe mit inniger Hingabe an die Sache und mit liebevollem Sichversenken in den Geist Schillerschen Wesens erfüllt hat, darf man behaupten, ebenso, daß er sich nicht begnügt mit dem, was Große und Kleine schon in reicher Fülle über unseren Dichterfürsten gesagt haben, sondern den Wert der Arbeit darin sucht, tiefer und tiefer in das innerste Dichten und Trachten des M e n s c h e n Schiller einzudringen und die verschiedenen Aeußerungen seines Lebens und Schaffens auf eine einheitliche letzte Formel zu bringen. In diesen bedeutendsten und interessantesten Partien des feinen kleinen Buches erkennt man freilich den ganzen Lienhard. Es ist als ob dieser ehrlich strebende Dichter, der das dichterische Schaffen nicht als eine mehr oder weniger handwerksmäßig betriebene Geisteskunst, sondern als innerlich erlebtes Menschentum auffaßt, sich selbst hier sein leuchtendes Vorbild ausbaut. „Schiller und Goethe haben ihre hohe Welt erlebt. Ihr großes Menschentum gibt den wesentlichen Bestandteil zu ihrer großen Poesie" (S. 68). „Die höchste Tat bleibt immer die Läuterung der eigenen Persönlichkeit; das Finden und Ausbauen des Heiligtums, das in uns allen ist; das werktätige Ausstrahlen dieses Heiligen in die zu erobernde Welt." (S. 70.) Interessant ist, wie Lienhard den „Festspielton" der Schillerschen Werke, das Schiller manchmal vorgeworfene Pathos verteidigt: „Das ist alles keine „Rhetorik", kein „Pathos", das ist Energie des Empfindens und folglich auch Energie des Worteformens." Es wird Literaten, auch Dichter geben, die behaupten, man könne Schiller anders auffassen als Lienhard tut. Aber man wird Lienhard zugestehen, daß er ein durchaus einheitliches, ein harmonisches Bild Schillers zu zeichnen vermocht hat, das überdies den Vorzug überzeugender Kraft hat, und daß sein Büchlein, was ganz besonders wohltut, mit eigenem Herzblut und „mit jener Tugend, die uns nie entfliegt", geschrieben ist, warmen Herzens, voll Tiefe und Schönheit.

Jena. Dr. A. E l s t e r.

Vor der Katastrophe. Ein Blick ins Zarenreich. Skizzen und Interviews aus dem heutigen Rußland von H u g o G a n z. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten u. Loening 1904.

Unsere Anzeige kommt vielleicht etwas spät, aber keineswegs verspätet, denn in immer größerem Maße haben die Ereignisse die Aktualität des Buches gesteigert. Als vor etwas mehr als einem halben Jahre Hugo Ganz in seinem Buche „Vor der Katastrophe" uns eine Anzahl scharf gezeichneter, gut gesehener Bilder aus dem Zarenreiche brachte, konnte man noch glauben, der der Landessprachen unkundige Autor habe sich vielleicht von den Vorurteilen der Westeuropäer gegen russische Zustände verleiten lassen, zu sehr Grau in Grau zu malen. Wenige Monate — und die überall in dem weiten Reiche aufzüngelnden Flammen der Empörung, der unverhüllte Kampf zwischen der Regierung und dem eigenen Volke, der schon so viele Opfer gekostet und den Ministern vielleicht bedrohlicher erscheint als die Vorgänge im fernen Ostasien,

Digitized by Google

zeigen wie berechtigt des Verfassers trübe Auffassung der Lage war. Mit manchmal geradezu verblüffender Offenheit haben sich ihm eine Reihe urteilsfähiger Russen über die unhaltbaren Verhältnisse, die Unmöglichkeit einer Besserung der Zustände unter dem jetzigen Regime ausgesprochen. Ueber Bestechlichkeit und Selbstherrlichkeit der derzeitigen Beamten kursieren ja auch bei uns eine Anzahl bezeichnender Anekdoten, wie grausam aber die unbegrenzte Willkür dieser Leute mit den Schicksalen der rechtlosen Bürger dieses europäischen Kulturstaates spielt, wie unter dem ungeheuren Druck der Polizeiherrschaft jede bessere freie Regung, jede Initiative, jedes Vertrauen erstickt wird, zeigt uns das überaus lesenswerte Buch nicht überschwänglich und romanhaft, sondern kurz, klar und deutlich und deshalb vielleicht um so ergreifender. Aus dem Munde vorurteilsloser klardenkender Russen selbst erfahren wir die Tatsachen über die allgemeine und die Not jedes einzelnen Standes, die mühsam zurückgehaltene Verzweiflung der gebildeten Stände, die dumpfe Ergebenheit des Bauern, der die Willkür der Großen hinnimmt wie eine Laune des Geschickes und keinen Unterschied macht zwischen „einem Hagelschlag, der ihm seine Ernte verdirbt, und einer Obrigkeit, die ihn drangsaliert oder schädigt."

O

Allgemeine Rundschau.

Ausgrabungen auf Aegina.

n. b. Wie kürzlich telegraphisch gemeldet wurde, haben die unter Leitung des Professors *Furtwängler* von der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften (Bassermann-Jordan-Stiftung) veranstalteten Ausgrabungen auf Aegina soeben zur Entdeckung einer merkwürdigen prähistorischen Stadtanlage auf der Spitze des Oros, des höchsten Berges der Insel, geführt. Hier befand sich in historischer Zeit nur ein Altar des panhellenischen Zeus, dessen großes Heiligtum unterhalb des Oros durch dieselben bayerischen Ausgrabungen nachgewiesen wurde. In uralter Zeit aber befand sich oben rings um die Spitze herum eine ausgedehnte Ansiedelung, deren Haus- und Terrassenmauern zum Teil noch heute über den mit Geröll übersäten Boden emporragen. Diese prähistorische Stadt erhob sich malerisch in mehreren übereinander liegenden, zum Teil durch Treppen verbundenen künstlichen Terrassen, deren kyklopische Mauern, wie die Ausgrabung zeigte, zum Teil noch über drei Meter hoch stehen. Enggedrängt reihte sich Haus an Haus, mit einem zum Teil mehrere Meter tiefen uralten Schutte bedeckt, über den die klassische und die spätere Zeit nur eine dünne Schicht gebreitet hatte. — Das besonders Merkwürdige an den Funden in diesen alten Häusern ist die nahe, bisher in Griechenland noch nirgends nachgewiesene Verwandtschaft mit speziellen Eigentümlichkeiten der Schliemannschen Funde von Troja. So finden sich hier die für Troja so charakteristischen Gesichtsvasen, so der Vasendeckel mit Henkelgriff, so gewisse trojanische Verzierungsweisen der Vasen. In einem Hause wurde auch ein Schatzfund von Bronzegeräten gemacht, deren Typen (Sicheln, Messer, Meißel und Werkzeuge verschiedener Art) zum Teil neu und mannigfaltiger sind als die in Troja gefundenen. Ferner ist ein prächtiges Idol von bemalter Terrakotta zu erwähnen, eine Göttin, die von den gewöhnlichen mykenischen Idolen sehr verschieden ist. In den massenhaft gefundenen Vorratsgefäßen waren zum Teil noch verkohlte Cerealien enthalten. — Die Zeit der Blüte der Ansiedelung scheint, nach den gefundenen mykenischen Vasen zu urteilen, die der sechsten trojanischen Stadt gewesen zu sein. Wie der nahe Zusammenhang mit Troja zu erklären ist, bleibt weiterer Forschung vorbehalten. Jene alten Ansiedler auf der kegelförmigen Spitze des Oros-Gebirges, das vulkanischen Ursprungs ist, haben sich jedenfalls nicht nur eine gegen feindliche Angriffe sehr gesicherte, sondern auch besonders schöne Lage ausgesucht; die Orosspitze bietet bekanntlich eine der schönsten und weitesten Rundsichten in ganz Griechenland.

*

23. Kongreß für innere Medizin.

* **Wiesbaden, 12. April.** Als zweiter Berichterstatter sprach Professor F. *Martius* (Rostock) über die *Bedeutung der Vererbung und der Disposition in der Pathologie* mit besonderer Berücksichtigung der Tuberkulose. Die Bedeutung der Vererbung wird von einer Seite nur als wissenschaftlich interessante Frage, nicht als für den praktischen Arzt wichtig angesehen, von anderer Seite, vor allem von Rassenhygienikern, dagegen sehr hoch bewertet. Von Wichtigkeit ist vor allem eine Verständigung über die Begriffe Vererbung und Disposition. Was heißt Vererbung? Unter „vererbt" versteht die Biologie nur solche Eigenschaften, die als *Anlagen im Keimplasma der elterlichen Geschlechtszellen* enthalten waren. Die ganze Erbmasse des neuerstandenen Individuums steckt nach Form und Inhalt in den beiden nach der Kopulation miteinander verschmelzenden Geschlechtszellen, im Ei und in dem Samenfaden. Ist diese Verschmelzung vollendet, so ist der Akt der Vererbung erledigt. Was nunmehr im Mutterleib auf den wachsenden Embryo hinzukommt, ist eine äußere Einwirkung, z. B. Abschnürung eines Armes oder einer Ohrmuschel. *Angeboren* ist also der allgemeinere Begriff. Das Anlagekapital an geistigen und körperlichen Eigenschaften und Eigentümlichkeiten, das ein jeder mit auf die Welt gebracht, verdankt er beiden Eltern zu gleichen Teilen, die Mutter, die das Kind austrägt, kann wohl die Entwicklung modifizieren (hemmen, fördern), aber der fixierten Erbmasse nichts Neues, keine „Determinante" (Weismann) hinzufügen. Biologisch kann man daher, wenn von der Mutter her ein Bazillus auf die Frucht übergeht, von der Krankheit als einer angeborenen (kongenialen), nicht aber von Heredität (Erblichkeit) sprechen; die Habsburger Unterlippe, die Orleansnase ist ererbt, der Klumpfuß ist angeboren, im Mutterschoß erworben, aber nicht geerbt. In diesem streng-begrifflichen Sinne gibt es also keine hereditären Krankheiten. Die Bluterkrankheit, die man diesem Satz entgegenhält, ist keine Krankheit, diese Krankheit ist ja weder ein Wesen noch eine Eigenschaft, sondern ein Vorgang, der erst am ausgebildeten Gewebe besteht; der Bluter ist an sich kein Kranker, sondern ein mit einer sehr gefährlichen ererbten Gewebsbeschaffenheit Versehener und an sich Gesunder. *Nicht Krankheiten, wohl aber Krankheitsanlagen werden vererbt.* Aeußere Ursachen (Bazillen, Gifte) lösen Krankheiten nur aus, wenn sie auf vererbte Anlagen stoßen, wie auch die Studien über Immunität beweisen. Die *Disposition* (Anlage) ist kein mystisches Wesen, auch nichts Einheitliches, sondern *etwas sehr Variables*; jeder ist schließlich zur Lungenschwindsucht disponiert, nur der Grad der Widerstandsfähigkeit unterliegt den Schwankungen. Diese Krankheitsanlagen können natürlich im Einzelleben erworben werden, z. B. durch eine die Lungen überanstrengende Beschäftigung (Steinhauerarbeit).

Können nun diese *individuell erworbenen Anlagen vererbt werden?* Bei dem Begriff erblicher Belastung kann es sich ja nur um die Gefahr einer erblichen Uebertragung der Anlage zu derselben Krankheit handeln. Haben die Eltern nun ihrerseits eine Krankheit geerbt, nicht erst erworben, so ist die Chance der Kinder, an gleichen Leiden zu erkranken, natürlich eine sehr große. In dem Streit Weismann—Virchow stellt sich Martius auf die Seite des ersteren und *leugnet* die *Vererbbarkeit erworbener krankhafter Eigenschaften* bei dem artfest gewordenen, d. h. historischen Menschen. Die Tatsachenreihen, die dagegen angeführt werden: 1. Vererbbarkeit von äußerlichen Verletzungen, 2. erbliche Uebertragung experimentell beim Tier erzeugter Nervenkrankheiten, 3. erbliche Uebertragung individuell erworbener Immunität, werden von dem Vortragenden analysiert und zu Gunsten seiner Auffassung gedeutet. Alles was die Körperzellen (die überwiegende brutale Masse der Zellen) schädigt, ist vererbbar. Wenn aber neben den Körperzellen auch noch die feineren „Keimzellen" geschädigt werden, z. B. durch den Alkohol, dann wird die Nachkommenschaft geschädigt. Daher die Idioten, kurz die Entartung bei den Kindern von Alkoholikern. *Das biologische „Verantwortlichkeitsgefühl vor der Heiligkeit kommender Generationen"* muß noch zum lebendigen Faktor unseres sittlichen Empfindens werden. Vortragender behandelt noch weiter den populär schwer ausdrückbaren Ausdruck: Keimesvariation. (Das Original des Vortrages erscheint demnächst bei F. Deuticke-

Digitized by Google

Leipzig.) Daß ganz neue Eigenschaften oder Krankheitsanlagen bei der heutigen Menschheit vor unseren Augen entstehen, ist möglich, aber äußerst selten. Der historische Mensch hat sich nach Ottokar Lorenz weder physisch noch intellektuell irgendwie wesentlich geändert. Mit dem Uebermenschen hat es die Natur also nicht so eilig; die unsinnige Furcht vor Entartung der Rasse ist ebenso unbegründet wie die vor den Bakterien. Die wichtigen Determinanten sitzen im Keimplasma unserer Ahnen; M. empfiehlt das Lorenzsche Handbuch der Genealogie als grundlegend für alle diese Studien. Neben der Kontinuität des Keimplasmas, das die Art verbürgt, steht die Variabilität des Keimes, die jedem sein Gepräge gibt. In der zwölften Generation hat jeder Mensch 4096 Ahnen! Von ihnen hat er eine oder mehrere besondere Determinanten geerbt, die sich kombinieren! Wird jemand farbenblind geboren, so brauchen es seine Eltern nicht zu sein; daß es die Urgroßeltern gewesen, was so schwer nachzuweisen, genügt schon; dasselbe gilt für alle körperlichen und geistigen Eigenschaften, für Beschaffenheit von Haut und Haaren, Herz, Magen u. s. w. Es gibt daher (wie Steinmetz dem Marxismus gegenüber behauptet) **nichts Dümmeres als die Lehre von der angeborenen Gleichheit menschlicher Anlagen.** Wahrscheinlichkeitsrechnungen, kurz Durchschnittszahlenwerte, das sind die sogenannten Vererbungs-„Gesetze"; sie existieren als solche ebensowenig wie es „Spielgesetze" oder „Spielsysteme" in Monte-Carlo gibt.

Der „hygienische Standesbeamte" in der natürlichen Zuchtwahl kann nur die Häufung von Vererbung schädlicher Eigenschaften verhüten, nicht aber seinen Kindern gewisse Eigenschaften „anzüchten" wollen. Die Familie ist überdies ein sozialer, kein biologischer Begriff; die Familie Goethe ist ausgestorben; wer will aber sagen, in wieviel Menschen z. B. in Italien die Vererbungswerte dieses Genius fortleben und biologisch weiterwirken? Möglichst gute Gesamtkonstitutionen sollen für eine Ehe maßgebend sein. Martius geht dann noch weiter auf die Edingersche Theorie des Nervenaufbrauches ein sowie auf die Stoffwechselkrankheiten (Gicht, Zuckerkrankheit, Fettsucht) und auf die allgemeine Bedeutung des Konstitutionsproblems, das er als erster scharf formuliert. Alles krankhafte Wesen läßt sich bekämpfen; der Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten, gegen den Alkoholismus gibt der Rassenhygiene ein erreichbares Ziel und wirklichen Inhalt. Nicht willkürlich beherrschbar sind hingegen die Kombinationen der Vererbungselemente; je besser die Gesamtkonstitution der Eltern, desto größer die Aussicht auf gute Nachkommenschaft. Die allmächtige Natur sorgt besser, als wir es uns ausklügeln können, für die Erhaltung der Rasse. Ein resignierter Pessimismus hat nur Sinn unter Ueberbewertung des individuellen Einzelschicksals. Für die Menschheit erwächst als reifste Frucht biologischer Forschung und Betätigung — ein gesunder, lebendiger und tatkräftiger — Optimismus.

☙

Kleinere Mitteilungen.

* Der Archäologische Kongreß zu Athen ist Donnerstag geschlossen worden. Der Sekretär Homolle gab die Beschlüsse bekannt, darunter diejenigen, den nächsten Kongreß in Kairo abzuhalten und alle zwei Jahre zusammenzukommen. Der Unterrichtsminister Carapanos sprach das Bedauern des Kronprinzen aus, der Sitzung wegen des Besuches des Deutschen Kaisers in Korfu ferngehalten zu sein. Die Abteilung des Kongresses für byzantinische Archäologie wird einen Ausschuß einsetzen, der ein ikonographisches Album der Kaiser von Byzanz herausgeben soll. Auch soll ein gemeinsames Vorgehen der Museumleiter gegen Fälscher in die Wege geleitet werden. Nachmittags fand beim Minister Carapanos ein Gartenfest statt. In den nächsten Tagen werden gemeinsame Ausflüge zum Zwecke archäologischer Studien veranstaltet werden.

☙

Hochschulnachrichten.

hc. **Münster.** Der Privatdozent für römisches und deutsches bürgerliches Recht an der hiesigen Universität Gerichtsassessor Dr. Arnold Langen, bisher beauftragt mit der Abhaltung von Vorlesungen an der Universität Greifswald, hat den Professortitel erhalten.

* **Greifswald.** Der verstorbene Professor der Mineralogie an der hiesigen Universität Dr. Emil Cohen war 1842 zu Aakjaer in Jütland geboren; er studierte in Berlin und Heidelberg, wo er sich 1871 habilitierte. 1878 wurde er als außerordentlicher Professor und Direktor des petrographischen Instituts an die Universität Straßburg berufen. Seit 1886 wirkte er in Greifswald. Zu seiner Hauptaufgabe machte Cohen die Erforschung des mikroskopischen Aufbaues der Felsarten. Außer in einer Reihe von wichtigen Einzelstudien legte Cohen den Ertrag dieser Studien in der „Sammlung von Mikro-Photographien zur Veranschaulichung der mikroskopischen Struktur von Mineralien und Gesteinen" nieder. Während seiner Heidelberger Zeit schuf er mit Benecke eine „Geognostische Beschreibung der Umgegend von Heidelberg". Besonders zu vermerken ist noch seine „Meteoritenkunde". Cohen hat auch ausgedehnte wissenschaftliche Reisen unternommen, so bald nach seiner Habilitierung eine solche nach Südafrika.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin SW.

Soeben erschien:

Schillers Stellung

in der Entwicklungsgeschichte des Humanismus.

Von

Dr. Ludwig Keller,

Geheimer Archiv-Rat in Berlin-Charlottenburg.

Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft XIII. Jahrg. 3. Stück.

87 S. gr. 8. M. 1.50.

Schillers einzigartige Bedeutung liegt in der Vermählung der tiefsten philosophischen Gedanken mit der vollendeten poetischen Form, die ihn im Bunde mit der gewaltigen sittlichen Kraft seiner Persönlichkeit zu einem Herrscher über die Geister gemacht hat. Indem Keller in der obigen Schrift den Wurzeln der Schillerschen Gedankenwelt nachgeht, zeigt er an der Hand neuer Tatsachen, auf welchem Wege Schiller zum Vorkämpfer „edler Menschlichkeit" geworden ist. (13107)k

M. von Reusner
Prof. des Staatsrechts

Die russischen Kämpfe um Recht und Freiheit.

M. 2.20, geb. 3 (Porto 20 Pf.)
Gebauer-Schwetschke Druckerei und Verlag m. b. H., Halle a. S.

Bei Anknüpfungen geschäftlicher Verbindung oder bei Bestellungen, welche infolge der in der Allgemeinen Zeitung jetzt oder früher

erschienenen Ankündigungen

erfolgen, bitten wir unsere Freunde und Leser, sich gefl. ausdrücklich auf die

Allgemeine Zeitung
München

beziehen zu wollen.

Jahrgang 1905. München, Dienstag, 18. April. Nummer 91.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Ernst Karl Abbe, der Schöpfer des modernen Mikroskops.*)

Von S. Finsterwalder (München).

Mehr als ein halbes Jahrhundert, nachdem Fraunhofer das Fernrohr zu solcher Vollendung gebracht hatte, daß auch die Folgezeit kaum etwas daran zu bessern vermochte, ging das Mikroskop einer ähnlichen Vollkommenheit entgegen. Wie im Anschluß an Fraunhofers Leistung die astronomische und geodätische Beobachtungskunst ungeahnten Aufschwung nahm, so knüpft sich an die Vervollkommnung des Mikroskops eine durch die Fülle der erschlossenen Erscheinungen noch reichere und die daraus gezogenen Schlüsse noch einschneidendere Forschung auf dem Gebiete der Lebewesen. Der Mann, der am Abschluß der Entwicklung des Mikroskopes stand, der das Wesen seiner Wirkung aufgedeckt und die Grenzen der unmittelbaren Gesichtswahrnehmung abgesteckt hat, ist Ernst Karl Abbe, dessen Tod wir seit kurzem (15. Januar 1905) betrauern.

Gleich Fraunhofer ist er aus dem Arbeiterstande hervorgegangen. Am 23. Januar 1840 als Sohn eines Spinnmeisters in Eisenach geboren, zeigte er früh hohe Begabung. Er verließ 1857 das Eisenacher Realgymnasium mit besonderer Auszeichnung und studierte in Jena und Göttingen je zwei Jahre Mathematik, Physik, Astronomie und Philosophie. In Jena schloß er sich dem Physiker und Mathematiker K. Snell an; in Göttingen wirkten auf ihn in erster Linie der Physiker Wilhelm Weber, der Miterfinder des ersten Nadeltelegraphen, und der Mathematiker Bernhard Riemann, einer der tiefsten Denker aller Zeiten. Durch seinen Jenenser Lehrer Snell und den Universitätskurator Seebeck ermuntert, habilitierte sich Abbe 1863 in Jena und wurde 1870 außerordentlicher Professor der theoretischen Physik und Astronomie, sowie Leiter der Sternwarte.

Schon als Privatdozent hatte Abbe gelegentlich seiner Uebungen mit dem Universitätsmechaniker Karl Zeiß in Jena zu tun und er arbeitete sogar eigenhändig in dessen kleiner Werkstätte. Der Inhaber derselben, ein ungewöhnlich geschickter und tatkräftiger Mann, hatte sich schon seit einem Jahrzehnt mit dem Mikroskopbau abgegeben und Leistungen erzielt, die den besten seiner Konkurrenten ebenbürtig waren, aber das genügte ihm nicht. Er fühlte deutlich, daß der bis dahin ausschließlich handwerksmäßige Betrieb der Mikroskoptechnik im Grunde ein trauriger Notbehelf sei und daß die erzielten günstigen Ergebnisse meist auf Zufall beruhen. Je verwickeltere Mittel zur Erreichung des angestrebten Zweckes notwendig wurden, um so weniger bot das planmäßige Probieren Aussicht auf vollen Erfolg, da jede Abänderung zur Verminderung des einen Fehlers alsbald die Vergrößerung einer Reihe von anderen Fehlern im Gefolge hatte. Zeiß sah ein, daß nur eine gesteigerte theoretische Einsicht in das Wesen des Mikroskops zum Ziele, nämlich zur möglichsten Vervollkommnung führen konnte, und es gelang ihm, Abbe als Verbündeten zur Erreichung dieses Zieles zu gewinnen. Abbe war durch seinen Studiengang keineswegs für das ins Auge gefaßte Ziel besonders vorgebildet, und sicher hatten weder er noch Zeiß eine klare Vorstellung von der Größe der zu überwindenden Schwierigkeiten. Am Beginne seiner Arbeit stand Abbe nicht nur vor einem unbebauten Feld, es war auch der Zugang zu demselben durch das Dornengestrüpp fest eingewurzelter Vorurteile erschwert. Das übliche Werkzeug der geometrischen Optik, insbesondere die von dem großen Gauß (1841) geschaffene Theorie der dioptrischen Instrumente, erwies sich hier machtlos und konnte nur irreführen. Selbst die Erweiterung derselben, die Fraunhofer (1825) wohl schon im Besitze hatte und die später (1857) in der Hand des Münchener Mathematikers L. v. Seidel einen glänzenden analytischen Ausdruck fand, genügte für den vorliegenden Fall nicht, und nur der ungeheuere Rechenaufwand, mit dem der Wiener Mathematiker J. Petzval (1843) die Konstruktion des ersten brauchbaren photographischen Porträtobjektivs bewältigt hatte, konnte ein keineswegs einladendes Vorbild für die aufzuwendenden Mittel liefern. Der Grund liegt darin, daß schon die tastende Methode der alten Mikroskopoptik als sicheres Resultat ergeben hatte, starke Vergrößerungen ließen sich nur mit sehr weitgeöffneten Lichtbüscheln erzielen, während alle Theorien schmale Lichtbüschel zur Voraussetzung hatten. Indem nun Abbe zunächst eifrig bestrebt war, das rechnerische Werkzeug der Dioptrik den neuen Verhältnissen anzupassen und gleichzeitig den technischen Apparat der messenden Optik entsprechend zu gestalten, verdichteten sich die dabei gewonnenen Ergebnisse und Erfahrungen zu einer Erkenntnis, die für die Theorie des Mikroskops von weittragender Bedeutung ist, aber zu einer Weiterarbeit auf dem mühevollen Gebiet nicht anspornen konnte. Er fand 1873, daß die Vervollkommnung des Mikroskops eine bestimmte Grenze habe und daß die Lei-

*) Wir haben diesen Artikel über E. K. Abbe, der kurz nach dem Tode des unvergeßlichen Mannes geschrieben worden ist, bis heute zurückgestellt, um ihn in unmittelbarem Zusammenhang mit einer größeren, erst jetzt abgeschlossenen Abhandlung über Ernst Abbe als Sozialpolitiker, mit deren Veröffentlichung wir morgen beginnen werden, zu geben. Aus den beiden, nun sich eng aneinander anschließenden Würdigungen der Lebensarbeit des Gelehrten und des Sozialpolitikers werden unsere Leser einen vollen Gesamteindruck von der hervorragenden Persönlichkeit dieses deutschen Mannes empfangen, dessen „ganzes Leben eine sittliche Tat war“.

Die Redaktion der Beilage

Digitized by Google

stungen der tastenden Optik von dieser Grenze gar nicht einmal so weit entfernt seien. Anders als beim Fernrohr war eine Steigerung der Leistung darüber hinaus nicht mehr möglich und ein Erfolg, wie ihn Fraunhofer auf seinem Gebiete erzielt hatte, ausgeschlossen. Das gleiche Ergebnis fand 1874 auch Helmholtz auf Grund der Voraussetzung selbstleuchtender Objekte, die für das Mikroskop in der Regel nicht zutrifft. Die erwähnte Grenze ist durch die Natur des Lichtes, insbesondere durch die zwar kleinen, aber doch endlichen Abmessungen der Lichtwellen gegeben. Beim Mikroskop gelangt das Licht, vom Beleuchtungsspiegel zurückgeworfen, auf das durchsichtige Präparat und durchsetzt dasselbe, ehe es in das aus Objektiv und Okular bestehende optische System eintritt. Das Schattenbild, das wir hinter dem Präparat an einem passend aufgestellten Schirm auffangen könnten, ist es nun, was uns das vollkommenste Mikroskop in vergrößertem Maßstabe, das heißt unter größerem Gesichtswinkel zeigen kann. Solange die Lichtwellenlänge verschwindend klein gegenüber den Abmessungen der Einzelheiten des Präparates bleibt, ist das Schattenbild ähnlich. In dem Maße aber, wie die Einzelheiten feiner und damit den Lichtwellenlängen vergleichbar werden, wird das Schattenbild verschwommener; das Licht wird an den feinen Einzelheiten von der geraden Bahn abgelenkt, gebeugt, und zwar um so mehr, je kleiner sie sind, so daß schließlich hinter dem Präparat ein Gewirre von nach allen Seiten strahlendem Licht entsteht. Gelingt es dem Mikroskop, all dieses auseinanderstrebende Licht zu sammeln, und zwar so, daß Licht, das von einem Punkte ausgeht, wieder in einem Punkte vereinigt wird, so ist das Möglichste erreicht, und man sieht dann jenen Schattenriß, die sogenannte Beugungsfigur des Präparates, richtig vergrößert. Diese Beugungsfigur weicht immer etwas von der wahren Gestalt oder dem geometrischen Schattenriß des Präparates ab; wenn aber das Mikroskopobjektiv nicht imstande ist, alle gebeugten Strahlen aufzunehmen, so sieht man nicht einmal mehr die Beugungsfigur des Präparates, sondern nur einen Rest desselben, dessen Gestalt vom wirklichen Präparat beliebig weit abweichen kann, ohne daß sich dieser Umstand durch Unschärfe der Erscheinung verrät. Abbe hat hierzu lehrreiche Beispiele gegeben und gezeigt, daß, wenn die Oeffnung der ins Objektiv gelangenden Strahlenbüschel, die durch die „numerische Apertur" gemessen wird, gegeben ist, nur eine bestimmt begrenzte Vergrößerung noch wirkliche Einzelheiten des Präparates erkennen läßt, jede stärkere aber Falsches vortäuscht.

Zeiß und Abbe ließen sich durch die Aussicht auf eine begrenzte Verbesserungsmöglichkeit des Mikroskops in ihrem Bestreben, das theoretisch Mögliche wirklich zu erreichen, nicht irre machen. Zur Erzielung der äußersten Leistungsfähigkeit war zweierlei nötig; einesteils mußte das Objektiv möglichst wirksame, weitgeöffnete Strahlenbüschel aufnehmen können und anderenteils mußten Objektiv und Okular der Forderung, Licht, das von einem Punkt ausgeht, wieder in einem Punkt zu vereinigen, in möglichst weitem Umfang genügen. Die numerische Apertur, die nach Abbes Theorie das Maß für die nützliche Vergrößerung des Mikroskops abgibt, ist beschränkt und wird im Falle, daß die von einem Objektpunkt ausgehenden und noch ins Objektiv gelangenden Strahlen die ganze Halbkugel umfassen, durch die Zahl „Eins" dargestellt. Ein solches Mikroskop, das technisch schon nicht mehr ausführbar ist, würde auch schwachen Augen bei 1000facher Linearvergrößerung bereits alles zeigen, was es bei äußerster Vollkommenheit der Optik überhaupt Richtiges zeigen kann. Diese Grenze gilt für den Fall, daß das zu betrachtende Präparat in Luft eingebettet ist, bei den sogenannten Trockensystemen. Bringt man zwischen Präparat und Objektiv eine Flüssigkeit, so steigert sich die Wirksamkeit der eintretenden Strahlenbüschel im Verhältnis des Lichtbrechungsvermögens der verwendeten Flüssigkeit, und bei Anwendung von Zedernöl kann man als Grenze der Apertur „Eineinhalb" und damit 1500fache nützliche Vergrößerung annehmen. Die Wirksamkeit der Einbettung des Präparates in Flüssigkeit, der sogenannten Immersion, hat schon die tastende Optik erkannt. Abbe hat aber den Grund aufgefunden und die Einführung einer bedeutenden Verbesserung, der homogenen Immersion, bei welcher die Flüssigkeit gleiches Lichtbrechungsvermögen wie das Deckglas und die Frontlinse des Objektivs hat, in die Wege geleitet (1878). Alle Erhöhung der Apertur wäre aber wirkungslos, wenn die Strahlenvereinigung des Objektivs nicht gleichen Schritt mit ihr hielte. In diesem Punkt hat Abbe nicht so sehr durch geistreiche Einfälle als durch zäheste Ausdauer ungeahnten Fortschritt erzielt. Nachdem er 1879 das Gesetz gefunden hatte, dessen Erfüllung neben der scharfen Abbildung eines Punktes in der Mitte des Gesichtsfeldes auch jene der Nachbarpunkte gewährleistet, stieß er bei seinen Versuchen, die Farbenabweichung unter Einhaltung dieses Gesetzes möglichst zu beseitigen, auf Schwierigkeiten, die in den eigentümlichen Verhältnissen der Lichtzerstreuung der damals bekannten Gläser begründet waren. Fraunhofer hatte sich seinerzeit auf die Herstellung weniger Glassorten beschränkt und suchte dieselben in möglichst großen schlierenfreien Stücken, wie sie für Fernrohrobjektive nötig waren, darzustellen. Nach seinem Tode wurde die Herstellung des optischen Glases nur mehr handwerksmäßig betrieben. Jahrelang rechnete nun Abbe mit eingebildeten Gläsern und trieb, wie er selbst sagte, eine Art Phantasieoptik in der Hoffnung, daß die Technik die erwünschten Glassorten einst wirklich herstellen würde. Die Hoffnung war lange vergeblich, aber endlich (1881) meldete sich bei Abbe der Chemiker Otto Schott mit der Absicht, Versuche über die Abhängigkeit der Eigenschaften des Glases von seiner Zusammensetzung anzustellen. Es gelang, den preußischen Unterrichtsminister v. Goßler für die Sache zu gewinnen; die Versuche wurden in großem Maßstab ausgeführt und zeitigten Ergebnisse von größter Tragweite für viele Zweige der Wissenschaft und Technik. Abbe und Zeiß erhielten aus dem neugegründeten glastechnischen Laboratorium von Schott und Genossen eine Fülle neuer Gläser, mittelst welcher die Gebilde der Phantasieoptik in die Wirklichkeit umgesetzt werden konnten. Die Farbenabweichung der neuen Mikroskopobjektive, der sogenannten Apochromate (1886), verringerte sich auf einen kleinen Bruchteil der früher unvermeidlichen, was am besten daraus hervorgeht, daß früher die Farbenreste schon bei vierfacher Okularvergrößerung erkennbar waren, während sie nun fünfzehnfacher trotzen. Für die vollkommensten Objektive reicht übrigens Glas als optisches Material nicht aus. Abbe erkannte, daß Flußspat infolge seiner geringen Lichtzerstreuung einen nicht ersetzbaren Bestandteil bildet, und es ist bezeichnend für die Energie, mit der er als richtig Erkanntes in die Tat umsetzte, daß er 1890 alles aufbot, um die wenigen brauchbaren Stücke glasklaren Materials, die bisher an einer einzigen Stelle am Ausgang des Haslitales in der Schweiz gefunden wurden, für die Optik zu retten. Abbes Fürsorge erstreckte sich übrigens auf alle Teile der Mikroskoptechnik: Beleuchtungseinrichtung, Meßapparat, Mikrophotographie und Projektion haben ihm wesentliche Ausbildung zu verdanken. Die Leistungen Abbes kamen naturgemäß auch anderen Zweigen der Optik zugute. Seine dioptrischen Rechnungsmethoden im Verein mit den neuen Gläsern haben eine ausgiebige Verbesserung der photographischen Linsen im Gefolge gehabt und schließlich auch noch die Konstruktion des Fernrohrobjektivs günstig beeinflußt. Endlich hat Abbe 1893 durch Wiederentdeckung des Porroschen Umkehrprinzips und durch die erste praktische Ausführung desselben das heutige Reliefffernrohr (Prismenfernrohr) geschaffen. Der Gesamtleistung Abbes verdankt Deutschland in erster Linie die derzeitige führende Stellung in der optischen Industrie.

Der äußere Verlauf von Abbes Lebensweg gestaltete sich sehr einfach. Er hatte sich 1871 mit der Tochter seines Jenenser Lehrers K. Snell in sehr bescheidenen Verhältnissen verheiratet, trat 1875 als stiller Teilhaber in das aufstrebende Zeißsche Geschäft, das damals etwa 25 Angestellte zählte, und legte 1889 seine Stelle als Professor in Jena nieder, hielt jedoch noch gelegentlich Vorlesung. Nach Zeiß' Tode 1888 blieb er alleiniger Leiter der Fabrik bis 1891, worauf diese, die nun schon 500 Angestellte beschäftigte, von der schon früher von ihm ins Leben

Digitized by Google

gerufenen Karl Zeiß-Stiftung übernommen wurde. Dieser Stiftung übermittelte Abbe damals sein ganzes Vermögen und begnügte sich mit der Stellung eines ersten Beamten des Betriebes. Die letzten Jahre seines tatenreichen Lebens trübte ein durch geistige Ueberanstrengung genährtes Siechtum.

Das ernsteste Bestreben des unermüdlichen Forschers und zielbewußten Organisators ging dahin, seinem Werke Dauer zu verleihen. Seine Ideen und Ziele sollten nach dem Tode fortwirken und die Wissenschaft weiter befruchten. Was menschliche Voraussicht hierzu schaffen konnte, hat Abbe getan. Der wissenschaftliche Stab der optischen Werkstätte der Zeiß-Stiftung umfaßt eine stattliche Reihe begeisterter und schaffensfreudiger Schüler ihres Gründers, darunter klangvolle Namen der deutschen Gelehrtenwelt. Bedeutende Neuerungen und Entdeckungen praktischer und theoretischer Art, auf dem von Abbe gelegten Grund fußend, sowie eine umfangreiche und wertvolle literarische Tätigkeit, die von den wissenschaftlichen Mitarbeitern des Zeiß-Werkes ausgehen, bieten alle Gewähr dafür, daß das geistige Erbe des Stifters der Wissenschaft zum Besten und ihm zu dauerndem Ruhme verwaltet wird.

Schillers Vorfahren.

Ueber Schillers Vorfahren hat Richard Weltrich in Nr. 51 des Jahrgangs 1899 dieses Blattes dankenswerte Aufschlüsse gegeben, Irrtümer berichtigt und auf Grund eifriger Nachforschungen des zu früh verstorbenen Stadtschultheißen Haffner von Marbach den Stammbaum des Dichters bis etwa zum Anfang des 17. Jahrhunderts zurückgeführt mit dem letzten urkundlich sicheren Datum, daß der Ururgroßvater des Dichters, ein Stephan Schiller, bürgerlicher Inwohner in Neustadt bei Waiblingen war, spätestens im Jahre 1639 starb und drei Söhne hinterließ, nämlich Stephan, verehelicht 1644 in Neustadt und daselbst gestorben 1650; Hans, verehelicht 10. November 1639 — erstes Datum der Erwähnung der Familie in Neustadt — und gestorben 1688 daselbst; und endlich Kaspar, Urgroßvater des Dichters, Bäcker in Waiblingen, daselbst verehelicht 1646 und gestorben als Gerichtsverwandter 1695. Weltrich vermutete als Ursitz des Geschlechts Neustadt, woselbst aber leider die Kirchenregister erst nach der Nördlinger Schlacht beginnen. Die Persönlichkeit des Dichters, das kraftvolle Geschlecht seiner unmittelbaren Vorfahren war aber Grund genug, womöglich auch andere Quellen aufzuschließen, um in der Geschlechterfolge noch weiter zurückzukommen.

Insbesondere bot hiezu die häufige Annahme Anlaß, Schiller hänge mit der älteren und freiherrlichen Familie derer v. Herdern zusammen, eine Vermutung, der die Aufstellungen Weltrichs, wiewohl dieser sie bekämpfte, neue Nahrung gegeben hatten; denn der von ihm gefundene erste Ahne Stephan trägt einen Namen, der gerade auch in jener Familie im 16. Jahrhundert sich findet und vererbt. Sollte doch von dem Riedlinger Bürgermeister Stephan Schiller der Freiburger Arzt und Professor Bernhard Schiller abstammen, eingeschrieben ins Album der Universität schon 1490, 1503 Rektor der Medizin, bald berühmt und im Besitze des freundlichen Lustschlosses zum Weier bei dem Dorfe Herdern, der Vorstadt von Freiburg. Seine Söhne Stephan und Joachim wurden gleichfalls Aerzte, sie studierten seit 1523 in Freiburg, 1526 in Tübingen (Schreiber, Geschichte der Universität Freiburg, I. 228 ff., II, 373 ff.). Joachim erbaute sich am Franziskanerplatz in Freiburg ein Haus (zum Rechen), nun südlicher Flügel des neuen Rathauses, und wohnte da bis ungefähr 1556. Sein Sohn Leo, Assessor beim Reichskammergericht in Speyer, wurde 1580 Kanzler bei der Regierung in Innsbruck. Von ihm stammen die tirolischen Schiller v. Herdern ab, mit deren Wappen dasjenige Aehnlichkeit hat, das der Vater des Dichters noch 1766 führte. Allein, wie Weltrich nachgewiesen hat, geschah dies durch den Zufall der so beliebten Nachahmungen durch gewerbsmäßige Wappenstecher. Auch das Zusammentreffen von Namen und anderen Umständen mußte man bei dem Mangel jeglichen sicheren Anhaltspunktes als zufällig ansehen. Die Frage des Woher erhob sich mit verstärktem Gewicht.

Im Staatsarchive zu Stuttgart wurden nun die alten Gefälllagerbücher, Steuerlisten u. s. w. aus Neustadt durchsucht, die allerdings aus diesem Orte spärlich genug vorhanden sind, aber nirgends fand sich der Name Schiller vor dem dreißigjährigen Kriege erwähnt. Die Familie mußte also unmittelbar vor oder in ihm eingewandert sein. Die Umgegend schien genügend durchsucht, und so wurde zunächst in Württemberg in weiterem Kreis Umschau gehalten. Da fanden sich denn da und dort mit dem Beginn der Kirchenbücher, also von ca. 1560 an, Vertreter des Namens, insbesondere in Tübingen ein von Ulm und später ein von Schwäbisch-Hall eingewanderter Stamm, sodann gab es den Namen zahlreich auf der Uracher Rauhen Alb, wovon Ausstrahlungen auch nach Urach und Pfullingen; endlich im Schwarzwalde mit dem Sitz in Haiterbach, O.-A. Nagold, und Ausstrahlungen von da nach Sulz, Altensteig, Zavelstein u. s. w., also vier Hauptgebiete: das Ulmische, Hallische, die Alb und den Schwarzwald. Uralt sind auch Schiller um Wangen im Allgäu.

Daß es im Osten, in Bayern und Oesterreich, zahlreiche Vertreter des Namens gibt, davon geben auch württembergische Urkunden Beweise: in Frickenhausen, O.-A. Nürtingen, ließ sich 1650 ein Hans Schiller aus St. Oswald in Steiermark, nieder, wahrscheinlich ein Exulant. Der württembergische Kirchenkasten teilte mehrfach Spenden an Träger des Namens aus: 1587 (und ähnlich später) empfing Johannes Schiller, Schulmeister aus Nördlingen, 2 Gulden, weil er dem Herzog „deutsche Reime übergeben". Also altes Dichterblut? Am 15. Juli 1560 erhielt Konrad Schiller von Hof, so um Schuldienst angehalten, ein Viatikum von 30 Kreuzer. Allein keine einzige dieser Spuren führte ins Remstal. So blieb nichts übrig, als die Kirchenregister dieses Tales, in dem die Familie heute im Mannesstamm eigentlich erloschen ist, aber einst zahlreich saß, einer gründlichen Durcharbeitung zu unterziehen — eine Aufgabe, die längst hätte geschehen sollen.

Diese Durchforschung hatte zunächst das prächtige Ergebnis, wie reich an hervorragenden Persönlichkeiten die Familie ist, aus der der Dichter entstammt. Wenn auch auf das kleine Gebiet ihres dörflichen Lebens beschränkt, so standen sie hier doch in vorderster Reihe. Zugleich waren die Schiller in den verschiedenen Orten des Remstales, die hier alle unter sich zusammenhängen, ein fruchtbares Geschlecht, das insbesondere vor dem dreißigjährigen Kriege Dutzende und aber Dutzende von Gliedern umfaßt, manche zu hohem Alter aufsteigend und auf ein ganzes Volk von Enkeln und Urenkeln herabschauend; namentlich gilt dies von Groß- und Kleinheppach, dessen Bewohner um den dreißigjährigen Krieg von Schillerschem Blute völlig durchtränkt sind. Einige Beispiele. Bekannt ist, daß in Bittenfeld, der nächsten Heimat der Dichtersfamilie, Schillers Großvater mit ungefähr 30 Jahren Schultheiß wurde und es bis zu seinem schon mit 50 Jahren erfolgten Tode blieb, drei Söhne und fünf Töchter hinterlassend, sämtlich in ehrenvolle Stellungen und Heiraten gelangend, von jenen einer über 40 Jahre Schultheiß, einer Jahrzehnte lang Heiligenpfleger, beide mit je rund einem Dutzend Kinder gesegnet, und der Erbe des Schillerschen Leibnamens Kaspar gar Offizier, vom Chirurgen zum Obristwachtmeister emporkommend. Seine Mutter, Eva, Schatz, hinterließ bei ihrem Tode, 1778 zusammen 8 Kinder, 78 Enkel und 63 Urenkel. Des Dichters Urgroßvater starb zwar schon 1687 mit 37 Jahren in Bittenfeld, hatte es aber doch schon zum Mitglied des Gerichts gebracht; ebenso dessen Vater, wie er Kaspar genannt, im Städtchen Waiblingen, allwo er 1695, 72 Jahre alt, starb, sämtlich dem tägliche Arbeit und Erwerb bringenden Berufe eines Bäckers zugehörig. In Großheppach starb 1710 Hans Schiller, „vieljähriger Gerichtsverwandter und wohlanständiger Amtsverweser (des Schultheißen-

amts) allhier, aetatis 86 J. 9 Monat, hat von 8 Kindern erlebt 82 Enkel und 31 Urenkel". Geboren wurden ihm 15 Kinder. Ebendaselbst starb 1708 Hans Erhard Schiller, 86½ Jahre alt, „ward mit großer Betrübnis begraben, ein feiner junger Mann". Dessen Schwägerin, Agnes Schiller, 1720, 56 Jahre alt: „gar ein feines Weib". In Kleinheppach starb 1669 Lorenz Schiller, 81 Jahre alt, Jahrzehnte lang Schultheiß. Derselbe ist sehr häufig Pate, z. B. 1639 ff. bei 50 aufeinanderfolgenden Taufen 30mal, ein Beweis für seinen Wohlstand. Zehnmal ist er in dieser Funktion genannt neben Konrad Finckh, Forstmeister, einmal neben Daniel Hauff, Landschreibereiverwalter, dem Stammvater des Dichters Hauff, zweimal neben Johann Jakob Moser, Kanzleiverwandten in Stuttgart. Genaueres auch über diese Heppacher Schiller, deren Stammväter Ludwig und Peter Schiller sind, enthält meine das ganze Material bearbeitende Schiller-Genealogie in dem Aprilhefte der „Württembergischen Vierteljahrshefte", das soeben zur Ausgabe gelangt. Insbesondere ist hier aufgezählt, wo sie Paten und wer ihre Paten waren: durchgängig angesehene Persönlichkeiten der Gemeinden.

Die Durchforschung der Kirchenbücher in Großheppach ergab eine Einwanderung aus dem nahen Grunbach, und deren Durchsicht hier führte zu dem glücklichen Funde einer zweigliederigen Familie Stephan Schiller: Vater, verehelicht ca. 1555 mit Anna, und Sohn, verehelicht 29. September 1609 mit Katharina, Martin Schmids Tochter. Der Vater hatte auch schon einen Sohn Kaspar, und Sohn Stephan abermals einen Sohn Stephan, geboren 7. Oktober 1610, dessen Name uns in Neustadt wieder begegnete, ferner Hans, geboren 23. Oktober 1613, dessen Geburtszeit also mit dem Alter des mit 74 Jahren am 17. März 1688 in Neustadt verstorbenen Sohnes zusammenstimmt (genauer 74 Jahre 5 Monate). Der dritte Sohn des Neustadter Stephan, namens Kaspar, der in Waiblingen 17. Juni 1695, 72 Jahre alt, starb, ist allerdings in Grunbach nicht erwähnt; allein gerade in der Zeit, in der er nach dieser Altersangabe hätte geboren werden sollen, ist eine auffallende Lücke im Taufbuch: während sonst bei einem Durchschnitt von 30 im Jahr allmonatlich Kinder eingetragen sind, findet sich vom 30. Oktober 1622 bis 13. Januar 1623 kein einziger Eintrag, wie überhaupt die Kirchenbücher im dreißigjährigen Kriege nicht vollständig sind. Im zweiten Jahrzehnt desselben verschwindet sodann die Familie Schiller so ziemlich in Grunbach, in Neustadt taucht sie wieder auf, also Personen, Namen, Alter, Gesamtfamilie stimmen zusammen, daher sind wir berechtigt, die Neustndter Stephan Schiller als identisch mit den Grunbachern anzunehmen. Zum erstenmal begegnet uns der bezeichnende Name Kaspar Schiller in Grunbach in einem Ehegatten 1568, der also etwa 1540 geboren sein mag. Nach den alten Steuerlisten gab es auch sonst Träger dieses Namens im Remstal, insbesondere in der nahen Amtsstadt Schorndorf; der Name Stephan begegnet uns beim Taufeintrag des 1562 geborenen Kaspar, Sohnes von Stephan: Pate ist Stephan Sigle, wahrscheinlich ein älterer Mann, da er bei späteren Taufen nicht mehr erwähnt ist, und vielleicht schon Taufpate einst bei Vater Stephan. Die Familie Sigle ist ansässig und begütert gewesen, namentlich in Großheppach. Ein Stephan Reichardt, alt, war in Kleinheppach Pate bei Schillerschen Kindern im 16. Jahrhundert.

Daß die Familie Schiller, wie so manche andere in Grunbach im verheerenden dreißigjährigen Krieg unterging oder verstreut wurde, darf uns nicht wundernehmen. Hier zogen die Heere von Nördlingen nach Schwaben und umgekehrt durch. Die Dörfer der Remstalstraße wurden 1634 großenteils niedergebrannt, selbst die Stadt Waiblingen eingeäschert, auch Schorndorf so verwüstet, daß nur ein kleiner Bruchteil der alten Bewohner seines Bleibens hatte. Pfarrhaus und was noch stand in Grunbach, glich damals einer Ruine. Noch 1651 wird das Pfarrhaus als dach- und fensterlos geschildert. Das bittere Elend des großen Krieges, von dem der große Dichter 150 Jahre später ein so farbenreiches geschichtliches und poetisches Gemälde entrollte, haben seine Vorfahren am eigenen Leibe erfahren. Sie zogen sich dann etwas abseits von der Landstraße ins sogenannte Neustädtle zurück und wurden hier bürgerlich. Wahrscheinlich übten sie den Beruf, der gewöhnlich nicht ausdrücklich erwähnt ist, weil er der allgemeine war, nämlich den des Weingärtners. Der zweite Sohn von Stephan Schiller, Hans Schiller, wird anläßlich der Verehelichung seines Sohnes Adam im Ehebuch von 1705 ausdrücklich Weingärtner genannt, ebenso dieser Adam bei seinem Tode 1730, wie auch die Familie in Grunbach ohne Zweifel als Lebensberuf den Weinbau pflegte, den Hauptnahrungszweig der Grunbacher in alter und neuer Zeit. Gar hübsch stimmt dazu, daß die Stammwohnungen der Stephan Schiller in Grunbach und der Hauptfamilie in Kleinheppach laut der Lagerbücher nahe einer Weinkelter lagen, ferner daß die Bäcker Schiller wohl teilweise nach der üblichen Art und Weise der Altwürttemberger Wein schenkten (wie auch der Schwiegervater des Hauptmanns Schiller, Kodweiß in Marbach) wenigstens deutet darauf einigermaßen die Bretzel, die Johannes Schiller in Bittenfeld in einen Eckstein seines Hauses als eine Art Schild einhauen ließ; im ganzen sicher kein weinverachtendes Geschlecht.

In Grunbach erscheint die Familie in den ältesten Kirchenregistern gleich in mehreren Gliedern: um 1560 ist erwähnt außer den genannten Kaspar und Stephan ein Hans, Konrad, Michel, Martin und etwas später Georg, Matthäus u. s. w. Bei ihren Kindern stehen häufig die gleichen Personen zu Gevatter, ein Beweis naher Verwandtschaft, doch ist sie bei der Lückenhaftigkeit gerade dieser Register nicht sicher auszumachen. Immerhin kann aus Gleichheit der Vornamen und Paten einiges erschlossen werden. Um weiter zurückzukommen, sind die Steuerlisten im Staatsarchiv zu Stuttgart eine erwünschte und ergiebige Personalquelle: von 1542 und 1545 sind für das Amt Schorndorf und Waiblingen die Beiträge zur Türkenhilfe verzeichnet und darin von Neustadt, Bittenfeld und Großheppach keine Schiller aufgeführt, wohl aber von Grunbach: 1542 gibt Hans Schiller aus einem Steuerkapital von 700 Gulden (nur ein paar Bürger hatten etwas mehr, das höchste war 1000 Gulden) eine Steuer von 3½ Gulden, sein Knecht 5 Kreuzer, seine Pflegschaft, Michel Schillers Kind, 2 Batzen, jung Hans Schiller aus 200 Gulden gibt 1 Gulden, seine Magd 2 Kreuzer. Michel Schiller aus 250 Gulden gibt 1 Gulden 15 Kreuzer, seine Kinder aus 50 Gulden 15 Kreuzer. Aehnlich 1545. Nach der Gewohnheit der Benennung ist Hans alt, der das Ehrenamt des Einsammlers der Steuer hat, der Vater von Hans jung. Hans alt, der also schon einen selbständigen, nicht unvermöglichen Sohn hatte, wird wohl rund 60 Jahre alt gewesen sein. Wenn 1562—1567 öfters als Patin Ursula, Hans Schillers Witwe, erwähnt ist, so wird das, dem Alter entsprechend, die Witwe des Sohnes sein, und wenn Stephan Schiller 1564 seine erste Tochter Ursula nennt, so mag sie dieser, als ihrer Großmutter, nachheißen; sie hat als Patin die angesehene Anna, Ehefrau des alten Michel Heckel, Schultheißen, welch letzterer auch in der Familie eines Hans Schiller (wahrscheinlich Stephans Bruder) Pate ist. Stephan Schiller in dieses Geschlecht der vermöglichen und angesehenen Schiller einzureihen, fordert uns auch das Lagerbuch der Geistlichen Verwaltung Schorndorfs auf, das ihn unter den Urkundspersonen als ersten Richter Grunbachs aufzählt.

Doch wir kommen noch weiter zurück. Das Lagerbuch des Klosters Lorch von 1502 erwähnt öfters den Schultheißen Hans Schilher in Grunbach, neben einem Nißmann Schilher (auch Schülher geschrieben) und einem Ulrich Schilher. Es sind begüterte Männer, die mehrfach Gefälle, insbesondere aus Weinbergen zu entrichten haben; ohne Zweifel der Erstgennnnte ein Vorfahre des älteren Hans von 1542 und 1545. Ja wir haben noch ältere Nachrichten: Montag nach Jubilate 1471 verkauft laut einer Pergamenturkunde des Staatsarchivs Graf Ulrich von Württemberg dem Kloster Lorch eine Anzahl Gilten zu Grunbach für 1200 Gulden. Darin heißt es:

Digitized by Google

Peter Schilher git vß einem ganzen Lehen ein halb Eimer Wein vnd zwei Scheffel Haber. Hans Schilher git vß einem Lehen ein Eimer Wein sechs Simri Dinkel vnd vier Simri Haber. (Derselbe) vß dem Widmans ein Sechsteil Wein. Andres Schilher git ein halb Sechsteil vß dem hindere Rod. Jörg Schilher git ein Sechsteil vß dem Hungerberg. Wir haben also neben dem vermöglichsten Hans noch drei Vertreter der Familie, Jörg, Andreas und Peter. Wir dürfen annehmen, daß sie nicht alle erst um diese Zeit eingewandert sind, sondern mindestens ein Vorfahre schon vorher in Grunbach ansässig war. In benachbarten Gemeinden gab es im Mittelalter wenigstens ähnliche Namen; so den Namen Schilling in Großheppach; 1456 wird daselbst im Lagerbuch des Klosters Weiler ein Hans Trnzehnschilling erwähnt. In Schorndorf ist 1542 ein Martin Schilher, 1538 Stoffel Schilchen Haus, 1518 der reiche Hans Schill von Schorndorf (1542 zu 6231 Gulden angeschlagen), in Großheppach begütert, neben einem Jakob, Michel und Jörg Schilling, giltpflichtig im Kloster Weiler. 1482 und 1485 sind unter dem Pfarr- und Kaplaneieinkommen erwähnt Herrn Pfaff Friedrich Schilppen Wiesen zu Großheppach.

Altwürttembergisch sind somit die Vorfahren des Dichters so gut wie das ganze Amt Schorndorf, das schon im 13. Jahrhundert an die Grafschaft kam, deren Häupter auf das nahe Stift Beutelsbach als Ursitz zurückschauen. Grunbach, ungefähr in der Mitte zwischen den alten Städtchen Waiblingen und Schorndorf gelegen, heute Eisenbahnstation, ist eine wohlhabende Gemeinde von Weingärtnern, auf welche eine zu Zeiten des Schultheißen Hans Schiller gebaute Kirche herabgrüßt, vor einigen Jahren stand noch in deren Vorhof auch eine uralte Linde, vielleicht die älteste und echteste Schiller-Linde, mit viel Liebe und Kunst gepflegt vom früheren Schultheißen Wegmann, doch vor wenigen Jahren ist diese dem Zahn der Zeit zum Opfer gefallen und durch eine neue ersetzt. Wenn es in der Musterungsliste des Jahres 1536 von 60 aufgezählten Mannen Grunbachs heißt: „Darunter sind viel, die nit weder Schuch noch Hoß, auch kein Wer noch Harnasch haben vnd ganz arm“, so können wir uns wohl denken, daß die Grunbacher dem „armen Konrad“ im Jahre 1514 in hellen Haufen gefolgt sein werden, und ebenso 1525 das Kloster Lorch mitgestürmt haben, wobei der Abt seinen blutigen Tod fand. Vielleicht waren auch Verwandte des Dichters der Räuber darunter.

Wir stellen zum Schluß folgende männliche Geschlechterfolge auf, die ersten fünf Glieder nach Wahrscheinlichkeit:

1. N. Schiller, geboren um 1390, wohnhaft zu Grunbach;

2. Hans Schiller, geb. um 1420, erwähnt 1471;

3. Hans Schiller, geb. um 1450, Schultheiß 1502;

4. alt Hans Schiller, geb. um 1480, Einsammler der Türkensteuer 1540 ff.;

5. jung Hans Schiller, geb. um 1510, gestorben vor 1562; Witwe Ursula 1562 ff. erwähnt;

6. alt Stephan Schiller, geb. um 1535, 1579 erster Richter, Ehefrau I und II Anna;

7. jung Stephan Schiller, geb. um 1580 in Grunbach, gest. ca. 1638 in Neustadt, kopul. 1609 mit Kath. Schmid;

8. Kaspar Schiller, Bäcker und des Gerichts in Waiblingen, 1622—1695, kopul. mit Anna Hägelin von Hößlinswarth, 1623—1691;

9. Hans Kaspar Schiller, Bäcker und des Gerichts in Bittenfeld, 1649—1687, kopul. mit Anna Katharina Haag, Stadtküferstochter von Waiblingen;

10. Johannes Schiller, Bäcker und Schultheiß in Bittenfeld, 1682—1733, kopul. mit Eva Schatz von Alfdorf, 1690—1778;

11. Kaspar Schiller, Major, 1723—1796, kopul. mit Elisabethe Dorothee Kodweiß von Marbach, 1732 bis 1802 (deren Stammtafel s. in Heft II der „Württembergischen Vierteljahrshefte“ 1905);

12. Friedrich v. Schiller, 1759—1805, kopul. mit Charlotte v. Lengefeld, 1766—1826;

13. Frhr. Karl v. Schiller, württembergischer Oberforstmeister, 1793—1857, kopul. mit Luise Locher von Freudenstadt, Oberamtsarztstochter, 1804—1889;

14. Frhr. Friedrich Ernst v. Schiller, österreichischer Major, 1826—1877, kopul. mit Mathilde v. Alberti.

Pfullingen, im April 1905.

Stadtpfarrer Dr. Maier.

Bücher und Zeitschriften.

Die Probleme der Geschichtsphilosophie. Eine erkenntnistheoretische Studie von Georg Simmel. Zweite, völlig veränderte Auflage. Leipzig, Verlag von Duncker u. Humblot 1905. 169 S.

Es ist wieder eine sehr erfreuliche und dankenswerte Gabe, die uns Simmel mit dieser nicht unerheblich veränderten Neuauflage seiner geschichtsphilosophischen Betrachtung geschenkt hat. Zwar ist es nicht so sehr das unschwer auf eine einfache Formel zu bringende Schlußergebnis, was dem Buche seinen Wert verleiht; denn daß es eine „objektive“ Geschichtschreibung nicht gibt und geben kann, daß vielmehr, auch abgesehen von jeder bewußten oder doch ausdrücklichen Einführung des Wertmomentes in die geschichtliche Darstellung, eine Reihe subjektiver Faktoren Auswahl und Behandlung des Stoffes erst bedingt und ermöglicht, daß also das Rankesche Ideal, der „sein Selbst auslöschen“ wollte, um ein möglichst objektives Bild der geschichtlichen Wirklichkeit zu geben, unausdenkbar ist und Geschichtschreibung überhaupt aufheben würde — das ist, in dieser Kürze gesprochen, eine dem philosophischen Theoretiker nicht fernliegende und auch des öfteren ausgesprochene, wenn auch kaum sonst so scharfsinnig begründete Erkenntnis. Was vielmehr dem Buche vor allem seinen Reiz und Wert gibt, ist die außerordentlich tiefgehende, im höchsten und besten Sinn des Wortes geistreiche Methode der Untersuchung. Es gibt, wie der Titel angibt, eine Art „Erkenntnisthorie der Geschichte“ sowohl in dem Sinne, daß es die „apriorischen Bedingungen“ aufsucht, die eine Geschichtschreibung „allererst ermöglichen“, als auch in dem weiteren und vielleicht wichtigeren, daß es die Begriffe, Kategorien und „Gesetze“ des historischen Erkennens nach ihrem Ursprung betrachtet und ihre Bedeutung und Tragweite abzustecken sich bemüht. Gibt ihm die erste Aufgabe Gelegenheit, dem Mechanismus des Deutens und Verstehens geschichtlicher Vorgänge und ihrer — persönlichen oder kollektiven — Träger eben mit Hinsicht auf die Vieldeutigkeit derselben eine Reihe scharfsinniger Betrachtungen zu widmen, deren Ergebnis es ist, daß die geschichtliche Darstellung nicht Reproduktion und Abspiegelung, sondern „Formung“ des in den Quellen niedergelegten geschichtlichen Stoffes ist, so entwickelt er vor allem im zweiten und dritten Kapitel des Buches „Von den historischen Gesetzen“ und „Vom Sinn der Geschichte“ jene glänzende, aber nie festen Boden verlassende Dialektik, die ihm mit Recht den Namen eines der feinsten dialektischen Köpfe in der heutigen Philosophie verschafft hat. In welchem Sinne das geschichtliche Erkennen mit dem naturwissenschaftlichen gleicher Art ist und inwiefern nicht; welcher Art hier die letzten Einheiten sind, zu denen die Analyse führt, und weshalb und inwiefern dort die Analyse notwendig an einem früheren Stadium Halt machen muß, nämlich bei bestimmten Massenerscheinungen und Synthesen, die die Historik nicht weiter in ihre Komponenten zerlegen kann, weil eben diese Massenerscheinungen ihrerseits die Elemente sind, auf die sich — zum Beispiel bei den bekannten „Gesetzen“ der Sozialstatistik — der Begriff des historischen Gesetzes erst bezieht; all diese Analogien, Parallelen und Gegensätzlichkeiten der naturwissenschaftlichen und der geschichtlichen Erkenntnis und noch viele andere Fragen und Voraussetzungen des historischen Erkennens werden hier mit subtilster, manchen vielleicht mitunter überfein erscheinender Kritik in ihre Fortgänge und Umbiegungen verfolgt. Insbesondere gilt diese Kritik den Voraussetzungen bezw. Wert- und Zwecksetzungen, die so häufig stillschweigend bestimmten geschichtsphilosophischen Theorien zugrunde gelegt werden und dann natürlich im Resultat zur Freude ihrer Urheber zutage

Digitized by Google

treten, wie dies z. B. in der sog. „materialistischen Geschichtsauffassung" bezüglich der sozialistischen Resultate, zu denen dieselbe in der Regel führen wird, der Fall ist. (Daß diese Geschichtsauffassung freilich nur in uneigentlichem Sinne eine materialistische genannt wird, da ihr vielmehr die Beachtung, und zwar die unberechtigte Alleinbeachtung einer psychischen Tatsache zugrunde liegt, dürfte dem Verfasser nicht bestritten werden können.) Eine solche Voraussetzung, die dem oberflächlichen Blick leicht entgeht, liegt beispielsweise auch dem Begriff des „Fortschritts" im äußeren Geschehen zugrunde, indem dieser Gedanke nicht nur eine verschiedene Wertbemessung geschichtlich verwirklichter Gesamtzustände, sondern auch ein einheitliches metaphysisches Substrat — etwa „die Menschheit" — zugrunde legt, an dem dieses „Fortschreiten" vor sich gehend gedacht wird. Nach ihrem erkenntnistheoretischen Wert vergleicht Simmel die „Gesetze" der Historik mit der vor der exakten Forschung liegenden, aber eben auf dieser bestimmten Stufe des Erkennens berechtigten philosophischen Spekulation; die Typen und Begriffe, nach denen die Geschichtschreibung ihren Stoff „formen" muß, bedingen andrerseits zwischen ihr und der zugrunde liegenden Wirklichkeit ein ähnliches Abstandsverhältnis, wie es zwischen Naturobjekt und Kunstwerk besteht. Solche Einzelheiten aus den Gedankengängen des Buches mögen eine Vorstellung von der außerordentlichen kritischen Feinheit geben, mit der Simmel darin den — so leicht zu übersehenden — geschichtsphilosophischen Problemen nachgeht, und Historikern wie Philosophen ein Anreiz zum Studium des nicht gerade leicht geschriebenen, aber dankbaren Buches sein. — Uebrigens möchten wir bei dieser Gelegenheit nicht verfehlen, darauf hinzuweisen, daß auch von einem anderen Simmelschen Werk („Einleitung in die Moralwissenschaft, zwei Bände, J. G. Cotta Nachf.) eine neue Ausgabe (anastatischer Neudruck) erschienen ist.

K. Schneider.

Allgemeine Rundschau.

23. Kongreß für innere Medizin.

(3. Bericht.)

Die Nachmittagssitzung unter Vorsitz Prof. v. Leubes (Würzburg) brachte außer zwei ebenfalls mit dem Vererbungsproblem zusammenhängenden Vorträgen die Besprechung der Vorträge der Vormittagssitzung, wobei 17 Redner zu Worte kamen. Abgesehen von einer Reihe von Einzelberichten und Mitteilungen über Experimental-Erfahrungen, wurde von den meisten Rednern hervorgehoben, daß im Gegensatz zu der lange vorwiegenden strenggläubig bakteriologischen Ansicht, die nur die Bazillen als die Träger und Erreger der Infektion berücksichtigte, wieder mehr Gewicht gelegt werden müsse auf die individuelle Empfänglichkeit, d. h. die Disposition zur Erkrankung. Diese ist eine angeborene. Besonders bezüglich der Tuberkulose-Ansteckung wurde von Prof. v. Hansemann (Berlin) darauf hingewiesen, daß die F. W. Freundschen Untersuchungen ergeben haben, daß die Disposition zur Tuberkulose bedingt sei durch eine angeborene Verengerung der oberen Brustöffnung, die ihrerseits wieder bedingt ist durch ein Zurückbleiben des Wachstums des ersten Rippenknorpels. Die Disposition können wir bedingt sehen durch einen eigentümlichen Aufbau des Eiweiß-Moleküls, der eine verminderte Widerstandskraft gegenüber schädigenden Einflüssen in sich schließt. Diese Minderwertigkeit, durch die alle Zellen des Organismus geschädigt sind, ist vererbbar; sie wird durch die ebenfalls geschädigten Geschlechtszellen übertragen. So wird uns das Verständnis einer Vererbung der Konstitutionsanomalien wie Gicht und Fettsucht näher gebracht. Bezüglich der Tuberkulose erwähnte Prof. v. Schrötter (Wien), daß die von ihm auf dem Kongreß für Tuberkulose in Kopenhagen angeregte Frage der Disposition demnächst durch eine größere Nachfrage klargestellt würde. Mehrere ältere Praktiker bekunden besonders, daß die Erfahrungen der Praxis deutlich auf eine Erblichkeit der Disposition bezüglich der Erkrankung an Tuberkulose und Krebs hinwiesen. Im Leben erworbene Eigenschaften wie Verstümmelungen sind nicht vererbbar. Auf die Kinder eines Vaters, der infolge Alkoholmißbrauches an chronischer Lebercirrhose erkrankt ist, geht diese Erkrankung erblich nicht über. Es wird nur die allgemeine Schä[illegible] der Zellen des Körpers durch die Sexualzellen mit übertragen.

Heute vormittag 9 Uhr wurde die dritte Sitzung des Kongresses eröffnet. Derselbe war durch Vorträge und die sich anschließende Besprechung über die Röntgen- und Lichtstrahlenbehandlung gewisser Blutleiden ausgefüllt, es sprachen Prof. A. Hoffmann (Düsseldorf): „Ueber Behandlung der Leukämie mit Röntgenstrahlen"; Paul Krause (Breslau): „Ueber Röntgenstrahlenbehandlung der Leukämie und Pseudoleukämie". Dr. G. Lefmann (Heidelberg): „Experimente über Leukocytose und Röntgenstrahlen". Linser und Helber haben in der Tübinger medizinischen Klinik die Wirkung der Röntgenstrahlen auf das Blut am Tierexperiment verfolgt, eine Frage, die sich angesichts der therapeutischen Resultate der Röntgen-Bestrahlungen beim leukämischen Menschen sehr in den Vordergrund drängte. Es fand sich, daß es mit Röntgenstrahlen gelingt, die Leukocyten (weißen Blutkörperchen) bei Tieren (Hunden, Kaninchen und Ratten) völlig oder bis auf geringe Reste aus dem kreisenden Blute verschwinden zu lassen. Diese Wirkung, die nur den Röntgenstrahlen, nicht aber dem Radium und dem ultravioletten Lichte zukommt, wird von Linser und Helber auf eine primäre Zerstörung der weißen Blutkörperchen im kreisenden Blute zurückgeführt. A. Braunstein (Berlin) sprach über die Bedeutung der Radiumemanation und ihre Anwendung. Ueber experimentelle Untersuchungen über die physiologische Wirkung der Radioaktivität der Mineralwässer berichteten P. Bergell (Berlin) und A. Bickel (Berlin). Es läßt sich experimentell beweisen, daß die in vielen Mineralwässern enthaltene Radioaktivität, die einen integrierenden Bestandteil dieser Mineralwässer darstellt, bestimmte physiologische Wirkungen ausübt. Wenn das Mineralwasser die Quelle verlassen hat, schwindet die Radioaktivität in kurzer Zeit. Die physiologische Wirkung des Wassers wird dadurch verändert. Die neuen Untersuchungen zeigen den verschiedenartigen Einfluß auf die Magenfunktion, zwischen emanationsfreiem Mineralwasser (Wiesbadener Kochbrunnen) und dem gleichen, nur emanationshaltigen Mineralwasser. Die Emanation wurde durch ein Destillationsverfahren aus Radiumsalzen hergestellt und dem Mineralwasser, das seine Emanation verloren hatte, zugesetzt. Die Versuche geben die Möglichkeit einer Erklärung auf experimenteller Grundlage, warum das der Quelle frisch entnommene Mineralwasser eine andere physiologische Wirkung hat, als das exportierte Wasser. In der Erörterung warnten die Herren Lenhartz (Hamburg), Pentzoldt (Erlangen) u. a. vor übertriebenen Hoffnungen, die man auf die Röntgenbehandlung setze, und wünschten genaue Technik in der Anwendung der Apparate und in der Auswahl der Fälle; His (Basel) machte auf ältere Untersuchungen von Geitel über Radioaktivität aufmerksam.

Die Nachmittagssitzung wurde größtenteils durch Vorträge über Herz- und Gefäßphysiologie und Pathologie ausgefüllt. Es sprachen Prof. v. Leube (Würzburg) „Ueber das Vorkommen von Venenpuls bei Blutarmen" mit dem Hinweise darauf, daß dabei in den meisten Fällen eine Insufficienz einer Herzklappe vorhanden sei. Prof. Gerhardt (Jena) „Zur Lehre von der Mechanik der Klappenfehler des Herzens", die er experimentell erzeugen konnte. — Von allgemeinerem Interesse waren die „Beobachtungen am künstlich wiederbelebten menschlichen Herzen" von Professor Hering (Prag). Es ist schon lange gelungen, herausgenommene Säugetierherzen durch künstliche Durchspülung wieder zum Schlagen zu bringen, während solche Versuche am menschlichen Herzen nach dem Tode lange Zeit versagten. Hering gelang es, das Herz eines verstorbenen 33jährigen Mannes noch 11 Stunden nach dem Tode zu Zusammenziehungen zu bringen. Diese Zusammenziehungen währten 3½ Stunden; im übrigen ergab sich dabei keine einzige Beobachtung, die nicht bereits am Tierherzen gemacht worden wäre. Dr. Deneke (Hamburg), der Gelegenheit hatte, sofort nach einer Hinrichtung gleiche Versuche anzustellen, bestätigte die Beobachtung Herings und betonte dabei, daß das Herz bei Durchspülung mit originärem Blut wesentlich besser arbeitete als mit anderen künstlich hergestellten Flüssigkeiten. — Herr Hofbauer (Wien) „Ueber nervöse Tachypnoe" konnte durch graphische Darstellung der Atembewegungen feststellen, daß die Tachypnoe das ist die beschleunigte Atmung, in einer ganzen Reihe bisher

Digitized by Google

nicht genauer definierter Fälle mit organischen Erkrankungen erstens des Nervensystems und zweitens der Geschlechtsorgane zusammenhänge.

Zum Schluß sprach Dr. Mohr (Berlin) über „Untersuchungen über die Blutzirkulation anaemischer Individuen". Zirkulation und Respiration sind beim Anaemischen nicht erniedrigt. Weil nun bei der Anoemie weniger Sauerstoff aufnehmendes Material im Blute vorhanden ist als unter normalen Verhältnissen, so muß die Aufnahme und Verwertung des Sauerstoffes im Blute eine intensivere sein. Dies wird erreicht durch eine stärkere prozentuale Bindung des Sauerstoffs an den roten Farbstoff des Blutes, ferner durch schnellere Blutströmung im Organismus des Anaemischen und durch größere Abgabe von Sauerstoff im Capillargebiet.

14. April. In der Vormittagssitzung wurden fachwissenschaftliche Vorträge aus dem Gebiete der Herz- und Gefäßleiden behandelt und Demonstrationen veranstaltet. Prof. Turban (Davos) demonstrierte und erläuterte interessante mikroskopische Präparate von Tuberkulose: z. B. Tuberkelbazillen, Körner und Hüllen, sowie Tuberkulose und Krebs in einer Lunge beisammen. Schreiber (Göttingen) sprach über Volumetrie des Herzens mit Demonstration. Dozent J. Müller (Würzburg) zeigte eine neue Art von Faecesdkristallen bei perniziöser Anoemie. H. Brat (Berlin) sprach über die Wirkung des Baryums auf das isolierte Säugetierherz. Prelle (Berlin) berichtete über Dr. Heryngs Inhalationsmethode und Inhalationsapparate (mit Demonstration). Fischer (Bonn) über Arterienerkrankungen nach Adrenalininjektionen. Determann (St. Blasien) berichtete über einige Verbesserungen des Hirsch-Beckschen Verfahrens zur Bestimmung der Viscosität des menschlichen Blutes und demonstrierte seine Untersuchungen durch Projektionsapparat. Schütz (Wiesbaden) machte Mitteilung von Untersuchungen über die Schleimsekretion des Darmes. Prof. Benderskij (Kijew) demonstrierte eine leichte und einfache Methode der Abgrenzung der inneren Organe an Kranken. Dr. Feinberg (Berlin) hatte Tafeln und mikroskopische Präparate über die feinere Histologie und über die Aetiologie der gutartigen und bösartigen Epithelgeschwülste (Krebse) aufgestellt und besprach seine in der Richtung von Protozoen sich bewegenden Forschungen. Die Ergebnisse stießen nicht auf Anerkennung; Dr. Albrecht (Frankfurt a. M.) wies auf die vielfachen Widersprüche hin.

Die Nachmittagssitzung brachte eine Reihe Einzelvorträge aus dem Gebiete der Pathologie der Verdauung und der Stoffwechselkrankheiten. Richartz (Würzburg) sprach „Zur Kenntnis und Differenzierung der chronischen Diarrhöen".— Reges Interesse erweckten die Ausführungen von Lüthje (Tübingen), der durch Experimentalbeobachtungen zuerst an Tieren feststellte, daß die umgebende Temperatur von hervorragendem Einfluß auf die Zuckerausscheidung ist, insofern, als diese bei niedriger Temperatur hoch, bei hoher Temperatur geringer ist. Diese Verhältnisse sind nach Lüthje bedingt durch die Wärme-Oekonomie des tierischen Körpers, der das Bestreben hat, bei Erniedrigung der Temperatur seine Eigenwärme beizubehalten. Gleiche Resultate ergaben Beobachtungen an menschlichen Zuckerkranken: auch hier sank die Zuckerausscheidung bei Erhöhung der Außentemperatur, so daß sich hier ein dankbarer Gesichtspunkt für die Therapie ergibt. In der Diskussion bestätigte Embden (Frankfurt a. M.) diesen Befund, und Klemperer (Berlin) betonte, daß durch die Lüthjeschen Untersuchungen Licht geworfen würde auf mehrere bekannte praktische Erfahrungen, die man bisher theoretisch sich nicht habe erklären können. Dies seien der häufige bemerkte Unterschied zwischen Karlsbader Kuren im Sommer und im Winter zugunsten der ersteren, ferner die gute Einwirkung der Bettwärme und des Alkohols, der ja auch als Wärmebildner anzusehen sei, auf schwere Formen von Zuckererkrankungen.

Weiter sprach Bickel (Berlin) über „experimentelle Untersuchungen über den Einfluß von Kochsalzthermen auf die Magensaftsekretion". Experimente an Tieren ergaben, daß durch die Darreichung von Kochsalzthermen (Wiesbadener Kochbrunnen) die sekretorische Abscheidung der Magenschleimhaut gesteigert wird. In der Diskussion wurde betont, daß es zweifelhaft sei, ob diese an Tieren gefundenen Resultate ohne weiteres auf den Menschen übertragbar seien. Mayer (Halle) sprach über die Frage, ob ein fettspaltendes Ferment im Magen vorhanden sei. An der Diskussion beteiligten sich Vollhardt (Gießen), Mohr (Berlin), Winternitz (Halle).

Roos (Freiburg) sprach über das Cerolin. Das Cerolin ist die Fettsubstanz der Hefe und soll der eigentliche Träger der Hefewirkung sein. Gleich der Hefe ergab es eine günstige Beeinflussung der Furunkulose und ferner der Acne durch Aufhörung der Knötchenbildung und Besserung des Teints. Der folgende Vortrag von Loening (Halle) handelte „über die Motilität bei Gastroptose". Zum Schluß berichtete Sofoki (Japan) über „Experimentelle Untersuchungen über die Bedeutung der Extraktivstoffe des Fleisches für die Magenverdauung". Sie ergaben, daß die Magenschleimhaut auf Darreichung von Extraktivstoffen (Bouillon, Liebigs Fleischextrakt) kurz vor der Mahlzeit mit einer intensiveren Produktion von höherwertigem Magensaft reagiert. In der Diskussion erwähnte Bickel (Berlin), daß der Salzsäure diese selbe Wirkung zukomme.

•

Akademie der Wissenschaften zu Berlin

6. April. Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Herr Waldeyer. 1. Herr Planck las: Normale und anormale Dispersion in nichtleitenden Medien von variabler Dichte. Nach einer einleitenden Besprechung der Grundlagen der vom Verfasser entwickelten Theorie werden die verschiedenen Formen, welche die Dispersionskurve einer Substanz annehmen kann, an der Hand der Ausdrücke für den Brechungsexponenten abgeleitet und geschildert. 2. Herr Klein legte eine Mitteilung des Herrn Prof. D. W. Bergt in Dresden vor: Das Gabbromassiv im bayerisch-böhmischen Grenzgebirge. Den bayerischen Teil des im Rücken des Hohen Bogens (1078 Meter) bei Furth im Wald gipfelnden Gebietes setzt nicht Glimmerschiefer mit Einlagerungen, sondern eine ungeteilte Masse von Augit-Hornblendegesteinen zusammen. Diese, früher Diorit, Dioritschiefer, Amphibolit, Gabbro genannt, bilden, durch Uebergänge innig verbunden, eine petrographische Einheit und sind, lediglich als verschiedene Ausbildungen von Gabbro, entsprechend z. B. als Gabbro, Hornblende- und Uralitgabbro, Gabbroschiefer und Hornblendegabbroschiefer zu bezeichnen. Die Gabbromasse ist eruptiv und wahrscheinlich ein Teil eines großen Granit-(„Gneiß-")Massivs des bayerisch-böhmischen Grenzgebirges, das Glimmerschiefer- und Phyllitformation durchbrochen hat. Glimmerschiefer und Phyllit stellen wahrscheinlich kontaktmetamorphes Paläozoikum dar (Beweis auf böhmischer Seite zu führen). 3. Derselbe legte vor: einen Bericht von Herrn Professor Dr. G. Klemm in Darmstadt über Untersuchungen an den sogenannten „Gneißen" und den metamorphen Schiefergesteinen der Tessiner Alpen. II. Die mit akademischen Mitteln fortgeführten Untersuchungen beschäftigen sich einerseits mit der Gliederung der Schiefergesteine bei Airolo und im Val Bedretto, andrerseits mit deren Beziehungen zu den Gotthardgraniten, die der Verfasser nach Struktur und Mineralbestand als eng zusammengehörig mit den Tessiner Graniten auffaßt und deren dynamometamorphe Beeinflussung er nicht bestätigt findet.

6. April. Sitzung der philosophisch-historischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Herr Vahlen. 1. Herr Zimmer las über die Kriterien zur Bestimmung der altirischen Proclitica. Diese Kriterien sind hauptsächlich zu gewinnen aus den Lautveränderungen, die der Satzaccent in den in den Vorton tretenden Wörtern bewirkt: Vokalschwächungen, Konsonantveränderungen verschiedener Art und Silbenschwund. Subsidiär tritt die in den altirischen Handschriften zu beobachtende Regel über Worttrennung hinzu. 2. Vorgelegt wurde das mit Unterstützung der Akademie herausgegebene Werk „Das Johannesbuch der Mandäer". Von Mark Lidzbarski. Erster Teil. Text. Gießen 1905.

✱

Digitized by Google

Kleinere Mitteilungen.

* **Bibliotheken.** Zum 70. Geburtstag des Oberbibliothekars an der hiesigen Hof- und Staatsbibliothek Joseph Aumer (vgl. Nr. 89) wird uns noch geschrieben: Der Oberbibliothekar der kgl. Hof- und Staatsbibliothek München Joseph Aumer begeht am 18. April seinen 70. Geburtstag. Der Jubliar ist in München am 18. April 1835 geboren und hat dortselbst Philologie, speziell Orientalia, studiert. In den Jahren 1856 bis 1858 hörte er in Paris bei Renaud Vorlesungen über Arabisch, bei Mohl solche über die persische und bei Duboeuf über die türkische Sprache. 1857 trat er bei der kgl. Hof- und Staatsbibliothek München als Praktikant ein, war daselbst Sekretär, Kustos und Bibliothekar, und ist seit 1898 Oberbibliothekar. Er konnte am 1. August 1902 sein 40jähriges Dienstjubiläum feiern. (vgl. Beil. d. Allg. Ztg. 1902, 176.) Zugleich ist Aumer Bibliothekar der kgl. Akademie der Wissenschaften. Von Beamten und Benützern der Staatsbibliothek wegen seines liebenswürdigen Wesens und seiner allzeit hilfsbereiten bibliothekarischen Gelehrsamkeit hochgeschätzt, hat er sich den besonderen Dank der gelehrten Welt durch eine Reihe wertvoller Arbeiten erworben. Die Kataloge der arabischen, persischen und türkischen Handschriften der kgl. Hof- und Staatsbibliothek sind von ihm herausgegeben (Catal. codd. Mss. bibl. reg. Mon. T. I. Pars 2., 3., 4.), sodann hat er das „Repertorium über die ersten fünfzig Jahrgänge der Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 1826—75 nebst Supplement-Bänden" ediert. 1865 veröffentlichte er eine Zusammenstellung der „Initia librorum SS. Patrum latinorum". Im Auftrage der Akademie gab er auch aus dem Nachlasse Markus Jos. Müllers die aus dem Arabischen übersetzte „Philosophie und Theologie von Averroes" heraus. Die philosophische Fakultät der Universität München wird dem Jubilar durch Ernennung zu ihrem Ehrendoktor Dank und Anerkennung für seine Tätigkeit im Dienste der Wissenschaft erstatten, wozu sich die herzlichsten Glückwünsche aller den verdienstvollen Gelehrten Hochschätzenden gesellen.

P.

* **Seinen 80. Geburtstag** feiert heute (17. April) der auch unseren Lesern bekannte Schriftsteller Wilhelm Hendel, der sich namentlich als Vermittler zwischen deutscher und russischer Literatur einen geachteten Namen erworben hat Ein geborener Deutscher — Hendel ist in Burg bei Magdeburg geboren — hat derselbe schon früh Gelegenheit gehabt, Sprache und Leben unseres östlichen Nachbarvolkes kennen zu lernen, indem er, als Kind nach St. Petersburg gekommen, 1840 in eine dortige Buchhandlung als Lehrling eintrat. Nach mehrjährigem Aufenthalt in Deutschland und der Schweiz, während dessen er sich bereits literarisch betätigte, kehrte Hendel 1851 nach St. Petersburg zurück und machte sich 1854 als Buchhändler selbständig. Bis 1878 war er dort im Geschäftsleben tätig; seither lebt er als Privatmann und Schriftsteller in München. Hendel hat auch einige selbständige Schriften verfaßt (so „Die Deutschen in Rußland" 1884), hauptsächlich aber Uebersetzungen der hervorragendsten Werke der modernen russischen Literatur (insbesondere Dostojewski, Turgenjew, Tolstoi) geliefert, die durch Treue und sprachliche Vollendung ausgezeichnet sind. Desgleichen entstammen zahlreiche belehrende Artikel über russische Verhältnisse und Zustände seiner auch heute noch nicht müßigen Feder.

* **Zur Tuberkulose-Bekämpfung.** Der Kommerzienrat Richard Passavant-Gontard in Frankfurt a. M. hat der Stadt Frankfurt a. M. die Summe von 100,000 M. für wissenschaftliche Studien auf dem Gebiete der Medizin zur Verfügung gestellt, die vor allem zur Bekämpfung der Tuberkulose dienen sollen.

* **Die physikalische Sammlung des Professors Amberg** ist vom preußischen Staat angekauft worden. Amberg, der als einer der ersten bemüht gewesen ist, durch Experimentalvorträge das große Publikum über die physikalischen Gesetze aufzuklären, hat im Laufe der Jahre eine sehr wertvolle Sammlung von physikalischen Apparaten zusammengebracht. Diese wird jetzt in der Urania zu Berlin aufgestellt und soll dort zum Unterricht und zur Fortbildung der mit Physik sich beschäftigenden Lehrer benutzt werden.

✣

Hochschulnachrichten.

H. Heidelberg. Der außerordentliche Professor Dr. Hugo Starck wurde zum leitenden Arzt für innere Krankheiten an das Stadtkrankenhaus in Karlsruhe berufen. Er behält indessen die hiesige Lehrtätigkeit bei.

R. Bonn. Dem Professor der Anatomie Geh. Rat Dr. v. la Valette St. George hat anläßlich seines 70. Geburtstages die Berliner philosophische Fakultät das vor 50 Jahren erworbene Doktordiplom in ehrenvollster Weise erneuert. Der Gelehrte promovierte 1855 auf Grund einer Arbeit „Symbolae ad trematodum evolutionis historiam".

dr. Jena. Dem Professor der Geschichte Dr. Friedrich Keutgen ist eine Professur an der John-Hopkins-Universität in Baltimore angeboten worden. Prof. Keutgen hält gegenwärtig an dieser Universität auf Einladung Vorlesungen und Uebungen ab.

* **Berlin.** Zur Schiller-Feier der Berliner Universität, die im königlichen Opernhause stattfinden wird, erläßt jetzt der Rektor Geheimrat Hertwig am schwarzen Brett folgende Aufforderung: Es ist beabsichtigt, das Schillersche Reiterlied als Schlußgesang der am 9. Mai im königlichen Opernhause stattfindenden Schiller-Feier der Universität durch einen aus Studenten zusammengesetzten Chor ausführen zu lassen. Hierdurch wird die Beteiligung der Studentenschaft, die schon durch die Wahl des Opernhauses in größerem Umfange als bei anderen Gelegenheiten ermöglicht ist, sowohl eine weitere Verstärkung erfahren, als auch der Festakt noch mehr den Charakter einer allgemeinen Universitätsfeier erhalten. Ich ersuche hierdurch stimmbegabte Herren aus dem Kreise der Studierenden, sich zur Mitwirkung bereit zu erklären. Die Rede beim Festakt hält Erich Schmidt.

hc. Dem Privatdozenten für Hygiene an der hiesigen Universität Dr. Oskar Spitta, wissenschaftlichen Mitglied der kgl. Versuchs- und Prüfungsanstalt für Wasserversorgung und Abwässerbeseitigung, ist der Professortitel verliehen worden.

hc. Posen. Der zum Professor an der kgl. Akademie zu Posen berufene Staatsrechtslehrer Dr. Julius Hatschek, bisher Extraordinarius in Heidelberg, wird das Posener Lehramt mit 1. Oktober 1905 übernehmen und über Staatsrecht, Verwaltungsrecht, Völkerrecht und Staatslehre lesen.

✣

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Willy Seibert: D. deutsche Thronfolger i. Lichte unserer Zeit. Berlin 1905. 86 S. — Georg Capellen: Das Ideal einer Volks-, Verkehrs- und Gelehrten-Stenographie. Kritische Studien und Pläne. Osnabrück. Selbstverlag. 40 S. — G. Stempfinger: Horaz in der Lederhos'n. München. J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). 53 S. — Martin Wust: Das dritte Reich. Ein Versuch über die Grundlagen individueller Kultur. Wien u. Leipzig 1905. Wilhelm Braumüller. 230 S. — Oberbürgermeister Paul am Ende: Die Aufnahme von Kurgästen in unseren Bädern, Luftkurorten und Sommerfrischen. Dresden 1905. Wilhelm Baensch. 36 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1905. 135. Band. Achtes Heft.

Inhalt: Schiller. Zum hundertsten Todestag. — Die katholische Kirche des Altertums in Armenien. — Die Begeisterung für das Schulwesen in den Vereinigten Staaten seit den letzten fünfzig Jahren. — Reichstagsbrief. V. — Zwei Kloster-Urkundenbücher aus Böhmen. — Die russische Regierung und das Volk. — Das Jenseits, die Politik und die moderne Weltanschauung. — Zur Frage nach der juridischen Basis der Christenverfolgungen im römischen Reiche. — Montesquieu und sein religiöses Empfinden. (13119)

Jahrgang 1905. München, Mittwoch, 19. April. Nummer 92.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6. 60, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Ernst Abbe als Sozialpolitiker.

Von Julius Pierstorff.

Erst wenige Monate sind verflossen seit dem Tage, an dem die Bevölkerung Jenas Ernst Abbe, den Begründer der sowohl ihrer bedeutsamen technischen Leistungen, als auch ihrer sozialpolitischen Eigenart wegen weltbekannten Carl Zeiß-Stiftung, zu Grabe trug. Wenn die Beteiligung eine so allseitige, die Trauer eine so allgemeine und tiefe, allen Gesellschaftsklassen gemeinsame war, wie sie am Ort noch bei keinem Todesfall bisher erlebt wurde, so kam hierin die Tatsache zum Ausdruck, daß nie zuvor jemandes Wirksamkeit einen ähnlich tiefgreifenden Einfluß auf alle Verhältnisse des Gemeinwesens ausgeübt hatte, wie diejenige dieses wahrhaft großen und doch äußerlich wie innerlich schlichten Mannes, dessen sterbliche Hülle hier hinausgeleitet wurde. Das heutige Jena, das dem stillen, weltentrückten Ort der 70er Jahre so wenig mehr gleicht, ist in dieser seiner neuen Gestalt im wesentlichen ein Ergebnis Abbescher Wirksamkeit.

Aufgebahrt war der Verstorbene[1]) in den stolzen Räumen des von ihm geschaffenen Volkshauses, seiner Lieblingsschöpfung, deren Vollendung er kurz vorher selbst noch hatte erleben dürfen, und aus eigenem Antriebe hielt die Arbeiterschaft der optischen Werkstätte Tag und Nacht Ehrenwache, an der teilzunehmen jeder ohne Unterschied der Parteirichtung begehrte. War es doch die Arbeiterschaft, deren Wohl zu fördern der Dahingegangene neben der Verfolgung seiner hohen wissenschaftlich-technischen Ziele sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, und hat er diese Aufgabe doch in einer Weise erfüllt, die schon jede objektive Kritik zur Ehrfurcht zwingt, jegliche Parteileidenschaft aber gänzlich verstummen macht.

Bei dem Versuch, weiteren Kreisen das Verständnis für Abbes Lebenswerk zu vermitteln, sehen wir ab von seinen wissenschaftlichen Leistungen. In erster Linie allerdings war Abbe Forscher und Gelehrter. Das wollte er bleiben und ist er geblieben, trotzdem er seine Wissenschaft, die mathematische Physik, bald ganz in den Dienst der Technik stellte und sich so zum Großindustriellen entwickelte, der auf dem von ihm kultivierten Gebiete, der Feinmechanik und Optik, sich selbst und dem von ihm geleiteten Betriebe eine führende Weltstellung errang. Indessen mußte die Schilderung seiner hervorragenden wissenschaftlichen Bedeutung, die allein genügt, seinen Ruhm für alle Zeiten zu begründen, ebenso seine hierauf sich aufbauenden hervorragenden technischen Erfolge hierfür berufeneren Federn überlassen bleiben.[2]) Die nachstehende Darlegung gilt nur den sozialen Ideen und Zielen, deren Verwirklichung innerhalb des von ihm geleiteten Industriebetriebes Abbe als die Krönung seiner ganzen Lebensarbeit betrachtete.

Zur Zeit untersteht der Verwaltung der von Abbe begründeten Carl Zeiß-Stiftung zunächst nur die mannigfach verzweigte, aus der bescheidenen Werkstätte des früheren Universitätsmechanikers Carl Zeiß hervorgegangene „optische Werkstätte“, die sich dem Bau optischer und sonstiger feintechnischer Instrumente für wissenschaftliche und rein praktische Zwecke mit unerreichtem Erfolge widmet und gegenwärtig ein Personal von ca. 1400 Beamten und Arbeitern beschäftigt. Für das ca. 600 Beamte und Arbeiter zählende „Jenaer Glaswerk“, das in erster Linie optisches Glas, außerdem aber ebenfalls verschiedenartige, höher qualifizierte wissenschaftliche und allgemeine Bedarfsartikel produziert, steht die optische Werkstätte mit Dr. Schott im Sozietätsverhältnis. Beide Werke sind in ihren wichtigsten Produktionsgebieten aufeinander angewiesen, wie denn auch die Entstehung des Glaswerkes sich darauf zurückführt, daß Schott seinerzeit eine von Abbe gegebene allgemeine Anregung zur Herstellung optischen Glases aufgriff und dessen Ideen mit ihm gemeinsam praktisch zur Ausführung brachte. Nach Schotts eventuellem Ausscheiden geht das Glaswerk ebenfalls in den ausschließlichen Besitz der genannten Stiftung über und kommen von da ab auf ihm die gleichen Grundsätze zur unumschränkten Durchführung wie in der optischen Werkstätte. Bis zu diesem Zeitpunkte bleibt ihre Anwendung von der freien Zustimmung Schotts abhängig und sind die Stiftungseinrichtungen bisher dort auch erst teilweise übernommen. Beim Eintritt in neue Unternehmen wiederum solche Sozietätsverhältnisse einzugehen, ist der Stiftung unverwehrt, nur muß stets im Vertrage ausdrücklich vorgesehen werden, daß mit dem persönlichen Ausscheiden des Sozius das Unternehmen an die Stiftung zur alleinigen Vertretung und Verwaltung überzugehen hat.

Im übrigen ist der gewerblichen Tätigkeit der Stiftung keine weitere Beschränkung auferlegt, als daß sie sich innerhalb des allgemeinen Rahmens ihrer bisherigen Arbeitsgebiete — Optik, Glastechnik, Instrumentenbau und verwandte Industrien, soweit diese Zweige auf engerer Verbindung zwischen Technik und Wissenschaft beruhen — zu halten hat. Unter keinen Umständen darf jemals die Stiftung sich ihrer Betriebe entäußern oder sich der Verwaltung derselben, z. B. durch Verpachtung u. s. w., entledigen. Wird die Fortführung eines Betriebes für sie

[1]) † 14. Januar 1905.

[2]) Vgl. den Artikel von Professor Finsterwalder in der gestrigen Nummer der Beilage. Ferner Czapski: Nachruf auf Ernst Abbe, Verhandlungen der Deutschen Physikalischen Gesellschaft 1905 Nr 6, S. 89—123 und v. Rohr: Ernst Carl Abbe, Zeitschrift f. Instrumentenkunde, Jahrgang XXV, Heft 3, März 1905.

Digitized by Google

untunlich, so ist derselbe aufzulösen. Dies mag zur Kennzeichnung des Bodens, auf dem die sozialen Einrichtungen und Schöpfungen Abbes erwachsen sind, genügen, da die äußere Organisation der Stiftung bereits früher in diesen Blättern[3]) eine äußere Darstellung gefunden hat.

Läßt man sein Urteil über die sozialen Einrichtungen der Stiftung durch die ersten oberflächlichen Eindrücke bestimmen, so wird man geneigt sein, den Schwerpunkt in dem zu suchen, was hier in materieller Besserstellung der Geschäftsangehörigen geleistet wird, allenfalls auch noch in der gemeinnützigen Verwendung der Erträgnisse. Indessen hieße es die Grundidee dieser ebenso genialen wie hochherzigen Schöpfung verkennen, wollte man in dieser lediglich ein System von sogenannten Wohlfahrtseinrichtungen erblicken. Einrichtungen, welche mit unzweifelhaftem Rechte dahin zu rechnen wären, fehlen zwar in den Stiftungsgebieten nicht ganz — wir nennen als solche beispielsweise: Gewährung von Baudarlehen, Badeeinrichtung, Sparkasse u. s. w. —, doch sind sie im Vergleich zu allem übrigen so untergeordneter Art und so sehr außerhalb des Rahmens des eigentlichen Stiftungszweckes, daß mit ihnen das Statut sich überhaupt nicht näher befaßt. Wenn aber auch die den Stiftungsgedanken selbst verkörpernden Einrichtungen selbstverständlich das materielle Wohl des Personals zu fördern bestimmt sind, so begegnete doch jeder Versuch, sie in die Kategorie der Wohlfahrtsanstalten, wie sie sich in anderen Großunternehmungen weit verbreitet finden, dem schroffsten Widerspruch des Stifters. Was dieser wollte und schuf, ist mehr als das und fließt aus einer grundsätzlich bestimmten allgemeinen Sozialanschauung.[4])

Nach Abbes Ansicht bildet die Verdrängung des Kleinbetriebes durch den Großbetrieb einen unaufhaltsamen Entwicklungsprozeß, wenigstens auf industriellem Gebiete, wo das alte Handwerk höchstens darauf rechnen kann, in gewissen Gebieten der Individualproduktion sich dauernd zu behaupten. Durch den Umstand, daß im Großbetriebe eine winzige Zahl von Unternehmern einer großen, immer mehr anschwellenden Masse in dauernder Abhängigkeit lebender Arbeiter gegenübersteht, verliert das Arbeitsverhältnis naturgemäß den früheren persönlichen Charakter vollständig. Es wird zum unpersönlichen, rein geschäftlichen Vertragsverhältnis. Obwohl nun die Unternehmer, bezw. die Geschäftsleiter der unpersönlichen Unternehmungen, auf die Arbeiterschaft nicht minder angewiesen sind wie diese auf sie, so entwickelt sich doch kraft der Ueberlegenheit, die den Unternehmern die Verfügung über das Kapital verleiht, in der liberalen Kulturepoche ein modernes „Faustrecht", ein einseitiges Herrschaftsverhältnis, welches die persönliche Freiheit und das Selbstbestimmungsrecht der Arbeiter mehr oder minder illusorisch macht und diese ökonomisch wie sozial benachteiligt und bedrückt. Da aber alle höhere Kultur von jeher auf Ueberwindung des „Faustrechts" beruhte, so erwächst aus dieser Lage die Aufgabe, im Interesse des Gemeinwohls das moderne Arbeitsverhältnis des faustrechtlichen Charakters zu entkleiden. Dazu bedarf es wirksamerer Garantien für die Aufrechterhaltung der vollen Gleichberechtigung und Unabhängigkeit der Arbeiter und Angestellten, als sie in der rein formalen Rechtsgleichheit und Vertragsfreiheit gegeben sind. Weiter fordert das Gemeininteresse möglichste Hebung des Lohnniveaus, damit die Masse des lohnarbeitenden Volkes an der gewaltig gesteigerten Produktivität der Volkswirtschaft gebührenden Anteil erhalte. Einen Hauptmangel der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung sieht aber Abbe darin, daß die erzielten Ueberschüsse der Betriebe gegenwärtig ganz und unwiderruflich in das Vermögen und Eigentum der Unternehmer übergehen und daher nicht haftbar gemacht werden [illegible] für die wirtschaftlichen Nachteile, welche den Ar[illegible] aus dem Verbrauch ihrer Arbeitskraft und aus [illegible] Wechsel der Konjunkturen erwachsen. Die objektive Sachlage erfordere, daß die Erträgnisse günstiger Jahre herangezogen würden, um die Arbeiter in ungünstigen Zeiten zu unterhalten. Vor allem hätten auch im regelmäßigen Verlauf der Dinge die Unternehmungen die *Amortisation der Arbeitskraft* ausschließlich und allein zu tragen, d. h. die Lasten einer allgemeinen Pensionsfürsorge, auf welche das Privatbeamtentum und die Arbeiterschaft so gut Anspruch hätten wie die öffentlichen Beamten, ganz aus eigenen Mitteln ohne Arbeiterbeiträge öffentliche Beihilfe zu bestreiten. Wenn hierzu zur Zeit nicht alle Industriebetriebe imstande wären, so sieht dies Abbe lediglich dadurch verursacht, daß von den einzelnen Unternehmungen ermöglicht ist, auf Kosten ihrer Arbeiterschaft sich auf bloße Preisunterbietung gegründete Konkurrenz zu machen.

Dieser Sachlage gegenüber wies Abbe dem Staate, als dem Vertreter des Gemeinwohls und der Gesamtinteressen, die Aufgabe zu, durch eine gerechtere, sachgemäßere Gestaltung des geltenden Arbeitsrechtes nicht nur die im Abhängigkeitsverhältnis stehende Arbeiterschaft im weiteren Sinne vor jeder Beeinträchtigung ihrer bürgerlichen Freiheit und ihres persönlichen Selbstbestimmungsrechtes zu bewahren, sondern auch der Fortsetzung des geschilderten „*Raubbaues an der Volkskraft*" ein Ziel zu setzen. Den Anfang hierzu erblickte er in dem bestehenden Arbeiterschutz und in der Arbeiterversicherung, von der ihm nur die Unfallversicherung grundsätzlich voll genügt. Solange aber eine durchgreifende Reform des allgemeinen öffentlichen Rechts auf der bezeichneten Grundlage fehlt, erachtete Abbe es als eine Aufgabe der *einzelnen* Unternehmungen, das Arbeitsverhältnis in der bezeichneten Richtung *von sich aus* auszubauen, soweit dies nicht in mangelnder Leistungsfähigkeit ein absolutes Hindernis findet. Zu solchem Ausbau genügen indessen seiner Ansicht nach die sogenannten Wohlfahrtseinrichtungen in keiner Weise. Nicht daß er der Fürsorge, welche manche Unternehmungen, oft sogar in großartigem Maßstabe, ihren Arbeitern und Angestellten haben angedeihen lassen, die Achtung versagte oder die Nützlichkeit bestritte. Das jedoch, was nach seiner Meinung zuerst und vor allem nottut, ist eine *Verbesserung der Rechtslage der Arbeiter*, und nur soweit die materiellen Wohlfahrtsleistungen mit einer solchen Hand in Hand gehen, erlangen dieselben *höheren sozialen Wert*. Denn nur auf diese Weise werden diese Leistungen über das Niveau persönlich erwiesener Wohltaten hinausgehoben, ähnlich wie wenn sie auf *allgemeiner* Rechtsgrundlage beruhten, so daß sie auf die Arbeiter sittlich und kulturell veredelnd wirken können, während sonst leicht das Gegenteil eintritt.

Von diesen Grundsätzen geleitet, unternahm es Abbe, in dem von ihm geleiteten Betriebe nicht nur den Arbeitern und Angestellten über alles Gewohnte weit hinausgehende persönliche und materielle Zugeständnisse zu machen, sondern den letzteren auch, soweit irgend angängig, zugleich die Form *klagbarer Rechte* zu geben. Das allgemeine „Proletarierrecht" der Gewerbeordnung und des Handelsgesetzbuchs sollte hier durch ein verbessertes Einzelrecht ersetzt werden, das geeignet wäre, vorbildlich zu wirken. Dabei war er sich dessen voll bewußt, daß in Dingen, die, wie diese, wirkliche Opfer auferlegten, gewisse Grenzen gesteckt wären durch den Wettbewerb derer, die solche Opfer zu bringen nicht für angezeigt fänden.

In solcher Verbesserung der persönlichen und wirtschaftlichen Rechtslage erblickte er zugleich ein Mittel zur *Wiedererneuerung des gewerblichen Mittelstandes*, welcher mit dem alten Handwerk mehr und mehr dahinschwindet. Eine Erneuerung des Mittelstandes erschien ihm im höheren Volks- und Staatsinteresse dringend geboten, erreichbar aber einzig und allein auf dem Boden der *Großindustrie*, indem das hier bestehende Arbeitsrecht seines proletarischen Charakters entkleidet würde.

[3]) *Fritz Böckel*: Die Karl Zeiß-Stiftung in Jena, Jahrgang 1903, Nr. 183, Referat über 1. Auflage von *F. Auerbach*: Das Zeiß-Werk und die Carl Zeiß-Stiftung in Jena, 2. Aufl. Jena 1904. Eingehende Schilderung der Organisation der Stiftung und ihrer Einrichtungen bei *J. Pierstorff*: Die Carl Zeiß-Stiftung, Separatabdruck aus Schmollers Jahrb. XXI, 2. Jena 1897.

[4]) *Abbe*: Welche sozialen Forderungen soll die „Freisinnige Volkspartei" in ihr Programm aufnehmen? Zwei Vorträge. Jena 1894.

Digitized by Google

Wie wenig Abbe mit seinen sozialpolitischen Gedankengängen in den Bahnen gewöhnlicher Philanthropie sich bewegte, hat er verschiedentlich bekundet, am deutlichsten in einem Vortrage, welchen er im Jahre 1897 in der Staatswirtschaftlichen Gesellschaft zu Jena über Gewinnbeteiligung hielt. „Die Maßnahmen von wirklich sozialer Tendenz", heißt es dort, „atmen durchaus nicht Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit; im Gegenteil: sie zeigen, nach ihren unmittelbaren Folgen für viele Einzelne angesehen, durchweg den Stempel des Kalten, Harten, Rücksichtslosen," was mit einem Hinweis auf die Härten belegt wurde, die z. B. das Verbot der Kinderarbeit und die Einschränkung der Frauenarbeit für Viele mit sich bringe. „Die sozialen Aufgaben", fuhr der Redner fort, „beziehen sich nicht auf das Verhältnis von Mensch zu Mensch als Personen, sondern allein auf das Verhältnis von Klasse zu Klasse; bei der Beurteilung der Wirkung sozialer Einrichtungen muß aber die höhere Gerechtigkeit und Ethik, die auf das Wohl des Ganzen sieht, sich kalt hinwegsetzen über die Rücksichten auf das Wohl Einzelner, wo deren Interessen dem Interesse der Klasse entgegen sind. Unverhüllt muß also aus den sozialen Einrichtungen die harte Notwendigkeit herausschauen, daß sozialer Fortschritt über Leichen geht — über die Schwachen und Unfähigen, die nicht mitkommen können." Dieser Anschauung entsprechend folgte auch Abbes Stiftungspolitik dem leitenden Grundsatz nicht den Schwachen zu helfen, was am wenigsten mit den Anforderungen eines so hochstehenden Industriezweiges, wie des hier in Rede stehenden, vereinigen ließ. *Er wollte vielmehr die Starken stark erhalten, sie davor bewahren, daß sie in Schwäche verfielen.* In den Stiftungsbetrieben werden daher nur Kräfte von mindestens normaler Leistungsfähigkeit beschäftigt. Wer nicht in angemessener Frist es dahin bringt, einen bestimmten Minimallohn zu verdienen, wird als unbrauchbar entlassen, ebenso wie jeder, der andauernd die übernommenen Dienstpflichten vernachlässigt.

Von zentraler Bedeutung ist naturgemäß die *Arbeits- und Lohnordnung.* Sie ist beherrscht von der erwähnten Grundanschauung, daß der großindustrielle Dienstvertrag keinerlei *sittliche* Beziehungen zwischen den Kontrahenten als solchen begründe, sondern nur wechselseitige, geschäftliche, durch die Natur des Arbeitsprozesses selbst bedingte Pflichten und Rechte. Zwischen Mitarbeitern untereinander gelangen überhaupt keine Rechtsverhältnisse zur Entstehung, nur *tatsächliche* Beziehungen und Rücksichten. Durch strenge Umgrenzung des Pflichtverhältnisses unter diesem Gesichtspunkte wollte Abbe insbesondere die Idee des „Brotherrn" vollständig ausscheiden und so „mittels Entlastung von allem Beipack an Gefolgschaftspflichten und Vasallendienst den Arbeitsvertrag auf eine rechtlich gesunde, ethisch reinliche Grundlage stellen". In den seinen Statutenentwürfen beigegebenen Motiven und Erläuterungen konnte er sich kaum genug tun in Betonung und Variierung dieses Standpunktes. Zur Illustrierung seiner Anschauungen verglich er gelegentlich das zwischen den Angehörigen eines und desselben Industriebetriebes, als Mitarbeitern, Vorgesetzten und Untergebenen, bestehende Verhältnis mit demjenigen zwischen Leuten, die in dasselbe Eisenbahncoupé eingestiegen seien —, die ja auch von wegen ihres gemeinsamen Rechtsverhältnisses zum Eisenbahnfiskus während der Fahrt gewisse tatsächliche Rücksichten aufeinander zu nehmen hätten. „Diese Schlußfolgerung" fährt er fort, „ist in der Tat ganz abscheulich. Man muß aber darüber sich hinwegsetzen, wenn ein anderes Resultat nicht zu begründen ist. Man muß sich doch auch gefallen lassen, daß in allen Dreiecken die Winkelsumme immer und überall ganz genau 180 Grad bleibt, obwohl es (wie die Mathematiker wissen) für die Menschen unter manchen Umständen vorteilhafter und erfreulicher sein würde — wenn die Dreiecke nicht so halsstarrig sein wollten."

Aus den angegebenen Gründen soll „*das Rechtsverhältnis zwischen Unternehmern und Arbeitern oder Angestellten* sich völlig frei halten einerseits von jeder moralisierenden Tendenz und andererseits von jedem Strafanimus." Die Wahrung allgemeiner Interessen der Gesellschaft oder des Staates seien Aufgabe der Polizei, des Staatsanwalts und Strafrichters, nicht des Unternehmers. Dem moralisierenden Fabrikherrn oder Betriebsleiter, der sich für berufen hält, Ehrbarkeit und Staatswohl zu befördern nicht nur durch das eigene gute Beispiel und durch den berechtigten Einfluß, den persönliches Ansehen, wenn er solches hat, in seinen Kreisen ihm gewähren mag, sondern auch mit der „Peitsche angedrohter Wirtschaftsnachteile", erklärt Abbe geradezu für eine „sozial-gemeinschädliche Figur". Ein- und Unterordnung, sowie gegenseitige Rücksichtnahme wird — von den jugendlichen Personen abgesehen, bei denen Gesichtspunkte der Aufsicht und Erziehung Platz greifen — nur verlangt, soweit sie durch die Natur des Arbeitsprozesses geboten ist. Im übrigen gibt es keine Solidaritätspflicht, nur eine Interessengemeinschaft der Parteien. Dabei wollte Abbe keineswegs leugnen, daß der dienstliche Verkehr auch die Quelle sittlicher Beziehungen werden könne und dürfe. Diese Beziehungen aber bestehen dann seiner Ansicht nach nicht kraft des Dienstvertrags, sondern außerhalb desselben.

Dieses von ihm geschaffene System, das lange, bevor es durch Statut endgültig festgelegt wurde, bereits in Uebung war, zählt er zu den wesentlichen Existenzgrundlagen der Stiftungsunternehmungen. Bei der Schwierigkeit des Arbeitsfeldes, das an die Einzelnen ungewöhnlich hohe Anforderungen stellt, muß ein nur einigermaßen umfangreicher Betrieb, um sich auf der Höhe zu halten und sich weiter zu entwickeln, fortgesetzt auf das rege Interesse, die Intelligenz und Initiative sehr vieler Mitwirkender rechnen. Wenn nun noch Abbes Zeugnis die Stiftungsbetriebe tatsächlich im Gegensatz zu den sonst üblichen Klagen stets in allen Schichten des Personals über eine ganz auffällig große Zahl von Leuten verfügten, die Muster von Pflichttreue waren und mit voller Hingabe und höchster Zuverlässigkeit ihren Aufgaben oblagen, so schreibt er dieses glänzende Resultat eben dem in der Regelung und Handhabung des Arbeitsverhältnisses von jeher befolgten Maximen zu.

Im einzelnen gestaltet sich das befolgte System folgendermaßen: Ausgeschlossen und verboten ist vor allem bei Anstellung wie bei späterer Beförderung jedwelche Rücksichtnahme auf persönliche Verhältnisse, insbesondere Rücksichtnahme auf Abstammung, Bekenntnis oder — man denke an die Sozialdemokratie — Parteistellung; überall dürfen nur Fähigkeiten und Leistungen maßgebend sein, sowie Pflichtmäßigkeit des dienstlichen Verhaltens und Rücksichten auf andere wesentliche Betriebsinteressen. Außerdienstliches Verhalten kommt nur insoweit in Betracht, als es die Erfüllung der Dienstpflichten oder das persönliche Ansehen, auch bürgerliche Ehre und gute Sitte berührt.

Der *Inhalt des Dienstvertrages* ist im Statut durch erschöpfende Aufzählung alles dessen begrenzt, was hinsichtlich der Pflichtbestimmung als zum Gegenstand des Vertrags gehörig angesehen werden darf, ohne daß damit im einzelnen die konkrete Arbeitsordnung festgelegt würde.

Im gleichem Geiste wie der Dienstvertrag ist das *Strafwesen* geregelt. Strafen sind nicht grundsätzlich ausgeschlossen, nur muß stets dem Bestraften Berufung auf richterliche oder schiedsrichterliche Entscheidung oder Berufung an den Arbeiterausschuß vorbehalten bleiben. Von der ihr zustehenden Strafbefugnis hat indessen die Geschäftsleitung bisher noch keinerlei Gebrauch gemacht, weil erfahrungsgemäß der Appell an das Ehr- und Pflichtgefühl der Arbeiterschaft sich als wirksamer, jedenfalls als hinreichend wirksam erwiesen hat. Gegen ungeeignete Elemente schützt sie sich, indem sie, falls wiederholte Verwarnungen fruchtlos bleiben, diese entläßt. Solche Entlassungen will der Stifter aber nicht als Strafen aufgefaßt wissen, sondern nur als „Schutzmaßregel". Besondere Vorkehrungen sind gegen Entlassung oder willkürliche Pensionierung lebenslänglich angestellter Beamten getroffen.

Aber nicht nur innerhalb des Dienstverhältnisses wollte Abbe die freie Persönlichkeit gewürdigt wissen,

Digitized by Google

Auch außerhalb des Dienstes darf kein Beamter oder Arbeiter in der freien Ausübung seiner persönlichen und bürgerlichen Rechte behindert werden. Für ehrenamtliche Tätigkeit im öffentlichen Dienste kann sogar der Einzelne jederzeit Lohnurlaub beanspruchen. Und wie schon niemand für sich allein in der Vertretung seiner Interessen beschränkt werden darf, ist auch das Koalitionsrecht bedingungslos gewährleistet. Bestehende Arbeiterausschüsse, die, damit in ihnen das Arbeiterinteresse rein und ungefälscht zum Ausdruck komme, lediglich aus Arbeitern bestehen und stets nur aus allgemeinen und geheimen Wahlen hervorgehen dürfen, sind befugt, jederzeit aus eigener Initiative zusammenzutreten, und müssen auf ihr Verlangen stets gehört werden. Auf solche Weise sind alle Ventile geöffnet, damit jede Unzufriedenheit sich ungehindert Luft machen und Gehör verschaffen kann. Zu einer rechten Wirksamkeit hat es indessen auch hier der allgemeine Arbeiterausschuß, der seit 1897 besteht, nicht gebracht, da ihm Verwaltungsbefugnisse mangeln, welche allein eine regere Selbstbetätigung begründen können. Mußte doch noch im Jahre 1902 der Ausschuß in einem Vortrage über seine Aufgaben von Abbe ermahnt werden, von seinen Initiativbefugnissen auch Gebrauch zu machen, weil dies bis dahin noch niemals geschehen war. Seiner Kompetenz sind nur *allgemeine* Angelegenheiten und Beschwerden unterstellt. Das übrige wird durch Verhandlungen mit den Einzelnen oder mit den Angehörigen der betreffenden Betriebsabteilungen erledigt.

Die spezielleren Bestimmungen, welche die *Verfügung über die Arbeitskraft* regeln, stehen unter dem leitenden Gesichtspunkt, die Arbeitsverpflichtungen auf das unbedingt notwendige und gebotene Maß zu beschränken und jede Willkür von seiten der Geschäftsleitung auszuschließen. Hieraus ergab sich eine erhebliche Verkürzung der sonst üblichen *täglichen Arbeitszeit*. Während früher schon die Grenze bei neun Stunden gezogen war, wurde sie im Jahre 1900 mit ausdrücklicher Zustimmung der befragten Arbeiterschaft zuerst probeweise, nach einjähriger Erprobung aber definitiv auf *acht Stunden* herabgesetzt. Die auf exakter Beobachtung und Messung beruhenden Erfahrungen, die man mit dem achtstündigen Tage während des Probejahres machte, waren denkbarst glänzende. Wurde doch durchgängig, ohne daß sich die Arbeiterschaft selbst dessen bewußt wurde, eine nachhaltige Mehrleistung erzielt nicht nur bei den Akkord-, sondern sogar auch bei den Zeitlohnarbeitern. In der Einführung des Achtstundentages sah Abbe mit Genugtuung ein längst von ihm erstrebtes ideales Ziel, die bekannte Dreiteilung des Arbeitstages in acht Stunden Arbeit, acht Stunden Ruhe, acht Stunden Schlaf verwirklicht. In diesem Ideal, obschon er es nicht für allgemein und mechanisch realisierbar hielt, harmonierte er mit den Bestrebungen der radikalen Arbeiterparteien, so wenig sonst seine Grundanschauungen mit diesen sich deckten. Welche Bedeutung er der Erzielung einer rationellen Verkürzung der Arbeitszeit beilegte, kam äußerlich darin zum Ausdruck, daß am 1. Mai regelmäßig der Betrieb für einen halben Tag unter Fortzahlung des Lohnes geschlossen wird, sowohl zur Erinnerung an die im Jahre 1889 erfolgte Proklamierung des Achtstundentags als internationaler Arbeiterforderung, als auch um der Arbeiterschaft Gelegenheit zu geben, für die Verwirklichung dieser Forderung zu wirken.

Aber so bemerkenswert in sozialpolitischer Hinsicht die Einführung des Achtstundentags in den Stiftungsbetrieben erscheint, von grundsätzlicher Bedeutung ist nicht die konkrete Stundenzahl, sondern der Gesichtspunkt, die Arbeitskraft nicht länger in Anspruch zu nehmen, als es die Erreichung eines bestimmten Arbeitserfolges erfordert. Um nun alles zu vermeiden, was den Produktionserfolg des Achtstundentages in Frage stellen könnte, wurde gleichzeitig mit der Einführung der verkürzten Arbeitszeit den Arbeitern noch mehr, als schon vorher der Fall war, die Verpflichtung auferlegt, in der Freizeit sich aller Erwerbsarbeit oder sonstigen Tätigkeit zu enthalten, welche eine Herabsetzung ihrer Leistungsfähigkeit direkt oder indirekt herbeiführen könnte, und *während der Arbeitszeit selbst der Genuß alkoholischer Getränke verboten.*

Mit welch großer Peinlichkeit überall Recht und Billigkeit der Arbeiterschaft gegenüber gewahrt werden, läßt deutlich die an sich unscheinbare Bestimmung erkennen, wonach eine Verkürzung der Arbeitszeit nur unter Beobachtung der vierzehntägigen Kündigungsfrist erfolgen darf. Abbe hielt es eben für eine Rechtsverletzung, dem Arbeiter eine Beschränkung der Arbeitsgelegenheit zu oktroyieren. Umgekehrt besteht für niemanden eine Verpflichtung zur Leistung von Ueberstunden und Feiertagsarbeit, von besonderen, engbegrenzten Ausnahmefällen abgesehen. *Vereinbarungen* wegen zeitweiliger Ueberzeitarbeit im ungestörten Betriebe sind indessen nicht ausgeschlossen, werden aber nur für höchstens vier Wochen gestattet. Durch Normierung hoher Lohnzuschläge ist dafür gesorgt, daß die Geschäftsleitung nicht anders als in den allerdringendsten Fällen in Ueberstunden arbeiten läßt.

Der allgemeinen Arbeitspflicht stellte Abbe ein korrespondierendes *Recht* der einzelnen Betriebsangehörigen *auf Arbeitsgelegenheit*, beziehungsweise auf Lohnbezug gegenüber. Demgemäß kann die Arbeiterschaft, abgesehen von Betriebsstörungen, stets Offenhaltung der Werkstätten während der regelmäßigen Arbeitszeit beanspruchen, so daß, wenn diesem Anspruch von der Leitung nicht nachgekommen werden sollte, dem Personal trotz ausfallender Arbeitsleistung der gebührende Lohn nicht vorenthalten werden darf. Nur in dem einzigen Falle, daß mindestens die Hälfte der Arbeiterschaft fehlt, ist die Geschäftsleitung befugt, ohne Lohnzahlung die betreffende Abteilung zu schließen.

Mit jedem Arbeiter und Geschäftsgehilfen muß ferner *ein fester Zeitlohn* vereinbart werden, der bei Akkord- und Stückarbeit zugleich den garantierten Minimallohn darstellt. Mit dieser Garantierung eines Mindestlohnes bei Akkordarbeit, der eine mißbräuchliche Herabdrückung der Akkordpreise zu verhindern bestimmt ist, trug Abbe einer von ihm gebilligten Forderung der (eine Zeit lang) organisierten Mechanikergehilfen Deutschlands Rechnung. *Ein einmal gewährter Zeitlohn oder Gehalt darf niemals wieder herabgesetzt werden*, selbst nicht bei eventueller Verkürzung der Arbeitszeit, es sei denn, daß der Einzelne zur ordnungsmäßigen Fortsetzung seiner früheren Tätigkeit unfähig wird oder aus in seiner Person liegenden Gründen zu einer anderen Arbeitsstellung im Betriebe überginge. Die Zeitlohnsätze werden auch für die in die Woche fallenden Feiertage gewährt, weil die durch sie bedingte Arbeitsruhe eine unfreiwillige ist und das Zusammentreffen eines Lohnausfalles mit einer Vermehrung der Ausgaben an solchen Tagen von der Arbeiterschaft überall schwer empfunden zu werden pflegt. Den Grundsätzen des § 616 des Bürgerlichen Gesetzbuches, Lohnanspruch für unverschuldete Arbeitsversäumnis während einer verhältnismäßig nicht erheblichen Zeit betreffend, hat der Arbeitsvertrag schon vor dem Inkrafttreten des neuen Rechts Rechnung getragen, seit 1900 sogar in ungewöhnlichem Umfange. Geht doch die Liberalität so weit, daß einem zu einer militärischen Uebung einberufenen Arbeiter, wenn derselbe nur mindestens ein Jahr bereits im Dienst der Stiftung gewesen ist, Urlaub unter Fortgewährung des Zeitlohnes, soweit nötig bis zu 12 Tagen, gewährt wird, wovon allerdings 6 Tage auf anderweitig beanspruchten Lohnurlaub anzurechnen sind.

(Schluß folgt.)



Die Forschungsreisen und die Gefangennahme des Marquis de Segonzac im marokkanischen Atlas.

In dem Augenblicke, wo der Besuch des Deutschen Kaisers die allgemeine Aufmerksamkeit auf Marokko lenkt und die Befreiung des Marquis de Segonzac aus der Gefangenschaft der Gebirgsberbern des Anti-Atlas, die vom Sultan völlig unabhängig sind, eine wichtige Rolle bei den Verhandlungen zwischen dem Sultan und dem französischen Gesandten spielen dürfte, lohnt es wohl der Mühe, dieses große Forschungsunternehmen, das, schon nahe seinem Abschlusse, so jäh unterbrochen worden ist, auch deutschen Lesern etwas näher zu rücken. Ist doch anzunehmen, daß nunmehr das Verständnis der Bedeutung Marokkos endlich auch bei uns weiteren Kreisen aufgehen wird. Es wird sich dabei zugleich zeigen, mit welchem Geschick, welcher Tatkraft und Opferfähigkeit Frankreich, das seit dem Vertrage mit England Marokko als seine sichere Beute meinte ansehen zu können, die wissenschaftliche Erforschung, den ersten Schritt zu weiteren Unternehmungen in diesem heute größten noch unerforschten Gebiete von ganz Afrika, in die Hand genommen hat.

Hatten schon vorher französische Forscher, wie de Foucauld in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, de Segonzac auf drei Reisen, im Sus, im Rifgebiet und im nördlichen marokkanischen Atlas (1899 und 1901) Bedeutendes geleistet, von mehreren kleineren, aber sehr erfolgreichen Reisen französischer Forscher abgesehen, so wurde 1904 die Erforschung, namentlich von dem Comité du Maroc, aber unter Mitwirkung der Regierung, in großem Stile organisiert. Der Geograph Augustin Bernard, Professor für Geographie für Nordafrika an der Sorbonne, bereiste namentlich zu wirtschaftlichen Untersuchungen die Ozeanküste, der Geologe P. Lemoine den Südwesten, vor allem aber drang der schon so bewährte Marquis de Segonzac als Leiter einer großen Forschungsunternehmung im Dezember 1904 von Mogador aus ins Innere ein. Seine Aufgabe war das Bled-es-Siba, das unabhängige Land, namentlich das Gebirgsland des Hohen Atlas zu erforschen, in welches bisher nur wenige Forschungsreisende nur sozusagen hineingeschaut hatten. Das war bei der Feindseligkeit und dem Mißtrauen der Gebirgsberber nur möglich, wenn er als Eingeborener und allein reiste. Seine beiden Begleiter, der Geologe Gentil, der ebenfalls verkleidet reiste, und der Topograph Flotte de Roquevaire trennten sich daher von ihm und arbeiteten jeder für sich. Der letztere, um dies kurz zu erwähnen, hat, scheint es, nur im Bled-el-Makhzen (dem Lande der Kanzlei), in dem dem Sultan unterworfenen offenen Atlas-Vorlande, zwischen dem Gebirge und dem Atlantischen Ozean, vom Kap Kantin und Mogador bis Demnat, Aufnahmen gemacht, die er auf eine Kette von Dreiecken gestützt, an die er auch die wichtigsten Hochgipfel des Atlas angeschlossen hat. Gentil, der bereits in der Umgebung von Tonger gearbeitet hatte, hat, nach mehreren von ihm nach Paris gelangten Berichten, deren letzter aus Marrakesch vom 4. März datiert ist, den südwestlichen Hohen Atlas etwa bis zum Meridian von Marrakesch mehrmals gequert, geologische Profile durch denselben aufgenommen und reiche Sammlungen von Gesteinen und Petrefakten zusammengebracht, die zum Teil schon in Paris angekommen sind. Vor allem aber ist es ihm in seiner Verkleidung und indem er in entsagungsvoller Weise sich mit zwei Dienern, zwei Eseln und einem schäbigen Zelte aus Sackleinewand begnügte, gelungen, in bisher allen Reisenden verschlossen gewesene Gebirgslandschaften im Nordosten des Kap Ghir einzudringen. Noch den letzten Nachrichten war er im Begriff, von Demnat, der wichtigsten Randstadt des Hohen Atlas, östlich von Marrakesch, meinem fernsten Punkte im Jahre 1899, das Gebirge bis in das Tal des Dades, des östlichen Quellarmes des Wed Draa, der Sammelader aller Gewässer der saharischen Abdachung, von da nach Südwesten die Wasserscheide (Dj. Sirua) zum Wed Sus zu überschreiten. Es ist zu hoffen, daß ihn in diesen gefährlichen Gegenden nicht auch das Schicksal erreicht. Schon jetzt ist aus seinen Forschungen der wichtige Schluß zu ziehen, daß der Hohe Atlas, entgegen der bisherigen Ansicht, noch sehr junge gebirgsbildende Bewegungen von großer Intensität und nach Süden gerichtetem energischen tangentialen Schub erkennen läßt.

Weit größere Entfernungen hat de Segonzac zurückgelegt. Er hatte zu seiner Verfügung als Dolmetscher des Arabischen den Professor an der Pariser Schule für die lebenden orientalischen Sprachen Zenagui Abd el Aziz und den Professor an der Ecole des Lettres von Algier Boulifa als Dolmetscher des Berberischen. Doch mußte er diesen im Quellgebiet des Wed Reris kurze Zeit vor seiner Gefangennehmung nach Marrakesch entlassen, weil derselbe das Tamazirt der Berbern des Hohen Atlas nicht mehr verstand. Auf neuem, dem meinigen von 1899 parallelem Wege südlich vom Tensift erreichte de Segonzac von Mogador aus Marrakesch, von da durchzog er über Demnat in nordöstlicher Richtung die südlichen Parallelketten des mittleren Atlas bis in das Quellgebiet des Wed el Abid, des nördlichen Quellarmes der Um-er-Rbia, des größten Flusses des Atlas-Vorlandes, dessen Lauf ich 1899 und 1901 erforscht habe, und stieß nach Nordosten bis an den Fuß des 4200 Meter hohen Ari Ajach, des von ihm 1901 erstiegenen höchsten Gipfels des nordöstlichen Hohen Atlas, im Quellgebiet der zum Mittelmeere gehenden Muluja vor. Dort knüpfte er seine Wegeaufnahme an die von 1901 an. All das war in diesen unsicheren Gegenden nur möglich dadurch, daß er von vornherein zwei Scherifen, zwar, wie er sagt, nur vierten oder fünften Ranges, aber immerhin Leute, die von einem gewissen, geflissentlich verstärkten Nimbus der Heiligkeit umgeben waren, gegen den bescheidenen Lohn von 10,000 Francs in seine Dienste genommen hatte, einen jungen, unternehmenden und einen alten geldgierigen. Anscheinend die Hauptpersonen der ganzen zahlreichen Karawane, hatten sie sich tatsächlich verpflichtet, acht Monate hindurch durchaus de Segonzac zur Verfügung zu stehen. Dank diesen „heiligen" Männern und wohl auch dank seinen und Frankreichs guten Beziehungen zu dem Groß-Scherif von Uesan, vielleicht auch durch weitere Geldopfer, konnte er überall unter dem Schutze von Scherifen, den politisch-religiösen Oberhäuptern dieser Gebirgsberbern reisen, die ihn in ihren Zauias (etwa Klöstern) beherbergten und meist persönlich (4—5 Tage lang) durch ihr Gebiet bis an die Grenze eines benachbarten Scherifen geleiteten. So der Scherif von Ahansal, dem nördlichen der beiden Zauias dieses Namens in einem Hochtale des Hohen Atlas, 55 Kilometer ostnördlich von Demnat, dessen Einfluß ein großes Gebiet zu beiden Seiten des Gebirges umfaßt. Der Scherif Sidi Ali Amhausch, den er den Oberpriester der Berbern nennt und der ihn in seiner Zauia Arbala an den Quellen der Muluja zwei Tage beherbergte. Aus der Gegend der Quellen der Muluja überschritt er im Tunfit-Passe, einer Einkerbung der Hauptkette, unmittelbar südwestlich vom Ari-Ajach, von wo er die Hochtäler des Wed Zis, des Wed Reris und des Wed Todra, der nährenden Wasseradern der großen Oasenlandschaft von Tafilelt, der Heimat der jetzt in Marokko herrschenden Dynastie, überblickte, das Gebirge und gelangte in die Landschaft Ferkla im oberen Todra-Tale, nur noch zwei kleine Tagemärsche von dem Hauptorte von Tafilelt. Von dort, aus der Zauia Hauari, dem berühmten Mittelpunkte der in ganz Marokko außerordentlich einflußreichen religiösen Bruderschaft der Derkaua und dem Sitz des jetzigen Oberhauptes und Sohnes des Gründers des Ordens, ist seine letzte Nachricht vom 4. Februar datiert. Von dort schickte er auch seine bisherigen Aufzeichnungen und Sammlungen, um sie unter allen Umständen zu sichern, mit Boulifa nach Marrakesch, von wo dieselben auch glücklich nach Paris gelangt sind. Ebenso entließ er den älteren der beiden Scherifen und eine ganze Anzahl seiner Leute, auch um das Gepäck und die Karawane und damit das Aufsehen, das sein Durchzug überall hervorrief, zu vermindern. Seine Leute, obwohl ihm alle ergeben, stritten sich vielfach untereinander und brachten den sogenannten Scherifen größte Verachtung entgegen. Auch dem jüngeren der beiden, eine in ganz Süd-Marokko weit und breit, aber keineswegs vorteilhaft bekannte Persönlichkeit, mißtraute er bereits in hohem Grade, wie man überhaupt aus seinem letzten Briefe die Ahnung großer Gefahren herauslieft.

Seine Absicht war nun, in südsüdwestlicher Richtung den Anti-Atlas zu überschreiten, über Tamegrut am Wed Draa, dem Hauptsitze des Ordens der Naciria, sich nach Westen zu wenden und den Anti-Atlas zu erforschen. Dort ist er am 2. März, wie der am 10. März in Mogador angekommene Zenagui meldete, offenbar von seinem Scherifen, der es wohl vorzog, sich einen Anteil an dem zu erhoffenden großen Löse-

Digitized by Google

gelde zu sichern, oder die Verantwortung, einen Christen ins Land gebracht zu haben, scheute, verraten, im Gebirgslande an der saharischen Abdachung des Anti-Atlas, in der Gegend des Schnittpunkts von 30 Grad Nord und 10 Grad West von Paris, etwa 7 gewöhnliche Tagereisen von Mogador, von dem Berberscheik Mohammed Ben Tabia gefangen genommen worden. Nach den letzten Nachrichten ist aber für seine persönliche Sicherheit nichts zu fürchten und es steht zu hoffen, daß es den nächsten Gouverneuren des Sultans, wenn auch unter großen Geldopfern, den einzigen Machtmitteln in diesem völlig unabhängigen Gebiete, gelingen wird, ihn zu befreien.

Schon bis nach Ferkla waren die Entbehrungen, die Anstrengungen, namentlich mitten im Winter und im schneebedeckten Hochgebirge, und die Gefahren so groß, daß wohl nur ein so zäher und erfahrener Reisender wie Marquis de Segonzac sie zu überwinden vermochte. Wiederholt entging er inmitten wilder, feindseliger Stämme, die in ihm einen Spion, sei es der Franzosen, sei es des Sultans, sahen, wie durch ein Wunder, das den Tugenden seiner Scherifen zugeschrieben wurde, dem Untergange. Der Haß gegen die Regierung war bei diesen Gebirgsstämmen, in Erinnerung an die Scheußlichkeiten, welche das Heer Mouley el Hassans, des Vorgängers des jetzigen Sultans, bei dem Versuche, dieses Gebirgsland zu unterwerfen, verübt hatte, noch frisch. Ueberall begegnete man den Zeugen der Verwüstung. Bei Arbala, auf dem Gebiete der Ait Abdi, im Herzen des Gebirges zwischen der Muluja und dem Wed-el-Abid, wurde der Oheim dieses Sultans, Mouley Serur, mit seinem Heere vernichtet.

Ueber die wissenschaftlichen Ergebnisse der Reise liegen bisher nur kurze Andeutungen vor. Doch unterliegt es keinem Zweifel, daß dieselben sehr bedeutende sind. Nach ihrer Veröffentlichung bleibt nur noch ein kleines Gebiet, das der Djebala im Rifgebirge, südöstlich von Tanger, unerforscht, und man kann die Erforschung auch dieses letzten unbekannt gebliebenen Ländergebietes von Afrika wenigstens im großen als abgeschlossen ansehen: die erste unter allen Umständen überaus dankenswerte Frucht der französischen Absichten auf Marokko.

Marburg. Th. Fischer.

Bücher und Zeitschriften.

μσι. **Herders Konversations-Lexikon** hat mit dem soeben ausgegebenen vierten Bande seiner dritten Auflage die Hälfte seines Umfangs erreicht. Zwischen den beiden 16 bis 18 bändigen großen Lexika von Meyer und Brockhaus und den kleinen ein- und zweibändigen, nimmt es die angenehme und bequemere Mitte ein. Der wissenschaftliche Apparat aber ist derselbe, nur die Konzentration muß natürlich viel größer sein. Und sie leistet in der Tat Bewundernswertes. Ohne so weit zu gehen wie Kürschner, dessen umfangreiches Zeichen- und Abkürzungssystem man schwer behält, hat Herder nur praktische und naheliegende Abkürzungen eingeführt, die aber eine große Raumersparnis bedeuten. Dafür bietet er aber ethymologische und Betonungsangaben, die kein anderes Konversationslexikon besitzt. Der neue Band reicht von H bis Kombattanten. (VIII Seiten und 1792 Spalten Text mit rund 450 Bildern, dazu 48 zum Teil farbigen Beilagen: 11 Karten, 23 Tafeln und 14 Textbeilagen mit zusammen 870 Bildern.) Er ist natürlich bis in die neueste Zeit, beim Artikel Japan bis zum Ausbruch des Krieges geführt. Die streng katholische Färbung, die jedoch nirgends, wie man anerkennen muß, einen intoleranten oder gar polemischen Charakter annimmt, und die das große Unternehmen offen an der Stirne trägt, ist namentlich bei Artikeln wie Ignatius, Jesuiten, Index, Inquisition, Hugenotten, Hus, Islam, Juden nicht zu verkennen. Aber gerade der Andersgläubige wird in diesem Lexikon wieder viel Neues und Belehrendes finden, was er anderswo umsonst suchen würde, so z. B. eine ganz ausgezeichnete übersichtliche Zusammenstellung der Kirchengeschichte. Auch die kleinsten geographischen und naturwissenschaftlichen Artikel verraten peinliche Genauigkeit und wiederholte Durcharbeitung. Selten fehlt etwas, wie z. B. beim Artikel Innsbruck (Sp. 832 Z. 3 v. o.) die Angabe der dortigen ersten Behörde des Landes, der k. k. Statthalterei. Merkwürdig ist auch, daß der Aufzählung der Zivilbehörden die des Militärs vorausgehen. Das Lexikon ist sonst nicht so militärisch. Sehr anzuerkennen ist, daß das Herdersche Lexikon nicht zu einem Bilderbuch ausartet. Die Illustration tritt nur da ein, wo sie wirklich zur Belehrung notwendig ist, und mehr erklären kann als der längste Artikel. Koloriert sind nur jene Tafeln, wo es wirklich auch auf die Farbe ankommt. Von der zweckmäßigen Behandlung der eigentlichen „modernen" Wissenszweige, wie Volkswirtschaftslehre, Technik und Naturwissenschaften, geben auch in diesem Bande die Beilagen einen guten Begriff. In historischer wie in politischer und volkswirtschaftlicher Beziehung gleich wertvoll ist die Textbeilage Kolonialgeschichte. Die gewaltige Entwicklung der Kohlenindustrie und ihre Statistik wird behandelt; was die Kohlenaufbereitung betrifft, so ist hier alles zusammengestellt, was man anderwärts nur verstreut oder überhaupt nicht findet: der ganze riesige Prozeß, der sich Tag für Tag in den großen Kohlenaufbereitungsanlagen abspielt von der Trennung („Separation") der geförderten Kohle in Stück- und Feinkohle bis zur Verwertung der Kohlenabfälle in den „Kohlenwäschen" zu Briketts und Koks. Der sozialpolitischen Bedeutung der Invalidenversicherung und des Kinderschutzes tragen die einschlägigen Artikel mit ihren Textbeilagen gebührende Rechnung. Der Druck ist klar, die Ausstattung vornehm und unaufdringlich, und die bei diesem Unternehmen ja selbstverständliche konfessionelle Tendenz, wie schon gesagt, nur da fühlbar, wo das religiöse und geschichtliche Gebiet berührt wird.

Epitome genikes geographias (Auszug der allgemeinen Geographie) mit Zeichnungen, Abbildungen und Karten von B. A. Mystakides. Konstantinopel 1904.

Dieses dem Hofrat Th. Stützel in München gewidmete Schriftchen ist der Auszug aus einem größeren geographischen Werke, das vor einigen Jahren in Konstantinopel erschienen ist. Der Verfasser hatte seinerzeit in Deutschland (speziell Tübingen) studiert und die ganze germanische Kultur in sich aufgenommen. Nach dem Orient zurückgekehrt, wurde er vom Sultan in wichtige Vertrauensämter berufen und entfaltete seither eine reiche literarische Tätigkeit. Seine Studien erstreckten sich außer auf Geographie auch auf Geschichte. Der Standpunkt des Verfassers in vorliegendem Schriftchen ist der Ritters, welcher das Schwergewicht der wissenschaftlichen Geographie auf die entwicklungsgeschichtliche Seite derselben verlegt. In elegantem Altgriechisch geschrieben, ist das Büchlein Mystakides' sehr sorgfältig und verlässig bearbeitet.

München. Dr. Fischer.

Allgemeine Rundschau.

Am Oberlauf des Hoangho durch Tibet.

Reiseerlebnisse von W. Filchner.

Einem Deutschen ist es nun endlich gelungen, das Problem des Oberlaufes des Gelben Flusses in Tibet zu lösen. Trotzdem nach Tibet in den letzten vier Jahrzehnten mehrere Expeditionen unternommen worden sind, wurde dieser Teil Tibets stets gemieden, da bekannt war, daß dort starke Räuberstämme, das Volk der Ngolak, ansässig seien. Diese sind derart räuberisch gesinnt, daß sie ihre Kriegszüge selbst auf die angrenzenden Gebiete des eigenen tibetanischen Landes ausdehnen. Herr Wilhelm Filchner, Leutnant im kgl. bayer. 1. Infanterie-Regiment König, hat dieses Gebiet durchquert und zugleich eine große wertvolle wissenschaftliche Ausbeute mitgebracht. Er berichtete zum erstenmal über seine gefahrenreiche Expedition in einem höchst interessanten Vortrag am 8. April in der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin.

„Nur einer planmäßigen Vorbereitung," begann der Redner, „und dem großen Glück ist das Gelingen meines Planes zu verdanken." Der Plan lautete: Von Siningfu aus Vorstoß zum Hoangho im allgemeinen, Marschroute Grenards, von dort aus Vordringen nach Süd zur Bajen-Kara-Kette, Marsch nach Ost zum Hoangho, dann dessen Oberlauf folgend bis zum scharfen S-förmigen Knie. Von dort aus

Digitized by Google

Durchstoß auf Sungpanting in Szechuan. Der Plon wurde im allgemeinen durchgeführt. Bei der Anlage der neuen Expedition wurde Leutnant Filchner von der Erwägung geleitet, daß die Erforschung des Hoangho nur dann zum Ziele führen könne, wenn es gelingen würde, von den Quellseen des Hoangho aus das dicht bevölkerte, gefährliche Ngolot-Gebiet unerwartet und rasch, also durch Ueberrumpelung und durch List und Gewalt zu durchbrechen. In Begleitung des Expeditionsarztes Dr. Tafel, der sich auf geologischem Gebiete betätigte, und mit 5 chinesischen Soldaten, drei Dolmetschern, 15 Mahus, sowie zirka 45 Pferden, 35 Yaks und Lebensmitteln für 6 Monate wurde am 13. Juli 1904 Scharakuto — nahe bei Siningfu — verlassen. Nach unzähligen Leiden erreichte man, in südwestlicher Richtung marschierend, am 24. Juli die Hoangho-Ebene; Schneestürme machten das Vordringen oft unmöglich, Sümpfe und Futtermangel ermüdeten die Tiere und eine dicke Schneedecke hatte außerdem die wenigen Spuren gangbarer Pfade zum Hoangho verwischt. Die chinesische Begleitung meuterte fast täglich. Die Absicht, an der Stelle Grenards über den Fluß zu setzen, konnte trotz größter Anstrengung infolge der starken Strömung nicht ausgeführt werden. Die Expedition mußte sich stromaufwärts wenden bis zum Oringnor, wo der in mehrere Arme geteilte Hoangho durchschwommen wurde. Am Ostufer des Oringnor entlang und über die den See umrandende Höhenkette gelangte man durch ein ungemein wildes felsiges Sacktal, aus dem nur mit großen Opfern an Tieren der Weg zu finden war. Ueber sandige Höhen und auf sumpfigen Wiesen folgte er dem in sehr starken Windungen nach Osten fließenden Rizy bis zur Einmündung in den Hoangho. Unvermutet stießen sie hier auf ein großes tibetanisches Lager, in dem sie unter der Maske chinesischer Händler ihr Zelt aufschlugen. Die Expedition zog nun in ost-süd-östlicher Richtung den Hoangho abwärts bis zu dem von Süden kommenden Nebenfluß Schatörrtsch, in dessen engem Tale aufwärts Ansiedelungen der Ngolok angetroffen wurden. Dann erstieg man eine breite plateauartige Wasserscheide, von der aus Leutnant Filchner allein einen kurzen Vorstoß zur Bajen-Kara-Kette unternahm, die hier am nächsten zum Hoangho auf dem bisher durchforschten Gebiete vorspringt. Im Tal des Doyüflusses wurde die tibetanische Ansiedelung Dojung und Dodi erreicht, deren Bevölkerung ein feindseliges Verhalten zeigte. Am 18. September gelangte man wieder zum Hoangho, wo die Tibetaner nachts einen blutig abgewiesenen Angriff auf das Lager der Expedition machten. — Unter ständiger Marschsicherung und von Spionen verfolgt, ging es stromabwärts mit den zu Tode ermüdeten Tieren und der wiederholt meuternden chinesischen Bedeckung. Das Fortkommen in dem durch schroffe Höhenzüge verengten Tal wurde immer schwieriger; an dem Kloster Gotschun Gomba am linken Hoanghoufer vorüber zog die Expedition flußabwärts, mußte dann aber wegen Talengen den Fluß verlassen. Das durchzogene Gebiet war sehr unsicher, denn stets mußte man auf Ueberfall gefaßt sein; immer wieder versuchte Filchner sich durch Umgehung in den sumpfigen Tälern der Nebenflüsse dem Hoangho zu nähern. In Gomo wurde der Expedition der Weg durch den Häuptling Rinng, den Beherrscher der großen Ansiedelung Wasser, versperrt und nur dadurch, daß die beiden Europäer sich als mohammedanische Priester verkleideten und rituelle Zeremonien vornahmen, gelang die Befreiung. Am 25. September schlug man am Tschintsü ein Lager auf in dem Räubernest Korgan, auch hier verdankte man die Errettung einer List. Unter Preisgabe sämtlicher Yaks und der gesamten Ausrüstung konnte die Expedition der Gefangennahme bei Knaba nur durch nächtlichen Rückzug und Umgehung der starken Stellung entgehen. Ein Kampf war infolge Patronenmangels und der physischen Unfähigkeit der Bedeckung ausgeschlossen. Man erreichte Tschichama, eine gewaltige Zeltansiedelung, und setzte unter entsetzlichen Anstrengungen die Reise nach Sungpan fort. — Inzwischen verringerte sich der Tierbestand in erschreckender Weise. In der letzten Zeit war man gezwungen gewesen, ein Pferd nach dem anderen zu schlachten, um Nahrung zu haben. Die wenigen noch übrigen Tiere glichen Gerippen. Die Leute drohten mit Meuterei und Verrat. Vorauseilend suchte bei furchtbarstem Schnee- und Regenwetter, aufs notdürftigste bekleidet, Leutnant Filchner in Begleitung des Dr. Tafel nach Sungpan zu gelangen, um der gefährdeten Expedition Hilfe entgegenzusenden. Die Rettung gelang, unter großen Opfern wurde am 11. Oktober 1904 das Ziel erreicht. — Von dem Gesamtbestand: 160 Pferden und Yaks kamen nur ein paar Pferde zurück, dagegen ging trotz der äußerst gefahrvollen Lagen kein Menschenleben verloren. Nach sechstägigem Aufenthalt in Sungpan kehrten die beiden Europäer auf zwanzigtägigem Gewaltmarsch nach ihrem Ausgangspunkt, Siningfu, zurück. — Leutnant Filchner hat die ganze durchforschte Strecke durch peinlich genaue Routenaufnahmen festgelegt, mehrere astronomische und erdmagnetische Beobachtungen ausgeführt, täglich dreimal meteorologische Aufschreibungen gemacht, Wassertemperatur- und Höhenmessungen vorgenommen, sowie eine zoologische und botanische Sammlung angelegt; dazu kommen noch etwa 800 klare in Tibet gemachte photographische Aufnahmen und das geologische Material, das Dr. Tafel sammelte. Während ihres Aufenthaltes in Siningfu hatte auch seine Gattin in einem eigenen meteorologischen Observatorium täglich dreimal Ablesungen vorgenommen, sowie mit großem Verständnis bedeutende ethnographische, botanische und zoologische Sammlungen angelegt. Am 12. November wurde die Rückkehr von Siningfu nach Schanhai angetreten, diesmal auf der großen Straße über Si-an-fu—Lungtschü-tsai. Auf dem Hinwege nach Siningfu hatte die Expedition im Beginn vom Hanfluß. Hsingan aus das Tsinling-Gebirge auf einem bisher unbekannten Weg über Hsiau-j nach Si-an-fu überschritten.

Wie wir hören, hat sich Leutnant Filchner entschlossen, die eingehenden Schilderungen seiner interessanten Reiseerlebnisse und die Berichte über die wertvollen wissenschaftlichen Forschungsergebnisse in Buchform herauszugeben. Die Werke werden, reich illustriert, voraussichtlich im Herbst dieses Jahres im Verlage von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin erscheinen.

*

23. Kongreß für innere Medizin.

(Schlußbericht.)

* **Wiesbaden,** 15. April. In der letzten heutigen Kongreßsitzung wurden eine Reihe Vorträge aus den verschiedensten Gebieten der Pathologie gehalten. Stäubli (München) brachte interessante Mitteilungen über klinische und experimentelle Untersuchungen bei der Trichinenkrankheit. Albrecht (Frankfurt) weist in seinem Vortrag „Neue Beiträge zur Kenntnis der roten Blutkörperchen“ auf eine verseifbare, fettartige Membran in der Randschicht der roten Blutkörperchen hin. Friedel Pick (Prag) sprach über die Pathogenität des Influenzabazillus. In einer großen Anzahl von Fällen, in denen klinisch der typische Symptomenkomplex der Influenza vorhanden ist, gelingt es nicht, den Influenzabazillus nachzuweisen. Man glaubt, daß dies teilweise daher rühre, daß die Bazillen im gesunden Blute rasch aufgelöst werden. Jedenfalls kommt dem Influenzabazillus die Spezifizität nicht zu, wie sie beispielsweise der Diphtheriebazillus hat, und der negative Befund im Blute schließt die Diagnose Influenza nicht aus. Kohnstamm (Königstein) betont in seinem Vortrag „Die zentrifugale Strömung in sensiblen Nerven“, daß in den sensiblen Fasern der Nerven auch zentrifugale Elemente vorhanden sind. Durch diese Strömungen, die auch auf die Ernährung der Haut Einfluß üben, ließe sich auch das „Rätsel“ der Stigmatisierung erklären. Lorand (Karlsbad) berichtet in seinem Vortrag „Zur Frage über das Wesen und die Behandlung der afrikanischen Schlafkrankheit“, daß diese in ihrem Symptomenkomplex große Aehnlichkeit mit dem Myxoedem (der Erkrankung, wie sie bei Degeneration der Schilddrüse entsteht) aufweise. In der Tat ergab die Behandlung eines Falles von Schlafkrankheit mit Schilddrüsensubstanz überraschend gute Ergebnisse.

Es sprachen ferner Julius Weiß (Wien) „Zur Frage neuer Krankheitstypen der Neuralgien, Neurosen und des Rheumatismus“ und Klemm (Darmstadt) „Ueber die Bedeutung der Heftpflasterstützverbände für die Behandlung der Bauchorgane“. Es gelingt, durch einfache Heftpflasterverbände manche Magen- und Darmaffektionen in günstiger Weise zu beeinflussen. Gürich (Parchwitz) sieht in einer chronisch eitrigen Mandelentzündung die universelle Grundlage des Gelenkrheumatismus. Von hier aus gelange das

Digitized by Google

Gift in die Blutbahn und erzeuge die Allgemeininfektion. Als Folgerung für die Behandlung sei hieraus allgemein die Spaltung der vereiterten Mandelgruben und nachfolgende Entfernung des infektiösen Mandelgewebes zu ziehen. Weill (Bad Schwalbach) betont, daß die Ernährung bei der Erzeugung des Geschlechts eine große Rolle spielt. Bei überwiegender Kohlehydrate-Ernährung gibt es mehr Männchen, bei überwiegender Eiweißmast mehr Weibchen. Die beiden Generationszellen ringen um das Geschlecht. Die Stärke einer Zelle hängt ab erstens von der Masse (M), zweitens von der Geschwindigkeit (v), bei der weiblichen Zelle überwiegt M, bei der männlichen v. Alles, was imstande ist, einen dieser Faktoren zu schwächen oder zu stärken, hat eine unmittelbare Wirkung auf die Entwicklung des Geschlechts, und zwar reagiert die weibliche Zelle mehr auf Beeinflussung der Masse, die männliche mehr auf die der Bewegungsenergie. Die Experimente wurden angestellt an Bienen, Kaninchen, Schweinen und am Rind, zum Teil durch einseitige Beeinflussung eines Geschlechtes, zum Teil durch doppelseitige Beeinflussung beider Geschlechter.

v. Niessen (Wiesbaden) berichtete über die Ergebnisse seiner zwölfjährigen experimentellen Studien über Syphilisätiologie. Der Vortragende hat in mehr als 200 Fällen eine Reinkultur des Syphilisbazillus aus dem menschlichen Blute hergestellt. Die Uebertragung auf Tiere ergab konforme Krankheitsbilder wie beim Menschen, und es gelang auch wieder die Erzeugung der Bazillen aus dem Blute der infizierten Tiere. Nachzutragen ist ein Vortrag von Siegfried Kaminer und Ernst Meyer (Berlin) über experimentelle Untersuchungen über die Bedeutung des Applikationsortes für die Reaktionshöhe bei diagnostischen Tuberkulin-Injektionen. Die Injektion in den Krankheitsherd ergibt nicht immer Temperaturerhöhung und niemals eine bedeutende, die Injektion in die Trachea bei tierischer Lungentuberkulose ergibt sogar eine niedrigere Temperatur als die subkutane Injektion. Kaminer warnt daher vor der Aenderung des Applikationsortes auf Grund von Hypothesen, die experimentelle Grundlagen nicht besitzen.

Der Kongreß, der 371 Teilnehmer aufwies, wurde von Geheimrat Erb mit dem Ausdruck des Dankes an die Vortragenden geschlossen. Im nächsten Jahre tagt der Kongreß in München. Mit dem Kongreß war eine Ausstellung von Instrumenten, Apparaten, pharmazeutischen Produkten und Nährmitteln verbunden.

❧

Kleinere Mitteilungen.

* Archäologisches. Auf einer Feldmark von Gräbschen bei Breslau wurde, wie wir der Vossischen Zeitung entnehmen, ein altheidnischer Friedhof aufgedeckt. Bisher sind gegen 300 Grabstätten bloßgelegt, in jeder Grabstätte befinden sich mehrere Urnen, Teller, Schüsseln, Töpfe und Schalen; ferner bronzene Nadeln, Broschen und andere Schmuckgegenstände.

❧

Hochschulnachrichten.

* München. Die philosophische Fakultät der hiesigen Universität hat gestern unter Führung des derzeitigen Dekans Prof. Muncker den Oberbibliothekar an der kgl. Hof- und Staatsbibliothek, Joseph Aumer, anläßlich seines 70. Geburtstages in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste um die Orientalistik zum Ehrendoktor ernannt. (Vgl. die gestrige Nummer.)

hc. Bonn. Der Professor für Neutestamentliche Theologie in der evangelisch-theologischen Fakultät, Konsistorialrat Dr. Siegfried Goebel, ist mit Ende des Wintersemesters von den amtlichen Verpflichtungen entbunden worden. Goebel, der im 62. Lebensjahre steht, war bereits seit 1902 aus Gesundheitsrücksichten beurlaubt.

hc. Göttingen. Der Privatdozent für pathologische Anatomie Dr. Robert Borrmann ist zum Prosektor am herzoglichen Krankenhause zu Braunschweig berufen worden. Er tritt dort an Stelle von Prof. Jores, der M. Borsts Professur an der Kölner Akademie für praktische Medizin übernimmt.

* Berlin. An der Technischen Hochschule in Charlottenburg ist es nun doch wiederum zu einem Zusammenstoß zwischen der Studentenschaft und der akademischen Behörde wegen der Frage der konfessionellen Verbindungen gekommen. Dieses bedauerliche Wiederauftauchen einer erledigt geglaubten Veranlassung zu Streitigkeiten wird durch folgende, von uns bereits an anderer Stelle mitgeteilte Kundgebung des Rektors und Senats am Schwarzen Brett der Technischen Hochschule beleuchtet:

„In Ausführung des Beschlusses der allgemeinen Studentenversammlung vom 7. März d. J., durch welche den beiden an der hiesigen Hochschule befindlichen, von der akademischen Behörde genehmigten katholischen Verbindungen Burgundia und Borussia-Saxonia die Rechte und die Achtung als studentische Korporationen versagt werden, hat der Ausschuß als Vertreter der Studentenschaft die vorbezeichneten Verbindungen von den Einrichtungen des Ausschusses ausgeschlossen, von der Liste der angemeldeten Korporationen gestrichen und ihnen zugleich eröffnet, daß sie zu den Veranstaltungen der Studentenschaft fernerhin nicht mehr eingeladen würden. In diesem Ausschluß der konfessionellen Korporationen von den Einrichtungen des Ausschusses und in der offenkundigen Verrufserklärung erblickt der Senat eine um so ernstere Störung des akademischen Friedens und der Disziplin an der Technischen Hochschule, als der Ausschuß ein dem Rektor unter dem 22. Februar gegebenes Versprechen damit gebrochen hat. Rektor und Senat haben daher in ihrer Sitzung vom 14. April beschlossen, die Vereinigung der Studierenden an der Technischen Hochschule aufzulösen. Die weiteren Bestimmungen zur Ausführung dieses Beschlusses werden vom Rektor erlassen."

* Wien. An der hiesigen Universität haben sich folgende Privatdozenten habilitiert und wurden vom Unterrichtsminister bestätigt: Dr. Johann Hahn für Mathematik; Dr. Robert Breuer für innere Medizin; Dr. Emil Raimann für Psychiatrie und Neurologie; der Assistent am Pharmakologischen Institut Dr. Otto Loewi für Pharmakologie und Toxikologie; der Präfekt am Theresianum Gerichtsadjunkt Dr. Robert Bartsch für deutsches Recht; der Gerichtsadjunkt Dr. Joseph Maurzka für österreichisches Privatrecht.

* Paris. In der Académie des Sciences Morales et Politiques ist als Nachfolger Henri Germains Mr. Eugène d'Eichthal gewählt worden. Das neue Akademiemitglied hat zahlreiche Werke geschichtlich-politischen Inhalts geschrieben, so über „Toqueville und die liberale Demokratie", „Sozialer Kommunismus und Kollektivismus" und „Volkssouveränität und Regierung".

::

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Doris Keffer: Die Hausmannskost. Ein praktisches Kochbuch der süddeutschen Küche. Stuttgart 1905. Chr. Belser. 326 S. — Luthers Werke. Herausgegeben von Pfarrer D. Dr. Buchwald, Prof. Dr. Kawerau, Prof. D. Julius Köstlin, Prof. R. Rade, Pfarrer Ew. Schneider u. a. Dritte Auflage. (Erste Folge: Reformatorische Schriften. II.) Berlin 1905. C. A. Schwetschke u. Sohn. 511 S. — Schillers Heimatjahre von Hermann Kurz. Illustriert von A. Closs. (Vollständig in 10 Lieferungen. Lief. 4, 5, 6, 7 und 8.) Stuttgart, Berlin, Leipzig. Union, Deutsche Verlagsanstalt. — Grundriss der Volkswirtschaftslehre nach Hugo Schober. Neu bearbeitet von Dr. Ed. O. Schulze, Professor an der Handelsakademie St. Gallen. 6. Auflage. Leipzig 1905. J. J. Weber. 536 S. — Heinz Tovote: Klein Junge. Novellen. Berlin 1905. F. Fontane u. Co. 202 S.

Digitized by Google

Jahrgang 1905. München, Donnerstag, 20. April. Nummer [illegible].

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Weltschrift.

Vor einiger Zeit ging die Nachricht durch die Blätter, Japan wolle die russische Schrift einführen. Das ist kaum glaublich, denn das hieße eine Schranke durch eine andere ersetzen. Zu gleicher Zeit wurden in Amerika die ersten Schritte getan, um die Schrift der Zivilisation, d. i. die lateinische (von der unsere Fraktur nur eine Abart bildet) auf eine höhere Stufe zu bringen, d. h. den Zeichen derselben feste, für alle Kultursprachen gültige Bedeutung zu sichern. Es ist nicht Zufall, daß in Amerika die Bewegung ihren Mittelpunkt erhalten hat. Hier begegnen sich ja die verschiedenen Sprachen in engem Raume, in Schule und Haus, Amtsstube und Straße, in Zeitung und Plakat ganz besonders häufig und nahe. Was aber jetzt dort angestrebt wird, hat schon eine bedeutsame Vorgeschichte. Zunächst war es drüben gar nicht der internationale Gesichtspunkt, von dem aus man die Schriftmängel bemerkte. Greifen wir nur gleich mitten in den imperialistischen Kreis, der nicht nur politische Wellen aussendet, sondern die ganze Erdenkultur sich untertänig machen will. Was in der Bill, die Major Terry im Jahre 1888 an den Kongreß in Washington brachte und Francis Cushman 1901 erneuerte, an vierter und fünfter Stelle als Zweck der Schriftreform angeführt wird: die Erlernung des Englischen für fremdgeborene Bürger (der Vereinigten Staaten) zu vereinfachen und zum Studium des Englischen in fremden Ländern zu ermutigen, gehört eigentlich an erste Stelle. Der bekannte ehemalige Botschafter Andrew White sagt, im Hinblick auf solche Bestrebungen: Ich zweifle nicht, wenn die englische Orthographie vereinfacht wird, wird die englische Sprache in ein oder zwei Generationen die Geschäftssprache des aktiveren Teiles all dieser großen Nationen (im Orient) werden. Und Lord Curzon hat schon 1894 erklärt: es ist mit absoluter Sicherheit entschieden, daß Englisch die Sprache des fernen Ostens werden wird. Ihre Klänge werden in alle Länder hinausgehen, ihre Wörter bis an die Enden der Welt.[1]) — Ist nun eine geeignete Lautschrift für das Englische gefunden, so wird es ein leichtes sein, sie für die übrigen Kultursprachen durchzudrücken. Es ist nun nicht nur Großmut, sondern ein Zug gut englischer Politik der Zweckmäßigkeit, wenn schon bei dem englischen Weltalphabet die anderen Sprachen berücksichtigt werden. So wendet sich denn die amerikanische Vereinigung an alle Kulturländer um Gutachten und Zustimmungserklärungen für den ersten, anscheinend rein philologischen Plan, einheitliche Lautbezeichnungen für die sprachlichen Wörterbücher (Dictionaries) zu schaffen. Das zunächst Erreichbare ist auch das Notwendigste, von Tausenden von Sprachlehrern und -lernenden dringend Gewünschte. Unter den zahlreichen Antwortschreiben an die amerikanische Zentralstelle haben nur sieben jegliche Aenderung der herkömmlichen (englischen) Schreibweise abgelehnt.

Für die Wörterbuchschreibung ist kein bestimmtes System ins Auge gefaßt. Auch das ist klug und praktisch. Man hätte ja nur zugreifen und das Alphabet der **Association phonétique** annehmen dürfen. Aber dann wäre — wie nun einmal die Menschen und wir Philologen insbesondere sind — für viele die erste Betätigung ihres Interesses der Kampf gegen das fertig Angebotene gewesen. Die **Association phonétique** hat mit ihrer Schreibweise schon ein weites Feld erobert. Der „**Maître phonétique**“, eine internationale Monatsschrift (jetzt bei B. G. Teubner, Leipzig, erscheinend) ist ein populäres Organ, aber auf streng wissenschaftlicher Grundlage geleitet. Der Name des Herausgebers, Paul Passy, bürgt für die ernste Haltung des „**Maître phonétique**“. Die Mitarbeiter sind im wesentlichen über das Schreibsystem eins, so daß für die Aufsätze vor allem Untersuchungen zur Lehrmethode und zur Phonetik der Einzelsprachen gewählt werden, wie denn der Zweck der Association ist: „die Förderung des Studiums gesprochener Sprachen vom wissenschaftlichen und praktischen Standpunkt.“ Der Beweis ist erbracht, daß die modernen abendländischen Kultursprachen mit derselben Schrift wiedergegeben werden können. Daß der Franzose für den Nasenlaut der Vokale ein Zeichen braucht, das dem Deutschen und Engländer unnötig ist, daß der Deutsche für ch einen Buchstaben haben muß, der dem Franzosen fehlt, der Engländer ebenso für sein th, ändert daran nichts. Was man nicht nötig hat, gebraucht man eben nicht. Sieht der Neuling in diesen Sachen freilich eine Seite des „**Maître phonétique**“ an, so wird er wohl sagen: daß diese Schrift von den praktischen Amerikanern nicht angenommen wird, verstehe ich. Sie setzt sich zusammen aus aufrechten und umgekehrten lateinischen Buchstaben (z. B. e und ə), Antiqua und kursiven, griechischen, isländischen, großen und kleinen, endlich ganz fremden Zeichen; die Buchstaben sind durch Accentzeichen getrennt. Für den Ungewohnten ein Anblick viel widerwärtiger als eine ganz fremde Schrift. Aber wenn ein gemeinsames lauttreues Alphabet geschaffen werden soll, geht es nun einmal nicht anders. Man sehe sich doch die lauttreue Umschrift in unseren englischen Wörterbüchern an, die ist schon für die e i n e Sprache mindestens ebenso unbequem als die der **Association phonétique**. Klar und bestimmt ist die Schrift der **Association phonétique** aber und deshalb für mehrsprachige Wörterbücher sofort verwendbar. Daß auch ganze Texte, damit geschrieben, lesbar sind, wird jeder

[1]) Weitere Belege für diese Anschauung siehe in dem Rundschreiben: Proposed International Phonetic Conference to adopt a universal Alphabet, Boston 1905.

Digitized by Google

zugeben, der auch nur ein paar Stunden sich in der Entzifferung englischer, französischer oder deutscher Proben geübt hat. Für Lehrbücher wäre die Lautschrift als erste geschriebene Form einer fremden Sprache für rasche Einführung in die genaue, richtige Aussprache wohl geeignet. Aber die amerikanische Rundfrage enthält auch den Satz: Soll das Universalalphabet, einmal als Schlüssel für die Aussprache in alle Wörterbücher aufgenommen, auch in die Handbücher, Leitfäden und Lesebücher eingeführt werden? Und weiter: Wenn die künftige Generation mit der lauttreuen Schreibung vertraut sein wird, wird es notwendig oder wünschenswert sein, die herkömmliche Schreibweise beizubehalten? Die letztere Frage ist eine Suggestionsfrage, die Antwort kann nur ein mehr oder weniger verklausuliertes „Nein" sein. Denn die Besorgnis, daß künftig unsere heutige Literatur nicht mehr gelesen werden könnte, ist durch praktische Versuche längst behoben und für die große Masse völlig belanglos. Soll aber die Universalschrift auch für den alltäglichen Gebrauch, nicht nur für die Schule brauchbar sein, so kann das nur erreicht werden, wenn ein Grundsatz angenommen wird, der sich aus der verschiedenen Verwendung der Schrift eigentlich ganz von selbst ergibt, aber nirgends recht deutlich anerkannt wird: die Schriftdeutlichkeit ist nach dem Zweck des Niedergeschriebenen und der Lesefähigkeit des Lesers abzustufen. Für das Kind, für Fremde muß ich mehr Hilfen darbieten als für den lesegeübten Einheimischen. In mein Notizbuch schreibe ich flüchtiger als in einer Schrift für eine Druckerei oder eine Behörde. Die Zwischenstufe zwischen zierlicher, monumentaler, pedantischer Schrift und der Stenographie ist bisher gänzlich der Willkür des einzelnen überlassen. Eine Universalschrift muß diese Zwischenstufen ohne weiteres in sich enthalten, schon deshalb, weil in der einen Sprache eine Variante von Bedeutung und konstant ist, die in anderen ganz fehlt oder willkürlich erscheint. Zum Beispiel ist bei uns die offenere oder geschlossenere Aussprache des o nicht wesentlich, nicht fest; im Englischen dagegen bestimmt verteilt. Wäre nun bloß genaue Wiedergabe des einen oder des anderen o möglich, so müßte man entweder das bestimmte Zeichen in unbestimmter Bedeutung gebrauchen, was den Deutschen wie den Ausländer schließlich irre führen müßte, oder man muß die Sprache selbst maßregeln und ihr Unterschiede aufnötigen, die sie nicht hat, oder mundartliche Unterschiede als gemeinsprachlich hinstellen. Ein anderer Fall: In einer Sprache kommt ein Laut regelmäßig vor, der, rein phonetisch betrachtet, ganz auf der Seite liegt, etwa eine besondere Art des r. Nach der systematischen, symmetrischen Bezeichnung müßte dafür ein komplizierteres, aus r abgeleitetes Zeichen verwendet werden. Man müßte also in dieser Sprache anstatt des einfachen Buchstaben r *immer* etwa R oder gar Ꝛ schreiben. Ob das empfehlenswert ist? Das Alphabet des „Maître phonétique" gibt nun wohl in einzelnen, wenigen Fällen neutralere Zeichen, aber viel zu wenige. Daran wird die Uebernahme dieses Alphabets als Alltagsschrift scheitern. Man muß künftig nicht nur genauer, sondern auch einfacher schreiben können.

Ein Versuch in dieser Richtung sei hier noch erwähnt, da er auch aus Amerika, und zwar aus dem Schoß der Praxis, hervorgegangen ist. Die Letterngießerei in New-York versendet soeben Proben einer vereinfachten englischen Schrift (Spesimen Pêjez ov a Pronaunsing Baibl) mit einer Lehranweisung für einen kurzen, gründlichen Schreibunterricht. Für englische Bedürfnisse scheint dies Alphabet sehr brauchbar. Es hat nur einen neuen Buchstaben, für das offene o eine kleine Variation des gewöhnlichen o, außerdem längst geläufige Formen. Wäre sein System eingeführt, so wäre es ein leichtes, in Einzelheiten noch größere Vereinfachung zu erreichen. Diese ist ja wohl nötig, denn Doppelbuchstaben wie th, dh, sh, hw sind der Zukunftschrift nicht zuzumuten. Als Längezeichen wird der französische Zirkumflex verwendet. Bei flüchtiger Schrift kann dieser natürlich überall wegbleiben, wo Mißverständnisse ausgeschlossen sind. — Für andere Sprachen ist dieses Alphabet des Pronouncing type fond nicht sofort brauchbar. Der Vater desselben hat auch unter der Voraussetzung gearbeitet, daß Englisch the commercial language of the world sein werde. Nur für den Engländer darf ä mit einem a, ö mit einem u wiederzugeben versucht werden. Aber wir wissen ja nicht, ob wir nicht einmal, vor einer vollendeten Tatsache stehend, uns auch dazu bequemen müssen. Darum ist vornehme Gleichgültigkeit gegen die Schriftreform durchaus nicht am Platze. Sollte der geplante Kongreß zur Einigung über die Wörterbuchschrift zustande kommen, müssen unsere deutschen Regierungen für Vertreter der wirklich internationalen Interessen, die zugleich die deutschen sind, sorgen. Vorher aber dürfen wir uns dem schriftlichen Gedankenaustausch über die Schriftfrage auch in Tageszeitungen nicht mehr entziehen. Die „Reform" des Vereines für vereinfachte Rechtschreibung ist zu wenig verbreitet, um als Organ des deutschen Volkes gelten zu können.

Würzburg. Oskar Brenner.

Ernst Abbe als Sozialpolitiker.

Von Julius Pierstorff.

(Schluß.)

Völlig eigenartig ist das System, nach dem Abbe das *Arbeits- und Lohnverhältnis für den Fall von Betriebsstörungen* regelte. In solchen Fällen können die Arbeiter zwar Fortzahlung des vollen Lohnes beanspruchen, doch müssen sie sich verpflichten, die Hälfte des Empfangenen in unvergüteter Ueberzeitarbeit, die aber neun Stunden pro Woche nicht überschreiten und nur während der Dauer eines Jahres beansprucht werden darf, wieder abzutragen. Ueberdies sind sie verbunden, während der Betriebsstörung ihren Ortswohnsitz beizubehalten und stets zur Verfügung zu bleiben. Bei Nichterfüllung der vorgenannten Verpflichtungen haben sie den gesamten Lohnvorschuß zurückzuerstatten. Lehnt der einzelne von vornherein die Uebernahme jener Verpflichtungen ab, so gilt sein Dienstvertrag als wegen höherer Gewalt aufgehoben, d. h. der Arbeiter ist entlassen. Auf solche Weise erscheinen auch in diesen Fällen die persönlichen Rechte des Arbeiters in jeder Hinsicht in weitgehendster Weise gewahrt, ohne daß die Betriebsinteressen unerträgliche Benachteiligungen erführen.

Mit der Einräumung von *Urlaubsansprüchen* an das Personal einschließlich der eigentlichen Arbeiterschaft steht ja die Stiftung nicht allein, aber unerreicht dürfte das Maß von Liberalität sein, mit dem sie dabei verfährt. Abgesehen von dem oben erwähnten Militärurlaub, hat jeder erwachsene Geschäftsangehörige Anspruch auf Urlaub für *zwölf Arbeitstage* (d. i. zwei Wochen) jährlich. Dabei wird allen, welche über 21 Jahre alt sind und länger als ein Jahr im Betriebe tätig waren, für die Hälfte dieser Zeit, *sechs Tage, der feste Zeitlohn fortgezahlt*. Urlaub bis zu drei Tagen im einzelnen Fall und innerhalb eine Monats darf nur wegen nachweislicher Betriebsnachteile verweigert werden. Im übrigen ist die Zeit zu vereinbaren. Behufs ehrenamtlicher Tätigkeit im öffentlichen Dienst muß der erforderliche bezahlte Urlaub *stets* gewährt werden. In besonderen Fällen, vornehmlich aus Gesundheitsrücksichten, kann er auf drei Monate und länger erstreckt werden.

Im Gegensatz zur Urlaubsgewährung ist die Einrichtung der *Abgangsentschädigung* ohne Beispiel und bis dahin ohne Nachfolge. Sie ist eine ureigene Schöpfung Abbes, die ihrem Urheber eine besondere Befriedigung gewährte. In der Höhe eines halbjährigen Lohnbetrages, beziehungsweise des Pensionsbetrages für ein Viertel der anrechnungsfähigen Dienstzeit ist sie zahlbar an jeden auf Kündigung angestellten Beamten, Geschäftsgehilfen oder Arbeiter, der seit Vollendung des 18. Lebensjahres drei Jahre im Dienste der Stiftung verbrachte, falls er entlassen wird, ohne hier-

Digitized by Google

zu durch eigene Schuld Veranlassung gegeben zu haben. Welcher Art die schuldbare Veranlassung sein muß, um zur Versagung der Abgangsentschädigung zu berechtigen, ist behufs Ausschlusses aller Willkür im Statut genau bestimmt. Dem Geiste des Arbeitsvertrages gemäß gilt sie nur bei grober Pflichtverletzung oder fortgesetzter Vertragswidrigkeit als gegeben, außerdem bei erwiesener Vertrauensunwürdigkeit, Trunksucht und fortgesetzten Ausschweifungen, grober Ehrverletzung, tätlicher Beleidigung oder böswilliger Schädigung im geschäftlichen Verkehr, endlich bei Verletzung der bürgerlichen Ehre und der guten Sitten. Diese Entschädigung vertritt somit im Rahmen des Einzelunternehmens gleichsam die fehlende Arbeitslosen-Versicherung. Insofern aber, als sie lediglich bedingt ist durch die Entlassung, nicht auch durch konstatierten Mangel an Arbeitsgelegenheit nach der Entlassung, bedeutet sie noch etwas mehr als jene. War auch ihr nächster Zweck, dem schuldlos Entlassenen den Uebergang zu anderweitiger Beschäftigung zu erleichtern, so wollte dach Abbe durch diese Einrichtung zugleich die Geschäftsleitung davon abhalten, einer vorübergehenden Konjunktur zuliebe mehr Arbeitskräfte einzustellen, als sie dauernd zu beschäftigen vermöchte, um später die Ueberschüssigen aufs Pflaster zu werfen. Solche in der Großindustrie vielfach verbreitete Praxis, die er ihrer proletarischen Wirkung wegen aufs schärfste verurteilte, wollte Abbe im Stiftungsbereich unmöglich machen, indem er Entlassung überflüssigen Personals gleichsam unter schwere Strafe stellte.

Selbst wo allgemein verbreitete Einrichtungen in Frage stehen, empfingen sie in den Stiftungsbetrieben den Stempel der durchweg von Abbe vertretenen sozialen Grundanschauungen. So ist die Verwaltung der *Krankenkasse*, abgesehen davon, daß die Leistungen der Firma für die Kasse über das gesetzlich natwendige Maß erheblich hinausgehen, mit glücklichem Erfolge völlig den Arbeitern selbst überlassen. Nur bei Beitragserhähungen, Statutenänderungen und Aufläsung ist der Geschäftsleitung neben der für alle Fälle vorbehaltenen beratenden Stimme ein Veto vorbehalten.

Den Höhepunkt in dem materiellen Fürsorgesystem aber stellt das *Pensionsstatut* dar, das schon vor der Stiftungsgründung selbständig erlassen wurde. Nicht nur gehen die hier gebotenen Leistungen über das, was die staatliche Alters- und Invalidenversicherung bietet, weit hinaus, teilweise übertreffen sie auch das, was der Staat oder andere öffentliche Körperschaften ihren Beamten oder Arbeitern gewähren. Dabei ist außer für die Geschäftsangehörigen selbst auch für Witwen und Waisen ausgiebig gesorgt. Diese Amartisation der Arbeitskraft erschien Abbe nicht minder notwendig und berechtigt als die übliche der toten Betriebsmittel. Daher darf außer einem mäßigen Lohnabzug für die Witwen- und Waisenpensionen kein Beitrag vom Personal gefordert werden. Aus dem gleichen Grunde sah Abbe von der Errichtung einer besonderen „Pensionskasse“ ab und verwies diese Lasten als *notwendige Produktionskosten* in das Konto der Betriebsausgaben.

Der möglichen Gefahr aber, daß irgend einmal die Geschäftsleitung, um sich drohenden Pensionslasten zu entziehen, zur Abschiebung von Arbeitskräften greifen und so die Pensionsansprüche illusorisch machen könnte, suchte er durch die Vorschrift vorzubeugen, daß die Entlassung pensionsfähiger Arbeiter u. s. w. infolge unverschuldeter Verminderung ihrer Arbeitsfähigkeit nur unter dauernder Gewährung der statutenmäßigen Pension erfolgen dürfe. Diese überaus wichtige Bestimmung bildet gleichsam den Angelpunkt des gesamten Pensionsstatuts.

Es muß einleuchten, daß wegen der vielen wertvallen Rechte, welche in den Stiftungsbetrieben mit dem Dienstverhältnis verknüpft sind, die Aufhebung des Dienstvertrages für die Geschäftsangehörigen mehr bedeutet als in anderen Betrieben. Aus diesem Grunde soll eine nur vorübergehende Behinderung in der Vertragserfüllung nicht sogleich die Aufhebung des Dienstvertrages zur Folge haben. Vielmehr tritt, um den einzelnen vor Verlust jener Rechte möglichst zu bewahren, in den vom Statut bestimmt umschriebenen Fällen solcher Behinderung nur *Suspension des Dienstvertrages* ein. Außer den Veranlassungen, welche durch Rücksichten auf wichtige persänliche oder Familieninteressen gegeben sind und hier Suspension bis zu einem Jahre erlauben, gehören hierher: Einberufung zum Heeresdienst, aber auch Untersuchungs- oder Strafhaft bis zu sechs Monaten, die Strafhaft indessen nur, falls nicht das zugrunde liegende Delikt ein solches ist, das Entlassung ohne Abgangsentschädigung rechtfertigt. Zur Einbeziehung der Strafhaft dürfte die politische Verfolgung der Sozialdemokraten verstärkte Veranlassung gegeben haben.

Weit wichtiger indessen als der Schutz, welcher den einzelnen gegen den Verlust erworbener oder zu erwerbender Rechte gewährt wird, ist das, was zur materiellen *Sicherstellung der vermögensrechtlichen Ansprüche des Gesamtpersonals* geschah. In der richtigen Erkenntnis, daß hier der springende Punkt liege, daß ohne hinreichende materielle Garantien die vermögensrechtlichen Ansprüche inhaltlos werden, auf bloßen Papierwert herabsinken und somit ihr Ziel verfehlen könnten, wurden zur Erfüllung der verschiedenen Zwecke bestimmte, rationell berechnete Deckungsfonds und Rücklagen vorgesehen, die mit dem Erneuerungs- und Betriebserweiterungsfonds, sowie mit der Rücklage zur Sicherung der Aktionsfähigkeit der Stiftung zu einem einheitlich verwalteten *Reservefonds* vereinigt wurden. In dieser Beziehung wurde mit bewundernswerter Umsicht alles vorgesehen und bis in die Einzelheiten genau geregelt. Denn wie nur irgend einer, war Abbe sich darüber klar, daß ein Privatunternehmen, im Gegensatz zu dem öffentlichen Betriebe ganz nur auf die eigene Kraft angewiesen, bei Uebernahme derartiger Personallasten weitreichender Vorkehrungen bedürfte, um bei Schwankungen der Lage den Anforderungen gewachsen zu bleiben. Allerdings war er sich auch dessen bewußt, daß trotz allem ein Privatunternehmen eine *absolute* Garantie nicht zu bieten vermöchte. Aber wenn auch für den Fall dauernden Rückganges und schließlichen Verfalls der Stiftungsunternehmungen die Erfüllung der dem Personal gegenüber eingegangenen vermögensrechtlichen Verpflichtungen zum Teil unmäglich werden sollte, so bleibt dach beim gegenwärtigen Stande der Dinge der Eintritt einer solchen Eventualität mindestens einer entfernten Zukunft vorbehalten und behalten bis dahin jedenfalls die Rechte der Geschäftsangehärigen ihren vollen und sehr reellen Wert.

Höchst eigentümlich und deshalb von besonderem Interesse ist die Stellung Abbes zur *Gewinnbeteiligung*. Obwohl er nämlich über ihren sozialpolitischen Wert sehr skeptisch dachte, sah er sich dennoch genötigt, sie dem Rahmen seiner Organisation einzufügen. Als die wichtigste und dringendste soziale Aufgabe erschien ihm die weitgehendste Sicherung der Arbeiterschaft gegen die ungünstigen Chancen der privaten Wirtschaftsordnung. Alle Mittel, die hierzu nicht beitrugen — und zu diesen zählt die Gewinnbeteiligung —, traten für ihn in den Hintergrund. Als Vorstufe und Uebergang zu einer genossenschaftlichen Wirtschaftsform schätzte er diese sehr gering, weil er die Bedingungen für erfolgreichen Genossenschaftsbetrieb in der Industrie nur in sehr seltenen Fällen für gegeben hielt. Als bloßes Prämiensystem galt sie ihm noch weniger, weil sie in dieser Beziehung in ihren Wirkungen von einem rationellen Akkordlohnsystem übertroffen würde. Als Mittel zur Hebung der wirtschaftlichen Lage des Arbeiterstandes und zur Versöhnung van Arbeiter und Unternehmer endlich erschien sie ihm verfehlt, da das herrschende Lohnsystem durch keinerlei Norm *in sich* geregelt sei und daher keine Garantie biete, daß nicht die gewährten Gewinnanteile durch Lohnkürzungen wieder hereingebracht würden. Weitere Bedenken schöpfte er aus den Gleichgewichtsstörungen, welche die Gewinnschwankungen im Arbeiterhaushalt hervorrufen und die um so erheblicher werden, je größer der Teil des Einkommens ist, mit dem der Arbeiter auf Gewinnanteil angewiesen ist. Für ge-

Digitized by Google

radezu gemeinschädlich aber hielt er, wenn die Gewinnbeteiligung vom Unternehmer benutzt würde, um sich mittels ihrer für die Nichterfüllung größerer und wichtigerer sozialer Pflichten abzufinden.

Wenn Abbe sich trotz alledem zu ihrer Einführung entschloß, bestimmte ihn hierzu das von ihm eingeführte Lohnsystem. Das Verbot von Lohnherabsetzungen wirkte in Verbindung mit dem Institut der Abgangsentschädigung wie ein „Rad mit Sperrklinke, das sich nur vorwärts drehen läßt, nicht rückwärts" und gestattete daher nicht, die Löhne im Hinblick auf vorübergehende günstige Konjunkturen zu erhöhen. Lohnerhöhungen waren vielmehr in den Stiftungsbetrieben nur möglich, soweit sie durch dauernd gesicherte Erträgnisse gerechtfertigt waren. Wollte man die Arbeiter hier an den Vorteilen der Konjunktur teilnehmen lassen, so war dies nur in der Form der Gewinnbeteiligung zu ermöglichen. Die Gefahr aber, daß die Gewinnbeteiligung zu einer Herabdrückung der festen Lohnsätze führte, war eben durch das angenommene Lohnsystem ausgeschlossen. Nach Absicht des Stifters soll somit der Gewinnanteil dem Arbeiter in guten Jahren durchaus nicht mehr zuwenden, als in solcher Zeit auch sonst ihm zukommen würde. Es wird nur das tatsächliche Arbeitseinkommen des Personals in zwei Teile zerlegt, von denen der eine, der unwiderrufliche Lohn oder Gehalt, nach den normalen durchschnittlichen Wirtschaftsbedingungen des Betriebes bemessen wird, der andere, der lediglich als Lohnnachzahlung gelten soll, diejenige Erhöhung des Arbeitsertrags bringt, die dem Personal als Anteil an den Vorteilen günstiger Konjunktur zukommen muß.

Der bei der Gewinnbeteiligung maßgebenden Grundanschauung entsprechend, ist das Verfahren geregelt, welches bei der Feststellung und der Verteilung des Gewinns befolgt wird. Bei der Ermittelung des Jahresergebnisses wird nämlich für das Kapital nur eine feste Verzinsung nach Maßgabe des jeweilig geltenden Hypothekenzinsfußes unter Zuschlag einer einprozentigen Risikoprämie — gegenwärtig 5 Prozent im ganzen — auf dem Unkostenkonto verrechnet. Der nach Deckung der gesamten Produktionskosten verbleibende Ueberschuß jedoch wird in Prozenten der gezahlten Lohn- und Gehaltssummen berechnet und ausgedrückt, von denen die ersten 9 Prozent dem Pensions- und Abgangsentschädigungsfonds, die nächstfolgenden Prozente — als allgemeine, im Durchschnitt festzuhaltende Norm gelten 20 Prozent — der Stiftung als Unternehmungsgewinn gehören. Erst von dem, was über diese ca. 29 Prozent des Lohn- und Gehaltskontos hinaus an weiterem Gewinn sich ergibt, wird unter tunlichster Ausgleichung der Schwankungen des Geschäftsganges in angemessenem Verhältnis zwischen der Stiftung und dem Personal geteilt.

Auf Gewinnanteil hat das Personal kein klagbares Recht, demgemäß auch keinen Anspruch auf Rechnungslegung, womit indessen nicht gesagt sein soll, daß die Geschäftsleitung es auch tatsächlich ablehnte, die Gewinnverteilungsbeschlüsse zu motivieren und zu rechtfertigen. Die Verantwortung für gewissenhafte Handhabung der Gewinnbeteiligung im Sinne des Statuts trägt die Stiftungsverwaltung.

Jedem Beteiligten muß sein Gewinnanteil in einem für alle gleichen Prozentsatz des gesamten Lohnes oder Gehaltes gewährt werden, welchen er während des abgelaufenen Geschäftsjahres tatsächlich bezogen hat. Ausgeschlossen von der Gewinnbeteiligung, deren Sätze sich zwischen 5 und 10 Prozent bewegen, sind die Mitglieder der Geschäftsleitung, die ausschließlich auf festen Gehalt angewiesen sind. So wurde verfügt, damit sie nicht in die Versuchung kommen oder auch nur in den leisesten Verdacht geraten könnten, im eigenen Interesse die Rentabilität des Unternehmens auf Kosten höherer Zwecke zu verfolgen.

Nach Abbes Ansicht besteht in den privatwirtschaftlichen Betrieben meist ein starkes Mißverhältnis zwischen Lohnverdiensten und Beamtengehältern. Dies veranlaßte ihn, um Aehnlichem in den Stiftungsbetrieben vorzubeugen, hier ein bestimmtes Verhältnis zwischen beiden einzuführen. Danach bildet das Zehnfache vom durchschnittlichen jährlichen Arbeitseinkommen der sämtlichen über 24 Jahre alten und mindestens 3 Jahre im Betriebe tätigen Lohnarbeiter — zur Zeit 1720 M. — die Maximalgrenze des Einzelgehaltes für alle Beamten, einschließlich der Mitglieder der Geschäftsleitung, eine Grenze, die jedoch bisher von keinem erreicht wurde. Ueberdies darf die durchschnittliche Höhe aller derjenigen Beamtengehälter, welche einzeln das Dreifache[5]) des erwähnten Durchschnittslohnes erreichen oder überschreiten, nicht mehr als das Sechsfache[6]) jenes Arbeitseinkommens betragen. Auf diese Weise sind alle Beamten am Steigen der Lohnsätze mitinteressiert. Ganz besonders wollte der Stifter die Geschäftsleiter, denen ja jedes vom Bruttogewinn, Reingewinn oder Betriebsüberschuß abhängige Einkommen versagt blieb, solcher Art darauf verwiesen wissen, daß eine Erweiterung ihrer Gehaltsgrenzen durch die Steigerung der Durchschnittslöhne bedingt sei. Denn nach dem Statut soll die Stiftung ihre Aufgabe nicht sowohl in möglichster Erhöhung der Rentabilität, als vielmehr in der nachhaltigen Steigerung des wirtschaftlichen Gesamtertrages erblicken.

Daß infolge der Gehaltsbeschränkungen gelegentlich einmal eine sonst wertvolle Kraft der Stiftung verloren gehen könne, gibt Abbe selbst zu, meint aber, daß man doch immer auf idealer angelegte Personen angewiesen bleibe. Immerhin erscheinen diese Beschränkungen nicht unbedenklich, wenn man sich die eigenartigen Lebensbedingungen der Stiftungsbetriebe vergegenwärtigt.

Ist doch ihr Gedeihen in einem Grade, wie er selten sonst zu finden ist, durch die hochqualifizierten Leistungen der leitenden Kräfte, vornehmlich eines zahlreichen wissenschaftlich gebildeten Beamtenstabes bedingt. Wenn der Stifter diesem Umstande, obwohl er selbst ihn am wenigsten verkannte, in materieller Hinsicht nicht gebührend Rechnung getragen hat, so erklärt sich diese auffallende Erscheinung aus seiner Persönlichkeit. Als Arbeitersohn — sein Vater war Spinnmeister in der Eichelschen Fabrik in Eisenach — in engen Verhältnissen aufgewachsen und lange verblieben, neigte Abbe offenbar dazu, diese Dinge mehr von unten als von oben anzusehen. Dazu kam die Anspruchslosigkeit des schlichten und selbstlosen Gelehrten, welche ihn die eigenen geistigen Leistungen, demzufolge aber auch diejenigen anderer in ihrem materiellen Wert unterschätzen, sowie die Berechtigung der Bedürfnisse und Ansprüche Dritter, soweit sie nicht der Arbeiterklasse angehörten, zu sehr nach dem eigenen Maßstabe beurteilen ließ.

Mit dem Vorgebrachten ist der Inhalt des sozialpolitischen Systems in allen wesentlichen Punkten erschöpft. Dieses System hat Abbe selbst einmal bezeichnet als eine Produktivgenossenschaft, nicht im üblichen Sinne, sondern nur hinsichtlich der Regelung der wirtschaftlichen Interessen. Diese Bezeichnung kann man insoweit gelten lassen, als ja die Unterschiede von einer gewöhnlichen privatwirtschaftlichen Unternehmung, welche ihre volkswirtschaftliche Funktion unter dem einseitigen Gesichtspunkt des Kapitalgewinninteresses, d. h. der Rentabilität, vollzieht, hier Arbeitseinkommen und Unternehmungsgewinn, desgleichen Kollektivvermögen und Sondereinkommen, sogar auch Lohnverdienst und Gehaltsbezüge derart in Wechselbeziehung gebracht sind, daß kein Zweig unabhängig von dem anderen und auf dessen Kosten sich entwickeln kann. Dabei bildet nicht, wie sonst das Kapital, sondern der Lohn den Verteilungsregulator.

Aber so erfolgreich Abbe bei der Lösung des Verteilungsproblems bemüht war, eine Solidarität der Interessen zu sichern, so wenig hat er in der Regelung des Arbeitsverhältnisses und der hierdurch gegebenen Wechselbeziehungen einen genossenschaftlichen Gemeingeist heranzubilden versucht. Im Gegenteil, um der persönlichen Freiheit keinen Abbruch tun zu lassen, hat er jedes

5) Bis vor kurzem das Doppelte.
6) Bis vor kurzem das Vierfache.

Digitized by Google

Moment ausgemerzt, welches den Einzelnen an die tatsachlich bestehende hohere Solidarität der eigenen und der Gesamtinteressen erinnern könnte. Pflichten, die über das gewöhnliche und gebotene Maß hinausgehen, hat die Unternehmung dem einzelnen Geschäftsangehörigen gegenüber sehr viele übernehmen müssen, der einzelne Mitarbeiter der in der Unternehmung vertretenen Gesamtheit gegenüber so gut wie keine. Daß unter solchen Umständen die Arbeiterschaft der Stiftungsidee nicht immer und in allen Teilen das gebührende Verständnis entgegenbringt und ihre egoistischen Sonderinteressen nicht überall den Zwecken und Interessen der Gesamtunternehmung genügend unterordnet, kann demnach nicht wundernehmen.

*

Nachdem Abbe sein soziales Reformwerk in der Hauptsache, und nur zunächst aus der Betriebspraxis heraus, geschaffen hatte, ging sein ganzes Sinnen und Trachten dahin, sein Werk auch für alle Zukunft sicher zu stellen. In diesem Bestreben drängte sich ihm seinerzeit mit zwingender Gewalt die Einsicht auf, daß dieses Ziel nur zu erreichen sei, wenn die Souveränität des persönlichen Unternehmerwillens aufgehoben und das System des aufgeklärten Sozialdespotismus durch einen privatwirtschaftlichen Verfassungszustand ersetzt würde. Nach seiner in Czapskis Gedächtnisrede[7]) treffend charakterisierten Eigenart, im Leben wie in der Wissenschaft aus einer gewonnenen Erkenntnis die letzten Konsequenzen zu ziehen, schreckte er auch in diesem Falle nicht davor zurück, das für seine Zwecke als notwendig Erkannte zu tun, und entschloß er sich daher unter Aufopferung aller persönlichen Interessen und derjenigen seiner Familie, die in großherziger Willigkeit mit dem gesetzlichen Pflichtteil sich abfinden ließ, *das Unternehmen aus einem persönlichen in ein unpersönliches zu verwandeln* und an der Stelle, wo er bisher bis dahin unumschränkt zu gebieten hatte, nur noch als mäßig bezahltes kollegiales Mitglied der Geschäftsleitung zu dienen. Den Grundgedanken der schon im Jahre 1891 errichteten, später durch Statut vom 26. Juli 1896 endgültig begründeten Stiftung formulierte er selbst dahin: „Gegebene Geschäftsunternehmungen mit allen daran haftenden Rechten und Anwartschaften im Sinne eines Fideikommisses in unpersönlichen Besitz und zugunsten unpersönlicher Interessen unter dauernde Bindung zu stellen, und zwar einerseits hinsichtlich der fortgesetzten Leitung und Verwaltung jener Unternehmungen nach bestimmten Grundsätzen, andrerseits hinsichtlich beschränkter Verfügung über die mit ihrem Besitz verknüpften Nutzungen."

Aber hiermit allein war noch nicht alles für seinen Zweck Erforderliche getan. Er bedurfte weiter eines zuverläßigen Garanten, der ihm für die unverbrüchliche Aufrechterhaltung und strenge Durchführung der statutarischen Bestimmungen Gewähr leistete. Für die Uebernahme dieser Rolle erschien ihm kein Organ geeigneter oder auch nur annähernd gleich geeignet wie der *Staat*, und somit entschloß er sich, dem weimarischen Kultusdepartement nicht nur die Vertretung der Stiftung als juristischer Person und die Verwaltung ihres Vermögens, sondern zugleich auch die oberste Leitung ihrer Angelegenheiten zu übertragen. Dafür übernahm diese Behörde die Verpflichtung, diese Angelegenheiten in allem nach den Vorschriften des Statuts und gemäß den aus ihm erkennbaren Absichten des Stifters zu leiten.

Wenn diese Beziehungen zum Staat bisweilen die Vorstellung erweckt haben, als seien die Stiftungsunternehmungen staatlicher Oberleitung unterstellt worden, so beruht dies auf einer völligen Verkennung des Sachverhalts. Denn nichts lag Abbe ferner als staatssozialistische Tendenzen. Die Verbindung von Stiftungsverwaltung und Staatsbehörde war von ihm erklärtermaßen als *reine Personalunion* gedacht und demgemäß auch ausgestaltet. Die Stiftung ist vergleichbar einem Trust des englischen Rechts, bei dem der Ministerialbehörde die Rolle der Trustees zugewiesen ist. Es ist auch vollkommen ausgeschlossen, daß in Zukunft jemals aus dem Bestehenden eine Art von Staatsbetrieb sich entwickeln könnte. Wenn irgend einer, so war Abbe von der Erkenntnis durchdrungen, daß bei solchen Unternehmungen, wie diesem, alles Gedeihen in erster Linie auf der freien und ungehinderten Initiative der für den Betrieb verantwortlichen Geschäftsleitung beruhte und hier jede Art von Staatsbetrieb den sicheren Ruin bedeute. Er hat daher mit größter Umsicht dafür gesorgt, daß die kollegialen Geschäftsleitungen der Stiftungsbetriebe für die innere Betriebsverwaltung und alle ihre geschäftlichen Aktionen im Rahmen des Statuts vollkommen selbständig und unabhängig bleiben. *Nur bei vermögensrechtlichen und einigen anderen Dispositionen von ganz besonderer Tragweite* ist die Geschäftsleitung an die Zustimmung des Stiftungskommissars gebunden, welcher die Interessen der Stiftungsverwaltung mit selbständiger Verantwortlichkeit vertritt und in deren Auftrage die Aufsicht über die Betriebe und ihre statutenmäßige Führung ausübt. Im übrigen müssen alle Angelegenheiten und Vorkommnisse, welche aus dem gewöhnlichen Geschäftsgange heraustreten, nur vor dem Stiftungskommissar verhandelt werden, und steht ihm lediglich bei fehlender Einstimmigkeit der Geschäftsleitung hierbei ein Votum zu, das in solchem Ausnahmsfalle allerdings allein entscheidet. Dabei ist das, was dem Begriff des gewöhnlichen Geschäftsganges unterfällt, außerordentlich weit gezogen und nirgends dem Kommissar die Möglichkeit geboten, in den eigentlichen Betrieb irgendwo einzugreifen. In Betriebsangelegenheiten vermag er nur Anträge zu stellen. Um bureaukratischem Verfahren vorzubeugen, ist zwischen ihm und den Betriebsvorständen nur mündlicher Verkehr an Ort und Stelle gestattet.

Ueberdies ist, um alle Zweifel über den Charakter des Verhältnisses zwischen Staat und Stiftung zu beseitigen, statutarisch bestimmt, daß Stiftungsverwaltung und Stiftungskommissar bei Ausübung ihrer Funktionen *auf Staatsinteressen*, welche den ausgesprochenen Zwecken der Stiftung fremd sind, *nicht weitergehende Rücksichten nehmen dürfen, als auch für Privatpersonen gesetzlich geboten ist.*

Aber so wenig wie Abbe in seiner Schöpfung von staatssozialistischen Tendenzen sich leiten ließ, so entfernt war er andrerseits trotz weitgehendster Wahrung der Arbeiterinteressen davon, in der Betriebsorganisation ein demokratisches Ideal zu verwirklichen. Mit dem hohen Idealismus, der ihn beseelte, verband sich zu viel Verstandesschärfe und realpolitisches Urteil, als daß er jemals darüber hätte im Zweifel sein können, daß die Stiftungsbetriebe im Hinblick auf die maßgebende Rolle, welche in ihnen wissenschaftliche Forschung und hochstehende Technik spielen, weniger noch als die Verhältnisse in den meisten übrigen Großindustrien gestatteten, *der Arbeiterschaft einen Einfluß auf den Betrieb einzuräumen.* Wie wenig er, der sonst der genossenschaftlichen Selbsthilfe und Selbstverwaltung den größten Wert beilegte und sie überall aufs eifrigste mit Wort und Tat unterstützte, von genossenschaftlicher Leitung und Verwaltung auf dem Gebiete des Industriebetriebes hielt, erhellt aus dem drastischen Ausspruche, daß hier der einfältigste Unternehmer immer noch der gescheitesten Genossenschaft voraus sei. Daher ist denn auch der Ausschuß der Arbeiter wie der übrigen Geschäftsangehörigen von jeglichem Mitbestimmungsrechte ein vollständiger. Nicht einmal in den in seine Kompetenz fallenden Arbeiterangelegenheiten kann der Arbeiterausschuß für die Geschäftsleitung maßgebende Beschlüsse fassen. Vorgeschrieben ist im übrigen nur, daß in allen Angelegenheiten der Geschäftsführung dem jeweils beteiligten Beamten und dem sonst in der Angelegenheit sachverständigen Geschäftsangehörigen Gelegenheit zu ein-

7) Gedenkreden und Ansprachen, gehalten bei der Trauerfeier für E. Abbe. Jena, G. Fischer[?] 1905.

Digitized by Google

gehender Meinungsäußerung und angemessener Mitwirkung gegeben werden müsse. Selbst die Gewinnbeteiligung berechtigt das Personal nicht, Rechnungslegung zu fordern.

Zwar ist es eine Art von Vergesellschaftung der Produktionsmittel, welche hier partiell verwirklicht würde, aber es ist keine Vergesellschaftung im Marxschen Sinne. Sie geht nicht von dem Gesichtspunkt aus, daß der erzeugte Gesamtwert ausschließlich von den jeweiligen Produktionsteilnehmern erzeugt sei und demgemäß unter diese vollständig aufzuteilen sei. Vielmehr hielt Abbe mit aller Entschiedenheit fest an der inneren Berechtigung und Notwendigkeit eines besonderen Unternehmergewinnes. Doch wollte er diesen nicht als Kapitalgewinn oder Unternehmerlohn gelten lassen oder als ein Gemisch von beidem. In seinen Augen war derselbe lediglich der Anteil, welcher als „Ausfluß der Organisation selbst, der durch sie erhaltenen Kontinuität aller Tätigkeit und der in ihr fortwirkenden Leistungen aller Vorgänger“ anzusehen ist, wobei er die Frage offen ließ, wem dieser Anteil gebühre.

Die Ueberschüsse, welche der Stiftungsverwaltung aus den Erträgnissen ihrer Betriebe zufließen, sind vom Stifter in bestimmt geregelter Weise gemeinnützigen Zwecken gewidmet worden. Diese Tatsache hat die Aufmerksamkeit fernerstehender Kreise vielfach in erster Linie erregt und hier die Auffassung, wonach die Stiftung im wesentlichen als gemeinnütziges Institut zu gelten habe, ganz besonders genährt. Aber so bedeutsam an sich diese Seite der Stiftung ist, ihr innerster Kern liegt nicht hier — weder objektiv noch nach Auffassung des Stifters —, sondern ist, wie aus der gebotenen Darstellung erhellt, ausschließlich in dem sozialpolitischen System enthalten, das sich in ihr verkörpert. Hätte Abbe den Bezug des ganzen Unternehmergewinns — wie er ja hätte tun können —, sich und seiner Familie vorbehalten, so wäre hiervon die soziale Bedeutung seiner Lebensschöpfung in keiner Weise berührt worden. Um so größere Bewunderung verdient die beispiellose Selbstlosigkeit, mit der dieser seltene Mann sich nicht an den Opfern genügen ließ, welche die Durchführung seines sozialen Reformwerkes erforderte, sondern darüber hinaus auch noch den ganzen, nach Millionen sich beziffernden Unternehmergewinn für die Allgemeinheit hingab, um sich mit einem verhältnismäßig bescheidenen, nicht einmal das zulässige Maximum erreichenden Gehalt zu begnügen. Die Bewunderung einer solchen Hochherzigkeit muß sich noch steigern, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die ganze großartige Entwicklung des Unternehmens sein eigenstes Werk war, und daß die persönlichen Leistungen, welche die glänzenden Geschäftserfolge zeitigten, wissenschaftliche Geistestaten ersten Ranges waren.

Die Interessengebiete, in denen die Ueberschüsse zur Verwendung gelangen sollen, sind im Statut fest bezeichnet. Danach sind sie bestimmt zur Förderung der allgemeinen Interessen der feintechnischen und optischen Industrie, ferner zur Betätigung in gemeinnützigen Einrichtungen und Maßnahmen zugunsten der arbeitenden Bevölkerung Jenas, endlich zur Unterstützung der hiesigen Universität, insbesondere, aber nicht ausschließlich, zur Förderung der naturwissenschaftlichen und mathematischen Studien an derselben. Einrichtungen und Veranstaltungen, welche mit Hilfe der Stiftung zugunsten der industriellen Arbeiterschaft und der kleingewerblichen Kreise getroffen werden, sind tunlichst so zu gestalten, daß sie möglichst weiten Kreisen der arbeitenden Bevölkerung zugute kommen. Unter keinen Umständen aber dürfen weder in dieser Richtung, noch sonst innerhalb oder außerhalb der Stiftungsbetriebe Stiftungsmittel für Einrichtungen verwandt werden, die in irgend einer Weise von dem Grundsatze strengster Neutralität gegenüber allen politischen und religiösen Parteien abweichen.

Welch große Bedeutung vermöge dieser Verwendungsbestimmungen die Carl Zeiß-Stiftung für das hiesige Gemeinwesen, das ohnehin seinen rapiden Aufschwung der Entwicklung der optischen Werkstätten und des Glaswerkes verdankt, erlangt haben, ist in wenigen Worten nicht zu schildern. Für die Universität Jena, der die Hälfte der gewonnenen Mittel, eventuell sogar mehr zufällt, gewann die Abbesche Stiftung die Bedeutung einer rettenden Tat. Denn immer deutlicher war es zutage getreten, daß, trotz aller rühmenswerten Anstrengungen und Opferwilligkeit, die beteiligten thüringischen Kleinstaaten auf die Dauer weniger und weniger imstande sein würden, den großen finanziellen Anforderungen zu genügen, welche der moderne Universitätsbetrieb stellt, soll er sich auf angemessener Höhe behaupten. Und wenn gleich Abbe selbst es so hinstellte, als wenn er nur eine Dankespflicht gegen die Universität seines engeren Heimatstaates erfüllte, indem er durch reiche Ausstattung sie den Schwesteranstalten ebenbürtig erhielt, so gab er ihr in der Tat doch hundert- und tausendfach das zurück, was er je von ihr empfangen hatte.

Um von den Leistungen der Stiftung für das Gemeinwesen wenigstens eine annähernde Vorstellung zu ermöglichen, sei unter ihren vielen im engeren Sinne gemeinnützigen Schöpfungen das großartig angelegte Volkshaus hervorgehoben, das mit einem Kostenaufwand von über einer Million Mark errichtet wurde. Außer den weiträumigen und vornehm ausgestatteten Versammlungssälen, der großherzoglichen Gewerbeschule, dem Schäffer-Museum für populäre und technische Vorträge und einem Kunstausstellungsraum birgt dasselbe die mit einer Volksbibliothek verbundene öffentliche Lesehalle, eine der bedeutendsten und schönsten des Kontinents, deren sehr beträchtliche Verwaltungskosten ganz von der Stiftung bestritten werden. Ebenso möge zur ungefähren Veranschaulichung der Universitätsförderung beispielsweise der jährliche Stiftungszuschuß erwähnt werden, durch den allein eine durchgreifende Gehaltsreform ermöglicht wurde, außerdem die ganze Reihe neuer Institute, die aus Stiftungsmitteln errichtet wurden, wie das astronomische, das physikalisch-technische, das mineralogische, sowie das hygienische. Auch der in Angriff genommene Neubau des allgemeinen Universitätsgebäudes hätte nicht zustande kommen können, wenn nicht den namhaften Schenkungen der Stadt und vermögender Privatpersonen von der Stiftung ein Zuschuß von annähernd einer halben Million hinzugefügt worden wäre.

So ist das Vermächtnis beschaffen, das der verstorbene Meister uns in der Carl Zeiß-Stiftung hinterlassen hat, der er in seiner Selbstlosigkeit nicht einmal seinen, des alleinigen Urhebers, Namen zu führen gestattete, und das in dem Geiste, in dem es geschaffen wurde, zu bewahren und zu pflegen eine heilige Pflicht für alle ist, die an der Verwaltung desselben mitzuwirken berufen sind. Großzügig entworfen und durchgeführt, bekundet es nicht nur einen selten hohen, weitumfassenden und tief in das Wesen der Dinge eindringenden Verstand, es spiegelt sich in ihm zugleich eine große, edle und starke Seele wider. Ein leidenschaftlicher Gegner der Herrschaft der rohen Gewalt, der Unterdrückung des Schwächeren durch den Stärkeren, wo immer sie sich zeigte, stellte sich Abbe in der sozialen Bewegung unserer Zeit mit aller Entschiedenheit auf die Seite der Arbeiter, weil in seinen Augen der von ihnen geführte Kampf im Grunde genommen nur der Gleichberechtigung im Staat und in der Gesellschaft und einer gerechteren Gestaltung des Arbeitsverhältnisses gilt. Wenn im Hinblick hierauf er, der Sozialliberale, der im Vordergrunde stehenden sozialdemokratischen Partei nicht nur viel Sympathie schenkte, sondern mit dem Mannesmute, der ihm eigen war, auch keinen Augenblick Bedenken trug, dort, wo es ihm durch die jeweilige Lage der politischen Verhältnisse geboten schien, tatkräftig und mit seiner ganzen Persönlichkeit für sie einzutreten, so war und wurde er doch niemals einer der Ihrigen. Zwar war es eine Agitationsrede

Bebels im Jahre 1871, welche nach Abbes eigenem Zeugnis ihm den nachhaltigen Impuls gab, „angesichts der wirtschaftlichen Vorgänge in seinem Umkreis immer die Augen offen zu halten und insonderheit alles, woran er selbst beteiligt war, unter dem Bewußtsein strenger Verantwortung zu betrachten“. Aber er war zu klaren und zu überlegenen Geistes und wurzelte zu sehr im Boden reicher praktischer Erfahrung, als daß er über dem bedenklichen Utopismus der in letzter Linie von der Sozialdemokratie erstrebten Wirtschafts- und Sozialverfassung jemals sich hätte täuschen oder ihrem Ideal hätte persönlichen Geschmack abgewinnen können, wie denn auch schon jene Bebelsche Rede in den meisten Punkten seinen Widerspruch herausgefordert hatte. In einer Sozialpolitik, getragen von dem Geiste, wie er in der Carl Zeiß-Stiftung verkörpert war, erblickte er ausgesprochenermaßen das wirksamste Mittel gegen die zielbewußte Sozialdemokratie. Könnten seine mannigfachen öffentlichen Aeußerungen über diese seine Stellung wirklich noch einen Zweifel übrig lassen, so fände dieser seine endgültige Widerlegung in dem Stiftungsstatut, das nirgends auch nur den leisesten Ansatz zu einer sozialistischen Ausgestaltung aufweist, das vielmehr trotz scharfer Ausprägung des antiplutokratischen oder, wenn man will, antikapitalistischen Charakters in den Stiftungsbetrieben sich streng auf dem Boden der bestehenden Wirtschaftsordnung hält.

Daß der Grundsatz der politischen und religiösen Neutralität, dessen strikte Durchführung Abbe bei allen Veranstaltungen und Maßnahmen sicherte, an denen die Stiftung in irgend einer Weise beteiligt war, unter den augenblicklichen Zeitverhältnissen in besonderem Maße der Sozialdemokratie zugute kam, hat er niemals verkannt oder geleugnet, ja die Rücksicht auf sie mag die Proklamierung jenes Grundsatzes mitveranlaßt haben. Aber lediglich sein verletztes Rechtsgefühl war es, das Abbe für die gewaltsam Unterdrückten hier wie überall eintreten ließ, nicht die Billigung ihres speziellen Parteistandpunktes. Auch erschien ihm, dem Demokraten, gewaltsame Unterdrückung stets das verfehlteste, ja ein geradezu gemeinschädliches Mittel zur Bekämpfung von wirklich oder vermeintlich falschen Ideen. Die Propaganda der Ideen war nach seiner Ansicht das einzige Gebiet, für welches das Kulturinteresse absolute Freiheit erfordere.

Scheinbar berührte sich Abbe auch darin mit der Sozialdemokratie, daß, wie Dr. Czapski, einer seiner vertrauten Mitarbeiter und nunmehriger Nachfolger im Amte, in seiner schönen Gedächtnisrede hervorhob, daß der Begriffskomplex „Vaterland — Patriotismus“ aus seinem Wortschatz gestrichen zu sein schien. Indessen hatte diese Zurückhaltung ihren Grund lediglich darin, daß er „im Namen dieser Güter so viel Unrecht begehen, unter ihrem Deckmantel so viel unlauteres Streben sich verbergen sah“. „Wer aber,“ fährt jener berufenste Redner fort, „war ein besserer Patriot als der Mann, der das größte und schönste Werk seines Lebens mit unablässigem Bemühen, mit selbstlosestem Verzicht auf das, woran andere so fest sich klammern, und auf manches, was ihm selbst teuer war — der dieses Werk aufgerichtet, ganz wesentlich zu Nutz und Frommen des Vaterlandes, der Nation?! Ja, es muß einmal ausgesprochen werden, womit man mit Rücksicht auf den Lebenden bisher zurückhallen zu sollen geglaubt hat: die Gründung der Carl Zeiß-Stiftung war eine patriotische Tat ersten Ranges und im engsten Sinne des Wortes nicht nur nach ihren objektiven Folgen, sondern auch nach dem persönlichen Willen und Bewußtsein des Gründers.“ „Nicht bloß im Kreise der hiesigen Betriebe wollte er bessere Zustände herbeiführen, nicht bloß hier wollte er gebrochen sehen mit überkommenen Vorurteilen, die den Weg zur Besserung verhindern — der Erfolg des hier unternommenen Versuchs solle ermutigen, Gleiches oder doch Aehnliches auch anderwärts zu tun, damit an mehr und mehr Stellen von unserem Volke die Gefahr abgewendet werde, daß ein großer, immer wachsender Teil seiner Bürger rechtlich und wirtschaftlich ins Helotentum, in die Halbsklaverei versinke.“

Und wenn Abbe Worten wie Sittlichkeit, Moral, Ethik ebenso geflissentlich aus dem Wege ging wie allen patriotischen Aeußerungen, so geschah auch dies nur aus dem vornehmen Empfinden heraus, daß auf sittlichem Gebiete Worte nichts, Taten alles bedeuten. „Sein ganzes Leben aber war“, wie ihm, als er, allgemein betrauert, auf der Bahre lag, sein Nachfolger bezeugen konnte, „eine sittliche Tat, die von denen weniger anderer Menschen übertroffen wird.“

Bücher und Zeitschriften.

Bedrängte Herzen. Novellen von Otto v. Leitgeb. Berlin, Egon Fleischel u. Cie. 1905.

Ein weiterer gradus ad parnassum, den der treffliche, feinfühlige, in seiner Technik immer sicherer vorschreitende Erzähler mit diesem Buch getan hat. Die Sprache ist geschmeidig und entbehrt doch nicht jener Herbheit, die wir von jedem Sprachkunstwerk, wenn anders es ein solches sein will, mit Recht verlangen dürfen. Denn diese Herbheit verbürgt uns von vornherein, daß hier eine Persönlichkeit sich ausspricht. Die Komposition ist straff in der Gliederung, plastisch und durchsichtig. Von der Novelle verlangt man noch mehr als vom Roman, daß sie ein rundes Ganzes darstelle. Dies ist in diesem Buch der Fall. Die Charakteristik der Personen geschieht kurz und schlagend. An würzenden Pointen fehlt es keineswegs. Die Naturschilderungen sind von großer Feinheit. Die Anschauung setzt sich kräftig und voll in die Darstellung des Dichters um. Schwerer, fast düsterer Lebensrealismus beherrscht manche Geschichten. Unvermutet springt aber der Kobold des Humors hervor, wie in der köstlichen Geschichte von dem Maler, dem sein Oheim einen Tausendkronenschein schickt und den seine Kollegen in ihrem Unglauben über solch einen Onkel so weit bringen, daß er schließlich glaubt, der Schein sei gefälscht. Oder in der Novelle von der Dürre im italienischen Tiefland mit den trefflich beobachteten Typen der Dorfbewohner, die alles Mögliche dem lieben Herrgott geloben, als die Hitze am höchsten ist — siehe Sommer 1904! — und nichts davon halten als es wieder regnet und die Not vorbei ist. Der Mondscheinglanz der Romantik breitet sich silbern über den besonders stimmungsvollen Eingang der Novelle Das Antlitz der Freiheit. Stilismus ist im Ganzen. Vielleicht für manche eine Dosis zu viel! Aber es ist auch Art darin, eigene Art. Man wird zuweilen nicht ohne alle Ursache an Paul Heyse denken. Man wird dann daran denken, daß in der Novelle speziell sein läuternder Einfluß auch den Nachgeborenen zur Klarstellung dessen, was sie selbst wollen, zugute gekommen ist. Auch Otto v. Leitgeb ist ein Zeichen für das Stilbedürfnis unserer Zeit, nachdem der bis auf das Räuspern und Spucken nachahmende Naturalismus endgültig abgewirtschaftet hat. Alles in allem: ein liebes, schönes, tüchtiges Buch!

Albert Geiger.

Allgemeine Rundschau.

Das letzte Erdbeben in Indien.

ct. Zusammenfassende Nachrichten über das große indische Erdbeben bringt das neueste Heft der Londoner „Nature“. Es geht daraus vorläufig hervor, daß die Erderschütterungen wie schon frühere ähnlicher Art vom Himalaya-Gebirge ausgegangen sind. Der Mittelpunkt der Störungen lag etwa in Dharmsala. Die Stärke der Erdbeben nahm in der Richtung durch das Pundschab und die Vereinigten Provinzen ab, noch schneller in nördlicher Richtung von Radschputana aus. Nach Assam oder Afghanistan hin scheint es eine geringe Ausdehnung gehabt zu haben, jedoch sind die Nachrichten aus dem Westen noch sehr unvollständig. Die Fläche, innerhalb derer ernstlicher Schaden gestiftet ist, scheint durch eine Linie von Schahpur über Kangra und Suhanpur nach Baijnath begrenzt zu sein. Die Städte Dharmsala, Kangra und Palampur sind so gut wie vernichtet. Aus den Gegenden nördlich von Kaschmir liegt noch keine Kunde vor.

Digitized by Google

In Europa wurde das Erdbeben an den Observatorien in Göttingen, Edinburg, auf der Insel Wight und in Pola verzeichnet. Bestimmtere Nachrichten über die Wirkungen des Erdbebens werden vorläufig für 15 Bezirke zusammengestellt. Der erste ist Dharmsala, wo alle Häuser einschließlich der Kasernen und Basare vollständig zerstört und vier Fünftel der Bevölkerung getötet oder verletzt wurden; im Kangra-Tal ist gleichfalls eine Anzahl von Dörfern völlig zerstört worden, Kangra und Bhawan liegen bis auf das letzte Haus in Ruinen. Von den 5000 Einwohnern der Stadt Kangra sollen nur 500 am Leben geblieben sein. Der Verlauf in Lahore ist bereits gemeldet worden. In zahlreichen weiteren Bezirken ist gleichfalls Schaden gestiftet worden, sogar in Kalkutta und Bombay wurden geringe Erderschütterungen wahrgenommen. Die letzten Wochen scheinen überhaupt sehr reich an innerirdischen Bewegungen gewesen zu sein. Beispielsweise werden schwere Erdstöße von verschiedenen westindischen Inseln gemeldet, insbesondere von St. Christopher, Dominica, Antigua und Guadeloupe. Einige Gelehrte, die den Gipfel der Soufrière auf der letztgenannten Insel bestiegen hatten, fanden den Krater verkleinert und mit grünem kochendem Wasser gefüllt. Da das Wasser plötzlich eine schmutzigrote Farbe annahm, ergriffen die Beobachter die Flucht in der Furcht vor einer Eruption.

•

16. Hauptversammlung des Deutschen Vereins für Schulreform.

S. & H. Berlin. Im Vereinshause der Deutschen Ingenieure trat am Vormittag des 16. April die zahlreich besuchte 16. Hauptversammlung des Deutschen Vereins für Schulreform unter dem Vorsitz des Landtagsabgeordneten Kommerzienrats Vorster (Potsdam) zusammen. Zunächst erstattete Professor Dr. Lenz (Danzig), der Redakteur der Zeitschrift für die Reform der höheren Schulen, den Geschäftsbericht. Aus ihm geht hervor, daß die Gegner der Bestrebungen des Vereins noch recht zahlreich sind. Im ganzen bestehen zur Zeit in Deutschland 85 Reformgymnasien. Außerordentlich schädlich für die Fortentwicklung sei die Zurückhaltung Berlins auf diesem Gebiete. Bedauerlich sei, daß die Staatsregierung in der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses sich zur Begründung ihres die Schulreform-Bewegung ablehnenden Standpunktes ebenfalls auf Berlin bezogen habe. Ein erfreuliches Moment im letzten Geschäftsjahre sei die Annahme der Resolution Eickhoff im Reichstage zugunsten des medizinischen Studiums. Was die wichtige Frage der freieren Gestaltung der Oberstufe unserer höheren Lehranstalten anlange, so habe Geh. Oberregierungsrat Dr. Mathias in der Monatsschrift für höhere Schulen sich dahin ausgesprochen, daß man hierzu Vorschläge von den Lehrerkollegien abwarten solle. Friedrich Paulsen habe selbst gleich Vorschläge gemacht, so vor allem das Fachklassensystem und die Schülersozietäten. In der Debatte trat Reichstagsabgeordneter Eickhoff dem etwas pessimistischen Ton des Geschäftsberichts entgegen. Auch im preußischen Abgeordnetenhause sei ein Wandel zugunsten der Reformschule zu verzeichnen. In Elsaß-Lothringen habe der Statthalter in einem Erlaß den Realgymnasien prinzipiell wenigstens die volle Gleichberechtigung verliehen. Abg. Eickhoff erörterte weiter die Frage des Ersatzunterrichts. An 59 Gymnasien sei ein solcher Ersatzunterricht eingerichtet und werde von den Schülern in Anspruch genommen. Oberregierungsrat Mathias habe kürzlich weiter befürwortet, die Frage der Wahlfreiheit der Fächer in den oberen Klassen der Initiative der Lehrer und Direktoren zu überlassen. Davor warne er, denn dann bliebe alles beim alten. Es müsse auch die Prüfungsordnung abgeändert werden, und in der Ferne leuchte das Ziel der Abschaffung des Abiturienten-Examens, was er für das einzig Richtige halte. Wozu brauchen wir ferner noch 50 Minuten für die Unterrichtsstunde? Warum könne man die Unterrichtsstunde nicht auf 45 Minuten verringern? In den Schulen, wo das schon geschehen sei, so in Winterthur in der Schweiz, habe man die besten Erfahrungen damit gemacht.

Professor Viereck (Braunschweig) berichtete hierauf über den Stand der Schulreformbewegung in Braunschweig. Direktor Venediger (Erfurt) stimmte der freieren Ausgestaltung des Unterrichts in den oberen Klassen zu. Die Abschaffung des Abiturientenexamens begrüße er mit Freuden. Professor Uhlich (Stettin) berichtet, daß die Anmeldungen zu dem Reformgymnasium in Swinemünde so zahlreich eingelaufen seien, daß eine zweite Sexta eingerichtet werden mußte. Landtagsabgeordneter Wetekamp (Breslau) betonte, daß der Ersatzunterricht bis zur Prima durchgeführt werden müsse. Baurat Peters (Berlin) erstattete danach den Kassenbericht, dem zu entnehmen ist, daß die Einnahmen des Vereins 4330 M., die Ausgaben 3808 M. betrugen. Derselbe unterbreitete darauf der Versammlung folgende Resolution: „Die 16. Generalversammlung des Vereins für Schulreform spricht ihre lebhafte Freude und dankbare Anerkennung dafür aus, daß der Göttinger Senat in so mannhafter und vornehmer Weise für die Selbständigkeit unserer Hochschulen eingetreten ist.“ Diese Resolution wurde einstimmig angenommen. — Es folgte ein Referat des Dr. Hans Schmidkunz (Berlin) über „Die Notwendigkeit pädagogischer Lehrstühle“, wozu der Redner mehrere Leitsätze unterbreitete. Bei den dann folgenden Neuwahlen zum Vorstande wurde Geh. Kommerzienrat Vorster wieder zum Vorsitzenden, Dr. Lenz (Danzig) zum Geschäftsführer und Baurat Peters (Berlin) zum Kassierer bestimmt.

✠

Kleinere Mitteilungen.

* Todesfall. In Karlsruhe ist am 13. d. M. der Astronom Otto Wilhelm v. Struve im 86. Lebensjahre gestorben. Der Verstorbene gehörte der bekannten deutschrussischen Familie an, die sich durch mehrere Generationen um die Astronomie verdient gemacht hat, und begann selbst schon 1837 als Assistent seines Vaters die praktische astronomische Tätigkeit. Als dessen Nachfolger übernahm er 1862 die Leitung der Nikolai-Sternwarte zu Pulkowa bei St. Petersburg, die er bis 1889 inne hatte; seitdem lebte er in Karlsruhe im Ruhestand. Seine Hauptarbeit galt einerseits der Aufsuchung und Berechnung von Doppelsternen, deren er ungefähr 500 entdeckte, sodann der Berechnung der „Präzession der Erde“; ferner war er ein eifriger Mitarbeiter der internationalen Kommission für Längenmaße und Gewichte und des 1889 zu Paris eingesetzten Ausschusses zur Herstellung einer photographischen Himmelskarte. Der jetzige Vorstand der Sternwarte zu Berlin Prof. Dr. Hermann Struve sowie zu Charkow Dr. Ludwig Struve sind seine Söhne.

✠

Hochschulnachrichten.

H. Heidelberg. Mit Wirkung von diesem Sommersemester ab ist in der philosophischen Fakultät unserer Hochschule ein Lektorat für Latein und Griechisch zur Abhaltung von Ergänzungskursen für Abiturienten der Realmittelschulen neu geschaffen und dem Assistenten am Archäologischen Institut, Lehramtspraktikant Hermann Gropengießer übertragen worden. — Der Exprorektor Hofrat Professor Dr. Wilhelm Braune (Germanistik) ist zum Geheimen Hofrat ernannt worden.

hc. Halle. Der Privatdozent und Assistent für chemische Untersuchungen am landwirtschaftlichen Institut der hiesigen Universität Dr. Hugo Bode ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden. — Zum Nachfolger des an die Technische Hochschule in Hannover übergesiedelten Professors Nachtweh als außerordentlicher Professor für landwirtschaftliche Maschinenkunde am hiesigen landwirtschaftlichen Universitätsinstitut ist der Oberlehrer an der Baugewerkschule in Kassel Dr. Heinrich Walter in Aussicht genommen.

* **Berlin.** Hier ist auf Veranlassung des Kultusministeriums eine eigene Auskunftstelle geschaffen worden, bei der sich die Immatrikulations-Kommissionen der Universitäten und technischen Hochschulen in zweifelhaften Fällen hinsichtlich der Immatrikulation namentlich von Ausländern und in bezug auf die von diesen zu verlangende wissenschaftliche Vorbildung maßgebenden Rat holen können.

hc. Greifswald. Der Professor der klassischen Philologie an der hiesigen Universität Dr. Wilhelm Kroll hat einen ehrenvollen Ruf an die Universität Wien erhalten, wird jedoch demselben nicht Folge leisten.

Digitized by Google

Jahrgang 1905. München, Freitag, 21. April. **Nummer 94.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalspreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

☞ Des Karfreitags wegen erscheint die nächste Nummer am Samstag Nachmittag.

Inhalt:

Deutsches Leben in Südamerika.*)

Von Wilhelm Lacmann.

XI.

Deutschtum in Paraguay.

März 1904.

In Paraguay lebt eine beträchtliche Anzahl von Deutschen, im ganzen vielleicht anderthalbtausend. Doch besteht dort nicht wie in Rio Grande do Sul und Santa Catharina ein seit alter Zeit eingesessener deutscher Stamm. Erst in jüngeren Jahrzehnten hat Paraguay begonnen, einen Teil der deutschen Auswanderung aufzunehmen. Die nämlichen typischen Gestalten aus der alten Welt, denen man in Südbrasilien begegnet, trifft man auch hier: abenteuernde Glücksjäger und Leute mit zielbewußtem Streben, Menschen von eiserner Tatkraft und schwache Sklaven ihrer Schicksale, Männer mit ehrlichem Wollen und Tunichtgute, solche, die die Heimat dahinten gelassen haben, weil sie ihnen nicht mehr gefiel, und andere, die das harte Muß von dannen trieb, mochte nun Unglück oder Leichtsinn oder Schuld ihr Dasein in der Heimat vernichtet haben. Doch das deutsche Element in Paraguay besteht nicht ausschließlich aus Europamüden. Ich habe schon an früherer Stelle von dem Zug nach dem Westen gesprochen, der von den alten deutschen Kolonien des Staates Rio Grande do Sul ausgeht. Dieser Zug macht nicht vor den Grenzen des Landes Halt. Er geht weiter nach Argentinien und über den Paraná hinüber nach Paraguay.

Gleich am Eingange des Landes, am rechten Ufer des Paraná, oberhalb Encarnacion und eine gute Tagereise von dieser Stadt entfernt, liegt eine Niederlassung, deren Bevölkerung vorwiegend aus Deutsch-Rio-Grandenser Bauern besteht. Sie heißt Hohenau und ist von der Gesellschaft Reverchon u. Cloß angelegt, die sich seitdem in eine Gesellschaft Reverchon u. Schöller umgestaltet hat.

Die paraguanische Regierung hat sich durch Gesetz vom 12. August 1898 verpflichtet, der Kolonisationsgesellschaft 16 Quadrat-Legoas Land zu überweisen (eine paraguanische Legoa beträgt 4½ Kilometer), deren jede mit mindestens 30 Hausständen zu besiedeln ist. Die überwiesenen Ländereien werden nicht ohne weiteres Eigentum des Kolonisationsunternehmens. Dieses hat nur das Recht des Verkaufs für eigene Rechnung. Doch ist dem Käufer der Erwerb des Eigentums, falls er seinen, den Konzessionären gegenüber eingegangenen Verpflichtungen nachkommt, auch für den Fall garantiert, daß die Gesellschaft selbst der Kolonisationsbefugnis nachmals verlustig geht. Nachdem die Gesellschaft jeweils 30 Familien auf den ihr zugewiesenen Ländereien angesiedelt hat, soll ihr eine Quadrat-Legoa Land zu Eigentum überwiesen werden, so daß sie über dieses Gebiet unbedingtes Verfügungsrecht gewinnt.

Die Gesellschaft hat eine Reihe von Verpflichtungen übernommen, vor allem die, für die nötigen Schulgebäude in der Kolonie zu sorgen, sowie einen Weg nach Villa Encarnacion und einen anderen nach der Gemeinde Jesus y Trinidad zu bauen. (Gesetz vom 12. August 1898, Artikel 9).

Die Kolonielose sind bis zu 40 Hektar groß. Die Preise der einzelnen Lose werden von Fall zu Fall festgesetzt. Sie schwanken zwischen 300 und 800 Peso Papier. (Der Wert des Peso Papier beträgt in der letzten Zeit 45—50 Pfennig.)

Die Besiedlung des Hohenauer Gebietes hat eine traurige Vorgeschichte. Die Ueberweisung von Ländereien durch die Regierung hatte sich verzögert. Als die ersten Kolonisten eintrafen, war sie noch nicht erfolgt. Man konnte daher den Leuten nur ungefähr sagen, welches die Lage der Kolonie sein werde. Die Ansiedler ließen sich nun auf einem sumpfigen Landstriche am Hafen von Trinidad nieder. Bald brach unter ihnen eine bösartige Wurmkrankheit aus, die auch in Südbrasilien auftritt und von den dortigen Deutschen als „Landeskrankheit“ bezeichnet wird. Zum Ueberfluß trat Hochwasser ein, das den Leuten die Verbindungen abschnitt und die Beschaffung von Nahrungsmitteln unmöglich machte. Furchtbares Elend war die Folge. Der Tod hielt eine entsetzliche Ernte. Namentlich die Kinder starben in erschreckender Weise dahin. In der argentinischen Kolonie Bompland hatte ich vordem eine Familie kennen lernen, die zu jenen Ansiedlern gehört und damals vier Kinder verloren hatte. Wer nicht erlag, der verließ den Ort des Unglücks so schnell er konnte.

Als später dem Kolonisationsunternehmen der erste Teil der zur Besiedelung bestimmten Ländereien zugewiesen war und im Jahre 1900 der nächste Schub von Ansiedlern aus Rio Grande do Sul eintraf, hatten auch diese harte Mühsale und Leiden auszustehen. Was sie geduldet und geleistet haben, gibt das Bild des Kampfes, den Urwaldansiedler unter den härtesten Bedingungen gegen die Wildnis auszufechten haben, und darf ein ehrenvolles Stück aus der Geschichte der deutschen Kolonisation in Südamerika genannt werden. Denn der Arbeit der ersten Kolonisten von Hohenau stellte sich ein bösartiger

*) S. Nr. 259, 265, 285, 297 der Beil. v. J. u. Nr. 13, 23, 36, 42, 79 und 88 d. J.

Digitized by Google

Feind in den Weg: das an den Ufern des Paraná epidemisch auftretende Chuchu-Fieber. Sämtliche Ansiedler wurden von dieser Krankheit befallen und zeitweise der Arbeitsfähigkeit völlig beraubt. Dazu kam, daß eine Bestellung von Lebensmitteln in Encarnacion infolge eines Mißverständnisses nicht erfüllt wurde und die Kolonisten sich 14 Tage lang mit der allernotdürftigsten Nahrung behelfen mußten, bis sich schließlich einer von ihnen aufmachte und in der Stadt einen reichlichen Vorrat für alle einkaufte. Mit bewundernswerter Standhaftigkeit hielten die Leute aus. Wer sich eben gegen das erschlaffende Fieber aufrechthalten konnte, war an der Arbeit. Die Frauen und Mädchen mußten selbst bei der harten Arbeit des Waldrodens mit anfassen. So wurden alle Schwierigkeiten überwunden, und jene ersten Ansiedler erfreuen sich heute stattlicher Wirtschaft.

Die Kolonie Hohenau zählt gegenwärtig etwa 60 Anwesen. Die Ansiedler bestehen, wie schon gesagt, zum größten Teil aus Deutschen, die aus Brasilien herübergekommen sind. Eingeborene Paraguayer gibt es unter den Kolonisten nicht. Einwanderer aus Deutschland sollen vorläufig nicht herangezogen werden, sondern erst dann, wenn die Siedelung weiter vorgeschritten ist.

Die Kolonien liegen in einer langen Linie, die sich vom Ufer des Paraná bis gegen Jesus hinzieht. Die Wohnhäuser sind zum größten Teil aus Brettern aufgeführt und mit Schindeln gedeckt und machen durchweg einen stattlichen Eindruck. — Die Neigung des Deutschen, sich möglichst bald ein behagliches Heim zu schaffen, ist eine Erscheinung, die man allenthalben wahrnehmen kann. Ich habe schon an früherer Stelle von ihr gesprochen. Sie ist mir, während ich mich in Südamerika umgesehen habe, wieder und wieder aufgefallen. In englischen und schwedischen Siedelungen nimmt man die nämliche Erscheinung wahr. Sie steht andrerseits in augenfälligem Gegensatz zu den Lebensgepflogenheiten der brasilianischen, argentinischen, paraguayischen Landbewohner, denen eine Hütte aus Stämmen oder roh gerissenen Brettern, ein dürftiger Lehmrancho, vollauf genügt. So betrachtet, erscheint das Streben nach einer gewissen Behaglichkeit des häuslichen Daseins geradezu als ein charakteristischer Zug des germanischen Wesens. Darin aber gibt sich ein tiefer liegender Gegensatz in der Veranlagung der Rassen, der in Südamerika eingesessenen lateinisch-äthiopischen und lateinisch-indianischen auf der einen, der germanischen auf der anderen Seite zu erkennen. Dort ein anspruchsloses Sichgenügenlassen mit dem, was des Lebens Notdurft eben erfordert, hier eine Gemütsveranlagung, die auf gesteigerten Genuß des Daseins abzielt, Wünschen und Streben. Und der Ausfluß dieses Gegensatzes? Dort träge Ruhe, hier Arbeit; dort Stillstand, hier Fortschritt. —

Ein bedauernswerter Uebelstand der Kolonie Hohenau bleibt das Chuchu-Fieber. Es scheint epidemisch alle sechs bis acht Jahre aufzutreten. Zu der Zeit, als ich in Hohenau weilte, war es fast gänzlich verschwunden. Doch machten sich einzelne Fälle auch damals bemerkbar. Ein akuter tödlicher Verlauf der Krankheit ist bisher zum Glück nie beobachtet worden. Auch steht zu hoffen, daß sie mehr und mehr schwinden wird, je weiter die Niederlegung des Urwaldes fortschreitet. Denn die Erfahrung lehrt, daß derartige Sumpffieber abnehmen, wo die Moderluft sumpfiger Urwaldstriche dem Sonnenlichte weicht.

Eine andere Plage der Kolonie ist die Mbaraguy-Fliege, ein kleines Insekt, das an schwülen Tagen namentlich im Walde, doch auch bei und in den Wohnungen massenweise auftritt. Sein Stich hinterläßt jedesmal einen kleinen Punkt auf der Haut. Man sieht in Hohenau Leute, deren Hände über und über mit den schwarzen Flecken bedeckt sind. Von der fortschreitenden Lichtung des Waldes erhofft man eine Linderung auch dieses Uebels. Doch scheint mir das Eintreten einer wesentlichen Abnahme der Stechmücken immerhin zweifelhaft. Denn ich habe massenhaftes Vorkommen der Mbaraguy auch da beobachtet, wo sich Kampflächen von bedeutender Ausdehnung in den Wald einschieben.

Erstaunt war ich in Hohenau über das außerordentliche Wachstum, das dort der Boden erzeugt. Die mit schweren Kolben behangenen Maisstauden standen so hoch, daß ein Mann, der einem Reiter auf die Schultern gestiegen wäre, die höchsten Spitzen eben hätte erreichen können. Auch die Pflanzungen von Bohnen, Mandiok, Taja sahen vorzüglich aus, und die Bananen gedeihen hier mit einer Ueppigkeit, wie ich sie nie zuvor gesehen hatte.

Die Ameisenplage, unter der große Gebiete des Riograndenser Westens und namentlich das argentinische Missionsgebiet so stark leiden, besteht in Hohenau nicht.

Hauptabsatzgegenstände sind gegenwärtig Mais und Bohnen. Sie gehen teils nach Encarnacion, teils nach den Arbeitsstätten der Mate- und Holzgewinnung am Alto Paraná. Da indessen der Bedarf dieser Absatzplätze beschränkt ist und ihre Aufnahmefähigkeit mit fortschreitender Entwicklung der Kolonie notwendigerweise von deren Ertragsfähigkeit übertroffen werden wird, so erhebt sich die Frage nach Produktionsgegenständen, die sich für den Absatz auf dem Weltmarkt eignen. Hierhin gehört zunächst der Tabak, der allerdings keine sehr hohen Preise erzielt, da der Paraguayer Tabak im Auslande keinen guten Namen hat. Sodann kommt die Baumwolle in Frage. Sie wird jetzt schon in Hohenau angepflanzt und gedeiht gut. Vor allem aber wird ein ausgedehnter Anbau von Mate geplant, der in einer am Paraguay gelegenen deutschen Kolonie, Nueva Germania, bereits mit ausgezeichnetem Erfolge getrieben wird. Auch in Hohenaus wirtschaftlicher Zukunft wird der Mate-Kultur wohl die erste Rolle vorbehalten sein.

Die Verkehrsverhältnisse von Hohenau sind günstig. Der Paraná-Strom, an dem die Kolonie einen Hafen hat, schafft nicht nur eine bequeme Straße für den lokalen Absatz, sondern überdies — und das ist für die Zukunft von Wichtigkeit — eine direkte Verbindung mit dem Weltmarkt Buenos Aires.

Was der Kolonie Hohenau fehlt, ist ein brauchbarer Landweg nach Encarnacion. Der Weg, der gegenwärtig die Kolonie mit der Stadt verbindet, ist zum Befahren mit Wagen nahezu unbrauchbar. Ueberdies ist vor Trinidad der Capivary zu überschreiten, über den weder Brücke noch Fähre führt. Nach einigermaßen starken Regengüssen aber macht der Wasserstand des Flusses das Durchfahren und das Durchreiten lebensgefährlich, sodaß dann die Landverbindung nach Encarnacion geradezu abgebrochen ist. Den Bau von Fahrstraßen nach Encarnacion und Jesus y Trinidad, die innerhalb von zehn Jahren, also bis 1908, fertig gestellt sein sollen, hat die Gesellschaft bis jetzt noch nicht in Angriff genommen.

In Hohenau besteht eine Schule der paraguayischen Regierung. Sie hat in einem kolonieeingesessenen deutschen Geschäftsmanne, Herrn Deutschmann, einen tüchtigen Lehrer. Der Unterricht erfolgt natürlich in spanischer Sprache. Nebenher aber hält der Lehrer täglich auch in deutscher Sprache Schule ab. Der Unterricht, sowohl der spanische wie der deutsche, fand bisher in einem Raume statt, den einer der Kolonisten zur Verfügung stellte. Gegenwärtig wird ein besonderes Schulhaus gebaut. Die Kosten trägt die Direktion nur zur Hälfte. Die andere Hälfte haben die Kolonisten freiwillig übernommen, obgleich nach dem schon erwähnten Gesetz vom 12. August 1898 die Direktion zur Bestreitung der ganzen Kosten verpflichtet wäre.

Vor kurzem hat sich in Hohenau auf Anregung des Herrn Reverchon, der als Direktor der Kolonie in dieser selbst seinen Sitz hat, ein Gesangverein gebildet. Eine Tatsache, scheinbar so klein und unwichtig, daß sie kaum der Erwähnung verdient. Doch sie hat ihre tiefere Bedeutung. Vereine, deren Zweck einen so spezifisch deutschen Gehalt hat, wie ihn die Pflege unseres Liedes darstellt, sind gerade im Auslande, inmitten fremden Volkes, von außerordentlicher Wichtigkeit. Sie fördern nicht nur die Fühlung der Vereinsangehörigen untereinander, sondern sie bringen auch, gerade weil sie sich dem Fremden gegenüber von selbst verschließen, die eigene Zusammengehörigkeit und den Gegensatz gegen die Umgebung ausgeprägt zum Bewußtsein. Die an sich stets vorhandene

Digitized by Google

Gefahr, daß sich der Nachwuchs des angestammten Volkstums entäußere, wird in Hohenau durch den spanischen Unterricht vermehrt. Allerdings ist es hier in Paraguay so gut wie in Brasilien wünschenswert, daß die Kinder der ansässigen Deutschen die Landessprache erlernen. Das fördert einmal das spätere Fortkommen eines jeden einzelnen von ihnen; weiterhin wird durch die Unkenntnis der Landessprache die Beteiligung des zugewanderten Elements am politischen Leben des Landes beeinträchtigt oder verhindert und mit ihr die Wahrung seiner Rechte und Interessen und die zu erstrebende Ausübung eines vorteilhaften Einflusses auf die Verhältnisse der neuen Heimat. Auf der anderen Seite aber werden die Kinder, je früher und vollkommener sie die Landessprache beherrschen lernen, um so mehr dazu neigen, die eigene Sprache, die ihrer Zunge schwerer fällt, zurückzusetzen und, wenn sie dem Elternhause entwachsen sind, völlig aufzugeben. Einer solchen Neigung gegenüber liegt in jeder rein und ausgesprochen deutschen Geselligkeit ein starkes Gegengewicht. Dieser Gedanke hat auch den Herrn Koloniedirektor Reverchon dazu bestimmt, persönlich auf das Zustandekommen eines Gesangvereines hinzuwirken. In der Tat weist gerade den Einflußreichen und Gebildeten ihre Stellung die ehrenvolle Aufgabe einer leitenden Rolle im Kampfe um die Erhaltung des Volkstums zu.

Weit weniger günstig als in Hohenau sieht es in der Kolonie Yegros mit dem Deutschtum aus.

Yegros, früher Gonsalez genannt, wurde vor zehn Jahren von der paraguayischen Regierung gegründet. Die Bevölkerung ist aus Angehörigen der verschiedensten Völker gemischt. Neben den Paraguayern bilden die Deutschen und die Franzosen den Hauptbestandteil. Unter den Deutschen, deren im ganzen etwa hundert sein mögen, sind vor allem viele Deutsch-Schweizer.

Wie gesagt, bietet das Deutschtum von Yegros einen wenig erfreulichen Anblick. Die häßlichen Züge der deutschen Art vereinigen sich hier zu einem geradezu fratzenhaften Bilde.

Zunächst die Uneinigkeit. Irgendwelchen Zusammenhalt gibt es unter den Deutschen von Yegros nicht. Nicht einmal einen Verein — dem deutschen Organisationstriebe zum Trotz. Vor kurzem hat ein Oesterreicher eine deutsche Schule gegründet. Sie zählt, die beiden Kinder des Lehrers mitgerechnet, fünf Schüler. Im übrigen lassen die Kolonisten ihre Kinder ohne Schule aufwachsen. Im günstigsten Falle erteilen sie ihnen selber Unterricht, so gut oder schlecht sie es verstehen. Jeder denkt eben nur an sich und will mit gemeinsamen Unternehmungen so wenig wie möglich zu tun haben.

Dann der Brotneid. Wie man es so oft findet, wo ein paar Deutsche beieinander wohnen, blickt auch hier jeder scheel auf das Fortkommen des anderen. Dieser gönnt jenem nicht das bißchen, was er hat oder was ihm zufallen soll. In dieser Beziehung wurde mir eine bezeichnende Geschichte erzählt. Die Regierung hatte in der Anfangszeit den Kolonisten Geldunterstützungen gewährt, die später zurückerstattet werden sollten. Nachmals verzichtete der Staat auf seine Forderungen. Als sich die Kunde von dem bevorstehenden allgemeinen Schuldnachlaß verbreitete, war einer, der sich mit Händen und Füßen dagegen wehrte. Er hatte zwar selber Schulden genug, aber — sein Nachbar hatte mehr. Wäre die Geschichte nicht wahr, so könnte man sie gar nicht glücklicher erfinden, um den deutschen Futterneid zu kennzeichnen.

Und das deutsche Volkstum selbst? Wie überall, so neigt auch hier der Nachwuchs dazu, die angestammte Sprache aufzugeben und in seiner Umgebung aufzugehen. Die Umgebung aber ist hier überwiegend indianischen Geblütes. Wie ich schon erzählt habe, herrscht heute noch in Paraguay die Guaranisprache vor. Also: nehmen die jungen Germanen die Guaranisprache an und werden flugs zu Halbindianern. Und fühlen sich stolz in dieser Eigenschaft. Der im Lande geborene Sohn bezeichnet seinen Vater verächtlich als Fremden, als Gringo. Wär's nicht zum Lachen, so wär's zum Weinen. Der einzige Trost: die Franzosen, die neben den Deutschen den Hauptbestandteil der in Yegros ansässigen Fremden bilden, die Franzosen, diese chauvinistischen Patrioten κατ' ἐξοχήν — machen's gerade so.

Eine besondere Stellung unter den deutschen Niederlassungen in Paraguay nimmt die Kolonie San Bernardino ein.

In malerischer Lage dehnt sich am Ufer des Ypacaray-Sees der Stadtplatz San Bernardino. Ein bewaldeter Höhenzug, die Cordillerita, bildet seinen Hintergrund. Steigt man jene Höhen hinan, so öffnen sich dem Auge herrliche Bilder. Ueppiges, vielgestaltiges Urwaldgrün ist ringsumher, drunten schimmern die blauen Wasser des Sees, drüben auf dem anderen Ufer die weißen Häuser von Aregua und Tacuaral. Lange blaue Hügellinien grüßen herüber. Ihr höchster Gipfel ist der Cerro de Patiño. In weiterer Ferne erhebt sich die Kuppe des Cerro de Leon, ein geschichtlich denkwürdiger Punkt: an seinem Fuße erlitten in dem großen Kriege die paraguayischen Truppen die entscheidende Niederlage.

San Bernardino hat sich infolge seiner hervorragend schönen Lage zu einem Kurort entwickelt, in dem namentlich reiche Leute aus Asuncion und Buenos Aires gern ihren Winteraufenthalt nehmen. Der Stadtplatz besteht heute aus einer Reihe im Villenstil erbauter Häuser, zu deren jedem ein kleinerer oder größerer Garten gehört. Es sind teils Wohnungen von Handwerkern und Geschäftsleuten, teils Gebäulichkeiten, die dem Gebrauch der Kurgäste dienen, teils Landhäuser wohlhabender Leute, die sich hier dauernd oder von Zeit zu Zeit aufhalten. Auch in der Umgebung trifft man solche Villen. Der Stadtplatz besitzt einen größeren Gasthof, das Hotel del Lago, das nicht nur in dem, was es den Gästen bietet, sondern auch in den Preisen, die es ihnen dafür abnimmt, durchaus auf der Höhe der Zeit steht. Für Zimmer und Verpflegung bezahlt man während der Saison 18 Peso. Neben dem Gasthof bestehen auch kleinere Pensionshäuser. Kurzum, San Bernardino trägt durchaus das Gepräge eines modernen kleineren Luftkurortes. Auch eine Badekapelle fehlt nicht. Jeden Morgen erwachte ich beim Klang der Weisen, die sie auf dem Marktplatz für das Sonntagskonzert einübte. Ein beliebter Ausflugsort der Gäste von San Bernardino ist eine nahe dem Stadtplatz gelegene Waldschlucht, an deren Eingang eine Bierbrauerei liegt. Dieser verdankt der Ort den idyllischen und gut deutschen Namen „Bierschlucht".

Gegenüber dem Luftkurort San Bernardino ist die Kolonie San Bernardino allmählich in den Hintergrund getreten. In der Nähe des Stadtplatzes sitzen heute gar keine deutschen Kolonisten mehr. Nur einige Paraguayer hausen dort, einen dürftigen Raubbau treibend, im Walde. Die deutschen Ansiedelungen liegen vorwiegend bei dem San Bernardino benachbarten Stadtplatze Altos und in dem Landstrich Bernalcué. Der Haupterwerbszweig der Kolonisten ist die Viehzucht: Butter, Käse, Schinken, Wurst erzielen hohe Preise. Gebaut werden vorwiegend Bohnen, Mandiok, Mais, auch Tabak. Außerdem bestehen ziemlich bedeutende Pflanzungen von Kaffee. Der Boden der Kolonie ist teils Lehm-, teils Sandboden. Er zeichnet sich durchgängig nicht durch besondere Güte aus. Die Pflanzungen, namentlich die Maispflanzungen, standen teilweise sogar recht schlecht.

Ein großer Vorteil für die Kolonie ist dagegen die Nähe der Hauptstadt Asuncion, nach der die Ansiedler ihre Erträge absetzen, soweit sie nicht in der Kolonie selbst aufgebraucht werden. Die Güter gehen mit einem der beiden kleinen Dampfer, die die Ufer des Ypacaray-Sees verbinden, an die Eisenbahnlinie und von dort nach der Hauptstadt. Manche Kolonisten bringen auch ihre Erträgnisse selber mit Wagen dorthin.

Die Kolonie San Bernardino ist von der paraguayischen Regierung angelegt. In der Anfangszeit erhielt jeder Ansiedler unentgeltlich ein Stück Land, auch wurden Unterstützungsgelder gewährt. Ein Teil der Kolonisten besteht auch hier aus Deutschbrasilianern, die übrigen sind aus dem Reich und der Schweiz herüber gekommen.

Digitized by Google

Noch andere Niederlassungen deutscher Kolonisten gibt es in Paraguay, so Villa Hayes und Elisa und im Norden Nueva Germania, das durch seine Matekultur zu bedeutender Blüte gelangt ist.

Auch unter den Besitzern der großen Viehgüter, der „Estancias“, sind viele Deutsche. Gerade die deutschen Estancieros haben sich um die Förderung der einheimischen Viehzucht verdient gemacht und selbst teilweise außerordentlichen Wohlstand erworben. Unter anderen sind die Namen Dr. Kemmerich und Mevert in dieser Beziehung bekannt.

In den größeren Städten ist das Deutschtum gleichfalls stark vertreten. Schon in Encarnacion hatte ich einen Kreis von Landsleuten der verschiedensten Berufsklassen kennen gelernt. Sie haben dort eine kleine deutsche Bibliothek und einen Klub „Germania“. Auch in Villa Rica lebt eine bedeutende Anzahl von Deutschen, darunter sehr wohlhabende Geschäftsleute. Ein Deutscher, Herr Arthur Vogt, hat das Bürgermeisteramt inne. In der Stadt besteht eine kleine deutsche Schule.

Die Zahl der Deutschen in Asuncion beläuft sich auf mehrere Hundert. Es erscheint in der Hauptstadt eine kleine deutsche Wochenzeitung, die „Paraguay-Rundschau“, die von einem Oesterreicher, Herrn Schuler, herausgegeben wird. Ferner besitzt Asuncion eine deutsche Schule, die in ihrem Lehrplane etwa einer unserer Mittelschulen entspricht. Sie zählte im vergangenen Jahre 37 Schüler. Auch eine deutsche protestantische Kirchengemeinde hat sich in der Hauptstadt von Paraguay gebildet. Sie besitzt eine eigene kleine Kirche, in der ein deutscher Geistlicher, Herr Pfarrer B. Mühlsteph, der Gottesdienst versieht. Der nämliche Herr ist auch Leiter der Schule.

Gesellige Vereinigungen bestehen unter den Deutschen von Asuncion nicht, nicht einmal ein einigermaßen ausgedehnter geselliger Zusammenhang. Das deutsche Leben tritt aus dem Gesamtleben der Stadt gar nicht hervor.

Doch! in einer Beziehung macht sich der Einfluß deutschen Wesens geltend. Wenn man durch die Hauptstraßen der Stadt geht, so sieht man alle paar Schritt über einer Tür die Inschrift „Chopp“ oder „Schopp“. Es ist das deutsche Wort „Schoppen“ und will besagen, daß an der betreffenden Stelle Bier vom Faß verzapft wird. — Läßt Thors Hammer mit der versprochenen Eroberung des Weltreichs noch auf sich warten, so muß uns einstweilen der Siegeslauf seines Methorns trösten.

J. J. Reins „Japan“.

Noch vor wenigen Monaten bekam ich in Japan den „Rein“ nur unter allerhand Vorsichtsmaßregeln geliehen. Der erste Band der ersten Auflage war schon seit Jahren vergriffen und galt als große Kostbarkeit. Viele Deutsche besaßen nur die englische Ausgabe. Für die Ostasiaten bedarf es also keines empfehlenden Wortes über das Werk Reins.[1])

Hier in Deutschland steht es anders; hier wurden noch vor wenigen Monaten Hunderte von Exemplaren eines ganz unbeholfen geschriebenen, von Fehlern wimmelnden Buches über Japan gekauft. Hier muß man das Publikum erst darauf aufmerksam machen, daß wir in unserer Literatur die drei besten Bücher über Japan besitzen. Kaempffer, Siebold und Rein haben, jeder zu seiner Zeit, das vollständigste, gewissenhafteste und vom tiefsten Verständnis für das Land der aufgehenden Sonne zeugende Buch geschrieben. Kaempffers Buch war in einem so schwerfälligen Stil geschrieben, daß es erst in ein gangbares Deutsch übersetzt werden mußte, ehe es in Deutschland gedruckt wurde. Reins' Buch dagegen hat den großen Vorzug, in einer einfachen und klaren Sprache geschrieben zu sein, so daß es trotz seines durchaus wissenschaftlichen Inhalts eine sehr anregende Lektüre bietet. Allerdings eine so leichte Lektüre wie die „Madame Chrysanthème“ ist es nicht. Man muß mit dem Bedürfnis zu lernen das Buch in die Hand nehmen, dann wird man sich nicht mehr so leicht von ihm trennen. Es ist eines jener Bücher, gegen welche man eine persönliche Dankbarkeit empfinden kann. Es ist ohne Pose geschrieben, gewissenhaft in den Angaben und voll der wertvollsten Informationen für jeden, der sich über Japan genau unterrichten will.

Im großen und ganzen schließt sich die zweite Auflage eng an die erste an. Doch sind in fast sämtlichen Kapiteln Zusätze und Berichtigungen zu erkennen. Das Buch gliedert sich in zwei Hauptabschnitte, deren erster die Natur und deren zweiter das Volk Japans behandelt. Jener bietet außer einem einleitenden und orientierenden Kapitel solche über Küstengestaltung, Meeresteile und Strömungen, über geologische Verhältnisse, Physiographie, Hydrographie, Klima, Flora und Fauna. Namentlich die naturwissenschaftlichen Kapitel geben jeweils eine sehr klare Uebersicht über das betreffende Wissensgebiet. Es sind ja gewiß manche wichtige neuere Arbeiten nicht berücksichtigt; aber das ist für die Zwecke, welche das Buch verfolgt, nicht so wesentlich. Und da keine zusammenfassenden Arbeiten z. B. über die Fauna von Japan in neuerer Zeit erschienen sind, so ist es selbst für einen Spezialisten schwer, sich in der weitzerstreuten Literatur zurecht zu finden.

Der zweite Hauptabschnitt enthält zunächst eine sehr fesselnd geschriebene, dabei ganz knappe Geschichte Japans. Sie ist fortgeführt bis zum Ausbruch des russischen Krieges und die Vorgeschichte des Krieges ist in durchaus klarer Form dargestellt. Für jeden gerecht denkenden Menschen geht überzeugend daraus hervor, wie sehr Japan bei diesem Kriege von vornherein im Rechte war. Das nächste Kapitel behandelt die Anthropologie und Ethnographie Japans. Hier seien besonders die Ausführungen über die Abstammung der Japaner hervorgehoben. Die besten Kenner der Anthropologie der Japaner stimmen jetzt darin überein, daß wir in ihnen ein Mischvolk zu erblicken haben, welches hauptsächlich aus koreanischen Bestandteilen, ferner aus malaiischen Einwanderern und einem ganz geringen Zusatz von Ainoblut entstanden ist. — Jedem Reisenden, welcher in den japanischen Museen die Ausgrabungen aus prähistorischer Zeit gesehen hat, werden die Seiten über die Urgeschichte Japans nur zu kurz erscheinen. Nach meiner Ansicht hätte der Verfasser besser daran getan, die Tafel VII mit den durchaus nicht charakteristischen „Japanischen Typen“ durch einige Photographien zu ersetzen. Wie viel charakteristischer sind doch die Formosaner auf der Tafel XXVII! Pietät mag ihn daran verhindert haben. Besonders interessant sind in diesem Abschnitt ferner noch die Kapitel über die Sprache, das Familienleben und die Religion der Japaner.

Der letzte Abschnitt, welcher die Topographie Japans behandelt, bringt zunächst eine Schilderung der sämtlichen Provinzen Alt-Japans; bei jeder sind die wichtigsten Städte, statistische, kulturgeschichtliche und handelspolitische Notizen zusammengestellt. In dem anschließenden Abschnitt über Neu-Japan, d. h. Hokkaido (Jesso) und die Kurilen, die Riu-Kiu-(Lutschu-)Inseln, Taiwan (Formosa), die Bonin- und Volcano-Inseln, sei hauptsächlich die kurze, aber gut orientierende Abhandlung über Formosa hervorgehoben, welche einen Abriß der Geschichte, Ethnographie und Topographie dieser interessanten Insel gibt.

Der Bilderschmuck des Buches ist ein rein sachlicher und in der Ausführung etwas ungleichmäßig. Dagegen sind die zahlreichen Pläne und Karten, welche dem Werke beigegeben sind, von hervorragendem Werte und wundervoll ausgeführt.

Wer sich beruflich oder aus irgendwelchen Gründen ernsthaft mit Japan zu beschäftigen hat, darf eigentlich gar kein anderes in deutscher Sprache geschriebenes modernes Buch benutzen als den „Rein“. So wird denn die dritte Auflage wohl nicht so lange auf sich warten lassen wie die zweite.

Wir Deutsche dürfen jedenfalls stolz darauf sein, immer noch das beste geographische Buch über Japan in unserer Literatur zu besitzen.

Dr. Franz Doflein.

[1]) **Japan nach Reisen und Studien im Auftrage der kgl. preußischen Regierung dargestellt von J. J. Rein. I. Band. Natur und Volk des Mikadoreiches. Zweite neu bearbeitete Auflage. Leipzig, W. Engelmann 1905.**

Digitized by Google

Ueber Erdbeben und vulkanische Erscheinungen in Baden.

Der großherzogl. badische Landesgeologe Dr. Hans *Thürach* (Heidelberg) schreibt im Heidelberger Tageblatt:

Das heftige und ausgedehnte Erdbeben in Indien und schwächere vor kurzer Zeit aufgetretene Erdbeben bei Leoben (31. März), bei Innsbruck (24. Februar) und im westlichen Teil des Erzgebirges (bei Asch) lassen es als möglich erscheinen, daß in diesem Frühjahr eine neue Erdbebenperiode ähnlich der vor zwei Jahren im Anzuge ist, die sich auch in Baden wieder bemerkbar machen kann. Es dürfte deshalb eine kurze Schilderung des Zusammenhangs dieser Erdbeben mit dem Gebirgsbau in Baden am Platze sein, zumal Baden nach dem sächsischen Vogtlande und Erzgebirge das am häufigsten von Erdbeben heimgesuchte Gebiet in Deutschland ist.

Zwei große *Erdbebengebiete* bilden in Baden der *südliche* und der *nördliche Schwarzwald*. Beide sind ebenso wie die Vogesen in die Höhe getriebene *Gebirgsblasen*, in deren Untergrund sich in einer Tiefe von nur 8 bis 10 Kilometer unter der Oberfläche ungeheure, durch das ganze Gebirge ausgedehnte und bis zu einem Kilometer hohe, von heißen Dämpfen erfüllte Hohlräume befinden. Die Aufwölbung dieser Gebirgsblasen, die in der Tertiärzeit begonnen hat, dauert in geringem Maße immer noch an, und davon rühren die häufigen Erdbeben im Hochschwarzwald her, wobei besonders die Scheitel der Gebirgsgewölbe, die Umgebung des Feldberges und der Hornisgrinde, sowie die begrenzenden Senkungsgebiete, die selbst nicht durchaus festen Pfeiler dieser Gewölbe, erschüttert werden. Als solche Pfeiler sind die Senke im mittleren Schwarzwald (Freudenstadt, Kinzigtal, Elztal), die Senke zwischen Schaffhausen und Basel und der Rheintalrand von Basel bis Durlach zu betrachten. Besonders im südlichen Schwarzwald ist das Gebirgsgewölbe stark aufgetrieben und gespannt, so daß es bei sehr heftigen Erdbeben auch einmal zu Gebirgseinbrüchen, namentlich am Rheintalrand, kommen kann.

Schwächere Gebirgsblasen stellen Odenwald und Haardtgebirge dar, während das rheinische Schiefergebirge wieder stärker in die Höhe getrieben und selbst zur mittleren Diluvialzeit zwischen Mainz-Bingen und Koblenz noch um 100 bis 200 Meter aufgestiegen ist. Daher sind Erdbeben im Odenwald und Haardtgebirge seltener, im rheinischen Schiefergebirge wieder häufiger.

Ein großes Erdbebengebiet anderer Art ist das *Rheintal* von der Schweiz bis zum Taunus. Es ist das gegenüber den emporgetriebenen Randgebirgen ein ausgedehntes, gleichfalls in der Tertiärzeit entstandenes *Senkungsfeld*. Noch in der Diluvialzeit haben bedeutende Absenkungen stattgefunden, bei Mannheim und Worms im Betrage von 150 bis 200 Meter. Die ungleichmäßigen Bewegungen der Erdrinde, welche sich als Erdbeben äußern, finden hier hauptsächlich auf den die Rheintalfläche zu beiden Seiten begrenzenden Zonen von Verwerfungsspalten statt, auf der linken Rheinseite von Thann und Belfort über Zabern, Weißenburg und Neustadt bis Grünstadt in der Pfalz, auf der rechten Rheinseite von Basel über Freiburg, Lahr, Oos und Baden, Durlach, Bruchsal, *Heidelberg* und Darmstadt bis Frankfurt a. M. Besonders scheint auch eine durch die Mitte des Rheintales, ungefähr entlang dem heutigen Rheinlauf von Breisach über Kehl-Straßburg, Lauterburg, Wörth, Speyer, Mannheim und Worms nach Mainz ziehende Spalte Einfluß auf die Erdbebenbildung zu haben, da gerade diese Orte häufig von Erdbeben heimgesucht worden sind. Doch erstrecken sich die Erdbeben selten durch das ganze Rheintal. Meist zeigen sie sich da, wo sich die Rheintalspalten mit Spalten und Senkungsfeldern kreuzen, die in Südwestnordost-Richtung verlaufen und in ihrer Entstehung häufig bis in die Steinkohlenzeit zurückreichen. Man kann dadurch mehrere Erdbebengebiete unterscheiden. Besonders ist Basel häufig von starken Erdbeben heimgesucht worden, und die Erdbeben haben sich von da zuweilen über Schaffhausen, den Hegau und dann die Donautallinie entlang bis Wien erstreckt. Basel und Wien hatten schon einige Male gleichzeitig starke Erdbeben. Ein anderes Erdbebengebiet liegt zwischen Belfort, Mülhausen und Freiburg. Schwächere befinden sich zwischen Zabern, Hagenau, Lauterburg, Karlsruhe und Bruchsal, dann zwischen Landau, Neustadt, Speyer, Mannheim, Heidelberg und Schriesheim, während die Gegend von Mainz, Wiesbaden, Großgerau und Frankfurt wieder häufiger und stärker von Erdbeben heimgesucht worden ist.

Eine eigentümliche, dem bayerischen *Pfahl* in der Gegend von Amberg, Cham und Freyung im Bayerischen Wald, sowie dem Thüringerwald und Frankenwald annähernd parallel verlaufende *Erdbebenlinie* erstreckt sich in Westnordwest-Ostsüdost-Richtung aus der Gegend von Saarbrücken und Kusel über Langenkandel, Karlsruhe, Pforzheim, Stuttgart, Ulm Augsburg und München bis nach Oesterreich hinein. Wo sich an den genannten Orten diese Linie mit Spaltensystemen in Südwest-Nordost-Richtung kreuzt, sind schon häufig und gleichzeitig Erdbeben aufgetreten.

Nun entspricht in geotektonischer Hinsicht das sächsische Erzgebirge dem nördlichen Schwarzwald, die südwestlich streichenden Spaltensysteme des sächsischen Vogtlandes (Plauen, Hof) verweisen auf diejenigen im Untergrund des Kraichgaues, bei Karlsruhe, Langenkandel und Weißenburg. Diejenigen im Süden des Erzgebirges und Fichtelgebirges (Karlsbad, Eger, Redwitz) stehen mit solchen im mittleren Schwarzwald, bei Freiburg und in der Senke von Mühlhausen und Belfort in Zusammenhang. In der Durchkreuzung der Gebirgslinien des Thüringerwaldes mit dem Erzgebirge im östlichen Teil des Fichtelgebirges liegt ein ausgedehntes Erdbebengebiet. Und als vor zwei Jahren dort wiederholt Erdbeben stattfanden, sind solche auch in dem entsprechenden Gebiet von Langenkandel-Karlsruhe aufgetreten, während die dazwischenliegenden weiten Gebiete der fränkischen Schichtentafel bis auf einzelne Spalten (Kulmbach) völlig ruhig bleiben. Es ist also zwischen den Erdbeben im sächsischen Vogtlande und im Fichtelgebirge und denen bei Karlsruhe ein gewisser Zusammenhang vorhanden.

Nachdem nun am Fichtelgebirge und Erzgebirge in diesem Jahre bereits wiederholt Erdbeben stattgefunden haben, so werden solche bei zunehmender Intensität der eingetretenen Erdbebenperiode voraussichtlich auch bei Karlsruhe und Langenkandel sich wieder bemerkbar machen. Auch im mittleren Schwarzwald und bei Freiburg sind, solche dann nicht ausgeschlossen, wobei eine Beeinflussung des Gebirges nicht unwahrscheinlich ist.

Treten irgendwo sehr starke Erdbeben ein, so pflanzen sich die Erdstöße in minimaler Stärke oft außerordentlich weit, über ganze Erdteile hinweg fort und haben stellenweise die Auslösung ungleichmäßiger Spannungen und dadurch schwache Erdbeben zur Folge, wie jetzt nach den Beobachtungen auf der Sternwarte bei Heidelberg gleichzeitig mit dem indischen Erdbeben ein schwaches *Erdbeben bei Heidelberg* aufgetreten ist.

Als im 14. Jahrhundert Basel durch ein Erdbeben fast völlig zerstört und Wien gleichzeitig heftig erschüttert wurde, ist an einem ganz entlegenen Orte, in Rothenburg o. d. T., ein Teil der Stadt eingestürzt. Aber während das Erdbeben bei Basel und Wien durch ungleichmäßige Bewegungen der Erdrinde an tiefreichenden Spalten verursacht war, sind in Rothenburg durch die sonst leichte Erschütterung die Gesteinsdecken über Auswaschungshohlräumen im mittleren Muschelkalk, die kaum 150 Meter tief lagen, eingestürzt und haben die Zerstörungen veranlaßt. In ähnlicher Weise kann ein starkes Erdbeben bei Karlsruhe oder im Kraichgau zwischen Bruchsal, Sinsheim und Wiesloch Einstürze in den *Salinengebieten am Neckar* zur Folge haben, da sich dort durch die Salzauslaugung mit der Zeit, wenn auch wenig hohe, so doch sehr ausgedehnte Hohlräume gebildet haben.

Auch starke vulkanische Ausbrüche haben zuweilen in weit entfernten Gegenden ein Aufflammen der vulkanischen Tätigkeit zur Folge. So haben vor zwei Jahren bei den gewaltigen Eruptionen in Westindien eine große Zahl von Vulkanen bis nach Hochasien hinein ihre Tätigkeit wieder begonnen. Und Spuren davon haben sich anscheinend auch in Baden gezeigt. Als es nämlich nach den großen Ausbrüchen in Westindien im Mai 1903 bei uns empfindlich kalt wurde, ist es in den Tälern des *Kaiserstuhls*, dem gewaltigsten, jedoch als erloschen geltenden Vulkan Badens, auffallend warm geblieben. Eine Erklärung dafür bietet die Annahme, daß die vulkanischen Ausbruchsröhren im

Digitized by Google

Kaiserstuhl noch weit herauf, vielleicht bis ein paar hundert Meter unter die Oberfläche, offen sind und daß auf diesen Ausbruchsröhren und auf Spalten gleichzeitig mit den amerikanischen Eruptionen heiße Dämpfe aufgestiegen sind, welche den Untergrund bis zur Oberfläche über die normale Erdtemperatur erwärmten. Sollten sich in diesem Jahre wieder starke Vulkanausbrüche ereignen, so könnte sich diese Erscheinung im Kaiserstuhl wiederholen. Es würde dann von hohem wissenschaftlichen und vielleicht auch praktischem Interesse sein, in einigen 20 bis 50 Meter tiefen Bohrlöchern im westlichen Teil dieses Gebirges, wo vermutlich die letzten Eruptionen stattfanden, Temperaturmessungen vorzunehmen. Die letzten vulkanischen Ausbrüche am Kaiserstuhl sind vor der mittleren Diluvialzeit, also vor vielen tausend Jahren, erfolgt. Ob der Vulkan aber deshalb bis in große Tiefen hinab völlig erkaltet, bezw. erloschen ist, erscheint zweifelhaft. Doch sind neue Ausbrüche am Kaiserstuhl nicht sehr wahrscheinlich.

Sollte die eingetretene Erdbebenperiode sich steigern, so würden auch Messungen der Temperatur und Wassermenge der heißen Quellen von Baden und Badenweiler von Wert sein, da diese aus großer Tiefe kommenden Quellen manchmal schon einige Tage vor einem Erdbeben auffallende Veränderungen erkennen lassen.

Häufig treten Erdbeben ebenso wie vulkanische Ausbrüche an gewitterschwülen Tagen ein und sind nicht selten von Gewittern begleitet. Man darf daraus schließen, daß bei der Entstehung der Erdbeben auch elektrische Spannungen beteiligt sind.

Die Ursache der Erdbebenperioden aber liegt jedenfalls nicht in der Erde allein, ist nicht durch die bloße Zusammenziehung der Erdrinde infolge fortschreitender Erkaltung bedingt, sondern liegt in aus dem Weltenraume kommenden Anziehungskräften, die durch bestimmte Stellungen der Planeten unseres Sonnensystems eine Steigerung erfahren können.

Bücher und Zeitschriften.

* **Jost Seyfried.** Ein Roman in Briefen und Tagebuchblättern. Von Cäsar Flaischlen. 2 Bände. Egon Fleischel u. Co., Berlin 1905.

Einen Entwicklungsgang aufzuzeigen, ein Kunstwerk zu schaffen, in dem das Persönliche, das Einzelschicksal, zugleich das Typische, die Zeitstimmung, etappenmäßig ahnen ließe, ist die Absicht des Buches „Jost Seyfried". Im Jahre 1892 konzipiert, reiften Idee und Ausführung durch beinahe 15 Jahre. Sein Werdeprozeß bildete also gleichsam die verborgen gärende Unterströmung, aus der eine Reihe anderer Bücher des Autors emporgetaucht, so „Flügelmüde", „Martin Lehnhardt", „Toni Stürmer", „Aus den Lehr- und Wanderjahren des Lebens". Von all diesen Büchern will „Jost Seyfried" eine Weiterführung sein. Es erzählt von „einem Menschen, der da auszog, Dichter zu werden, von seinem Kampfe mit sich und der Außenwelt um Durchsetzung seines Lebensglaubens". Es ist Flaischlen selbst, den wir durch zehn Jahre seines Lebens begleiten, vom dreißigsten bis zum vierzigsten Lebensjahre, die Zeit, die dem Dichter für jeden Schaffenden als die kritische gilt. Ein zweites autobiographisches Moment kam hinzu: der äußere Zwiespalt zwischen der engeren schwäbischen Heimat und der großen fremden Welt (Berlin), dazu ein symbolischer Parallelismus, die keinem ersparte Auseinandersetzung mit der „Großstadt Welt". Diese zuerst für einen Bühnenzyklus gedachte Idee forderte eine neue Form. Flaischlen fand sie, freilich nur für diesen speziellen Fall, in dem, was nun vorliegt. Ein äußerlich schier Formloses — Tagebuchblätter, Briefe, Verse, Sprüche dazwischen gestreut — ist innerlich auf das peinlichste gegliedert, durchkomponiert, nicht immer, ohne den Vorwurf des Gewollten, Manierierten zu meiden. Alles, was man so oft Handlung nennt, Szene, Situation, verschwindet in dem Hintergrund. In fünf geschlossenen Entwicklungskreisen baut sich das Ganze auf, eine Art geometrischer Progression, Stationen eines Um- und Neu-Denkens, Um- und Neufühlens von Lebensinhalten. Nur von zwei Menschen handelt das ganze Buch, schwerblütigen Naturen, die nebeneinander herziehen in Entsagung und Zuversicht, auf nichts ängstlicher bedacht, als daß beider Persönlichkeiten keine Einbuße erleiden, denn das duldete keines Ehrfurcht vor sich und dem anderen. Auch diese ganze Entwicklung ist nur angedeutet, ist doch „der Mensch die Hauptsache und an diesem wieder seine Seele, nicht der Kram um ihn herum."

„Jost Seyfried" ist ein Bekenntnisbuch wie kaum ein zweites und von einer Subjektivität, der man nichts Aehnliches an die Seite zu stellen wüßte. Ich entsinne mich nicht mehr, von wem der Ausspruch stammt, die schönste Dichtung müsse ein Tagebuch sein, geschrieben von einem künstlerischen Geist, jedoch ohne die Absicht der Veröffentlichung. „Jost Seyfried" mutet in diesem Sinne an. Er ist eine große Konfession, nicht im Goetheschen oder Rousseauschen Verstande — dafür ist der Gefühlsinhalt nicht genügend verobjektiviert, dafür fehlt es an Distanz, an Perspektive; dafür wohnen der Mensch, der die Eindrücke empfängt, der Bildner, der ihnen sprachlichen Ausdruck und Rhythmus leiht, zu enge beisammen. Nicht rekonstruierende Erinnerung scheint das Buch geschaffen zu haben. — was der Tag an Stimmungen, Eindrücken, Gedanken brachte, fixierte die Silhouette des Wortes. Aber gerade diese seltene Unmittelbarkeit gibt den Blättern ihren feinsten Reiz. Es ist, als träte man an den Schreibtisch, den der Dichter eben verlassen, und läse Blatt für Blatt noch nicht getrocknete Schriftzeichen. — Wie alle Bücher Flaischlens, enthält auch „Jost Seyfried" viel Didaktisches. Tut sich Flaischlen doch selbst etwas darauf zu gute, daß man ihn einen „Schulmeister" nenne. Selber ein rastloser Ringer, dabei sonnenfroher und klarer als mancher andere, fordert er auf, mitzuhalten bei dem, was er als richtig erkannt hat. Es ist ein wohltuender, weil durchaus gesunder Optimismus, den er predigt, ein Optimismus, erkämpft in schwerem und mühseligem Kampfe, der auch Verzagen und Verzweiflung kennt. Wille und Selbstzucht, Zuversicht und Spannkraft — das sind seine Allheilmittel gegen die Miseren des Alltags. Leicht ist der nicht, und kein Wunder wär's, würde man „flügelmüde". Da müssen, um des ehernen Zweckes willen, tausend Dinge geopfert werden, die den meisten als selbstverständlich zufallen. Schon um dessentwillen, was wir vor allem brauchen: Freiheit, Ruhe, Sammlung! Entlastung brauchen wir und Aufatmen inmitten der Erwerbshetze, arbeiten dürfen soll der Mensch, nicht arbeiten müssen, heraus müssen wir aus allem, was zersplittert und zerreibt! Aber die Zerfahrenheit unseres Daseins von heute liegt für Flaischlen noch anderweitig begründet in dem schreienden Mißverhältnis zwischen dem wirklich Erreichbaren und den Voraussetzungen und Forderungen, mit denen wir an die Dinge herantreten. Feste Richtpunkte suchen, sich verbescheiden lernen, das müssen wir. Auf das Wirkliche uns einstellen. Fort, so ruft er, mit lügenhaften Wünschen, lügenhaften Büchern, lügenhafter Kunst! Realität, Wirklichkeitsmöglichkeit sind die Devise: „Es ist keine Resignation, Grenzen zu kennen und sich auf das einzustellen, was möglich ist, im Gegenteil." Auf das Grundprinzip der Vereinfachung, Konzentrierung, Vertiefung im Gegensatz zu einer zerrüttenden Zerstreuung, Verflachung, Geschäftemacherei baut Flaischlen dann seine ethischen und ästhetischen Theorien auf. Er führt ein tapferes Schwert gegen alle Spezialisierung des Künstlertums, für ihn gibt es keinen „Naturalisten" oder „Symbolisten", keinen „Lyriker", „Epiker", „Dramatiker", — denn: „Der liebe Gott stammt aus einer Zeit, da es noch keine Spezialisten gab. Gott ist Künstler und macht aus dem Vollen, was er macht." ... — Letzten Endes liegt der Hauptwert des Flaischlenschen Buches aber wieder in dem „Wie" mehr denn in dem „Was". Die sonnige, tiefgründige Zuversicht ist es vor allem, die tiefinnerliche Kraft und Festigkeit, das Auf-sich-selbst-gegründetsein ist es vor allem, was eine so urwüchsige, so freudige Kraft ausströmt. In all der peinlichen Skepsis unserer Tage tut dies doppelt wohl, und mehr als irgend ein anderes Dichterwerk ist es angetan, den Menschen das zu bringen, was Flaischlen vom Dichter fordert: ein Lehrer der Menschheit zu sein und ein Prophet, den Menschen zu bringen „Selbstvertrauen, Daseinsfreude und Frühlingsmut". — Zu all diesem rückhaltlos anzuerkennenden Positiven kommt aber ein keineswegs bedeutungsloses Negatives: Verleitet die hier gewählte Form an sich schon, wie angedeutet, zur Manier, so weist die ganze Anordnung des Textes dieses Buches und mehr noch der Stil Flaischlens etwas Posiertes, Gewolltes.

Digitized by Google

stellenweise geziert Artistisches auf, das mit der übrigen Grundnote des Menschen und Dichters in peinlichem Widerspruche steht.

Augsburg. Fritz Baader.

Allgemeine Rundschau.

Die älteste deutsch-amerikanische Wahlflugschrift.

∽ Im letzten Heft der verdienstvollen „Deutsch-Amerikanischen Geschichtsblätter“ wird ein interessantes Schriftstück veröffentlicht, nämlich die älteste oder doch älteste erhaltene deutsch-amerikanische Wahlflugschrift. Das Flugblatt erschien als „Ernsthaffter und zeitgemäßer Rath an unsere Landsleute, die Teutschen in Pennsylvanien“ im September 1741 zu Tulpehocken in Lancaster, und suchte die Stellung der Deutschen in einer wichtigen Steuerbewilligungsfrage, die damals im Lande die Köpfe bewegte, zu beeinflussen. Es beklagt in der Einleitung die bisherige Haltung der Deutschen, die in Uebereinstimmung mit der eingeborenen englischen Bevölkerung nicht bloß „nicht einen Heller dem Könige gaben, sondern auch dem Gouverneur sein jährliches Salarium verweigerten“, und erklärt dann seinen gegenteiligen Standpunkt mit folgender Begründung:

„Es sey mir erlaubt euch zu erinnern, daß dieweil wir zumeist uns in dieses Land gezogen haben wegen Ordnung, Frieden und Sicherheit, und damit wir unser Leben leichter macheten denn in Teutschland, und wir nicht blos unser Ziel in allem diesem erreichet haben, sondern daß wir auch worden seynd von denen Gouverneurs, absonderlich von deme jetzigen Gouverneur. Gleichfalls ist es noch nicht lange her, seit seine Majestät von Großbritannien durch eine Akte des Parlamentes uns fremden Protestanten mit allen Privilegien und Freyheiten bestattet hat, wie sie nur irgend ein eingeborener Engelländer genießen kann. Bedenket derohalben ob dieses alles uns nicht zu wahrer Dankbarkeit bewegen sollte, und ob wir in der Zukunft nicht handeln sollen gemäß unserer vollen Pflicht, wie solche uns ausgedrücket ist, über eine Pflicht so die Gesetze Gottes und der Menschen von unseren Händen verlangen, ohne Anbetracht des Wohlwollens was wir bereits empfangen haben. Derohalben lasset uns solche Assembly-Männer haben, die nicht länger entgegen sind, solche billige Beisteuern zu geben wie die gegenwärtigen Bedürfnisse verlangen.

Es stehet zu befürchten, daß wenn wir, die wir unlängst in dieses Land kommen sind und so viele Gunstbezeugungen empfangen haben, hinfüro unter dem Mantel und Schein der Freyheit dem Gouverneur entgegen seyn sollten, es nicht zu unserem Vortheil ausfallen, sondern ein absonderes Mißfallen auf uns herabziehen möge. Dieses ist wofor viele der weisesten der Quackers sich selber fürchten, und die deshalb es nicht billigen, daß die Assembly mit dem Gouverneur unzufrieden ist, indem er den Instruktions seiner Majestät gehorsamet.“

Der Aufruf betont sodann die Notwendigkeit eines guten Einverständnisses mit der Regierung im Hinblick auf die Möglichkeit eines baldigen Krieges mit den Indianern und Franzosen und schließt mit den Worten:

„Derohalben, wenn auch keinerley anderweitige Gründe herrschten, solten wir vereinigt seyn als ein Volk, dieweilen uns gesaget wird im Evangelio: ein Haus getheilet in sich selbst kann nicht bestehen.... Anbetrichtlich der Sklaverey von der man zu euch redete, so könnet ihr gesichert seyn daß wer immer auch von euch gewählet wird, sie werden zum größten Theil Engelländische seyn, und es ist keine Nation in der Welt mehr eiffersüchtig und vorsichtiger auf ihre Rechte als die Engelländer und derowegen dürfet ihr ihnen völlig vertrauen.“

Kleinere Mitteilungen.

* Die letzte Papyrusausgrabung in Oxyrhynchos (Januar bis März 1905) ist wiederum sehr erfolgreich gewesen. Grenfell und Hunt haben mehrere Dutzend von Papyruskisten nach England befördern können. Weitaus den größten Teil der Ausbeute machen öffentliche und private Urkunden der früheren Kaiserzeit aus.

* Zum Schutz des Forums. Aus Rom, 20. April, wird gemeldet: Die hiesige römische Archäologische Gesellschaft erließ, wahrscheinlich infolge der abgelehnten auswärtigen Beihilfe für Herkulanum ein Manifest, das zu einer nationalen Geldsammlung für die Ausgrabung des Forums auffordert.

* Der Schwäbische Schiller-Verein gedenkt im Schiller-Museum zu Marbach alles zu sammeln, was an Festschriften, Gedenkreden und Berichten über die Schiller-Feier des Jahres 1905 erscheint. Damit diese Sammlung, als ein Gegenstück zu der über die Feiern im Jahre 1859, späteren Zeiten ein möglichst vollständiges Bild der diesjährigen Feier überliefere, bittet der Schwäbische Schiller-Verein die Verfasser und Verleger von Schiller-Schriften wie auch die Zeitschriften und Zeitungen, alles auf die Feier des 9. Mai 1905 Bezügliche an das Schiller-Museum in Marbach a. N. einsenden zu wollen.

NB. Der 5. internationale Psychologenkongreß findet, wie schon mitgeteilt, vom 26. bis 30. April in Rom statt. Die feierliche Eröffnung erfolgt am 26. April, vormittags 10 Uhr, auf dem Kapitol in Gegenwart des Ministers für auswärtige Angelegenheiten und des Unterrichtsministers. Für die Sitzungen, die sich in Sektions- und allgemeine Sitzungen teilen, sind die Räume des Policlinico Umberto I. zur Verfügung gestellt. Es werden vier Sektionen gebildet, und zwar 1. für Experimentalpsychologie (Vorsitzender Prof. Fano, Florenz), 2. für introspektive Psychologie (Prof. Ardigò, Padua), 3. für pathologische Psychologie (Prof. Morselli, Genua), 4. für kriminelle, pädagogische und soziale Psychologie (Prof. Lombroso, Turin). Für die allgemeinen Sitzungen ist vorläufig folgendes Programm aufgestellt: 1. Sitzung Prof. Lipps (München): Die Wege der Psychologie. Prof. Richet (Paris): L'avenir de la Psychologie et la Métapsychique. 2. Sitzung: Prof. Paul Flechsig (Leipzig): Hirnphysiologie und Willenstheorien. Prof. Leonardo Bianchi (Neapel): La zona corticale del Linguaggio e l'Intelligenza. Prof. Ezio Sciamanna (Rom): Funzioni psichiche e corteccia cerebrale. 3. Sitzung: Prof. R. Sommer (Gießen): Die Methoden der Untersuchung von Ausdrucksbewegungen. Prof. Janet (Paris): Les oscillations du niveau mental. Dr. Sollier (Paris): La conscience et ses degrès. 4. Sitzung: Prof. James Sully (London): Relations of Psychology to Pedagogy. Prof. Flournoy (Genf): La Psychologie de la religion. Außer Professor Lipps wird von Münchener Gelehrten Dr. Frhr. v. Schrenck-Notzing an dem Kongresse teilnehmen.

* Die 4. Jahresversammlung der Freien Vereinigung deutscher Nahrungsmittelchemiker wird am 2. und 3. Juni in Dresden mit folgender Tagesordnung stattfinden: Donnerstag, 1. Juni, abends 8 Uhr: Begrüßung auf dem kgl. Belvedere. — Freitag, 2. Juni, vormittags 9 Uhr: Erste Sitzung im Saale des kgl. Belvedere. Vorträge: A. Beythien (Dresden): Kleinere Mitteilungen aus der Praxis. E. Spaeth (Erlangen): Vorschläge des Ausschusses zur Abänderung des Abschnittes „Gewürze“ der Vereinbarungen. G. Rupp (Karlsruhe): Ueber quantitative Bestimmungen in Nahrungsmitteln mittelst des elektrischen Leitungsvermögens (mit Demonstrationen). A. Juckenack (Berlin): Der Fettgehalt von Kakaopulver. B. Pfyl (München): Ueber chemische Verfahren zur Bestimmung von Alkohol. — Einfaches Verfahren zur Bestimmung von Salpetersäure und salpetriger Säure bei Gegenwart von organischer Substanz. C. Mai (München): Quantitative Arsenbestimmung für forensisch-chemische Zwecke (mit Demonstration). — Samstag, 3. Juni, vormittags 9 Uhr: Zweite Sitzung ebendort. Vorträge: A. Juckenack (Berlin): Ueber holländische Butter. K. Farnsteiner (Hamburg): Vorschläge des Ausschusses zur Abänderung des Abschnittes „Fette und Oele“ der Vereinbarungen. P. Buttenberg (Hamburg): Ueber havarierten bleihaltigen Tee. H. Trillich (Karls-

Digitized by Google

ruhe): Welche Mindestforderungen sind an Malz für Malzkaffee zu stellen? B. Pfyl (München): Ueber die Hydrolyse von Di- und Polsaechariden. W. Fresenius (Wiesbaden): Beurteilung von Weinessig. A. Bömer (Münster i. W.): Beiträge zur chemischen Wasseruntersuchung. — Außerdem sind für die Besucher und ihre Damen eine Reihe von Besichtigungen, Ausflügen u. s. w. in Aussicht genommen.

* 77. Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte. Zu der diesjährigen Versammlung, welche vom 24. bis zum 30. September in Meran stattfinden wird, läßt der geschäftsführende Ausschuß schon jetzt die Einladung ergehen. Gegenstände von allgemeinem Interesse werden in den allgemeinen Sitzungen am 25. und 29. September erörtert werden. In einer für den Vormittag des 28. September in Aussicht genommenen Gesamtsitzung der beiden wissenschaftlichen Hauptgruppen wird Professor Langley (Cambridge) über die neueren Erfahrungen in der Nervenlehre sprechen, während Professor Correns (Leipzig) und Prof. Dr. Heider (Innsbruck) die Vererbungsgesetze behandeln werden. Am Nachmittag des gleichen Tages finden in jeder der beiden Hauptgruppen gemeinsame Sitzungen statt, für die die Themata vorläufig noch nicht fest bestimmt sind. Das ausführliche Programm wird im Juli von der Geschäftsführung veröffentlicht werden.

* Museen. Der Inspektor der Zoologischen Sammlung des Museums in Darmstadt, Professor an der Technischen Hochschule, Dr. Gottlieb v. Koch, ist in den Ruhestand getreten; an seine Stelle tritt der seitherige Assistent der Zoologischen Sammlung, Dr. Theodor List.

hc. Bibliotheken. Der Vorstand der Heidelberger Universitätsbibliothek Prof. Dr. Jakob Wille ist von der Royal Society of Literature in London zum Ehrenmitglied ernannt worden.

Hochschulnachrichten.

* **Darmstadt.** Der Verein deutscher Papierfabrikanten hat der hiesigen Technischen Hochschule 9000 M. zur Verfügung gestellt zur Einrichtung von Hochschulkursen für Studierende der Papierindustrie. Der Verein hat sich ferner bereit erklärt, in den beiden nächsten Jahren je 4000 M. und im dritten Jahre 2000 M. zuzuschießen. Ein vom Ministerium genehmigter besonderer Studienplan für die Studierenden der Papierindustrie ist bereits aufgestellt worden. Professor Geh. Baurat Pfarr wird Vorträge über die Papierindustrie und deren Maschinen halten.

* **Bonn.** Für die diesjährigen wissenschaftlichen Ferienkurse für Volksschullehrer, die vom 25. bis 27. April stattfinden, sind folgende Vorlesungen vorgesehen: Experimentelle Psychologie (Geh. Rat Prof. Erdmann), Sozialpolitik und Volkswirtschaftskunde (Prof. Dietzel), Geschichte des 19. Jahrhunderts (Prof. Küntzel), Schillers Bedeutung für die Gegenwart (Prof. Drescher). Für jeden Tag sind abends Besprechungen mit den Professoren vorgesehen. Anmeldungen zur Teilnahme nimmt Rektor C. Rademacher in Köln entgegen. Wohnungen sind bei Lehrer Booß in Bonn, Kaiserstraße 18, zu bestellen.

hc. **Berlin.** Prof. Dr. Friedrich Delitzsch ist vom Kultusministerium für das bevorstehende Sommerhalbjahr beurlaubt worden. Ferner werden nicht lesen: der Geograph Privatdozent Dr. W. Meinardus, der Botaniker Prof. Dr. Kolkwitz und der Rechtshistoriker Prof. Dr. Zeumer.

* **Breslau.** Der Privatdozent für Geographie an der Breslauer Universität, Dr. Richard Leonhard, ist während des Sommersemesters mit der infolge des Wegganges Prof. Partschs erledigten Leitung des geographischen Seminars beauftragt worden.

* **Aus der Schweiz.** Für den vom 7. bis 10. August dieses Jahres in Genf stattfindenden internationalen Anatomenkongreß wurde vom Bundesrat [illegible] trag von 5000 Fr. bewilligt. Als Vertreter des Bun[illegible] wurde Prof. Dr. F. A. Forel in Lausanne abgeordnet.

* **Aus Schweden.** Der in Schweden zurückgetretene Staatsminister Boström ist einstimmig zum Kanzler der Universitäten von Lund und Upsala und der Karolinschen Anstalt in Stockholm gewählt worden.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. Hans Stoll: Alkohol und Kaffee in ihrer Wirkung auf Herzleiden und nervöse Störungen. Leipzig 1905. Reichs-Medizinal-Anzeiger. — Ernst Linde: Religion und Kunst. (Lebensfragen. Herausgeber H. Weinel.) Tübingen 1905. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 36 S. — Die österreichischen Universitätsgesetze. Im Auftrage des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht mit Benützung der amtlichen Akten herausgegeben von Dr. Leo Ritter Beck von Mannagetta und Dr. Karl v. Kelle. (Komplett in ungefähr 12 Lieferungen. Lieferung 5.) Wien 1905. Manzsche Universitätsbuchhandlung. — Germanen-Bibel. Aus heiligen Schriften germanischer Völker. Zweite Auflage. (1. Heftausgabe: Luther. Klopstock. 5. Heftausgabe: Schiller.) Berlin 1905. Volkserzieher-Verlag (Wilhelm Schwaner). — Im Gefängnis. Aufzeichnungen von Maxim Gorki. Aus dem Russischen übertragen von Julie Goldbaum. Wien u. Leipzig. Wiener Verlag. — Schiller-Gedenkbuch. Zusammengestellt von Eleonore von Bojanowski. Weimar. Hermann Böhlaus Nachf. — Heinrich Hugendubel: Schiller als Heiliger. Volksschauspiel mit Gesang in drei Aufzügen. Anhang: Schillers Glocke in 6 lebenden Bildern. München. H. Hugendubel. 44 S. — Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. Herausgegeben von Prof. Dr. Max Koch. (Fünfter Band. Heft II.) Berlin 1905. Alexander Duncker. — Prof. Theodor Escherich u. Prof. Dr. Abraham Jacobi: Der gegenwärtige Stand der Kinderheilkunde und ihre Beziehungen zu den angrenzenden Wissensgebieten. Zwei Vorträge. Berlin 1905. S. Karger. — Dr. C. Spielmann: Arier und Mongolen. Weckruf an die europäischen Kontinentalen unter historischer und politischer Beleuchtung der gelben Gefahr. Halle a. S. 1905. Hermann Gesenius. 254 S. — Jahrbuch der Bodenreform. Vierteljahrshefte, herausgegeben von A. Damaschke. (1. Bd. 1. Heft.) Jena 1905. Gustav Fischer. — Johannes Gillhof: Bilder aus dem Dorfleben. Dresden 1905. Karl Reissner. 314 S. — Anna Behnisch-Kappstein: Freie Bahn. Roman. Ebenda 1905. 366 S. — Georges Rodenbach: Im Zwielicht. Nachgelassene Novellen. Eingeleitet und übersetzt von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski. Mit Bildnis des Verfassers. Autorisierte Ausgabe. Ebenda 1905. 226 S. — Hugo Oswald: Schiller-Brevier. Berlin u. Leipzig 1905. Schuster u. Loeffler. 192 S. — Hanns Holzschuher: Heine-Brevier. Ebenda 1905. 201 S. — Friedrich Kerst: Mozart-Brevier. Ebenda 1905. 286 S. — Wilhelm Herzog: Kleist-Brevier. Ebenda 1905. 165 S. — Emil Schalk, New-York: Der Wettkampf der Völker, mit besonderer Bezugnahme auf Deutschland und die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Natur und Staat. Teil VII. Jena 1905. Gustav Fischer. 218 S. — Arthur Böhtlingk: Schiller und das kirchliche Rom. Eine literarhistorische Studie. Frankfurt a. M. 1905. Neuer Frankfurter Verlag. 122 S. — Dr. jur. Kurt Kleefeld: Die Theaterzensur in Preussen. Berlin 1905. Seruppe u. Winckler. 72 S. — Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform. Unter ständiger Mitwirkung von Staatsanwaltschaftsrat Dr. Alfred Kloss, Professor Dr. Karl v. Lilienthal, Prof. Dr. Franz v. Liszt, herausgegeben von Prof. Dr. med. Gustav Aschaffenburg. (I. Jahrgang. April 1904 bis März 1905.) Heidelberg 1905. Karl Winter. 804 S. — Georg Siegert: Der Autokrat. Historische Tragödie. München. Jos. Anton Finsterlin Nachf. 166 S.

Digitized by Google

Jahrgang 1905. München, Sonntag, 23. April. **Nummer 95.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

☞ Der Osterfeiertage wegen erscheint die nächste Nummer am Dienstag Nachmittag.

Inhalt:

Aussprüche Schillers.

> Schiller erschien jeden Tag ein anderer und größerer.
>
> Goethe.

Aus der schon beinahe unübersehbar gewordenen Literatur über Schiller, die in der letzten Zeit mit Hinblick auf die Gedächtnisfeier seines hundertjährigen Todestages ans Licht gekommen ist, ragt eine Sammlung von Aussprüchen des Dichters, die Eleonore Lemp veranstaltet hat, bedeutend hervor.[1]) Sie ist mehr als eines der oft recht wahllos zusammengestellten Breviere: sie verfolgt und erreicht den Zweck, vor allen Dingen die Entwicklung von Schillers Anschauungen hervortreten zu lassen. „Denn das ist,“ so sagt Professor Wychgram in seiner Einleitung zu dieser Zusammenstellung, „wenn wir von der Fülle und dem Reichtum der Gedanken selbst absehen, das Große an Schiller, daß er uns das glänzende, erhebende und vorbildliche Schauspiel eines Menschen gewährt, der jenes „Stirb oder Werde“ Goethes verwirklicht: organischem Antrieb zugleich und bewußt sittlicher Pflicht folgend, hat sich Schiller fast von Monat zu Monat gewandelt, immer in der einen Richtung auf harmonische Vervollkommnung; und so ist es ihm, dem früh Dahingegangenen, möglich gewesen, in sich Verwirklichung freier und schöner Menschlichkeit darzustellen“.

Die Herausgeberin hat es vermieden, den eben angedeuteten Grundgedanken, der sie bei der Gruppierung des von ihr ausgewählten Stoffes leitete, durch Einführung von vielen Rubriken und Unterabteilungen hervorzuheben, sondern überläßt es dem Leser, ihn herauszufinden. Nur auf die großen Gebiete, die bei jeder Welt- und Lebensanschauung in Frage kommen: Religion, Leben, Natur, Staat, Kunst, Wissenschaft, verteilt sie die aus Schillers Werken und Briefen hervorgehobenen Aussprüche. In dieser Anordnung begegnet sie sich zum Teil mit der, die Th. Vogel in seinem vortrefflichen Buche „Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion“ eingeführt hat. Innerhalb dieser Gebiete geht sie chronologisch vorwärts, indem sie jedem Ausspruch, außer der selbstverständlichen Angabe der Quelle, auch das Jahr und bei brieflichen Aeußerungen das Datum hinzufügt, in und an dem er getan worden ist. „So erblickt man allenthalben die Entwicklung selbst und wird auch gewahr, daß diese Entwicklung nicht immer geradlinig, sondern oft durch Schwankungen gegangen ist.“

Besonders dankbar wird der Leser dieser Sammlung der Herausgeberin dafür sein, daß sie das Hauptgewicht auf briefliche Aeußerungen Schillers gelegt hat. Nicht nur, weil die Briefe Schillers doch im ganzen weniger gekannt sind als seine Schriften, sondern vor allem deshalb, weil der Briefschreiber mehr von sich selber redet, weil er subjektiver und expansiver ist als der Schriftsteller, weil in den Briefen überhaupt ein überaus reiches persönliches Leben quillt und rauscht.

Alle derartigen Sammlungen von Aussprüchen bedeutender Menschen, alle Breviere und Zusammenstellungen von Dichterworten tragen den Stempel der Persönlichkeit der Herausgeber an sich; von dem feinen und klaren Urteile dessen, der die einzelnen Aeußerungen aus der Gesamtheit der Schriften und Briefe heraussucht und sie zusammenstellt, hängt die Vortrefflichkeit der Sammlung ab. Selbst aus Schiller und Goethe oder Lessing und Herder könnte ein Unberufener rechte Unbedeutendheiten herausnehmen und sie zu einem Kranz zu vereinigen. Man soll daher solchen Sammlungen stets möglichst kritisch gegenübertreten. Sie taugen nichts, ja, sie tragen nur zur Verwirrung der Anschauungen bei und sind deshalb vom Uebel, wenn ihnen ein einheitlicher Grundzug fehlt, wenn man aus ihnen nicht herausspürt, daß der Sammler seinen Dichter oder Philosophen nicht nur genau kennt, sondern ihn auch in der ganzen Fülle seines Wesens erkannt hat und bestimmt weiß, an welchen Stellen er seinen Spaten ansetzen muß.

Die Herausgeberin der vorliegenden Zusammenstellung von Aussprüchen Schillers hat sich, das tut ihre Auslese kund, vor allem mit dem Menschen Schiller und mit der Erfassung seiner geistigen Persönlichkeit beschäftigt; sie ist bei der Lösung ihrer Aufgabe ersichtlich von dem Gedanken getragen gewesen, die Liebe und Begeisterung, die sie selbst im Herzen für den an inneren Entwicklungen so reichen Dichter trägt, auch auf die Leser ihrer Sammlung zu übertragen. Deshalb begegnen wir in dieser so vielen Aeußerungen, die auf das intime und tägliche Leben Schillers Bezug haben und die zum Teil, weil man sie beim Lesen der Schriften oder Briefe überflog, durchaus neu erscheinen. Das gibt dem Buche einen bestimmten, einheitlichen Zug und einen unleugbaren Reiz. Die Persönlichkeit des Dichters wird uns in vielen Beziehungen näher gebracht, ohne daß dabei doch das Einzigartige seiner dichterischen und philosophischen Anschauungen übersehen wäre.

*

Zur Verdeutlichung dessen, was die Herausgeberin unter diesem Gesichtspunkte aus Schillers Werken und Briefen herauszulesen verstand, geben wir im folgenden

---

[1]) Schillers Welt- und Lebensanschauung in Aussprüchen aus seinen Werken und Briefen. Von Eleonore Lemp. Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. J. Wychgram. Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1905. 800 S.

Digitized by Google

eine kurze zweite Auslese aus der Fülle des von ihr dargebotenen Stoffes, indem wir besonders die Aussprüche berücksichtigen, die schon an sich einen aphoristischen Charakter tragen:

Religion.

Ich fühle mich zu klein, zu urteilen, ob jener das Christentum hochschätze und ausübe, ob es dieser verachte, ob er es fliehe: ich sehe es als ein Werk an, welches nur göttliche Allmacht, nur göttliche Allwissenheit ausführen können.

(Bericht an den Herzog Karl von Württemberg über Mitschüler und über sich selbst, 1774)

Die geoffenbarte Religion ist auf den Glauben gestützt. Die Resultate langer Prüfungen, langsamer Fortschritte des menschlichen Geistes sind bei dieser auf eine mystische Weise avanciert, weil die Vernunft zu langsam dahin gelangt sein würde.

(An Gottfried Körner, den 8. August 1787)

Herders Predigt hat mir besser als jede andere, die ich in meinem Leben zu hören bekommen habe, gefallen, aber ich muß Dir aufrichtig gestehen, daß mir überhaupt keine Predigt gefällt. Das Publikum, zu welchem ein Prediger spricht, ist viel zu bunt und zu ungleich, als daß seine Manier eine allgemein befriedigende Einheit haben könnte, und er darf den schwächlichen Teil nicht ignorieren, wie der Schriftsteller.

(An Gottfried Körner, den 12. August 1787)

Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir bloß deswegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Hält man sich an den eigentümlichen Charakterzug des Christentums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts anderem als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christentum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also, in seiner reinen Form, Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen und in diesem Sinn die einzige ästhetische Religion; daher ich es mir auch erkläre, warum diese Religion bei der weiblichen Natur so viel Glück gemacht.

(An Goethe, den 17. August 1795)

Mir ist die Bibel nur wahr, wo sie naiv ist; in allem andern, was mit einem eigentlichen Bewußtsein geschrieben ist, fürchte ich einen Zweck und einen späteren Ursprung.

(An Goethe, den 14. April 1797)

In der Kirche war die Ketzerei eines Christen immer verhaßter als der Unglaube eines Atheisten oder Heiden.

(An Goethe, den 22. Dezember 1798)

Man sollte es sich zur heiligsten Pflicht machen, dem Kinde nicht zu früh einen Begriff von Gott beibringen zu wollen. Die Forderung muß von innen heraus geschehen, und jede Frage, die man beantwortet, ehe sie aufgeworfen ist, ist verwerflich. . . .

(Aus den Unterhaltungen mit Frl. v. Wurmb, 15. März 1801. In „Schillers Leben" von Caroline v. Wolzogen)

Daß es hohe Zeit ist, etwas für die Kunst zu tun, fühlen wenige, aber daß es mit der Religion so nicht bleiben kann, wie es ist, läßt sich allen begreiflich machen. Und da man sich schämt, selbst Religion zu haben, und für aufgeklärt passieren will, so muß man sehr froh sein, der Religion von der Kunst aus zu Hilfe kommen zu können.

(An Friedrich Zelter, den 16. Juli 1804)

Leben.

Ich habe wenig Freuden des Lebens genossen, aber (das ist das Stolzeste, was ich über mich aussprechen kann) diese wenigen habe ich meinem Herzen zu danken.

(An Gottfried Körner, den 7. Dezember 1784)

Gewöhnlich hört die Anstrengung auf, wenn der Mensch am langerflehten Ziele seiner Glückseligkeit landet, der Ehrgeiz und die Tatenbegierde ziehen ihre Segel ein, wenn sie dem Hafen sich nähern.

(An Gottfried Körner, den 7. Mai 1785)

Ich habe nur einen Maßstab für Moralität, und ich glaube den strengsten: Ist die Tat, die ich begehe, von guten oder schlimmen Folgen für die Welt — wenn sie allgemein ist?

(An Gottfried Körner, den 16. Dezember 1787)

Intoleranz gegen andere Menschen ist eine Klippe, an der besonders gern die Menschen von Charakter und zartem Gefühle scheitern.

(An Lotte, den 27. November 1788)

Zwischen den Geschäftsmenschen, den Sackträgern des Staates, und den denkenden Köpfen ist selten viel Harmonie zu hoffen.

(An Gottfried Körner, den 1. September 1790)

Die sogenannten unteren Seelenkräfte sind wie schlafende Löwen, die man oft besser tut, nicht zu wecken, weil man sie nicht sogleich zum Schweigen bringen kann.

(An Gottfried Körner, den 10. Juni 1792)

Glühend für die Idee der Menschheit, gütig und menschlich gegen den einzelnen Menschen und gleichgültig gegen das ganze Geschlecht, wie es wirklich vorhanden ist — das ist mein Wahlspruch.

(An Benjamin von Erhard, den 5. Mai 1795)

Der Mensch ist verehrungswürdig, der den Posten, wo er steht, ganz ausfüllt. Sei der Wirkungskreis noch so klein, er ist in seiner Art groß. Wie ungleich mehr Gutes würde geschehen, und wie viel glücklicher würden die Menschen sein, wenn sie auf diesen Standpunkt gekommen wären.

(Aus den Unterhaltungen mit Frl. v. Wurmb. In „Schillers Leben" von Caroline v. Wolzogen, 6. März 1801)

Es sind die kleinern, engern Gemüter, die so gern jeden verdienten Kummer mit dem Namen eines unerbittlichen Schicksals bezeichnen.

(Aus den Unterhaltungen mit Frl. v. Wurmb. In „Schillers Leben" von Caroline v. Wolzogen, 8. April 1801)

Aber meine Natur ist doch zu ernst gestimmt; und was keine Tiefe hat, kann mich nicht lange anziehen.

(An Gottfried Körner, den 13. Mai 1801)

Man sollte von nichts mehr überrascht werden; und wenn man ruhig nachdenkt und vergleicht, so ist leider alles sehr begreiflich.

(An Goethe, den 5. Juli 1799)

Es ist viel größerer Wert in der kindlichen als in der elterlichen Liebe; denn diese ist unwillkürlich und jene ist eine freie Empfindung.

(An Lotte und Caroline, den 14. Sept. 1789)

Ich glaube fest an jede Freundschaft, die auf den Charakteren ruht; denn man bleibt einander immer notwendig.

(An Gottfried Körner, den 1. März 1790)

Es ist nichts, was ich gegen Menschen, die ich hochschätze und liebe, weniger verletzen möchte als ihre Freiheit.

(An Herzog Christian Friedrich von Augustenburg, den 11. November 1793)

Digitized by Google

Es ist ein eigen, seltsam Ding um die gelehrten Frauen. Wenn sie einmal den ihnen angewiesenen Kreis verlassen, so durchfliegen sie mit schnellem ahnenden Blick unbegreiflich rasch die höheren Räume. Aber dann fehlt ihnen die starke, anhaltende Kraft des Mannes, der eiserne Mut, jedem Hindernis ein ernstes Ueberwinden entgegenzusetzen, um fest und unaufhaltsam in diesen Regionen fortzuschreiten. Das schwächere Weib hat seinen ersten schönen Standpunkt verloren — sie kann nicht mehr zurück und wird entweder zur eitlen Törin oder unglücklich. Und selbst die himmlische Kunst, was kann sie dem zarten Weibe bieten, das diese nicht, sich unbewußt, in stiller Tätigkeit, in stiller Uebung ihres hohen heiligen Berufes, in liebender Brust fände? . . .

(Aus den Gesprächen mit Christiane v. Wurmb, den 18. März 1801)

Ein Mensch, der liebt, tritt sozusagen aus allen übrigen Gerichtsbarkeiten heraus und steht bloß unter den Gesetzen der Liebe. Es ist ein erhöhteres Sein, in welchem viele andere Pflichten, viele andere moralische Maßstäbe nicht mehr auf ihn anzuwenden sind.

(An Lotte und Caroline, den 12. Febr. 1789)

Der Abschied von einer langen und wichtigen Arbeit ist immer mehr traurig als erfreulich. Das ausgespannte Gemüt sinkt zu schnell zusammen, und die Kraft kann sich nicht sogleich zu einem neuen Gegenstande wenden.

(An Goethe, den 27. Juni 1796)

Man wird nach und nach auch das Kranksein gewohnt.

(An Luise Franckh, den 11. Okt. 1802)

*

Natur.

Die Natur ist ein unendlich geteilter Gott.

(Philosophische Briefe 1787)

Es ist gar sehr interessant, den Einwirkungen der Natur auf Sinn und Herz nach seiner eigenen Art nachzugehen, und, was auch dabei herauskommt, so denke ich immer, die angenehme Fahrt ist die Reise allein wert, wenn man auch nicht an Ort und Stelle kommt.

Jeder baut sich seine Pyramide, wenn er sie auch nicht bis an die Spitze bringt, so hat er doch gewiß nichts Besseres tun können.

(An Karl v. Knebel, Mitte Februar 1789)

Nichts ist frei in der Natur, aber auch nichts ist willkürlich in derselben.

(Ueber naive und sentimentalische Dichtung 1795/96)

Als ein Ganzes betrachtet, ist die Natur selbständig und unendlich; in jeder Wirkung hingegen ist sie bedürftig und beschränkt.

(Ebenda)

*

Staat.

„Woran erkenn' ich den besten Staat?" Woran du die beste Frau kennst; daran, mein Freund, daß man von beiden nicht spricht.

(Der beste Staat 1796)

Wir wollen, dem Leibe nach, Bürger unserer Zeit sein und bleiben, weil es nicht anders sein kann; sonst aber, und dem Geiste nach ist es das Vorrecht und die Pflicht des Philosophen wie des Dichters, zu keinem Volk und zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes der Zeitgenosse aller Zeiten zu sein.

(An Friedrich Jacobi, den 25. Januar 1795).

Der Mensch und der Deutsche besonders bildet sich seine Welt, und was keine Bildung annimmt, lernt er ertragen.

(An Wilhelm v. Humboldt, den 17. Februar 1803)

*

Kunst.

Wenn man aus unserm Leben herausnimmt, was der Schönheit dient, so bleibt nur das Bedürfnis; und was ist das Bedürfnis anders als eine Verwahrung vor dem immer drohenden Untergang?

(An Gottfried Körner, den 22. Januar 1789)

Ich habe auf dieser Welt keine wichtigere Angelegenheit als die Beruhigung meines Geistes — aus der alle meine edleren Freuden fließen. Kann ich zu sehr eilen, dieses höchste Interesse zu befördern? Ich muß ganz Künstler sein können — oder ich will nicht mehr sein.

(An Gottfried Körner, den 9. März 1789)

Alle Erweiterung in der Kunst muß von dem Genie kommen; die Kritik führt bloß zur Fehlerlosigkeit.

(An Gottfried Körner, den 3. Februar 1794)

Die Kunst ist eine Tochter der Freiheit, und von der Notwendigkeit der Geister, nicht von der Notdurft der Materie will sie ihre Vorschrift empfangen.

(Ueber ästhetische Erziehung des Menschen. 2. Brief, 1795)

Das wahrhaft Schöne gründet sich auf die strengste Bestimmtheit, auf die genaueste Absonderung, auf die höchste innere Notwendigkeit; nur muß diese Bestimmtheit sich eher finden lassen, als gewaltsam hervordrängen. Die höchste Gesetzmäßigkeit muß da sein, aber sie muß als Natur erscheinen.

(Ueber die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen. 1795)

Wenn es einmal einer unter Tausenden, die danach streben, dahin gebracht hat, ein schönes vollendetes Ganzes aus sich zu machen, der kann, meines Erachtens, nichts Besseres tun, als dafür jede mögliche Art des Ausdrucks zu suchen; denn wie weit er auch noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben.

(An Professor Meyer, den 21. Juni 1797)

Ein Kunstprodukt, insofern es mit Kunstsinn entworfen ward, ist ein lebendiges Werk, wo alles mit allem zusammenhängt, wo an nichts gerückt werden kann, ohne alles von der Stelle zu bewegen.

(An Gottfried Körner, den 21. März 1800)

Ich habe das Unglück, während einer weitläufigen poetischen Arbeit mich selbst zu verändern, weil ich noch im Fortschreiten bin, und also am Ende eines solchen Produktes anders als bei dessen Anfang zu denken und zu empfinden.

(An Gottfried Körner, den 8. August 1787)

Die poetische Wahrheit besteht nicht darin, daß etwas wirklich geschehen ist, sondern darin, daß es geschehen konnte, also in der innern Möglichkeit der Sache.

(Ueber das Pathetische. 1793)

Mir deucht das sicherste empirische Kriterium von der wahren poetischen Güte eines Produkts dieses zu sein, daß es die Stimmung, worin es gefällt, nicht erst abwartet, sondern hervorbringt, also in jeder Gemütslage gefällt.

(An Wilhelm v. Humboldt, den 29. November 1795)

Auch ein kleines Ganze, eine einfache Idee, kann durch die vollkommene Darstellung einem den Genuß des Höchsten geben.

(An Goethe, den 23. Mai 1797)

Digitized by Google

Die Seele, die der Dichter in sein Werk zu legen wünscht, und welche tiefer liegt als die Handlung selbst, ist nur für die, welche eine Seele fassen können.

(An Charlotte v. Kolb, den 31. Januar 1799)

Zu lyrischen Arbeiten gehört ein gewisser poetischer Müßiggang, den ich jetzt nicht habe.

(An Wilhelm Schlegel, den 14. Mai 1801)

Wir Poeten sind selten so glücklich, daß die Könige uns lesen, und noch seltener geschieht's, daß sich ihre Diamanten zu uns verirren.

(An Wilhelm v. Wolzogen, den 4. Sept. 1803)

Die Werke des dramatischen Dichters werden schneller als alle anderen von dem Zeitstrom ergriffen, er kommt, selbst wider Willen, mit der großen Masse in eine vielseitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrscher zu machen über die Gemüter, aber welchem Herrscher begegnet es nicht, daß er auch wieder der Diener seiner Diener wird, um seine Herrschaft zu behaupten.

(An Wilhelm v. Humboldt, den 2. April 1805)

Die Musik darf nie Worte malen und sich mit kleinlichen Spielereien abgeben, sondern muß nur dem Geist der Poesie im ganzen folgen.

(An Gottfried Körner, den 5. März 1805)

Kein Schriftsteller, so sehr er auch an Gesinnung Weltbürger sein mag, wird in der Vorstellungsart seinem Vaterlande entfliehen. Wäre es auch nur die Sprache, was ihn stempelt, so wäre diese allein genug, ihn in eine gewisse Form einzuschränken und seinem Produkt eine nationale Eigentümlichkeit zu geben.

(An Gottfried Körner, den 28. November 1791)

Der Mangel an Darstellungsgabe ist im ganzen der deutsche Nationalfehler und kompensiert sich, wenigstens einem deutschen Zuhörer gegenüber, durch die deutsche Tugend der Gründlichkeit und des redlichen Ernstes.

(An Goethe, den 30. November 1803)

*

Wissenschaft.

Wir gelangen nur selten anders als durch Extreme zur Wahrheit — wir müssen den Irrtum — und oft den Unsinn — zuvor erschöpfen, ehe wir uns zu dem schönen Ziel der ruhigen Weisheit hinaufarbeiten.

(Philosophische Briefe 1787)

Es ist gewiß, daß die Bestimmtheit der Begriffe dem Geschäft der Einbildungskraft unendlich vorteilhaft ist.

(An Wilhelm v. Humboldt, den 9. August 1795)

Naiv muß jedes wahre Genie sein, oder es ist keines.

(Ueber naive und sentimentalische Dichtung 1795/96)

Der Realist kann gegen den Idealisten schlechterdings niemals gerecht sein, weil er ihn niemals begreifen kann.

(An Wilhelm v. Humboldt, den 1. Februar 1796)

In Sachen der moralischen Empfindungen wird durch Erklärungen nicht viel ausgerichtet.

(An Christian Garve, den 6. November 1797)

Bei jedem großen Kopf ist jeder Gegenstand der Größe fähig. Bin ich einer, so werde ich Größe in mein historisches Fach legen.

(An Gottfried Körner, den 18. Januar 1788)

Was man in einer Zeitung und auf dem Katheder sagt, ist immer ein öffentliches Geheimnis.

(An Gottfried Körner, den 4. September 1794)

Es ist freilich leichter tadeln als hervor[illegible] Wüßten es nur die allzeitfertigen Urteiler und die [illegible]fertigen Dilettanten, was es kostet, ein ordentliches [illegible] zu erzeugen.

(An Goethe, den 31. Mai 1799)

Die Genügsamkeit des Publikums ist nur ermunternd für die Mittelmäßigkeit, aber beschimpfend und abschreckend für das Genie.

(Ueber die tragische Kunst, 1792)

Es ist nicht wahr, was man gewöhnlich behaupten hört, daß das Publikum die Kunst herabzieht; der Künstler zieht das Publikum herab, und zu aller Zeit, wo die Kunst verfiel, ist sie durch die Künstler verfallen.

(Ueber den Gebrauch des Chors in der Tragödie 1803).

Gottessucher im Islam.

Von C. Dukmeyer v. Klenitz.

II.[1])

Molla: Wallfahrten sind Werke der Heiligung, aber der Kampf um den Glauben ist heiliger noch.

Ueber den Wanderern in der Wüste auf dem Wege nach Bochara ist die Nacht hereingebrochen. — Die Ermüdeten hüllen sich dichter in ihre Mäntel, und tiefe Stille begleitet ihren Weg. —

Vor ihnen erhebt sich ein Friedhof, dahinter das Grabmal eines Heiligen.

Das süße Gemurmel eines Brunnens dringt an ihr aufhorchendes Ohr. Lieblichster aller Gesänge, dieses Murmeln der Quelle, wenn es den Pilger nach langer, entbehrungsvoller Reise grüßt.

Diesmal narrt die Durstigen keine ausgetrocknete Zisterne — kein bittersalziges Wasserbecken; es ist lebendiges, reines Wasser, das sie labt. —

Und hinter ihnen liegt die grauenvolle Wüste, Adam-Krylgau,[2]) die da der Menschenuntergang sich nennt, mit ihren Schrecken — dem tiefen Flugsand und den schroffen, sonndurchglühten Felsen. —

Die gottverlassene Oede des toten Sees, von dem die Sage geht, daß die Menschen, die ihn durchschwimmen, sterben, und die Vögel, die darüber fliegen, erblinden.[3]) Ueberstanden sind für eine kurze Zeit all ihre Leiden, denn heute noch wird den Müden das Grab des Heiligen ein Obdach leihen, und wenige Zeit noch, und sie werden Bochara, die Stadt der Tempel, schauen.

Demütig treten sie unter das mächtige Portal, ehrfürchtig ziehen sie ihre Schuhe aus.

Aber welch märchenhafter Glanz erhellt hier ihre Blicke! Im hohen Gemach, im matten Lichte, das aus silbernen Lampen von der umschatteten Kuppel niedersteigt, glitzern aus tausend Augen die alabasternen Stalaktyten.

---

[1]) S. Nr. 286 des Jahrg. 1904 der Beilage.

[2]) Vambéry, der diese Wüste auf der Reise von Chiwa nach Bochara durchschritt, nennt sie Chaloto-Tschölü, auch Dschau-Batyrdigau (Lebenszerstörer), und eine Station in ihr heißt Adam-Krylgau, d. i. der Ort, wo Menschen zugrunde gehen! — ein unabsehbares Sandmeer, das bald, gleich dem vom Sturm gepeitschten Ozean, hohe Sandwogen, gleich dem vom Zephir bewegten stillen Spiegel eines Sees, sanfte Wellen bildet. Kein Vogel in der Luft, kein Wurm oder Käfer auf der Erde ist zu sehen. — Es gibt nur Spuren erloschenen Lebens — die Gebeine umgekommener Menschen und Tiere, die der Vorübergehende zu Haufen legt.

[3]) Nach Murawiew liegt dieser berüchtigte See in der Wüste unweit Chiwas. „Längs den Ufern gehen turkmenische Fahrzeuge, nicht hinauf zu seiner Mündung. Sein Wasser bringt den Tod. Alle Tiere fliehen ihn, kein Fisch lebt darin; er tötet den Kaspi-See, indem er ihm zu viel Wasser nimmt und verschluckt. Gegen Norden begrenzen ihn Felsen, die Vögel, die darüber fliegen, erblinden." — In Berichten anderer Reisenden ist zu lesen, „die Turkmenen befahren diesen See nie"!

Digitized by Google

Auf goldenem Grunde ziehen sich längs den Wänden viel buntverschlungene Arabesken hin. Hinter dem silbernen Gitterwerk der Wandnischen bauschen sich seidene Kissen, die Müden zum Schlummer einzuladen.

Im Schatten des Gewölbes ruht der Heilige, Fahnen sind auf Stangen am Haupte seines Sarkophags erhöht. Tiefe Ruhe atmet hier alles. —

Aus dem Inneren der Wölbung hallt gedämpft der Gesang frommer Kasiden — und der Ischan, der Hüter des Grabes, der nun ein halbes Jahrhundert seines Amtes hier waltet, tritt langsam tastend mit dem Stabe näher. Der weiße Mantel seines Ordens bedeckt seine schon gebückte Gestalt, und der vielverschlungene weiße Turban umwindet sein Haupt. Von ihm geht der Geist aus, der diese Starre in Leben wandelt. —

Der Ischan bekennt sich zum Orden des hier ruhenden Heiligen. Er leitet sein Geschlecht schon in langer Reihe von diesem Heiligen her, und er wird niemals müde, die vielen Tugenden und guten Werke des Entschlafenen zu rühmen. —

•

Der Ischan ist nicht nur der geachtetste Vertreter der religiösen Sekte, zu der er sich bekennt, sondern er ist auch die allergeehrteste Person unter dem Volke in Mittelasien selbst. Im bürgerlichen Leben bekleidet er kein Amt, es sei denn das eines Kadi, eines Richters. Er ist steuerfrei. Oft lebt er einsam wie hier, als Hüter eines Grabes; oft auch durchzieht er Städte und Därfer mit seinen Anhängern und predigt auf Märkten und in den Laubengängen der Basare dem Volke. Wo er sich zeigt, er findet überall unumschränktes Vertrauen und einen unbegrenzten Anhang. Die Leute bringen ihm ihr Geld, damit der Ischan Moscheen erbaue, Denkmale Allahs, denn sie erhoffen hieraus, daß Mittelasien aus dem Lande des Unglaubens, Darul-Charb, ein Land des Glaubens, Darul-Islam, werden möge.

Die Zahl der Anhänger des Ischons zählt nach Hunderten, und mit ihr wächst sein Ruhm. Diese Jünger (Muriden) sind in ihrer Vereinigung der Bildung der Jünger vergleichbar, die sich um Jesus scharten. Hier steht der Meister, der da lehrt, dort die Jünger, die ihm zuhören. In ihren täglichen Beschäftigungen sind sie meist Handwerker. Sie geben dem Meister von ihrem Gewinne ab, ohne daß er Gewinn durch sie sucht.

Ihren Meister nennen sie „Alter Vater“, d. i. persisch „Pir“; sich selbst Muride, d, i. „Hörer“, oder wörtlich: „Einer, der zum Ziele strebt.“ Der Muride ist auch der Durstende.

Das Wort „Ischan“ ist nach Ostroumoff („Die Sarten.“ Taschkent. 1896) ein persisches Wort und ist das Fürwort dritter Person in der Mehrzahl und heißt „sie“. Solch ein Name entstand zum Teil, weil Muselmanen von Ehrenpersonen Namen nicht aussprechen, weder in ihren Augen, noch hinter ihrem Rücken. Die Eingeborenen setzen gewöhnlich noch dazu das Gattungswort „Hasret“ = Herr, das religiöse Bedeutung hat.

Der Ischan oder Scheich ist der Beherrscher über Leib und Seele seiner Jünger. Und nach dem „Kodex des Wohlanständigen im Osten“, dem Werke des Moh. Sadik Kaschgari, heißt es: „Der Muride muß sich in allen Dingen vom Willen des Scheichs leiten lassen, möge dieses in Sachen des Glaubens oder des alltäglichen Lebens sein.“ Chasret-Chodscha-Achra sagt: „Sei nun der Pir anwesend oder abwesend, die Gedanken des Muriden müssen sich immer zwischen den Brauen des Ischans befinden.“

Und mehr noch — nach Chatelier — muß der Schüler in den Händen des Lehrers wie der Körper in den Händen des Leichenwäschers sein. Die Aufgabe des Pirs nun besteht darin, den Schüler auf den Weg der geistigen Vollkommenheit zu leiten. Dieser Weg hat vier Stufen, und nach der Lehre, der das Sittengesetz der Sufi zugrunde liegt, sind die Stufen zur geistigen Vollkommenheit erstens das Schariat, das äußere Gesetz. Es besteht in der Beobachtung der Vorschriften des bürgerlichen Lebens, dem alle Gläubigen unterstehen. Die zweite Stufe, das Tarykot, eröffnet den Weg, durch geistige Kraft sich in ein näheres Verhältnis zur Gottheit zu setzen. Auf der dritten Stufe zur Hakykat (Wahrheit) steigert sich diese Kraft zur unmittelbaren Erkenntnis der Natur, die sich im vierten Zustande, Maarifat, mehr und mehr verdichtet, bis endlich der Mensch mit Gott zusammenfließt, sich in ihm auflöst. Diesen letzten höchsten Grad der Erkenntnis erreicht nur der Ischan selbst. Die anderen höheren Stufen nehmen die Muriden ein, weil sie, die nach der Wahrheit Suchenden und Durstenden, so weit emporgewachsen sind, das Gute nur um des Guten willen zu lieben und zu tun.

Auf der letzten, untersten Stufe bewegt sich die dumpfe, dunkle Masse, die da nur niederen, eigennützigen Zwecken lebt und dient; — sie ist unfähig, sich zu erheben, so muß sie wenigstens durch das äußere Gesetz auf strenge Beobachtung der äußeren Pflichten hingewiesen und zu ihrer Befolgung angehalten werden, dessen Vorschriften da sind: Gebet zu tun, die Almosensteuer geben, die Fasten innehalten, Wallfahrten und Reinigungen. Obgleich nun die Sekte der Muriden aus dem Sufismus schöpft, so bewegt sich doch ihr Gedankenkreis und ihre Geistestätigkeit in ungleich anderen Bahnen.

Dem Sufi ist der Gottesbegriff eine Sache des Gemütes, eine Verinnerlichung, die ihn in ihrem Gange dem reinsten Pantheismus zuführt. Jede Form wird in Gott aufgelöst und die Begriffe von gut und böse fließen in dieser engsten, innigsten Verbindung mit dem Höchsten hin. Die Sehnsucht nach dem Ewigen, die den ganzen Sufismus durchtränkt, wurzelt so mit allen Fasern im Dasein, daß eine so tiefgehende religiöse Bewegung nicht unbeachtet an der Menschheit vorübergehen konnte. Die Gelehrten, die Denker, die Politiker und die Poeten, die vielen religiöser Schulen, sie alle wuchsen aus ihrer treibenden Kraft, trot oller ihrer Verfolgungen, die sie durch die Staatsgewalt erlitten, empor.

Doch der Muride ist der Feuersäule gleich, am kristallenen ruhigen Quell. Die Duldsamkeit, dem Uebel nicht zu widerstreben, alle Glaubensspaltungen zu versöhnen und zu binden, an das Wort zu glauben: „Wer nicht anerkennt, daß es gleichgültig ist, ob jemand Jude, Christ oder Mohammedaner ist, der hat sich noch nicht emporgeschwungen und kennt das wahrste Wesen nicht“ — diese Duldsamkeit des Sufi bleibt dem Muriden fremd. Bei ihm verengert sich das weite Schauen zu einem Aufgehen in der Orthodoxie. Er ist der Fanatiker des Islams. Er will die Welt des Islams aus ihrem Schlafe stören und dem Barbaren, dem Europäer, wehren. Er sieht in der Welt der Gegenwart vor allem ihre Verfehlungen, er klagt den Niedergang islamitischer Sitten an, durch den sträflichen Einfluß fremder Eindringlinge. Feind aller Veränderungen, alles Fortschritts, findet er im Russen seinen nächsten, drückendsten Feind. „Gottes Auge wacht über dem Muriden, aber schärfer das des russischen Spions“ — und von den Bergen des Kaukasus[4]) bis zum Bergland von Ferghana ist schon der Strick des russischen Galgens dem Eifer des Ischans und seiner Muriden geknüpft. —

Russisches Beamtentum, aber auch schon europäisierte Mohammedaner, versuchen den Glauben an die Ischane im Volke zu erschüttern und ihn zu zerstören. Denn der Glaube an sie ist groß und ihr Einfluß auf das Volk mächtig. So geschah es, daß, als der Ischan Abdul-Chassim im hohen Alter im Jahre 1892 in Taschkent der Cholera zum Opfer fiel, das Volk der Sarten meinte, nun sei die gefahrvolle Seuche von der Stadt genommen, nachdem Abdul-Chassim sich selbst der sündigen Menschheit dargebracht habe. —

Bis ins innerste Mark einschneidend beherrscht das religiöse Element alles Leben im Volk des Islams. In religiösen Vereinigungen mehr oder weniger fanatisch und selbsttätig, bleiben sie eine beständige Sorge der Regierung Rußlands. Denn der Aufstand der Bewohner des Tschir-tschik-Tales im Jahre 1872 war unter dem Chodscha-Ischan. Und der Aufstand im Ferghena-Gebiet 1898

[4]) Siehe hierüber Näheres bei Bodenstedt, Völker des Kaukasus (Zweites Buch: der Glaubenskrieg in Daghestan).

Digitized by Google

wurde von dem Ischan Moh. Ali von Min-Tjube geleitet. Beide mußten auf dem Schafott büßen. — Die Ursachen dieses letzten Vorfalls, im Mai 1898, wurden damals nach russischen Berichten, im Regierungsboten, als ein Racheakt bezeichnet. Dort ist zu lesen, „daß der Ischan Moh. Ali in Margelan ein Minaret gebaut hatte, welches zusammenfiel und fünf Menschen tötete unter seinem Sturz. Moh. Ali, freigesprochen, wird von einer begeisterten Menge umringt, die ihm, der auf seinem Eselchen saß, den Esel führte. Der Polizeimeister kommt, treibt die Menge auseinander, zwingt den Ischan, vom Esel herabzusteigen und denselben zu führen.“

Solche Uebergriffe russischer Beamtenwillkür, diese brutale Verletzung aller heiligsten, seit Jahrhunderten im mohammedanischen Volke geübten Sitten und Gebräuche, sind leider in Mittelasien an der Tagesordnung. Wohl mag der Aufstand ein Akt der Rache und Empörung gewesen sein; doch gewiß nicht in so engem, niederem Sinne. Es war ohne Zweifel beim sartischen Volke der Kampf um die Erhaltung seiner heiligsten Güter, denn auch die Völker Asiens besitzen solche.

Es wird nicht uninteressant sein, über die Laufbahn und das Wesen des mohammedanischen Ischans hier den Bericht des Satter-chan, eines skeptischen und gewitzigten Mohammedaners in Taschkent, zu hören, der zuerst in einer griechisch-orthodoxen russischen Zeitschrift gedruckt wurde. Satter-chan erzählt uns:

„Wer die Karriere eines Ischans einschlagen will, fängt also an: Er begibt sich zu einem bekannten Ischan aus dem Hause Rabbani[5]) und wählt zu seiner Reise eine Stadt möglichst entfernt von seinem eigenen Wohnort. — Er wählt zur Reise die Zeit der Fasten vor dem Ramasan — oder die, welche mit dem Tode des Propheten zusammenfällt. Mit sich nimmt er seine Anhänger (Muriden), in ihnen die Aermsten der Stadt. Er fastet 40 Tage in einer Moschee. Seine Reisekameraden sucht er für sich zu gewinnen. — Beim Ischan angekommen, gibt er demselben Geschenke und erzählt ihm etwa folgendes: Im Traume sei ihm sein Vater, ein Heiliger oder der Prophet selbst erschienen, der habe ihm befohlen, zu eben diesem Ischan zu gehen. Der Ischan, der seine Karriere ebenso begonnen hat, lächelt selbstgefällig und spricht sein Einvernehmen aus, ihn als Schüler anzunehmen. Der Muride reicht ihm die Hand und spricht: „Ich gebe euch meine Hand!“ Der Ischan darauf: „Bereue deine Sünden, die großen wie die kleinen!“ Der Muride bleibt jetzt 40 Tage beim Ischan und treibt mit ihm religiöse Uebungen. Hat der Muride dem Ischan gefallen, so fragt er nach dessen Leumund, die Mitreisenden geben ihm den besten. Nach langem Bitten und Hin- und Herziehen überreicht endlich der Ischan dem Muriden einen Chatti-Irschad, ein Erlaubnisschreiben, andere zu belehren. Zugleich mit diesem Brief eine weiße Tubiteika (Kopfbedeckung), einen weißen Chalat (Mantel) und einen weißen Rosenkranz, welche vier Dinge die Zugehörigkeit eines jeden Ischans bilden. — Der neue Ischan kehrt mit diesen Dingen in seine Stadt zurück; hier schweigt er viel, betet viel, trägt schlechte Kleider, flieht Vergnügen und betet für Kranke und für kinderlose Frauen. Während dessen verbreiten seine Muriden die Nachricht von seinem Ischanentum. — Der Ischan bewirtet nun Freunde und Nachbarn, und diese eilen, lauter Gerüchte guten Inhalts über ihn zu verbreiten, daß durch seine Fürsprache Kranke gesund wurden und kinderlose Frauen Mütter wurden. Man wendet sich an den Ischan, um Talismane zu erreichen. Besonders wenden sich an ihn Frauen, kinderlose und solche, die bei ihren Männern in Ungnade gefallen sind. Er gibt diesen einen Talisman, der Koranverse, auch Brot u. dgl. enthält, den sie wiederum dem Manne übergeben. Und ebensolche Mittel auch, um die Liebe des Geliebten sich zuzuwenden. — Das Volk glaubt fest an die Kraft dieser Talismane. — Wo die Ischane nicht direkt auf einflußreiche Personen wirken können, da versuchen sie es durch deren Mütter, Frauen, Töchter oder Schwestern. — Die [illegible] der Sarten ergeben sich leicht dem Einfluß des [illegible] Am meisten aber wird sein Ruhm durch seine Muriden [illegible]gebreitet. — Sobald ein Ischan berühmt geworden [illegible] wächst auch sein Ansehen bei angesehenen Leuten, die nun durch seinen Einfluß zu gewinnen suchen. — Die Ischane haben oft großen Einfluß auf die Beks und auf die Chane; so gewährte der kokandische Ischan Mijan-Fahli-Achad den Staatsverbrechern vor dem Zorn des Chans einen Unterschlupf und dieser mußte ihnen verzeihen. —

Besonders günstig sind für die Ischane als Anhänger die Steppenvölker, die Kirgisen, denn diese beschenken sie bei ihrem Besuche mit Pferden, Kamelen, Hammeln und mit Brot. Ein sartisches Sprichwort sagt: „Der Eifer des Muriden wird erkannt nach seinen Geschenken!“

So die Berichte Satter-chans über die Ischane, die er russischen, an willkürliche Wiedergabe gewöhnten Beamten zu Wunsch und zur eigenen Beruhigung verfaßt hat; — äußerlich scheinbar richtig, im innersten Kern aber vollständig verkannt.

Eine höhere Bedeutung legte ihnen in seinem Testamente der Welteroberer Tamerlan bei, indem er sagt:

„Die Nachkommen des Propheten, die Gelehrten, Vorsteher der Gemeinde, die Scheiche, Ischane und die Gesetzeskundigen waren in meine Gesellschaft zugelassen. Meine Türe stand stets offen für sie. Sie bildeten den Ruhm und die Zierde meines Hofes. Oft beriet ich mich mit ihnen über Fragen, die religiöse Ordnungen betrafen — die Verwaltung und die Wissenschaft.“

[5]) Rabbani, der Ischan, lebte und starb in Farat. Er zeichnete sich durch Gelehrsamkeit und Strenge des Lebens aus. Seine Nachkommen in Bochara, in Kokan und in Taschkent stehen beim Volke in hohem Ansehen.

Bücher und Zeitschriften.

Griechische Münzen. Am 15. Mai und folgende Tage findet im Lokale und unter Leitung des Experten, Numismatikers Dr. J. Hirsch, München, Arcisstraße Nr. 17, die Auktion einer großen Sammlung griechischer Münzen statt, welche hinsichtlich ihres Umfanges (4627 Nummern, ihrer archäologisch-kunstgeschichtlichen Bedeutung und nicht zum wenigsten wegen der fast durchweg sehr schönen Erhaltung ihrer einzelnen Stücke zu dem Bedeutendsten zählen dürfte, was je auf diesem Gebiete zusammengebracht wurde. Die Sammlung, das Produkt der ein Menschenleben hindurch unermüdlich und mit feiner Kennerschaft geübten Sammel-Tätigkeit eines verstorbenen Archäologen, der schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dieselbe in Angriff genommen hatte, begreift fast alle Stätten griechischer Münzprägungen in sich — ein Gebiet, das sich von Hispanien im Westen bis Bactrien und Indien im Osten erstreckte. Dabei sind die Prägungen besonders der großen antiken Handels- und Kulturzentren, wie Athen, Korinth, Syrakus u. s. w., in ihrer ganzen Entwicklung von der ältesten Periode des 6. bis 5. Jahrhunderts v. Chr. bis hinein in die späte Kaiserzeit vertreten, so daß sich ein trefflicher Ueberblick über Anfänge, Blütezeit und Verfall des griechischen Münzwesens ergibt. Nicht nur die gewöhnlichen und häufiger vorkommenden Typen griechischer Münzen finden sich in mannigfachen und gut ausgesuchten Exemplaren; die Sammlung ist auch durch einen erstaunlichen Reichtum an Seltenheiten ersten Ranges ausgezeichnet, die sogar in den größten staatlichen und privaten Münzkabinetten fehlen. Von Groß-Griechenland und Sizilien, speziell Syrakus, sind prächtige Reihen aus der besten Zeit griechischer Kunst vorhanden. Besonders bemerkenswert sind u. a.: Vier- und Zweidrachmenstücke der mazedonischen Stadt Uranopolis, die auf der Vorderseite ein Bild der Sonne, umgeben von Mond und Sternen, auf der Rückseite die sitzende Aphrodite Urania zeigen. Zwei Achtdrachmenstücke der thracischen Stadt Abdera aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. Eine Serie von seltenen und künstlerisch feinen Prägungen Mazedoniens aus der ersten Zeit der römischen Herrschaft. Zwei Didrachmen des Tyrannen Alexander von Pherä in Thessalien, die ein Meisterwerk der griechischen Kleinplastik repräsentiert. Ein Stater von Delphi, dessen Prägung man

Digitized by Google

in die Zeit des Amphictyonenbundes ca. 346 v. Chr. setzt, von besonderem historischen Interesse. Vier Drachmenstücke von Eretria auf Euboea aus dem Anfang des 5. Jahrh. v. Chr. mit Darstellung einer sich kratzenden Kuh von kraftvoll realistischem Stil. Das so seltene Zehndrachmenstück von Athen von feinem archaischen Stil. Ein Stater der arkadischen Stadt Pheneus: auf der Vorderseite ein ährengeschmückter Demeterkopf, auf der Rückseite ein Hermes, der den jugendlichen Arkas auf dem Arm trägt. Der Stil der Münze läßt den starken Einfluß der Schule des Praxiteles erkennen. Ganz besonders reichhaltig ist auch die Serie der Münzen von Kreta und andern griechischen Inseln. Die kretische Kunst erscheint auf den Münzen der diversen Prägestätten der Insel als von besonderer Eigenart. Die Sagen vom Labyrinth und Minotaurus, von Talos, dem ehernen Wächter der Insel, von der durch Zeus in Gestalt eines Stieres entführten Europa u. a. haben auf diesen Münzen oft einen ganz reizenden Ausdruck gefunden. So sehen wir auf mehreren (im Kataloge abgebildeten) Exemplaren der Sammlung die Europa, von Zeus verlassen, in trauernder Haltung auf einer Platane sitzend, auf anderen wieder Europa auf dem Stiere (Zeus) reitend oder den Stier begrüßend. — Historisch wie künstlerisch gleich interessante Münzen finden sich ferner von verschiedenen kleinasiatischen Königen und Dynasten. Unter anderem von Mithradates dem Großen, mit dem die Römer so blutige Kämpfe ausfochten. Den gleichen herrlichen Porträtkopf und den trinkenden Pegasus auf der Rückseite wie auf seinen Münzen zeigt die überaus seltene Tetradrachme seines Sohnes, des Königs von Kappadocien, Ariarathes IX. Eine ganze Galerie realistisch getreuer antiker Herrscherporträte tut sich in den Münzen der syrischen Könige vor uns auf. Zwei Doppeldareiken des Perserkönigs Darius Codoman, die den Großkönig mit Speer und Bogen kniend zeigen, sind sehr rare Stücke; schöne Münzen feiner griechischer Arbeit sind auch von verschiedenen persischen Satrapen, die in Carien, Lycien u. s. w. geboten, vorhanden. — Baktrische und indische Königsmünzen, Prägungen der Ptolemäer in Aegypten und solche der griechischen Kolonie Cyrene in Nordafrika, sowie schöne, nach syrakusinischen Vorbildern geschlagene Münzen des großen Karthago, unter denen ein Zwölfdrachmenstück wegen seiner Seltenheit und ausgezeichneten Erhaltung auffällt, machen den Beschluß der Sammlung. — Der Katalog dieser Münzensammlung ist entsprechend ihrer hohen wissenschaftlichen Bedeutung sehr reich ausgestattet. Ein großer Teil der Münzen ist auf nicht weniger als 53 Tafeln in Lichtdruck abgebildet, die alle Feinheiten der Originale mit ausgezeichneter Schärfe wiedergeben und den Katalog zu einem Prachtwerke von bleibendem Werte machen.

✿

Allgemeine Rundschau.

Die Höhe der Sternschnuppen.

Es ist unter gewissen Voraussetzungen möglich, die Höhe zu bestimmen, in der das Aufleuchten der Meteore über dem Erdboden erfolgt. Die nötigen Vorbedingungen sind nicht leicht zu erfüllen, deshalb gibt es nicht allzuviel derartige Beobachtungen, doch hat es der hervorragendste Erforscher der Meteorschwärme, Prof. Denning, durchgesetzt, wenigstens von einer ziemlich großen Anzahl der Sternschnuppen verschiedener Gruppen die Höhe des Aufleuchtens und des Verschwindens zu ermitteln. Im allgemeinen werden nach seinen Untersuchungen die schnellfliegenden Leuchtkugeln in größerer Höhe sichtbar als die langsamen und kommen der Erde andrerseits nicht so nahe. Die Schnuppen aus den berühmtesten Schwärmen der Leoniden (im November) und der Perseiden (im August) haben immer verhältnismäßig geschwinden Flug; aber die Leoniden leuchten im allgemeinen höher auf als die Perseiden. Denning verfügt über Höhenangaben von 25 Leoniden, die im Durchschnitt 135 Kilometer über dem Erdboden sichtbar wurden und 90 Kilometer hoch verschwanden. Das Aufleuchten der Perseiden, von denen 40 beobachtet wurden, erfolgte in 128, ihr Erlöschen in 86 Kilometer Höhe. Für sehr langsame Meteore scheint die mittlere Höhe des Erscheinens in 104 Kilometer und des Verschwindens in 61 Kilometer zu liegen. Besonders lehrreich für die Eigenschaften eines Meteors ist eine Beobachtung von Rosenberg. Es handelte sich um ein ungewöhnlich helles Meteor, dessen Leuchtkraft auf etwa ein Viertel des Vollmondlichtes geschätzt wurde. Die Länge der sichtbaren Bahn der Sternschnuppe betrug 385 Kilometer, die Flugzeit etwa neun Sekunden, die mittlere Geschwindigkeit 42.8 Kilometer in der Sekunde, die mittlere Höhe der Flugbahn über der Erdoberfläche nur etwa 30 Kilometer.

*

Von der afrikanischen Zwergbevölkerung.

ac. Der bekannte englische Forschungsreisende Oberst Harrison traf vor einigen Tagen nach einer Reise durch den Stanleywald im Kongo-Freistaat in Khartum ein. Oberst Harrison brachte sechs von den afrikanischen Waldzwergen mit, die Stanley in seinen Werken als erster beschrieben hat. Die kleinen Leute, im Alter von 18 bis 34 Jahren, sind 3 Fuß 8 Zoll bis 4 Fuß 6 Zoll groß. Sie gingen freiwillig mit Oberst Harrison, der sie nach London schicken will und ihnen versprochen hat, sie in ihren Urwald zurückzubefördern, wenn sie in England nicht bleiben wollen. Die Zwergbevölkerung ist, wie der Oberst feststellte, noch sehr zahlreich. Eine Woche, bevor der Oberst das Zwergvolk kennen lernte, hatte dieses eine Karawane überfallen und 17 Träger getötet. Der Oberst fand die Zwerge indes umgänglich und freundlich, wenn auch zu Anfang mißtrauisch. Das höchste Alter, das sie erreichen, ist 40 Jahre. Viele der kleinen Leutchen machen einen durchaus intelligenten Eindruck. Eine der Zwerginnen, die sich in Oberst Harrisons Truppe befindet, hat eine wohlgebaute Gestalt. Lippen und Nasen sind dick, und die Gesichtsfarbe ist bleich. Die englischen Offiziere in Khartum legten für die Ankömmlinge größtes Interesse an den Tag. Der Sirdar besorgte Kleider für sie und ließ sie photographieren. Der englische Forscher hat sich drei Wochen bei den Zwergen aufgehalten, um mit ihnen auf den Okapi zu jagen, das von uns öfter erwähnte seltene Tier, das man bisher noch nicht lebend zu fangen vermochte. Die Dichtigkeit des Waldes machte die Jagd erfolglos, aber die Eingeborenen verkauften dem Forscher zwei, freilich stark zerschnittene, Okapifelle. Außer den Zwergen brachte Oberst Harrison auch noch eine seltene schwarzhaarige Affenart aus dem Urwald mit. Er ist am 13. April von Khartum nach London abgereist. Die Urwaldzwerge werden Mitte Mai in London erwartet.

✿

Kleinere Mitteilungen.

ac. Eine Krebskur? Die amerikanischen Aerzte interessieren sich augenblicklich sehr für eine Krebsbehandlung, die in einem New-Yorker Hospital angewendet wurde und angeblich zu vollständiger Heilung führte. Das verwendete Mittel war eine Lösung von Radium. Der Apotheker Hugo Lieber in New-York ist der Erfinder dieser Lösung. Dieses Mittel wurde stark verdünnt auf das Krebsgewächs aufgetragen, in das es sich sofort einzufressen schien. Eine Woche nach Beginn der Kur war nicht mehr eine Spur von Krebs zu entdecken. Der Patient war eine 62jährige Frau. Mehrere Aerzte melden ebenfalls gute Resultate bei Verwendung des neuen Mittels gegen Gewächse.

* Eine Schweizer Schiller-Stiftung zur Unterstützung einheimischer Dichter soll auf Grund eines unlängst erschienenen Aufrufes zum Gedächtnis des „Tell“-Dichters ins Leben gerufen werden. Die eidgenössischen Räte haben 50,000 Francs dafür bewilligt für den Fall, daß von privater Seite zu dem selben Zweck bis zum 9. Mai die gleiche Summe gezeichnet ist. Die Stiftung soll den Schweizer Dichtern aller Landessprachen zugute kommen.

* Zur 77. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte in Meran wird uns noch geschrieben: Die 77. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte, welche vom 24. bis zum 30. September d. J. in Meran tagen wird, verspricht wieder ein

Digitized by Google

wissenschaftliches Ereignis ersten Ranges zu werden. Getreu ihrem Leitgedanken, einer Zersplitterung der Naturwissenschaft in Spezialfächer, die immer gefährlicher für eine großzügige Naturanschauung wird, entgegenzuarbeiten, wird auch diesmal die auf der Hamburger Versammlung durchgeführte **Vereinigung mehrerer verwandter Fächer** beibehalten werden. So werden bei der Gesamtsitzung am 28. September vorm. Professor Langley (Cambridge) über die neueren Erfahrungen in der Nervenlehre, Professor Correus (Leipzig) und Professor Heider (Innsbruck) über Vererbungsgesetze sprechen. Allgemeine Sitzungen, in denen Gegenstände von allgemeinem Interesse behandelt werden, sollen am 25. und 29. September abgehalten werden. Außerdem sind für jede der beiden Hauptgruppen, für die Aerzte und für die übrigen Naturforscher, am 28. September nachmittags gemeinsame Sitzungen vorgesehen. Die übrige Zeit ist für Abteilungssitzungen bestimmt. — An den Vorbereitungen wird rüstig gearbeitet. Die wissenschaftlichen Sektionen haben sich konstituiert, die verschiedenen Ausschüsse wie z. B. der Festschriftenausschuß, der Wohnungsausschuß, der Presseausschuß, der Vergnügungsausschuß u. s. w. sind in voller Tätigkeit. Natürlich ist auch ein Damenkomitee in Aktion getreten, das sich die Aufgabe gestellt, die Damen der Teilnehmer während der Sitzungszeit zu unterhalten. Auch ein Ausstellungsausschuß ist bereits tätig, um die Ausstellung für medizinische und naturwissenschaftliche Apparate und Instrumente, Lehrbehelfe, Badeeinrichtungen, Quellenprodukte u. s. w. zu einer sehenswerten zu machen. — Bei dieser Arbeitsfreudigkeit und Opferwilligkeit ist zu hoffen, daß die diesjährige Versammlung in Meran ehrenvoll sich an die vorhergehenden anreihen wird.

* **Bibliotheken.** Der verstorbene Bibliothekar der Stadt Schlettstadt Dr. Geny hat der dortigen Stadtbibliothek seine Privatbibliothek hinterlassen. Er sammelte seit vielen Jahren alle Broschüren, Dissertationen und andere gelehrte Aufsätze über die Anfänge der Reformation im Elsaß, in Süddeutschland und der Schweiz. Für Forschungen auf diesem Gebiete wird daher die Schlettstadter Stadtbibliothek in Zukunft eine reiche Fundgrube bilden.

❧

Hochschulnachrichten.

* **München.** (Frauenstudium.) An der hiesigen Technischen Hochschule wurde genehmigt, daß Personen weiblichen Geschlechts, die das Reifezeugnis eines deutschen humanistischen Gymnasiums oder eines deutschen Realgymnasiums besitzen, nach Maßgabe der Verfassungsbestimmungen dieser Hochschule als Studierende immatrikuliert werden können.

* **Darmstadt.** Der Professor der Zoologie an der hiesigen Technischen Hochschule Dr. Gottlieb v. Koch ist von seinem Lehramt zurückgetreten, behält jedoch das Inspektorat über die Zoologische Sammlung des Darmstädter Museums bei. (Vergl. Nr. 94 „Museen".)

* **Marburg.** Der bisherige Privatdozent der Pharmakologie und Assistent Professor H. H. Meyers am chemisch-pharmakologischen Institut Dr. Otto Loewi ist mit diesem nach Wien übergesiedelt und hat sich an der dortigen Universität habilitiert.

* **Berlin.** Das fünfzigjährige Jubiläum als ordentlicher Professor feierte am 20. d. M. der Professor des bürgerlichen Rechts Geh. Justizrat Prof. D. Heinrich Dernburg. Vor einem halben Jahrhundert wurde er im Alter von 26 Jahren Ordinarius an der Universität Zürich. 1862 kam er nach Halle. In Berlin wurde er 1873 Nachfolger von Rudorff. Dem Herrenhause gehört er durch königliche Ernennung auf Lebenszeit an. Der Jubilar hat sich allen Ehrungen zu diesem Tage durch eine Ferienreise entzogen. — Dem durch seine vielseitige wissenschaftliche Tätigkeit bekannten Juristen der hiesigen Universität Prof. Dr. Joseph Kohler ist der Charakter als Geheimer Justizrat verliehen worden.

* **Breslau.** Der Vorstand des Chemischen [illegible] Geh. Regierungsrat Professor Dr. Ladenburg, [illegible] folge einer schweren Erkrankung, die eine Operation [illegible] Fuße notwendig machte, bis zum 1. Juni beurlaubt worden und wird vom Abteilungsvorsteher Professor Dr. Abegg vertreten.

hc. **Prag.** Den außerordentlichen Professoren an der hiesigen deutschen Universität Dr. Friedrich Ganghofner, Direktor des Kaiser Franz Joseph-Kinderspitals, und Dr. Alois Epstein, Vorstand der Kinderklinik, ist der Titel und Charakter eines ordentlichen Professors verliehen worden.

❧

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Théodule Ribots Psychologie. Dargestellt von Dr. S. Krauss. Erster Teil. Jena 1905. Hermann Costenoble. 170 S. — Max Vanisa: Geschichte Nieder- und Oberösterreichs. Gotha 1905. Friedrich Andreas Perthes. 616 S. — Emil Ermatinger: Kantate zur Jahrhundertfeier von Schillers Todestag. Zürich 1905. Verlag des Lesezirkels Hottingen. 15 S. — Deutsche Erde. Zeitschrift für Deutschkunde. Beiträge zur Kenntnis deutschen Volkstums allerorten und allerzeiten. (Jährlich 6 Hefte mit Karten. 4. Jahrgang. 1905. Heft 1: Deutsch-slavisches Heft.) Gotha. Justus Perthes. — Schillers Familienleben. Zum 100jährigen Todestage Schillers für das deutsche Haus geschildert von Lic. theol. Dr. Karl Graebert. Berlin 1905. Georg Nauck (Fritz Rühe). 35 S. — Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. Herausgegeben vom Vorstande. Band X. Teil 1. Tokio 1905. Für Europa im Alleinverlag von A. Asher u. Co., Berlin. — Prof. Dr. Richard Avenarius: Der menschliche Weltbegriff. Zweite nach des Verf. Tode herausgegebene Auflage. Leipzig 1905. O. R. Reisland. 134 S. — Walther König: Goethe in Berlin. Jena 1905. Hermann Costenoble. 136 S. — Stunden mit Goethe. Für die Freunde seiner Kunst und Weisheit. Herausgegeben von Dr. Wilh. Bode. (Jährlich vier Hefte. I. Band. 3. Heft.) Berlin. E. S. Mittler u. Sohn. — Fritz Döring: Das Licht am Berge und andere Novellen. Berlin. Alfred Schall. 313 S. — F. Oloff, Kaufmann in Bremen und Westafrika. Zwanzig Jahre Kolonialpolitik. Ein notwendiger Systemwechsel und der Reichstag. Berlin 1905. Wilhelm Süsserott. 22 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen! (!)

Die preußische Volksschule

Gesetze und Verordnungen

zusammengestellt und erläutert von

E. von Bremen

Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat

Geheftet **M. 11.50.** In Leinenband **M. 13.—**

Das gesamte auf das preußische Schulrecht und die Schulgesetzgebung bezügliche Material ist hier in einem handlichen Werke zusammengestellt, insbesondere haben auch die tiefgehenden Reformen der beiden letzten Jahrzehnte eingehende Berücksichtigung gefunden. Das wertvolle Buch ist ein unentbehrliches Hilfsmittel für alle Beteiligten: Schulbeamte, Geistliche, Lehrer, Gemeindeverwaltungen, überhaupt alle, die im öffentlichen Leben stehen.

Ausführlicher Prospekt gratis

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Jahrgang 1905. München, Mittwoch, 26. April. Nummer 96.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Laien-Rechtsprechung.

Von Dr. jur. Richard Thurow.

Die Frage der Laienrechtsprechung ist in jüngster Zeit in mehr als einer Hinsicht aktuell geworden. Die Reform des Strafrechts und Strafprozesses steht vor der Tür; der Laienrichter hat seit dem 1. Januar dieses Jahres eine neue Position erobert, den Sitz in den Kaufmannsgerichten. Mehrere Sensationsprozesse des vergangenen Jahres haben den alten Streit über die Schwurgerichte wieder auflodern lassen. Wenn die mit der Reform des Strafprozesses befaßte Kommission ihre Arbeiten in Kürze beendet und ihre Protokolle veröffentlicht haben wird, dann mag ein Kampf der Meinungen entbrennen, ungleich leidenschaftlicher — und eben deshalb vielleicht ungleich unfruchtbarer — als der vor einem Jahrzehnt in Parlament und Publizistik ausgefochtene Kampf um das bürgerliche Recht.

Die Laien begegnen den mit rechtsgelehrten Richtern besetzten Strafkammern mit unverhohlenem Mißtrauen, der zünftige Jurist kann sich mit der Institution der Geschwarenen nicht befreunden. Wenn auch die gegenseitige Höflichkeit gern vermeidet, diesen Satz mit aller Schärfe auszusprechen, so ist doch die tiefe Antipathie zwischen gelehrtem und ungelehrtem Richtertum nicht hinwegzudisputieren. Ist dieser Gegensatz überhaupt unvermeidlich oder nur in der gegenwärtigen Abgrenzung der Machtbefugnisse beider Richterkategorien begründet? Gibt es eine Möglichkeit, die gegenseitige Abneigung zum Schwinden zu bringen, die auseinanderstrebenden Kräfte zu harmonischem Zusammenwirken zu vereinen? Wer an diese Frage herantritt, darf bei der Lösung nicht nach dem Goetheschen „Ich untersuche nicht, ich fühle nur" verfahren. Um Licht und Schatten recht zu verteilen, um die Spreu der oberflächlichen Betrachtung von dem Weizen des eindringenden Verständnisses zu sondern, muß man zuerst zu voller Klarheit über die Ursachen des Zwiespaltes zwischen Berufsrichtern und Laienrichtern gelangen.

Neuere Strömungen in der Rechtslehre sind dem eingehenden Studium der geschichtlichen Entwicklung des Rechts nicht sonderlich gewogen; man fängt an, den „historischen Ballast" über Bord zu werfen, angeblich, weil er kaum noch Raum für die Kenntnis des geltenden Rechts in den mit vermoderter Weisheit angefüllten Köpfen übrig läßt. Die Verkehrtheit dieser Anschauung tritt auch im vorliegenden Problem scharf hervor: wer hier die historische Grundlage verläßt, begibt sich der Möglichkeit, die Gegensätze ganz zu begreifen. Man muß sich gegenwärtig halten, daß die Entfremdung zwischen Recht und Volk im Mittelalter begann, als das hereinflutende, lateinisch redende Recht das ungeschriebene Volksrecht verdrängte, als der rechtsgelehrte, auf den hohen Schulen von Bologna und Padua in der Dialektik Roms unterwiesene Jurist dem ungelehrten Schöffen die Handhabung der Rechtspflege entriß. Die einzelnen Bevölkerungsklassen, gewohnt, von ihren Standesgenossen Recht zu nehmen nach altehrwürdigem Herkommen, standen dem gelehrten Richtertum verständnislos gegenüber; das Nichtverstehen wurde zum Mißtrauen, das Mißtrauen zum Widerwillen. Heute freilich wird kaum noch ein Einsichtiger verlangen, den Berufsrichter ganz zu beseitigen; die Rechtsverhältnisse sind heute unendlich komplizierter als früher, Handel und Verkehr haben das Recht so verfeinert, so viele neue rechtliche Gebilde und Formen erzeugt, daß kein Vernünftiger heute dem ungelehrten Richter die Fähigkeit zutrauen kann, sich allein in diesem Labyrinth zurechtzufinden. Niemand wird heute noch die Forderung unterschreiben, die Justus Möser einst in seinen „Patriotischen Phantasien" aufgestellt hat: daß nämlich gelehrte Richter überhaupt nicht bei Urteilen in Kriminalsachen mitzuwirken hätten.

Die fortschreitende Kultur zieht notwendig eine Verfeinerung des materiellen Rechts und eine Komplizierung des Prozeßmechanismus nach sich, und man wird nicht bezweifeln, daß nur der Berufsrichter, der in der Handhabung dieses Mechanismus, in der Entwirrung der vielfach verschlungenen Fäden krimineller Handlungen grau geworden ist, die prozeßleitende Rolle spielen kann und darf.

Aber wenn man die rechtsgelehrten Richter auch nicht aus der Rechtsprechung ausschalten mag, so wünscht man doch, daß ihre Mitwirkung sich auf eine prozeßleitende, konsultative Tätigkeit beschränke, daß sie vermöge ihres Fachwissens dem Laienrichter die Rechtslage klarlegen, die Entscheidung aber jenem überlassen. Der Berufsrichter steht heute vielfach in dem Rufe der Lebensunkenntnis, der doktrinären Haarspalterei, und wohl mancher wird mit verständnisinnigem Behagen Kenntnis nehmen von dem Konterfei, das W. L. Wekherlin um die Mitte des 18. Jahrhunderts von einem Doktor der Rechte zeichnet: „Es ist ein Wesen, das den Kopf mit einem unermeßlichen Mischmasch von Gesetzen, Glossen, Kommentarien und Paragraphen angefüllt hat. Jeder wohlorganisierte Kopf würde davon zerplatzen; aber der Kopf eines Rechtsgelehrten faßt den ungeheuren Wust unter dem Namen des Codex, der Digesten, der Konsilien, der Kanones, und wie der ganze Plunder veralteter Jahrhunderte sich nennt, ohne alle Gefahr. . . Seht! Ein Prozeß, der von heute herrührt, wird von einem Menschen entschieden, der im 13. Jahrhundert lebte." Man wirft dem Richter vor, er verzettele seine Kunst in zwar ungemein scharfsinnigen, aber für das Leben wertlosen Definitionen und Distinktionen, er richte nicht den Menschen, sondern die anatomisch zergliederte Tat; bewußt oder unbewußt zwänge er alle Fälle in die erprobte Schablone ein. Immer wieder wird die Klage laut, der rechtsgelehrte Richter stehe dem wirklichen Leben fremd gegenüber, er könne gar nicht gerecht urteilen, weil sein

Digitized by Google

Denken und Empfinden in toter Buchstabenweisheit, nicht im Boden des Wirklichen wurzle. Oft versteigt sich die Oberflächlichkeit gar zu der Hyperbel, daß die genaue Kenntnis des früheren und des geltenden Rechtes einen Richter eher unfähig als fähig mache, ein gerechtes, d. h. ein dem Billigkeitsgefühl entsprechendes Urteil zu fällen. Unvollkommenheiten und Mängel, die meistens überhaupt nicht dem Richter zuzurechnen sind, sondern in der Natur der Sache, in der Fassung des Gesetzes, in zufälligen, nicht vorhersehbaren Verwickelungen ihren Grund haben, verfallen der leidigen Angewohnheit der Menge, zu verallgemeinern, das Besondere zum Typischen zu stempeln. So zeigt sich auch heute, und vielleicht stärker als je, der Reflex jenes alten Widerwillens gegen das Eindringen des fremden Rechts und des gelehrten Richters im grauen Mittelalter.

Zu der historischen Erklärung des Gegensatzes tritt eine psychologische Beobachtung. Das Mißtrauen, das der Laie dem gelehrten Richter entgegenbringt, hat dieselbe Wurzel wie der Wahn, daß der Heilschatz der Natur sich dem ungelehrten Manne, dem Schäfer, oder der „weisen Frau" williger offenbare, als dem zünftigen Arzte, daß der Winkelkonsulent dem Klienten besser und billiger diene als der rechtsgelehrte Anwalt: Mangel an Wissen, vereint mit einer mehr oder weniger starken Dosis Aberglauben, machen den Menschen geneigt, in dem von der Regel Abweichenden, in dem nicht Vorschriftsmäßigen das Bessere zu erblicken.

Alle diese Motive, die man gegen die Handhabung der Rechtspflege durch gelehrte Berufsrichter ins Feld führt, erweisen sich bei näherer Prüfung als hinfällig und für die Reform des Strafprozesses unverwertbar. Mit allgemeinen Räsonnements, mit Sympathien und Antipathien wird für die Frage der Laienrechtsprechung nichts gewonnen. Ganz gewiß sind so manche Urteile ergangen und es werden Urteile ergehen, die dem Billigkeitsgefühl nicht entsprechen. Es ist nicht zu leugnen, daß die Praxis des Reichsgerichts, besonders in Strafsachen, der Kritik breite Angriffsflächen geboten hat. Aber zum weitaus größten Teile sind solche Widersprüche zwischen der Judikatur und dem Rechtsgefühl auf Ursachen zurückzuführen, die in den Grenzen des menschlichen Könnens überhaupt liegen, die darauf beruhen, daß kein Richter unfehlbar ist, daß kein Gesetz alle Möglichkeiten voraussehen kann, daß es endlich keine gesetzliche Bestimmung, keinen Vertrag gibt, der einmal nicht einer verschiedenen Auslegung fähig wäre und andrerseits nicht bald segensreich, bald unbillig hart wirken könnte.

Der eigentliche Grund der Zwiespältigkeit in der Rechtsprechung liegt vielmehr in der widerspruchsvollen Gestaltung der heutigen Organisation der Strafgerichte. Der Schöffe hat die Mitentscheidung in der Schuldfrage und in der Straffrage. Beim Schwurgericht entscheiden die Geschworenen über die Schuldfrage, die Richter über die Straffrage. Diese Teilung ist freilich ganz und gar verfehlt. Die Schuldfrage ist fast immer eine Rechtsfrage, nicht lediglich eine Tatfrage. Die innere Einheit des Urteilspruches wird dadurch zerrissen, daß die Geschworenen darüber entscheiden, ob überhaupt gestraft werden soll oder nicht, die Richter dagegen die Höhe des Strafmaßes bestimmen. So kommt es häufig vor, daß die Geschworenen zwar zu einem Schuldspruch kommen, die Sache aber sehr milde ansehen, während die Richter die Schwere des Falles ganz anders beurteilen und auf eine die Geschworenen befremdende hohe Strafe erkennen. Auch das Umgekehrte gehört keineswegs zu den Seltenheiten. Viele Sprüche der Geschworenen lassen gar keine andere Erklärung zu, als daß die Geschworenen zwar von der Schuld des Angeklagten voll überzeugt waren, den Fall aber sehr milde beurteilten und deshalb lieber überhaupt zu einem Nichtschuldig kamen, das Gericht also zu einer Freisprechung zwangen, als den Angeklagten einer möglicherweise streng ausfallenden Strafe auszusetzen. Auch die Zuteilung der einzelnen Delikte an die Strafkammern oder an das Schwurgericht ist wenig glücklich zu nennen. Für das Verbrechen des Rückfallsdiebstahls z. B. sind die Strafkammern zuständig, obwohl die rechtliche Sachlage hier meist sehr einfach ist und das allgemein Menschliche, die Motive der Handlung, das soziale Milieu u. s. w. mehr in den Vordergrund tritt, während das Schwurgericht z. B. über die Schuldfrage beim betrügerischen Bankerott entscheidet, der regelmäßig eine Fülle rechtlich schwieriger Fragen birgt. Noch schlimmer ist die Spaltung der Zuständigkeit innerhalb desselben Verbrechens, z. B. der schweren Urkundenfälschung (§ 268 St.-G.-B.); ist die Urkunde eine Privaturkunde, so ist die Strafkammer zuständig, ist sie eine öffentliche, das Schwurgericht. Es ist bekannt, daß die Auslegung, die das Reichsgericht dem Urkundenbegriff gegeben hat, vielfach Kopfschütteln erregt hat und zum Teil scharf bekämpft worden ist; natürlich ist infolgedessen die Praxis der Strafkammern und der Schwurgerichte bei der Urkundenfälschung fast ausnahmslos diametral entgegengesetzt. Daß ein solcher Zustand die Rechtssicherheit und das Vertrauen zu der Rechtspflege nicht gerade fördert, ist einleuchtend.

Die Folgen jener unharmonischen Gestaltung der Strafrechtspflege treten in der Praxis der Schwurgerichte zutage. Den Vorwürfen, die man dem Berufsrichter macht, könnte dieser dem Laienrichter mit Aufzählung einer schier unendlichen Reihe von Fehlsprüchen der Geschworenen begegnen. Solche Fehlsprüche liegen regelmäßig in der Richtung völlig unmotivierter Freisprechungen. Kaum waren die Ovationen verrauscht, die den Geschworenen in dem bekannten Kwilecki-Prozeß dargebracht waren, als ein neuer Freispruch, der fast einer trotzigen Kraftprobe ähnlich sah, die Welt in Erstaunen versetzte: der Seemann Glaubitz stand vor dem Schwurgericht des Landgerichts I Berlin unter der Anklage des Mordversuchs. Der Sachverhalt war sehr einfach: Glaubitz lauerte im Berliner Tiergarten seiner ehemaligen Braut auf. Als er ihrer in Begleitung ihres neuen Bräutigams ansichtig wurde, feuerte er mit den Worten: „Nun habe ich euch!" zwei Schüsse auf das Mädchen ab, das schwer verwundet zusammenbrach, und einen dritten Schuß auf den Nebenbuhler, ohne diesen zu treffen. Der Angeklagte gestand die Tötungsabsicht ein, sein Verteidiger plädierte (angesichts dieses Tatbestandes ein etwas kühnes Unternehmen!) auf schwere Körperverletzung, begangen unter mildernden Umständen. Das Nichtschuldig, mit dem die Geschworenen die Tat des Angeklagten belohnten, war schlimmer als die Tat selbst; man wurde lebhaft an den Glorienschein erinnert, den französische Geschworene den traurigen Helden skandalöser Familiendramen ums Haupt zu winden pflegen. In Metz wurde vor nicht langer Zeit ein in den auskömmlichsten Verhältnissen lebender Beamter, der offen eingestand, öffentliche Gelder unterschlagen und Urkunden gefälscht zu haben, um niederen Leidenschaften fröhnen zu können, von den Geschworenen als nicht schuldig erklärt, was ebenfalls seine Freisprechung zur Folge haben mußte. Solche Fälle, die dem sittlichen Empfinden ins Gesicht schlagen und in ihren moralischen Konsequenzen unübersehbar sind, könnten aus Zusammenstellungen in juristischen Fachblättern ins unendliche vermehrt werden. Auch wer der Institution der Schwurgerichte sonst durchaus wohlwollend gegenübersteht, muß vor solchen Kundgebungen der Laienrechtspflege sprachlos stehen. Sie spotten jeder Erklärung, wenn anders man nicht annehmen will, daß die Geschworenen, anstatt Recht zu sprechen und die Ausübung der Gnade dem Staatsoberhaupt zu überlassen, sich angemaßt hätten, selbst Gnade zu üben. Zahllose Fälle sind auch mitgeteilt, wo sich später herausstellte, daß Irrtümer über die Art der Abstimmung oder mißverständliche Auffassung der erteilten Rechtsbelehrung die Quellen sonst unbegreiflicher Fehlsprüche gewesen sind. Das Schlimmste ist aber, daß der Spruch der Geschworenen regelmäßig unangreifbar ist; die Revision versagt meistens, fast immer ist das Wiederaufnahmeverfahren aussichtslos, weil im Schwurgerichtsurteil das Sachverhältnis und das Beweisergebnis nicht zur Darstellung gelangt, mithin der wichtigste und häufigste Fall des § 399 Nr. 5 Str.-P.-O. ausscheidet (Beibringung neuer Tatsachen oder Beweismittel, die allein oder in Verbindung mit dem früher erhobenen Beweise die Freisprechung oder eine mildere Be-

Digitized by Google

strafung des Angeklagten zu begründen geeignet sind). So gefährdet das Schwurgerichtsverfahren auch zum Nachteile des verurteilten Angeklagten die Sicherheit der Rechtspflege. Ganz absolet ist die Bestimmung des § 317 Str.-P.-O., nach welcher das Gericht die Sache durch Beschluß ohne Begründung zu einer neuen Verhandlung vor das Schwurgericht der nächsten Sitzungsperiode verweisen kann, wenn es einstimmig der Ansicht ist, daß die Geschworenen sich zum Nachteil des Angeklagten geirrt haben. Dieser Fall wird kaum vorkommen, wohl aber häufig der entgegengesetzte Fall, daß die Geschworenen sich nach einstimmiger Ansicht des Gerichts zum Vorteil des Angeklagten irrten, ohne daß dann dem beleidigten Rechtsgefühl durch Umstoßung des verkehrten Spruches Sühne verschafft werden kann.

Man wird angesichts solcher unerfreulichen Möglichkeiten nicht umhin können, weder in den Schwurgerichten noch in den Strafkammern in ihrer heutigen Zusammensetzung das Ideal der Rechtspflege zu erblicken. Auf der einen Seite ist die Tatsache nicht zu leugnen, daß die Mitwirkung der Laien bei der Rechtsprechung nicht zu entbehren ist, weil die strafende Gerechtigkeit nicht lediglich aus Büchern erlernt werden kann oder mit der bloßen Logik konstruirbar ist. Man kann die Rechtsfätze nicht behandeln, als wären sie arithmetische Faktoren; das Allgemein-Menschliche muß neben dem Juristisch-Technischen weitgehende Beachtung finden. Auf der anderen Seite aber darf die Bewertung einer Handlung nicht ausschließlich dem rechtsunkundigen Laien anvertraut werden, weil zur Verwirklichung der Rechtsordnung der sogenannte gesunde Menschenverstand nicht ausreicht, sondern nur innerhalb der durch das Fachwissen bezogenen Grenzen modifizierend eingreifen darf. Der berühmte Strafrechtslehrer Binding sprach einmal ein scharfes Wort über die „Fanatiker des gesunden Menschenverstandes, dieser eigentümlichen Existenz, die meist von Verstand sehr wenig und von Gesundheit nichts an sich tragen. Achtet der Jurist in den Gesetzen den Niederschlag angestrengtester geistiger Arbeit oft von Jahrtausenden, ist er bedächtig in ihrer Handhabung, steht er treu zu ihrem Sinn und ihrer Güte, auch wenn der einzelne Fall einmal durch sie nicht die ganz adäquate Lösung erhält, so ist der gesunde Menschenverstand der leidenschaftliche Revolutionär, der keine Autorität kennt, als des Gedankenprodukt des flüchtigen Augenblicks, als die schmerzlose Geburt seines Genies. Es gibt Klüfte, die keine Brücke je überspannen kann, und so wird zwischen den Juristen und jenen Fanatikern ewige Feindschaft sein".

Zwischen jenen wohl — aber nicht auch zwischen dem rechtsgelehrten Richter und den Männern, die mit ihm in einheitlichem Zusammenwirken den rechten Spruch zu finden bemüht sind, die sich gern von dem besseren Wissen, der reichen forensischen Erfahrung belehren lassen, um ihrerseits dem Richter das zu geben, was ihm oft fehlt: die Erklärung für Lebensvorgänge, denen der Berufsrichter zu fern steht, um sie ganz zu begreifen. Von den beiden Formen, in denen sich bisher das Zusammenwirken der Laienrichter und der Berufsrichter bewegten, hat sich das Schwurgericht ganz gewiß nicht als Palladium der Rechtspflege erwiesen. Wenn ihm gegenüber die Institution der Schöffengerichte sich so ziemlich ungeteilter Billigung bei Laien wie bei Juristen zu erfreuen hatte, so liegt darin ein beachtenswerter Hinweis auf den Weg, den die Neugestaltung des Strafprozesses einzuschlagen hat. Man setze an die Stelle der Schwurgerichte und der Strafkammern große Schöffengerichte, etwa in der Besetzung von 4 Richtern und 5 Schöffen, mit der Bestimmung, daß stets 6 Stimmen zur Verurteilung erforderlich sind. Neuerdings hat Wach in der Deutschen Juristenzeitung (1905 Nr. 2) für die Verallgemeinerung der Schöffengerichte in lichtvoller und überzeugender Weise plädiert. Er weist dort mit Recht darauf hin, daß die Isolierung der Laien in den Schwurgerichten schädlich wirken muß, daß nur eine organische Verbindung mit den Berufsrichtern, wie sie sich im Keime in den heutigen Schöffengerichten vorfindet, der Rechtspflege Segen bringen kann. Als vorbildlich für eine solche Organisation kann man mutatis mutandis die Militärgerichte bezeichnen.

Der eifrige Verteidiger der Schwurgerichte, der nur zu sehr geneigt ist, jedes aus rein sachlichen Gründen gegen diese Institution erhabene Bedenken als bedrohlichen Angriff auf die in der Verfassung verbrieften Grundrechte des Staatsbürgers zu empfinden, wird sich mit der Beseitigung der Schwurgerichte vielleicht leichter absinden, wenn er bedenkt, daß die heutige Jury, eine „Schöpfung des Imperialismus von Napoleons Gnaden", wie sie Wach treffend bezeichnet, alles andere eher ist als die Wiederbelebung des alten deutschen Volksgerichtes. Die unheilvolle Trennung der Schuldfrage von der Straffrage muß verschwinden. In dem Zusammenwirken der Berufsrichter und der Laien im erweiterten Schöffengericht kann allein der wahre Geist des Strafrechts sich entfalten. Dieser Geist, sagt der Altmeister Berner am Schlusse seines bekannten Lehrbuches, fordert die völlige Ausgleichung des juristischen Wissens mit dem, was jedem verständigen und lebenskundigen Manne aus dem Volke als das Rechte und Zweckmäßige einleuchtet. Er verbietet alle juristische Scholastik, fordert aber jene aus dem vollen Verständnis des Lebens und der Gesetze hervorgehende Klarheit und Einfalt, welche nur die Frucht gereifter Wissenschaft ist.

In einem solchen Gericht wird auch der nur zu oft verderbliche Präjudizienkultus keine Stätte finden; der Richter soll zwar der Fülle an Fleiß und klugen Gedanken, die in dem reichen Material früherer Entscheidungen aufgespeichert ist, die schuldige Achtung nicht versagen, aber doch andrerseits sich die Freiheit seiner Entschließung mannhaft wahren und sich nie auf den Satz berufen: locuta Roma, finita lis. Auf dem Wege, der hier nur angedeutet werden konnte, wird man dann auch zu dem Punkt gelangen, der als oberstes Ziel der Rechtspflege überhaupt gelten sollte: zu der Ueberzeugung von der Einheit zwischen Volk und Recht.

In Schönheit sterben.

Von Karl Röttger.

> Der Tod ist groß.
> Wir sind die Seinen
> lachenden Munds.
> Wenn wir uns mitten im Leben meinen,
> wagt er zu weinen
> mitten in uns.
>
> R. M. Rilke.

I.

In der Zeitschrift „Ernstes Wollen" habe ich einmal in einem Essay über „die Angst vor dem Menschen" gesprochen, über die gegenseitige Furcht voreinander. Man könnte über viele Aengste der heutigen Menschen sprechen. Nicht am wenigsten wird der Tod gefürchtet. Unsere Dichter aber, als die echten Kinder ihrer Zeit, fühlten das, — und sie fühlten darüber hinaus die Notwendigkeit einer Erlösung von dieser Furcht. Diese Erlösung fanden sie oder glaubten sie zu finden in der Phrase vom „Sterben in Schönheit". Ich fand die Idee vom schönen Tode oft in der modernen Dichtung, und sie kann junge Leute wohl berauschen. Aber man lernt doch allmählich manchem Dichter hinter seinen Aufputz sehen. Ich habe denn auch bald gefunden, wie rein äußerlich dieses schöne Sterben gedacht war. G. Falke hat die Idee wohl am markantesten ausgesprochen:

> Wenn ich sterbe
> Legt Rosen mir um meine Stirne.
> Im Festgewande will ich von euch geh'n.
> und stoßt die Fenster auf, daß die Gestirne
> mit heiterm Lächeln auf mein Lager seh'n.

Digitized by Google

Und dann Musik. Und während Lieder schallen,
Von Hand zu Hand der Abschiedsbecher winkt,
Mag mählich über mich der Vorhang fallen,
Wie Sommernacht auf reife Felder sinkt.

Ein schönes Bild — aber auch weiter nichts als ein Bild! Ich schätze den Dichter Falke — aber hier gräbt er mir nicht tief genug. Dergleichen Luxus beim Tode kann sich außerdem nicht jeder gestatten. Wie nun, wenn Gustav Falke (was ich ihm um des Himmels willen ja nicht wünsche) zufällig unter der Hamburger Trambahn enden sollte! Oder wer ist sicher, daß er nicht irgendwo dem Messer eines Rowdies zum Opfer fällt? Wo bleibt da das schöne Sterben?

Gewiß — der Tod ist „etwas, das überwunden werden muß"; aber dazu gehört noch mehr Seelentiefe, mehr Tiefe des Leidens und der Sehnsucht.

Dehmel, der seltsame Grübler unter den Dichtern, kommt dem Problem schon näher. Ich weiß von ihm einige Strophen, in denen ist, wie Hofmannsthal sagen würde, „der Honig des Abends": ich meine die Gedichte „Landung" und „Befreit" (Lebensblätter, S. 171 und 44). Ich setze das letztere hierher:

Du wirst nicht weinen. Leise, leise
wirst du lächeln; und wie zur Reise
geb ich dir Blick und Kuß zurück.
Unsre lieben vier Wände — du hast sie bereitet,
ich habe sie dir zur Welt geweitet —
o Glück!

Dann wirst du heiß meine Hände fassen
und wirst mir deine Seele lassen,
läßt unsern Kindern mich zurück —
du schenktest mir dein ganzes Leben,
ich will es ihnen wiedergeben —
o Glück!

Es wird sehr bald sein, wir wissens beide,
wir haben einander befreit vom Leide,
so geb ich dich der Welt zurück.
Dann wirst du mir nur noch im Traum erscheinen
und mich segnen und mit mir weinen —
o Glück!

Wilhelm Schäfer, der sich in seinen 20 Dehmelschen Gedichten mit einem Geleitbrief als Dehmel-Interpret versuchte, sagt zu diesem Gedicht: „Der Tod ist nicht nur mit der Schärfe des Geistes, sondern auch mit der Kraft der Seele begriffen, d. h. überwunden. Der Mensch ist mit dem Weltall so in Einklang, daß ihn wohl etwas neu und anders erschüttern kann, zu Schmerz oder Lust, daß ihn aber nichts umzuwerfen imstande ist." Das Gedicht mag viele zuerst sonderbar anmuten. Aber wenn man sich hineinliest, so findet man: eine süße Menschlichkeit spricht aus diesen verhaltenen Worten. Der Tod ist nicht mehr als etwas Unheimliches und Entsetzliches gefühlt. Zugleich aber ist ein ganzes Leben vor unserem Blick aufgerollt, und nur wer ein ähnliches Leben lebte, vermag so dem Tode entgegenzufühlen. Indessen: hier ist das Gefühl des Mannes gestaltet, der von der sterbenden Frau Abschied nimmt — nicht das Gefühl und letzte Erlebnis des Sterbenden selbst. Auch in anderen Gedichten Dehmels, die das Thema „Tod" anschlagen, ist das so, zum Beispiel „Venus regina" (Lebensblätter), „Eva und der Tod" (Weib und Welt).

Liliencron, der uns die Schönheit des Lebens offenbarte, stellt den Tod als Faktum hin, ohne sich sonderlich um ihn zu bemühen. Für ihn ist der Tod ein grausiges, aber erhabenes Phänomen, das ihn wohl zu Schmerz und Trauer erschüttert — dem er aber zugleich sich beugt in heiligem Schweigen. Das tritt besonders in den Gedichten „Der Tod", „Ueber einen Toten gebeugt" und „Una ex hisce morieris" zutage.

„In einer dieser Stunden wirst du sterben," hat er einmal an einer Sonnenuhr gelesen, und er weiß nichts zu tun, als diese Worte immer zu wiederholen, wenn er ein Bild des Todes sieht.

Hans Bethge widmete dem Sterben besonders seine zarten Dichtungen „Der Tod und das Mädchen" und „Sonnenuntergang" (Fischer u. Franke). Die letzte widmet er mit ein paar tiefen Versen „à une morte qui vit":

Die Nachtigall, die wir so sehr ersehnt —
singt jede Nacht. Doch singt sie nichts als Qual.
Und Qual und Qual. Du bist — ich weiß nicht wo.
Die Nacht geht kalt. Ich wünsche mir den Tod.
Den Tod.

Die Dichtung schildert, wie ein schönes, junges, schwindsüchtiges Mädchen in Gegenwart ihres Bräutigams beim Sonnenuntergang stirbt.

Auch Max Bruns — so lebensfreudig und lebensmutig (fast lebenswütig) dieser Dichter sich sonst gibt — hat seine Todesgedanken. Besonders das Gedicht „Herbstgang" ist für ihn charakteristisch, in dem er pantheistischen Monismus Häckelscher und Bruno Willescher Observanz gibt:

Weine nicht —
Alles, was wir der Welt gegeben,
wird weiterleben,
in neuen Trieben wachsen und wirken —
so wie hier diese bleichen Birken —
wenn wir längst die leeren Hüllen ließen,
wenn unsre modernden Säfte zusammenfließen
und vereint in Blumendolden schießen,
in Blumendolden, damit sich Bräute schmücken. —
. . . .
Zeugen und Sterben,
Sterben und Zeugen,
dazwischen Sorge und Sonnenschein,
's wird ewig niemals anders sein —
Dem müssen auch wir uns beugen. —

Die Stellung, welche der Pessimismus (etwa im Gegensatz zur optimistischen Weltanschauung Liliencrons) zum Tode einnimmt, hat wohl am reizvollsten Theodor Lessing in seinem Buch „Einsame Gesänge" in der Dichtung „Bacchanal des Lebensmüden" zum Ausdruck gebracht.

Wir haben gelacht, wir haben geweint,
die Hoffnung begraben, das hohe Vertraun,
nun sind wir zum Scheiden auf immer bereit
und zum Tode der Wonnen entschlossen.
— — — — — — — — — — —
Im Ohr erstarb ihr Beethovens Klang.
Ihr letzter Blick fiel auf Pheidias Bild.
Jetzt, Knabe, schleud're die Fackel herein
und der Palast krache zusammen.
Ein Seufzen der Wonne — gesättigter Drang,
nun bricht eine endlose Nacht herein — —
Um marmorne Trümmer lodern wild
Die Flammen, die singenden Flammen.

Auch der Lyriker K. Ernst Knodt hat dem Tode eine Reihe von Gedichten gewidmet, die aus echt christlichem Bewußtsein heraus geboren sind. Besonders in seinen Ostergedichten, wie in dem ganzen Zyklus „Tod" („Neue Gedichte") kommt das zum Ausdruck.

Das Sicherste von allem ist der Tod.
Und hängst du tausend Schleier auch davor,
die letzte Stunde reißt sie all entzwei.
Drum denk am hellen Tage an den Tod,
am Morgen und am Mittag, bis zur Nacht.
Und wachst du auf, erfrag den nahen Freund
der letztlich kommt —: das L e t z t e ist er n i c h t.
. . . Dahinter liegt ein Meer, und hinterm Meer
ein Land, ein leuchtend Land. Sein Ufer glüht.
Da will ich hin, ich will weit übers Meer,
dort muß der ewige Schluß des Ringes sein,
das letzte und das heißersehnte Heim.

Digitized by Google

Diese Proben aus der modernen Dichtung mögen vorab genügen. So verschieden die heutigen Weltanschauungsmeinungen sind, so verschieden ist auch die Stellungnahme zum Tode. Eine tiefe und umfassende Kultur des Todesgedankens im Rahmen unserer modernen Lebenskenntnisse und -erkenntnisse sehe ich nicht. Versucht wird sie von Hugo v. Hofmannsthal in der Dichtung „Der Tor und der Tod", auf die ich noch zurückkomme.

II.

Man muß einmal genauer ins Leben sehen: wie unvorbereitet die Mehrzahl des Volkes allen geheimnisvollen Mächten und Zufälligkeiten, allem, was nicht an der Oberfläche wirkt, gegenübersteht. Was nicht zur „gemeinen Deutlichkeit und Nüchternheit des Alltags" gehört, wird ignoriert — bis es sich gewaltsam aufdrängt und momentan, fast blitzartig in Erscheinung tritt, um sogleich wieder zu verschwinden. Ja, dem tiefer Schauenden offenbaren sich geradezu zwei Welten: die offizielle, alltägliche und die gefühlsmäßig-heimliche. Ein Bild einer solchen anderen Welt innerhalb des Alltags versuchte Joris Karl Huysmans in seinem Roman „Là-bas" („Da unten") heraufzubeschwören — dem schauerlichsten Buch der Modernen. — Aber man braucht gar nicht einmal, wie Huysmans das tut, die Realität des Okkultismus und der Geheimwissenschaften, wie Alchemie, Astrologie u. s. w., anzunehmen, um doch diese andere Welt zu sehen und zu begreifen: sie hat im innersten Gefühl des Menschen ihren Ursprung und wird charakterisiert durch alle vagen, geheimnisvollen Gefühle, Sentiments, Stimmungen und Erlebnisse, die jeder komplizierte Mensch von heute hat; die ihn entweder zu gesteigertem und umfangreicherem Bewußtsein oder ins Irrenhaus führen. . . .

Wer hätte noch nicht das jähe und grauenhafte Erschrecken der Menschen bei Todesfällen oder seltsamen Unglücksfällen beobachtet: wie wenn ein fahles Licht über ihre verstörten Mienen hinhuscht. Aber das währt nicht lange. Sie suchen das Grauen von sich abzuschütteln — fast als wollten sie sagen: Pfui Teufel! und mit ihrem Alltagstun, ihren Alltagsgesprächen suchen sie die Vision zu vergessen.

An diesem Punkt beginnt R. M. Rilke sein zartes, poetisches „Märchen vom Tode" (in „Geschichten vom lieben Gott", Berlin, Schuster u. Löffler). In meinem Rilke-Aufsatz habe ich bereits die Bedeutung des Dichters Rilke hervorgehoben. Es ist ihm eine eigentümliche Gewalt der Worte eigen. Diese dichterische Ausdrucksfähigkeit ist bei ihm geboren aus seiner Betrachtungsweise des Lebens. Das Leben des Alltags scheinbar schildert er — aber zugleich läßt er ahnen, beziehungsweise deckt er auf, was da mächtig ist an Unbewußtem, Instinktartigem und Leidenschaftlichem im Menschen. Dadurch auch zugleich bringt er die Märchenstimmung hervor. Es wäre sonderbar, wenn gerade Rilke sich nicht mit dem Todesgedanken befaßt hätte, der ja schon im Volksmärchen so vernehmlich anklingt.

Zwei Menschen, die sich lieb haben, gehen in die Einsamkeit, um ganz einander zu gehören. Sie leben still und freudvoll dahin: ein wundersames Idyll. Plötzlich taucht der Tod vor ihnen auf — „wie einer, der ein schlechtes Gewissen hat" — und beide erschrecken, denn sie hatten ihn ganz vergessen. Sie werfen schleunigst die Türen zu vor ihm und verriegeln sie. Sie wagen auch ihre Tore nicht mehr zu öffnen. Sie beginnen schlecht zu schlafen. „Und in einer Nacht vernahmen sie plötzlich ein seltsames, schlürfendes, pochendes Geräusch. Es war hinter der Wand des Hauses . . . und klang, als ob jemand begänne, Steine auszubrechen, um ein neues Tor mitten in die Mauer zu bauen. . . . Die beiden Menschen begannen zu sprechen, lachten unnatürlich laut und als sie müde wurden, war das Wühlen verstummt. — Seither bleiben die Tore ganz geschlossen. Beide sind kränklich und haben seltsame Einbildungen.

Das Geräusch wiederholt sich von Zeit zu Zeit. Dann lachen sie — während ihre Herzen fast sterben vor Angst. —"

Soweit ist die Dichtung wunderbar erschaut. Aber wie Rilke weiter erzählt, nimmt die Geschichte nach einer anderen Version einen versöhnenden Verlauf. Die Frau kannte den Tod nicht, ließ ihn eintreten, und er gibt ihr Pflanzensamen mit der Bestimmung: gib das deinem Manne. Sie aber legt den Samen ins Erdreich, ohne ihrem Manne etwas zu sagen. Im nächsten Frühjahr erwächst eine Pflanze, dunkel von Aussehen. Nach und nach wenden beide Gatten „in einem verwandten Gefühl" alle ihre Sorgfalt der einen Pflanze zu, so daß ihr Garten fast verwildert. Bis nach einer tauschweren Mainacht eine dunkle Blüte hervorbricht — „da wußten sie — nun blüht der Tod — und neigten sich, den Duft der jungen Blüte zu kosten." . . .

Wir verstehen Rilke: eine Kultur des Todesgedankens würde die Sterbeangst wahrscheinlich aufheben oder doch in sanfte Wehmut mildern. Aber das ist im Grunde nichts als Wiederholung dieser Weisheit: wenn man fest jeglichem Geschick ins Auge sieht, verliert es seine Schrecken. Denn was das Auge des Schwächlings als unheimliches Schicksal sieht, ist nur Projektion seiner Schatten in die sonnige Räumlichkeit des Lebens. Der Vorzug der Rilkeschen Dichtung liegt darum nicht in den Gedanken, sondern in ihrer echten, zwingenden Darstellung der Vorgänge, in ihrer Zartheit. Doch wird sie eben der zarten, duftigen Art wegen keinen Einfluß ausüben, wie denn überhaupt die Geschichten vom lieben Gott ein wenig gelesenes Buch sind. — Ja, ich finde, daß unsere Zeit, die so zerklüftet in der Lebensanschauung schon ist, eine Kultur des Todesgedanken kaum haben kann. Erst für die Zeit, da ein Ausgleich der heute streitenden Lebensmeinungen erfolgt ist, wage ich Ruhe und Abgeklärtheit in den Todesgedanken der einzelnen zu erhoffen. Aber dieses hoffe ich auch gewiß! Denn die Sterbensangst ist zum größten Teil Errungenschaft der Kultur (wilde Völker wissen nichts oder wenig von ihr); und eben darum kann fortschreitende Kultur uns auch wieder von ihr erlösen.

Diesem Gedanken hat Hugo v. Hofmannsthal seine Dichtung „Der Tor und der Tod" gewidmet. In seiner gedehnt-musikalischen Ausdrucksweise, in bedächtigem Rhythmus schildert er darin, wie ein Träumer, Poet, vom Tode überrascht wird. Er ist zuerst erschrocken, entsetzt; aber der Tod naht ihm in freundlicher Gestalt und spricht:

> Steh auf! Wirf dies ererbte Graun von dir!
> Ich bin nicht schauerlich, bin kein Gerippe.
> Aus des Dionysos, der Venus Sippe,
> ein großer Gott der Seele steht vor dir.
> Wenn in der lauen Sommerabendfeier
> durch gold'ne Luft ein Blatt herabgeschwebt,
> hat dich mein Wehen angeschauert,
> das traumhaft um die reifen Dinge webt.
> — — — — — — — — —
> In jeder wahrhaft großen Stunde
> die schauern deine Erdenform gemacht,
> hab ich dich angerührt im Seelengrunde
> mit heiliger, geheimnisvoller Macht

Aber der Träumer möchte noch nicht sterben. Er findet, daß das Erdenleben ihm noch nicht genug geboten habe. Ohne Glück, ohne Sinn, Liebe, Haß nennt er sein bisheriges Dasein.

Da führt ihm der Tod die Gestalten seiner verstorbenen Mutter und Geliebten und die seines Freundes vor:

> . . . ich will dich lehren
> das Leben, eh du's endest, dreimal ehren.

Und indem diese drei von ihrem Leben und Erleben erzählen, fühlt er, daß er nie jemandem etwas war und ihm auch von allen dreien keiner etwas gewesen ist. Er entdeckt, daß er jetzt erst, im Tode, erwacht:

> Erst da ich sterbe, fühl ich, daß ich bin.

Er fühlt aber auch, daß das, was er jetzt im Tode erlebte, das Schönste ist. . .

Digitized by Google

III.

O, daß wir Inder wären oder Aegypter oder Griechen von damals! Die Aegypter z. B., die sich mit allen Zeichen, Symbolen und Emblemen des Todes umgaben, damit sie lernen möchten, den Tod als etwas Selbstverständliches zu betrachten! Bei ihren Festen ließen sie Totengebeine herumtragen — ein seltsames memento mori — aber memento vivere — je nachdem. Und die Griechen —!

Es lag nicht so viel Weisheit in ihren Todesgedanken, aber um so mehr Sinn. Das Sterben wird in Hellas nicht viel leichter gewesen sein als anderswo (vgl. Platon, Das Gastmahl, Rede des Phädros); aber man wußte mit Geschmack zu sterben, mit Anstand und Grazie — ja, man wußte Größe in das Sterben zu legen.

Das war schon viel. Man philosophierte nicht sonderlich über den Tod und seine Unfaßbarkeit — m a n s t a r b e i n f a c h, wenn es an der Zeit war. Und man muß es den Griechen lassen — sie w u ß t e n in der Regel die Zeit. Aber sie wußten eben d a r u m nur so zu sterben, weil sie zu leben verstanden, weil sie stark, viel und mit Geschmack lebten. Denn das Problem des Todes ist in Wirklichkeit ein Problem des Lebens. Man gewöhne sich immer mehr, den Tod als etwas Gegebenes zu betrachten, mit dem sich der einzelne gemäß seinen Eigenschaften abzufinden hat. Man versuche, sich in etwas zum Lebenskünstler auszubilden — so gut es gehen will; man habe in sein Leben Klarheit, Einheitlichkeit und Stetigkeit des Strebens gebracht: so werden die bösen Todesgedanken sich dementsprechend modifizieren. Wer mit Mut, Kraft und Gelassenheit zu leben weiß, wird auch mit diesen Eigenschaften sterben. Und mich dünkt, am letzten Ende wird nicht so sehr eine theoretische, philosophische Weisheit uns dazu verhelfen, — sondern das große Vorbild.

Nichts ergreift mich mehr als der Tod des Sokrates oder Jesus'. Sie wußten: es ist Zeit — „jetzt blüht der Tod", und sie starben mit Kraft, denn sie wußten sich eins mit der Notwendigkeit. Oder mit Gott.

So ist das schöne Sterben rein innerlich. Die Dekoration, die manche Dichter dabei glaubten verwenden zu müssen, ist überflüssig. Möchten sie es doch versuchen, die innerliche Schönheit, das Leuchten der Seele solcher Sterbender zu zeigen. Denn das Schicksal des Sokrates und Jesus kann doch nur solche Großen überkommen, wie es Jesus und Sokrates waren. Wie werden sie staunend gefühlt haben: wäre ich nicht ich — so stürbe ich nicht also. Das bedeutet aber, daß die Größe noch ihren Glanz — wie eine schöne Abendsonne — über ihren Tod wirft. Rückschauend empfanden sie ihr ganzes Leben bis hierher wie ein Märchen. Und wir sahen diesen Glanz, beglückt und innerlich erhoben; beglückt darüber, daß es solches Sterben gibt. — Hier darf man auch an Julia denken, von deren Hand Jürg Jenatsch so grauenhaft schön stirbt, damit er nicht von der Hand des Pöbels falle.

*

Nietzsche hat eines seiner schönsten Kapitel des Zarathustra dem Sterben geweiht: die Predigt „vom freien Tode". Ich kann mir nicht versagen, einige Sprüche daraus hierher zu setzen:

„Viele sterben zu spät, und einige sterben zu früh. Noch fremd klingt die Lehre: „Stirb zur rechten Zeit.""

„Wichtig nehmen alle das Sterben: aber noch ist der Tod kein Fest. Noch erlernten die Menschen nicht, wie man die schönsten Feste weiht."

„Den vollbringenden Tod zeige ich euch, der den Lebenden ein Stachel und ein Gelöbnis wird. . ."

„Frei zum Tode und frei im Tode, ein heiliger Neinsager, wenn es nicht mehr Zeit ist zum Ja: also versteht sich der Mann auf Tod und Leben."

„Daß euer Sterben keine Lästerung sei auf Mensch und Erde: das erbitte ich mir von dem Honig eurer Seele."

„In eurem Sterben soll noch euer Geist und eure Tugend glühn, gleich einem Abendrot um die Erde: aber aber das Sterben ist euch schlecht geraten. . ."

„Alles Reife will sterben" — sagt Nietzsche an a[...] Stelle einmal. Und d a s ist es wohl — die Men[schen] unserer Zeit sind noch nicht reif genug —, darum ge[ht] ihnen das Sterben so schlecht. — Aber wer kann es wissen, welche Sterbensschönheiten die sinnende Menschenseele sich noch erfindet. . . .

> Wie wundervoll sind diese Wesen,
> die, was nicht deutbar, dennoch deuten.
> Was nie geschrieben wurde, lesen,
> Verworrenes beherrschend binden
> und Wege noch im Ewig-dunkeln finden.

Bücher und Zeitschriften.

Das Museum. Band I. **S c h i l l e r s F l u c h t** von **A n d r e a s S t r e i c h e r.** Mit Briefen Streichers und Auszügen aus der Autobiographie Hovens. Neu herausgegeben. Pan-Verlag 1905. X, VI, 229 Seiten.

In diesem an Schiller-Schriften überreichen Jahr wird neben manchem Guten gewiß viel Ueberflüssiges erscheinen. Den Neudruck von Streichers liebenswürdigem Buche, veranstaltet von Hans Landsberg, der sich schon durch manche ähnliche Veröffentlichungen Verdienste erworben hat, zähle ich zu den guten. Konnte ich auch nicht billigen, daß ein wesentlicher Teil einer von der Gesellschaft der Bibliophilen ausgehenden Veröffentlichung mit einem Abdruck von Streichers Buch gefüllt wurde, weil ich der Meinung bin, daß die Bücherfreunde das Buch kennen oder sogar das Original besitzen, so halte ich einen Wiederabdruck für das große Publikum für sehr nützlich, zumal dieser in sehr gefälliger Form erscheint. Nicht bloß Druck und Ausstattung des Bandes, der ein neues Unternehmen inauguriert, von dessen Inhalt freilich nichts gesagt wird, sind sehr hübsch, sondern auch die Zutaten, die auf dem Titel aufgeführt werden, sind nützlich. Denn gerade diese Briefe Streichers an Schiller und dessen Antwort 1795 und ein paar Stücke aus Hovens Selbstbiographie sind wenig bekannt. Die zahlreichen hinter dem Text folgenden Anmerkungen enthalten Berichtigungen und Erläuterungen. Sie sollen hier nicht kritisch durchgegangen werden, nur mögen die beiden Fragen aufgeworfen werden: wozu wird Schiller einmal „Fritz" statt Friedrich genannt und warum wird bei den Gedichten an Charlotte v. Kalb der Titel: „Freigeisterei der Leidenschaft" nicht angeführt? In der Einleitung wird auf die Bedeutung des Buches hingewiesen und das fernere, gar nicht uninteressante Leben Streichers kurz dargestellt. Im ganzen ist das Werk eine höchst erfreuliche Erscheinung, der eine weite Verbreitung zu wünschen ist.

L u d w i g G e i g e r.

Was ist Wahrheit? (Tagebuchaufzeichnungen eines Mönches in Ponapé.) Von H. D a t b l e r. Stuttgart 1905, Strecker.

Ein Buch voll echter Poesie! Die edle gehobene Sprache, die vielfach von selbst in Rhythmen ausklingt, eignet sich vortrefflich, einerseits die farbenreiche Pracht der Tropenwelt, andrerseits die ernsten Gedanken und Erlebnisse des Helden zur Anschauung zu bringen. Es versetzt uns nach Ponapé, einer größeren Insel der Karolinengruppe, und in die Zeit ihrer Beherrschung durch die Spanier (etwa von 1886 bis 1896). Geistlicher und militärischer Druck lastet auf den vorher so heiteren Bewohnern. Die Grausamkeit und Brutalität der schließlich auf 800 Mann angewachsenen Besatzung steht in schreiendem Mißverhältnis zu den milden Lehren des Evangeliums, das die spanischen Missionare verkündigen sollten. Dieser Widerspruch kommt in Geist und Gemüt eines neu eingetroffenen Bruders, eines ideal gerichteten jungen Mannes, immer schärfer zum Bewußtsein. Vergebens versucht er, einen anderen Weg zur Zivilisierung der Eingeborenen einzuschlagen; er wird von den Oberen abgewiesen. Zweifel um Zweifel tauchen in seiner grüblerischen Seele

auf; er ringt nach einer befriedigenderen Erklärung der Vorgänge im Kosmos und im Menschenleben. Die armen Ponapesen werden zu Rachetaten getrieben und durch vernichtende Strafexpeditionen heimgesucht, worauf dumpfe Scheu, slavische Unterwürfigkeit und geheimer Racheburst sich der Bevölkerung bemächtigt. Endlich kommt Erlösung, für den suchenden und ringenden Zweifler durch einen frühzeitigen Tod, für die Eingeborenen durch den Uebergang der Karolinen in deutschen Besitz. Ohne Soldaten und Mönche, nur von wenigen Beamten begleitet, langt der deutsche Gouverneur an. Unter ihm beginnt Lebensfreude und Vertrauen in der eingeschüchterten Bevölkerung wieder zu erwachen. Mit solchem Ausblick in eine hellere, bessere Zukunft, an deren Herbeiführung der Todkranke nicht mehr mitarbeiten kann, schließt das prächtige Büchlein, das sich wohl bald einen seinem inneren Gehalt entsprechenden Leserkreis erobern wird.

U.

Allgemeine Rundschau.

Dolmenbauten aus der Gegenwart.

* Nachrichten über ganz moderne Dolmenbauten im Nordosten von Tunesien erhalten wir durch einen französischen Arzt, Dr. Dayrolle. Es handelt sich hier, wie der Globus mitteilt, keineswegs um Gräber, wiewohl diese heiligen Stätten oft einem Marabut gewidmet sind, sondern um die Challuja genannten Opferstätten, die in ihren Funktionen und, da sie manchmal bei antiken Grabdenkmälern stehen, auf alten Totenkultus zurückgehen. Dr. Dayrolle beschreibt sechs solcher Challujas, deren bedeutendster sich bei Ain Battria in der Gegend von Enfidaville befindet und der ganz, wie die Abbildung zeigt, einem kleinen Dolmen gleicht, wie wir solche in Europa aus neolithischer Zeit kennen, nur mit dem Unterschiede, daß er ganz modern ist. Er steht bei den Ruinen eines byzantinischen Forts, das in die Reste einer römischen Stadt eingebaut ist, und mißt nur 2 Meter Länge und 1 Meter Höhe, bildet jedoch mit seinen drei und vier Seitenträgern und drei größeren Deckplatten ein ganz typisches Miniaturbild eines Dolmen. Die Steine zu seinem Bau wurden den römischen Ruinen entnommen. Auch das hat dieser Modelldolmen mit den europäischen Gefährten gemeinsam, daß rings um ihn herum Kreissteine liegen. Vor zwei Jahren war er noch nicht vorhanden. Wozu dient er nun? Alle diese Challujas sind dadurch ausgezeichnet, daß man auf ihnen Votivgaben der verschiedensten Art niederlegt. Man findet da Münzen, Lichter, Benzoeharz (zum Räuchern), runde oder besonders gefärbte Kiesel und namentlich Töpfergeschirr. Letzteres ist teils moderner Art: es sind Schüsseln, Lampen, Flaschen, teilweise glasiert, teils hat man antike heidnische und christliche Geschirre, römische Lampen und dergleichen hingeschleppt, wie sie der nordafrikanische Boden häufig liefert. Dazu kommen endlich noch Votivvasen, welche von den Frauen in den benachbarten Duars hergestellt werden; sie wollen dadurch die Gunst des Heiligen erlangen, dem der Dolmen gewidmet ist. Diese Vasen sind massenhaft vertreten, alle sehr zerbrechlich und von fast neolithischem Aussehen. Alle sind mit der freien Hand, ohne Töpferscheibe hergestellt, mit Henkeln versehen und oft von bedeutender Größe. Dazu kommen Schalen, in denen man das Benzoeharz wie Weihrauch brannte.

Kleinere Mitteilungen.

—rt— Helligkeitsänderungen an kleinen Planeten. Nicht geringes Aufsehen erregte es bekanntlich in astronomischen Kreisen, als vor vier Jahren an dem wegen seiner zeitenweise sehr beträchtlichen Annäherung an die Erde ohnehin so merkwürdigen kleinen Planeten Eros Helligkeitsschwankungen wahrgenommen wurden, die innerhalb des Zeitraumes von $2\frac{1}{4}$ Stunden vor sich gingen und mehr als $1\frac{1}{2}$ Sterngrößen betrugen. Daß es zur Erklärung dieser Erscheinung nicht an den sonderbarsten Annahmen fehlte, ist wohl gleichfalls noch bekannt, es gelang aber dann bald, an der Hand der Lichtkurve unregelmäßige Oberflächengestaltung des Planeten, verbunden mit Achsendrehung, mit ziemlicher Sicherheit als wahre Ursache dieser Helligkeitsschwankungen nachzuweisen. Seitdem sind dabei Helligkeitsschwankungen auch an anderen Planetoiden wahrgenommen worden. So schon 1899 von Wolf in Heidelberg an der Terridina, dann vor mehr als Jahresfrist von Wendell in Cambridge (Massachusetts) an dem kleinen Planeten Iris, und von Palisa in Wien an der Hertha. Neuerdings hat nun Wendell abermals solche Helligkeitsschwankungen an dem kleinen Planeten Eunomia bemerkt. Dieser seit 1851 bekannte Planetoid hat eine mittlere Oppositionshelligkeit, die der Sterngröße 8.6 entspricht; nach Wendells Beobachtungen unterliegt diese Helligkeit Schwankungen, die den Betrag einer halben Sterngröße erreichen. — Im Laufe der Zeit wird es sicher gelingen, ähnliche Helligkeitsschwankungen auch noch an anderen Planetoiden nachweisen zu können.

ct. Ein neuer Sternnebel. Die eben erst gegründete Sternwarte auf dem Gipfel des Mount Wilson in Kalifornien hat bereits einen Erfolg zu nennen, indem Professor Barnard mit Hilfe des ausgezeichneten Bruce-Fernrohrs einen bisher unbekannten Nebel in der Nähe des Sternbildes des Bogenschützen entdeckt hat. Es ist ein merkwürdiges Gebilde, das damit in die Liste der Himmelskörper eingetragen wird. Im Fernrohr erscheint es wie das Flügelpaar einer Fliege, entspricht aber ohne Zweifel einer Masse von unbegreiflicher Größe und entsprechend ungeheurer Entfernung von unserm Sonnensystem. Die scharfe Umrißform des neugefundenen Nebels deutet darauf hin, daß es sich hier um einen verhältnismäßig kompakten Himmelskörper handelt, der vielleicht dem berühmten Hantelnebel im Sternbild des Fuchses nicht unähnlich ist, von dem ausgezeichnete Photographien durch verschiedene Astronomen hergestellt worden sind.

* Die Luftschiffahrt und die Sonnenfinsternis. Der Oberst Don Pedro Vivez y Vitchin, der Kommandeur der Luftschifferabteilung im spanischen Heere, hat Vorkehrungen getroffen, um die am 30. August stattfindende vollständige Sonnenfinsternis vom Luftballon aus zu beobachten. Der Schauplatz der Veranstaltungen wird die Stadt Burgos sein. Es wird hauptsächlich darauf ankommen, die von Dr. Clayton aufgestellte Behauptung zu prüfen, daß eine vollständige Sonnenfinsternis die gleichen Wirkungen hervorbringt, als ob ein Sonnenuntergang und ein Sonnenaufgang unmittelbar aufeinander folgten. Die dabei zu beobachtenden Erscheinungen beziehen sich besonders auf die Aenderung der Luftwärme und der anderen Witterungserscheinungen. Der spanische Oberst hat erhebliche Mittel zur Ausführung seines Planes zusammengebracht und wird elf Versuchsballons zur Bestimmung der Windrichtung, einen Fesselballon bis etwa 700 Meter und außerdem noch drei Freiballons aufsteigen lassen. Von den drei Freifahrten soll die erste um Mittag, wenige Minuten vor der vollständigen Verfinsterung, mit drei Beobachtern stattfinden, die zweite fünf Minuten später mit zwei Beobachtern. Diese beiden Ballons sind so eingerichtet, daß man auf einen Aufstieg bis zu 5000 Meter Höhe rechnen kann. Die Luftschiffer haben den Auftrag, möglichst gründliche Beobachtungen über die Sonnenkorona, die Protuberanzen u. s. w. anzustellen, aber um keinen Preis ihre Hauptaufgabe, die Verfolgung der Witterungserscheinungen während der Finsternis, zu vernachlässigen. Auch die französische Gesellschaft für Luftschiffahrt wird einen Ballon nach Burgos schicken und mittels eines Heliometers Messungen der Wärmestrahlung der Sonne während der ganzen Dauer der Finsternis von der ersten bis zur letzten Berührung des Mondschattens vornehmen lassen.

* Die Akademie der Wissenschaften in Wien hat auf Antrag der philosophisch-historischen Klasse Herrn J. Reinhard Bünker, Lehrer in Oedenburg, zur Herausgabe seiner Märchensammlung in heanzischer Mundart 200 Kronen aus den Mitteln der Klasse bewilligt. Die „Heanzen" sind bekanntlich ein deutscher Volksstamm im

Wieselburger, Oedenburger und Eisenstädter Komitat in Ungarn, welcher eine bayerische Mundart spricht und noch heute auf 300.000 Seelen geschätzt wird. Nach den Bestimmungen der Berliner **Savigny-Stiftung** sind die Zinsenerträgnisse dieser Stiftung jedes dritte Jahr der Wiener Akademie der Wissenschaften zur Verfügung zu stellen. Für das Jahr 1905 hat nun dementsprechend die Wiener Akademie aus der Zinsenmasse, welche 5000 M. beträgt, folgende Subventionen erteilt: Zur Unterstützung des Honorarfonds der Savigny-Zeitschrift 600 M., dem österreichischen Komitee zur Förderung des deutschen Rechtswörterbuches 600 M., dem Professor **Wolf v. Glanvell** in Graz zu Vorarbeiten zum zweiten Bande seiner Ausgabe der Schriften des römischen Kardinalpriesters Deusdedit aus dem 11. Jahrhundert 1800 M., dem Professor L. **Wahrmund** in Innsbruck zur Herausgabe einer Quellensammlung des römisch-kanonischen Prozesses im Mittelalter 500 M., dem Professor H. **Sieveking** in Marburg für Fortsetzung seiner Untersuchung der italienischen Handlungsbücher 1500 M. Für die Unternehmungen der internationalen Assoziation der Akademien sind die folgenden Jahresbeiträge für die nächsten drei Jahre gewährt worden: Für die Herausgabe einer Enzyklopädie des Islam jährlich 2500 Kronen, für die kritische Ausgabe des Mahabharata jährlich 1000 Kronen, für das Korpus der griechischen Urkunden des Mittelalters und der neueren Zeit jährlich 1000 Kronen.

dr. **Schiller-Feier in Jena.** Außer einer akademischen und einer volkstümlichen Schiller-Feier wird Jena noch eine **dritte** allgemeine Schiller-Feier haben, die von der dortigen „Literarischen Gesellschaft" ausgeht und den Ton auf Schillers letzte Lebenszeit und Tod legt, im Gedenken dessen, daß es sich ja um eine Todesfeier handelt. Es werden die Schilderungen der letzten Lebensstunden Schillers von Karoline v. Wolzogen und Heinrich Voß gelesen und die allerletzten Arbeiten Schillers. Die Ansprache und Einleitung gibt der Jenaer Literaturprofessor Dr. Rudolf **Schlösser**, die Rezitationen hat der Weimarische Hofschauspieler Albert **Bauer** übernommen. Diese am 8. Mai abends stattfindende Feier wird die drei Schiller-Feiern in Jena einleiten. Die Literarische Gesellschaft wird auch das auf dem Jenaer alten Friedhof befindliche Grab Karoline v. Wolzogens am 9. Mai schmücken.

* **Bibliotheken.** Der bisherige Hilfsbibliothekar an der königlichen Bibliothek in Berlin Dr. **Priesack** ist zum Bibliothekar an der Universitätsbibliothek in Göttingen ernannt worden.

❧

Hochschulnachrichten.

* **Darmstadt.** Der Verein deutscher Papierfabrikanten hat, wie schon gemeldet, beschlossen, der Technischen Hochschule zu Darmstadt zum Zwecke der Einrichtung von Papiermacher-Hochschulkursen einen einmaligen Beitrag von 9000 Mark zwecks Anschaffung maschineller Einrichtungen für den Unterricht zu überweisen und die Kurse noch auf drei weitere Jahre mit einem erheblichen Beitrage zu unterstützen. Jetzt sind in die Diplomprüfungsordnung der Hochschule als weitere Wahlfächer bei der Hauptprüfung im Maschinenbaufach aufgenommen worden: Papierfabrikation und deren Maschinen und Papierprüfung. Der Verein Deutscher Papierfabrikanten setzt große Hoffnungen für die Fortbildung der Technik der deutschen Papiermacherei auf die Einrichtung der Hochschulkurse in Darmstadt.

hc. **Münster.** Der Privatdozent für Mathematik an der hiesigen Universität, Dr. Max Dehn, ist vom Unterrichtsminister für das Sommersemester 1905 mit der Abhaltung von mathematischen Vorlesungen an der Kieler Universität beauftragt worden, woselbst infolge der Berufung von Prof. Dr. P. Stäckel nach Hannover eine Mathematik-Professur erledigt ist.

* **Berlin.** Am 20. d. M. ist an der hiesigen Universität zum erstenmal eine Dame zum Dr. medicinae promoviert worden, nämlich Frl. Elise **Taube** aus Finsterwalde, auf Grund einer Dissertation über Rückenmarks[illegible] Gefolge von Wochenbettfieber mit Einschluß der [illegible] selben Verhältnissen auftretenden Neuritis und Poly[illegible]

* **Wien.** Am Freitag ist hier der emeritierte P[illegible] der technischen Hochschule Hofrat Dr. Andreas **Kornh[illegible]** im 84. Lebensjahre **gestorben**. Der Verstorbene, der seit 1861 an dieser Hochschule wirkte, hat mehrere Werke über die Vögel und Säugetiere Ungarns, über Erhaltung des Waldes und Wildes, über Erdbeben in Ungarn, über fossile Saurier, über den Aetna und Korsika u. a. m. veröffentlicht.

hc. **Bern.** Dem Privatdozenten für Laryngologie und Otologie an der hiesigen Universität, Dr. med. Friedrich **Lüscher**, wurde der Professortitel verliehen.

❧

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Sämtliche Werke von Detlev v. Liliencron. (10. Bd.: Bunte Leute. [D. gesamm. Gedichte 4. Band.]) Berlin u. Leipzig. Schuster u. Loeffler. 182 S. — Dr. **Gottfried Dimmer** und Ingenieur **Walter Ritter von Molo**: Wie mache ich eine österreichische Patentanmeldung? Eine Anleitung zur Herstellung von Patentunterlagen. Wien 1905. Manzsche Universitäts-Buchhandlung. 58 S. — **Jahrbuch des Historischen Vereins Dillingen.** XVII. Jahrgang. 1904 Mit 4 Tafeln. Dillingen a. D. J. Keller. 250 S. — **Johann Georg Senger**: Die hereingeschneite Nichte. Roman Berlin. Otto Janke. 378 S. — Prof. Dr. R. **Börnstein** und Prof. Dr. W. **Marckwald**: Sichtbare und unsichtbare Strahlen. Gemeinverständlich dargestellt. (Aus Natur und Geisteswelt. 64. Bändchen.) Leipzig 1905. B. G. Teubner. 142 S. — **Theodor Volbehr**: Bau und Leben der bildenden Kunst. (Aus Natur und Geisteswelt. 68. Bändchen.) Ebenda 1905. 129 S. — Dr. phil. **Theo Sommerlad**, Privatdozent an der Universität Halle: Die wirtschaftliche Tätigkeit der deutschen Kirche in der Zeit des erwachenden Staatsgedankens bis zum Aufkommen der Geldwirtschaft. (Die wirtschaftliche Tätigkeit der Kirche in Deutschland. 2. Band.) Leipzig 1905. J. J. Weber. 315 S. — **Wilhelm Fischer**: Hans Heinzlein. Erzählung. München u. Leipzig 1905. Georg Müller. 150 S. — **Giuseppe Melli**: La Filosofia di Schopenhauer. Firenze 1905. Bernardo Seeber. 320 S. — **Wilhelm Meyer-Rinteln**: Die Schöpfung der Sprache. Leipzig 1905. Friedr. Wilh. Grunow. 256 S — **Dr. A. Petermanns Mitteilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt.** Herausgegeben von Prof. Dr. A. Supan. (Jährl. 12 Hefte. 51. Band. 1905. III. Heft.) Gotha. Justus Perthes.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger Stuttgart und Berlin

Soeben erschien in **fünfter Auflage:**

Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte

1788—1805

Herausgegeben und erläutert von Wilhelm Fielitz

Drei Bände

In 3 Leinenbänden zu je M. 1.—

In 1 Leinenband gebunden M. 3.— (*)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Digitized by Google

Jahrgang 1905. München, Donnerstag, 27. April. Nummer 97.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber. Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Das fränkische Eroberungs- und Siedelungssystem im Ripuarier- und Alamannenlande.

Von Prof. Dr. Rübel (Dortmund).

Zur Einleitung folgender Abhandlung sei kurz auf den Gang und den besonderen Charakter früherer Untersuchungen hingewiesen. Vor drei Jahren veröffentlichte der Verfasser ein Buch: „Reichshöfe im Lippe-, Ruhr- und Diemelgebiete und am Hellwege.“ Hervorgegangen war das Buch aus dem Bestreben, zur Klarheit darüber zu kommen, wann und von wem zuerst die Sonderungen der Fluren am Hellwege, einer großen Straße vom Rhein zur Weser, der Rechte am Walde und Weide, die Zuteilung der Waldgerechtsame an Hufenbesitzer vorgenommen sei. Das Resultat war kurz das:

Der Hellweg, eine Straße, die von Duisburg zwischen Ruhr und Lippe, beiden Flüssen parallel nach Paderborn und zur Weser führt, ist eine Schöpfung Karls des Großen. Sie wurde begonnen, als Karl 785 fast ein halbes Jahr in der Eresburg weilte. Die Straße wurde mit festen Positionen besetzt. Besonders deutlich ist Dortmund als eine solche karolingische Schöpfung. Dortmund hatte einen Königshof, daneben einen Königskamp, wahrscheinlich schon bei der ersten Anlage eine „Burg“, die 939 militärisch besetzt war, der Forst gehörte den späterhin „Reichsleute“ genannten Besitzern der Königshufen. Die Anlagen vom Rhein zur Weser zeigen ein festes System, sie sind nach einem einheitlichen Plane angelegt, die Rechte am Walde im Reichshofe Dortmund sind nicht gemeinsam germanisch, sondern speziell fränkisch. Das ganze Bild, das sich so ergab, wich von den bisherigen Anschauungen sehr wesentlich ab.

Unabhängig von diesen Feststellungen gewann damals Schuchhardt die sichere Erkenntnis, daß in Schieder ein von Karl in derselben Zeit angelegter befestigter Hof, curtis mit pomerium, also Baumgarten, im Grundrisse wohl erhalten noch heute daliege. Die curtis von Schieder ist aber typisch für eine ganze Reihe von anderweitigen Anlagen, die als sicher karolingisch nun erkannt sind. Seit dieser Zeit sind nun die beiderseitigen Forschungen miteinander gegangen. Feststellungen, die sich aus Urkunden, Annalen und Kapitularien machen ließen, fanden ihre Belege durch weitere Klarstellungen im Terrain, und umgekehrt wurde durch die Untersuchungen der Quellenstellen wiederum vieles klar, was bis dahin im Terrain gefunden, aber im einzelnen noch nicht klargestellt war. Es hat sich ergeben, daß die Nachrichten der karalingischen Annalen über Karls Sachsenkriege sich Punkt für Punkt im Terrain belegen lassen, viele Kapitularien erhalten ihre Klarstellung erst durch diese Erkenntnis und die fortschreitende archäologische Forschung; dafür ergeben sich immer neue Beweise.

Ehe ich indessen hierzu übergehe, möchte ich ganz allgemein bemerken: In der Behandlung von uns interessierenden Fragen, die das beginnende Mittelalter betreffen, handelt es sich stets darum: Was ist gemeinsam germanisch, was speziell fränkisch oder sächsisch oder alamannisch, was beruht auf römischer Tradition? Mag es sich um Verfassungsprobleme, um Befestigungen, um Straßenzüge, um Dorf- oder Weileranlagen, um Flurgestaltung, um Begräbnisstätten, um Wohnstätten handeln, stets tritt diese Frage hervor. Ich möchte eine ganz kurze vorläufige Antwort geben, die dahin lautet: In allem, was das rein Technische des Kriegswesens betrifft, ist bei den salischen Franken die Tradition seit der Römerzeit niemals erloschen. Alles, was mit der Kriegsführung zusammenhängt, Lagerwesen, Waffenausrüstung, Vorschieben von Laufhallen und Mauerbrechern bei Belagerungen, Organisation der Truppen ist bei den Franken bis in den Ausgang der Karolingerzeit in fast derselben Weise geübt wie bei den Römern, aber die fränkischen Scharen sind darum rechtlich keine römischen contubernia, nur das Technische haben sie von den Römern übernommen.

Als Schuchhardt vor mehr als einem Jahrzehnte die Wittekindsburg bei Rulle, die Wekenburg bei Meppen, die Burg bei Russel aufnahm, betitelte er die Untersuchung: „Drei Römerkastelle an der Hase“, so sehr entsprachen Anlage und Kleinfunde, die er unter anderen auch den Salburg-Forschern vorlegte, dem Bilde, welches man sich von römischen Kastellen damals machte. Heute wissen wir sicher, daß alle drei Anlagen karalingisch sind, aber die römische Traditian war durchaus bei der Anlage noch herrschend und zeigt sich hier wie anderweitig namentlich auch in den Kleinfunden. Ich will aber noch ein anderes, lehrreiches Beispiel für die Kontinuität der römischen Organisation geben:

Vegelius berichtet, daß das römische contubernium mit dem Dekan, dem zehnten Manne, eine Einheit bildete. Dieses contubernium von zehn Mann hat aber als taktische Einheit bei den salischen Franken bis in die Zeiten Heinrichs I. fortbestanden. Bei den Franken der lex Salica gab es eine technisch geschulte Truppe von Kriegern, antrustiones, Mitgliedern der trustis. Sie schwören mit ihrer Waffe dem König Treue. Antrustiones bilden späterhin das Gefolge, die schola der majores domus, sie sind seine Degen παῖδες, bellatores, pueri, sie unterstehen dem major domus. Man hat sie bis jetzt immer für Reiter gehalten, doch fehlt hierfür jeder Beweis. In der lex Salica erscheint contubernium als eine Schar von dreimal drei Genossen, also der Dekan ist nicht mitgezählt. Nach meiner Auffassung ist das die Schar der antrustiones, der Fußsoldaten. Doch muß man unterscheiden: Es gab in der natitia dignitatum Salii juniores und

Digitized by Google

seniores, so in der lex Salica außer dem contubernium der antrustiones, auch einen antrustio in domo sua, einen bereits angesiedelten antrustio. Hier liegt nach meiner Auffassung der Schlüssel für die ganze Institution. Das contubernium war die Zehnschar solcher juniores, παῖδες, Degen, welche das technisch geschulte und technisch bewaffnete Gefolge des Majordomus bildeten; Zweck der ganzen Institution war schließliche Ansiedelung durch den König oder dessen Hausmeier im Königslande. Solange sie nicht angesiedelt waren, erscheinen diese Leute als bellatores, praeliatores, Degen, pueri, welch letzteres wohl mit juniores identisch ist. Nun erfahren wir: 842 revoltierten die Leute Lothars I., sie gingen ihm turmatim per contubernia, in geschlossenen Abteilungen in contubernia davon. Noch damals existierte also das contubernium. Diesen noch nicht angesiedelten Gefolgsleuten des Königs, die zu contubernia organisiert waren, stehen nun nach meiner Auffassung milites agrarii gegenüber, bereits angesiedelte Königsleute, auch sie sind in contubernia organisiert. Wir haben nämlich urkundliche Nachrichten über Königsgut, das, wie wir das für den Hellweg erweisen können, sich systematisch den großen Heeresstraßen und den Flußläufen einfügt. Es schiebt sich den Main, die fränkische Saate herauf bis zum Thüringer Walde hin, es folgt in Oesterreich dem Zuge der Donau und den Hauptstraßen, es liegt am Südharze und anderweitig. Wo der Hufenbesitz in diesen Königssiedelungen bekannt ist, einerlei, ob in Kärnten, in Thüringen, am Rhein oder in Frankreich, überall ist das Dezimalsystem ausschlaggebend. Je 10, 20, 30, 40, 70 Hufen bilden die Siedelung. Der Schlüssel für diese Zehnzahl ist nun der: Es ist das angesiedelte contubernium, der Hufenbesitz entspricht der Zehnzahl der Königsleute, deren neun mit ihrem Dekanus angesiedelt waren. Ihnen stehen die noch auf Ansiedelung wartenden, die in die „Hagen gestellten" hagustaldi gegenüber. Letztere hagustaldi werden 863 bei Bildung einer königlichen curtis im regnum, eines königlichen heribergum und eines königlichen castrum angesiedelt. Sie waren ansiedelungsberechtigt, aber noch nicht angesiedelte Königsleute. Sie sind die bellatores, Degen, παῖδες, pueri der merovingischen Zeit. Die fest angesiedelten Mitglieder des contubernium treffen wir aber beim Städtebau Heinrichs I. wieder. Von den neun milites agrarii muß je einer in die neue Stadt ziehen, die acht übrigen also mit dem Dekanus bleiben draußen. 929 finden wir nach Beginn des Städtebaues diese Leute als interior familiarum collegio intrinsecus famulantium, als die Gemeinschaft der in den Städten ihren Dienst versehenden Leute, in Quedlinburg, Pöhlde, Nordhausen, Grone und Duderstadt; es sind die in die neuen Städte Heinrichs I. hinein geholten Königsleute, von denen je einer von neun in die neue urbs hineingezogen war.

Das Beispiel sollte zeigen, wie durchgreifend eine Betrachtungsweise sich gestaltet, die die Kontinuität der technischen Einrichtungen in das Auge faßt. Das Beispiel ist jedoch nicht etwa ein Hauptstützpunkt für diese Kontinuität, sondern vielmehr Resultat der ganzen Forschung. Die Forschung selbst baut sich auf anderer Grundlage auf. Sie will erweisen:

1. die Bedeutung des fränkischen Herzogtums und des fränkischen regnum;
2. die Bedeutung der fränkischen curtis und palatium, des heribergum und des pomertum;
3. die Bedeutung des fränkischen limes, der fränkischen Grenze und im Zusammenhange damit die Bedeutung der fränkischen Königssiedelung und der fränkischen Flurgestaltung.

Ich beginne mit dem fränkischen Herzogtume, ducatus. 34 Herzöge waren zugegen, als ein Königsedikt Dagoberts I. um 630 verkündet wurde, welches Königsgesetz sowohl in dem Gesetzbuche der Baiern, als auch in dem der Alamannen Aufnahme gefunden hat; das ist ein Resultat der Forschungen Brunners. Aus denselben ergibt sich mit voller Sicherheit, daß in die lex Alamannorum und Bajuariorum ein merovingisches Königsgesetz Dagoberts I. hinein verarbeitet ist, daß der dux dieser beiden Gesetze kein bayerischer oder alamannischer Herzog sondern ein fränkischer ist, daß somit die curtis, der Hof dieses Herzogs, der besonderen Schutz genießt, nur eine fränkische curtis sein kann.

Den Titel dux, also Herzog, führen unter anderen die majores domus, Hausmeier, von Pippin dem Aelteren an, sie setzen ihre Verwandten zu duces ein, in einem Falle ist nach meiner Auffassung auch einmal ein hoher Geistlicher von ihnen mit allen den Befugnissen betraut worden, die ein dux hatte. Dieser Geistliche ist Bonifazius. Nach ganz allgemein bestehender Auffassung hat es seit Karl dem Großen bis zum Ende der Karolingerzeit einen Herzog, dux, und ein Herzogtum, ducatus, nicht mehr gegeben. Diese Ansicht mutet der urkundlich ganz feststehenden Ueberlieferung gegenüber seltsam an. Unter Karl dem Großen gab es in Sachsen einen Herzog Egbert und Wala, an der Sachsen-Hessengrenze einen Herzog Gerhao, ein Herzogtum, ducatus, in Friesland, ein Herzogtum läßt sich fast Jahrzehnt für Jahrzehnt ganz einwandfrei aus karolingischer Zeit belegen für Alamannien, Ripuarien, das Moselland, für ganz Sachsen, für Sachsen zwischen Weser und Rhein, für Thüringen, für das Elsaß, für Flandern, für das Land zwischen Jura und St. Bernhard, für Lothringen, für das ganze Eroberungsgebiet der Franken in Oesterreich; es ist ganz merkwürdig, daß diesen urkundlich unantastbaren Belegen gegenüber unsere Rechtshistoriker einstimmig mit Waitz erklären: „Im karolingischen Staate ist kein Raum für ein Herzogtum."

Es ist in dem bisherigen Bilde des karolingischen Staates allerdings kein Raum für ein Herzogtum gewesen; aber diesem Bilde fehlen eben ganz entscheidende Züge. Herzog heißt nicht Heerführer, sondern Heerverpfleger. Der Herzog in vorkarolingischer Zeit ist derselbe Beamte wie der Herzog der karolingischen Zeit, seine Stellung läßt sich genau mit allen Einzelheiten, einem ganzen Apparat von Unterbeamten, die mit dem Herzoge den gleichen rechtlichen Schutz genossen, erkennen. Dem Herzoge unterstand alles das, was wir als Katasterwesen bezeichnen können, die erstmalige Einrichtung von Zentralstellen im Eroberungsgebiet, von curtes und castra, das finium tutamen, die Einrichtung einer gesicherten Grenzmark, Festlegung der neuen Grenzlinien, die Sicherung einzelner bedrohter Punkte durch befestigte Stellungen, das marcam scarire, die Signierung und Linienführung der neuen Grenze, die provisio ruralis regiarum villarum, die Aussonderung von Königsgut und die Regelung der Feldfluren in den neugebildeten Stellungen, die ordnungsmäßige Einteilung des ganzen Gebietes, weiterhin aber die gesamte Katasterverwaltung, Neuregelung der Besitzverhältnisse, ihre Unterbeamten sind confiniales, suntelitae. Die rechtliche Stellung derselben war in karolingischer Zeit die als vassi, vorher sind es Mitglieder der Sonderabteilungen der trustis gewesen. Alles dieses läßt sich quellenmäßig belegen. Allerdings ist das Herzogsamt nicht als ständiges Amt gedacht gewesen, oft hat der König selbst die Funktionen des Herzogs aufgenommen. Es ist nur unter den letzten Merovingern die Herzogsgewalt so sehr ausschließlich in den Besitz der Vorgänger Karls, also der Pippiniden, gekommen, daß dieselben sich nicht allein amtlich nur noch duces, Herzöge, nicht majores domus, Hausmeier, nannten, sondern daß sie auch ihre Verwandten eigenmächtig als duces einsetzten. Wenn also der Hausmeier oder Herzog Pippin deshalb von Einhard als mächtiger wie der König bezeichnet wird, weil der Hausmeier die Verwaltung des regnum führte, weil er alles, was draußen zu tun und zu disponieren war, ordnete, so ist damit d i e Seite der Verwaltung klar bezeichnet, die diesem Beamten unterstand. Aber in allen bisherigen Darstellungen des fränkischen Staates fehlen diese Seiten völlig. Noch niemand hat sich bis jetzt die Frage vorgelegt, wer eigentlich die Leute waren, denen das Befestigungswesen, das Verpflegungswesen, die Linienführung der neuen Grenzlinien, das Katasterwesen, unterstand. Es waren eben die Herzöge, denen diese Funktionen zukamen.

Ich komme nach der kurzen Skizzierung der Stellung des Herzogs zum regnum = Reich im Sondersinn des

Digitized by Google

Wortes. Wenn ein Deutscher heute van den „Reichslanden" spricht, weiß jeder, daß damit ein besonderer Teil des Reiches gemeint ist. Genau so war es in karolingischer und merovingischer Zeit, es gab „Reich", wie eine Urkunde van 1036 für Westfalen sagt, regnum singulare, Reich im Sondersinne des Wortes, speziell ausgeschiedenes Königsgut, welches ganz allgemein als „regnum" bezeichnet wurde. So einfach dieser Satz auch ist, von sa weittragender Bedeutung ist er. Allseitig bekannt und anerkannt ist, daß das „Reich Aachen, Reich Nymwegen, Reich Cröv, Reich Ingelheim, Reich Ramstein und Weilerbach", Reich im Sondersinne des Wortes, nach meiner Auffassung spezielles, der königlichen Verfügung unterstehendes Land war. Das „Königsundern" bei Wiesbaden ist eben salches Reich. Als Heinrich V. 1123 einen zum Königshofe Wiesbaden gehörigen Wald seinem Reichsministerialen schenkte, bekundete er, daß das keine Verminderung dismembratio oder diminutio des „regnum" sei, da ja der Ministeriale der par des Reiches sei. In Kärnten ist 980 solcher Königsbesitz = in Karintricke, in Oesterreich = in Ostarriche 996 als Königshufen verschenkt worden. Nun läßt sich der strikte Beweis führen, daß regnum schon in karolingischer und merovingischer Zeit die Bedeutung Reich im Sondersinne des Wortes gehabt hat. Da dieser Beweis von weitesttragender Bedeutung ist und mitten in die Darstellung des fränkischen Systems hinein führt, muß ich ausführlicher werden.

Wie eine römische Grenze am Oberrhein aussah, wissen wir alle. Am Unterrhein war ein agri usui militum sepositi, Oedland, von den Legionen gelassen; es ist die germanische Abgrenzungsweise. Zwischen den Marken der Dekapalis liegt bei Ulfilas Oedland. Wie die Sachsengrenze im Norden gegenüber der Hessen-Thüringer-Grenze im Süden vor den Zeiten Karls des Großen aussah, wissen wir unter anderem aus dem Zuge der Sachsenburgen auf dem Klei bei Worbis, auf dem Questenberge bei Roßla, auf dem Mühlenberge bei Niedersachswerfen. Das Gebiet zwischen der Grenze von der Diemel, der Fulda, Werra her bis nach dem Helmegebiet ist von Schuchhardt aufgenommen, eine Linie „Lampfert" ist hier festgestellt. Wichtig ist, daß das Ganze sich durch die Befestigungen im Norden als altes, umstrittenes Grenzgebiet, confininm, abhebt. Hier läßt sich nun das, was ich fränkisches Eroberungs- und Siedelungssystem nenne, mit allen Einzelheiten belegen, hier erscheint der fränkische Herzog, die fränkische Siedelung mit fränkischer Abgrenzungsmethade, das fränkische regnum. Beginnen wir mit letzterem:

785 nach Niederwerfung der Sachsen brach plötzlich in Thüringen ein großer Aufstand aus, der von Karl mit schwerer Hand niedergeworfen wurde. Hauptführer der Aufständischen war ein Hardrad. Ursache des Aufstandes nach den Reichsannalen war: Hardrad hatte seine Tochter einem Franken secundum legem Francorum verlobt, weigerte sich aber, die Verheiratung zu vollziehen. Es wird später von ihm gesagt, er hätte das regnum minnere, das „Reich mindern", wollen. Sowohl die Verlobung nach dem Gesetze der Franken, als auch die Minderung des Reiches zeigt nun den Kampf gegen das fränkische System. Karl ließ nämlich anläßlich des Aufstandes eine neue Eidesformel ausarbeiten; die Ueberschrift derselben besagt, der Eid sei notwendig geworden, weil ungetreue Leute „in regnum terminare" im regnum hätten mit Neuordnungen selbständig vorgehen wollen. Nach karolingischer Rechtsauffassung ist das ganze ehemalige confinium zwischen Sachsen- und Thüringer-Hessen-Grenze regnum, auch hat Karl später einen dux hierher geschickt, den schon genannten Gerhao, der mit terminatio, fränkischer Abgrenzung, im confinium vorgegangen ist. Wenn also die Thüringer in regnum terminare, mit Einziehung der alten Oedgrenze, hatten nach Besiegung der Sachsen selbständig vorgehen wollen, so war das ein schwerer Eingriff in die Rechte Karls, denn das ganze Vorgehen der Franken beruhte auf zwei Rechtssätzen, die später formuliert sind: nulle terre sans seigneur = Es gibt kein herrenloses Land, und eremus = causa regis. Alles Oedland, der ganze eremus, ist Königsgut. Der König zieht dasselbe zu seiner Verfügung ein. Wenn alsa Hardrad verurteilt wurde, weil er im regnum hatte terminare wollen, sa heißt das: Hardrad und Genossen hatten eben das confinium im Süden der Sachsengrenze für sich einziehen wollen; aber Karl betrachtete dasselbe als seine Domäne. Tatsächlich läßt sich nun das fränkische Königsgut in diesem confinium urkundlich südlich der Sachsengrenze feststellen, es ist unter anderem Mackenrode, Lengefeld, Wallhausen urkundlich als Königsgut nachweisbar, Frankenhausen tritt durch den Namen als solches hervor, Nardhausen im Süden der Grenze ist Zentralpunkt der Domänenverwaltung, im 12. Jahrhundert wird eine „Burg" hier genannt, die außer dem Königshofe vorhanden war.

Entscheidend ist also diese Stelle, weil sie beweist, daß in einem Kapitulare Karls des Großen regnum wirklich Reich im Sandersinne des Wortes, Königsgut, causa regis heißt. Dieser Beweis stellt eine weitere Seite der karolingischen Verwaltung klar. Als Karl die Sachsen massenhaft nach 797 deportierte, heißt es, und zwar wieder in einem Kapitulare van 1797, der König würde sie infra sua regna aut in marca collocare, in die Mark aber in die regna deportieren. Diese deportierten Sachsen lassen sich bei Königssiedelungen dem Namen nach verschiedentlich wenigstens vermuten, ich erinnere an Sachsenhausen beim Königsgute Frankfurt, Litzolsachsen, Hohensachsen, Großsachsen beim Königsgute Birnheim, Groß- und Klein-Sachsenheim beim Königsgute Lauffen. Nachgewiesen hat die massenhafte Verbreitung dieser Nachkömmlinge der Sachsen im Ardennenwalde Seelmann, indem er die sächsischen Dörfer an der wallonisch-deutschen Wümme, Nethe, Aller, Biese, Weser, Werra nachwies. Was aber Seelmann nicht gesehen hat, und was erst entscheidend ist, ist das: In diesem Gebiete tritt in karolingischer Zeit massenhaft neu gebildetes Königsgut = regnum nach unserer Auffassung hervar, es ist causa regis, welches eben dadurch geschaffen ist, daß um 800 das, was ich das fränkische Eroberungs- und Siedelungssystem nenne, hier im Ardennenwalde weiter vorrückte. Fränkisches Reichsgut erscheint bei Malmedy, Annel, Thommen, von 43 fränkischen königlichen villae, die 888 genannt sind, liegt eine große Anzahl in diesem Gebiete, ein fränkisches palatium erscheint urkundlich hier 844 in Thommen, 846 in Blatten, 854 in Manderfeld, 855 in Schüller bei Prüm, auch ein palatiotum = Palizeul bei Luxemburg wird 896 genannt, es ist ein königliches palatium mit kleinen Ausmessungen. Alle diese palatia liegen im Deportierungslande der Sachsen, eben in dem Lande, in welchem um 800 das fränkische System mit Neubildung von regnum, Ausscheidung von Königsgut, Platz griff. In diese regna hat Karl die Sachsen weggeführt, es wäre merkwürdig, wenn alle diese palatia unauffindbar wären.

Das System nenne ich fränkisch, nicht karolingisch; vor Karl hat bereits Pippin dasselbe gehandhabt. In derselben Zeit, in welcher zum erstenmal ein limes Brittanicus erscheint, also gegen die Bretonen eine mit fränkischen Königsleuten besiedelte Mark gebildet wird, erscheint im Königslande bei dem Königsgute Ingelheim, also im regnum von Ingelheim, der vicus Britannorum = Bretzenheim bei Mainz, es ist die Siedelung der deportierten Bretonen, die deportiert wurden, als ein limes Brittanicus gebildet wurde, dessen praefectus 778 genannt wird, im vicus Brittanicus sind sie angesiedelt. Das System der Einrichtung von Königsgut mit Besetzung durch Königsleute, mögen sie nun freie, fränkische Königsleute oder unfreie sein, ist für das Westfalenland schon früher von mir als karolingische Methode nachgewiesen und vorhin kurz erörtert, hier erscheint es als fränkisch. Die Verjagung der alten Einwohner vom neuen limes ist für den limes Saxonicus und für den limes Hispanicus urkundlich aus den Zeiten Ludwigs des Frammen ebenfalls zu belegen, ferner die Wegführung von Spaniern.

Ich komme zur fränkischen Burg, curtis und herlbergum. Die merovingischen Hausmeier, die drei Pippin, nennen sich duces. Ihr Amt ist nach meiner Auffassung Einrichtung und Verwaltung des regnum, Ausstattung desselben mit curtes und palatia. Ich er-

Digitized by Google

wähnte, daß der dux der lex Alamannorum und Bajuvariorum ein fränkischer dux sei. Seine curtis stand unter besonderem Schutze. Die curtis eines alamannischen dux wird die Biberburg am Neckar genannt. Im 20. Jahre seines Herzogtums übergab sie Herzog Gottfried. Die thüringischen Herzöge besaßen um dieselbe Zeit die Hammelburg, das Hamulum castellum von 716 und bereits 704 ein castellum Mulenberge = Mühlberg bei Arnstadt. Es sind fränkische, befestigte Höfe, von denen sich im Terrain vielleicht noch Spuren finden lassen. 766 wird im Nibelgau eine villa publica genannt, man vermutet sie bei Kempten, eine curtis müßte dort vorhanden sein. Im campo, ubi diatur Paumcartun bei Donaueschingen wird 772 eine Urkunde ausgestellt. Dieser baumgartun muß als pomerium neben einer befestigten curtis gelegen haben. Nachweisen hat er sich noch nicht lassen. Dagegen sind befestigte curtes, für die die spezielle Nachweisung allerdings aussteht, ob sie Königshöfe oder, was für die eine wohl sicher ist, Nachbildung von Königshöfen sind, in Großeichholzheim und am Neckar die Altenburg gefunden. Die Altenburg wird man mit ziemlicher Sicherheit als königliche karolingische curtis erklären dürfen, da ganz in der Nachbarschaft, in der villa Dußlingen, karolingisches Königsgut 888 urkundlich bezeugt ist. Ich behaupte nun, daß diese curtes und Burgen nicht die einzigen bleiben werden, die sich finden lassen.

Ich hatte ursprünglich vor, in meinem Werke „Die Franken“ hauptsächlich das System der Franken auch im österreichischen Eroberungsgebiete klar zu stellen. Gerade hier läßt sich von Etappe zu Etappe aus den Urkunden belegen, wie Karl der Große und seine Nachfolger von Friaul und von Baiern her ihre curtes und „Burgen“ bis in die Wiener Gegend vorgeschoben haben. Soweit ich sehe, hat noch niemand daran gedacht, daß man die Herilungoburg, Caresburg, Hollenburg, Mosaburg und andere im Tale oder an einem sonst geneigten Abhange zu suchen habe. Die Namen der curtes sind aus karolingischer Zeit hier zahlreich vorhanden. Eine geplante Reise, um wenigstens einige der curtes oder Burgen im Terrain zu finden, ist zunächst unterblieben; der ganze Abschnitt über Oesterreich ist denn auch in meinem Buche nicht aufgenommen. Um so ausgiebiger hat sich inzwischen die Kenntnis der fränkischen curtes, Burgen und beribergn im Sachsenlande gestaltet, wir zählen curtis und curtisähnliche Anlagen dank Schuchhardts Klarstellungen bereits nach mindestens zwei Dutzenden.

(Schluß folgt.)

Der erste internationale Archäologenkongreß zu Athen.

Es ist auffallend, daß die Archäologie, deren äußerer Betrieb doch schon zwei Menschenalter hindurch vortrefflich organisiert ist, erst jetzt sich einen repräsentativen internationalen Mittelpunkt in Form eines periodisch stattfindenden Kongresses geschaffen hat. Vielleicht ist es ein Zeichen, daß solche Kongresse in der Tat mehr repräsentative Veranstaltungen sind und daß man ihrer weder zum Austausch neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse, noch auch nur zur Anspornung des internationalen Wetteifers unbedingt bedarf. Der Austausch neuer Funde und Gedanken geschieht in den Zeiten einer vervollkommneten Technik rascher und sicherer durch die Zeitschriften, jener Wetteifer aber ist längst aufs höchste angespannt durch die gemeinsame Arbeit auf klassischem Boden.

Und doch wird niemand von den Männern, die vom 7. bis 13. April in Athen beisammen waren, das Gefühl mit fortgenommen haben, daß der äußere Glanz der Feste und Empfänge schließlich die Hauptsache gewesen sei, wie es pessimistische Gemüter prophezeit hatten. Zweierlei Dinge sind es vor allem, die einen dauernden Gewinn für den Einzelnen wie für die Wissenschaft bedeuten: erstlich sind eine Menge der brennenden wissenschaftlichen Pro[illegible] im letzten Jahrzehnt aufgetaucht sind, teils in den [illegible] und noch eifriger in kleineren persönlichen Zusammen[illegible] durchgesprochen worden; und dieser persönliche Austausch pflegt ja das fruchtbarste Mittel für gegenseitige Förderung zu sein. Zweitens aber sind namentlich in bezug auf die äußere Organisation des wissenschaftlichen Betriebes, der ja in der Archäologie von tausendfältigen materiellen Objekten und Fragen abhängig ist, bemertenswerte Meinungsäußerungen und Wünsche laut geworden.

Was die rein wissenschaftlichen Fragen anbelangt, so fiel vor allem auf, wie außerordentlich der Gesichtskreis der archäologischen Studien sich sowohl geographisch wie zeitlich erweitert hat. Die klassische Epoche der Griechen steht zwar immer noch im Mittelpunkt, und die neuen Ergänzungen der äginetischen Giebelgruppen der Münchener Glyptothek, die hier zum erstenmal gezeigt wurden, erregten bei weitem das allgemeinste Interesse, so daß der Vortrag Furtwänglers wiederholt werden mußte. Aber die klassische Epoche kann nicht mehr ausschließlich für sich studiert werden, seit uns auch auf griechischem Boden die Funde bis zum Anfang des 2. Jahrtausends und höher hinaufführen, in Zeiten, in denen vielfach nur durch Vergleiche mit ägyptischen und nordischen Denkmälern die Basis zur Beurteilung und Datierung gewonnen werden kann. Zu der steinzeitlichen Keramik, die Tsundas in Thessalien ausgegraben hat, trat als merkwürdig verwandte Vasengattung von ähnlich effektvoller Ornamentik eine durch v. Stern (Odessa) entdeckte steinzeitliche Nekropole in Südrußland. Das Hervortreten und die zunehmende Wichtigkeit der „Prähistorie“ auf klassischem Boden ist das markanteste wissenschaftliche Ereignis auf diesem Kongreß.

Für die kretisch-mykenische Kultur, die mit der überraschenden Fülle und Schönheit ihrer Denkmäler augenblicklich die aktuellste Frage ist, gab Evans, der glückliche Entdecker von Knossos, den Versuch einer Epochengliederung und Chronologie.

Neues auf klassischem Gebiet brachte Furtwängler durch die schon genannte Neuaufstellung der äginetischen Giebelgruppen, die auf Grund der Ausgrabungen am Aphaiatempel möglich geworden ist, Kavvadias, durch seine Untersuchungen am Apollontempel von Phigalia, Schrader durch eine Studie über den Cellafries des alten Athenatempels auf der athenischen Akropolis, zu dem das altbekannte Relief der wagenbesteigenden Frau gehört. Eine Gruppe russischer Gelehrter, darunter v. Stern, Rostovtsew und Pridik, hatten den glücklichen Gedanken, in einer Serie zusammenhängender Vorträge die griechische Kultur am Nordrand des Schwarzen Meeres durch ein reiches und zum großen Teil neu entdecktes Material zu illustrieren. So nahm, trotz Prähistorie, das klassische Griechentum auch äußerlich den Platz ein, den ihm seine sieghaft fortwirkende Kraft und Schönheit immerdar sichert.

Neben den genannten Gebieten hatten Epigraphik und Numismatik ihre eigene Sektion, ebenso die byzantinische Kunst, die sich in Griechenland, wo die byzantinische Kultur die einzige neben der klassischen ist, naturgemäß den klassischen Studien anschließt. Sie war namentlich durch Strzygowski, Uspensky und Millet vertreten.

Unter den Organisationsfragen traten drei Themata in den Vordergrund, von denen das erste von Furtwängler durch die Frage angeregt wurde: Wie sollen Museen nutzbar gemacht werden? Es handelt sich namentlich um die schlimme Angewohnheit vieler Museumsdirektoren, die ihnen anvertrauten Schätze aus wissenschaftlicher Eifersucht der Benutzung durch andere Gelehrte zu entziehen. Namentlich in Italien herrscht, wie von verschiedenen Seiten unverhohlen beklagt wurde, ein System der Erschwerung wissenschaftlicher Museumsbenutzung, das sich in manchen Sammlungen bis zum Verbote des Notizenmachens steigert, von Zeichnen und Photographieren gar nicht zu reden. Der Kongreß sprach in der feierlichen Schlußsitzung den dringenden Wunsch aus, daß die Freiheit des wissenschaftlichen Studiums — unbeschadet natürlich aller billigen Vorrechte der Museumsbeamten — in Zukunft immer mehr gewährleistet werde. Es darf hinzugefügt werden, daß gerade in Griechenland dieses Verlangen um so freier geäußert werden konnte, als hier diese Freiheit in vollstem Maße vorhanden ist, dank namentlich einem Manne, dessen außerordentliche Verdienste um die griechi-

Digitized by Google

schen Denkmäler auch in diesen Tagen von allen Seiten dankbar und rühmend anerkannt werden, des Generalephoros Kavvadias. Es wird eine segensreiche Wirkung der neuen Kongresse sein, daß die Mißstände, wie sie vorwiegend in Italien, aber auch noch an anderen Stellen herrschen, fortan vor der internationalen Oeffentlichkeit festgenagelt werden können.

In bezug auf Ausgrabungen wies **Wiegand** auf den Uebelstand hin, daß vielfach die aufgedeckten Ruinen, sobald die Ausgräber sie verlassen haben, dem Verfall ausgesetzt sind. Der Kongreß erteilte daher den eindringlichen Rat, daß bei allen Ausgrabungsunternehmungen von vornherein entsprechende Mittel zur dauernden Erhaltung der Objekte bereitgestellt werden sollten.

Ein drittes, sehr fruchtbares Thema wurde von **Cecil Smith** im Namen des Britischen Museums angeregt: einen Museumsverband zu gründen, durch welchen eine gegenseitige Unterstützung der Museen ermöglicht wird. Diese soll sich namentlich durch Bekämpfung des Fälschertums betätigen, ferner durch Austausch von Abgüssen, Photographien und — worin ein besonders glücklicher neuer Gedanke liegt — von Dubletten.

Endlich wurde lebhaft, namentlich von deutscher, englischer und amerikanischer Seite, über die Verwendung der Denkmälerkunde in den Mittelschulen verhandelt. Die Beratungen verdichteten sich schließlich zu einigen Leitsätzen, in denen eine möglichst freie Verwendung der Archäologie durch gelegentliche Anknüpfung an die dazu geeigneten Unterrichtsgegenstände (Sprach-, Geschichts- und Zeichenunterricht) empfohlen wird. Und zwar sollen die Denkmäler einerseits zur Illustrierung der antiken Kultur, andrerseits aber auch zur Weckung und Uebung des künstlerischen Sehens nutzbar gemacht werden. Vorbedingung dazu ist eine entsprechende Ausbildung der Lehrer auf der Universität und eine Weiterbildung durch Reisen in den klassischen Ländern, ohne daß darum die betreffenden Lehrer den Ehrgeiz selbständigen archäologischen Arbeitens zu haben brauchten.

Von neuen wissenschaftlichen Unternehmungen wurden angeregt: eine handliche Minuskelausgabe der griechischen Inschriften, durch Ritter von Gärtringen; eine Ikonographie der byzantinischen Kaiser, durch Strzygowski, zu deren Herausgabe sich ein internationales Komitee gebildet hat; eine Sammlung aller byzantinischen Denkmäler, durch Frothingham; eine internationale Bibliographie der Archäologie mit kurzen Referaten, durch Bulle u. a.

So werden also nach den verschiedensten Seiten nützliche Früchte und Folgen des Kongresses zu erwarten sein, und es besteht kein Zweifel, daß die Einrichtung zu einer dauernden wird. Die völkereinigende Macht der wissenschaftlichen Arbeit hat sich aufs neue bewährt. Als Ort des zweiten Kongresses hätte Rom am nächsten gelegen. Aber da dort kurz nacheinander drei große Kongresse getagt haben, so wurde die Einladung der ägyptischen Regierung nach Kairo angenommen, wo man nach vier oder fünf Jahren sich wieder versammeln wird.

•

Ein jeder Kongreß erhält seine besondere Farbe durch den Ort, an dem er tagt. Präsident war der Kronprinz, der sich aufs lebhafteste an den Veranstaltungen beteiligte, bis er durch andere Verpflichtungen abgerufen wurde. Statt seiner präsidierte in der Schlußsitzung der Unterrichtsminister Karapanos, der selber um die Archäologie die größten Verdienste hat, durch die erfolgreiche Ausgrabung von Dodona. Die Eröffnungssitzung fand nachmittags um 3 Uhr im Parthenon statt. Und wenn es auch nicht gerade stilvoll war, diesen Raum mit schwarzen Fracks gefüllt zu sehen, so fiel doch eine nicht uninteressante Erkenntnis dabei ab. Es mochten an 900 Personen anwesend sein, und als sie sich dicht um die Rednerbühne geschart hatten, war kaum ein Viertel des Innenraumes gefüllt. Erst an diesem Maßstab bekam man ein Gefühl für die außerordentliche Größe des Raumes, zu deren Schätzung sonst jeder Anhalt fehlt.

Noch ein zweites Mal trat der Parthenon in den Mittelpunkt des Interesses, als Kavvadias in einer Sitzung sich gegen die irrtümlich verbreitete Meinung verteidigte, er wolle einen Wiederaufbau des Parthenon anregen. Vielmehr bekannte er sich zu dem gesunden und mit lebhaftem Beifall begrüßten Prinzip, nur solche Arbeiten an den Denkmälern vorzunehmen, die unbedingt zur Erhaltung nötig sind. Er teilte mit, daß für den Westfries des Parthenon, der durch den Regen dauernd geschädigt wird, eine solche Maßregel baldigst nötig werde. Aus der Mitte der Versammlung wurde vorgeschlagen, das Original des Frieses herabzunehmen und durch einen Steinnachguß zu ersetzen. Doch erhoben sich mit Recht gewichtige Stimmen dagegen und es fand ein weniger gefährlicher Vorschlag Billigung, nämlich die verlorene Kassettendecke durch eine Holzdecke in entsprechender Form und Farbe zu ersetzen. Damit gewinnt man zugleich die ursprüngliche Beleuchtung zurück, über deren Wirkung man bisher keine Erfahrung hat; der Versuch, der ja jederzeit wieder rückgängig gemacht werden kann, hat also auch eine eminent ästhetische Bedeutung.

Ein anders geartetes praktisch-ästhetisches Experiment, für das die Mehrzahl der Kongreßbesucher außerordentlich dankbar war, bestand in einer **Aufführung von Sophokles' Antigone** in dem zum Theater umgewandelten Stadion, das bekanntlich durch die Munifizenz Averoffs seine nunmehr vollendete Marmorbekleidung wiedererhalten hat. Vor der runden Schmalseite war ein niedriges breites Bühnengebäude nach Dörpfelds Ideen und Entwurf aufgestellt; die Schauspieler waren Dilettanten, Mitglieder der „Gesellschaft zur Aufführung alter Dramen", die unter Leitung des Professors Mistriotis steht; die Musik zu den Chören war eine ganz einfache Begleitung nach alten byzantinischen Motiven. Gewiß war manches an diesem Versuche unvollkommen und halb; die Musik klang bisweilen trivial, die Kostüme hätten stilvoller sein dürfen, die Verse hätten als Verse und nicht wie neugriechische Prosa deklamiert werden sollen. Auch war es störend, daß der Chor beim Absingen seiner Lieder in einem langweiligen Halbkreis den Zuschauern gegenüberstand, statt sich zu bewegen. Aber wer möchte das Experiment eines antiken Chortanzes wagen, von dessen Aussehen wir gar nichts wissen? Nimmt man alle Halbheiten als unvermeidlich in Kauf, so war diese Antigoneaufführung eine Offenbarung, eine neue wissenschaftliche und poetische Erkenntnis. In dem riesigen gefüllten Halbrund sitzend, unter dem belebenden Strahl der Sonne, während der Wind die Gewänder der Schauspieler blähte und belebte, von oben hinabblickend wie auf einen wirklichen Vorgang, empfand man plötzlich die ungeheure Natürlichkeit der alten Poesie. Man sieht die Schauspieler nicht auf die Rückwand projiziert und in einen Rahmen eingesperrt, wie in unserem Theater, sondern frei im Raum, dreidimensional; und dabei doch durch eben diesen ganz einfachen Raum zusammengehalten und in ihren Stellungen ohne weiteres bestimmt. Der Chor bildete während der Szenen zwei Reihen rechts und links, eine bewegliche Einfassung, an welche die starken Erregungen im Zentrum hinfluten und wieder zurückgeworfen werden. Erst hier sah und fühlte man, was dieses Zusammenspiel von Chor und Schauspielern bedeutet; daß das eine Element ohne das andere nicht denkbar ist; daß der Chor die beständige Resonanz der Handlung bildet. Wer noch nicht von Dörpfelds Anordnung von Schauspielern und Chor in der Orchestra überzeugt war, hier mußte er es werden, wenn er vorurteilslos empfand.

Die Schauspieler waren gut, die Antigone von einfacher Größe und doch leidenschaftlichster Kraft. Man fühlte, wie diesen Dilettanten die lebhafte Gebärdensprache des täglichen Lebens zu Hilfe kam. Man sah wohl, namentlich am Kreon, manche übertriebene, aber kaum einmal eine falsche oder schematische Geste. Ganz vortrefflich war der Grabwächter, der alle volkstümlichen Gebärden zu Hilfe nahm, die man an Bauern und Hirten gewohnt ist.

Und nun das Publikum! Die Kongreßmitglieder saßen in einem großen Haufen in der Mitte, still und andächtig. Ringsum aber wurde es lebendig, sowie eine große Sentenz kam. Bei einem Vers gegen die Tyrannen oder bei dem berühmten Satz der Antigone: Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da, brachen Beifallssalven los. Die Fremden fühlten sich in ihrer Andacht gestört und suchten die Klatscher niederzuzischen, natürlich vergeblich. Die Nordländer und die Südländer verstanden sich nicht. Aber die Südländer hatten recht. Sie applaudierten nicht die Schauspieler, sie applaudierten unentwegt jede kräftige moralische Sentenz. Und nun fiel es uns wie Schuppen von den Augen. Genau so war es im alten Athen und der Dichter verteilte weise im voraus seine Schlager, denn er wußte, wie und wo der Beifallssturm

Digitized by Google

losbrechen würde. So waren diese zwei Stunden im attischen Theater nicht die schlechteste Belehrung, die wir vom Kongresse mit fortnahmen, ein praktischer Kursus in Dichterverständnis und Volksverständnis. Und man fühlte eines dabei, das uns bescheiden und vorsichtig machen sollte: so sehr wir in unserer Weisheit uns einem gewöhnlichen athenischen Bürgersmann, wie sie um uns herum saßen, in bezug auf Kenntnis des Altertums überlegen dünken — das unmittelbare naive Mitfühlen, wie es hier zutage trat, haben sie vor uns voraus. Wir dringen gewiß tiefer in alle poetischen Schönheiten des Dichters ein, aber bei jenen pulsiert noch — trotz aller Rassenvermischung — derselbe Pulsschlag, dasselbe heiße Mitempfinden wie damals, als im Jahre 440 v. Chr. Antigone zum erstenmal zum Tode geführt wurde.

Athen, 14. April 1905. H. B.

Bücher und Zeitschriften.

Zacharias Werners Weihe der Kraft. Eine Studie zur Technik des Dramas. Von Dr. phil. Jonas Fränkel. Beiträge zur Aesthetik. Herausgegeben von Th. Lipps und R. M. Werner. IX. Hamburg, C. Voß, 1904. 8°. 141 S.

Zacharias Werner teilt das Geschick, das Grillparzer jahrzehntelang verfolgt hat: man kannte ihn in weiteren Kreisen nur als den Dichter des Vierundzwanzigsten Februar und hat ihn nach der üblichen Registrierung der Literaturgeschichte in gleicher Weise wie den Dichter der Ahnfrau den Vertretern der Schicksalstragödie eingereiht. Erst die neuere Forschung hat dem Dichter allmählich den Platz einzuräumen versucht, der ihm in der Geschichte der deutschen Literatur gebührt. Daß Werner nach dem Grade seiner Begabung in allererster Reihe stand, wurde schon durch das Urteil seiner bedeutendsten Zeitgenossen bezeugt. Es waren nicht wenige Stimmen, die in Zacharias Werner einen würdigen Nachfolger Schillers begrüßen zu können glaubten, und kein Geringerer als Grillparzer hat den Ausspruch getan: „Werner war der Anlage nach bestimmt, der dritte große deutsche Dichter zu sein, er mußte viel dagegen arbeiten, um sein Geburtszeugnis unwahr zu machen.“ Den grundlegenden Arbeiten von Düntzer, Minor und Poppenberg hat sich ein neuer wertvoller Beitrag zur Kenntnis Werners und seines Schaffens angereiht in der gediegenen und gründlichen Untersuchung von Jonas Fränkel über des Dichters bekanntestes und bedeutendstes Drama: Martin Luther oder die Weihe der Kraft. Die literarhistorische Bedeutung dieses Dramas bekundet sich schon darin, daß es, wie der Verfasser der vorliegenden Monographie mit Recht hervorhebt, das einzige Drama der Romantiker war, das nicht bloß literarisches Experiment blieb, sondern lange vor der Aufführung des Kleistischen Dramas von der Bühne herab eine mächtige und nachhaltige Wirkung übte. Und weiter rechtfertigt sich die eingehende Untersuchung, die Fränkel der Technik des Stückes, seinem Verhältnis zu den historischen Quellen, seiner Charakteristik und seinem Stil zuteil werden läßt, durch die Stellung, die Werners Luther in der Entwicklungsgeschichte des deutschen Dramas einnimmt. Weit davon entfernt, ein bloßes Epigonendrama der Schillerschen Schule zu sein, ist die Weihe der Kraft vielmehr eines der ersten Stücke, das über Schiller hinausgreifend in der Vereinigung eines vielfach echt Shakespeareschen Realismus mit der formalen Schönheit der klassischen Dichtung einen neuen charakteristischen Stil zu schaffen sucht. In den prachtvollen historischen Szenen des dritten Aktes, in der großen Reichstagsszene des vierten Aktes, in der Zeichnung Karls V., des Hofnarren du Bossu und zahlreicher anderer Gestalten wandelt Zacharias Werner zum großen Teil völlig neue Bahnen, die in der Entwicklung des deutschen Dramas die verbindende Brücke bilden von Schiller zu Kleist und weiterhin zu Grillparzer, Hebbel und Otto Ludwig. Den Untersuchungen über Komposition und Stil des Werkes läßt Fränkel ein Kapitel über die interessanten Bühnenschicksale der von Iffland mit besonderer Vorliebe gepflegten Stücke folgen, endlich eine Zusammenstellung der höchst verschiedenen Beurteilungen, die Werners bizarrgeniales Reformationsdrama mit seinen mystisch-katholisierenden Elementen bei der zeitgenössischen Kritik naturgemäß hervorrief.

E. Kilian.

In Harmonie mit dem Unendlichen. Von Ralph Waldo Trine. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Dr. Max Christlieb. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. 1905. kl. 8°, XII und 224 Seiten.

Zwei gute Eigenschaften müssen dem vorliegenden Buche zugesprochen werden, eine innere und eine äußerliche: erstens die edle Gesinnung und die schönen Ziele, die der Verfasser zum Ausdruck bringt — er predigt lauter Liebe, Vertrauen, Reinheit u. dgl. — und zweitens die vorzügliche Ausstattung und der sehr schöne Druck des Buches. Leider genügen diese beiden Eigenschaften allein noch nicht, um ein Buch empfehlenswert zu machen, und weiter läßt sich von ihm nichts Gutes aussagen. Im Gegenteil, es müßte vor den mystischen, an den gröbsten und lächerlichsten Aberglauben grenzenden Auslassungen des Verfassers gewarnt werden, hätte nicht er selbst sein Buch mit einem schwer zu übersteigenden Wall umgeben, der der Lektüre nicht wenig hinderlich im Wege steht: das Buch ist nämlich ein bißchen langweilig. Die ewigen Wiederholungen eines und desselben Gedankens — nämlich die Einheit des Menschen mit Gott und die daraus fließende Unbegrenztheit der menschlichen Kraft, — der erbauliche Ton, der Mangel jeglicher Entwickelung und jeden Fortschrittes der Gedanken und endlich die Abwesenheit auch nur des Versuches einer Vertiefung oder wenigstens einer geistreichen Durchführung. — das alles macht diese Schrift langweilig. Dieses bedenkliche Symptom teilt sie freilich mit den meisten modernen englischen und insbesondere amerikanischen philosophischen Schriften. Der praktische nüchterne Sinn jener Menschen ist zwar den Erfolgen auf dem Gebiete des Erwerbes sehr günstig, er rächt sich aber schwer bei jeder tiefer sein sollenden geistigen Untersuchung, und das Bestreben der dortigen idealistischen Autoren, diesem Mangel durch dunkle Verschwommenheit und biblisch-moralische Gesinnung abzuhelfen, macht die Sache keineswegs besser. Aber dieser Umstand kann es nicht verhindern, daß solche Bücher bei den Yankees den größten Erfolg erreichen, und auch das vorliegende Buch erzielte, wie der Uebersetzer in der Vorrede mitteilt, einen ganz enormen Absatz.

B. L. W.

Allgemeine Rundschau.

Die bisherigen wissenschaftlichen Erfahrungen über die Genickstarre.

ct. Die Genickstarre, die jetzt wegen ihres epidemischen Auftretens, übrigens nicht nur in Deutschland, so viel von sich reden macht, ist eine Krankheit, die zu der Gruppe der Gehirnhautentzündungen gehört und unter diesen eine ähnliche Stellung einnimmt wie der akute Gelenkrheumatismus unter den übrigen Gelenkentzündungen. Das Wesentliche bei diesen beiden Krankheiten ist ihr epidemisches Auftreten. Die Gehirnhaut stellt die Umhüllung des Gehirns dar, die sich in gleicher Weise als Umkleidung des Rückenmarks fortsetzt. Sie besteht aus einer serösen Oberfläche und einem darunter befindlichen losen Bindegewebe, das die Blutgefäße für das Gehirn und das Rückenmark enthält. Daraus erklärt es sich bereits, daß eine Erkrankung der Gehirnhaut stets auch eine solche des Gehirns selbst bedeutet.

Die Krankheitskeime können auf verschiedene Art in diesen Körperteil gelangen, entweder durch das Blut oder durch den Uebergriff ansteckender Vorgänge von benachbarten Organen. Hauptsächlich sind es drei Lebewesen aus der Gruppe der Bakterien oder eigentlich der Kokken, die zu solchen Krankheiten Veranlassung geben: der Pneumococcus, der Streptococcus und der Diplococcus intracellularis meningitidis. Der letztere wurde zuerst im Jahre 1887 von Weichselbaum beschrieben und 1895 von Jaeger als Er-

Digitized by Google

reger der epidemischen Gehirnentzündung oder der Genickstarre genannt. Der Diplococcus hat die vergleichsweise gute Eigenschaft, eine schwache Lebensfähigkeit zu besitzen, aber dieser Umstand bringt auch den Nachteil mit sich, daß der Keim schwer zu züchten und deshalb in seiner Entwicklung schwer zu studieren ist.

Von sachverständiger Seite ist bereits darauf aufmerksam gemacht worden, daß das Auftreten vereinzelter Fälle von Genickstarre wenig zu bedeuten hat, weil solche vereinzelte Erkrankungen in den meisten Ländern der gemäßigten Zone fast alljährlich vorkommen. Die meisten Erfahrungen sowohl mit solchen wie mit eigentlichen Epidemien der Genickstarre hat man in den Vereinigten Staaten gesammelt, wo 1805 wohl überhaupt die erste derartige Epidemie zu beobachten war. Seitdem haben sich die Seuchen von Genickstarre in einzelnen Gebieten dieses Landes in verhältnismäßig kurzen Abständen wiederholt.

Die Erkennung der Krankheit ist, auch wenn ihre eigentlichen Keime nicht gefunden werden, ziemlich leicht, weil das Krankheitsbild eine gewisse Eigenart besitzt. Immerhin ist eine genaue Statistik über die Häufigkeit und Ausbreitung der Genickstarre noch ein dringendes Bedürfnis zu nennen. Vor allem wird man den vereinzelten Fällen eine höhere Aufmerksamkeit schenken müssen, weil in ihnen die Erklärung für das plötzliche Auftreten von Epidemien zu suchen ist. Der verantwortliche Diplococcus geht unter Trockenheit und starker Belichtung rasch zugrunde, unter den gegenteiligen Umständen aber, also beispielsweise in einem so feuchten und sonnenlosen Winter wie dem letztvergangenen, vermehrt er sich vermutlich so stark, daß dadurch das Entstehen einer Epidemie erklärlich wird. Ueberhaupt sind diese Epidemien im Spätwinter und Frühling am häufigsten und befallen vorzugsweise junge Erwachsene und Kinder. Oft werden die ersten Erkrankungen in den Garnisonen bemerkbar. Glücklicherweise breiten sich die Epidemien gewöhnlich nicht schnell aus und bleiben vielmehr auf ein kleines Gebiet beschränkt. Gleich anderen ansteckenden Krankheiten ist die Genickstarre übertragbar, doch weiß man noch nicht genau zu sagen, auf welchem Wege. Einige Sachverständige schreiben die Ansteckung hauptsächlich der Uebertragung des Keims durch die Luft zu, andere ausschließlich der durch unmittelbare Berührung. Infolge der Abschließung des Krankheitsvorgangs in einem inneren und wenig zugänglichen Teil des Körpers ist die Gefahr der Ansteckung wahrscheinlich verhältnismäßig gering; immerhin fehlt es nicht an Beispielen, daß in einer Familie mehrere Personen nacheinander von der Genickstarre ergriffen wurden, obgleich die Uebertragung der Krankheit auf Aerzte oder Wärter in Krankenhäusern nach den in Amerika gesammelten Erfahrungen mit einer Ausnahme niemals vorgekommen sein soll. Die Krankheit setzt meist plötzlich ein und beginnt mit starkem Kopfweh und Schmerzen im Halse und im Rücken, wozu bald ein Gefühl der Steifheit in den Muskeln hinzutritt. Bei Kindern können sich auch Krämpfe einstellen. Zuweilen geht eine kurze Zeit allgemeinen Uebelbefindens voraus, das mit einem Frostschauer endet. Die Temperatur des Körpers steigt, während der Puls verhältnismäßig wenig beschleunigt, aber unregelmäßig wird. Andere Merkmale sind Erbrechen, Delirium, Verwirrung des Bewußtseins, Lähmung verschiedenen Grades und verschiedene Arten von Hautausschlag.

Der Verlauf des Leidens ist in tödlichen Fällen ein sehr schneller und spielt sich in wenigen Stunden oder doch in wenigen Tagen ab. Bei weniger heftigen Erkrankungen kann sich die Wiederherstellung doch sehr lange hinziehen. Nach dem Tod findet sich die Haut um das Gehirn wie um das Rückenmark mit Blut überfüllt und von Eiter durchsetzt, auch die Gewebe des Gehirns und des Rückenmarks selbst zeigen bis auf seltene Ausnahmen beträchtliche Verletzungen, an denen namentlich die zweiten, fünften und siebenten Kopfnerven sowie die Wurzeln der Nerven des Rückenmarks beteiligt sind. Lungenentzündung ist eine häufige Komplikation bei Genickstarre. Auch Nase und Rachen können von der Entzündung ergriffen werden, und die Sinne des Geruchs und Geschmacks kommen in Verlust. Auch völlige Taubheit stellt sich oft durch eitrige Entzündung des Ohrlabyrinths oder des Gehörnerven als Folgeerscheinung ein. Damit auch das vierte bedeutende Sinnesorgan nicht fehle, werden auch die Augen oft von schweren Entzündungen ergriffen oder die Augenmuskeln gelähmt, ferner entzünden sich häufig die Gelenke. Die Zahl der roten Blutkörperchen wird wenig verändert, die der weißen stets vermehrt. Daß die geistige Tätigkeit bei einer solchen Erkrnnkung schwer leiden muß, versteht sich von selbst. Im allgemeinen ist auch die Aussicht auf Genesung gering, jedoch ist die Sterblichkeit, die man namentlich bei den zahlreichen Epidemien in Amerika festgestellt hat, recht verschieden und schwankt zwischen 20 und 70 v. H. der Erkrankungen. Immerhin sind auch unter den günstigsten Umständen die Folgen noch recht bedenklich, weil selbst nach der Hebung der eigentlichen Krankheit oft schwere Schäden zurückbleiben. Auch von der Behandlung ist wenig zu hoffen.

Ein spezielles Heilmittel gegen die Genickstarre ist nicht bekannt. In Zukunft mag es gelingen, ein Antitoxin nach Art der verschiedenen bei Diphtherie, Typhus u. s. w. zur Impfung angewandten Mittel aus der Züchtung des Diplococcus intracellularis zu gewinnen, aber es läßt sich schon jetzt einigermaßen voraussehen, daß ein solches Gegengift bestenfalls mehr eine vorbeugende als eine heilende Kraft besitzen würde. Da die Krankheit zu den ansteckenden und übertragbaren gehört, so besteht das beste Mittel zu ihrer Bekämpfung darin, die Kranken zu isolieren und auf eine Desinfektion der Ausscheidungen aus Nase, Ohren und Lungen hinzuwirken. Auch sollten die Patienten unter die günstigsten hygienischen Verhältnisse gebracht werden. Bei kräftigen Leuten kann man es mit einem Aderlaß versuchen, auch können Blutegel zur Erleichterung der Kopfschmerzen hinter dem Ohr angesetzt werden, wodurch vielleicht auch der Entzündungsvorgang innerhalb des Schädels günstig beeinflußt wird. Daß sich die Anwendung von Eis oder von beständig fließendem Wasser zur Kühlung des Kopfes und Rückens empfiehlt, ist selbstverständlich. Zur Beruhigung mögen Betäubungsmittel, am besten Morphium, verwandt werden. Findet eine Neigung zur Starre statt, so ist die Verabreichung von Reizmitteln wie Kampfer, Moschus, Baldrian, Aether, Wein, Champagner und Kaffee angezeigt. Für den wirksamsten ärztlichen Eingriff wird von manchen Sachverständigen die sogenannte Lumbalpunktur gehalten, eine Anzapfung der Rückenmarksflüssigkeit in der Gegend der Lendenwirbel. Doch stimmen die Urteile über den Vorzug dieser Behandlung nicht überein. Alles in allem wird man vorläufig hauptsächlich darauf angewiesen sein, die besten Mittel anzuwenden, die gegen die Uebertragung einer ansteckenden Krankheit im allgemeinen zur Verfügung stehen.

✤

Kleinere Mitteilnngen.

ct. **Das Radium von Capri.** Elster und Geitel, die bekannten deutschen Radium-Forscher, haben unlängst den Fangoschlamm von Capri sowie einige andere Bodenarten der Insel auf ihren Radiumgehalt untersucht. Es hat sich dabei herausgestellt, daß die Strahlungsfähigkeit dieser Stoffe im Vergleich zu der der Pechblende freilich eine sehr geringe ist, nämlich nur etwa ein Tausendstel. Immerhin läßt sich durch dasselbe Verfahren, das bei den Uranerzen verwandt wird, ein radioaktiver Stoff zur Ausscheidung bringen. Zur Prüfung gelangte zunächst eine Probe von 60 Kilogramm feuchten Fangoschlamms, aus dem eine geringe Menge von rohem schwefelsauren Barium gewonnen wurde, das wiederum 0.39 Gramm kohlensaures Barium lieferte, woran sich das Radium gewöhnlich gebunden findet. Es wurde auch sicher festgestellt, daß tatsächlich Radium darin enthalten war, außerdem noch ein anderer von Elster und Geitel entdeckter strahlender Körper, das Emanium. Die Ackererde von Capri stand in einer Probe von 40 Kilogramm zur Verfügung und konnte durch Behandlung mit Salzsäure unmittelbar vom Barium befreit werden. Auch hier wurde eigentliches Radium ermittelt. Hervorzuheben ist die Tatsache, daß in den beiden untersuchten Erdarten Uran nicht vorhanden ist.

* **Medizinisches.** Der 23. **Kongreß für innere Medizin** 1806 wird in **München** tagen. Wenn eine beim letzten Kongreß in Wiesbaden lebhaft hervor-

Digitized by Google

getretene Strömung durchdringt, so wird, so schreibt die Münchener Medizinische Wochenschrift, damit der Kongreß seine Wanderjahre beendet haben und wieder dauernd nach Wiesbaden, wo er während des ersten Dezenniums seines Bestehens sein ständiges Heim hatte, zurückkehren. Die Anziehungskraft, die Wiesbaden, wohl infolge seiner günstigen Lage, als Kongreßort ausübt, hat sich auch beim jüngsten Kongreß wieder bewährt; ebenso zeigte der bis zum letzten Tag außerordentlich gute Besuch der Sitzungen, wie sehr in der kleineren Stadt der Mangel an allerlei Abziehungen dem Zusammenhalt des Kongresses und damit der Erfüllung seiner eigentlichsten Aufgaben zugute kommt.

* Deutscher Chirurgenkongreß. Der 34. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie findet vom 26. bis 29. d. M. im Langenbeck-Haus in Berlin statt. Zur Diskussion sind folgende Themata in Aussicht genommen: 1. Ueber die Größe der Unfallsfolgen bei unblutiger und blutiger Behandlung der Querfrakturen der Patella; 2. als Hauptthema: die Frage der Behandlung der Blinddarmentzündung, und zwar speziell die des günstigsten Zeitpunktes zum operativen Einschreiten. Die Diskussion über diese wichtige Frage dürfte jedenfalls sehr interessant werden, da die bedeutendsten Chirurgen Europas daran teilnehmen werden. Als weiterer Punkt des Kongreßprogramms steht die Frage der Nierenoperationen, speziell bei Nierentuberkulose zur Diskussion auf Grund der neuesten Erscheinungen bei Verwertung der funktionellen Nierendiagnostik. Das Programm des Kongresses, bei dem Professor Krönlein (Zürich) den Vorsitz führen wird, verspricht demnach sehr interessant zu werden.

* Neue Universitäts- und Hochschulsatzungen in Preußen. Wie die Tägliche Rundschau erfährt, wird demnächst im Kultusministerium eine Sitzung stattfinden zur Beratung grundlegender Bestimmungen für die Studentenausschüsse an den deutschen Universitäten und Hochschulen. An dieser Sitzung werden sämtliche Rektoren dieser Anstalten in Preußen teilnehmen. Die Satzungen werden der Bildung von Studentenausschüssen bestimmte Vorschriften setzen und ferner feststehende Bestimmungen enthalten über die Beteiligung der Studierenden an kirchlichen und politischen Fragen, denen sie in Zukunft ganz fern bleiben sollen. Die im Ministerium festgestellten Satzungen für den Ausschuß sollen für die Studentenschaft maßgebend sein und etwaige Aenderungen lokaler Natur in Zukunft nur vom Ministerium genehmigt werden.

❧

Hochschulnachrichten.

* **Tübingen.** Der Privatdozent der Nationalökonomie Dr. Bernhard Harms ist zwecks Abschlusses einer wissenschaftlichen Arbeit für das bevorstehende Sommersemester beurlaubt worden.

* **Straßburg.** Der Privatdozent der Zahnheilkunde an der hiesigen Universität Dr. J. Römer hat einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Innsbruck erhalten.

S.W.K. **Darmstadt.** Der außerordentliche Professor der neueren Literaturgeschichte Dr. A. E. Berger in Halle hat einen Ruf an die hiesige technische Hochschule als Ordinarius erhalten.

* **Berlin.** Am 2. Mai wird das neue hygienische Institut der hiesigen Universität (Hessische Straße 4) feierlich eröffnet werden.

* **Rostock.** Der ordentliche Professor der Physik und Mathematik Dr. Matthiessen ist in den Ruhestand getreten. (Vgl. Nr. 77.)

* **Graz.** Der Professor des Strafprozeßrechts und derzeitige Dekan der juristischen Fakultät an der hiesigen Universität Dr. K. Hilter ist am Montag im Alter von 59 Jahren gestorben.

* **Zürich.** Der Professor an der veterinär-medizinischen Fakultät der hiesigen Hochschule und Direktor des Tierspitals Dr. Hirzel ist am Montag im Alter von 50 Jahren gestorben.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Walther Classen: Christus heute als unser Zeitgenosse. München 1905. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 78 S. — Max Jansen: Kaiser Maximilian I. Auflösung des Reiches. Neues Kulturleben. (Weltgeschichte in Karakterbildern. Herausgegeben von Franz Kampers, Sebastian Merkle und Martin Spahn. Dritte Abteilung: Uebergangszeit.) München 1905. Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung. 141 S. — Konrad Agahd und M. v. Schulz: Gesetz betreffend Kinderarbeit in gewerblichen Betrieben vom 30. März 1903. Nebst den dazu gehörigen Bekanntmachungen des Bundesrats, den Ausführungsanweisungen der deutschen Bundesstaaten und Elsass-Lothringens und vier Anhängen. Dritte wesentlich vermehrte Auflage. (Schriften der Gesellschaft für Soziale Reform. Heft 10.) Jena 1905. Gustav Fischer. 408 S. — Aufsätze über den Streik der Bergarbeiter im Ruhrgebiet. (Schriften der Gesellschaft für Soziale Reform. II. Band, Heft 5; Heft 17 der ganzen Reihe.) Jena 1905. Gustav Fischer. 128 S. — Dr. Franz v. Liszt, Professor der Rechte: Strafrechtliche Aufsätze und Vorträge. (Erster Band. 1875 bis 1891. Zweiter Band. 1892 bis 1904.) Berlin 1905. J. Guttentag. 560 u. 519 S. — E. v. Liebert: Nationale Forderungen und Pflichten. München 1905. J. F. Lehmann. 22 S. — Dr. Anton v. Vogt, Generalstabsarzt z. D.: Die wehrpflichtige Jugend Bayerns. Ebenda 1905. 96 S. — Victor Ottmann: Rund um die Welt. Berlin 1905. August Scherl. 184 S. — Ernst Müller: Schiller. Intimes aus seinem Leben nebst einer Einleitung über seine Bedeutung als Dichter und einer Geschichte der Schillerverehrung. Mit 65 Bildern und 8 faksimilierten Schriftstücken und Briefen. Berlin 1905. A. Hofmann u. Co. 268 S. — Das Lied von der Glocke von Friedrich von Schiller. Mit 19 Illustrationen nach Originalgemälden von Alex. v. Liezen-Mayer und mit Ornamenten von Wanda v. Debschitz. Nürnberg. Theo Stroefer. 39 S. — A. v. Wyl: Schiller: Gedenkbuch. Blütenlese aus den Werken des Dichters. Nebst freien Blättern zum Eintragen selbstgewählter Lieblingsstellen. Ebenda. 141 S. — Ludwig Ganghofer: Tarentella. Novelle. Illustriert von A. F. Seligmann. Stuttgart 1899. Adolf Bonz u. Co. 290 S. — Karl Eichhorn: Die Rigi und ihre nächste Umgebung. Führer für Kurgäste und Touristen. Mit 48 Illustrationen. Luzern. C. J. Bucher. 122 S. — A. Dreyer: Karl Stieler, der bayerische Hochlandsdichter. Mit einem Bildnis des Dichters, einer Bibliographie seiner Schriften, sowie einigen bisher ungedruckten Gedichten und Briefen des Dichters. Stuttgart 1905. Adolf Bonz u. Co. 147 S. — Henrietta K. Becker: Kleist and Hebbel. A comparative Study. Chicago 1904. Scott, Foresman and Co. 71 S. — Ryks Ethnographisch Museum te Leiden. 's-Gravenhage 1905. Ministerie van Binnenlandsche Zaken. 110 Seiten.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen: (.)

Beiträge zur Geschichte u. Kritik der
Lohnfondstheorie

Von

Arthur Salz
Doktor der Staatswirtschaft

(Münchener Volkswirtschaftliche Studien, herausgegeben von Lujo Brentano und Walther Lotz, 70. Stück)

Geheftet M. 4.50

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber. Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Fichte.*)

Von M. Rieß.

Fichte ist durchaus die heroischste Persönlichkeit aller, die jemals in der Welt nur durch Denken, Reden und Schrift gewirkt haben, aller, die je auf das Wort allein sich angewiesen fanden. Ein Krieger war er und ein Priester des schaffen wollenden Ernstes. Nur die großen Männer der Tat sind ihm ebenbürtig vergleichbar, wobei natürlich Religionsstifter und Reformatoren zu den Heroen der Tat gezählt sind. Auch Fichte redete gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten; und die eigentlichen Theoretiker, die Nur-Philosophen, Weltverbesserer und wen sonst man noch zu den „Geisteshelden" zu rechnen gewohnt ist, sie alle erscheinen kleiner, wenn man ihre Gesamtpersönlichkeit neben Fichte zum Vergleich stellt. Auch sie haben hinreißende, heldenhafte Gedanken geäußert, mehr oder minder, hier und da, in vielen guten Stunden; keinem einzigen aber war Stärke der Ueberzeugung und des Willens, Großartigkeit der Seele in solchem Maße verliehen, so unverlierbar in jedem Moment des Lebens zu eigen, so selbstverständlich, daß ein minder großes Wort durchaus undenkbar wäre. Freilich muß die heutige Welt Fichte zu lesen erst lernen; die Sprache des ausgehenden 18. Jahrhunderts ist nicht mehr ganz unsere Sprache. Wer seine Worte zum ersten Male liest, ist heute leicht der Gefahr ausgesetzt, ihm unrecht zu tun und nur ein ethisches oder priesterliches Pathos aus ihnen herauszuhören, das ihn langweilt, abstößt und ihm vielleicht gar als unehrlich verdächtig ist, so wie es der Gegenwart auch mit Schiller nicht immer ganz richtig gelingt. Aber man hat Fichte noch gar nicht verstanden, solange man nicht begreift, daß ihm nie ein einziges seiner Worte jemals Pathos war, sondern gerade das Stärkste und Höchste der einfache Ausdruck seines großen, immer wahrhaftigen Wesens.

Fichtes Natur ist ganz und gar Erz, und nur eherne Männer sind ihm überhaupt ähnlich, niemals aber war je ein Mann mehr als er aus einem Guſſe. Er gehört viel mehr in die Reihe der Luther, Calvin, oder der Stein und Bismarck, als in die Reihe der Kant, Schelling und Hegel. Er, der abstrakteste Kopf unter den modernen Philosophen und wegen seiner Utopien berüchtigt, war doch zugleich ein geborener Politiker. Sein „Vermächtnis" allein würde genügen, um zu erweisen, daß er besaß, was zu allen Zeiten selten ist und besonders in Deutschland, ganz besonders in Deutschland vor 100 Jahren, selten war: politischen Blick, politisches Urteil und reale politische Ziele. Daß ihm durch seinen Lebensgang und unter den damaligen Zeitumständen politische Wirksamkeit verschlossen blieb, daran hat er gelitten; es ist dies eine, nicht die einzige, Tragik seines Lebens. Wo er irgend vermochte, drängte er sich zur Tat und zum Kampf. Sein ganzes Leben ist ein Heldenleben.

Da ist zuerst der Kampf des Ueberstolzen mit bitterer Armut und, was schwerer war, mit dem eigenen Stolze in und ob dieser Armut, zugleich ein qualvolles, bis zu seinem 30. Lebensjahre vergebliches Ringen des an Gedanken und Plänen Ueberreichen nach einer Form für seine Wirksamkeit; — sodann, nachdem diese Form gefunden, eine fast beispiellose Arbeit während der nur 22 Jahre, die ihm noch gegönnt waren, ein einziger ununterbrochener Siegeszug durch das gesamte Reich der Geisteswissenschaften, mit jedem neuen Werk eine neue Provinz zugleich betretend und erobernd, Erkenntnislehre, Ethik, Recht, Politik, Nationalökonomie, Geschichtsphilosophie, Pädagogik, Religionswissenschaft, diese alle, eine nach der andern, aber jede ganz und dauernd in Besitz nehmend, die meisten neu gestaltend, überall, wo er ein altes Gebäude einriß, sofort an dessen Stelle den größeren, kühneren Grundriß eines neuen entwerfend, oder, um sein eigenes Gleichnis zu brauchen, das besser ist als alle, die wir zu finden vermöchten, und womit er ungewollt sich selbst am besten gezeichnet hat, überall „neue Schachten eröffnend und Licht und Tag einführend in ihre Abgründe und Felsmassen von Gedanken schleudernd, aus denen die künftigen Zeitalter sich Wohnungen erbauen"; — daneben noch manche Fehde ausfechtend gegen wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche Gegner, gewaltigere Sträuße als die sonst üblichen deutschen Gelehrtenpolemiken, worin er sein Lebenswerk, seine Lehre, bald aber auch seine Lehrfreiheit und seine Ehre verteidigen mußte und mit grimmigen Streichen verteidigte, — und da ist endlich, nicht gerade der Abschluß, wohl aber der Höhepunkt seines Lebens, sein letztes, höchstes und menschlichstes Heldentum vom Winter 1807/08, die „Reden an die deutsche Nation", mit denen er wirklich und mit Bewußtsein sein Leben einsetzte im Kampf gegen Napoleons Allmacht für die Ehre und Zukunft des Vaterlandes.

Schinkel pflegte zu sagen, das beste Porträt Fichtes sei der Kopf des Großen Kurfürsten von Schlüter auf der Langen Brücke zu Berlin. Als Ernst Moritz Arndt zum ersten Male mit dem „Löwen" Stein persönlich zusammengetroffen war, da ging er „gerührt und bewegt durch die Haltung, Art und Rede des ritterlichen Mannes" in sein Kämmerlein, und eine Aehnlichkeit, die er zunächst nicht recht unterbringen konnte, verfolgte ihn. „Diese Anwandlung", so schreibt er selbst, „von Erinnerungen und

*) Aus „Joh. Gottl. Fichte: Ein Evangelium der Freiheit", herausgegeben und eingeleitet von Max Rieß, das demnächst bei Eugen Diederichs, Jena, erscheinen wird.

Digitized by Google

Aehnlichkeiten und meine Grübelei nahm die folgenden Tage noch zu, bis ich es einmal plötzlich hatte und rufen mußte: Fichte! Ja mein Fichte, mein alter Fichte war es fast leibhaftig: dieselbe gedrungene Gestalt, dieselbe Stirn, die auch bei Fichte zuweilen recht hell und freundlich glänzen konnte, dieselbe mächtige Nase bei beiden, nur mit dem Unterschiede, daß dieser mächtige Schnabel bei Fichte in die Welt hineinstieß, als die da noch suchte, bei Stein aber wie bei einem, der sein Festes, worauf er stoßen sollte, schon gefunden hatte. Beide konnten freundlich sein, Stein noch viel freundlicher als Fichte; in beiden ein tiefer Ernst und zuweilen auch eine schreckliche Furchtbarkeit des Blickes, der bei dem Sohn des deutschen Ritters gelegentlich doch viel schrecklicher war als bei dem Sohn des armen Lausitzer Webers." Die Aehnlichkeit mit zwei solchen Kämpen ist wohl nicht ohne Bedeutung. Aber auch an Bismarck fühlt man sich zuweilen erinnert. Man lese nur, was er bei Gelegenheit der Notlüge ausmalt. Was er über Hofleben an die Braut schreibt, ist genau das Geheimnis, dem Bismarck bei Hofe und in der Diplomatie seine Siege verdankte: Geradheit unter Lügnern, entsprungen aus dem Gefühl der eigenen Stärke. Bismarck als Diplomat war nur soweit ehrlich, wie er die starke Macht in sich oder hinter sich fühlte, Fichte in den idealen Kämpfen, die er ausfocht, war es immer, unbedingt und aus Prinzip. Steins leider heute fast gar nicht mehr gekannte große Natur ist innerhalb seiner Zeit Fichten am nächsten verwandt. Beide haben zuletzt an ganz denselben Aufgaben gearbeitet, an politischen und sozialen Reformen. Beide hatten an Napoleon ihren größten äußeren Gegner, beide zürnten ihrem Vaterlande, weil sie es liebten, beide sahen in Deutschland die Wurzeln des Uebels in den gleichen Dingen: Schwäche der Regierungen, unmännliche Bildung und politische Unbildung der Regierten, beide wollten ein einiges, freies Deutschland, stark nach außen, Bürger, nicht Untertanen im Innern. Ein bedeutendes Stück von dem, was Fichte unbeholfen und utopisch forderte, hat Stein ins Leben eingeführt, geleistet. Aber ein gutes anderes Teil ist auch noch heute ungetan. Was Arndt an den beiden Nasen unterschied, trifft genau den wirklichen Unterschied in beider Wesen, Fichte suchte allerdings, wo Stein schon gefunden hatte. Aber er suchte auch noch mehr und vieles, was zu suchen wir von ihm erst wieder lernen müssen. Begrenzt ist die Tat, unendlich der schöpferische Gedanke.

Der arme Webersohn war aber auch ein Freiherr auf seine Weise. Die Souveränität der dominierenden Persönlichkeit war ihm von Gottes Gnaden in die Wiege gelegt, und seine ganze „Wissenschaftslehre" ist die Verkündung der absoluten Herrschaft und der freien Herrlichkeit des sich selber klar gewordenen, unerschütterlichen Willens. Wenn je eine Philosophie diesen Namen haben darf, so ist die Weltanschauung Fichtes die eines geborenen Freiherrn. Das Amt, für das er als Priester und als Held leben und sterben wollte, war die Erziehung seiner Nation zur Freiheit, zur inneren Freiheit und nicht minder zur äußeren freien Verfassung.

Weitere Ziele der Heilpädagogik.

Von R. Egenberger.

Es ist gelungen, dem Taubstummen die Sprache zu geben, für die Blinden ist eine eigene Schrift geschaffen worden. So ist es möglich geworden, daß der Taubstumme zu seiner Umgebung spricht und daß der Blinde die Werke unserer Dichter und großen Männer liest. Ja, wir erlebten schon, daß Blinde und Taubstumme wissenschaftlich gebildet werden konnten. So groß die Erfolge der heilpädagogischen Tätigkeit bei Blinden und Taubstummen sind, so gering sind die Erfolge bei Idioten. Bei letzteren sind die pädagogischen Versuche fast immer mißlungen und infolgedessen ist man dahin gekommen, sie in Anstalten unterzubringen. In diesen Anstalten finden sie Pflege, und wenn es irgend möglich ist, werden sie in einem landwirtschaftlichen oder industriellen Betriebe beschäftigt. Die Idiotenanstalten haben dadurch, daß sie die geringen Kräfte der Idioten zu verwenden suchen und dadurch, daß sie sich der elendesten Kreaturen in opferwilliger Weise annehmen, eine nicht zu unterschätzende Bedeutung.

Wünschenswert wäre freilich, daß hier die staatlichen Behörden zum mindesten den regen Anteil an der Idiotenpflege nähmen, wie es kirchliche Institutionen schon tun. Erwägenswert ist sodann, ob nicht dem Pädagogen und dem Arzte ein gebührender Anteil einzuräumen sei.

Der Pädagoge hat sich zunächst ein anderes Arbeitsgebiet gesichert; er nahm sich der großen Gruppe der Schwachsinnigen an. Die Schwachsinnigen haben sich bis zu einem gewissen Maße als bildungsfähig erwiesen, und seit Gründung der Hilfsschulen für schwachsinnige Kinder wandern in die Idiotenanstalten fast ausnahmslos nur geistig sehr tief stehende Leute. Das müssen wir als eine tröstliche Erscheinung betrachten; denn Schwachsinnige und Idioten darf man nicht in einen Topf werfen, vom Schwachsinn zur Idiotie ist immerhin ein noch großer Schritt.

Man stand dem Anormalen lange Zeit verständnislos gegenüber und teilweise ist das auch heute noch der Fall. Mir ist bekannt, daß ein sehr schwerhöriger Knabe, dem die Sprache gänzlich fehlte, momentan in der Taubstummenanstalt nicht aufgenommen werden konnte. Was geschah? Der Knabe oder besser der Taubstumme kam in eine Idiotenanstalt, in der, nebenbei bemerkt, ein Unterricht überhaupt nicht stattfand. Nach zweijährigem Aufenthalte siegte die Liebe der Mutter, die ihren Knaben wieder aus Erbarmen zu sich nahm. Sodann konnte mit Sicherheit konstatiert werden, daß der Knabe kein Idiot sei. Wie vieles Unrecht mag in ähnlicher Weise schon verübt worden sein?

Eines tut not und das ist: Trennung des unterrichtsfähigen Schwachsinnigen vom Idioten. Also der Idiot in die Idiotenanstalt; für die Schwachsinnigen benötigen wir aber besonderer staatlicher Organisationen.

Wie sich der Staat für die Erziehung der Blinden und Taubstummen bemüht hat, so muß er auch die Erziehung der übrigen Anormalen in die Hand nehmen. Acht bayerische Städte werden es bald sein, die besondere Schulklassen für solche Anormale organisierten. Was soll aber aus den schwachsinnigen Kindern der bayerischen Landbevölkerung, aus den schwachsinnigen Kindern der kleinen Städte werden? Die Stadt München läßt zur Zeit hundert Schwachsinnigen eine besondere Erziehung angedeihen; in einigen Jahren werden es etwa 400 sein. In gleicher Weise sorgen die Städte Nürnberg, Augsburg, Fürth, Ludwigshafen, Kaiserslautern und Pirmasens für Sondererziehung der Schwachsinnigen. Im übrigen Bayern aber warten noch viele Hundert solcher Kinder auf Hilfe, auf Rettung. Den Degenerierten unbeachtet zur Seite zu stoßen, ist nicht möglich; er rächt sich. Der Verstoßene, der Unterschätzte, der Verachtete wird notwendigerweise ein Antisozialer. Er ist an seiner Entartung nicht selbst schuld; vielleicht waren es die Sünden der Eltern und der Gesellschaft, die ihn ins tiefste Unglück stießen.

Der Entartete hat Anspruch, daß man seine Gebrechen lindere in dem Maße, als Natur und Wissenschaft es zulassen. Wenn nicht, so wird ihn ein trauriges Schicksal zum Opfer der Verführung, des Lasters und des Verbrechens werden lassen. Mönkemöller fand im Erziehungshaus der Stadt Berlin, daß unter 200 Jugendlichen, von denen die meisten strafbare Handlungen begangen hatten, 68 Schwachsinnige waren. Baer, Bonhöffer u. s. w. haben bestimmt nachgewiesen, daß die Schwachsinnigen in erstaunlichem Maße in Konflikt mit den Strafgesetzen geraten. Wie viel physisch und psychisch Minderwertige, die man bis jetzt gar nicht beachtete, üben einen degenerierenden Einfluß auf ihre Umgebung aus, indem sie überall, wohin sie kommen, das Niveau herunterdrücken. Erinnere man sich doch hier auch mancher Gerichtsverhandlungen aus den letzten Jahren. Dann die große Zahl derer, die alle mög-

Digitized by Google

lichen Berufe ergreifen, aber keinen auszuüben vermögen; Leute, die nie eine Gelegenheit finden, sich vor- und aufwärts zu bringen. Man beachte die Lasten der Armenpflege, die widerliche Schar der Bettler, die Schar derer, die sich jeden Tag andere Wohltaten zu erschleichen wissen, man denke an das Vagabundentum, die Prostitution u. a. m.! Die Gesellschaft muß danach streben, daß hier eine Rettungsarbeit eingreift, die erstens an dem Entarteten so viel reguliert, als möglich ist, und zweitens, daß diesem der Platz zugewiesen wird, an den er paßt. Es ist keine Härte, einem gesunden Sinne entspricht es aber, daß jemand, der infolge abnormer Naturanlagen isoliert dasteht, einer besonderen, für ihn notwendigen Erziehung teilhaftig wird. Dies entspricht auch unserer Kulturstufe; die alten Griechen konnten ihre Schwächlinge wegschaffen, wir aber bemühen uns um die Entarteten, behalten dabei jedoch im Auge, daß alle gesunde Entwicklung einzig auf dem Edel- und Vollmenschen beruht.

Was wir brauchen, sind: tüchtige Pädagogen, tüchtige Aerzte, weitere heilpädagogische Institute und edle Menschenfreunde.

Von dem Pädagogen und dem Arzte, die sich diesem Erziehungswerke hingeben, muß gefordert werden, daß sie mit dem geeigneten wissenschaftlichen Rüstzeug ausgestattet sind. Das krankhafte Seelenleben ist noch nicht erforscht; in Angriff aber muß dieses reiche Arbeitsfeld genommen werden. Instinktmäßiges Erfassen der Ursachen, der Mittel und Wege darf voran gehen, dann aber soll eine streng pädagogische und psychologische Beobachtung die dunklen Gebiete erhellen. Mit der allmählichen Ergründung der krankhaften Psyche wird auch der äußere Ausbau der Organisation verändert werden.

Bis jetzt wurden der Hilfsschule für Schwachsinnige Kinder zugewiesen, die in der Volksschule durchaus nicht mitkommen konnten. Die Hilfsschule hat dadurch, daß die Gründe des Zurückbleibens ganz verschiedene sind, ein ganz und gar heterogenes Schülermaterial in einer Klasse vereinigt. Leichte, schwere, einfache und mehrfache Störungen sind vorhanden; der eine leidet an unvollständiger Perzeption, sein Gehirn ist leer, er geht achtlos an der Welt vorbei; der andere zeigt Mängel der Assoziation, seine Bewußtseinsinhalte sind isoliert, zusammenhanglos, ohne die notwendigen Beziehungen, sein ganzer Gedankenlauf ist plötzlich abgeschnitten; ein dritter zeigt mangelhafte Apperzeption oder es ist eine Störung der Reproduktion vorhanden. Ich erinnere mich mehrerer Fälle, daß die Zahl der vorhandenen Vorstellungen, deren Verknüpfung und Verarbeitung ganz in Ordnung waren, daß aber infolge ungünstiger Konstellation fast gar nichts Nennenswertes reproduziert werden konnte. In einem anderen Falle zeigte es sich, daß jeder Vorstellung, jedem eigenen oder fremden Gedanken eine häßliche Seite abzugewinnen gesucht wurde. Störungen der Gefühlsbetonung sind nicht selten. In den meisten Fällen können einfache, häufig aber auch komplizierte Sinnesdefekte konstatiert werden. Bezüglich der letzteren ist zu erwähnen, daß Schwerhörigkeit, Schwachsichtigkeit nicht stets mit Schwachsinn auf gleiche Stufe gestellt werden kann.

Es ist notwendig, daß man scharf unterscheidet. Niemand darf degradiert werden; sichere, feine Intelligenzprüfungen müssen vorgenommen werden. Sobald feststeht, daß die vorhandene Anomalie eine eigene, gesonderte Erziehung erheischt, soll es nicht nur gerade dem Belieben anheimgestellt sein, ob die geeignete Erziehung Platz greift, sondern diese Erziehung soll eventuell auf Grund gesetzlicher Handhaben eintreten müssen. Wenn man bedenkt, daß in dem für jeden Schüler eigens angelegten Personalakt von Jahr zu Jahr Aufzeichnungen über die geistige Entwicklung gemacht werden, so ist wohl ausgeschlossen, daß ein Kind verkannt wird. Wenn z. B. 1902/1903 an den Münchener Volksschulen 3685 Kinder an Sehschwäche, 1632 an Gehörschwäche, 973 an Sprachgebrechen, 889 an sonstigen Gebrechen litten, und wenn im gleichen Jahre 1029 wegen Talentlosigkeit, 161 wegen Trägheit, 209 wegen Krankheit nicht in die nächsthöhere Klasse aufsteigen durften, so dürfen wir nicht glauben, daß alle diese einer Sondererziehung unterworfen werden müssen; nein, glücklicherweise dürfen wir von diesen Zahlen sehr viel abstreichen. Wir müssen als Grundsatz aufstellen, daß Sondererziehung erst dann eintreten soll, wenn abnorme Seelenzustände eine gemeinschaftliche Erziehung mit den normalen Kindern ausschließt.

Obige Zahlen stellen dar, wie der Volksschulzwang es mit sich bringt, daß in den Volksschulklassen mitunter ein buntes Schülermaterial beisammen sein kann. Bis jetzt konnte die Volksschule nicht gar leicht jemand abweisen, wenn er in ihren Kreis nicht hereinpaßte. Und doch muß die Volksschule das Bestreben haben, daß sie nur solche Zöglinge erhält, die für den Massenunterricht geeignet sind. Sobald ihr unfähiges, unbrauchbares Schülermaterial zugemutet wird, verliert ihr Wirken an Sinn. Dem aber, daß die Klassifikation nach Befähigung eintreten soll, dem soll nicht das Wort geredet sein; sondern von der Normal-, also der Volksschule, sollen nur die Anormalen, bei denen die geistige Entwicklung eine merkliche Veränderung erleidet, abgetrennt werden. Darin liegt eine weitere Entwicklung der Volksschule begründet.

Hier ist aber zu beachten, daß nicht alle Anormale unter einen Hut gebracht werden können. Zwanzig heterogene Störungen sollten nicht von einem Lehrer zur gleichen Zeit behandelt werden; denn das hat seine Gefahren. Vielmehr soll nach gleichartigen Störungen prinzipiell klassifiziert werden. Schwerhörige gehören in eine Hörklasse; Kinder, die an Assoziationsdefekten leiden, oder solche, bei denen der Schwachsinn auf moralischem Gebiete liegt, sollen je eigens behandelt werden.

Nicht zu vergessen sind die physisch schwachen, kranken, nervösen, blutarmen Kinder. Bis jetzt brachten Ferienkolonien segensreiche Linderung. Das Jahr ist aber lang, wir haben auch solche Kinder, die nicht warten können, bis wieder Ferien kommen. Charlottenburg hat schon gezeigt, wie solchen Kindern zu helfen ist. Eine Waldschule für München! Das wäre was. Warum sollte man das nicht erhoffen?

Nun haben wir noch eine Kategorie zu berücksichtigen; das sind Kinder, die an Sprachgebrechen leiden. Eigentlich ist diesen am leichtesten abzuhelfen; es bedarf nur der Einrichtung von Stotterer- und Stammlerkursen, und wohl die meisten können von diesen häßlichen und hemmenden Uebeln verhältnismäßig rasch befreit werden. Bei den Behörden liegt es ganz und gar, die in Massen auftretenden Sprachgebrechen zu bekämpfen. Bekämpft müssen sie im Interesse der Kinder und im Interesse der Schule werden.

Von den Schulbehörden ist zu erhoffen, daß den vorliegenden Bedürfnissen in nicht allzu ferner Zeit abgeholfen werden wird. Von den Pädagogen ist zu erwarten, daß eine festgegründete Hilfsschulpädagogik geschaffen werde. Trotzdem sind wir auf einen noch größeren Kreis von Helfenden angewiesen. Diese Anormalen müssen auch nach der Schulzeit im Auge behalten werden. Verständnisvolle Lehrmeister müssen gesucht werden und insbesondere soll Vorsorge getroffen werden, daß solche Arbeitskräfte in landwirtschaftlichen Betrieben Verwendung finden. Bei den Schwachsinnigen ist eine stete Ueberwachung zu empfehlen. Schutz gegen Unfälle, gegen Ungerechtigkeit, Maßnahmen gegen Verfehlungen, Rückfälle und weitere Entartungen sind geboten, wenn man gründliche Hilfe schaffen will. Ganz besonders müssen wir im Auge behalten, daß nach der Schulentlassung die gefährliche Zeit der Pubertät eintritt. Letzterer wird überhaupt zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Unzweifelhaft ist schon bei Normalen eine geringere Widerstandskraft, eine größere Ablenkbarkeit ersichtlich. Wir haben ja Gelegenheit genug zu beobachten, wie Jugendliche in dieser Zeit von der Welt eine ganz phantastische Auffassung haben, wie sie Unbeständigkeit, Stimmungsschwankungen an den Tag legen, Freude am Rohen, Ausgelassenen zeigen, wie sie erregbar und gewalttätig werden. In der Zeit der Pubertät entstehen unzählige Zerwürfnisse mit den Angehörigen der Familie. Dieses Problem sollte eigentlich für sich allein betrachtet werden,

Digitized by Google

aber hier davon zu sprechen, ist notwendig, weil der Schwachsinnige ohne Fürsorge in dieser Zeit nur zu leicht in dem mächtigen, neu erwachten Leben untergeht. Menschenfreunde, die sich etwa in einem Vereine zusammentun, sollen sich ihm hingeben und sorgen, daß seine Existenz sich würdig gestalte, sie sollen insbesondere aber auch zu verhüten suchen, daß sich der Entartete verheirate und fortpflanze; der Degeneration muß Einhalt geboten werden, aber nicht mit dem Polizeistock, sondern mit wahrer Menschenliebe.

Das fränkische Eroberungs- und Siedelungssystem im Ripuarier- und Alamannenlande.

Von Prof. Dr. Rübel (Dortmund).

(Schluß.)

Wie eine Anlage im regnum erfolgte, ist für das Jahr 863—864 im westlichen Frankenreiche genau beschrieben. Hier handelte es sich um Sicherung gegen die Normanneneinfälle, also Herstellung von limes. Der westfränkische König, Karl II., ließ hier bei Pistae an der unteren Seine 863 Neuanlagen von Befestigungen vornehmen. 863 war bereits ein palatium fertig. 864 hatten einquartierte Leute im heribergum Zerstörungen angerichtet, der König befahl, das heribergum zu schützen. 868 ließ er ein castellum aus Holz und Stein bauen. Er befahl, daß den Zuziehenden aus dem regnum, also Reichsbesitze, pediturae = Ackerbesitz zugewiesen würde, und befahl ferner, daß von je 100 Hufen ein haistaldus also Hagestalde, Hagestolz geschickt würde. Diese hochbedeutsame Nachricht stellt vieles klar, das regnum, meiner Ansicht nach auch die hagestaldi als Nachfolger der juniares, Degen, bellatares, dann aber das heribergum neben dem palatium, als Quartier für das Heer, das gewöhnlich der „Herzog", Heerernährer, der Beamte des Königs, der majar damus, als „Heerberger"-Herzog, herstellte. Wir haben nun urkundlich in Westfalen bei den Lippequellen ein haribergum publicum 782 bezeugt; gefunden ist es noch nicht. Wir haben aber im Sachsenlande die hariberga publica mit dem palatium in gewaltiger Ausdehnung in der Heisterburg, der Babilonie, in der Widukindsburg, bei Rulle in der Bardenburg noch erhalten. Das beste Beispiel nach der archäologischen Seite hin bietet die Heisterburg. In den Annalen tritt das Frankenlager bei Lübbecke am deutlichsten hervor, das hier kurz geschildert sei:

772 hatte Karl die Eresburg genommen. 775 nahm er die Sigiburg, Eresburg, Brunisburg. Das Gebiet um die Sigiburg wurde der fränkische Reichshof Westhofen, das um die Eresburg Horohusen, das um die Brunisburg Hörter. Karl selbst ging auf das rechte Weserufer über, sandte aber eine Abteilung in das Wesergebirge. Bei Lidbecki = Lübbecke wurde dieselbe überfallen. Die Sachsen drangen zugleich mit den zurückkehrenden Furagierern in die Befestigung ein und töteten viele Franken. Schließlich wurden sie jedoch hinausgeschlagen. Diese Nachrichten der Annalen werden völlig klar dadurch, daß sich die Babilonie, eine ca. 10 Hektar große Befestigung bei Lübbecke, nunmehr als die fränkische Befestigung herausstellt. In ihrem kleineren, westlichen Teil hat sie die Sonderbefestigung, also ein palatium, in die die Sachsen nicht hineindrangen, im östlichen Teile sind Wagenladungen von Knochen, vermischt mit Eisenresten, gefunden. In dieses heribergum sind also die Sachsen eingedrungen und haben das Blutbad unter der Besatzung angerichtet. Gleiche Doppelteilung zeigen nun die Burgen, welche nunmehr als fränkische palatia und heriberga sich in den Kämpfen Widukinds und Karls abheben, die Bardenburg, die später den Grafen von Tecklenburg gehörte, und die fränkische Burg bei Rulle, fälschlich Wittekindsburg genannt. Es sind fränkische curtes mit fränkischen heriberga, sie stehen zu den Kämpfen von 785 in engster Beziehung.

Curtes, wie die eben genannten, bilden jedoch nicht den regelmäßigen Typus der fränkischen Königssiedelung. Sie sind vielmehr die Befestigungen, welche im ersten Stadium der fränkischen Besitzergreifung errichtet sind. Sie zeigen ihren militärischen Charakter in der ganzen Technik, vor allem auch in den Ecktürmen. Diese Türme treten in großer Anzahl bei der Altenburg am Neckar auf. Diese muß also auch in die erste Zeit des fränkischen Vorgehens eindatiert werden, anscheinend gehört sie zu dem karolingischen Königsbesitze, der in der villa Dußlingen 888 urkundlich bezeugt ist. Schon der Name heribergum und die Lage auf den Höhen oder in sumpfreicher Niederung, wie die Widukindsburg bei Rulle oder die Mosaburg in Kärnten und eine zweite Mosaburg am limes Pannonicus als urbs Paludarum bezeichnet, zeigen den mehr militärischen Zweck dieser Anlagen. In späterer Zeit tritt dagegen der Typus mehr in den Vordergrund, der in karolingischen Kapitularien als curtes und pomerium bezeichnet wird und von Schuchhardt mit den verschiedenen Einzelheiten der Befestigungen durch Mauer, Flechtzaun, Wall mit Dornverhau auf dem Walle weitläufig erörtert ist. Der fränkische Wirtschaftshof als Mittelpunkt einer großen Dominialverwaltung, wie sich derselbe beispielsweise für Schieder, Dortmund, Schladen, die curtis der Pfalz Werla bei Burgdorf, aber auch für Salz an der fränkischen Saale mit einem 790 bezeugten palatium urkundlich belegen läßt, ist das weitere Resultat des systematischen Vorgehens der Franken, der organisatorischen Tätigkeit der duces, ihrer Unterbeamten, der trustis, der vassi und der forestarii. Das führt nun

3. zu der Flurregulierung und Grenzzeichnung der Siedelungen, sie ist ebenfalls Werk fränkischer Beamter. Zunächst läßt sich diese zweite Seite der fränkischen Verwaltung wieder am besten an der Hessen-Sachsen-Grenze erfassen. Wir haben hier an der „Landwehr" militärisch geführte Positionen, einen Wall, der das Fuldatal sperrt, eine „frensche Warte", wenigstens noch in der Namengebung, eine karolingische curtis in der „Hünscheburg", aber auch auf der Länge von 200 und 1700 Metern eine wirkliche Wehrlinie, einen einfachen Wall mit nördlich vorliegendem Graben; eine wirkliche, gegen die Sachsen gerichtete und 774 von den Sachsen überschrittene marca, die die Annalen 774 nennen, wird das sein. Indessen, nicht die ganze Grenze ist hier und anderweitig ein militärisch gesicherter limes gewesen. Wohl aber tritt etwas anderes hervor. Das Gebiet hat auch, nachdem die Sachsengefahr längst beseitigt war, der Verwaltung eines karolingischen dux unterstanden und ist regnum im Sondersinne geworden. Es gab im Frankenreiche königliche Schenkung auf Lebenszeit. Als nun 811 ein so beschenkter Herzog Gerhao gestorben war, kamen missi des Königs und wollten die Hinterlassenschaft einziehen. Dabei stießen sie auf die Siedelungen zweier edler Sachsen, die aus ihrer Heimat hierher verpflanzt waren, des Bennit, des Sohnes des Amalung, und des Asig, des Sohnes Hiddis. Beide hatten ihre Heimat verlassen — die des Amalung wird die Amelungsburg gewesen sein —, weil sie Karl hatten treu bleiben wollen, und waren in der silva Buchaula angesiedelt. Die missi des Königs wollten nun ihre Siedelung als Erbe des Herzogs Gerhao zum Königsgute nehmen, aber beide wandten sich an Karl. Dieser bestätigte durch königliches praeceptum ihre Besitzrechte; so erhielt Bennit sein praprisum, oder Bifang, das spätere Benterode, Asig sein proprisum = Escherode, mit der Maßgabe, daß dasselbe sich 2 leugae in Länge und Breite ausdehnen solle. Diese Urkunde erbringt weiteren Aufschluß über das fränkische System. Wir müssen auch hier die weiteren Analogien heranziehen, um klar zu machen, was das heißt, wenn Karl Gebiet von 2 leugae in Länge und Breite verschenkt.

Dem Bonifazius wurde Fulda von Karlmann mit der Bestimmung überwiesen, die Mark solle sich vier milia nach allen Seiten ausdehnen. Er solle sie in der vasta Buchania in Besitz nehmen. Die Mark von Stablo-Malmedy wurde von dem König Childerich II. 667 in dem Forste, Ardennen, erst auf zwölf, dann auf sechs milia bemessen,

Digitized by Google

eine Herrenhufe in Aula wurde 778 auf zwei leugae, die Mark von Michelstadt auf zwei Meilen bestimmt. Wie diese königliche Bestimmung im einzelnen durchgeführt wurde, sehen wir am deutlichsten bei Fulda. Die durch Bonifazius 747 anerkannte neue Marklinie, also Grenzlinie, ist in meinem Werke eingezeichnet. Sie geht im Osten von der Quelle eines Baches diesen Bach hinunter bei der Einmündung des Baches in einen nächsten, diesen wieder herauf, von Bachquelle zu Bachquelle weiter fort. An der Westgrenze geht sie in einer langen Linie über den Höhenrücken des Himmelsberges hinweg. Diese Linie ist sicher eine völlig neue in die vasta Buchonia durch Bonifazius — wie ich erkläre, durch den mit fränkischer Herzogsgewalt ausgestatteten Bonifazius — feierlichst 747 sanktioniert und anerkannte Grenzlinie. Die lange Linie über den Himmelsberg im Westen erscheint späterhin als Lackweg, also als ein Weg, der an Lackbäumen vorbeiführt; das sind Bäume, die durch einen Schlag mit der Lackaxt signiert sind.

Genau eine gleiche Signierung hat die Mark Westhofen. Westhofen ist das Reichsgut oder das „Reich Westhofen", welches Karl um die 775 eingenommene Sigiburg besetzt hat. Hier führt auf dem Rücken des Haarstranges ein fünf Kilometer langer Grenzweg der Mark Westhofen durch den Wald, er war durch „Lackbäume" bezeichnet. Nun habe ich alle Grenzbeschreibungen des 6. bis 10. Jahrhunderts zusammengestellt, die ich urkundlich auffinden konnte. Stablo-Malmedy, Thommen, Hammelburg, Würzburg, Marken in Oberfranken und Oesterreich, ferner Michelstadt, Dorndorf, Breitungen, Salzungen, Rasdorf gehören zu ihnen; es stellt sich heraus: ein bestimmtes System liegt zugrunde, ständige Beamte, forestarii oder vassi, erscheinen bei der Grenzfeststellung, alle Markenlinien, die beschrieben werden, sind staatlich durch staatliche Beamte eingerichtete und sanktionierte Grenzlinien, dieselbe Linienführung, die sich im Innern der Marken nachweisen läßt, zeigt sich auch an der Landesgrenze, beispielweise am limes Saxonicus, die Methode der Signierung durch Lackbäume, durch Höhenrücken, durch Flußläufe, Quellen, durch von der Natur gegebene Grenzlinien ist fränkisch. Ehe diese Linien gezogen waren, war den Franken ein noch nicht durch diese Linien abgegrenztes Gebiet vastum, vasta Buchouia, vasta Ardiuua, vastus Vogesus, vasta Loiba. Eine solche neue fränkische Grenzlinie wird im 10. Jahrhundert rinnephat = Rennstieg genannt, eine Thüringer Urkunde nennt den bekannten Rennstieg einmal „Frankenstieg", es läßt sich feststellen, daß nicht allein die Anlage dieser Linie, des Frankenstieges, sondern namentlich auch eines anderen „Rennweges" das Werk von Beamten ist, die nach einem ganz bestimmten System vorgingen. Die Linienführung über die langgestreckten Bergrücken hinweg ist fränkisch. Aber auch der Zweck dieser Linienführung ist völlig klarzustellen, ja in meinem Werke sind beim Velriether Rennstieg alle Einzelheiten der Rechtsverhältnisse, die der neu angelegte Rennstieg im 9. Jahrhundert schuf, erörtert.

Der Sinn dieser neuen durch königliche forestarii geschaffenen Grenzlinien ist nun der: Ich habe die beiden Rechtssätze bereits erwähnt, die dem fränkischen System zugrunde liegen: uulle terre sans seigneur und eremus ist causa regis. Es gibt kein herrenloses Land, Oedland gehört dem Könige. So wurden die festen Grenzen durch die alten Oedgrenzen gezogen, durch erstmaligen Umritt wohl des Herzogs die neuen Grenzwege als „Rennstiege" sanktioniert, daran knüpfte sich das an, was nach meiner Auffassung das Wichtigste bei dem ganzen fränkischen System war, die divideuda marca interfiscum regis et populares possessiones, die Teilung der Mark zwischen Königsgut und volksmäßigen Siedelungen, wie eine Sangaller Formel von 871 diesen Vorgang genau beschreibt. Die Ziehung der neuen Marklinie schuf erst die neuen Rechts- und Besitzverhältnisse in der alten Siedelung. Die Tätigkeit der Herzöge und der praefecti war eben die, daß sie durch neue Grenzen auch die Rechtsverhältnisse in der alten Siedelung neu bestimmten oder schärfer umschrieben. Sie sonderten große „Bifänge" und Forsten als königlich oder auch kirchlich aus, sie setzten genau fest, was Gemeindewaldung, Gemeindeweide sein solle, sie bestimmten die Anrechte und Verpflichtungen des Besitzes nach neuen Grundsätzen.

Es ist vorhin auseinandergesetzt, daß die bisherige rechtsgeschichtliche Theorie einen ganz merkwürdigen Fehler dadurch gemacht hat, daß sie das karolingische Herzogtum geleugnet hat, trotzdem dasselbe urkundlich sich durch zahlreiche Stellen belegen läßt. Umgekehrt hat dieselbe Forschung etwas in die altgermanischen Verhältnisse hineinkonstruiert, was sich schlechterdings für dieselben aus Quellenstellen nicht belegen läßt, es ist die Centene oder Hundertschaft und die Hufe. Hufe und Centene, welche letztere in Alamonnien huutari, in Westfalen go genannt wird, gehört allerorten auf das engste zusammen, sie sind Resultat der Tätigkeit der fränkischen Herzöge, das Vorschreiten der Hufe läßt sich Jahrzehnt für Jahrzehnt belegen und läßt sich in Alamannien und Thüringen mit dem Vorschreiten der fränkischen Grenz- und Markregulierung anschaulich darlegen. Das ist ein Hauptbeweisthema meines Buches „Die Franken". Ich kann dieses Resultat hier nur kurz andeuten.

Mit diesem Hinweise auf das Vorrücken dessen, was ich das fränkische Eroberungs- und Siedelungssystem nenne, schließe ich meine Einzelausführungen. Belege für meine Aufstellungen über das fränkische System sind dank der Aufnahmen Schuchhardts für das Sachsenland in ausgiebigster Weise bereits im Terrain gefunden. Manches urkundlich Bezeugte, wie die urbs Karoli an der Lippe, das palatium von 782 an den Lippe-Quellen, ist im Terrain noch nicht entdeckt, aber über die Tragweite der bisherigen Feststellungen für die Gesamtforschung glaube ich, werden meine Bemerkungen aufgeklärt haben. Wenn meine Auffassung des fränkischen Eroberungssystems richtig ist, und bis jetzt hat diese Auffassung überall stand gehalten, so werden fränkische, karolingische curtes und Grenzlinien, die Gräber der Königsleute, die Rechte am Walde und Weide, der Ursprung des Königsgutes, des gräflichen und herzoglichen Besitztitels späterer Zeiten, der Besitz der Reichsstädte, Reichsdörfer noch an gar vielen Stellen sich als auf fränkischem System beruhend festlegen lassen. Aber aus dem Ripuarierlande im alten limes-Gebiete wird man auch wohl eine Verbindung auffinden können, die von den Siedelungsformen, die durch Näher beispielsweise bei Hagenschieswald im Dekumatenlande als spätrömisch festgestellt sind, zu den Siedelungen, wie die von 400 Morgen Größe, die der fränkische Herzog Hoden bei dem castellum Mulenberge 704 hatte, hinüberführt. Fränkische Königssiedelungen bestanden schon zu Zeiten Pippins an den verschiedensten Stellen, innerhalb und außerhalb des limes-Gebietes. Fränkisches Königsgut liegt beispielsweise in Heilbronn, Lauffen, im Ripuarier- und Alamannenlande liegt es vielfach auf dem Terrain des alten Römerbesitzes. Noch ist nicht klargestellt, ob sich hier die Franken lediglich, wie es möglich ist, in die alten Römerbefestigungen hineingesetzt haben, oder ob sie, wie es für weite Strecken sicher ist, ihre neuen curtes mit palatia und heriberga errichtet haben. Sicher ist aber: der Ausspruch des Anninus Marcellius, daß die Alamannen die Städte vermieden hätten, ist für das Vorgehen der salischen Franken in das direkte Gegenteil zu verwandeln. Das System des Vorgehens der Franken beruht in erster Linie auf der Herstellung fester Positionen, fester curtes und heriberga, römisch geschult und mit römischer Technik vertraut sind die Salier vom ersten Anfange her gewesen, die Tradition in dieser Technik ist nie erloschen. Daß hier, wo die Urkunden über königliche curtes, heriberga und palatia eine so deutliche Sprache reden, die weiteren Belege im Terrain ausbleiben sollten, halte ich für ganz ausgeschlossen. Ich möchte hier an mein eigenstes Forschungsgebiet erinnern. Noch vor drei Jahren hatte ich keine deutliche Vorstellung davon, wie die urkundliche Ueberlieferung über einen Königshof, einen Königskamp, eine 939 verteidigte urbs Dortmund im Terrain zu deuten wäre; die Angabe vollends von einem Besitze eines karolingischen Herzogs in Dortmund hielt ich für ganz unglaubhaft. Nachdem nunmehr das zugrunde liegende System erkannt ist, gewann die urkundliche Ueberlieferung

Digitized by Google

klare Gestalt und fügte sich mit Leichtigkeit dem Gesamtbilde des karolingischen Systems ein, wenngleich der Spaten die alten Grundlinien nicht mehr hervorholen kann. Wenn der alte Reichshof Dortmund mit der Femlinde auf dem Königshofe Dortmund so lange in seinen ersten Anfängen sich nicht hatte voll klarstellen lassen, trotzdem das Recht von Dortmund in ausgezeichneter Weise ediert ist und einige tausend Dortmunder Urkunden veröffentlicht sind, so wird auch die vergleichende Darstellung nach Urkunden, Kapitularien und Annalen verbunden mit der eindringlichen Forschung im Terrain noch weitere Aufschlüsse als bisher ganz sicher erbringen, und jeder der anwesenden Herren wird wohl den fränkischen Siedelungen erhöhtes Interesse entgegenbringen, seitdem man weiß, wo sie zu finden sind und was in denselben klargestellt werden kann.

Bücher und Zeitschriften.

Hoffmann von Fallersleben. Ausgewählte Werke in vier Bänden (in einem Band). Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Hans Benzmann. Mit zwei Bildnissen, einer Abbildung des Denkmals auf Helgoland, sowie einem Gedicht als Handschriftprobe. Leipzig, Max Hesses Klassikerausgaben.

Diese gut ausgestattete handliche Ausgabe, mit einer eingehenden sorgfältigen Einleitung und Würdigung der Fallerslebenschen Dichtungen, mit zahlreichen Anmerkungen, in einer Auswahl, die alles Unwesentliche nach Kräften auszuscheiden trachtete, wird gewiß vielen eine willkommene Gabe sein, und man kann nur wünschen, daß dieses Buch ein rechtes Volksbuch werde! Der Dichter von „Deutschland, Deutschland über Alles“, der Poet, der den Kindern seine harmlosen Liedchen so recht aus der Seele sang, der Freiheitsmann, der von Land zu Land zog und von Stadt zu Stadt seine kecken Kampfgesänge trug, und nicht zuletzt, der unermüdliche tüchtige Germanist, der Finder und Herausgeber zahlreicher älterer Literaturdenkmäler, der auch auf seinen Kampf- und Sängerfahrten noch immer diesen Kern einer soliden fruchtbringenden, wissenschaftlichen Arbeit unversehrt zu erhalten wußte in zahlreichen Spezialarbeiten — er ist doch eine der sympathischsten Erscheinungen der Zeiten von der 48er Revolution und der stürmischen Zeit, die das Jahr 48 brachte. Er war keine ausgesprochene poetische Begabung wie Herwegh; er war kein politischer Satiriker von der Kraft, Schärfe und dem Esprit eines Béranger; manches in seinem Wesen, besonders eine gewisse Selbstgefälligkeit und zuweilen ein kleiner Mangel an Takt, auch die Art, wie er bei Zweck- und Festessen, bei politischen Versammlungen und Feiern sich bejubeln ließ und seine Gedichte vortrug oder sang — das mag uns Modernen, die wir skeptischer und zurückhaltender geworden sind, seltsam und manchmal fast komisch troubadourhaft erscheinen. Dennoch, wer, wenn er dieses Buch durchliest, besonders die ihm angefügte Selbstbiographie, wird nicht den Pulsschlag eines großen Wollens, einer verheißungsvoll gärenden Zeit bis ins Innerste empfinden? Oder wer wird nicht unwillkürlich die Naivität bewundern, mit welcher der Dichter so vieler Trutzlieder Kränze widmet und Sträußchen bindet, mit der er seine einfachen Kinderlieder singt: Nachtigall, Nachtigall, wie sangst du so schön — Alle Vögel sind schon da — Der Frühling hat sich eingestellt — Eine kleine Geige möcht' ich haben — O wie ist es kalt geworden — Kuckuck, Kuckuck ruft aus dem Wald — Im Walde möcht' ich leben — Ein Leben war's im Aehrenfeld — und viele andere. Die Einfachheit und Innigkeit dieser Lieder entzückt auch die Erwachsenen, und als ich den Zyklus: Kinderleben wieder las, habe ich — und so wird es vielen ergehen — ein so reines, frohes, freies Gefühl gehabt wie seit langem nicht mehr. Hier ist Jugend, Sonnenschein auf Berg und Tal, Schmetterlingfliegen und Blumenblühen auf der Wiese und der blaue heiter lächelnde Himmel der Kindheit darüber. Benzmann hat sehr recht, wenn er auf diese und Reiniks Gedichte hinweist, als die wahren Quellen für dies Kind, wenn seine Fröhlichkeit im Gesang sich äußern will, und wenn er sagt: „die übernaiven, modernen Kinderlieder sind gar nicht für das Kind geeignet; Unsinn klingt ihm ebenso befremdend wie dem alten Menschen.“ — Um so erfreulicher ist es, die Kinderlieder Hoffmanns von Fallersleben hier beisammen zu haben. Die sonstige Lyrik (Liebes- und Naturlyrik) geben wir dagegen gerne preis. Sie ist recht konventionell und stimmt zu dem Satz, den Hoffmann einmal in seiner Autobiographie schrieb: „Meine angenehmste Tätigkeit (sic!) war jedoch das Dichten.“ In den satirisch-politischen und den Zeitgedichten wird man viel historisch Interessantes, manch keckes freies Manneswort, manchen witzigen Schlager finden; Aeußerungen einer ewig brodelnden, nach Freiheit schmachtenden Seele; hat doch selbst Heine Fallersleben einmal „den alten Brander“ genannt in dem Gedicht, in dem er die deutsche Dichtung mit einer Flotte vergleicht. Freilich, die Schärfe des Witzes, wie sie Heine besaß, war ihm fremd. In seiner Selbstbiographie ist viel Interessantes. Eine ganze Galerie von Silhouetten berühmter Zeitgenossen: Staatsmänner, Politiker, Gelehrte, Dichter, Musiker, die der rastlose Dichter auf seinen ewigen Kreuz- und Querzügen kennen lernte und von denen er mit geschickter Hand rasch einen Schattenriß entwirft. Die Demagogenriecherei der vormärzlichen Polizei in Deutschland ist ergötzlich geschildert. Beachtenswert ist unter anderem ein Vorfall in Hoffmanns Leben, der die beiden Brüder Grimm nicht eben im glänzendsten Lichte erscheinen läßt, sondern sie stark von der Berliner Akademieluft der vormärzlichen Zeit beeinflußt zeigt.... Alles in allem: ein interessantes und zugleich gemütvolles Buch, dem wir wünschen, es möge das Interesse für Hoffmann von Fallersleben in weiten Kreisen stärker wachrufen, als es bisher war.

Albert Geiger.

---

* **Schiller-Literatur.** Als Festgabe der Comenius-Gesellschaft zum 9. Mai 1905 ist in diesen Tagen eine kleine Schrift von Ludwig Keller über „Schillers Stellung in der Entwicklungsgeschichte des Humanismus“ (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung) erschienen. Seitdem Friedrich Albert Lange in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die innere Verwandtschaft der Schillerschen Philosophie mit der Weltansicht des Platonismus untersucht und dargetan hat, ist man von dieser Seite her der Entwicklung der Schillerschen Gedankenwelt kaum wieder näher getreten, und doch versteht man die ganze Lebensarbeit des großen Dichters, einschließlich seiner großartigen Gedankenlyrik, erst dann vollständig, wenn man den Grundlagen seiner Lebensweisheit einmal von dieser Seite her genauer nachgeht. Hier sind die Wurzeln jenes Idealismus zu suchen, als dessen großer Vertreter Schiller im Herzen unseres Volkes lebt, und von hier aus begreift man erst vollständig, wie Schiller zum Vorkämpfer der „schönen Menschlichkeit“ oder der Idee der Humanität geworden ist.

Allgemeine Rundschau.

Die Behandlung der Genickstarre.

In dieser wichtigen Frage läßt die Kölnische Volkszeitung einen hochangesehenen Vertreter der naturgemäßen Heilweise, den Prof. Dr. Heinrich Lahmann, zu Worte kommen, um angesichts der fortschreitenden Beunruhigung zur Klärung der Ansichten nach Möglichkeit beizutragen. Lahmann wendet sich im Eingang seiner Ausführungen zunächst gegen die von vielen Seiten anempfohlene „kräftige Ernährung“ durch Fleischkost und gegen die chemischen Heilmittel, um sodann auf die Behandlung der Krankheit durch physikalische Mittel einzugehen. Er fährt fort:

Ich stehe nicht an zu erklären, daß das heiße Bad das wertvollste Mittel bei der Behandlung der Genickstarre wie aller Arten von Hirnhautentzündung ist. Zunächst wirkt die Wärme krampflösend, und Krampfzustände sind ja mit die Hauptsymptome des Gehirnreizes. Das heiße Bad ermöglicht in der mildesten Weise die krampflösende Einwirkung auszuüben; denn das Wasser ist ein sehr guter Wärmeleiter, und es schmiegt sich dem Körper eng an, so daß wir mit einem Badewasser, welches nur vier bis fünf Grad mehr als die Blutwärme hat, eine Wirkung ausüben können, wie wir sie bei Anwendung von warmer Luft z. B. erst bei doppelter Tem-

Digitized by Google

peraturhöhe annähernd erreichen würden. Durch das heiße Bad werden ferner die Blutadern der Haut und nicht minder der schnell durchwärmten Arme und Beine mächtig erweitert und somit befähigt, eine größere Menge Blutes in sich aufzunehmen. Dem entspricht dann eine geringere Füllung der Blutgefäße im Innern und folglich auch in der Schädelhöhle; dem entspricht auch eine Verringerung des Blutdrucks. Dieser verringerte Blutdruck, vor allem in den Blutadern, begünstigt endlich die aufsaugende Fähigkeit der Blutäderchen (venösen Kapillaren), so daß die ausgeschwitzte entzündliche Flüssigkeit schneller aufgesogen wird.

Die solcherweise schneller vom Blute aufgesogenen Giftstoffe rufen die Bildung von Schutzstoffen im Körper hervor, und da mit Aufhören der entzündlichen Blutstauung auch die Ausschwitzungen selbst aufhören, muß die Krankheit schneller als bei irgend einem Verfahren zum Stillstand kommen, schneller wenigstens als bei der abwartenden oder der Abzapfmethode.

Wer es nicht den Praktikern wie Schaposchnikoff, Aufrecht, Woroschilsky, Wollich u. s. w. glauben will, die über ihre Erfolge berichteten, muß es einer so einfachen Theorie glauben, wie ich sie hier entwickelte.

Bei welchen Formen von Reizzuständen des Gehirns, die mit einer Erhöhung des Druckes innerhalb der festen Schädelkapsel einhergehen, man das heiße Bad auch anwenden mag, ob bei Gehirnerschütterung, ob bei den rhachitischen Krämpfen, bei innerem Wasserkopf oder bei den verschiedenen Formen von Hirnhautentzündungen — man wird immer eine günstige Wirkung verspüren können. Daß dieselbe in manchen Fällen von Hirnhautentzündung, z. B. zumeist auch bei der tuberkulösen Form, nicht zum Heilen ausreicht, liegt an dem Kranken, nicht an der Methode. Die beste Methode bleibt unzureichend, wenn die Qualität des Kranken unzureichend ist.

Nun die Bäderbehandlung selbst. Man soll die Kranken, so oft es Teil- oder Allgemeinkrämpfe, Schmerzen, Bewußtseinsstörungen, Aufgeregtsein oder plötzliches Versagenwollen der Kräfte erfordern, in ein Bad von 29 Grad Reaumur (36.25 Grad Celsius) bringen und das Wasser durch Zugießen heißeren Wassers, welches man mit Handbewegungen gut untermischen soll, bald auf 32 Grad Reaumur (40 Grad Celsius) erwärmen und auf dieser Temperatur durch gelegentliches Zugießen erhalten. Wenn das Bad über 15 Minuten ausgedehnt wird, mag man die Temperatur gern noch um ein bis zwei Grad steigern. Die Dauer des Bades wird 10 bis 20 Minuten betragen, je nach Alter des Kranken und Schwere des Falles. Es ist wohl selbstverständlich, daß man das Haupt des meist benommenen Kranken stützen muß, da er sonst Wasser schlucken oder gar ertrinken könnte. Man wird mit ein bis drei Bädern für den Tag ausreichen, zumal wenn man sich noch der ableitenden zimmerkalten Umschläge, der warm werdenden Leibumschläge, Wadenpackungen, Armpackungen, gelegentlicher heißer Fuß- oder Handbäder bedient, immer zu dem Zwecke, die befallenen Innenorgane von stauendem Blute zu entlasten. So wird auch das Fieber vollgenügend bekämpft.

Bei Massenbehandlung können mehrere Kranke in demselben Wasser gebadet werden, da sie ja durch das häufige Baden an sich rein sind. Es wäre dann nur wenig neues heißes Wasser für jeden einzelnen nötig.

Bei der angegebenen ableitenden Behandlung braucht am Kopf und Rücken wenig zu geschehen. Im Gegensatz zu früheren Ausführungen in der Kölnischen Volkszeitung verwerfe ich die Eisbeutel, da sie oft eine Lähmung der Blutgefäße und eine vermehrte Blutstauung nach der ersten vorübergehenden günstigen Wirkung herbeiführen. Ein brunnenkaltes ausgewundenes nasses Handtuch turbanartig um den Kopf, vor allem um Nacken und Stirn gelegt und nach Bedarf gewechselt, genügt vollkommen.

In allen Fällen von starker Benommenheit, schlechter Atmung und dadurch herbeigeführter innerer Kohlensäure- und allgemeiner innerer Säurevergiftung ist es dringend ratsam, den Kranken zum Schluß des Bades eine brunnenkalte kurze Uebergießung des Nackens und der Wirbelsäule angedeihen zu lassen. Dadurch wird das Atmungszentrum angeregt und damit die so nötige Ausatmung der vergiftenden Kohlensäure gefördert. Die Zurückhaltung der Kohlensäure und anderer Selbstgiftsäuren im Körper befördert die Benommenheit und ist die Ursache der so schweren Betäubung (des Komas), mit der manche Fälle von Genickstarre ausgehen.

Wenn man durch unsere Maßregeln immer dafür besorgt ist, daß das Bewußtsein erhalten bleibt, laufen ja alle Körperfunktionen glatter ab, so daß Schädigungen durch im Blut zurückgehaltene Selbstgifte selbstredend geringer sein müssen.

Was die Ernährung der Genickstarrekranken anlangt, so sollte zur Vermeidung der Bildung von Darmgiften und um Reizwirkungen auf das Herz zu vermeiden, nur Wasser, Wasser mit Fruchtsäften, Milch, Haferbrei und weiterhin Obst, richtig zubereitetes, gedämpftes, nicht abgekochtes Gemüse und ohne Essig zubereitete Salate und erst zu allerletzt bei fortschreitender Genesung die gebräuchliche gemischte Kost gereicht werden.

Daß man bei dieser Behandlung die Sterblichkeitsziffer bedeutend herabdrücken wird, ist für den Fachkenner selbstverständlich. Daß man durch sie auch die schrecklichen Folgezustände zum Verschwinden bringen dürfte, ist ein logischer Schluß. Die Wassersucht der Hirnhöhlen (innerer Wasserkopf), die mannigfachen Lähmungen, die Taubheit und Taubstummheit, die Verblödungen, sie können einfach bei einer schnellen Behebung der anatomischen Ursachen nicht so leicht und so erschreckend häufig eintreten. Ist es nicht entsetzlich, wenn man erfährt, daß im Jahre 1874 in Oberfranken allein nach einer Genickstarre-Epidemie 58 Kinder, welche die Krankheit selbst überstanden hatten, als taubstumm in Anstalten zur Aufnahme kamen! Es ist wohl nicht das Schlimmste, daß fast die Hälfte der Befallenen stirbt, sondern daß die „Genesenen" bei der unzureichenden Behandlung zumeist körperliche oder geistige Krüppel bleiben.

•

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

13. April. Gesamtsitzung. Vorsitzender Sekretär: Herr Waldeyer. 1. Herr Dressel las: Ueber die Münzen von Priene und das Tempelbild der Athena Polias. Nach einer allgemeinen Uebersicht über die Münzprägung von Priene wurde der wichtigste unter den dortigen Münztypen, die Darstellung der Athena, besprochen, aus der sich Anhaltspunkte für die Geschichte der berühmten Tempelstatue der Athena Polias ergeben. Auf den Münzen lassen sich mit voller Sicherheit nachweisen: der Kopf des Tempelbildes aus alexandreischer Zeit, der Kopf des von Orophernes um 150 v. Chr. gestifteten Bildes und die Kultstatue der römischen Kaiserzeit. 2. Folgende Druckschriften wurden vorgelegt: Nestoriana. Die Fragmente des Nestorius gesammelt, untersucht und herausgegeben von F. Loofs. Halle a. S. 1905, und H. Moissan, Traité de chimie minérale. Tome 2 Fasc. 1 und Tome 4. Fasc. 1. Paris 1905. — Die Akademie hat das korrespondierende Mitglied der philosophisch-historischen Klasse, Herrn Richard Heinzel in Wien, am 4. April durch den Tod verloren.

*

Kleinere Mitteilungen.

ct. Die Sichtbarkeit des Erdschattens. Zum erstenmal wurde gelegentlich der Mondfinsternis vom 3. August 1887 von Professor Klein in Köln und dann bei der vom 16. Januar 1889 durch E. Stuyvaert in Brüssel die Beobachtung gemacht, daß der Erdschatten auch noch über den Mondrand hinaus für das Auge erkennbar war, also gleichsam im freien Weltraum. Bei der Finsternis vom 12. April 1903 bestätigte Deichmüller in Bonn die Erscheinung, faßte sie aber als subjektiv, also als eine Art von Augentäuschung durch Kontrastwirkung auf. Zu der Frage hat jetzt Professor Wilhelm Krebs in den „Astronomischen Nachrichten" das Wort ergriffen. Er erinnert an seine Beschreibungen der Mondfinsternis vom letztgenannten Datum, die er von Münster in den Vogesen aus beobachtet. Er gab sich damals besondere Mühe, auf die bei der Finsternis auftretenden Farben und Schattierungen zu merken, konnte aber eine Fortsetzung des Erdschattens über den Mondrand hinaus durchaus nicht erkennen. Eine Erklärung dafür gab er sich selbst durch die Annahme, daß der Himmel über dem Hochtal in den Vogesen

Digitized by Google

eben weit klarer gewesen sein müßte als an den zuvor erwähnten Beobachtungsorten. Auf dieser Ueberlegung hat Krebs jetzt eine tiefergehende Deutung des Schattenphänomens aufgebaut. Wie aus einem dunsterfüllten Luftraum der Lichtkegel eines elektrischen Scheinwerfers als ein heller Körper, so muß der Schattenkegel der Erde in einem solchen Raum als ein dunkler herausgeschnitten erscheinen. Bei geeigneter Lage des Beobachtungsortes kann der obere Rand dieses Kegelstumpfes mit dem der Kernschattenprojektion auf der teilweise verfinsterten Mondscheibe streckenweise zur ungefähren Deckung gelangen und so die Erweiterung der Schattenprojektion über den Mondrand hinausvortäuschen. Auf diese Erklärung konnte nun Professor Krebs während der Mondfinsternis vom 9. Januar dieses Jahres unter günstigen Umständen eine Probe machen. Der Dunstgehalt in der Luft über dem Beobachtungsort, der sich in der Umgebung von Hamburg befand, war ziemlich bedeutend, wie neben starker Wolkenentwicklung auch ein Mondhof bewies. In der Tat wurde das Kleinsche Schattenphänomen ganz in der Weise wahrgenommen, wie es von den früheren Beobachtern beschrieben worden war. Professor Krebs hatte noch einen Begleiter bei sich, der unabhängig von ihm die Erscheinung gleichfalls erkannte. Besonders deutlich war sie im zweiten Teil der Verfinsterung. Die Beobachtung erfolgte durch ein Fernrohr von etwa 30facher Vergrößerung.

* Die ärztlichen Anstalten der Stadt Frankfurt a. M. werden in Zukunft eine bedeutende Erweiterung erfahren; dagegen wird es zur Errichtung einer Akademie für praktische Medizin nach dem Kölner und Düsseldorfer Vorbild anscheinend nicht kommen. Dem Plane einer solchen Akademie, die ursprünglich beabsichtigt war, hatten am 16. Dezember 1902 die Stadtverordneten zugestimmt; aber in der Bürgerschaft und namentlich in den Kreisen der Aerzte stieß er auf lebhaften Widerspruch. Auch in der Stadtverordnetenversammlung vollzog sich ein Umschwung und als ihr die ausgearbeiteten Baupläne vorgelegt wurden, wies sie am 2. August 1904 die Vorlage an den Ausschuß zurück mit dem Auftrag, sie in einer die städtischen Zuschüsse möglichst verringernden Form wieder vorzulegen. Das ist nunmehr geschehen. Die der Stadt erwachsenden Kosten, die zuerst 3,750,000 M. betragen sollten, sind auf 2,560,000 M. herabgemindert worden, und außerdem beschloß der Ausschuß, „von der Stellung irgendwelcher Anträge auf Errichtung einer Akademie d. h. Schaffung eines akademischen Lehrkörpers unter staatlicher Autorität und Mitwirkung zur Zeit abzusehen". Damit war der größte Stein des Anstoßes beseitigt, aber nun beantragte eine Minderheit des Ausschusses, an Stelle der vorgeschlagenen Erweiterung des städtischen Krankenhauses Bezirkskrankenhäuser zu errichten und so den Plan einer ärztlichen Akademie auch für alle Zukunft unmöglich zu machen. Hierüber wurde nun in zwei langen Sitzungen gestritten, wobei Oberbürgermeister Adickes darauf hinwies, daß die dringend notwendige Erweiterung der Anstalten und Vermehrung der Krankenbetten nirgends billiger zu erwirken sei als auf dem bereits der Stadt gehörigen Gelände um das städtische Krankenhaus herum. Das Ergebnis der Beratung war Annahme dieser Vorlage mit allen gegen vier Stimmen.

* Freie Lehrstelle im Ausland. Die deutsche Schule zu Lissabon sucht zum 1. Oktober 1905 einen akademisch gebildeten Lehrer für Rechnen, Mathematik und Französisch. Gehalt 840 Milreis (etwa 3360 M.), Reiseentschädigung 240 M., Verpflichtung auf drei Jahre. Bewerbungen tüchtiger, gesunder und unbescholtener Lehrkräfte mit beglaubigten Zeugnisabschriften, Lebenslauf und Bild sind nur zu richten an die Lehrer-Vermittelungsstelle des Allgemeinen Deutschen Schulvereins, Berlin W. 62, Landgrafenstraße 7/III.

* Todesfall. Am Dienstag ist in Wien der Professor an der Universität Dr. S. v. Basch im Alter von 68 Jahren gestorben. Derselbe ist nicht nur als Arzt und Gelehrter, sondern auch als Leibarzt des Kaisers Maximilian von Mexiko in weiten Kreisen bekannt geworden, über dessen unglückliche Expedition er ein zweibändiges Werk „Erinnerung aus Mexiko. Geschichte der letzten zehn Monate des Kaiserreiches" verfaßt hat. Auch der Verstorbene selbst wurde damals in die unglücklichen Schicksale seines Herrn verwickelt und mußte, nachdem er selbst längere Zeit im Gefängnis gehalten worden war, dem unglücklichen Kaiser in dessen letzter Stunde zur Seite stehen. Im Jahre 1870 habilitierte er sich als Dozent für Experimental-Pathologie, im Jahre 1877 wurde er außerordentlicher Professor dieses Faches, im Jahre 1900 erhielt er den Titel und Charakter eines ordentlichen Universitätsprofessors. Seine wissenschaftlich-literarische Tätigkeit war sehr ausgedehnt.

❧

Hochschulnachrichten.

* München. Es wird uns geschrieben: In der Beilage Nr. 96 zur Allgemeinen Zeitung ist die Notiz enthalten, daß vom Verein deutscher Papierfabrikanten beschlossen sei, der Technischen Hochschule in Darmstadt zum Zwecke der Einrichtung von Papiermacher-Hochschulkursen einen Beitrag von 9000 Mark zur Anschaffung von maschinellen Einrichtungen für den Unterricht zu überweisen. In bezug auf diese Notiz dürfte die Hinweisung von Interesse sein, daß an der Technischen Hochschule in München von Professor v. Hoyer schon seit 25 Jahren Vorlesungen über das Gesamtgebiet der Papierfabrikation gehalten werden, und daß den Studierenden auch Gelegenheit gegeben ist, sich mit der Papierprüfung zu beschäftigen.

p. Tübingen. Der Vorstand des geologischen mineralogischen Instituts, Professor Dr. Koken, weilt zur Zeit studienhalber auf Ceylon und Südindien.

* Leipzig. An der hiesigen Universität wird eine Auskunftsstelle für Hörerinnen errichtet werden, in der den Hörerinnen Aufschluß über Wohnung, Verpflegung und sonstige Angelegenheiten erteilt wird.

* Hannover. Der bisherige außerordentliche Professor für mechanische Technologie und landwirtschaftlichen Maschinenbau an der Universität Halle Dr. ing. Alois Nachtweh ist zum außeretatsmäßigen Professor an der hiesigen Technischen Hochschule ernannt worden.

hc. Graz. Der am Montag im 60. Lebensjahre verstorbene Professor des Straf- und Strafprozeßrechts an der hiesigen Universität, Regierungsrat Dr. Karl Hiller, war in Würzburg geboren. Er war zuerst von 1868 bis 1871 im bayerischen politischen Verwaltungsdienst tätig, promovierte 1871 in Heidelberg und erlangte Januar 1873 daselbst die venia legendi. Im Herbst 1875 folgte er einem Rufe als Extraordinarius an die neugegründete Universität in Czernowitz, wo er 1880 zum Ordinarius vorrückte. 1885/86 war er Rektor der Czernowitzer Hochschule. Seit Herbst 1893 lehrte er in Graz.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen:

Geschichte Europas

seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871

Von **Alfred Stern**

Vierter Band

Geheftet M. 12.—. In Halbfranzband M. 14.—

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Jahrgang 1905. München, Samstag, 29. April. Nummer 99.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Lagerleben.

Von Dr. Georg Escherich.

Lagerleben, Trapperleben! Das waren die Ideale meiner Jugendzeit, als ich den „Lederstrumpf“ noch in wilder Gier verschlang und im Geiste Coopers unsterblichen Jägerkrieger auf all seinen Streifzügen begleitete. Das waren damals meine Ideale und sind es — mit geringfügigen Modifikationen — heute noch! — Die wildreichen überhegten Reviere unserer modernen Jagdrichtung, sie kann ich unschwer missen, nimmer aber die freie Jagd im unbegrenzten wilden Reviere. Solange es noch geht wenigstens, und dann — dann schwelge ich in Erinnerung daran! —

Der Erfolg allein ist es nicht, der dem Weidwerk so unendlichen Zauber verleiht, die begleitenden Umstände tragen reichlich das Ihrige dazu bei, ja sind in den meisten Fällen ausschlaggebend. Der ungestörte Genuß von Gottes freier Natur, das Ueberwinden verschiedentlicher Schwierigkeiten, die fortwährende Spannung und nicht zum mindesten die Notwendigkeit eigener Initiative verschaffen dem Weidwerke so viele Freunde und versagen selbst da nicht, wo Natur und Wildstand dem Nichtjäger völlig reizlos erscheinen mögen.

Da aber, wo wildschöne Landschaft das Auge trunken macht, wo in Urkraft noch der Bock den Hauptschmuck schiebt, wo nur erjagt, wer auch sich plagt, wo fremd das Land und fremd die Sitten, wo alles neu und interessant, da liegt doppelter Reiz im Weidwerk. Wem da zu jagen Diana vergönnt, der hat gejagt und hat gelebt.

I.

Es ist spät Nachmittag geworden, bis endlich die Vorbereitungen zu meiner ins Focaner Schongebiet geplanten Jagdtour so weit getroffen waren, daß ich für meine Person wenigstens an den Aufbruch denken kann. Heute war eben Kaiser Franz' Geburtstag und ich hätte es den wackeren Gendarmen der Station Jeleč wahrlich nicht übel nehmen können, wenn sie in ihrer Feststimmung sich meiner profanen Bedürfnisse mit weniger Eifer angenommen hätten. Alles Nötige an Proviant, Kochgeschirr und Decken war ja von Sarajevo schon wohlverpackt in Kisten und Kolli mitgebracht worden, doch war noch ein Tragpferd zu besorgen, sowie die Hauptsache, ein ortskundiger Führer. — Wohl kannte ich von früheren Jahren her, als mir noch nicht die Reservatgebiete des Landes offen standen, und ich im Freigebiete Husad jagte, einen alten Türken und ehemaligen Raubschützen, Bečir S... mit Namen, der mir trotz mancher Disziplinlosigkeiten in guter Erinnerung stand; der Wachtmeister aber wollte von dessen Engagement nichts wissen. War doch Bečir wegen Wilderns im Schongebiete erst im letzten Jahre mit den Gendarmen in Konflikt geraten, und der Mann des Gesetzes trug daher sichtlich Bedenken, eine solch anrüchige Persönlichkeit mitzugeben, zumal ministerielle Begleitschreiben mir einen gewissen offiziellen Charakter verliehen. Sein Protektionskind war ein anderer, der junge eingeborene Waldhüter Omer, der erst vor kurzem seiner Militärpflicht bei einem bosnischen Regimente genügt und daraus noch einen gewissen Schliff im Umgange, sowie ganze zwei Worte Deutsch gerettet hatte. Dieser war seiner Ansicht nach nicht nur ein großer Jäger vor dem Herrn, sondern auch, wie er mir wiederholt versicherte, vom ganzen Orte der einzig richtige Begleiter für mich. Der Bursche an und für sich gefiel mir auf den ersten Blick nicht übel, doch stiegen hinsichtlich seiner weidmännischen Eigenschaften sehr bald gewaltige Zweifel in mir auf. Er sah alles in rosigstem Lichte und versprach mir jedweden gewünschten Erfolg. Mir aber, der ich Bosniens Jagden zur Genüge kannte, bewies diese Zuversicht seinen jagdlichen Unverstand, und ich schickte nach Bečir, dem Raubschützen. Man sah's dem wackeren Wachtmeister an, wie schwer es ihm ward, den alten Lumpen, dem er und seine Mannen wohl schon manche Nacht geopfert, nun förmlich für mich zu engagieren, doch er parierte unverzüglich der Order, und war's auch eine Kränkung gegen seinen Schützling Omer, der sichtlich beleidigt und verlegen hinter ihm stand. Nun kränken wollte ich die Leute nicht und man konnte ja den Burschen schließlich im Lager oder zu Botendiensten brauchen. Also: „Omer darf auch mit, mach dich fertig, wir brechen gleich auf!“ Und fort sprang der flinke Bursche, ein Stück Maisbrot, Ziegenkäs, Gewehr und Decke zu holen. Das ist seine ganze Ausrüstung.

Inzwischen wird mit dem Wachtmeister und seinem Stabe auf Grund der Karte der Kriegsplan besprochen. Orientiert im Gebirge sind die Gendarmen ja meist immer vorzüglich, doch auf ihre jagdlichen Ratschläge zu hören habe ich mir längst abgewöhnt. Für mich kommt es auch zunächst nur darauf an, möglichst im Mittelpunkt des Reviers einen guten Lagerplatz zu finden. Schutz vor dem Winde, genügend Holz zum Feuermachen und trinkbares Wasser in der Nähe sind die Hauptbedingungen. Der eine preist diesen, der andere jenen Platz und die schmierige Köchin aus Böhmen verdolmetscht, so gut sie kann. Endlich ist der Lagerplatz bestimmt. Omer soll gleich mit mir dorthin aufbrechen, das Packpferd und den Pferdeburschen kann ja Bečir, dessen Eintreffen ich nicht mehr abwarten will, nachführen. — Militärisch stramm grüßen der Wachtmeister und die Gendarmen; ihres Wertes bewußt mit einer gewissen Vertraulichkeit die Köchin. Sie reicht mir zum Abschied die schmutzige Rechte und wünscht mir eine „gute Reise“. Scheußliches Frauenzimmer und doch von so vielen geliebt! — Es ist eben keine andere da.

Digitized by Google

Glühend heiß war's tagsüber gewesen, und auch der nahende Abend vermag keine fühlbare Kühlung zu bringen. Wie herrlich würde da ein Bad im munteren Gebirgsbache erfrischen, in dem eben braungebrannte Hirtenknaben plätschern. Doch es ist keine Zeit mehr zu verlieren, wollen wir noch eine Abendpirsche versuchen! Elastischen Schrittes eilt der Waldhüter voraus, so daß ich Mühe habe, ihm auf dem steinigen Saumpfade zu folgen. Die letzten Hütten des langgestreckten Dorfes liegen längst hinter uns, noch einige eingefriedigte Maisfelder und Obstgärten, dann fängt der Wald an. Anfangs freut man sich über die Kühlung spendenden Laubgänge, bald aber werden sie langweilig. Auch der schönste Waldweg ermüdet rasch das Auge, wenn der Fernblick fehlt. Man sehnt sich dann förmlich, wieder herauszukommen. So ging's auch uns, und wir waren herzlich froh, als der Pfad sich zu dem tief unter uns rauschenden Gebirgsbach senkte und endlich der dichte Wald sich lichtete. — Das bisher eingeengte Waldtal ward allmählich breiter und weidenbegrenzte Wiesgründe dehnten sich zu beiden Seiten des vielfach gewundenen Baches aus. Hier mußte der Karte nach der für heute ausgesuchte Lagerplatz liegen; fürwahr ein idyllischer Platz.

Noch ist's zu früh zum Feiern. Das Büchsenlicht reicht gerade noch zu einer kleinen Abendpirsche in nächster Umgebung. Ja wären die herrlichen Gräser nicht einige Tage vorher abgemäht worden, dann hätte es vielleicht glücken können! Rehe gab es hier ja, wenn auch nicht allzu viele. So aber ist ein Erfolg ganz ausgeschlossen und doch ist's eine Pirsche von unendlichem Reize. Doppelt schön in Abendstimmung erscheint die Landschaft und die wilde Jagdleidenschaft erblaßt unter dem Zauber der herrlichen Umgebung. Längst ist die kurze Dämmerung dahin und des Vollmonds silberne Scheibe taucht eben über Todors Felsengipfel auf. Feenhaft erscheint in dem milden Lichte die unvergleichlich schöne Berglandschaft. Das Auge genießt in vollen Zügen, nicht minder das Ohr beim schaurig dumpfen Rufe des Schuhu, beim fernen Schallen erschreckter Rehe.

Doch wo bleibt das Tragtier mit dem Gepäck so lange? Sollte Bečir sich geweigert haben mitzugehen? Dann war für heute nichts mehr zu hoffen; der Pferdebursche hätte nie und nimmer allein hierher gefunden. Unbeantwortet verhallen die langgezogenen Rufe des Waldhüters nach den Gefährten. Sie sind noch weit zurück oder kommen heute überhaupt nicht mehr. Viel lag ja gerade nicht daran, einmal ohne Abendbrot sich schlafen zu legen, und frieren würde es uns in dieser herrlichen Sommernacht wohl auch nicht allzu viel! Wir suchen uns eben eine an des Ufers Rand stehende mächtige Wetterfichte zum Nachtquartier aus, da horcht der Waldhüter auf einmal angestrengt in die Ferne. „Bečir,“ sagt er lakonisch, und richtig, nun höre auch ich das Anschlagen der Hufe an den harten Fels und die tiefen Stimmen der Männer. — Auf weite Distanz schon werden in landesüblicher Weise Frage und Antwort gewechselt, und ich muß mich bei diesem einfachsten „Telephonverkehr“ stets ebenso wundern über das unglaublich feine Gehör der Bosniaken, wie über ihre mächtigen Stimmittel und prägnante Aussprache.

Jetzt durchschreiten sie den Bach und sind in wenigen Augenblicken bei uns. Voraus Bečir, der Riese, mein ehemaliger Begleiter am Hušad. Er hat sich in den letzten Jahren fast nicht verändert. Die grauen Strähne an den Schläfen freilich und der Verlust einiger Vorderzähne ließen ihn etwas gealtert erscheinen, sonst aber ist er in Tracht und Wesen der gleiche geblieben, wie ich ihn vor Jahren bei Kapes ablohnte. Das ehemals schon völlig abgenützte Fez schmückt immer noch den mit Ausnahme der Schläfen kahl geschorenen Schädel, der breite Gürtel, nur noch etwas mehr zerrissen, birgt noch dieselben Schätze, alles an ihm wie ehedem, nur die lange Puška[1]) vermisse ich, seine treueste Freundin. Ich weiß, wie er sie verlor, und frage nicht danach. Der Krug geht eben so lange zum Brunnen, bis er bricht, und Bečirs einzig schöne Feuersteinflinte ziert heute wohl irgend eine Waffensammlung. — Wer ihn kennt, diesen leidenschaftlichen Jäger, der wird seinen Worten glauben, daß es der härteste Verlust in seinem Leben war, als er seine unzertrennliche Begleiterin dem Gendarmen ausliefern mußte. In den verzweifelten Freiheitskämpfen seines Volkes hat er sie, als der kühnsten Häuptlinge einer, geführt, auf den ungezählten erlaubten und nicht erlaubten Jagdzügen seines Lebens manch streitbaren Bären, manch grimmigen Eber damit gefällt. — Nun ist es wohl auf immer aus für den Alten mit der Jägerei. Gut für den Wildstand, gut für die Seinen!

Mit einem tiefen Bückling begrüßt der Riese seinen Herrn von ehedem, und Aug wie Mund verkünden deutlich die innige Freude, die er beim Wiedersehen empfindet. Ich weiß es, der mag mich, der wird mir stets nach Kräften dienen und mag er auch sonst nichts taugen. Dieweilen die anderen das Tragtier absatteln, ist Bečir, vor Freude grinsend, unentwegt um mich beschäftigt, den und jenen meist recht unnötigen Dienst erweisend, um mir auch auf diese Art seine Ergebenheit zu zeigen. Dann geht endlich auch er daran, sich für die Allgemeinheit nützlich zu machen. Baumbart holt er und dürres Geäste der alten Fichten, und in wenigen Minuten lodert ein Feuer empor, bei dessen Schein ich der Kochkiste das zum Abendbrot Nötige entnehme. Natürlich ist wieder Kaffee und Brot der Hauptbestandteil, und nur ich gestatte mir noch eine Fleischkonserve. Die türkische, feingestellte Mühle zwischen den Knien, reibt der Pferdebursche eifrig die hellgebrannten Bohnen, Bečir keucht unter der Last eines mächtigen Baumstrunkes daher, der zum Unterhalt des Feuers während der Nacht bestimmt ist, Omer, der Waldhüter, schöpft die kupfernen Geschirre voll Wasser und stellt sie behutsam auf die seitlich geräumte Glut. Die Bohnen sind fein gerieben, das Wasser siedet, nun tritt Bečir, der trefflichste Kaffeekoch, den ich kenne, in seine Rechte. Wer so einen richtigen türkischen Kafedžija[2]) bei Ausübung seines Gewerbes betrachtet, mit welchem Ernste er den Brand der Bohnen, die Stellung der Mühle prüft, mit welcher Aufmerksamkeit er das Aufwallen des Wassers beobachtet und die verschiedenen Aufgüsse macht, dem muß schließlich der Gedanke kommen, daß Kaffebrauen auch ein gewisses Können erfordert. Bečir nun konnte es, das wußte ich von früher her, und er hatte nichts verlernt. Trefflich mundete der Mokka, in henkellosen Schalen serviert, und das geräuschvolle Schlürfen meiner drei Türken zeigte so recht das Bestreben, den herrlichen Genuß zu verlängern. Außer einem Stück groben Maisbrotes, das sich die Leute selbst mitgebracht, gibt es heute nichts mehr. — Nach einer kargen Mahlzeit muß der Bosniake doppelt stark rauchen. Die selbstgedrehte Zigarette im Munde, hocken meine Begleiter mit gekreuzten Beinen am Feuer und plauschen gemütlich miteinander. Ich aber lehne mich zurück in meine Decken, starre in die Glut und träume vor mich hin. So ganz allein mein eigener Herr, in fremdem, wildschönem Reviere, beseelt von unbezähmbarer Jagdlust und voll der kühnsten Hoffnungen! Es waren Stunden, in denen ich gänzlich wunschlos war.

Gegen 4 Uhr morgens mochte es sein, als mich die Stimmen meiner Begleiter weckten. Sie waren schon munter und fachten das erlöschende Feuer zu neuer Glut an. Ueber Nacht war's doch ein wenig frisch geworden und fröstelnd umstehen wir das Feuer. Welch eine Wohltat an so kalten Morgen eine Schale dampfenden Mokkas! Bečir schaut prüfenden Blicks gegen Osten, wo ein fahler Streif den kommenden Tag verrät, und kaum, daß man den Boden unter den Füßen sieht, geht's hinein in die Hänge der Radomišlje. Fünf Stunden etwa hatten wir beide gepirscht, ein guter Sechserbock und ein Haselhuhn waren die Beute, die wir stolz zum Lager zurückbrachten. Wie ein Tiger hatte sich der Alte auf den in Todeszuckungen liegenden Bock gestürzt, um ihm noch bei Leben den Drosselschnitt beizubringen. Denn so will's die Religion, und Bečir war ein gläubiger Muselmann. Nun

1) Flinte.

2) Kaffeekoch.

Digitized by Google

aber soll das feiste Wildbret auch ihm und seinen stets fleischhungrigen Glaubensgenossen schmecken.

Freudig ob der bevorstehenden Genüsse begrüßen uns die beiden Wächter des Lagers, die während unserer Abwesenheit natürlich gründlich gefaulenzt und nicht das Geringste vorbereitet hatten. Nicht einmal Holz hatten sie herbeigetragen, diese faulen Schlingel! Doch jetzt kam Leben in die Gesellschaft, und geschäftig eilten sie hin und her, in Dienstleistungen für meine Person sich überbietend. Fürchteten sie doch mit Recht, für ihre Trägheit was abzubekommen. Bečir wirft den schweren Bock, den er unaufgebrochen stundenlang herumgeschleppt hatte, an eine schattige Stelle, wischt mit dem zerrissenen offenen Aermel des ehemals weißen Hemdes den Schweiß von der Stirne, dann macht er sich sofort daran, den Bock auszuweiden. Hurtig geht die Arbeit von statten, man sieht's, er hat schon viele aufgebrochen! Und wie gewandt er mit dem Abziehen der Decke, mit dem Auslösen der „Eisbeine" umzugehen versteht. Es ist eine Freude, ihm zuzusehen, wie er spielend sein krummes Messer handhabt und die Gelenke mit unfehlbarer Sicherheit trifft.

Den Kopf mit Geweih bekomme ich abgelöst zur weiteren Behandlung zugeteilt, dem Wildbret selbst muß ich mit meinem „unreinen" Messer — habe ich doch schon Speck damit geschnitten — ferne bleiben. Ich weiß, wie empfindlich die Türken im Punkte der Religion sind, und hüte mich vorsorglich, sie darin zu verletzen. Niemals würde Bečir ein durch das Messer eines „Schwaba"[3]) „unrein" gewordenes Wildbret berühren. Lieber hätte er gehungert! Davon konnte ich mich vor Jahren überzeugen, als ich unbewußt von der Tragweite meines Handelns einen am Spieße bereits halb garen Gamsbock kreuz und quer einschnitt, um ihn besser salzen zu können. Einen Blick des Hasses warf mir damals der Türke zu, und der halbfertige Braten flog verächtlich zur Seite. Allein konnte ich die Masse Fleisches doch nicht verschlingen und so fütterte ich die Hunde damit. Bečir aber aß einige wenige Kartoffeln mit Salz, dann legte er sich wortlos schlafen, Ingrimm im Herzen. Seitdem bin ich vorsichtig geworden und vermeide es sogar, meine Speckkost auf derselben Glut zu rösten wie die Türken ihr Wildbret! Und ich fahre nur gut dabei, denn sie sind für derartige Rücksichtnahme sichtlich dankbar und dienen nochmals so gern.

Der Bock soll erst abends auf dem Spieß gebraten werden, und der Alte schickte die beiden Faulenzer fort, Buchenholz zu holen. Die rasche Glut des weichen Holzes taugt nichts zum gleichmäßig langsamen Rösten. Immer tätig, spannt inzwischen Bečir die Decke des Bocks auf sonnigen Rasen, indem er sie — die grüne Seite nach oben — mittels Pflöcken prall ausspannt. In wenigen Stunden ist sie trocken. Wem wird sie wohl gehören? Bečirs Augen hängen sehnsüchtig daran und sprechen eine nur zu beredte Sprache. Versteht er doch trefflich zu gerben, und herrscht grenzenlose Armut in seiner Hütte. Er soll sie haben. Dankbar neigt sich der Riese auf meine Hand nieder und grinst vor Vergnügen ob meiner Freigebigkeit. Heute ist überhaupt ein Festtag für ihn: Tabak, Zigarettenpapier und Zündholz gibt es. Auch die beiden anderen erhalten ihren Teil, wenngleich ich nicht weiß, für was. Es ist merkwürdig, welche edle Regungen so ein gutes Gehörn hervorzaubert!

Gut ist das Gehörn, das sage ich immer vor mich hin, indem ich es umspanne und seine Höhe prüfe. Oder sind am Ende doch meine letztjährigen besser gewesen? O diese Zweifel des nie ganz zu stillenden Geweihhungers! — Nun wir werden es ja sehen, wenn es herausgeschnitten und ausgekocht ist. Hurtig führe ich die Säge, das Nasenbein wird mit dem „Knicker" durchschlagen und das Geweih kommt in den Kochtopf. Ich kann es kaum erwarten, bis das Fleisch sich löst. Nun ja es geht an, zu den besseren meiner Sammlung gehört es immerhin.

Bis Mittag ist es nicht mehr weit und eine richtige bosnische Hitze heute. Gerade recht zu einem Bade im frischen Wässerlein. Dort, wo in scharfer Kurve der Bach den Berghang streift, ist eine tiefe Gumpe, just recht zum Bade. Wie das erfrischt! Man merkt, es ist Schneewasser des Todor darunter. Und nun der herrliche Genuß des Sonnenbads auf der Sandbank! Wären nur die lästigen Bremsen nicht gewesen, so hätte es mir noch lange nicht pressiert, in die Kleider zu schlüpfen!

Nun ist's aber Zeit, daß ich ans Kochen denke. Das muß ich natürlich schon aus Reinlichkeitsgründen selbst besorgen. Heute gibt's Rehleber. Dieweilen Speckscheibchen und Zwiebel in der Pfanne bräunen, wird ein mächtig Stück davon gehäutet und in Würfel geschnitten. Nie glaubte ich besser gespeist zu haben, und herrlicher als Pommery schmeckt die selbst bereitete Zitronenlimonade. Gott sei Dank, daß ich wieder auf einige Zeit dem Alkohole entsagen muß. Man merkt es förmlich an der sich täglich steigernden Leistungsfähigkeit, wie unzuträglich die vorherige Lebensweise dem Körper gewesen. Und doch, was hilft diese Erkenntnis? Zurückgekehrt nach Sarajevo, geht's immer gleich wieder zum „Pilsener Urquell", und mit einem Eifer wird da gezecht, als gälte es, das Versäumte möglichst rasch nachzuholen.

Meine wackeren Türken schlafen natürlich schon wieder, sie haben vorher einen ganzen Topf Kaffee geleert, sonst aber nichts genossen. Den Appetit wollen sie sich scheinbar für das abendliche Diner — Rehbraten am Spieß — reservieren. Auch eine Art Genußsucht! Bečir schnarcht steinerweichend im Schatten der Fichte, ich kann vor Hitze und Mücken nicht schlafen.

Da kommt ja ein Gendarmeriepatrouille über das Gebirge herabgestiegen. Der Wachtmeister von Jeleč ist's mit einem Kameraden auf einem Patrouillengang ins Gebirge begriffen. Ein harter Dienst fürwahr, der des Gendarmen im wilden Grenzgebirge! Tagelang oft streifen sie durch die Berge, ohne eine andere Verpflegung als die, welche sie mit sich tragen, und in den meisten Fällen ist der blanke Boden ihr Nachtlager, der Mantel die einzige Decke. Solch strengen Dienst kann nicht ein jeder leisten. Hierzu bedarf es besonders widerstandsfähiger, auserwählter Leute, und es rekrutiert sich dieses Korps tatsächlich nur aus solchen. Die Gendarmerie in Bosnien ist dafür auch entschieden eine Elitetruppe, die bei den Eingeborenen des Landes im höchsten Ansehen steht.

Mit angezogenem Gewehr meldet sich militärisch der Wachtmeister und frägt, ob ich vielleicht einen Wunsch habe, den er erfüllen könne. Auf Verneinung meinerseits teilt er mir mit, daß er eine Streife gegen die Zelenagora zu unternehmen und in drei Tagen auf dem Rückwege unser Lager wieder berühren wolle, dann auch, daß morgen der Pandur mit der Post von Foča komme und die mir gehörigen Briefschaften ins Lager bringen werde. Das war mir sehr angenehm zu hören, da ich seit Betreten Bosniens infolge Routenänderung noch immer keine Nachricht von Hause hatte.

Ueber unser Gespräch war Bečir erwacht. Er erkennt seine Widersacher, wirft ihnen einen haßerfüllten Blick zu, dann schleicht er, fortwährend vor sich hinschimpfend, verlegen zur Seite. Der Wachtmeister lächelt verständnisvoll, er weiß ja den Grund des ohnmächtigen Zornes nur zu genau. Es geniert ihn aber nicht im geringsten, er tat ja auch nur seine Pflicht, als er Bečirs Pušlo[4]) holte.

Gastfreundschaft erheischt hier im Lande die Sitte, und so tue ich mein Möglichstes, den Besuch zu bewirten. Der Rest der Rehleber wird in Scheiben geschnitten und abwechselnd mit Speckschnitten kunstgerecht auf einen grünen Buchenspieß gesteckt. In wenigen Minuten ist das leckere Mahl fertig, dann gibt's Mokka und zum Schlusse vorzüglichen Zigarettentabak aus Trebinje. Doch der Dienst ruft und noch weit ist der Marsch heute für die beiden. Rasch wird Gepäck und Gewehr aufgenommen, die Montur in Ordnung gebracht, als ging's zum Parademarsch, dann noch ein strammer Gruß und dahin geht's im zügigen Schritt den Bergen zu. Ich schaue ihnen mit Bewunderung noch, diesen schlanken, sehnigen Gestalten,

[3]) Deutschen.

[4]) Flinte.

Da kommt auch schon Bečir wieder herangeschlichen und mahnt zur Abendpirsche. Die Gendarmen haben ihm für heute sichtlich die Laune verdorben und er ist auch auf mich nicht gut zu sprechen, ob meiner Vertraulichkeit zu seinen Feinden. Mit der Pirsche war's nichts, und ohne Beute kehren wir bei einbrechender Dunkelheit zum Lager zurück.

Die Glut ist gut gelungen und mit stumpfsinniger Gleichmäßigkeit dreht der Waldhüter den auf zwei Astgabeln gestützten Buchenspieß. Der feiste Bock wird in seinem eigenen Fett gebraten und muß unseren Geruchseindrücken nach bald gar sein. Bečir nimmt mit Kennermiene einige Schnittproben vor und, da mit dem Resultate zufrieden, hebt er den Spieß aus. Welches Stück ich wolle, fragt er, um es für mich herauszuschneiden. Ich überließ ihm selbst die Wahl und kam nicht schlecht dabei weg. Es waren herrliche saftige Stücke, wie man sie schmackhafter nicht leicht bekommen kann.

Nun kamen die Türken daran. In wenig Augenblicken ist der Bock von Bečir mit großer Gewandtheit zerteilt. Die mächtigen Brocken werden inmitten eines auf dem Boden ausgebreiteten Tuches aufgehäuft, wobei der listige Alte unbemerkt von den beiden anderen zwei besonders schöne Stücke für sich beiseite schafft. Ich merke dieses Manöver und zwinkere ihm mit den Augen zu. „Für Weib und Kind", raunt er mir zu, um sein Stibitzen zu entschuldigen. Nächsten Morgen aber auf der Frühpirsche, hindert den besorgten Familienvater dieser heroische Vorsatz durchaus nicht, auch noch den für die Seinen bestimmten Teil mit größtem Behagen zu verschlingen.

Ueber Appetitlosigkeit meiner Leute konnte ich heute wirklich nicht klagen. Ich muß ihnen aber auch das Zeugnis ausstellen, daß, wenn einmal Mangel an Nahrungsmittel herrschte, sie außerordentlich genügsam sein konnten und mit Kaffee, Brot und Zwiebel tagelang sich zufrieden gaben. Kam aber einmal Fleisch ins Lager, dann brach die Völlerei los, und es ist geradezu unglaublich, welche Quantitäten diese halbwilden Kerle verschlingen können. So heute. Es war ein mächtiger Haufen Bratenstücke, die da in der Mitte des Tuches aufgetürmt waren, dazu ein Laib Kommisbrot, den sie zur beschleunigten Handhabung in faustgroße Stücke gebrochen hatten. Nach diesen primitiven Vorbereitungen ging's los. Mit untergeschlagenen Beinen saßen sie an ihrem „Tisch", um nicht mehr aufzustehen, bis auch das letzte Stück Fleisch, die letzte Krume Brotes vertilgt war. Einige Schalen Kaffee darauf tragen zur Verdauung bei und dazu schmecken die kunstvoll gedrehten Zigaretten besonders gut. Ich aber sitze auf meiner Kochkiste, trinke gemächlich einige Tassen Mokka und schaue meinen Leuten zu. Es gibt ja so viel Interessantes zu sehen und zu hören, wenn man Aug' und Ohr offen hat.

Der Alte klagt eben, wie schlecht es ihm heuer gegangen sei. Mit dem Vieh habe er Unglück gehabt, da der Wolf ihm ein Dutzend Schafe gerissen. Natürlich sind die Gendarmen daran schuld, die ihm sein Gewehr genommen! Auch sei sein einziges Weib seit langem krank und könne ihm sein Hemd nicht flicken! Das hätte, glaube ich, auch eine gesunde nicht fertig gebracht. —

Nun kommt Omer, der Waldhüter an die Reihe. Er renommiert von seiner Militärzeit, was er da für ein tüchtiger Kerl gewesen sei und wie gut er „Deutsch" gelernt habe. Schade, daß er mir nie etwas davon zum besten gab und außer „Guten Tag" hörte ich keine deutsche Silbe von ihm. Der Pferdebursche endlich erzählte von manchem hohen Herrn, den er dieses Jahr mit seinem Pferde schon begleitet, und schließt mit einem schier endlosen Lobgesang auf seinen „unvergleichlichen" Klepper. Und ich? Ich freue mich an dem harmlosen Geplauder der Leute, freue mich an dem Silberlicht des Mondes, dem „Buhu" der großen Eule. Langsam kommt dann der Schlaf heran, ich wickle mich in meine schwere Kotze, das zusammengerollte Zelt ist mein Kopfkissen und mit dankbarem Gefühle für all das Schöne, das ich genießen durfte, entschlummere ich.

Was ist das? Meine Leute umstehen, aufgeregt sprechend, mitten in der Nacht das Feuer und bringen es durch dürres Geäste zum hellen Auflodern. Das Pferd ist unruhig, schnaubt wild durch die Nüstern und läßt sich auch durch den Zuspruch seines Herrn nicht beruhigen. Ich weiß es von früher her, was los ist. Wölfe sind in der Nähe und der scharfe Sinn des Pferdes hat die drohende Gefahr gewittert. Grell tönen Bečirs Scheuchlaute durch die stille Mondnacht.

Die Wölfe sind weiter und allmählich wird das Pferd auch wieder ruhig, zumal es nun in unmittelbarster Nähe des Feuers angekoppelt ist. Omer wirft noch einen tüchtigen Arm dürren Holzes in die Flammen, dann legt sich alles wieder zur Ruhe.

Da schon wieder! Diesmal müssen die Wölfe nahe sein, da das Pferd sich äußerst aufgeregt benimmt! Horch, da hört man sie ja heulen. Gerade auf jener Bergwiese über uns müssen sie sein, und man glaubt ihr Springen zu hören. Sie haben wohl ein Stück Wild gerissen und raufen sich nun darum! Und bei Tage sieht man niemals solch einen Straßenräuber! Ferner und ferner hört man sie heulen, es geht die Jagd gen Todor zu. Eine Zeitlang bleiben die Männer noch auf, dieweilen ich schon längst wieder schlummere.

Herrlich schön war der Morgen, einzig die Pirsche auf den ausgedehnten Bergwiesen! Als es mir gar noch gelang, einen guten Sechserbock mit bravem Gehörn zu strecken, da kannte meine Freude keine Grenze, und ein über das andere Mal klopfte ich dem Alten auf die Schulter, damit er still hielte und ich das Gehörn von neuem betasten konnte. Teufel nein, das war mein Bester! Das soll heute einen Festtag geben! Bečir grinst schon unaufhörlich in Gedanken an das Dutzend Tabakpakete, die ich ihm versprochen. — Und er bekam sie gleich, als wir im Lager zurück waren. Auch die anderen wurden bedacht, obwohl ich Omer schlafend in meine Kotze gewickelt fand. Meine Nachtruhe war nun wohl trotz „Zacherlin" dahin! Das hatte ich schon genugsam erfahren. Ein gewaltig Donnerwetter wär' sonst dem Burschen sicher gewesen, heute tat's ein sanfter Rippenstoß mit den „Genagelten". Nur heute wollte ich mich nicht ärgern, heute schien mir die Sonn' so helle, heute würde ich ja wohl einen lieben Brief von zu Hause erhalten! Und wär' es nur eine Postkarte! Oder bin ich am Ende schon vergessen? Der Pandur läßt sich noch nicht sehen, auch von jenem Felsen, der Fernblick gewährt, kann ich nichts erspähen; und doch, er muß von dorten kommen, nur von dort! Aber nichts, nichts ist zu sehen. Resigniert eile ich zurück zum Bock und weide mich an der herrlichen Trophäe, die Gedanken abzulenken. Doch, kommt der Pandur noch nicht? Bečir braut Kaffee, mechanisch trinke ich eine Tasse nach der anderen. Kommt denn der Pandur noch nicht?

„Dobar dan gospodine."[5]) Da ist er ja. Ohne daß wir es sahen, war er durch den Wald herabgekommen. Ein kleines Männlein ist's mit freundlich blickenden Augen, zu denen der mächtige Revolver im Gürtel gar nicht passen will! Zu was auch dieser kriegerische Aufputz! Sind doch in Bosnien die Zustände so sicher wie in jedem modernen Staate.

Doch was rede ich. Wo ist die Post? Ein mächtiges Sammelkuvert von Freund Reiser aus Sarajevo enthält die Schätze. Briefschaften in Menge, darunter eine Postkarte und ein Brieflein mit holden Schriftzügen.

Pandur da nimm. Ja, nimm nur! Du hast es verdient!

[5]) „Guten Tag, Herr."

(Ein zweiter Abschnitt folgt.)

Das Geheimnis des Lebens.

Ein interessantes Streiflicht warf Herr Dr. H. C. Bastian neulich in seinem Vortrag vor der königlichen Gesellschaft in London auf das große Lebensrätsel; die laufende

Digitized by Google

Nummer der „Nature“ bringt von diesem Vortrage einen Auszug.

Des Lebens Ursprung ist eines der interessantesten Probleme für den menschlichen Geist. War das Wunder der Entstehung des Lebens aus dem toten Stoff ein Akt der Schöpfung, wie von der Bibel gelehrt wird, oder kam es durch chemische und physische Prozesse aus der leblosen Materie, wie es die moderne Wissenschaft glaubhaft machen will?

Die Antwort liegt noch im Dunkeln. Einerseits haben wir noch nie ein Leben entstehen sehen außer hervorgequollen aus einem anderen Leben. Vergilius' Glaube an Bienen, die aus verwesenden Körpern geboren werden, ist zerstört worden, und jeder Versuch in unseren chemischen Laboratorien, ein lebendes Produkt herzustellen, so wie es Andrew Crosse mit unorganischen Lösungen, die starken elektrischen Strömen ausgesetzt wurden, versuchte, hat fehlgeschlagen. Es wurde vor kurzem bekannt gegeben, es sei einem Amerikaner gelungen, aus toter Materie ein lebendiges Produkt herzustellen; seine Experimente sind jedoch bisher der Kritik noch nicht unterzogen worden. Und doch ist kein wissenschaftlicher Grund anzuführen, der sie von vornherein verurteilen müßte. Der Lehrsatz: omne vivum ex vivo ist bloß auf der Tatsache begründet, daß wir es nie anders wahrgenommen haben.

Eine Autorität auf diesem Gebiete ist Dr. Bastian, der seine Meinung in verschiedenen Schriften, die selbst der absolute Laie mit Vergnügen und Belehrung lesen wird, klargelegt hat. Er ist einer der wenigen Anhänger der Theorie der Heterogenesis, welche eine ebenso wichtige Stellung in den Betrachtungen über den Ursprung des Lebens einzunehmen verspricht, wie das Radium in den Theorien über die Zusammensetzung des Stoffes. Unter Heterogenesis versteht man die spontane Entstehung einer Lebensform aus einer anderen Grundform. Das Mittelalter glaubte daran, wie an einen Artikel aus dem Katechismus, z. B. daß Gänse aus Miesmuscheln hervorkämen oder daß das persische Lamm auf einem Strauch wüchse. Und lange nachdem die Mythen zerstört wurden, glaubte man noch, daß die Schlupfwespe aus den vegetarischen Substanzen der Bäume hervorkäme und daß Bohr- und Blasenwürmer aus dem Gewebe ihrer unglücklichen Wirte entstanden. Durch die Fortschritte der Wissenschaft wurden auch diese Fabeln beseitigt, indem bewiesen wurde, daß jeder Parasit seine Entstehung einem Ei dankt, das von einem Individuum gleicher Natur herstammt.

Heterogenesis wurde also von den meisten Biologen von der Liste der Theorien gestrichen und nur noch sehr wenige hielten an der Lehre fest. Homogenesis, d. h. die Reproduktion einer Lebensform aus einer Form derselben Gattung, wurde in der Zoologie ebenso bestimmt angenommen wie Daltons Hypothese der Atome in der Chemie. Beide blieben jedoch immer nur Hypothesen.

Nun hat die Entdeckung des Radiums und seiner Eigenschaften diese Theorie der Atome ins Reich der überstandenen Hypothesen verbannt und der Beweis für Heterogenesis, von Bastian für einen Fall geführt, wird vielleicht denselben Dienst tun für den Glauben an Homogenesis.

Bastian zeigte durch ein Experiment, das jedermann ihm nachmachen kann, wie ein Lebenskeim einer bestimmten Gattung eine Lebensform einer ganz anderen Art hervorbringen kann, unter Einfluß von lauter physischen Bedingungen. Sein Experiment, wobei es sich nur um mikroskopische und niedrigere Lebensstufen handelt, ist so schlagend, als ob es sich um ein Entenei handelt, woraus unter bestimmten Bedingungen ein Rebhuhn kriecht. Wenn man nämlich die Keimzelle einer gewöhnlichen Sorte „Rädertierchen“, der Hydatina, die in stillstehendem Wasser von Pfützen oder Morästen leben, sich in irdenen Töpfen entwickeln läßt, wobei man Licht und bestimmte unsichtbare Strahlen, die eine Rolle in dem Prozesse zu spielen scheinen, ausschließt, wird man, so behauptet Bastian, einige von ihnen regelmäßig zu Formen einer anderen Sorte von Infusorien auswachsen sehen. Die Hydatina ist ein vielzelliges Wesen, das zu der Klasse der Rotifera gehört, die eine besondere Art darstellen. Wenn aus ihren Keimen eine zu den Infusorien Ciliata gehörende Spezies entsteht, wie es Bastian in den meisten Fällen zu produzieren gelungen ist, so haben wir es mit einer Genesis von einer aus einer grundverschiedenen anderen Lebensform zu tun. Für einen Biologen wäre der Fall ebenso wichtig als wenn eine Katze einen Sperling gebäre oder ein Frosch aus einem Hennenei kröche. Es ist ein deutlicher Fall einer Verwandlung der Lebensform, welche die der Umgestaltung von Radium in Helium nahe kommt.

Für den Laien, der sich für die Rätsel des Lebens interessiert, hat diese Entdeckung eine doppelte Bedeutung:

Erstens können wir dadurch verstehen, wie die wundervollen Lebensvarietäten, die jetzt die Erde bevölkern, in dem verhältnismäßig kurzen Zeitraum, den die Biologen annehmen, aus den Urkeimen sich entwickelt haben können. Die Hauptschwierigkeit für die Anhänger der Evolutionstheorie war darin gelegen, wie es möglich gewesen ist, die nötige Zeit zu finden, um den Menschen aus dem unsichtbaren Protoplasma heraus sich entwickeln zu lassen. Wenn aber eine Lebensform sich unter den obengenannten Bedingungen in eine andere umwandeln kann, seien die Formen auch noch so niedriger Stufe, so wäre das Problem bedeutend einfacher.

Zweitens kann diese Verwandlung der Lebensformen, wenn sie einmal festgestellt ist, ein Licht werfen auf den Ursprung alles Lebens überhaupt. In den letzten Jahren hat die Umgestaltung verschiedener sogenannter Elemente zu der Hypothese geführt, daß jeder Stoff seinen Ursprung haben muß in einer Substanz, die allem Anscheine nach der Elektrizität ähnlich ist. So kann der Beweis der Heterogenesis ein Licht werfen auf die Geheimnisse des Lebens. Wenn die bloße Abwesenheit von Licht und von den unsichtbaren Strahlen einen solchen Einfluß auf die sich entwickelnden Zellen auszuüben vermag, warum ist es dann ausgeschlossen, daß unbekannte Einflüsse der neuentstandenen Erde es ermöglicht haben, Leben aus dem unorganischen Stoffe hervorzuschaffen.

Dies ist selbstverständlich nur eine vage Spekulation; allein Bastians Entdeckung kann fast nicht überschätzt werden in ihrer Bedeutung für die schwierigsten und interessantesten Probleme, die die Biologen noch zu lösen haben.

Dr. J. J. R.

Bücher und Zeitschriften.

Die Frau in der Kulturbewegung der Gegenwart. Von Gertrud Bäumer. Wiesbaden. Verlag von J. F. Bergmann 1904.

In den „Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens“, herausgegeben von Dr. L. Loewenfeld und Dr. H. Kurella, liegt jetzt zur Frauenfrage ein Beitrag vor, welcher unter dem vorstehenden Titel in hervorragender Weise die Hauptrichtungen auf diesem Gebiete zusammenfaßt und dem, der sich dafür interessiert, im großen wie im einzelnen diese Bewegung veranschaulicht. Es wird hierin versucht, alles heranzuziehen, was den geistigen Inhalt der „Frauenbewegung“ ausmacht. Die Verfasserin gliedert ihre Schrift nach einer allgemeinen Einleitung in drei Abschnitte: Die Frauenfrage als inneres Problem, der Frauenwille in Liebe und Ehe, die Kulturleistung der Frau und die Mutterschaft, und versucht zum Schluß „einen Ausgleich des alten und neuen Prinzips“. Man sieht schon hieraus, daß es sich in dieser Schrift nicht um die gewöhnlichen Schlagwörter handelt, sie bemüht sich vielmehr, überall bei den Bestrebungen der heutigen Frauen in die Tiefe zu forschen und den inneren psychologischen wie den äußeren, wirtschaftlichen Grund dafür aufzudecken. Ausgehend von allgemeinen Menschheitsfragen, kommt die Verfasserin auf die besondere Welt der Frau, in der sich jene auf ihre Weise darstellen und so zu neuen, speziell weiblichen Problemen werden. Diese Betrachtungsweise ist um so mehr berechtigt, als nachgerade von den bedeutenden Vertreterinnen ein in jeder Beziehung maßvoller Ton gepflegt wird. In der ersten Hitze des Kampfes konnten sich die Ruferinnen im Streit nicht genug tun, ihre Forderungen und Wünsche als allgemein menschliche, auf Grund der überall gleichen Menschenrechte unabweislich zu stellende anzupreisen. Jetzt fangen auch die Eifrigsten an sich darauf zu besinnen, daß das Menschenwesen von Natur nun einmal zweigeschlechtlich ist, und daß es auf die Dauer nicht angeht, diese Zweiteilung zu ignorieren. Und hier entstand eine Rückschlagsbewegung, welche in einem ihrer Ausläufer den

Digitized by Google

berüchtigten „Schrei nach dem Kinde“ zeitigte. Es ist sehr zu begrüßen, daß Gertrud Bäumer diesen Schrei in seine natürlichen Grenzen zurückweist, und man freut sich, eine so zartsinnige feine Beurteilerin darüber zu vernehmen, nachdem so manche leidenschaftlichere Vertreterinnen des „Rechtes auf Mutterschaft“ laut und lauter in Wort und Tat für ihre Idee aufgetreten sind. Diesen Frauen war in einseitiger Ueberschätzung ihrer intellektuellen Errungenschaften das Bewußtsein verloren gegangen, daß neben dem Recht auf Mutterschaft, wie es die Natur fordert, das Recht des Kindes an die Aufopferung heischenden Mutterpflichten unerbittlich waltet, Pflichten, auf die sie doch von der Höhe ihres „Berufslebens“ glaubten herabsehen zu dürfen. In den letzten Jahren ist nun eine Wendung in der Frauenbewegung eingetreten, welche die Mutter- und Haushaltspflichten wieder als „Frauenberufsarbeit“ gelten lassen will, eine Konzession, die zu machen man gezwungen war, als die sogen. bürgerliche Frauenbewegung von ihrem eigenen Interesse weg auf die ihrer Geschlechtsgenossinnen im Proletariat aufmerksam blicken lernten. Es schärfte sich der Blick für die Tatsache, daß die eigentliche Frauenfrage nur eine Frage der bürgerlichen Klassen ist, daß in den unteren Schichten des Gesellschaftsbaues eine solche gar nicht vorliegt oder in durchaus anderen Bedürfnissen und Forderungen auftritt. Gertrud Bäumer berührt diesen Unterschied in dem Abschnitt: „Kulturleistung der Frau und Mutterschaft“ wohl, doch hätte sie immerhin diese Komplikation der Frauenfrage durch die Klassenfrage schärfer betonen können. Denn tatsächlich bedeutet für die Proletarierin der „Eroberungszug der Frau in der volkswirtschaftlichen Produktion“ nicht eine Erhebung ihrer Persönlichkeit als Frau, sondern ein erbarmungsloses Herabdrücken zum Arbeitstiee. Wie aus dieser wirtschaftlichen Sackgasse herauszukommen ist, dazu wird die Frauenbewegung allein nicht die Lösung finden. Sie greift hier ins Gebiet der sozialen Frage hinüber, und hier liegt für die Frau, die sich zu sozialem Wirken berufen fühlt, ein weites Feld zu erobernder Kulturarbeit. Wenn aber am Schlusse auf das von den Frauen zu erstrebende allgemeine Wahlrecht als Mittel zum Ausgleich der Gegensätze hingewiesen wird, hat man das Gefühl, daß diese Forderung hauptsächlich deshalb aufgestellt wird, weil sie in einer Schrift zur modernen Frauenbewegung nicht fehlen durfte. Ueberhaupt ist dies Schlußkapitel vom „Ausgleich“ leider etwas phrasenhaft geraten, indem die Verfasserin allzu optimistisch verkündet: Was die Kämpferinnen den gebietenden Mächten abringen, das legen sie der Mutter und ihrem Kinde zu Füßen. So leicht läßt sich das „alte“ und „neue“ Prinzip denn doch nicht unter eine Formel bringen. Auch wünschte man, daß sie diese zwei etwas schärfer auseinander gehalten hätte, aus der Schrift ist nicht recht zu erkennen, ob sie die radikale oder die maßvollere Strömung die neue Richtung nennt. Fernerstehenden könnte eher die letztere als solche erscheinen. Ganz und gar können und müssen sich diese Richtungen aber einigen in der Forderung, die auch in dieser Schrift immer durchklingt: der Forderung nach besserer, vertiefter und erweiterter Bildung des weiblichen Geschlechts, im einzelnen wie im allgemeinen.

Der feinsinnigen Schrift ist ein Vorwort von Dr. L. Löwenfeld beigegeben, worin er die Frauenfrage vom Standpunkt des Arztes betrachtet. Auch er kommt zu dem Ergebnis, daß Bildung und Mütterlichkeit sich keineswegs ausschließen. Trotzdem er sich dem besonders in Aerztekreisen herrschenden Vorurteil von dem intellektuellen Minus der Frau nicht entzieht, betont er doch: daß wir alle Ursache haben, die Verbreitung echter Bildung in Frauenkreisen möglichst zu fördern.

C. Schmidt.

Allgemeine Rundschau.

34. Deutscher Chirurgen-Kongreß.

Berlin, 26. April. Unter dem Vorsitz des Züricher Chirurgen Prof. Krönlein trat die Deutsche Gesellschaft für Chirurgie heute in ihrem Heim, im Langenbeckhaus, zu ihrer 34. Tagung zusammen. In der Erinnerung an sein einstiges Wirken als Assistent Langenbecks an der Gründungsstätte der Gesellschaft steht dem Vorsitzenden, wie er in seiner Eröffnungsrede ausführt, vor allem das mächtige Aufstreben der jetzt größten nationalen Fachvereinigung vor Augen. Freilich hat eine weitere Folge dieser regen Arbeit, die bedrohliche Ueberfülle der Einzelvorträge, die Notwendigkeit einer strafferen Geschäftsordnung herbeigeführt, die nicht so sehr das Vorbringen neuer verwirrender Einzelheiten begünstigen, als vielmehr der Klärung und Beleuchtung der vortragenden Meinungen und Tatsachen durch Freigabe ausgiebigerer Besprechung dienen soll.

Nachdem noch Prof. Hirschberg (Frankfurt a. M.) unter dem Danke der Gesellschaft das Bild des um die deutsche Chirurgie und die Gesellschaft hochverdienten unvergeßlichen Mitbegründers Simon (Heidelberg) übergeben hatte, beginnen die Verhandlungen zum wissenschaftlichen Teil der Tagesordnung.

In erster Linie hat das Wort Prof. Bier (Bonn), der dem Kongreß Gelegenheit gibt, über ein neues von ihm erdachtes Verfahren, dem Weiterschreiten einer frischen eitrigen Entzündung auf schonendste Art und unter möglichster Erhaltung der angegriffenen Organe Einhalt zu gebieten, ein eigenes Urteil sich zu verschaffen. Er hat mit diesem Verfahren einige Kranke in Berlin behandelt und wird in der Schlußsitzung über die bis dahin erzielten Erfolge unter deren Vorführung berichten. Bier sieht, entgegen der bisherigen Anschauung, in der Entzündung den natürlichen Heilungsvorgang gegenüber den eingedrungenen Giftkörpern, und sein Bestreben geht dahin, diesen Vorgang zu unterstützen, nicht zurückzudrängen. Der Wert seines Verfahrens liegt darin, daß es unter Ausschluß größerer Schmerzen häufig bedeutendere, auch verstümmelnde Eingriffe erspart, die Heilungsdauer abkürzt und deswegen äußerst schonend wirkt. Aber mit voller Eindringlichkeit betont er, daß es nur für eigenartige, allerdings häufig vorkommende, aber nach der Natur der Entzündung ausgesuchte Fälle paßt, und daß es deswegen, bis persönliche und allgemeine größere Erfahrungen gesammelt sind, lediglich in der Hand sehr geübter Aerzte bleiben und ausschließlich der klinischen Behandlung dienen muß, weil das Verfahren der sorgsamsten Ueberwachung durch ein kundiges Pflegepersonal bedarf. Das Wesentliche liegt in der Herstellung einer Blutüberfülle durch Stauung in den Blutadern, Venen und im Gewebe, die an den Gliedern und am Kopf mit einer einfachen Gummibinde, am Rumpf mit Saugapparaten in Schröpfkopfform vorgenommen wird. Das Verfahren eignet sich für alle frischen Entzündungen und Eiterungen, insbesondere für frische Knochen- und Sehnenscheideneiterungen, eitrige Mittelohrentzündung mit Beteiligung des Warzenfortsatzes, Blutgeschwüre, Karbunkel, eitrige Brustdrüsenentzündung und dergleichen.

Ueber Verwüstungen, die eingedrungenes Eitergift häufig aus anscheinend ganz geringfügigen Anlässen, Blutgeschwüren, eiternden Schnittwunden und dergleichen, in den inneren Organen des Körpers anrichten kann, handelt der Vortrag des Herrn Jordan (Heidelberg), der solche Folgeeiterungen in der Niere und ihrer Umgebung beobachtet hat, eine Tatsache, die auch von Israel (Berlin), Riedel (Jena), Schnitzler (Wien) bestätigt wird. Diese inneren Eiterungen stehen im großen Mißverhältnis zu ihrer anscheinend so leichten Entstehungsweise und können das Leben unter Umständen auf das schwerste gefährden, wenn sie nicht zur richtigen Zeit und entsprechend behandelt werden.

Ueber eine andere lebensgefährliche Wundkrankheit, den Wundstarrkrampf, spricht sodann Küster (Marburg). Die Aussichten für Rettung eines solchen Kranken sind in der Regel sehr gering, indessen ist es ihm gelungen, durch Einspritzung des dem Gifte besonders entsprechenden Gegengiftes, in die freigelegten Nervenstränge des Gliedes und Halses, eine sehr bezeichnende Heilung in einem frischen Falle herbeizuführen. Die Möglichkeit eines Einwirkens auf das Gift durch einen derartigen Eingriff bestätigen auch Hertle (Graz), Kocher (Bern), wie auch König (Jena); indessen verweisen die beiden letzteren auf die Notwendigkeit, bei der Verschiedenheit der einzelnen Fälle keine zu bestimmten Schlüsse zu ziehen.

Digitized by Google

Heile (Breslau) hat versucht, die natürlichen **Heilkräfte des Körpers durch Vermehrung der weißen Blutkörperchen** zu stärken. Zur Ansammlung der weißen Blutkörperchen an bestimmten Stellen, durch deren Zerfall eine heilende Wirkung zustande kommt, hat er besonders unter anderem Röntgenstrahlen benutzt. Es kann dies beitragen zur Erklärung der Bierschen Stauung und der Heilwirkung der Röntgenstrahlen. Heineke (Leipzig) bemerkt dazu, daß die durch Röntgenstrahlen bewirkte Blutveränderung schnell wieder ausheilt. Auch die im Knochenmark nach einmaliger Bestrahlung entstandenen Veränderungen gleichen sich in 2 bis 3 Wochen völlig wieder aus, womit übereinstimmt, daß bei der Krankheit der Weißblütigkeit eine Bestrahlung wohl eine vorübergehende Besserung bringen kann, aber die verderbliche Blutveränderung doch meistens wiederkehrt.

•

Nachmittags 2 bis 4 Uhr. Der Hauptgegenstand der Verhandlungen betrifft die Behandlung der Wurmfortsatzentzündungen. Unter den vielfachen Fragen, welche diese Krankheit aufwirft, ist eine der wichtigsten und schwierigst zu beantwortenden die nach dem günstigsten Zeitpunkt des operativen Einschreitens. An erster Stelle berichtet Körte (Berlin) über seine jetzigen Anschauungen, welche sich gegen früher nach Maßgabe unaufhörlich wachsender Erfahrungen in diesem Punkte wesentlich geändert haben. Im Ablauf der Erkrankung unterscheidet man im allgemeinen drei Zeiten, das Frühstadium des Anfalls bis zum 2. höchstens 3. Tage, das intermediäre Stadium bis zum Ablauf des frischen Entzündungsvorganges und bis zum Eintreten der allgemeinen Erholung und endlich das dritte Stadium der vollkommenen Ruhe nach dem Anfall, bezw. zwischen den einzelnen Anfällen. Wenn man nun auf der einen Seite fest hält, daß die Erkrankung bald in den ersten Stunden bis Tagen so schwere Veränderungen setzen oder daß sie sich später so verderblich weiter entwickeln kann, daß die schwersten Organstörungen sich daran anschließen können, daß das Leben in der schwersten Weise gefährdet wird, ohne daß man häufig bei Zeiten durch allarmierende Krankheitserscheinungen auf diese schlimme Wendung vorbereitet wird, wenn man auf der anderen Seite ferner fest hält, daß die Operation in der weit überwiegenden Mehrzahl der Fälle fast alle diese Gefahren abschneidet und daß sie der Regel nach auch lebensrettend wirkt, wenn sie eben zu so früher Zeit ausgeführt wird, so muß ihre Ausführung in möglichst frühem Stadium, also innerhalb der beiden ersten Tage befürwortet werden; allerdings ist für eine so prinzipielle Forderung der Nachweis notwendig, daß eine solche Operation in dieser Zeit so gut wie nie schadet und dies kann Körte nach seinen zahlenmäßigen Feststellungen bejahen. Von den folgenden zahlreichen Rednern wird dieser Standpunkt des Vortragenden in überwältigender Uebereinstimmung geteilt, obwohl auch von diesen einzelne sich auch nur zögernd und allmählich zu der Annahme desselben durch ihre Erfahrung haben bestimmen lassen, so besonders von Herrn Kümmell (Hamburg), Rotter (Berlin), Riedel (Jena), Cecherelli (Parma), Riese (Berlin), Rehn (Frankfurt a. M.), Payr (Graz), Hochenegg (Wien), Silbermark (Wien), Sprengel (Braunschweig). Aber auch diejenigen Redner, wie Herr Federmann im Auftrage des Herrn Sonnenburg (Berlin), Schlange (Hannover), Roux (Lausanne), welche nicht unbedingte Anhänger dieser prinzipiellen Forderung der Frühoperation sind, erblicken doch nur für bestimmte Fälle in einzelnen Krankheitserscheinungen und äußeren Umständen eine abweichendere Behandlungsanzeige. Herr Roux (Lausanne) ist freilich zu der Ueberzeugung gelangt, daß die wichtigste Frage dabei nicht die sein soll, wie und wann man operieren soll, sondern wie man die Gefahr der Erkrankung verhüten soll, und nach seinen Erfahrungen gelingt dies fast stets durch passendes diätetisches und gesundheitsgemäßes Verhalten des Patienten. Aus den Ausführungen mehrerer Redner kann man übrigens die wichtige Tatsache entnehmen, daß die Erkrankung in den letzten Jahren an Schwere entschieden zugenommen hat, und damit erklärt sich auch der Wechsel des dieser Erkrankung gegenüber einzunehmenden und eingenommenen Standpunktes.

Die Ausführungen der folgenden Redner, Petersen (Heidelberg), Ritter (Grrifswald), Landow (Wiesbaden), Lauenstein (Hamburg), Schlosser (Innsbruck), welche sich über Einzelheiten aus dem Gebiet der Gewebelehre oder über technische Einrichtungen verbreiten, haben nur fachwissenschaftliches Interesse.

•

Schiller und die Tschechen.

∽ Das Thema, das wir mit unserem Hinweis auf eine gemeinsame, von Deutschen und Tschechen in Prag im Jahre 1859 abgehaltene Schiller-Feier berührt hatten (vgl. „Eine tschechische Schiller-Feier" in Nr. 88), ist in der deutschen und österreichischen Presse mehrfach erörtert worden. Insbesondere hat in Uebereinstimmung mit der Schlußfrage unserer Notiz das Neue Wiener Tagblatt die Frage aufgeworfen, „ob wohl jetzt ein Tscheche unter dem Drucke des Terrorismus von heute es wagen würde, auf offener Straße Schillrr zu feiern und vollends das Bekenntnis Tomeks zu bekräftigen?" In der Sonntagsnummer des genannten Blattes antwortet nun der tschechische Landsmannminister Dr. A. Ritter v. Randa mit einem interessanten Artikel über die Haltung der tschechischen Intelligenz Schiller und den bevorstehenden Schiller-Feiern gegenüber. Derselbe hebt zunächst den großen Einfluß Schillers auch auf die tschechische Jugend hervor und fährt dann in Bezug auf die obige Frage fort: „Ich möchte die Frage nicht verneinen, zumal, wenn durch einen ehrlichen Waffenstillstand zwischen den politischen Parteien das Milieu für eine freundlichere Stimmung auf beiden Seiten geschaffen würde, und wenn insbesondere die Presse hüben und drüben sich einer ruhigeren, gerechteren Beurteilung der nachbarlichen Bestrebungen befleißigen würde. Hoffentlich wird die bevorstehende feierliche Eröffnung der modernen Gemäldegalerie in Prag am 14. Mai d. J. einen neuen Beleg des erfolgreichen Zusammenwirkrns und der gemeinsamen Interessen beider Volksstämme erbringen! — Das böhmische Volk ist weit entfernt, sich gegenüber den machtvollen Eindrücken deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur ablehnend zu verhalten — der französischen, italienischen, englischen und neuestens der russischen Literatur nicht zu gedenken. Es wäre dies auch bei dem tausendjährigen Zusammenhange seiner Kultur mit jener der westeuropäischen Völker ganz undenkbar! Das böhmische Volk sträubt sich nur dagegen, daß aus den kulturellen Einflüssen des Occidents ein Titel für die politische Vorherrschaft des Stammes deduziert werde, zumal sich dasselbe in dem letzten Halbjahrhundert in überraschender Wrise eine sehr beachtenswerte selbständige Literatur geschaffrn hat." Der Artikel betont weiter, daß auch zwischen den Studenten beider Prager Hochschulen, von seltenen Exzessen abgesehen, „durchaus keine feindselige Stimmung" herrsche, und schließt mit einem Gedicht des deutschböhmischen Dichters Karl Egon Ebert, der eben beim Prager Schiller-Bankett vom Jahre 1859 der Einigkrit beider Volksstämme im schönen Heimatland seinen Spruch weihte. Trotz des auf dieser hervorragenden Seite ohne Zweifel bestehenden guten Willens zur Eintracht darf man aber wohl als gewiß annehmen, daß eine tschechische Schiller-Ehrung in diesem Jahre nicht erfolgen wird, und bezweifeln, ob ein heutiger deutschböhmischer Dichter Voraussetzungen und Anlaß finden würde, das Zusammengehen der Deutschen und Tschechen in gemeinsamen Kulturfragen als ein der Verwirklichung nahes Ideal zu feiern.

•

Eine südamerikanische Abart der Schlafkrankheit.

Von einer eigenartigen Parallele der Schlafkrankheit bei südnmerikanischen Indinnern berichtet, dem Globus zufolge, der französische Rrisende Rivet, welcher 1903 den östlichen Teil der Republik Ecuador bereiste und sie dort bei den Colorado-Indianern kennen lernte (Bulletin de la Société d'Anthropologie 1904, p. 116), namentlich in der etwa 550 Meter hoch gelegenen Gegend der Wasserscheide zwischen Rio Esmeraldas und Rio Daule, wo die Indianer in den ausgedehnten Urwäldern hausen. Die Krankheit heißt

bei ihnen „Huicko“; sie zeigt sich durch einen unwiderstehlichen, anhaltenden Schlaf, von dem die befallenen Individuen kaum zu erwecken sind. Schmerzen treten dabei nicht auf, die Augen treten weit hervor und Fieber zeigt sich. Dann tritt eine Lähmung der Afterschließmuskeln ein, das Rectum tritt hervor, und nun erfolgt Tod. Ansteckung finde nicht statt, sagt Rivet, und die Indianer fürchten die Erkrankten in keiner Weise; sie meinen, die Krankheit entstände durch Insolation, den Uebergenuß von Früchten oder das Schlafen in nassen Kleidern. Das einheimische Mittel gegen den endlosen Schlaf besteht in einer Mischung von Kampfer, Essig, Zitronensaft, Pimentpfeffer, Muschelschalenpulver, menschlichem Urin, das teils innerlich, teils äußerlich angewendet wird.

✠

Kleinere Mitteilungen.

* **Zur Konferenz der Rektoren der preußischen Universitäten** (vgl. Nr. 97) schreibt die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, daß dieselbe auf den **12. Mai** und die nächstfolgenden Tage einberufen ist. Auf dieser Konferenz wird unter anderem auch über die Ausländer- und die Immatrikulationsfrage und über die Studentenausschüsse verhandelt werden. Die Mitteilung einiger Blätter, daß im Ministerium Satzungen bereits festgestellt seien, ist danach völlig unzutreffend. Im Ministerium wird auf die Mitwirkung der Vertreter der Universitäten und technischen Hochschulen bei der Frage der Studentenausschüsse größter Wert gelegt, was schon daraus erhellt, daß wesentlich zu diesem Zweck die Konferenz berufen ist.

O. M. **Von der Londoner Geographischen Gesellschaft** wird uns geschrieben: Der Präsident der königlichen Geographischen Gesellschaft, Sir Clements **Markham**, der als Gelehrter, Forschungsreisender und Schriftsteller einen internationalen Ruf genießt, hat sein Amt nach zwölfjähriger Führung niedergelegt. Eine seiner verdienstvollsten, trotzdem aber weniger bekannten Taten ist die Einführung der Kultivierung von Chinarindenbäumen aus Peru nach Britisch-Indien. Die Aufgabe, welche er sich als Krönung seiner Tätigkeit gesetzt hatte, war die Ausführung der antarktischen Expedition unter Kapitän Scott. Da die Abwicklung der mit ihr zusammenhängenden geschäftlichen Angelegenheiten vollendet ist, zieht Markham sich nunmehr zurück. Die Geographische Gesellschaft wird ihm am 22. Mai ein großes Festbankett geben. An seine Stelle tritt der schon längere Zeit dem Zentralausschusse angehörende Sir George Taubman **Goldie**, der Begründer und Gouverneur der königlichen Niger Company und dadurch auch der Schöpfer des heutigen Nigeria.

pp. **Aus Frankreich.** Es gilt als völlig ausgemacht, daß der erledigte Sessel der Académie française dem ehemaligen Abgeordneten **Etienne Lamy** zufallen wird, der seit dem Tode Léon Lavedans an der Spitze der vornehm gehaltenen konservativen Zeitschrift Le Correspondant steht. Lamy hat schon vor Leo XIII. für eine Versöhnung der Republik mit der Kirche gewirkt und deswegen im Jahre 1881 seinen Abgeordnetensitz im Jura verloren. Sein persönlicher Einfluß ist aber sehr groß geblieben und nach früheren Versprechungen sind alle konservativen Akademiker beinahe verpflichtet, ihm ihre Stimmen zu geben. Darum haben Barrès, Capus und Donnay, die schon lange auf die Akademie spekulieren, ihre Kandidaturen als aussichtslos zurückgezogen.

* **Personalien.** Der Geheime Medizinalrat Dr. Ludwig **Pfeiffer** in Weimar ist am 1. d. M. in den Ruhestand getreten. — Der mit der Leitung der staatlichen landwirtschaftlichen Versuchs- und Forschungsanstalten in **Bromberg** betraute Professor Dr. M. **Gerlach** ist zum Direktor dieser Anstalten ernannt worden.

* **Todesfall.** Aus **Weimar** wird gemeldet: Am Ostersonntag verschied hier einer der letzten Zeugen aus Weimars großer Zeit, nämlich der 93jährige Oberlehrer Glorius **Stötzer**, wohl der letzte Altweimarer, der Goethe noch gekannt und öfters gesprochen hatte. Selbstverständlich brachte der Verstorbene Deutschlands klassischer Literaturperiode stets rege Anteilnahme entgegen; sein ausgezeichnetes Gedächtnis bewahrte zahllose größere und kleinere, persönliche und örtliche Ereignisse aus jener Zeit, und es war ein Genuß, dem begeisterten Erzähler zuzuhören.

✠

Hochschulnachrichten.

* **Köln.** Im Lehrplan der städtischen Handelshochschule in Köln wird von Beginn des bevorstehenden Sommerhalbjahres an auch das **Genossenschaftswesen** vertreten sein. Der Geschäftsführer für Volkswirtschaft an der Landwirtschaftskammer für die Rheinprovinz, Dr. **Wygodzinski**, wird eine Vorlesung aus diesem Gebiete halten.

dr. **Jena.** Wie uns aus Jena geschrieben wird, wird am 29. April der Lic. theol. Dr. phil. **Willy Staerck** aus Berlin die öffentliche Disputation und am 1. Mai seine **Probevorlesung** über „den Einfluß der Politik auf die Religion im letzten Jahrhundert des israelitischen Reiches“ halten, um sich in der theologischen Fakultät der hiesigen Universität zu habilitieren.

hc. **Rostock.** Zu außerordentlichen Professoren an der hiesigen Universität sind ernannt worden: Dr. Walter **Kolbe** in Athen (Geschichte) und der bisherige Privatdozent in Rostock Dr. Rudolf **Fitzner** (Geographie).

Wien. Der Professor der Aegyptologie und alten Geschichte des Orients Dr. J. **Krall** ist gestern (27. d. M.) im Alter von 54 Jahren **gestorben**.

hc. Der Finanzminister a. D. Geheimrat Dr. Eugen **Böhm v. Bawerk** ist nach seinem erfolgten Wiedereintritt in den Lehrkörper der Wiener Universität zum ordentlichen Professor der politischen Oekonomie extra statum ernannt worden.

✠

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. **Ludwig Wilser**: Altgermanische Zeitrechnung. Vortrag. Karlsruhe. G. Braunsche Hofbuchdruckerei. 47 S. — **Deutsch-amerikanische Geschichtsblätter**. Vierteljahrsschrift. Herausgegeben von der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft in Illinois. (Jahrg. 5. April 1905. Heft 2.) Chicago. Selbstverlag der Gesellschaft. — **Erich Leopold Schwarzschulz**: Novellen. Strassburg i. E. 1905. Josef Singer. 166 S. — **Robert Richard**: Verwehte Klänge. Gedichte. Ebda. 1905. 43 S. — **O. Horfe**: Stimmungen. Gedichte. Ebenda 1905. 39 S. — **Max Jetzen**: Der Starrkopf. Schauspiel in drei Aufzügen. Ebenda 1905. 109 S. — **Georg Schröder**: Gedichte. Ebenda 1905. 180 S. — **Fritz Calen**: Die ersten Blüten. Ausgewählte Gedichte. Ebenda 1905. 117 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: N. Schumacher, München.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen: (*)

Deutsche Geschichte

im Ausgange des Mittelalters (1438–1519)

Erster Band: Deutsche Geschichte zur Zeit Albrechts II. und Friedrichs III. 1438–1486

Von **Viktor von Kraus**

Geheftet M. 8.— In Halbfranzband M. 10.—

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Digitized by Google

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Zur Pflege der Muttersprache.

Ein treffliches Buch hat vor kurzem der bekannte Turiner Schriftsteller Edmondo de Amicis, den man überhaupt den „Erzieher“ in der modernen italienischen Literatur nennen könnte, der reiferen Jugend seines Vaterlandes dargeboten. Es handelt von der Pflege der Muttersprache[1]) und führt in munterem, oft geistreichem Plaudertone den jugendlichen Freund, den der Verfasser während der Niederschrift seines Werkes als aufmerksamen Zuhörer im Geiste stets vor sich stehen sah, in die tiefsten Abgründe der heimischen Ausdrucksweise ein. Man könnte das Buch in mancher Hinsicht mit den „Allerhand Sprachdummheiten“ unseres Wustmann vergleichen, denn viele seiner Kapitel sind gegen die immer mehr auch in Italien einreißende Sprachverderbnis und Sprachverunreinigung gerichtet. Aber es geht in seinen positiven Zielen weit über den Wustmann und seine Abwehrbestrebungen hinaus. Es will der Jugend eine Anleitung bieten, sich ernstlich in das Wesen und den inneren Bau der Sprache zu vertiefen; es will den Sinn für die Spracheinheit und die hieraus sich ergebende Sprachreinheit wecken; es will überhaupt die Liebe zu dem nationalen Besitztum, welches die Sprache für jedes Volk ist, in die Herzen der heranwachsenden Generation tief und unausrottbar einpflanzen. Und um dieses Ziel zu erreichen, beschäftigt es sich nicht nur mit den Sprachsünden und Sprachdummheiten, sondern in erster Linie auch mit den Sprachschönheiten. Dem etwas grämlichen Schulmeistertone unseres Wustmann steht hier die heitere Unterhaltung eines fröhlichen Erziehers gegenüber, der die Begeisterung für das hohe und unantastbare Gut der nationalen Sprache in gleichem Maße auf seinen jugendlichen Zuhörer übertragen möchte, wie sie sein eigenes Wesen durchleuchtet.

Edmondo de Amicis steht mit dieser Begeisterung nicht allein da unter den Dichtern und Schriftstellern seines Vaterlandes, aber er übertrifft die Mehrzahl unter ihnen wohl durch die Sorgfalt und den Eifer, mit denen er, obwohl Piemontese, stets in seinen Schriften den „reinen“, d. h. den toskanischen Sprachgebrauch zu pflegen bemüht war. Wir können es in Deutschland uns kaum vorstellen, daß ein so fruchtbarer und erfolgreicher Schriftsteller, wie es de Amicis ist, unablässig in den großen Wörterbüchern seiner Sprache lesen muß, um sich die Sicherheit des reinen Ausdrucks zu bewahren, daß er häufig bei toskanischen Sprachforschern oder Schriftstellern sich in einzelnen Fragen Rats zu erholen genötigt war, daß er bis in sein Alter herauf über die Anwendbarkeit manches Ausdrucks oder die Gültigkeit mancher Redewendung Zweifel hegt. Wir lächeln vielleicht auch, wenn wir hören, daß ein Gabriele d'Annunzio, den das heutige Italien als Meister des Ausdrucks und der Form anerkennt, ganze Nächte der Lektüre technischer und mundartlicher Wörterbücher widmet, oder daß ein Carducci das eifrige Lesen in dem **Dizionario dei sinonimi** des großen Tommaseo seinen Schülern als vorzügliches Mittel zur Schärfung des Sprachgefühls empfiehlt. Uns Deutschen ist der Sinn für die große Bedeutung der Reinheit und Genauigkeit des sprachlichen Ausdrucks in den letzten Jahrzehnten so sehr abhanden gekommen, daß wir das Bemühen der romanischen Schriftsteller um die Pflege dieses Ausdrucks gern als einen blaßen Kultus der Form mit einem verächtlichen Achselzucken abtun. Wustmann macht in der Einleitung zu seinem oben genannten Buche folgende richtige Bemerkung: „Vor fünfzig Jahren wäre eine Buchbesprechung, worin nicht auch die Darstellung, der Stil des Buches beurteilt worden wäre, in einer deutschen Zeitschrift ganz undenkbar gewesen. Obwohl damals im allgemeinen viel besser geschrieben wurde als jetzt, es viel mehr Leute gab, die richtig und schön schreiben konnten, wurde doch viel strenger über die Sprache gewacht; es gab auch viel mehr Leute, die es beurteilen konnten, ob ein Buch gut oder schlecht geschrieben war. Heute fällt das niemand mehr ein, der Inhalt eines Buches ist alles geworden, die Form ist gar nichts mehr.“ So wäre es wohl auch heute undenkbar, daß ein Buch über die Pflege des sprachlichen Ausdrucks in Deutschland binnen fünf Wochen in zwanzigtausend Exemplaren verkauft würde, wie es dem **Idioma gentile** des Edmondo de Amicis jetzt in Italien widerfahren ist.

Es fehlt ja auch in unserem Vaterlande nicht an einer Gegenbewegung gegen die immer mehr um sich greifende und besonders durch die Zeitungen genährte Vernachlässigung der sprachlichen Form; Wustmanns Schrift hat in dieser Hinsicht außerordentlich viel Gutes gestiftet und manchen unbewußten Sündern das Gewissen geschärft; auch der Deutsche Sprachverein mit seiner vortrefflich geleiteten Zeitschrift verdient die vollste Anerkennung seiner auf das gleiche Ziel gerichteten Bestrebungen. Aber es scheint mir, als beschränkte sich bei uns diese Gegenbewegung bisher allzu sehr auf die Abwehr, auf das Rügen der Fehler, und ließe es am Aufbauen fehlen, an positiven Hinweisen auf die Mittel zur Ausbildung des Sprachgefühls gerade in unserer heranwachsenden Jugend. Wir Deutsche sind nun einmal in allen Dingen etwas zu sehr Schulmeister; wir freuen uns allgemein, an uns selbst oder an anderen möglichst viele Fehler aufzufinden und sie rot anzustreichen, aber wir bringen es nicht in gleichem Maße fertig, auf anmutige und vom Tadel freie Art die Vermeidung dieser Fehler in positivem Sinne anzubahnen. Auch unser ganzer, so viel gerühmter Schulunterricht leistet

[1]) *Edmondo de Amicis: L'idioma gentile.* Milano, Fratelli Treves, editori. 1905.

Digitized by Google

in der Erweckung und Heranbildung des Feingefühls für die Schönheiten und die Werte unserer Muttersprache bei weitem nicht so viel, wie es jetzt die italienische Schule und besonders die dortige Mittelschule für die Sprachbildung ihrer Jugend tut. Ich habe mich des öfteren während meines langjährigen Aufenthaltes in Italien davon überzeugen können, mit welchem guten und eindringenden Verständnis die Schüler eines italienischen Gymnasiums in das Wesen ihrer Sprache eingeführt werden, wie klar ihnen der logische Aufbau dieser Sprache dargelegt, wie sehr ihr Sinn für die formalen Schönheiten geschärft, wie außerordentlich ihr Eifer für die Beschäftigung mit den Werken der italienischen Dichter und Prosaschriftsteller geweckt wird. Schon die Zahl der Stunden, die dem Italienischen gewidmet werden, ist größer als die an unseren Mittelschulen für das Deutsche zur Verfügung stehende. Und vor allem ist die Begeisterung größer, mit der dieses Unterrichtsfach von den Lehrenden wie von den Lernenden betrieben wird.

Diese Begeisterung hält auch vor für das spätere Leben. Sie durchdringt das Denken und Fühlen der gebildeten Italiener wie ein belebender Hauch. Man könnte sagen, daß die Begeisterung für die Sprache, für das **idioma gentil sonante e puro**, wie Alfieri in einem seiner berühmtesten Sonette sagt, für einen großen Teil dieser Gebildeten einen religiösen Charakter trägt. Noch von der Zeit her, in der die Sprache das einzige nationale Bindeglied des in viele kleine Staatsfetzen zerrissenen Volkes der apenninischen Halbinsel war, lebt der Glaube an die Heiligkeit und Unantastbarkeit dieses geistigen Besitztums in den Herzen jener Menschen. Sie berauschen nicht nur ihr Ohr an dem vollen Wohllaut dieser Sprache — welche große Rolle spielt doch in allen Teilen Italiens und in allen gesellschaftlichen Schichten der Vortrag von Dichtungen! —, sondern sie empfinden auch das Künstlerische der sprachlichen Konstruktionen, das Bezeichnende und Treffende mancher Worte, das Architektonische mancher Periode mit feinem Gefühle. Das Liebliche oder Feine, das Volltönende und das Reine, diese drei Eigenschaften, die Alfieri mit Recht an der Sprache hervorhebt, weiß selbst der einfachste Bauer in der Ausdrucksweise zu schätzen; sie alle, Gebildete und Ungebildete, haben einen natürlichen Sinn für diese Werte; sie stehen wohlgefällig lauschend still, wenn sie Worte an ihr Ohr schlagen hören, aus denen jene drei Komponenten in harmonischer Vereinigung herausklingen.

Die Begeisterung der Italiener für die Reinheit ihrer Sprache scheint mit der Schwierigkeit zu wachsen, die der größte Teil von ihnen auf sich zu nehmen hat, wenn er zu dieser Reinheit des Ausdrucks gelangen will. Denn im Grunde sind es doch nur die Toskaner, bei denen sich die reine Sprache mit der Muttersprache deckt. Alle anderen Italiener haben zwei Sprachen zu erlernen: ihre heimische Muttersprache, d. h. den provinzialen Dialekt, das **vernacolo** und — Italienisch. Was für uns die hochdeutsche Schriftsprache ist, heißt für sie schlechtweg das Italienische, **l'italiano**. Auch de Amicis spricht in seinem Buche stets vom **italiano** im Gegensatz zum **vernacolo**. Es kommt ihm ebenso wenig wie irgend einem anderen italienischen Schriftsteller in den Sinn, an der Alleingültigkeit des Toskanischen, als des allein für den reinen sprachlichen Ausdruck in Betracht kommenden Italienischen, zu zweifeln. Im Gegenteil, sein ganzes Bestreben ist darauf gerichtet, seinen provinziellen Landesgenossen die besten und wirksamsten Mittel zur Erlangung dieser zweiten, höheren, die nationale Einheit in sich widerspiegelnden Sprache vorzuschlagen und darzubieten. Es erscheint ihm als eine volkserzieherische Aufgabe von höchster Bedeutung, die Aufmerksamkeit a l l e r Italiener auf die Schönheiten und intimen Reize des **italiano**, d. h. des Toskanischen, zu lenken und besonders die heranwachsende Jugend anzuspornen, sich in diese zweite Sprache von Grund aus einzuleben. Die Einheit des Volkes beruht auf dieser sprachlichen Unterordnung aller anderen Landschaften unter die eine in der Mitte des Landes, auf dieser Anerkennung des in dem Gebiete am Arno in schönster Weise, d. h. durch Herauswachsen aus der Volkssprache, verwirklichten Ideales eines nationalen Idioms.

Eine große Sicherheit kommt durch diese Anerkennung einer Normalsprache, die auf dem Boden eines bestimmten Landstrichs erwachsen ist und sich aus diesem Boden täglich neue Nahrung saugt, in die an die reine Ausdrucksweise zu stellenden Anforderungen. Freilich wird für jeden Nichttoskaner damit auch die Möglichkeit, zu diesem reinen sprachlichen Ausdrucke zu gelangen, erschwert. Und gerade aus dem Buche des piemontesischen Schriftstellers können wir deutlich lernen, wie vieler Begeisterung und Selbstaufopferung es für jeden in einer nichttoskanischen Landschaft aufwachsenden Gebildeten bedarf, um die Einheitssprache mit allen ihren Feinheiten, in all ihrem Reichtum und in all ihrer Beweglichkeit sich zu eigen zu machen. Aber diese Begeisterung, diese Selbstaufopferung bilden ein ideales, vorwärtstreibendes Moment in dem ganzen geistigen Leben des heutigen Italien. Das darf man nicht übersehen und nicht unterschätzen. Das „Mestizenvolk“, wie die Italiener seit Chamberlain ebenso falsch wie verächtlich von manchem unserer fanatischen Deutschtümler genannt werden, hat in seinem durchaus kräftigen und fruchtbaren Streben nach einer über allen Dialekten stehenden, einheitlichen und künstlerisch fein ausgebildeten Sprache ein nationales Ferment von ganz gewaltiger Wirkungskraft. Schon dieses Streben, diese Sprache wird es nicht wieder zerfallen und auch nicht wieder rückwärts schreiten lassen auf seinem Kulturwege.

Es ist ungemein anziehend, in dem Buche von de Amicis über die Einheitssprache, das **idioma gentile**, auch in den Einzelheiten zu verfolgen, nicht nur wie groß die Schwierigkeiten sind, die sich jedem nichttoskanischen Italiener bei dem Streben nach dem vollen Erfassen dieser Sprache in den Weg stellen, sondern wie groß auch die Energie ist, mit der das gebildete Italien diese Schwierigkeiten überwindet. Natürlich kann nur der, der das Italienische durchaus beherrscht, die Bedeutung aller jener Einzelheiten vollauf würdigen und den Reichtum des Materials bewundern, das der Turiner Schriftsteller hier zusammengetragen hat. Aber auch den Anfänger in der italienischen Sprache wird das Buch in manche wichtige Fragen, die er sonst in keinem sprachlichen Lehrbuche berührt oder erörtert findet, rasch und sicher einführen. Es ist ein Buch, das einen ausgezeichneten Ueberblick über den heutigen Stand des Verhältnisses der italienischen Dialekte zum Toskanischen bietet und eine Fülle von bezeichnenden Ausdrücken an ihren richtigen Platz stellt. Dabei ein Buch, das unterhaltend zu lesen ist und eine große Anzahl trefflich und scharf gezeichneter italienischer Typen vor unsere Augen stellt. Denn de Amicis liebt es, seine erörternden Kapitel immer durch kleine Skizzen zu unterbrechen, in denen er das Besprochene gleichsam durch Illustrationen erläutert. Sein Signor Coso (Herr Dingsda), der aus Sprachfaulheit jeden Gegenstand nur mit einem „Dingsda“ bezeichnet, sein Professor Pataracchi, der pedantische Purist reinsten Wassers, sein Doktor Roganella, der nie ermüdende, wortreiche Schwätzer, sein Scrupolino, der stets um den rechten Ausdruck Verlegene, sein Amio Enrio (für Amico Enrico), der Nachäffer der Florentiner in der Aussprache, und viele andere sind ganz vortreffliche und höchst lustige Typen, die nach dem Leben mit feiner realistischer Kunst dargestellt sind. Man meint, alte Bekannte vor sich auftauchen zu sehen. Aber auch die in den erörternden Kapiteln niedergelegten Anmerkungen über die offen zutage liegenden oder auch versteckten Schönheiten in der Sprache, über die Verkehrtheiten und Verzerrungen in manchen Ausdrucksweisen, über Neubildungen, Umbildungen und Mißbildungen sind reich an guten und zutreffenden Beobachtungen, an nützlichen, aus reicher Erfahrung fließenden Winken, an Geist, Witz und lustiger Laune. Ganz vortrefflich ist das Kapitel **Una corsa nel vocabolario** (ein Gang durch das Wörterbuch), in dem der Buchstabe P des großen Wörterbuchs von Petrocchi gleichsam glossierend durchgegangen wird; vortrefflich und dabei außerordentlich graziös auch das Kapitel **Gli arditi** (die Kühnheiten im Ausdruck), die Apo-

Digitized by Google

logien des Peggiorativo und des Diminutivo, und der Dialog zwischen dem piemontesischen Dialekt und der italienischen Sprache (Le lagnanze d'un dialetto). Voll tiefer Wahrheit ist schließlich der ganze dritte Teil des Buches, der über den Stil handelt; ihn konnte, so wie er geschrieben ist, nur ein Schriftsteller schreiben, dem es sein Lebtag ernst um seinen Beruf zu tun gewesen ist.

Dieser Ernst, mit dem das ganze Buch im Grunde erfüllt ist, trotz der lustigen Laune, die auf der Oberfläche der Darstellung leichte Wellen kräuselt; diese heilige Begeisterung für das nationale Besitztum, die Einheitssprache; dieses nie aus dem Auge gelassene volkserzieherische Ziel, das dem Ganzen vorgesteckt ist — alles vereinigt sich in dem neuen Buche des piemontesischen Schriftstellers zu einem einheitlichen und wohltuenden Eindrucke. Ich zweifle nicht, daß das Buch seinen Siegeszug durch Italien machen wird, wenn es auch vielleicht nicht 320 Auflagen erlebt wie die Schrift „Cuore" desselben Verfassers. Und ein solcher Siegeszug bedeutet eine nationale Tat, denn die „reine Sprache" ist dem Italiener ein Symbol seiner Einheit und seiner Zukunft. „Wir lieben unsere Sprache," sagt de Amicis, „weil sie das festeste Band unserer nationalen Einheit, das Echo unserer Vergangenheit, die Stimme unserer Zukunft ist. Sie ist mehr als nur ein Begriff, sie ist das Wesen unserer Volksseele."

Möchte doch auch in Deutschland einmal ein solches Buch für die heranwachsende Jugend geschrieben werden, das ihr nicht nur im Schulmeistertone sagt, welche Verkehrtheiten und Fehler sie in der Sprache vermeiden soll, sondern das so reich an positiven Anregungen ist, das so aus dem Vollen einer langjährigen schriftstellerischen Erfahrung schöpfen kann, das mit derselben Begeisterung die Liebe zur vaterländischen Sprache in den jungen Herzen zu wecken versteht, wie es das Buch von Edmondo de Amicis über sein heimatliches Idiom nach jeder Richtung hin tut.

O. B.

Gumplovicz' Geschichte der Staatstheorien.

Von Dr. W. Ed. Biermann, Privatdozent a. d. Universität Leipzig.

Mit einigem Mißtrauen habe ich das umfangreiche Werk von Gumplovicz[1]) in die Hand genommen, mit einigem Mißtrauen insofern, als ich nach der positiven Staatslehre, die Gumplovicz in einer seiner früheren Schriften[2]) geliefert hat und die mit ihrer alten „Machttheorie" und ihrer naturalistischen, jegliche Grenzen zwischen Natur- und Sozialwissenschaft arg verwischenden Methode eine starke Einseitigkeit und eine wenig strenge Schulung des Denkens aufwies, kaum etwas Ersprießliches von einer „Geschichte der Staatstheorien" aus der Feder des Grazer Soziologen erwarten konnte. Nach meinem Dafürhalten muß sich ein Historiker der Staatstheorien vor allen Dingen zur erkenntniskritischen Bescheidung durchgearbeitet haben, ehe er an eine so umfassende und schwierige Aufgabe herangeht. Nun will das vorliegende Buch allerdings, wie der Verfasser ausdrücklich im Vorwort hervorhebt, *keine* vollständige Geschichte der Staatstheorien bieten. Nur *die* Staatstheorien interessieren ihn, „welche die Entwicklung unserer heutigen Staatswissenschaft irgendwie beeinflussen können oder beeinflußt haben".

Es erhellt hier auf den ersten Blick, daß der Verfasser sich gar nicht klar gemacht hat, was denn eigentlich unter „Staatswissenschaft" zu verstehen ist, respektive was *er* darunter verstanden wissen will. Soll es eine Geschichte der juristischen, philosophischen oder gar naturalistischen Staatstheorien sein? Nun ist die Auswahl der besprochenen Autoren und die Art ihrer Behandlung durchaus subjektiv, und das ist ja sicher in einem gewissen Sinne einer solchen Aufgabe gegenüber nur natürlich. Aber dann hätte der Verfasser sich doch lieber in der Wahl seines Themas beschränken und nach gewissen sozialphilosophischen oder rein wirtschaftspolitischen Erwägungen ein principium divisionis für die Klassifizierung seiner Autoren vorher aufstellen und begründen sollen. So fehlt dem Buche *jegliche* Systematik. Es fehlen in ihm auch bedeutsame Autoren, deren Behandlung man schlechterdings von einem solchen Buche — zumal in ihm selbst ja *gar* keine Abgrenzung der Theorien zu finden ist — fordern muß.

Gerade weil ja doch Gumplovicz Vertreter einer soziologischen Staatsauffassung ist und mitleidig auf alle juristischen Staatsschriftsteller, sogar auf Männer von dem wissenschaftlichen Range und der philosophischen Durchbildung eines Jellinek herabsieht! Es fehlt (abgesehen von ein paar nichtssagenden Zeilen) jegliche Behandlung der klassischen Schule, der Physiokraten. Es fehlt Wilhelm v. Humboldt, während sein Nachahmer, der auf dem Gebiete der Rechts- und Staatslehre ganz unoriginelle Schopenhauer, relativ ausführlich behandelt wird; Marx der doch als ganz besonders prägnanter Vertreter der sterilen „Macht- und Klassentheorie" eine ausführliche Behandlung verdient hätte, fehlt, ebenso wie John Stuart Mill, einer der klassischen Vertreter der rein individualistischen, manchesterlichen Staatstheorie, der doch neben Herbert Spencer seinen Platz verdient hätte! Eine so wichtige Lehre wie der Anarchismus, eine Lehre, die von dem Staate und seinen Rechtsnormen überhaupt nichts wissen will, eine Lehre, derzufolge die „Konventionalregel" (Stammler) an Stelle der Rechtsnorm treten soll, wird mit wenig mehr als vier Seiten abgespeist. Und was dergleichen Unterlassungssünden mehr sind! Hätte der Verfasser von vornherein klar erklärt, auf welche Autoren er sich beschränken wolle, und aus welchen Gründen gerade auf diese, dann hätte man diese Selbstbeschränkung nur billigen können. Ein solches Buch hätte aber nimmer den Anspruch erheben können, „Geschichte der Staatstheorien" zu heißen!

Ich würde der erste sein, der alle die eben geäußerten Bedenken als kleinlich zurücknehmen würde, wenn nun wenigstens die Behandlung der einzelnen Autoren befriedigte. Aber der Verfasser versteht es nicht, auch nur für einen Augenblick die Brille der soziologischen Staatsauffassung (oder besser gesagt: der spezifisch Gumploviczschen Staatsauffassung) abzulegen bei der Besprechung und Kritik der Staatslehren anderer Autoren. Ich habe den Eindruck gehabt, als wenn der Hauptmaßstab der Kritik folgender gewesen wäre: in welcher Weise kann man diese oder jene Staatstheorie als Vorläuferin einer naturalistischen, den Staat als organisches Naturprodukt auffassenden Staatslehre betrachten, im Sinne Gumplovicz' und Ratzenhofers? Daß ein solcher kritischer Maßstab nichts weniger als ein historischer Maßstab ist, daß daneben schwerwiegende philosophische (vor allem erkenntniskritisch-logische) Einwände gegen ihn erhoben werden können, darüber brauche ich wohl kein Wort zu verlieren. Die gesamte neuere Methodenlehre und Wissenschaftslehre ist spurlos an unserem Verfasser vorübergegangen. Und das rächt sich bitter!

Die Behandlung der einzelnen Autoren — um nun auf die eigentliche Leistung Gumplovicz' einzugehen — ist äußerst ungleichmäßig. Das kann wohl nach dem bisher Gesagten kaum wundernehmen. Ueber die Behandlung des „vorchristlichen Altertums" und seine verschiedenen Staatstheorien möchte ich mir kein Urteil erlauben, die Fachmänner möchte ich nur besonders auf die Beurteilung Platos aufmerksam machen.

Desgleichen will ich nicht über „das christliche Europa bis zum 17. Jahrhundert" und seine Würdigung in bezug auf seine verschiedenen Staatstheorien durch Gumplovicz sprechen. Dagegen interessiert mich in erster Linie der dritte Abschnitt, der den eigenartigen Titel trägt „Das Zeitalter der Revolutionen seit dem 17. Jahrhundert". (191—570.) Ich greife hier einige Stellen aus dem Zusammenhang heraus. *Hobbes* ist nach Gumplovicz ein Mann, der in der Kenntnis des Staates und der Gesell-

[1]) *Ludwig Gumplowicz*: Geschichte der Staatstheorien. Innsbruck, Verlag der Wagnerschen Universitätsbuchhandlung 1905. 592 S.

[2]) Die soziologische Staatsidee, 1892.

schaft ganz blind ist. (199.) Den Grundkern der Staatslehre dieses Philosophen, den Individualismus der Staatsbegründungslehre und den Anti-Individualismus der Staatszwecklehre[3]) hat Gumplovicz gar nicht erkannt. In dem letzteren Sinne spricht dabei sogar Ferd. Toennies, dessen geistvolle Hobbes-Monographie (1896) zitiert wird, von einem „Staatssozialismus". Als Spinozas besonderes Verdienst gilt Gumplovicz, daß er die Staatslehre zu einer „Naturlehre des Staates" gemacht hat. (219.) Uns deucht das gerade sein Fehler zu sein. Gerade das Fehlen jeder ethischen, jeder teleologischen Auffassung in dem rein mechanischen System Spinozas hindert ihn an einer wirklich fruchtbaren Auffassung des Staates, so sehr wir seine logische Konsequenz (die mir größer als die Hobbes' zu sein scheint) als die eines reinen Individualisten anzuerkennen geneigt sind. Ueberall vermißt man hier bei der Behandlung des gesamten Naturrechtes ein Eingehen auf die feinsinnigen Studien Diltheys und anderer Schriftsteller. Der naturwissenschaftliche Geist dieser Zeit (Dilthey spricht in diesem Sinne von einem „natürlichen System der Geisteswissenschaften") ist ja gerade sein Fehler. Lockes Lehre, den wir als den Begründer des rechtlichen Liberalismus zu verehren gewohnt sind, „erhebt sich nicht über das Niveau des Naturrechtes seiner Zeit". (227.) In einem späteren, das „Naturrecht in Deutschland" behandelnden Kapitel wird die Disziplin des „Allgemeinen Staatsrechtes" gescholten, weil es „mit leeren Begriffen operiere und für die soziale Natur des Staates und des Rechtes keinen Sinn habe". (266.) Gumplovicz lese doch einmal gründlich die „Allgemeine Staatslehre" Jellineks, auf die er ohne ersichtlichen Grund so spöttisch herabsieht. Wir Sozialwissenschaftler haben allen Grund dankbar zu sein in einer Zeit so unklarer Verschwommenheit und Verquickung aller Methoden, daß die juristische „Allgemeine Staatslehre" immer mehr dazu übergeht, ihre Disziplin rein juristisch zu behandeln. Nur so wird eine gesunde Arbeitsteilung durchzuführen sein. Eine „sozialwissenschaftliche Staatslehre" soll gewiß etwas ganz anderes bieten — ich selbst habe das schon früher des öfteren hervorgehoben —, aber das ist doch kein Grund, der juristischen „Allgemeinen Staatslehre" so ohne weiteres das Existenzrecht abzusprechen. Gumplovicz schreibt in Verkennung der Tatsachen der sich an „Comte und Spencer anschließenden Soziologie" zu, diese Lücke ausgefüllt zu haben. Ich für meine Person kenne gar keine unfruchtbarere Auffassung des Staates als die Herbert Spencers,[4]) der sich nicht scheut, die alte Vertragstheorie des Naturrechtes wieder aufzutischen. Und das Urteil gilt nicht nur von seiner Gelegenheitsschrift: „The Man versus the State." Das Eigenartigste ist aber, daß unter den Vorgängern der allein seligmachenden soziologischen Staatslehre auch — Marx (sic!) genannt wird, dessen Vertrags- und Machttheorie doch wohl zu den einseitigsten und gänzlich überwundenen Staatstheorien gehören dürften. Auf Lassalle dürfte das von Marx Gesagte allerdings in gewisser Beziehung zutreffen. Und dabei gibt es noch obendrein hervorragende Denker, die überhaupt eine Soziologie als Wissenschaft gar nicht anerkennen. Doch fahren wir in unserer Schilderung der Analysen Gumplovicz' fort. Bei der „Erklärung der Menschenrechte" vermisse ich ein Zitat der bekannten Studie Jellineks, die kürzlich (1904) in zweiter Auflage erschienen, obwohl ihre Resultate nicht ganz unbenutzt geblieben sind! Bei Kant wird bedauert, daß er „nicht in einem freien Lande gelebt habe", sondern „leider in Preußen unter den Hohenzollern". (272.) Eine klare Stellungnahme zu dem jüngst wieder von Robert Wildrandt aufgeworfenen Problem, ob Kant nur den Rechts-, oder aber auch den Kulturzweck des Staates anerkannt habe, vermißt man, desgleichen eine Untersuchung des „sozialistischen" Charakters seiner „Gemeinschaftsethik", deren Nutzbarmachung für die Sozialwissenschaft doch längst von den verschiedensten Seiten aus versucht worden ist. Bei Fichte wird nicht genügend zwischen dem Individualismus der ersten und dem Sozialismus der zweiten Epoche unterschieden. Schopenhauer wird dagegen — das soll willig anerkannt werden — im wesentlichen richtig geschildert, nur wird — wie schon früher gesagt — seine Abhängigkeit von Wilhelm v. Humboldt, dessen Jugendschrift eine eingehende Analyse verdient hätte, nicht genug betont. Und der Vorwurf, den Gumplovicz gegen Schopenhauer erhebt (316), „daß es ihm an der naturwissenschaftlichen Auffassung der sozialen Erscheinungen und an naturwissenschaftlicher Methode bei ihrer Untersuchung mangelte", der hätte doch lieber nicht erhoben werden sollen. Weiß denn Gumplovicz gar nicht, daß jetzt von allen Seiten erfolgreich dafür gekämpft wird, daß eine klare Scheidung zwischen Geistes- und Naturwissenschaften, zwischen Natur- und Kulturwissenschaften geschaffen wird? Es folgt ein Kapitel über Saint-Simon, dessen Staatslehre, „die Machttheorie", gar nicht auseinandergesetzt wird. Obwohl doch erst jüngst Anton Menger in seiner „Neuen Staatslehre" auf die bezeichnenden Stellen in den Werken des französischen Kommunisten aufmerksam gemacht hat. Bei der in einem späteren Kapitel folgenden Darstellung Herbert Spencers müssen wir es anerkennen, daß Gumplovicz selbst die Durchführung der Analogien zwischen Gesellschaft und Organismus für keine wissenschaftliche Lösung eines soziologischen Problems hält. (397.) Desgleichen wird mit Recht die einseitig manchesterliche Staatslehre des großen Briten zurückgewiesen. (409.) Jedoch der für Spencer so bezeichnende Unterschied zwischen der biologischen Auffassung der Gesellschaft (nach dem an anderer Stelle von mir begründeten Sprachgebrauch, einer „realistischen" Auffassung) und der extrem individualistischen Staatslehre (einer „nominalistischen" Auffassung) tritt nicht genügend in die Erscheinung. Dem Anarchismus wird, abgesehen davon, daß er — wie schon früher erwähnt — viel zu kurz behandelt wird (namentlich fehlt eine Analyse der Lehren Proudhons und Stirners!), zum Vorwurf gemacht (516), daß die Theorien den „naturgesetzlichen Charakter des Staates als sozialer Erscheinung verkennen". Und was dergleichen „kritische" Bemerkungen mehr sind.

Doch sapienti sat! Es erübrigt uns nur noch ein Wort über einige eigenartige Angriffe zu sagen, die Gumplovicz sich gegen angesehene Staatsrechtler und Staatswissenschaftler in den letzten Kapiteln erlaubt hat. Auf Seite 523 erwähnt Gumplovicz, daß „noch in den 90er Jahren in dem von einigen Jenenser und Berliner Professoren (sic!) (Conrad, Elster, Loening) herausgegebenen „Staatslexikon" (sic!) der Artikel „Staat" ganz mit Stillschweigen übergangen worden sei". Der Verfasser meint augenscheinlich das „Handwörterbuch der Staatswissenschaften" (er nennt es kürzer „Staatslexikon"). Das Fehlen eines Artikels „Staat" war gewiß ein Mangel, und Gumplovicz hätte ein Recht, das zu tadeln, wenn er sich nicht darauf kapriziert hätte, daß durchaus die „neuere soziologische Auffassung des Staates" hätte besprochen werden müssen, die er ja auch noch in der zweiten Auflage des Handwörterbuches vermißt. Dazu lag augenscheinlich gar kein Anlaß vor, weil die soziologische Staatsidee im Sinne Gumplovicz' und anderer eben nicht anerkannt worden war. Eine sozialwissenschaftliche Würdigung des Staates hat in der zweiten Auflage Adolf Wagner geliefert, vortrefflich, was die wirtschaftspolitischen Konsequenzen, zu knapp dagegen, was die theoretische Begründung einer sozialwissenschaftlichen Staatslehre angeht. Daneben hat Edgar Loening einen vorzüglichen Abriß der juristischen „Allgemeinen Staatslehre" in der zweiten Auflage geliefert, den (ein anderer Artikel und ein anderer Autor kann nicht gemeint sein!) Gumplovicz einen Artikel nennt, „der sich über die ganze neuere soziologische Auffassung des Staates ausschweige und nur den alten Kohl aus Bluntschli und Mohl aufwärme". (523.) Gewiß eine Art von Polemik, die auf den Autor zurückfällt. Eine Seite später (524) urteilt Gumplovicz in absprechendster Weise über ein so geistvolles Werk wie

[3]) Siehe mein Buch: „Staat und Wirtschaft", Bd. I, 1904, S. 10—12.

[4]) Vergl. S. 142—146 meiner früher zitierten Schrift.

die „Allgemeine Staatslehre“ von Jellinek, das eine wahre Fundgrube gründlichsten Wissens und überlegener Beweisführung auf Grund einer philosophischen Weltanschauung (die allerdings nicht naturalistischer, mechanischer Art ist) bildet. Er verschmäht es nicht, zu „Witzen“ seine Zuflucht zu nehmen, um recht deutlich die „alte Bluntschliſche Phraseologie, die in Heidelberg wieder ihre Auferstehung feiert“, zu zerpflücken. Ich glaube, daß die meisten Männer, die wirklich berufen sind, über das Wesen und die Bedeutung des Staates mitzusprechen, mir recht geben werden, wenn ich vorschlage, mit ironischem Achselzucken über diese „Kritik“ der Jellinekschen Staatslehre durch Gumplowicz ohne weiteres zur Tagesordnung überzugehen. Ganz davon abgesehen, daß eine solche Rezension eines modernen Autors gar nicht in den Zusammenhang des Buches hineingehört, schadet doch Gumplowicz ungemein seiner eigenen, an sich schon den neueren erkenntnistheoretischen-logischen Darstellungen der Klassifizierung der Wissenschaften gegenüber schwachen Position, wenn er ein solch allgemein als vortrefflich anerkanntes Werk in dieser formlosen Art angreift. Aber darüber ist mit einem Manne nicht zu streiten, der Naumanns „Kaisertum und Demokratie“ (425) als eine „gute politische Parteischrift“, was ihren Wert für eine Staatslehre angeht, weit über die „vielbändigen Systeme des deutschen Staatsrechtes eines Staatsrechtslehrers“ stellt! Als wenn man überhaupt solch inkommensurable Dinge miteinander vergleichen könnte! Damit tut man doch notgedrungen beiden Teilen unrecht! In einem späteren Kapitel werden die Jenenser Preisfrage und die Jenenser Preisjury und die Sammlung „Natur und Staat“ besprochen. Ich meine, eine solche von persönlicher Polemik erfüllte Kritik gehört doch nicht in ein ernstes dogmenhistorisches Werk hinein! Hesses Buch „Natur und Gesellschaft“ kann man außerdem nicht als eine „sehr mittelmäßige Schülerarbeit“ (558) bezeichnen. So verfehlt sein zweiter Teil ist, so richtig und durchaus anerkennenswert ist die im ersten Teil erfolgende grundsätzliche Stellungnahme zu der Preisfrage. Er ist der Einzige, der im Anschluß an Stammler den Standpunkt der erkenntniskritischen Bescheidung angenommen hat. Er hat meines Erachtens ganz allein die richtige Lösung der Preisfrage gegeben, indem er sie kurzweg mit Nein beantwortete. Doppelt schade, daß der zweite Teil seinen Urheber in Widerspruch mit sich selbst setzt.[5])

Wir sind am Schlusse unserer Betrachtung angelangt:

Es ist bekannt, daß Gumplowicz die alte „theologische und die metaphysische (rationalistische und juristische)“ Staatslehre beseitigen will, um sie vermittels einer erkenntniskritisch völlig verfehlten Soziologie zu ersetzen. Erkenntniskritisch schon um deswillen verfehlt, weil Gumplowicz („Grundriß der Soziologie“, 1885) die Darstellung des Individuellen lediglich als Aufgabe der Kunst erachtet und unter seinen zehn für physische, geistige und soziale Erscheinungen geltenden Gesetzen sowohl das der Kausalität als auch das der Zweckmäßigkeit anführt.

Ein solcher Gelehrter ist meines Erachtens nicht dazu berufen, eine „Geschichte der Staatstheorien“ zu schreiben, zumal, wenn ihm obendrein noch die Gabe versagt ist, wirklich historisch zu empfinden. Ich habe absichtlich länger bei diesem Werke verweilt, weil ich selbst mir eine verwandte Aufgabe gestellt habe. Nach meiner Ueberzeugung kann eine sozialwissenschaftliche Staatslehre nur dann geschaffen werden, wenn der Autor sich auf den Standpunkt strengster Erkenntniskritik stellt und auf Grund solcher Erwägungen den Sozialwissenschaften eine Stellung einräumt, die sie nicht zur Magd der Naturwissenschaften macht. Gumplowicz schrieb dagegen nicht nur seine übrigen Werke, sondern auch seine „Geschichte der Staatstheorien“ vom Standpunkte eines veralteten unkritischen Naturalismus, und es liegt auf der Hand, daß ein Buch kein historisches Meisterwerk werden konnte, das alle früheren Theorien und Autoren an dem Maßstab einer vorgefaßten Meinung zu messen gewohnt ist. Das ist der eine Hauptfehler des Buches. Der zweite ist der, daß der Verfasser — wie schon früher hervorgehoben — keine genaue Abgrenzung seines Themas vorgenommen hat und somit eigentlich weder den Juristen, noch den Philosophen, noch endlich den Sozialwissenschaftler befriedigen kann. Man schreibt doch keine Geschichte einer über 2000jährigen Entwicklung ad majorem suam gloriam, d. h. zum Lobe und Preise eines engen und dazu noch hinsichtlich seiner Existenzberechtigung so stark angezweifelten Wissenschaftszweiges wie der Soziologie. Der dritte Fehler des Buches — und der wiegt am schwersten — ist in der flüchtigen, wenig vertieften Darstellung zu suchen. Damit hängt das stets tendenziös gefärbte Urteil eng zusammen.

Zusammenfassend kann man, auch nach dem Studium des neuesten Werkes aus der Feder Gumplowiczs nur dem früheren Urteile Otto Hintzes[6]) recht geben, das von einem System spricht, „das in seiner Einseitigkeit und Konsequenz doch etwas Groteskes habe“.

5) S. meine Miszelle: „Natur und Gesellschaft“, Conrads Jahrbücher, Maiheft 1904, und die Besprechung Diehls in Conrads Jahrb., Dez. 1904.

6) Schmollers Jahrb., 1897, S. 716.

Bücher und Zeitschriften.

u. S. **Der blinde Musiker.** Volkserzählung aus dem Böhmerwald. Von Maximilian Schmidt. Berlin, Otto Janke.

Seit vierzig Jahren übt Maximilian Schmidt, der literarische Entdecker des herrlichen Waldgebietes an der Grenzscheid von Bayern und Böhmen, seine Lust und Kunst am Fabulieren mit immer gleichem Glück. Mit welch freudiger Spannung wurden einst die Fortsetzungen der zuerst als Feuilletonroman erscheinenden „Glasmacherleut'“ begrüßt und wie eifrig all ihre Qualitäten in ganz München besprochen und bewundert. Der warmherzige Ton mit dem gelegentlichen Stich ins Humoristische, die lebendige Anschaulichkeit der verständnisinnigen Schilderungen von Land und Leuten, das bei aller schlichten Natürlichkeit erfindungsreiche Erzählertalent sind Maximilian Schmidt ebenso treu geblieben wie die zahlreichen Anhänger, die sie ihm geworben haben. Weil Schmidt das Volk, dem seine Geschichten entsprossen, kennt und weil er es liebt, ihm, soweit er kann und vermag, was zu Liebe tun, es erfreuen, trösten, erheben, ihm die Schönheit des Waldes, in dem zu leben ihm beschieden, so recht zum Bewußtsein bringen will, ist er vom innersten Kern aus volkstümlich. Nicht Modesache wie die Bauernnovellistik des abgethanen oder des herrschenden Stils, sondern Herzenssache sind dem Waldschmidt, wie er sich nennt, seine Waldlergeschichten. Unaufdringlich macht ein erzieherisches Element sich in allen geltend; das ethische fehlt nie. Gern verweilt der Autor im Vorübergehen bei volksgeschichtlich interessanten Dingen, die er seiner leichtflüssigen Erzählung gewandt zu verschmelzen weiß. Ein Hauch echter Poesie liegt auf den von tiefer Heimatliebe diktierten Naturbeschreibungen. Die ganze liebenswürdige und selbst in der Zeit, da „pervers“ zu einem Schlagwort der überwürzten Tagesliteratur geworden, noch schätzenswerte Eigenart Schmidts spricht anmutend aus dem jüngsten Werke des schaffensfrohen Siebzigers. „Der blinde Musiker“ verflicht in die auf genauer Kenntnis begründete Darstellung der Sitten und Bräuche des Waldes die Schicksale eines musikbegabten Blinden, der vor dem Verkommen des auf dem Lande mit Recht gefürchteten Geniemenschen durch besonders günstige Umstände bewahrt bleibt und einer glücklichen Zukunft entgegeneilt. Das Buch ist für die Blindeninstitute in Wien wie auch in Hamburg bereits in Blindenschrift übertragen, doch wird es auch manchem, der mit ungetrübtem Blick nach den Lichtseiten des Lebens ausschaut, angenehme Lektüre bieten und gewiß kann der Heimatsinn und die Naturfreudigkeit der Jugend daran erstarken.

Digitized by

Allgemeine Rundschau.

34. Deutscher Chirurgen-Kongreß.

II.

Berlin, 27. April. Vormittags 9—1¼ Uhr. Der erste Verhandlungsgegenstand der heutigen Vormittagssitzung betrifft ein Hauptstück der **Nieren-Chirurgie**, insbesondere unsere Operationsanzeigen und „Ergebnisse“ bei der Nierentuberkulose. Als erste Berichterstatter sind **Rovsing** (Kopenhagen) und **Israel** (Berlin) mit der Aufgabe betraut, ihren Standpunkt zu diesen Fragen zu vertreten. Aus den Darlegungen beider Herren geht mit Sicherheit der erfreuliche Schluß hervor, daß nach allgemeinen und persönlichen Feststellungen und Zahlenausweisen die Aussichten unserer Operationen sich gegen früher ganz erheblich gebessert haben, und zwar sind die Sterblichkeitsziffern in den Zeiten vor und nach dem Jahre 1901 im ganzen genommen wesentlich verschieden. Der Grund für diese Erscheinung ist in verschiedenen Verhältnissen gesucht worden, mit ganz besonderer Vorliebe in der Ausbildung der sogenannten funktionellen Nierendiagnostik, d. h. der Möglichkeit der Bestimmung, was jede einzelne Niere bei Ausfall der anderen (durch Krankheit oder auch noch Herausnahme derselben) zu leisten vermag. Beide Redner sind zu der Ueberzeugung gelangt, daß eine so bedeutende Verbesserung unserer Operationsergebnisse nicht auf der Ausbildung dieser Methode beruhen könne. Herr Israel ist überhaupt der Meinung, daß die ganze Fragestellung der funktionellen Nierendiagnostik nicht die richtige sei. Es kommt nicht auf die wechselnden Zahlen derselben an, wie viel eine Niere zu irgend einer Zeit gerade zu leisten vermag, sondern es kommt auf die volle „Valenz“ an: Wie viel kann bei größter Funktionsbeanspruchung einer Niere dieselbe noch hergeben; und während noch Rovsing der Möglichkeit, den Urin jeder Niere für sich durch den Harnleiter abzufangen, entscheidende Bedeutung beimißt, hat Israel auch aus dieser unzweifelhaften Bereicherung unseres Heilschatzes nur sehr beschränkten Nutzen gezogen. Im allgemeinen bedient man sich zur Bestimmung der Funktionsgröße der einzelnen Niere viererlei Verfahren: 1. der Berechnung der ausgeschiedenen Harnstoffmenge in bestimmter Zeit (von Rovsing in erster Linie noch bevorzugt). 2. und 3. der Bestimmung des Blut- und Harngefrierpunkts (je mehr der Urin bezw. die Niere krankhaft verändert ist, desto mehr weicht der Gefrierpunkt des Blutes und des Harnes von dem im allgemeinen feststehenden der normalen Körpersäfte ab), und endlich der Bestimmung, wie weit eine Niere eine künstlich herbeigeführte Zuckerausscheidung leisten kann. Aber wie unsicher diese Verfahren arbeiten, geht schon daraus hervor, daß die Befürworter der einen Methode immer die Ergebnisse der anderen verwerfen, und daß sie in der Tat nicht maßgebenden Einfluß auf die Zahlenausweise haben, erhellt daraus, daß diejenigen Operateure, welche alle diese Methoden verwerfen, ja auch diejenigen, welche von der Ableitung des Urins aus jeder einzelnen Niere grundsätzlich Abstand nehmen, dieselben guten und sich immer verbessernden Erfolge erzielen. Rovsing legt vielmehr Wert auf fortgesetzte mikroskopische Untersuchung des Urins auf Kleinlebewesen und Eitergehalt der getrennten Harnausscheidungen jeder Niere. Wodurch sind nun aber diese tatsächlichen, jetzt verhältnismäßig ausgezeichneten Besserungen unserer Operationserfolge zu erklären? Im wesentlichen beruhen sie auf unserer **besseren Kenntnis des Krankheitsbildes**, und der dadurch ermöglichten besseren Auswahl der Heilung versprechenden Fälle. Wir wissen, daß die Tuberkulose der Harnorgane in der übergroßen Mehrzahl der Fälle von der Niere ihren Ausgang nimmt und nach unten sich weiter verbreitet. Unsere besseren Kenntnisse der Anfangserscheinungen des Leidens erlauben uns bereits in den ersten Stadien des Leidens einzugreifen und damit das gesamte Leiden auszurotten. Wir operieren jetzt nicht mehr erst dann, wenn sich unerträgliche Beschwerden eingestellt haben und das Leben des Patienten verloren ist. Andrerseits erweitert Rovsing den Kreis seiner Operationen, nachdem er gelernt hat, die bisher für unangreifbar gehaltene Blasentuberkulose zu heilen, auch auf diejenigen Fälle, bei denen Tuberkulose sich auf die Blase und Geschlechtsorgane bis zu einem gewissen Grade weiter verbreitet hat.

In der Besprechung dieser beiden Hauptvorträge, an welcher sich **Casper** (Berlin), **Kümmell** (Hamburg), **Kapsammer** (Wien), **Völcker** (Heidelberg), **Cohn** (Königsberg), **Rumpel** (Hamburg), **Nicolic** (Triest), **Barth** (Danzig), **Strauß** (Frankfurt), **Gözl** (Prag) beteiligten, kommt vor allem zum Ausdruck, daß die Befürworter der einzelnen Methoden der funktionellen Nierendiagnostik sich in der Wertschätzung der von ihnen bevorzugten Verfahren nicht beirren lassen. Wenn auch die Physiologen mit den Voraussetzungen der Praktiker nicht überall einverstanden sind, so hat sich doch der praktische Wert derselben überzeugend erwiesen. Aber man muß die Verfahren beherrschen und sich durch methodische Untersuchungen vor Zufälligkeiten schützen. Jede Methode hat einen gewissen subjektiven Wert, was noch Israel aber nicht zugunsten der Methode spricht. Vor allem macht Rovsing in seinem Schlußwort der funktionellen Nierendiagnostik den Vorwurf, daß sie, indem sie noch zu rettende Patienten von der Operation ausschließt, wohl der Statistik, aber nicht den Leidenden hilft.

Nachdem **Lauenstein** (Hamburg) noch die Tränkung des Verbandsstoffes mit Paraffin als Mittel gerühmt hatte, um denselben bei Verbandwechsel möglichst schonend von der Wunde zu lösen, wenden sich die Verhandlungen der Behandlung gewisser Gehirnkrankheiten zu. **Kümmell** (Hamburg) hat bei eitriger Hirn- und Rückenmarkshautentzündung mit einem operativen Eingriff einen guten Erfolg erzielt, was bei der jetzigen epidemischen Verbreitung der Genickstarre Erwähnung verdient. Auch bezüglich der Behandlung der Epilepsie hat er über anfänglich gute Erfahrungen zu berichten, ebenso wie Herr **Friedrich** (Greifswald). Indessen ist man sich einig darüber, daß man in der Beurteilung des Dauererfolges der operativen Behandlung der Fallsucht außerordentlich vorsichtig sein müsse. Zum Schluß stellt **Borchardt** (Berlin) einen Mann vor, dem er eine Geschwulst des Kleinhirns mit Erfolg beseitigt hat.

Nachmittags 2—4 Uhr. Nach kürzeren operationstechnischen Mitteilungen der Herren **Stieda** (Halle) und **Lexer** (Berlin) gelangt ein von dem Vorsitzenden Herrn **Krönlein** ehemals angegebenes Operationsverfahren zur Besprechung, welches insbesondere für die Augenärzte von hohem Werte geworden ist, um hinter dem Augapfel in der Augenhöhle sich abspielende krankhafte Vorgänge mit Schonung mindestens des Augapfels, in manchen Fällen sogar mit Hebung der Sehkraft, durch zeitweilige Herausnahme der äußeren Augenhöhlenknochenwand zu behandeln. Es sprechen hierzu die Augenärzte **Axenfeld** (Freiburg) und **Helbron** (Berlin), sowie **Francke** (Braunschweig).

Darauf stellt **Gluck** (Berlin) mehrere Patienten vor, bei welchen er nach Herausnahme von Halsorganen, Kehlkopf, Schlundkopf, Speiseröhre, es erreicht hat, daß sie die sonst unvermeidliche Luftröhrenkanäle entbehren und welche sich mit Flüsterstimme vernehmlich machen können. Ein wegen Laugenverätzung der Speiseröhre mit künstlicher Magenmundbildung operiertes Kind ist durch ein eingelegtes Gummirohr, welches vom Inneren des Mundes in den Magen führt und die ausgeschaltete Speiseröhre ersetzt, in der Lage, seiner gesteigerten Eßlust durch gelegentliches Ausspülen des Magens, von der Schlauchöffnung aus, welches für neues Essen Platz schafft, Genüge zu leisten. Denselben Gedanken des Speiseröhrenersatzes durch ein Gummirohr hat auch **Perthes** (Leipzig) in einem Falle gehabt, ebenso stellt **Helferich** (Kiel) einen Mann mit künstlichem Ersatz des durch Operation verlustig gegangenen Schlundkopfes durch Hautlappeneinnähung, vor. — **Rosenbach** (Göttingen) hat als Erklärung für die bekannte Gefährlichkeit der Gesichtsblutgeschwüre festgestellt, daß die innige Verbindung der Gesichtsmuskulatur mit der Haut die Weiterverschleppung des Giftes im Körper durch die mimischen und anderen Bewegungen des Gesichtes begünstigt.

Zur Untersuchung der größeren Luftröhrengänge hat **Killian** (Freiburg) ein eigenes Verfahren der unmittelbaren Besichtigung mittelst eines durch den Mund und die Atmungswege eingeführten Rohres angegeben. Er bespricht die Anwendungsweise desselben, welches höchst schätzenswerte Ergebnisse ihm und anderen, namentlich bei Fremdkörpern in den tieferen Luftwegen geliefert hat und welches auch zur Erkennung mancher Lungenerkrankungen von Wert ist. **Rausch** (Breslau), **Hoffmeister** (Stuttgart),



Helferich (Kiel), Sprengel (Braunschweig) bestätigen die ausgezeichneten Vorzüge des Verfahrens, welches die bedrohlichsten Störungen in den Luftwegen mit einem Schlage zu beseitigen vermag. Kuhn (Kassel) empfiehlt zur glatten Durchführung einer Chloroform-Betäubung die Einführung eines festen Rohres durch den Kehlkopf, welches das Betäubungsmittel den Lungen unmittelbar zuführt.

Zum Schlusse zeigt Blauel (Tübingen) an Röntgen-Lichtbildern die hochgradigen Verengerungen und Verlagerungen der Luftröhre beim Kropf, ein Untersuchungsverfahren, welches auch von Kocher (Bern) warm empfohlen wird. Daneben empfiehlt er aber gleichzeitig die Untersuchung mittelst des Klopfschalles nicht zu vernachlässigen, um eine eventuelle Verschiebung der Luftröhre festzustellen.

•

Das Eriekanalprojekt.

* Im Maiheft der Deutschen Monatsschrift von O. v. Gottberg wird das Projekt der Vertiefung des Eriekanals in bemerkenswerter Weise erörtert. Bekanntlich hat der Staat New-York das Gesetz beschlossen, der Eriekanal solle statt seiner bisherigen Tiefe von 7—8 Fuß eine solche von 12 Fuß erhalten. Diese Umgestaltung wird nach den Voranschlägen 440 Millionen Mark kosten. Der Grundstein des neuen Kanals ist bereits gelegt, der Welthandel dürfte innerhalb eines Jahrzehnts mit ihm zu rechnen haben. Der alte Eriekanal genügte wohl, den bescheidenen Tonnengehalt vergangener Tage von und nach dem Atlantic zu tragen, aber für den heutigen reicht er nicht aus. Von den wichtigsten Binnensee-Frachtobjekten (Holz, Getreide, Kohle und Eisenerz) geht nur ein kleiner Bruchteil der beiden letzteren Produkte durch ihn, ein Drittel der Holzfracht und gar nur ein Zehntel der Getreideladungen fällt ihm zu. Sein Transportwesen ist vernachlässigt und veraltet. Jedes Kanalboot trägt bisher nur 240 Tonnen Weizen. Dagegen wird die Vertiefung des Kanals es ermöglichen, Kanalboote von je 1000 Tonnen Tragfähigkeit in Dienst zu stellen. Dadurch würde also die Frachtrate um etwa das Vierfache verringert werden. Eine Rückwirkung hiervon auf die Eisenbahnfracht kann nicht ausbleiben. Damit eröffnet sich die Möglichkeit, daß europäischer Export, der wegen hoher Frachtraten und hoher Zölle aufgehört hat, zu neuem Leben erweckt wird. Entsprechende gutachtliche Aeußerungen des Generalvertreters einer der beiden großen deutschen Reedereien in New-York liegen vor. Doch darf deshalb die deutsche Exportindustrie nicht in Jubel ausbrechen. Denn wie der neue Eriekanal das deutsche Fabrikat dem amerikanischen Markte näher bringt, so steigert er die Gefahr, daß die billigeren Kanal- und Eisenbahnfrachten Deutschland mehr als bisher einer Ueberschwemmung mit amerikanischen Produkten aussetzen. Den Hauptvorteil von der Vertiefung des Kanals wird jedenfalls auf Kosten von Boston, Philadelphia und New-Orleans die Metropole New-York, der Wasserkopf Amerikas, haben.

☙

Kleinere Mitteilungen.

* Archäologisches. Im neuesten Heft der „Rev. Arch." zeigt Sal. Reinach den Tod von General di Cesnola in New-York an, der seit dem Verkauf seiner Sammlung cyprischer Altertümer an die Stadt New-York zugleich als lebenslänglicher Direktor seines Museums übernommen wurde. Er machte darauf aufmerksam, wie viel sein Nachfolger (Sir Purdon Clarke) zu tun haben wird, um das Museum von falschen Stücken zu befreien und die wirkliche Ausgrabungsgeschichte der Altertümer festzustellen; denn daß die Erzählungen, die Cesnola über seine Ausgrabungen in Golgoi und Kurium gemacht hat, nur Dichtungen sind, das steht bei allen unparteiischen Kennern schon längst fest.

* Eine Forschungsreise nach dem Himalaya will nach einer Meldung der Vossischen Zeitung der englische Naturforscher Lugstaff in diesem Jahre ausführen. An die tüchtigsten alpenländischen Bergführer ergehen Anfragen, ob sie bereit wären, sich dem Unternehmen anzuschließen und unter welchen Bedingungen. Die Leute stellen natürlich hohe Forderungen, denn gerade jetzt beginnt für sie die Zeit des Verdienstes. In Courmayeur hat Lugstaff bereits die Führer Alex und Heinrich Brocherel angeworben; beide sind im Eise sehr erfahren. Andere Führer aus Chamonix, aus dem Berner Oberlande und aus Tirol sollen noch gewonnen werden.

* Kirchliche Literatur. In dem Nachlasse des kürzlich verstorbenen Pfarrers Dr. Bäumker zu Kurich (Kreis Erkelenz) wurde, wie der Täglichen Rundschau geschrieben wird, die vollständige Handschrift zu dem vierten (Schluß-)Bande seiner „Geschichte des Kirchenliedes" vorgefunden, so daß der Abschluß des grundlegenden Werkes gesichert ist. Die von dem Verstorbenen hinterlassene wertvolle Bücherei wurde von der Kölner Stadtbibliothek erworben.

* Aus Frankreich. In ihrem Bestreben, hervorragende europäische Gelehrte für ihre Lehrstühle zu gewinnen, haben sich die Amerikaner jetzt auch nach Frankreich gewandt. Eines der hervorragendsten Mitglieder der schönwissenschaftlichen Fakultät an der Pariser Sorbonne erhielt, wie der Gaulois berichtet, einen Lehrstuhl für Philologie von der Universität Cincinnati angeboten, mit dem Zusatz, daß er die Höhe des Gehalts selbst bestimmen sollte. Der französische Gelehrte hat jedoch abgelehnt.

dr. Der Verein zur Förderung des Unterrichts in der Mathematik und den Naturwissenschaften hält seine diesjährige Hauptversammlung zu Pfingsten in Jena, dem Gründungsort des Vereines, ab. Der Verein zählt etwa 1200 Mitglieder und umfaßt fast sämtliche Lehrer der Mathematik und der Naturwissenschaften an höheren Schulen. Daher verdienen seine Verhandlungen Interesse, das sich in diesem Jahre besonders den angekündigten Vorträgen von Bastian Schmid (Zwickau), Höfler (Wien), Smalian (Hannover) und Pietzker (Nordhausen) zuwenden wird. B. Schmid spricht über „Naturwissenschaften und philosophische Propädeutik", Höfler über „Philosophische Elemente innerhalb aller Lehrfächer und philosophische Propädeutik als eigenes Fach" (Korreferat zu Schmids Vortrag, Erörterung über beide Vorträge in Aussicht genommen). K. Smalian behandelt „Grundbegriffe der vergleichenden Anatomie, Entwicklungslehre und Paläontologie zur Vertiefung des biologischen Unterrichts", und Pietzker gibt einen Bericht über den Stand der Arbeiten der von der Breslauer Naturforscherversammlung gewählten Schulkommission. Außerdem sind u. a. noch Vorträge von Prof. Knopf (Jena) (Astronomie), Dr. Pulfrich (Jena) (Stereoskopie), K. Dunker (Hadersleben) (Organisationsfragen) angemeldet.

☙

Hochschulnachrichten.

* **München.** An der hiesigen Technischen Hochschule ist mit Rücksicht auf den gegenwärtig sehr erheblichen Prozentsatz der russischen Studierenden, der bei der hohen Gesamtfrequenz eine weitere Steigerung nicht zulässig erscheinen läßt, die Aufnahme von Angehörigen dieser Nationalität bis auf weiteres eingestellt worden.

* **Marburg.** Mit einer Vorlesung „Ueber die Entwickelung der Valenzlehre in neuerer Zeit" habilitiert sich heute Dr. Karl Fries als Privatdozent für Chemie. — Zum Lektor der englischen Sprache an der hiesigen Universität ist Herr Herbert Smith aus Dundee berufen worden.

hc. **Wien.** Der am 27. d. M. verstorbene Professor der Aegyptologie und Alten Geschichte des Orients Dr. Jakob Krall stammte aus Volosca in Istrien. Seit 1881 als Privatdozent an der Wiener Universität tätig, wurde Krall 1890 zum Extraordinarius und zehn Jahre später zum ordentlichen Professor ernannt. Er war korrespondierendes Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften und zugleich im Nebenamt Kustos der Papyrussammlung an der Hofbibliothek.

❧

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Oelztek-Breslau: A. d. Garten d. Lebens. Lieder u. Skizzen. Strassburg 1905. Jos. Singer. 43 S. — K. Th. Hoeniger: Ueb. d. Welten. Ebda. 1905. 44 S. — Friedrich Koch-Breuberg: Caligula und Cäsonia. Schauspiel in 4 Aufzügen. Ebenda 1905. 72 S. — Mannus Talundberg: Spartakus. Tragödie in 3 Akten. Ebenda 1905. 102 S. — Bibliothek Schülerversetzung. Der versetzte Schüler. Hilfsbuch für die Anfertigung guter Arbeiten zu Hause und in der Klasse. (Bündchen Nr. 1: Rechnen. Bändchen Nr. 2: Französisch I.) Für die Schüler aller höheren Schulen bearbeitet von H. Zuschlag. Berlin-Schöneberg. Mentor-Verlag. — Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen von Dr. Eduard Langer. (IV. Band. 4. Heft.) Braunau i. B. 1905. Selbstverlag. — Procopii Caesariensis Opera Omnia. Recognovit Jacobus Haury. Volumen I. De bellis libri I—IV. Leipzig 1905. B. G. Teubner. — Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausgeg. vom Grossen Generalstabe. Kriegsgeschichtliche Abteilung I. (Heft 34/35: Erfahrungen aussereurop. Kriege neuest. Zeit. [I: Aus dem südafrikanischen Kriege 1899 bis 1902. 3: Die Kämpfe in Natal nach dem Gefechte von Colenso. Uebersicht über die Ereignisse im Oranje-Freistaat und Transvaal bis zum Herbst 1900. Mit 7 Kartenbeilagen und 6 Landschaftsbildern.]) Berlin 1905. E. S. Mittler u. Sohn. 184 S. — Die Einheit der österreichisch-ungarischen Armee. Militär-politische Betrachtung eines alten Soldaten. Aus dem Ungarischen. Wien 1905. C. W. Stern. 26 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher in München.

Verlag von Hermann Böhlaus Nachfolgern, Weimar.

Zum neunten Mai 1905, dem hundertjährigen Todestage Schillers, erschien in unserm Verlage:

Goethe in meinem Leben

Erinnerungen und Betrachtungen

von

Bernhard Rudolf Abeken

Nebst weiteren Mitteilungen über Goethe, Schiller, Wieland und ihre Zeit aus Abekens Nachlass

herausgegeben von

Dr. Adolf Heuermann

VIII. u. 278 Seiten 8° Preis geheftet M. 4.— gebunden M. 5.—

* * *

Dieses, schon Ende Oktober 1904 erschienene und inzwischen glänzend besprochene, Buch bietet sich, trotz seines Titels **als erstes und vielleicht weihevollstes Gedenkblatt zum 9. Mai 1905** dar. Die hier zum ersten Mal in ihrer ursprünglichen Gestalt wiedergegebenen Gespräche Schillers mit Cristianen von Wurmb, wie die weiteren Mitteilungen **über Schiller und seine Familie** sind von unschätzbarem Werte.

Schiller-Gedenkbuch

herausgegeben

von

Eleonore von Bojanowski

Mit einem Bildnis Schillers

IV u. 384 Seiten kl. 8° im Charakter damaliger Zeit ausgestattet. Gebunden M. 3.60.

* * *

Zum Gedächtnisse Schillers aus seinen eigenen Worten zusammengestellt, soll das Buch dennoch nicht nur ein schöner Beitrag zur ernsten Feier des nationalen Erinnerungstages sein, es will auf weite Jahre hinaus das Andenken an unsern deutschesten Dichter hier wacherhalten, dort neu erwecken.

Die Einrichtung ist so getroffen, daß jedem Tage des Jahres auf der linken Seite je eine halbe Kolumne mit einem Ausspruch oder einer Strophe Schillers gewidmet ist, während die entsprechende Hälfte der rechten Seite für Eintragungen frei bleibt. Zugleich sind auf den linken Seiten die Namen derer eingedruckt, die mit Schiller vereint die geistige Kraft des Jahrhunderts darstellen, oder durch seine machtvolle Persönlichkeit sich in die engeren oder weiteren Kreise seines Genius hineingezogen fanden.

Das Schiller-Gedenkbuch ist also weit mehr als ein einfaches „Vergißmeinnicht", deren es ja so viele gibt, es ist ein Buch von hohem inneren Wert. Dem gegenüber ist nicht nötig, auf die besonders gute Ausstattung hinzuweisen, die wir ihm gegeben haben: edle Steine faßt man nicht in Blei. Nur das sei noch erwähnt, daß die Herausgeberin ihr Honorar der Schillerstiftung überwiesen hat.

Charlotte von Lengefeld

als

Freundin und Braut Schillers

von

Adolf Bär

40 Seiten 8° geheftet M. —.80.

* * *

Auch unter der jetzigen Hochflut an Schillerliteratur sollte dieses Schriftchen nicht unbeachtet bleiben. Nicht dem Dichter selbst, nur seiner Lotte zu Ehren geschrieben, zeichnet es doch Schillers inneres Leben rührender, eindringlicher und klarer, als manches anspruchsvollere Werk.

Wie aus dem Unstäten, Umgetriebenen, der von sich selbst sagte, daß alle seine Triebe zu Leben und Tängeln abgenützt seien, daß er eine elende Existenz führe, elend durch den inneren Zustand seines Wesens: wie aus diesem Unglücklichen durch seine Liebe zu Charlotten der Mann wurde, der seinen Genius wieder fühlte, seinen Glauben an das Ideal wiederfand und so zu dem sich herausbildete, von dem wir mit Goethe stolz noch heute sagen: denn er war unser — das zeigt uns des Verfassers Schilderung in dem Bilde Charlottens.

Adolf Bär gibt kein sogenanntes gelehrtes Buch; das gründliche Studium, auch die Heranziehung noch ungedruckten Materials (das nur durch ein Sternchen kenntlich gemacht ist) verbergen sich klug und bescheiden hinter der anziehenden Form. Es ist ein lesbares Buch, von dem wir wünschen, daß weite Kreise sich dafür interessieren möchten. (.D

Digitized by Google

Jahrgang 1905. München, Dienstag, 2. Mai. Nummer 101.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Ein übersehener Rubens in der Augsburger Galerie.

I.

Im schummerigen Halbdunkel des Vorzimmers der Augsburger Galerie finden sich etwa an sechzig Kunstkatechumene versammelt: „vergessene und halbvergessene Künstler“, Zwitternaturen, französelnde Deutsche und an verschiedene deutsche Höfe verschlagene Franzosen, verschämte Kopisten u. s. w., lauter Fußnotenkandidaten, deren Namen und Daten sich noch lange in Künstlerlexikons und ähnlichen Friedhofinventaren fortschleppen werden, bis man sich endlich: Cui bono? fragen und mit einem energischen roten Strich antworten wird.

Dort hat unter den Werken der Hickl, Schödelberger und Desmarées auch ein „königliches“ Bild seinen Platz gefunden. Es hängt dem Fenster gegenüber in wahrhaft „glänzender“ Beleuchtung und trägt die Nummer 203. Es ist ein eigenhändiges Werk König Sigismunds III. von Polen aus dem Hause Wasa. Dieser ist 1567 als Sohn König Johanns III. von Schweden und der Katharina aus dem polnischen jagellonischen Königshause, Tochter Sigismunds I. und der Bona Sforza, geboren und regierte in Polen von 1587 bis 1632. Wie wenig glücklich seine Wahl und Regierung im großen und ganzen war, ist allgemein bekannt. Seine streng katholische Erziehung und Denkweise — und man weiß, was dies in jener Zeit sagen wollte — brachten ihn um sein väterliches Erbe in Schweden, verwickelten ihn und ganz Polen in schwere Kriege und trieben ihn in die Hände der Jesuiten. Der Starrsinn, — der gewöhnliche Zufluchtsort willensstarker Charaktere —, den er den Protestanten, Reformierten, Arianern und Orthodoxen gegenüber bekundete, brachte ihn in zahllose Konflikte, die aber schließlich mit dem entschiedenen Sieg über die sich wieder gegenseitig bekämpfenden Akatholiken endeten. Persönlich war er ein sehr ehrenwerter Charakter, eine durchaus feine, vornehme, etwas sensitive Natur mit einem stillen Hang zur Phantastik und pietistischen Schwärmerei. Er ist mit einem Achtungserfolg von der Weltbühne abgegangen. Hochgebildet, sprachenkundig und sehr kunstliebend, hat er sich auch unstreitig hohe Verdienste um die geistige und künstlerische Kultur Polens erworben. Manches wertvolle Bild kam damals dahin, so z. B. das große Altarblatt des jungen Palma, das sich noch in der Warschauer Johanneskirche befindet.

Des Jesuitenpaters Wielewicki vierbändige **Historici diarii domus professae Societatis Jesu Cracoviensis** (1586—1629),[1] bezeichnenderweise eine der Hauptquellen zur Geschichte seiner Regierung, wissen über die Kunstliebe und das Kunstverständnis des Königs manches Interessante mitzuteilen. Er war auch selbst ausübender „Künstler“ — leider, möchte man beinahe sagen. Ich kenne drei Bilder von ihm. Ein kleines, eine Allegorie auf die Erziehung eines seiner Söhne, in der fürstlich Czartoriskischen Galerie zu Krakau, und zwei in Bayern, das eine im Münchener Nationalmuseum, ein Christuskind auf Wolken „schwebend“, von den unten stehenden Heiligen Ignaz Loyola und Franz Xaver angebetet, und dann das eben erwähnte Bild in Augsburg. Jeder Zoll ein Dilettant! Wie ist man doch ungerecht gegen die Frauen! Diese „mater dolorosa“ mit dem himmelnden Blick, den übergroßen, kälbernen, glänzenden Augen, der knochenlosen Hand und den regenwurmartigen Fingern, so ganz unberührt vom giftigen Hauche der gottlosen, verruchten Anatomie, jenes typische Haschen nach Kleinem und Kleinlichem — hier eine „liebliche“ Falte, dort ein Kopfschleier aus eleganter, fein gemusterter Seidengaze, dies merkwürdige Gemisch von züchtigem Parfümduft und mattriechendem Salböl, würde man eher für eine Meisterleistung einer Musterschülerin aus einem adeligen Sacré-Coeur-Stift als für das Werk eines ernsten Mannes halten, in dessen Hand beinahe ein halbes Jahrhundert die Schicksale eines Volkes ruhen sollten. Die Schwächen, die man ungalanterweise speziell den Werken der Halbkünstlerinnen vorwirft, sind eben allgemeine Dilettantenunart.

An derselben Wand hängt das Bild mit der nächstfolgenden Nummer 203, das Direktor v. Rebers „Katalog der kgl. Gemäldegalerie in Augsburg“ vom Jahre 1899 ebenfalls als ein eigenhändiges Werk Sigismunds III., Königs von Polen und Schweden, anführt. Man staunt! Der Vorbehalt „Bestimmung unsicher“ kann meine Verwunderung über diese unbegreifliche, wenn auch verklausulierte Zuschreibung nicht ganz beheben.

Dieses 57 Zentimeter hohe und 47 Zentimeter breite, auf Leinwand gemalte Bild sprüht von Geist und Energie und zeugt auf jedem Fleck von voller Beherrschung der Technik und hoher Meisterschaft!

Fürwahr, absolut genommen, wäre mir vielleicht die chronologisch natürlich ganz unhaltbare Zuweisung dieses Bildes an Tintoretto (im Inventar von 1858) doch noch lieber, denn hohe Künstler, mögen sie auch verschiedenen Völkern angehören, stehen sich schließlich doch immer näher als Meister und Stümper innerhalb einer Schule. Und dann spricht ja aus diesem Aschenbrödel der Augsburger Galerie laut und vernehmlich eine selbstbewußte, energische, hoheitsvolle Grandezza, die deutlich zu sagen scheint, daß die Augen dieses Künstlers, der mit raschen treffsicheren Strichen in wenigen Tagen, ja vielleicht Stunden dieses Bild geschaffen, lange und verständnisvoll auf den großen Werken Tintorettos und Tizians geruht haben müssen. Doch zuerst noch einige Worte über den Vorwurf des Bildes. Der Katalog Seite 40 nennt

---

[1] Scriptores rerum polon. Bd. 7, 10, 14, 17. 1881—1899.

es eine **Allegorie auf die Stiftung eines Jesuitenhauses** und beschreibt es mit folgenden wenigen Worten: „Rechts stehen zwei Jesuiten bei einer Kirche; in der Mitte befindet sich auf einer Estrade ein Fürst, der zu einem links in den Wolken schwebenden anderen Fürsten emporblickt und mit der Linken auf die gefesselte Gestalt der Häresie zeigt." Ich möchte zuerst eine ikonographische Lösung im engeren Sinne versuchen. Vielleicht ist es doch möglich, den Namen dieses Fürsten zu eruieren? Die Entwicklungszeit des Bildes fällt wohl — und hier stimme ich dem Galeriekataloge vollkommen bei — in die Regierungszeit König Sigismunds III. von Polen, und zwar weist uns die fürstliche Tracht mit der Fältelkrause, dem Hermelinkragen, dem bis an die Knie reichenden, über die glänzende Rüstung geworfenen Krönungsmantel, die Form der Krone, sowie vor allem die vollkommen ausgereifte Barockarchitektur mit den drei nach rechts zur Plattform führenden runden (perspektivisch ovalen) Stufen, der tiefen Nische mit der sitzenden Madonnenstatue und dem zu ihren Füßen stehenden aufwärts blickenden Engel, den beiden diese Nische flankierenden, auf hohe Sockel gestellten (oben vom Bilderrahmen abgeschnittenen) Säulen etwa in die Zeit von 1615 bis 1630. Der links oben in den Wolken mit selbstzufriedener Nonchalance eines grand seigneur thronende Heilige, der, wie segnend, seine Linke über das Haupt des Königs streckt, ist natürlich dessen Namenspatron. Er hat — von der Rüstung abgesehen — die gleiche Tracht, den langen Mantel mit Hermelinkragen, darüber — ein verzeihlicher Anachronismus — eine Ordenskette, eine **Fürstenkrone** auf dem Haupte und in der gesenkten Rechten den Marschallstab. Wenn wir uns nun nach denjenigen katholischen Regenten jener Zeit umsehen, deren Namenspatrone gleichzeitig Fürsten waren, so werden wir finden, daß der hier mit so viel Grandezza dastehende Fürst einzig und allein König Sigismund III. von Polen sein kann. Sein Namenspatron, der heilige Sigismund, war Fürst von Burgund und starb (nach Pfleiderer, Attribute der Heiligen) als Märtyrer im Jahre 524. Auch hat der Heilige auf dem Haupte eine **Fürstenkrone**, die sich im wesentlichen von der königlichen unterscheidet, die Sigismund III. auf dem Haupte trägt. In ähnlicher **fürstlicher**, nicht königlicher Tracht sehen wir den Patron des Polenkönigs Sigismund III. in der Fassadennische der schönen, von letzterem 1597 gegründeten Peterskirche (einst Jesuitenkirche) in Krakau.

Es kann wohl kein Zweifel mehr obwalten: den zelotischen König Sigismund III. von Polen aus dem Hause Wasa haben wir uns als den Helden dieses Bildes zu deuten. Er weist mit der energisch vorgestreckten Linken auf die beiden, gleich einem schwarzen Säulenpaar dastehenden, bildeinwärts gekehrten Jesuiten als auf die Repräsentanten Societatis Jesu, jenes Ordens, dessen energischem und rastlosem Wirken der König zum großen Teil die nach schweren Kämpfen beinahe vollständig erreichte Unterdrückung der Ketzerei in Polen zu danken hatte. In Fesseln geschlagen, zur Ohnmacht verdammt und doch nach dem ketzerischen Buche greifend, windet sich die Ketzerei zu des Königs Füßen, und segnend streckt sein fürstlicher Patron die Hand über ihn. Wir haben also ein echtes und rechtes **Thesenbild** vor uns, das wohl am besten zu betiteln wäre „**König Sigismund III. von Polen als Sieger über die Ketzerei**". Ist es nun denkbar, daß König Sigismund in diesem Bilde sich selbst verherrlicht hätte? Kann man dem so vornehm denkenden Herrscher, der zugleich ein recht naiver, vielleicht sogar etwas selbstgefälliger Dilettant war, so viel Geschmacklosigkeit — und Kunst zutrauen? Beides ist ein Ding der Unmöglichkeit.

Wer immer sein Meister gewesen sein mag — mehrere Anfragen an schwedische Kunstforscher haben mir bis jetzt noch nicht den Namen des Hofmalers König Johann III. von Schweden, des mutmaßlichen Kunstlehrers des Kronprinzen und späteren Polenkönigs, gebracht — sicher ist: weder dieser anonyme Künstler, noch sein fürstlicher Schüler dürfen dem meisterhaften Improvisator des Augsburger Thesenbildes, nicht einmal von weitem, das Wasser reichen.

Wer mag es aber sein? Es ist sicherlich nicht kleinkrämerische Neugier, sondern, um mit Hamlet zu reden, des Bildes „höchst fragenswerte Art", „most questionable shape", die mich zwingt, es nicht bei der Feststellung des negativen Resultates bewenden zu lassen.

Prof. Dr. Joh. v. **Boloz Antoniewicz.**

(Schluß folgt.)

Lagerleben.

Von Dr. **Georg Escherich.**

II.

Diesmal ist's ein ernsteres Gejaid. Dem edlen Gamsbock gilt's im wilden Felsgebirge des Prenj. Sorgfältig sind die Vorbereitungen für die auf 8 bis 10 Tage projektierte Tour getroffen. Warme Decken und ein leichtes Zelt dürfen nicht fehlen. Auch für die Leute muß gesorgt sein. Werden wir doch kaum jemals unter 1400 Meter Höhe kampieren und die klaren Septembernächte beginnen schon empfindlich kalt zu werden.

Mühsam klimmt das wackere Bergpferd, des braven Ivans einziger Schatz, den steilen Pfad zur Borašnica empor. Es ist fast allzuschwer aufgepackt, und der gutmütige Bosniake nimmt einen Teil der Last auf seinen breiten Rücken. Ein Bild von einem Mann, dieser Ivan mit seinen mächtigen Schultern und dem Nacken eines Stieres! Dabei das Auge so blau und mild, als könnte er kein Wässerlein trüben! Alle Augenblicke verhält das geplagte Pferdlein, um zu verschnaufen, dann aber klimmt es wieder von selbst hastig weiter, als wollte es das Versäumte durch doppelten Eifer nachholen. Rührend in seinem Pflichteifer für den Menschen, der doch sein Los so unendlich traurig gestaltet! Arbeit von früh bis nacht, dazu nur spärliches Futter, und niemals die Freiheit, niemals die Liebe gekannt! Fürwahr ein erbärmliches Dasein.

Pero Jurič, der treffliche Gamsjäger, mit dem ich vorausgestiegen war, rastet am hellfrischen aus dem Berge sprudelnden Wässerlein. Es ist die letzte Quelle, die wir berühren, und darum wollen wir uns nochmals von Herzen satt trinken. Jurič, den Becher verschmähend, legt sich langausgestreckt auf die Erde hin, und sein Antlitz bis zu den Augen in das kristallklare Becken tauchend, schlürft er in schier nimmer endenden Zügen das herrliche Naß. Auch ich laß mir's munden und pumpe mich ordentlich voll, denn auf dem Hochplateau, wo wir die nächsten Tage zu jagen gedenken, gibts weder eine Quelle noch bei gegenwärtiger Trockenheit sonst Wasser. Schwerlich dürfte in der von Hirten angelegten Zisterne noch Wasser von dem letzten lang zurückliegenden Regengusse vorhanden, schwerlich bei dieser andauernden Hitze noch in einer Karstspalte Schnee zu finden sein. Wir sind also lediglich auf den Wasservorrat angewiesen, den wir von hier mitnehmen. Bedächtig füllt Jurič die mächtige durch Korbgeflecht geschützte Wasserflasche, die er im Schweiße seines Angesichts heraufgeschleppt hatte. Nun aber mit 20 Liter Wasser gefüllt, ist sie ihm zu schwer und er wartet auf den kraftgewaltigen Gefährten, sie ihm aufzuhelfen. Der aber hat es wohl so kommen sehen, denn von weitem lacht er schon übermütig, daß die weißen Zähne blitzen. Zu was auch hat Gott ihm diese herrliche Kraft gegeben, wenn er sie nicht nützte! Ein weißer Rabe unter seinen Landsleuten!

Doch das Pferdlein hat auch Durst! Mit Eifer scharrt Ivan eine Grube, das Wasser aufzufangen, auf daß das durstige Tier sich laben könne. Es geht nicht. Allzutief für das schwer bepackte Pferd liegt der Wasserspiegel. Es kann sich mit der Last nicht so weit herabbücken. Doch Ivan hilft. Der Fez ist kein schlechter Tränkeimer und

Digitized by Google

zehnmal wohl leert in durstigen Zügen der Wallach den ihm gereichten „Becher".

Nun aber weiter, sonst kommen wir noch in die größte Hitze hinein! Endlos scheint mir der Marsch über die monotone, wellige Karstlandschaft, bis wir endlich den von Jurič in Aussicht genommenen Lagerplatz erreichen. In einer geschützten Karstmulde machen wir Halt. Eine uralte Buche steht hier, schon gipfeldürr, doch spendet sie immerhin noch einigen Schatten. Und danach lechzen wir alle bei dieser sengenden Sonnenglut.

Dieweilen die beiden Bosniaken absatteln und das Pferd versorgen, sammle ich das wenige herumliegende Dürrholz, um Feuer zu machen. Kaffee gibt's natürlich wieder zur Abwechslung, löscht er doch vorzüglich den Durst!

Bis zur Abendpirsche ist's noch Zeit, und ich richte mein Nachtlager zwischen den mächtigen Wurzelansätzen der Buche her. Das Zelt bleibt zusammengerollt und dient als Kopfpolster. Nur keine unnötige Verweichlichung! Tritt wirklich einmal naßkaltes Wetter ein, dann ist man doppelt froh über die ungewohnte Wohltat des Zeltdaches. Ivan ist immer tätig. Bald schleppt er keuchend gewaltige Lasten Brennholz für die Nacht herbei, bald zimmert er aus Buchenplanken eine Art Tischplatte für mich, bald rollt er mächtige Steine als Unterlagen für Tisch und Bank herbei. Er ist überhaupt rührend in seiner Sorgfalt für meine Person, und ich ward in meinem Leben nie besser bedient.

Jurič, der inzwischen erfolglos mit meinem Glase die Gegend nach Gams abgesucht, schlägt vor, eine Pirsche in jenseitige Hänge zu machen. Es ist die Schattenseite und Aussicht vorhanden, bei dieser Hitze die Gams vielleicht dort zu treffen. Doch nichts war zu sehen, und resultatlos kehren wir zum Lager zurück, wo Ivan bereits ein mächtiges Feuer unterhält.

Gottlob waren meine beiden Begleiter Christen. Sie durften also essen und trinken wie ich, und die Verpflegung war damit bei weitem vereinfacht. Heute gab's Büchsenfleisch aus den unvergleichlichen österreichischen Militärkonserven. — Ein kräftiges Essen, das, gut durchgekocht und mit Zwiebel versetzt, den leidigen Konservengeschmack so ziemlich verliert. Jedermann hatte eine Konserve erhalten. Damit war unser Vorrat schon gedrittelt, denn nur neun Stück hatte ich in Hoffnung auf baldige Beute mitgenommen. Nun es wird ja bald Wildbret geben!

Sorgfältig werden die letzten Tropfen Sauce aus der Blechbüchse getunkt, dann richte ich mich zum Schlafengehen her. Ich bin zu müde heute, noch lange aufzubleiben und mache gleich Nachttoilette. Verdammt kalt wird's wohl werden auf dieser Höhe bei sternklarem Himmel, und es heißt sich gut anziehen. Eine warme Zipfelhaube wird über Haupt und Ohren, ein langes Bemkleid über die kurze „Lederne" gezogen, dann wickle ich mich in die bosnische Kotze. Ivan breitet sorgfältig darüber noch alles, was er an Decken und Kleidungsstücken in meinem Mantelsack findet. Und trotzdem friere ich. Denn einigermaßen warm ist's nur in unmittelbarer Nähe des Feuers, und diesen Platz habe ich selbstverständlich meinen mit Decken weit schlechter versehenen Begleitern überlassen.

Einen Vorteil haben die kalten Nächte, man steht gerne auf und lange, bevor das erste Grau sich zeigte, saßen wir drei schon um das lodernde Feuer, die erstarrten Glieder zu wärmen. Die Morgenpirsche in wildromantischer Berglandschaft war herrlich schön, wenn auch jagdlich resultatlos. Wir sahen zwar einige Gams, doch nichts Schußbares darunter. Jurič schrieb diesen Mißerfolg der hochsommerlichen Hitze zu, die tagsüber herrschte. Wenn's nur ander Wetter würde, meinte er, dann würden wir sehr bald Erfolg haben.

Die Zunge klebt am Gaumen, als wir gegen mittag zum Lager zurückkehren, und wir machen uns ordentlich über die Wasserflasche her. Teufel! viel enthält sie nicht mehr, heute mag's noch reichen, morgen aber muß Ivan wieder Wasser holen. Keine rosige Aussicht für den wackeren Burschen, die unförmliche schwere Flasche drei Stunden den steilen Pfad heraufzuschleppen.

Das Mittagsmahl ist einfach: jeder Mann wiederum eine Konserve. Nun haben wir nur noch drei Stück. Im Notfalle muß ich eben das erste beste Stück Gams schießen Immerhin besser als hungern.

Wenn nur die Hitze nicht gar so arg wäre! Man kann auch im Schatten der Buche kaum schlafen. Was helfen die paar weißen Wölklein, die sich dort am Horizonte ballen? Wären es doch Gewitterwolken und würde es regnen, schütten, blitzen, donnern!

Ist's ein Traum, ist's Wirklichkeit? War das nicht eben Donnerrollen? Ich schlage die Augen auf und schaue gegen oben. Ist's möglich, in dieser kurzen Zeit ein solcher Wetterumschlag? Die Sonne ist verdunkelt von schwarzen Gewitterwolken, die ersten Tropfen fallen schon.

Jurič und Ivan haben bereits unsere Siebensachen auf einen Haufen zusammengetragen und schützen sie vor Nässe mit der wasserdichten Zeltplane. Die Gewehre sind unter einem überhängenden Felsen in Sicherheit gebracht, und schon geht's los. Furchtbar ist ein Gewitter im Gebirge! Ich glaube es gerne, daß nervenschwache Personen die Erinnerung daran nimmer los werden. Auch für uns ist's nicht allzu gemütlich. Wir haben uns alle drei um den Stamm der alten Buche gekauert, dabei schlägt kaum einige hundert Schritte vor uns der Blitz in den Berg, daß das Auge geblendet, das Ohr betäubt wird. Vielleicht gilt der nächste Strahl unserer Buche, dann ist's für immer aus mit der Jägerei.

Zu was wir eigentlich unter dem gefährlichen Bannkreise der vereinzelt stehenden Buche blieben, die uns doch schon längst nicht mehr vor den immer heftiger werdenden Regengüssen Schutz bieten konnte? Ich weiß es selbst nicht. Hervorragend weise war es bei diesem furchtbaren Gewitter sicherlich nicht. Doch machten meine Bosniaken trotz Blitzgefahr nicht die mindeste Anstalt, die Buche zu verlassen, und so blieb ich eben auch. Man wird durch den Fatalismus dieser Leute förmlich angesteckt und gleichgültig.

Hunderte Male wohl schaue ich zum Himmel, ob denn das Gewölke noch nicht lichter werde, ob es nicht anfinge sich zu teilen. Keine Aussicht. Monoton bleigrau das Firmament, und es schüttet unablässig in Strömen. Die Decke, mit der ich mich anfangs zu schützen suchte, ist vom Regenwasser auch schon durchschlagen. Sie nützt nichts mehr und wird zur Seite geworfen. Ich bin nun gottlob schon naß bis auf die Haut und habe wenigstens die Gewißheit, daß es nimmer weiter gehen könne. Wie schnell man so einen Regen satt kriegen kann! Noch vor wenig Stunden hatten wir ihn herbeigesehnt und nun schon wieder über und über genug. Jurič und ich wenigstens. Ivan aber freute sich mächtig darüber. Gab's doch nun Wasser genug in der nahen Zisterne und brauchte er es nicht stundenlang herbeizuschleppen.

Endlich ein blauer Fleck am Firmamente, da noch einer! Der Regen beginnt nachzulassen, das Gewitter scheint vorbei zu sein. Schnell, wie es gekommen, verzieht es sich, und heiß brennt schon wieder die Sonne hernieder, gerade recht, die nassen Sachen zu trocknen. Ivan besorgt dies, dieweilen Jurič und ich uns zur Pirsche fertig machen. Wenn heute nach diesem argen Gewitter auf der Pirsche wieder nichts zu sehen war, dann ist hier überhaupt nicht viel zu wollen, denn ein besser Pirschwetter gabs nimmer. Wir sahen auch wohl Gams, doch meist Gaisen und Kitz, und nur einmal bei einem kleinen Rudel einen geringen Bock. Jurič, der nach Gamsbraten lüstern war, wandte seine ganze Beredtsamkeit auf, mich zum Schusse zu bewegen. Doch vergebens, ich widerstand der Versuchung und wollte mich des gewährten Vertrauens nicht unwürdig zeigen. Soweit es an mir lag wenigstens, soll nur ein guter Bock fallen.

Es war schon stockfinstere Nacht, als wir zum Lager hinabstiegen. Hell leuchtend flammte zum nächtlichen Himmel das Feuer empor, denn Ivan sparte nicht mit Holz. Er hatte ja davon einen mächtigen Haufen zusammengetragen. Wo nur der fleißige Bursche dies alles gefunden hatte? Weit genug mußte er es zum Teil wohl auf den starken Schultern heranschleppen, denn nur ganz vereinzelt

Digitized by Google

war der Baumwuchs hier oben und das dürre Holz sehr spärlich.

Der letzte Abstieg war bei der herrschenden Dunkelheit verdammt hart gewesen, und ich hatte durchaus nichts dagegen, als ich endlich „daheim" war. Erschöpft ließ ich mich am Feuer nieder und es bedurfte mancher Tasse stärksten Mokkas, die mich überkommende Mattigkeit zu bannen.

Heute gibts die drei letzten Fleischkonserven. Morgen muß eine Gams fallen, aber Schmalhans wird bei uns Küchenmeister. Auch mit dem Wasser ist es hier schlecht bestellt, denn das von Ivan aus der Zisterne herbeigeholte muß dem lehmigen Geschmack nach mehr als trüb gewesen sein. Ein wahres Glück, daß man bei der schlechten Beleuchtung seine Farbe nicht erkennen konnte, sonst hätte es wohl noch weniger Anklang gefunden.

Morgen wollten wir unter allen Umständen weiter und ein wildreicheres Tal aufsuchen, denn allzulange Zeit hatte ich nicht mehr zur Verfügung und bis jetzt war noch nichts erlegt.

Mitternacht mag kurz vorüber sein, da erwache ich infolge eines mächtigen Donnerschlages. Teufel nein, schon wieder ein Gewitter und mit solcher Urplötzlichkeit! So schnell wie möglich in die Stiefel hinein, dann Decken, Kleider und alles, was vor Nässe zu schützen war, auf einen regellosen Haufen zusammengeworfen. Flink arbeiten meine zwei Gefährten, und ich muß mich nur wundern, wie sie bei dieser äußerst mangelhaften Beleuchtung des Feuers sich zurechtfinden. Gerade haben sie noch Zeit, über die zu schützenden Sachen die Zeltplane zu werfen, und schon hat der Himmel seine Schleusen geöffnet. Jurić und ich drücken uns, in unsere Wettermäntel gehüllt, fröstelnd an die Buche. Ivan wirft noch einen Arm voll Holz ins Feuer, dann kommt auch er zu uns. Aneinander geschmiegt, suchen wir uns gegenseitig zu wärmen, denn das Feuer ist schon nicht mehr zu rechnen. Die gewaltigen Wassermengen haben es nahezu völlig ausgelöscht und nur unter der Asche glimmt es noch ein wenig weiter.

Stunde um Stunde verrinnt und immer noch schüttet es unablässig vom pechschwarzen Himmel herab. Anfangs ist einem die Nässe recht unangenehm, allmählich aber gewöhnt man sich daran, und nach einiger Zeit beachtet man sie gar nicht mehr. So ging's auch uns, und resigniert ergaben wir uns in unser Schicksal. Wir versuchten sogar zeitweise zu schlafen und haben es auch trotz Nässe mitunter fertig gebracht. Freilich war's kein allzu fester Schlaf, denn der sich zu allem Ueberflusse noch einstellende kalte Wind sorgte dafür, daß wir immer wieder aufwachten. — Endlich scheint es lichter zu werden und der tausendfach herbeigesehnte Tag zu nahen! Wir erheben uns und schütteln nach Kräften die Nässe aus Hut und Mantel. Steif sind die Glieder von der stundenlangen unbequemen Lage, die nassen Kleider kleben förmlich am Körper und in den Stiefeln quatscht das Wasser. Es ist äußerst ungemütlich. Ja, wenn wir nur ein Feuer gehabt hätten! Aber das ist längst völlig erloschen und bei dem strömenden Regen und dem Mangel jeglichen trockenen Feuerungsmateriales versucht Ivan lange vergeblich, welches anzumachen. Ich muß schließlich fast meinen ganzen entbehrlichen Papiervorrat opfern, bis es endlich gelingt, einige Stücke Holz in Flammen zu setzen. Damit ist unser Mühen belohnt und bald prasselt ein munteres Feuer empor. Wie die Wärme den erstarrten Gliedern wohltut! Behaglich bieten wir bald die, bald jene Seite dem Feuer dar, und das Dampfen unserer Kleider beweist, daß wir dem Feuer bedenklich nahe sind, aber auch, daß ein beschleunigter Trocknungsprozeß vor sich geht.

Wenn es nur einmal richtig hell werden wollte! Der Uhr nach sollte es schon längst hellichter Tag sein, doch in Wirklichkeit war es noch merkwürdig düster. Sollte am Ende gar Nebel eingefallen sein? Das fehlte gerade noch! Und so war es auch. Das Regnen hatte aufgehört, dichter Nebel dafür sich eingestellt. Das Unangenehmste, was dem Bergjäger passieren kann! Ich wettere nach Kräften, auch Jurić flucht über mein Mißgeschick. Doch was hilft es? Der heutige Tag ist einmal für die Jagd sicher verloren, denn schwer hängt der Nebel in den Felsen, und ob es morgen wieder klar sein wird, ist mehr als zweifelhaft! Nette Aussichten für einen, dessen Zeit knapp bemessen ist.

Also heißt es, gute Miene zum bösen Spiel machen und den jagdlich verpfuschten Tag wenigstens anderweitig so gut als möglich ausnützen. Wir wollen ihn damit ausfüllen, an einen anderen mir von früher her bekonnten Lagerplatz, den kleinen Jezero,[6]) überzusiedeln, was immerhin einen 5—6stündigen Marsch erfordern mochte. Der Tag war dann doch nicht ganz nutzlos verflossen, denn jagdlich bot jenes Revier entschieden mehr als unser gegenwärtiges, und somit kam die verlorene Zeit vielleicht doch wieder herein! So hoffte ich wenigstens und fand mich dadurch leidlich mit der Gegenwart ab. Die Hoffnung ist eben immer noch das Beste an der Jägerei, sonst wäre sie mitunter trostlos.

Lange brauchen wir heute zum Packen, denn trotz unserer Vorsorge ist bei dem stundenlangen, fürchterlichen Regen fast alles naß geworden und muß wenigstens oberflächlich am Feuer getrocknet werden. Keine allzuleichte Arbeit, zumal der Nebel unangenehm nässelt. Endlich ist das arme Pferdlein aufgepackt, und wir sind so weit, abmarschieren zu können.

In triefende Mäntel gehüllt, schreiten Jurić und ich voraus und sind froh, durch forciertes Tempo das uns beschleichende Frösteln bekämpfen zu können. Dann und wann halten wir wieder eine Weile an, um auf Ivan zu warten, damit er bei dem dichten Nebel und den oftmals sich kreuzenden Schafpfaden die Richtung nicht verliere. Man sieht kaum 20 Schritte weit und nur wenn hie und da ein scharfer Windstoß den Nebel teilt, hat man für Augenblicke beschränkten Ausblick. Dann ergreift mich immer wieder eitle Hoffnung, vielleicht doch noch eine Gams zu erlegen. Wohl ein dutzendmal erhebe ich das Glas und durchspähe die freigekehrten Felspartien. Einmal sehe ich auch Gams! Eins, zwei, drei Stück, aber bevor ich sie noch genau ins Auge gefaßt, kommt schon wieder ein Nebelschwaden daher, die vielbegehrten Objekte vor jeglichen Nachstellungen sichernd! Und so geht's mir heute noch einmal, während ein drittes Mal beim Ueberschreiten eines Kammes wir in übersichtlichem Terrain dicht an eine einzelne Gams herankommen, die, ohne daß wir auch nur die Umrisse erkennen können, mit lautem Gepolter an uns vorüber zu Tale geht. Tantalusqualen im wahrsten Sinne des Wortes!

Längst habe ich alle Hoffnung auf Gams aufgegeben und hege, Ingrimm im Herzen, nur noch den einen Wunsch, möglichst bald an unseren heutigen Lagerplatz, den Jezero, zu gelangen. Wir haben nicht mehr weit hin und wollen nur dem Pferde zuliebe noch eine kleine letzte Rast machen. Da teilt ein heftiger Windstoß den Nebel und die Steilwände des Osobac werden sichtbar. Instinktiv sucht Jurić' scharfes Auge nach Gams, ich bin zu verbittert, um mir auch nur die geringste Mühe mit dem Ausschauen zu geben und nestle gerade an den locker gewordenen Schuhriemen. Da faßt mich Jurić erregt am Arme: „Jarac,"[7]) raunt er mir zu, „drei Stück" und deutet nach oben. Ich hebe das Glas. Umsonst, es ist vor Nässe angelaufen und unbrauchbar. Doch ist keine Zeit mehr zu verlieren, denn schon wieder rückt ein Nebelschwaden heran, dann ist's vorbei. Drei gleichstarke Stücke sind es ja, also wohl mit großer Wahrscheinlichkeit Böcke, und zwar gute, wie Jurić mir wiederholt versichert. Scharf hallt der Schuß in den Felswänden und zu Tode getroffen stürzt ein Stück über das Latschenfeld herab. Die beiden anderen stieben dahin wie vom Teufel besessen. Ich packe mit dem Korne das letzte Stück; auf den Schuß bricht es momentan hinten zusammen, um gleich darauf wieder flüchtig zu werden. Wohl ein Laufschuß; ich repetiere, doch schon deckt wieder dichter Nebel die kranke Gams und fluchend senke ich die bereits gestochene Büchse. Da ist vorläufig nichts zu wollen, vielleicht glückt morgen die Nachsuche.

[6]) See.

[7]) Gamsbock.

Digitized by Google

Jurič hat Mantel, Büchse und Tasche weggelegt und steigt hinein in die Wände des Osabac, die geschossene Gams zu holen. Bei dem dichten Nebel fürwahr ein verwegen Unternehmen! Lange höre und sehe ich nichts mehr von dem schneidigen Burschen, da werden Steine los, die in gewaltigen Sprüngen eine steile Rinne herabsausen, um im Kar zu meinen Füßen zu enden. Hinterdrein kollert die Gams, die Jurič des leichteren Transportes halber auf diese wenig rücksichtsvolle Weise zu Tal beförderte. Teufel nein, da mag die Krucke gut aussehen, dachte ich, und keine allzu freundliche Worte waren es, die ich dem eben aus dem Nebel auftauchenden Jurič entgegenschleuderte. Der aber lachte und schwang die Krucke über den Kopf! Er hatte sie vorsorglich schon vor dem halsbrecherischen Transport herabgestemmt. Uebrigens hätte sie ruhig drauf gehen dürfen, denn es war ein recht mäßiger Bock und sein Hauptschmuck durchaus keine Zierde meiner Sammlung.

Grinsend hob Iwan die Gams auf die mächtigen Schultern. Das sollte heute abend ein trefflich Essen geben, und mit frohem Zuruf trieb er das Pferd zum letzten Anstieg an.

Endlich waren wir da am wohlbekannten Jezero. Da war der mächtige Felsblock, unter dessen Schutz wir vor Jahren gelagert, und noch konnte man die Spuren des Lagerfeuers von damals erkennen. Da war die kleine Wasserlacke, euphemistisch Jezero, d. h. See genannt, da die herrliche Quelle, die uns schon manchmal gelabt. Lauter alte Bekannte. Nur Holz fehlte, wie damals auch, doch war ja diesmal Iwan dabei, und ich brauchte mich nicht selbst darum zu kümmern.

Lange ist es nicht mehr hin bis zum Abend und es heißt darum ordentlich zusammengreifen. Rasch wird das Lasttier abgepackt, nur seinen Sattel behält es oben, zum Schutz gegen Kälte. Dann treibt es Iwan mit schnalzenden Lauten auf den nahen Hang zur Weide. Wenig genug freilich wird hier das hungrige Tierlein finden, denn nur allzu spärlich ist auf dem unfruchtbaren Felsengeröll der Graswuchs. Es bleibt in diesem Falle nichts anderes übrig, als Buchenäste herbeiholen, mit deren Laub sich das Pferd begnügen muß; heute geht's einmal nicht anders. Ein Glück nur, daß hier oben noch einige Krüppelbuchen zu finden waren.

Jurič hat einstweilen mit vieler Mühe zwischen zwei Steinen ein Feuer angebracht, dabei den Rest meines Papiervorrates und fast alle Zündhölzer verbraucht. Das wenig herumliegende Holz kann nur eine Weile reichen und die Nacht ist lang; also heißt es zunächst Holz herbeischaffen. Unermüdlich geht Iwan sofort daran und die Axt geschultert, steigt er in die über unserem Lagerplatze aufragende Felsenkuppe ein, auf deren Gipfel einige Kiefern und Latschen stehen. Gutes Brennholz geben diese freilich nicht, zumal im grünen Zustande, aber dürres Holz ist nahezu keines mehr zu finden, denn das haben die österS am Jezera lagernden Hirten schon fast alles geholt. Dumpf klingen durch den Nebel die emsig geführten Axthiebe, dieweilen Jurič und ich den nahen Hang absuchen. Vielleicht finden wir doch ein wenig Dürrholz. Ich stoße auf einen halbvermoderten Baumstumpf, den wir als willkommene Ausbeute unter vielen Mühen zum Lager schleifen. Dann wird das Zelt aufgeschlagen. Heute Nacht kann ich es wohl brauchen, regnet und stürmt es doch schon wieder. So straff als möglich werden die Zeltleinen angespannt, die Pflöcke mit mächtigen Steinen beschwert, sonst nimmt wohl am Ende der Sturm das ganze Zelt mit. Decken, Gewehre und Brote, letztere schon halb durchweicht, finden Aufnahme darin, dann ist gerade noch Raum für mich. Meine Leute ziehen ja so wie so vor, am Feuer zu schlafen.

Keuchend kommt Iwan daher unter der Last mächtiger Latschenäste, um gleich wieder zu verschwinden. Er hat noch mehr Holz gemacht und schon wieder schleppt er eine gewaltige Traglast herbei. Das dritte Mal aber scheint er seinen Kräften doch zu viel zugetraut zu haben, denn er ruft nach Jurič, ihm zu helfen. Glaub's wohl, daß er diesen mächtigen, viele Zentner schweren Föhrenstamm allein nicht bewältigen konnte, und doch hatte der ungewöhnlich starke Bursche denselben schon einige hundert Schritte zu Tal geschleppt, bis es nicht mehr ging. Eine staunenswerte Kraftleistung! Jurič und ich konnten den schweren Stamm mit allen Kräften zu zweien kaum von der Stelle bewegen und hätte der Riese nicht wieder zugegriffen, wir beide hätten das Bloch nie und nimmer zum Feuer gebracht.

Ganz erschöpft saßen wir daraufhin alle drei beim dampfenden Mokka und achteten kaum mehr des immer scheußlicher werdenden Sturmes. Es regnet und schneit jetzt durcheinander, und unregelmäßige Windstöße treiben die Flammen bald hierhin, bald dorthin, so daß auch der Platz am Feuer ungemütlich wird. Dabei ist es inzwischen stockfinster geworden und die Gams liegt immer noch unberührt neben dem Zelte. Das kann eine nette Kocherei werden und kochen müssen wir noch, sonst gibt es nichts zu essen. Heute wäre es mir schließlich auch egal gewesen, hungrig mich schlafen zu legen, so verstimmt war ich. Nicht so aber dachten meine Bosniaken. Im Gegenteil, sie freuten sich augenscheinlich mächtig auf den bevorstehenden Genuß und gingen gleich daran, beim Scheine des Feuers den Bock zu zerwirken. Was machte es auch diesen abgehärteten Gesellen, daß sie dabei vor Nässe trieften und ein über das andere Mal die Aermel auswinden mußten, um besser hantieren zu können. Der Kochkessel, an einem grünen Buchenaste aufgehängt, wird mit saftigen Fleischstücken gefüllt, und bald brodelt die herrlichste Gamssuppe darin. Nach einiger Zeit wird zur Vervollkommnung noch eine Handvoll Reis beigegeben. Das soll ein köstlich Mahl werden! Mit Kennermiene prüft Jurič sein Werk, und befriedigt nickt er Iwan zu, der den Kessel nun vom Feuer nimmt. Die Suppe ist fertig und ich bekomme einen richtigen Topf voll. Fürwahr, sie mundete vortrefflich, und ordentlich wohl tat dem erfrorenen, ausgehungerten Körper die warme Kraftbrühe. Iwan aber und Jurič waren schier unersättlich im Genusse. Den ganzen Kessel voll vertilgten sie samt einem halben Laibe Brot, dann leckten sie sich noch die Finger. Wohl bekomms ihnen, sie haben es verdient.

Scheußlich war die Nacht. Mir taten nur meine armen Begleiter leid! In seinen nassen Mantel gehüllt, lag Jurič auf blankem Boden, Iwan daneben, bedeckt mit einer dünnen, längst durchnäßten Reisedecke, die ich ihm abgetreten. Dabei konnten die Leute des Sturmes halber nicht allzu nahe an das Feuer rücken, und es goß zu allem Ueberfluß wieder einmal in Strömen. Wenn ich anfangs die Leute bemitleidete, so war mir sehr bald klar, daß ich es für meine Person auch um kein Haar besser, im Gegenteile vielleicht sogar noch schlechter hatte. „Wasserdicht" war mein Zelt wohl nur bei trockenem Wetter, jetzt aber schützte es nicht im geringsten. Tropfen für Tropfen sickerte durch das Zeltdach und klatschte kalt mir ins Gesicht. Da hieß es, auch dieses noch vermummen, sonst bekam ich keine Ruhe. Schlafen konnte ich aber trotzdem noch lange nicht, denn nun kam die Nässe von unten. Das an den Zeltwänden ablaufende Wasser war mangels eines Grabens glücklich hereingelaufen und kühlte die mit dem Boden in Berührung kommenden Körperteile merklich ab. Hatte man sich auch daran gewöhnt, so riß der Wind zur Abwechslung einmal einen Zeltpflock los und man hatte dann Eile, den Schaden zu reparieren, sonst wäre einem das Zelt über dem Kopf weggeflogen. Kurz und gut, die Nacht gehörte nicht zu den angenehmsten meines Lebens und es war noch lange nicht Tag, als ich aus dem ungastlichen Zelte kroch, um die erstarrten Glieder am Feuer zu wärmen. Jurič und Iwan saßen auch schon dort, und so hatten wir reichlich Zeit, mit größter Gründlichkeit das Thema, was wohl der kommende Tag bringen werde, zu erörtern. Wird wohl der Sturm den Nebel verjagen? Das war zu hoffen und dann immer noch Aussicht auf Erfolg vorhanden. Ließ aber der Wind nach, dann stellte sich wohl sicher wieder Nebel ein, und dann war wieder ein Tag verloren. Mein Optimismus neigte ersterer Annahme zu, Jurič fürchtete letzteres, und er behielt recht.

„Magla, gospodine, sve puno magla,“*) meldete er lakonisch, als es zu grauen anfing. Ich fluchte nicht einmal mehr über diese vernichtende Pragnase, ja abgestumpft war ich schon durch mein heuriges Mißgeschick. Nur einmal konnte ich mich an diesem Tage noch aufregen, als wir dicht oberhalb des Lagers über die Schutthalde Gams wechseln hörten und nichts, gar nichts davon sehen konnten. Wenn wir nur eine Minute Ausblick gehabt hätten! Vielleicht war's ein Bock gewesen!

Wer nicht einen solchen Nebeltag im Berglager mitgemacht, weiß nicht, was Stumpfsinn heißt. Zum Lesen hatte ich nichts dabei, es wäre auch bei dem steten Nebelreißen und Stürmen kaum möglich gewesen, unterhalten konnte ich mich bei meinem geringen kroatischen Wörterschatze auch nicht genügend mit meinen Bosniaken, und so blieb mir nichts anderes übrig als kochen und essen. Das tat ich auch ausgiebig, abwechselnd Kaffee, Gamssuppe und schließlich auch noch Tee. Nachmittags nun scheint der Nebel sich mählich zu lichten und frohe Hoffnung faßt schon wieder meine Seele. Wie rasch ein Hoffnungsschimmer die Stimmung hebt, wie rasch darüber der Groll verfliegt! Ich finde jetzt eigentlich unseren Ausflug ganz passabel und zweifle gar nicht mehr an endgültigem Erfolge. Morgen wird's ja ein prächtig Wetter werden, dann wollen wir das Versäumte doppelt nachholen! Nicht wahr, Jurić?

Zur Belohnung für meinen Optimismus gibt es gegen Abend Tee und dazu die einzige Büchse Sardinen. Derselbe Tee, wie zu Hause, dasselbe Aroma! Geruch und Geschmack unterstützen die Erinnerung an so manche schöne Teestunde in ferner Heimat! Der schön gedeckte Tisch, die anregende Unterhaltung! . . . Wie schön war's doch oft gewesen! Glücklich der zu preisen, der Erinnerungen hat und in ihnen zu leben weiß!

Es heult der Wind, es klatscht der Regen auf das Zeltdach! Ich aber träume von schönen Stunden. Tag wird's, ich habe lange geschlafen. Die Meinen sind längst auf. Was macht das Wetter? Es ist doch schön?

„Magla, gospodine, sve puno magla!“

*

Das ist das Lagerleben mit seinen Leiden, mit seinen Freuden! Es übt einen unendlichen Reiz auf den aus, der es verstanden. Wer den Zauber genossen, der in der zügellosen Freiheit, der gänzlich veränderten Lebensweise, den Strapazen, Entbehrungen, Erfolgen und Mißerfolgen gelegen, der wird mein Sehnen nach solchem Jägerleben begreifen. Nimmer möchte ich es missen, und ist dann dereinst der letzte Pirschgang hienieden getan, und sind mir die ewigen Jagdgründe beschieden: „Dann, Herr, laß mich jagen im wilden, freien Revier.“

*) „Nebel, Herr, alles voll Nebel.“

Bücher und Zeitschriften.

Naturgewalten. Neue Geschichten aus der Eifel von C. Viebig. Umschlag und Buchschmuck von E. Nikulowski. Berlin, Egon Fleischel u. Co. 1905.

„Ein starkes Talent, das aber vorwiegend düstere Stoffe wählt“, nannten wir Clara Viebig, als ihr Name zum erstenmal an unser Ohr geklungen war, als wir an dieser Stelle ihr erstes Buch die „Kinder der Eifel“ zu besprechen hatten (Beilage Nr. 215 vom 24. September 1897). Für den Beurteiler ist es ja eine Genugtuung, wenn die bedeutenden Erwartungen, die er nach dem ersten Werke eines Verfassers für dessen Zukunft ausspricht, sich erfüllen. Wie sehr dies bei Clara Viebig der Fall gewesen ist, dafür bedarf es wirklich kaum eines Nachweises. Denn „nennt man die besten Namen, so wird auch der ihre genannt“. Und zwar von Rechts wegen! In den neuen Eifelgeschichten ist die Verfasserin wieder zu der Heimstätte ihres ersten großen Erfolges zurückgekehrt, und dieser Boden hat ihr neue ergreifende Kunstwerke gespendet. Mögen auch ihre großen Zeit- und Kulturbilder, besonders „Das tägliche Brot“ und „Das schlafende Heer“ durch den reichen Inhalt und die glänzende Charakteristik tiefer in der Seele haften, rein künstlerisch hat sie nichts Vollendeteres geschaffen als in den genannten beiden Novellenbänden. Die schonungslose Härte und Herbheit, die wir vor acht Jahren bei den meisten der älteren Geschichten fanden, ist auch der Grundzug der neuen Sammlung, manchmal empfindet der Leser sogar davon förmliche Marterung. Von gewaltiger Wirkung ist das Nachtstück „Maria und Joseph“, in der die wenigen handelnden Personen mit voller Schärfe und Objektivität charakterisiert sind, so daß in dem schweren Gegensatz jedes der Geschwister von seinem Standpunkt aus im Recht ist. Tief empfinden wir mit der armen „Ammei“ in „Der Lebensbaum“ mit dem freudlosen Kind, das von dem harten, öden Heideland erdrückt wird. Neben diesen Tragödien aus den Niederungen des Lebens enthält das Buch auch ein paar ganz köstliche Schnurren, in denen die Verfasserin ihr starkes Organ für fröhlichen Humor zeigt, namentlich die beiden Geschichten, in denen das Saufen das beherrschende Motiv ist, „Der Fuhrmann“ und „Die Liste“. Daß bei ernster künstlerischer Behandlung auch das fast Unaussprechliche gesagt werden kann, erkennen wir aus der Geschichte „Der Wolf“. Ob von dem Häßlichen in der Kunst nicht ein über das zulässige Maß hinausgehender Gebrauch gemacht ist, wenn es in der Schilderung des fleißigen Gefangenen (Die letzte Nummer) heißt: „Sein Gesicht, dem die Nase fehlte, abgefressen vom Knochenfraß, dessen Mund auch keine Lippen mehr wies, nur ein Loch mit fletschenden Zähnen, dieses Gesicht, das so scheußlich war mit den rotwulstig geränderten Augen und der genarbten, nur über Knochen gespannten Pergamenthaut, wurde noch scheußlicher in einem Lachen triumphierenden Glücks.“ . . . . Brrr! Ganz bewundernswürdig aber ist die Art, wie die Natur in die Handlung verwebt ist. Der Wald, die Heide, der Sturm, das Gewitter, die Nacht, all das lebt und wirkt tätig mit.

S. S.

---

* **Zum Röntgenkongreß.** Seit der Entdeckung der Röntgenstrahlen sind erst zehn Jahre verflossen, und doch ist schon in dieser verhältnismäßig kurzen Spanne Zeit die praktische Bedeutung dieser Strahlen für die verschiedensten Wissenszweige zu einer ungeahnten Höhe gelangt. Den größten Nutzen hat von ihnen die Heilkunde gewonnen, indem sowohl die Erkennung wie die Behandlung vieler Leiden durch die Anwendung der Röntgenstrahlen sehr gefördert worden ist. Die bisherigen Errungenschaften zusammenzufassen und über Mittel und Wege zu beraten, auf denen die Röntgenlehre weiter ausgebaut werden kann, wird in Berlin vom 30. April bis 3. Mai ein Röntgenkongreß abgehalten, der gleichzeitig eine zehnjährige Gedenkfeier der genialen Entdeckung darstellt. Als eine treffliche Einleitung und Vorbereitung zu dem Kongreß kann die soeben ausgegebene Nummer der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ angesehen werden, die in einer größeren Reihe von Aufsätzen eine klare Uebersicht über die Bedeutung der Röntgenstrahlen für die Medizin darbietet. Der Breslauer Chirurg Geheimrat v. Mikulicz schreibt über „Die Röntgenstrahlen in der Chirurgie“, der Chef der Medizinalabteilung des preuß. Kriegsministeriums, Generalarzt Dr. Schjerning, über „Die Verwendung der Röntgenstrahlen im Kriege“, Professor Rumpf (Bonn) schildert „Die Ergebnisse der Röntgenstrahlen für die innere Medizin“, Professor Freund (Straßburg) für die Geburtshilfe und Frauenheilkunde, „Die Röntgenstrahlen in der Dermatologie“ behandelt Dr. Schmidt, Leiter des Röntgen-Laboratoriums der Berliner Hautklinik, „Die Röntgenstrahlen in der Kinderheilkunde“ Dr. Reyher, Leiter des Röntgen-Laboratoriums der Universitäts-Kinderklinik. Ueber „Die Röntgenstrahlen im Dienste der Zahnheilkunde“ verbreitet sich Professor Miller, Lehrer am Berliner zahnärztlichen Universitäts-Institut, über „Die Röntgenstrahlen in der Anatomie“ Hofrat Professor v. Bardeleben (Jena) und der erfahrene Radiologe Dr. Levy-Dorn (Berlin) gibt ein Bild von der „Entwicklung, die die Technik des Röntgenverfahrens genommen hat“. Die ganze inhaltreiche Nummer der Zeitschrift wird als ein Dokument für den derzeitigen Stand der Röntgenlehre bleibenden Wert behalten.

Digitized by Google

Allgemeine Rundschau.

Röntgen-Kongreß.

Berlin, 30. April. Der von der Berliner Röntgen-Vereinigung veranstaltete Röntgen-Kongreß in Berlin wurde heute mittag in der Resource eröffnet. Professor Eberlin, der Vorsitzende des Organisationskomitees, hielt die Begrüßungsrede, in der er ausführte: Im Dezember 1905 werden es 10 Jahre, daß Röntgen die Entdeckung der wunderbaren Strahlen machte und anfing, sie für die Medizin und Technik nutzbar zu machen. Schon nach wenigen Jahren war daraus eine große Wissenschaft entstanden. Man wandte die Strahlen in erfolgreichster Weise in der Chirurgie und zur Heilung von Hautkrankheiten u. s. w. an. Zur Würdigung dieser großen Wissenschaft habe die Röntgen-Vereinigung beschlossen, einen Kongreß in Berlin abzuhalten und damit gleichzeitig eine Huldigung für Professor Röntgen zu verbinden. — An den heute abwesenden Geheimrat Röntgen wurde ein Huldigungstelegramm gesandt, ebenso an den Ehrenvorsitzenden Exz. v. Bergmann, den Krankheit am Erscheinen verhinderte. Prof. Eberlin begrüßte in einer weiteren Ansprache die ausländischen und inländischen Gäste aus allen Weltteilen. Als Vertreter des Reichskanzler war Geheimrat v. Steinmeister erschienen. Kultusminister Dr. Studt war durch den Unterstaatssekretär Wever und Handelsminister Möller durch den Ministerialrat Dr. Neuhaas vertreten. Der Minister v. Bethmann-Hollweg war persönlich anwesend. Ferner bemerkte man den Ministerialdirektor Dr. Althoff, den Leibarzt des Kaisers Exzellenz v. Leuthold, die Generalärzte Dr. Schaper und Dr. Schjmering, die Rektoren von Universität und Hochschule, eine Reihe von Universitätsprofessoren, sowie Vertreter der Städte Berlin und Charlottenburg. Nach der Begrüßungsrede erklärte Professor Eberlin den Röntgen-Kongreß für eröffnet. Darauf begrüßte Unterstaatssekretär Wever im Namen des Kultusministers die Anwesenden und gedachte des Entdeckers Röntgen, den nur bescheidene Zurückhaltung am heutigen Erscheinen verhindert hätte. Er pries die Röntgen-Strahlen nicht nur als Pfadfinder bei der Untersuchung der Leiden, sondern auch als großen Heilfaktor und beglückwünschte die Röntgen-Vereinigung zu den errungenen Erfolgen. Der Redner schloß mit dem Wunsche, daß aus der Arbeit des Kongresses der Wissenschaft und durch diese der Menschheit reicher Segen erwachsen möge. Leonhard (Philadelphia) dankte dann namens der Ausländer für den Empfang und erklärte, kein Name sei besser in der Welt bekannt als der Name Röntgens.

Hg. Der Schriftführer Dr. Immelmann (Berlin) hielt darauf einen Projektionsvortrag über die Bedeutung der Röntgen-Strahlen in der Medizin. Die Chirurgie hat aus der Entdeckung den größten Nutzen gezogen. Bei gestellten Diagnosen kann sie z. B. genau den Sitz eines Knochenbruchs und den Verlauf der Knochenlinie feststellen. Bei zweifelhaften Diagnosen vermag sie mit Hilfe der Röntgen-Strahlen zu einer sicheren Diagnose zu kommen, z. B. bei den schwer zu diagnostizierenden Knochenbrüchen der Handwurzel. Weiter haben uns die Röntgen-Strahlen gezeigt, daß bei Handverletzungen noch manche kleine Verletzungen nebenher laufen. Die Röntgen-Strahlen geben uns ferner Aufschluß über die Aetiologie des Fußödems, wie es bei Soldaten nach längeren Märschen manchmal auftritt, und vieler anderer sonst schwer zu diagnostizierender Verletzungen, Verrenkungen und Frakturen. Von ungeheuerem Werte ist es, daß wir mittelst der Röntgen-Strahlen in der Lage sind, den Verlauf der Krankheit zu kontrollieren. Warnen muß man aber davor, nach dem Röntgenbild auf die Funktionsfähigkeit einer gebrochen gewesenen Extremität zu schließen. Bei Knochenverrenkungen ergibt sich dasselbe: Diagnosen haben wir auch vor Röntgen gestellt. Beurteilen haben wir aber die Diagnosen jetzt besser gelernt. Die Chirurgie benutzt die Röntgen-Strahlen weiter zur Diagnose der Knochenerkrankungen, z. B. Knochengeschwülsten. Und dabei erweisen sich auch die Röntgen-Strahlen für die Prophylaxe von großem Vorteil, weil man den Patienten frühzeitig vor einer Ueberanstrengung der gefährdeten Extremität warnen kann. Von den Gelenkerkrankungen macht den Chirurgen die Tuberkulose am meisten zu schaffen. Hier kann durch die Röntgen-Strahlen festgestellt werden, ob noch Eingriffe möglich sind. Großen Wert haben die Röntgen-Strahlen für den Nachweis von Fremdkörpern durch stereoskopische Aufnahmen. Der Vortragende wendet sich dann den Grenzgebieten der Chirurgie und inneren Medizin zu. Die innere Medizin kann die Tätigkeit des Herzens, das Zwerchfell u. s. w. beobachten, die Erkrankungen der Lunge feststellen. Die Unfallverletzungen profitieren ebenfalls von den Röntgen-Strahlen und der Gerichtsarzt kann häufig nachweisen, ob ein Kind tot geboren ist oder gelebt hat. Die Anatomie kann jetzt noch den Verlauf der Arterien nachweisen und das Röntgen-Bild zeigt die kleinsten Aderverzweigungen. Der Zahnarzt benutzt die Röntgen-Strahlen, um verirrte Zähne nachzuweisen, auch für die Abszesse und Eiterbildungen. So ersehen wir, daß das Verwendungsgebiet der Röntgen-Strahlen auf allen Gebieten der Medizin ein vollkommenes ist. (Lebhafter Beifall.)

Hierauf begaben sich die Kongreßteilnehmer unter Führung von Dr. Cowl (Berlin) zur Besichtigung der in den Nebensälen untergebrachten Röntgen-Ausstellung. Die Ausstellung gewährt ein vollständiges umfassendes Bild des Standes der „Röntgenologie". Eine dritte Abteilung umfaßt Röntgen-Literatur.

Zu den Abteilungssitzungen, die Montag, Dienstag und Mittwoch abgehalten werden, sind 90 Einzelvorträge angemeldet. Am Montag und Mittwoch werden die medizinischen, am Dienstag die physikalisch-technischen Sitzungen stattfinden. Der Schluß des Kongresses erfolgt in einer Schlußsitzung am Mittwoch.

*

34. Deutscher Chirurgen-Kongreß.

III.

Berlin, 28. April. Vormittags 9—1¼ Uhr. Die Verhandlungen der heutigen Vormittag-Sitzung haben zum Hauptgegenstand die Beziehungen der Bauchoperationen zur Lungenentzündung. Wie wichtig die Klarstellung derselben ist, geht schon daraus hervor, daß außer dem Berichterstatter über diese Frage, Kelling (Dresden), noch 23 Redner an der Erörterung sich beteiligen, welche die Erfahrungen der meisten deutschen Kliniken auf chirurgischem Gebiet wiedergeben, leider aber auch in ihren auseinanderliegenden Meinungen die Schwierigkeit einer bestimmten Lösung der Fragen widerspiegeln. Die einzelnen Redner haben das Vorkommen solcher Komplikationen verschieden häufig, Krönlein zum Beispiel sogar sehr selten beobachtet. Es fragt sich auch sehr, ob alles das, was man als Lungenentzündung zahlenmäßig aufführt, wirklich eine solche, oder nicht einfache Katarrhe der Luftwege sind und ob nicht ein Teil der mit der Operation in Zusammenhang gebrachten Erkrankung auf zufälligen Ansteckungen beruht. Auch auf die leicht mögliche Beirrung durch zahlenmäßige Ausweise wird von einzelnen Rednern hingewiesen, andrerseits wird das epidemische Auftreten sicher im Zusammenhang stehender Lungenerkrankung zu gewissen Zeiten von manchen Rednern mit Bestimmtheit versichert. Festzustehen scheint, daß besonders die Operationen in den oberen Teilen des Bauches mehr in der Nähe des Zwerchfells eine größere Gefahr bieten; bekannt ist auch, daß gewisse Allgemeinverhältnisse, das Alter, die Schwächung des Allgemeinzustandes, namentlich durch Krebs und dergleichen, das Zustandekommen erleichtern. Man hat den Zusammenhang in gewissen örtlichen Gewebseigentümlichkeiten des Bauch-, Brustfellraumes und der Lunge gesucht, welche besonders Kelling zum Gegenstand eingehender Untersuchung gemacht hat. Da aber die eigentlichen Erreger der Lungenentzündung Kleinlebewesen sind, so muß man fragen, welchen besonderen Umständen diese die Möglichkeit verdanken, sich in den Lungen anzusiedeln, und ob es möglich ist, dieser Schädigung durch besonderes Verhalten des Operateurs und des Patienten zuvorzukommen, mögen nun die Keime mehr durch Einatmung oder auf dem Wege des Blutes oder der Gewebssäfte zugeführt werden. Ein wichtiges Moment ist jedenfalls die Art, wie man gegen den Schmerz der Operation vorgeht. Außerdem sind gewisse andere Umstände von großer Bedeutung. Dazu gehört, abgesehen von gewissen, mehr operationstechnischen Maßnahmen und allgemein

Digitized by Google

hygienischen Vorsichtsmaßregeln, für den Patienten eine gewisse Atemübung, soweit und so früh nach der Operation eine solche möglich ist, die entsprechende Lagerung bezw. ein häufigerer Lagewechsel, welcher eine bessere Lüftung der gefährdeten Lunge erlaubt, Vermeidung der Erkältung bei der Operation, Verhütung einer Aufsaugung erbrochener Massen in die Luftwege und dergleichen.

Im weiteren Verlauf der Verhandlung gelangt das Verhalten von Knochenbrüchen und Wunden bei geistig Schwachen zur Besprechung. Die Verhandlungen wenden sich sodann der Chirurgie im Gebiete des Brustkorbs zu.

Nachmittags 2—4 Uhr. In der Nachmittagssitzung kommen einige Stücke der Bauchchirurgie zur Besprechung.

❧

Kleinere Mitteilungen.

Entdeckung eines neuen Saturnmondes. Aus Nordamerika kommt soeben die telegraphische Nachricht von der Auffindung eines neuen, zehnten, Saturnmondes, die Professor William Pickering, dem Entdecker des neunten Saturnmondes Phöbe, gelungen ist. Diese Entdeckung lag sozusagen in der Luft. Schon in Nr. 44 dieser Beilage wurde darauf hingewiesen, daß durch die den Hauptplaneten in rückläufiger Bahn umkreisende Phöbe nur ein Teil des bis Ende 1904 vorhandenen Beobachtungsmaterials befriedigend dargestellt wird und daß zahlreiche, an sich nicht minder vertrauenswürdige Beobachtungen auf das Vorhandensein eines weiteren Saturnsatelliten hinzuweisen schienen, dessen Bahn um den Hauptplaneten im Gegensatz zur Phöbe eine rechtläufige ist. Schneller, als man nach Lage der Umstände erwarten durfte, scheint diese Vermutung nunmehr ihre Bestätigung finden zu sollen, denn in der Tat bewegt sich der neue Satellit nach der Meldung Pickerings in rechtläufiger Bahn und ist er etwa drei Sterngrößen lichtschwächer, als der siebente Saturnmond Hyperion, also etwa 16.5ter Größe, d. i. annähernd so hell wie Phöbe. Letztere vollzieht ihren Umlauf um den Hauptplaneten nach einer vorläufigen graphischen Bahnbestimmung in 546.5 Tagen und eine ähnliche Zeitdauer wird sich vermutlich für den Umlauf des neuen Satelliten ergeben, während die Umlaufszeit des bisherigen äußersten Saturnmondes, Japetus, nur 79⅓ Tage beträgt. Die rasche Vervollständigung des früheren (ausschließlich photographischen) Beobachtungsmaterials hat man ohne Zweifel wieder der Arequipasternwarte in Peru, einer Filiale der Harvardsternwarte in Cambridge (Mass.) zu danken. — Wir behalten uns vor, auf die neue Entdeckung nach dem Eintreffen ausführlicherer Mitteilungen zurückzukommen. —rt—

❧

Hochschulnachrichten.

p. **Tübingen.** Am 10. Mai findet hier die erste studentische Räuber-Aufführung statt, bei welcher sämtliche Rollen mit Studenten besetzt sind; die der Amalia hat eine Studentin der Philologie übernommen.

hc. **Straßburg.** Der Kunsthistoriker, Professor Dr. Friedrich Leitschuh, jetzt ordentlicher Professor dieses Faches an der Universität Freiburg i. Schw., ist aus dem Lehrkörper der philosophischen Fakultät der Universität Straßburg ausgeschieden.

* **Gießen.** Der Professor der Physiologie und Senior der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität Geheimrat Dr. Konrad Eckhardt ist am Freitag im Alter von 84 Jahren gestorben.

* **Breslau.** Der Privatdozent der Chirurgie an der hiesigen Universität und Oberarzt an der chirurgischen Klinik, Professor Dr. Kausch, ist zum leitenden Arzt des Auguste Viktoria-Krankenhauses in Schöneberg gewählt worden.

* **Zürich.** Die Universität hat am 29. v. M. anläßlich ihrer Jahresfeier den bekannten Schweizer Dichter Karl Spitteler zum Ehrendoktor ernannt.

* **Bern.** In der juristischen Fakultät der hiesigen Universität hat sich am Samstag Dr. C. P. Wiedemann mit einer Abhandlung über „die geschichtliche Entwicklung der schweizerischen Eisenbahngesetzgebung" habilitiert.

* **Lausanne.** Mit einer Antrittsvorlesung über „die Tätigkeit des Mediziners im Dienste der Justiz" hat sich der neuernannte Professor für gerichtliche Medizin Dr. J. Spengler eingeführt.

❧

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Einteilung und Standorte des deutschen Heeres. Uebersicht und Standorte der kaiserlichen Marine, sowie der kaiserlichen Schutztruppen und der ostasiatischen Besatzungsbrigade. Nach amtl. Quellen und nach dem Stande vom 1. April 1905. 120. Auflage Berlin. Militärverlag der Liebelschen Buchhandlung. 65 S. — **Adolf Bär:** Charlotte v. Lengefeld als Freundin und Braut Schillers. Weimar 1905. Hermann Böhlaus Nachf. 39 S. — **Albert Elkan:** Die Publizistik der Bartholomäusnacht auf Mornays „Vindiciae contra Tyrannos". Mit einem Brief Mornays. (Heidelberger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte. 9. Heft.) Heidelberg 1905. Karl Winter. 178 S. — Dr. **Karl Hauck:** Elisabeth, Königin von Böhmen, Kurfürstin von der Pfalz in ihren letzten Lebensjahren. (Kleine Schriften zur Geschichte der Pfalz. I.) Ebenda 1905. 69 S. — **August Fournier:** Napoleon I. Eine Biographie. Zweiter Band: Napoleons Kampf um die Weltherrschaft. Wien, F. Tempsky und Leipzig, G. Freytag 1905. 407 S. — **Velazquez:** Des Meisters Gemälde in 146 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von **Walter Gensel.** (Klassiker der Kunst. 6. Band.) Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. 1905. — **Georges Manolescu (Fürst Lahovary):** Ein Fürst der Diebe. Memoiren. M. e. Bildn. d. Verfassers. Anh. Berlin Dr. P. Langenscheidt. 276 S

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Verlag von REUTHER u. REICHARD in Berlin.

Soeben erschien:

Schiller als Philosoph

und seine Beziehungen zu Kant.

Festgabe der „Kantstudien".

Mit Beiträgen von *R. Eucken, V. Liebmann, W. Windelband, J. Cohn, F. A. Schmid, Tim Klein, B. Bauch* und *H. Vaihinger.*

Herausgegeben von

Hans Vaihinger und Bruno Bauch

(Halle).

Mit drei Schillerporträts.

Gr. 8°. Mk. 3.— (13306)a

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1905. 135. Band. Neuntes Heft. (13306)

Inhalt: Die ersten Anfänge der Toleranz. — Die Reform der russischen Kirche. — Ueber die Restauration des gregorianischen Chorals im 19. Jahrhundert. — Aus dem Zuchthause. — Studien zu Raffaels „Disputa". — Nuntiaturberichte aus Deutschland 1585 bis 1590. — Die amerikanischen Millionäre und die Stiftungen an den Universitäten.

Ausgedehnterer, vorwiegend

geographischer Verlag,

besonders gut in Süddeutschland eingeführt, ganz oder geteilt zu verkaufen. Gefl. Anerbietungen unter **S. D. 7267** erbeten an **Rudolf Mosse, München.** (13287) t

Anzeigenannahme

für die

Allgemeine Zeitung

in der **Schweiz**

durch F. Ruegg, Ann.-Exped., Rapperswyl (Zürichsee) u. sämtl. Annoncenexpeditionen

Digitized by Google

Jahrgang 1905. München, Mittwoch, 3. Mai. Nummer 102.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.



Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Deutsches Leben in Südamerika.*)

Von Wilhelm Lacmann.

XII.

Ein Schlußwort über das deutsche Volkstum in Südbrasilien.

August 1904.

Die nachstehenden Zeilen sollen sich noch einmal mit dem wichtigsten der deutschen Siedelungsgebiete in Südamerika, den deutschen Kolonien von Santa Catharina und Rio Grande do Sul, beschäftigen. Bereits in den vorhergegangenen Berichten habe ich Beiträge zu einer allgemeinen Charakteristik des Volkstums jener Kolonien eingeflochten. Der Ergänzung dieser Charakteristik diene das Folgende.

•

In dem berüchtigten Relatorium des Riograndenser Verkehrsministers Dr. Parobé werden die deutschen Kolonisten als „os mais refractorios a incorporaçao“ bezeichnet, als die, welche sich am meisten der Einverleibung in das einheimische Volkstum widersetzen. Ein Lob, das um so schwerer wiegt, als es ein erbitterter Feind gesprochen hat. Und ein verdientes Lob. Hat doch die eingewanderte deutsche Bevölkerung der bäuerlichen Siedelungen Südbrasiliens mit bewunderungswerter Hartnäckigkeit ihre Volkseigenart festgehalten. Die ausgedehnten Ländereien von Dona Franziska, Blumenau, Brusque in Santa Catharina, wie die alten deutschen Kolonien von Rio Grande do Sul, die vierzehn Tagereisen weit nach Westen und nach Süden bis gegen die Grenze von Uruguay hin reichen, sind ihrem Volkstum nach deutsches Gebiet. Durch bald ein Jahrhundert hat der älteste Bestandteil dieses auf fremden Boden verpflanzten Volkstums sein Selbsterhaltungsvermögen bewahrt.

*) S. Nr. 259, 265, 285, 297 der Beil. v. J. u. Nr. 18, 23, 36, 42, 79, 88 und 94 d. J.

Freilich konnte es nicht ausbleiben, daß das deutsche Leben auf fremdem Boden auch manche fremde Züge annahm. Wenn sich in die Sprache eine Reihe brasilischer Wörter eingeschlichen hat, so ist dies umsoweniger zu verwundern, als ja den Einwanderern hier in der neuen Heimat eine Menge von Dingen entgegentrat, die ihnen drüben fremd waren und zu deren begrifflicher Bezeichnung nichts näher lag, als die betreffenden Wörter aus der Landessprache zu übernehmen.

Auch in den Bildern, wie sie das Leben der deutschen Kolonien Südbrasiliens zeigt, ist manches von dem, was wir daheim zu sehen gewohnt sind, verschieden. Andersartige Verhältnisse haben andersartige Erscheinungen gezeitigt. Zu ihnen gehört vor allen Dingen das ausgeprägte Reiterleben, das in den deutschen Siedelungen heimisch geworden ist. Die großen Entfernungen, die schlechten Verkehrsgelegenheiten, und auf der anderen Seite der Pferdereichtum des Landes wie die Leichtigkeit, die Tiere zu unterhalten, haben dieses Reiterleben hervorgebracht. Es gibt dem Treiben der Kolonien ein eigenartiges Gepräge. An jedem Kaufladen oder Wirtshaus pflegen ein paar ledige gesattelte Reittiere zu stehen, vor den Schulen zur Zeit des Unterrichts, vor den Kirchen um die Stunde des Gottesdienstes sieht man sie in Scharen beisammen. Auf der Straße begegnet der Reisende allenthalben Berittenen. Auch Kolonistenfrauen und -mädchen trifft er häufig zu Pferd oder Maultier, ein ganz fremdartiger Anblick für einen, in dessen Lande das Reiten der Frauen ein Vorrecht der höheren Stände ist. In manchen Gegenden sieht man dann und wann eine Frau im Männersattel. Doch ist dies immer die Ausnahme. Auch habe ich es nur bei Kindern und älteren Frauen gesehen, nie bei erwachsenen jungen Mädchen, denen wohl das weibliche Gefühl den Männersitz unschicklich erscheinen lassen mag.

Eine besondere Tracht hat sich in den deutschen Kolonien, namentlich in denen von Rio Grande, ebenfalls ausgebildet. Die Arbeits- und Alltagskleidung der Männer weist allerdings außer ihrer dem heißen Klima angepaßten Leichtigkeit keine typische Besonderheit auf. Auch die Frauenkleidung nicht. Anders dagegen das Reit- und Reisegewand der Männer. Seine Merkmale sind der breitkrempige Schlapphut, das über den Rockkragen niederfallende, helle Halstuch, die kurzen Reitstiefel mit weitem, glanzledernen Schaft, vor allem aber die Bombacha, die oft unmäßig umfangreiche Reithose mit den seitlich eingenähten Falten. Sie ist gewöhnlich einfarbig, bisweilen weiß, manchmal aber auch in bunten Farben gestreift und mutet den Fremden anfangs an wie ein karnevalistisches Kleidungsstück, oder als wäre sie etwa aus den Landsknechttagen herübergenommen. Als Mantel dient die schalartige, fransenbesetzte Palla oder der Poncho. Dies ist ein langer, rundgeschnittener Umhang, der meist von blauer Farbe und mit rotem Stoff gefüttert ist. Er hat ebenso wie die Palla in der Mitte ein Loch, das zum Durchstecken des Kopfes dient. Den Leib umschließt ein breiter lederner Gurt, der mit Taschen zur Aufbewahrung des Geldes versehen und außerdem dazu bestimmt ist, den Revolver oder die Reiterpistole und das lange Waldmesser, den Facao, zu tragen. Der Facao ist auf der Reise ebenso wie zur Arbeit im Walde unentbehrlich. Er dient zum Aufhauen des Weges, wo dieser etwa verwachsen ist,

zur Beschaffung des Brennholzes, zum Schlagen der Zeltstangen, zum Zurichten und Einnehmen der Mahlzeit. Außerdem gibt er im Notfall eine tüchtige Waffe ab. Den Reitanzug vervollständigen ein Paar Anschnallsporen, die oft eine unglaubliche Länge und eine ganz umständliche, prunkvolle Ausführung aufweisen. Ihre Radstangen sind nicht wie an unseren Sporen nach oben, sondern stets nach unten gebogen. In feinerer Ausführung dient die Reittracht den Bauern auch als Festgewand. Das hat sich ganz von selbst so gemacht. Kommt doch zu Festlichkeiten stets die weitaus größte Anzahl der Teilnehmer im Sattel herbei. Es ergibt sich dies aus dem Umstande, daß die Gehöfte weit zerstreut liegen und das Reiten sich in den Kolonien derart eingebürgert hat, daß niemand, der nicht als Strolch gelten will, eine Entfernung von einiger Ausdehnung zu Fuße zurücklegt. Den Reitanzug haben die deutschen Kolonisten den Gauchos, den Kampbewohnern, abgesehen. Heutzutage aber trifft man diese malerische Tracht in ihrer Vollständigkeit und feinen Ausführung ebenso wie das in Brasilien heimische Sattel- und Zaumzeug mit Silberschmuck mehr in den deutschen Siedelungen als in den lusobrasilischen Gebieten. Denn dort ist das Volk zu arm, sich kostbare Gewänder und Prunksättel zu halten. In den Kolonien dagegen herrschte darin vordem sogar eine ganz außerordentliche Verschwendung. Wer nicht mittun konnte, wurde über die Achsel angesehen. Das waren damals freilich noch andere Zeiten — Zeiten, in denen bei den Kirchweihen der Moselwein in Strömen floß, die Mädchen in seidenem Kleid und Atlasschuhen zum Tanze gingen und die Burschen beim Kegeln zehn und zwanzig Milreis auf einen Wurf setzten. Seit aber der wirtschaftliche Umschlag gekommen ist, von dem an früherer Stelle berichtet wurde, haben sich die Dinge geändert. Die reichen Leute sind in den Kolonien selten geworden, und mit ihnen ist ein gut Stück von dem alten Kleider- und Reiterprunk dahingegangen.

In einer Beziehung hat die Lebensweise der Deutschen in Südbrasilien eine durchgreifende Aenderung erlitten, nämlich in bezug auf die Nahrung. Ihren wichtigsten Bestandteil bildet wie in ganz Brasilien die schwarze Bohne. Als Volksnahrungsmittel hat sie eine noch größere Bedeutung als bei uns zu Lande die Kartoffel. Sie liefert eine kräftige und, wenigstens meinem Geschmack nach, auch gute Kost. Mancher, der von Europa herüberkommt, hat freilich anfangs eine Abneigung gegen die schwarze Bohne. Aber da hilft nichts, er muß diese Abneigung überwinden, sonst kommt er — wenigstens außerhalb der großen Städte — in Brasilien nicht durch. Denn in der Kolonie wie in Kamp und Urwald lebt der Mensch von Bohnen. Daneben spielt das Mehl der Mandiokwurzel, kurzweg „Farin" (farinha, d. i. Mehl) genannt, eine große Rolle. Es wird meist mit den schwarzen Bohnen zusammen als eine Art steifen Breies genossen. Doch essen die Einheimischen den Farin vielfach auch trocken, bisweilen mit einer starken Zutat von Zucker. Dazu gehört freilich Uebung. Das trockene Mehl wird auf den Löffel genommen und mit einem kurzen Ruck durch die Luft in den Mund befördert, wobei die Lippen den Löffel nicht berühren. Das Fleisch ist in den Kolonien billig, jedoch, da die Siedelungen weit zerstreut sind, außerhalb der Städte nicht oft in frischem Zustande zu erhalten. Die Stelle des frischen Fleisches ersetzen daher zumeist an der Sonne getrocknete dünne Fleischscheiben, die sogenannte „Xarque". Ich habe mich für dieses Gericht nie besonders erwärmen können, besonders nicht, wenn es Maden aufwies und stank; und das ist leider öfter der Fall, als es auch dem anspruchslosesten Kulturmenschen angenehm sein kann. Die beliebteste, namentlich im Reise-Biwak übliche Form der Zubereitung des Trockenfleisches ist die, daß man es über dem offenen Feuer am Spieße brät. Als ich das erste Mal einen solchen Spießbraten zu essen bekam, wußte ich gar nichts damit anzufangen. Das Gericht war so zäh, daß ich keinen Bissen von meinem Stücke losbringen konnte, obgleich ich über gute Zähne verfüge. Ich mußte also zu dem in derart peinlichen Fällen üblichen Mittel greifen, meinem Nachbar auf den Teller oder in diesem Falle nach dem Mund zu sehen, um mir Rats zu erholen. Da sah ich denn, daß man den Spießbraten mit den Zähnen faßt und vor den Zähnen mit dem Facao abschneidet, dann das, was im Munde bleibt, so gut oder schlecht es gehen mag, mürbe malmt und hinunterwürgt. Ich für meine Person war jedesmal froh, wenn ich die Verzehrung des Spießbratens im Schweiße meines Angesichts erledigt hatte. — Ueberreich sind die Kolonien an herrlichen Südfrüchten, deren Königin meinem Geschmacke nach die Orange bleibt. Man lernt sie hierzulande dutzendweise essen.

Eins darf ich nicht vergessen, wenn ich die kulinarischen Verhältnisse Südbrasiliens bespreche: den Mate. Der Mate ist eine Teeart, die in den Wäldern Südbrasiliens und vor allem in Paraguay wild wächst, jedoch seit neuerer Zeit auch vielfach angepflanzt wird. Die Deutschen in Santa Catharina trinken den Mate, wie wir unseren Tee, in starker Verdünnung und aus der Tasse. Verbreiteter als diese Art der Zubereitung aber ist der „Chimarao", von dem ich den Lesern schon erzählt habe. Auch bei den deutschen Kolonisten von Rio Grande do Sul hat der Chimarao allgemeine Aufnahme gefunden. Das Getränk hat einen bitteren, jedoch ganz zusagenden Geschmack und soll eine anregende Wirkung auf die Nerven ausüben. Dem Brasilianer ist die Mate-Cuia ein angenehmer Zeitvertreib in seinen reichlich gesäeten Mußestunden; aber auch die deutschen Kolonisten haben sich so an den Mate gewöhnt, daß er ihnen geradezu unentbehrlich geworden ist. Der Chimarao zieht sich wie ein roter Faden durch das tägliche Leben des Rio Grandensers. Das erste, was er des Morgens nach dem Aufstehen tut — er sorgt sich für einen Chimarao; nach keiner Mahlzeit fehlt der Chimarao; dem Gaste, der ins Haus tritt, bietet man vor allen Dingen einen Chimarao; und der Reisende, der müde vom Gaul steigt und das Lagerfeuer anzündet, hängt gleich den Blechtopf darüber, darin kocht er das Wasser für den geliebten Chimarao. Für den Kolonisten bildet der Chimarao geradezu eine Gefahr, eine Verlockung zur Zeitvergeudung. Denn man saugt den Trank nicht eilig durch die seine Aufnahme vermittelnde Metallröhre wie Sommertags ein Glas eisgekühlter Limonade durch den Strohhalm. Nein, zum Mate-Trinken gehört paciencia, Ruhe, eine gewisse raffinierte Langeweile. Ein Ausdruck leicht stumpfsinnigen Behagens kennzeichnet den wahren Chimarao-Genießer. Auch sind zum Mate-Trinken, soll die Sache ihre Richtigkeit haben, mindestens zwei Mann erforderlich, Nummer eins und Nummer zwei. Nummer eins trinkt, ohne Eile, mit fast affektierter Gemütsruhe, ganz Hingabe an den Genuß, ganz paciencia. Nummer zwei wartet, neidisch, eine verhaltene Sehnsucht im Blicke, bis die geliebte Kürbisschale in seine Hand wandert. Dieses der sicheren Erfüllung harrende Wünschen auf der einen Seite, auf der anderen der Kitzel des Bewußtseins, mit ungeduldigem Neide beobachtet zu werden, diese beiden Dinge bilden meinen ernsthaften psychologischen Ueberlegungen nach den Hauptreiz des Chimarao-Genusses. So viel ist sicher: ein Chimarao, der allein getrunken wird, ist nach allgemeiner Auffassung kein richtiger Chimarao und hat auch nicht dessen wohltätige Wirkungen. Ich habe erlebt, daß ein Mann, als ich einmal gerade keine Lust hatte, mit ihm Mate zu trinken, mich fast darum anflehte: denn ihm sei schlecht, und er wisse, daß nur ein Chimarao ihm helfen könne. Der Gedanke, den Mate allein zu trinken, lag ihm von vornherein fern. Dem Fremden ist der Chimarao anfangs ziemlich unappetitlich, da die Kürbisschale mit der metallenen Röhre, der Bomba, von Mund zu Mund geht. Aber das gehört nun einmal dazu und wird nirgends anders gehalten, auch in der feinsten Gesellschaft nicht. Man gewöhnt sich daran wie an so vieles andere.

Haben die Deutschen auf südamerikanischem Boden fremde Nahrungs- und Genußmittel in ihre Lebenshaltung aufgenommen und naturgemäß aufnehmen müssen, so sind sie darum doch nicht allem, was ihrem Gaumen in der Heimat lieb geworden war, untreu geworden. Neben der Xarque gibt es in den Kolonien deutsche Wurst und deutschen Speck und Schinken; neben den schwarzen Bohnen

Digitized by Google

und dem Mandiok-Farin europäische Kartoffeln; und neben Mate und Zuckerrohrbranntwein trinkt der deutsche Bauersmann auch unter der südamerikanischen Sonne sein Bier. Im ganzen Gebiet der deutschen Siedelung, in Dona Francisca und Blumenau so gut wie in Sao Leopolda, Teutonia, Santa Cruz wird ein sehr trinkbarer Stoff gebraut. Ja, der deutsche Nationaltrank hat in Südamerika weit über die deutschen Kolonien hinaus einen wahren Siegeslauf gehalten. In Rio de Janeiro, Sao Paulo, Porto Alegre, Pelotas bestehen von deutschen Braumeistern geleitete Brauereien; in der Hauptstadt van Paraguay lädt auf Schritt und Tritt die Inschrift „Schopp" zum deutschen Schoppen, und in Buenos Aires wird ein Gerstensaft gebraut, den man getrost für deutsches Gebräu trinken kann. Weite einheimische Kreise sind, was Biertrinken angeht, durchaus germanisiert, ja man hat mir versichert, die Studenten von Sao Paulo z. B. dürften sich furchtlos auf eine deutsche Korpskneipe wagen.

Mit Recht sagt man, um ein Volk ganz kennen zu lernen, müsse man es auch bei seinen Festen sehen. Gerade darin aber ist der Deutsche in Südbrasilien der geblieben, der er in der Heimat war. Wie dort, so hat er auch hier seine Schützen-, Turner-, Sängerfeste. Wie die Stammesbrüder an den Ufern des Rheines, so feiert der Bauer in Ria Grande do Sul den Tag der Kirchweih, die „Kerb". Zwar ist den deutschen Festen aus den Landesgewohnheiten eine Beitat zugeflossen in Gestalt eines ausgiebigen Raketengeknatters, das nun einmal in Südamerika bei keiner feierlichen Gelegenheit fehlen darf; aber deutsche Tanzweisen und Lieder klingen darein, und von den Dächern flattert lustig die schwarz-weiß-rote Fahne, ganz wie zwischen Frankreich und dem Böhmerwald.

In der Tat, es ist gutdeutsches Leben, das da drüben über dem Weltmeere unter Palmen und Pinheiren emporgeblüht ist. Aber dieses Leben steht inmitten von Zuständen, die in der Entwicklung weit, weit hinter den unserigen zurück sind. Kein Wunder, wenn es daher selbst in vielem an Verhältnisse erinnert, wie sie bei uns längst der Vergangenheit angehören. Dem Reisenden zumal mag ein Stück von der Poesie der alten deutschen Landstraße lebendig werden, wenn er in den ausgedehnten Koloniegebieten von Dona Francisca oder Rio Grande do Sul Straßen reitet, die kein Schienenstrang kreuzt, kein Rad oder Automobil befährt, auf denen ihm aber Reitersleute begegnen und schwere Lastwagen, oder dann und wann eine Kutsche, in der ein Herr seines Weges reist. Auf der auch der Wanderbursch nicht fehlt; denn mancher abenteuerlustige Gesell kommt von Deutschland herüber und zieht, weil er sich kein Pferd halten kann, Hunderte von Meilen zu Fuß, sein Glück zu suchen. Und die Poesie eines Herbergslebens, wie es bei uns vor hundert und mehr Jahren war, steigt vor dem Fremden empor, wenn er im Städtlein vor dem Gasthof aus dem Sattel steigt, der Knecht ihm den Gaul abnimmt und der Wirt ihn ins Honoratiorenstübchen führt, wie draußen in der Kolonie, wo er in der schlichten Schenke neben Fuhrmann, Bauer und Wanderbursch sitzt und einen tieferen Blick in des Lebens Ursprünglichkeit tut, als er dem modernen Reisenden unserer hochkultivierten Welt je vergönnt ist. Freilich, er muß Augen haben zu sehen, will er zwischen all dem Fremden der heimischen Züge gewahr werden; und auch ein bißchen Phantasie, sich gelegentlich das eine wegzudenken, um das andere desto schärfer zu erkennen.

Ist er dazu imstande, so wird ihm nach mehr offenbar. Wer in Santa Catharina oder Rio Grande do Sul die Kolonistenhäuser inmitten van Orangen, Bananen und fremdartigen Blumen sieht und die Palmen oder Synamamen var der Tür, dem wird vielleicht nichts anderes auffallen als die Verschiedenheit dieses Anblicks von den Bildern, die ihm die Heimat zeigt. Und doch, offenbart sich nicht darin, daß der Deutsche feste Steinhäuser baut, wo der brasilische Nachbar sich mit einer kümmerlichen Holzhütte genügen läßt, daß er sein Haus mit Obstanlagen und bunten Beeten umgibt, daß er schattige Bäume vor seine Tür pflanzt, offenbart sich nicht darin ein tief im Wesen unseres Volkes begründeter Zug? Und bestätigt diesen Zug nicht die Einrichtung der Wahnungen, die, so einfach sie an sich sein mag, dach fast überall ein Streben nach einer gewissen Behaglichkeit des Lebens und einem gewissen Schmuck des Daseins erkennen läßt. Ganz anders der Brasilianer! Wie sehr ihm der Sinn für Behaglichkeit abgeht, das beweisen nicht nur jene dürftigen Hütten der Wald- und Kampbewohner, das beweist auch die Einrichtung vornehmer städtischer Häuser, in denen zwar nicht die Eleganz, wahl aber die Seele einer Wahnung, die zum Rasten einladende Stimmung, fehlt. Das beweisen ebenso die Behausungen reicher Fazendeiros auf dem Kamplande, die sich eine gediegene Einrichtung ihrer Räume wohl gestatten könnten, und denen es doch vollauf genug ist, ihre Stube mit Tisch, Bänken, Stühlen und Schemeln und einem möglichst bunten Anstrich der Wand zu versehen.

(Schluß folgt.)

Ein übersehener Rubens in der Augsburger Galerie.

(Schluß.)

II.

Ich will nicht mit der Mitteilung des ersten Eindruckes, den ich van dem Bilde bei besserer Beleuchtung gewann, zurückhalten: dieser war, daß der Schöpfer dieser Skizze kein anderer und kein Geringerer ist als der große Peter Paul Rubens selbst.

Dieser Eindruck ist mir dann bei genauerer Betrachtung des Bildes und einige Tage später var den herrlichen Denkmälern Rubensischer Kunst in der Münchener Pinakothek, besonders aber vor dessen farbenprächtigen Skizzen zum Medicis-Zyklus, zur subjektiven Gewißheit geworden. Dach wallte ich vor Veröffentlichung meiner diesbezüglichen Meinung nach eine befriedigende Photographie abwarten, nachdem es dem geschätzten Augsburger Photographen, Herrn Fritz Hoefle, tratz mehrfacher Bemühungen nicht gelungen war, eine allen Ansprüchen genügende Aufnahme des nun sehr nachgedunkelten Bildes zu erhalten. Erst, als die kgl. Zentral-Galeriedirektion die Ueberführung des Bildes nach München freundlichst gestattete, hat Herr Dr. Albert eine varzügliche Aufnahme in kurzer Zeit zustande gebracht. Eingehende Vergleiche mit Reproduktionen des Rubenswerkes bieten mir nun die Möglichkeit einer eingehenden Begründung. Dach beschränke ich mich hier nur auf das Wichtigste.

Thesenbilder, Apotheosen der ecclesia triumphans, allegarisierende Parträt- und zugleich Heiligenbilder, auf denen mächtige Regenten und ganze Regentenhäuser als Bekenner der katholischen Kirche und als Sieger über Ketzerei und „Verblendung" auftreten, sind bekannte, in ihrer Zeit zugkräftige Nummern im Repertoire Peter Paul Rubens' und seiner Schule.

Berauscht vom Weihrauchduft, den dröhnenden Orgeltönen, dem berückenden Kirchengesange und dem Schwunge jener Welt, in der sich Geistiges, Kirchliches und Weltliches zu einem neuen sinnverwirrenden Ganzen verband, entwirft der große Meister, fraglos diesem Zauber hingegeben, in flüchtigen Zeichnungen, Grisaillen und Oelskizzen seine Triumph- und Thesenbilder und überläßt es dem Grabstichel eines Paul Pontius und der Nadel der Brüsseler Kunstweber, aus diesen tollen Phantasien scharfumrissene, schwarzweiße oder widerwärtig riesengraße vielfarbige Wirklichkeiten zu schaffen. Ich erinnere nur an den unheimlich großen und unheimlich überfüllten Teppich mit dem Triumphe der Eucharistie, auf dem eine himmlische Jungfrau — die Kirche —, die strahlenumglänzte Monstranz mit Ekstase emparhebend, auf einem aus der olympischen Rumpelkammer entliehenen, von vier prächtigen, aus dem kaiserlichen Marstall stammenden

Digitized by Google

Schimmeln gezogenen schweren Triumphkarren erbarmungslos über nackte menschliche Körper hinwegfährt, während sie von einem von hinter her herabfliegenden Engel mit der Tiara gekrönt wird. Der Eindruck dieser unbegreiflichen Verschmelzung von Abstrusem und Genialem, den ich von dieser Riesentapete in der Riesenkirche zu Ypern empfangen — Max Rose scheint dies Exemplar übersehen zu haben — wird mir unvergeßlich sein.

Zum Glück wurde die Grisaille mit der These zu Ehren des Ordens des hl. Franziskus und des Hauses Oesterreich nicht durch einen wandgroßen Teppich, sondern durch den Paul Pontiusschen Stich der Mit- und Nachwelt vermittelt. (Vgl. Max Rooses L'oeuvre de P. P. Rubens, 5, 37). Verweilen wir einen Augenblick bei dieser Komposition. Zur Linken des in der Bildmitte knienden und auf den Schultern mit drei Riesenkugeln jonglierenden Franziskus schreiten oder stehen, den Blick zu der auf der obersten Kugel schwebenden Jungfrau erhoben, drei Regenten aus dem Hause Habsburg.

In der Mitte steht Philipp IV. von Spanien. Seine Tracht, die Form der Königskrone, die Rüstung und der darüber geworfene, bis an die Knie reichende Krönungsmantel mit breitem Hermelinkragen sind genau die gleichen wie die König Sigismunds auf dem Augsburger Bilde, die Fältelkrause ist hier durch einen gleich steif abstehenden eisernen Kragen ersetzt. Philipp hält zwar ein königliches Szepter in der Hand, Sigismund dagegen nur einen kurzen, runden Marschallstab, der an eine Papierrolle erinnert, ganz den gleichen hält aber Philipps Nachbar zur Rechten. Der polnische König steht da, zugleich fest und leicht, mit der Rubens eigenen ritterlich-reckenhaften Elastizität und Sicherheit des Körpers; diese Vorzüge sind zwar im Pontiusschen Stich der Franziskus-These bedeutend abgeschwächt, doch finden wir sie voll und ganz in der farbenleuchtenden Skizze aus der Medicis-Serie in der Münchener Pinakothek Nr. 765 an der herrlichen Gestalt Heinrichs IV. Der den Augen sich aufdringende diagonale Aufbau des Augsburger und des letzthin erwähnten Münchener Bildes Nr. 765, die durch diese Linie bewerkstelligte Verbindung zwischen dem in voller Rüstung auf der Erde wie eingewurzelt dastehenden königlichen Helden und den in den Wolken bequem sitzenden Gestalten, und der von Morelli so arg verpönte „Totaleindruck", ohne den aber wohl die besten seiner Entdeckungen ungeschehen geblieben wären, würden allein schon genügen, die Entstehungszeit des Augsburger Bildes ebenfalls in die Mitte der 20er Jahre, also in die Entstehungszeit dieses großen Medicis-Zyklus, zu setzen, was, wie wir sehen werden, durch äußere Umstände vollauf bestätigt wird. Weitere Analogien mit dem Medicis-Zyklus bietet die prächtige, unmittelbar der Rubensschen Formenwelt entsprungene Gestalt der Häresie. Wie immer bei Rubens ist die Ketzerei auch hier durch einen nackten Mann von gewaltigem, titanenhaftem Körperbau personifiziert. Er hockt auf der untersten der drei runden Stufen, unmittelbar zu Füßen des Königs, so daß die Bogenlinie seines vornüber gebeugten Rumpfes den linken Fuß Sigismunds in Knöchelhöhe überschneidet. Nur ein Tuch deckt seine Lenden und den rechten, weit vorgestreckten Fuß. Er ist am Knöchel des stark angezogenen linken Beines und am linken Handgelenke mittels breiter Spangen an eine schwere Kette gefesselt, die von seinem auf dem Rücken ruhenden, nach auswärts gedrehten Arme auf die glänzenden Marmorstufen niederrasselt. Er hat die gewundene Kopfbinde, das Symbol der Verblendung, von den Augen aufwärts auf die Stirne gestreift, um nach dem ziemlich entfernt auf der zweiten Stufe liegenden dicken Folianten zu schielen, dessen steif abstehende, wie blecherne Blätter seine weit vorgestreckte Rechte auseinanderhält. Ebenso wie dieser Foliant mit den anderen mitten auf den Boden geworfenen Folianten auf verschiedenen Bildern, so z. B. auf der kurz vor 1624 entstandenen Himmelfahrt Mariä in Düsseldorf (M. Rooses 2, 170/171), auf den Schrecken des Krieges im Pitti-Palaste (4, 48/49) und auf den „Kirchenvätern" in der Westminstergalerie 1, 68/69 aus einem Buchbinderladen zu stammen scheint, muß auch dieser symbolische, männliche Akt als ein Zwillingsbruder all der Unholde, die auf so vielen Rubensbildern, als allegorische Staffage, verschiedene negative Mächte personifizieren, bezeichnet werden. Dreimal finden wir ihn wieder im Medicis-Zyklus, links unten, gleichfalls vornübergebeugt, doch beide Arme am Rücken gefesselt, auf der „Félicité de la Régence" (Louvre 772 und Pinakothek 448), dann von hinten gesehen, bildeinwärts fliehend mit ganz identischer Muskulatur; besonders an Arm und Rücken, im „Gouvernement de la Reine" (Louvre 445, Pinakothek 774) und mit verbundenen Augen als schlangenschwingende „Blinde Wut" in der „Conclusion de la paix" (Louvre 452, Pinakothek 778). Mag in dem Augsburger Bilde manches skizzenhaft flüchtig und nur als eine Improvisation aus Reminiszenzen erscheinen, mag z. B. die lässig und etwas gelangweilt in den Wolken hockende Gestalt des hl. Sigismund im ganzen nicht glücklicher sein, als z. B. die ganz ähnliche Gestalt Gottvaters auf der „Rückkehr aus Aegypten" (1, 246/247), so gehört dieser nackte Unhold zu den glücklichsten und bestechendsten Akteinfällen des großen Künstlers. Schon diese Gestalt allein ruft nach Rubens. Sie wird auch vom Künstler als ästhetischer Trumpf ausgespielt: er läßt von rechts her einen starken Lichtstrahl einfallen, der die ganze verblüffende Virtuosität der Bildung des Hinterkopfes, des Nackens, des Rückens und des rechten Armes zu bewundern gestattet. Analoge Akte schafft Rubens schon einige Jahre früher auf zwei Bildern des Decius-Zyklus der Liechtenstein-Galerie zu Wien, und zwar im Schlächter auf dem Bilde mit dem den Haruspex befragenden König und sehr ähnlich im Sklaven auf dem Bestattungsbilde; wir finden aber den Augsburger Unhold zehn Jahre später wieder, beinahe schon nur als Kopie des Augsburger Bildes, auf der von Theodor van Thulden nach Rubens gestochenen Vorderfassade des Ferdinand-Triumphbogens (3, 310/311). Selbst die beiden im bescheidenen Halbdunkel als Zuschauer dastehenden Jesuiten haben ihre Doppelgänger in den beiden uns ebenfalls den Rücken zukehrenden Kardinälen auf der „Krönung der Maria de Medicis" (Louvre 443, Pinakothek 768); durch letzteres Bild werden zugleich auch die auf hohe Sockel gestellten Säulen des Augsburger Bildes als Rubenssches Eigentum authentisiert. Die weiteren Analogien in der Architektur, der Bildung der Nische, der Stufen, des Fußbodens, sowie der Landschaft, im Hintergrund links, kann ich nun füglich übergehen.

Und wohl gemerkt, all dies sind nur Analogien, organisch lebendige Aehnlichkeiten, und nicht etwa tote Kopien und Nachzeichnungen (z. B. im Gegensinne), die nur dem Laien imponieren, die der Kenner aber im Gegenteil als untrügliche Beweise der erfindungsarmen Schülerhand zur Seite legt.

III.

Diese und viele andere Züge engster Verwandtschaft zwischen dem Augsburger Bilde und den Münchener Skizzen und Pariser Bildern der Medicis-Galerie machen, wie gesagt, die gleichzeitige Entstehung dieses Bildes, also etwa um die Mitte der zwanziger Jahre, sehr wahrscheinlich. Wir können aber die Entstehungszeit des Augsburger Bildes noch genauer und zwar auf den Herbst des Jahres 1624 fixieren. Im Mai 1624 unternahm nämlich Sigismunds ältester Sohn, Kronprinz Wladislaw, der spätere König Wladislaw IV. (1632—1648), in Begleitung einiger Kavaliere eine große Reise zum Besuche mehrerer Höfe, zu denen er in näheren verwandtschaftlichen Beziehungen stand, und zwecks Anknüpfung persönlicher Verbindungen mit dem Vatikan. Einer seiner Begleiter Namens Stephan Pac aus einem alten, nun ausgestorbenen Adelsgeschlechte führte in lateinischer Sprache ein genaues Tagebuch, das als „Acta publica s. Fasti polonici a Majo anni 1624 ad Majum anni 1625" die königliche Bibliothek zu Berlin aufbewahrt. J. K. Plebanski gab es 1854 in Breslau (bei Schletter) in polnischer Uebersetzung unter dem Titel „Obraz dworów europejskich" heraus.

Aus diesem Tagebuche (S. 63—68) erfahren wir nun folgendes: Der Kronprinz kam am 6. September 1624



in Brüssel an, wobei er bei der Einfahrt in die Residenz durch die Ungeschicklichkeit des Kutschers am linken Fuße verletzt wurde. Seine Gemächer in der Burg waren mit Bildern geschmückt, so besonders mit denen „jenes berühmten Rubens, sowie Brenghels und anderen“ (S. 57). Er verweilte vom 6. bis 21. September in Brüssel, am 21. begab er sich nach Antwerpen, wo er am 23. die Jesuitenkirche, am 24. die Teppichwebereien und am 25. die „Ateliers verschiedener Maler, besonders aber das Haus Rubens', des ausgezeichneten Malers, über dessen Arbeiten nichts Schöneres gesehen werden kann“, besichtigte. Hierauf begab er sich zur Besichtigung der berühmten Belagerung von Breda, wo ihm Spinola die Honneurs machte. Am 2. Oktober nach Brüssel zurückgekehrt, mußte er, um die Fußwunde auszuheilen, neun Tage das Bett hüten und verließ Brüssel mit seinem Geleite erst am 14. Oktober, um sich über Metz, Basel und Zug nach Lugano und Mailand zu begeben. *Zwischen dem 9. bis 20. September und 2. bis 10. Oktober muß also Rubens das ausgezeichnete Porträt Wladislaws*, das sich jetzt in Genua im Palazzo Durazzo befindet, *gemalt* oder wenigstens *entworfen haben*. (Rooses Nr. 1078, 4, 202/3 Stich von P. Pontius.) Der Antwerpener Meister muß aber auch mit der Suite des polnischen Kronprinzen in nähere Beziehung getreten sein. Auf dem Bilde „Cyrus in Thomyrisa“, das sich nun in englischem Privatbesitz (bei Lord Darnley im Cobham-House) befindet, finden wir (Stich von P. Pontius. M. Rooses 4, zu S. 3) links zwei schöne männliche Gestalten *in prächtigem polnischen Nationalkostüm*, hohe Pelzmützen mit Reiherfedern, pelzverbrämte Mäntel mit offenen, zurückgeschlagenen Schlitzärmeln (wyloty), krumme Säbel (Karabile) u. s. w. Es sind dies sicher Kostümporträte zweier Kavaliere aus Wladislaws Gefolge, wohl die Kazanowskis und Dönhoffs oder Stephan Pacs. Dies Bild ist demnach nicht im „envrion“ 1623“, wie Rooses im allgemeinen richtig rät, sondern höchst wahrscheinlich im Herbst und Winter 1624/25 entstanden. Damals wird wohl auch der polnische Kronprinz bei dem porträtierenden Künstler diese Skizze vermutlich als Reisegeschenk für seinen Vater bestellt und erhalten haben. In drängender Eile wird nun das Augsburger Bild mit seinen genialen Einfällen und artigen Selbstanleihen entstanden sein. Daß es so stark nachgedunkelt und mit Sprüngen netzartig bedeckt ist, erklärt sich nun von selbst durch die übermäßige Anwendung des Sikkativs, da es der Künstler offenbar sehr eilig haben mußte, das Bild vor Abreise des hohen Bestellers abzuliefern. Es kam in den königlich bayerischen Staatsbesitz und in die Augsburger Galerie aus der kurfürstlichen Sammlung zu München, in diese aber entweder aus Düsseldorf mit der dortigen Galerie, denn Wladislaws damals fünfjährige Schwester Anna Katharina Constanze (geb. am 7. Aug. 1619, gest. am 9. Okt. 1651) heiratete am 9. Juni 1642 zu Warschau den (späteren Kurfürsten) Philipp Wilhelm von der Pfalz-Neuburg (geb. 4. Okt. 1615, gest. 12. Sept. 1690), oder direkt als Geschenk Sigismunds (oder eines seiner Söhne) an Herzog Wilhelm V. nach München; Sigismunds Gemahlinnen Anna und Constanze waren ja als Töchter der Erzherzogin Marie, Gemahlin des Erzherzogs Karl von Graz, Nichten des Herzogs Wilhelm V. von Bayern. Letzterer ist auch, wie mir Herr Direktor v. Reber mitzuteilen die Güte hat, der Empfänger des eingangs erwähnten eigenhändigen Bildes König Sigismunds (Nr. 202), das dieser laut Inschrift auf der Rückseite: „pinxit charissimo affini suo. Serenissimo Guilielmo utriusque Bavariae duci“

Es muß wohl eine alte Tradition dies Rubens-Bild mit König Sigismund III. von Polen in irgend einen Zusammenhang gebracht haben. Es ist merkwürdig, wie lange solche Traditionen von Mund zu Munde gehen und durch Schloßaufseher, Galerieinspektoren, Hofmaler u. s. w. lebendig erhalten bleiben. Daß aus dem Porträtierten im Laufe der Zeit der Porträtmaler, aus dem Dargestellten der Maler selbst geworden sein konnte, ist eine von dem ominösen Bilde Nr. 202 verschuldete Analogiebildung, die, wie wir sehen, nicht nur in der Lautbildung, sondern auch in der Kunsttradition ihr Unwesen treibt. Nur so erkläre ich mir, daß ein ausgezeichneter Rubens-Kenner und treuer Hüter seiner herrlichsten Werke wie Herr Direktor v. Reber und auch Max Rooses, der Verfasser des monumentalen Rubens-Werkes, das Augsburger Bild Nr. 203 und in ihm die Handschrift des großen Peter Paul Rubens übersehen haben konnten.

Prof. Dr. Joh. v. *Bolotz Antoniewicz*.

Bücher und Zeitschriften.

Otto Harnacks Schiller-Biographie. In dieser Zeit der neu belebten Schiller-Begeisterung erscheint es angezeigt, auf Otto Harnacks gehaltvolles Buch „*Schiller*“ hinzuweisen, das jetzt in zweiter Auflage vorliegt. (Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 1905.) Es ist ein ernstes, tüchtiges Buch, in dem namentlich über die Dramen manche vorzügliche Bemerkungen enthalten sind. So die Erklärung einer in seinen Stücken häufig wiederkehrenden Erscheinung aus seiner eigenen Jugendzeit: „Das große Uebergewicht, das dem Vater im Hause zukam, hat in auffallender Weise auf Schillers Dichtungen nachgewirkt. Wieder und wieder hat er das Verhältnis des Kindes zum Vater behandelt, fast niemals das zur Mutter. . . . Als einzige großartige Ausnahme erhebt sich Isabella, die Mutter der feindlichen Brüder, aber niemand wird in dieser Gestalt eine Rückerinnerung an die eigene Mutter finden. Es kann bei dieser Gelegenheit auch daran erinnert werden, daß Schillers Männergestalten seine Frauen an Bedeutung und Tiefe der Charakteristik fast ausnahmslos überragen. Vielleicht wäre bei der Würdigung der einzelnen Dramen neben dem sicheren Blick des Dichters für das Bühnenwirksame auch die Meisterschaft im Erschaffen individuell ausgeprägter Gestalten mehr zu betonen gewesen. In dieser Beziehung scheint uns namentlich „Kabale und Liebe“ nicht hoch genug gestellt zu sein. Sehr schön und warm wird das in der Literaturgeschichte so einzig dastehende Freundschaftsverhältnis mit Goethe dargestellt, das sich erst ganz plötzlich, dann aber dauernd entwickelte, nachdem beide jahrelang einander kühl und fremd gegenübergestanden waren. Der Verfasser ist seinem Gegenstand mit voller Liebe und Wärme hingegeben, ohne aber den kritischen Blick für den Menschen wie den Dichter zu verlieren. Vielleicht hätte das Menschliche, das Persönliche etwas mehr hervortreten dürfen.

S. S.

Allgemeine Rundschau.

Der gestirnte Himmel im Monat Mai

(gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends).

Der nächtliche Sternhimmel erhält durch das Heranrücken einer Reihe von glänzenden Sternbildern allmählich wieder ein lebhafteres Gepräge. Die *Milchstraße* umsäumt auch im Monat Mai noch den Horizont vom Nordwest- bis zum Ostpunkt, ohne in größere Höhe emporzusteigen, so daß sie nach wie vor nur in dunklen Nächten wahrgenommen werden kann. Tief im Nordwesten steht das Sternbild des *Fuhrmanns* mit der hellen *Capella*, weiter gegen Westen neigen sich die Sternbilder der Zwillinge mit den hellen Sternen *Castor* und *Pollux* und des *Kleinen Hundes* mit dem Stern erster Größe *Prokyon* dem Untergange zu. Die Sternbilder des *Kleinen* und des *Großen Löwen* stehen im Westen noch ziemlich hoch. Zwischen dem Großen Löwen — in welchem wir den Stern erster Größe *Regulus* erblicken — und den Zwillingen ist das Sternbild des *Krebses* mit dem mit freiem Auge erkennbaren Sternhaufen der *Prä*-

sepe (Krippe) wahrzunehmen. Nordwestlich vom Zenitpunkt steht der Große Bär, dessen äußerster Schwanzstern (η Ursae majoris) ganz wenig nördlich vom Scheitelpunkt durch den Meridian geht. Nahe bei diesem Stern steht der bekannte schöne Spiralnebel in den Jagdhunden, die südlich vom Großen Bären kulminieren. Etwas südwestlich von den Jagdhunden ist das Haupthaar der Berenike zu bemerken.

Im Süden hat das Sternbild der Jungfrau mit dem Stern erster Größe Spika bereits die Mittagslinie passiert. In geringer Höhe über dem südwestlichen Horizont steht das langgestreckte Sternbild der Wasserschlange (Hydra) mit dem hellen Stern Alphard; etwas höher stehen daselbst die Sternbilder des Bechers und des Raben. Am südöstlichen Horizont ist das Sternbild des Skorpions mit dem schönen, rötlich funkelnden Stern Antares (Gegenmars = Gegenmars) eben aufgegangen; zwischen dem Skorpion und der Jungfrau ist das Sternbild der Wage mit dem in stark rotem Lichte strahlenden Planeten Mars zu bemerken. Oberhalb des Skorpions glänzen im Südosten die Sternbilder des Schlangenträgers (Ophiuchus) und der Schlange.

Im Osten steht das Sternbild des Herkules mit seinem berühmten, prachtvollen Sternhaufen schon ziemlich hoch; zwischen ihm und den Jagdhunden bemerken wir zunächst das Sternbild der nördlichen Krone und weiter westlich, der Mittagslinie schon ziemlich nahe, das prägnante Sternbild des Bootes mit dem rötlichen Stern erster Größe Arkturus. Im Nordosten erblicken wir innerhalb und südlich der Milchstraße die Sternbilder der Leier mit dem Stern erster Größe Wega, des Schwans mit Deneb und des Adlers mit dem hellen Atair, der eben aufgegangen ist.

Hoch im Norden steht das Sternbild des Kleinen Bären mit dem hellen Polarstern, ferner der Drache und die Giraffe; in geringer Höhe, gleichfalls zum größten Teil innerhalb der Milchstraße, sind daselbst die Sternbilder der Cassiopeja, des Perseus, des Cepheus, der Eidechse und der Andromeda wahrzunehmen.

Die Sonne kulminiert in immer größerer Höhe über dem Horizont; am Anfang des Monats beträgt ihre Mittagshöhe für die geographische Breite von München 57°, am Ende desselben nahezu 64°. Die Entfernung der Erde von der Sonne wächst im Verlaufe des Monats um rund 130,000 Meilen, was eine Abnahme des scheinbaren Sonnendurchmessers von 31′ 44.4″ auf 31′ 32.4″ zur Folge hat.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

Mai	Aufgang			Untergang		
1.	4h	59m	früh	7h	23m	abends
8.	4	48	„	7	33	„
15.	4	38	„	7	42	„
22.	4	30	„	7	51	„
29.	4	23	„	7	58	„
31.	4	22	„	8	1	„

Die Länge des Tages nimmt hiernach während des Monats Mai um 1 Stunde 15 Minuten zu, sie beträgt am Ende des Monats (ohne Dämmerung) 15 Stunden 30 Minuten. Die Zunahme verteilt sich, wie man der obigen Tabelle entnimmt, auf die Morgen- und Abendstunden völlig gleichmäßig, dagegen ist auch im Mai noch der „Vormittag" durchschnittlich um 21 Minuten kürzer, als der „Nachmittag."

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat Mai sind folgende:

1.	Mai	4h	nachm.	Erdferne (54,730 Meilen)
4.	„	5	„	Neumond
12.	„	8	vorm.	Erstes Viertel
17.	„	6	„	Erdnähe (48,670 Meilen)
18.	„	11	nachts	Vollmond
26.	„	4	früh	Letztes Viertel.
29.	„	7	vorm.	Erdferne (54,600 Meilen).

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

Mai	Aufgang			Untergang		
1.	3h	57m	früh	4h	11m	nachm.
8.	7	37	vorm.	11	5	nachts
15.	3	21	nachm.	2	57	„
22.	11	22	nachts	7	52	vorm.
29.	2	25	„	3	2	nachm.
31.	3	15	früh	5	4	„

Am 6. Mai wird der Stern erster Größe Aldebaran (Alpha im Stier), am 30. Mai der Stern erster Größe Regulus (Alpha im Löwen) vom Monde bedeckt. Beide Bedeckungen sind jedoch in München nicht sichtbar. Die erste findet schon vor 6 Uhr nachmittags statt, fällt also bei uns in den Tag, die zweite dagegen ist nur in Gegenden jenseits des 42. südlichen Breitegrades sichtbar.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten werden sich im Monat Mai etwas günstiger gestalten, als im Vormonat. Merkur passiert am 8. Mai das Aphel (die Sonnenferne) seiner Bahn und erreicht am 21. Mai seine größte westliche Elongation von der Sonne mit 25° 26′. In der zweiten Monatshälfte geht er reichlich ¾ Stunden vor der Sonne auf und ist somit während dieses Zeitraumes unter günstigen Umständen am östlichen Himmel als Morgenstern sichtbar. Am 3. Mai steht er in Konjunktion mit dem Monde.

Venus kommt am 3. und am 30. Mai in Konjunktion mit dem Monde zu stehen, am 22. Mai passiert sie den niedersteigenden Knoten ihrer Bahn. Sie geht im Monatsdurchschnitt schon um 3½ Uhr nachts auf und ist dann als überaus hellglänzender Morgenstern noch weit in die Morgendämmerung hinein am östlichen Himmel wahrzunehmen.

Mars kommt am 8. Mai in Opposition zur Sonne zu stehen (d. h. er ist in Länge um 180° von ihr entfernt, steht ihr also, von der Erde aus gesehen, gerade gegenüber) und erreicht damit für dieses und das kommende Jahr die für seine Beobachtung günstigste Stellung. Bei der größten Annäherung dieses unseres Nachbarplaneten an die Erde, die überhaupt eintreten kann, beträgt seine Entfernung von uns 7.7 Millionen Meilen und der Aequatordurchmesser seiner Scheibe 24.4 Bogensekunden. Bei der diesjährigen Opposition wird die geringste Entfernung des Planeten von der Erde 10.8 Millionen Meilen, sein Aequatordurchmesser dementsprechend 17.5 Bogensekunden betragen. Die bevorstehende Opposition wäre also als eine recht günstige zu bezeichnen, wenn nicht der Planet ziemlich tief am Himmel stände. Die größte Höhe über dem Horizont, die er bei seinem Durchgang durch die Mittagslinie täglich erreicht, beträgt nur 25 Grad! Es mag noch daran erinnert werden, daß bei besonders ruhiger und durchsichtiger Luft schon bei Benutzung mittlerer Fernrohre gewisse Oberflächendetails auf dem Mars besonders während der Zeit seiner Opposition gut sichtbar sind; die Anzahl der sog. „Kanäle" vollends scheint, wie in dieser Beilage schon des öfteren dargelegt wurde, geradezu umgekehrt proportional der Fernrohröffnung zu sein, wie es bei einem Phänomen, das in der Hauptsache auf undeutlichem Sehen, also auf physiologischer Täuschung beruht, von vornherein zu erwarten ist.

Jupiter kommt am 4. Mai in Konjunktion mit der Sonne zu stehen und bleibt daher zunächst noch unsichtbar. Da sich aber das Tagesgestirn ziemlich rasch von ihm in westlicher Richtung entfernt, ist er gegen den Schluß des Monats hin als hellglänzendes Gestirn für kurze Zeit am östlichen Morgenhimmel wahrzunehmen.

Saturn kommt am 24. Mai in Quadratur zur Sonne (Winkelabstand in Länge = 90°), am 26. Mai in Konjunktion mit dem Monde zu stehen. Er geht im Monatsdurchschnitt schon 1¾ Stunden nach Mitternacht auf und kann daher in der zweiten Hälfte der Nacht (im Sternbild des Wassermanns) beobachtet werden. Durch sein ruhiges, mattgelbes Licht ist er von den helleren Fixsternen seiner Umgebung leicht zu unterscheiden. Der diesen Planeten umgebende Ring bildet gegenwärtig eine sehr langgestreckte Ellipse, welche annähernd 6¼ mal so lang, als breit ist.

Uranus ist gegenwärtig langsam rückläufig im Sternbild des Schützen. Er geht im Monatsdurchschnitt schon

Digitized by Google

um 10¾ Uhr abends auf und kann somit fast die ganze Nacht hindurch als Sternchen 6. Größe — dem bloßen Auge also eben noch wahrnehmbar — beobachtet werden.

Neptun bleibt im Sternbild der Zwillinge, unweit des Sternes μ in demselben, nach wie vor fast unverrückt stehen. Da er im Monatsdurchschnitt schon um 10 Uhr nachts untergeht, kann er jetzt nur noch während der ersten Abendstunden beobachtet werden.

Sternschnuppen. Am 6. Mai — heuer also hinsichtlich des Mondlichtes zu einem günstigen Zeitpunkt — passiert die Erde alljährlich die Bahn eines ausgedehnten Sternschnuppenschwarmes, dessen Radiationspunkt im Sternbild des Wassermanns liegt, weshalb die von ihm kommenden Meteore als Aquariden bezeichnet werden. Ebenso finden alljährlich um die Mitte des Monats periodische Sternschnuppenfälle statt, die von dem Sternbild der nördlichen Krone auszustrahlen scheinen. Sporadische Sternschnuppenfälle von größerer oder geringerer Frequenz endlich sind während des ganzen Monats zu beobachten, sie kommen scheinbar aus dem Herkules, aus dem Schlangenträger, aus der Wage, aus dem Drachen und aus dem Pegasus.

-rt-

•

Röntgen-Kongreß.

II.

C. Berlin, 1. Mai. Heute vormittag 9 Uhr begannen die Verhandlungen. Einleitend besprach Prof. Dr. v. Leyden (Berlin) die Beziehungen der inneren Medizin zu den Röntgen-Strahlen. Die Röntgen-Durchleuchtung ist von großem Nutzen bei Knochen- und Gelenkkrankheiten, weiter für die Erkenntnis der Herzkrankheiten. Noch bedeutender ist die Röntgographie für die Erkenntnis der Arterienerkrankungen, ebenso für die Kenntnis der Lungenkrankheiten. Der Redner geht noch ein auf die Erkrankungen des Nervensystems und des Rückgrates. Die Photogramme der Gehirnerkrankungen stoßen auch heute noch auf große Schwierigkeiten. Mehr schon ist an den peripheren Nerven zu sehen, wenn diese verdickt, geschwollen oder mit Tumoren behaftet sind. Die Diagnose der Rückenmarkserkrankungen wird durch die Erwägung gefördert, daß eine Reihe dieser Erkrankungsformen mit Wirbelerkrankungen zusammenhängen.

Prof. Grunmach, Direktor des Röntgen-Instituts der Berliner Universität, zeigt an einem Röntgen-Photogramm die deutlich erkennbare geheilte Bruchstelle bei einem ersten Lendenwirbel. — Geh. Medizinalrat Hoffa (Berlin) bespricht den Einfluß des Röntgen-Verfahrens auf die Orthopädie. Großen Nutzen gewährt das Röntgen-Bild bei angeborenen Mißbildungen und für das klare Bild der pathologisch-anatomischen Veränderungen. Ganz unentbehrlich ist das Röntgen-Bild zur Diagnostizierung der tuberkulösen Spondilitis und für die Beurteilung der Frage, ob zweckmäßig einer unblutigen Behandlung von Hüftgelenkverrenkung eine blutige folgen muß. Das Röntgen-Bild führte auch zur Erkenntnis einer ganz neuen Deformität, der coxa vara (Verlust des normalen Schenkelhalswirbels).

Inzwischen ist von Geheimrat Röntgen auf die gestrige Huldigung folgende Antwort aus München eingegangen: „Für den mir vom Ausschuß des Kongresses im Auftrage der versammelten Teilnehmer gesandten Gruß danke ich verbindlichst. Ich bitte die Versicherung entgegennehmen zu wollen, daß ich von Bewunderung und Freude erfüllt bin über das, was die Arbeit anderer, von denen so viele auf dem Kongreß jetzt vereinigt sind, aus der Entdeckung der X-Strahlen gemacht hat."

Prof. Dr. Lenhartz vom Eppendorfer Krankenhaus in Hamburg und Dr. Kißling (Hamburg) äußern sich über den Nutzen des Röntgen-Bildes für die Lungenchirurgie. Von allgemeinstem Interesse sind die Ausführungen Lenhartz' über den Wert des Röntgen-Bildes für die Kranken mit Lungenbrand. Der Vortragende wurde mit Rücksicht auf die hohe Sterblichkeitsziffer von 75 bis 90 Prozent geradezu zur operativen Behandlung gedrängt. Auf diesem Wege erzielt er jetzt in 63 bis 64 v. H. der Fälle Heilung. Dieser Umschwung ist mit dem Röntgen-Bilde innig verwachsen. Der Redner kommt zum Schluß auf die Trugschlüsse zu sprechen, welche aus dem Röntgen-Bilde zu erwachsen vermögen. — Dr. Brauner (Wien) spricht zur radiologischen Durchleuchtung des Magens. — Privatdozent Dr. Holzknecht (Wien) ergänzt diese Ausführungen.

Die Anwendung des Röntgen-Verfahrens in der Zahnheilkunde erörterte Prof. Ritter (Berlin) an der Hand zahlreicher Lichtbilder. Er zeigt, mit welchem Erfolge die Röntgen-Aufnahmen zur Orientierung über die Lagerungsverhältnisse, die Beurteilung der Zahnentwicklung, das Studium der Architektur, die Auffindung von Abszessen heranzuziehen sind.

Nach einer Pause stellte Dr. Albers (Schönberg bei Hamburg) den Antrag, für das Gebiet der Röntgen-Wissenschaft eine einheitliche Nomenklatur einzuführen. Sodann beschäftigte sich mit der Diagnose der Nieren- und Ureterensteine Dr. Leonard (Philadelphia). Das Röntgen-Verfahren hat die Gefahr bei der Anurie außerordentlich herabgemindert, weil die Operation jetzt sofort an der richtigen Stelle einsetzen kann und die Anwesenheit und der Sitz weiterer Steine sich sicher ermitteln läßt. In der Debatte warnten Dr. Holzknecht (Wien) und Dr. Albers (Schönberg b. Hamburg) vor den vorhandenen Fehlerquellen bei der Diagnose, die, falls es sich gar nicht um Steine im Röntgen-Bilde handelt, zu außerordentlich schweren Folgen für den Patienten führen können.

Dr. Crzellitzer (Berlin) hat neue Versuche, betr. die Sichtbarkeit der Röntgen-Strahlen, angestellt. Die Versuche sollten die Frage lösen, ob Röntgen-Strahlen im Dunkelraume so auf das Auge wirken, daß sie körperliche Gegenstände erkennen lassen. Besonders beachtet wurde dabei die Frage, ob der gelbe Fleck im Auge etwa auf Röntgen-Strahlen reagiert. Die Versuche zeigten, daß erst Strahlenbündel von mindestens 2½ Millimeter Dicke einen Reiz hervorzubringen vermögen. Da der gelbe Fleck im Auge aber nur etwa 2 Millimeter im Durchmesser hat, so entfällt damit die Möglichkeit, Blinden auf diesem Wege Sichtbarkeit zu verschaffen. — Dr. Levi-Dorn (Berlin) zeigte unter großem Beifall etwas ganz Neues: kinematographische Röntgen-Bilder von Gelenken, welche in bisher ungeahnter Weise gestatten, die einzelnen Phasen der Bewegung zu studieren.

Von den folgenden Projektionsvorträgen war allgemeiner interessant eine Demonstration ägyptischer Mumien durch Dr. Albers (Schönberg-Hamburg). — Morgen finden physikalisch-technische Sitzungen statt.

•

34. Deutscher Chirurgen-Kongreß.

IV. (Schluß.)

Berlin, 29. April. Die heutigen Verhandlungen beginnen mit einem Stück aus der Unfallehre. Sodann wenden sich die Verhandlungen der von Herrn Bier (Bonn) erdachten neuen Methode, der Herstellung von Gefühllosigkeit des Körpers vom Rumpf abwärts durch Einspritzung gefühlsnervenlähmender Mittel in den Rückenmarkskanal bei Operationen zu. Herr Bier (Bonn) hat an der Verbesserung seines Verfahrens fortgesetzt weitergearbeitet und nach den methodischen Untersuchungen seiner Klinik ist das Verfahren von einem großen Teil seiner Schattenseiten hauptsächlich nach zwei Richtungen hin befreit, so daß er es jetzt mit leichterem Herzen der Allgemeinheit empfehlen kann. Anstatt des giftigen Kokain benutzt er jetzt das viel unschädlichere Stovain, und durch den Zusatz von Nebennierenpräparaten ist er dem großen Uebelstand begegnet, daß der lähmende Stoff sich zu weit nach oben im Rückenmarkskanal in die Nähe des Gehirnbezirkes verbreitet. — Das Verfahren ist jetzt mit verschwindend seltenen Ausnahmen stets wirksam und hat seine Vorzüge besonders bei geschwächten alten Leuten. Zum Schluß kommen noch einige Stücke der Blasenchirurgie zur Besprechung, besonders die Operationen bei Vergrößerung der Vorsteherdrüse, welche in den Ausführungen der Herren Czerny (Heidelberg), Kümmell (Hamburg), Lexer (Berlin), Preindlsberger (Agram), Israel (Berlin), Mirolich (Triest), Freudenberg (Berlin), Küster (Marburg), Riedel (Jena), Hock (Prag), Frank (Ber-

Digitized by Google

lin) ihre fast ausschließlich fachwissenschaftlich wichtige Erörterung finden.

In der Nachmittags-Sitzung berichtete Herr **Bier** (Bonn) über die von ihm zu Beginn des Kongresses in Behandlung genommenen, an frischen Eiter-Entzündungen an Kopf und Armen leidenden Patienten. Die Entzündung hat sich bei diesen Patienten durchaus günstig unter der Behandlung zurückgebildet und hat in einigen Fällen zu rascher Heilung, in keinem Fall zu einer Verschlimmerung geführt. In seinem Schlußwort führt er den Gedanken aus, daß die Ueberfüllung der Gewebe mit Blut, sei es nun auf dem Wege der Stauung oder auf dem der Vermehrung, durch Zuströmen des Blutes (Heißluftwirkung), deren Heilkraft sich so überaus erfolgreich gezeigt hat, nur eine Anwendungsform des Allgemeinbestrebens vorstellt, die natürlichen Hilfskräfte des Organismus zur Bekämpfung innerer und äußerer Störung heranzuziehen. Nachdem die Herren **Brodnitz** (Frankfurt a. M.), **Sprengel** (Braunschweig), **Hackenbruch** (Wiesbaden) Operationserfolge an Patienten vorgeführt haben, lehren die Verhandlungen zur **Blasenchirurgie** wieder zurück. — Ueber die Aussichten, welche gewisse **Leberleiden** der chirurgischen Behandlung bieten, hat Herr **Thöle** (Danzig) aus den vorliegenden Berichten der Operateure Aufschluß zu gewinnen gesucht. Zum Schluß berichtet Herr **Payr** (Graz) über Versuche einer neuen Nahtmethode der Leber mittelst durchlochter Platten aus Magnesium, welches sich in den Körpersäften auflöst. Herr **Neumann** (Berlin) zeigt ein Kind, welches er von einer sehr großen und ziemlich bösartigen Fettgeschwulst der Nierenfettkapsel befreit hat und Herr **Zondek** (Berlin) berichtet über Untersuchungen über die sogenannte Wanderniere und die Folgen der Lageveränderung. Endlich bespricht Herr **Albrecht** (Wien) die seltenen Geschwülste der Nebenniere, die nur fachwissenschaftliches Interesse bieten.

Zum Vorsitzenden des nächsten Kongresses hat die Deutsche Gesellschaft für Chirurgie Herrn **Körte** (Berlin) gewählt.

❦

Kleinere Mitteilungen.

∽ **Bibliotheken.** Eine **neue Anstellungsordnung** für den höheren Bibliothekdienst in **Bayern** ist soeben auf amtlichem Wege veröffentlicht worden. Dieselbe sieht vor allem die Ableistung eines einundeinhalbjährigen Vorbereitungsdienstes und Ablegung einer bibliothekarischen Fachprüfung vor. Von dieser Vorbereitungszeit kann die erste Hälfte an der Hof- und Staatsbibliothek, einer der drei Universitätsbibliotheken oder der Bibliothek der Technischen Hochschule in München, die zweite Hälfte muß an der Hof- und Staatsbibliothek abgelegt werden. Die Zulassung zum bibliothekarischen Vorbereitungsdienst erfolgt durch die Bibliothekvorstände. Während der zweiten Hälfte des Vorbereitungsdienstes sind für die Praktikanten Uebungen theoretischer und praktischer Art vorgesehen. Der erfolgreiche Abschluß dieser Vorbereitungszeit berechtigt zur Zulassung zur bibliothekarischen Fachprüfung, die sich auf die in den Uebungen behandelten Gebiete: Buchdruckerkunst, Buchhandel, Handschriftenwesen, Bibliothekwesen, Bibliographie und Sprachenkunde erstreckt. Die Zulassung zum Vorbereitungsdienst ist vom Nachweis eines Staatsexamens in den historisch-philologischen, den mathematisch-physikalischen Fächern oder der ersten juristischen Prüfung, die Zulassung der bibliothekarischen Fachprüfung außerdem vom Nachweis der erfolgten Promotion auf einer deutschen Hochschule abhängig, eine Bestimmung, von der nur in ganz besonderen Ausnahmefällen Dispens gegeben werden kann. Damit ist die Zulassung zum Bibliothekdienst in Bayern im wesentlichen mit den Anstellungsbedingungen an den preußischen Bibliotheken in Uebereinstimmung gebracht.

* **Aus Amerika.** Im Auftrage des Königs von Württemberg hat, wie schon an anderer Stelle des Blattes gemeldet, Generalmajor **Pfister** der John Hopkins-Universität eine vier Fuß hohe **Schiller-Büste** überreicht. In seiner Ansprache an die Vertreter der Universität sagte der General, er entledige sich des Auftrages, um Freundschaftsbande fester zu knüpfen, und er bringe von dem Staatsoberhaupte des Heimatlandes Schillers ein Zeichen aufrichtiger Freundschaft. Generalmajor Pfister wurde zum Ehrendoktor ernannt. Die Kuratoren der Universität sandten dem König von Württemberg ein Danktelegramm.

* **Von der Expedition Dr. Charcots.** Aus **Buenos Aires** wird gemeldet: Die argentinische Regierung hat das Schiff **Le Français**, mit dem Dr. **Charcot** seine Südpolarexpedition ausführte, angekauft, da sie beabsichtigt, an verschiedenen Punkten, wo die Expedition überwinterte, meteorologische Beobachtungsposten einzurichten. Dieser Kauf bedarf noch der Genehmigung des Kongresses. Es heißt, Dr. Charcot werde damit beauftragt werden, eine für den kommenden November geplante neue Forschungsreise zu führen. Dr. Charcot und seine Begleiter werden sich am 8. Mai an Bord der Algérie nach Frankreich einschiffen.

et. **Aus Frankreich.** Der frühere Generalgouverneur von Französisch-Indochina, Paul **Doumer**, ist von der Pariser Geographischen Gesellschaft durch Verleihung ihrer goldenen Medaille ausgezeichnet worden. Diese Anerkennung ist dadurch verdient, daß Doumer für die wissenschaftliche Erforschung des französischen Kolonialgebietes in Hinterindien außergewöhnlich viel getan hat, namentlich durch die Begründung staatlicher Anstalten, die zur planmäßigen Erkundung des Gebietes in klimatologischer, naturwissenschaftlicher, ethnographischer und archäologischer Hinsicht verpflichtet sind.

* **Archivwesen.** Der bisherige Archivar am kgl. Archiv in Danzig Dr. Max **Bär** ist zum Archivdirektor daselbst ernannt worden.

❦

Hochschulnachrichten.

p. Tübingen. Der Privatdozent Prof. Dr. **Lüthje**, erster Assistenzarzt der medizinischen Klinik, hat von **Erlangen** einen Ruf als außerordentlicher Professor der inneren Medizin und Leiter der Poliklinik erhalten, dem er Folge leisten wird.

H. Heidelberg. Der etatsmäßige außerordentliche Professor der Geographie an der hiesigen Universität Dr. Alfred **Hettner**, welcher vor kurzem den Ruf als Ordinarius an die Universität Breslau abgelehnt hat, erhielt den Titel „ordentlicher Honorarprofessor". — Professor Dr. Julius **Hatschek** (Staatsrecht) folgt der Berufung an die Posener Akademie erst zum nächsten Wintersemester und hält in diesem Sommer noch Vorlesungen an der Ruperto-Carola. — Die Universität begeht die 100. Wiederkehr des Todestages Schillers am Dienstag abend durch einen Festakt im großen Museumssaale. Die Gedenkrede hält Geh. Rat **Windelband**.

* **Berlin.** An der Schiller-Gedächtnisfeier der Berliner Universität, die am 9. Mai, vormittags 11 Uhr, im kgl. Opernhause stattfindet, werden der Reichskanzler und die offiziöse Welt teilnehmen. Das Programm lautet: 1. Dithyrambe, Dichtung von Schiller, komponiert für Tenorsolo, sechsstimmigen Chor und Orchester von Max Bruch (op. 39), ausgeführt von dem Chor und der Kapelle der kgl. Oper unter Leitung des ersten Kapellmeisters Dr. Muck; Tenorsolo kgl. Opernsänger Karl Jörn. 2. Festrede von Professor Dr. Erich **Schmidt**. 3. Reiterlied aus Wallensteins Lager, vorgetragen von einem aus Studierenden gebildeten Chor unter Leitung des Professors Dr. Friedländer.

hc. Der Privatdozent der Zoologie an der **Berliner** Universität, Professor Dr. Ludwig **Plate**, ist an Stelle des verstorbenen Prof. Dr. Nehring zum etatsmäßigen Professor für Zoologie an der Berliner Landwirtschaftlichen Hochschule ernannt worden.

hc. **Zürich.** In der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität sollen drei neue Lehrstühle errichtet werden: für Hautkrankheiten und Syphilis, für physikalische Heilmethoden und für gerichtliche Medizin.

Digitized by Google

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Adolf Pichlers Tagebücher.*)

Angezeigt von Richard Maria Werner.

„Aus Tagebüchern!“ Diese Ueberschrift könnte ich eigentlich auf alle meine Werke setzen. (S. 285.)

„Einen der gefährlichsten Menschen, die ihm je vorgekommen sind“, nannte der Statthalter Graf Bissingen einmal den Dichter Adolf Pichler. In gewissem Sinne hatte dieser Vertreter des Bachischen Regierungssystems sicherlich nicht unrecht, denn allerdings läßt sich eine durchaus originelle Persönlichkeit in das normale Gefüge eines reaktionären Staatengebildes nicht einzwängen und wird immer wie ein kolossaler erratischer Block mitten in einer sanften, wohlbebauten Ebene sich ausnehmen. Adolf Pichler aber ragt aus der reichen Zahl eigenartiger Gestalten, die Tirol im 19. Jahrhundert hervorbrachte, durch einsame Größe bedeutsam hervor. Er ging immer, unbekümmert um Rücksichten und Wohlmeinung, fest in sich und geleitet von einer klar errungenen Ueberzeugung, seinen Weg wie er ihm paßte, auch wenn er sich dadurch Mißdeutungen aussetzte. Wie Hebbel hätte er von sich sagen können, er sei eine eckige Eins, besser als eine runde Null. Freilich hatte das zur Folge, daß er dadurch leicht verkannt wurde und lange trotz seiner Bedeutung abseits stehen mußte. Zum Diplomatisieren, zum Freundschafteln und Anbinden war ihm jedes Talent versagt; rückhaltlos sprach er seine Meinung aus, weil sie aus einer großen Weltanschauung hervorging, wenn er dadurch auch nach allen Seiten anstieß. Und doch war er im Grunde eine warmfühlende, keineswegs schroffe Natur. Selbst in seinem Alter machte sich die Kindlichkeit seines Wesens fühlbar und zeigte sich der merkwürdige Kontrast, den wir auch bei Friedrich Hebbel beobachten können. Die beiden Männer, nur sechs Jahre im Alter verschieden, standen eine Zeitlang auch in persönlichen Beziehungen, glichen sich aber in vielfacher Hinsicht, so sehr Abstammung und Bildung sie voneinander abhoben. Beide waren bei aller Abneigung gegen die systematische Philosophie doch erfüllt von reichen philosophischen Ideen, beide trotz ihrer äußerlichen Stachlichkeit, ihres scharfen, oft verletzenden Urteils, ihrer vielfachen Schroffheiten andererseits so einfach, schlicht und naiv, daß wir ihrer Genialität manches zugute halten. Hebbels dichterische Begabung umfaßte freilich ein viel weiteres Gebiet und äußerte sich mehr in großen Formen als die Pichlers, dem dafür seine wissenschaftliche Tätigkeit auf anderem Felde seine Bedeutung vergrößert. Hebbel hatte sich in mühsamer Selbstbildung einen weiten Blick errungen, Pichler dafür beherrschte souverän die antiken und modernen Sprachen und Literaturen, die Naturwissenschaften und andere Fachkenntnisse, war Gelehrter und Lehrer wodurch sich die hohe Spannung seines Inneren leichter Luft machen konnte. Bei Hebbel wie bei Pichler steht das nationale Fühlen im Mittelpunkte und weist ihnen die politische Stellung an, ohne daß sie dadurch auf Abwege geführt würden; beide sind tief religiös, aber konfessionell frei, beide liberal und doch konservativ. Und noch eines haben sie gemeinsam: sie werden sich selbst zum Gegenstand der Reflexion, der Beobachtung, ja der historischen Betrachtung.

Die Aehnlichkeit zwischen beiden wird recht sinnfällig, wenn man Pichlers eben erschienenes, nachgelassenes Werk „Aus Tagebüchern, 1848—1849“ liest und dabei an Hebbels „Tagebücher“ denkt. Pichler hat bekanntlich schon im Jahre 1892 den Anfang seiner Memoiren unter dem Titel: „Zu meiner Zeit. Schattenbilder aus der Vergangenheit“ bei Liebeskind in Leipzig erscheinen lassen, keine Selbstbiographie, wohl aber wichtige Beisteuer für seinen künftigen Biographen: Geständnisse, Bildungsmomente, alte Dokumente und Briefschaften geben ein zwangloses, aber reizvolles Ganze und lassen uns erkennen, wie sich das Individuum Pichler bis zu seinem dreißigsten Lebensjahr entwickelte. Die neue Publikation, die er selbst noch für den Druck vorbereitete, setzt nun diese Memoiren in gleicher Weise für das weitere halbe Jahrhundert fort. Wieder erfahren wir vieles aus seinem äußeren und inneren Leben, wieder aber streift er manche traurigen Erfahrungen nur mit einem andeutenden Wort, so besonders sein Eheleben, das Schicksal seines Sohnes, dessen Tod nur in einem Brief an mich, den Pichler ins Tagebuch aufnahm, mit einer kurzen Aeußerung erwähnt wird. Oft gleitet Pichler über ganze Jahre rasch hinweg, um dann wieder bei einzelnen Ereignissen länger zu verweilen oder Gestalten seines Verkehrs in eingehender Charakteristik dem Leser nahezurücken. Einmal schrumpfen die Angaben zu schlagwortartigen Notizen zusammen, dann wieder erhalten wir abgerundete Essays; manches ist wie aus einem größeren Zusammenhang, den wir nur nachfühlen können, während er dem Schreiber klar vor Augen steht, zu nachdenklicher Erwägung herausgehoben, manches hingegen ausführlich dargestellt. So macht das Buch ganz den Eindruck wie ein Gespräch mit Pichler, dessen ich mich freilich nur ein paarmal erfreuen konnte, aber mit voller Lebhaftigkeit erinnere. Da fluteten auch durcheinander Erinnerungen, kurzpointierte Aussprüche, Urteile über Personen und Richtungen, dann holte Pichler wohl ein Blättchen hervor und las eines seiner neuen Gedichte, oder er brachte ein altes Büchlein und sprach von einem Tiroler Autor, den er genau gekannt hatte. Man merkte bei dem

*) Aus Tagebüchern 1849—1899 von Adolf Pichler. München und Leipzig 1905 bei Georg Müller.

Digitized by Google

Greis keine Müdigkeit, staunte vielmehr über den inneren Reichtum, der sich in einem wohlgenützten langen Leben angehäuft hatte. Auch seine Briefe, von denen verschiedene an Alois Brandl, an Moriz Necker, an mich, den Tagebüchern einverleibt sind, zeigten denselben Charakter. Sie sind nicht stilisiert, haben aber einen großen Stil; sie geben den Ausdruck augenblicklicher Stimmung, erfreuen aber fortwährend durch weite Ausblicke; sie mischen das Einfache mit dem Bedeutsamen, so daß man sagen kann: in allen seinen schriftlichen und mündlichen Aeußerungen macht sich immer der ganze Pichler fühlbar mit allen seinen Vorzügen und auch seinen menschlichen Schwächen.

Die „Tagebücher“ schließen an die Erinnerungen „Aus meiner Zeit“ an, nur muß man noch das Bändchen Erinnerungen aus den März- und Oktobertagen 1848 „Das Sturmjahr“ als ergänzendes Mittelglied hinzunehmen. Hatte Pichler früher sein Leben bis zum Abschluß seiner Jugend erzählt, die mit dem großen Erneuerungsjahr Oesterreichs zusammenfiel, so verfolgt er es jetzt vom Eintritt in den Beruf bis nahezu an seinen Tod; dort das Ringen um die Entwicklung, hier die Resultate. Man begegnet tiefempfundenen Totenkränzen, die von Pichlers Liebe geflochten sind, so für das „Bogener Burgele“ (Walpurga Schindler), für Kaspar Speckbacher, Marie Engl und andere, man trifft aber ebenso böse Nachreden, die einzelnen Tirolern, z. B. Ignaz Zingerle oder Wildauer, gehalten werden und Pichler als kräftigen Hasser erweisen;[1]) über manche bekannte Persönlichkeit, wie z. B. Pater Greuter, erfahren wir interessante Anekdoten, von anderen bezeichnende Züge. Kleine abgerundete Aufsätze beschäftigen sich mit dem Aphorismus, der Allegorie, aus sehr vielen Details entnehmen wir Pichlers Stellung zu Dichtern und Künstlern alter wie neuer Zeit, manchen Beitrag kann die vergleichende Literaturgeschichte aus gelegentlichen Andeutungen gewinnen. Für die Entstehungsgeschichte von Pichlers eigenen Dichtungen, für seine künstlerischen Absichten und wissenschaftlichen Arbeiten ist mancher Eintrag wichtig, während manche frische Anekdote, mancher liebliche Zug besonders aus der Beobachtung seines kleinen Enkels dem Lehrer reine Freude bereitet. Am zahlreichsten aber sind die Aeußerungen, die Pichlers erste Auffassung der Kunst dartun. So sagt er einmal: „Der ethische Gehalt unterscheidet den Dichter vom Virtuosen“, dann: „Das Einzelne beschränkt und verwirrt, dem zu entgehen, muß man es in das Allgemeine erheben; das tut die Wissenschaft durch den Begriff der Gattung, die Kunst durch die Idee“, oder „Geschichte und Natur predigen die Lehre der Vergänglichkeit, aber darüber leuchtet das Evangelium des Ewigen, ja es gibt ein solches, es ist!“ „Das Talent kann alles, was es will; das Genie muß alles, was es kann.“

Es liegt mir ferne, aus dem reichen Schachte der „Tagebücher“ die wertvollsten Stufen herausbrechen zu wollen, mir kommt es ja nur darauf an, den Leser auf ein bedeutsames Werk hinzuweisen und ihn zu eigenem Genießen einzuladen. Die Tagebücher Pichlers können ebensowenig wie jene Hebbels bei einmaliger Lektüre ausgeschöpft werden, man muß sie wiederholt, in verschiedenen Stimmungen vornehmen, um den einzelnen Gedanken, die sie erregen, mit Selbständigkeit nachzuhängen, dann aber wird man sie immer höher schätzen und gerne in seiner Nähe haben. Natürlich bedingt der ganze Charakter des Buches manche Wiederholung — am stärksten S. 252 im Vergleich mit S. 53 ff. —, aber das stört keineswegs; man nimmt auch manchen derben Ausdruck ruhig hin, weil er charakteristisch ist, und lacht froh über manchen treffenden Witz, so wenn es heißt: „Man weiß in Tirol dafür zu sorgen, daß die Bäume nicht über das Kirchendach wachsen“, oder über ein frisches Schnadahüpfl wie:

Daß 's Busseln an Bart macht,
Dös ist lei nit wahr,
Sonst hätt' ja mein Dirndl
's ganz' Gsicht voller Haar.

kommen auch Geständnisse der Müdigkeit, der Todessehnsucht gleich jenen beiden: „Wie ein Rabe Odhins sitze ich im Nebel auf meinem Felsen und schaue in die Zukunft und bin froh, daß ich sie nicht mehr erleben werde“, und „Wie lechzt mein Gaumen nach einem Becher Lethe, ach er wird mir aus der Hand geschlagen, wenn ich ihn zu den Lippen führe“, trotzdem bleibt der Gesamteindruck ein erhebender und kräftigender; die Ueberzeugung stellt sich ein, daß Pichler Optimist war und ein Recht hatte, von sich zu sagen, daß er sich aus den schweren Kämpfen seines langen Lebens „einiges echtes Gold“ gerettet habe.

Wir dürfen es seiner Tochter danken, daß sie die Ausgabe der Tagebücher mit Pietät durchgeführt und durch sorgsame Register besonders brauchbar gemacht hat, und müssen nur wünschen, das Publikum möge durch lebhafte Teilnahme das Erscheinen der „Gesammelten Werke“, deren dritten Band die Tagebücher bilden, ermöglichen. Die Verehrer rüsten dem Meister ein Denkmal von Marmor, sein Denkmal für das deutsche Volk hat er sich selbst bereitet, denn er schließt am Weihnachtstage 1899 seinen Rückblick mit den Worten: „meine Schriften sind allen gewidmet, die sich daran erfreuen und erheben wollen.“

Lemberg, November 1904.

[1]) Er sagt einmal: „Ohne Gedächtnis kein Charakter und kein Charakter ohne die Fähigkeit tödlichen Hasses.“

Deutsches Leben in Südamerika

Von Wilhelm Lacmann.

XII. (Schluß.)

Ich habe, als ich den Lesern über das Deutschtum in Porto Alegre berichtete, von dem bei uns Deutschen so vielfach zutage tretenden Mangel an nationalem Stolz gesprochen und von unserem Hang, mit fremdem Wesen schön zu tun. In der Tat, wir haben gar nicht nötig, nach Porto Alegre zu gehen, um diesen Zug deutscher Art zu erkennen, wir brauchen nur einmal auf einem deutschen Tennisplatz zuzuhören, wie sich unsere Damen und Herren die, ach, oft so störrischen Zungen an den tückischen Hindernissen angelsächsischer Laute zu brechen riskieren, obgleich ihnen für jeden Ausdruck ein einwandfreier deutscher Ersatz zu Gebote steht. Ein winzig kleiner Zug scheinbar, und doch für den, der alles sich zum Ganzen weben sieht, bezeichnend genug. Um so verwunderlicher mag die Hartnäckigkeit erscheinen, mit der in den Kolonien Südbrasiliens die Deutschen ihr Volkstum bewahrt haben

Worin sollen wir die Gründe dieser Tatsache suchen?

Eine wichtige Rolle spielt in dieser Beziehung jedenfalls der konservative Geist unseres Bauernstandes, der weniger gern und leicht als der an Veränderungen gewöhntere, zu Veränderungen geneigtere Städter Altüberkommenes aufgibt. Und die Siedler, die die alten deutschen Kolonien Südbrasiliens schufen, bestanden zum weitaus überwiegenden Teile aus Kleinbauern und Bauernknechten. Freilich sind auch Städter — Handwerker, Arbeiter, Angehörige der gebildeten Klassen — aus Deutschland in die Kolonien gekommen. Doch waren sie, wie gesagt, in der Minderzahl. Auch haben sich die meisten von ihnen, weil sie sich in das Ansiedlerleben nicht finden konnten, gerade so wie heute in die Städte verlaufen.

Allein in diesem Umstande, in dem Ueberwiegen des Bauernstandes unter den alten Ansiedlern, liegt nicht der einzige Grund der Erhaltung des Deutschtums in den südbrasilischen Kolonien. Haben doch in Nordamerika von deutschen Bauern gegründete Niederlassungen binnen kurzer Zeit ihr Volkstum aufgegeben. Warum nicht auch in Brasilien? Man sagt, die Erklärung liege in der nahen Verwandtschaft der deutschen Rasse mit der angelsächsischen, der Grundverschiedenheit jener von der lusobrasilischen Zweifellos hat dieser Umstand einen großen Einfluß auf die Entwicklung der Dinge ausgeübt. Aber noch manches andere spielt mit.

Digitized by Google

Zunächst war jedenfalls die Geschlossenheit und Abgeschlossenheit der deutschen Kolonien von außerordentlicher Bedeutung. Auf ausgedehnten Ländereien, die teils die Staatsregierung, teils Privatleute besiedelten, wurden in langen Pikaden deutsche und nur deutsche Kolonisten ansässig gemacht. Manche von ihnen oder ihren Kindern sind später aus den Koloniegebieten weitergewandert. Die einen haben sich, einem Hang zur Einsamkeit folgend, in tiefer Wildnis niedergelassen und dort ihre Rossa geschlagen und bebaut. Andere sind hinausgezogen, im Urwald ein abenteuerliches Jägerdasein zu führen, sind zu Waldläufern geworden, die es in ihrem Handwerk selbst den eingeborenen Bewohnern der Wildnis zuvortaten. Wieder andere haben sich unter den Brasiliern, auf dem Kamp oder in den Städten eine Lebensstellung gesucht. Alle diese aber oder ihre Nachkommen sind naturgemäß dem Deutschtum verloren gegangen, ausgenommen vielleicht, wenn sie in der neuen Heimat wiederum an einem Kreis von Stammesgenossen einen Halt fanden. In den geschlossenen Siedelungen aber entwickelte sich ein rein deutsches Leben. Der Handel, soweit er den unmittelbaren Geschäftsverkehr mit den Kolonisten zum Gegenstand hatte, kam in deutsche Hände. Die großen Privatkolonien in Santa Catharina: Dona Franzisca und Blumenau, gehörten Deutschen und standen demgemäß unter deutscher Verwaltung. Aber auch den Regierungskolonien wurden zum großen Teil deutsche Direktoren gegeben. So waren diese Gebiete fremdem Einfluß kaum zugänglich. Eine ganz augenfällige Folge hiervon ist die, von der ich schon erzählt habe: daß in manchen Gebieten der deutschen Siedelung die Nachkommen der Neger, die sich dort vereinzelt als Tagelöhner oder Knechte niedergelassen haben, häufig keine andere Sprache sprechen als Deutsch, und zwar genau die gleiche Mundart wie die kolonieeingesessenen Bauern.

Die Siedelungen schlossen sich um so fester gegen den Einfluß der brasilischen Umgebung ab, als die Lebensverhältnisse der brasilischen Nachbarn von denen der deutschen Kolonisten so ganz und gar verschieden waren. Jene lebten auf dem Kamp als Viehzüchter oder Knechte, Tropeiros oder Carreteiros, im Urwald von Jagd, Fischfang und einer nur sehr beschränkten und ganz roh betriebenen Feldwirtschaft und immer, soweit es sich um die Masse des Volkes handelt, in den allerkümmerlichsten Lebensverhältnissen, in Hütten, die an Dürftigkeit denen der seßhaften Indianer wenig nachgaben. Die Deutschen dagegen schufen sich als Bauersleute in harter Arbeit nach und nach Verhältnisse, die ihnen eine ungleich höhere Lebenshaltung, ein behagliches, oft wohlhäbiges Dasein ermöglichten. So gewöhnten sie sich daran, auf ihre lusobrasilischen Nachbarn herabzusehen, für die sich namentlich bei den Kolonisten in Santa Catharina die verächtliche Bezeichnung „Caboclo", d. h. Halbindianer, einbürgerte. Ihnen gegenüber nennen sich die Nachkommen der deutschen Einwanderer heute noch ihrer brasilischen Staatsangehörigkeit ungeachtet mit Selbstbewußtsein „Deutsche".

Welch ungeheuren Einfluß gerade der eben erörterte Umstand, die Verschiedenheit der Lebensverhältnisse des eingewanderten und des einheimischen Elementes, ausgeübt hat, das beweist am besten der Umstand, daß da, wo diese Verschiedenheit nicht vorhanden ist, sich eine allmähliche Anpassung der Deutschen an das brasilische Volkstum vollzieht. Das gilt nicht nur für die großen Städte, in denen die brasilische Bevölkerung den Stamm und die überwiegende Mehrheit bildet und deren Zuzug dem städtischen Auswandererelement angehört. Aehnlich wie dort verhält es sich auch da, wo innerhalb der deutschen bäuerlichen Siedelung bedeutendere Verkehrsplätze herangewachsen sind, deren Geschäftswelt sich teilweise aus einheimischen Kreisen ergänzt. Von dem Städtchen Sao Leopoldo z. B. schreibt noch Gerstäcker in seinem im Jahre 1863 erschienenen Werk „Achtzehn Monate in Südamerika"[1]): „Wenn ich nicht gewußt hätte, daß ich in Brasilien wäre, an der Stadt selber hätte ich es wahrlich nicht gemerkt." Den Eindruck, den ich von Sao Leopoldo empfangen habe, könnte ich mit ähnlichen Worten ungefähr im entgegengesetzten Sinn ausdrücken. Ich war von dem undeutschen Anstrich dieser ursprünglich deutschen Stadt geradezu betroffen. Namentlich unter dem jetzt heranwachsenden Geschlecht macht sich die Neigung, zum brasilischen Volkstum überzugehen, in ganz außerordentlichem Maße geltend. Aber seit Gerstäcker die Stadt gesehen hat, sind eben mehr als 40 Jahre vergangen, und die Zeiten haben sich geändert. In den ländlichen Gebieten der Kolonie Sao Leopoldo dagegen, in denen das Deutschtum geschlossen geblieben ist, hat seit den 80 Jahren ihres Bestehens das fremde Volkstum nicht einen Schritt Boden gewonnen.

Auch die brasilische Regierung hat die Bedeutung, die gerade der Geschlossenheit der deutschen Siedelungen innewohnt, wohl erkannt. Da ihr die Erhaltung der deutschen Stammeseigenart in den Kolonien begreiflichermaßen unwillkommen ist, so hat sie für die in neuerer Zeit von ihr angelegten Niederlassungen den Grundsatz der gemischten Siedelung eingeführt. Allerdings suchen sich dort, wie ich schon erwähnt habe, die Stämme nach Möglichkeit auf gewissen Landstrichen zusammenzufinden. Doch ist die Rechnung der Regierung nicht schlecht. Die portugiesische Sprache bricht sich naturgemäß in den gemischten Kolonien als allgemeine Umgangssprache Bahn. Und so erscheint es außerordentlich fraglich, ob in jenen Niederlassungen die deutschen Ansiedler ebenso an ihrem Volkstum festhalten werden, wie dies in den alten Kolonien der Fall ist.

Dort ist in der Tat das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Volke so lebendig geblieben, daß die Kolonisten heute noch nicht nur einander, sondern auch den Einwanderer aus Deutschland als „Landsmann" bezeichnen. Nur zur Unterscheidung von den eingesessenen „Deutschen" wird der Einwanderer in Rio Grande „Deutschländer" genannt. Daß der Nachschub aus der Heimat seinerseits wieder einen außerordentlich wichtigen Umstand für die Erhaltung des Deutschtums gebildet hat, liegt auf der Hand; um so mehr als die Zuwandernden in der Regel das Uebergewicht höherer Bildung auf ihrer Seite hatten. Für die Frage der Erhaltung des Deutschtums in Südbrasilien liegt daher ein sehr bedenkliches Moment in der Tatsache, daß der Zuzug aus Deutschland heute in dem einen Hauptgebiet der deutschen Siedelung, dem Staate Rio Grande do Sul, nur noch äußerst spärlich fließt.

Immerhin sprechen in einem der Erhaltung des Deutschtums günstigen Sinne nach wie vor noch andere Umstände mit. Dahin gehört vor allen Dingen das Schulwesen in den deutschen Niederlassungen Südbrasiliens. Allenthalben bestehen dort Schulen, teils Gemeindeschulen, teils Schulen der brasilischen Regierung. In den Gemeindeschulen, die von den Kolonisten durchweg bevorzugt werden, ist die Sprache des Unterrichts das Deutsche. In den Regierungsschulen soll der Unterricht offiziell in portugiesischer Sprache erfolgen. Doch zwischen dem, was sein sollte, und dem, was wirklich ist, muß man in Brasilien unterscheiden. Wie schon gesagt, liegt die Sache so, daß auch in den Regierungsschulen wenigstens der ländlichen Gebiete der Lehrer sich in weitem Umfange der deutschen Sprache bedient. Anders könnte er sich den Kindern oft gar nicht verständlich machen. Außerdem aber findet der Staat gerade für jene den größeren Verkehrsmittelpunkten fern gelegenen deutschsprachlichen Gebiete gar nicht genug Lehrer, die der portugiesischen Sprache mächtig wären. Darum nimmt man es wohl oder übel mit diesem Erfordernis nicht sehr ernst und achtet vor allem darauf, daß der Lehrer ein gesinnungstüchtiger Anhänger der herrschenden Partei ist. So kommt es, daß in den alten deutschen Kolonien heute noch viele Leute die portugiesische Sprache gar nicht oder nur in sehr geringem Maße beherrschen.

Dieser Umstand hat fraglos seine ungünstigen Seiten. Nicht nur, daß sich dem Einzelnen ungleich bessere Bedingungen des Fortkommens bieten, wenn er des Portugiesischen mächtig ist. Auch die Möglichkeit, daß das deutsche Element einen politischen Einfluß gewinne, wird durch

[1]) 8. Bd. S. 236.

Digitized by Google

die Unkenntnis der Landessprache ungünstig beeinflußt. Auf der anderen Seite dringt die verbreitete Kenntnis des Portugiesischen die Gefahr mit sich, daß diese Sprache die deutsche ganz und gar verdränge, zumal die Kinder zu ihrer Bevorzugung schon deswegen neigen, weil sie ihrer Zunge geringere Schwierigkeiten entgegensetzt.

Gerade in diesem Zwiespalt ist vielleicht dem in den deutschen Kolonien Südbrasiliens so entwickelten Vereinsleben ein noch wichtigerer Einfluß vorbehalten, als es ihn jetzt schon ausübt. Wir lachen ja gern in einer Art Selbstbespottung über den deutschen Vereinstrieb, der auf der südlichen Hälfte der Erdkugel eine Fülle genau der gleichen Turn-, Gesang-, Schützen- und Kegelvereine und -vereinchen hat emporwachsen lassen, wie wir sie in Deutschland um uns sehen. Indessen haben gerade dort, inmitten eines fremden Volkstums, diese deutschen Vereine eine große Bedeutung. Eben weil sie etwas spezifisch Deutsches sind, festigen sie das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den Mitgliedern und des Gegensatzes gegen die fremde Umgebung. In ganz besonderem Maße wohnt diese Bedeutung den deutschen Gesangvereinen inne. Schließt diese doch schon ihr Zweck, die Pflege des deutschen Liedes, ganz von selbst gegen alles Nichtdeutsche ab. Und gerade die Form der Geselligkeit, die sich in die Gestalt des Gesangvereins kleidet, hat unter unseren Landsleuten einen guten Boden. Der Deutsche mag alles hinter sich geworfen haben, was ihm im Leben lieb und wert war, er mag mit der ganzen Gesellschaftsordnung unserer Welt im Hader liegen, die Freude an seinem Lied nimmt er in den fernsten Weltteil mit. Wie oft habe ich da drüben Weisen erklingen hören, die vom Brunnen vor dem Tore sangen oder von dem Mühlenrad im kühlen Grunde oder dem Wandersmann im Krug zum grünen Kranze. Und unvergeßlich wird mir eine Nacht bleiben, in der am Schanktisch einer Kolonie-Vende im tiefen Urwald ein Kreis schlapphutbedeckter, barfüßiger oder sporenklirrender Gesellen beisammen saß und um die Mitternachtsstunde die Stimmen zu dem Lied erhob: „O alte Burschenherrlichkeit". Es waren fast alle alte Akademiker, die ihr Schicksal hierher verschlagen hatte. Wahrhaftig, ein stimmungsvolleres Bild, die mutatio rerum zu veranschaulichen, könnte keine Phantasie ersinnen.

*

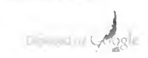
Zurück zu der eingesessenen Bevölkerung der deutschen Kolonien. Sie hat harte Zeiten durchzukämpfen gehabt, in dem fremden Lande ihr Dasein zu begründen. Diese Zeiten haben dem Charakter des Volkes ihren Stempel aufgedrückt. In doppelter Beziehung ist dies der Fall. Jene Einwanderer, die über das Weltmeer kamen, haben am eigenen Leibe erfahren, was es heißt, in unbekannte Verhältnisse versetzt zu sein; sie haben begreifen lernen, wie hilflos da oft der einzelne und wie sehr bisweilen der eine auf den anderen angewiesen ist. Das hat die Kolonisten hilfsbereit gemacht. Sie unterstützen den Neuling, der sich unter ihnen niederläßt, willig mit Rat und Tat, wo er allein nicht mehr weiter kann. Und der Fremde, der an einem Tor Einlaß begehrt, wird gewiß nicht von dannen gewiesen. Bezahlung darf er für die Beherbergung gar nicht anbieten, das würde ihm, wenigstens in den allermeisten Fällen, sehr übel genommen. Denn die Gastfreundschaft halten die deutschen Ansiedler Südbrasiliens ebenso wie die einheimische Bevölkerung hoch. Aus der Aufnahme eines Fremden wollen sie kein Geschäft machen. Auf dem Punkt aber, wo der andere füglich eine unentgeltliche Unterstützung mehr verlangen kann, wo das Geschäft beginnt, hört bei dem Kolonisten die Gemütlichkeit und die Biederkeit auf. Geht er einen Handel ein, so soll ihm der auch Vorteil bringen, soll ihm „Rechnung machen", wie er sich ausdrückt. Und weil der Einwanderer, der sich neben alten Ansiedlern niederläßt, notwendigerweise in die Lage kommt, Geschäfte mit ihnen abzuschließen, muß er regelmäßig gehörig bluten. Es ist eine gar nicht wegzuleugnende Tatsache, daß gerade in den neuangelegten Siedelungen, die Zuzug aus Europa haben, die neuen Kolonisten von den alten als eine Art Ausbeutungsgegenstand betrachtet werden. Der menschliche Egoismus tritt uns überhaupt in den südbrasilischen Niederlassungen in sehr schroffer Form entgegen. Das ist auch gar nicht zu verwundern. Die Verhältnisse bilden den Menschen. Geradeso wie sie gewisse altruistische Triebe in ihm zeitigen, wo die Gesamtheit deren bedarf, wie sie beispielsweise in einem Lande mit unentwickelten Verkehrsverhältnissen eine weitgehende Gastfreundschaft entstehen lassen, geradeso entwickeln sie auch die in unserer Seele liegenden egoistischen Uranlagen um so schärfer, je schwerer und selbständiger der Einzelne um sein Dasein kämpft. Kein Wunder also, wenn der südbrasilische Kolonist hart und eigensüchtig geworden ist.

Daß dies der Fall, warum sollte man das verschweigen? Oder warum gar das Gegenteil behaupten? Freilich, die Wahrheit, mag sie noch so menschlich sein, hat oft kein gerade sympathisches Gesicht. Dann schminkt man ihr gar zu gern den Ausdruck um. Unter uns Deutschen zumal ist die Unsitte sehr verbreitet, da, wo es sich um eine Darstellung deutscher Verhältnisse handelt, an die Stelle einer möglichst aufrichtigen Wiedergabe der Tatsachen eine patriotisch klingende Schönrednerei treten zu lassen, die in Wirklichkeit, weil sie unsere Selbsterkenntnis fälscht, so unpatriotisch ist wie nur möglich. In seinem Werke „Dona Francisca, Hansa und Blumenau" schreibt Gernhard:[2]) „Wie der Vendist ein großes Vertrauen bei seinen Kolonisten genießt, so erweist er sich mit ganz vereinzelten Ausnahmen auch dessen würdig. Es steckt in dem in den südbrasilischen Kolonien vorhandenen Kaufmannsstande ein sehr reeller Kern, der das ihnen auf Treu und Glauben entgegengebrachte Vertrauen in einer Ausdehnung rechtfertigt, welche in sich eine auf gesunder, streng rechtlicher Grundlage vor sich gehende Entwicklung von Handel, Landwirtschaft und Handwerk verbürgt." Das Verhältnis zwischen Kaufmann und Bauer wird als „zwar etwas patriarchalisch, aber tatsächlich recht gesund" bezeichnet. Ich mochte mir drüben einmal den Spaß, diese Stelle einem Kreise von Leuten, die inmitten jener Verhältnisse stehen, vorzulesen, und erzielte einen ungeheueren Heiterkeitserfolg. Ich habe schon davon gesprochen, wie gerade in den Siedelungen von Santa Catharina, auf die sich Gernhards Ausführungen in erster Linie beziehen, die allgemeine Geschäftspraxis der Vendisten auf Tauschverkehr mit den Kolonisten abzielt, wie es das innige Bestreben jener Kaufleute ist, den Bauern so wenig bares Geld wie nur möglich in die Finger kommen zu lassen, wie in manchen Gebieten dieser Umstand die vollständige wirtschaftliche Niederlage des Kolonistenstandes zur Folge gehabt hat. Wahrhaftig, wenn das wirtschaftliche Leben der Santa Catharinenser Siedelungen einen wunden Punkt hat, so liegt er in der Art und Weise, wie die Kaufleute ihre wirtschaftliche Uebermacht gegenüber dem Bauernstande ausbeuten. Und nun auf einmal das friedsame Bild des Vendisten, der als würdiger Patriarch unter seinen vertrauensvollen Kolonisten haust! Freilich, eins gebe ich zu: der einheimische brasilische Kaufmannsstand betreibt das Ausbeutungssystem schlimmer als die Vendisten in den deutschen Kolonien. Das kann aber an der Tatsache nichts ändern, daß auch dort die Zustände in dieser Richtung noch bedauerlich genug sind.

*

Ueber das Deutschtum von Porto Alegre, seinen traurigen Mangel an nationalem Stolz, seine Neigung, zum Brasilianertum überzugehen, habe ich bereits gesprochen. Wie in Porto Alegre, so sieht es auch anderwärts aus, wo sich in größeren Städten deutsche Kolonien gebildet haben. Ich brauche hier nicht mehr darauf einzugehen. Einen anderen unsympathischen Zug des in brasilianischen Städten eingesessenen Deutschtums aber möchte ich nicht unerwähnt lassen, einen ganz augenfälligen Zug, der nicht nur mir selbst aufgefallen ist, sondern dessen Dasein mir auch von verschiedenen anderen Seiten bestätigt worden

[2]) S. 340 f.



ist. Ich meine die unleidliche Alleswisserei, die unter den dortigen Deutschen so sehr verbreitet ist. Kenner der Verhältnisse gibt es unter ihnen wie Sand am Meere. Man mag mit diesen Leuten sprechen, worüber man will, stets ist der andere besser unterrichtet. Denn er ist Kenner der jeweils einschlägigen Verhältnisse. Fragt man aber drei verschiedene Kenner der Verhältnisse nach irgend einem Gegenstand, so geben sie mit allergrößter Wahrscheinlichkeit drei verschiebene Antworten, von denen wiederum mit allergrößter Wahrscheinlichkeit keine richtig ist. Denn in Wirklichkeit ist es geradezu erstaunlich, wie wenig unterrichtet die Deutschen Brasiliens gewöhnlich selbst über die Verhältnisse ihrer nächsten Umgebung sind. Wurde mir doch z. B. in Joinville von einem gebildeten deutschen Herrn versichert, um zu Lande nach Rio Grande do Sul zu gelangen, müsse ich schon eine Expeditian ausrüsten. Und das, obgleich in der guten Jahreszeit tagtäglich Tropas herüber- und hinübergehen! Dabei erstreckt sich aber das angemaßte Wissen unserer überseeischen Stammesgenossen nicht nur auf ihre nächste und die weitere Umgebung und auf ganz Brasilien, sondern auch auf sämtliche überseeischen Länder, vor allem natürlich auf Deutschland, für das man trotz seiner minderwertigen Zustände immer noch ein schmeichelhaftes Interesse übrig behalten hat. Ja, man könnte, wenn man mit diesen Leuten redet, bisweilen baß darüber erstaunen, wie viel einem selbst von den Zuständen der eigenen Heimat entgangen ist und wie sehr Sachkenntnis das Urteil trübt.

*

Von dem seit langer Zeit in Südbrasilien heimischen Deutschtum war bis dahin die Rede. Genug davon. Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die neuen Einwanderer. Sehen wir uns einmal unter den Passagieren eines nach Sao Francisco und Rio Grande do Sul bestimmten Dampfers um. Es ist eine bunte Gesellschaft, die sich da auf dem Achterdeck bewegt. Familienväter sehen wir unter ihnen, deren Züge bes Lebens Not und Sorge gezeichnet hat, abgehärmte Frauen, eine Schar Kinder, bie mit der glücklichen Unwissenheit ihres Alters einem ungewissen Geschick entgegengehen. Aber auch unabhängige junge Leute, die ohne Sorge in die unbekannte Welt hineinfahren, in die sie oft nicht die Not, sondern nur Abenteuerlust treibt. Dazwischen vielleicht ein Liebespaar, das aus Gott weiß welchen Gründen beschlossen hat, seine Hochzeit drüben zu feiern. Gar manche zarte Fäden menschlichen Schicksals spinnen sich über das Weltmeer. Ich muß hierbei baran denken, wie mich in Sao Francisco jemand auf der Straße halblaut in deutscher Sprache anrebete und fragte, ob ich vielleicht der Herr sei, der seine Braut suche. Mancher von unseren Zwischendeckern fährt nicht zum erstenmal über die See. Der und jener hat schon an anderen Punkten der Welt sein Glück gesucht, in Australien, Südafrika, Nordamerika. Jedesmal umsonst; gut, so zieht er eben anderswohin, es zu finden. Den Mann, der dort an ber Reling lehnt, sehe ich mir etwas genauer an. Sein Gesicht wie die Spuren ehemaliger Eleganz, die seine Kleidung zeigt, lassen mich darauf schließen, daß ich es mit einem ehemaligen Angehörigen ber höheren Stände zu tun habe. Richtig; ein früherer Offizier, wie ich erfahre. Was treibt den Mann über den Ozean? Vielleicht die alte rührende Geschichte von ihr und ihm. Vielleicht hat er auch Wechsel gefälscht. Fast auf jedem Auswanderer-Dampfer trifft man solche schiffbrüchige Existenzen, die einst den höheren Kreisen angehört haben. Und in den deutschen Kolonien Südamerikas bildet der ehemalige deutsche Offizier oder Akademiker geradezu eine typische Erscheinung. Jene Tafelrunde in der Urwald-Vende, die das Lied von der alten Burschenherrlichkeit anstimmt, gehört in das Kapitel. Verwahrloste deutsche Offiziersättel auf schäbigen Kleppern und Couleurgläser in Kolonistenhütten vervollständigen diesen Eindruck. Und wenn gelegentlich ein Kellner ober Hausknecht diese und jene Frage über Kant, Nietzsche oder Häckel, Zola oder Frenssen anschneidet, so ist dies ein Beitrag mehr, der sich harmonisch ins Ganze fügt. Das sind Zutaten, die dem Leben da drüben eine gewisse pikante Würze, eine Art Hautgout verleihen. Die Erscheinung des ehemaligen Kavaliers ist eine der interessantesten, die der ferne Westen überhaupt aufweist. Für mich wenigstens. Man mag so wenig zu irgend welchem Kastengeiste neigen wie nur möglich, aus seiner Haut kann man einmal nicht heraus. Und darum stehen schließlich doch die, welche in unserem eigenen Gesellschaftskreise zu Hause sinb, unserem Interesse am nächsten.

Was wird aus den Leuten ba drüben über ber See? Ja — was wird aus ihnen! Wer wollte das mit kurzen Worten sagen? Das hängt von der Willenskraft und ben Fähigkeiten des Einzelnen unb auch von seinem Stern oder Unstern ab. Der eine fängt irgend wo als Stiefelputzer, Flaschenschwenker oder Kellner an und klimmt Staffel für Staffel wieder zu ben Höhen des Lebens hinauf, von denen er einst herabgestürzt. Einem anderen wirft das Schicksal unversehens ein Glückslos in den Schoß und erspart ihm die mühselige Leiter. Und wieber ein anderer bleibt beim Stiefelputzer, Flaschenschwenker oder Pferdeknecht stehen und läuft sein Leben lang barfuß und mit zerrissenem Rock im „Affenland" einher. Eine Lebensstellung, die in den deutschen Siedelungen halbwegs gebildete Einwanderer gerne aufsuchen, wenn sie das Urwaldkolonistenleben satt bekommen haben, ist die des Schulmeisters. Auf Rosen gebettet ist solch ein Schulmeisterlein freilich nicht. Der eigensüchtige Bauer der deutsch-brasilischen Kolonien ist kein angenehmer Brotherr, und bie Kost, die er gibt, ist schmal. Der Lehrer muß, wenn er leben will, immer noch etwas durch seiner Hände Arbeit nebenher erwerben. Gewöhnlich ist er aber auch gar nicht gesonnen, sein Dasein als Lehrer zu beschließen. Er hat die Stellung eben nur einmal als ersten Notbehelf angenommen und läßt sie, bietet sich etwas Besseres, ohne Tränen im Stich.

Manchem ist es gelungen, da drüben in die Höhe zu kommen, und es würde noch mehr anberen gelingen, spielte nicht der Zuckerrohrbranntwein unter den Einwanderern eine unendlich verhängnisvolle Rolle. Aber der „Cachaß" bildet nun einmal auch ein Charakteristikum des Lebens in den deutschen Kolonien Südbrasiliens. Kummer und Verzweiflung treiben ihm manches Opfer in bie Arme. So kommt es, daß man hier außerordentlich häufig ben Typus jenes stillen, in sich gekehrten Menschen antrifft, dessen in keinerlei Lärmen oder wunderlichem Gebahren, sondern nur in glänzenden Augen und lallender Zunge sich äußernde Trunkenheit so unendlich rührend wirkt. Tragik und Komik wohnen im menschlichen Leben nahe beisammen.

Noch etwas ist mir unter den Deutschen Südamerikas aufgefallen. Wie sehr sind doch von dem Geschicke des Menschen auch seine Ansichten abhängig! Leute, die als Sozialdemokraten herüber gekommen sind und es hier zu Haus unb Hof gebracht haben, sind besitzstolze Bauern geworden. Wollte man sie fragen, wie sie über die Aufteilung der irdischen Güter denken, sie würden die Zumutung mit Entsetzen zurückweisen. Und die schiffbrüchigen Angehörigen unserer höchsten Kreise? Adels- und standesstolz bleiben gewöhnlich nur die, die es zu gar nichts bringen und womöglich als Bettler sterben. Sie klammern sich krampfhaft an ihre alte Kastenherrlichkeit. Ist biese doch das einzige, was sie vor denen, die jetzt ihresgleichen sind, voraushaben. In einer kleinen Koloniestadt lernte ich einen Herrn kennen, der einen adeligen deutschen Namen trug und seines Zeichens Tagelöhner und stadtbekannter Trunkenbold war. Der äußerte einmal am Wirtstisch, wo ich ihm auf seine Bitte eine Flasche Bier bezahlte: „Wissen Sie, von den jungen Damen hier würde ich keine heiraten, und wenn es Fräulein — er nannte den Namen einer angesehenen Kaufmannsfamilie — selber wäre. Nicht standesgemäß." Ich stimmte bei und setzte hinzu, die junge Dame selbst sei jedenfalls der gleichen Ansicht. — Andere aber, die sich in Amerika in harter Arbeit empor gearbeitet haben, mögen in der Heimat noch so exklusiven Kreisen angehört haben, sie lassen, aller Regel nach wenigstens, nichts gelten als den Mann selber und achten kein Vorrecht der Geburt und

Digitized by Google

des Standes. Ja, bei manchem von ihnen findet, glaube ich, überhaupt keiner mehr ungeteilten Beifall, der nicht selber einmal Stiefelputzer oder Flaschenschwenker war.

Das mag ja übertrieben sein. Aber ist es am Ende nicht der kleinere von zwei Fehlern? Wahrhaftig, ich habe manchmal gedacht, es könnte nichts schaden, wenn jeder von uns eine Zeitlang drüben Stiefelputzer wäre. Dann würde das Leben vielleicht manchen Witzblättern weniger Karikaturen liefern.

Bücher und Zeitschriften.

Dramen der Gegenwart. Betrachtet und besprochen von Hermann Kienzl. Graz 1905, Leuschner u. Lubensky.

Unter diesem Titel gibt uns der Verfasser zum großen Teile das Ergebnis einer zwölfjährigen Theaterkritik, gebunden an den Tag, eingeengt durch das Repertoire eines Provinztheaters. Bei diesen Umständen war es allerdings schwer, den Faden zu finden, um das bunte Vielerlei auch zur inneren Einheit eines Buches zu verknüpfen. Erleichtert aber wird es dadurch, daß Kienzl sich zunächst auf die Besprechung der modernen Dramen beschränkt, die in den wichtigsten Erzeugnissen an uns vorüberziehen, andrerseits aber durch die fest geprägte Persönlichkeit des Verfassers, die sich in den Besprechungen unverkennbar widerspiegelt. Kienzls Kritik ist durchaus subjektiv, ihm ist die Kunst Standpunktfrage, und diese bestimmt unsere Individualität. Darum geht er, unbekümmert um Parteifragen, in ehrlicher Ueberzeugung seinen Weg, aufrichtig subjektiv, frei von „Scheuklappen der Aesthetiker“, nur seinem Verstande und seinem Herzen folgend, wie er es schaut und wie er es glaubt, nichts schreibend, was er nicht auch wirklich empfunden hat. Auf diesem Wege kann ihm ohne Widerstreben auch der folgen, der seinen Standpunkt nicht teilt oder in seinen ästhetischen Anschauungen konservativer ist als Kienzl, der ein begeisterter Bewunderer des modernen Dramas ist und in Ibsen und Hauptmann den Gipfelpunkt der dramatischen Literatur, fast möchte ich sagen, nicht nur der Gegenwart, sondern überhaupt erblickt. Für ihn ist der Naturalismus nicht überwunden, sondern nur seine Extreme und seine starren Doktrinen; er erblickt in der naturalistischen Bewegung den Weg, der zum aufrichtigen Menschen zurückführt, von der hochtönenden „Unterjochung des Leidens“, von den kalten Sphären der Prinzipiendichtung (er denkt wohl dabei an Schiller) zum Leide, zum Erlittenen und Erlebten, und was man der naturalistischen Dichtung so oft vorwirft, daß sie dem künstlerischen Bedürfnisse der Menschen, daß sie der Aufgabe der Dichtung, Trost und Versöhnung der Welt zu spenden, nicht entspricht, erreichte sie nach Kienzls Ansicht gerade durch den Abstieg in die tiefsten Regionen des Elends und des Häßlichen, durch den Trieb nach Wahrheit und nach ehrlicher Charakteristik. Man wird immer gern nachlesen, wie Kienzl zunächst bei der Besprechung der Hauptmannschen Dramen diese Anschauungen im Beispiele verfolgt, und wird dem ehrlichen Bestreben, immer in den Kern und die Tiefe einer dramatischen Dichtung einzugehen und uns nicht durch das Labyrinth der Dogmen, sondern durch die lebendige Welt der Dichtung zu geleiten, aufrichtigen Beifall zollen, auch wenn man seine Anschauungen nicht immer teilen wird. Auch lebt in ihm selbst etwas Dichterisches und es zeigt sich in manch feiner Bemerkung und Beobachtung, daß ihm nicht fremd ist, was der Dichter selbst sieht, ahnt und hört. Jedermann sei empfohlen, im Anhange die beiden kleinen Aufsätze über die japanische Schauspielerin Sada Yacco und den schönen Nachruf: „Am Sarge eines jungen Schauspielers“ zu lesen. Wie dort ein feines Verständnis für Charakteristisches in der Schauspielkunst uns entgegentritt, so schlägt in dem Nachrufe ein warmes und kunstbegeistertes Herz, das nicht jedem Kritiker eigen ist.

Dr. Ernst Gnad.

---

* **Zur bayerischen Volkskunde.** Von den „Mitteilungen und Umfragen zur bayerischen Volkskunde“, die im Auftrage des Vereins für bayerische Volkskunde und Mundartforschung Professor Dr. Brenner und Lehrer Schmidkontz in Würzburg herausgeben, ist unlängst Jahrgang 1—10 gesammelt erschienen (Druck und Verlag F. Bruckmann). Auf die verdienstvolle Sammlung, in der ein sehr reichhaltiges und gut gesichtetes Material zur Kenntnis der volkstümlichen bayerischen Ueberlieferungen, Volksdichtung, Sitten, Kunstübungen und Spracheigentümlichkeiten niedergelegt ist, möchten wir nicht verfehlen an dieser Stelle hinzuweisen und damit den Wunsch zu verbinden, daß der Verein auch in Zukunft und vielleicht noch in ausgedehnterem Maße wie bisher als Sammelstelle der volkskundlichen Interessen unserer bayerischen Heimat sich bewähren möge, die ja vor anderen deutschen Ländern durch unverfälschte Bewahrung altüberkommener volkstümlicher Schätze und infolge ihrer bunten stammlichen Mischung durch eine große Mannigfaltigkeit von besonderen Gestaltungen der volkstümlichen Lebensformen ausgezeichnet ist.

✿

Allgemeine Rundschau.

Das Deutschorden-Zentralarchiv in Wien.

Ein uraltes Archiv mit reichen Schätzen ist jüngst in Wien auf Befehl Sr. k. u. k. Hoheit Erzherzogs Eugen, Hoch- und Deutschmeisters, neu geordnet und in schönen, lichten Räumen des Deutschen Hauses untergebracht worden, das Zentralarchiv des Deutschen Ritterordens, dessen wertvolle, für den ganzen Bereich der ehemaligen Herrschaft desselben wichtige Bestände zum größten Teile noch unbekannt und unbenützt sind. Die napoleonische Eroberungspolitik hatte durch den Preßburger Frieden des Jahres 1805 die Existenz der ritterlichen Gemeinschaft schwer bedroht, indem seine außerhalb Oesterreichs gelegenen Balleien säkularisiert und aufgeteilt wurden, darunter auch das Reichsfürstentum Mergentheim, der Sitz des Hochmeisters; sorgsam trachtete man nun in den letzten Jahren, nach Tunlichkeit Bestandteile des Ordensarchivs, die damals verstreut worden waren, durch Kauf oder Tausch wiederzugewinnen, was denn auch in vielen Fällen gelang. — Erst jetzt kann der Reichtum und die Bedeutung der ehrwürdigen Archivaliensammlungen ermessen werden. Die Installation erfolgte durch den Ordensarchivar Dr. V. Schindler unter Leitung und Förderung des Ordenskanzlers Hofrates Moriz Edlen v. Weissenhiller nach dem Muster des neueingerichteten Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien. Unter sorgfältigem Verschluß in eisernen Kassetten sind an 8000 Original-Pergamenturkunden aufbewahrt, wobei auf Umschlägen die Datierung und Provenienz angebracht ist. Auch ungefähr 400, mit dem 13. Jahrhundert beginnende Handschriften befinden sich in demselben Raume, und zwar Kopialbücher, Chroniken, Statuten- und Wappenbücher. In einem angrenzenden Gemach sind die Akten der Hoch- und Deutschmeister und der Ordensritter aneinandergereiht, darunter 1500 Stammbäume, eine unerschöpfliche Quelle für den Heraldiker, ferner Biographien der einzelnen Ritter von ihrem Eintritt in den Orden bis zu ihrem Ableben. Ein besonderes Kästchen enthält unter Glas und Rahmen den Friedenstraktat zwischen König Wladislaw von Polen, dem Großfürsten Kasimir Semovith von Litauen und dem Hochmeister Paul v. Rußdorf. 208 Siegel, zumeist von Angehörigen des polnischen Adels, hängen an dem denkwürdigen Pergament. Systematisch sind ferner die Akten der ehemaligen Ordensballeien und der beiden heute noch bestehenden, der Ballei Oesterreich (Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain) und der Ballei an der Etsch und im Gebirge (Tirol), sowie die des sogenannten „Meistertums“ (Mähren und Schlesien) eingeordnet. Eigene Gruppen bilden die Akten über das Münzwesen des Ordens, über dessen Lehen und Regalien, über Kammer- und Kirchenschatz, über Gesandtschaften, kriegerische Taten und Reichstagsteilnahme. Ein ungeheueres archivalisches Material, das sich topographisch von Livland und Belgien bis Apulien und Sizilien und zeitlich von der Ordensgründung (1190) bis in die neueste Zeit erstreckt, eine Fundgrube vor allem für deutsche und österreichische Staatsgeschichte, in welche der so hoch-

Digitized by Google

bedeutsame Orden als reichsunmittelbarer Stand durch Jahrhunderte hineinspielt! Eines der bedeutsamsten Archive Wiens ist somit geschichtlicher Quellenforschung eröffnet. — Aus Anlaß der feierlichen Neuerschließung des Archivs durch Erzherzog Eugen, dessen hochsinniger Initiative das Werk, ein Werk der Pietät und Wissenschaft zugleich, zu danken ist, wurde in einem Raume des Archivs eine hochinteressante Ausstellung von wichtigsten historischen und kulturhistorischen Objekten desselben installiert. Es sind da unter anderem die ältesten im Besitze des Ordens befindlichen Kaiserurkunden, so eine solche von Heinrich VI. und Otto IV., die goldene Bulle Friedrichs II. und eine Urkunde Rudolfs von Habsburg, ferner ein Belehnungsbrief des Kaisers Sigismund, durch welchen dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg die Mark Brandenburg verpfändet wird, ausgelegt. Unter den alten Drucken fällt eine älteste Ausgabe des Theuerdank aus dem Jahre 1517 auf. Ein eigener Kasten bewahrt an 1000 Originalsiegel und eine wertvolle Typarsammlung.

Dr. **Karl Fuchs**.

*

Röntgen-Kongreß.

III.

C. **Berlin**, 2. Mai. Die für heute angesetzten physikalisch-technischen Sitzungen behandelten durchweg so spezifische Fachfragen, daß darauf nicht näher eingegangen werden kann. Zur Besprechung gelangten u. a. die Leistungsmessungen an Induktorien (Professor **Wertheim-Salomonson**, Amsterdam), Neuerungen auf dem Gebiete des Apparatwesens, eine neue radiologische Methode zur Untersuchung der Gelenke und Weichteile (**Robinsohn**, Wien) und ganz besonders die verschiedenen Verfahren zur Messung der Intensität der Röntgen-Lichtmengen. Die letztere Frage wurde von Prof. **Walter** (Hamburg) angeschnitten. Allgemein betont wurden die sehr großen Schwierigkeiten dieser Messungen, die für die Dosierungen von so erheblicher Wichtigkeit sind. Sie sind, wie **Holzknecht** (Wien) betonte, namentlich um deswillen so erschwert, weil sie immer am lebenden Gewebe empirisch studiert werden müssen. Die Lichtquelle, welche wir beim Röntgen-Licht benutzen, ist leider äußerst inkonstant. Es wurde nach langer Debatte ein Antrag angenommen, eine Kommission, bestehend aus Physikern, Technikern und Aerzten, einzusetzen, die über die Intensitätsfrage beraten soll. Die Wahl der Kommission wurde dem Ausschuß überlassen.

* Am **Nachmittag** wurde die **Deutsche Röntgen-Gesellschaft** gegründet. Der Ausschuß der Berliner Röntgen-Vereinigung übernahm vorläufig die Leitung und die Ausarbeitung der Statuten. Der Röntgen-Kongreß soll alle drei Jahre zusammentreten. Am **Abend** vereinigten sich die Teilnehmer des Kongresses zu einem Festmahl. Der Vorsitzende, Prof. **Eberlein**, hieß die Gäste herzlich willkommen. Generalarzt **Stechow** (Hannover) brachte ein begeistert aufgenommenes Hoch auf den Kaiser aus, worauf der Ausschuß folgendes Telegramm an den Kaiser sandte: Ew. kaiserlichen Majestät haben die soeben zum Röntgen-Kongreß in Berlin versammelten Teilnehmer eine begeisterte Huldigung dargebracht durch ein brausendes Hoch auf den Schirmherrn und Beschützer aller wissenschaftlichen Bestrebungen.

*

Kleinere Mitteilungen.

* **Meteorologische Untersuchungen.** Gelegentlich der internationalen Ballonfahrten, welche zur Erforschung der freien Atmosphäre von der internationalen Kommission für wissenschaftliche Luftschiffahrt an vielen Orten Europas und Amerikas im Monat April veranstaltet wurden, wurden auch an Bord der Jacht des Fürsten von Monaco zum erstenmal Registrierballons über dem freien Meere emporgesandt. Diese Aufstiege wurden nach einer von Prof. **Hergesell**, dem Präsidenten der obengenannten Kommission, ersonnenen Methode veranstaltet, der sich an Bord der Jacht als Begleiter des Fürsten befand. Im ganzen wurden fünf Aufstiege unternommen, bei welchen die Ballons Höhen zwischen 4000 und 10.000 Meter erreichten. In vier Fällen brachten dieselben gute Registrierkarten herab, beim fünften Aufstieg konnte das Luftfahrzeug infolge plötzlicher Wolkenbildung nicht mehr aufgefunden werden. Die von Professor Hergesell vorgeschlagene und ausgeführte Methode der Forschung besitzt den großen Vorzug, daß man über dem Meere weniger vom Zufall beim Wiedereinbringen des Ballons abhängig ist und daß man das Instrument zu einer bestimmten, vorher festgesetzten Höhe steigen lassen kann. Die bei den Untersuchungen gewonnenen Erfahrungen zeigen, daß man jetzt leicht Höhen bis zu 15,000 Meter und mehr auch über den Ozeanen mit Instrumenten erreichen kann. Das Studium der freien Atmosphäre vermittelst Registrierballons, welches durch Aufstiege über dem festen Lande schon so schöne Resultate gezeitigt hat, ist nunmehr auch auf die weite Fläche der Ozeane ausgedehnt worden, ein Resultat, um so freudiger zu begrüßen, als die Entwicklung der modernen Meteorologie aufs engste mit der Erforschung der physikalischen Verhältnisse des Luftmeeres über der weiten Fläche des Weltmeeres, welches mehr als drei Viertel unseres Planeten bedeckt, verknüpft ist.

* **Forschungsreise.** Zur Entsendung einer wissenschaftlichen Expedition nach **Mesopotamien** und **Südpersien** hat sich kürzlich in Berlin und München ein Ausschuß gebildet, der die nötigen Mittel teils durch Zeichnungen schon zugesagt hat, teils noch aufzubringen gedenkt. Die Ziele der Expedition werden vorwiegend geographische und ethnographische sein. Die Führung derselben hat der durch frühere Touren mit den Landesverhältnissen der Türkei vertraute Forschungsreisende Dr. **Hugo Grothe** zu übernehmen sich bereit erklärt. Teilnehmen werden an dieser Studienfahrt ferner Oberleutnant Frhr. v. Rotberg vom 3. badischen Dragoner-Regiment Prinz Karl und ein Geologe.

ct. **Auf einen möglichen Zusammenhang zwischen Gallensteinen und Krebs**, der von den Aerzten schon länger vermutet wird, macht in einer unlängst erschienenen Veröffentlichung Dr. **Slade** vom Londoner Krankenhaus aufmerksam. Derselbe bespricht darin 33 Fälle von Gallensteinen, deren Vorhandensein in 17 dieser Fälle vor dem Ableben des Kranken nicht erkannt worden war. Bei all diesen 17 Fällen war mit dem bloßen Auge das Bestehen einer krebsartigen Wucherung nicht nachweisbar, während sie bei einem durch mikroskopische Untersuchung festgestellt wurde. Bei den übrigen 16 Fällen aber waren die Merkmale des Krebses deutlich vorhanden. Dr. Slade zieht aus seinen Erfahrungen den Schluß, daß in etwa einem Drittel aller Erkrankungen an Gallensteinen auch Krebs vorhanden ist, und sogar in mehr als der Hälfte aller Fälle, bei denen sich die Existenz von Gallensteinen schon während des Lebens durch bestimmte Kennzeichen bemerkbar macht. Da nicht immer mikroskopische Untersuchungen vorgenommen waren, so können die Ermittelungen höchstens noch zu niedrige Ziffern ergeben haben. Die praktische Tragweite dieser Tatsachen ergibt sich von selbst. Unsere Chirurgen können die Gallenblase ohne Schaden für den Organismus vollständig beseitigen, und dies wäre beim Auftreten von Gallensteinen danach das beste Mittel, einer späteren Entstehung von Krebs vorzubeugen.

C. E. **Ueber den Professoren-Austausch zwischen Deutschland und Amerika** macht Professor Dr. **Kuno Francke** in der Jubiläums-Ausgabe der New-Yorker Staats-Zeitung (18. April) eine überraschende Mitteilung. „Ich glaube keine Indiskretion zu begehen," schreibt er, „wenn ich mich schuldig bekenne, zuerst von amerikanischer Seite her den Austauschgedanken vertreten zu haben. Denn der jetzt ja tatsächlich geschlossene, auf fünf Jahre gültige Vertrag zwischen Harvard und dem preußischen Kultusministerium geht zurück auf Verhandlungen, die ich im Frühjahr 1901 während eines mehrmonatigen Aufenthaltes zu Berlin mit dem hochverdienten Leiter des preußischen Universitätswesens, Ministerialdirektor Althoff, zu führen Gelegenheit hatte. Ministerialdirektor Althoff sowohl wie ich gingen aus von dem Bestreben, deutscher Wissenschaft in Amerika noch tiefergehende Wirkungen

Digitized by Google

zu ermöglichen, als sie jetzt schon ausgeübt werden. . . ." Bisher wurde bekanntlich das Kartell zwischen deutschen und amerikanischen Universitäten auf die Initiative des Kaisers zurückgeführt.

* **Die deutschen Geschichts- und Altertumsvereine** werden ihre diesjährige Hauptversammlung vom 26. bis 28. September in **Bamberg** abhalten. In den Versammlungen sprechen u. a. Professor Dr. **Fester** (Erlangen) über Franken als territoriale Einheit, Dr. **Wolfram** (Bamberg) über den fränkischen Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal, und Archivsekretär Dr. **Altmann** über das Bistum Bamberg als Staat. In Aussicht genommen sind Ausflüge nach der Altenburg und nach der Zisterzienser-Abtei Ebrach. Vorangehen wird der Hauptversammlung in Bamberg der **Archiotag** (25. September) und der Tag für **Denkmalspflege** (22. und 23. September).

ac. **Eine neue Schenkung Carnegies.** Mr. Andrew Carnegie hat die Summe von 40 Millionen Mark für einen **Pensionsfonds für Universitätsprofessoren** in den Vereinigten Staaten, Canada und Neufundland geschenkt. Universitäten, die von ihren Professoren verlangen, daß sie einen gewissen Glauben anerkennen, sind von dieser Schenkung ausgeschlossen. Carnegie beschäftigte sich seit einiger Zeit mit diesem Plane, den er am 27. April vor seiner Abreise nach Europa zur Durchführung brachte. Er ernannte 14 Administratoren für den Fonds, darunter die Präsidenten der Universitäten von Harvard, Yale, Columbia, Princeton und Chicago. Die Administratoren stellen selbst die Bestimmungen über die Verwaltung des Fonds und die Pensionen auf. Sie wählen ihre eigenen Nachfolger. Die Pensionen sind für Professoren berechnet, die im Alter von 65 Jahren in den Ruhestand treten, und sollen die Höhe von mindestens 6000 und höchstens 9600 Mark haben. Der Plan tritt sofort in Kraft. Mr. Carnegie erklärt in dem Briefe, in dem er seine Schenkung mitteilt, daß seiner Ansicht nach die Lehrer an den höheren Lehranstalten die schlechtest bezahlten Männer aller Professionen seien. Er fährt fort: „Wenige Universitäten sind in der Lage, für Pensionen zu sorgen, und die Folgen sind böse. Tüchtige Leute zögern, sich dem Lehrberuf zuzuwenden, und die älteren Professoren können nicht in den Ruhestand treten." Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß die Schenkungen und Stiftungen, die Mr. Carnegie bisher gemacht hat, die Gesamthöhe von 485,408,000 Mark erreichen.

* **Der 10. internationale Kongreß gegen den Alkoholismus** wird vom 10. bis 16. September dieses Jahres in **Budapest** stattfinden. Den Festvortrag hat dabei Prof. **Gruber** (München) mit dem Thema „Hygiene des Ich" übernommen. Außerdem ist eine große Zahl von Themen zur Diskussion gestellt. Anmeldungen zur Teilnahme sind an das Kongreßbureau (Dr. Philipp **Stein**, Budapest, IV. Központi Városháza) zu richten.

❧

Hochschulnachrichten.

hc. **Berlin.** An Stelle von Professor Remy, der Wohltmanns Professur an der landwirtschaftlichen Akademie zu Poppelsdorf übernommen hat, ist der Vorsteher der Versuchsstation der Brandenburgischen Landwirtschaftskammer zu Dahme, Dr. Otto **Lemmermann**, zum etatsmäßigen Professor für landwirtschaftliches Versuchswesen und Bakteriologie an der hiesigen Landwirtschaftlichen Hochschule berufen worden.

* **Danzig.** An der hiesigen Technischen Hochschule wird der Marine-Oberstabsarzt und Werft-Oberarzt Dr. Klaudius **Richelot** vom Sommersemester 1905 ab über **Schiffshygiene** lesen.

* **Königsberg.** Nach einer Meldung des Fränkischen Kurier hat Professor Dr. Hugo **Münsterberg** von der Harvard-Universität in **Cambridge** (Massachusetts) einen Ruf als Professor an die Universität Königsberg erhalten, diesen Ruf aber abgelehnt, um vorläufig in seinem jetzigen Wirkungskreise zu bleiben. (Die Nachricht läßt nicht ersehen, wann dieser Ruf erfolgt ist. D. Red.)

❧

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Anselm Heine: Aus Suomi-Land. Erzählungen. Berlin 1905. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. 157 S. — Dr. O. Franke: Was lehrt uns die ostasiatische Geschichte der letzten 50 Jahre? Vortrag. (Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonialgesellschaft. Verhandlungen 1903/05. Band VIII. Heft 4. Berlin 1905. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). — Eisenbahnrechtliche Entscheidungen und Abhandlungen. Zeitschrift für Eisenbahnrecht. Herausgegeben von Dr. jur. Georg Eger. XXI. Band. 3. Heft.) Breslau 1905. J. U. Kerns Verlag. — Stanislaus Lucas: In der Heimat Mirza-Schaffys. Kulturbilder aus dem Kaukasus. Berlin 1905. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. 252 S. — Alfred Nossig: Göttliche Liebe. Drama in 3 Aufzügen. Ebenda 1905. 105 S. — A. de Nora: Sensitive Novellen. Leipzig 1905. L. Staackmann. 180 S. — Emil Ertl: Opfer der Zeit. Ebenda 1905. 303 S. — Robert Dralle: Aus meiner Wandermappe. Verspieltes Glück. Die Glashütte am Fjord. Stuttgart 1905. Strecker u. Schröder. 127 S. — Dr. Friedrich Giese: Die Grundrechte. (Abhandlungen aus dem Staats-, Verwaltungs- und Völkerrecht. Band I. Heft II.) Tübingen 1905. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 133 S. — Dr. Alfred Schmidt: Schiller, wie er der grosse deutsche Volksdichter wurde. Zur hundertsten Wiederkehr seines Todestages. Eine Gabe für alle Freunde des Dichters. Altenburg 1905. Theodor Unger. 32 S. — Dr. Gustav Stresemann: Der Zusammenschluss der deutschen Arbeitgeber. Vortrag. (Veröffentlichungen des Verbandes Sächsischer Industrieller. 6. Heft.) Dresden. Selbstverlag des Verbandes. Margarete Böhme: Die grünen Drei. Roman. Berlin 1905. F. Fontane u. Co. 300 S. — Ewin Elert: Zaungäste des Glücks. Roman. Ebenda 1905. 476 S. — Hans Kaboth: Aus meiner Waldkanzel. Jägerliches Allerlei. Ebenda 1905. 311 S. — Annie Besant: Der Pfad der Jüngerschaft. Vier Vorträge. Autorisierte Uebersetzung von Gräfin H. Scheler. Leipzig 1905. Max Altmann. 162 S. — Dieselbe: Die vier grossen Religionen. Vier Vorträge. Autorisierte Uebersetzung von Günther Wagner. Ebenda. 197 S. — Dr. Rudolf Steiner: Theosophie. Einführung in übersinnliche Welterkenntnis und Menschenbestimmung. Ebenda. 167 S. — Derselbe: Das Christentum als mystische Tatsache. Ebenda. 141 S. — Derselbe: Die Mystik im Aufgange des neuzeitlichen Geisteslebens und ihr Verhältnis zu modernen Weltanschauungen. Ebenda. 118 S. — Garet Ke: Christus. Ebenda 1905. 50 S. — Dr. J. Bierens de Haan: Die Bedeutung der Hypnose und Suggestion für die Erziehung. Aus dem Holländischen ins Deutsche übertragen. Ebenda 1905. 47 S. — Wilhelm Winkler: Zur Reform des sogenannten Spiritismus. Ebenda 1905. 39 S. — Prof. Dr. J. N. Sepp: Orient und Occident. Hundert Kapitel über die Nachtseite der Natur. Zauberwerk und Hexenwesen in alter und neuer Zeit. Ebenda. 312 S. — Professor G. Hermann: Mythologie des Diaphetur. Analogien der Iggdrasil. Xenologien des Saeming. Mit Buchschmuck von Fidus. Leipzig 1905. Max Altmann. 501 S. — Max Heinrich Krause: Neuliberale Zukunft, liberale Einheit. Grundlagen einer neuen liberalen Parteianschauung. Stuttgart 1905. Nationaler Verlag (Kurt Etzold). 67 S. — Adolf Harnack: Militia Christi. Die christliche Religion und der Soldatenstand in den ersten drei Jahrhunderten. Tübingen 1905. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 129 S. — Otto Baumgarten: Ueber Kindererziehung. Erlebtes und Gedachtes. Ebenda 1905. 75 S. — Schillers Sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe in 16 Bänden. (2. und 8. Band.) Stuttgart u. Berlin. J. G. Cotta Nachf.

Jahrgang 1905. München, Freitag, 5. Mai. **Nummer 104.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Eine Geschichte der deutschen Kultur.

Von F. G. Schultheiß.

Vor etwa 15 Jahren entstand ein literarischer Kampf um die hier geforderte, dort abgelehnte Anerkennung der Kulturgeschichte als selbständigen Zweiges der Geschichtswissenschaft. Zwar mußte der Name der Kulturgeschichte längst als eingebürgert gelten: die „Allgemeine Uebersicht der deutschen Kulturgeschichte bis zu Maximilian I. Ein Anhang zur Geschichte dieses Kaisers“ von D. H. Hagewisch (1788) dürfte das früheste Beispiel der Anwendung als Buchtitel sein, während Voltaire der Anspruch verbleibt, zuerst in voller Klarheit den Standpunkt der kulturhistorischen Betrachtung gegenüber der damaligen Einseitigkeit der politisch-diplomatischen Geschichtsbehandlung vertreten zu haben. Seitdem war die von Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ angeregte „allgemeine“ philosophische Kulturgeschichte üppig ins Kraut geschossen, aber unter wachsender Mißbilligung und offener Befehdung seitens der zünftigen Historiker. Im stolzen Gefühl der Ueberlegenheit konnte zum Beispiel Treitschke — der freilich selbst zeitlebens in den Augen manches Fachgenossen strengster Observanz als Essayist und Publizist nicht ganz für voll befunden worden ist — einen Satz wie den folgenden niederschreiben: „Am 3. März 1814 erschien das Gesetz über die allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienst — ein Grundgesetz des preußischen Staates, eine jener epochemachenden Akte der Gesetzgebung, welche mit siegreicher Beredsamkeit erweisen, daß alle Geschichte wesentlich politische Geschichte ist, daß die Historie nicht die Aufgabe hat, einen Volta unter seinen Froschschenkeln zu beobachten oder aus den Funden der Topfgräber die Entwicklung der Lampen und der Trinkgeschirre nachzuweisen, sondern die Taten der Völker als wollender Personen, als Staaten erforschen soll.“ Dem kraftvoll gestaltenden Geschichtschreiber, der starken Persönlichkeit, dem das Amt nur die Form der Betätigung, nicht den Lebensinhalt geben konnte, wackelt doch in diesem Kraftерguß leise das professorale Zöpflein im Nacken, als ob die Fülle der Wirklichkeit schließlich dazu geschehen sei, um nachträglich wissenschaftlich rubriziert und nach dem relativen Wert abgestempelt zu werden. Man darf und soll sehr hoch von den Aufgaben der politischen Geschichtschreibung denken — aber worauf könnten ihre Vertreter das Recht gründen, die Beschäftigung mit dem Entwicklungsgang der menschlichen Kultur in allen Fällen als unwissenschaftliche Liebhaberei zu bezeichnen? In den Verruf des Dilettantismus ist die Kulturgeschichte doch nur dadurch gekommen, daß sich mit diesem Namen flüchtig und tendenziös zusammengebrachte Stoffsammlungen schmückten, wie etwa Johannes Scherrs „Deutsche Kultur- und Sittengeschichte“. Man konnte ja auch den Spieß umdrehen und die Frage aufwerfen, ob vielleicht z. B. die endlosen Teilungen des Hauses Wittelsbach vom 13. bis 16. Jahrhundert, doch unzweifelhaft ein Arbeitsfeld der politischen Historie, auch zu den Taten der Völker als wollender Personen in dem Sinne Treitschkes gerechnet werden sollten? Bei dem Streit um die Berechtigung der Kulturgeschichte handelte es sich schließlich, wenn auch unausgesprochen, gutenteils um die auf der einen Seite geforderte, auf der anderen Seite energisch abgelehnte Einreihung in den Kreis der selbständig dotierten Lehrämter und Examensfächer: und diese Sache konnte durch wissenschaftliche Diskussion nicht für alle Zeiten entschieden werden durch den Vorsprung der politischen Historie in Methode, Leistungen und staatlicher Fundierung. Der buchhändlerische Erfolg von Scherrs „Deutscher Kulturgeschichte“ bewies das Vorhandensein eines starken und nachhaltigen Interesses beim Publikum an den Problemen deutscher Kulturentwicklung. Es kam also darauf an, dieses Interesse aus dem Gebiet des Dilettantismus in das der Wissenschaft zu erheben. Der Versuch wurde gemacht durch die zu Weimar 1857 erfolgte Begründung eines Vereins für deutsche Kulturgeschichte, sowie einer Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, herausgegeben zu Nürnberg von Müller und Falke. Der einzige Rückhalt für diese wissenschaftlichen Bestrebungen war aber das Nürnberger Germanische Museum, das selbst noch mühsam um seine Existenz zu ringen hatte. Das Einschlafen des Vereins und seiner Zeitschrift sowie mehrerer späteren Anläufe und Begründungen bewies nur, daß die Wissenschaft der deutschen Kulturgeschichte der Unterstützung nicht entraten konnte. Das Germanische Museum hat sie schließlich doch noch in ausreichendem Maße gefunden; sein Ausbau von einer lückenhaften Privatsammlung zu kaum mehr übersehbarer Fülle von Ueberbleibseln deutscher Vergangenheit hat in der Entwicklung der deutschen Kulturgeschichte als Wissenschaft eine ähnliche Bedeutung wie in der der politischen Geschichtschreibung das Unternehmen der **Monumenta Germaniae historica.**

Freilich kann die Anschauung allein noch nicht den geistigen Leitfaden zur Wiedererweckung des Lebens gewähren, es bedarf der literarischen Verarbeitung zur Schaffung einer übersehbaren Geschichte der deutschen Kultur. Und eine solche begrüßen wir in Georg Steinhausens schönem Buche.[1])

Auf Grund seiner früheren Arbeiten auf diesem Gebiet und als Herausgeber des Archivs für deutsche Kulturgeschichte, das glücklich die mancherlei Schwierigkeiten und Fährnisse der Einführung zu überwinden vermocht hat, war Steinhausen berufen, den seither schon in reicher Fülle aufgeschlossenen Stoff zu der ersten systematischen Gesamtdar-

[1]) Geschichte der deutschen Kultur. Von Georg Steinhausen. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut 1904.

stellung zu verarbeiten. Denn eine solche wollten ja doch Gustav Freytags glänzend geschriebene, aber auch auf umsichtiger Forschung beruhende „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ nicht sein; auch wollten sie sich nicht auf die eigentliche Kulturgeschichte beschränken. Mit deren Emanzipation von der politischen Geschichte macht aber gerade Steinhausen vollen Ernst schon in der Periodisierung: die zwölf Kapitelüberschriften, die leider zu viel Raum einnehmen, um hier wiedergegeben werden zu können, suchen den Gang der Kulturentwicklung in der Abstraktion und Kombination begrifflicher Gesichtspunkte zu gliedern und zusammenzufassen.

Um die Selbständigkeit der Kulturgeschichte gegenüber der politischen zu begründen genügt heute nicht mehr, die Berufung auf den Wissensstoff, den die politische Geschichte mehr oder weniger unbeachtet lasse, sie muß auch in der Methode der Verarbeitung zutage treten. Nur in der Ermittelung des Typischen und der Verknüpfung zu dem Gesamtbilde kann die Kulturgeschichte ihr wissenschaftliches Prinzip finden; dazu bekennt sich auch Steinhausen in der Vorrede seines Buches. Das einzelne wird dabei auf den Wert des Beispiels herabgesetzt. Um seine Beweiskraft als solches festzustellen, bedarf die Kulturgeschichte einer kritischen Behandlung der Quellen noch in anderer Richtung als die rein politische Geschichte, insofern sich diese auf das einzelne Geschehen, auf die Haupt- und Staatsaktion, auf die Willensakte der Herrscher oder Staatsmänner beschränken will. Diese methodische Frage ist bereits z. B. gegenüber Janssens Behauptung von der Verwilderung des deutschen Volkes als Folge der Reformation geklärt worden: Steinhausen betont, wo er darauf zu sprechen kommt, daß die von Janssen aus den zahlreichen Strafschriften zusammengestellten Quellenstellen auch nach deren Tendenz gewürdigt werden müssen: „sie sind mit theologischem Uebereifer, ferner in unvolkstümlichem Geist geschrieben, sie wollen von der „Sünde“ abschrecken, sie nehmen auch nach Art aller Eiferer den Mund allzu voll und tragen die Farben viel zu stark auf. Es wäre mir leicht, aus den Quellen noch mehr Material vorzuführen, als Janssen darüber zusammengebracht hat, und keineswegs nur aus theologischen Strafschriften und Predigergejammer oder der speziellen polemischen Trinkliteratur, neben der es auch seit dem 15. Jahrhundert eine lehrhafte „von der Kunst des Saufens“ gab: aber es würde sich doch nur um Steigerung eines längst hervorgetretenen Zuges handeln. Diese Steigerung war allerdings im Uebermaße vorhanden, und im ganzen darf man Freytag beistimmen, daß gerade zu dieser Zeit das Trinken ein nationales Leiden geworden sei.“

Die Stelle erscheint uns als eine bezeichnende Probe für Steinhausens Ausdrucksweise und zugleich als ein lehrreicher Einblick in seine Handhabung methodischer Kritik, wie überhaupt in die Schwierigkeiten, die sich der objektiven kulturhistorischen Darstellung entgegenstellen. Es fehlt noch fast überall an den notwendigen Vorarbeiten, die im einzelnen einen festen Boden zu schaffen haben; in seinem Vorwort hebt Steinhausen mit Recht hervor, daß er deshalb genötigt gewesen sei, ganze Partien erst aus den Quellen aufzubauen. Die Mühsal dieser umfänglichen Vorarbeit tritt auch an vielen Stellen zutage in der Abwägung mannigfacher Meinungen oder im Hinweis auf Autoren, der dem Fachmann verständlich, den mit der historischen Literatur weniger Vertrauten kaum fördern wird, wie z. B.: „G. v. Below hat recht, wenn er für die Grundherrschaft einen „geschlossenen Charakter“ leugnet“ (S. 112) — oder: „Welch großen Komplex eine bedeutende Stadt (im 12. Jahrhundert) darstellte, zeigt die äußere Schilderung, die damals ein französischer Prälat von Regensburg entworfen hat.“ (S. 223.) Goethe meinte gelegentlich, es gäbe zweierlei Arten Geschichte zu schreiben, für Wissende und für Nichtwissende; Steinhausen adressiert sein Buch wohl zunächst an Wissende: er bedauert, daß aus Raumrücksichten ein Literaturnachweis am Schlusse habe fortbleiben müssen, der von seinen sehr speziellen Studien auch äußerlich hätte Rechenschaft geben können. Diese wird ihm jeder Leser auch so glauben, aber in den meisten Fällen seinerseits bedauern, mit den kahlen Hinweisen im Text nichts anfangen zu können, die denn wohl auch besser weggeblieben wären. Vermissen würde sie kein Leser; aber jeder wird sich an einem so gut gewählten Zitat erfreuen, wie auf Seite 592: „Hof, Regierung und Landschaft, sagt Freytag vom Grundherrn, um 1660, sind ihm wie Weinfässer, die er ansticht, sich daraus einen Trunk zu holen.“ Die frische, anschauliche Schilderung Gustav Freytags, die ihm seinen Leserkreis noch lange fort sichern wird, entspringt freilich zunächst der Technik des Schriftstellers, nicht der Methode der Forschung, aber sie beruht doch auf der Beherrschung des Stoffes der Kulturgeschichte, der nicht nur zum Begriffe, sondern auch zur Anschauung destilliert werden kann. Die richtige Abwechslung darin ist das methodisch Vorbildliche der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“.

Gegenüber dem Steinhausen unverkürzt zuzugestehenden Verdienst der systematischen Verarbeitung des gewaltigen Stoffes der deutschen Kulturgeschichte nach autonomen Gesichtspunkten ist es nun von nebensächlichem Belang, ob seine Abgrenzungen der Zeiträume sich durchaus behaupten können. Vor allem gilt das für seine Auffassung, daß der Dreißigjährige Krieg wirtschaftsgeschichtlich kaum eine Epoche bedeute, noch viel weniger sittengeschichtlich. (S. 573.) Der Widerspruch gegen die allgemeine Auffassung, die denn doch selbst wieder auf langer Tradition beruht, bis in eine Zeit zurück, die noch unter dem unmittelbaren Eindruck stand, müßte aber besser begründet werden als z. B. durch folgende Sätze: „Um den ganzen Umfang der jetzt einsetzenden Zerstörung ermessen zu können, fehlt uns noch vielfach das Material, das immer noch mehr Einzelstudien bringen müssen. Freilich wird diese Einzelforschung auch ergeben, daß man jene Zerstörung zum Teil überschätzt. Der bis in die Gegenwart traditionell fortgepflanzte Jammer über das Elend und das Entsetzen, der damals insbesondere in der Predigerliteratur, aber ebenso in dem auf den gleichen Ton gestimmten Aktenstil widerklingt, ist es, der zu solcher Ueberschätzung führt.“ (S. 567.) Es handelt sich aber doch nicht nur um den Jammer, sondern um die harten Tatsachen eines dreißigjährigen Kriegszustandes, wenn er auch nicht überall ununterbrochen gewirkt hat. Möglich, daß z. B. Biedermanns bekannte, auch in Lesebücher übergegangene Schilderung der Folgen zu viel verallgemeinert — aber der beträchtliche Rückgang der Bevölkerung Deutschlands bedeutet schon an sich eine schwere Schädigung der Kultur des Volkes. Nicht ein jammernder Geistlicher, sondern ein vielreisender Zeitgenosse, der Verfasser des ersten „Baedekers“, Martin Zeiller, schrieb in der Dedikation von Merians „Topographia Franconiae“ 1648 die Worte nieder: „sonderlich bey diesem leidigen Krieg das liebe Teutschland viel ein andere Gestalt bekommen, viel hunderttausend Menschen durchs Schwert, Hunger und Kummer und in andere Weg daraufgegangen und zugleich damit ihrer Posterität beraubt worden.“ Und im eigentlichsten Sinne sittengeschichtlich ein Beleg für die Wirkung des Krieges als Katastrophe wäre, wenn authentisch, der leider über die Anführung in Hausers „Deutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg“ (S. 209), in Hormayrs „Taschenbuch für vaterländische Geschichte“ 1832 (S. 352) und im ersten Band des „Fränkischen Archivs“ von 1790 nicht weiter zurück verfolgte angebliche Beratungsgegenstand des Fränkischen Kreistages vom 16. Februar 1650: „es solle jeder Mannßpersohnen zwei Weiber zu heurathen erlaubt sein.“

Welchen Einfluß man aber solchen Veränderungen der Bevölkerungszahl in der Kulturgeschichte beimessen will, wird schließlich auch davon abhängen, welche Lebensgebiete man als Kultur zusammenfaßt und den politischen Verhältnissen als selbständig gegenüberstellt. Steinhausen hat es vermieden, eine derartige Abgrenzung auszusprechen; er bezeichnet nur in der Vorrede als Zweige der eigentlichen Kulturgeschichte die Bildungs-, Wirtschafts-, Sitten- und Gemütsgeschichte, die auch in seiner Darstellung durchaus im Vordergrund ständen, wie andrerseits das Verhältnis von Volkstum und Kultur. Wie diese verschiedenen

Digitized by Google

Gesichtspunkte in jedem Abschnitt sich verflechten, muß der Leser in dem Buche selbst verfolgen; eine Inhaltsangabe, die ihm die Arbeit der tieferen Aneignung erleichtert, fehlt leider, und auch das sorgfältige Register kann dafür nicht als Ersatz eintreten. Eigenartig aber wird jeden Leser der rousseauisch ausklingende Schluß berühren: „Es wird eine neue Kulturform entstehen, aber auch sie wird den Menschen nicht befriedigen, wie keine Kultur. Das Glück bringt keine ihrer Formen. Die Menschen in ihrem Gegeneinander, die sich in der Regel nicht wohl fühlen, wenn sie nicht andere ärgern, verletzen, schädigen können, sich gegenseitig das Leben schwer machen, nur vereint sind meist gegen den Geraden und Guten, der, von Unaufrichtigkeit und Falschheit zurückgestoßen, bald lernt, ihnen nicht zu trauen, oder gegen den Bedeutenden, den geheuchelte Teilnahmlosigkeit und niedrige Mißgunst um alle Schaffensfreude bringen, sie bleiben immer bestehen. Die Weltklugen und die Kanaillen werden immer oben und im Recht sein, immer gewinnen." Auch am Ende dieser Geschichte der deutschen Kultur scheut sich der Verfasser nicht auszusprechen, daß er es mit den Gegnern der angeblichen Kulturerrungenschaften hält, mit Richard Wagner, der von dem „Industriepestgeruch städtischer Zivilisation" spricht und mit Bismarck, dem am wohlsten war, weit weg von der Zivilisation: „Am besten ist mir da zu Mute, wo man nur den Specht hört." Es ist noch immer das germanische Waldkind, das aus solchen Worten zu uns spricht. Falls das mehr sein soll als ein rhetorischer Abschluß des 12. Kapitels mit der Ueberschrift: „Der Beginn eines völlig neuen, auf naturwissenschaftlich-technische Umwälzungen gegründeten Zeitalters äußerlich-materieller Kultur" — so braucht man dem nur entgegenzuhalten, was schon der alte Hegewisch, ohne ihn zu nennen, Rousseau und seiner Schule erwiderte: „Hier müssen wir vorläufig bemerken, daß es eigentlich sehr unphilosophisch ist, zu sagen, ein Volk sei glücklich oder unglücklich. Nur der einzelne Mensch ist glücklich oder unglücklich. Wenn wir ein Volk glücklich oder unglücklich nennen, so heißt dieses eigentlich nur, daß es bei dem Volke der Mittel und Veranlassungen für die einzelnen Mitglieder desselben „glücklich" zu sein viel oder wenig gebe". Und mag man dann weiter das individuelle Glück mit Hegewisch in den „Veranlassungen und Mitteln zum Genuß der Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens" suchen oder in der Gewährung des Spielraumes zur Betätigung der mancherlei Kräfte und Begabungen — nach keinem Maßstabe kann die Gegenwart geringer bewertet werden als irgend ein Zeitraum der Vergangenheit einschließlich der doch nur fälschlich als Idylle aufzufassenden Urzeit kulturlosen Waldfriedens. Richard Wagners oder Bismarcks gelegentliche Aeußerungen lassen sich aus dem Bedürfnis der inneren Sammlung für die verzehrenden Aufgaben ihres Wirkens inmitten einer vielgestaltigen Zeit verstehen, die sie sich doch zugleich als Bedingung nicht wegwünschen. So würde wohl, alles in allem genommen, viel eher ein optimistisch in die Zukunft der deutschen Kultur blickender Schluß dem Buch angestanden haben. Nun mag er als Wunsch für die nächste Auflage angewendet werden, bei der auch einzelne nebensächliche Irrtümer (so Maultasch als Spitzname, S. 384, der Erzbischof von München, S. 686 und anderes), aber auch manche nicht gerade glückliche Verallgemeinerung („noch heute vermag ein Norddeutscher besser und schneller fertig zu werden als zehn Bayern", S. 299, und „der gebildete Kulturmensch mit reiner Bildungssprache", S. 578) der Verbesserung sich bieten. Daß die Ausstattung des Buches, dessen 205 Textbilder und 22 Tafeln zur Verdeutlichung auf umsichtiger Auswahl beruhen, kaum eine Verbesserung möglich erscheinen läßt, versteht sich bei dem Verlage von selbst.

Der Helm von Gammertingen.

Hohenzollern, das der prähistorischen Archäologie schon viele interessante und wichtige Funde geliefert hat, fügte in den letzten Jahren zu dem Vorhandenen die Entdeckung eines großen alamannischen Reihengräberfeldes bei dem Oberamtsstädtchen Gammertingen. Die in den Gräbern dieses Friedhofes gemachten sehr zahlreichen Fundgegenstände von Waffen, Schmucksachen, Geräten und Gefäßen kamen durch die hochherzige Initiative des Fürsten Leopold von Hohenzollern in das fürstliche Museum in Sigmaringen, wo sie in würdiger Aufstellung dem Studium zugänglich sind. Unter den Funden nehmen zwei Waffenstücke wegen ihrer großen Seltenheit die erste Stelle ein: der goldplattierte Spangenhelm und die Brünne, welche aus einem reich ausgestatteten Grabe eines alamannischen Edelings gehoben wurden.

Das lebhafte Interesse, welches Fürst Leopold den geschichtlichen und vorgeschichtlichen Forschungen entgegenbringt, ließ ihn sofort die hohe Bedeutung jener Funde für die Kenntnis der frühesten Geschichte des Hohenzollernschen Landes erkennen, woraus der Wunsch entstand, das gesamte Fundmaterial der Spezialforschung zugänglich zu machen. Mit der Bearbeitung desselben betraute der Fürst den Direktor des fürstlichen Museums, Herrn Hofrat Professor J. W. Gröbbels. Dank der großartigen fürstlichen Munifizenz liegt nun ein Werk vor uns, das in jeder Beziehung eine Musterleistung ersten Ranges ist und auf das Deutschland mit Recht stolz sein kann.[1])

Der ideale Zweck des Fürsten, durch die vorliegende Behandlung der Spangenhelme die Frage nach der Datierung und Provenienz derselben der Forschung zu weiterer Untersuchung ein reiches Material an die Hand zu geben, ist denn auch erreicht worden. Neben der prähistorischen Archäologie wird auch die Waffenkunde wichtige Aufschlüsse aus dem Werke erhalten.

Das Städtchen Gammertingen liegt zu beiden Seiten der Lauchert, eines Zuflusses der Donau, und gehört zu den ältesten Niederlassungen in Hohenzollern. Der Name Gammertingen stammt, wie alle jene auf —ingen endigenden Ortsnamen, aus der Zeit der ersten Besetzung des Landes durch die Alamannen und ist wohl von einem altdeutschen Personennamen Gamhart oder Gamarit abzuleiten. Es war demnach Gammertingen eine alamannische Siedlung, welche der Sippschaft eines Gamhart oder Gamarit angehörte, die vielleicht auf den Resten einer römischen Niederlassung errichtet worden ist. Daß diese Sippe eine sehr reiche und hochangesehene gewesen sein muß, ließ sich schon im Jahre 1884 durch das in der unmittelbaren Nähe des Ortes entdeckte alamannische Reihengräberfeld mit reichem Inhalt an Waffen, Zierstücken u. s. w. erkennen, noch mehr aber, als im Jahre 1903 weitere sehr wichtige, meist in dem Jurakalk eingetiefte, mit Steinplatten umstellte und bedeckte Gräber gefunden wurden. So in dem ersten Grabe ein starkes männliches Skelett, das mit folgenden sehr reichen Beigaben versehen war: einem aus Holz und Leder bestehenden, mit Eisenblech beschlagenen Köcher, der viele Pfeilspitzen enthielt, einer silbernen Nähnadel, einem Beschläge aus Silberblech, einem silbernen Löffelchen, einer Spatha, einer schönen goldplattierten eisernen Gürtelschnalle, goldenen Schuhschnallen, einem vollständigen Panzerhemd, einem Schildbuckel und dem wichtigen, goldplattierten Spangenhelm. Ferner fanden sich in dem Grabe: ein Henkelkrug aus rotem Ton, ein zerbrochener Glasbecher, mit Resten von Rotwein im Inneren, eine umgestülpte Bronzeschale, die gold- und silberplattierte Bronzezierstücke, Riemenzungen und Beschläge von dem Zügel und dem Kopfgestell des Pferdes bedeckte, sowie ein zweites umgekehrtes Bronzegefäß, das u. a. einen doppelseitigen Beinkamm enthielt.

Hieran schlossen sich mehrere, ebenfalls sehr reich ausgestattete Frauen- und Mädchengräber. In einem derselben lag außerhalb der Steinplattenumstellung, an der linken

[1]) Der Reihengräberfund von Gammertingen. Auf höchsten Befehl Seiner Königlichen Hoheit des Fürsten von Hohenzollern beschrieben von J. W. Gröbbels, Direktor des Fürstlich Hohenzollernschen Museums. Mit 22 Tafeln und 27 Textillustrationen. München 1905. Verlag von Piloty und Loehle. Imperialfolio in Mappe. Text 49 Seiten.

Digitized by Google

Seite des Frauenskelettes, das gut erhaltene Gerippe eines Pferdes, dessen Kopf zu den Füßen der Frau ruhte. Sehr reich waren auch die später geöffneten Kriegergräber, von denen eines drei Bestattungen nebeneinander enthielt. Besonders interessant ist das letzte der 1904 geöffneten Gräber, da es zwei Bestattungen übereinander enthielt, das einzige dieser Art des Friedhofes. Das im oberen Grabe liegende Skelett war ohne jede Beigabe, dagegen bedeckte die Brust des im unteren Grabe ruhenden Skelettes ein Schildbuckel, während an der rechten Schädelseite ein goldenes Ohrgehänge und in der Halsgegend acht dünne, schmale Goldblechfragmente neben einer Anzahl Goldfäden lagen, die strahlenförmig um den Hals geordnet und wahrscheinlich in einen Brokatstoff eingewoben waren, mithin als Halsschmuck dienten. An der linken Schulter fand sich eine Bronzehaarzange, in der linken Hand eine Bronzegewandspange von altertümlicher Form; unter der Brust drei Eisenstücke mit Bronzeknöpfen und eisernen Nägeln, und zu den Füßen Bügel, Schnallen, Ringe und Nieten von Eisen.

Die Zahl der bis zu dem Jahre 1904 geöffneten Gräber dieses Friedhofes kann etwa 260 betragen. Fast alle Gräber waren von West (Kopf der Skelette) nach Ost orientiert. Häufig fanden sich in den Gräbern zahlreiche Holzumstellungen und teilweise angekohlte Holzdielen; vielleicht waren auch öfter die Leichen in Holzsärgen beigesetzt worden. Das Hauptgrab ist ohne Zweifel jenes mit dem Spangenhelm, der Brünne und den anderen sehr reichen Beigaben, dann folgen die daneben liegenden 4—5 reichen Frauengräber. Sehr wahrscheinlich standen die in denselben Bestatteten untereinander und mit dem Edelinge des Hauptgrabes in engeren verwandtschaftlichen Beziehungen.

Nach den vielen vortrefflichen Waffen zu schließen, sind in den Gräbern die Angehörigen einer kriegerischen Sippe bestattet worden. Alles deutet auf die sturmbewegte Zeit, in welcher die hier Ruhenden, ein harter, kampferprobter Menschenschlag, gelebt haben.

Die Frage nach der Zeit dieses alamannischen Friedhofes ist deshalb von besonderer Bedeutung, weil mit ihrer Lösung die überaus wichtige Frage der Datierung des Spangenhelms erledigt wird. Einen Anhalt für eine annähernd sichere Zeitbestimmung erhalten wir nur durch die Beigaben. Da nun die Gräber, die in der Nähe des Ortswegcs von Gammertingen liegen, mit dem Hauptgrabe kein tauschiertes Eisenfragment geliefert haben, während die weiter vom Wege entfernten, aufwärts gelegenen Gräber tauschierte Waffen und Beschlägstücke in reicher Zahl enthielten, so berechtigt uns dies, anzunehmen, daß die ersteren Gräber die älteren sind und noch dem 6. Jahrhundert n. Chr. angehören. Für das Hauptgrab wird diese Annahme weiter gestützt durch die altertümliche Form des Trinkkruges und der goldplattierten Gürtelschnalle, die sich noch dem Formenkreis des Childerichgrabes anschließt. Wann die Bestattungen ein Ende erreicht haben, ob schon gegen die zweite Hälfte des 7. Jahrhunderts, als die christliche Lehre einzog, oder erst im 8. Jahrhundert, kann nur vermutet werden. Sicher haben die hier ansässigen Alamannen nach ihrer vollständigen Christianisierung ihre Toten in der Nähe der dem fränkischen Heiligen Leodegar geweihten Kirche, vielleicht auf dem Terrain des heutigen Kirchengartens, zur Ruhe gebettet.

Wir wenden uns zu dem wichtigen Helm. Es ist eine Beckenhaube von konischer Form, bestehend aus 6 aus Rotkupfer geschmiedeten Spangen, die in dem Scheitelpunkt von einer runden Kupferplatte zusammengehalten werden. Während jede einzelne Spange sich nach oben verjüngt, erweitert sie sich nach unten in zwei Flügel, welche den Uebergang der vertikalen Spangen in den horizontalen Stirnreif bilden. Die Felder zwischen den Spangen sind durch annähernd spitzovale Kupferplatten ausgefüllt. Spangen, Füllungen und Scheitelplatte sind durch Nietnägel miteinander verbunden. Im Inneren ist der Stirnreif durch kleine, fünfeckige, eiserne Platten verstärkt, ebenso auch die Füllungen und die Scheitelplatte durch ihnen gleichgeformte Eisenplatten. Der Helm hat noch die zwei aus Rotkupfer getriebenen Wangenklappen, die innen ehemals mit Leder gefüttert waren. Der ganze Helm ist außen mit Gold plattiert.

Bei Untersuchung der Technik der Verzierungen zeigte es sich, daß zwei verschiedene Arten angewendet worden sind: für die Ornamente der Spangen, der Füllungen, der Scheitelplatte und der Wangenklappen die Punzierung, für den Stirnreif das Stanzen. Dieser trägt vorn eine menschliche Maske über zwei gegeneinanderspringenden Löwen und wird durch eine Art Perlstab in zwei Längsteile geschieden, die durch wellenförmige Ranken mit Trauben (?), nach welchen Vögel picken, ausgefüllt sind. Die Verzierungen der Scheitelplatte, deren Spangen und Füllungen bestehen aus Dreiecken, mit Schuppenmuster ausgefüllt, die auf der Scheitelplatte einen achtzackigen Stern bilden. Die sechs neben den Dreiecken liegenden Felder der Füllungen zeigen regellos angeordnete, unstilisierte Tierfiguren und daneben, zur Raumausfüllung, sieben radförmige Rosetten. Die in ihrem ganzen Umfange durchlochten Wangenklappen haben auf den Außenseiten punzierte Schuppen. Da der untere Teil des Stirnreifs durchlocht und im Inneren des Helms noch ein großes Lederstück erhalten ist, so kann angenommen werden, daß der Helm wie die Wangenklappen mit einem Lederfutter versehen war, das durch Lederriemchen, die durch die Löcher gezogen wurden, festhielt.

Durch die unverkennbare Abnutzung des Helms wird bewiesen, daß er noch vor der Mitte des 6. Jahrhunderts, welcher etwa das Hauptgrab angehört, angefertigt ist. Ferner kann nach der Form und nach den Verzierungen: Löwen, Tauben und Traubenranken, der Helm nicht als germanische Arbeit bezeichnet werden; doch wird es erst nach weiteren Mitteilungen über die anderen verwandten Spangenhelme möglich werden, Näheres über die Entstehungszeit und das Fabrikationszentrum des Gammertinger Helms zu geben. Es ist demnach notwendig, die übrigen acht Spangenhelme in Kürze zu betrachten.

Der erste Spangenhelm, aus der früheren Sammlung des Frhrn. v. Zu-Rhein, jetzt in der kaiserlichen Eremitage in St. Petersburg, ohne Fundangabe, hat auf dem Stirnreif als gestanzte Verzierungen eine menschliche Maske zwischen zwei Löwen, umgeben von je einem Flechtmuster, daneben horizontal angeordnete Dreiecke und Zickzacke, Baumzweige mit Vogel und Trauben, sowie Augenkreise. Spangen und Scheitelplatte sind mit punzierten Dreiecken verziert.

Der zweite Helm von Vézeronce (in der Bibliothek zu Grenoble) wurde in dem Torfmoor von Saint-Didier bei Vézeronce 1871 gefunden und ist vortrefflich erhalten. Auch hier haben die Spangen als Verzierungen Dreiecke, mit Halbkreisen und Haken ausgefüllt, sowie kleine Kreise. Der Stirnreif zeigt Ranken mit Trauben, nach welchen storchartige Vögel picken. Besonders häufig ist das Kreuz, als **crux quadrata** mit T-förmigen Balken oder zwischen bogenförmigen Ausschnitten oder übereinander in größerer Form angeordnet. Diese Verzierung dürfte wohl als **Apotropaeum** aufzufassen sein.

Der dritte Helm von Giulianova, südlich von Ancona (in dem kgl. Zeughause in Berlin), wurde im Dezember 1896 bei Feldarbeiten gefunden und nicht weit davon noch Pferdeskelette. Die Ornamente der Spangen, der Füllungen und der Scheitelplatte bestehen aus punzierten gestreiften Dreiecken. Auf der Mittelspange befindet sich die **crux gemmata**, an deren Querbalken in Kettchen die Buchstaben *A* und Ω herabhängen. Sicher ist dieses Kreuz ein apotropäisches Emblem, ähnlich wie auf dem zweiten Helm von Vid, wo sich auf dem Fuß der Mittelspange ein fast gleiches Kreuz befindet. Ueberhaupt hat der Vider Helm eine auffallende Verwandtschaft mit dem von Giulianova. In den ausgesparten Feldern auf den Spangenfüßen ist neben dem Kreuz eine vielleicht als hängendes Ciborium (Hängekreuz?) zu deutende Figur angebracht, sodann eine Hängekrone, eine Schale auf hohem Fuß und zwei Baumzweige (Palmen?). Alle diese Ornamente gehören dem Kreis der christlichen Dekoration an. Auf den Füllungen kehren Ornamente der Spangenfüße wieder; daneben ist der naive Versuch gemacht, Menschen- und Tierfiguren naturalistisch darzustellen. Da dieselben für die Entstehungszeit des Helms ganz ungewöhnlich sind, so verdienen sie besondere Beachtung. Dargestellt sind: eine Eberjagd, eine menschliche Figur zwischen einem Kruge und einem Fische über einem Löwen, ein Mann in kurzem Aermelrock, in der Rechten ein Kreuz tragend, über einem Fische und zwei Raubvögeln. Auf den übrigen drei Füllungen befinden sich verschiedene Tierfiguren. Auf dem teilweise erhaltenen Stirnreif wiederholen sich eine Säule, aus deren Kapitäl zwei Ranken mit Trauben wachsen, nach welchen zwei gegenüberstehende Vögel picken. Oberhalb jedes

Digitized by Google

Traubenstocks, durch einen Augenkreis getrennt, kehren zwei gegenüberstehende Vögel wieder.

Der vierte Helm von Gültlingen (Oberamt Nagold, Schwarzwaldkreis, Württemberg. In der kgl. Staatssammlung vaterländischer Altertümer in Stuttgart) ist beim Abbau einer Kiesgrube, wobei alamannische Reihengräber entdeckt wurden, in einem Grabe mit einer Spatha, deren Griff mit geripptem Goldblech überzogen ist, einem Schildbuckel, einer Francisca, einer Trinkschale aus grünem Glas, verschiedenen silbernen Beschlägstücken, goldenen Zierstücken u. s. w. gefunden worden. Die punzierten Ornamente der Spangen und der Scheitelplatte bestehen aus Dreiecken, Halbkreisen und Augenkreisen. Der Stirnreif ist, ähnlich jenem des Gammertinger Helms, in zwei Zonen geteilt, deren obere eine wellenförmig gebogene Rebenranke, abwechselnd Trauben tragend, an denen taubenartige Vögel picken, verziert, während die untere Zone einen stilisierten Weinstock mit zwei rechts und links herabhängenden Trauben aufweist, auf welche von beiden Seiten je zwei Vögel zuschreiten. Auf der stark beschädigten Frontseite des Stirnbandes war wahrscheinlich eine Maske zwischen zwei Löwen, wie bei dem Gammertinger Helm, angebracht.

Der fünfte Helm (mit vier Spangen) von Vid (Sveti Vid = St. Veit) bei Metković in Dalmatien (in dem kaiserl. Hofmuseum in Wien) wurde am 4. Februar 1901 bei dem Abbruch einer Kirche in dem dazu gehörigen Friedhof gefunden und unweit davon noch ein einfacher Eisenhelm, drei Speereisen, ein Feuerstahl und eine römische Fibel aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr. Alles lag ein 1.70 Meter tief. An derselben Stelle entdeckte man dann noch einen zweiten sechsspangigen Helm (den sechsten), zwei in Form und Größe verschiedene Wangenklappen und den Rest einer Ringbrünne. Der einfache Eisenhelm ist wahrscheinlich ein Mannschaftshelm und besteht aus zwei durch ein breites Band verbundenen Kalotten und einem Stirnreif. Der vierspangige Helm hat vier schmucklose spitzovale Eisenplatten als Füllungen. Der aus goldplattiertem Kupfer hergestellte Stirnreif ist mit einem graziösen Weinrankenornament verziert, dessen Einrollungen abwechselnd Trauben mit daran pickenden Vögeln und Weinblätter zeigen. Diese Verzierung ist sehr beachtenswert und sichert dem Helm unter allen anderen eine hervorragende Stelle. Die Dekoration der Spangen besteht aus Dreiecken.

Der sechste Helm, mit sechs Spangen, von Vid (ebenfalls im kaiserl. Hofmuseum in Wien) hat durch den Rost gelitten. Seine spitzovalen Eisenfüllungen sind außen mit Silberlamellen überzogen. Die punzierten Ornamente der Spangen bestehen aus Dreiecken, einer **crux gemmata** mit anhängendem A und Ω, einer Taube mit Oelzweig im Schnabel, zwei Hängekronen, einem Palmzweig und wieder einer Taube; also eine altchristliche Dekoration mit symbolischer Bedeutung, bei welcher das Kreuz wohl als apotropäisches Emblem aufzufassen ist. Abweichend von den übrigen Stirnreifen ist dieser mit kreisrunden eingestanzten Medaillons und über Eck gestellten Vierecken verziert. Erstere zeigen Genredarstellungen, die noch an die antike Formensprache erinnern, wie Doppelranke (ähnlich denen auf byzantinischen Münzen), einen Putto, einen Vogel tragend, dabei ein Palmzweig, einen geflügelten (?) Putto mit Hund und dreimal ein Pferd oder Esel mit einer halben menschlichen Figur. Letztere haben Pflanzenornamente (u. a. Tannen- oder Lindenzweig).

Der siebente Helm von Baldenheim (in der Sammlung der Gesellschaft vaterländ. Altertümer in Straßburg i. E.) wurde im Februar 1902 auf dem Terrain eines alten Reihengräberfeldes bei dem Dorfe Baldenheim (Kreis Schlettstadt, Kant. Marlolsheim, Els.) beim Pflügen nebst Ueberresten eines Kettenpanzers gefunden. Dieser Helm stimmt vollkommen mit dem sechsspangigen Helm von Vid überein, sogar in den Maßverhältnissen. Spangen und Scheitelplatte sind mit Dreiecken verziert. Der Stirnreif hatte die gleichen Darstellungen wie der Vider Helm.

Der achte Helm von Châlons-sur-Saône (im kgl. Zeughaus in Berlin) ist im Jahre 1903 bei Baggerarbeiten in der Saône in der Nähe von Châlons gefunden worden und hat, ähnlich wie der vierspangige Vider Helm, die Spangen mit Dreiecken, ausgefüllt mit Halbkreisen, verziert, ebenso auch die Scheitelplatte. Bei diesem Helm ist der Stirnreif breiter als bei den übrigen. Die Darstellungen des Stirnbandes zeigen reich bewegte bewaffnete Reiter und Fußgänger, welche mit wilden Tieren kämpfen; mitten in die Darstellung sind zwei Büsten (Sol und Luna?) hineingesetzt. Vielleicht haben wir hier eine Darstellung von Kämpfen der bestiarii im Amphitheater vor uns, zu deren Vorbild Konsulardiptychen gedient haben dürfen, wenn nicht das Ganze direkt den Reliefverzierungen auf spätrömischen Tongefäßen entnommen ist. Viermal wiederholt sich das durch einen Perlstab eingefaßte Dekorationsmotiv.

Bei sämtlichen neun Spangenhelmen ist hinsichtlich der Form, der Konstruktion und der Technik, sowie der Verzierungen eine solch überraschende Verwandtschaft zu konstatieren, daß wir gezwungen sind, an die Herstellung in einem und demselben Fabrikationszentrum zu denken, wie weit auch die Fundorte voneinander entfernt sein mögen. Wo dieses Fabrikationszentrum gesucht werden dürfte, kann vielleicht die Vergleichung der Helme und vor allem ihrer Verzierung ergeben. Drei Spangenhelme: von Gültlingen, von Baldenheim und von Gammertingen sind in alamannischen Reihengräbern gefunden worden. Die genau festgestellten Fundberichte berechtigen zu der Annahme, daß diese Helme einst alamannischen Edelingen angehört haben. Ferner ist es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß der Helm von Bézeronce und jener von Châlons-sur-Saône ehemals von burgundischen Edlen getragen worden sind.

Wichtig ist, daß sich auf einer im Bargello in Florenz aufbewahrten, goldplattierten Kupferplakette aus dem Ende des sechsten Jahrhunderts, die bei den Ruinen eines Kastells im „Val di Nievole" gefunden worden ist, in der Mitte der durch Beischrift gekennzeichnete Langobardenkönig Agilulf (590—616) auf einem Throne sitzend dargestellt ist. Zu beiden Seiten des Königs steht je ein Leibwächter im Schuppenpanzer, mit Spangenhelm, Schild und Lanze bewehrt. Links und rechts von diesen ist je eine Viktoria mit Füllhorn und Labarum, sowie je eine Gestalt in geschürzter Aermeltunika angeordnet, dann folgt links und rechts je eine Figur, die eine geschlossene, tiarenförmige Bügelkrone mit Kreuzbekrönung trägt. Hier sind also die zwei neben dem Könige stehenden Leibwächter mit den Spangenhelmen ausgerüstet, die außer den Stirnreifen, den Bügeln und den Wangenklappen auch einen Federbusch als Helmzier tragen. Diese Darstellung ist bis jetzt die einzig bekannte aus dem sechsten Jahrhundert, auf welcher sich die Spangenhelme bis zur Evidenz nachweisen lassen.

Die gemeinsame konische Form der Helme darf nicht als germanische angesehen werden. Sie weist auf den Orient hin, wo sie bereits auf sehr frühen Denkmälern erscheint. Wahrscheinlich ist die konische Helmform während der Völkerwanderungszeit aus dem Osten zu den Germanen gekommen, daß aber die Helme nicht im Orient, sondern in einem Fabrikationszentrum verfertigt sind, wo spätrömische Kunstübung, frühchristliche Symbolik und naive germanische Verzierungskunst zusammengewirkt haben, zeigt ein Blick auf die Verzierungen der einzelnen Helmteile. So findet sich das in Punziertechnik hergestellte geometrische Ornament der Helmspangen schon bei skandinavischen Fundgegenständen, aber auch auf Schmucksachen, die dem mittelländischen Kunstgebiet entstammen. Wichtiger sind die gestanzten Verzierungen auf den Stirnreifen. Hinsichtlich der bei diesen vorkommenden Dekorationsmotive lassen sich drei Gruppen unterscheiden. Die erste umfaßt die Helme, deren Stirnbandverzierungen sich noch eng an antike Vorbilder anlehnen, wenn auch ein Verfall in der künstlerischen Auffassung erkennbar ist. Hierher gehört in erster Linie der vierspangige Vider Helm mit seinem reizvollen Weinrankenornament, sodann der sechsspangige Vider Helm und der Baldenheimer Helm, bei denen die Stirnreifverzierung aus quadratischen Feldern und runden Medaillons besteht, und vielleicht noch der Helm von Châlons-sur-Saône mit den eigentümlichen Jagdszenen. Die zweite Gruppe umfaßt die Helme, bei denen das Stirnband ein Weinrankenmotiv mit pickenden Vögeln aufweist, was bei dem Helm von Gammertingen am meisten zum Ausdruck kommt, während die Helme von Bézeronce und von Gültlingen gewissermaßen den Uebergang zu der dritten Gruppe bilden, bei denen das Weinrankenmotiv in ein Schema arkadenartig angeordneter Traubenstöcke übergegangen ist. Hierher gehören die Helme von Giulianova und von St. Petersburg.

Digitized by Google

Wenn wir nun nach den Vorbildern für die Mehrzahl der gruppierten Stirnreif-Ornamente suchen, so sind vor allem die Reliefdarstellungen auf Sarkophagen im ravennatischen Kunstgebiete und in Gallien zu berücksichtigen, da bei der Dekoration der Sarkophage das Weinranken-Ornament häufig verwendet wird. Sa sind z. B. die Weinranken auf einem Sarkaphag in Angoulême in der Zeichnung auf das engste verwandt mit dem Ornament auf dem Stirnreifen des vierspangigen Helmes von Vid. Auch für das Motiv der Maske mit den beiden Löwen dürften wir auf ravennatischen und gallischen Sarkaphagen des 5. bis 7. Jahrhunderts die Vorbilder finden. Das Arkadenmotiv mit den Vögeln auf dem St. Petersburger Helm und dem von Giulinnova dürfte ebensawahl auf Sarkaphagreliefs wie auf keramische Vorbilder zurückgehen. Wir finden es auch auf den Kupferbeschlägen von Eimern wieder, welche in Buire-sur-l'Ancre (Picardie), Rue-Saint-Pierre (bei Beauvais), Mionnay (bei Abbeville) und in Morseuil (Pas-de-Calais) aus Reihengräbern gehoben wurden. Besonders wichtig ist der Eimerbeschlag von Buire-sur-l'Ancre: die Trauben sind hier, wie auf dem Stirnreif des St. Petersburger Helmes, in Rosetten übergegongen, zu welchen die Vögel nur mehr in loser Beziehung stehen. Für die eigentümliche Jagddarstellung auf dem Stirnreif des Helmes von Châlons-sur-Saône finden sich in der gallo-römischen Keramik einzelne Seitenstücke; auch die christlichen Sarkophage in Gallien bieten analoge Verzierungen, z. B. bei einem Sarkophag in Clermont (Läwen- und Eberjagd), und eine Löwenjagd auf einem Sarkophag in Toulouse aus dem 6. Jahrhundert. Die noch ganz an antike Vorbilder erinnernden Stirnreif-Ornamente des Silberhelmes von Vid und des van Baldenheim können mit Bestimmtheit auf Vorbilder der spätrömischen Keramik zurückgeführt werden. Trotz der wenig guten Erhaltung der in den Medaillons der Stirnbänder dargestellten Genrebilder läßt sich doch sagen, daß die Aehnlichkeit mit Monatsbildern eine sehr merkwürdige ist. Man hat demnach aus dem in der Werkstatt vorhandenen Mustervorrat das genommen, was gerade zur Hand war, ohne jedoch die Bedeutung jedes einzelnen Bildes zu erkennen.

Aus den vorstehenden Mitteilungen ergibt sich, daß die Formen für die unter voller klassischer Empfindung komponierten Dekorationsmotive der sämtlichen Stirnreife in einer Werkstatt entstanden sind, in welcher mit spätrömischem Kunstempfinden die spätrömische Technik noch lebendig war. Nehmen wir dazu noch die zahlreichen Darstellungen christlicher Symbolik auf den Helmen von Giulianova, dem Silberhelm von Vid und auf dem Stirnreif des Helmes von Bézeronce, so dürfen wir als Herstellungsort für die Spangenhelme entweder das Bereich ravennatischer Kunstübung in Italien oder aber ein Fabrikationszentrum in Gallien suchen. Für die erstere Annahme würde der Umstand schwer ins Gewicht fallen, daß drei Helme in alamannischen Gräbern gefunden worden sind. Die nahen Beziehungen der Alamannen zu den Ostgaten sind bekannt. Dagegen sprechen ebensoviele gewichtige Gründe für die Annahme, daß die Helme in einem Fabrikationszentrum Galliens hergestellt warden sind. Besonders wären die von den Westgoten besetzten Gebiete des südlichen Galliens ins Auge zu fassen, da die überreiche Verwendung altchristlicher Symbale: Hängekronen, Kreuze, Palmenzweige, Phönix und Taube, vielleicht wahl auch die Fische auf den Füllungen des Gammertinger Helmes, an die Kunsttätigkeit eines noch nicht lange zum Christentum bekehrten germanischen Stammes erinnern.

Läßt sich über das Fabrikationszentrum der Helme noch nicht ganz Bestimmtes sagen, so doch darüber, daß der Waffenschmied, welcher jene Schutzwaffen in ausgezeichneter Technik herstellte, bei den figuralen Verzierungen der Füllungen vam Geschmack des germanischen Bestellers beeinflußt wurde, den er, so gut er es vermochte, zu befriedigen suchte; deshalb die naive Unbeholfenheit der Zeichnung auf den Füllungen der Helme.

Für die Zeitbestimmung der Helme bieten sich durch die Fundumstände der Helme von Bézeronce und van Gammertingen recht sichere Anhaltspunkte: beide gehören dem 6. Jahrhundert an. Wir werden nicht fehl gehen, wenn wir auch die anderen sieben Helme, deren nahe Verwandtschaft zweifellos ist, in das 6. oder in den Beginn des 7. Jahrhunderts verlegen. Daß der Helm von Bézeronce, der das Weinlaub und die Ranke schon in völliger Erstarrung zeigt, was auf eine barbarische Nachahmung eines in einem italienischen Fabrikationszentrum hergestellten Originalmotives schließen läßt, dem Beginn des 6. Jahrhunderts angehört, wissen wir. Noch ganz die Nachwirkung antiker Dekorationsmative zeigt die Stirnreifverzierung des Silberhelmes von Vid, dagegen hat die Verzierung auf den Spangenfüßen dieselben unbeholfen eingepunzten christlichen Embleme wie der Helm von Giulinnova, dessen Stirnreifverzierung an künstlerischem Wert hinter dem Stirnreif des vorigen steht. Dies mag genügen, um zu beweisen, daß bei den Helmen Unterschiede in der Qualität nicht auch Unterschiede für die Zeit der Herstellung bedingen.

Haben wir durch die vergleichenden Studien des Verfassers sichere Anhaltspunkte für die Zeitbestimmung dieser wichtigen Schutzwaffen erhalten, so ist zu hoffen, daß einige spätere Helmfunde noch dazu beitragen werden, die Frage nach dem Fabrikationszentrum in gleicher Weise zu lösen.

Mit der Zeitbestimmung des Gammertinger Helmes stimmt auch das Panzerhemd überein: es gehärt ebenfalls in die Mitte des 6. Jahrhunderts. Besonders typisch für die germanischen Brünnen dieser Zeitperiode sind die reihenweise verschieden großen gestanzten und genieteten Ringe.

Zum Schluß noch einige Worte über den durch Hofrat Dr. Schliz untersuchten Schädel aus dem Hauptgrabe. Er repräsentiert die Anfänge des später bei den Alamannen so typischen Breitgesichtes mit kurzer Nase und breitem Unterkiefer bei ausgesprochenem Langkopfe. „Der Tate war ein Mann van 55 Jahren, muskelkräftig, im Bau das Mittelmaß überschreitend, mit starkem Nacken und hochgetragenem Haupt. Unter der schmalen, fein modellierten Stirn mit starken Augenbrauen blickt ein weitgeöffnetes Auge hervor; zwischen vollen Wangen überragt eine schmale Nase nur wenig den energischen, mit blendenden Zähnen bewehrten kräftigen Unterbau des Gesichts; eine Erscheinung, die sicher im Leben den Eindruck eines gebieterischen, einem edlen Geschlecht entsprossenen Mannes zu machen geeignet war." Sollten wir deshalb nicht annehmen können, daß der in dem Hauptgrabe Bestattete der alamannische Graf Gamhart gewesen ist, der mit seiner Sippe und seinen weiteren Stammesgenassen sich in der Mitte des 6. Jahrhunderts n. Chr. im Tale der Lauchart, an der Stelle des heutigen Gammertingen, nach mancher Wanderung und nach manchen glücklich durchgefochtenen Kämpfen ansiedelte und endlich mit den Seinen hier zur Ruhe in den Schoß der Erde bestattet ward?

Dr. J. Naue.

Bücher und Zeitschriften.

Flugschriften des Bundes Heimatschutz. 1. Heimatschutz und Volkswirtschaft von Dr. Karl Johannes Fuchs, Prafessor der Nationalökonomie an der Universität Freiburg. 2. Die Entstellung unseres Landes von Professor Schultze-Naumburg. Halle a. S. 1905. Verlag von Gebauer-Schwetschke. 23 und 67 Seiten.

Die Verwüstung unserer Heimat in ästhetischer Hinsicht, die so sichtbar in den letzten Jahrzehnten um sich gegriffen hat und immer weiter den überkommenen Schatz an ästhetisch besanders wertvollem Naturbesitz zu verringern droht, wird vielfach hingenommen als eine zwar bedauerliche, aber unabänderliche Falgeerscheinung der Mächte, die unsere Gegenwart beherrschen, insbesondere der immer stärkeren Modernisierung und Industrialisierung unsres wirtschaftlichen Lebens. Man bedenkt bei solcher Ueberlegung indessen zu wenig, daß beide Bewegungen keineswegs natwendig miteinander verbunden sein müssen. Zunächst kann in zahlreichen Fällen die Frage aufgewarfen werden, ob nicht die Erhaltung eines solchen Gemeinbesitzes von hohem ästhetischen Wert für die Gesamtheit sagar in materieller Hinsicht wertvoller ist als seine Vernichtung durch ein industrielles Werk, dessen Nutzen doch nur einer Minderheit zugute kommt; man braucht ja nur an die wirtschaftliche Bedeutung des Fremdenverkehrs an solchen bevorzugten Punkten zu denken. Ferner

Digitized by Google

aber liegt ganz zweifellos sehr häufig, wenn ein wertvolles Bild landschaftlicher oder baulicher, natürlicher oder künstlicher Architektonik durch irgendwelche Neuanlagen zerstört wird, gar keine wirtschaftliche Notwendigkeit, sondern bloß jene häufig genug mit wirtschaftlichem Nachteil verbundene Unfähigkeit zu künstlerischer — d. i. in diesem Falle natürlicher und wahrer — Gestaltung vor, die das bauliche Schaffen unserer Zeit im weitesten Sinne überhaupt kennzeichnet. Den Schädigungen entgegenzuwirken, die ja in der Regel mehr aus Vorurteil und Uneinsichtigkeit als in bewußter Absicht dem Volksbesitz an idealen Werten dieser Art fortgesetzt zugefügt werden, hat sich bekanntlich der vor nicht langer Zeit gegründete Bund „Heimatschutz“, dessen erste Veröffentlichungen in den obigen Flugschriften vorliegen, zur Aufgabe gemacht. Wenn derselbe auch zur Zeit kaum Aussicht hat, bald wie der gleichstrebende englische „**National Trust for Places of Historic Interest or Natural Beauty**“ hinreichend Mittel in die Hand zu bekommen, um durch große materielle Leistungen die drohende Zerstörung von ausgezeichneten „Denkmälern“ dieser Art abwenden zu können, so hat er doch in der Aufklärung über Wesen und Bedeutung solcher Verluste und in der Angabe der Mittel und Wege, wie auch im kleinen verständnisvolle Pflege landschaftlicher und architektonischer Bilder stattfinden kann, ein dankbares Feld der Tätigkeit. Von diesem Gesichtspunkt aus sind die beiden obigen Schriften verfaßt und um der in ihnen liegenden Anregungsmöglichkeiten willen zu begrüßen. Ihre beste Wirkung wäre wohl, wenn sie insbesondere Lehrer und Geistliche auf dem Lande zu recht eingehendem Studium der hierher gehörigen Fragen und praktischem Eingreifen anregten.

C. S.

---

* **„Schillers Heimatjahre“**, der vielgelesene Roman von Hermann Kurz, der im Rahmen einer spannenden Erzählung ein so lebendiges Gemälde der Zustände im Württemberger Land unmittelbar vor dem ersten dichterischen Auftreten Schillers entwirft, ist soeben von der Verlagsgesellschaft „Union“ in Stuttgart neu herausgegeben worden. In der jetzigen Zeit des wieder stärkeren Interesses an allem, was sich auf Schillers Person und Werden bezieht, wird dieser Roman, der vielleicht mehr als manche rein literargeschichtliche Darstellung die geistige und politische Atmosphäre, in der der junge Schiller heranwuchs, zu verdeutlichen und damit die Eigentümlichkeit seiner Jugenddichtungen selbst verständlich zu machen geeignet ist, gewiß vielen Lesern willkommen sein. Das hübsch ausgestattete und durch vorzüglichen Druck ausgezeichnete Buch hat Adolf Closs mit zahlreichen charakteristischen Illustrationen versehen.

Allgemeine Rundschau.

Röntgen-Kongreß.

IV. (Schluß.)

C. Berlin, 3. Mai. Heute beschäftigte man sich wieder mit medizinischen Fragen, und zwar mit dem eigentlichen Heilgebiete der Röntgen-Strahlen, dem Gebiet der Hautkrankheiten.

In die einschlägige Materie führte Prof. Oskar Lassar (Berlin) die Versammlung ein mit einer Besprechung der Röntgen-Therapie bei Krebs. Lassar ist mit großer Zurückhaltung der Röntgen-Behandlung näher getreten und hat seit drei Jahren sehr gute Erfolge erzielt, ohne daß nachteilige Folgen sich gezeigt hätten. Flache, harmlose Hautkrebse pflegen nach wenigen Sitzungen zu heilen und sind auch bei eventuellen geringeren Rückfällen zu beseitigen. Auf Tiefenkrebse lassen sich die Röntgen-Strahlen leider bislang nicht anwenden, aber auch hier kann man vielfach den Gang des Zerfalls aufhalten und peinvolle Schmerzen lindern. Bei den Sarkomen ist der Erfolg verhältnismäßig noch günstiger. Radium-Behandlung zeitigte auffallende Erfolge bei Gesichts- und Lippenkrebsen. Die Aussichten für die Zukunft sind also günstige.

Nach Krankenvorstellungen durch Prof. Lassar bespricht Dr. Strebel (München) die Verwendung der äußeren Kathoden-Strahlen in der Therapie. Die Kathoden-Strahlen eignen sich hauptsächlich zur Behandlung von Lupus und Epitheliom wie Hautkrebs, die schon nach einmaliger Bestrahlung viel energischer als durch Licht- und Röntgen-Strahlen beeinflußt werden. In der Diskussion warnt Dr. Calley (Insterburg) vor Verschleppung von Krebsen bis zur Inoperierbarkeit. Das Messer ist immer noch das sicherste Mittel. Schließlich werden noch Schädigungen durch Röntgen-Behandlung erörtert.

In der Schlußsitzung wurde eine sehr bedeutsame Frage erörtert: Die Notwendigkeit eines gesetzlichen Schutzes gegen den Mißbrauch der Röntgen-Strahlen. Dr. med. und jur. Hennecart (Sedan) verweist auf medizinische Beobachtungen, die eine Atrophie der Fortpflanzungsorgane bei Anwendung von Röntgen-Strahlen feststellten. Nichtmediziner, die mit Röntgen-Strahlen absichtlich diese Atrophie und damit Unfruchtbarkeit herbeiführten, können zur Zeit nicht gerichtlich verurteilt werden. Der Redner vergleicht diese Ungestraftheit mit den großen Strafen bei Verbrechen gegen das keimende Leben und fordert, daß nur die Aerzte das Recht haben sollen, Röntgen-Strahlen für therapeutische oder andere Zwecke anzuwenden. Diesem Referat folgte eine lebhafte Besprechung. Dr. Kurella (Ahrweiler) schlägt vor, diese wichtige Frage der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung zu unterbreiten. Dr. Wolf Becher (Berlin) teilt den Standpunkt des Referenten, glaubt aber, daß derselbe zur Zeit schwer durchzuführen ist, weil viele Aerzte nicht im Besitz der nötigen Apparate sind. Vielleicht könne hier der Staat eingreifen. Dr. Schenk (Salzburg): In Oesterreich ist nach dieser Richtung bereits ein Schritt getan worden. Die betreffenden Institute sind unter ärztliche Aufsicht gestellt. Privatdozent Dr. Holzknecht (Wien) schildert die Gefahren einer Sterilisation durch die häufigen Experimente mit Röntgen-Strahlen in lebhaften Farben. Wichtig wäre, die Dosis festzustellen, welche nötig ist, um eine Sterilisierung herbeizuführen.

Es wird hierauf folgender Antrag Dr. Becher (Berlin) angenommen: „Der Röntgen-Kongreß erklärt: Die Untersuchung und Behandlung mit Röntgen-Strahlen ist eine rein ärztliche Leistung; dem muß sowohl in der allgemeinen wie in der medizinalen Gesetzgebung Rechnung getragen werden. Auch diejenigen Aerzte, die Röntgen-Untersuchungen von anderer Seite ausführen lassen, müssen dies beachten.“

Professor Eberlein von der Tierärztlichen Hochschule in Berlin schloß darauf um 6 Uhr abends den Kongreß, auf dem 77 Einzelvorträge erledigt wurden, mit Dankesworten namentlich an die zahlreich erschienenen Ausländer, in deren Namen Dr. Hennecart (Sedan) erwiderte.

*

Neuere Versuche zur Darstellung künstlicher Diamanten.

Im Anschluß an die Untersuchung von Meteoriten mit eingeschlossenen kleinen Diamanten hat der französische Physiker Henri Moissan neuerdings sich mit der Frage der Entstehung der Diamanten befaßt und Untersuchungen vorgenommen, bei denen er dem wahrscheinlichen Vorgang bei der Entstehung jener meteoritischen Einschlüsse möglichst nahezukommen suchte. Seine Methode bestand, wie die Naturwissenschaftliche Rundschau mitteilt, im Schmelzen von 150 Gramm schwedischem Eisen bei Anwesenheit von Zuckerkohle, Entfernen der geschmolzenen Masse aus dem Ofen und Zusatz von 5 Gramm Eisenmonosulfid zu der Masse, wodurch ein Aufblähen des Metalls und reichliche Gasentwicklung bewirkt wurde. Nach dem Abkühlen wurde die Metallmasse genauer untersucht, aber niemals ein Diamant, sondern nur Graphit gefunden. Anders waren aber die Resultate, wenn man den mit flüssigem Eisen gefüllten Tiegel nach Zusatz des Schwefeleisens in kaltem Wasser plötzlich abkühlte; dann bildete sich eine feste äußere Rinde um den flüssigen Inhalt, und in diesem entstanden Diamanten. Sehr viele derselben zeigten jene parallelen Streifen, die man oft an natürlichen Diamanten antrifft. Alle hatten ein fettglänzendes Aussehen und verbrannten in Sauerstoff ohne Zurücklassung von

Digitized by Google

Asche. Weitere Experimente wurden unter Zusatz von Eisensilicid oder geschmolzenem Silicium zu dem mit Kohle gesättigten Eisen im elektrischen Ofen vor dem plötzlichen Abkühlen in Wasser ausgeführt. Auch hier erhielt man Diamanten, und die Ausbeute war zuweilen größer als in den früheren Versuchen; aber die große Menge des sich bildenden Siliciumcarbids erschwerte ihre Absonderung. Diese hatten mehr unregelmäßige Formen; die größten hatten eine Länge von 0.75 Millimeter. Die neuen Versuche haben somit die älteren Arbeiten und Anschauungen über die Entstehung der Diamanten gestützt. „Wir können," so schreibt Moissan, „stets den Diamanten als die Kohlenstoffvarietät betrachten, welche unter starkem Druck verflüssigt gewesen ist, während wir vor längerer Zeit bewiesen haben, daß bei gewöhnlichem Druck alle Kohlenstoffproben, die der Wirkung sehr hoher Temperatur ausgesetzt werden, verdampfen, ohne durch den flüssigen Zustand hindurchzugehen, und daß bei solchem Druck alle dieselbe Varietät des Kohlenstoffs liefern: den Graphit."

❧

Kleinere Mitteilungen.

W. Zur Polarfahrt des Herzogs von Orleans wird aus Paris gemeldet: Der Herzog von Orleans teilte einem Berichterstatter mit, daß er keineswegs eine Nordpolfahrt, sondern lediglich ozeanographische Studien in der Gegend zwischen der Insel St. Mayen und Grönland zu unternehmen gedenkt. Frankreich habe in der internationalen Kommission für das Studium der Polarmeere keinen Vertreter und er halte es deshalb für seine patriotische Pflicht, diese Reise auszuführen.

* Medizinisches. Die Internationale Vereinigung der medizinischen Presse, die vergangene Woche in Bern getagt hat, befaßte sich hauptsächlich mit den Fragen des Urheberrechtes an den Aufsätzen der medizinischen Fachpresse. Es wurde im allgemeinen als wünschenswert anerkannt und gefordert, daß der Verfasser von wissenschaftlichen Aufsätzen diese nicht, wie es vielfach geschieht, gleichzeitig in verschiedenen Sprachen veröffentlichen solle. Die Fassung in der Ursprache allein soll als Original, alle anderssprachlichen Veröffentlichungen derselben Arbeit sollen als Uebersetzungen betrachtet werden. Ferner ist die Veröffentlichung eines internationalen medizinischen Zeitschriftenverzeichnisses beschlossen und ins Arbeitsprogramm aufgenommen worden. Die amerikanische Fachpresse, die bisher der Vereinigung ferngeblieben war, ist zum Beitritt eingeladen worden. Dem nächstjährigen Kongreß in Lissabon, der auf 16. bis 18. April angesetzt ist, soll der spanische Minister des öffentlichen Unterrichts, Herr Cortezo, vorsitzen.

hc. Die biologische Abteilung des kaiserlichen Gesundheitsamtes in Berlin ist in eine selbständige „Biologische Anstalt für Land- und Forstwirtschaft" umgewandelt und zu deren Direktor der bisherige Direktor der biologischen Abteilung im Gesundheitsamt, Geh. Regierungsrat Dr. Rudolf Aderhold ernannt worden. Die Mitglieder des Gesundheitsamtes Geh. Regierungsrat Dr. Julius Moritz und die Regierungsräte Prof. Dr. Rörig, Dr. Otto Appel und Dr. Maassen wurden unter Entbindung von ihrer bisherigen Stellung zu Mitgliedern der Biologischen Anstalt für Land- und Forstwirtschaft ernannt.

* Versammlungen. Die 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner wird in Hamburg vom 3. bis 6. Oktober d. J. stattfinden. Den Vorstand bilden Schulrat Prof. Dr. Brütt-Hamburg und Prof. Dr. Wendland-Kiel. — Vom 1. bis 3. Juni findet in Karlsruhe die Hauptversammlung der Bunsen-Gesellschaft (ersten deutschen Chemiker-Gesellschaft) statt. — Die 13. Jahresversammlung des Verbandes deutscher Elektrotechniker wird vom 4. bis 8. Juni d. J. in Dortmund tagen. Bis jetzt sind 8 Vorträge angemeldet. Ferner sind mehrere Ausflüge vorgesehen.

❧

Hochschulnachrichten.

* Berlin. Bei der Feier der Eröffnung des neuen Hygienischen Instituts der Universität in der Hessischen Straße, die am Dienstag stattfand, nahmen fast sämtliche Professoren der medizinischen Fakultät, die Generalärzte v. Leuthold und Schjerning, die Geheimen Oberregierungsräte Naumann und Kirchner und viele andere bekannte Persönlichkeiten teil. Der Direktor der Anstalt, Geheimrat Prof. Dr. Rubner, gab einen Ueberblick über die Entwicklung der Hygiene als Wissenschaft und wies auf die innigen Beziehungen der hygienischen Wissenschaft zu den übrigen medizinischen Fächern hin. Der Neubau enthält einen Hörsaal mit 220 Sitzplätzen, Räume für wissenschaftliche Arbeiten, besondere Zimmer für Pest- und Cholera-Studien, photographische Kammern u. a. m. Auf dem Dache befindet sich eine Plattform zur Vornahme von Arbeiten in freier Luft. Die gesamten Kosten belaufen sich auf 700,000 Mark.

hc. Braunsberg. Am 30. April ist zu Ravensburg in Württemberg der Privatdozent für Apologetik am Lyceum Hosianum in Braunsberg Dr. theol. et phil. Aloys Borchert im 38. Lebensjahre gestorben.

* Basel. Mit einer Antrittsvorlesung über die Schilddrüse hat sich am Dienstag der neuernannte Professor für Chirurgie Dr. Eugen Enderlen (früher in Marburg) eingeführt.

❧

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Georges Pellissier: Études de Littérature et de Morale. Paris 1905. Édouard Cornély et Cie. 324 S. — Faust. Tragédie de Goethe. Traduction nouvelle complète strictement conforme au texte original par Ralph Roderich Schropp. Paris 1905. Perrin et Cie. 535 S. — Eugen Wolf, München: Südwestafrika. Ein offenes Wort. Kempten u. München 1905. Jos. Kösel. 33 S. — Karl Weitz: Die ersten Klänge der Muse. Gedichte. Dresden u. Leipzig 1903. E. Pierson (R. Lincke). 236 S. — Adolf Christlieb: Liebespfeife. Ebenda 1904. 99 S. A. Eden: Zwischen baltischen Hügeln. Ebenda 1904. 197 S. — Paul Dahlke: Buddhistische Erzählungen. Ebenda 1904. 289 S. — Margarete Siebert: Marie. Ein Roman. Berlin 1905. Gebr. Paetel. 251 S. — Ernst Heilbronn: Ring und Stab. Zwei Erzählungen. Ebenda 1905. 319 S. — Dr. Wilhelm Knörich: Französische Schulgrammatik mit einer ausführlichen Beispielsammlung als Uebungsbuch. Hannover u. Berlin 1905. Karl Meyer (Gustav Prior). 480 S. — Augustin Egger: Schweizerische Rechtsvereinheitlichung und die Volkstümlichkeit des Rechts. Rede. Zürich 1904. Schulthess u. Co. 44 S. — Karl Schirek: Die k. k. Majolika-Geschirrfabrik in Holitsch. Materialien zu ihrer Geschichte. Brünn 1905. Selbstverlag des Verfassers. 296 S. — Dr. Aug. Müller: Luther und die deutsche Gegenwart. Festrede, gehalten am 2. Dezember 1903 in München beim 5. Stiftungsfest des akad. wissenschaftl. Vereins Stud. der Realien. Pirmasens 1904. W. Neumann. 38 S.

Für den Inserantenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Akademischer Verlag Leipzig u. Wien.

Soeben erschienen: **„Die österreichisch-ungarische Sphinx".** Von Herrn **Sektionschef Ritter von ....** Bei der in Oesterreich herrschenden Krise ebenso aktuell wie hochinteressant, umsomehr, als die Broschüre von einem der höchsten Beamten und ehemaligen Abgeordneten kommt. — **„Zwei Schiller-Reden."** Von **Friedrich Jodl,** o. ö. Professor der Universität Wien. — **„Der Sagenkreis vom geprellten Teufel."** Von Prof. **August Wünsche.** Hochinteressant für jeden Theologen, Litterar-Historiker rc.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung. ([illegible]).

Digitized by Google

Jahrgang 1905. München, Samstag, 6. Mai. Nummer 105.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die konfessionellen Verhältnisse im Deutschen Reiche.

Mit wachsender Sorge schaut der Politiker schon seit langem auf einen Fremdkörper, der sich mit stets zunehmender Bedeutung in unser öffentliches Leben einschiebt und unsere politische, wirtschaftliche und kulturelle Zukunft in ernstester Weise zu gefährden droht. Es handelt sich um das, was man oft kurz als die „schwarze Gefahr" bezeichnet, um das Ueberhandnehmen des Einflusses politisch-kirchlicher Kreise, des Zentrums. An sich hat ja die katholische Lehre mit der Politik nichts zu tun, aber sie ist es doch nun einmal, die als Grundlage der Zentrumspartei erscheint, und darum ist es angebracht, sich mit ihrer Verbreitung u. s. w. und der konfessionellen Gliederung der deutschen Bevölkerung überhaupt etwas näher zu beschäftigen.

Nach der letzten deutschen Volkszählung vom 1. Dezember 1900 wurden innerhalb der Gesamtbevölkerung von 56,367,178 Personen gezählt:

	absolut	Proz.
I. Christen:		
1. Evangelische	35 231 104	62.5
2. Katholische	20 327 913	36.1
Römisch-katholische	20 321 441	36.1
Russisch-orthodoxe	908	0.0
Angeh. anderer griech.-kath. Kirchen	5 564	0.0
3. Andere Christen	203 795	0.4
II. Israeliten	586 833	1.0
III. Bekenner nicht christlicher Religionen	995	0.0
IV. Personen anderen Bekenntnisses	10 602	0.0
V. Ohne Angabe des Religionsbekenntnisses	5 938	0.0

Von der Gesamtbevölkerung sind also 62.5 Prozent — fast zwei Drittel — evangelisch und 36.1 Prozent — etwas über ein Drittel — katholisch. 0.4 Prozent sind andere Christen und 1 Prozent Juden. Dabei halten die Nachweisungen nicht mehr Bekenntnisse auseinander als in unserer obigen kleinen Aufstellung, leider ein Rückschritt gegen 1890, wo die zur Kategorie der anderen Christen gerechneten Bekenntnisse in zehn besonderen Gruppen nachgewiesen werden.

Bei der Religionszugehörigkeit handelt es sich um verhältnismäßig fest geschlossene Gruppen von Menschen. Die durch die Zugehörigkeit bedingte persönliche Eigenschaft ist nicht durch einen persönlichen Entschluß erworben, sondern sozusagen ererbt; jeder ist durch seine zufällige Stellung in der Gesellschaft und durch seinen Geburtsort in eine gewisse kirchliche Organisation hineingeboren und hat dadurch eine Eigenschaft erworben, die eine Folge meist sehr weit zurückliegender historischer Prozesse ist. Treten daher nicht ganz besondere Umstände ein, die nach irgend einer Seite, sei es nach der fanatischen oder der freien, neigen, so wird es den Einzelnen nicht einfallen, ihre Konfession zu ändern; in religiös ruhigen Zeiten wird sich also das einmal ermittelte Bild der konfessionellen Gliederung erhalten. Wie außerordentlich gering auch in der Tat selbst während eines längeren Zeitraumes die Aenderungen in der Konfessionsverteilung der Bevölkerung sind, zeigen die folgenden den Ergebnissen der deutschen Volkszählungen entnommenen Zahlen. Es waren im Deutschen Reiche vorhanden:

	1871	1880	1890	1900
Protestanten	25 581 685	28 331 152	31 026 810	35 231 104
Katholiken	14 869 292	16 232 651	17 674 921	20 327 913
Israeliten	512 153	561 612	567 884	586 833
Andere Personen	95 662	108 646	158 855	221 328
Insgesamt	41 058 792	45 234 061	49 428 470	56 367 178

Noch deutlicher ist das zu ersehen aus den Anteilsziffern der einzelnen Konfessionen an der Gesamtbevölkerung für die betreffenden Volkszählungstermine. Von 100 Personen der Gesamtbevölkerung waren

	1871	1880	1890	1900
Protestanten	62.3	62.6	62.8	62.5
Katholiken	36.2	35.9	35.8	36.1
Israeliten	1.3	1.2	1.1	1.0
Andere Personen	0.2	0.3	0.3	0.4

Absolut sind die Zahlen sowohl der Protestanten, Katholiken und anderen Christen wie der Israeliten seit 1871 gestiegen. Die Anteile dieser Religionsbekenntnisse an der Gesamtbevölkerung haben sich aber nur bei den Christen etwas — von 98.7 auf 99.0 Prozent — erhöht, während die der Israeliten ein wenig — von 1.3 auf 1.0 Prozent — sich verringerten. Diese Verschiebung mag auf Uebertritte von Israeliten zu christlichen Bekenntnissen zurückzuführen sein, ein Rückgang der Bevölkerung jüdischer Abstammung hat schwerlich stattgefunden, indessen gibt hierüber die Statistik der Konfessionen keine Auskunft. Die Erhöhung der Anteile bei den Protestanten von 62.3 Proz. auf 62.5 Prozent und Verringerung bei den Katholiken von 36.2 Prozent auf 36.1 Prozent ist unbedeutend, so daß Schlüsse gar nicht gezogen werden können, umsoweniger, als die Schwankungen der Prozentsätze von einer Volkszählung zur anderen schon größer sind. Es zeigt sich eben ein recht stabiles Gefüge des konfessionellen Aufbaues der Bevölkerung.

Aehnlich verhält es sich natürlich auch mit den einzelnen Staaten und Landesteilen, obwohl dort die Verschiebungen hauptsächlich durch die Binnenwande-

rungen größer sein werden. Die geographische Verteilung der Konfessionen ist natürlich der historische Niederschlag älterer Entwicklungen, die im Deutschen Reiche eng zusammenhängen mit den früheren Territorialherrschaftsverhältnissen. Die amtliche Veröffentlichung gibt in ihrem reichhaltigen Kartenmaterial eine Karte, die sich auf das allerdings Wichtigste beschränkt, nämlich die geographische Verteilung der evangelischen und katholischen Bevölkerung. In der Mitte des Reiches sehen wir da eine kompakte, einheitliche Masse, die das glaubenseinheitliche Gebiet der protestantischen Bevölkerung darstellt. Sie umfaßt die Stadt Berlin, wo von der gesamten evangelischen und katholischen Bevölkerung 84.2 Prozent evangelisch sind, ferner die Provinzen Brandenburg mit 93.5 Prozent, Pommern mit 96.6 Prozent, Sachsen mit 92.1 Prozent, Schleswig-Holstein mit 97.2 Prozent, Hannover mit 86.0 Prozent, das Königreich Sachsen mit 94.5 Prozent, die beiden Mecklenburg mit je über 98 Prozent und alle die thüringischen und nördlichen Kleinstaaten. In diesen Gebieten trifft auf die evangelische Bevölkerung über vier Fünftel der Einwohnerschaft, ja mit Ausnahme von Ostpreußen, Berlin und Hannover über neun Zehntel. Als fast ausschließlich evangelisch (über 98 Prozent) sind zu betrachten die beiden Mecklenburg, Sachsen-Coburg-Gotha, Schwarzburg-Sondershausen und Schwarzburg-Rudolstadt (99.2 Prozent). Das große protestantische Gebiet wird nur an wenigen Stellen etwas gelichtet, an zweien von kleinen Inseln mit vorwiegend katholischer Bevölkerung unterbrochen, einmal von dem Kreise Hildesheim in Hannover, das andere Mal von den Kreisen Duderstadt, Worbis, Heiligenstadt in der Nähe des Harzes. Nur in Bayern, und zwar in Unterfranken, finden wir inmitten der evangelischen Bevölkerung ein bedeutendes Gebiet vorherrschend katholischer Bevölkerung; es hebt sich gegen die überwiegend protestantischen Gebiete nicht schroff ab, sondern zeigt an den Grenzen fast stets Kreise, in denen weder die eine noch die andere Konfession überwiegt. Nach Westen zu schließt sich dem großen protestantischen Gebiete der rheinisch-westfälische Industriebezirk an, der wenigstens um Dortmund, Elberfeld und Barmen herum hauptsächlich protestantisch ist. Eine auffällige Insel evangelischer Bevölkerung inmitten katholischen Gebietes ist die Grafschaft Bentheim. Dort mag die Nähe Hollands die Erklärung dafür abgeben. Ein bedeutendes Gebiet mit vorherrschend protestantischer Bevölkerung ist das von Ostpreußen. Dasselbe wird aber auch von den Kreisen Braunsberg, Heilsberg, Rößel und Allenstein mit hauptsächlich katholischer Bevölkerung unterbrochen, während sich ihm in Westpreußen einige mehr evangelische Kreise anschließen.

Die Hauptgebiete der durchweg katholischen Bevölkerung finden wir in Bayern, Baden, Elsaß-Lothringen, Rheinland, Westfalen, Posen und Oberschlesien. Gebiete mit derartig hohen Anteilen der Katholiken an der Bevölkerung, wie wir sie bei den Protestanten fanden, sind, abgesehen von Hohenzollern mit 94.9 Prozent katholischer Bevölkerung, nicht vorhanden. Doch bilden sie wenigstens die Hälfte, zum Teil zwei Drittel der gesamten Einwohnerschaft in Westpreußen (51.2 Prozent), Posen (67.8 Prozent), Schlesien (55.0 Prozent), Westfalen (50.7 Prozent), Rheinland (69.8 Prozent), Bayern (70.7 Prozent), Baden (60.6 Prozent) und Elsaß-Lothringen (76.2 Prozent).

Von den Israeliten wird der im Reichsdurchschnitt auf sie entfallende Prozentsatz von 1 Prozent nur in relativ wenigen Gebietsteilen überholt, nämlich in Westpreußen (1.2 Prozent), Berlin (4.9 Prozent), Posen (1.9 Prozent), Schlesien (1.0 Prozent), Hessen-Nassau (2.5 Prozent), Baden (1.4 Prozent), Hessen (2.2 Prozent), Waldeck (1.1 Prozent), Hamburg (2.3 Prozent) und Elsaß-Lothringen (1.9 Prozent).

Ein Vergleich der Anteilziffern von 1900 mit denen von 1871 ergibt wie beim Reich im ganzen so auch in den Bundesstaaten und den einzelnen Teilen nur geringe Aenderungen in der Vertretung des hauptsächlichsten Religionsbekenntnisse. Bemerkenswert ist dabei, daß die evangelische Bevölkerung gegenüber der katholischen eine größere Verstärkung ihres Anteils in Westfalen, Rheinland, Bayern, Württemberg, Baden, Oldenburg und Elsaß-Lothringen erfahren hat; in Sachsen-Meiningen und Hamburg entsprechen die höheren Anteilsziffern der Evangelischen und Katholiken den jetzt niedrigeren der Israeliten. Umgekehrt haben in den übrigen Teilen des Reichs die Katholiken verhältnismäßig mehr als die Evangelischen zugenommen.

Die in der ausgesprochenen Minderheit befindlichen Konfessionen zeigen also die Tendenz zu verhältnismäßiger Verstärkung, wobei freilich zu beachten bleibt, daß die in der Mehrheit befindliche Konfession in dem betreffenden Bezirke, der absoluten Zahl nach genommen, keineswegs zurückgeht. In welcher Weise sich jene Tendenz vollzieht, wie insbesondere in früher glaubenseinheitlichen Bezirken die in der Minderheit befindliche Konfession verhältnismäßig stark anwächst, mögen aus den zahlreichen Beispielen einige Gegenüberstellungen mit den Zahlen von 1871, 1880, 1890 und 1900 zeigen.

Gebiete mit überwiegend evangelischer Bevölkerung, mit katholischer Minderheit	Von 1000 Einwohnern waren Katholiken				Protestanten			
	1871	1880	1890	1900	1871	1880	1890	1900
Berlin	68	72	86	100	890	875	857	842
Brandenburg	17	22	35	52	976	970	957	935
Schleswig-Holstein	6	8	18	22	989	986	976	972
Kgr. Preußen	335	337	342	351	650	646	641	633
Hessen	280	288	296	305	685	679	671	666
Braunschweig	22	28	41	52	972	967	950	941
dagegen								
Württemberg	304	299	299	300	687	692	691	690
Oldenburg	225	220	219	218	767	773	773	775

Gebiete mit katholischer Mehrheit, mit evangelischer Minderheit	Von 1000 Einwohnern waren Protestanten				Katholiken			
	1871	1880	1890	1900	1871	1880	1890	1900
Westfalen	454	465	475	482	535	524	515	507
Rheinland	253	264	275	289	734	728	712	698
Hohenzollern	27	33	38	43	962	954	952	949
Bayern	276	280	281	283	712	709	708	707
Baden	336	349	361	377	645	632	620	606
Elsaß-Lothringen	174	195	210	216	797	778	765	762
dagegen								
Westpreußen	482	478	475	467	488	493	500	512
Posen	323	313	309	302	637	653	665	678
Schlesien	475	466	455	438	511	519	532	550

Die Gründe dieser konfessionellen Verschiebungen liegen weniger in einer Verschiedenheit der natürlichen Vermehrung der Bekenner der einzelnen Religionen. Eine solche ist wohl nur in Westpreußen und Posen von einigem Belang bei den fast ausschließlich dem katholischen Bekenntnis angehörenden polnischen Elementen, die eine stärkere natürliche Vermehrung aufweisen als die vorzugsweise evangelischen deutschen Elemente. Wenn sonst nach den Berechnungen des preußischen Statistischen Bureaus für die Jahre von 1875 bis 1896 festgestellt wurde, daß durchschnittlich auf eine katholische Eheschließung ein Kind mehr kam als auf eine protestantische, und wenn nach Ermittelungen des bayerischen Statistischen Bureaus bei der israelitischen Bevölkerung eine erheblich niedrigere allgemeine Sterbeziffer als bei der christlichen sich findet, so handelt es sich in beiden Fällen mehr um Eigentümlichkeiten der Volksstämme als der Religionsgemeinschaften.

Den Haupteinfluß auf die konfessionellen Verschiebungen hingegen üben die Uebertritte von einer Konfession zur anderen, die Mischehen und ganz besonders, namentlich in sogenannten Diasporagemeinden, die Wanderungen aus.

Soweit die evangelische Kirche berührt wurde, kamen in den Jahren von 1895 bis 1900 einschließlich im Reichsgebiete folgende Uebertritte vor:

Digitized by Google

Im Jahre	Uebertritte zur evangelischen Kirche von			Austritte aus der evangelischen Kirche zu den		
	Israeliten	Katholiken	Sonstigen Gemeinschaften	Israeliten	Katholiken	Sonstigen Gemeinschaften
1895	489	3895	984	15	588	2936
1896	465	4367	957	22	664	5524
1897	482	4469	962	19	706	3049
1898	478	5176	904	18	699	2785
1899	488	5651	906	25	668	2665
1900	456	6104	1053	31	669	2980

Die Zahl der Katholiken und Israeliten, welche zur evangelischen Kirche übertreten, ist sonach größer als die Zahl der Protestanten, die zu einer der genannten Religionsgemeinschaften übergehen; die Protestanten hinwiederum verlieren mehr von ihren Angehörigen durch Uebertritte zu den Baptisten, Methodisten, der apostolischen Kirche und den Dissidenten, als sie durch Aufnahme aus diesen Gruppen gewinnen. Es betrugen nämlich

Im Jahre	Mehr-Uebertritte zur evangelischen Kirche von Katholiken	Mehr-Uebertritte zur evangelischen Kirche von Israeliten	Mehr-Austritte aus der evangelischen Kirche zu sonstigen Gemeinschaften	Gewinn (+) bezw. Verlust (−) der evangelischen Kirche
1895	3 307	474	1 952	+ 1 829
1896	3 703	443	4 567	− 421
1897	3 764	463	2 067	+ 2 160
1898	4 477	460	1 881	+ 3 056
1899	4 983	463	1 759	+ 3 687
1900	5 435	455	1 927	+ 3 963
1895 bis 1900	25 669	2758	14 153	+ 14 274

Als äußere Anlässe zu Uebertritten kommen weniger die Mischehen selbst als die aus solchen hervorgehenden Kinder in Betracht. So wurde anläßlich der Volkszählung 1895 für Preußen festgestellt, daß daselbst 278,431 Mischehen (1842—1852 noch durchschnittlich nur 5233) bestanden, und daß von den Kindern der Mischehen zwischen Protestanten und Katholiken 56 Prozent protestantisch, 44 Prozent katholisch erzogen wurden. Aber das tritt gegen die anderen Ursachen noch zurück. Denn die Erfahrung lehrt,[1]) daß die aus Mischehen entsprossenen Kinder in ihrem Bekenntnis häufig der Konfession ihrer Umgebung folgen; die Kinder aus katholisch-protestantischen Mischehen werden in katholischen Gebietsteilen dem katholischen, in protestantischen diesem Bekenntnis zugeführt. Darum ist der Einfluß auch der Mischehen auf die Verschiebung der Konfessionen nicht erheblich. Die Mischehen zwischen Christen und Juden machen aus begreiflichen Gründen insofern eine Ausnahme, als die Kinder großenteils dem Christentum zufallen; so waren in Preußen von den im Haushalte ihrer Eltern lebenden 3287 Kindern der Mischehen zwischen Christen und Juden nur 24 Prozent jüdisch, dagegen 76 Prozent christlich.[2])

Die Hauptursachen sind und bleiben immer noch die Wanderbewegungen, und zwar die Binnenwanderungen sowohl wie die Einwanderung. Der Wegzug höherstehender protestantischer Elemente aus den östlichen Provinzen und ihr Abfluß in die westlichen Teile des Reiches verstärkt in diesen die protestantische Bevölkerung, während dieselbe in jenen schwächer wird. In derselben Richtung wirken aber die Einwanderungen und der Import slavischer Bevölkerung in die östlichen Provinzen. Desgleichen verstärkt für ganz Preußen die Einwanderung aus den Nachbarländern Oesterreich, Rußland und Belgien vorwiegend die Zahl der Katholiken. Ebenso findet zwischen dem katholischen Oberbayern und Mittelfranken einer- und dem protestantischen Württemberg andrerseits ein Bevölkerungsaustausch statt, wodurch entsprechende Konfessionsverschiebungen veranlaßt werden.

[1]) Wilhelm Held: Ueber die Verschiebung der Konfessionen in Bayern und Baden und ihre Folgen. Riga 1901. S. 46.

[2]) Arthur Ruppin: Die sozialen Verhältnisse der Juden in Preußen und Deutschland. Conrads Jahrbücher für Nat.-Oek. und Statistik, Bd. 23, S. 761 f.; s. auch „Allgemeine Zeitung" vom 8. Juli 1902.

Zum Vergleich der Konfessionsgliederung des Deutschen Reiches mit derjenigen des Auslandes seien die nachstehenden Zahlen mitgeteilt. Von tausend ortsanwesenden Personen waren:

Staaten	Protestanten (Lutheraner, Reformierte, Unierte)	Katholiken: Römisch-katholische	Katholiken: Russisch-orthodoxe	Katholiken: Angeh. and. griech.-kath. Kirchen	Katholiken: Zusammen Katholiken	Andere Christen	Israeliten	Bekenner nichtchristlicher Religionen	Personen anderen Bekenntnisses	Ohne Angabe des Religionsbekenntnisses
Deutsches Reich	625.1	360.5	0.0	0.1	360.6	3.9	10.4	0.0	9.2	0.1
Oesterreich	19.9	790.9	119.9	23.9	933.7	9.2	46.8	[1]) 0.1	0.1	0.6
Ungarn	197.3	516.1	96.3	146.2	757.7	6.9	44.9	—	—	—
Rußland, europ. u. asiat.	99.1	48.5	681.9	17.0	747.4	9.5	40.6	[1]) 103.4	5.0	—
Finnland	983.4	0.3	18.1	—	18.0	1.1	—	—	—	—
Serbien	0.4	4.5	986.4		990.9	—	3.3	[1]) 1.3	3.3	—
Bulgarien	0.7	6.8	—	789.4	796.9	—	8.9	[1]) 194.5	—	0.6
Schweiz	576.5	415.7	—	—	415.7	—	3.8	—	4.0	—
Luxemburg	9.9	984.3	—	—	984.3	0.9	3.1	—	—	0.8
Niederlande	589.6	332.1	—	0.0	332.4	14.9	10.4	—	—	22.8
Dänemark	983.9	1.7	0.0	—	1.7	4.9	1.9	—	1.6	0.2
Schweden	998.9	0.4		—	0.4	—	0.7	—	—	—
Norwegen	990.4	0.5		—	0.5	—	9.1	—	—	—
Irland	—	743.6	—	—	742.0	[2]) 243.7	—	—	14.3	—
Aegypten	3.3	6.3	—	64.3	72.6	—	3.6	[1]) 918.3	3.0	—

[1]) Mohammedaner. [2]) Protestantisch-Episkopale, Presbyterianer und Methodisten.

Durch die Statistik ist es ja nicht möglich, zu erkennen, in welchem Verhältnis die Größe der Anhängerschaft der katholischen Kirche zur Zentrumspartei steht und infolgedessen ferner, welche Chancen zur Ausbreitung die Zentrumspartei noch hat, die sich ja allein aus der katholischen Bevölkerung rekrutiert. So harmlos übrigens bei den meisten Menschen die Betätigung ihrer kirchlichen Zugehörigkeit in politischer Richtung ist, kann sie dennoch in der Masse recht bedenkliche Folgen zeitigen, denn aus ihr entstehen mehr oder weniger straff organisierte soziale Gebilde von enormer Macht, die, wenn sie in falsche Bahnen lenkt, eine drohende Gefahr für die Kultur bedeutet. Das ist um so bedeutsamer, als für diese wichtige Stellung des einzelnen zunächst nicht der eigene, sondern ein fremder Wille maßgebend ist und sich im weiteren Lebensverlaufe durch den Mangel an kritischer Fähigkeit sehr selten eine Reaktion gegen jenen fremden Willen und infolgedessen auch gegen den Mißbrauch der angestammten konfessionellen Zugehörigkeit einstellt, vielmehr zu erwarten ist, daß sich die Menschen auch weiter von denen leiten lassen, in deren Herrschaft sie durch den Zufall ihrer Geburt geraten sind.

L.

Achim v. Arnim und die Brüder Grimm.

Von Dr. Wilhelm Haus (Hamburg).

Mag man Freund oder Feind der Romantik sein, zwei hohe Verdienste kann man ihr nicht absprechen. Das eine ist, die überragende Größe Goethes erkannt, das andere, die historischen Wissenschaften befruchtet zu haben. Vor allem ist die deutsche Altertumskunde oder, modern gesprochen, die germanistische Philologie ein Kind der Romantik. Freilich war die Beschäftigung der Romantiker mit den Monumenten der deutschen Vergangenheit, den Märchen, den Volksbüchern und -liedern, den alten Kupferstichen und Gemälden mehr eine spielerische, rein ästhetische, keine wissenschaftliche, methodische, das Bild, das sie sich von der „altdeutschen" Zeit machten, meist ein phantastisches, verschwommenes, in unklares Dämmerlicht getauchtes. Mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und Ausdauer wurde das Gebiet, auf dem die Romantiker sich nur versucht hatten, erst von den Brüdern Grimm bearbeitet. Aber wieviel Anregung und Unterstützung die Schöpfer der Germanistik der jüngeren Romantik verdanken, das ersehen

Digitized by Google

wir aufs neue aus ihrem Briefwechsel mit Achim v. Arnim, dessen Herausgabe ein Verdienst des unermüdlichen R. Steig ist.[1])

Was die Brüder Grimm zu den Heidelberger Romantikern führte und so eng mit ihnen verband, war das gemeinsame nationale und historische Empfinden.

Das 18. Jahrhundert, das Jahrhundert der Aufklärung, war wesentlich von unhistorischer und kosmopolitischer Denkart. Die Männer der Revolution, idealistische Schwärmer, glaubten alles Bestehende und historisch Entstandene mit einem Schlag hinwegfegen und eine neue Welt aus ihren eigenen Köpfen aufbauen zu können, und Napoleon, der große Sohn der Revolution, wollte mit kühnem, pietätlosem Geiste das alte Europa, wie es geschichtlich geworden, zertrümmern und ein neues an seine Stelle setzen, das *sein* Gepräge trug. Aber gerade die Gegenwirkung gegen seine alle nationalen und geschichtlichen Gefühle mißachtenden Pläne ließ die Völker wieder zum Bewußtsein ihrer selbst gelangen. Das Erwachen des Selbstbewußtseins eines Volkes aber muß notwendig zu Vertiefung in die eigene Vergangenheit führen. Die nationale Eigenart fand man aber besonders stark ausgeprägt in allem, was die „Volksseele“ geschaffen, in den alten Liedern und Erzählungen, die noch im Volk umgingen. Aus diesem Zusammenhang heraus ist die eifrige Sammlertätigkeit zu erklären, die Arnim und Brentano, Görres, die Grimm u. a. am Anfange des 19. Jahrhunderts entfalteten.

Durch ihren Lehrer Savigny, den Schwager Brentanos, wurden die jungen Studenten Grimm in Marburg in den Kreis der Romantiker gezogen. Dort lernten sie Clemens Brentano kennen, der im Oktober 1807 aus Kassel an Arnim schreibt: „Ich habe hier zwei sehr liebe, liebe altteutsche Freunde, Grimm genannt, welche ich früher für die alte Poesie interessiert hatte, und die ich nun nach zwei Jahre langem, fleißigem, sehr konsequentem Studium so gelehrt und reich an Notizen, Erfahrungen und den vielseitigsten Ansichten der ganzen romantischen Poesie wiedergefunden habe, daß ich bei ihrer Bescheidenheit über den Schatz, den sie besitzen, erschrocken bin.“ Die erste persönliche Begegnung Arnims mit den Brüdern fällt in die letzten Monate des Jahres 1807. Damals weilte Arnim mit Brentano mehrere Wochen in Kassel und wurde von den Grimm in der Herstellung des zweiten und dritten Bandes des „Wunderhorns“ unterstützt. Von dieser Zeit an dauert die Freundschaft zwischen Arnim und den beiden Grimm ungestört und unvermindert bis zum Tode Arnims fort, obwohl die Freunde sich später nur äußerst selten und immer nur für kurze Zeit wiedersahen. Ihre einen stattlichen Band umfassende Korrespondenz erstreckt sich über die Jahre 1808 bis 1831, dem Todesjahre Arnims. Es ist eine auf gemeinschaftlichen geistigen und politischen Interessen, auf gleicher Gesinnung und auf tiefster gegenseitiger Wertschätzung und Hochachtung festgegründete Freundschaft dreier edler, gemütstiefer und geistreicher Männer, die uns aus diesem Briefwechsel entgegentritt. Wie innig dieselbe war, sehen wir aus einem Briefe, den Bettina Arnim nach einer schweren von ihrem Gatten überstandenen Krankheit an die Grimm richtet. Sie schreibt (23. April 1816): „. . . . es sind noch keine sechs Stunden, daß die kritischen Bewegungen vorgefallen; da er nun bei dieser ersten Hoffnung äußerte: „wie schön wär's, wenn ich nun einen lieben Freund wie Wilhelm bei meiner Genesung um mich haben könnte“, so hab ich Euch dies geschrieben, ob einer oder zwei seine Wünsche erfüllen könnten. Ihr seid alle so gut und so treu und Arnim hat eine so schöne Liebe zu Euch, daß ich mir dies recht als möglich denke, auch seid Ihr die einzigen, nach denen er einen Wunsch geäußert.“ Wirklich reiste daraufhin Wilhelm schon am 10. Mai von Kassel ab, um Arnim auf seinem märkischen Gute Wiepersdorf zu besuchen. Wilhelm steht, wie schon daraus zu erkennen, dem Herzen Arnims noch näher als Jakob, daher wird auch zwischen ihm und Arnim, namentlich in den letzten Jahren, die Korrespondenz viel eifriger geführt. Denn er wußte als der gemütvollere, die Gegensätze mehr ausgleichende der Brüder besser auf die Eigenart des Freundes einzugehen, war milder, liebevoller, anerkennender in seinem Urteil über dessen Werke als der stark kritisch veranlagte Jakob. Die Briefe zwischen ihm und Arnim sind häufig polemischen Inhalts, aber gerade darum sind sie für uns wertvoll, weil die entgegengesetzten Ansichten scharf zum Ausdruck kommen, und die Geradheit und Offenheit, mit der die beiden sich gegeneinander aussprechen, ist ein Zeugnis für die Echtheit ihrer Freundschaft, die auch durch ein gelegentliches scharfes Wort nicht getrübt wird.

Aber nicht immer sind es große Streitfragen, die in den Briefen aufgerollt werden, sie enthalten auch viel Kleines, an und für sich Unbedeutendes, Alltägliches. Denn es war den Freunden Herzensbedürfnis, sich auch ihre persönlichen Erlebnisse gegenseitig mitzuteilen. Aber gerade dieses persönliche Moment macht die Briefe für die Erkenntnis der Charaktere der drei Männer wichtig.

Arnim hat viel von einem echt preußischen Landedelmann an sich: das energische Selbst- und Freiheitsbewußtsein auch der Regierung gegenüber, das stark ausgeprägte militärische und politische Interesse, das stramme Pflichtbewußtsein und die Richtung auf das Praktisch-Oekonomische, worin er sich von spezifisch-romantischen Naturen wie Clemens Brentano scharf unterscheidet, ein entschieden protestantisch gefärbtes Christentum, das sich besonders in hoher Verehrung Luthers äußert, Geradheit und Offenheit des Charakters, glühenden Patriotismus, eine lebhafte Phantasie, die vor krassen Bildern nicht zurückschreckt, Freude an derber Komik. Aber er besitzt nicht die Schroffheit des märkischen Junkers, vielmehr wird seine Liebenswürdigkeit von allen, die ihn kannten, sehr gerühmt. Damit hängt zusammen, daß er sein Adelsbewußtsein, das entschieden vorhanden ist, nie überspannt. Es ist der Eindruck eines edlen, männlichen, willensstarken, an seinem deutschen Vaterland wie seiner preußischen Heimat mit allen Fasern seines Herzens hängenden Menschen, den wir aus seinen Briefen gewinnen. Wohl bei keinem der zeitgenössischen Dichter — den ebenfalls dem preußischen Adel angehörenden Kleist ausgenommen — war das politische Interesse so stark entwickelt. Tief nagte an ihm die Erniedrigung seines Vaterlandes in der Zeit von 1806 bis 1813, wie Kleist war er vom brennendsten Haß gegen Napoleon beseelt. Mit Begeisterung begrüßte er die Erhebung Preußens im Jahre 1813. Aber da mußte er die große Enttäuschung erleben, daß seine Dienste verschmäht wurden, daß er nicht mit in die Landwehr eingestellt wurde, nicht mit in den Krieg ziehen durfte. Ebenso blieb es ihm nach dem Krieg versagt, an der Neugestaltung des politischen Lebens tätigen Anteil zu nehmen. Auch sein literarisches Schaffen wurde nicht von dem gehofften Erfolge gekrönt. Er wollte mit seinen Dichtungen auf das ganze Volk wirken, wollte es zum historischen Verständnis seiner selbst erziehen und dadurch national festigen. Aber nur ein kleiner Kreis erfreut sich an seinen Werken, und selbst die Freunde gaben ihr Lob nicht uneingeschränkt. Dazu kam, daß die Sorge für eine große Familie und die Tätigkeit als Landwirt ihn immer mehr an der Befriedigung seiner literarischen Interessen hinderte. So nimmt es nicht wunder, daß aus den Briefen der letzten Jahre häufig eine trübe Stimmung spricht. Ihr düsterer, schwermütiger Ton sticht seltsam ab gegen den meist fröhlichen, lebenslustigen und schaffensfreudigen, wie er in dem Briefwechsel mit Brentano vorherrscht.

Dasselbe innige Heimatsgefühl und tiefe Verständnis für den deutschen Volkscharakter fand Arnim bei den Grimm, und das war neben dem gemeinsamen Interesse für die Volksdichtung dasjenige, was der Freundschaft so festen Halt gab. Wie eng die Brüder Grimm mit ihrer hessischen Heimat verwachsen waren, geht namentlich aus den ersten Briefen hervor, die sie aus Göttingen an Arnim richten. Nur schweren Herzens hatten sie das geliebte Kassel verlassen und nur langsam gewöhnten sie sich in

1) R. Steig. Achim v. Arnim und Jakob u. Wilhelm Grimm. Stuttgart und Berlin 1904.

Digitized by Google

Göttingen ein. Jakob schreibt (13. März 1830): „Wenn es mir auch in kurzem besser hier gefallen sollte und aus der neuen Lage neue Vorteile hervorgehen, so werde ich doch stets mit wahrer Dankbarkeit an das geliebte Vaterland zurückdenken, das uns so vieles gewährte."

Auch sonst haben die Grimm manche Charakterzüge mit Arnim gemein, sie sind liebenswürdig, gerade und offen wie er, wurzeln gleichfalls fest in ihrem protestantisch-christlichen Glauben. Seltsam berührt es, wenn Jakob Arnim gegenüber bedauert, daß Goethe in „Wahrheit und Dichtung" die Konfirmation nicht erwähnt, weil daraus zu schließen sei, daß sie keinen so großen Eindruck auf ihn gemacht habe. Dennoch ist die ganze Erscheinung der Grimm weit verschieden von der des preußischen Edelmannes. Aus kleinen Verhältnissen heraus geboren, verleugnen sie nie eine kleinbürgerliche Weltabgewandtheit, eine übermäßige stille Bescheidenheit und Zufriedenheit mit ihrem Los. Es fehlt ihnen die bei Arnim so stark hervortretende Richtung auf das Politische, wenn sie auch zeitweise mit in die politische Bewegung ihrer Tage hineingezogen wurden. Das war die Schuld der Zeit, nicht ihre. Sie sind typisch deutsche Gelehrtennaturen. Ihr Leben gehört ganz ihrem Studium, die einzige Freude, das einzige Ziel und Zweck ihres Daseins ist die Wissenschaft, und zwar nicht die Wissenschaft im allgemeinen, nicht die nach der Lösung großer philosophischer Probleme ringende Wissenschaft, sondern ihr ganz bestimmtes Fach, die deutsche Altertumskunde. Sie leben fast mehr in der germanischen Vorzeit als in ihrer eigenen. Wie bescheiden ihre Lebensansprüche waren, mag man aus folgender Briefstelle Jakobs ersehen (29. Oktober 1812): „So wäre mein Wunsch ein ganzes enges schmales Arbeitsstübgen, ein einziges, große Fenster mit hellem Himmel, ohne Vorhang, da wollte ich wochenlang sitzen können, ohne auszugehen, auch habe ich keinen Trieb, etwo viel fremde Länder zu sehen." Wer denkt bei diesen Worten nicht an Dürers Bild „Hieronymus in der Klause"? Aehnlich antwortet Wilhelm Arnim auf dessen Vorschlag, nach Berlin zu übersiedeln (14. Juni 1822): „Ich habe eben keine Lust, ein vornehmer und angesehener Mann zu werden, meine Wünsche gehen nur dahin, in einfachen, natürlichen Verhältnissen wie bisher leben zu können." „Ich verlange nur so viel Auskommen, als nötig ist, ohne Bedrängnis und ängstliche Sparsamkeit, die auf Kleinigkeiten Rücksicht nehmen muß und einem die Unbefangenheit wegnimmt, zu leben." Halb lächelnd, halb bewundernd, berichtet Brentono von ihrer rührenden Frömmigkeit, „mit welcher sie alle die gedruckten alten Gedichte, so auch das Heldenbuch und viele Manuskripte äußerst zierlich abgeschrieben haben." Gerade diese „Andacht zum Kleinen" aber ließ die altdeutschen Kenntnisse so viel umfassender, gediegener und tieferdringend werden als die aller Romantiker, auch Arnims, wie dieser selbst stets empfunden und anerkannt hat. Dafür lebte er mehr mit seiner eigenen Zeit, wußte sie besser zu würdigen.

Gerade aus dieser verschiedenen Stellung zur Mitwelt entspringen mehrere der Gegensätze in den Anschauungen Jakob Grimms und Arnims. Schon ihre Beschäftigung mit der alten Volksdichtung entsprang verschiedenen Quellen. Das Interesse Arnims an derselben ist zum Teil rein ästhetisch, zum Teil politisch, dasjenige Grimms dagegen wissenschaftlich, historisch. Arnim suchte von dem Alten das, was für seine Zeit noch von Wert war, zu erhalten und neu zu beleben. Darum scheute er im „Wunderhorn" vor Veränderung der alten Gedichte und Hineinmischung neuer in altem Gewande nicht zurück. Seine Volksliederausgabe hatte ja keinen eigentlich wissenschaftlichen, sondern ästhetisch-politischen Zweck. Diese Freiheiten aber, die sich Arnim als Herausgeber erlaubte, waren dem Gelehrten J. Grimm natürlich ein Greuel. Ebenso verurteilte er die willkürliche Art, wie Arnim alte Sagen und Ueberlieferungen in seinen eigenen Werken für seine Zwecke veränderte, umdichtete, zurechtstutzte.

Lange zieht sich der Streit über „Natur- und Kunstpoesie" hin, der von Jakobs Schrift „Ueber den altdeutschen Meistergesang" ihren Ausgang nahm. Jakob zieht eine scharfe Grenze zwischen Natur- und Kunstpoesie. Die erstere, die er in aller mythischen und sagenhaften Volksdichtung, vor allem auch im Nibelungenlied, findet, ist für ihn unbewußt, auf unerklärliche Weise entstanden, sie ist nicht das Werk eines einzelnen Dichters, sie ist eine Schöpfung des Volksgeistes, ist von Gott selbst dem Volk geoffenbart. Darum steht sie an Wert über aller neueren Dichtung, über aller Kunstpoesie, die das absichtlich, bewußt hervorgebrachte Produkt einer einzelnen Menschenseele ist. Diese echt romantische, mystische Deutung der Volkspoesie lehnt zwar Arnim nicht durchweg ab, er will ihr den „Trunk aus ewigen Quellen" nicht absprechen, aber er findet in a l l e r Dichtung ein unbewußtes Element, in der zeitgenössischen so gut wie in der alten, darum will er nichts von einer scharfen Trennung zwischen Natur- und Kunstpoesie wissen. Denn Arnim sucht die Gegensätze — auch das echt romantisch — möglichst zu verwischen. Er bekennt, daß er „sowohl in der Poesie wie in der Historie und im Leben überhaupt alle Gegensätze, wie sie die Philosophie unserer Tage zu schaffen beliebt hat, durchaus und allgemein — ableugne" (5. April 1811). Er überträgt die mystische Anschauung von der Poesie, die Grimm auf eine bestimmte Zeit und eine bestimmte Dichtungsart einschränkt, auf alle Zeiten, ist überzeugt, daß in seinen Tagen „neue Volksbücher" entstehen können und müssen. Denn er fühlt sein eigenes dichterisches Schaffen als ein unbewußtes, seine Gedanken sind ihm göttliche Eingebungen. Er schreibt: „Meine Gedanken sind so alt wie die in der Edda . . . sie leben, weil sie sind, nicht darum, weil ich sie aufschreibe." Einen höheren Wert erkennt er der alten Dichtung vor der modernen höchstens insofern zu, als bei ihr die Tradition bereits eine gewisse Auslese des Guten, eine Sichtung des Guten vom Schlechten vollzogen hat, und tadelt an seinen romantischen Freunden Grimm, Tieck, Steffens u. s. w. die „Freude, das Bemühen ganzer Generazionen zu verachten, um irgend eine Zeit oder irgend etwas herauszuheben". Diese Liebe sei nicht die rechte (21. Oktober 1817).

Daß dieser Vorwurf der Einseitigkeit auch den Grimm gegenüber nicht ganz unberechtigt ist, erkennen wir aus ihrer Beurteilung der italienischen Literatur. Die zeitlose Größe von Dantes Divina comedia bleibt ihnen, wie allerdings auch Arnim, völlig fremd. „Ein Gesang in der Gudrun," sagt Wilhelm, „hat unendlich mehr Gehalt und poetische Schönheiten" (22. September 1828). Den Petrarca mag er nicht, „weil er doch halb wenigstens lügt, der Tasso ist noch jedem zu Zeiten langweilig gewesen". Ariost endlich ist ihm zu undeutsch, zu französisch (26. September 1812)).

Dagegen bewahrten sich die Grimm viel mehr Verständnis als Arnim für Goethe auch in seiner späteren Entwicklung. Sie blieben ihm mit ihrer Verehrung auch dann noch treu, als er sich ganz von der Romantik abwandte und entgegengesetzte Bahnen einschlug, während Arnims schwärmerische Bewunderung sich immer mehr in kalte Hochschätzung, zeitweise sogar in direkten Haß umwandelt. Denn nur aus solchem konnten die Verse auf Goethes „Westöstlichen Divan":

> Patriarchenluft zu kosten
> Geh ich nicht zu meiner Leila,
> Ziehe nicht nach reinem Osten,
> Daß ich in der Schenke spei da.

hervorgehen, die Arnim Jakob mitteilt (8. Januar 1821), ebenso die Aeußerung beim Tod von Goethes Frau, die er später einmal (Dezember 1820) nicht sehr schön als „selige Blutwurst" bezeichnet: „So natürlich und doch so seltsam ist's, daß Goethe die Vulpius beweint, daß ich es nur aus seinem Vornamen Wolfgang ableiten kann, wie er zu ihr gelangt ist" (20. Juli 1816). Der Grund dieses Hasses, der von Goethes Gattin auf diesen selbst übergeht, ist zum Teil in einem persönlichen Zerwürfnis zu suchen, über das wir nicht völlig aufgeklärt sind. Bei einem Besuch, den Arnim mit seiner Gattin Bettina in Weimar machte, scheint diese Christiane beleidigt zu haben, worauf Goethe tief verletzt mit Arnim und seiner Frau brach. Später allerdings wurde eine Versöhnung hergestellt, aber

Digitized by Google

das alte herzliche Verhältnis, das vordem zwischen den beiden Dichtern gewaltet hatte, trat nicht wieder ein. Ein anderer wichtigerer Grund ist die verschiedene politische Stellungnahme Goethes und Arnims. Dieser fand „immerdar eine wesentliche Anforderung in ihm (Goethe) nicht befriedigt". Denn Arnim, dessen ganze Liebe seinem Vaterlande gehörte, der, von dem christlich-deutschen Patriotismus seiner Zeit erfüllt, wie Kleist vor Rachedurst gegen den welschen Eroberer brannte, konnte das kühle Beiseitestehen des alten Goethe nicht verstehen, der in Napoleon antike Größe bewunderte und mit klassischer Ruhe auf die religiöse und deutsche Bewegung seiner Tage olympisch herabblickte. Gerade weil er den Meister früher so hoch verehrt hatte, konnte er es jetzt nicht ertragen, daß dieser nicht an seiner Seite stand im Ringen um eine neue Zukunft des deutschen Vaterlandes, die den innersten Kern von allem Sehnen und Streben Arnims bildete.

In der Beurteilung der politischen Verhältnisse der Zeit nach den Freiheitskriegen waren Arnim und die Brüder Grimm im wesentlichen einig. So wenig sympathisch ihnen die burschenschaftliche Bewegung war, an der sie das Unreife richtig erkannten, so wenig billigten sie die reaktionären Maßregeln, die gegen dieselbe eingeleitet wurden. Sie verurteilten die rationellen, im Geiste des aufgeklärten Absolutismus vom Beamtentum ausgeführten Reformen, wollten vielmehr ein organisches Neuwerden von innen heraus, eine Fortentwicklung des Alten, nicht ein Aufpropfen von Neuem auf Altes. Diese historische, unter anderen auch von Savigny vertretene Auffassung ist nicht, wie es häufig dargestellt wird, an und für sich reaktionär, wenn sie auch von den reaktionären Gewalten leicht für sich ausgebeutet werden konnte.

Der Briefwechsel enthält natürlich noch viel des Interessanten, auf das wir hier nicht näher eingehen können. Als das Wertvollste erscheint mir, daß wir aus ihm Arnim näher kennen lernen, und zwar als eine der edelsten Persönlichkeiten unter unseren deutschen Dichtern. Auch seine Werke verdienen die Vergessenheit nicht, der sie anheimgefallen sind. Denn seine „Kronenwächter" sind einer unserer besten historischen Romane, und ebenso lesenswert sind noch heute viele seiner Novellen, von denen kürzlich der Insel-Verlag eine der trefflichsten, „Isabella von Aegypten", herausgegeben hat.

Bücher und Zeitschriften.

1. Die gegenwärtige Lage der deutschen evangelischen Mission. Von Professor D. G. Warneck. Berlin 1905. Verlag von Martin Warneck.

Diese Schrift, ursprünglich ein auf der Halleschen Missionskonferenz im Februar dieses Jahres gehaltener Vortrag, gibt uns eine ausgezeichnete Orientierung über die Vorwärtsbewegung der deutschen evangelischen Mission wie über die mancherlei Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hat. Vor allem handelt es sich um die chronischen Defizits, die sich fast überall bei allen großen deutschen Missionsgesellschaften zeigen und die nur durch eine Vermehrung der Einnahmen, nicht durch eine Verminderung der seither trotz der größten Sparsamkeit nötig gewordenen Ausgaben gedeckt werden können. An ein Aufgeben einzelner Missionsgebiete oder Abtreten von Missionsländern ist ja ohnehin nicht zu denken, und bei so manchen herrschenden missionsfeindlichen Strömungen unserer Zeit ist um so mehr Anspannung aller Kräfte nötig. Dagegen wird eine wenigstens relative Selbständigstellung der heidenchristlichen Kirchen, die Erziehung zur Selbsterhaltung zur Notwendigkeit, ebenso wird aber auch besonders der römisch-katholischen Konkurrenz gegenüber mehr Konzentration anempfohlen. Besetzt sind unsere deutschen Kolonien z. B. zur Zeit mit einem katholischen Gesamtpersonal von 654 Köpfen, das aus 266 Priestern, 188 Brüdern und 200 Schwestern besteht und jährlich beträchtlich verstärkt wird, während diesen von evangelischer Seite ein Gesamtpersonal von nur 323 ordinierten, 48 nicht ordinierten Missionaren und 49 Schwestern gegenübersteht. Die katholische Mission hat ferner durch ihre rücksichtslose Eindrängung und rasch arbeitende Methode, durch den politischen Hinterhalt, den sie am Zentrum hat, durch ihr weltkluges Verhalten und ihre wirtschaftliche Tätigkeit ohnehin mehr die Gunst der Großen und der Kolonialleute sich stets zu erwerben gewußt. Warneck hat ganz recht, daß wir nicht neue Missionsgesellschaften jetzt brauchen, sondern Stärkung der seither bestehenden 16 deutschen Missionsgesellschaften, mehr Konzentrations-Organisation. Trotzdem sind in den letzten 16 Jahren 12 neue Missionsorgane in Deutschland entstanden, die fast alle mit der Gemeinschaftsbewegung in Verbindung stehen und Kinder derselben sind. In der gemeinsamen Arbeit liegt die starke Unionsmacht, die gegenseitiges Verständnis ermöglicht, vor unfruchtbarer Polemik schützt und ökumenischen Sinn nährt. Auch die gründliche wissenschaftliche Ausrüstung der Missionare ist ebenso nötig wie ihre Schul- und literarische Tätigkeit, durch die sie sich seither ausgezeichnet hat. Wir möchten diese von dem Altmeister der deutschen evangelischen Mission verfaßte kleine, aber gediegene und sehr instruktive Schrift warm zur Lektüre und Kenntnisnahme empfehlen.

Vom Mädchen mit dem singenden Herzen. Von Franziska Mann. Berlin und Leipzig (1905), Hermann Seemann Nachfolger, G. m. b. H.

Franziska Mann ist ohne Zweifel eine begabte, sympathische Schriftstellerin. Sie besitzt kräftiges poetisches Empfindungsvermögen, zeigt Gedankentiefe, ist von hohem sittlichen Ernst erfüllt; das Gute und Schöne sind Richtpunkte ihres Schaffens. Trotzdem ist der Eindruck, den ihr Buch „Vom Mädchen mit dem singenden Herzen" macht, kein ganz erfreulicher. Das wird namentlich dadurch verschuldet, daß die Verfasserin zu wenig Gewicht auf die Durchbildung der Form legte. Auch bei einer Erzählung wie der vorliegenden, die nach Art eines Tagebuches abgefaßt ist, muß darauf Rücksicht genommen werden, daß jedes Blatt in den Dienst des allgemeinen Entwicklungsganges trete, wenn ein Kunstwerk entstehen soll. Es darf nicht übersehen werden, daß zwischen einem Tagebuch, wie es ein Mädchen als Privatchronik ohne künstlerische Absicht schreiben mag, und einer in Tagebuchform geschriebenen Erzählung ein großer Unterschied besteht. Konsequenz, Einheitlichkeit und Deutlichkeit sind auch bei der stofflichen Gestaltung zu vermissen. Sprunghaft, hüpfend müssen wir vielfach den einzelnen Begebenheiten und Daten, die dazu oft nur angedeutet werden folgen, aus denen wir ein Schicksal, einen Charakter kennen lernen sollen. Verschwommen, zweifelhaft bleibt dadurch manches, was uns eine fertige Künstlerin klar vor Augen treten ließe. — Das Mädchen mit dem singenden Herzen ist ein Mädchen, das durch merkwürdige Schicksalsführung in die verschiedensten Lebenslagen gerät, von Armut zu Reichtum kommt und wieder unverschuldet mittellos wird. Schon in den Jahren erster Reife muß es sterben. Es hatte ein Kind vom Tode des Ertrinkens gerettet und sich dabei eine tödliche Krankheit zugezogen. Keine Lebenslage aber kann das Seelengleichgewicht des Mädchens ernstlich stören. Jedem Zustande gewinnt es eine schöne Seite ab. In stiller, betrachtungsvoller Verträumtheit lebt es in den einsamen heimatlichen Wäldern als Kind wie in den prunkvollen Salons der Großstadt als reiches Fräulein. Es kann sich den Grund seines Wesens, das es von dem anderer verschieden findet, nicht erklären. Erst kurz vor dem Tode taucht die Erkenntnis in seiner Seele auf. Es schreibt dieses Blatt nieder: „In Verwirrung und Qual und in Leiden hat eine Stimme heute in mir gerufen: Dichterin warst du und wußtest es nicht — und begriffest es nicht. — Ein ungeheures Mißverständnis ist es gewesen — und ein ungeheures Glück ist es geworden. Dein singendes Herz, das du nie erkanntest, dichtete nur in deiner Brust — — —" Die Aufzeichnungen des Mädchens schließen mit dem „Wunsche": „Wer je diese Blätter berührt, möge leisen Gesang vernehmen, dann hat die, die nichts gewesen als das Mädchen mit dem singenden Herzen, ihren Beruf doch einmal erfüllt." Dieser Wunsch wird in Erfüllung gehen; denn das Mädchen mit dem singenden Herzen war Dichterin. Die Stimme in seinem Innern war die Stimme der Wahrheit.

Dr. Arnulf Sonntag.

Digitized by Google

Allgemeine Rundschau.

Ausstellungen asiatischer Reiseergebnisse in München.

Drei Münchener Forscher haben sich zusammengetan, um die Ausbeute ihrer Reisen in Asien weiteren Kreisen vor Augen zu führen, und der Festsaal der Akademie der Wissenschaften mit zwei Nebensälen birgt auf einige Tage eine zoologische und ethnographische Ausstellung, wie sie in ähnlicher Reichhaltigkeit und Unmittelbarkeit vom Ursprungsland her wohl selten anzutreffen ist. Da ist zunächst die Sammlung des Leutnants Filchner, der China von Ost nach West bis nach Tibet hinein durchquerte und, tatkräftig unterstützt von seiner Gattin, reiche Schätze zusammenbrachte, deren ethnographischer Teil hauptsächlich Aufstellung fand. In die Augen fallen vor allem die prächtigen Stickereien, die, wenn sie an Formen fremdartig anmuten, an Farben auch unseren Geschmack restlos entzücken. Zahlreiche Bronze- und Steingebilde zeigen oft die minutiöseste Arbeit. Zum guten Teil sind es Götzenbilder. Köstlich anzusehen sind die dreifüßigen Glückskröten in ihrer grimmigen Possierlichkeit, die an unsere Boxhunde erinnert. Von den Gebrauchsgegenständen fallen auf: Waffen, Hüte, darunter eine Art Raupenhelm, der bei den Lamas eine Verwendung findet wie bei uns die Insul der Bischöfe, ferner Gebetstrommeln, in denen geschriebene Gebete durch Menschenhand oder im großen durch Wasserkraft gedreht werden, was einem rastlosen Ablesen der Gebete gleichgeachtet wird; endlich Hohlspiegel aus Metall, in Holz gefaßt, und Schmucksachen aus echtem Material, die von der Kleinkunst und dem Geschmack jener Völker beredt Zeugnis geben.

In einer zweiten Sammlung zeigt uns Dr. Merzbacher die Tierwelt des Tin-Schan-Gebirges in Zentralasien in einer stattlichen Zahl von Fellen, Schädeln, Geweihen und Vogelbälgen, stumpfe, ernste Farben, in denen nur das Weiß schneereicher Zonen stärker leuchtet. An Vögeln sind da Lämmergeier, Steinadler, Mönchsgeier, Uhus, Trappen, mongolische Fasanen, Dohlen, Heher, Berghühner und vielerlei Wasservögel. Von den Vierfüßern aber ganz gewaltige Exemplare des Steinbockes, des Wildschafes und der Schraubenhornziege. Die Felle sind in ihrem Sommer-, Herbst- und Winterzustand zu sehen; im ersteren herrscht eintöniges, helleres oder dunkleres Braun vor, im letzteren Dunkelbraun mit weißer Zeichnung; es sind Terrain- bezw. Schutzfärbungen. Auch Hirsche und Rehe zeigen dort allenthalben die anderthalbfache Größe von der uns gewohnten und die ansehnlichen Reste eines Maralhirsches stammen noch nicht vom größten Exemplar seiner Art. Wolf und Schneepanther sind durch schöne Felle vertreten. Eine Rarität ist das Kleid eines roten Wolfes. Kleineres Getier sehen wir in Menge, und vieles, darunter Insekten und Schmetterlinge, konnte gar nicht Aufstellung finden.

Die dritte und umfangreichste Kollektion stellt Konservator Dr. Doflein, der im Auftrag unseres Prinz-Regenten die Tiefseefauna um Japan und Ceylon untersuchte. Die Ausbeute ist von kaum zu übersehender Reichhaltigkeit. Alles überragt eine Riesenkrabbe mit anderthalb Meter langen Scherenarmen. Das dazu gehörige Weibchen weist dagegen relativ bescheidene Dimensionen auf. Bei den zahlreichen Krustentieren finden sich auch dezimeterlange Asseln. Sehr schöne Gebilde an Form und Farbe zeigen die Gorgoniden (Hornkorallen). Noch wunderbarer sind die Seefedern. Das Höchste aber leistet in Formenreichtum die Natur in den verschiedenen Arten von Stachelhäutern: da sind die bekannten Seesterne, die langstacheligen Seeigel; noch reicher gegliedert sind die Medusenhäupter, gleich einem Gewirr von Schlangenhaaren. Endlich aber die Seelilien, die am Meeresboden festgewurzelt stehen, Tierformen von filigranartiger Feinheit und unbeschreiblicher Linienschönheit. Aehnliches gilt von den Tiefseeschwämmen, von denen die trocken (nach Entfernung der Weichteile) präparierten kostbare Exemplare (auch finanziell) aufweisen. Zahllos sind die Fischarten, zum Teil greulich verunstaltet, indem ihnen durch Verminderung des großen Wasserdruckes die Luftblase zum Maul herausgetrieben wurde. Das größte Tier ist darunter ein anderthalb Meter langer Hai, den der Erbeuter wegen eines eigenartigen Nasenfortsatzes „Nasenhai“ nannte. Vom Riesenhai, der zwanzig Meter lang wird, sind Embryonen da. Sein Ei übertrifft noch das Straußenei an Größe. Höchst interessant und, denkt man sie sich lebend, fast grauenhaft sind die mannigfaltigen und bizarren Gebilde der Tintenfische. Aber auch Landtiere sind hier manche zu sehen: fliegende Hunde und Eichhörnchen, Affen, Hasen. Die Vogelwelt Japans zeigt mehr die europäischen Farben, während Ceylon sich durch leuchtende Kontraste auszeichnet: Tauben hochgelb mit schwarzem Kopf, blau mit lila Kopf, glänzend blaue Eisvögel, bunte Honigvögelchen, große Kuckuckvögel, grüne Bienenfresser.

Der Reichtum aus fremden Zonen, der da aufgespeichert ist, läßt sich hier nur andeuten. Da aber voraussichtlich in der Hauptsache die drei Sammlungen in den Besitz unserer Museen übergehen werden, haben wir ja dauernd Zeit und Gelegenheit, unsere Kenntnisse an der Unzahl fremdartiger Erdenwunder zu bereichern.

—tt.

*

Ein deutscher Forscher in Australien.

Unter dieser Ueberschrift wird in einem Artikel der Täglichen Rundschau über die Forschungsreise berichtet, die der Heidelberger Professor Dr. Hermann Klaatsch nach Australien unternommen hat. Er ist vor einem Jahre in Queensland angelangt, um für einen Zeitraum von etwa zwei Jahren sich eingehenden anthropologischen Studien der Schwarzen zu widmen. Der deutsche Gelehrte hatte sich des liebenswürdigsten Entgegenkommens der Regierung, sowie der wissenschaftlichen Kreise Australiens zu erfreuen; da in den südlichen Staaten die Eingeborenen fast ganz ausgestorben sind, so wandte sich Klaatsch nach Queensland, das in seinen nördlichen Teilen noch wenig erforscht ist.

An unserem Landsmanne Dr. Roth, dem „staatlichen Beschützer“ der Australneger, fand er einen kundigen Wegweiser, und es ist ihm gelungen, eine Reihe von Entdeckungen und Beobachtungen zu machen, die wissenschaftlich von großem Werte sind und das Dunkel, welches bisher „eines der interessantesten Urvölker der Erde“ umhüllte, gelichtet haben. Prof. Klaatsch hatte sich im Mai v. J. zunächst in den gebirgigen Distrikt von Herberton im Norden Queenslands begeben und dann an den Golf von Carpentaria. Auf den Inseln der hier belegenen Wellesley-Gruppe fand er Schwarze im Urzustande, unberührt von aller Kultur; sie waren wohl scheu, aber keineswegs feindselig, ihre Waffen und Geräte bestanden lediglich aus Stein, Knochen und Fischgräten. Auch die Schwarzen am Archer-River hatten außer vereinzelten Perlfischern und Dupong-Jägern noch keinen Weißen gesehen.

Am Mapoonflusse stattete der Gelehrte dem seit zwölf Jahren unter den Negern tätigen Missionar Hey einen Besuch ab; derselbe hat die außerordentlich schwierige Aufgabe gelöst, die Wilden seßhaft zu machen und an regelmäßige Arbeit zu gewöhnen. Die Station zählt mehrere hundert Bewohner, welche bereits weite Landstriche urbar gemacht haben. Im Verein mit Hey, der selbst ein tüchtiger Naturforscher ist, nahm Klaatsch die ganze Küstengegend topographisch auf und berichtigte vielfach die ganz unvollkommene Karte, welche noch von dem Entdeckungsreisenden Flieders (1810) herrührte. Im Flußbett des Leichhard-River fand der Gelehrte die versteinerten Knochen des urweltlichen Diprotodon (Riesenbeuteltier), die große Aehnlichkeit mit den in den Darling Downs und am Eyre-See gefundenen Fossilien aufwiesen. — Nach dreimonatigem Aufenthalt am Golf von Carpentaria wandte sich Professor Klaatsch nach der Ostseite der York-Halbinsel und besuchte zunächst die nördlich von Cooktown belegene Missionsstation am Kap Bedford; die beiden hier tätigen (lutherischen) Missionare Schwarz und Polandt erwiesen sich als vorzügliche Kenner der Eingeborenensprache, so daß sie dem Forscher wesentlich Dienste leisten konnten. In der Nähe der Städte erliegen die Neger überall langsam, aber sicher den Einflüssen der „Kultur“; besonders richtet eine abscheuliche Sorte von Rum, die wie Gift wirkt, sowie das von den zahlreichen Chinesen eingeschmuggelte Opium große Verwüstungen unter den Blacks an. Am Burnett-River erhielt Klaatsch mehrere prächtige Exemplare des Ceratodus oder Lungenfisches, welcher sowohl durch Kiemen, als auch durch Lungen atmet und sich monatelang in trockenem Schlamm aufhalten kann; der Fisch gehört der ältesten geologischen Periode an, kommt nur in einigen Flüssen Queenslands vor und ist 1891—1892 eingehend von Professor

Digitized by Google

Seman untersucht worden. Auf der Frazer-Insel entdeckte Klaatsch roh gearbeitete Steingeräte aus der Urzeit Australiens; diese waren bisher noch ganz unbekannt und fehlen deshalb auch in dem sonst sehr reichhaltigen Museum von Brisbane. — Professor Klaatsch faßt die bisher gemachten Erfahrungen folgendermaßen zusammen:

Die Australneger gehören zu den ältesten Menschenrassen; ihr Zusammenhang mit den Ureinwohnern der übrigen Erdteile ist zweifellos. Sie bilden trotz der sehr verschiedenen Mundarten ein einheitliches Volk mit gemeinsamem Ursprung. Um das drohende Aussterben zu verhüten, muß den Eingeborenen ein hinreichend großes Gebiet, etwa die Halbinsel York, vorbehalten bleiben, wo sie ungestört nach ihren alten Gewohnheiten leben können. Durchaus zu empfehlen ist das System der deutschen Missionare Hey, Schwarz und Poland, welche die Schwarzen in ihren natürlichen Lebensgewohnheiten zu erhalten suchen, sie nicht zwingen, gegen ihren Willen die Kirche zu besuchen und Christen zu werden. Dagegen wird darauf gehalten, daß sie sich ihren Unterhalt selbst erwerben, sei es durch Ackerbau oder sonstige Arbeit. Die Erfahrung hat gelehrt, daß da, wo ihnen große Beschränkungen auferlegt werden, wie zum Beispiel auf Station Yarabah bei Cairns, die an Freiheit gewöhnten Schwarzen nicht gedeihen und die Zahl der Kinder immer geringer wird. Vor allem müßten die Eingeborenen dem schädlichen Einfluß der Chinesen entzogen werden. Sache der Bundesregierungen sei es das Volk zu retten — noch sei es nicht zu spät; da die wissenschaftlichen Kreise aller Länder der Erde ein lebhaftes Interesse daran haben, daß dieses Urvolk erhalten werde, so würden sich auch überall Mittel finden, um dieses Ziel zu erreichen.

❧

Kleinere Mitteilungen.

* Mommsens Bibliothek. Im Gegensatz zu früheren Meldungen wird jetzt von Berliner Blättern gemeldet, daß Mommsens Bibliothek wahrscheinlich nicht in den Besitz der Stadt Berlin übergehen wird. Der gesamte Bücherschatz soll vielmehr, dem Vernehmen nach, nach Göttingen kommen.

ct. Zur Erforschung der unterirdischen Temperatur wird in Amerika eine große Unternehmung geplant. Trotz der vielen Erfahrungen, die man über die Zunahme der Wärme nach dem Innern der Erde hin in zahlreichen Bergwerken und Bohrlöchern gemacht hat, sind die Kenntnisse noch sehr ungenügend. Der Geologe Gilbert hat nun dem von Carnegie gegründeten und mit so reichen Mitteln ausgestatteten Institut in Washington den Vorschlag gemacht, eine gründlichere Erforschung der Temperaturzunahme nach dem Erdinnern einzuleiten. Dieser Zweck soll durch Tiefbohrungen im altvulkanischen Gestein erreicht werden. Zunächst soll eine solche Bohrung in dem Lithonia-Bezirk in Georgien bis zu 1200 Meter Tiefe niedergebracht werden, innerhalb einer sehr gleichförmigen und festen Granitmasse.

❧

Hochschulnachrichten.

hc. **München.** Der Geh. Hofrat Dr. Heinrich Ritter v. Ranke, außerordentlicher Professor der Kinderheilkunde an der Universität und Direktor der Universitäts-Kinderklinik im Haunerschen Kinderspital, vollendet am 8. Mai das 75. Lebensjahr.

* Der außerordentliche Professor für Hochbaukonstruktionslehre an der hiesigen Technischen Hochschule Dr. Emil Edler v. Mecenseffy wurde zum ordentlichen Professor dieses Faches befördert; der Dozent für landwirtschaftliches Meliorationswesen Dr. Joseph Spöttle sowie der Privatdozent für Geodäsie und Ingenieurwissenschaften Dr. Ignaz Bischoff zu Honorarprofessoren daselbst ernannt.

* **Straßburg.** Mit einer Antrittsvorlesung „Einiges über die Entwicklungsgeschichte und vergleichende Anatomie des Unterkiefers“ hat sich Dr. Hugo Fuchs aus Barnig a. Rh. als Privatdozent für Anatomie habilitiert.

* **Berlin.** Am Dienstag abend ist hier nach kurzer Krankheit der ordentliche Honorarprofessor in der theologischen Fakultät der Universität, der Wirkliche Oberkonsistorialrat, Generalsuperintendent und Propst a. D., D. theol., jur. et phil. Bruno Brückner, im beinahe vollendeten 81. Lebensjahre gestorben. Er war zunächst Prediger an der Leipziger Universitätskirche; 1850 wurde er als Pfarrer nach Hochburg berufen, 1853 zum außerordentlichen Professor der Theologie und zweiten Universitätsprediger an der Universität Leipzig, 1855 zum ordentlichen Professor, 1856 zum Universitätsprediger und Direktor des Seminars für praktische Theologie ernannt. Im Herbst 1869 folgte er einem Ruf nach Berlin als Propst an St. Nikolai und St. Marien, ordentlicher Honorarprofessor, Universitätsprediger und Mitglied des Oberkirchenrates. — Der treffliche Vertreter der romanischen Sprachwissenschaft an unserer Hochschule Professor Dr. Adolf Tobler feiert am 23. d. M. seinen 70. Geburtstag.

dr. **Jena.** Die hiesige Universität veranstaltete am 2. Mai eine Gedächtnisfeier für Professor Ernst Abbe, um außer den schon seinerzeit gewürdigten Verdiensten Abbes als Sozialpolitiker und als Mensch nun auch diejenigen des genialen wissenschaftlichen Physikers zu feiern. Die Festrede hielt daher der Physiker der Jenaer Universität Geheimrat Prof. Dr. A. Winkelmann.

hc. **Freiburg i. Schw.** Zu Professoren wurden berufen Dr. Karl Ettmayer Ritter von Adelsburg, bisher Privatdozent an der Wiener Universität, für romanische Sprache und Literatur, Dr. jur. Richard Zehntbauer für deutsches Privatrecht und deutsche Rechtsgeschichte.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Eine moderne Würdigung Schillers, seines Lebens und seiner Werke.

Schiller von Prof. Dr. Eugen Kühnemann
Rektor der Königl. Akademie in Posen.
Ein Band von 40 Bog. von bester Ausstattung mit Porträt in Gravüre.
Fein geb. 6.50 Mk.
*(13382) Soeben erschienen!
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Weltgeschichte in Karakterbildern

Soeben erschien:

Kaiser Maximilian I.

Auflösung des Reiches. Neues Kulturleben. Von Dr. Max Jansen, Privatdozent an d. Universität München.
Mit 80 Abbildungen. Preis in Leinenband Mk. 4.—

. . . „Dem Werke ist zu hohem Verdienst anzurechnen, daß es unbedingt viel zur gerechteren Beurteilung der Zeit des letzten Ritters intra et extra muros beitragen wird; denn kathol. Historiker, die so frei und objektiv über die geschichtlichen Geschehnisse urteilen, müssen sich die Anerkennung auch der erbittertsten Gegner mit der Zeit erzwingen; der Wahrheit widersteht auf die Dauer keine Macht.“

(13382)! „Neue Zürcher Zeitung“ 1905 Nr. 113.

Kirchheim'sche Verlagsbuchhandlung in München

Digitized by Google

Jahrgang 1905. München, Sonntag, 7. Mai. Nummer 106.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 5.30. Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber. Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die Entstehung des Christentums.

Unter diesem Titel wird in den nächsten Tagen im Verlag von J. F. Lehmann in München ein Buch des bekannten Berliner Theologen Professor D. Otto Pfleiderer erscheinen. Es ist aus öffentlichen Vorträgen entstanden, die der Verfasser im verflossenen Wintersemester vor Studierenden aller Fakultäten und vor vielen älteren Gastzuhörern, Herren und Damen, an der Berliner Universität gehalten hat. Er hat das Manuskript dieser Vorlesungen fast unverändert, nur mit Hinzufügung etlicher Anmerkungen, in den Druck gegeben. Die Notwendigkeit, das Thema in 16 Vorträgen zu bewältigen, erforderte eine Zusammendrängung des reichen Stoffes durch Auswahl des Wesentlichen, wobei die Rücksicht auf das Interesse des nichttheologischen Publikums maßgebend war; aller spezifisch fachgelehrte Stoff, insbesondere die Literaturkritik, mußte dabei ausgelassen werden; wer von den Lesern dieses Buches sich dafür interessiert, den können wir auf Pfleiderers größeres Werk: „Das Urchristentum, seine Schriften und Lehren, in geschichtlichem Zusammenhang beschrieben," 2. Auflage, 1902, verweisen.

Der Standpunkt, von dem aus hier die Entstehung des Christentums beschrieben wird, ist der rein geschichtliche; was das besagen will, und wie er sich zu anderen Betrachtungsweisen verhalte, darüber gibt die Einleitung nähere Auskunft, die wir mit Erlaubnis der Verlagshandlung im folgenden hier abdrucken.

•

Die wirklich geschichtliche Auffassung der Entstehung des Christentums ist noch jungen Datums. Sie war unmöglich, so lange man mit den Voraussetzungen des kirchlichen Glaubens an die Frage herantrat. Ist das Christentum dadurch entstanden, daß die zweite Person der Gottheit vom Himmel auf die Erde herabgestiegen, im Leibe einer jüdischen Jungfrau Mensch geworden, nach dem Tod am Kreuz wieder leibhaftig auferstanden und zum Himmel gefahren ist: so ist der Ursprung des Christentums ein vollkommenes Wunder, das sich aller geschichtlichen Erklärung entzieht. Denn eine Erscheinung geschichtlich verstehen, heißt: sie aus ihrem ursächlichen Zusammenhang mit den Zuständen an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit des menschlichen Lebens begreifen. Der Hereintritt eines übermenschlichen Wesens in die Erdenwelt wäre ein absoluter Neuanfang, der in gar keinem ursächlichen Zusammenhang mit dem Vorangehenden stände, also auch nach keiner Analogie der sonstigen menschlichen Erfahrung sich begreifen ließe, kurz aller geschichtlichen Erklärung sich entzöge. Ein derartiger Ursprung des Christentums könnte also nur Gegenstand des Glaubens, nicht des geschichtlichen Wissens sein. Dieser Glaube aber beruht nach der kirchlichen Lehre auf der Offenbarung Gottes in der Bibel, die in allen ihren Teilen von Gott eingegeben, eine direkt göttliche Kundgebung für die Menschen, also ebenfalls ein Wunder ist. Das Wunder der Entstehung des Christentums wird also auf den Wundercharakter der Bibel gestützt. Das ist folgerichtig und ist auf diesem Standpunkt das einzig Mögliche. Daher konnte sich die Christenheit dabei so lange beruhigen, als das religiöse Bewußtsein noch unbefangen in der Welt des Wunders, des Uebernatürlichen und Geheimnisvollen lebte, und als man die Bibel nur mit dem Auge des Glaubens als eine Quelle der Erbauung betrachtete, ohne die einzelnen Schriften mit kritischem Verstand zu prüfen. Sobald dagegen das letztere geschah, kam man zu der Einsicht, daß die Berichte der neutestamentlichen Schriften über die Person Christi keineswegs so einstimmig seien, wie der kirchliche Glaube vorausgesetzt hatte, daß in den drei ersten Evangelien Christus noch nicht als ein menschgewordener Gott, sondern als ein wahrer Mensch erscheine, daß von seiner übernatürlichen Geburt nur zwei Evangelien erzählen, und daß die Erzählungen von seiner Auferstehung und Himmelfahrt sich vielfach widersprechen. Sobald man auf diesen Tatbestand ernstlich zu achten begann, geriet der unbefangene kirchliche Glaube an das Wunder der übernatürlichen Entstehung des Christentums ins Wanken und begann einer verständigen und natürlichen Auffassung zu weichen.

Den Anfang dieser Wendung bildet die Richtung, die in England im 17. Jahrhundert unter dem Namen Freidenker oder Deisten aufkam, dann in den Niederlanden und Frankreich und im 18. Jahrhundert in Deutschland als „Aufklärung" oder „Rationalismus" bekannt und verbreitet wurde. Verschiedene Ursachen hatten zum Aufkommen dieser Richtung zusammengewirkt. Nach den Religionskriegen fühlte man das Bedürfnis nach gegenseitiger Duldung der im Dogma differierenden Parteien und suchte daher nach einer außerhalb der Dogmen liegenden allgemein gültigen Norm der Wahrheit, die nur in der allgemein menschlichen Vernunft und Erfahrung zu finden war. Es kam dazu die Uebung des wissenschaftlichen Denkens in den neu aufblühenden Naturwissenschaften und in der Mathematik; hatte man sich hier an die Folgerichtigkeit des logischen Denkens und an die Geschlossenheit des kausalen Zusammenhanges in allem natürlichen Geschehen gewöhnt, so konnte man auch auf religiösem Gebiet nicht mehr so unbefangen beim Wunderglauben sich beruhigen, sondern suchte nach einer natürlichen, verständigen Erklärung der Dinge. Von diesem Standpunkt aus schrieb John Toland sein berühmtes Buch „Das Christen-

tum nicht geheimnisvoll, ein Beweis, daß im Evangelium nichts gegen oder über die Vernunft ist." und Matthew Tindal suchte zu beweisen, daß das Christentum so alt wie die Schöpfung und das Evangelium Jesu nichts anderes als eine Wiederbekanntmachung der ursprünglichen natürlichen Religion sei, die durch die Zutaten des heidnischen und jüdischen Aberglaubens und Priesterbetruges verunreinigt worden war. Auf demselben Standpunkt standen in Deutschland die aufgeklärten Schüler der Leibniz-Wolffschen Philosophie wie der Hamburger Gelehrte Reimarus, aus dessen „Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes" Lessing die berühmten „Wolffenbüttler Fragmente" herausgab, in denen die evangelischen Berichte von der Auferstehung Jesu einer scharfen Kritik unterzogen und dann, nachdem das Wunder kritisch zersetzt ist, die vermeintlich natürliche Erklärung der Erzählung in einem Betrug der Jünger, die den Leichnam Jesu gestohlen haben sollen, gesucht wird. Dieses Beispiel ist bezeichnend für den jenem Rationalismus durchgängig eigenen Mangel an wirklichem geschichtlichen Sinn und psychologischem Verständnis in religiösen Fragen. So anerkennenswert sein ehrlicher Wahrheitsmut und so scharfsinnig seine Kritik der überkommenen Traditionen in Dogma und Legende war, so vermochte er doch nirgends über die Negation hinaus zu einer irgendwie befriedigenden Position zu gelangen. Es fehlte seiner spröden Verständigkeit an jeder Fähigkeit, in fremde Denk- und Gefühlsweise einzugehen, sich in den Geist vergangener Zeiten zu versetzen und dem unbewußten Schaffen und Dichten der religiösen Phantasie mit sympathischem Verständnis nachzuspüren. Er hatte auch von dem Begriff der „Entwicklung" in der Geschichte des menschlichen Geistes noch keine Ahnung; er setzte voraus, daß die Vernunft überall dieselbe und von Anfang an fertige Denkweise sei, die ihm selbst als die wahre erschien; an diesem sehr beschränkten subjektiven Maßstab maß er alle geschichtlichen Erscheinungen, und was dem in den Geschichten und Lehren der Evangelien und Apostel nicht entsprach, wurde teils durch gewaltsame Exegese umgedeutet, teils für eine bloß uneigentliche Redeform erklärt, damit aber gerade das Charakteristische an den biblischen Gestalten ausgemerzt und alles auf das einförmige Niveau einer verständigen Moral reduziert, bei der man nur das eine nicht begriff, wie daraus die welterschütternde Bewegung des Christentums hervorgehen konnte. Einen besonders schwierigen Stand hatte dieser Rationalismus den evangelischen Wundererzählungen gegenüber; da er die Bibel zwar nicht für das inspirierte Wort Gottes, aber doch für das Werk von Verfassern hielt, die als fromme Männer die Wahrheit sagen wollten und als Augenzeugen sie sagen konnten, so fühlte er sich zur Annahme der Geschichtlichkeit der evangelischen Wundererzählungen verpflichtet, und doch konnte er aus den allgemeinen Gründen seiner rationalen Weltanschauung an das eigentliche Wunder nicht glauben: was war da zu machen? Man ließ das Erzählte zwar als geschehen gelten, nahm ihm aber den Wundercharakter, indem man es auf ein natürliches, meist ganz triviales Ereignis reduzierte, das nur durch den Mißverstand, sei es der Erzähler oder auch der Leser, zum Wunder gemacht worden sei. Zum Beispiel das Wunder des Wandelns Jesu auf dem See erklärte der Rationalist Paulus aus einem Mißverständnis des griechischen Wortes, das nicht „auf", sondern „an" dem See bedeuten sollte; das Wunder bei der Taufe Jesu beruht auf irrtümlicher Deutung des Faktums, daß zufällig in jenem Moment eine Taube in der Nähe Jesu herabflog; das Wunder der Wasserverwandlung in Kana reduziert sich auf ein Taschenspielerkunststück, das sich Jesus als harmlosen Hochzeitsscherz erlaubt habe; weniger harmlos komisch als vielmehr abstoßend und niedrig ist die rationalistische Erklärung der Geburtsgeschichte, wo die sinnige Poesie der Sage in gemeine Prosa herabgezogen wird.

Die Befreiung von den engen Schranken dieser rationalistischen Geschichtsbehandlung kam von zwei Seiten: von einem tieferen psychologischen Verständnis der Religion und ihrer poetischen Bildersprache und von schärferer Kritik der Geschichtsquellen. In ersterer Beziehung hat Herder den Anstoß gegeben zu der Richtung, die man als „Romantik" zu bezeichnen pflegt, und die auf die theologische Geschichtsbehandlung des 19. Jahrhunderts eine tiefgehende Wirkung im guten und üblen Sinne geübt hat. Herder hatte mit Hamann in der Poesie die Muttersprache des menschlichen Geschlechts, den natürlichen Ausdruck des fühlenden Herzens überhaupt, des religiösen Gefühles insbesondere gefunden. Damit war der Schlüssel gegeben zu einem neuen vertieften Verständnis der Bibelsprache, das über die steife Pedanterie und Buchstabenklauberei sowohl der Orthodoxen als der Rationalisten hinausführte. Mit demselben feinen Sinn für religiösen Gehalt und poetische Form, mit dem er in den Geist der hebräischen Poesie eindrang, wußte Herder auch den erbaulichen Wert der neutestamentlichen Erzählungen nachzuempfinden. Aber mit der Kunst des schmiegsamen An- und Nachempfindens hielt der kritische Verstand bei Herder nicht gleichen Schritt. Weil seinem Gemüt und ästhetischen Geschmack die evangelischen Wundererzählungen sympathisch waren, so glaubte er auch an ihre Wirklichkeit, so übel sie mit seiner philosophischen Weltanschauung zu vereinigen sein mochten; er glaubte an sie, weil sie an seinem Herzen einen Fürsprecher hatten und weil seiner intuitiven Denkweise das Ineinanderschauen von Idee und Wirklichkeit überall so sehr Bedürfnis und Gewohnheit war, daß ihm auch bei den biblischen Ueberlieferungen die verständige Forderung einer Unterscheidung zwischen idealem Gehalt und geschichtlicher Realität nie zu klarem Bewußtsein kam. Dieses unmittelbare Vereinerleien von Idee und Wirklichkeit, das bei Herder noch als eine naive Romantik auftritt, wurde dann von Schleiermacher zur christologischen Theorie ausgeführt und zum Mittelpunkt seines theologischen Systems gemacht. Damit war wieder das Wunder an den Anfang der christlichen Geschichte gestellt; zwar allerdings nicht mehr das Wunder der Herabkunft eines Gottes auf die Erde und nicht mehr als Glaubensgegenstand auf Grund inspirierten Bibelwortes, wohl aber sollte es jetzt eine Voraussetzung des christlichen Gefühls sein, daß das unbedingte Ideal der religiösen Vollkommenheit, Seligkeit, Irrtums- und Sündlosigkeit in dem Menschen Jesus wirklich gewesen und seine Person daher als das einzigartige vollkommene Sein Gottes in der Menschheit anzuerkennen sei. In der Ritschlschen Theologie ist daraus vollends der kühne Satz geworden, daß der Mensch Jesus uns als Gott zu gelten habe, weil er die alleinige Offenbarung Gottes im ganzen Weltverlauf sei. Daß diese romantische Vergötterung des Menschen Jesus, diese Voranstellung eines „Uebermenschen" und Wunderwesens am Eingang der Geschichte des Christentums für deren wissenschaftliches Verständnis in hohem Grade hinderlich ist, das ist an sich selbstverständlich und hat sich auch in dem Verlauf der von der Schleiermacherschen und Ritschlschen Dogmatik beherrschten Leben-Jesu-Theologie überall deutlich gezeigt. War das Wunder des Uebermenschen einmal an die Spitze gestellt, so war es nur natürlich, daß Wunder aller Art auch auf allen entscheidenden Punkten des weiteren Verlaufes wieder angenommen und damit das Prinzip aller wahren Geschichtsforschung, der stete Kausalzusammenhang des Geschehens, preisgegeben wurde. Und auch wo dies nicht so offenkundig geschah, war doch das Bestreben, das eigene Ideal in die evangelische Geschichte hineinzudeuten und die charakteristischen Züge derselben so zu übermalen, daß sie mit dem Christusideal der Gegenwart sich zu decken scheinen, — dieses überall mehr oder weniger ersichtliche Bestreben war für die unbefangene Erforschung der Entstehung des Christentums sehr hinderlich.

Aus ihren romantischen Illusionen ist die deutsche Theologie erstmals kräftig aufgerüttelt worden durch das berühmte Buch von Dav. Friedr. Strauß über das Leben Jesu. Hier war nicht bloß die rationalistische Kritik der biblischen Wundergeschichten mit einer Konsequenz und einem Scharfsinn wie nie zuvor durch alles Detail hindurchgeführt, sondern es wurde auch erstmals eine befriedigende Erklärung dieser Erzählungen dargeboten, indem nur sie der in der Profangeschichte längst übliche Begriff des „Mythus" oder der frommen Volkssage an-

Digitized by Google

gewandt wurde. Hiernach sind die evangelischen Wundererzählungen weder übernatürliche Geschichten, wie die Supranaturalisten, noch natürliche Geschichten, wie die Rationalisten meinten, sondern sie sind Mythen, das heißt Dichtungen, Sagen, die nicht willkürlich ersonnen, sondern aus dem Volksbewußtsein, d. h. dem unwillkürlichen Zusammendenken und -dichten vieler entsprungen sind; wobei noch Strauß meistens das Alte Testament den Stoff und das Vorbild zur evangelischen Wundersage gegeben haben soll. — Die Wirkung dieses Buches war eine ungeheure; in vielen Kreisen hatte man den Eindruck, als ob damit das ganze Leben Jesu in einen Mythus, eine bloße Dichtung ohne alle geschichtliche Grundlage aufgelöst sei. Strauß selbst hatte das zwar nicht gewollt, aber er hatte diesen Eindruck allerdings dadurch verschuldet, daß er bei der Negation der Wundergeschichten stehen geblieben war, ohne den Versuch zu machen, einen positiven geschichtlichen Kern aus den mythischen Hüllen herauszuschälen; er hatte nur gezeigt, daß das, was man bisher für die Urgeschichte des Christentums gehalten, so nicht wirklich geschehen sei; aber was denn nun eigentlich geschehen sei, das blieb im dunkeln; Strauß konnte darüber nichts Positives sagen, weil es ihm an einer methodischen Kritik der Quellenschriften noch fehlte. Unter solchen Umständen war es nicht zu verwundern, daß bald nachher der stets zu Extremen geneigte Berliner Kritiker Bruno Bauer die mythische Erklärung der Evangelien auf die Spitze der Negation jedes geschichtlichen Kernes übertrieb. Das Leben Jesu soll nach ihm nicht der Geschichte angehören, sondern eine freie Erdichtung des Urevangelisten Markus sein, der es unter der Regierung Hadrians aus den philosophischen Ideen seiner Zeit als das Idealbild eines volkstümlichen Königs im Gegensatz zu den römischen Cäsaren entworfen habe. Diese kühne Hypothese, die das Christentum ohne einen geschichtlichen Jesus aus einer idealen Dichtung des zweiten Jahrhunderts entsprungen sein läßt, war anfangs wenig beachtet worden, ist aber neuestens wieder aufgenommen worden von dem Engländer Robertson, der das biblische Christusbild aus einer Mischung heidnischer und jüdischer Mythologien erklären will[1]), und von dem Bremer Theologen Kalthoff, der seinen Ursprung auf die sozialen Tendenzen der römischen Kaiserzeit zurückführt.[2]) — Ich kann die Bedeutung dieser radikal-mythischen Hypothesen nur darin finden, daß sie den extremen Rückschlag bilden gegen die einseitig personalistische Theorie der Romantiker, nach der das Christentum in der wunderbaren Person Jesu fix und fertig, wie Athene aus dem Haupte des Zeus, erschienen sein soll, wobei sein innerer Zusammenhang mit den religiösen Ideen und sozialen Zuständen jener Zeit teils ganz übersehen, teils wenigstens stark unterschätzt wird. Je unbefangener man die Quellen der christlichen Urgeschichte nach ihrem Verhältnis zu den verwandten zeitgeschichtlichen Erscheinungen betrachtet, desto klarer drängt sich die Ueberzeugung auf, daß die Entstehung des Christentums nicht als die bloße Wirkung der einen Person Jesu zu begreifen ist, sondern daß es das Erzeugnis einer gewaltigen und vielseitigen Entwicklung der antiken Welt gewesen ist, zu der mancherlei Faktoren von lange her mitgewirkt hatten. Auf diese sozialevolutionistische Seite energisch hingewiesen zu haben, ist das Recht der neuesten Vertreter der mythischen Hypothese. Aber in ihrem Kampf gegen den romantischen Personalismus schießen sie nun ihrerseits wieder über das Ziel hinaus, indem sie meinen, ohne einen geschichtlichen Jesus aus den bloßen Masseninstinkten und Massentendenzen die Entstehung des Christentums erklären zu können. Wie wäre es denkbar, daß aus dem Chaos der Massen die neue Gemeinde sich von selbst gebildet haben sollte, ohne eine entscheidende Tat, ohne ein grundlegendes E r l e b n i s, das den Kern für die Gestaltung der neuen Ideen bilden konnte? Ist es doch überall sonst bei geschichtlichen Neubildungen so, daß die in der Masse vorhandenen Kräfte und Strebungen erst durch die zielsetzende Tat heroischer Persönlichkeiten in eine bestimmte Richtung gebracht und zu einem lebensfähigen Organismus verbunden werden; ebenso muß auch der Anstoß zur Bildung der christlichen Gemeinde von einem bestimmten Punkt ausgegangen sein, den wir nach den Zeugnissen des Apostels Paulus und der ältesten Evangelien nur in der Person, dem Leben und Tod Jesu finden können. Die richtige Mitte also zu halten zwischen einem romantischen Personalismus, der die Bedeutung der sozialen Umwelt übersieht, und einem sozialen Evolutionismus, der die Bedeutung der Persönlichkeit in der Geschichte unterschätzt, das scheint mir die Aufgabe des Historikers hier wie sonst zu sein.

Auf diesen richtigen Weg hat schon vor einem halben Jahrhundert der große Tübinger Kirchenhistoriker Ferdinand Christian Baur hingewiesen. Er war der erste, der es wagte, den sonst überall in der modernen Wissenschaft längst maßgebenden Gedanken der „E n t w i c k l u n g" auch auf die Geschichte des Christentums anzuwenden und damit in einer Weise Ernst zu machen, von der die meisten anderen Theologen, Supranaturalisten, Rationalisten und Romantiker allesamt, noch heute, weit entfernt sind. Seine Gegner haben ihm vorgeworfen, daß er für die Person Jesu kein Verständnis habe — ganz mit Unrecht, sofern es sich um ein historisches Verständnis handelt; er hat die sittliche Größe Jesu aufs wärmste anerkannt; aber allerdings die romantische Vergötterung seiner Person, ihre Loslösung von allen geschichtlichen Bedingungen und Schranken, das verbot ihm sein nüchterner und ehrlicher Wahrheitssinn. Als gelehrter Kenner der antiken Religion und Philosophie konnte Baur unmöglich zugeben, daß die Welt vor Christus völlig gott- und geistlos, in der Finsternis heidnischen Irrtums ausschließlich versunken gewesen sei, sondern er fand in ihr mancherlei Wahrheitskeime, die das Christentum positiv vorbereiteten und in ihm zur vollen Entwicklung kamen. Sind aber im Christentum die mancherlei Geistesströmungen jener Zeit zur höheren Einheit verbunden worden, so kann es unmöglich schon in dem Einzelleben Jesu fix und fertig erschienen sein, so daß alles Folgende nur als Abfall, Entartung und Erkrankung zu betrachten wäre, wie die Romantiker behaupten, sondern die Entstehung des Christentums ist als ein Entwicklungsprozeß zu denken, in dem außer dem Lebenswerk Jesu noch manche andere Faktoren mitwirkten, deren Verbindung und innere Ausgleichung miteinander nur allmählich und nicht ohne innere Gegensätze und Kämpfe sich vollziehen konnte. Eben dieser Gedanke, daß die Entstehung des Christentums nicht als einmaliger Wunderakt, sondern als ein Entwicklungsprozeß zu verstehen sei, in dem die durch Jesu Leben und Tod in Fluß gebrachten Strebungen jener Zeit auf- und gegeneinander wirkten, bis sie sich zu dem neuen Gebilde der christlichen Kirche verbanden: das war die fruchtbare Entdeckung Baurs, die für die Wissenschaft nie wieder verloren gehen kann und wird. Alles, was die fleißige Forschung der letzten Dezennien[3]) von neuem Wissen über die heidnische, jüdische und urchristliche Religionsgeschichte zutage gefördert hat — und es ist dessen nicht wenig gewesen — hat den Grundgedanken Baurs nicht widerlegt, sondern nur seine Ausführung im einzelnen berichtigt und bereichert. Denn allerdings wird das Bild von der ersten Entwicklung des Christentums heute sich viel mannigfacher und komplizierter gestalten müssen, als Baur noch angenommen hatte. Diesen Fortschritt in der genaueren Erkenntnis des Details können wir um so dankbarer anerkennen, als er den Grundgedanken der Baurschen Entwicklungstheorie nicht nur nicht aufhebt, sondern vielmehr bestätigt.

---

[1]) „Pagan Christs, Studies in comparative hierology, by *John M. Robertson*," Watts & Cie., London 1903.

[2]) Alb. Kalthoff: „Das Christusproblem. Grundlinien zu einer Sozialtheologie." Desselben: „Die Entstehung des Christentums." Diederichs, Leipzig 1903 und 1904.

[3]) Aus ihren Vertretern mögen hier hervorgehoben werden: Weizsäcker, der Nachfolger auf Baurs Tübinger Lehrstuhl, Hilgenfeld, Holtzmann, Holsten, Hausrath, Schürer, Weiß, Harnack, Wellhausen, Gunkel, Jülicher, Bousset, Schmiedel. Den gelehrten Arbeiten dieser und anderer Männer ist die Wissenschaft der urchristlichen Religionsgeschichte zu mannigfachem Dank verpflichtet, wie sehr auch ihre Ergebnisse im einzelnen vielfach auseinander gehen.

Wie ist denn aber Baur zu dieser tieferen Einsicht in die Entstehung des Christentums gekommen? Nicht durch einen glücklichen Einfall und nicht durch apriorische philosophische Spekulation, wie törichterweise oft behauptet wird, sondern durch eine solide und in keinen dogmatischen Voraussetzungen befangene Kritik der biblischen Quellen, der paulinischen Briefe und der Evangelien. Aus der Kritik dieser Briefe und der Apostelgeschichte ergab sich ein von dem traditionellen weit abweichendes Bild der apostolischen Zeit: als einer Zeit lebhafter Kämpfe, durch welche die Freiheit der Christen vom mosaischen Gesetz mühsam erst dem judenchristlichen Konservativismus abgerungen werden mußte. Noch wichtiger wurde Baurs Analyse und Kritik des vierten Evangeliums, die zu dem Ergebnis kam, daß diese Schrift nicht vom Apostel Johannes, sondern von einem hellenistischen Theologen des zweiten Jahrhunderts herstamme, daß sie nicht ein Geschichtsbuch sei und sein wolle, sondern eine Lehrschrift über das Thema: Jesus ist der fleischgewordene Logos oder Gottessohn vom Himmel, daß sonach dieses Evangelium aus der Reihe der historischen Quellen für Leben und Lehre Jesu auszuscheiden und unter die Dokumente der Geschichte der nachapostolischen Kirche einzureihen sei. Ueberhaupt wurden die neutestamentlichen Schriften von Baur gewertet als Urkunden der verschiedenen Entwicklungsstufen und -richtungen des urchristlichen Glaubens und Gemeindelebens; die Entstehung des neuen Testaments wurde so zu einem wesentlichen Teil der Entstehung der christlichen Kirche selbst. Damit war der Bann der kirchlichen Tradition gebrochen, die aus rein dogmatischen Voraussetzungen, wie wir später sehen werden, alle neutestamentlichen Schriften von den inspirierten Aposteln herstammen ließ und damit jede Möglichkeit ihres geschichtlichen Verständnisses von vornherein aufhob. Diesen Bann der dogmatischen Tradition zu brechen, die dem Historiker den Zugang zu den Anfängen unserer Religion so unerbittlich verschloß, wie der Cherub mit dem Flammenschwert die Paradiespforten, dazu gehörte nicht bloß der große Scharfsinn, sondern auch der ungewöhnliche Wahrheitsmut Baurs. Wohl hatten auch schon vor ihm manche an den Fesseln jener Tradition gerüttelt, indem sie die „Echtheit" dieser und jener Schrift anzweifelten, womit doch für das geschichtliche Verständnis noch wenig gewonnen war. Erst Baur aber hat den Mut gefunden, sich von jener traditionellen Fiktion völlig zu emanzipieren und unbekümmert um die dogmatischen Fabeleien der Kirchenväter mit dem scharfen Blick seiner eigenen gesunden Augen die neutestamentlichen Schriften daraufhin anzusehen, in welche Zeit und Umgebung ihr eigentümlicher Inhalt, ihr religiöser Charakter, ihre zeitgeschichtlichen Motive sie versetzen. So wurden ihm diese Schriften aus Orakeln der apostolischen Inspiration, was sie für den kirchlichen Glauben sind, zu Zeugnissen von dem natürlichen Werden und Wachsen der christlichen Religion und Kirche. Das war ein so ungeheurer Fortschritt, daß dem gegenüber einzelne Irrtümer in der Beurteilung gewisser Schriften nicht in Betracht kommen können. Wenn man uns aber heute wieder die „Rückkehr zur Tradition" empfiehlt, so heißt das nichts anderes als zurückkehren zu dem katholischen Grundsatze, daß das Dogma die Geschichte beherrschen müsse; denn die Tradition über das neue Testament ist das Kind des altkirchlichen Dogmas, und das Motiv der Rückkehr zu ihr ist ebenfalls nur ein dogmatisches, nämlich der Wunsch, die nachapostolischen Schriften als Zeugnisse für die apostolische Zeit zu verwerten, um an die Stelle des allmählichen Werdens eine schon von Anfang daseiende Vollkommenheit von geheimnisvollem Ursprung und von inkommensurabler Autorität zu setzen.

Wir aber lassen uns durch diese reaktionäre Romantik nicht beirren, sondern bleiben dabei, daß die Entstehung des Christentums sich nur dann wirklich geschichtlich verstehen läßt, *wenn nicht mehr das Dogma die Geschichte beherrscht, sondern diese Geschichte nach denselben Grundsätzen und Methoden wie jede andere erforscht wird.* Wir dürfen dabei von keinen anderen Voraussetzungen ausgehen als von der aller Geschichtsbetrachtung gemeinsamen Voraussetzung: von der *Analogie der menschlichen Erfahrung*, von der Gleichmäßigkeit der menschlichen Natur in Vergangenheit und Gegenwart, von dem ursächlichen Zusammenhang alles äußeren Geschehens und inneren seelischen Erlebens, kurz von der gesetzmäßigen Ordnung der Welt, die alle menschliche Erfahrung von jeher bedingte. Wollen Sie das eine „Voraussetzung" nennen, so streite ich nicht darüber, sondern erinnere nur daran, daß es eben die Voraussetzung ist, ohne die von einem geschichtlichen Wissen überhaupt nicht die Rede sein könnte, die wir also füglich zu den Axiomen rechnen dürfen, die nicht willkürliche Annahmen einzelner, sondern die Grundbedingungen und Formen der normalen Betätigung des menschlichen Geistes überhaupt sind.

Die Mobilmachung 1870—1871.

Unter diesem Titel hat der Wirkliche Geheime Kriegsrat Lehmann vom preußischen Kriegsministerium ein Werk veröffentlicht[1]), das allgemeine Beachtung verdient. Herr Lehmann ist der Reorganisator und teilweise Neuschöpfer des Archivs des Kriegsministeriums, das er durch Umsicht und unermüdlichen Sammelfleiß auf eine solche Höhe gebracht hat, daß es sich dem Archiv des Großen Generalstabes in mancher Hinsicht würdig an die Seite stellt. An und für sich ist es zwar bedauerlich, daß diese beiden Archive nicht vereinigt sind, denn da sie einander ergänzen, so ist häufig ihre gleichzeitige Benutzung geboten, was durch ihre Trennung wesentlich erschwert wird; aber das schmälert natürlich keineswegs das Verdienst des Herrn Lehmann. Unter sachverständiger Benutzung der von ihm gesammelten Akten hat er nun ein Werk geschaffen, von dem General v. Blume in einer Besprechung im Militär-Wochenblatt sagt, „daß es nicht nur ein Quellenwerk ersten Ranges für die Geschichte des Krieges 1870/71 bildet, sondern auch eine reiche Fundgrube der Belehrung über die Anforderungen, die der Krieg an die Heeresorganisation und die Militärverwaltung stellt, und über die Mittel und Wege, ihnen gerecht zu werden." Man könnte noch hinzufügen, daß ein solches Werk eine fühlbare Lücke in der Literatur ausfüllt. Niemand, der den Krieg 1870/71 studiert, wird an dem Lehmannschen Buch vorübergehen dürfen.

Wenn man das Werk aufschlägt, so bekommt man zunächst einen gelinden Schrecken, denn den größten Teil seines Inhaltes bilden Tabellen und Zahlenreihen. Vertieft man sich aber in dies scheinbar trockene Material, so gewinnt es alsbald Leben, die Zahlen fangen an zu sprechen und sagen uns schließlich höchst interessante Dinge. Wer es noch nicht gewußt hat, der wird hier handgreiflich darüber belehrt, von welcher ausschlaggebenden Bedeutung für den Erfolg im Kriege die Vorbereitung darauf ist. Man erkennt aber auch, daß alles gelernt sein will, und daß es vieler Jahre des gründlichsten Studiums und des eifrigsten, einsichtsvollen Zusammenwirkens einer ganzen Reihe bedeutender Männer bedurfte, um eine Organisation zu schaffen, die der Probe standhielt. Wenn irgend etwas imstande ist, unsere Achtung vor der Tüchtigkeit der militärischen Generation vor fast vierzig Jahren zu erhöhen, so ist es der in dem Lehmannschen Buche geführte Nachweis von dem gewaltigen Umfang und der zweckvollen Sorgfalt der damals geleisteten Arbeit.

Es dürfte bekannt sein, daß sich bei der Mobilmachung der preußischen Armee im Jahre 1866 allerlei Mängel und Reibungen herausgestellt hatten, die zwar zum Teil darauf beruhten, daß die Armee nicht planmäßig und auf einmal, sondern nur nach und nach, abschnittsweise auf den Kriegsfuß gebracht wurde, von denen aber auch viele in der Organisation selbst begründet waren. Dieser Uebelstand wurde trotz der glänzenden Erfolge des Krieges gegen Oesterreich nicht übersehen, und man begann sofort nach seiner Beendigung im preußischen Kriegsministerium und Generalstab mit Hochdruck an der Abstellung aller Schäden und einer Neuorganisation der Kriegsvorbereitungen auf breiter Grundlage zu schaffen. Es

[1]) Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.

Digitized by Google

ist ein Beweis für die innere Tüchtigkeit der preußischen Armee, daß sie auf ihren Lorbeeren nicht ausruhte, sondern an sich selber weiterarbeitete, gerade als ob sie eine Niederlage erlitten hätte, wobei freilich auch die Wahrscheinlichkeit eines baldigen Konflikts mit Frankreich mitgewirkt hat.

Zunächst galt es, die militärischen Kräfte der drei neuen preußischen Provinzen Schleswig-Holstein, Hannover und Hessen-Nassau zu organisieren und sie, ebenso wie die Kontingente der anderen norddeutschen Bundesstaaten, der preußischen Armee anzugliedern. Dies gelang in wenigen Jahren derart, daß im Kriege 1870/71 kaum noch ein Unterschied fühlbar wurde. Freilich übertrafen bei der Mobilmachung 1870 die alten preußischen Provinzen bezüglich der Zahl der militärisch ausgebildeten Reserve- und Landwehrmannschaften die neuen ganz erheblich; so stellte z. B. Brandenburg (von 2,700,000 Einwohnern) 95,318 Mann des Beurlaubtenstandes, Hannover (von 1,900,000 Einwohnern) nur 21,751 Mann. Auf Grund der veränderten Heeresorganisation wurde ferner ein ganz neuer Mobilmachungsplan entworfen, demzufolge eine mobile norddeutsche Armee von 381½ Bataillonen, 335 Eskadrons und 205 Batterien aufgestellt werden sollte. Dieser Plan gelangte im Herbst 1867 zur Ausgabe und war im Frühjahr 1870 noch in Kraft. Fast ebenso wichtig war die neue Militär-Ersatzinstruktion und vor allem eine Verordnung über das Etappen- und Eisenbahnwesen, bei dem es 1866 nicht zum besten bestellt gewesen war. In diesen Krieg war die Armee mit einem Regulativ aus dem Jahre 1833 gezogen, das von Eisenbahnen und elektrischen Telegraphen noch nichts wußte. Von dem Gesamtumfang der Arbeit des Kriegsministeriums bekommt man einen Begriff, wenn man hört, daß in der Zeit von 3¼ Jahren zwischen den Feldzügen 1866 und 1870/71 über 200 neue Dienstordnungen herausgegeben worden sind.

Es ist natürlich nicht möglich, den Inhalt des Lehmannschen Werkes an dieser Stelle nur annähernd wiederzugeben; es sollte nur darauf aufmerksam gemacht und zum Studium angeregt werden. Man bekommt dabei eine hohe Achtung vor der Schaffenskraft des preußischen Kriegsministeriums, vor allem seines Chefs, des Generals v. Roon. Diesen Mann hat man überhaupt vielfach in seiner Bedeutung zu wenig gewürdigt. Seine Leistungen sind durch den Glanz der strategischen und taktischen Erfolge im Kriege selbst etwas in den Schatten gestellt worden und doch wären diese nicht möglich gewesen, wenn er nicht vorher das Schwert des Sieges geschmiedet und geschliffen hätte. Mit vollem Recht hat sich daher Geheimrat Lehmann bemüht, diesen Umstand gebührend hervorzuheben. Man muß sich vergegenwärtigen, daß, wenn auch König Wilhelm selbst und ebenso der Bundeskanzler Graf Bismarck die Verdienste Roons stets in vollem Maße anerkannt haben, diesem doch von anderer Seite Vorwürfe wegen mangelnder Voraussicht nicht völlig erspart geblieben sind. Das ist namentlich deshalb geschehen, weil zu einer wirksamen Beschießung von Paris die Mittel nicht rechtzeitig zur Stelle gewesen sind. General v. Blume hat in seiner Besprechung des Lehmannschen Werkes auch diese Frage angeschnitten und auf die tieferliegenden Ursachen dieses unzweifelhaften Fehlers hingewiesen. Er sagt hierüber: „Zur Erklärung dient einesteils die siegesfrohe, optimistische Stimmung, in der man sich nach Sedan im Großen Hauptquartier befand, anderntells der Mangel an Erfahrung, der auf dem Gebiete des Festungskrieges herrschte."

„Die Erkenntnis der Mängel, die der früher lange Zeit vorherrschend gewesenen Methode der Positionskriegführung anhaften, hatte in Preußen zu einer gewissen Geringschätzung der Hindernisse geführt, die einer energischen strategischen Offensive durch Festungen bereitet werden können. 1806 hatten die preußischen Festungen Napoleons Siegeslauf, 1814, 1815 und 1866 die feindlichen Festungen den unserigen nicht aufzuhalten vermocht. Es war ein Fehler, aber es ist erklärlich, wenn infolgedessen die Beschäftigung mit dem Festungskriege und den mit ihm zusammenhängenden Fragen mehr und mehr in den Hintergrund gerückt war und die Sicherheit des Augenmaßes für diese Dinge zu wünschen übrig ließ. Daraus erklärt sich so manche der vor Paris zutage getretenen Erscheinungen."

Geheimrat Lehmann hat übrigens in seinem Werke nachgewiesen, daß nicht ein Mangel an artilleristischem Material den Beginn der Beschießung vor Paris verzögert hat — es waren in der Heimat 250 schwere Geschütze und ausreichende Munitionsmengen zur Verfügung — es fehlte vielmehr nur an den Mitteln zum Transport und Nachschub.

Bigge, Generalmajor z. D.

Ein Neudruck von Devrients „Geschichte der deutschen Schauspielkunst".

L. G. Berlin. Will man das so oft gebrauchte Wort von dem tiefgefühlten Bedürfnis, das durch Erscheinen eines Buches befriedigt wird, richtig anwenden, so muß man es auf die neue Ausgabe von Eduard Devrients „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" beziehen.[1])

Dieses vortreffliche Buch war ursprünglich in fünf Bänden 1848—1874 veröffentlicht und ist seitdem eine Seltenheit geworden. Es wird in Antiquariatskatalogen nur zu hohen Preisen angeboten; solche Exemplare kommen aber gerade infolge der für sie verlangten großen Summen nur reichen Sammlern, nicht aber Schriftstellern oder Forschern zugute, die meist nur über geringere Schätze verfügen. Es war daher ein außerordentlich glücklicher Gedanke der Berliner Verlagshandlung von Otto Elsner, die durch ihre Publikation der Goethe- und Mörike-Briefe der Literaturgeschichte große Dienste geleistet hat und die durch ihre Zeitschrift Bühne und Welt für Erkenntnis des Dramas der Gegenwart und Vergangenheit höchst förderlich tätig ist, dieses klassische Buch wieder aufleben zu lassen. Denn ein Buch lebt und wirkt doch schließlich nur dann, wenn es zu mäßigem Preis in die Hände von Privaten kommen kann, besonders ein Buch wie dieses, das nicht bloß für den Forscher, sondern für den Leser bestimmt ist. Und da es sich um diese beiden Dinge handelt: Lebendigmachen eines unzugänglich gewordenen Buches und Zuweisung einer Lektüre an die zum Lesen geneigten Bühnenfreunde und Schauspieler, so konnte, ja mußte auf eine Neubearbeitung verzichtet werden. Zu einer solchen ist Material genug vorhanden: Eduard Devrient, der drei Jahre nach Vollendung seines Werkes, 29 Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes, starb, hatte selbst Notizen genug gesammelt, sein Sohn Otto hatte den Beginn zu einer Neubearbeitung gemacht; 1884 war der erste Bogen einer neuen, umgearbeiteten Auflage gesetzt worden, der neue Versuch wurde aber alsbald fallen gelassen. Ob eine Neubearbeitung, die nicht bloß in Ausmerzung vieler kleinen Irrtümer, in Hinzufügung neu erforschter Daten und Tatsachen, sondern in einer Umgestaltung des Werkes bestehen würde, nötig oder rätlich ist, möchte ich bezweifeln. Man könnte eher sagen: eine neue Geschichte der Schauspielkunst wäre ein verdienstliches Unternehmen, nicht aber die Umgestaltung gerade dieses Werkes. Dieses war zur Zeit seines Erscheinens eine Tat. Es hat einer Generation von Schauspielern die Wege gewiesen, es hat die junge Wissenschaft der Theatergeschichte überhaupt entstehen lassen; schon die Pflicht der Dankbarkeit gebietet, es neu zu beleben. Denn für das Werk bleibt noch heute wahr, was Gustav Freytag unter dem frischen Eindruck der ersten Bände schrieb (Vermischte Aufsätze, Leipzig, 1901, I, 283): „Es ist eine Geschichte der dramatischen Darstellung, der Künstler und ihrer Schulen und der gezimmerten Bühne selbst, welche sich vor uns aufrollt, eine Fülle von verworrenem Stoff, in welche des Verfassers großer Fleiß Ordnung und die Gesichtspunkte des Literaturhistorikers zu bringen wußte."

Die schönste Charakteristik hat aber vielleicht Otto Ludwig gegeben, dessen Worte, mit Recht in der Einleitung zum Neudruck wiederholt, so lauten: „In der Darstellung ist

---

[1]) **Geschichte der deutschen Schauspielkunst von Eduard Devrient.** Neuausgabe in zwei Bänden. 1. Band Berlin 1905, Otto Elsner. Der Preis des Werkes ist nach Erlöschen der Subskription für ein ungebundenes Exemplar 20 Mk., für ein gebundenes Exemplar 25 Mk., ein Preis, der nicht nur im Vergleich zu den von Antiquaren geforderten, sondern für das Gebotene ganz außerordentlich billig erscheint, ja niedriger sein dürfte als der ursprüngliche für die Originalausgabe.

Digitized by Google

alles so einfach, so klar, so gar ohne das metaphysische Sausen und Brausen und die Rauchsäule einer Sprache, mit und durch welche unsere Hegelischen Aesthetiker orakeln, so hell und doch so warm, so ohne Zertrümmerung Andersdenkender, in mildem, sittlichem Ernste, so echt deutsch, tut es wohl, heilt, ermutigt es. Es wirkt mit einem Wort als Lehre und als Kunstwerk zugleich. Für unsere Kunstgenossen wird dies Werk unendlich fördernder wirken als alle die spekulative Brühe unserer Philosophen. Mir ist's wie Ahnung, als sollte es die Grundlage einer selbständigen deutschen dramatischen Schule werden können — wenn nur die Zeit sänftlicher hauchen wollte."

Ich habe, als ich den prächtig gedruckten, sehr schön ausgestatteten Band bekam, um den Eindruck zu erproben, den die Lektüre auf mich machen würde, den Abschnitt über Iffland von neuem gelesen. Nun habe ich in den letzten Jahren viel über Iffland und Mannheimer Theater gearbeitet; außerdem ist ein ungeheures, neues Material über beide in den letzten Jahren veröffentlicht worden, und doch erscheint Devrients Darstellung in keiner Weise als veraltet. Die Vorzüge angenehmer, gewinnender Erzählung einer gerade auf Schauspieler und Theaterleute berechneten Auseinandersetzung, eines auf das Hohe gerichteten schönen Idealismus, die Verbindung literatur-, theater- und, wenn man so sagen darf, sittengeschichtlicher Schilderung treten stark und angenehm hervor. Wie einsichtig ist hier der Einfluß Schillers auf Iffland dargetan, wie fein die Begründung, warum Ifflands Stücke auf das Publikum ihrer Zeit tief wirkten und wirken mußten, wie hübsch das Mannheimer Künstlerleben erzählt. Ob nicht stillschweigend kleine, störende Fehler in diesem und in anderen Abschnitten getilgt werden konnten, will ich dahingestellt sein lassen. War es wirklich nötig, weiter „das Aplomb" statt „der", Meyer als Verfasser der Ritterschauspiele statt „Mayer", Böttiger statt „Böttiger" stehen zu lassen?

Der neuen Auflage ist eine Einleitung von Hans Devrient, dem Enkel des Verfassers, vorangestellt, in der das Leben Eduard Devrients schlicht erzählt ist. Es wird hier ganz besonders darauf hingewiesen, wie der Verfasser dieses Buches nicht bloß Schauspieler, sondern Schriftsteller, wie er eine zweiseitige Natur war. Die Biographie ist recht hübsch, pietätvoll ohne Ueberschwänglichkeit; vielleicht wäre eine breitere Würdigung gerade des vorliegenden Werkes, ausführlicher, als dies in der kurzen Stelle (S. XVIII) geschieht, erwünscht gewesen. Für Theater- und Literaturfreunde hebe ich die Notiz hervor, daß eine Veröffentlichung der Jugenderinnerungen Therese Devrients, der Gattin Ed. Devrients, in naher Aussicht steht, daß der Verfasser der Biographie daran denkt, den Zwist der Brüder Eduard und Emil am Dresdener Hoftheater, den er selbst als einen Kampf gegen die Gefahren des Virtuosentums bezeichnet, aus den Akten und den vorhandenen Briefen und Tagebüchern darzustellen, und daß er wohl auch die Absicht hegt, die von Eduard Devrient selbst aufgezeichnete Geschichte seiner Bühnenleitung zu veröffentlichen.

Der vorliegende Band enthält wirklich die Hälfte des ganzen Werkes, den ehemaligen ersten, zweiten und die erste Hälfte des dritten Bandes. Bei den Verweisungen sind nicht bloß die Seitenzahlen der ersten Auflage, sondern auch die Bandzahlen der alten beibehalten; das war wohl kaum nötig, ist auch zuerst ein bißchen irreführend. Die neue Veröffentlichung wird gewiß allseitig begrüßt werden. Ein zweiter Band, auf den wir hoffentlich nicht zu lange zu warten haben, wird das Werk beschließen. Diesem zweiten Bande sollen die Quellenangaben zum Werke selbst nach Randnoten Eduard Devrients, ferner die wichtigsten Hinweise auf neuere Literatur beigegeben werden. Man muß diesem zweiten Bande mit großer Begier entgegensehen und dem Herausgeber, sowie besonders der mutigen Verlagshandlung den aufrichtigsten Dank für den Plan und dessen prächtige Ausführung sagen.

Bücher und Zeitschriften.

Buch der Abenteuer. Novellen. Von **Hans Müller.** Berlin, Egon Fleischel u. Cie.

Zweierlei kredenzt in diesem Buch ein echter Poet: Lebenswein und Humor. Ich meine jenen Humor, der die Menschen befreit, der dem Barocken, Albernen und Widersinnigen in der Welt den Krieg erklärt und dem Gesunden, Natürlichen und Vernünftigen zum Sieg verhilft. Eine jede dieser acht Novellen hat ihren besonderen Reiz, ihr besonderes Arom; die vierte, „Das Bad der Gesundheit", hat auf mich am stärksten gewirkt. Eine Fülle dichterischer Kraft ist hier in den Rahmen der Erzählung gebannt. Als ein wahrer Dichter belauscht Hans Müller die Natur auf seine eigene Weise. Eine kleine Probe mag dies dartun. Der Freiherr von Münchhausen tritt in die leuchtende Pracht des Sommermorgens hinaus. „Ringsum war ein weiter Park, eh' man ins Freie kam. Singend ging er zwischen den riesenhaften, uralten Bäumen, zwischen wild überblühtem Rasen und durch die dunkelgrünen Lauben, auf denen das Morgenlicht köstlich ausgespart lag. Er trug allen Jungmut und alle Heiterkeit des Morgens in sich, auch den kecken Singsang der fallenden Springbrunnen. Wie er durch die Parktore kam und in die Wiesen, Felder und Saaten, breitete sich alles so goldgelb und sattgrün vor den Augen, daß er mit der Hand an den Boden streifte, ob er nicht Farbe ließe. War das aber ein Zwitschern, Locken, Flöten in den übertauten Zweigen! Wo eine Blüte zitterte, spielte hundertfältig Sonnenlicht in ihrem Kelche. Nirgends eine Zwiespältigkeit, in eins gesammelt die quellende Kraft der Morgenstunde, von Busch zu Busch, durch alle Furchen der Saat eine schwellende Arie der Gottähnlichkeit. Fern blökten schon die Rinder. Sie standen schwer, massig, strotzend vor den blanken Pflügen, darin war das Gold des Himmels gleich hüpfenden Opalen verzitternd eingefangen. Und ihre runden, kugeligen Augen gaben einen dunkleren Glanz ins Weite, aus sich selbst, herrisch und wunderbar, daß Trotz mit einer Güte sich verschwisterte, die des Alls erhabene Weisheit ist." — In der letzten Novelle „Nux, der Prinzgemahl", singt der Dichter ein begeistertes Loblied auf Wien und das Oesterreichertum, und Frau Aventiure spielt lächelnd die Harfe dazu. Der Oberleutnant Nikolaus Baron Rudolin, von seinen Intimen kurzweg Nux genannt, hat den Befehl erhalten, der Prinzessin van Naus-Claus-Flausenthurm, die mit ihrem herzoglichen Vater in Wien weilt, die Herrlichkeiten der Kaiserstadt an der Donau zu zeigen. Die Prinzessin verliebt sich in ihren Ehrenkavalier und erklärt ihrem Herrn Papa, sie werde ihn heiraten. Der Herzog ist zunächst höchst indigniert, weil seine Tochter sich „mesalliieren" will, gibt aber schließlich nach und verkündet Nux sein Glück. Dieser erwidert weder die Neigung der Prinzessin, noch ist er gewillt, Wien, sein Wien, an dem er mit einer leidenschaftlichen Liebe hängt, zu verlassen. Seine Ablehnung nimmt der Herzog scheinbar gelassen hin, spinnt aber dann ein ganzes Netz von Intrigen, die den arglosen Nux zwingen, vor der Wiener Gesellschaft an der Seite der Prinzessin als ihr Verlobter zu erscheinen. Der Herzog und seine Tochter reisen nach Naus-Claus-Flausenthurm ab, der künftige Prinzgemahl soll ihnen in einigen Wochen folgen. In der Tat schließt Nux mit seinem bisherigen Leben ab und trifft alle Vorbereitungen für den bedeutsamen Wechsel. „Er ging täglich in seinen geliebten Prater, hielt wie ein Kind zärtliche Zwiesprache mit den endlosen, schattigen Alleen, mit den überblühten Büschen und schritt wiesenein in jene weichen, lichtgrünen Auen, über die die zarteste Schwermut wie ein Schleier ausgebreitet ist. Von jedem Weiher nahm er Abschied, von den schimmernden Birkengruppen und der feucht-duftigen Abendluft, von den Musikanten im Volksprater und den Ausrufern vor den Schaubuden, von dieser ganzen entzückenden, in ihrer Kindlichkeit dem Fremden nichtssagenden Zauberwelt, von all den Wundern Wiens, das in weiche Nebel, fast wie in Spitzentücher gehüllt war, nahm Abschied von seiner Heimat, als ginge er in eine graue, endlose Verbannung." — In Flausenthurm wird die Hochzeit mit großem Pomp gefeiert. Nux, der Prinzgemahl, sinnt auf Rache. Nachdem sich die Hochzeitsgäste entfernt haben und die Prinzessin sich in ihre Appartements zurückgezogen

hat, bittet Nuz seinen Schwiegervater um eine Unterredung. Darin legt er das Bekenntnis ab, sein Interesse für das andere Geschlecht sei vordem so groß gewesen, daß er es nun seit einiger Zeit ganz gegen seinen Willen verloren habe. Dem Herzog, der nicht merkt, daß er düpiert werden soll, bricht der Angstschweiß aus allen Poren, denn er sieht, daß der großartige Zweck der Heirat, die vorgeschriebene unmittelbare Nachkommenschaft, vereitelt ist. Der Prinzgemahl wohnt fortan in einem Gartenschlößchen. Von hier unternimmt er Streifzüge in die Residenzstadt und lernt die Dirigentin einer Wiener Damenkapelle, eine fesche Landsmännin, kennen und lieben. Eben diese kleine Wienerin, die keine Ahnung hat, wer ihr Verehrer ist, führt am Ende unter den Klängen des Donauwalzers Nuz auf eine höchst originelle Weise in die Arme seiner Gemahlin. — Es ist wahr, manches liebe Mal schäumt der Jungmut des Dichters über, die Grenze des Erlaubten hat er indessen nirgends überschritten. Man hört sein silberhelles Lachen und lacht herzlich mit. — Ich bin gespannt, welchen Entwicklungsgang das Talent Hans Müllers nehmen wird, ich glaube jedoch nicht zu irren, wenn ich sage, daß die Novelle nach Art der Abenteuer, die er hier in einem Buch vereinigt hat, seine Domäne bleiben wird.

Alfred Bock.

✿

Allgemeine Rundschau.

Photographische Aufnahmen der Sonnenkorona.

Schon seit längerer Zeit hat sich der am astrophysikalischen Observatorium in Meudon bei Paris tätige Astrophysiker Hansky bemüht, die Sonnenkorona — jenen zarten, gelblichweißen Strahlenkranz, von dem umsäumt uns die Sonne bei totalen Sonnenfinsternissen erscheint — auch außerhalb solcher Finsternisse, also zu gewöhnlichen Zeiten, auf der photographischen Platte abzubilden. Ausgehend von den Erfahrungssätzen, daß 1. die dem Rot angehörigen Strahlen des Sonnenlichtes unsere Atmosphäre ohne merkliche Absorption und Dispersion durchlaufen; 2. das kontinuierliche Spektrum der Korona sehr intensiv ist in seinem weniger brechbaren (roten) Teil, beschloß er, die Sonnenkorona in dem roten Teil ihres Spektrums zu photographieren. Und zwar führte er auf den Rat von M. Janssen diese Aufnahmen auf dem Gipfel des Montblanc aus, wo, wie schon früher gemachte Beobachtungen gezeigt hatten, infolge der ungewöhnlichen Reinheit und Durchsichtigkeit der Luft der im Rot gelegene Teil des Spektrums des diffusen Himmelslichtes sehr schwach ist gegenüber den im Gelb und Grün gelegenen Teilen dieses Spektrums. Für die Ausführung der photographischen Aufnahmen stand Hansky das zwölfzöllige Fernrohr des Montblanc-Observatoriums zur Verfügung. Zur Auslöschung der brechbaren Strahlen des Koronalichtes benutzte er auf Grund seiner während mehrjähriger Vorversuche gewonnenen Erfahrungen farbige Schirme, bestehend aus mehreren sehr dünnen Lumière-Films, die, nachdem sie vorher in der Dunkelkammer fixiert worden waren, in sehr starke Lösungen gewisser Anilinfarben 20 bis 30 Minuten lang eingetaucht wurden, wodurch sich eine sehr gleichmäßige Färbung erzielen ließ. Die Typen der zur Anwendung gelangten Anilinfarben sind: Rubinrot, Goldorange, Malachitgrün und Enzianviolett. Indem Gelatinplättchen, die mit diesen Farbstoffen gefärbt und dann hintereinander gelegt wurden, zwischen zwei Glasplatten fest zusammengepreßt wurden (weil bei geringem Druck ein Verziehen und Werfen der Films und damit eine Schädigung des Bildes hätte stattfinden können), gelang es, mit den so konstruierten Schirmen alle Strahlen des Koronalichtes (wie auch des diffusen Tageslichtes) von der Wellenlänge 660 $\mu\mu$ an bis zum violetten Ende des Spektrums auszulöschen, so daß also nur die roten und ultraroten Strahlen übrig blieben. Auf der der Sonne zugekehrten Seite der ersten, planparallelen Glasplatte wurde zur Abblendung des direkten Sonnenbildes eine geschwärzte Messingscheibe aufgekittet, deren Durchmesser etwas größer gewählt wurde als der Durchmesser des im Brennpunkt des zwölfzölligen Fernrohres entworfenen Bildes der Sonne, während die rückwärtige Glasplatte eine im Rot besonders empfindliche Lumièresche Platte (Schicht nach innen gekehrt) war. Unter Anwendung dieser Hilfsmittel gelang es M. Hansky am 4. September 1904, bei besonders guter Luft zwölf Photographien der Sonnenumgebung zu erhalten, wobei die Belichtungsdauer zwischen 30 und 120 Sekunden schwankte und gleichzeitig vor jeder Aufnahme die Anordnung der gefärbten Films geändert wurde. Um Täuschungen, die etwa durch Flecken und Intensitätsunterschiede dieser Films hätten hervorgerufen werden können, zu entgehen, wurden überdies nach den ersten sechs Aufnahmen die bei diesen benutzten Films durch neue ersetzt. Bei der im Laboratorium in Meudon erfolgten Entwicklung der zwölf Originalaufnahmen wurde weiterhin wie folgt verfahren: Vom ersten Negativ jeder Aufnahme wurde unter Benutzung von Silberchlorürplatten ein Positiv hergestellt, dieses energisch entwickelt und zur Verstärkung der Kontraste mittels Uran rotgefärbt. Nach diesem Positiv wurde ein zweites Negativ aufgenommen und auf gleiche Weise verstärkt, womit fast in allen Fällen ein vollkommen entsprechendes Bild der Korona mit allen Details und Intensitätsdifferenzen hervorgerufen werden konnte. Wenn nötig, wurde das Verstärkungsverfahren noch einmal wiederholt. Auf den zwölf Negativen, bei denen Hansky dann schließlich stehen blieb, zeigt sich die Sonne — obgleich zwischen der ersten und letzten Aufnahme mehr als eine Stunde verstrichen war — von einem Halo umgeben, dessen Gestalt und Ausdehnung fast auf allen Platten die gleiche ist und vollständig der bei totalen Sonnenfinsternissen beobachteten Form und Ausdehnung der Sonnenkorona entspricht. — „Dies alles,“ so sagt M. Hansky in seiner der Pariser Akademie vorgelegten und in deren „Comptes Rendus“ (Nr. 12) abgedruckten Mitteilung, „ergibt eine gewisse Wahrscheinlichkeit für die Annahme, daß der auf den zweiten Negativen meiner Aufnahmen rings um die Sonnenscheibe sichtbare Halo in der Tat die Sonnenkorona ist.“ — Hansky hofft übrigens das von ihm angewandte Verfahren durch gewisse Abänderungen noch so weit vervollkommnen zu können, daß es gelingt, die Sonnenkorona samt den Protuberanzen allerorts und täglich photographieren zu können. — Die Möglichkeit, die durch sein Verfahren erlangten Bilder der Umgebung der Sonne auf ihre Richtigkeit zu prüfen, wird sich Herrn Hansky glücklicherweise schon in kurzer Zeit bieten. Am 30. August dieses Jahres findet bekanntlich eine totale Sonnenfinsternis statt, die nicht nur in Nordamerika, sondern auch in Nordspanien, auf den Balearen und in Tunis sichtbar sein wird. Durch Vergleichung von Sonnenaufnahmen, die vor oder nach dieser Finsternis nach Hanskys Verfahren hergestellt sind mit Aufnahmen der Sonnenkorona, die innerhalb der Totalitätszone während der Finsternis erlangt wurden, wird sich mit vollkommener Sicherheit entscheiden lassen, ob Herrn Hansky die Erreichung des vorgesteckten Zieles wirklich gelungen ist.

K. Oertel.

❧

Kleinere Mitteilungen.

ac. Die dritte Nordpol-Hilfsexpedition. Die Reutersche Agentur erfährt, daß die dritte Expedition, die zum Entsatz des Herrn Fiala und seiner 35 Begleiter, die sich seit 2 Jahren mit dem Schiff Amerika in der Nordpolregion befinden, bestimmt ist, in diesem Monat an Bord der Jacht Terra Nova England verlassen wird. Die Terra Nova ist eine Dampfjacht, die als Entsatzschiff für die englische antarktische Expedition diente. Die Vorbereitungen für diese Expedition sind in England von dem europäischen Agenten des Herrn Ziegler getroffen worden und werden in wenigen Tagen fertig sein. Die Terra Nova ist vollständig neu ausgestattet worden. Man hofft, daß sie nicht im Eise zu überwintern haben, sondern im September mit den Forschern, nach denen sie sucht, zurückkehren wird. Sie ist übrigens für alle Möglichkeiten ausgestattet und hat Kohlen und Lebensmittel für 15 Monate an Bord. Außerdem nimmt sie Zelte und Schlitten mit, Hunde und Ponies werden in Norwegen und Sibirien an Bord genommen. Das Kommando über die Terra Nova wird Kapitän Kjeldsen, ein bekannter Seemann von Tromsoe, übernehmen, der im letzten Jahre die Frithjof

führte bei ihrem zweifachen Versuche, die Mitglieder der Amerika-Expedition zu retten. Die Expedition wird wieder von Mr. Champ geleitet werden, der augenblicklich auf der Reise nach England begriffen ist. Zwei amerikanische Aerzte sind bereits eingetroffen. Die Terra Nova wird von England direkt nach Tromsoe fahren.

ct. **Für den Internationalen Tuberkulose-Kongreß**, der im nächsten Oktober in Paris abgehalten werden wird, hat die französische Regierung eine Subvention im Betrage von 80,000 Mark bewilligt.

* **Todesfall.** Im Alter von 63 Jahren ist in Berlin der Historiker Lic. theol. Prof. Dr. Reinhold **Roehricht** gestorben. Prof. Roehricht hat namentlich der Geschichte der Kreuzzüge eine große Zahl von Untersuchungen gewidmet.

✾

Hochschulnachrichten.

H. **Heidelberg.** In der medizinischen Fakultät unserer Hochschule habilitiert sich am 6. d. M. der erste Assistent am Hygienischen Institut Dr. Rudolf Otto **Neumann** (seit 1902 Privatdozent an der Universität Kiel und im letzten Jahre am Tropenhygienischen Institut in Hamburg beschäftigt) auf Grund einer Probevorlesung über „Das Gelbe Fieber und seine Bekämpfung". — In der naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät führt sich am 8. d. M. Dr. Erich **Ebler** (aus Mannheim), Assistent am Chemischen Universitätslaboratorium, ein mit einer Probevorlesung über „Die radioaktiven Substanzen". Seine Habilitationsschrift behandelt „Analytische Operationen mit Hydroxylamin und Hydrazinsalzen". — Der neue Privatdozent der Geschichte, der kgl. bayer. Oberleutnant a. D. Dr. Karl **Stählin**, hält am 10. d. M. seine Probevorlesung über „Die Politik der englischen Landgrenze von einst und jetzt. (Die schottische und die indische Frage)". Seine Habilitationsschrift hat zum Gegenstand: „Die Walsinghams bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts".

p. **Tübingen.** Der Vertreter der Apologetik und Dogmatik an der katholisch-theologischen Fakultät, Professor v. **Schanz**, ist erkrankt und kann seine Vorlesungen nicht aufnehmen. Repetent Dr. **Koch** hat die Vertretung übernommen.

* **Bonn.** An der hiesigen Universität wird demnächst ein **italienisches Lektorat** errichtet werden. — Der Professor an der Landwirtschaftlichen Akademie zu Poppelsdorf Geh. Rat Dr. Frhr. von der **Goltz** ist erkrankt; seine Vorlesungen sind für das laufende Sommersemester dem Privatdozenten Dr. J. **Quante** übertragen worden. Die Leitung der Versuchsstation des landwirtschaftlichen Vereins wurde dem Direktor **Neubauer** übertragen.

* **Kiel.** An Stelle des ausgeschiedenen Lektors Dr. Alfred Gough ist der Privatlehrer A. M. D. **Hughes** aus Oxford zum Lektor der englischen Sprache an der hiesigen Universität berufen worden.

hc. **Königsberg.** Mit einer Antrittsvorlesung über: „Die Entwicklung der Molekulartheorie" wird sich am 11. ds. Dr. Alfred **Benrath** in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität als Privatdozent für Chemie einführen.

* **Rostock.** Der außerordentliche Professor für romanische Philologie an der hiesigen Universität Dr. R. **Zenker** ist zum ordentlichen Professor ernannt worden.

hc. **Aus Oesterreich.** Als Privatdozenten wurden zugelassen: An der Universität **Wien** der bisherige Privatdozent an der Wiener Technischen Hochschule Dr. Hermann **Egger** für allgemeine Architekturgeschichte und Dr. Karl Ritter v. **Stejskal** für interne Medizin, an der Universität **Graz** Dr. Paul **Koschaker** für römisches Recht.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und Berlin

○ ZUR SCHILLERFEIER ○

Soeben vollständig geworden!



Säkular-Ausgabe in 16 Bänden. Groß-Oktav

In Verbindung mit Richard Fester, Gustav Kettner, Albert Köster, Jakob Minor, Julius Petersen, Erich Schmidt, Oskar Walzel, Richard Weissenfels herausgegeben von Eduard von der Hellen

Preis: Geh. M. 19.20, in Leinw. geb. M. 32.—, in Halbfr. geb. M. 48.—

Prospekt gratis

Zweifellos die beste, vollständigste und vornehmste aller vorhandenen Ausgaben (Schwäb. Merkur)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen



Akademischer Verlag Leipzig u. Wien.

Soeben erschienen: „**Die österreichisch-ungarische Sphinx**". Von Herrn **Sektionschef Ritter von ....** Bei der in Oesterreich herrschenden Krise ebenso aktuell wie hochinteressant, umsomehr, als die Broschüre von einem der höchsten Beamten und ehemaligen Abgeordneten stammt. — „**Zwei Schiller-Reden.**" Von **Friedrich Jodl**, o. ö. Professor der Universität Wien. — „**Der Sagenkreis vom geprellten Teufel.**" Von Prof. **August Wünsche.** Hochinteressant für jeden Theologen, Literar-Historiker 2c.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung. (18322).

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1905. München, Dienstag, 9. Mai. Nummer 107.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Zu Schillers hundertjährigem Todestag.

Einhundert Jahre sind im Sturm entflogen,
Seit Ihn ein früher Tod der Welt entrang.
Wie mächtig wallten der Geschichte Wogen
Seitdem! Wie eisern ging der Zeiten Gang!
Doch kein Ereignis, keines Weltkampfs Wendung
Ließ Ihn vergessen, Ihn und seine Sendung.

Glücksel'ges Schwabenland, das Ihn gebar!
So karg und hart auch seine Kindheit war,
So früh ihm auch der Lebenskampf begann,
Dem Er bis an sein Ende nicht entrann:
Es standen Götter doch an seiner Wiege
Und halfen Ihm beim Leiden wie zum Siege.
Wie kurz dies Leben war! Doch feurig rang es
Mit allen Fesseln überkomm'nen Zwanges.
Schon in des Jünglings heißem Herzen kochte
Ein Ungestüm, das keiner zügeln mochte.
Wie grimmig scholl des wilden Grafen Moor
Und seiner Raubgefährten Schrei ans Ohr
Der faulen Zeit! Wie leidenschaftlich bäumt
Im Trauerspiel Fieskos, des Genuesen,
Der Freiheitsdrang sich gegen alles Wesen
Der Tyrannei! Wie flammt es da und schäumt!
Und dann — ein bleiches Paar tritt Hand in Hand
Vor uns; Luise ist's und Ferdinand;
Vernehmlich schallt vom blassen Mund der Toten
Ein Richtspruch über Schurken und Despoten.

Dann aber klärt sich's mählig im Gemüt
Des Dichters; rein're Pracht und Hoheit sprüht
Im Verse nun, nicht mehr in rauher Prosa
Aus jenem wunderbaren Seelenbund
Des Carlos und des hochgemuten Posa.
Und wie zwei Sterne gehen die zugrund,
Herzloser Ueberlieferung erliegend
Und doch für eine ferne Zukunft siegend.

Nun ziehen Jahre hin. Der Dichter reift,
Indes er ernst der tiefsten Denkarbeit
Und der Geschichte in die Blätter greift,
Doch immer fruchtbar Werk an Werke reiht.
Dann reicht als Freund zu herrlichem Verband
Der große Johann Wolfgang ihm die Hand;
Und wunderbar ist's, wie nun diese Beiden
Sich achten, fördern, spornen, nie sich neiden;
Wie sie als Größte in verwandtem Streben
Unlösbar ihrer Geister Tun verweben!
Ein Seelenfrühling ist's, der groß und zart
In diesem edlen Bund sich offenbart.

Und dann entfaltet sich zum zweiten Male
Des Dichters ewigjunge Schöpferkraft;
Da strömt es wie aus einer Zauberschale
Rastlos und wunderreich; er schafft und schafft.
Auf steigt aus der Geschichte Flammenschein
Dreifach ein Riesenbau: sein Wallenstein,
In dem der stille Sternenblick der Weisen
Und Schlachtendonner, treustes Heldentum,
Verrat und List, Herrschsucht und Feldherrnruhm
Als Wunderfäden durcheinander kreisen.
Und kaum ist dieses Größte ausgedacht,
So läßt Er, bald mit zaubersüßem Singen,
Bald stark, zu feurig wilder Glut entfacht,
Das Lied der Glocke an die Herzen dringen.

Und immer reicher werden die Gestalten,
Die, bald umflort von Wahn und Leidenschaft,
Bald treu und groß, an Weichheit reich und Kraft
Aus seinem Dichterhaupt den Auszug halten.
Da findet noch sein seelenkund'ger Blick
Maria Stuarts rührendes Geschick
Und läßt für ein verzeihliches Verschulden
Sie königlich und groß die Sühne dulden.
Und allen Märchenglanz der Ritterzeit
Verkörpert er um einen Königsthron
In jener Jungfrau, die ihr Volk befreit,
In Dunois' Kampfruf und in Talbots Hohn.

Der Dichtung reinster, anmutvollster Laut,
Wie Saitenklang und Schildgedröhn zu hören,
Umklingt in meisterhaft gefügten Chören
Messinas tote, heißumkämpfte Braut.
Und selbst am Schlusse seiner Lebensbahn
Singt Er noch wie ein todeswunder Schwan,
Und wirft im Wilhelm Tell der deutschen Jugend
Noch einmal seinen ganzen Zauberhort
An Freiheitsdrang hin und an Mannestugend.
Nie wird ein Wort des Attinghausen Wort,
Und nie, im ganzen weiten Reich des Schönen,
Ein Wort den Schwur vom Grütli übertönen!

Dann war's zu Ende, groß und rein verklungen
Sein Göttersang — sein Menschenherz zersprungen.
Leidvoll umstand sein Volk des Edlen Bahre,
Und alle Herzen klagten laut um ihn,
Mit dem auf einmal alles Edle, Wahre
Und Schöne aus der Welt entwichen schien.
Doch seht — ist das Jahrhundert auch verrauscht:
Kein Bess'rer kam als Er! Und heute lauscht
So andachtsvoll wie damals, als Er lebte,
Die deutsche Jugend Ihm! Es ist, als schwebte
Sein Geist noch heut um uns in unsrer Mitte,
Und spricht zu uns mit hoheitsvoller Bitte:
Zum Reich des Schönen durft' ich euch geleiten;
Wahrt euch den Weg dahin für alle Zeiten!

Max Haushofer.

Schillers Menschentum.

„Des unsterblichen Sängers uns schon in Vorahnungen einigendes Andenken zu feiern, ist die Aufgabe.“ Mit diesen Worten, denen eine kurze poetische Einleitung wie ein leichtes Vorspiel vorangegangen war, hub Jakob Grimm am 10. November 1859 in der feierlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin von Schiller zu reden an. Gleich den mächtigen Blöcken eines Rusticabaus liegen in seiner Festrede die Gedanken aufeinander getürmt, nur an den Fugen behauen, sonst in der ursprünglichen Rauheit und Kraft des frischgebrochenen Gesteins. Der Grund, aus dem der kühne Erforscher deutscher Sprache und Sage, der berufene Künder deutscher Eigenart und Willensrichtung, die Quadern zum Aufbau seiner Würdigung des unsterblichen Sängers herausgegraben, ist die Volksseele. Sie schwingt und bebt in allen seinen Worten, die zur Ehrung Schillers erklingen; sie jauchzt über das Wunder, das in der neuen Erhebung deutscher Dichtkunst durch die beiden Genien von Weimar geschehen; sie grollt dem kleinlichen Sinne, der den Strahlenglanz dieser Erscheinungen durch neidische Schleier zu dämpfen versucht. Vor allem aber freut sie sich des reichen inneren Gewinnes, dessen sie selbst durch das Wirken jener Männer teilhaftig geworden. „Denn“, so sagt der Redner, „wenn jedes Volkes eigentümliche Sprache der Stamm ist, an dem alle seine innersten Kennzeichen sich dartun und entfalten, so geht ihm erst in der Dichtung die Blüte seines Wachstums und Gedeihens auf. Poesie ist das, wodurch uns unsere Sprache nicht nur lieb und teuer, sondern woran sie uns auch fein und zart wird, ein sich auf sie niedersetzender geistiger Duft. Eines Volkes Sprache, welchem keine Dichter auferstanden sind, stockt und beginnt allmählich zu welken, wie das Volk selbst, dem solche Begeisterung nicht zuteil ward, zurückgesetzt und ohnmächtig erscheint gegenüber den andern sich daran erfreuenden. Der einzelne Dichter ist es also, in dem sich die volle Natur des Volkes, welchem er angehört, ausdrückt, gleichsam einfleischt, als dessen Genius ihn die Nachwelt anschauen wird, auf den wir Mitlebenden aber schon mit den Fingern zeigen, weil er unsere Herzen gerührt, unseren Gedanken Wärme und kühlenden Schatten verliehen, einen des Lebens Geheimnisse aufdrehenden Schlüssel gereicht hat.“

Wenn solche Worte wahr sind — und sie sind es; wer wollte daran zweifeln? —, muß es auch klar sein, was sich als der eigentliche Inhalt des Erinnerungstages darstellt, den das deutsche Volk heute erlebt. — O, des unseligen äußerlichen Lärms, mit dem in unserer Zeit solche Erinnerungstage begangen werden! Ueber all dem lauten Treiben und Schwätzen, dem sich unmäßig breitmachenden Anekdotenerzählen, der Verkehrung jeder stillen und nachdenklichen Erinnerung in vordringliches Wortgepränge, wird das Beste und Eigentliche vergessen. Auch an den großen Toten, der heute vor hundert Jahren die Augen schloß, denken in unseren Tagen wohl nur wenige in dem tiefen Sinn, in dem Jakob Grimm in seiner Rede an ihn dachte. Ein Sturm der plötzlich entfachten Begeisterung für Schiller durchbraust heute wieder das Land; lauter noch und aufgeregter, als selbst der Festjubel am 10. November 1859 zur Feier der vor hundert Jahren erfolgten Geburt des Dichters war, gebärdet sich jetzt, zur erneuten Totenfeier, unser Volk in allen seinen Schichten. Geht die Begeisterung aber auch so tief wie vor 46 Jahren, als es das „schon in Vorahnungen einigende Andenken“ des unsterblichen Sängers zu feiern galt? Steht unsere heutige Zeit dem Verständnis des volkstümlichen Genius näher oder auch nur so nahe wie die Generation, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts seiner unter dem Drucke unerträglicher äußerer Verhältnisse hoffend gedachte? Damals seufzte die Volksseele aus den Worten jenes berufenen Künders heraus: „Ach, könnte doch auch . . . an hehren Feiten alles fortgeläutet werden, was der Einheit unseres Volkes sich entgegenstemmt, deren es bedarf und die es begehrt!“ Heute ist die ersehnte nationale Einheit in ihren äußeren politischen Formen da; aber wie viel fehlt uns noch, daß sie auch das geistige Leben unseres Volkes mit einem großen, fortreißenden Zuge durchströme! Wie viel fehlt noch an der Erfüllung dieser Einheit mit dem erhabenen freiheitlichen Sinne, der einen Schiller beseelte! Nur wenn uns die Hoffnung auf eine solche Erfüllung heute zum innigen und begeisterten Gedenken des Sängers der Freiheit in gleichem Maße aufweckt, wie die Hoffnung auf politische Einigung es bei der Schiller-Feier unserer Großväter in überraschender Weise vollbrachte — nur dann kann diese Totenfeier mehr für uns sein als äußerliches Schau- und Wortgepränge.

*

Wie viel unerfülltes Sehnen unseres Volksgefühls steht auch heute noch verkörpert in den Gestalten und Gedanken der Schillerschen Dichtung vor uns! Und nicht nur in dieser Dichtung, sondern noch mehr in der ganzen Persönlichkeit des unermüdlich um die Verwirklichung eines freien Menschentums mit sich ringenden Dichters! Es ist nichts bezeichnender für das Abgewendetsein unseres Zeitalters von dem Ideale solchen Menschentums als das geringe Verständnis, das die letzten Generationen gerade der Bedeutung jener Persönlichkeit entgegengebracht haben. Sagen wir es offen: mit einem unverzeihlichen und unerträglichen Hochmute schaute besonders eine jugendlich stürmische Richtung in der Literatur wie in der Philosophie auf den „Idealismus“ Schillers herab, einen Idealismus, den sie weder in seinem wahren ethischen Wesen, noch in seiner historischen Begründung zu verstehen fähig war. Nietzsches freches Wort von dem moralisierenden Trompeter von Säkkingen ist mehr als ein Ausfluß persönlicher Verstimmung und Schärfe; es fand nicht nur lauten Widerhall als bissiges Schlagwort, sondern entsprach einer geistigen Stimmung, die sich über die Bedeutung des Gegensatzes zwischen Realismus und Idealismus nicht mehr klar war und nicht erwog, daß jeder wahre und große Idealist im letzten Grunde Realist sein muß — und umgekehrt. Rhetorik und hohle Deklamation wurde der gewaltige Strom von freiheitlichen Gedanken gescholten, der in Schillers Dichtungen mit der Macht der Hochflut daherbraust; einseitig ästhetisierende Lebensauffassung wurde sein starker Humanitätsglaube genannt, jener Glaube an die höchste über unserem Leben waltende Pflicht, unsere Persönlichkeit zu einer „Totalität“ — wie Schiller es nannte —, zu der höchsten menschlichen Tüchtigkeit zu entwickeln. Man wollte nicht mehr verstehen, daß das Geheimnis der großen Einwirkung, die dieser Dichter auf seine Zeitgenossen und auf die ihm folgenden Generationen ausgeübt, nicht zuletzt in der Vereinigung einer unablässigen, strengen Selbstzucht mit der größten Natürlichkeit eines rein menschlichen Empfindens beruhte, daß in ihm das höchste Ziel der geistigen Bildung und politischen Kultur eines ganzen Volkes, also die volle Natur des Volkes, wie Jakob Grimm sagt, sich „einfleischte“.

In seinen Dichtungen wie in seinen philosophischen Schriften ist Schiller der Verkünder der Ueberlegenheit des

Digitized by Google

sittlichen Willens. Die Idee von der ihr eigenes Gesetz lebenden Persönlichkeit hebt die Konflikte seiner Tragödien über das zeitlich Zufällige hinaus und verleiht den Gestalten seiner Dichtungen den Zug des allgemein Menschlichen. Nur hierin ruht ihr ewiger Zauber, vor dem — wir erleben es ja in unseren Tagen bei den theatralischen Schiller-Feiern in geradezu überraschender Weise — aller Streit der heutigen literarischen Richtungen über Realismus und Idealismus zu blödem Wortgezänke verblaßt. Es ist das allen großen Kunst- und Geisteswerken immanente Gesetz von dem künstlerischen und sittlichen Selbstbestimmungsrecht, das in Schillers ganzem Wesen und Schaffen zu einem ungemein deutlichen Ausdruck kommt. Wenn gerade dies in den letzten Dezennien in weiten und geistig führenden Kreisen unseres Volkes verkannt und übersehen wurde, so liegt die Schuld lediglich an der Trübung des Blickes für die unvergänglichen Bedürfnisse der sich selbst bestimmenden Persönlichkeit gegenüber dem unser ganzes öffentliches Leben überwältigenden Ansturm eines gedanken- und grundsatzlosen Massentums, das noch nicht zur vollen Entwicklung des sittlichen Willens heran- und ausgereift ist.

So paradox es auch klingen mag: Schiller ist der Dichter der großen Masse, auch heute noch, nicht aber nur weil er die Gedanken der Befreiung von äußeren Fesseln in seinen „Räubern“ oder in seinem „Tell“ dichterisch zum höchsten Ausdrucke gebracht hat, sondern vor allem, weil er das unbewußt in ihr lebendige Sehnen nach einer sittlichen Erhöhung und Selbstbestimmung in Worte kleidete. Das Volk ahnt, wenn es seine Gestalten auf der Bühne vor sich stehen sieht oder in dem Lied von der Glocke den Umkreis des täglichen Lebens dichterisch verklärt erblickt, daß ein höheres Gesetz über allen, den Personen und den Dingen, waltet, daß die Freiheit der Persönlichkeit des kategorischen Imperativs bedarf, daß das Recht der Selbstbestimmung nur durch die Macht des sittlichen Willens seine Erfüllung und Vollendung erfährt. Die Erhebung in eine höhere Welt, in die Welt der sittlichen, siegreichen Idee, ist vielleicht der wertvollste Gewinn, den ein jeder Zuhörer und Leser aus dem Genusse der Schöpfungen Schillers zieht, obwohl dem Dichter doch das aufdringliche Moralisieren durchaus fernliegt. Dadurch, daß er in der sinnreichen Auflösung des verwirrten Spiels der menschlichen Leidenschaften den Weg zu einem geläuterten Menschentume zeigt, das nur aus sich selbst und aus seiner sittlichen Bestimmung Gesetze erhält, genügt er dem heimlich in jedes Menschen Brust sich regenden Zug nach Freiheit, zugleich aber auch nach Einheit der Persönlichkeit. Nur, wo dieser Zug zu einer unbedingten, nicht unterdrückbaren Forderung, die der Mensch an sich selbst stellt, also zu einem sittlichen Willen heranwächst, kann aber von einer Individualisierung des uns heute mit seiner rohen Uebermacht schier erdrückenden Massentums gesprochen werden. Auf solcher Individualisierung im ethischen Sinne beruht die Erfüllung jedes menschlichen Freiheitsbedürfnisses. Das fühlt das Volk, obwohl es sich den inneren Vorgang nicht immer klar macht, wenn es trotz aller Verkleinerungsversuche auch heute noch seinen Schiller ehrt und liebt. Es ehrt und liebt in ihm den Sänger der Freiheit, aber nicht nur der Freiheit von äußeren Ketten, der Befreiung von gewaltsamer tyrannischer Bedrückung, sondern vor allem der Freiheit der sich innerlich selbstbestimmenden und sittlich willenskräftig werdenden Persönlichkeit.

•

Ach, könnte doch an dem hehren Feste, das wir heute im Angedenken an Schiller begehen, alles fortgeläutet werden, was der wahren, sittlichen und geistigen Freiheit unseres Volkes sich entgegenstemmt, deren es bedarf und die es begehrt! So können wir jetzt jenen Ausruf Jakob Grimms erweiternd wiederholen. Die äußeren Schalen der nationalen Einheit, nach der jene Männer, die die hundertjährige Wiederkehr des Geburtstages des Dichters feierten, seufzten und sich sehnten, sind es nicht allein, was unser Volksgefühl zu seiner vollen Befriedigung bedarf. Wir empfinden heute, da uns die politische Einigung geworden, daß noch unendlich viel in jene Schalen hineinzufüllen bleibt, ehe das ideale Ziel nur annähernd erreicht ist. Aber auch auf dem Wege zu dieser Erfüllung der Form mit einem wahren freiheitlichen Inhalte kann uns der Dichter, „in dem sich die volle Natur des Volkes ausdrückt“, als Führer dienen. Denn nicht nur dem Kampfe gegen politische und soziale Unterdrückung, sondern noch mehr dem gegen die geistige und sittliche Unfreiheit galt sein Schaffen und sein Leben.

Es gibt kein erhebenderes Schauspiel in der geistigen Geschichte unseres Volkes als den Kampf Schillers um seine eigene geistige Freiheit und seine sittliche Entwicklung. „Selten wohl,“ so sagt Jakob Grimm in seiner Gedächtnisrede, „fließen dem Beobachter eines großen Dichterlebens so nachhaltige und ungetrübte Quellen wie für sie beide (d. h. für Schiller und Goethe). Nicht nur in ihren mannigfachen Werken ist eine Fülle von Aufschlüssen über das, was sie bewegte, enthalten, sondern ihre Briefe, die man der Welt mit vollem Fug nicht versagt hat, gewähren die lautersten und willkommensten Bekenntnisse.“ So liegt denn auch Schillers inneres Leben in allen seinen Entwicklungen und Kämpfen klar ausgebreitet vor uns. Und wahrlich! ebensoviel wie sein Werk muß uns dieses Leben gelten. Denn es ist ein fortgesetztes Sichlosringen aus Fesseln zu einem freieren, höheren Zustande, ein unaufhörliches Betätigen eines starken, sittlichen Willens; es ist an sich eine große sittliche Tat.

Nicht nur äußere Bildungsarbeit ist es, in der wir den einstigen Regimentsmedikus und späteren Geschichtsprofessor unaufhörlich begriffen sahen, sondern eine immer vollkommenere Erfassung des Menschentums in seiner „Totalität“ ist der Gegenstand seiner ernsten Mannessorgen. Die ungebrochene Ganzheit des menschlichen Daseins, wie Schiller und sein Vorbild in dieser Anschauung, Goethe, sie im Griechentum verwirklicht sahen, innerhalb der Lebensformen und des Anschauungs- und Empfindungskreises des Germanentums zu erreichen, wird ihm zum immer stärker ins Bewußtsein tretenden Bedürfnisse. Mit der schön empfindenden Seele den erhabenen Charakter, mit der Anmut die Würde zu vereinigen, schwebt ihm schon als Lebensideal vor, noch ehe die beiden großen Erneuerer und Beleber unseres Denkens und unserer Empfindungswelt, Kant und Goethe, einen bestimmenden Einfluß auf seine innere Entwicklung gewannen. Er macht sich das Wesen dieser beiden Männer in seiner feurigen Art wie ein Eroberer zu eigen, den Philsophen, in dem er seinen kritischen Gedanken zu einem Ideal des Menschentums weiter entwickelt, den Dichter, indem er die reine Erscheinung des ästhetisch-intuitiven Geistes auf sich einwirken läßt und zur Klärung der eigenen Seelenkräfte und Lebensaufgaben heranzieht. In der höchsten Steigerung der beiden Kräfte, die er in sich ausgebildet findet, der Einbildungskraft und des philosophischen Verstandes, zu der Einheit des Künstlertums und der klaren Gedankenarbeit sieht er den Hauptgewinn seines engen Anschlusses an Kant und Goethe, und er erwartet „noch ein schönes Los“, wenn es ihm gelingt, dieser beiden Kräfte insoweit Meister zu werden, „daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Grenzen bestimmen kann“.

Nur, wer in dieser Weise unablässig an sich selbst arbeitet, kann der in ihm wohnenden Kräfte Meister werden, kann durch eigene Freiheit die Grenzen seines inneren Daseins bestimmen. Nur bei ihm kann zugleich von der Ueberlegenheit des sittlichen Willens die Rede sein, die dem erhabenen Charakter eigen ist. Das Selbstbestimmungsrecht der sittlichen Persönlichkeit, dieses Ideal unserer heutigen geistigen Kultur, ist bei ihm zur Tat geworden. Schiller hat uns den Weg gezeigt auf dem wir zur Ausübung dieses Rechtes fortschreiten können. Mit der angeborenen Scheu vor jeder Halbheit in sittlichen und geistigen Entschlüssen und vor jeder nur äußerlich blendenden, nicht auf innerer Wahrhaftigkeit beruhenden schriftstellerischen Einwirkung ist er seinen Weg unaufhaltsam weiter gegangen zu den höchsten Gipfeln des inneren Lebens hin, auch als die Krankheit bereits sein physisches

Digitized by Google

Dasein erschüttert hatte. Eine gewaltige Energie, eine elementare Lebensglut blieben in seiner Seele noch bis zum letzten Hauche. Von der geistigen Höhe, auf die diese Gaben ihn getragen, konnte er stolz auf die durch die Bande intellektueller und moralischer Unfreiheit Gefesselten herabschauen. „Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine, lag was uns alle bändigt, das Gemeine.“ Auch das Gemeine, das unser heutiges Geistesleben bändigt: die Unduldsamkeit in Glaubensfragen wie der hochmütige Bildungsdünkel, die Herzensroheit sozialer Unterdrücker und Vergewaltiger wie die Despotie eines blöden Massentums. O, daß doch die Menschheit, und insbesondere unser Volk, aus der Arbeit, die ein Schiller an und in sich selbst vollbracht hat, lernen wollte, wie man sich aus der Gewalt dieser unseligen Mächte befreit!

O. B.

Gottessucher im Islam.

Von C. Dukmeyer v. Kienitz.

III.*)

„Die Welt ist ein Durchhaus und kein ständiger Wohnort. Sei auf deiner Hut vor ihr. Die beste Reisevorbereitung ist, ihr zu entsagen, und der beste Reichtum ist, ihrer nicht zu bedürfen.“

Die Wallfahrenden sind vor Bocharas Mauern angelangt, das heute das Ziel ihrer Wanderungen sein soll. Aus einem Meer von Dächern und hohen Baumwipfeln ragt vor allen anderen die mächtige Kuppel der Moschee und Medressee Mir-arab hervor. Dort werden sie bald ausruhen, denn die Moschee leiht gern jedem Wanderer ihren Schutz, und ihre Tore sind jedweder Frage geöffnet, die dem Gesetze dient. Auch bringen die Wanderer aus weiter Ferne Kunde; sie zeigen die Auffassung und Auslegung der heiligen Ueberlieferungen im Lichte anderer Völker; sie wissen zu berichten von erleuchteten Wahrheitsuchern, die in Mekkas oder Bagdads Mauern die Welt erregten. Auch mysteriös und dunkel erzählen sie von hohen Offenbarungen, die ihnen beim Wandern auf stillen Wegen und an den Gräbern ehrwürdiger Heiliger wurden. Und mehr: daß doch die Fackel Mekkas am eigenen Fuße dunkel sei, und daß ihr Licht in weiter Ferne heller strahle — und daß der wahre Tempel Allahs Bochara noch alleine sei. Auch wertvolle Geschenke bringen sie mit sich: den Staub der Kaaba und von den Wassern Semsems Tropfen, die alle körperlichen wie geistigen Gebrechen heilen sollen.

„Bochara ist der Rosengarten Gottes auf Erden und ein Acker voll Unkraut!“

Schon wandern die Pilger im Bereich seiner Vorstadtmauern. Blütenduft strömt aus dem dichten Hain der Mandelbäume, über den Gräbern im Fliederbusch schlägt eine Nachtigall.

In den engen, krummen und winkeligen Gassen erschließt sich gleich eine ganz andere Welt als die noch eben erlebte. Mensch und Tiere drängen sich hier, eine buntbewegte Masse, im engen Knäuel. Alles strebt jetzt mit Tagesanbruch durch die soeben geöffneten Stadttore den Basaren zu, und überall staut sich der Weg vor ihrem unentwirrbaren Getriebe. Wie viele fleißige Hände haben sich regen müssen, um diese tausendäugige Pracht und Fülle von Gegenständen ans Tageslicht zu fördern und sie Bochara zuzuführen, die hier vorüberzieht. Da kommen in langen Karawanen Indiens schimmernde Seidenzeuge mit Gold gestickt und Indigo; reiche Schals aus Kaschmir. Persien führt blitzende Rubinen und Türkisen, den geschliffenen Karneol zu Markt, Kaschgar Geschirr und Tee. Taschkent und Kokan kunstvoll gewirkte Atlasse und Baumwollzeuge, Kaukasien Wehrgehänge. Und jeder, sei er Herr nun oder Knecht, ist hoch zu Pferde. — Einer nur geht hier zu Fuß: die schwarze Mütze auf dem Kopfe, den dunklen Kaftan mit einem Strick umgürtet; damit man ihn von weitem kenne und sich nicht in seine Gemeinschaft mische, hat man ihn so gezeichnet. Er ist so sehr verachtet, daß er sein Antlitz alljährlich herleihen muß, zwei Backenstreiche hinzunehmen, daß er stets eingedenk sei seiner Schande. — Und so mit Schmach gegürtet, geht er dahin, scheu, furchtsam, stets darauf gefaßt, daß Häßliches ihm von außen widerfährt; seinem blassen, schön gezeichneten Gesicht ist der Zug von Leiden typisch aufgedrückt. Das ist nicht Ahasver, wohl aber Christus auf seinem zweiten Kreuzgang. Der Bochare eilt an ihm vorüber und auch der Derwisch mitleidslos, denn dunkel und fremd ist und bleibt der Jude ihm.

Die nahe Chalender-Chane, d. i. die Herberge für Derwische, ist schon von weitem durch die vor ihr aufgepflanzte Stange — mit den Symbolen des Heiligen geschmückt — als Heiligengrab und damit auch als Ruheplatz für den Glaubenstreuen gekennzeichnet. In ihr entledigen sich die Pilger ihrer Gerätschaften und begeben sich mit den Geschenken auf den Weg zur Mir-arab. Vom nahen Basar herüber tönt das Kling-Klang der Schmiede, dringt der Geruch der Speisen mittelasiatischer Garküchen, erschallt das markerschütternde Geschrei der Fruchthändler, der Verkäufer von süßem Rahm, von Scherbet, Fruchteis, Granaten und Pistazien, die sie auf dem Rücken geduldiger Eselchen feilbieten. Aber selbst der moussierende Kumis, den der Kirgise aus weiten Schläuchen in bereitgestellte Trinkschalen ausgießt, dies alles stört den Derwisch nicht, am nahegelegenen Wasserbecken seine Waschungen vorzunehmen und zwei Raka zur Ehre Gottes zu verrichten, weil eben vom Minaret der Mullha ruft.

Ein Häuflein Männer bewegt sich näher durch das hochwogende, laut pulsierende Leben. Auf ihren Schultern, auf nackter Bahre unter weißem Leintuch führen sie, auf seinem letzten Gange, einen Freund, sie laufen eilig, wie es der Brauch ist, und vor jeder Moscheetüre, die ihrem Wege sich öffnet, setzen sie den stillen Mann zur Erde nieder, unter die lärmende Menge, um drinnen ein Gebet für ihn zu sprechen. Den Muselman, der sich stets gern in Kontemplationen über Werden und Vergehen vertiert, befremdet diese stille Anwesenheit keineswegs.

Nachdem nun die Männer des Friedens das hohe Stadttor mit seinen Zinnen, Wachttürmen und Schießscharten durchwandert haben, eilen sie rascher zwischen den Laubengängen ruhigerer Straßen und erreichen das Ziel ihrer Wanderung, Mir-arab. Häuser, Bäume, alles rings wird erdrückt von dem gewaltigen Bau, der in seinem glitzernden und leuchtenden bunten Kachelschmuck, mit seiner mächtigen Kuppel und dem hohen Eingangstor, das die Fassade weit überragt, beinahe ins Ungeheure steigt. Ein stolzer Anblick und ein stolzerer Ausblick: denn aus allen Ländern des Islams, aus Indien und Persien, aus China — ja aus dem fernen Arabien strömen die Wissensdurstigen herbei.

Von den hohen Bogen, von den schlanken, aufsteigenden Pfeilern ist der Schmuck an vielen Stellen abgefallen, und die breiten, klaffenden Wunden hat man versucht mit Gips und Alabaster zu verbinden.

„Das sind die Wunden, die ihr der Wissenschaft geschlagen habt, als ihr das Gesetz einschlosset und seinen Schlüssel zerbracht,“ spotten die Philosophen vorm Tor.

Ja, auch hier besteht der Spalt zwischen Orthodoxie und freier Forschung: — aber er klafft nicht so tief, weil einem Ausgleich dieser beiden nicht unüberbrückbare Hindernisse sich entgegenstellen. Und der Prophet befiehlt: „Denket über Gottes Werke nach, nicht über sein eigenes Wesen.“

Die Derwische ziehen ihre Schuhe aus und treten durch die Haupthalle in den stillen Moscheenhof. Unter der Balkenlage der Umgänge flattern gurrend Tauben auf und lassen sich auf den Armen der silbernen Lampen nieder, die von der Decke hängen. Aus den Wänden, den Nischen, aus den graziös aufsteigenden maurischen Säulen, den Stützen der Balkenlage heraus wachsen Girlanden und Blumen in fein gearbeiteten Kacheln — in solcher Kraft

*) S. Nr. 286 v. J. und Nr. 95 d. J.

Digitized by Google

und Fröhlichkeit der Farbe und Form, daß sie zu leben scheinen. In unwandelbarer Frische haben sie sich so durch vier Jahrhunderte erhalten.

Am Wasserbecken rinnt der Tropfen nieder — der Pulsschlag dieser Ruhe. Von den Söllern hängen rote Teppiche. Alles atmet Besitz, stille, frohe Genügsamkeit.

Im Auditorium ist für die Gäste schon der Dastarchan bereitet, der Tisch gedeckt, und Seid-Baki-Chan, der älteste Mudaris der Hochschule, ist geehrt durch so heiligen Besuch. Seid trägt einen rosa-himbeerfarbenen Mantel, die Farbe des Gelehrten. Sein mächtiger, blendend weißer Turban birgt den Ruhm höchster Erkenntnis. Seid bekennt sich zur mystischen Sekte, er stammt aus Syrien, dem Lande, das durch die Kenntnisnahme griechischer Weisheit erst die Vermittlung zwischen Islam und Philosophie herbeigeführt hat. Und Seids Ahne ist kein Geringerer als Ali!

Auf dem Teppich entrollt der hochgeborene Weise jetzt seine Geschlechtstafel und andere Dokumente, lange pergamentene Streifen — und die Pilger sehen es und nicken zustimmend mit dem Kopfe.

In der geöffneten Türe erscheint ein Bettler, Seid winkt ihm näher zu treten und heißt ihn niedersitzen, er reicht ihm von den Speisen hin. Währenddessen füllt sich der Raum, es kommen und gehen Studenten und Lehrer. In den verschiedenen Winkeln der weiten Halle beginnen zu gleicher Zeit mehrere Professoren ihre Vorlesungen abzuhalten: einer spricht über Religion, ein anderer über Grammatik, der dritte versenkt sich mit seinen Schülern in die Schönheiten der Gedichte des Mesnewi. Ein weiter Streit entspinnt sich hier um die unzähligen Ueberlieferungen aus Mahammeds Leben, die „Hadit" (Neuigkeiten), und um ihre Richtigstellung. Die Fragen: wie würde der Praphet über den und jenen Fall unter heutigen Kulturformen wahl gedacht, gesprochen und gehandelt haben, werden eifrig erörtert. Der Moslim liebt es, an der Lösung solcher für ihn sehr verdienstvollen Aufgaben unter Zuhilfenahme des Korans und der heiligen Bücher seine Kraft zu messen.

Um bei diesen oft mit großer Schärfe geführten Erörterungen nicht durch Unwissenheit zurückstehen zu müssen, und ihre Aussprüche stets gegenwärtig zu haben, befleißigt sich der maslimische Student besonders des Auswendiglernens derselben. Aber nicht alle Fragen beantworten die heiligen Bücher, und der Orientale erwartet auf sie alle Antwort, seien es Fragen, die sich auf die Staatsverfassung gründen, ader über die Einrichtung ihres täglichen Lebens Aufschluß suchen. Die hier mit so großer Heftigkeit geführte Debatte behandelt die Frage: „Ist es gut, in ein Theater zu gehen, sich an einer Schaustellung zu belustigen?" Seid auf seinem Teppich lächelt und winkt gemessen Ruhe.

„O! Kann man denn mit Lächeln und Sanftmut Wissenschaft lehren?"

Die Vorlesungen sind beendet und die Studenten drängen ins Freie unter die Säulengänge des Moscheenhofes; sie sonnen sich auf den Dächern und Söllern, um die angeregte Diskussian ins Endlose auszudehnen. Stillere suchen ihre enge, düstere Zelle auf, in der sie zwei oder drei beisammen wohnen. Durch das geschnitzte Gitterwerk eines sehr hoch gelegenen kleinen Fensterchens lugen sie in die Ferne. Im Winter wird dieser Auslug mit Papier verklebt. Die Wand mit ihren Nischen ist kahl und weiß getüncht, aber die nach Mekka gerichtete Gebetsnische ist mit ornamentalem Rankenwerk bunt bemalt. In einer Nische liegen Gebetsteppiche und Nachtkissen, in einer anderen steht das Teegeschirr, die messingene Wasserkanne und das Becken. Die größte aber und wirklich einzige Zierde der asketischen Behausung sind die Bücher des Studenten, die er einzig liebt, die seinen Stolz ausmachen, die er in gedankenvoller und sinnreicher Reihe ordnet. Am Boden sind Schilfmatten gelegt: in der Mitte des Raumes steht das Feuerbecken, das „Mangal", — bei seiner düsteren Glut sitzt der Wissensdurstige, Talib-ul-Hur, in später Nacht noch lange über seinen Büchern.

Der Student ist in seinem Studium an keine Zeit gebunden, aber es ist erwünscht, daß er je sieben Jahre in einer der drei verschiedenen Abteilungen verbleibt, die das allgemeine Studium umfaßt. Der Regel nach soll der Student nicht älter als dreißig Jahre in die Medressee eintreten, so daß er mit ungefähr fünfzig Jahren reif sei zu lehren. Nur wenige unter ihnen haben ein eigenes Haus und eine Familie, bei der sie sich zeitweise, das heißt zur Zeit der großen Feste, also dreimal im Jahre, je acht Tage aufhalten. — Ehrgeiz, häufiger Liebe zur Wissenschaft fesseln den größeren Teil unter ihnen an die stille Zelle. Sie sind im wahren Sinne des Wortes Wissensdurstige und ihnen gilt das Gesetzesstudium mehr als jede andere Erkenntnis. Voll Ungeduld zählt der Student die langen Jahre, bis er sich durch die unteren Abteilungen der Rhetorik und Grammatik, der Dialektik und anderer Disziplinen zur Philosophie und den geistlichen und bürgerlichen Gesetzen hindurch gewunden haben wird.

Die Zahl der Studenten an einer Hochschule, auch die der Lehrer, hängt van den Einkünften einer Medressee ab. Im ersten Schulrayon des turkestanischen Lehrbezirks Taschkent waren dreißig Medresseen mit vierzig Mudarissen und in ihnen eintausendundsiebenundvierzig Studenten, die größte und reichste unter ihnen ist die Beklar-Bek-Medressee in Taschkent; sie unterhält zweihundert Studenten und fünf Mudarisse. Aus dieser Zahl ergibt sich, daß nicht jeder Student ein Mudaris ader Mullha werden kann; es stehen ihm dafür ehrenvolle Stellen und Aemter außerhald der Moschee offen, das eines Kadi oder eines Imam und andere; und für den Fall des Verlustiggehens solcher Stelle bleibt ihm stets die Rückkehr in die Medressee. Er aber zieht es gemeiniglich von vornherein schon vor, sich gar nicht erst hinaus ins feindliche Leben zu wagen. Der Student Mittelasiens gibt seinen Geist, wie er ihn empfing, in seiner Klause über seinen Büchern auf. Denn die Medresseen Mittelasiens, Bacharas insonderheit, sind reich an Pfründen und Ländereien, den sogenannten „Waqf", d. i. „auf ewige Zeiten unveräußerlich". Es lebt im mohammedanischen Valk viel tätiger Sinn für die Förderung geistlichen Strebens, und Fürst und Vall schütten in freigebigster Weise allen irdischen Segen über die Sendboten Gottes aus. Es bleibt dafür den Stiftern das Ernennungsrecht eines Lehrers, auch das, die Zahl der Lehrer und der Schüler an einer Medressee zu bestimmen, und welchen Bedingungen die Bewahner der Moschee unterwarfen sind. Dem Lehrer bleibt dafür einige Freiheit in der Wahl der zu dozierenden Gegenstände. Das Instandhalten der Medressee, der ausgedehnten Bibliotheken, die Verwaltung des der Medressee zugehörenden Vermögens und die Auszahlung der Gehälter und Stipendien liegt dem Verwalter ob, dem Mutewal. So leben hier die Nachbarn Gattes auf Kosten der übrigen muselmanischen Welt, und es bewährt sich auch hier das Wort: „Den Seinen gibt's der Herr im Schlafe!"

Doch welches Sinns ist der Praphet? — „Der Dinar", sagt Mahammed, „den du für deine Familie ausgibst, ist Allah wohlgefälliger als der Dinar, den du auf dem Wege Gottes, für fromme Zwecke ausgibst."

Und als ein Reicher den Propheten fragte, ob es gut sei, zwei Drittel seiner Habe für framme Gemeindezwecke zu testieren, antwortet ihm derselbe, daß auch ein Drittel zu viel sei. „Es ist besser, daß du deine Erben im Reichtum zurücklässest, als daß sie arm nach dir blieben und vor den Leuten die Hand aufhielten."

Selbst wenn jemand aus Buße das Gelübde getan, sein ganzes Vermögen für framme Zwecke zu bestimmen, erklärt der Prophet dies Gelübde für ungültig.[1])

Die erste bedeutendere Medressee in der Welt war die von Nizam-al-Mulk in Bagdad im Jahre 457 der Hedschra gegründete Nizamijja!

„Man erzählt," sa lesen wir bei Qutb-eddin, „als die Gelehrten Transaxaniens dies erfuhren, veranstalteten sie eine Trauerfeier wegen der Wissenschaft, und sie betrübten sich über den Verfall der Ehre der Wissenschaft. Darüber befragt, sagten sie: die Wissenschaft ist eine edle treffliche Königin, die nur von edlen, trefflichen Seelen wegen des ihr innewohnenden Adels und wegen der natürlichen Ver-

[1]) Vergl. Goldziher: „Mohammedanische Studien".

Digitized by

wandtschaft jener Seelen mit ihr gesucht sein will. Nun aber ein Lohn dafür festgesetzt ist, werden gemeine Seelen sie suchen und sie als Mittel zur Erlangung winzigen weltlichen Besitzes benutzen, sich um sie drängen, nicht zur Teilnahme am Adel der Wissenschaft, sondern zur Erreichung niedriger, vergänglicher, weltlicher Stellungen. So wird die Wissenschaft durch die Gemeinheit jener Leute erniedrigt, ohne daß sie durch deren Adel erhoben werden."[2])

•

Jede Religion ist in ihrer Jugend schön; — so im Geiste ihres Stifters treu, waren die ersten mohammedanischen Schulen. Die Wissenschaft ging unbekümmert um Staat und um Gesetze ihre eigenen Wege — die Wege des Sufi. In dieser ihrer Freiheit lag ihre glückliche Entwicklung. Schon in den ersten Jahrhunderten der Hedschra gelangten die heiligen Wissenschaften zur höchsten Blüte.

Mit der Oeffentlichkeit des Unterrichts im Zusammenhange stand die Freiheit des Lehrens — jeder gelehrte Muselman, sobald er die Kraft dazu in sich fühlte, konnte sich selbst zum Lehrer autorisieren. Lehrer und Schüler waren sich völlig selbst überlassen, sie hatten keine Ehrungen, aber auch keine Besoldung. Ihnen genügte der Ruhm, die Wissenschaft um ihrer selbst willen gesucht zu haben — ganz allein.

Arm und anspruchslos, voller Gedanken und Betrachtungen der Welt abgewendet, freute sie nichts, was die Welt ihnen bot, grämte sie nichts, was sie ihnen entzog, denn sie war in ihren Augen wertloser als der Staub.

Zuerst war es nur der Koran und die aus ihm entwickelte Rechtswissenschaft, welche man des Studiums würdigte. Erst später gesellten sich ihnen die mathematischen und spekulativen Doktrinen bei, sie gingen aber stets als unebenbürtige Zweige nebenher, weil einmal dem Moslim als Maß seiner Pflichten die Aussprüche und Handlungen des Propheten gelten. — Aus diesem geistigen Bedürfnis, nach Mohammed zu leben, entstanden auch die schon vorher erwähnten „Hadit".

Daß bei einer so sehr aufs Transcendentale gerichteten Forschung aller Daseinsfragen man den Fragen des leiblichen Daseins wenig Beachtung zuwandte, erklärt die lang gehegte Abneigung gegen die Medizin als einer durchaus unwürdigen Frage neben den Lehren reiner Geistespflege. Man huldigte jedenfalls nicht der Ansicht des Lateiners, daß für eine gesunde Seele ein gesunder Leib unerläßlich sei.

Wie spielend man die Fragen der Heilkunde noch in neuerer Zeit im asiatischen Orient abtut, veranschaulicht eine Anekdote, die der Arzt und Reisende Eversmann in seinem Tagebuche von seinem Aufenthalte in Bochara um 1820 wie folgt erzählt: Ein bocharischer Würdenträger ließ ihn, den Doktor, zu sich rufen. Der eilt herbei, er fühlt den Puls des hohen Patienten und fragt: „Tut der Kopf weh?", aber der Turbanträger wendet sich, bedeutsam lächelnd, seinem Nachbarn zu: „Er hat den Puls gefühlt und weiß noch nicht einmal, daß es mir im Halse weh tut!" Die Audienz war beendet und es verstrich einige Zeit; da rief der Bek den deutschen Arzt abermals; der aber war klug geworden, und als er den Puls der ihm zugeführten Frau des Beks fühlte, schüttelt er sinnend den Kopf und sagt mit bedenklicher Wichtigkeit: „Diese Frau bringt keine Kinder zur Welt." Alle Anwesenden voll Bewunderung: „Getroffen — getroffen!"

Der Fortschritt der Wissenschaft im Abendlande ist dem Orientalen nicht unbekannt; er weiß es auch, daß wir in Kunst und Wissenschaft nur des Orients Erben wurden; und mehr, daß das Licht im Osten nicht erloschen ist, daß wie zu allen Zeiten es auch heute dort nicht an hervorragenden Gelehrten auf allen Gebieten des Wissens fehlt, aber — der Moslim rechnet es sich als eine besondere Gunst vor Gott dem Europäer gegenüber an, daß er sich fast ausschließlich jetzt den mystisch theologischen, spekulativen Betrachtungen zuneigt. Er vernachlässigt über diesen die Beschäftigung mit den exakten Wissenschaften, die ihm gegenüber der Wissenschaft vom inneren Walten Gottes wie eine Spielerei und mehr, als eine Ketzerei erscheinen, welche er dem Europäer gern zum Vorwurf macht.

„O, hätte ich doch", so ruft ein Gläubiger aus, nachdem er sich im Leben verschiedenen Studien zugewandt hatte, — „die ganze Summe meiner Zeit nur allein auf die Erforschung der heiligen Bücher verwendet; durch die Vernachlässigung eines einzigen Buchstabens wurde an den Christen das Gesetz zur Lüge, denn während es doch im Evangelium heißt: Ich habe Jesum geboren werden lassen, haben die Christen gelesen: Ich habe ihn gezeugt."[3])

Und ein persischer Gelehrter antwortete Hrn. Vambéry, als der ihm die Superiorität abendländischen Schul- und Unterrichtswesens rühmte: „Es ist wahr, Ihr habt den Feuerwagen erfunden, mit dem man schneller als auf den Fittigen des Windes von einem Ende der Erde zum anderen braust. Ihr habt mittels Ausspannens von Drahtfäden dem Blitze in der Schnelligkeit den Vorrang streitig gemacht. Ihr werdet Maschinen ersinnen, mit denen man bis zum siebenten Himmel hinauf und bis zur siebenten Erde hinunter fahren wird. — Doch sage mir, wer im Westen kann ein Mittel ausfindig machen, durch welches man diese Platanenblätter auf ihren Zweigen, diese Rosen auf ihren Stengeln befestigen könnte? Das Geheimnis der Zeugung und des Vernichtens ist doch nur einem einzigen Wesen eigen u. s. w."[4])

So weiß es der Orientale nicht, daß in der Erkenntnis der inneren Ursachen des Seins und Werdens auch unsere Naturforscher den Stein der Weisen suchen und — verzweifeln wie sie.

Die Pilger haben Bochara gesehen, sie sind in seinen Schulen gesessen, sie ziehen wieder hinaus und die Wüste nimmt sie in ihren Bereich auf, die Wüste, ihre Heimat und ihr Untergang. Das Paradies ihrer hohen Betrachtungen, der Ruheplatz ihrer stillen Beschaulichkeit.

Von einer sandigen Hochfläche überblicken sie noch einmal die einförmige Landschaft um sich. Nackt, farblos, düster umstarren sie jetzt von allen Seiten die hochgetürmten Wogen des trostlosesten Sandmeeres, über das kristallenes Salz hier und dort gleichwie zerstäubter Schnee sich legt.

Da denken sie des größten aller ihrer Gottessucher, des Firdusi, und seiner unvergänglichen Lieder, ihrer Helden und unter ihnen des Kai-Chosru, der hier mit seinen Getreuen in der Ebene zog und unterging und der den Tod besiegte. Sie denken seines Ruhmes auf der Erde — und seiner Vergänglichkeit.

So in tiefe Betrachtungen versunken, sind noch lange die zerlumpten Gestalten der Derwische auf den hohen Dünen der Wüste silhouettengleich am Himmel sichtbar. Dann tauchen sie in der dämmernden Ferne unter.

[2]) Vergl. Dr. C. Snouck-Hurgronje, Mekka 1889.

[3]) Vergl. Haneberg: Schulwesen der Mohammedaner, 1850.

[4]) Vergl. Vambéry: Sittenbilder aus dem Morgenlande, 1876.

Bücher und Zeitschriften.

• **Säkular-Ausgabe von Schillers sämtlichen Werken.** In 16 Bänden. Groß-Oktav. In Verbindung mit Richard Fester, Gustav Kettner, Albert Köster, Jakob Minor, Julius Petersen, Erich Schmidt, Oskar Walzel, Richard Weißenfels herausgegeben von Eduard von der Hellen. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger.

Ein monumentales Denkmal hat die Cottasche Buchhandlung ihrem großen Freunde zu seinem hundertjährigen Todestage mit dieser neuen Ausgabe seiner Werke errichtet. Und die Energie ist zu bewundern, mit der der Verlag und die Herausgeber ihr Versprechen gehalten haben, diese Ausgabe bis zu dem heutigen Tage fertig vorzulegen. Es ist kaum ein Jahr her, daß der erste Band in die Welt gesandt wurde, und als wir damals in diesen Blättern auf ihn und auf den der ganzen Ausgabe zu Grunde liegenden Gedanken ausführlich hinwiesen, glaubten wir nicht, in so kurzer Zeit die

Digitized by Google

Freude zu erleben, das ganze Werk auf unserem Tische vereinigt zu sehen, denn es steckt in dieser Ausgabe ein gutes Stück trefflicher und abgerundeter Arbeit, die nicht aus dem Aermel zu schütteln war. Nur der gründlichen Vorbereitung des Ganzen, der umsichtigen Arbeitseinteilung und nicht zuletzt der freudigen Aufopferung all der Männer, die zu der in jeder Hinsicht gediegenen und dem heutigen Stande der Schillerforschung entsprechenden Herausgabe zusammenstanden, ist es zu verdanken, daß das schöne Denkmal nun in allen seinen Teilen vollendet vor uns steht. — In einem einzigen Monat sind die letzten 4 Bände (2., 3., 8. und 16.) erschienen, darunter der Band, der die drei (von Erich Schmidt kommentierten) Jugenddramen Schillers enthält; sodann ein von E. von der Hellen und R. Weißenfels herausgegebener Band mit der Nachlese aus den Gedichten und den Erzählungen, ferner der von G. Kettner auf Grund umfassender Spezialstudien zusammengestellte dramatische Nachlaß des Dichters (8. Band) und der Schlußband des Ganzen, in dem J. Petersen die vermischten Schriften gesammelt hat. — Auf die beiden letztgenannten Bände, sowie auf die schon früher erschienenen, die Schillers philosophische Schriften (11. und 12. Band herausgegeben von O. Walzel) und die historischen Arbeiten (13. bis 15. Band herausgegeben von R. Fester) enthalten, verlohnt es sich, in einem besonderen, ausführlichen Artikel einzugehen, denn die Herausgeber haben in ihren Einleitungen und Anmerkungen so viel Neues vorgebracht und so treffliche Durchblicke durch die Arbeitsweise und die Gedankenwelt des Dichters eröffnet, daß der Hinweis hierauf sich als ein geeigneter Epilog zu den Schillertagen darstellen dürfte. — In dieser summarischen Voranzeige wollen wir lediglich unsere Freude über das prächtige Gelingen des Ganzen aussprechen und unsere Leser nochmals auf diese Säkularausgabe hinweisen, die nicht nur in literaturgeschichtlicher und kritischer Hinsicht von großer Bedeutung ist, sondern sich auch durch gute Ausstattung und besonders klaren Druck als eine ausgezeichnete buchhändlerische Leistung darstellt. Die Cotta'sche Verlagshandlung konnte ihren Dichter nicht besser ehren als durch eine solche Ausgabe, welche manche Vorwürfe, wie sie bei der letzten großen Schillerfeier, im Jahre 1859, unter anderem aus dem Munde Jakob Grimms, gegen sie laut wurden, für immer vergessen machen.

dr. **Schiller-Brevier.** Von Hugo Oswald. Schuster u. Löffler, Berlin und Leipzig 1905.

Eine feinsinnige, eine schöne und fleißige Sammlung herrlicher Worte Schillers. Aber, was mehr sagen will, nicht nur Worte Schillers, Gedanken, wertvolle Gedanken Schillers reiht Hugo Oswald hier an eine Kette und weiß verständnisvoll die Aussprüche ideell aneinander zu knüpfen. Ueber die Auswahl, auch über die Aneinanderreihung hier und da ließe sich streiten. Aber wo ließe sich das nicht bei einem solchen Gegenstande. Solche Auswahl muß individuell sein, und besonders dankenswert ist diese, weil sie größtenteils aus unbekannteren Quellen oder aus solchen schöpft, die selten im Original gelesen werden. So erhebt sich hier ein schönes Bild des Dichters, mehr noch des Denkers und Philosophen, und mit leichter Mühe wird der Leser in das stolze Gedankengebäude Schillers eingeführt, in welchem sich zu einheitlichem Stil alle Säulen und Gelasse, alle Türme und Fundamente runden. Gerade diesen Beweis so einheitlich großer Auffassung Schillers hier erbracht zu haben, ist ein Verdienst des mit sicherer Hand und warmem Herzen hier ordnenden Verfassers des Breviers. Wir verdanken Oswald hier ein Schiller-Büchlein, das bei der Gedächtnisfeier nicht übergangen werden darf.

* **Auch das Schiller-Gedenkbuch**, herausgegeben von Eleonore v. Bojanowski (Weimar, Herm. Böhlaus Nachf.), verdient in diesem Zusammenhang eine ehrenvolle Erwähnung. Zum Gedächtnis Schillers aus seinen eignen Worten zusammengestellt, will dieses kleine Buch auf Jahre hinaus das Andenken an unseren deutschesten Dichter hier wacherhalten, dort neu erwecken. Es ist kein einfaches „Vergißmeinnicht", es ist aber auch kein Produkt der Philologie, sondern eine feinsinnige und verständnisvolle Auswahl von Schillerworten, die geeignet sind, unser Tagewerk anregend und anmutig zu begleiten. Das Büchlein ist im Charakter der damaligen Zeit ausgestattet und mit einem Bildnis des Dichters geschmückt. Es wird als festliche Gabe in dieser Zeit auf v[illegible] Tischen willkommen sein.

Allgemeine Rundschau.

Ein Prozeß um das Stonehenge.

ct. Das berühmte Steindenkmal der Vorzeit in der englischen Grafschaft Wiltshire war vor nicht langer Zeit Gegenstand eines nicht uninteressanten Prozesses. Der Besitzer des Bodens, auf dem das Stonehenge steht, hatte nämlich, um es vor Beschädigungen durch zudringliche Besucher zu schützen, dasselbe durch einem Zaun von der großen Oeffentlichkeit abgeschlossen. Daraufhin wurde eine Klage gegen ihn anhängig gemacht, die indessen zu seinen Gunsten entschieden wurde. Der Kläger hatte geltend gemacht, daß das Stonehenge als nationales Denkmal dem Publikum völlig frei geöffnet sein müßte, und daß außerdem die durch den Platz hindurchführenden öffentlichen Straßen nicht gesperrt werden dürften. Der Gerichtshof hat dagegen entschieden, daß der jedem Archäologen geheiligte Ort nur von solchen betreten werden sollte, die ihn um der Sehenswürdigkeit wegen aufzusuchen beabsichtigten und daß auch die dort angelegten Straßen nur zu diesem Zwecke zu dienen hätten. Es sei nur anzuerkennen, wenn der Besitzer sich den Schutz des Denkmals habe angelegen sein lassen. Es sei dies um so mehr notwendig gewesen, als sehr erhebliche Schädigungen durch den immer gesteigerten Besuch des Stonehenge verursacht worden seien. Erst kürzlich hat der berühmte Astronom Norman Lockyer, der wichtige Arbeiten am Platze selbst ausgeführt hat, seinen Landsleuten in einem seiner Aufsätze über diesen Gegenstand einige Worte zu kosten gegeben, indem er sagte: „Die eigentlich zerstörende Kraft für das Denkmal ist der Mensch selbst gewesen, und selbst Wilde hätten dem Monument nicht schlimmer mitspielen können, als die Engländer, die zu verschiedenen Zeiten und zu verschiedenen Zwecken dort geweilt haben." Der Richter hat sich diese Aeußerung zu eigen gemacht und im Urteil ausgeführt, daß er kein Vertrauen habe, die Mehrheit der Touristen könne sich mittlerweile gebessert haben. Somit wird das Stonehenge unter Verschluß bleiben und die Wissenschaft, die besonderes Interesse an seiner Erhaltung hat, wird diese Tatsache mit Genugtuung begrüßen.

Kleinere Mitteilungen.

* Bei der Schiller-Feier in Weimar werden auch die deutschen Städte voraussichtlich stark vertreten sein. U. a. hat bereits Mannheim den Oberbürgermeister von Weimar gebeten, am 9. Mai für die Stadt Mannheim einen Kranz am Sarge Schillers niederzulegen. Von den Nachkommen hat Schillers Urenkel Frhr. v. Gleichen-Rußwurm den Direktor des Goethe-Schiller-Archivs, Geheimen Hofrat Suphan, gebeten, in der Familiengruft der Familie von Gleichen-Rußwurm einen Kranz niederzulegen. — Das Hoftheater ist nicht nur an den beiden Festtagen, dem 8. und 9. Mai, sondern auch zu der am 14. Mai stattfindenden Vorstellung vollständig ausverkauft. Zu dieser Vorstellung hat der Großherzog viele Gäste geladen.

* Das Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin ist dieser Tage um zwei hervorragende Werke bereichert worden. Die Altarflügel mit Szenen aus der Legende des hl. Bertin von Simon Marmion, die aus dem Besitze der Fürstin zu Wied erworben worden sind, kamen im Kabinett der Altniederländer zur Aufstellung, und eine Madonna in ganzer Figur von Hans Memling wurde der Thieme-Sammlung hinzugefügt.

* In Florenz hielt am 27. April der Ausschuß des Vereins zur Erhaltung des Kunsthistorischen Instituts seine Jahressitzung ab. Das Institut bildet seit Jahren an der für die neuere Kunstgeschichte wichtigsten Stelle

Italiens einen Mittelpunkt der kunsthistorischen Forschung, an dem Gelehrte und Kunstfreunde aller Nationen eine systematisch angelegte Handbibliothek, Tausende von Photographien und Gelegenheit zu eingehendem Meinungsaustausch finden. Das Bedürfnis noch einer solchen Zentralstelle der Kunstgeschichte hat vor Jahren erst zur Gründung des Instituts selbst, dann auch des seiner Erhaltung dienenden und vom Deutschen Reich subventionierten Vereins geführt. An der Sitzung nahmen diesmal unter dem Vorsitz des früheren deutschen Botschafters Freiherrn von Stumm teil die Herren Geheimrat Bode aus Berlin, der Direktor des Instituts Prof. Heinr. Brockhaus, Dr. v. Fabriczy aus Stuttgart, Prinz Franz von Liechtenstein aus Wien, F. v. Marcuard, Geheimrat Thode aus Heidelberg, der bayerische Gesandte Freiherr v. Tucher aus Wien und Prof. Max Georg Zimmermann aus Berlin. Das Interesse wandte sich vor allem dem wissenschaftlichen Nachlaß des kürzlich in Venedig verstorbenen Gelehrten Dr. Gustav Ludwig zu, der sein in jahrelanger Arbeit gesammeltes reichhaltiges Quellenmaterial zur Kunde der venetianischen Kunst und Kultur dem Institut mitsamt seiner Bibliothek und Abbildungssammlung hinterlassen hat. Dem Institut erwächst hieraus die Aufgabe, für würdige Publikation der kunst- und kulturgeschichtlich interessanten Arbeiten zu sorgen, die Dr. Ludwig geplant hatte. Man wird aus ihnen neue Einblicke in das reizvolle Leben der Renaissance gewinnen, auf dessen weiterer Ausbildung unser modernes Kulturleben beruht. Einen Teil davon hat der Verstorbene noch selbst für den Druck bearbeiten können, wie man demnächst aus dem ersten Bande der Institutspublikationen ersehen wird, der in nächster Zeit unter dem Titel „Italienische Forschungen" erscheinen soll.

—rt— Neuer Saturnmond. Infolge einer Verstümmelung des Telegramms, das jüngst die Entdeckung eines neuen zehnten Saturnmondes durch Prof. W. Pickering von der Harvardsternwarte meldete, hatten wir die Vermutung ausgesprochen, daß dieser neuaufgefundene Saturntrabant derjenige sei, auf dessen tatsächliche Existenz aus älteren Beobachtungen, die mit der Bahn des neunten Saturnmondes Phöbe sich nicht vereinbaren ließen, geschlossen werden muß. Nach dem nunmehr vorliegenden authentischen Wortlaut des betreffenden Telegrammes handelt es sich aber um einen neuen Saturnmond, der — nach einer vorläufig gerechneten Kreisbahn — den Hauptplaneten in dem verhältnismäßig kurzen Zeitraum von 21 Tagen, also ziemlich genau in der gleichen Zeit und in gleicher Richtung umkreist wie der siebente Saturnmond Hyperion, der jedoch, wie schon früher bemerkt, um drei Sterngrößen heller ist als der neuentdeckte Satellit. Die hieraus sich ergebende Tatsache, daß Saturn u. a. zwei Monde besitzt, die ihn innerhalb nahezu der gleichen Zeit, also auch in nahezu identischen Bahnen umkreisen, ist in hohem Grade merkwürdig.

❧

Hochschulnachrichten.

he. Straßburg. Auf eine 25jährige Tätigkeit als ordentlicher Professor der romanischen Philologie an der Kaiser Wilhelms-Universität kann am 10. Mai Dr. Gustav Gröber zurückblicken. Der ausgezeichnete Romanist steht im 62. Lebensjahre.

□ Marburg. (Ferienkurse.) Die diesjährigen Ferienkurse mit Vorlesungen und Uebungen in deutscher, englischer und französischer Sprache finden voraussichtlich vom 10. bis 29. Juli und vom 6. bis 26. August statt und werden aus zwei Teilen von je dreiwöchiger Dauer bestehen. Alle auf die Kurse bezüglichen Anfragen sowie Anmeldungen sind zu richten an das Sekretariat der Marburger Ferienkurse, A. C. Coder, Villa Cranston, Marburg a. d. Lahn.

* Berlin. Der Kirchen- und Staatsrechtslehrer an der Berliner Universität Professor Dr. B. Hübler feiert am 25. d. M. seinen 70. Geburtstag.

R. Das erste Preisausschreiben aus der Dr. Elsa Neumann-Stiftung wird soeben von der Berliner philosophischen Fakultät erlassen. Am 18. Februar, dem Tage der Promotion von Dr. Elsa Neumann, die als erste Frau an der Berliner Universität die Doktorwürde erlangte, ist im Jahre 1906 ein Preis von 1000 Mark zu vergeben. Er soll zur Auszeichnung der hervorragendsten Arbeit auf physikalischem oder mathematischem Gebiete dienen, die innerhalb des Jahres 1905 der philosophischen Fakultät eingereicht ist. Zur Bewerbung um den Preis ist jeder zugelassen, gleichviel ob Mann oder Frau, und welcher Religion er angehört, der an der Universität Berlin die Doktorprüfung bestanden oder wenigstens zwei Semester an dieser Universität studiert und das dreißigste Lebensjahr nicht überschritten hat

□ Graz. Professor Franz Winter in Innsbruck hat einen Ruf als Professor für klassische Archäologie an der Universität Graz als Nachfolger des verstorbenen Professor Gurlitt erhalten und angenommen.

he. Zürich. Der Honorarprofessor Dr. A. Tobler wurde zum ordentlichen Professor für angewandte Elektrizitätslehre, speziell für das Gebiet der Schwachstromtechnik, am hiesigen eidgenössischen Polytechnikum ernannt.

* Genf. An der Genfer Universität, an der bereits eine Dame als Privatdozentin der Volkswirtschaft tätig ist, hat sich, wie wir der Vossischen Zeitung entnehmen, eine zweite Dame, Fräulein Julie Cartier, für Literaturgeschichte habilitiert.

---

* Berichtigung. Der Verfasser des Artikels „Achim v. Arnim und die Brüder Grimm" in Nr. 105 der Beil. d. J. heißt nicht Dr. W. Haus, sondern Dr. Wilhelm Hans.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

H. Haessel Verlag in Leipzig.

Soeben erschien:

Südwärts! Die Expedition von 1893 bis 1895 nach dem südlichen Eismeere. Von H. J. Bull.
Mit 16 Vollbildern, 1 Text-Illustration, 3 Plänen u. 2 farb. Tafeln. 15 Bogen. 8°.
M. 4.— geheftet, M. 5.— gebd.

Unter den Nachbarn des Nordpols. Von Eiwind Astrup.
Mit 12 Vollbildern, 64 Text-Illustrationen und 3 Karten. 18 Bogen. 8°.
M. 4.— geheftet, M. 5.— gebd.

Autorisierte Uebersetzungen aus dem Norwegischen von Margarethe Langfeldt.

Ausführlicher Prospekt durch den Verlag. (.)

Zwei treffliche Reisewerke.

Ausgedehnterer, vorwiegend geographischer Verlag, besonders gut in Süddeutschland eingeführt, ganz oder geteilt zu verkaufen. Gefl. Anerbietungen unter S. D. 7267 erbeten an Rudolf Mosse, München. (13287)1

Anzeigenannahme für die Allgemeine Zeitung in der Schweiz durch F. Ruegg, Ann.-Exped., Rapperswyl (Zürichsee) u. sämtl. Annoncenexpeditionen

[...]rgang 1905. München, Mittwoch, 10. Mai. Nummer 108.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Schiller.

Sein Vermächtnis an das deutsche Volk.

Festrede zur Münchener Säkularfeier von Schillers Todestag, gehalten im Odeon von Prof. Dr. Richard Weltrich.

Heute vor hundert Jahren, als der Tag zu sinken begann, schloß in Weimar Friedrich Schiller seine Augen für immer. Am 1. Mai hatte er zum letztenmal den Fuß vor die Schwelle seines Hauses gesetzt, zum Besuch des Theaters; von Fieber geschüttelt, kam er heim. Es war ein erneuter und besonders heftiger Anfall der Lungenerkrankung, die sich vierzehn Jahre zuvor zuerst bei ihm gezeigt hatte. Aber noch glaubte man an ein nicht eben bedenkliches Katarrhfieber, noch beschäftigte seinen Geist die Arbeit am Demetrius, deren Unterbrechung er beklagte.

Am Abend des 5. Mai fiel er in eine lange dauernde Fieberphantasie; als ihm die Besinnung zurückkehrte, ließ er sich sein jüngstes Kind bringen, herzte es, wandte sich ab und fing an, bitterlich zu weinen. Am folgenden Abend bemerkte man zuerst, daß er zuweilen abgebrochen spreche. Schon während einer Erkrankung im Februar hatte er, in einem Anfall von Ohnmacht, geglaubt tot zu sein, hatte sich allein, in Dunkel gehüllt, vor Gott gefühlt, um die Rechenschaft seines Lebens ihm abzulegen. Solche Vorstellungen kehrten in seinen Fieberträumen jetzt wieder. Noch am 9. Mai, des Morgens, richtete er sich auf, sah in die Höhe und sagte einigemal das lateinische Wort „Judex“, Richter; dabei war sein Blick freundlich, als hätte er eine liebe Erscheinung. Nun schwanden die letzten Lebenskräfte; zwischen 5 und 6 Uhr fuhr es wie ein elektrischer Schlag über sein Gesicht, sein Haupt sank zurück, er war verschieden.

Daß sich das deutsche Volk das erschütternde Bild seines Sterbens heute erneuern, daß es des Dichters und Denkers und Menschheitslehrers Schiller heute gedenken werde, war selbstverständlich; daß aber diese Erinnerungsfeier zu einer so gewaltigen, die ganze Nation erfassenden und fortreißenden Kundgebung anschwellen werde, wie wir es wahrnehmen, daß sich die Bürgerschaften der Städte, Fürsten und Regierungen, alle Schulen, gelehrte Korporationen und künstlerische Institute, wissenschaftliche, literarische und gesellige Vereinigungen, die Frauen und auch die Jugend mit solcher Einmütigkeit und augenblicklichen Bereitschaft zusammenfinden würden und in dieser Feier nicht nur Festfreude und äußerlicher, durch Macht der Suggestion gesteigerter Wetteifer zum Vorschein kommen werde, sondern auch, wie es nicht mehr zu bezweifeln ist, so viel Liebe, so viel herzlicher Eifer, sich zu Schiller zu bekennen, so viel flammender Glaube an Schiller — das übertrifft vielleicht das Erwarten von manchem, der sich als ein guter Beobachter des öffentlichen Lebens und seiner Strömungen gefühlt hatte. Wohl hat Deutschland schon einmal ein Schiller-Fest größten Stiles gesehen, ein Siegesfest des Geistes, wie es einem Fürsten der Kunst oder der Wissenschaft zu Ehren nie zuvor gefeiert worden ist; aber dieses Schiller-Fest vom 10. November 1859, das dem hundertjährigen Geburtstag des Dichters galt, erklärte sich doch nicht ganz aus der Verehrung des Genius. Denn in den Reden, Hymnen und Festgrüßen, die damals verlauteten, hörte man nahezu überall Obertöne, die an das politische Schicksal unseres Volkes, an unser nationales Hoffen, Träumen und Sehnen erinnerten; als der Dichter des Vaterlandes, als der Dichter der Freiheit wurde Schiller gepriesen, wobei ihm leicht eine Art von Patriotismus und von politischer Gesinnung überhaupt zugeschrieben wurde, die der seinigen in Wahrheit nicht entsprach. Die Freiheits- und Einigungsbewegung der Jahre 1848 und 1849 war gescheitert und mißtrauische Bevormundung durch die wiedererstarkte legitime Staatsgewalt hielt das öffentliche Leben unter einem Druck; da flüchtete sich die Volksseele zu dem Dichter, der sie gelehrt hatte, daß der Mensch nicht nur der harten, unbefriedigenden Wirklichkeit angehöre, sondern auch der Bürger einer idealen Welt sei; da klagte und tröstete sie sich mit ihm, der ihr gesagt hatte, daß Freiheit nur im Land der Träume wohne und das Schöne nur im Gesang, in den Künsten blühe; da schuf sie sich aber auch in der Schiller-Feier des Jahres 1859 einen elementaren, jede Hemmung zur Seite fegenden Ausdruck ihres Gefühles der Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme, aller Kinder der deutschen Erde, und jauchzend wurden wir an einem Tage uns wieder bewußt, daß wir trotz aller äußerlichen Zerrissenheit und Ohnmacht eins seien, ein einzig Volk von Brüdern, das eine große nationale Zukunftsaufgabe noch zu lösen bestimmt sei. Wie anders liegen heute die Dinge! Welche Umgestaltungen haben wir erlebt! Heute sind wir ein politisch geeinigtes Volk, heute haben wir die festgefügte Form eines nationalen Staatsgebildes, haben das erträumte deutsche Kaisertum samt einem Reichstag, wissen uns dem Ausland gegenüber in machtvoller Geschlossenheit und schon kennen die fernsten Völker der Erde unsere Flaggen. Jenes mehr oder weniger ausgesprochene Motiv einer Schadloshaltung für noch versagte politische Wirklichkeitsgüter, das beim Schiller-Fest des Jahres 1859 mitbeteiligt war, spielt also diesmal keine Rolle. Aber wenn nun zum zweitenmal Deutschland eine Schiller-Feier größten Stiles sieht, ist dieses Fest herausgewachsen aus dem inneren Verhältnis, in welchem unser Volk während des auf das Jahr 1859 folgenden Zeitraumes zu Schiller stand, ist es die Frucht einer intellektuellen und sittlichen Entwicklung unseres Volkes, bei der

die Empfindung der geistigen Führerschaft Schillers, die Erkenntnis der Größe gerade des Dichters Schiller allen Bildungsschichten lebendig geblieben ist? Es wäre heute der allgemeine Wunsch, wenn man auf diese Gewissensfrage mit einem resoluten Ja antworten könnte, und der festlichen Stimmung des Tages entspräche wohl eine solche Bejahung; ich zweifle auch nicht, daß der Erinnerung vieler Tausender augenblicklich ganz entschwunden ist, was zu einem Nein einiges Recht geben könnte, denn heute ist unser ganzer Wille auf eine unverkümmerte Ehrung Schillers gespannt, und Widersprechendes auszuscheiden, verlangt schon das Einheitsbedürfnis der menschlichen Seele. Aber die Fackeln, die wir dem Dichter heute entzünden, verlöschen, die rauschenden Gesänge, die das Lob seines Namens durch die Lüfte tragen, verklingen, die Huldigungen, die von den Lippen der Redner ihm dargebracht werden, verstummen, und binnen kurzem gehören wir wieder unserem alltäglichen Interessenkreis und ernüchterten Stunden. Dann wird es gelten, zu behaupten, vielleicht zu verteidigen, was wir in der erhöhten Stimmung des heutigen Tages als unseres Herzens Meinung bekannt haben. Dies ist es, worüber wir uns klar sein müssen. Wenn das Schiller-Nationalfest des Jahres 1905 einen höheren Wert haben soll als den einer geistigen Berauschung, so nehmen wir mit ihm auch eine Pflicht für die Zukunft auf uns, und um diese erfüllen zu können, ist es nötig, daß wir die Sachlage mit unbefangenem Blick überschauen.

Tausend- und aber tausendmal ist seit einem Jahrhundert gesagt worden, daß Schiller der Lieblingsdichter des deutschen Volkes sei, und seine Popularität ist in der Tat unvergleichlich; dennoch weiß jeder, der die Geschichte unseres geistigen Lebens kennt, daß die Wertschätzung Schillers innerhalb des 19. Jahrhunderts einem auffälligen Wechsel von Zu- und Abnahme unterworfen war, und zwar nicht nur in der Meinung der berufsmäßigen Kritiker, der Literarhistoriker und der Schriftstellerwelt, sondern auch, allerdings unter deren Miteinfluß, bis tief in die Kreise des Publikums hinein. Noch während er lebte und in den ersten Jahrzehnten nach seinem Tod richtete die Romantische Schule, deren künstlerische Ausgangspunkte, Ideale und Ziele von denen Schillers weit abliegen, gegen seine Dichtung schneidende und gehässige Angriffe; da sprach Friedrich Schlegel vom „bleiernen moralischen Schiller", da mokierte man sich in der Bundesgenossenschaft der August Schlegel, Ludwig Tieck, Klemens Brentano und Achim v. Arnim über Schiller als den „Kunstdichter, der getrocknet aufgegangen" sei, und scheute sich nicht, von einzelnen seiner späteren Dramen als von Fratzen zu reden. Solche Urteile hatten freilich fürs erste nur für eine literarische Partei Bedeutung, und etwa bis zum Jahre 1820 war Schillers Einfluß auf die Nation in raschem Wachsen; die deutschen Jünglinge, die gegen den ersten Napoleon kämpften, waren von Schiller entzündet, sein Geist hat die Schlachten der Befreiungskriege mitgeschlagen, und wie lebendig und innig diese Verehrung war, macht ein Brief, den Schillers Witwe im November 1813 an die Erbgroßherzogin Karoline Luise von Mecklenburg-Schwerin richtete, sehr anschaulich: Charlotte Schiller erzählt von den Truppendurchmärschen, unter denen Weimar litt, und fährt fort: „Ich hatte eine heimliche Angst, wieder herzukommen; Sie wissen, daß ich mein Haus als Schillers heiliges Andenken liebe. Ich habe es doch vor Gewalttätigkeiten bewahrt und unter Schillers Bild wie an einem Altar mich geflüchtet. Alle Nationen sind zu mir gekommen, um das Haus zu sehen; aus dem innern Rußland kamen Offiziere und wollten Bücher haben, die er geliebt und gebraucht hätte. . . . Preußen, Liefländer und Oesterreicher kamen zu mir . . . und die Erzählung von Schillers letzten Tagen beweinten sie mit mir." So laut aber solche Bezeugungen für Schillers Volkstümlichkeit sprachen, eine Wandlung des Tagesgeschmacks vollzog sich allmählich doch, und schon im Jahre 1830 klagte Wilhelm v. Humboldt, als er seinen Briefwechsel mit Schiller herauszugeben in Begriff war, in einem Briefe an Welcker: „Es ist wirklich unverzeihlich, wie Schiller gegenwärtig durchaus nicht nach Verdienst gewürdigt, ja beinahe übersehen wird." Das war nicht die Meinung eines phantastischen Schwärmers oder eines kurzsichtigen Beurteilers, sondern die eines Welt- und Staatsmannes, der das intellektuelle Leben seiner Zeit von hoher Warte aus überblickte. Schiller war zu groß, der geistige Gehalt seiner Werke zu mächtig, seine Wirkung auf der Bühne zu gewaltig, als daß er die ihm gebührende Geltung nicht wieder hätte erobern müssen, und gerade solche Publikationen wie die seines Briefwechsels mit Humboldt, mit Goethe, mit Körner lehrten ein tieferes Verständnis seiner geistigen Persönlichkeit, seines Wollens und Schaffens; wie zuvor entflammte und begeisterte er wieder die Jugend, wie zuvor fand das deutsche Bürgertum, fanden die Frauen ihr Gemütsbedürfnis nach edlen und schönen und erhebenden Gefühlen von Schillers Denk- und Ausdrucksweise am meisten befriedigt. Nun aber begann, nicht lange nach der Säkularfeier seiner Geburt, in den 70er Jahren und noch mehr in den 80er Jahren ein abermaliger Rückschlag. Eine doppelte Reihe von Ursachen wirkte hier zusammen: unser politischer und kultureller Gesamtzustand und die Beschaffenheit des öffentlichen literarischen Urteils oder der zur Herrschaft gelangenden literarischen Meinung. Gewiß setzte die politische Neugestaltung Deutschlands, zu der wir auf dem Wege der Tat, durch die Kriegs- und die Staatskunst, gelangten, das Erwachen und Erstarken des Nationalgefühles im deutschen Volke voraus, und die stolze Freude an unserer Nationalliteratur, in die sich alle unsere Stämme teilten, hatte dazu gedient; aber da wir nun mit der praktischen Erfüllung unserer politischen Ideale jenen ästhetisch-literarischen Patriotismus als einen Ersatz nicht mehr brauchten, sagten uns mahnende Dichterstellen, wie „Seid einig, einig!" nicht mehr ganz dasselbe wie früher; d. h. der Mahnung bedurfte es nach 1870 nicht mehr in dem Grade wie zuvor. Auch waren wir ja, einem staatsmännischen Genie ersten Ranges gehorchend, aus einem Volk von politischen Träumern zu einem Volke von Realpolitikern geworden, und nicht Schiller, sondern Bismarck hieß jetzt unser nationaler Heros. Ja, mit Schillers patriotischen Aeußerungen selbst konnte sich unser Empfinden und Wollen nicht mehr ganz decken. Denn obwohl es bei Schiller an Gedichten durchaus nicht fehlt, die ein warmes persönliches Gefühl für deutsche Ehre bezeugen, und obwohl er in großen dramatischen Gemälden, wenn sie uns auch die Schweiz oder Frankreich vor Augen führen, die nationale Erhebung eines Volkes in hinreißender Weise schilderte, so nahm doch auch er an den kosmopolitischen Ideen, denen im 18. Jahrhundert viele der edelsten und aufgeklärtesten Geister huldigten, teil. Diesem Weltbürgertum, das zum Humanitätsideal der Zeit gehörte, schien der Begriff Nation zu enge; man wollte vor allen Dingen und als Höchstes das Menschentum in sich ausbilden, die freie und edle menschliche Persönlichkeit, die Menschenwürde. Ueber die Aufgabe, welche Schiller, als er auf der Höhe seines Lebens stand, dem deutschen Volke zuwies, gibt jenes unvollendete größere Gedicht, das erst lange nach seinem Tode, erst im Jahre 1871, veröffentlicht wurde und den Titel „Deutsche Größe" erhalten hat, hochinteressante Aufschlüsse. Dieses Gedicht ist von einem grandiosen Adel des Gedankens, es ist von glühender Liebe zu unserem Volke erfüllt, und wohl darf es unsern Stolz schwellen machen, wenn hier dem Deutschen die Bestimmung und Befähigung zugeschrieben wird, mit dem Geiste der Welten zu verkehren, das Beste aller Zeiten in sich aufzunehmen, am ewigen Bau der Menschenbildung zu arbeiten und unter den Völkern der Erde das zu werden, was am Baume die Frucht ist; endlich, wenn die Welt einen Plan und das Leben des Menschen irgend Bedeutung habe, müsse die rohe Gewalt erliegen, müsse die Sitte und die Vernunft die Herrschaft erlangen; das langsamste Volk, sagt Schiller, das deutsche, werde die schnellen, flüchtigen Völker alle einholen. Das Gedicht ist entstanden unter dem Eindruck des schmachvollen Friedens von Lunéville, der das ganze linke Rheinufer an Frankreich abtrat und den nahen Zusammensturz des alten deutschen Reiches schon ahnen ließ; Schiller stellt deshalb an den Anfang die Frage, ob der Deutsche, der aus dem Kriege ruhmlos hervorgegangen sei und den Fuß

Digitized by Google

zweier übermütiger Völker auf seinem Nacken fühle, dennoch seines Namens sich freuen dürfe; eine tröstende und erhebende Antwort zu geben, ist also Schillers Absicht, und darin hat er ja recht, daß einen höheren Sieg als den Waffensieg erringe, wer den Blitz der Wahrheit schwinge und die Freiheit der Vernunft erfechte: wenn er aber hinzufügt, des Deutschen Größe sei es nicht, mit dem Schwert obzusiegen und mit den Flotten Eroberungen zu machen, und die deutsche Würde bleibe bestehen auch im Falle des Untergangs des Reiches, so führte hier des Dichters gute Meinung auf einen Irrweg. Denn die Eigenart eines Volkes samt derjenigen Geisteskultur, auf deren Besitz Schiller den höchsten Wert liegt, kann nicht erhalten bleiben, wenn die politische Selbständigkeit eines Volkes nicht erhalten bleibt, vor der Knechtung durch die Nachbarvölker nicht ein starkes Staatswesen schützt. Hier also begegnen wir politischen Auffassungen, die wir im Laufe des 19. Jahrhunderts überwunden hatten, und den Siegern des Jahres 1870 konnte eine solche Denkweise am wenigsten zusagen. Indessen kamen andere Erscheinungen unseres Volkslebens hinzu, die uns von Schiller entfernten. Auf den großen Krieg folgte ein Aufschwung unseres Wahlstandes, unseres Handels, unserer Industrie, eine gesteigerte Freude an Besitz und Erwerb, eine vermehrte Wertschätzung aller realen Güter. Sie entartete in eine Ueberschätzung des Praktischen, eine einseitige Ausbildung des Wirklichkeitssinnes, eine materialistische Lebensauffassung, die im Genießen das Ziel des Strebens sah, in eine Jagd nach dem Glück und einen Tanz um das goldene Kalb. Damit war ein ansehnlicher Teil unseres Volkes allerdings so unschillerisch wie möglich geworden.

Von zweiter Seite her arbeiteten die literarischen Tagesströmungen, die moderne dichterische Produktion mit ihrer naturalistischen und nicht selten zynischen Wirklichkeitsschilderung, ihrer Richtung auf psychologische und soziale Probleme und ihrer in der Milieumalerei schwelgenden Kleinkunst, hauptsächlich von den 80er Jahren ab, der Schillerschen Geistes- und Kunstart entgegen. Schon zuvor hatte die Kritik einflußreicher Literarhistoriker und Theoretiker — es sei nur an Gervinus, Julian Schmidt, an den anmaßlichen Vilmar und an Gustav Freytag erinnert — eine mehr nörgelnde als zur Anerkennung des Verdienstes willige Beurteilung an Schiller geübt. Auch zwei Dichter von hohem Rang, Friedrich Hebbel und Otto Ludwig, unterzogen das Drama und die dichterische Organisation Schillers einer strengen Prüfung; was Hebbel, dem der Ruhm eines großen und neue Wege suchenden Dramatikers zukommt, hierbei vorbrachte, stammte aus tiefeindringendem Kunstverständnis und ließ doch des Kritikers Gefühl für Schillers Größe nicht vermissen, wogegen Otto Ludwig, der die Technik Shakespeares zum absoluten Maßstab nahm, der Eigentümlichkeit des Schillerschen Schaffens nicht gerecht werden konnte. Eine neue Ablenkung von Schiller führte die in den 70er Jahren einsetzende, mit einer gewissen Ausschließlichkeit betriebene Goethe-Verehrung herbei; die große Philologenschule Wilhelm Scherers wandte ihre wissenschaftlich fruchtbare Tätigkeit anfänglich fast nur Goethe zu, und ein ihr persönlich nahestehender vielgelesener und geistreicher Schriftsteller, Hermann Grimm, setzte das Verdienst und den Charakter Schillers unwürdig herab. Gerade die geistige Aristokratie, die Männer von feinstem Geschmack, ein David Friedrich Strauß und ein Viktor Hehn, fanden für den Abstand zwischen Goethe und Schiller nicht das richtige Wort: wenn für Strauß Goethe das unseren Horizont beherrschende „Urgebirge“ ist, Schiller aber ein, wenn auch an sich ansehnlicher, doch die Höhe dieses Urgebirges „bei weitem nicht erreichender“ Gipfel, so sieht es aus, als ob der Unterschied zwischen den beiden Dichtern ein lediglich quantitativer wäre. Doch weniger glücklich ist das Bild Viktor Hehns, dessen „Gedanken über Goethe“ doch im übrigen aufs höchste zu schätzen sind; ihm ist Goethe dem Gold, Schiller dem Silber gleich. Da mußte sich das Lesepublikum freilich denken, daß man auf das Silber verzichten darf, wenn man das Gold mit zur Wahl hat. Und nun kam ja Nietzsche, Nietzsche, dessen Uebermensch auf ganz anderem Wege gezüchtet werden wollte als mittels des Kantischen Pflichtbegriffs und des Schillerschen Humanitätsideals; der Umwerter aller Werte prägte sein häßliches Witzwort vom „Moraltrompeter“, und weil ein Großer, in diesem Falle ein großer Frevler, von Schiller so gesprochen hatte, meinten jetzt auch die Kleinen das nämliche Recht zu haben: jeder Knirps von einem Literaten glaubte an Schiller sein Mütchen kühlen oder ihn gar zu den Toten werfen zu dürfen. Solche Nichtswürdigkeiten erregten freilich auch Unwillen und erfuhren Zurückweisung; aber das Ansehen Schillers bröckelte doch zusehends ab, und auch die Jugend, die von der Weisheit Nietzsches mehr in sich sog, als ihr gesund war, schien in der Treue zu wanken. Daß ein neuerer Schiller-Biograph sein Buch mit dem Satze eröffnen konnte: „Als Student war ich ein Schiller-Hasser“, war doch ein Symptom, wie offenherzig man von einer schillerfeindlichen Gesinnung reden durfte, wenn auch der nämliche Schriftsteller jenem Bekenntnis sogleich hinzufügte, daß er durch den Zweifel hindurch zur Erkenntnis der unvergänglichen Größe Schillers gelangt sei und er selbst in die Reihe derjenigen Gelehrten trat, die durch wissenschaftliche Arbeit, durch eine methodisch erneute Schiller-Forschung das Interesse der Gegenwart auf den Dichter zurückzulenken suchten. Was aber auf diesem Wege gewirkt werden konnte, vollzog sich still und langsam, wogegen noch bis in unsere Tage herein, wenn wir uns dies nur ehrlich eingestehen wollen, nicht eben selten der Zweifel, ob Schiller im deutschen Volke noch lebendig sei, oder die Meinung, daß er der Gegenwart nichts mehr zu sagen habe, laut wurde. Auch Leute, die man doch ernst nehmen muß, haben ähnlichen Bedenken Raum gegeben, wie denn einer unserer jüngsten Literarhistoriker erklärt, daß in unsern Tagen eine „Schiller-Frage“ existiere.

Nun, wenn eine solche Schiller-Frage bestanden hat, heute hat die Nation die Antwort darauf gegeben. Heute hat sie, mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt, erklärt, daß sie sich ihren Schiller durch nichts nehmen lassen will, daß alle Versuche, ihn aus ihrem Herzen zu verdrängen, gescheitert sind, und daß sie auch für das 20. Jahrhundert seine Schöpfungen als ein teures und heiliges Gut bewahren will. Diese Schiller-Feier des 9. Mai 1905 ist ein mit Millionen von Stimmen abgegebener Protest gegen die Verunglimpfungen, die dem Namen eines Unsterblichen zugefügt worden sind, sie ist eine Sühne für vielfältige Unbill und Pietätlosigkeit, sie ist aber auch ein Dankfest, ein glühendes Dankopfer für die Freude am Schönen und die Liebe zum Guten, die der Dichter in zahllosen Seelen, in Jünglingen, Männern und Frauen entzündet hat. Ja, sie bedeutet, wenn die Zeichen nicht trügen, noch etwas mehr: es ist, als ob das deutsche Volk wieder einen Anlauf nehme, die materialistische und utilitaristische Lebensauffassung, der es sich hingegeben hatte, zu überwinden, es ist, als ob ihm die Erkenntnis zurückkehrte, daß der Mensch ohne das Himmelsbrot des Idealen nicht leben und gedeihen kann. Bestünde diese Hoffnung zu Recht, so hätten wir diejenige Ehrung Schillers vollzogen, die in seinem Sinne die größte hieße, und hätten von dem Vermächtnis, das er uns hinterlassen hat, den segensreichsten Gebrauch gemacht.

(Schluß folgt.)

Psychologischer Brief.

* **Rom, 1. Mai.** In diesen Tagen ist in Rom etwas Besonderes geschehen. Prächtig wie immer lag die ewige Stadt unter blitzblauem Himmel, ausruhend auf einer unvergleichlichen Vergangenheit, die mit ihren efeuumsponnenen Marmortrümmern ernst und unerschütterlich in die Gegenwart hineinragt. Aber einem kleinen Kreise von Menschen, die von vielen Hauptstädten der Erde hierher geeilt waren, bot Rom in diesen Tagen noch etwas anderes: sie lernten einander kennen, sachlich und persönlich — und wußten sich als Glieder „des gegenwärtig höchsten Areopages in psychologischen

Dingen", wie Höfler aus Prag den gestern nachmittag zu Ende gegangenen Kongreß für Psychologie bezeichnete.

Mancher ausgezeichnete Forscher schloß hier eine gedrängte und allerkürzeste Zusammenfassung seines Lebenswerkes mit dem Bewußtsein: dixi — ich habe gesprochen; und in scharfen Gegensatz traten die verschiedenen Richtungen, welche gegenwärtig die Psychologie beherrschen.

Aber ich werde mißtrauisch gegen das zuerst Gesagte: Ist in diesen Tagen in Rom wirklich etwas geschehen? Ich meine, sind Fragen zum Austrag gekommen, die den Verhandlungen dieser Tage eine bleibende Stellung in der Geschichte der Psychologie sichern? Oder sind neue Gesichtspunkte gewonnen worden, die einen Wendepunkt in der Entwicklung bezeichnen? Ich brauche diesen Fragen keine Antwort zu geben; denn es versteht sich von selbst, daß das glänzende Gepränge großer Kongresse nur eine Heerschau über die Streiter sein kann, während das eigentlich für die Wissenschaft Wertvolle immer die Stunden ruhiger Einkehr sind, in denen ein großer Geist mit sich selbst zu Rate geht. An den unversöhnlichen Gegensätzen aber, welche gerade zwischen den Besten unter den Psychologen zutage traten, haben wir lernen können, welches die Hauptprobleme sind, um die es sich gegenwärtig in der Psychologie handelt.

In exakter Formulierung diese Probleme herauszugeben, das hieße das Resultat des Kongresses ziehen und könnte nur vom Standpunkte des Fachmannes und für den Fachmann verständlich geschehen. Hier will ich mich mehr an das Persönliche halten und nicht ein Urteil über den Kongreß, sondern nur einige Eindrücke geben. Der Kongreß war ja ein psychologischer; und deshalb kann es uns nicht verwehrt sein, für die Reden und mehr noch für die Redner selbst ein vorwiegend psychologisches Interesse zu haben.

Die Arbeit der einzelnen Sektionen für experimentelle, introspektive, pathologische und kriminelle, pädagogische und Völkerpsychologie verliert sich zu weit in die Einzelforschung, um mit wenigen Worten zu einem Gesamteindruck zusammengesetzt zu werden: um so mehr treten für uns in den Konferenzen, die in vier Zentralsitzungen gehalten wurden, die von einzelnen markanten Persönlichkeiten vertretenen Anschauungen hervor.

Von vornherein ist hier ein Wort über die nationalen Gegensätze zu sagen. Schon in wissenschaftlichen Dingen, die so unumstritten objektiv sind wie beispielsweise die mathematischen, läßt sich doch der Einfluß der nationalen Eigentümlichkeiten auf die Behandlungsweise erkennen. Die Klassiker der französischen Mathematik sind dem Stil nach von den Klassikern der deutschen Mathematik (Gauß und anderen) ebenso verschieden wie vielleicht die Klassiker der Literatur. Wie vielmehr müssen diese Gegensätze in den psychologischen Dingen mitspielen, die ihrer Natur nach immer das Gepräge des Einzelnen tragen. Es ist schon oft gesagt worden, der Deutsche sei grüblerisch, spekulativ und sentimental, der Franzose sei Meister der Beschreibung, dazu sei er konstruktiv und müheloser Abstraktion fähig, der Engländer habe den nüchternen und zähen Tatsachensinn, der Italiener trachte nach Anschauungen und gebe sich mit Bildern zufrieden; es ist vielleicht besser gesagt und an den Eigentümlichkeiten der Sprache nachgewiesen worden: dies vor allem muß hier in Betracht gezogen werden, um zu verstehen, warum etwa die meisten Italiener mit dem Vortrage von Lipps nichts anzufangen wußten. Lipps sprach über die Wege der Psychologie und faßte mit meisterhafter Präzision die Richtlinien zusammen, die er der Psychologie weisen will. Es fiel dabei auch das unübersetzbare Wort „Einfühlung". Aber dieses Wort ist mehr als unübersetzbar. Ich versuchte einem Italiener den Begriff klar zu machen, ihm den Vorgang des Hineinfühlens, der für uns sprachlich in der Zusammensetzung „Einfühlung" bezeichnet ist, auseinanderzusetzen; aber ich stieß immer wieder auf denselben Einwand: Gefühle könnten sich nicht bewegen. Andrerseits sagte Itelsohn aus Berlin gelegentlich in der Diskussion scherzhaft, wenn man anstatt von „ich" oder von „du" in der Psychologie immer von „wir" spräche, so entstünde eine heillose Ver-wir-rung, und derselbe Italiener war über dieses Wortspiel entzückt. Ecco. Anders liegt es mit den Franzosen. Die Konferenz von Janet aus Paris über die Schwankungen des geistigen Niveaus war vielleicht der künstlerisch vollendetste Vortrag. Wie war hier alles einzelne sonnenklar hingestellt, wie glänzend waren die Antithesen, wie unerschöpflich der Reichtum an Worten und Wendungen, mit denen irgend ein komplizierter geistiger Zustand herausgehoben wurde: und doch fehlte uns deutschen Psychologen im eigentlichen Sinne die Bedeutung des Ganzen. Janet beschrieb, aber er interpretierte nicht; es fehlte uns das geistige Band, es fehlte uns die geistige Verarbeitung, die Fassung in bestimmte psychologische Begriffe, auf die die deutsche Psychologie trotz aller Gegensätze im einzelnen einmütig hinaus will. Eine Ergänzung zu dem vorwiegend deskriptiven Interesse der französischen Psychologie bot der Vortrag von Sollier aus Paris, über das Bewußtsein und seine Grade. In diesem Vortrage zeigte sich das Konstruktive des französischen Geistes. Wenn etwa gesagt wurde, das psychische Leben zerfalle in Vorgänge der Destruktion und Reintegration (Kraftverbrauch und Kraftzuwachs) und die ersteren seien von Bewußtsein begleitet, die letzteren nicht, so kann man allerdings aus dem Anteil, den in jedem Moment destruktive und reintegrierende Vorgänge an dem psychischen Leben haben, wie nach einer Formel den in diesem Moment vorhandenen Bewußtseinsgrad berechnen. Hier ist ein Zusammenhang, der weit über die Deskription hinausgeht; aber dieser Zusammenhang ist konstruiert: er besteht zwischen hypothetischen Begriffen, nicht zwischen den Dingen selbst, und der Deutsche will nicht Zusammenhänge zwischen Begriffen konstruieren, sondern Zusammenhänge zwischen Tatsachen finden. In diesem Streben ist er dem Engländer wiederum verwandter als dem Franzosen. Zu der französischen Psychologie gibt es keinen durchgreifenden Gegensatz; eher findet eine gegenseitige Ergänzung statt: dagegen die englische, oder wenn man will amerikanische Psychologie gerät mit uns auf dem Boden der Folgerungen aus reinen Tatsachen in erhebliche Differenzen. William James aus Cambridge sprach am Sonntag vormittag vor der weitaus größten Versammlung dieses Kongresses über den Begriff des Bewußtseins. Er wurde bei seinem Auftreten mit stürmischem Applaus begrüßt. Die unerschütterliche Ruhe, mit der er diesen Gruß über sich ergehen ließ, zeigte, wie sehr dieser seltene Mann jenseit von Mißgunst und Anerkennung steht. Man sieht ihm an, daß er keinen Schritt wieder zurückgehen kann, und man zweifelt nicht, wenn man diesen reifen Kopf sieht und die endgültige Sicherheit aus seinen Worten heraushört, daß er keinen Schritt mehr weiter gehen wird. Nach dem Vortrag sprach Lipps und erklärte seinen absoluten Widerspruch, leidenschaftlich und erregt, mit dem Ernste eines Mannes, der auf dem Felde seines Lebenswerkes einen ebenbürtigen Gegner erblickt. Aber nun zur Sache selbst. Es gibt eine Richtung in der Psychologie, die als Psychologismus bezeichnet wird. Psychologist im weitesten Sinne ist derjenige, welcher die Welt in eine Summe von psychischen Inhalten auflöst und ihre grundlegenden Gesetze, die der reinen Logik und Mathematik als psychologische Gesetzmäßigkeiten ansieht. Der Psychologismus ist im ganzen eine dem modernen Impressionismus verwandte Erscheinung. Der impressionistische Maler fragt nicht: wie sehen die Dinge aus, welche Farben und Formen haben sie so, wie sie an sich sind?, sondern er fragt: wie sehe ich die Dinge? Er malt in der Dämmerung vielleicht Gegenstände, die er gar nicht erkennt; er gibt den Eindruck, und nichts als diesen. Gleicherweise kennt der Psychologist nichts als Bewußtseinsinhalte und deren Beziehungen. So wenig aber der impressionistische Maler eine Aesthetik der reinen Formen und Farben aufhebt, so wenig sollte der Psychologe seine Gesetzmäßigkeiten an Stelle der logischen und mathematischen setzen. Der Psychologist aber gleicht dem Maler, der sagen wollte: Es gibt in der Welt überhaupt keine Gegenstände, sondern nur diese Farbenflecke.

Dieser Psychologismus wurde auf dem Kongreß am eindrucksreichsten von W. James vertreten, und am lebhaftesten von Lipps bekämpft. Die Argumente, die von beiden Seiten vorgebracht wurden, gehören vor das Forum der Fachliteratur; hier sei nur erwähnt, daß dieser Gegensatz doch letzten Endes innig mit philosophischen Problemen verwachsen ist, die allzeit als divergierende Grundrichtungen in der Geschichte der Philosophie zutage getreten sind.

Nicht minder hat seine philosophische Bedeutung das zweite Hauptproblem, das in den Verhandlungen dieses Kongresses zur Sprache kam und gleichfalls an die Persönlichkeit Lipps' anknüpft. Es ist die Frage nach dem Verhältnis von

Digitized by Google

Gehirnphysiologie und Psychologie: In welchem Sinne sind die gehirnphysiologischen Einsichten für die Psychologie verwertbar?

Flechsig aus Leipzig suchte in seinem Vortrage über Gehirnphysiologie und Willenstheorien aus seinen glänzenden physiologischen Untersuchungen die Hauptsätze der Psychologie des Willens herzuleiten, während Lipps am Tage vorher gesagt hatte: erst wenn die Psychologie am Ende sei, d. h. erst wenn das System aller psychologischen Einsichten auf introspektivem Wege ausgebaut sei, dürfe man eine Psychophysiologie als die Vereinigung der psychologischen mit den physiologischen Einsichten ins Auge fassen.

Es scheint zunächst nur ein Gegensatz der Methode zu sein, aber mehr als in irgend einer anderen Wissenschaft ist in der Psychologie die Methode das Ausschlaggebende. Die hirnphysiologische Methode nimmt eine Menge erkenntnistheoretischer Voraussetzungen als erfüllt an, wenn sie eine psychologische sein will, und die rein psychologisch introspektive hat mit all den Einwendungen zu kämpfen, die man gegen die Selbstschau des Ich zu machen pflegt. Daß im Gegensatz der Methode hier das uralte Problem des Verhältnisses von Leib und Geist wiederum aufsteigt, kann niemand entgehen; es wird weiterhin um die Methoden gekämpft werden; das Erfreuliche an diesem Kampfe ist, daß wir schon jetzt, wenn auch nur aus weiter Ferne, einen Vereinigungspunkt von beiden Seiten her sehen. Die Naturwissenschaftler nennen es die physiologische Psychologie, die Psychologen die Psychophysiologie.

Jeder einzelne ist von diesem Kongreß mit seiner einzelnen Meinung nach Hause gegangen, und ich bin auch nur einer von diesen vielen; aber ich glaube alle Psychologen sind sich darin einig, daß es für sie unerläßlich ist, nicht nur Bücher, sondern auch die Menschen zu kennen, die dahinter stehen: und in diesem Sinne war der Kongreß ein eminent psychologischer.

—mm.

Bücher und Zeitschriften.

Die Religion Babyloniens und Assyriens. Von Morris Jastrow jr., Professor der semitischen Sprachen an der Universität von Pennsylvanien (Philadelphia). Vom Verfasser revidierte und wesentlich erweiterte Uebersetzung. Gießen, J. Rickersche Buchh., 1905. 1. Bd. X, 552 S.

In Nr. 282 (11. Oktober) des Jahrganges 1899 der Beilage hat Professor Hommel das englische Original des vorliegenden Werkes angezeigt. Das überaus scharfe Urteil kann der deutschen Ausgabe gegenüber in vollem Umfange entschieden nicht aufrecht erhalten werden. Der Verfasser hat die lange Spanne Zeit seither rastlos an dem Werke weitergearbeitet und sich redlich bemüht, es „durch Um- und Ueberarbeitung auf den neuesten Stand der Forschung" zu bringen. Dieses Streben hat besonders intensiv noch während der Drucklegung sich betätigt, wozu die neu zugänglich gewordenen Quellen weniger als hervorragende Bearbeitungen, wie namentlich H. Zimmerns Anteil an der neuen Ausgabe von Schraders „Keilinschriften und das Alte Testament" Veranlassung gegeben haben. Das Erscheinen der einzelnen Lieferungen ist dadurch außerordentlich verzögert worden. Während das Geleitwort der ersten, im Juli 1902 ausgegebenen Lieferung die Fertigstellung des ganzen Werkes für Jahresfrist versprach, konnte die 7. Lieferung, die die erste Hälfte des Ganzen abschließt, erst im Oktober 1904 zur Ausgabe gelangen. Das ist kein Schade, es liegt vielmehr sehr im Interesse des Werkes, das berufen ist, auf lange Zeit hinaus auf jeden Fall die ausführlichste Darstellung der Religion Babyloniens und Assyriens zu bieten, wenn ihm die neuere und neueste Forschung recht ausgiebig zugute kommt. Es wäre bedauerlich, wenn sich der Verfasser, wie es nach dem Geleitswort der ersten Lieferung den Anschein gewann, durch Rücksicht auf den „Mangel an Zeit" davon hätte abhalten lassen, auch diejenigen neueren Quellenpublikationen der Cuneiform Texts des Brit. Museums für seine Zwecke zu exzerpieren, die zur Zeit in Uebersetzungen noch nicht vorliegen. Andrerseits freilich hat diese Verzögerung auch eine gewisse Ungleichheit der einzelnen Teile im Gefolge, und zwar nicht nur in äußerlichen Dingen, sondern auch in bezug auf die Qualität des Gebotenen, und es kann nicht verschwiegen werden, daß die, allerdings verhältnismäßig schwierigeren ersten Kapitel, die Land und Volk und die einzelnen Gestalten des Pantheons behandeln, viel anfechtbarer sind als die späteren, die unter Mitteilung sehr zahlreicher Textproben die religiöse Literatur behandeln.

Der Verfasser ist sich selbst darüber klar, daß es auch noch heute ganz unmöglich ist, eine „vollständig befriedigende Geschichte der babylonisch-assyrischen Religion zu schreiben". Wenn er trotz dieser Erkenntnis sich an die Aufgabe gewagt hat, so hat er sich dabei von dem Bestreben leiten lassen, „nur solche Ergebnisse der Forschung aufzunehmen, die allgemeine Billigung gefunden haben". Damit läßt sich aber das gesteckte Ziel einfach nicht erreichen, ganz abgesehen davon, daß einen derartigen Grundsatz allenfalls ein Chronist und der Verfasser eines Lehrbuches durchführen kann, nie aber bei dem heutigen Stand der Erforschung religiöser Urkunden der Geschichtschreiber der Religion Babyloniens und Assyriens. Für einen solchen gibt es nur zwei Möglichkeiten, entweder er bescheidet sich dabei, einen möglichst erschöpfenden Ueberblick über das Tatsächliche zu geben, wie das mit wahrhaft imponierender Selbstverleugnung der erste lebende Kenner der altorientalischen Religionsurkunden H. Zimmern in „Keilinschriften und das alte Testament", 3. Aufl., getan hat, oder aber, er riskiert eine pragmatische Darstellung, und das hat Jastrow getan. Eine pragmatische Darstellung kann man aber mit dem Grundsatz, nur das allgemein Anerkannte zu verwerten, unmöglich schreiben, sie hat zur ersten Voraussetzung eine bewußte, klar ausgebildete Gesamtauffassung des Historikers, die immer etwas Subjektives an sich hat. Das ist in jeder Wissenschaft so, ganz besonders aber in der alten Religionsgeschichte, in der noch Grundfragen zur Diskussion stehen; und gerade die Auseinandersetzung mit den Grundfragen muß den Ausgangspunkt jeder pragmatischen Darstellung bilden. Der Standpunkt wohlwollender Neutralität ist politisch, aber nicht wissenschaftlich. Dieses ängstliche Festhalten an dem consensus doctorum, dieser völlige Verzicht auf eine eigene Ueberzeugung in allen grundlegenden Fragen macht namentlich den ersten Teil, der sich mit den einzelnen Gestalten des Pantheons befaßt, als Ganzes ungenießbar, so geschickt auch gerade in ihm die Zusammenstellung des urkundlichen Materials ist. Die „weiteren Kreise", für die das Buch ja in erster Linie bestimmt ist, werden mit der Fülle von Namen, die ihre Sprache nicht reden dürfen, kaum etwas anzufangen wissen, und der Fachmann wird ja wohl gelegentlich die reichlichen Stellenzitate dankbar benützen, große Dienste werden aber auch ihm die Zusammenstellungen nicht leisten, geschweige, daß sie ihm eigene Sammlungen ersetzen könnten. Einen wirklichen Dienst aber hätte Jastrow der Wissenschaft geleistet, wenn er eine geschichtliche Darstellung des babylonisch-assyrischen Pantheons versucht hätte, die von dem astralen Grundcharakter der alten Religion ihren Ausgangspunkt nimmt und in den Gestalten des Pantheons Begriffe, die etwas zu sagen haben, nicht nur Namen und Nummern sieht. Dadurch erst hätten die „weiteren Kreise" eine Anschauung von dem Charakter der Religion Babylons und Assyriens gewonnen und Mißgriffe im einzelnen hätte auch der Fachmann nicht allzu strenge angekreidet, sie wären weit zurückgetreten gegenüber dem Verdienst, eine Entwicklungsgeschichte der im Pantheon repräsentierten Vorstellungswelt zu schreiben, auch nur versucht zu haben.

Der Verzicht des Verfassers auf die Geltendmachung seiner eigenen Anschauung kommt besonders charakteristisch zum Ausdruck in seiner Stellung zur „sumerischen" Frage, in der er glaubt, eine „unparteiische Entscheidung" zu fällen, die sowohl den Sumeristen wie ihren Gegnern gerecht wird, als ob es darauf ankäme, und es sich nicht vielmehr einzig darum handelte, der Wahrheit gerecht zu werden. Jastrow aber läßt die „Theorie auf sich beruhen" und glaubt auch tatsächlich, damit auszukommen. Freilich ist es bei dem Stand der Dinge heute und auf absehbare Zeit unmöglich, eine reinliche Scheidung zwischen sumerischem Erbteil und ursprünglich „semitischem" Element in der babylonisch-assyrischen Religion vorzunehmen, aber irgend eine feste Ueber-

zeugung sollte wenigstens der Geschichtschreiber für seine Person haben, wenn er auch in der Darstellung den problematischen Charakter seiner Ausführungen gewissenhaft betont.

Weitaus erfreulicher wirkt das Buch in seinem Hauptteil, der Darstellung der religiösen Literatur. Das bemerkenswerte Geschick des Verfassers für anschauliche Darstellung kommt hier voll zur Geltung und durch überaus reichliche Literaturproben gewinnt auch der ferner stehende Leser tatsächlich einen Einblick in das religiöse Leben und Fühlen der Alten, wenn dieser auch unverhältnismäßig fruchtbarer würde, wenn der Leser im ersten Teil auch in die Elemente der geistigen Vorstellungswelt eingeführt worden wäre. Aber um dieses Hauptteiles willen kann das Buch warm empfohlen werden. Es ist eine heute einzigartige Sammlung von Literaturproben in durchaus ansprechender Form. Eines muß freilich auch hier zur Sprache kommen. Die mitgeteilten Texte bieten fast durchweg im Original dem Uebersetzer außerordentliche Schwierigkeiten, die nur in jahrzehntelanger Arbeit von zahlreichen Fachgenossen mühselig behoben worden sind. Davon merkt der Leser des Jastrowschen Buches freilich nichts. Hier werden lediglich die Originaltexte zitiert, der Vorarbeit der Uebersetzung dagegen wird kaum gedacht. Das ginge noch an, wenn Jastrow wirklich alle Texte durchaus selbständig neu bearbeitet hätte. Aber das scheint nicht der Fall zu sein. Soweit ich sehe, hat Jastrow ausschließlich solche Texte reproduziert, die schon in Uebersetzung vorlagen. Die Uebersetzungen selbst erweisen sich nach Stichproben mehr als stilistische Ueberarbeitung der vorhandenen Uebersetzung — allerdings immer auf Grund der Vergleichung des Originals — denn als selbständige Arbeit. Stellen, wo die bisherigen Bearbeiter ratlos waren, sind, auch wo jetzt der Sinn völlig klar ist, meist gleichfalls in dubio gelassen. Darüber wäre bei dem Charakter des Buches kein Wort zu verlieren, wenn Jastrow selbst wenigstens im Vorwort sein Verhältnis zu seinen Vorläufern klargestellt hätte, da er das nicht getan hat, mußte davon gesprochen werden, zumal da ja auch den nichtassyriologischen Kreisen, an die sich das Buch vor allem wendet, besser durch den Hinweis auf die immer noch leichter zugänglichen anderweitigen Uebersetzungen gedient ist, als durch Zitate aus autographierten Quellenpublikationen.

Die bedeutsame Rolle, die das Werk als zur Zeit einzige umfassende Darstellung des Gegenstandes spielen wird, rechtfertigt ein näheres Eingehen und fordert ein klares Urteil auch über seine Mängel. Trotz dieser Mängel kann es allen, die sich mit der Religion Babyloniens und Assyriens eingehender beschäftigen wollen, empfohlen werden. Auch der zweite Band, der zunächst Klagelieder und Bußgebete, Mythen und Epen, dann eine Darstellung des Kultus in seinem ganzen Umfang verspricht, wird sicherlich ebenso wie der zweite Teil des vorliegenden ersten Bandes dem Leser ein anschauliches Bild vermitteln. Ein ganz besonderes Verdienst aber wird sich die Verlagshandlung durch die Lieferung eines Bilderatlas, der sich eng an das vorliegende Werk anschließen soll, erwerben.

Otto Weber.

Allgemeine Rundschau.

Schiller und die ärztlichen Studien.

Unter dem Titel „Schiller als Arzt“ hat der Breslauer Professor der Geschichte der Medizin Dr. Magnus in der letzten Nummer der Deutschen medizinischen Wochenschrift eine beachtenswerte kleine Studie über die Bedeutung, die in Schillers Gesamtentwicklung seinen ärztlichen Studien zukommt, erscheinen lassen. Sie beginnt mit einer Zusammenstellung der medizinischen Schriften Schillers und schließt daran eine eingehende Analyse derselben. Magnus zeigt, daß man diese Studien nur im Geiste ihrer Zeit betrachten darf, in dem Geiste Hofmanns, Stahls, Boerhaves, deren System damals die medizinische Wissenschaft beherrschte. Es kann nicht entgehen, daß die philosophische Auffassung der Medizin, wie sie jenen eigen war, den zutreffenden Resonanzboden in Schillers Geistesrichtung fand. Der philosophische Grundzug war es auch, der Schiller zum Studium der Heilkunde hinführte. „Nicht die Erkenntnis der körperlichen Veränderungen in gesunden wie kranken Tagen, sagt Magnus, suchte Schiller in der Medizin, nicht die heilenden Künste der Therapie strebte er zu gewinnen, nicht die technischen Fragen interessierten ihn, sondern was er gemäß seiner geistigen Beanlagung in der Medizin suchte, das war ein allgemeiner, erschöpfender Einblick in das Seelenleben, ein Begreifen und Erkennen der Wesenheit des im Menschen sich regenden Ichs. Dieses Ich mit seinem Denken und Fühlen, seinem Empfinden und Wahrnehmen wollte er fassen. Sein Streben war also gerade auf einen Punkt gerichtet, an dem die Medizin des 18. Jahrhunderts ebenso versagte, wie dies die des 20. Säkulums auch noch tut und der der medizinischen Forschung voraussichtlich wohl noch gar lange, wenn nicht für immer, dunkel bleiben wird. Diesen kritischen Punkt mit Hilfe einer philosophisch arbeitenden Medizin zu überwinden, das war das Streben unseres großen Kollegen, und darin lag für ihn ausschließlich der Reiz und der Wert des medizinischen Studiums. Dieser Gedanke hat ihn offenbar seinerzeit auch dazu bestimmt, die Juristerei mit der Heilkunde zu vertauschen, wie er ihn auch während seiner Studienzeit niemals verlassen hat. In welchem Umfang und mit welcher Lebhaftigkeit ihn dieser Gedanke bis zu seinem Abgang von der Karlsschule beschäftigt hat, das zeigen seine beiden Arbeiten über die Philosophie der Physiologie und über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. Ihr Inhalt ist vornehmlich philosophischer Natur. Es sind Betrachtungen über die zwischen psychischen und physischen Vorgängen bestehenden Wechselbeziehungen; Erwägungen darüber, wie die Psyche auf die Körperfunktionen gestaltend einwirkt und welchen Einfluß die körperlichen Vorgänge auf das Verhalten der Psyche ausüben. Das reale, naturwissenschaftliche Band, welches diese vielfach an den Animismus Stahls erinnernde Darstellung mit der Medizin verknüpft, ist dabei ein gar schwächliches, unzulängliches. Denn da Schiller den Begriff Seele substantiell gar nicht zu fassen vermag und außerdem auch noch einsehen muß, daß das, was Seele und Körper miteinander verknüpft, ihm völlig unbekannt ist — sagt er doch im § 2 der Arbeit über den Zusammenhang der tierischen Natur ganz offen: „Aber die Tätigkeit der menschlichen Seele ist — aus seiner Notwendigkeit, die ich nicht erkenne, und auf eine Art, die ich noch nicht begreife — an die Tätigkeit der Materie gebunden“ —, so sucht er das ihm in diesem Punkt mangelnde Wissen durch ein Zurückgreifen auf das spekulative Nervenfluidum, auf die Lebensgeister zu ersetzen.“ Im weiteren Verlaufe seiner Untersuchung wirft Magnus die Frage auf: Ist Schiller durch sein Medizinstudium in seiner geistigen Entwicklung und in seiner Lebensanschauung beeinflußt worden? Und Magnus' Antwort lautet wie folgt: „Ausschließlich die erste Periode seiner dichterischen Tätigkeit ist es, aus der klar und unverschleiert der mächtige Eindruck zu erkennen ist, den auf Schiller die Beschäftigung mit der Medizin, die fachmännische Kenntnisnahme von Krankheit, Tod und Verwesung gemacht haben. Abgesehen von den geringen medizinischen Reminiszenzen, welchen wir in den „Räubern“ (z. B. Akt 5, Szene 2, Daniel und Franz) begegnen, sind es hauptsächlich die Leichenphantasie, jener mit allen Schrecken der Sterblichkeit ausgestattete, in den grellsten materialistischen Tönen vorgetragene Sang auf den Tod des jungen August v. Hoven (gestorben den 13. Januar 1780 in der Karlsakademie), die Melancholie an Laura und die Elegie auf den Tod eines Jünglings, welche uns zeigen, daß Schiller in ganz gewaltiger Weise von dem Ernst unserer Wissenschaft gepackt worden war. Besonders in dem Gedicht „Melancholie an Laura“ sehen wir ihn pessimistisch-materialistische Pfade wandeln, wie sie ein junger, feuriger Geist unter dem wuchtigen Einfluß der mit Tod und Verwesung so innig vertrauten Medizin einzuschlagen wohl bewogen werden konnte. Gerade in diesem Gedicht ist Schiller ganz der materialistisch stark angekränkelte Arzt, der mit fachmännischem Blick schon in dem blühenden, jugendlichen Leib die kommende Vernichtung sich nahen sieht. Noch stärker tritt der Einfluß der medizinischen Erziehung in der Anthologie zutage, jener Sammlung jugendlicher Gedichte, welche Schiller mit einigen Freunden verfaßt und im Jahre 1782 herausgegeben hat. Trägt doch das erste Blatt dieses Büchleins die Widmung: „Meinem Prinzipal dem Tod zugeschrieben.“ Und dieser seltsamen Widmung folgt als

Digitized by Google

dann eine Ansprache an den Tod, in welcher dieser der „Zar alles Fleisches“ genannt wird und in der sich Schiller als „dem äskulapischen Orden einverleibt“ ganz ausdrücklich bekennt. Damit hören aber die medizinischen Reminiszenzen und die medizinischen Bekenntnisse Schillers eigentlich auf. In seinen späteren Werken verrät nichts mehr, daß unser großer Kollege die Welt und die menschlichen Verhältnisse mit medizinisch-naturwissenschaftlichem Auge geschaut oder erfaßt habe.“

*

Schiller und Cervantes.

Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen erleben wir es jetzt, wie zur gleichen Zeit zwei Völker einen Dichter als Heros und Held ihrer Größe und ihrer Kultur feiern und alle Parteien sich in seiner Verehrung zusammenfinden. Während wir im Gedächtnis an Schillers hundertsten Todestag uns wieder des wundervollen Wortes „denn er war unser“ bewußt werden, begehen die Spanier eben jetzt den dreihundertsten Geburtstag ihres Nationalwerkes, des „Don Quixote“. Da heute gar vielen die Namen Schiller und Cervantes vereint erscheinen, ist es vielleicht, so wird der Vossischen Zeitung geschrieben, nicht uninteressant, auf gewisse Zusammenhänge zwischen dem großen Idealisten und dem scharfen Verspotter aller Schwärmerei hinzuweisen, die beide doch in den Höhen eines reinen Strebens sich wieder versöhnt die Hände reichen. Schiller hat früh auf der Karlsschule den „Don Quixote“ gelesen und auch in späteren Briefen noch gern ein Bild oder eine Bemerkung aus dem edlen Ritter von la Mancha zitiert, so wenn er den Schwestern Lengefeld gegenüber die plötzlich erlangte Jenenser Professur für Geschichte mit der Statthalterschaft Sancho Pansas vergleicht, der auch gemeint habe: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand, und habe ich nur erst die Insel, so will ich sie regieren wie ein Daus.“ Schon in der Vorrede zu den „Räubern“ vergleicht er Karl Moor mit Don Quixote, wenn er sagt: „So war der seltsame Don Quixote fertig, den wir im Räuber Moor verabscheuen und lieben, bewundern und bedauern“, und in jener merkwürdigen Selbstrezension seines Erstlingsdramas, in der er eine so außerordentliche Fähigkeit im Zergliedern und Beurteilen des eigenen Werkes zeigt, führt er Cervantes als einen der Hauptanreger und wichtigsten Einflüsse an: „Wofern ich mich nicht irre,“ sagt er, „dankt dieser Mensch seine seltenen Grundzüge dem Plutarch und Cervantes, die durch den eigenen Geist des Dichters, nach Shakespearescher Manier, in einem neuen, wahren und harmonischen Charakter unter sich amalgamiert sind.“ Eugen Kühnemann hat in seinem eben erschienenen „Schiller“ wieder auf diesen Zusammenhang aufmerksam gemacht. „Jedermann,“ sagt der Rezensent Schiller, „kennt den ehrwürdigen Räuber Roque aus dem „Don Quixote“. In ihm ist das Bild des edlen Räubers, dessen gewaltige Körperkraft und kriegerische Ausrüstung Furcht erregt und dessen Mitleiden, Edelmut und hilfbereites Eintreten für Arme und Unterdrückte wie ein ernsthaftes Gegenbild zu dem irrenden Ritter auftritt, auf immer vorgezeichnet. Auch Karl Moor ist solch ein edler Räuber, aber fast noch mehr als der ruhige und ernsthafte Roque ist Don Quixote selbst sein Vorbild in den kühnen Idealen, in den schwärmerischen Plänen, denen er nachstrebt, und die er doch nie verwirklichen kann. Wie im „Don Quixote“ ist auch in den „Räubern“ der Kampf des Genies gegen eine Weltordnung, das Ringen des großen Menschen mit der gewöhnlichen Plattheit und Bosheit des Lebens geschildert, nur daß der große Humorist alles ins Satirische und Groteske kehrt, während der Tragiker seinen Helden im heiligen Streben, im bereuenden Erkennen untergehen läßt.“

*

Kleinere Mitteilungen.

W. **Die Polarfahrt des Herzogs von Orléans.** Aus **Christiania** wird gemeldet: Das vom Herzog von Orléans gemietete Polarschiff Belgica mit der Expeditionsausrüstung des Herzogs ist am 7. Mai von Sandefjord nach Bergen abgegangen, wo der Herzog selbst an Bord geht. Von Bergen geht die Fahrt nach Spitzbergen, Franz Josephsland und Grönland, wo Meeresuntersuchungen vorgenommen werden sollen, dann weiter nach den Shannon-Inseln, wo der Herzog von Orléans die Depots der amerikanischen Ziegler-Expedition untersuchen und eventuell die dort befindlichen Mitglieder dieser Expedition aufnehmen will. Die Rückkehr des Herzogs von Orléans nach Ostende wird Mitte September erwartet.

* **Zweiter internationaler botanischer Kongreß Wien 1905.** Am Montag begann die erste der großen wissenschaftlichen Exkursionen, welche anläßlich des internationalen botanischen Kongresses veranstaltet werden. Dieselbe führt die Teilnehmer durch das Küstenland, Dalmatien, Montenegro, die Herzegowina und Bosnien und ist auf etwa vier Wochen veranschlagt. Die Führung dieser Exkursion haben die Herren Dr. A. Ginzberger, Adjunkt am Botanischen Garten in Wien, Othmar Reiser und Karl Maly in Sarajewo übernommen. An dieser Exkursion beteiligt sich eine größere Anzahl ausländischer Gelehrter.

* **Die Kaiserliche Biologische Anstalt für Land- und Forstwirtschaft in Dahlem.** Am 1. April d. J. ist die bisherige Biologische Abteilung für Land- und Forstwirtschaft am Kaiserlichen Gesundheitsamte, wie bereits kurz gemeldet, von dieser Behörde losgelöst und eine selbständige Behörde obigen Namens geworden. Sie hat ihren Sitz in Dahlem bei Steglitz erhalten, wo ihr auf ihrem 10 Hektar großen, an der Chaussee Steglitz-Dahlem gelegenen Versuchsfelde ein stattliches Dienstgebäude errichtet worden ist. Sie soll der Land- und Forstwirtschaft dienen durch Auskunftserteilung über alle in ihr Arbeitsgebiet fallenden Fragen und durch wissenschaftliche Forschung. In letztgenannter Hinsicht hat sie in erster Linie die Aufgabe, die Beziehungen der Kulturpflanzen zu den über und unter der Erde mitlebenden Geschöpfen zu klären, die Freunde der Kulturpflanzen beschützen, die Feinde derselben bekämpfen zu lehren; in zweiter Linie die Aufgabe, die Krankheiten der niederen, für Land- und Forstwirtschaft nützlichen oder schädlichen Tiere (zum Beispiel der Bienen einerseits, der schädlichen Raupenarten andrerseits) zu studieren, um daraus Nutzen für die Pflege bezw. für die Bekämpfung dieser Tiere zu ziehen. Ihr Arbeitsgebiet ist begrenzter als das der landwirtschaftlichen Hochschulen, kann aber deshalb intensiver bearbeitet werden, als es dort oder an den mit praktischen Kontrollen aller Art überhäuften landwirtschaftlichen Versuchsstationen möglich ist. Gerade der Umstand, daß es sich hier um noch zu wenig ausgebaute Zweige der Wissenschaft handelt, die für Land- und Forstwirtschaft nichtsdestoweniger von großer Bedeutung sind, hat Veranlassung gegeben, daß auf eine 1897 vom Reichstagsabgeordneten Schulz-Lupitz gegebene Anregung hin die jetzt zu einer selbständigen Anstalt gewordene biologische Abteilung gegründet wurde. Auf die von ihr zur Belehrung der Land- und Forstwirte herausgegebenen Flugblätter sind die Leser unserer Zeitung schon öfters aufmerksam gemacht worden. Sie veröffentlicht außerdem wissenschaftlich gehaltene „Arbeiten“, die im Verlage von P. Parey und Springer erscheinen.

* **Der Jahresbericht des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz** für 1904/05 ergibt, daß diese Sammlungen gegenwärtig 20,580 Nachbildungen von Altertümern aus den verschiedenen Kulturperioden Deutschlands, von der frühesten Besiedelung an bis zum Ende der Völkerwanderung aufweisen. Zu dieser Zahl treten noch 3486 Originale, die teils im Austausch gegen Abgüsse oder durch Ankäufe erworben, teils dem Museum geschenkweise übergeben worden sind. Im Berichtsjahre selbst fand eine Vermehrung der Nachbildungen um 523 Nummern statt, von denen 436 in den Werkstätten des Museums hergestellt wurden, während 87 auswärtigen Ursprungs sind. An Originalen betrug der Zuwachs des Berichtsjahres 384 Nummern, die großenteils nicht einzelne Gegenstände, sondern kleine Fundgruppen bedeuten. Das Wichtigste ist der Inhalt von 87 Gräbern eines frühfränkischen Reihenfriedhofs des 5. bis 6. Jahrhunderts aus Schwarzrheindorf bei Bonn. Von besonderem Interesse ist unter diesen Grabfunden eine große Anzahl von Gläsern und Tongefäßen, die römische Technik und Formgebung aufweisen; auch eine Anzahl seltener Münzen. Auch die Sammlung von Zeichnungen und

photographischen Aufnahmen hat sich erfreulich vermehrt. Leider ist der Platz im Museum so beschränkt, daß die Aufstellung des im Berichtsjahr erfolgten Zuwachses vorläufig durchaus unmöglich ist.

Hochschulnachrichten.

□ **Straßburg.** Mit einer Habilitationsschrift „Quaestiones Plinianae geographicae" und einer Antrittsvorlesung über „Die Bedeutung Galliens für die römische Literatur" hat sich am 6. d. M. Dr. Alfred Klotz aus Zittau als Privatdozent für klassische Philologie habilitiert.

* **Gießen.** Die Ernennung des bisherigen Professors in Greifswald Dr. Walther König zum ordentlichen Professor des gleichen Faches an der hiesigen Universität ist soeben amtlich bekannt gemacht worden.

hc. **Bonn.** Auf eine 25jährige Tätigkeit als akademischer Lehrer an der hiesigen Universität kann am 10. Mai der außerordentliche Professor der Geologie und Paläontologie Dr. Johannes Pohlig zurückblicken. Professor Pohlig, ein Deutschböhme, steht im 50. Lebensjahre.

* Der Privatdozent in der juristischen Fakultät Dr. R. Müller-Erzbach ist auch in diesem Semester nach Göttingen beurlaubt, woselbst ihm die Abhaltung von Vorlesungen und seminaristischen Uebungen aus dem Gebiete des Versicherungswesens und Versicherungsrechts übertragen worden ist.

* **Marburg.** Hier ist am Sonntag (7. d. M.) der Privatdozent an der Universität Rechtsanwalt Dr. Viktor Schmidt im Alter von 79 Jahren gestorben.

* **Freiburg i. Schw.** Am 6. d. M. ist in seiner Heimat Bitschweiler im Elsaß der ordentliche Professor für Geschichte und Kirchengeschichte an der hiesigen Universität und Universitätsbibliothekar Dr. Karl Holder gestorben. Der Verstorbene, der ein Alter von 39 Jahren erreichte, hat dem geistlichen Stande angehört.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

George Moore: Ird. u. himml. Liebe. Roman. 2 Bde. Berlin 1905. Egon Fleischel u. Co. 412 u. 320 S. — C. Viebig: Naturgewalten. Neue Geschichte a. d. Eifel. Ebda. 1905. 276 S. — Wilhelm Hegeler: Flammen. Roman. Ebenda. 355 S. — Friedrich Ratzel: Glücksinseln und Träume. Gesammelte Aufsätze aus den Grenzboten. Leipzig 1905. Fr. Wilh. Grunow. 515 S. — Miguel de Cervantes-Saavedra: Leben und Taten des scharfsinnigen Edlen Don Quijote von La Mancha. Nach der Tieckschen Uebersetzung für Schule und Haus bearbeitet von Guido Müller. Köln a. Rh. Schafstein u. Cie. 277 S. — Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Kriegsministers Grafen v. Roon. Sammlung von Briefen, Schriftstücken und Erinnerungen. Erster Band mit einem Bildnisse und einem Faksimile. Berlin 1905. Eduard Trewendt. 112 S. — Paul Schultze-Naumburg: Die Entstellung unseres Landes. Mit 71 Abbildungen. (Flugschriften des Bundes Heimatschutz.) Halle a. S. 1905. Gebauer-Schwetschke. 67 S. — E. Marlitt: Das Heideprinzeßchen. Roman. (E. Marlitts gesammelte Romane und Novellen. 2. Band.) Stuttgart, Berlin, Leipzig. Union, (Deutsche Verlagsgesellschaft). 416 S. — Frhr. v. Streiewend: Epische Gedichte. (Allgemeine National-Bibliothek. No. 352.) Wien. Theodor Daberkow. — Derselbe: Abhandlungen. (Allgem. Nat.-Bibliothek. No. 353—357.) Ebenda. — Gottfried Schwarz: Das Banner der Freiheit. Monatsschrift. (10. Jahrgang. 111. Heft. März 1905: Der Kampf um die Denkfreiheit.) Karlsruhe i. B. Selbstverlag des Verfassers. 32 S. — Prof. Dr. Walter Schücking: Die Nichtigkeit der Thronansprüche des Grafen Alexander von Welsburg in Oldenburg. (Arbeiten aus dem juristisch-staatswissenschaftlichen Seminar der kgl. Universität Marburg. Heft 2.) Marburg a. L. 1905. Oskar Ehrhardts Universitätsbuchhandlg. (Georg Schramm). 112 S. — Moderne Zeitfragen. Herausgeber Dr. Hans Landsberg. (No. 1: Strafrechtsreform von Prof. Dr. Ferdinand Tönnies in Kiel. No. 2: Kirche, Staat und Schule von Prof. Dr. Wilhelm Rein in Jena. No. 3: Der Grossstadtverkehr von Dr. phil. et jur. J. Kollmann.) Berlin. Pan-Verlag. — Vierteljahreshefte für Truppenführung und Heereskunde. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. (2. Jahrgang. 1905. Zweites Heft. Mit 8 Skizzen im Text und 4 Karten als Anlagen.) Berlin. E. S. Mittler u. Sohn. S. 199—391. — Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte 1788—1805. Hersg. und erläutert von Wilhelm Fielitz. 3 Bände. Stuttgart u. Berlin. J. G. Cotta Nachf. 300, 266 u. 205 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

H. Haessel Verlag in Leipzig.

Soeben erschien:

Südwärts! Die Expedition von 1893 bis 1895 nach dem südlichen Eismeere. Von H. J. Bull.	Unter den Nachbarn des Nordpols. Von Eiwind Astrup.

Autorisierte Uebersetzungen aus dem Norwegischen von Margarethe Langfeldt.

Mit 16 Vollbildern, 1 Text-Illustration, 3 Plänen u. 2 farb. Tafeln. 15 Bogen. 8°. M. 4.— geheftet, M. 5.— gebd.	Mit 12 Vollbildern, 64 Text-Illustrationen und 3 Karten. 18 Bogen. 8°. M. 4.— geheftet, M. 5.— gebd

Ausführlicher Prospekt durch den Verlag. (.)

Zwei treffliche Reisewerke.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen!

Erinnerungen

von

Adolf Wilbrandt

Mit Porträt

Geheftet M. 3.—. In Leinenband M. 4.— (f)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Akademischer Verlag Leipzig u. Wien.

Soeben erschienen: „Die österreichisch-ungarische Sphinx". Von Herrn Sektionschef Ritter von .... z. Bei der in Oesterreich herrschenden Krise ebenso aktuell wie hochinteressant, umsomehr, als die Broschüre von einem der höchsten Beamten und ehemaligen Abgeordneten stammt. — „Zwei Schiller-Reden." Von Friedrich Jodl, o ö Professor der Universität Wien. — „Der Segenkreis vom geprellten Teufel." Von Prof. August Wünsche. Hochinteressant für jeden Theologen, Literar-Historiker 2c.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung. (13326).

Jahrgang 1905. München, Donnerstag, 11. Mai. Nummer 109

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.



Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die voraussichtliche Wirkung der vorgeschlagenen Getreidezölle in Großbritannien.

Ein Beitrag zur Wirtschaftspolitik Chamberlains.

Von Dr. Siegfried Buff.

Infolge des Zustandekommens der neuen Handelsverträge mit den meisten Staaten, beruhigen sich allmählich in Deutschland die durch den neuen Zolltarif erhitzten Gemüter. In England dagegen tobt gegenwärtig der Kampf um Chamberlains „Fiscal Policy“ mit außerordentlicher Heftigkeit. Kaum vergeht ein Tag, an dem nicht von der Opposition ein Sturm gegen das in bezug auf diese Frage noch zögernde Ministerium Balfour unternommen wird, um endlich der Ungewißheit ein Ende zu machen. Und wenn auch die Anhänger der gegenwärtigen Regierung bis jetzt alle Angriffe siegreich zurückgeschlagen haben, so ist es doch ungewiß, was der kommende Tag bringen wird. Aber nicht nur das Parlament ist der Schauplatz großartiger Redeschlachten, die aktive Beteiligung an dieser die ganze Welt interessierenden Frage ist eine weit größere. Alle Schichten der britischen Bevölkerung, Professoren wie Kaufleute, Rentiers und Arbeiter u. s. w., stellen ihre Kraft in den Dienst des Vaterlandes, in Wort, sei es im Freien auf öffentlichen Plätzen oder in größeren geschlossenen Versammlungen, und in Schrift, vom wissenschaftlichen Werke des Nationalökonomen bis herab zu den nicht immer ganz einwandfreien Pamphleten der verschiedenen Interessenten. Im Mittelpunkte dieser ganzen Bewegung steht ihr Urheber, Herr Joseph Chamberlain. Es vergeht keine Woche, in welcher der bald Siebzigjährige nicht mindestens eine Rede an einem oder dem anderen Orte Großbritanniens hält, dabei nach dem Muster desjenigen großen englischen Staatsmannes (Cobden) verfahrend, dessen nun seit fast 60 Jahren in England herrschende Handelspolitik er so leidenschaftlich bekämpft. Wenn es so selbst dem oberflächlichsten Beobachter nicht entgehen kann, daß die Anteilnahme des englischen Volkes an öffentlichen Dingen eine weit größere ist als die des deutschen, so muß man sich doch vor Augen halten, daß es sich hier nicht bloß um die Frage „Freihandel oder Schutzzoll für Großbritannien“ handelt (obzwar fast ausschließlich diese Frage zum wirtschaftlichen und politischen Schibboleth gemacht wird), sondern um etwas weit Größeres, nämlich um die Schaffung eines ganz neuen wirtschaftlichen und politischen Gebildes, wobei die Frage „Freihandel oder Schutzzoll für Großbritannien“ eigentlich nur die sekundäre Rolle spielen sollte. Ist auch die Idee der Schaffung eines „dauerhaften Greater Britain“ keineswegs neu — schwebte sie doch schon Disraeli, Salisbury, Rosebery und anderen vor Augen —, so ist doch Chamberlain der erste, der sie wieder aufgegriffen hat und mit der ihm eigenen Rücksichtslosigkeit und Energie verfolgt. Er will ein britisches Weltreich schaffen durch Herbeiführung eines engen Zusammenschlusses der britischen Kolonien mit dem Mutterlande zu einer „Federal Union that will make the British Empire powerful and influential for good beyond the dreams of any one now living“ (Rede zu Birmingham am 15. Mai 1903). Um diese „Union“ zu verwirklichen, schlägt er bekanntlich folgendes vor: Einführung eines Getreidezolles von 2 Schilling per Quarter (d. h. bei Weizen und Roggen etwas mehr, bei Gerste und Hafer etwas weniger als 1 M. per Doppelzentner) und eines entsprechenden Zolles auf Mehl; ferner ist geplant ein Zoll von 5 Prozent ad valorem auf Molkereiprodukte, Geflügel, Eier, Gemüse, Früchte und Fleisch, sowie ein Wertzoll von 10 Prozent auf die Einfuhr von Manufakturwaren. Frei soll bleiben die Einfuhr von Rohmaterialien und von Nahrungsmitteln Mais und Speck. Um die breite Masse des Volkes für das Projekt zu gewinnen, ist beabsichtigt: eine beträchtliche Ermäßigung der Tee-, Tabak-, Kaffee-, Kakao- und Zuckerzölle. Sodann soll u. a. der nationalen Arbeit ein größerer Schutz gewährt werden durch Erschwerung der Einwanderung unbemittelter Ausländer nach Großbritannien. Durch diese Zölle hofft er einerseits die Kolonien durch Gewährung einer Vorzugsbehandlung enger mit dem Mutterlande zu verbinden, andrerseits glaubt er, dadurch das Mittel gefunden zu haben, das Ausland durch „Retaliation“ (Vergeltungszölle) vom Hochschutzsystem abzubringen. Diese letztere Politik wird indes weit folgerichtiger und wissenschaftlicher von Balfour vertreten und hätte, wenn es Chamberlain in erster Linie um das „British Empire“ zu tun wäre, mit seiner Politik eigentlich gar nichts zu tun. Denn ein „self-sufficient and self-contained British Empire“ soll ja doch mit dem Auslande nichts mehr zu schaffen haben. Es kann einem solchen Reiche also völlig gleichgültig sein, welche Zölle das Ausland hat. Man kann also sowohl hieraus, wie aus seinen verschiedenen Reden überhaupt, ersehen, daß er an die Verwirklichung seines Ideals in der Gegenwart doch noch nicht recht glaubt und daß es ihm auch nicht so sehr um das Wohl der Kolonien, als vielmehr ausschließlich um das Mutterland zu tun ist; dürfte er doch auch sonst nicht die Einfuhr aller Rohstoffe u. s. w. aus dem Auslande völlig zollfrei lassen; denn ein solcher „geschlossener Handelsstaat“ wäre in der Tat imstande, sich selbst zu genügen (wenn man vielleicht von Baumwolle absieht). Es soll hier nicht meine Aufgabe sein, im einzelnen darzulegen, welche revolutionierende Wirkung die Verwirklichung des Chamberlainschen Projektes auf die Industrie der ganzen Welt und vor allem Großbritanniens ausüben

Digitized by Google

dürfte. Es sei vielmehr in folgenden Zeilen nur der Versuch gemacht, in kurzen Umrissen zu zeigen, welche Folgen sich aus der Einführung der von Chamberlain vorgeschlagenen Getreidezölle, insbesondere für Großbritannien, ergeben dürften.

Die Gegner der neuen deutschen Getreidezölle haben seinerzeit auf das Gesetz des abnehmenden Bodenertrages hingewiesen, um die ungünstige Wirkung der Getreidezölle für einen zunehmenden Industriestaat zu veranschaulichen. Dieses Gesetz sagt bekanntlich, daß eine gegebene Fläche (deren Ertragsfähigkeit ja von vornherein nicht ins Unermeßliche ausgedehnt werden kann) mit gegebener Fruchtbarkeit und entsprechendem Klima zwar imstande ist, innerhalb der Grenzen der Ertragsmöglichkeit allmählich noch einen absolut größeren, aber im Vergleich zu den aufgewendeten Kosten nur geringeren Ertrag zu erzielen. Dieses Gesetz wird nun von verschiedenen Momenten beeinflußt, welche seine Wirkung entweder beschleunigen oder zeitweise suspendieren können. So macht es sich früher fühlbar in einem Lande mit steigender Bevölkerungszahl (z. B. in Deutschland, umgekehrt in Frankreich). Es kann auch vorübergehend in seiner Wirkung aufgehoben werden durch den Uebergang zu einer rentableren Fruchtart, überhaupt einer besseren Technik, bis alle diese Möglichkeiten erschöpft sind und die Wirksamkeit des Gesetzes wieder in Kraft tritt. Ferner sind von Einfluß der Wechsel im Klima und Naturereignisse (z. B. Insektenfraß u. s. w.), die den Anbau einer anderen Fruchtart erheischen und so die Wirkung des Gesetzes beschleunigen können, Umfang und Fruchtbarkeit des noch unbebauten Bodens eines Landes, die Zahl der Bodenbebauer überhaupt, und deren Geschicklichkeit und Energie, die früher oder später eine bessere Technik anwenden läßt, sowie die Lage ihrer Grundstücke zum Markte, die Ausgestaltung der Verkehrsverhältnisse eines Landes, die veränderte Geschmacksrichtung der Konsumenten (so können Mais und Kartoffel an die Stelle von Weizen, dieser an die Stelle von Roggen treten u. s. w.), gewisse gesellschaftliche Anschauungen (Streben nach Fideikommißbildungen u. s. w.), rechtliche und staatliche Maßnahmen, wie das Anerbenrecht, die Rentengutsgesetzgebung u. s. w., kurz alle Maßregeln, die den Anbau zu erschweren resp. zu erleichtern geeignet sind, und daher auch die Wirkung des Gesetzes in einem Lande beschleunigen oder verlangsamen können. Das Gesetz macht sich also in doppelter Richtung fühlbar: einmal für den landwirtschaftlichen Produzenten und sodann für den Konsumenten von Agrarprodukten. Dem letzteren indes zumeist nur, wenn Zölle die Einfuhr von außen erschweren. Aber auch selbst dann braucht es sich für lange Zeit nicht bemerkbar zu machen, zum Beispiel bei stabiler Bevölkerung eines Landes, bei Vorhandensein großer noch anbaufähiger fruchtbarer Flächen und Anwendung aller derjenigen Mittel, die wir als geeignet anführten, das Gesetz zeitweise in seiner Wirksamkeit zu suspendieren. Ist aber der Boden großenteils ausgenützt und die noch anbaufähige, fruchtbare Fläche verhältnismäßig gering wie in Deutschland, so muß das Gesetz des abnehmenden Bodenertrages bei stark steigender Bevölkerung und hohen Zöllen unbedingt bewirken, daß das Hauptnahrungsmittel, d. i. Getreide, verteuert wird. Gewährt doch auch ein Zoll, besonders wenn er hoch ist, dem landwirtschaftlichen Produzenten die Möglichkeit, bei der bisherigen Technik und infolge der geringeren Konkurrenz von außen auch beim Anbau der für ihn finanziell rentabelsten Frucht zu verharren, d. i. bei hohen Getreidezöllen naturgemäß Getreide. Ja, die große Nachfrage danach veranlaßt ihn, auch schlechteren Boden in Angriff zu nehmen (immer vorausgesetzt, daß die besseren schon bebaut sind), welche so dem Eigentümer noch eine Grundrente gewähren. Die Zeche hat also in einem solchen Falle der Konsument zu bezahlen. In England macht man nun auch den Gesichtspunkt geltend, daß die vorgeschlagenen Getreidezölle die Getreidepreise steigern und daher die Lebenshaltung der unteren Klassen verschlechtern würden. Man verweist auf die Zeit der hohen Getreidezölle in England, insbesondere auf die Zeit von 1815 bis 1846, auf die bisherigen Erfahrungen in Deutschland und Frankreich u. s. w. Und wenn wir von verschwindenden Ausnahmen absehen (z. B. Lord Rosebery), dann sind die Anhänger und Gegner der Chamberlainschen Politik einig, daß durch die Einführung des projektierten Getreidezolles die Getreidepreise etwas erhöht werden, wenn auch die Anschauungen hinsichtlich der Wirkung dieser Zölle auf den Konsumenten begreiflicherweise weit auseinandergehen. Selbst von Chamberlain wird dies zugegeben. Daher soll auch das Nahrungsmittel der untersten Klassen, Mais und Speck, zollfrei bleiben und die Reduktion der Tee-, Kaffee-, Kakao-, Tabak- und Zuckerzölle als Aequivalent geboten werden. Ja, es ist sogar Chamberlains Wunsch, daß die Getreidepreise steigen; denn dadurch würde der Getreidebau in England wieder zunehmen, die Bodenpreise würden steigen, und eine größere Nachfrage nach landwirtschaftlichen Arbeitskräften, sowie eine Besserung ihrer Löhne würde eintreten. (Rede zu Welbeck am 4. August 1904.) Indes ist diese Auffassung für England m. E. völlig unzutreffend. Sie wäre richtig, wenn die vorgeschlagenen Getreidezölle sich in der gleichen Weise auf die Kolonien, wie auf das übrige Ausland erstreckten, wie das zur Zeit der hohen Getreidezölle in England der Fall war. Das soll aber jetzt nicht geschehen. Das Getreide soll vielmehr völlig zollfrei von den Kolonien dem Mutterlande zugehen, einer der Hauptvorzüge, der ihnen gewährt werden soll. Die Getreidezölle sollen sich also bloß auf das Ausland erstrecken. Was wird die Folge sein? Infolge der freien Einfuhr kolonialen Getreides nach Großbritannien wird sich die ungünstige Wirkung der Getreidezölle dem Konsumenten auf unabsehbare Zeit nicht bemerkbar machen. Diese ungünstige Wirkung tritt für den Konsumenten, wie wir bereits gesehen haben, nur in einem Lande mit begrenzter Ausdehnung bei stark steigender Bevölkerung ein. Dies trifft indes in unserem Falle nicht zu, da hier noch ungeheuere Flächen billigen und großenteils noch unangebauten jungfräulichen Bodens in den Kolonien, wie wir noch weiter unten sehen werden, in Betracht zu ziehen sind. Nun ist allerdings die Entfernung vom Mutterlande zu berücksichtigen, indes ist für die Höhe der Frachten (die ja jetzt schon zum Teil in dem Preis des amerikanischen, indischen, kanadischen und russischen Getreides enthalten sind) nicht so sehr die Entfernung des Ursprungsortes vom Bestimmungsorte maßgebend — alle übrigen Einflüsse auf die Höhe der Frachtpreise sollen hier unberührt bleiben —, als vielmehr die Möglichkeit, ob das Schiff Rückfrachten erhält oder nicht. Durch den Austausch der Agrarprodukte der Kolonien gegen die Industrieprodukte des Mutterlandes dürfte übrigens noch eine bessere Ausnützung der Schiffe als bisher erreicht werden und damit auch noch eine weitere Verbilligung der Frachtpreise eintreten, was sich u. a. auch Chamberlain erhofft.

Bevor wir auf unsere Frage weiter eingehen, wollen wir zunächst dem Leser eine allgemeine Vorstellung von dem Umfange des britischen Weltreiches geben. Zu diesem Behufe führen wir folgende, dem Statist. Abstr. for the several British Colonies für das Jahr 1903, S. 6 und 7 entnommene Tabelle an. Danach betrug für die Gesamtheit der britischen Kolonien (unter Ausschluß der Protektorate):

	Die Fläche in engl. Qu.-Mln. (Qu.-Ml. = 258.989 ha)	Die Bevölkerung n. d. Zens. von 1901	
	9,506,000	318,950,000	
Von dieser Fläche entfielen besonders auf:			
Brit.-Indien	1,087,404	231,899,507	
Einheim. Vasallenstaaten	679,393	62,461,549	
Australien (einschließlich Tasmanien)	2,972,906	3,776,273	
Neu-Seeland (ausschließl. Maoris)	104,471	772,719	
Goldküste (einschl. Protektor)	119,260	1,486,433	
Kapland	276,995	2,405,552	am 30. Juni 1903
Transvaal (einschließlich Swaziland)	117,732	1,354,200	am 30. Juni 1903
Brit.-Nord-Amerika . .	3,782,553	5,591,986	

Vergleichen wir damit Europa, welches selbst mit Einschluß der Ostseehaffe, Islands, der Azoren, Madeiras, der

Digitized by Google

Kanarischen Inseln, des Asowschen Meeres und Nowaja-Semljas einen Flächenumfang von nur 3,836,953 englischen Quadratmeilen (9,937,287 Quadratkilometer) bei einer Bevölkerung von zirka 392 Millionen im Jahre 1900 aufweist, so dürften diese Zahlen (selbst wenn man das teilweise ungünstige Klima der Kolonien und die Unmöglichkeit der Benützung riesiger Flächen für landwirtschaftliche Zwecke in Betracht zieht) doch schon genügen zu zeigen, in welcher Weise die vorgeschlagenen Getreidezölle in Großbritannien bei freier Einfuhr aus den Kolonien wirken würden. Wie deckt nun England seinen Bedarf an den wichtigsten Getreidearten? Dies soll folgende Tabelle veranschaulichen. Es betrug nach den Agricultural Statistics S. XIX und S. 194 ff. für das Jahr 1903, wobei Mehl in das betr. Getreidegewicht umgewandelt wurde:

	in Cwts. (à = 1 Ztr.) Die Eigenproduktion umgerechnet in Cwts [1])	Die Einfuhr aus den Kolonien	Die Einfuhr aus den übrigen Ländern
Weizen .	26,151,429	31,559,499	85,184,653
Gerste .	29,157,143	500,200	26,065,667
Hafer .	60,221,571	943,251	15,340,512

Die Weizenproduktion Großbritanniens und Irlands, die ja die Hauptrolle spielt, betrug im genannten Jahre (das allerdings eines der schlechtesten Jahre für die britische Landwirtschaft war) nur 18.3 Prozent des gesamten englischen Weizenbedarfs. Die Kolonien lieferten 22.1 Proz., das Ausland 59.6 Proz. des Gesamtbedarfs an Weizen. Von der Weizeneinfuhr entfielen auf die Kolonien 27 Proz. (gegen 23.6 Proz. im Jahr 1902), während die Weizeneinfuhr aus den übrigen Ländern 73 Proz. der Gesamtweizeneinfuhr (gegen 76.4 Proz. des Vorjahres) betrug. Die Einfuhr aus Amerika betrug allein 40 Proz., aus Rußland 14.8 Proz., aus Argentinien 12.2 Proz. der Weizeneinfuhr des Jahres 1903 (Agricult. Statist. S. XXVI), während die Weizeneinfuhr aus den Kolonien im genannten Jahre sich bloß auf Kanada mit 12.4 Prozent[2]) und Britisch-Ostindien mit 14.6 Prozent der Gesamteinfuhr an Weizen erstreckte. Nun ist zwar Großbritannien nicht der einzige Abnehmer kolonialen Weizens, indes ist es gegenwärtig, insbesondere für die Kolonien, weitaus der beste Absatzmarkt. Die folgende Tabelle soll nun zeigen, welche Fläche zur Zeit in den Kolonien zum Ausbau der wichtigsten Getreidearten verwendet wird. Diese Tabelle, die teilweise den Agricultural Statistics, S. 225 ff., und teilweise dem Statistical Abstract for the several British Colonies, S. 278 ff. (beide aus dem Jahre 1903), entnommen ist, kann selbstverständlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Es sollen darin die neuesten erhältlichen Zahlen, die für die verschiedenen Kolonien zu verschiedenen Zeiten festgestellt wurden, einheitlich zusammengefaßt werden. Von der angebauten Fläche entfielen auf:

	Weizen	Gerste	Hafer	Mais	Roggen
	in 1000 Acres (à = 40.4671 Ar)				
Brit.-Ostindien (unter teilw. Berücksicht. der Vasallenstaaten) .	28,312	6218	—	6198	—
Australien (einschl. Tasmaniens)	5,566	121	621	372	6
Kanada	4,225	872	5368	361	177
Neu-Seeland	281	37	392	13	1

Berücksichtigt man dazu noch die übrigen Kolonien und auch für Indien und Kanada eine seit 1901 resp. 1900 (die für diese zwei Länder angeführten Zahlen entstammen den beiden Jahren) noch gestiegene Zunahme des Getreidebaues, so kann man die Weizenfläche der Kolonien mit zirka 35 Millionen Acres, die Gersten-, Hafer- und Maisfläche mit je zirka 6—10 Millionen Acres und die Roggenfläche mit zirka 1 Million Acres angeben. Vergegenwärtigt man sich dazu noch, daß viele, viele Millionen fruchtbaren jungfräulichen Bodens in den Kolonien noch nicht angebaut sind (auf Indien entfallen allein über 100 Millionen Acres), und bedenkt man weiter, daß die Technik des Anbaues daselbst großenteils noch eine primitive ist, so wird man sich eine Vorstellung von der Steigerungsfähigkeit der kolonialen Getreideproduktion machen können. Ist nun auch eine Prämie von 2 Schilling per Quarter keineswegs beträchtlich, so dürfte sie doch stimulierend auf die Getreideproduktion in den Kolonien wirken und dieselbe außerordentlich steigern. Nun werden ja die Kolonien in den ersten Jahren nach Einführung des Zolles noch nicht imstande sein, den gesamten auswärtigen Bedarf Großbritanniens allein zu decken, indes dürfte die durch die vorgeschlagenen Zölle herbeigeführte starke Zunahme der Weltproduktion schon genügen, ein Steigen der Getreidepreise in Großbritannien nicht aufkommen zu lassen. Muß doch auch das amerikanische, russische und argentinische Getreide, dem nun bald in Deutschland die Tore so ziemlich verriegelt sein dürften, Absatz suchen. Was das zu sagen hat, soll folgende Tabelle zeigen. Es betrug nach den Agricultural Statistics, S. 194, und dem Statistischen Jahrbuch fürs Deutsche Reich, S. 124, im Jahre 1903:

Die Weizenausfuhr aus	nach England (mit Einschluß von Mehl) in Cwts.	nach Deutschland (m. Ausschl. v. Mehl, wobei für 1 Tonne = 20 Cwts. in Ansatz gebracht wurden)
Argentinien	14,282,525	6,439,620
Vereinigte Staaten . .	46,730,727	11,805,620
Rußland	17,277,481	15,737,500
Rumänien	8,140,727	8,982,420
Oesterreich-Ungarn . .	1,185,968	186,680

Daneben kommen noch die übrigen Getreidearten in Betracht (z. B. für Deutschland ganz besonders der Roggen), die sich den Absatz erzwingen müssen. Nun ist von den angeführten Zahlen die Wiederausfuhr abzurechnen, indessen ist diese bei beiden Einfuhrländern so minimal, daß sie unberücksichtigt bleiben kann. Wenn nun auch im Falle der Einführung der britischen Getreidezölle die Anbaufläche, wie überhaupt die Produktion an Getreide in den genannten Getreideexportländern vielleicht etwas abnehmen dürfte, so kann man doch mit ziemlicher Sicherheit sagen, daß sie nicht in dem Maße abnehmen, wie sie in den Kolonien zunehmen dürfte. Die vorgeschlagenen Zölle werden also eine Ueberproduktion an Getreide herbeiführen und somit den britischen Landwirte nicht nur keinen Schutz gewähren, sondern vielmehr eine weitere (insbesondere seit 1875 mit kurzen Unterbrechungen andauernde) Abnahme des bebauten (insbesondere Getreide-) Landes zur Folge haben. Chamberlain würde also durch seine Politik das Gegenteil dessen erreichen, was er anstrebt. Welche Wandlungen übrigens die Anbaufläche in Großbritannien erfuhr, soll die folgende Tabelle veranschaulichen. Es betrugen nach den Agricultural Statistics für das Jahr 1900, S. 43, und für das Jahr 1903, S. XIII, im vereinigten Königreiche:

	1900	1902	1903
		in Tausend Acres	
Das gesamte kultivierte Land .	47,795	47,753	47,708
darunter ewige Weide . . .	28,267	28,409	28,545
Bestellte Flur	19,528	19,344	19,163

Wir sehen aus diesen Zahlen, wie das ewige Weideland ununterbrochen (und ganz besonders im Jahre 1903) zu-, die bestellte Flur dagegen abnimmt. Dies tritt uns ganz besonders deutlich entgegen, wenn wir den Umfang der Getreidefläche für einen größeren Zeitraum in Augenschein nehmen. Es betrug nach den Agricultural Sta-

[1]) Nach Section 6 des Corn Returns Act von 1882 sollen für den Bushel Weizen 60, für den Bushel Gerste 50 und für den Bushel Hafer 39 imperial pounds bei der Umwandlung in Ansatz gebracht werden. Da ein Quarter 8 Bushel hat, so treffen auf den Quarter Weizen 480, auf den Quarter Gerste 400, auf den Quarter Hafer 312 englische Pfund. Ein Cwts. hat 112 englische Pfund = 100 deutsche.

[2]) Da ungefähr ein Siebentel des kanadischen Weizenexports nach Großbritannien aus den Vereinigten Staaten von Amerika stammt (vgl. Statist. Abstr. for the several Brit. Colonies aus dem Jahre 1903, S. 299), so dürfte diese Ziffer, wie überhaupt die koloniale Gesamt-Einfuhrziffer eine entsprechende Reduktion erfahren.

Digitized by Google

tistics für das Jahr 1900, S. 42 und 43, resp. für das Jahr 1903, S. XIII und S. 99, im vereinigten Königreiche:

	1871—75	1876—80	1881—85	1886—90	1895	1900	1902	1903
Die Getreidefläche in Tausend Acres								
	11,344	10,962	10,346	9,722	8,865	8,708	8,517	8,393
Davon entfielen besonders auf:								
Weizen	3,747	3,190	[illegible]	[illegible]	1,456	1,901	1,771	1,619
Gerste	2,399	2,753	2,450	2,314	2,346	2,172	2,077	2,017
Hafer	4,233	4,170	4,296	[illegible]	4,528	4,146	4,189	4,238

(Schluß folgt.)

Schiller.

Sein Vermächtnis an das deutsche Volk.

Festrede zur Münchener Säkularfeier von Schillers Todestag, gehalten im Odeon von Prof. Dr. Richard Weltrich.

(Schluß.)

Die Frage, welcher von den Weimarischen Dioskuren der größere sei, sollte uns in Zukunft nicht mehr beirren; sie darf als zugunsten Goethes entschieden gelten, ohne daß darum Schillers geistiges Reich verkürzt zu werden braucht. Goethe ist der größere Dichter, das dichterische Vermögen wirkte in ihm reiner, ungemischter, typischer, und mit einer Dichtung wie dem Faust kann sich kein einzelnes Werk Schillers messen. Goethe ist der umfassendste Geist, den die Deutschen hervorgebracht haben, er ist das erste dichterische Genie der neueren Zeiten, und er war auch ein Mensch von solcher Herrlichkeit, Größe und Liebenswürdigkeit, daß wir schon um seines Besitzes willen vor allen Kulturvölkern der Erde gesegnet sind! Wie eine Erscheinung göttlicher Ruhe, Klarheit und Harmonie ist das Gesamtbild seines Lebens. Aber der ist kein guter Freund unseres Volkes, der Goethe zu ehren meint, indem er Schiller schmäht, wie es andrerseits einen unreifen und befangenen Geist verrät, Schiller durch Bemängelung des dichterischen Verdienstes oder der menschlichen Persönlichkeit Goethes erheben zu wollen; jeder Versuch, der in dieser Richtung heute beliebt würde, brächte in diese Säkularfeier einen Mißklang. Wie Doppelsterne stehen beide am Himmelsgewölbe unserer Kultur, jeder mit eigenem Licht strahlend, aber beide zusammenwirkend und für immer verbunden.

Nicht im einzelnen uns die Werke Schillers zu vergegenwärtigen, nicht den ganzen Kreis der Gestalten, die seine Dichtung geschaffen hat, an uns vorüberziehen zu lassen, reicht heute die Stunde. Wohl aber scheint sie geeignet, die Frage zu stellen, welche wesentlichen Charakterzüge die Gesamterscheinung seiner geistig-sittlichen Persönlichkeit aufweist, oder welches die bestimmenden Linien seiner geistigen Physiognomie sind, durch die sich sein Bild als das eines Menschheitslehrers dem Herzen der Nation eingeprägt hat. Indem wir einen Versuch machen, sie zu erfassen, werden wir Eigenschaften, Kräfte und Richtungen zu nennen haben, die sich bei Goethe nicht oder nicht in solchem Grade und Maße finden, mit denen also Schiller eine Ergänzung zu Goethe bildet. Stoßen wir dabei auf Eigenschaften, durch die er auch für die Zukunft unserer Nation von höchster Bedeutung ist, so wird sich herausstellen, daß Schiller, wenn auch sein dichterisches Vermögen das Goethes nicht ganz erreicht, doch seine singuläre, seine besondere Größe hat. Und hiermit wird gleichzeitig zur Sprache kommen, was ich in besonderem Sinne als Schillers Vermächtnis an das deutsche Volk bezeichnen möchte.

Was ein großer Dichter oder Schriftsteller der Nachwelt als Erkenntnis- und Bildungsquelle hinterläßt, das ist nicht nur die Summe dessen, was er geschrieben hat, sondern es gehört dazu auch das aus Geschick und eigenem Wollen gestaltete Werk seines Lebens. Von seltenster Fülle des Inhalts, dramatisch bewegt, von großem Zuschnitt, ergreifend und rührend ist Schillers Lebensgeschichte, und sogleich tritt in ihr ein auszeichnender Zug hervor: ich meine sein *Heldentum*. Denn ein Kämpfer wie wenige ist er gewesen, ein Feuergeist, der in alles, was er ergriff, die Glut seiner Seele goß, ein rastloser Arbeiter und ein mutiger Dulder, ein in stets gespanntem Streben nach dem Höchsten ringender und sich aufzehrender Mensch, ein *heroischer Willensmensch* und schon darum ein ewiges Vorbild für die Jugend, die sich sein Wort gesagt sein lassen möge:

> Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
> Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born;
> Nur des Meißels schwerem Schlag erweichet
> Sich des Marmors sprödes Korn.

Kampf mit dem Schicksal erwartet ihn schon am Eingang des Lebens; durch den Willen seines Landesherrn wird er der Zögling einer militärischen Bildungsanstalt, wider deren gewalttätige Dressur sich sein Inneres aufbäumt. Der angesammelte Trotz nährt sein dramatisches Erstlingswerk, die Räuber, mit, und als es auf den Brettern, die die Welt bedeuten, seinen Siegeszug antritt, verbietet der Herzog von Württemberg dem Dichter das Schreiben. Schiller opfert die Heimat, die Verbindung mit Eltern und Geschwistern, den Beruf, der ihm ein, wenn auch kärgliches, Brot gab; um zu sein und zu werden, wozu die innere Stimme ihn drängte, flüchtet er, ein gefährliches Wagnis auf sich nehmend, aus Württemberg. Aber von Dalberg, dem Intendanten des Theaters, nach Mannheim gelockt, wird er von Dalberg in unschönster Weise in Stich gelassen, und neuer dichterischer Erfolge ungeachtet heißen die Endergebnisse seines pfälzischen Aufenthalts Elend und Not und Enttäuschung. Aus verworrenen, düsteren und hoffnungslos gewordenen Verhältnissen rettet ihn der Zuruf des sächsischen Freundes, dem Schillers Muse ans Herz gerührt hatte; das Lied „An die Freude" ist des Dichters Dank, und zum erstenmal durchlebt Schiller einen Zustand, der von einer Idylle einige Züge hat. Aber die Nötigung, sich den Lebensunterhalt durch ununterbrochene schriftstellerische Tätigkeit zu erwerben, bleibt ihm doch nicht erspart, und das Ringen um eine gesicherte bürgerliche Existenz wird mit der Gründung eines eigenen Herdes zu doppelt ernster Pflicht: Schiller nimmt ein Amt in Jena an und wirft sich mit eisernem Fleiß auf das Studium der Geschichte. Sie war ihm mehr als Brotwissenschaft; sie sollte ihm mit der Realität der Gestalten, die sie bot, den Wirklichkeitssinn stärken, sollte ihm ein Magazin werden, aus dem sich seine Phantasie für künftige Dichtungen eine Bilderwelt schöpfte. Es war aber nicht nur das Studium der Geschichte und die Abfassung historischer Arbeiten, die ihn von der Poesie jetzt entfernten, ihn auf Jahre hinaus der Poesie zu entsagen zwangen, sondern auch das eifrige Studium Kants und die damit verknüpfte Neugewinnung einer Aesthetik, die für sein künftiges dichterisches Schaffen die theoretische Grundlage abgeben sollte. Hier wiederum spielt sich in Schillers Leben ein Kampf ab, ein Kampf, der die geistige Werkstatt des Dichters zum Schauplatz hat und darum nicht weniger intensiv und großartig ist, weil er still war und weil es einigen gelehrten Wissens bedarf, um ihn zu verstehen. Schiller fühlte das Bedürfnis nach einer Läuterung seines Geschmacks, nach einer Klärung seiner Kunstansichten, nach einem Ausgleich seines Denktriebes und seiner Einbildungskraft; das unmittelbare subjektive Pathos seiner Jugendpoesie mit ihrem revolutionären Sturm und Drang war ihm fremd geworden, er wendet sich der Antike zu, und die ästhetische Erziehung des Menschen als Mittel zu seiner sittlichen Erziehung wird jetzt Schillers Kulturideal. Als der langsame Prozeß dieser durchgreifenden inneren Umbildung vollzogen und vom philosophierenden Denker und Dichter die Bahn vorgezeichnet war, nimmt Schiller als Künstler die schaffende Tätigkeit wieder auf und neben einer Fülle lyrischer Gaben reift sein Wallenstein, das größte Drama der deutschen Bühne. Er hat den Gipfel seines Lebens jetzt

erstiegen, und mit Goethe herrscht er im Reiche der Literatur. Und doch ziehen schon lange dunkle Wolken am Himmel auf, doch lauert schon lange auf den Siegreichen ein tückischer Feind. Der kranke Körper ist es, der dem mutigen Geiste den Dienst kündigen möchte. Aber Schillers immer energische Schaffenskraft bleibt ungebrochen, und nur die würdigste Ausfüllung der Zeit ist seine Sorge. Welch ein Held! Von eben diesem Jahrzehnt der Kränklichkeit gilt ja, was Goethe von Schiller erzählt: „Alle 8 Tage war er ein andrer und ein vollendeterer; jedesmal, wenn ich ihn wiedersah, erschien er mir vorgeschritten in Belesenheit, Gelehrsamkeit und Urteil. . . . Er war ein prächtiger Mensch und bei völligen Kräften ist er von uns gegangen". Ja, bei völligen Kräften, während er mitten im fruchtbarsten Schaffen stand und seine Entwicklungsfähigkeit noch unbegrenzt war. Es ist ein gar nicht zu berechnender Verlust für die Nation, daß Schiller im Alter von nur 46 Jahren aus dem Leben scheiden mußte, und wir dürfen wohl von einem tragischen Geschick sprechen, das ihn und mit ihm uns traf. Aber dieser frühe Tod erhöht noch den Eindruck des unendlichen geistigen Strebens, den uns sein Leben macht; denn nun beschäftigen uns auch die Möglichkeiten einer weiteren Entwickelung, während wir bei einem in hohem Alter und mit erschöpfter Schaffenskraft Gestorbenen das Bild des ewig Strebenden verlören.

Ein zweiter hervorstechender Charakterzug in Schillers geistiger Natur ist seine ethische Hoheit, die Wucht und der ungeheure Ernst seiner sittlichen Gesinnung. Auch diese war die Frucht eines unermüdlichen Ringens und einer bewußten Selbsterziehung, die freilich ihr Ziel so vollkommen erreichte, daß späterhin jede Spur einer Mühe getilgt war. Ich habe im Eingang eine Aeußerung erwähnt, welche Schiller in den Fieberträumen seiner letzten Stunden gemacht hat, und habe es nicht deshalb getan, weil wir von dieser Aeußerung wie auch von jener Traumvorstellung, die ihn in einer kurz vorhergegangenen Erkrankung beschäftigte, erst neuestens Kenntnis erhalten haben, sondern deshalb, weil diese Kundgebungen für Schiller so außerordentlich charakteristisch sind: das Gefühl der Verantwortlichkeit für die Führung seines Lebens, für die Verwendung der Kräfte, die ihm gegeben waren, beherrscht ihn bis in die letzten Augenblicke, aber sein Bewußtsein ist bei der Vorstellung einer ihm auferlegten Rechenschaftsabgabe nicht geängstigt, sondern die träumende, den Tod des Körpers vorempfindende Psyche sieht das Auge des Weltendichters freundlich auf sich ruhen. Ihm war immer der Dienst des Schönen mit dem Dienste des Edlen und Wahren unlösbar verknüpft, und niemals ist ihm die Kunst ein leichtfertiges Spiel oder ein Mittel zur Berauschung der Sinne: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie!" ist seine strenge Mahnung an die Künstler. Sein Leben war ein Leben in Ideen und in dichterischen Bildern, und auf das Große und Erhabene ging die Richtung seiner Gedanken. Es war etwas von einem Seher, einem Propheten, einem Apostel in ihm, von einem in Flammenworten sprechenden Prediger, und auch in sein Antlitz waren solche Züge geschrieben. Ein heute in volle Vergessenheit geratener Brief, der doch gerade für uns Münchener von Interesse ist, gibt davon Zeugnis. Der Leipziger Verleger Göschen, mit dem Schiller, als er in der Mitte der 20er Jahre stand, in freundschaftlichen Verkehr getreten war, schreibt im Jahre 1823 an den Architekten Heideloff: „Eine Merkwürdigkeit aus der Kunstwelt muß ich Ihnen doch mitteilen, die, wenn sie Ihnen nicht eine Neuigkeit ist, doch Bestättigung sein kann. Ich sah in der Münchner Gallerie die 4 Apostel und wurde sonderbar dadurch bewegt. Endlich fand ich, daß Meister Albrecht Geist genug gehabt hat, zu bemerken, daß Johannes von den 4 Evangelisten den mehrsten Dichtergeist hatte. Er gab deswegen diesem Apostel den Kopf eines Poeten, und diesen Kopf hat die Natur nach Jahrhunderten in einem großen deutschen Dichter hervorgebracht. Dieser Dichter ist Schiller, mit dem ich ehemals in einem Zimmer gewohnt habe, und also behaupten kann und darf, daß die Aehnlichkeit des Johannes mit Schillern, wie er sich im Leben gab, außerordentlich groß ist."

Auch das Freiheitspathos, die Idee der Freiheit, die durch alle Schillerschen Werke geht, stammt aus dem energischen sittlichen Wallen des Dichters. Denn was ist sie in ihrer Betätigung anderes als Wahrheitsmut und heißer Drang, die Menschen zu bessern? Zürnend, strafend, drohend, satirisch wendet sich Schiller in seinen Jugendwerken gegen das Verkehrte, Unwahre, Heuchlerische und Knechtische, das er im Bestehenden, in der Beschaffenheit seiner Zeit fand. Die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe, Don Carlos sind demnach Schöpfungen, die nicht allein unter den Gesichtspunkt des Aesthetischen fallen. Sie sind — ich darf hier vielleicht eine Stelle meiner Schiller-Biographie wiederholen — zugleich sozialpolitische Taten, geschichtliche Großtaten, nach ihren Keimen, ihren Erscheinungen und ihren Wirkungen der allgemeinen Kulturgeschichte zugehörig, wie irgend ein Staatsakt vom ersten Range. Sie sind als öffentliche Mächte mitbeteiligt an der Umwälzung, die das 18. Jahrhundert im bürgerlichen, staatlichen, religiösen und geistigen Leben vollzogen hat, sind Vorläufer, Begleiter und Mitkämpfer der Bewegungen und Ereignisse, die in der Revolution von 1789 ihren Gipfelpunkt fanden. Ihre Wirksamkeit sprang von idealem Gebiet auf das reale unmittelbar über, wie in Frankreich, dort nur für alle Augen noch sichtlicher, die Ideen Voltaires, Rousseaus, der Enzyklopädisten aus einer literarischen zu einer praktischen Macht geworden waren. In Deutschland hatte sich zuerst eine ästhetische und philosophische Krisis ausgebreitet. Lessing, Kant und Goethe wurden hier die Führer; Schillers Geist gab den politischen Accent hinzu. Die Räuber sind eine Proklamation der individuellen Freiheit, der Menschenrechte, Don Carlos ein Protest der unterdrückten Völker gegen monarchischen und kirchlichen Despotismus; Fiesko ist eine Verherrlichung des republikanischen Gedankens, Kabale und Liebe ein Protest gegen die von den Fürstenhöfen ausgehende Korruption und gegen die Knechtung des bürgerlichen Standes. Manches in diesen dramatischen Gemälden paßt auf die heutigen Verhältnisse nicht mehr, ist also geschichtlich zu fassen; aber das Wort des Marquis Posa: „Geben Sie Gedankenfreiheit!" brauchen wir auch in unserer durch konfessionelle Starrheit und konfessionelle Unduldsamkeit geschändeten Zeit. Daß Schiller vor den Greueln, die die französische Revolution begleiteten, Abscheu und Ekel empfand, hat er weder in Gedichten noch in Briefen verschwiegen.

Als ein Kämpfer und Held, als ein leuchtendes Vorbild im Sittlichen, als ein Befreier ist uns der unsterbliche Dichter erschienen. Ahmen wir ihm nach! Denn was nützte es, Schiller zu feiern, wenn nicht sein Geist in uns fortwirken soll? Aus dem Reiche der Schatten klingt sein Zuruf zu uns herüber: „Werft die Angst des Irdischen von euch!" Aus dem Reiche der Schatten tönt seine Lehre zu uns herüber:

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron!

Größeres hat er uns nie gesagt, in der Pracht, in der kühnen Plastik seiner Sprache überrascht uns hier die erhabenste Weisheit. „Nehmt die Gottheit auf in euren Willen", macht den Willen der Gottheit, das Gesetz des dunklen Weltgrundes, der der Ursprung alles Seins und alles Geistes ist und den ihr im Gewissen spürt, zu eurem Willen, so fühlt ihr euch nicht mehr durch eine Kluft von ihm getrennt, sondern mit ihm eins. Diese religiöse Lehre hat uns Schiller hinterlassen. „O, möge doch" — so schließe ich mit den Worten der ursprünglichen Fassung des Goetheschen „Epilogs zur Glocke":

O möge doch den letzten heil'gen Willen
Das Vaterland vernehmen und erfüllen!

Bücher und Zeitschriften.

Charakter und Weltanschauung. Akademische Antrittsrede, gehalten am 12. Januar 1905 von Erich Adickes, o. ö. Professor der Philosophie an der Universität Tübingen. Tübingen, J. C. B. Mohr 1905. 48 S.

Oefter, als auf den ersten Blick scheinen könnte, liegt der Grund, warum ein bestimmter Mensch gerade diesem und nicht einem anderen philosophischen System anhängt, gar nicht so sehr in den erkenntnismäßigen Seiten desselben und der etwaigen größeren logischen Kraft der von seinen Verfechtern aufgestellten Gründe, sondern darin, daß dasselbe, ihm selbst unbewußt, mehr als ein anderes bestimmten Charakterseiten des Menschen, um dessen philosophische Anschauungen es sich handelt, entgegenkommt. Das gilt nicht nur für die auf gefühlsmäßigen Wertungen beruhenden Weltauffassungen wie Pessimismus und Optimismus oder für eine etwa vorhandene religiöse Weltanschauung und deren besondere Gestalt, sondern auch für viele Verschiedenheiten auf scheinbar rein erkenntnismäßigem Felde: Dogmatiker und Skeptiker, Autonomisten und Heteronomisten, Metaphysiker und Positivisten bedeuten sicher nicht nur Verkörperungen entgegengesetzter Denkmöglichkeiten, sondern mindestens teilweise auch verschiedene Typen menschlicher Charaktere. Daß gerade die eigentlichen philosophischen — und religiösen — Gesamtauffassungen noch immer so ungleich über die Menschen verteilt sind und trotz aller Auseinandersetzungen und Verständigungen, die sich zum Teil seit Anbeginn durch die Literatur ziehen, über so viele wichtige Fragen keine Uebereinstimmung erzielt werden kann, liegt daher zum guten Teil daran, daß es immer wieder verschieden geartete Menschen sind, die in diesen scheinbar dem subjektiven Gefühls- und Willensleben entrückten philosophisch spekulativen und religiösen Denkweisen in größerem oder geringerem Umfang, aber ohne daß dieser Faktor je völlig auszuschalten wäre, ihr eigenes Ich mit zum Ausdruck kommen lassen. Diesen an sich nicht neuen Gedanken hat der Verfasser der vorliegenden Schrift in trefflich klarer Darstellung auf die hauptsächlichen Typen des philosophischen und religiösen Denkens angewandt und damit einen für die weitesten Kreise der philosophisch Interessierten lesenswerten Beitrag zur Kritik der Philosophie geliefert.

C. S

dr. Volkswirtschaftliche Chronik für das Jahr 1904. Jena, Verlag von Gustav Fischer, 1905.

Diese „Volkswirtschaftliche Chronik" — ein ähnliches Unternehmen, wie das im gleichen Verlage erscheinende „Wirtschaftsjahr" von Richard Calwer, unterscheidet sich darin von dem letzteren, daß die „Chronik" monatliche Berichte gibt. Die „Chronik" wird nämlich allmonatlich den „Jahrbüchern für Nationalökonomie" (von J. Conrad) beigegeben und am Ende des Jahres durch eine Jahresübersicht und ein Sachregister bereichert. Alsdann erscheint sie auch als selbständiger Band, der jetzt für das Jahr 1904 vorliegt, bedeutend vergrößert ist gegenüber dem vorjährigen (1903 728 S., 1904 978 S.) und interessante Vergleiche gestattet. Die Berichte, die in neun Rubriken die verschiedenen Zweige wirtschaftlichen Geschehens behandeln (Produktion im allgemeinen und Kartellwesen; Landwirtschaft; Industrie mit Bergbau und Baugewerbe; Handel und Verkehr; Versicherungswesen; Geldmarkt und Börse; Kleingewerbe; Arbeiterverhältnisse; Finanzwesen), zeichnen sich durch große Sachlichkeit und ruhige Berichterstattung aus. Wenn der eine oder andere Benutzer vielleicht hier und da kritische Würdigungen wünschen möchte, so würde dies ja im Sinne lebendiger Darstellung liegen und die zum Teil wörtliche Uebernahme größerer Zeitungsnotizen entbehrlich machen, insoweit also konzisere Form und straffer gegliederten Inhalt herbeiführen. Aber es würde das einer „Chronik" Eigentümliche darunter leiden, und da die einzelnen Rubriken von verschiedenen Verfassern bearbeitet werden, kann eine nach Kräften einheitliche Berichterstattung und die Brauchbarkeit des Buches überhaupt nur durch solche unbedingte, leidenschaftslos berichtende Objektivität — ohne Autorenstolz — gewährleistet werden. Wir möchten also darin einen Hauptvorzug des Werkes sehen und können im ganzen die Art der Berichterstattung und die Wahl des Wesentlichen aus der Fülle der wirtschaftlichen Erscheinungen, wie es in dieser „Chronik" geübt wird, gutheißen und diese Uebersicht über das Wirtschaftsjahr zur Lektüre und zum Nachschlagen empfehlen.

Michael. Roman von Hermann Bang. Berlin 1905. S. Fischer.

Wieder jener geheimnisvolle Zauber, der schon den ersten Schöpfungen dieser Meisterhand — „Hoffnungslose Geschlechter", „Am Wege" — seltsamen Reiz verlieh. Wieder die Eigenart, auf dunklem Hintergrunde Gestalten entstehen zu lassen, die in ihre Trauer, in die Schwermut ihrer Seele wie in einen schweren Purpurmantel gehüllt vorüberziehen. Kulisse des Romans ist diesmal Paris und das Leben von Künstlern, aber nicht jenes bis zum Ueberdruß zerlogene Paris der immer milden, hellscheinenden Sonne und des ewig heiteren Montmartretums, sondern ein düsteres Brügge-Paris, bewohnt von Angehörigen vieler Nationen, deren Wege — ein unerbittliches Fatum will es — einander kreuzen. Es sind seltsame Naturen, deren Leben in verhängnisvollen Zusammenhang gebracht wird, der Maler Claude Zoret, ein Stämmling französischer Bauern, und Michael, sein Modell, Slave von Geburt. Der Meister findet ihn auf seinen Reisen, der Kinderlose wählt Michael zum Sohn, überschüttet den verschlossenen, seltsamen Jüngling mit allen Geschenken ungezügelter Freigebigkeit, überflutet ihn mit seiner Liebe — um dann, nach einem letzten, ungeheuren Schmerztriumphe seiner Kunst, dem ganz Paris beiwohnt, durch Undank des Geliebten (eine russische Verderbenbringerin hat die Hand im Spiele), ein Ende zu finden, qualvoll wie jenes des Hiob, den er zuletzt gemalt. Schwer lastet das Geschick auf dem Maler Adelsitjald und seinem Weibe aus dem fürstlichen Geblüte der Rohan; ihren Weg kreuzt zu seinem, zu ihrem, zu aller Unheil der letzte Sproß der Herzoge von Monthieu. Dann ziehen noch andere, gleichsam im Nebel lebende Gestalten über die Bühne des Romans, alle an innerem und äußerem Geschehen leidend. — „Michael", das Werk des Dänen Bang, hat nichts gemein mit jenen Büchern, die durch die leuchtende Signatur: „Paris!" auf dem Markte zu werben suchen: Menschen und Geschehnisse wurzeln vielmehr ihrem inneren Wesen nach im Nebellande der nordischen Reiche, wo ein trübedenkendes Volk inmitten schweigender Seen, düsterer Fjords und grauen Meeres lebt. Aber eine große Kunst ruht in dem Buche; denn es bedeutet einen Ausschnitt aus dunkelfarbigem Leben, gesehen durch das ernste Auge eines der schwermütigsten Temperamente.

Wien. Alfred Neumann.

Allgemeine Rundschau.

Entdeckungen aus dem prähistorischen Spanien.

C. K. Im vorigen Jahr hat Gomez Moreno im Auftrage des spanischen Ministeriums für den öffentlichen Unterricht in den Provinzen Avila, Salamanca und Zamora archäologische Nachforschungen angestellt, die zu sehr interessanten Resultaten geführt haben. Er entdeckte, wie einem von ihm veröffentlichten Bericht zu entnehmen ist, eine Reihe sehr alter befestigter Plätze, die den portugiesischen „citanias" und den „castros" in Galicien gleichen. An den Ufern des Duero und seiner Nebenflüsse siedelten sich primitive Völkerschaften an Stellen an, die schon von Natur befestigt sind, wie beim Zusammenfluß zweier Flüsse, auf steilen Gipfeln, die eine weite Aussicht gestatteten. Diese Städte sind immer von einer zwei- oder dreifachen Umwallung umgeben. Die Mauern bestehen aus bisweilen 1 Meter, meistens jedoch nur 30 bis 50 Zentimeter großen Steinen, die ohne Mörtel regellos aneinander gefügt sind und wie „zyklopische Mauern" aussehen. Ihre Dicke beträgt 4 bis 7 Meter; die ursprüngliche Höhe ist schwer zu bestimmen, da sie schon zum Teil verfallen sind, aber sie erreichen noch jetzt 4 Meter; die Vorderfläche der Mauer ist nur ganz wenig geneigt und sehr schwer zu ersteigen. Alle diese Umwallungen haben mehr oder weniger runde oder ovale Formen, niemals gerade Flächen. Nur bei viel späteren Bauten, wie in Santiago de Villacampo (Zamora), die unter

Digitized by Google

römischem Einfluß errichtet sind, findet man gerade Flächen und Türme. Tore gab es anscheinend nicht, die Mauern schlossen sich aneinander und ließen zwischen sich einen breiten Gang, der von einer Art künstlicher Bastion beherrscht war. Die äußeren Verteidigungsmittel waren Gräben und Reihen von spitzen Steinen, die in die Erde eingerammt sind. Besonders bei der portugiesischen Grenze stößt man auf eine große Zahl merkwürdiger Städte. Moncalvo, Malgarida, Yecla la Vieja u. s. w. Solche „castros" findet man auch in den Provinzen Leon, Asturien, Galicien, Alava. Die jetzigen Bewohner schreiben alle diese Ruinen den Mauren zu und glauben, daß sie verborgene Schätze enthalten. Daher erklären sich die vielen Nachforschungen, die ohne historische Sorgfalt gemacht werden und den Verlust so vieler Gegenstände zur Folge haben, die für den Ethnographen interessant wären. Aus zahllosen Fragmenten von Schmelztiegeln hat man geschlossen, daß diese primitiven Völkerschaften sich bereits mit Metallurgie befaßten; die Eisen-, Kupfer- und Zinnlager sind ja in diesen Gegenden sehr zahlreich. Manche dieser Städte blieben unter der römischen Herrschaft weiter bewohnt, und in ihnen findet man Ziegel mit dem so charakteristischen vorspringenden Rand, kaiserliche und andere Münzen und Bronzen. Bestimmte Tiere, Stiere, Wildschweine oder Schweine, finden sich fast immer, und sind ein bestimmtes Anzeichen zur Umgrenzung des Gebietes dieser Völker. Es läßt sich noch nicht mit Gewißheit sagen, ob das Volk eine besondere Schrift besaß; die iberische scheint ihm fremd gewesen zu sein. In Plasencia und in der Provinz Salamanca hat man Schieferplatten gefunden, deren Inschriften man bis jetzt nicht interpretieren konnte. Gewisse Elemente der dort gesprochenen Sprache sind auch in zahlreiche Inschriften in römischen Lettern übergegangen, die sich vom Duero bis zum Tajo finden; aber bis jetzt haben alle Erklärungsversuche nur negative Resultate gehabt, trotzdem man das Baskische, keltische Dialekte und das Wenige, was man vom Iberischen weiß, zur Hilfe herangezogen hat. Man hat nur den einen Schluß gezogen, daß diese Sprache arischen Ursprungs ist. Stelen aus der römischen Epoche haben neue Namen geliefert, die augenscheinlich dieser Bevölkerung angehörten. Mit den Inschriften zugleich haben diese Denkmäler gewisse uralte symbolische Zeichen bewahrt, besonders das Rad mit den umgebogenen Speichen, das „svastika" Indiens, ein Zeichen, das man bekanntlich überall, in Griechenland und in Etrurien, in Lykien und in Skandinavien mit Varianten trifft. Ferner hat man den zunehmenden Mond und eine Linie gefunden, die sich in rechten Winkeln an ihren beiden Enden umbiegt und deren Sinn uns völlig entgeht. Zum Schluß seien die „antas" erwähnt, große, kreisförmige Aushöhlungen, zu denen man durch Gräben gelangt. Sie scheinen als Gräber gedient zu haben; manche haben einen Durchmesser von 8 bis 9 Meter, und man hat in ihnen Steinmesser, grob polierte Hacken und Amulette aus grünem Speckstein gefunden, die sehr altertümlich und ganz primitiv gearbeitet sind.

*

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

27. April. Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Herr Waldeyer. 1. Herr Warburg las: „Ueber die Reflexion der Kathodenstrahlen an dünnen Metallblättchen." Nach Versuchen von S. Williams. Kathodenstrahlen werden von dünnen Blättchen ebenso wie von dicken Platten desselben Metalls reflektiert, solange die Geschwindigkeit oder das Potential der auffallenden Strahlen kleiner ist als ein gewisser kritischer Wert, welcher bei Aluminium für Blättchen von 0.53, 1.9, 2.44 μ Dicke, bezw. 11.000, 21.800, 28.000 Volt beträgt und bei dem dichteren Kupfer für die Blättchendicke 0.66 μ größer ist als 28.000 Volt. Oberhalb des kritischen Potentials reflektieren dünnere Blättchen schwächer, die Abnahme beginnt bei den Strahlen größten Geschwindigkeitsverlustes und schreitet mit wachsendem Potential zu Strahlen kleineren Geschwindigkeitsverlustes fort. 2. Herr Waldeyer besprach, unter Demonstration von Originalpräparaten S. Ramón y Cajals in Madrid, den gegenwärtigen Stand der Neuronen-Lehre und berichtete dabei über die neueren Mitteilungen von G. Retzius und Schiefferdecker. 3. Derselbe demonstrierte, unter Hinweis auf eine im Jahre 1826 in der Akademie erfolgte Mitteilung C. A. Rudolphis, ein menschliches Gehirn mit vollkommenem Defekt des Tractus olfactorius der linken Seite. Hier fehlte auch vollständig der Sulcus olfactorius, so daß der Defekt als ein angeborener angesehen werden muß. Ueber den Befund an der Regio olfactoria konnte keine Mitteilung gemacht werden, da dieselbe nicht zur Verfügung gestanden hatte. 4. Herr Schottky legte eine Mitteilung des Herrn Dr. H. Jung in Marburg vor: Ueber die allgemeinen Thetafunktionen von vier Veränderlichen. Die Aufgabe wird dadurch gelöst, daß eine besondere Riemannsche Klasse Abelscher Funktionen von sieben Variabeln in Betracht gezogen wird, die sich rational darstellen lassen durch Thetafunktionen von vier, und solche von drei Variabeln. Es werden algebraische Ausdrücke aufgestellt für die Werte, in die die Thetaquotienten übergehen, wenn man für jedes Argument je ein Integral mit bestimmter oberer und bestimmter unterer Grenze einsetzt.

27. April. Sitzung der philosophisch-historischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Herr Vahlen. Herr Burdach sprach über den Prosadialog „Der Ackermann aus Böhmen" vom Jahre 1399. Stilistisch-sprachliche Abhängigkeit von der königlichen Kanzlei wird aus der symmetrischen Tautologie, sowie aus den rhythmischen Formen des Satzschlusses („cursus") und des Satzinnern nachgewiesen. Weiterhin werden die humanistischen Elemente, die auf Petrarca weisen, die Frage nach der Person des Verfassers (Johannes Pflug von Rabenstein) und die Beziehungen zur Gestalt des „Piers Plowman" von William Langland erörtert.

*

Außerordentlicher Verbandstag deutscher Hochschulen.

S. & H. Weimar, 9. Mai. Dem ersten Deutschen Hochschultage, der Anfang März in Eisenach tagte, ist rasch ein zweiter gefolgt. Heute, also kaum 2 Monate nach der in Eisenach erfolgten Gründung des Verbandes deutscher Hochschulen, sind abermals Vertreter von allen Hochschulen Deutschlands zusammengetreten; diesmal in Weimar. Die Schiller-Feier der Deutschen Studentenschaft am Schiller-Goethe-Denkmal wurde verbunden mit einem zweiten Verbandstage in diesem Jahre, dessen Einberufung sich durch die jüngsten Ereignisse erklärte. Naturgemäß sind es vor allem drei Fragen, die zur Besprechung gelangen werden: 1. der Erlaß des preußischen Kultusministeriums vom 16. März; 2. die Auflösung des Charlottenburger Studentenausschusses und 3. die Kundgebung der Göttinger Professoren.

Der Verbandstag selbst nahm heute früh mit der Schiller-Feier seinen Anfang. Delegierte haben entsendet die Universitäten Berlin, Breslau, Münster, Rostock, Erlangen, Freiburg, Gießen, Göttingen, Halle, Heidelberg, Jena, Kiel, Königsberg, Leipzig, München und Würzburg. Ferner sind vertreten die Technischen Hochschulen Braunschweig, Aachen, Charlottenburg, Darmstadt, Dresden, Freiberg, Hannover, Karlsruhe, München und Straßburg. Auch die Bergakademie Berlin ist durch Delegierte vertreten. Vom Ausland sind Gäste erschienen von den Universitäten Bern, Zürich und Prag.

Um 10 Uhr früh begab sich eine Delegation der Deutschen Studentenschaft in die Fürstengruft und legte am Sarge Schillers einen Kranz nieder, der die Inschrift trug: „Ihrem Schiller. Die akademische Jugend Deutschlands". Als Vertreter der Deutschen Studentenschaft hielt cand. med. Vagt (Tübingen) eine Ansprache. — Morgen beginnen in der „Erholung" die eigentlichen Beratungen. Angemeldet sind bereits über hundert Delegierte, die sich auf die obengenannten Universitäten und Hochschulen verteilen.

Kleinere Mitteilungen.

* **Ein interessanter Lessing-Fund.** Unter den Beständen der Friedrich v. Raumerschen Bibliothek, die durch das preußische Kultusministerium der Bromberger Stadtbibliothek überwiesen worden ist und dieser zahlreiche seltene und durch handschriftliche Eintragungen wertvolle Bücher zugeführt hat, befindet sich, wie der dortige Stadtbibliothekar Dr. Minde-Pouet der Vossischen Zeitung mitteilt, ein Exemplar von Jöchers Allgemeinem Gelehrtenlexikon, das auf dem ersten Blatte des ersten Bandes von der Hand Friedrich v. Raumers den Vermerk trägt: „Dieses Exemplar gehörte ursprünglich G. E. Lessing und von ihm sind die Randglossen. Ich kaufte es in der Auktion seines Bruders." Die vier Bände des Jöcher enthalten sehr zahlreiche den Text ergänzende Randnotizen von der Hand Gotthold Ephraim Lessings und ferner drei auf besonderen Blättern eingefügte ausführlichere Zusätze ebenfalls von der Hand Lessings. Auch der zweite Band der Fortsetzung dieses Lexikons durch Adelung, die nach Lessings Tode erschien, enthält handschriftliche Einträge; diese rühren von Lessings Bruder Karl Gotthelf her. Um den wichtigen Fund für die Forschung nutzbar zu machen, wurden die Bände an den Münchener Universitätsprofessor Dr. Franz Muncker gesandt, der die Eintragungen in seine Lessing-Ausgabe, und zwar in den 1906 erscheinenden 22. Band aufnehmen wird. Muncker hat diese Zusätze Lessings als das Bedeutendste unter den Nachträgen seiner Ausgabe bezeichnet.

W.— Nach dem Vorgang von Paris hat man auch Grenoble unter Leitung des Professors Rosset, eines Schülers von Passy und Lund-Burguet, ein Laboratorium für Experimentalphonetik gegründet und den fremdländischen Studierenden eröffnet. Dieser Fortschritt ist um so freudiger zu begrüßen, als in Deutschland die angewandte Experimentalphonetik noch recht stiefmütterlich behandelt wird, trotz ihres enormen Nutzens für Erlernung und ästhetische Würdigung eines fremden Idioms. Ist es doch erwiesen, daß eine große Zahl von fremden Phonemen erst dann von den Erlernenden überhaupt richtig gehört werden, wenn man ihn dahingebracht hat, nach experimenteller Feststellung der Lippen- und Zungenpositionen u. s. w. den betreffenden Laut selbst hervorzubringen. Auch der Phonograph kommt in Rossets Laboratorium zu verdienter Geltung. Bemerkenswert ist, daß schon geraume Zeit einer der Grenobler Gymnasial-Professoren für deutsche Sprache den Phonographen mit ausgezeichnetem Erfolge im Mittelschulunterricht verwendet. Ob es da nicht angebracht wäre, auch einmal in unseren Gymnasien mit dem Phonographen Versuche zu machen und dadurch dem Uebelstand abzuhelfen, die lebenden Sprachen vielfach auf ganz dieselbe Weise wie die toten gelehrt zu sehen?

* In ihrer jüngst abgehaltenen Generalversammlung hat die „Kant-Gesellschaft" beschlossen, den Preis für die von ihr gestellte Preisaufgabe „Kants Begriff der Erkenntnis verglichen mit dem des Aristoteles" von 500 M. auf 600 M. zu erhöhen und einen zweiten Preis von 400 M. auszusetzen. Die Bedingungen der Preisbewerbung sind von Professor Dr. Vaihinger in Halle a. S. zu beziehen. In derselben Sitzung ist der Stadtrat a. D. Professor Dr. Walter Simon in Königsberg i. Pr. wegen seiner hervorragenden Verdienste um die Förderung der Ziele der Gesellschaft zum ersten und bisher einzigen Ehrenmitglied derselben ernannt worden.

Hochschulnachrichten.

* **Erlangen.** Der bisherige außerordentliche Professor an der Universität Tübingen Dr. Hugo Lüthje wurde zum außerordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt und demselben klinische Propädeutik und Geschichte der Medizin als Lehraufgabe überwiesen.

* **Tübingen.** Der Professor der Anatomie Dr. Froriep ist von seinem Urlaub völlig wiederhergestellt zurückgekehrt und nimmt seine Vorlesungen wieder auf.

* **Graz.** Einem bereits an anderer Stelle unseres Blattes gemeldeten tödlichen Unglücksfall durch Absturz sind bei einer beabsichtigten Kletterung auf den Hochschwab der Professor des Kirchenrechts an der hiesigen Universität, Dr. Wolf v. Glanvell, und der Privatdozent der Nationalökonomie, Dr. Petritsch, zum Opfer gefallen. Professor v. Glanvell stand im 35. Lebensjahre und war mit einer Tochter des Rektors Hofrat Luschin v. Ebengreuth verheiratet; Dr. Petritsch, ein gebürtiger Triestiner, stand im 34. Lebensjahre.

Für den Inseratenteil verantwortlich: M. Schumacher, München.

Eduard Avenarius, Leipzig.

Die wertvollste

Erinnerung an die Wartburg

bildet der neue im obigen Verlag erschienene

Roman von Wilhelm Arminius (Weimar)

Wartburgkronen

Preis: eleg. geb. u. mit künstlerischem Umschlag Mark 6.—, geheftet Mark 5.—.

Was sich an wichtigen Geschehnissen politisch- und kulturhistorisch-merkwürdiger Art in den erhabenen Räumen der stolzen Thüringer Burg unter der Herrschaft des berühmten Landgrafen Hermann und zur Zeit des denkwürdigen Sängerkrieges abgespielt hat, das ist in den

Wartburgkronen

in dramatisch bewegten Szenen, in glühender Farbenpracht, mit Humor und Wucht spannend geschildert.

Eine Fülle von anerkennenden Besprechungen bestätigt das.

Man verlange den ausführlichen Prospekt.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen:

Gesammelte Werke von Paul Heyse

Band XXX

Novellen vom Gardasee

Fünfte Auflage

Inhalt: Gefangene Singvögel — Die Macht der Stunde — San Vigilio — Entsagende Liebe — Eine venezianische Nacht — Antiquarische Briefe

Band XXXI

Moralische Unmöglichkeiten

und andere Novellen

Vierte Auflage

Inhalt: Moralische Unmöglichkeiten — Er selbst — Zwei Witwen — Ein Idealist

Preis jedes Bandes geheftet M. 3.60 In Leinenband M. 4.50

Ausführliche Uebersicht des Inhalts aller Bände von Paul Heyses Gesammelten Werken gratis

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Digitized by Google

Jahrgang 1905. München, Freitag, 12. Mai. Nummer 110.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Ein modernes Gelehrtenheim für Nationalökonomen.

Der deutsche Volkswirt, der gelegentlich in die belgische Hauptstadt kommt, sollte nicht versäumen, den Solvay-Instituten im Parc Léopold einen Besuch abzustatten. Es sind dies wissenschaftliche Anstalten, welche ihr Entstehen der Munifizenz des belgischen Industriellen und Senators Ernst Solvay verdanken. Von der Stadt Brüssel erwarb er die Konzession von Bauterrains in den Abhängen des schön gelegenen und wenig besuchten Parc Léopold, zur Errichtung der von ihm geplanten Anstalten, welche der freien (liberalen) Universität Brüssel angegliedert sind und nach 25 Jahren der Stadt zu vollem Eigentum gehören sollen.

Solvay ließ zunächst ein physiologisches Institut erbauen, welches 1892 begonnen wurde. Dann ließ er es sich angelegen sein, die Zukunft der an der freien (liberalen) Universität Brüssel ins Leben gerufenen Abteilung für soziale und ökonomische Wissenschaften durch eine reiche Dotation sicherzustellen, und gründete im Anschluß daran ein Institut für Soziologie, welches am 16. November 1902 eröffnet wurde. Seit Oktober 1904 ist nun noch eine Handelshochschule hinzugekommen, für welche die deutschen Handelsakademien von Frankfurt a. M. und Köln dem Stifter Anregung und Vorbild gewesen sind.

Alle drei Solvay-Institute im Parc Léopold sind den Studierenden zugänglich. Doch will das Institut für Soziologie in erster Linie, nach den Worten des Stifters selbst, den Gelehrten zu sozialwissenschaftlichen Forschungen eine bequeme Gelegenheit geben und die umfassendsten Materialien zur Verfügung stellen. Trotz eines kaum erst zweijährigen Bestehens der Anstalt wird jeder sachkundige Besucher staunen über den Reichtum der dort aufgestapelten Bücher- und sonstigen Sammlungen, wie über die sinnreiche Methodik, mit welcher dieselben angeordnet wurden und den bis in alle Details luxuriösen Komfort der Einrichtung.

Die Anstalt bildet ein ziemlich langgestrecktes Rechteck, welches hoch oben im Parc Léopold auf einem Sattelhügel erbaut ist. Den ganzen Mittelbau nimmt ein großer Lesesaal ein; derselbe empfängt das Licht von oben. Um ihn laufen sowohl zu ebener Erde wie auf der Etage Galerien, auf deren Längsseiten Einzelarbeitszimmer münden. Von diesen gibt es zwölf, alle sehr komfortabel eingerichtet mit Arbeitstisch, bequemem Bureausessel, drehbarem Büchergestell, Karten u. s. w. Auf der westlichen Längsseite der Etage ist ein gemeinsamer Arbeitssaal, der für ebenfalls zwölf Personen Platz bietet und auch als Auditorium benützt werden kann. Dazu kommen dann noch die Arbeitstische des Lesesaales und der an den Breitseiten desselben auf der Etage befindlichen Quellenzimmer, so daß im ganzen zirka vierzig Personen bequem gleichzeitig in der Anstalt arbeiten können.

Die Bibliothek ist in der Hauptsache, soweit sie aus Büchern besteht, an den Längsseiten des Lesesaales untergebracht und von den Galerien aus sind sämtliche Bücher zugänglich. Zeitschriften und Broschüren befinden sich in einem Untergeschoß; die letzten Nummern der Zeitschriften liegen im Lesesaal auf, desgleichen die neugekauften Bücher und einige Tagesblätter.

Die Zeitschriftensammlung ist außerordentlich reichhaltig. Nicht nur daß von den derzeitig in Belgien, Deutschland, Frankreich und England erscheinenden Zeitschriften sozialwissenschaftlichen Inhalts kaum eine fehlt; auch die sämtlichen Jahrgänge derselben, sowie mehrere von nach 1800 zeitweilig erschienenen, heute nicht mehr bestehenden Periodika sind im Untergeschoß vorhanden. In ihrer Vollständigkeit dürfte diese Sammlung äußerst selten sein. Die Erschließung der in derselben verborgenen Schätze wird wesentlich erleichtert durch die individuelle Aufführung sämtlicher Zeitschriftenartikel sowohl im Namens- als im systematischen Katalog der Anstalt.

Der Anordnung der Bücherei liegt eine soziologische Materiengruppierung in 29 Kategorien zugrunde. Dieselben sind:

1. Anthropologie. 2. Ethnographie und Vorgeschichte. 3. Allgemeine politische und Wirtschaftsgeschichte. 4. Politische und Wirtschaftsgeschichte des Altertums. 5. Politische und Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit bis 1800. 6. Politische Geschichte seit 1800. 7. Allgemeine Wirtschaftsgeschichte und -geographie seit 1800. 8. Kolonialwesen seit 1800. 9. Verkehrswesen seit 1800. 10. Münz- und Währungsfragen seit 1800. 11. Oeffentliches Finanzwesen seit 1800. 12. Gewerbepolitik seit 1800. 13. Arbeiterfragen seit 1800. 14. Agrarpolitik seit 1800. 15. Kunstgeschichte. 16. Vergleichende Religionsgeschichte. 17. Vergleichende Sprachwissenschaft. 18. Geschichte der Weltliteratur. 19. Geschichte der Philosophie und Ethik. 20. Geschichte der Naturwissenschaften und der Entdeckungen. 21. Soziale Hygiene. 22. Kriminalogie. 23. Rechtswissenschaft. 24. Politische und soziale Systeme. 25. Allgemeine Nationalökonomie. 26. Soziologie. 27. Statistik und Demographie. 28. Technologie. 29. Reisebeschreibungen.

Wie man sieht, spukt der Auguste Comtesche Teufel recht bedenklich in dieser Gruppierung. Zum Glück sind die volkswirtschaftlichen Fächer recht dicht besetzt.

Sämtliche Bücher und Zeitschriften sind nun jederzeit allen Besuchern der Anstalt unmittelbar zugänglich. Eine Kontrolle wird dabei auf folgende Weise erreicht: jeder Band steht in einer Halbschachtel, deren Rücken nach außen gekehrt ist, so daß kein einziges Buch sichtbar wird. Alle Halb-

Digitized by Google

schachteln sind von gleicher Höhe und tragen auf dem Rücken den Namen des Autors und den Titel des Buches, nebst Erscheinungsjahr und Ordnungsnummer derjenigen von den oben erwähnten Kategorien, der das Buch zugeteilt ist. Außerdem sind die Rucken der Halbschachteln je nach der Sprache, in welcher das betreffende Buch geschrieben ist, blau (französisch), grün (deutsch), braun (englisch) oder rot (andere Sprachen) gefärbt. Innerhalb einer jeden der 29 Gruppen sind die Bücher zunächst nach Sprachen — also nach Farben des Schachtelrückens — und, innerhalb jeder Sprachengruppe, nach der Reihenfolge der Erscheinungsjahre und innerhalb dieser eventuell alphabetisch geordnet.

Jede Halbschachtel trägt an beiden Seiten Kontrollzettel, auf welche die Entlehner Namen, Datum der Entnahme, Datum der Wiedereinstellung eintragen sollen. Selbstverständlich bleiben die Halbschachteln mit den aufgeklebten Kontrollzetteln am Fach. Kein Buch darf die Anstalt verlassen.

Die Selbstkontrolle, welche in der eben geschilderten Weise vor sich geht, hat ein mehrfaches Resultat: Ersparung eines oder mehrerer Beamten; vollständige Bewegungsfreiheit und Minimum von Belästigung aller Besucher der Anstalt; Möglichkeit, den Entlehner eines Buches sofort am Fach festzustellen und dasselbe eventuell von ihm in seinem Arbeitszimmer zu holen; endlich statistischen Ausweis für die Benützung der Bücher.

Ebenfalls allgemein und jederzeit zugänglich sind ein systematischer und ein Namenskatalog der Bücherei, beide auf Zetteln und im Lesesaal aufgestellt. Die Anordnung des systematischen Katalogs entspricht genau der der Bücher selbst, also nach 29 Kategorien, jede Kategorie nach Sprachen, jede Sprache nach dem Erscheinungsjahr und jedes Erscheinungsjahr eventuell nach alphabetischer Reihenfolge der Autorennamen. Diese Gruppierung ist in jeder der 29 Kategorien wiederholt: 1. für die Bücher; 2. für die Broschüren; 3. für Almanache und Jahrbücher; 4. für Kongreßberichte und 5. für Zeitschriftenartikel.

Der Namenskatalog enthält zur Zeit etwa 40,000 Zettel, der systematische zirka 55,000.

An der hinteren Breitseite des Lesesaales befinden sich die offiziellen statistischen Veröffentlichungen, welche sich die Anstalt bereits in beträchtlicher Anzahl von einer Reihe von Staaten und Gemeinden zu verschaffen gewußt hat. Auch gibt es dort mehrere Rechenmaschinen, sowie sonstiges, statistisches Inventar. Auf der Etage, über diesem statistischen Kabinett ist eine anthropologische Sammlung aufgestellt, deren Hauptreichtum in zirka 500 Schädeln besteht.

Gegenüber, an der Vorderseite, über dem Eingang, befinden sich zwei Kabinette, eines mit historischen Quellenwerken, das andere mit technologischen und geographischen Dokumenten.

Auf einem eigenen Gestell, inmitten des Lesesaales befinden sich die Nachschlagewerke: deutsche Konversationslexika, **Encyclopaedia Britannica**, **Grande Encyclopédie**, sowie die sozialwissenschaftlichen Handwörterbücher und Sammelwerke Deutschlands, Frankreichs und Englands, alle in den neuesten Auflagen. Selbstverständlich fehlt auch nicht, wie in keiner Bibliothek des französischen Sprachgebietes, der Botin, das vierbändige internationale Adreßbuch. Die Kontrolle der Benützung der Nachschlagewerke geschieht durch Eintragung des Namens des Entlehners, Datum der Entnahme und der Wiedereinstellung in ein Register. Die Nachschlagewerke sind nämlich nicht in Halbschachteln eingefügt.

Zum Ausdrucke etwaiger Desiderata der Besucher ist reichlich Gelegenheit geboten. Grundsätzlich werden alle Desiderata mit tunlichster Eile berücksichtigt. Kann dies aus irgend einem Grunde nicht geschehen, so wird den Betreffenden ein motivierter Bescheid ausgefertigt. Durchschnittlich bereichert sich die Bücherei um 250 Bände monatlich.

Nun noch einige Worte über die Verwaltung der Anstalt. An der Spitze derselben steht ein Direktor, welchen Posten Herr Emil W a x w e i l e r, Professor an der freien (liberalen) Universität Brüssel, bekleidet. Assistiert wird derselbe in der Leitung des Instituts durch Herrn G. d e L e e n e r, Dozenten an derselben Hochschule. Als wissenschaftliche Mitarbeiter sind der Direktion beigeordnet die Brüsseler Universitätsprofessoren: Herren M. A n s i a u x, G. D e s m a r e z, E. H o u z é, A. P r i n s, L. W o d o n.

Gemeinsam festgestellte Forschungsarbeiten, welche für die offiziellen Veröffentlichungen der Anstalt bestimmt sind, werden von diesen Herren an derselben unternommen. Auch Dritte können vom Direktor dazu herangezogen werden und erhalten dann eine angemessene Entschädigung. Alle neu angeschafften Bücher, sowie die Zeitschriften werden monatlich an die Herren des Vorstandes verteilt; am Ende eines jeden Monats tritt der Vorstand zusammen, um die kritischen Berichte eines jeden Mitgliedes über die ihm zugeteilten Publikationen zu hören. Auch hierzu können Dritte herangezogen werden.

Gelehrten, welche zu selbständigen wissenschaftlichen Forschungen die Sammlungen der Anstalt benützen wollen, wird ein Einzelarbeitszimmer zur Verfügung gestellt. Jedoch müssen sie sich verpflichten, die Ergebnisse ihrer Forschungen für die offizielle Sammlung der Veröffentlichungen der Anstalt zu reservieren. Alle solche Publikationen werden honoriert. Dabei bleibt volle wissenschaftliche Freiheit garantiert. Jedoch behält sich der Direktor die Entscheidung über die Aufnahme der in der Anstalt fertiggestellten Arbeiten in die offizielle Sammlung vor.

Bedingung zur Zulassung zum Besuche der Anstalt ist der Nachweis wissenschaftlicher Befähigung (Doktordiplom) und die Angabe eines bestimmten Forschungsobjekts. Studierende der freien (liberalen) Universität Brüssel, sowie der von Solvay gegründeten Handelshochschule, können ebenfalls zur Ausarbeitung von Dissertationen zugelassen werden. Die Anstalt ist täglich von 9 bis 7 Uhr geöffnet. Wer abends dort arbeiten will, bedarf einer speziellen Ermächtigung des Direktors.

Die offizielle Sammlung der Veröffentlichungen der Anstalt umfaßt drei Serien: 1. **Notes et Mémoires**, 2. **Etudes sociales**, 3. **Actualités sociales**.

Die **Notes et Mémoires** sollen als Hefte in Quart, und zwar zunächst unregelmäßig, erscheinen und enthalten:

a) Berichte über Enqueten, welche von der Anstalt unternommen wurden. Eine solche über „den Einfluß des Lebens in den Städten auf die Entartung der Kinder bis in die vierte Generation“, über deren erste Teilergebnisse bereits dem Brüsseler Kongreß für Demographie und Hygiene (September 1903) berichtet wurde, ist noch nicht zum Abschluß gelangt;

b) Originalaufsätze „soziologischen“ Inhalts;

c) Vermischte und d) Bibliographische Notizen.

Die **Etudes sociales** werden sozialwissenschaftliche Monographien in Einzelbänden (in Oktav) enthalten.[1])

Die **Actualités sociales** sind eine Serie kleiner Arbeiten (Bände in 16°), deren Zweck ist, aktuelle wirtschafts- und sozialpolitische Fragen vom Standpunkte der „Vermehrung der sozialen Produktivkraft“ aus popularisierend zu behandeln.[2]) Die Zweckbestimmung bedarf einer Erklärung. Durch eine popularisierende, zugleich möglichst objektive und unparteiische Bearbeitung jener Fragen soll erreicht werden, daß das Solvay-Institut für Soziologie nicht nur für den engeren Kreis gelehrter Forscher, sondern auch für möglichst weite Kreise eine Quelle geistiger Nahrung und Anregung werde. Der Gesichtspunkt der „Vermehrung der sozialen Produktivkraft“ ist ein Lieblingsgedanke, ja eine Devise des Stifters der Anstalt. Der

---

[1]) Bisher erschienen: *G. de Leener:* Les syndicats industriels en Belgique. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. 1904.

[2]) In dieser Sammlung erschienen bisher: No. 1. *Ernest Solvay:* Principes d'orientation sociale (Résumé des études de l'auteur sur le Productivisme et le Comptabilisme), 1904. No. 2. *M. Ansiaux:* Que faut-il faire de nos industries à domicile? 1904. No. 3. Le charbon dans le nord de la Belgique, in drei Teilen: Le point de vue technique par *G. de Leener*. Le point de vue juridique par *L. Wodon*. Le point de vue économique et social par *E. Waxweiler*. 1904. No 4. *O. Crick:* Le procès du libre échange en Angleterre, 1904. Alle im Verlage von Misch u. Thron, Brüssel, Leipzig und Paris.

Digitized by Google

Gedanke, die Produktivkraft der Jugend seines Landes zu mehren, leitete ihn besonders bei der Gründung der bereits erwähnten Handelshochschule. Und in der Stiftungsurkunde des soziologischen Instituts hat er die Anregung gegeben, die sozialwissenschaftliche Forschungsarbeit vornehmlich auf die Feststellung der Bedingungen zu richten, welche auf die Produktivkraft der Einzelnen wie der wirtschaftlichen Gruppen einwirken, um die Mittel ausfindig zu machen, welche jene Kraft rationell zu steigern vermögen. Die wissenschaftlichen Leiter des Instituts haben es sich darum auch zur Aufgabe gemacht, eine Sammlung populärer Schriften zu veröffentlichen, welche die Leser dazu erziehen sollen, alle aktuellen wirtschafts- und sozialpolitischen Probleme unter dem Gesichtspunkt möglichst ungehemmter Entfaltung aller Faktoren der Produktivität, insbesondere der nationalen Produktivkraft Belgiens, zu betrachten. Ich weiß nicht, ob diese Anschauungsweise bei den immer mehr an Gesichtspunkte der Güterverteilung in ihrer Beurteilung der sozialen und wirtschaftlichen Dinge gewöhnten Massen Erfolge haben wird. Es wird jedenfalls davon abhängen, inwieweit es gelingt, den Begriff der Solidarität so zu fassen, daß vermittels dieses ein Einklang zwischen dem Streben nach größtmöglicher Produktivität mit dem Streben der Massen nach größtmöglichem Anteil an den Errungenschaften der Kultur erzielt wird.

Das Solvay-Institut für Soziologie steht bezüglich seiner Publikationen im Austauschverhältnis mit mehreren gelehrten Körperschaften, auch mit einzelnen deutschen Seminarien. Da es jedoch mit Universitäten noch keine Beziehungen unterhält, verfügt es über eine Dissertationensammlung noch nicht. Eine Lücke, deren Ausfüllung jedoch wohl nicht mehr lange auf sich warten lassen wird.

Dr. R. v. Waha.

Die voraussichtliche Wirkung der vorgeschlagenen Getreidezölle in Großbritannien.

Ein Beitrag zur Wirtschaftspolitik Chamberlains.

Von Dr. Siegfried Buff.

(Schluß.)

Wir sehen, daß die Getreidefläche fortwährend (besonders auch im Jahre 1903) abnimmt. Von den einzelnen Getreidearten ist es hauptsächlich der Weizen, dessen Anbaufläche ständig zurückgeht und im Jahre 1903 (mit Ausnahme des Jahres 1905) den niedrigsten Stand erreicht, während die Haferfläche seit 1871 (besonders im Jahre 1903) sogar eine Kleinigkeit zunimmt. Infolge der durch die Einführung der Getreidezölle eintretenden geschilderten Ueberproduktion an Getreide wird sich bald, in den Kolonien sowohl wie im Mutterlande, aus ganz entgegengesetzten Gründen (in den ersteren wegen der durch die Spekulation herbeigeführten Ueberproduktion, in den letzteren wegen der durch die koloniale Kanfurrenz verursachten Unterpraduktion) das Verlangen nach höherem Zollschutz geltend machen, und je höher der Zollschutz, desto größer die Getreidepraduktion in den Kolonien, desto größer aber auch die Abnahme des Getreidebadens im Mutterlande. Nun braucht ja die Umwandlung der Getreidefläche in Weideland nicht weniger rentabel für den britischen Farmer zu sein als bisher, indes scheint es nach dem Angeführten sehr zweifelhaft, ob besagte Zölle auch imstande sein würden, ein Steigen der Badenpreise im Interesse der Grundeigentümer, eine Zunahme der Beschäftigung und eine Besserung der Löhne für den landwirtschaftlichen Arbeiter in Großbritannien herbeizuführen. Wenn Chamberlain ferner hofft, durch den Mehlzoll die britische Mühlenindustrie zu heben, so dürfte er sich auch hierin täuschen. Das geringere Volumen des Mehles muß zweifellos den Kolonien einen Ansporn geben, sich auf die Herstellung und den Export dieses Artikels zu werfen. Denn die bessere Raumausnützung der Schiffe (gegenüber Getreide) vermindert die Frachtkosten; diese Frachtersparnis wirkt somit als Prämie auf den Export von Mehl gegenüber Getreide aus den Kolonien nach dem Mutterlande. Und wenn sich auch vielleicht die Konkurrenz der Kolonien noch nicht in den ersten Jahren nach Einführung des Mehlzolles infolge dieses verhältnismäßig noch gering entwickelten kolonialen Industriezweiges bemerkbar machen dürfte, so kann doch die schließliche Wirkung, infolge des dargelegten Grundes, nicht ausbleiben. Anders wäre es allerdings — was indes nach meiner eingehenden Information zunächst noch nicht beabsichtigt wird — wenn die Einfuhr kolonialen Mehles nach England nicht zollfrei, sondern nur mit einem entsprechenden Vorzugszoll gestattet würde. Aber noch andere als die bereits geschilderten Wirkungen werden die Getreidezölle zeitigen. Sie werden dem landwirtschaftlichen Arbeiter einen Ansporn geben, nach den Kolonien auszuwandern, wo der Boden billig ist und sich eine starke Nachfrage nach Arbeit geltend machen wird. Insofern können sie allerdings die Lage des britischen Landarbeiters zum Schaden des britischen Landwirtes bessern. Indes nicht nur die Agrar-, sondern auch die Industriezölle werden den Getreidebau in den Kolonien fördern. Denn durch die damit notwendig verbundene Bedarfs- und Absatzverschiebung würde eine industrielle Revolution entstehen, durch die fast alle Länder der Welt in Mitleidenschaft gezogen würden. Es würden zahllose industrielle Arbeiter brotlos werden und infolgedessen — wenn die Auswanderung nach den Kolonien nicht zu stark erschwert wird — nach den Kolonien als Ackerbauer auswandern. Diese Krisis würde dann u. a. ähnliche Folgen haben wie die in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts, welche die Hauptursache der überseeischen Getreidekonkurrenz wurde. Welche Bedeutung übrigens das Chamberlainsche Projekt im allgemeinen und ganz speziell für Deutschland hat, sollen folgende Tabellen dartun. Es betrug nach dem **Statistical Abstract for the several British Colonies**, Seite 39 und Seite 45, im Jahre 1903:

I. Für die Kolonien (mit Einschluß der Edelmetalle)

	Die Gesamteinfuhr	Die Gesamtausfuhr
	in Pfund Sterling	
	309,090,000	307,441,000
Davon treffen auf:		
Das ver. Königreich . .	142,616,000	125,545,000
Die brit. Besitzungen .	58,418,000	62,666,000
Das Ausland	108,056,000	119,230,000

Nach dem **Statistical Abstract for the United Kingdom**, Seite 63 und Seite 65, betrug im gleichen Zeitraum:

II Für Großbritannien und Irland (unter Ausschluß der Edelmetalle)

	Die Gesamteinfuhr	Die Gesamtausfuhr
	in Pfund Sterling	
	542,600,289	360,373,672
Davon treffen auf:		
Das Ausland	428,929,497	240,869,483
Die brit. Besitzungen .	113,670,792	119,484,189

Aus diesen Ziffern können wir ersehen, welche Verschiebungen im Welthandel eintreten würden, selbst wenn bloß ein Teil der von Chamberlain gehegten Hoffnungen sich verwirklichte. Deutschland ist an der Frage *unmittelbar* folgendermaßen interessiert:

Nach dem neuesten Statistischen Jahrbuche fürs Deutsche Reich, Seite 176 und Seite 178, betrug im Spezialhandel für das Jahr 1903:

Für Deutschland

	Die Einfuhr von	Die Ausfuhr nach
	in Millionen Mark	
Großbrit. und Irland	833.5	987.7
Den Kolonien (einzeln zusammengestellt) .	493.00	227.00
Summa	1,326.5	1,214.7

Das sind zusammen 2541.2 Millionen Mark oder nahezu *ein Viertel unseres Gesamtaußenhandels* — eine Ziffer, die zeigt, wie wichtig für uns der Ausgang der „**Fiscal Question**“ ist und sein muß. Doch wollen wir zu unserem Thema zurückkehren. Wir können also sagen: Was die überseeische Konkurrenz seit den 70er Jahren noch nicht erreicht hat, nämlich ein fast vollständiges Verschwinden des britischen Getreidebaues, das dürfte sie jetzt, nach Einführung der Chamberlainschen Getreidezölle, erreichen. Dies würde zwar für die britische Landwirtschaft als solche, bei dem gegenwärtigen Stande der Getreideproduktion, keineswegs so verhängnisvoll sein wie das Verschwinden des Getreidebaues für Deutschland. Indes würde dann das britische Volk hinsichtlich seines Getreidebedarfs völlig auf die See-Einfuhr angewiesen sein — eine Gefahr, die ja zum Teil schon jetzt besteht und von ernsthaften Politikern mit steigender Sorge, zumal beim Anwachsen der Flotten anderer Länder (Gefahr der Abschneidung der Nahrungszufuhr im Kriege), betrachtet wird. Für den Getreidekonsumenten aber würden die Zölle eher eine Verbilligung als Verteuerung seines wichtigsten Nahrungsmittels bedeuten. Auch auf den deutschen Getreidepreis dürften dann die englischen Zölle (von allem Uebrigen abgesehen) infolge der durch sie hervorgerufenen stark gesteigerten Weltproduktion nicht ganz ohne Einfluß sein. Unsere Ausführungen zeigen aber auch, daß ein Hinweis auf die Zeit der hohen Getreidezölle in England, auf deutsche und französische Verhältnisse nicht richtig ist. In allen drei Fällen handelt es sich um eine verhältnismäßig beschränkte, noch anbaufähige Fläche. Die Getreidezölle hatten und haben hier zur Folge, daß auch für unfruchtbare Grundstücke sich noch der Anbau lohnt. Dazu kommt, daß England schon seinerzeit (bis 1846) und auch das heutige Deutschland (Frankreich indessen nicht, weshalb auch die französischen Getreidezölle keine so ungünstige Wirkung auf den Konsumenten ausüben) auf ihrer verhältnismäßig begrenzten Fläche eine steigende Bevölkerung zu ernähren hatten und haben. Hohe Zölle mußten sich daher damals in England und müssen sich auch heute in Deutschland in ungünstigem Sinne äußern. Anders aber lägen die Verhältnisse für Großbritannien jetzt, wenn die von Chamberlain vorgeschlagenen Getreidezölle eingeführt würden. Großbritannien wäre dann wohl imstande, eine steigende Bevölkerung (gesetzt den Fall, daß dies eintreten würde und die Industriezölle nicht vielmehr eine Abnahme und Auswanderung der britischen Bevölkerung zur Folge hätten) zu ernähren, ohne daß deshalb eine Steigerung des Preises des wichtigsten Nahrungsmittels eintreten müßte. Denn der projektierte Getreidezollgürtel wäre dann keineswegs so enge wie in Deutschland, Frankreich und dem Großbritannien von 1815—1846. Der Anbau ungeheurer fruchtbarer jungfräulicher Böden würde dann in den britischen Kolonien vor sich gehen und auf lange Zeit hinaus würde sich die ungünstige Wirkung des Gesetzes des abnehmenden Bodenertrages dem britischen Konsumenten nicht fühlbar machen. Indes, gesetzt den Fall, die dargelegten Wirkungen würden nicht eintreten, der Getreidepreis würde also verteuert werden, wäre es dann praktisch und politisch klug, die ohnehin schon durch den höheren Getreidepreis gesunkene Kaufkraft der Bevölkerung durch einen fünfprozentigen Wertzoll auf Molkereiprodukte, Gemüse, Eier, Früchte und Fleisch noch mehr zu schwächen? Es würde dann auch die landwirtschaftliche Industrie nicht die Blüte erreichen können, die sich Chamberlain davon verspricht. Und wenn ihm so sehr am Wohle der Kolonien gelegen ist, warum, rufen ihm mit Recht die Freihändler, insbesondere Lord Rosebery, Robert Giffen, der Cobden-Klub u. a. zu, sollen dann Speck und Mais zollfrei bleiben? Würde dies doch, wenn die Getreidezölle wirklich die verteuernde Wirkung ausüben würden, den Konsum dieser beiden Artikel beträchtlich steigern. Die Folge wäre, daß das Ausland, insbesondere Argentinien, die Vereinigten Staaten von Amerika, Rußland und Rumänien, sich für ihren Ausfall dadurch entschädigen würden, daß sie den Schwerpunkt ihrer landwirtschaftlichen Produktion auf Mais, und Dänemark, die Vereinigten Staaten u. s. w. auch auf Speck verlegen und die Kolonien, insbesondere Kanada, aus dieser Stellung verdrängen würden. So sehen wir denn, daß Chamberlains „**Fiscal Policy**“, obzwar wir bloß ein Stück derselben herausgegriffen haben, in jedem Falle (von welchem Standpunkte wir auch die Getreidezölle betrachten) auf verschiedenen Irrtümern und Inkonsequenzen beruht. Außer den bereits angeführten ließen sich übrigens noch beträchtlich mehr aufzählen. Sein zu starkes Betonen der Handelsbilanz, seine Ansicht über die Verzollung von Rohmaterialien, in gewissem Sinne auch seine Stellung zu den Kolonien in der genannten Frage, ja man kann sagen, seine ausschließlich von dem Streben nach ökonomischer Vernichtung des Auslandes diktierte Politik (obzwar eine solche Politik im Interesse der Selbsterhaltung eines Landes bis zu einem gewissen Grade geboten sein kann), ich sage, eine solche Politik, die sich sogar nicht scheut, mit mitunter nicht ganz einwandfreiem Zahlenmaterial zu operieren, um ihren Zweck zu erreichen, ist weniger eine „neo-merkantilistische“, mehr einem „**British Empire**“ angepaßte, sondern erinnert nur zu sehr an das *alte* Merkantilsystem des 17. und 18. Jahrhunderts. Es kann uns daher nicht wundern, wenn Chamberlains Gegner Stoff genug finden ihn zu widerlegen und so Gelegenheit haben, die eigentliche Hauptfrage der Schaffung einer „**Federal Union**“, der die vorgeschlagenen Zölle fraglos größeren Bestand verleihen würden, mehr in den Hintergrund zu drängen und, wie bereits eingangs erwähnt, die Frage „Freihandel oder Schutzzoll für Großbritannien?“ zum ausschließlichen Losungsworte der zukünftigen englischen Wirtschaftspolitik zu machen.

Indes hieße es die Bedeutung Chamberlains als Staatsmannes völlig verkennen, wollte man ihn nur nach seinen Fehlern beurteilen. Gleichviel, welches auch vorläufig der Ausgang seines Projektes sein mag, ihm, dem Liebling des größten Teiles der britischen Bevölkerung, gebührt unbestreitbar das Verdienst, die Idee des „**Greater Britain**“ zuerst in die breiten Massen des Volkes getragen und populär gemacht zu haben — eine Idee, welche zweifellos die Zukunft Englands beherrschen wird. So sehen wir denn bereits allenthalben, in Amerika und in Großbritannien (bisher in besonders ungesunder Weise auch in Rußland) das Streben nach Schaffung neuer öffentlich-wirtschaftlicher Gebilde, viel größer und gewaltiger als die bisherigen, in vielem ihnen ähnlich und doch wieder verschieden von ihnen. Man könnte solche in Entstehung begriffene Gebilde vielleicht mit dem Worte „Völkerwirtschaften“ bezeichnen, welche Wirtschaftsstufe sich zwischen die der Volks- und Weltwirtschaft allem Anscheine nach einschieben dürfte. Wir sehen auch hier wieder, daß das Wirtschaftsleben der Völker zu allen Zeiten von einem Hauptstreben, nämlich dem der größtmöglichen Autarkie geleitet wird. Alle Wirtschaften suchen sich, wenn und solange es nur irgendwie geht, selbst zu genügen und allenfalls ihre Ueberschüsse an den Außenstehenden abzusetzen. Dieses Bestreben zeigt sich zuerst und angepaßt der primitiven wirtschaftlichen Entwicklung in der „geschlossenen Hauswirtschaft“, bis diese zu eng wurde und der „Dorf- und Stadtwirtschaft“ Platz machen mußte. Auch hier dieselbe Absicht, natürlich den neuen Bedürfnissen u. s. w. angepaßt und durch sie hervorgerufen. Aber auch diese Wirtschaften können auf die Dauer den gesteigerten Ansprüchen u. s. w. nicht mehr genügen. So sehen wir denn mit der Schaffung der Territorial- und nationalen Einheitsstaaten ein neues wirtschaftliches Gebilde, die sogenannte „Volkswirtschaft“, entstehen. Wir finden hier ebenfalls das Streben nach Autarkie, natürlich mehr der Neuzeit entsprechend. Die eigenartigen Maßnahmen zur Durchführung derselben vom 16. bis 18. Jahrhundert im Zusammenhange mit dem Streben nach größtmöglichem Absatze des Ueberschusses an das Ausland hat man mit dem Schlagworte „Merkantilismus“ bezeichnet. Indes, mit der weiteren Entwicklung der Völker, mit der zunehmenden Kreditwirtschaft, dem modernen Transportwesen, den Fortschritten der Technik, der Verfeinerung des Geschmacks, überhaupt mit dem Steigen der Ansprüche der wachsenden Bevölkerung u. s. w. ist die Autarkie im bisherigen Sinne nicht mehr zu vereinbaren.

Digitized by Google

So sehen wir denn eine immer mehr zunehmende Verflechtung der einzelnen Volkswirtschaften in die Weltwirtschaft. Doch erscheint die vollständige Verwirklichung des Endzieles alles Wirtschaftens der Völker, die „Weltwirtschaft“, noch in weite Ferne gerückt. Ja, es macht sich bereits fast überall eine Reaktion gegen diese beginnende Verflechtung geltend. Wieder hören wir den Ruf nach Autarkie erschallen. Indes ist die Volkswirtschaft im bisherigen Sinne zu enge, dieses Bestreben unter den bestehenden Verhältnissen zu verwirklichen. So macht sich denn bereits die Tendenz zur Herbeiführung einer neuen Wirtschaftsstufe geltend, die den Wunsch nach Autarkie erfüllen, über die Grenzen der heutigen Volkswirtschaft hinausgehen soll. Von der diesbezüglichen zukünftigen Wirtschaftspolitik Englands und Amerikas dürfte es abhängen, welche Wirtschaftspolitik der Kontinent einzuschlagen hat. Ob dann ein „mitteleuropäischer Zollverein“ mit Ausschluß oder (infolge der neuesten Entwicklung der Dinge in Ostasien) ein „kontinentaler Zollverein“ mit Einschluß Rußlands entstehen wird und welche Veränderungen innerhalb der neuen wirtschaftlichen Verbände eintreten werden, darüber brauchen wir uns heute den Kopf noch nicht zu zerbrechen. Jedenfalls aber sind Anzeichen einer „Entstehung von Völkerwirtschaften“ vorhanden. Der Autarkie der geschilderten Wirtschaftsstufen waren auch die jeweiligen Maßnahmen zur möglichsten Durchführung und Aufrechterhaltung derselben angepaßt. Ursprünglich dient als Mittel dazu die primitive Form der Ein- und Ausfuhrverbote, bis diese allmählich den Zöllen weichen müssen. Aber auch im Zollwesen treten große Veränderungen ein. Mit der Umwandlung der Territorial- in Nationalstaaten sind die Binnenzölle nicht mehr zu vereinbaren und müssen den Grenzzöllen Platz machen. Doch auch der Zollgürtel, der die heutigen Volkswirtschaften umschließt, macht sich mit der zunehmenden Bevölkerung um so unangenehmer fühlbar, je enger das Gebiet ist, das er umfaßt, und je fester er in der Form von hohen Zöllen zugeschnallt wird. Bestrebungen nach völliger Beseitigung oder weiterer Verlegung der Zollgrenzen sind daher durchaus begreiflich. Der zukünftigen Wirtschaftspolitik im Sinne der Schaffung von „Völkerwirtschaften“ wird auch die zukünftige Zollpolitik entsprechen. Uns aber scheint es fast, als ob zunächst nicht das zu erstrebende Ideal, der Freihandel, welcher mehr der Weltwirtschaft entspricht, eintreten wird, wohl aber, infolge der voraussichtlichen weiteren Ausdehnung der einzelnen Wirtschaftsgebiete, ein immer freier werdender Handel, um dann allmählich dem Freihandel Platz zu machen.

Bücher und Zeitschriften.

Ueber historische Entwicklung. Von Ludo Moritz Hartmann. Sechs Vorträge zur Einleitung in eine historische Soziologie. 1905. Gotha, F. A. Perthes. VI und 89 S.

Ein Werk von hoher Bedeutung im Verhältnis zu seinem geringen Umfange! Die Darlegung zerfällt in drei Hauptteile: 1. „Gesetz und Zufall“, 2. „Entwicklung“ und 3. „Fortschritt“, diese wieder in je zwei Unterabteilungen, so daß sechs Vorträge entstehen, nämlich 1. „Das metaphysische und das psychologische Vorurteil“, 2. „Ueber den Zufall“, 3. „Der Kampf ums Dasein“, 4. „Milieu und Rasse, Anpassung und Auslese, Arbeitsteilung und Klassen“, 5. „Die fortschreitende Vergesellschaftung“, 6. „Fortschritt und Ethik“. Welch eine Fülle von Problemen gibt schon dies Inhaltsverzeichnis kund! Hier kann nur ein Teil davon herausgegriffen werden. Verfasser fußt auf den Arbeiten von Darwin, Marx, Bücher, Mach und Kropotkin, jedoch in ganz selbständiger Weise. Mit Mach unterscheidet er zwei Erkenntnisgebiete, das physikalische und das biologische. Die Entfernung aller teleologischen und animistischen Anschauungen, die aus dem Gebiete der Naturwissenschaften schon fast ganz durchgeführt ist, fordert er kategorisch auch für die Geschichte; zu ihrer Erklärung wird von ihm nicht nur der Zweckbegriff durch den der Entwicklung, sondern auch der bewußte Wille durch Anpassung und Auslese ersetzt; denn die psychologische „Erklärung“ der Geschichte ist keine Erklärung; sie beschreibt nur zwei Seiten desselben Vorganges und setzt andere Zusammenhänge voraus, als in der übrigen Natur angenommen werden (S. 8). Diese völlige Ausscheidung der Motivation aus dem historischen Kausalzusammenhang wird, namentlich bezüglich der Kulturzeitalter, sehr starke Anfechtung seitens der Psychologen erfahren. Im zweiten Vortrag unterscheidet Verfasser zwei Arten von Zufall und stellt den Zufall überhaupt als Vater des Fortschritts dar; denn nicht bewußter Wille infolge eines Bedürfnisses schafft neue Entdeckungen beim Naturmenschen, sondern der zufällige Gebrauch des Neuen und die erst durch wiederholten Gebrauch gemachte Entdeckung, daß das Neue auch das Bessere sei, also eine nachträgliche Anpassung des Bewußtseins an die Außenwelt. Wenn aber Verfasser mit Mach ausführt, daß auch in der historischen Zeit die Erfindung erst nach und durch den Gebrauch entstehe, so bedarf diese Ansicht wohl sehr der Einschränkung. Das Ausgehen von der sogenannten „wirtschaftlichen Natur des Menschen“ und der „Herrschaft des ökonomischen Prinzips“ hält Verfasser für ein unzulässiges a priori; die Arbeit des Naturmenschen entstand aus dem Spiel (Ueberall und immer? D. Ref.). Was von technischen Neuerungen, das gilt nicht minder von der gesellschaftlichen Organisation. Auch die Bedürfnisempfindung ist eine Anpassungserscheinung. Nach alledem ist eine Rekonstruktion der Geschichte nach logischen Schlüssen, eine Feststellung eines „ausnahmslos exakten“ historischen Ablaufes undurchführbar; es herrscht der „König Zufall“. (NB. „Zufall“ im Sinne des Verf.) Im dritten Vortrag führt Verfasser aus, warum die r i c h t i g v e r s t a n d e n e (s. dagegen oben!) „materialistische Geschichtsauffassung“ von gegnerischen Argumenten aus der Psychologie gar nicht getroffen werden kann, eben infolge Irrelevanz der Motivierung der menschlichen Handlungen. Die Geschichte stellt einen Kampf nicht nur der Klassen, sondern auch der Stämme und Staaten dar, mit Uebergängen zwischen diesen Gruppen; aus Angehörigen fremder Stämme oder Staaten werden oft Mitglieder einheimischer Klassen (Sklaverei, Hörigkeit!). Der Kampf der Menschen ums Dasein ist nach drei Gesichtspunkten zu betrachten: 1. Arbeit, d. h. die Einwirkung der menschlichen Gruppen auf die Natur und umgekehrt; 2. Politik, d. h. die Einwirkung der menschlichen Gruppen auf einander; 3. Extensität und Intensität der Gruppen-Organisation. Der vierte Vortrag bringt u. a. interessante Thesen über Rasse und Vererbung; ferner werden mit Bücher drei Grundformen der Gruppenorganisation für die Arbeit unterschieden und behandelt: Arbeits-Vereinigung, -Gemeinschaft und -Teilung. Der III. Teil behandelt den Fortschritt. Während für den Urzustand der Satz Hobbes' vom „Kriege aller gegen alle“ richtig sein mag, besteht der Fortschritt in einer stets zunehmenden Vergesellschaftung, wobei die am besten der Natur angepaßte Gruppe, d. h. die extensiv und intensiv am stärksten assoziierte, über die anderen obsiegt, die Klassen- und Staaten-Gegensätze und -Kämpfe allmählich verschwinden. Der Gesamtinhalt der historischen Entwicklung ist dreifach; er besteht im Fortschreiten der Vergesellschaftung, der Produktivität und der Differenzierung; ihre Form dagegen ist bedingt durch Anpassung und Auslese (S. 62). Anstatt eines vollständigen Beweises hierfür wird diese These an zwei Entwicklungsreihen illustriert, der „Entwicklung des Staates im klassischen Altertum“ und der „Entstehung des Kapitalismus“. Ist schon letztgenannte Abhandlung hochbedeutsam, so bildet die kurze Schilderung der persischen, hellenischen und römischen Staatsentwicklung geradezu einen Glanzpunkt des Buches, das Muster einer anschaulichen Darstellung in knappen, klaren Zügen. Im Schlußvortrag über Fortschritt und Ethik polemisiert Verfasser wiederholt gegen ein Hineintragen außergeschichtlicher Wertmaßstäbe in die Geschichtsbetrachtung und fordert strenge Unterscheidung des „subjektiven und des objektiven Tatbestandes“; einziger geschichtlicher Wertmaßstab dürfe die Förderung, bezw. Hinderung der Vergesellschaftung sein. Daraus entspringen drei Ideale: Brüderlichkeit, Arbeit, Freiheit. Das hochinteressante Buch Hartmanns ist, was man auch im einzelnen an seinen oft sehr gewagten Behauptungen aussetzen möge, als Ganzes derart, daß es von keinem Historiker, Psychologen,

Soziologen oder Geschichtsphilosophen unbeachtet gelassen werden darf; es wird jedem Fachmann, auch Laien, zur Förderung und Anregung dienen.

Fr. v. Stromer-Reichenbach.

Lieder Hans Ohnesterns des Gottsuchers. Von **Walter Kinkel.** Leipzig, C. F. Amelangs Verlag, 1905.

Die Lieder Hans Ohnesterns haben den Professor der Philosophie Dr. W. Kinkel an der Universität Gießen zum Verfasser. Kinkel vertritt in Wort und Schrift den Standpunkt des kritischen oder wissenschaftlichen Idealismus sowohl in der theoretischen als in der praktischen Philosophie, der Ethik. Auch Hans Ohnesterns Lieder sind im Geiste der Ethik des wissenschaftlichen Idealismus geschrieben. Diese ist eine formale. Während als Endziele der verschiedenen Arten materialer Ethik historisch die mannigfaltigsten Dinge, im letzten Grunde wohl vom Egoismus beeinflußt und bestimmt, wie z. B. Reichtum, Ehre, Gesundheit, körperliche oder geistige Lust u. s. w. zu verzeichnen sind, stellt die Ethik des kritischen Idealismus, ausgehend von der „Idee der Menschheit", ein formales Prinzip als Wegweiser und eine Idee, die „Idee des Guten", als Endziel fest. Diese „Idee des Guten" ist Hans Ohnesterns Gott.

In den Liedern schildert der Dichter, wie er, getrieben von „jungem Gottverlangen":

> . . . Es stund nach Gott mein' tiefst' Begehr,
> Wollt' seine Lieb' ergründen:
> Da war die Welt so öd und leer,
> Und konnt ihn nirgends finden. (S. 4).
> — — — — — — — — — — — — — —
> So kommt ihr Weisen, die wie ich gefühlt
> Und heiß verlangend in die Welt geblickt —
> Das Herz von ew'gem Wissensdrang durchwühlt —
> Daß meine Seele sich an euch erquickt; (S. 9)

durch „Irrtum und Reue", durch „Liebe, Sehnsucht — Entsagen":

> . . . Soll ich erst die Bücher fragen,
> Wo des Daseins Quellen rinnen?
> Kann ich nicht in jungen Tagen
> Lebend, liebend sie gewinnen? (S. 18.)
> — — — — — — — — — — — — — —
> Ich ruf aus tiefen Qualen,
> O Gott, zu dir empor.
> Laß mir dein Antlitz strahlen,
> Das sich mir ganz verlor (S. 28) —

den „Weg zu Gott", zum Gott des Idealismus gefunden hat:

> . . . Du sollst nicht nach dem Stern der Lust
> Die irre Sehnsucht schicken —
> Das Sternlein, das du suchen mußt,
> Das kann kein Aug' erblicken (S. 93).
> — — — — — — — — — — — — — —

Die Sprache des Dichters ist echt poetisch: klar und deutlich, dabei von meisterhaftem Schwung und reißt besonders im dritten und vierten Teil zu idealer, packender Begeisterung hin. Die Ausstattung des Buches durch den Verlag ist gefällig und geschmackvoll.

Dr. Falter.

✿

Allgemeine Rundschau.

„Des Teufels Großmutter" in Mythologie und Literatur.

∽ Wenn irgend eine Gestalt der deutschen Volksmythologie, so scheint des Teufels vielberufene Großmutter eine freie Schöpfung des Volkshumors zu sein mit keiner anderen Grundlage und Erklärungsbedürftigkeit, als daß man damit das zärtliche Verhältnis, das zwischen einer Großmutter und ihrem wohlgeratenen Enkel im allgemeinen zu bestehen pflegt, mit gutem Recht auch in die unterirdischen Regionen übertrug und nebenbei auch für einen gewissen weiblichen Typus ein passendes Symbol schuf. Es ist indessen, wie wir einer Studie von A. Götze im neuesten Heft der Zeitschrift für deutsche Wortforschung entnehmen, wahrscheinlich, daß auch diese volksmythologische Gestalt nicht außer Beziehung zu älteren mythologischen Vorstellungen steht, von denen sie gewissermaßen eine Art Modernisierung darstellt. Wie feststehendermaßen der Teufel der frühmittelalterlichen Zeit eine erhebliche Anzahl Züge des Gottes Loki übernommen hat, so hat er auch, wie dieser in seiner Gattin, ein weibliches Wesen neben sich; da aber der Teufel notwendig ledig sein mußte — eine Frau des Teufels wäre schon wegen des sakramentalen Charakters der Ehe unvorstellbar —, so hat in der christlichen Zeit statt einer Frau seine Großmutter diese Rolle übernommen. Das hohe Alter dieser Vorstellung wird zum Beispiel durch das sicher im Kern uralte Märchen Nr. 29 der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen erwiesen, und auch manche volkstümliche Vorstellungen, wie zum Beispiel, daß der Teufel seine Großmutter bleicht, wenn Regen und Sonnenschein schnell wechseln, gehen nach dem Zeugnis Jakob Grimms sehr weit in altmythologische Vorstellungen zurück. Während aber so im Volksaberglauben die Gestalt der Großmutter des Teufels durchaus feststeht, wird ihr in der Literatur bald durch des Teufels Mutter gefährliche Konkurrenz gemacht. Zum erstenmal taucht diese im ersten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts in Herborts von Fritzlar Trojanischem Krieg auf, um dann bis ins Ende des 15. Jahrhunderts ausschließlich das Feld zu beherrschen; und vielleicht wäre des Teufels Großmutter von seiner Mutter völlig verdrängt worden, wäre ihr nicht von kabbalistischer Seite her Hilfe gekommen in Gestalt der Teufelin Lilith, Adams erster Frau, von der bekanntlich nach dieser Vorstellung die unzähligen bösen Geister und damit auch der Teufel selbst abstammen. Für die Ahnfrauenstellung der Lilith paßte aber natürlich der Name Groß- oder Eltermutter besser als der der Mutter selbst. Als des Teufels Großmutter tritt daher Lilith zu Ende des 15. Jahrhunderts in mehreren deutschen Fastnachtsspielen auf, so in einem von Theoderich Schernbeck und einem anderen des Nürnbergers Hans Folz. Dennoch hat noch das ganze 16. und 17. Jahrhundert hindurch des Teufels Mutter das Uebergewicht, insbesondere auch bei Luther, der zwar mehrfach — offenbar scherzhaft — des Teufels Mutter, aber gar nicht seiner Großmutter gedenkt. Mit geradezu dogmatischem Ernst tritt dagegen des Teufels Mutter in einer gegen Luther gerichteten Schrift des Abtes Simon von Pegau aus dem Jahre 1524 auf, in der es von dem durch Luthers Lehre angerichteten Zwiespalt der Meinungen heißt: „bey solicher uneinigkeit und zweytracht ist gewißlich der teuffel und sein mutter ursach". Im 17. Jahrhundert tritt dann des Teufels Großmutter wieder stärker auf, so mehrfach bei Grimmelshausen, und wird von da ab allgemeiner; eines der letzten Beispiele für des Teufels Mutter ist ein Brief der Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte (Liselotte) vom Jahre 1718: „Die fraw ist falsch wie der teuffel und sein mutter". In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist dann des Teufels Mutter auch in der Literatur gänzlich seiner Großmutter gewichen.

*

Außerordentlicher Verbandstag deutscher Hochschulen.

II.

S. & H. **Weimar,** 10. Mai. Unter zahlreicher Beteiligung begannen heute früh die geschäftlichen Beratungen des Verbandstages, nachdem gestern abend die Delegierten auf Einladung des Großherzogs der Festvorstellung im Hoftheater beigewohnt hatten. Den Vorsitz führte heute cand. jur. Stahl (Alemannia Bonn.) Vertreten sind alle deutschen Universitäten, Technischen Hochschulen und Bergakademien bis auf Freiburg i. B. und Greifswald. An die Göttinger und Marburger Professorenschaft wurde wegen ihrer Eingaben an das preußische Kultusministerium ein Begrüßungstelegramm gesandt, das denselben den Dank für ihr Vorgehen aussprach.

Eingehend besprochen wurde die vom preußischen Kultusministerium für den 10. Juni nach Berlin einberufene Rektoren-Konferenz. Nach langer Debatte faßte der Verbandstag dazu folgenden Beschluß: „Der Verbandstag deutscher Hochschulen hat die feste Zuversicht, daß die Rektoren der deutschen Hochschulen auf ihrer demnächst stattfindenden Rektoren-Konferenz zu Berlin das altüberlieferte Recht der Studentenschaft, ihre Angelegenheiten im Rahmen der akade-

Digitized by Google

mischen Gesetze selbst zu ordnen und zu diesem Zwecke sowohl innerhalb der eigenen Hochschule, als auch von Hochschule zu Hochschule in ungehindertem Verkehr zu treten, geschlossen verteidigen werden. Sie erblickt in der Absicht des Kultusministeriums, für alle Hochschulen einheitliche Normen zu schaffen, sowohl einen Eingriff in ihre überlieferten Rechte, als auch eine Verkennung der historischen Entwicklung unseres deutschen Studentenlebens, die auf jeder Hochschule zu eigenartigen, von denen der anderen abweichenden Formen und Gebräuchen geführt hat. Eine Uniformierung dieser Gebräuche würde die reiche Individualität der deutschen Hochschulen, die ihnen ihr eigenartiges, von der ganzen Welt bewundertes Gepräge gibt, vernichten. Erkannt und gewürdigt werden kann diese Eigenart jeder Hochschule nur von ihren Professoren, die mit ihr und ihren Ueberlieferungen verwachsen sind und mit den Studenten das untrennbare Ganze der universitas litterarum bilden. Zu ihnen haben wir das Vertrauen, daß sie im Geiste der Ueberlieferungen, nicht nach schematischen Begriffen auf uns einwirken werden. Wir bitten, an den altbewährten Formen, nach denen jede Hochschule frei und selbständig ihre Gestaltung bestimmen durfte, nicht rütteln zu wollen." Die Nachmittags-Sitzung wurde mit der Beratung der Verbandssatzungen ausgefüllt.

✻

Kleinere Mitteilungen.

ct. **Vom „Turm des Galilei".** Es wurde jüngst Klage darüber geführt, daß der Turm des Galilei auf dem Hügel von Arcetri bei Florenz durch Umbau völlig verunstaltet und eigentlich zerstört worden sei. Der italienische Astronom Professor **Ricco** hat daraufhin eine besondere Erkundung der Geschichte dieses Turms vorgenommen und festgestellt, daß er gar nichts mit Galilei zu tun habe. Vielleicht hat der letzte Besitzer dem Turm ganz willkürlich diese Bezeichnung beigelegt. In den zahlreichen Briefen und anderen Schriften Galileis findet sich nicht der geringste Hinweis auf diesen Platz. Uebrigens hatte schon Gebler 1878 darauf aufmerksam gemacht. Vielleicht liegt eine Verwechslung der Namen Torre del Gallo (Hahnenturm) und Torre di Galileo vor.

* **Ueber den gegenwärtigen Stand der Erdvermessung** bringt das Aprilheft Nr. 14 der Naturwissenschaftlichen Rundschau (Verlag Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig) beachtenswerte Mitteilungen im Anschluß an einen Vortrag O. Tittmanns, stellvertretenden Vorsitzenden der mathematisch-astronomischen Abteilung in der wissenschaftlichen Vereinigung zu Philadelphia. Der frühere Leiter der nordamerikanischen Vermessungsbehörde, die ihren Sitz in Washington hat und eine unermüdliche, äußerst erfolgreiche Tätigkeit in der wissenschaftlichen Erschließung des gewaltigen nordamerikanischen Festlandes entfaltet, bespricht in knappen Umrissen die Fortschritte der Erdmeßkunst innerhalb der letzten drei Jahrhunderte. Von besonderem Wert sind die Mitteilungen über den Umfang der Flächenvermessungen auf der Erde. Rechnet man die noch wenig erschlossenen nördlichen und südlichen Polarzonen ab, so sind bisher auf der ganzen Erde etwa 6 vom Hundert der zugänglichen Landflächen trigonometrisch vermessen. Betrachtet man die gemessenen Flächenräume im einzelnen, so steht Europa an erster Stelle, von dem, Rußland eingeschlossen, ungefähr 40 v. H. vermessen sind. Läßt man Rußland fort, so steigt diese Verhältniszahl für die übrigen europäischen Länder auf etwa 80 v. H. Die Flächenvermessung der Vereinigten Staaten von Nordamerika beträgt 5 v. H., die Mexikos 1, diejenige Asiens 4, Australiens 2, Afrikas 2.5 und Südamerikas nur 0.03 v. H.

ac. **Die Expedition des Herzogs von Orleans.** Wie der Reuter-Korrespondent aus Christiania meldet, hat die Belgica mit den Mitgliedern der herzoglichen arktischen Expedition Santjeford am letzten Freitag verlassen, um in Bergen den Herzog selbst an Bord zu nehmen. Von Bergen geht die Belgica nach Spitzbergen, Grönland und den Shannoninseln, wo der Herzog von Orleans beabsichtigt, die Depots der Ziegler-Expedition zu besuchen. Seine Absicht ist es, die Mitglieder dieser Expedition mit sich zurückzubringen auf der Belgica, und er hofft, im nächsten September nach Ostende zurückzukehren.

* **Die Hauptversammlung der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung** findet am 27. und 28. Mai in **Berlin** statt. Der Zentralausschuß hat die Errichtung einer **Auskunftsstelle** im Bureau, Berlin NW., Lückederstraße 6, beschlossen. Sie soll besonders die Programme von Volksunterhaltungsabenden, Rednerprospekte, Kataloge für Volksbibliotheken, Prospekte von Lichtbilder-Handlungen und von Fabriken für Demonstrations-Apparate sammeln, ordnen und den Mitgliedern zur Verfügung stellen. Auch die Literatur und die sonstigen Hilfsmittel für Volksunterhaltung und öffentliche Vorträge sollen gesammelt und an Interessenten versandt werden. Als Schiller-Gabe hat die Gesellschaft 1750 Exemplare einer Geschenkausgabe vom „Wallenstein" an wenig bemittelte Körperschaften verteilt. Zur Begründung und weiteren Ausstattung von Volksbibliotheken wurden vom 1. Januar bis zum 31. März an 1256 Bibliotheken 18,758 Bände abgegeben. Die Gesellschaft hat zur Zeit 4294 körperschaftliche und 4251 persönliche Mitglieder.

* **Deutsche Lehrstellen im Ausland.** Für die in **Tientsin** mit zehn Kindern besseren Standes zu errichtende deutsche Volksschule wird zum 1. September 1905 ein philologisch oder seminaristisch völlig ausgebildeter, in der Lehrtätigkeit durchaus bewährter und im gesellschaftlichen Verkehr gewandter, unverheirateter evangelischer **Lehrer** mit guten englischen und französischen Kenntnissen gesucht. Gelegenheit zu Privatstunden. Gehalt 2400 Dollars (innerer Wert = 2400 M.) und freie unmöblierte Wohnung. Bis zu 30 Pflichtstunden die Woche. Verpflichtung auf drei Jahre. Freie Hin- und Rückreise. Bewerbungen tüchtiger, gesunder und unbescholtener Lehrer mit beglaubigten Zeugnisabschriften, Lebenslauf und Bild sind nur zu richten an die Lehrervermittlungsstelle des Allgemeinen Deutschen Schulvereins, Berlin W 62, Landgrafenstr. 7/III.

* **Archive.** Der Vorsteher des großherzoglichen Haus- und Zentralarchivs in Oldenburg, Archivrat Dr. jur. Georg **Sello**, ist zum Geheimen Archivrat ernannt worden.

✻

Hochschulnachrichten.

* **Bonn.** Der frühere Professor der vergleichenden Histologie, Dr. Franz v. **Leydig**, der seit 1887 im Ruhestand lebt, feierte am Dienstag (9. d. M.) sein goldenes Professorenjubiläum.

hc. **Jena.** Die philosophische Fakultät der hiesigen Universität hat die Würde eines Ehrendoktors dem Herzog von Sachsen-Meiningen **Georg** II. und dem Bildhauer Auguste **Rodin** in Paris verliehen.

* **Leipzig.** Mit einer Vorlesung über den „Begriff des subjektiven Rechtes" wird sich am Samstag (13. d. M.) Dr. jur. et phil. Hans **Reichel** in der juristischen Fakultät als Privatdozent habilitieren.

hc. **Rostock.** Der außerordentliche Professor für indogermanische Sprachwissenschaft und Sanskrit an der hiesigen Universität Dr. Heinrich **Lüders** ist zum ordentlichen Professor ernannt worden. Lüders, 1869 zu Lübeck geboren, gehörte früher dem Lehrkörper der Göttinger Universität an, woselbst er sich 1898 habilitiert hatte. Ostern 1903 wurde er von dort nach Lübeck berufen.

* **Aachen.** Als ordentlicher Professor der Architektur an Stelle des verstorbenen Prof. Damert ist der Landbauinspektor **Klingholz** in Mainz an die hiesige Technische Hochschule berufen worden.

* **Zürich.** Der schweizerische Schulrat hat zum Direktor des eidgenössischen Polytechnikums an Stelle des Dr. Gnehm für den Rest der Amtsdauer 1905/06 den Professor Dr. J. **Franel** gewählt.

Digitized by

* Freiburg i. Schw. Der bekannte katholische Sozialpolitiker, Nationalrat Decurtins ist zum Professor für Kulturgeschichte an der hiesigen Universität berufen worden.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Das evangelische Deutschland. Zentralorgan für die Einigungsbestrebungen im deutschen Protestantismus. Herausgeber Dr. Gottlob Mayer. (1. Jahrgang. 1905. Heft 1.) Gütersloh. C. Bertelsmann. — Berthold Otto: Warum feiern wir Schillers Todestag? Halle a. S. 1905. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 46 S. — René Moulin: Une Année de Politique Extérieure. Paris. Plon-Nourrit et Cie. 353 S. — Veröffentlichungen der Deutschen Gesellschaft für Volksbäder. Herausgegeben von dem geschäftsführenden Ausschuss. (3. Band. 2. Heft.) Berlin 1905. August Hirschwald. — Bulletin de l'Institut International de Statistique. Tome XIV. Troisième livraison. Berlin 1905. Julius Sittenfeld. 488 S. — Eugen Reck: Lose Blätter. Gedichte. Leipzig. Eugen Reck (Otto Weber). 120 S. — Otto Hinnerk: Kläre. Trauerspiel in vier Akten. Bonn 1905. Karl Georgi. 76 S. — Dr. med. Mathilde Sola: Wissenschaft und Sittlichkeit. Erfahrungen und Untersuchungen. Hamburg 1905. Hamburger Verlagsanstalt (M. Kreuzer). 108 S. — J. V. Widmann: Der Heilige und die Tiere. Frauenfeld 1905. Huber u. Co. 187 S. — Eddi Beuth: Berliner Mädels und andere. Erleuchtetes und Erspähtes. Mühlhausen i. Th. G. Danner. 56 S. — Prof. Dr. Karl Weinhold: Kleine mittelhochdeutsche Grammatik. Wien u. Leipzig 1905. Wilhelm Braumüller. 111 S. — Dr. Arthur Salz: Beiträge zur Geschichte und Kritik der Lohnfondstheorie. (Münchener Volkswirtschaftliche Studien. 70. Stück.) Stuttgart u. Berlin 1905. J. G. Cotta Nachf. 200 S. — C. Pranus: Die Entstehung des Christentums. Nach der modernen Forschung für weite Kreise voraussetzungslos dargestellt. Jena u. Leipzig 1905. Eugen Diederichs. 60 S. — Rudolf Kautzsch: Die bildende Kunst und das Jenseits. Ebenda 1905. 64 S. — Heinrich Gomperz: Weltanschauungslehre. Ein Versuch, die Hauptprobleme der allgemeinen theoretischen Philosophie geschichtlich zu entwickeln und sachlich zu bearbeiten. (Erster Band: Methodologie.) Ebenda 1905. 416 S. — Maria Joachimi: Die Weltanschauung der deutschen Romantik. Ebenda 1905. 236 S. — Arwed Hugo: Dichtungen. Grossenhain u. Leipzig 1905. Baumert u. Ronge. 205 S. — Dr. David Angyal: Geschichte der politischen Beziehungen Siebenbürgens zu England. Aus dem Ungarischen. Budapest 1905. Friedrich Kilian Nachf. 104 S. — Georg Jellinek: Das Pluralwahlrecht und seine Wirkungen. (Neue Zeit- und Streitfragen. 2. Jahrgang. 5. Heft.) Dresden 1905. Zahn u. Jaensch. 48 S. — Anthologie auf das Jahr 1782. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Fedor v. Zobeltitz. (Neudrucke literarhistorischer Seltenheiten. Nr. 5.) Berlin. Ernst Frensdorf. 271 u. 28 S. — Die Patentgesetze aller Völker. Herausgegeben von Prof. Kohler u. Maximilian Mintz. Band 1. Berlin 1905. J. Guttentag. 84 S. — Nord und Süd. Eine deutsche Monatsschrift. Begründet von Paul Lindau. (CXIII. Band. Mai 1905. Heft 338.) Breslau. Schlesische Buchdruckerei (S. Schottlaender). 292 S. — Johanna Elberskirchen: Geschlechtsleben und Geschlechtsenthaltsamkeit des Weibes. München. Seitz u. Schauer. 36 S. — Dieselbe: Die Mutterschaft und ihre Bedeutung für die national-soziale Wohlfahrt. Ebenda. 44 S. — Unsere Haustiere. Herausgegeben von Prof. Dr. Richard Klett. Mit 13 farbigen Tafeln und 650 Abbildungen nach dem Leben. (Vollständig in 20 Lieferungen. 1. Lieferung.) Stuttgart u. Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. — Dr. Friedrich Tezner: Die Wandlungen der österreichisch-ungarischen Reichsidee. Ihr Inhalt und ihre politische Notwendigkeit. Wien 1905. Manzsche Universitätsbuchhandlung. 156 S. — Prof. Dr. Heinrich Dade: Die Entschuldung des ländlichen Grundbesitzes. Referat. Berlin 1905. Bureau der Vereinigung der Steuer- und Wirtschaftsreformer. 30 S. — Theobald Ziegler: Schiller. Mit seinem Bildnis nach Kügelgen. (Aus Natur und Geisteswelt. 74 Bändchen.) Leipzig 1905. B. G. Teubner. 116 S. — Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Herausgegeben von Dr. J. Conrad. (III. Folge. 29. Band. 3. Heft. März 1905. Nebst volkswirtschaftlicher Chronik. Februar 1905.) Jena 1905. Gustav Fischer. 108 S. — Dr. Hans Stoll: Alkohol und Kaffee in ihrer Wirkung auf Herzleiden und nervöse Störungen. Leipzig 1905. Reichs-Medizinal-Anzeiger. 29 S. — J. F. Voinov: La Question Macédonienne et les Réformes en Turquie. Paris 1905. Société Française d'Imprimerie et de Librairie. 208 S. — Justin Apologies. Texte grec, traduction française, introduction et index par Louis Pautigny. Paris 1904. Alphonse Picard et Fils. 198 S. — Alfred Stern: Geschichte Europas von 1830 bis 1848. (Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. 4. Band. Zweite Abteilung. 1. Band. I.) Stuttgart u. Berlin 1905. J. G. Cotta Nachf. — Die Preussische Volksschule. Gesetze und Verordnungen zusammengestellt von E. v. Bremen. Ebenda 1905. 774 S. — Adolf Bastian: Die Lehre vom Denken. Zur Ergänzung der Naturwissenschaftlichen Psychologie in Anwendung auf die Geisteswissenschaften. III. Teil. Berlin 1905. Ferd. Dümmler. 303 S. — Schiller-Gabe zum Gedächtnis an den 100. Todestag des Dichters. Mit Zeichnungen von Ernst Liebermann. München. Verlag der Jugendblätter. 64 S. — Georg Fischel: Der Lehrer von Seespitz. Oberbayerisches Original-Volksstück mit Gesang und Tanz in vier Aufzügen. München. Albert Seyboldt. 90 S. — Prof. Dr. Georg Witkowski: Was sollen wir lesen und wie sollen wir lesen? Vortrag. Leipzig. Max Hesse. 44 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Verlag der J. J. LENTNER'schen Buchhandlung
(E. Stahl jun.) in München.

Soeben erschien in unserem Verlage:

Die Bekämpfung des Christentums durch den römischen Staat bis zum Tode des Kaisers Julian (363)

Von **Dr. A. Linsenmayer,** k. Lycealprofessor a. D.

8°. IV u. 301 Seiten. Geh. M. 5.80. Eleg. geb. M. 7.—

Eine zusammenfassende Geschichte der Christenverfolgungen im alten Rom ist längst ein Bedürfnis geworden. Die älteren bestehenden Werke sind durch die neue Forschung längst überholt und so dürfte das neue Werk des geschichtskundigen Autors wohl allenthalben mit Freuden begrüsst werden. Dasselbe sei hiemit allen Geschichtsfreunden auf das wärmste empfohlen. (13452 a

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen:

Rudolph Stratz:

Ich harr' des Glücks

Novellen

Inhalt: Ich harr' des Glücks — Das Adämle — Und vergib uns unsere Schuld — Nur wer die Sehnsucht kennt — Wiege — Die Tat — Mei' Häusche — Der erste Schuß — Wie der Kaplan Musculus wider den Teufel stritt

Geheftet **M. 3.50.** In Leinenband **M. 4.50**

Alt-Heidelberg, du Feine . . .

Roman einer Studentin

Siebente Auflage

Geheftet **M. 3.50.** In Leinenband **M. 4.50**

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Jahrgang 1905. | München, Samstag, 13. Mai. | Nummer 111.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Technische Briefe.

XVII.

Einige neuere Brückenausführungen

(Williamsburg-Brücke über den East-River, New-York. Wettbewerb um eine feste Straßenbrücke über den Rhein zwischen Ruhrort und Homberg. Landungsbrücke in Lome.)

Die Idee, eiserne Brücken zu bauen, reicht bis ins 16. Jahrhundert zurück. Ausgeführt wurde sie erst im 18. Jahrhundert, und zwar in England, nachdem im Jahre 1719 ein Versuch, eine eiserne Brücke über die Rhone zu bauen wegen der hohen Kosten aufgegeben worden war. Interessant ist es, sich bei dem heutigen Stande der Technik daran zu erinnern, daß die ersten eisernen Brücken als gußeiserne Bogenbrücken ausgeführt und daß solche Bogen sogar nach Amerika exportiert wurden.

Die Hängebrücken sind etwas älteren Datums. Anastasius Kircher[1]) beschreibt bereits 1667 in seinem Werk über China eine solche Brücke bei Kingtung, wo 20 eiserne Ketten eine Bahn trugen. Ein anschauliches Bild darüber, wie man heute bei dem Bau von Hängebrücken vorgeht, zeigt die kürzlich fertiggestellte Williamsburg-Brücke über den East River zwischen New-York und Brooklyn, die wegen der Kühnheit ihrer Ausführung an erster Stelle genannt zu werden verdient.

Sie übertrifft[2]) die um 20 Jahre ältere Schwester in der Hauptöffnung nur um 1½ Meter, ihre Hauptspannung beträgt 487.67 Meter, die ganze Brücke ist aber insgesamt 400 Meter länger; das Maß von Rampenfuß zu Rampenfuß beträgt 2214.04 Meter. Diese Brücke bietet einem viel größeren Verkehr Raum als die alte Hängebrücke.

An beiden Ufern sind hohe Türme errichtet, zwischen denen starke Seile gespannt werden, an welchen die Fahrbahn aufgehängt ist. Infolge des Eigengewichtes und der Belastung hängen diese Seile zwischen den Turmpfeilern nach der sogenannten Seilkurve durch, und es ergibt sich daraus das allgemein bekannte äußere Bild des flachen, nach unten durchhängenden Bogens. Nach rückwärts werden die Seile an besonderen Pfeilern verankert, so daß die Turmpfeiler nur auf Druck beansprucht werden. Die Verankerungen haben den gesamten Seilzug aufzunehmen, sie haben das beträchtliche Eigengewicht und die Belastung zu tragen. Bei unserem Beispiel wird die Verankerung durch starke Ketten bewirkt, deren Endglieder mit einbetonierten Blechträgern verbunden sind. Das auf diesen Ankerträgern ruhende Gewicht beträgt nicht weniger als 130,000 Tonnen.

Mit besonderer Sorgfalt muß die Fundierung der Turmpfeiler vorgenommen werden. Diese sind auf den festen Fels gegründet. Um aber bis dorthin zu gelangen, mußte unter Wasser eine Schicht von Schlamm, Sand, Kies und Steinen und dann noch eine Schicht sehr festen Bodens durchdrungen und weggeschafft werden. Die Art und Weise, wie solche Arbeiten unter Wasser ausgeführt werden, bietet viel Interessantes. Es werden unten offene, an den Seiten und oben geschlossene Senkkästen auf den Grund herabgelassen, so daß die Ränder fest auf dem Boden aufliegen. Der Hohlraum ist in mehrere Abteilungen geteilt, die als Material- und Arbeitsräume dienen und durch eingeführte Preßluft wasserfrei gehalten werden. Ein solcher Senkkasten bildet gewissermaßen eine Glocke, in deren Schutz nach beendeter Senkung der eigentliche Fundamentkörper ausgeführt wird. Der Verkehr zwischen Außenluft und der verdichteten Luft im Inneren wird durch Luftschleusen bewirkt, d. h., es sind in den Schachten zwei Klappen übereinander vorgesehen, von denen die eine stets geschlossen sein muß. Beim Einfahren wird zuerst die oberste Klappe geöffnet, die Arbeiter oder das Material gelangen in den Raum zwischen den beiden Klappen, dann wird die obere Klappe geschlossen und die untere geöffnet, so daß die Verbindung mit dem Arbeitsraum hergestellt ist. Um die Verluste an komprimierter Luft zu ersetzen und auch für Zufuhr frischer Luft zu sorgen, muß ein Kompressor dauernd in Tätigkeit sein. Da bekanntlich beim Verdichten der Luft die Temperatur steigt, muß für entsprechende Kühlung Sorge getragen werden. Das Gewicht des Senkkastens oder Caissons muß natürlich so groß sein, daß der Auftrieb überwunden wird. Die Beleuchtung des Arbeitsraumes ist elektrisch.

Da mit Hilfe dieser Senkkästen eine Schicht bis zu 32.5 Meter durchdrungen werden mußte, so waren die an die Festigkeit der Kästen zu stellenden Anforderungen recht hohe, und das Gelingen der Arbeit ohne jeden Unfall stellt schon an sich eine recht beachtenswerte Ingenieurleistung dar.

Auf den Fundamenten erheben sich die gemauerten, mit Granit verblendeten Pfeiler, auf denen dann die eisernen Turmpfeiler von rund 94 Meter Höhe aufgestellt sind. Diese tragen in der Höhe der Fahrbahn — 44.33 Meter über Wasser — die Enden der Versteifungsträger und auf der Spitze die Hauptkabel.

Von den Turmpfeilern bis zu den Ankerpfeilern ist die Brücke als gewöhnliche Fuhrwerksbrücke hergestellt, die für uns an sich nichts besonders Beachtenswertes bietet. Auch die Aufhängung der Fahrbahn in der Mittelöffnung wollen wir nicht näher beleuchten. Uns interessieren mehr die Kabel, an denen die Brücke aufgehängt ist. Es sind deren vier über die Mittelöffnung gespannt und an den

[1]) Stahl und Eisen 1896, S. 1002.

[2]) Die Daten sind einem Aufsatz von K. Bernhard in der Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure, 1904, entnommen.

Digitized by Google

bereits erwähnten Ankerpfeilern verankert. An ihnen hängen die Seile, die das Fachwerk der Fahrbahn in den Knotenpunkten tragen.

Zu den Kabeln ist Stahldraht von 4.88 Millimeter Dicke verwendet. Jedes Kabel besteht aus 37 Litzen zu 208 Drähten, ist also im ganzen aus 7696 Drähten zusammengesetzt und hat im ganzen einen Durchmesser von 473 Millimeter. Diese Kabel sind auf den Turmpfeilern über sanft gekrümmte Sättel geleitet, die auf Rollen ruhen und so zum Ausgleich der Spannungen einer Seitenbewegung Platz geben.

Nach Fertigstellung der Ankerpfeiler, Turmpfeiler und Seitenöffnungen war die erste Aufgabe die, mit Hilfskabeln die Arbeitsrüstungen für das Verlegen der Hauptkabel zu beschaffen. Diese Hilfskabel wurden von einem Turm zum anderen von einem Schiff aus auf die Flußsohle versenkt und dann in 20 Minuten, der einzigen Verkehrsstörung auf dem East River, vom Lande aus hochgewunden. Auf diesen Kabeln wurde in luftiger Höhe — an dem höchsten Punkt rund 100 Meter über Wasser — ein schmaler Hilfssteg befestigt, von welchem aus die Herstellung des Kabels bewirkt wurde. Zu diesem Zweck wurde eine Drahtseilbahn über die Türme hinweggeführt und mittelst derselben jeder einzelne der Drähte durch Winden über die Brücke hinweggezogen. Die Drähte selbst waren auf Trommeln aufgewickelt, die auf den Türmen standen. Bevor eine Litze begonnen wurde, wurde ein Leitdraht aufgehängt und die ersten 6—8 Drähte nach ihm gerichtet. Dann konnte der Leitdraht weggenommen und die übrigen Drähte nach den bereits verlegten ausgerichtet werden. Die richtige Lage der Drähte wurde durch umgelegte Litzenbänder gesichert. Nach Fertigstellung aller Litzen wurden diese vorläufigen Litzenbänder entfernt und die Kabel in eine zylindrische Form gepreßt, die Kabelschellen oder Hauptbänder herumgelegt und das Ganze eingehüllt und armiert.

Die nächste Aufgabe war die, an die fertigen Kabel mit den Hängeseilen das übrige Tragwerk anzubringen. Hierzu wurden zunächst an den beiden Turmpfeilern in Höhe von 51 Meter über Wasser Mastenkrane errichtet, mit deren Hilfe zunächst die an den Pfeilern anliegenden Fachwerksteile hergestellt und an die Seile aufgehängt wurden. Auf diesen so vorgebauten Brückenenden wurden die für den weiteren Zusammenbau erforderlichen Laufkrane errichtet und durch diese die nächsten Abschnitte hergestellt und so fort, bis die beiden Enden in der Mitte zusammenstießen. Die zuerst genannten Mastenkrane dienten während des ganzen Brückenbaues dazu, das Material vom Ufer zu heben und an die erwähnten Laufkrane abzugeben.

Es ist selbstverständlich, daß die Verteilung der Arbeiten, die Reihenfolge des Einbringens der einzelnen Teile u. s. w. nach einem ins kleinste Detail durchgearbeiteten Plan erfolgen mußte, damit jede Störung im Betrieb vermieden und bei der Arbeit auch eine möglichst gleichmäßige Belastung der Kabel erzielt würde, sowie daß kein Teil dem anderen im Wege wäre.

Die Form und Anordnung der Fahrbahnen gibt folgendes Bild: Zwischen den Hauptträgern sind die Geleise angeordnet, und zwar auf jeder Seite der Mittellinie je eines für die Hochbahn und je zwei für die Straßenbahnen. Diese sechs Geleise nehmen einen Raum von 20.4 Meter ein. Ueber den Geleisen für die Straßenbahnen befindet sich der Fußgänger- und Radfahrweg. Die Fahrdämme sind zu beiden Seiten der Hauptträger auf ausgekragten Konsolen angeordnet und haben je eine Nutzbreite von 6.2 Meter. Die gesamte Breite der Brücke ergibt sich zu 36 Meter, während die der alten Brücke nur 26 Meter betrug.

Bemerkenswert ist, daß der gewaltige Bau ohne einen nennenswerten Unfall vor sich gegangen ist — ein Beweis dafür, daß die Berechnungen der Ingenieure auf richtigen Voraussetzungen und einer zutreffenden Beurteilung der tatsächlichen Verhältnisse beruhte. Allerdings ereignete sich bei der Verlegung der Kabel ein nicht vorherzusehender Zwischenfall, der leicht zu erheblichen Störungen hätte Veranlassung geben können. Es verbrannten nämlich ein Schuppen und andere brennbare Stoffe, die sich auf einem der Turmpfeiler befanden. Das Feuer beschädigte die anstoßenden Drähte des einen Kabels, das beinahe schon fertiggestellt war. Da die beschädigten Stellen aber nur über dem Turme selbst, also auf dem Sattel lagen, so konnten die beschädigten Stellen leicht herausgeschnitten und durch neue eingespleißte Drahtenden ersetzt werden. Außerdem wurden noch weitere Drähte über den Sattel hinwegegführt und durch besondere Klemmen mit dem Kabel zu beiden Seiten des Sattels verbunden. Man schätzte, daß auf diese Weise die alte Festigkeit annähernd wieder hergestellt sei.

Unter ganz anderen Bedingungen sind die Projekte für die feste Rheinbrücke zwischen Ruhrort und Homberg entstanden.[3]) Während es sich bei der Williamsburg-Brücke um eine freie Spannung von 487 Meter und eine Höhe der Fahrbahn über Wasser von rund 45 Meter handelte, war für diese Brücke eine Mittelöffnung von etwa 200 Meter und eine freie Durchfahrt von 9 Meter verlangt. Auch die Breite der Fahrbahn sollte erheblich geringer sein.

Die Lage der Pfeiler war durch ministerielle Verfügung mit Rücksicht auf die eventuell vorzunehmenden oder notwendig werdenden Stromregulierungen festgesetzt worden, und als weitere Bedingung war verlangt worden, daß etwa bei dem Bergbau der Zeche Rheinpreußen auftretende Bodensenkungen keinen nachteiligen Einfluß auf das Bauwerk selbst ausüben sollten.

Diesen Bedingungen entsprechend, haben alle Bewerber Balkenbrücken gewählt, d. h. solche mit senkrechten Stützdrücken, bei welchen durch Einschaltung von Gelenken die Einflüsse der Stützensenkungen auf das durchgehende Hauptträgerwerk ausgeschaltet sind.

Die Art und Weise, auf welche sich die Städte Ruhrort und Homberg in den Besitz einer Reihe von Projekten setzten, ist die übliche Praxis der Ausschreibung eines Wettbewerbes zwischen einzelnen Firmen. Nachdem die grundlegenden Bedingungen durch einen Vorentwurf festgelegt waren, erging die Aufforderung, einen zur Ausführung fertigen Entwurf mit allen Details, mit eingehender Kostenberechnung und einem Plan für die Bauausführung einzureichen. Die Bewerber sollten dann für den fertigen Entwurf eine Abfindungssumme von je 5000 Mark erhalten, vorausgesetzt, daß die Entwürfe rechtzeitig und bedingungsgemäß eingeliefert werden würden, worüber ein Ausschuß zu entscheiden hätte. Derjenige Bewerber, dem der Zuschlag erteilt oder der mit der Bauausführung beauftragt wird, erhält keine Abfindungssumme. Die Auftraggeber werden Eigentümer der eingereichten Entwürfe und ihrer Ausführung mit der Einschränkung, daß eine Verwertung derselben zur Ausführung durch Dritte oder die Einholung neuer Angebote nur mit Zustimmung der Entwurfsverfasser statthaft ist. Andrerseits sind die Gemeinden in der Entscheidung darüber vollständig frei, welchen Bewerbern die Ausführung übertragen werden soll. Es können auch alle Angebote abgelehnt werden.

Mit der Inangriffnahme der Arbeiten für den Entwurf mußten die aufgeforderten Firmen also ein nicht unerhebliches Risiko übernehmen, da die Kosten der Fertigstellung innerhalb der geforderten Grenzen recht erheblich größere sind als die Abfindungssumme und die Wahrscheinlichkeit des Zuschlages eine recht geringe ist. Können doch mit den 5000 Mark nicht einmal die Kosten für die Hilfsingenieure und Zeichner gedeckt werden.

Um der Ingenieurarbeit zu einer angemessenen Vergütung der Leistung zu verhelfen, hatte sich der Verein deutscher Ingenieure im Jahre 1901 veranlaßt gesehen, eine Gebührenordnung für Entwürfe, Kostenanschläge und Bauvorlagen für Architekten und Ingenieure aufzustellen. Diese Leistungen sind dort mit 35 Prozent des Gesamthonorars bewertet, welches seinerseits 4 Prozent der Bausumme beträgt. Im vorliegenden Falle ist die letztere rund 3 Millionen Mark. Danach würde sich das Ingenieur-

[3]) Die Daten sind einer Reihe von Aufsätzen von K. Bernhard in der Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure, 1904, entnommen

Digitized by Google

honorar für einen derartigen Brückenentwurf belaufen auf 0.04 × 0.35 × 3,000,000 = 42,000 M., wobei die künstlerischen und architektonischen Arbeiten noch nicht in Anschlag gebracht sind.

Durch das eingeschlagene Wettbewerbsverfahren haben die Auftraggeber 5 programmäßige, bis auf die Einzelheiten ausgearbeitete Entwürfe erhalten, für die sie im ganzen 20,000 Mark zu zahlen haben, also weniger als die Hälfte der Summe, die nach den obigen Normen der Vergütung eines jeden Entwurfes gleich käme. Da derartige Ausschreibungen an der Tagesordnung sind, so sieht man, daß die Fabriken eine nicht unerhebliche Summe nur für die Ausarbeitung von Projekten aufzuwenden haben. Andererseits geben diese Ausschreibungen eine große Sicherheit dafür, daß tatsächlich der bestmögliche Entwurf gewählt wird, wofür dann allerdings eine angemessene Vergütung sehr erwünscht wäre.

Für die Bauausführung sind im Interesse des Schiffs- und Floßverkehrs auf dem Rhein außer anderem folgende Bestimmungen vorgesehen: Die rechte Seite der Brücke, die den Eingang zum Kaiserhafen bildet, muß von jedem Gerüstbau frei bleiben. Die Ausrüstung der Mittelöffnung muß eine Schiffahrtsöffnung von mindestens 100 Meter lichter Weite oder zwei Oeffnungen von 50 Meter frei lassen. Die linke Seitenöffnung kann ausgerüstet werden für die Zeit, wo in der Mittelöffnung eine Schiffahrtsöffnung von mindestens 100 Meter vorhanden ist.

Diesen Bedingungen entsprach am meisten der Entwurf der Vereinigten Maschinenfabrik Augsburg und Maschinenbau-Gesellschaft Nürnberg A.-G., Zweiganstalt Gustavsburg, der allerdings auf die architektonische Wirkung nicht so großen Wert gelegt hatte wie die anderen Bewerber.

Dieser Entwurf ist zur Ausführung empfohlen worden. Die ganze Brücke stellt ein zusammenhängendes Fachwerk dar. Von den Hauptträgern sind nach dem Strom zu verhältnismäßig kurze Konsolen ausgekragt, auf denen das Mittelfeld ruht. Die Abmessungen sind so gewählt, daß die Hauptträger verhältnismäßig niedrig und leicht ausgefallen sind, der Mittelträger aber sehr lang werden muß. Hiedurch ist eine Linienführung entstanden, die nicht so günstig auf das Auge wirkt wie z. B. die Entwürfe der Gutehoffnungshütte (Oberhausen) und der Aktien-Gesellschaft für Eisenindustrie und Brückenbau (vorm J. C. Harkort, Duisburg). Aber die Vorzüge des Bauvorganges, der eine Freimontage unter Vermeidung von größeren Gerüsten ermöglichte, waren unter anderem ausschlaggebend.

Der Bauvorgang ist so gedacht, daß zuerst die linke Seite bis zur Mittelöffnung auf einem festen Gerüste fertiggestellt wird. Alsdann erfolgt der freie Vortrieb der ersten Hälfte der Mittelöffnung, indem ein Fachwerksfeld an das andere frei angeschlossen wird. In der Mitte zwischen den beiden Hauptpfeilern wird ein kräftiger Bock aufgestellt, auf den sich der so vorgetriebene Träger auflegt. Von hier wird dann bis zum anderen Pfeiler in derselben Weise weitergearbeitet. Es ist also nur der Bock als Hindernis für die Schiffahrt vorhanden. Der Träger für die rechte Seitenöffnung, der ohne Rüstung hergestellt werden sollte, wird auf dem Lande montiert und über die Seitenöffnung herübergeschoben.

Sowohl wegen der Konstruktion als auch besonders wegen der Schwierigkeiten bei der Bauausführung ist die neue Landungsbrücke in Lome bemerkenswert. Einem Aufsatz von K. Preiß in der Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure, 1904, Nr. 48, entnehmen wir folgende Daten:

Die Küste von Togo, der kleinsten unserer afrikanischen Kolonien ist fast das ganze Jahr hindurch einer mit außerordentlicher Wucht gegen den Strand anlaufenden Brandung ausgesetzt. Die Wucht der Dünung bricht sich stückweise am flachen, sandigen Strande, lang anlaufend türmt sich die Dünenwelle hoch auf, überschlägt sich und bricht sich mit donnerndem Tosen, vermengt mit dem Sande des aufgewühlten Strandes. In aufgeregter schäumender Wasserfläche pflanzt sich die Woge mehrmals sich brechend fort und bildet schließlich den weniger schweren Landbrecher, der weit auf den Strand aufläuft.

Noch 1846 wurde die Möglichkeit dort zu landen für ausgeschlossen gehalten. Erst 1880 wurde an der heutigen Togoküste die erste kaufmännische Niederlassung gegründet, 1885 wurde der Schutz der deutschen Regierung gegen die Eingeborenen angerufen und wurden die Verträge abgeschlossen, die zur Gründung der Kolonie Togo führten. Unter der deutschen Regierung blühten Handel und Verkehr bald mächtig auf und das kleine Fischerdorf Lome entwickelte sich zu einem nicht unbedeutenden Handelsplatz.

Das Landen der Güter und Personen mittels der von den Eingeborenen mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit gesteuerten Boote genügte nicht annähernd mehr den gestellten Anforderungen, oft genug kam es vor, daß die kleinen Boote kenterten und die Ladung zum mindesten stark beschädigt wurde oder verloren ging, was um so empfindlicher wurde, als Ersatz erst in mehreren Monaten herbeigeschafft werden konnte. Es wurde die Errichtung einer Landungsbrücke immer mehr und mehr zur unbedingten Notwendigkeit, um jederzeit die gefahrlose Ueberschreitung der Brecher möglich zu machen.

Nun bildet sich ein in seiner Gewalt unberechenbarer Außenbrecher in der Regel 120—150 Meter vom Strande. Er reicht aber auch bei schlechter See bis 200 Meter bereits seewärts vor, von der Kolonialabteilung war deshalb eine Brücke von 300 Meter Länge gefordert worden. Die Vereinigte Maschinenfabrik Augsburg und Maschinenbau-Gesellschaft Nürnberg A.-G., Zweiganstalt Gustavsburg, haben folgenden Bauplan aufgestellt und ausgeführt. Es sollen im Abstande von je 24 Meter Pfeiler aus eisernen Pfählen eingerammt werden. Je zwei dieser Pfeiler bilden zusammen mit dem auf ihnen ruhenden Pendeljoch die Unterstützung für den Oberbau. Die Pendeljoche sind nötig, um die Temperaturschwankungen und die durch das Bremsen der auf der Brücke verkehrenden Wagen entstehenden Längskräfte nicht auf die Pfeiler zu übertragen. Die Pfähle selbst sind schräg gestellt, um die Seitenkräfte besser aufnehmen zu können. Außerdem müssen die Pfähle mit Beton ummantelt werden, damit sie im Seewasser nicht gleich zerstört werden. Von der Herstellung gemauerter Pfeiler mußte Abstand genommen werden, weil die größere Fläche derselben der Wucht der Brandung eine zu große Angriffsfläche geboten hätte und auch Unterspülungen zu leicht hätten vorkommen können.

An der Brücke sind zu unterscheiden der seewärts gelegene breitere Brückenkopf, an welchem die Boote mittels Dampfkranen be- und entladen werden, und die schmälere Verbindung zwischen ihm und dem Lande, welche für den Transport der Güter zwei Geleise trägt.

Die Aufstellung der ganzen Brücke mußte ohne Gerüst ausgeführt werden, einmal weil Holzgerüste durch einen in der dortigen See lebenden Bohrwurm in kürzester Zeit zerstört worden wären, und dann, weil der Aufbau von Eisengerüsten unverhältnismäßig teuer geworden wäre. Zur Ausführung der Arbeiten diente ein Hilfsgerüst, eine Art eiserner Bühne, die auf der jeweils zuerst fertig gestellten Brückenöffnung ruht und mit dem vorderen Ende um das Maß einer Brückenöffnung auskragt. Von diesem Hilfsgerüst aus wurden die Rammarbeiten, das Aufsetzen der Pendeljoche und das Betonieren der Pfähle, sowie das Einbringen des eigentlichen Brückengerüstes vorgenommen. Mit dem Fortschreiten des Brückenbaues wurde das ganze Gerüst auf untergelegten Rollen weitergeschoben.

So glatt ging das Bauen in Wirklichkeit aber nicht von statten. Zunächst war schon das Landen der ersten Konstruktionsteile außerordentlich schwierig. Die starke Strömung erlaubte das Landen an einer bestimmten Stelle nicht, und so mußten die einzelnen Teile oft kilometerweit zusammengetragen werden. Die Eingeborenen waren zudem nur an die handlicheren Kaufmannsgüter gewöhnt, und sprangen oft vor Angst, durch die schweren Eisenteile Schaden zu nehmen, ins Wasser, Boot und Last der Brandung überlassend. Trotzdem die meisten Stücke so konstruiert und verpackt waren, daß sie selbst schwimmen konnten, waren Verluste die unausbleibliche Folge, einzelne

Digitized by Google

Stücke mußten mehrmals von Hause nachbestellt werden, die Neger zeigten sich den größeren Anstrengungen und Anforderungen an ihre Intelligenz nicht gewachsen, und fast alle Arbeiten mußten von den Weißen ausgeführt werden, bei denen noch dazu infolge von Ueberanstrengung häufige Erkrankungen vorkamen.

Mit diesen Verzögerungen und Schwierigkeiten war es aber noch lange nicht genug. Beim Rammen der Landauflagerpfähle stieß man bald auf sehr große Widerstände, so daß der obere Rand der eisernen Pfähle umgebördelt wurde und es unmöglich war, sie auf die vorgeschriebene Tiefe einzubringen. Ueberdies bemerkte man, daß die See einen stetigen Wechsel in der Höhenlage des Strandes verursachte. Hierdurch entstand die Befürchtung, daß durch Abspülen die Standsicherheit unzulässig beeinträchtigt werden könnte, und man mußte sich dazu entschließen, das Landauflager mit einer Spundwand zu umgeben, eine Arbeit, die mit den primitiven Werkzeugen bei mangelnden Arbeitskräften außerordentlich schwierig auszuführen war. Ferner wurde für die Rammarbeiten die Errichtung eines Fangdammes nötig, durch die die Gewalt der auf den Strand auflaufenden Wogen gebrochen werden sollte. Zum Ueberfluß zeigte es sich noch, daß in unmittelbarer Nähe des Strandes eine schmale harte Schicht in dem Meeresboden lag, die durchbrochen werden mußte. Sprengungen waren erfolglos, und so mußte man daran gehen, mit dem Meißel zwei Meter unter Wasser zu arbeiten. Hier kamen die Taucherkünste der Eingeborenen zur Geltung. Die Schicht war beseitigt als die von Europa bestellten Taucherapparate ankamen.

Auf die Dauer konnte der Fangdamm der Brandung nicht widerstehen; er mußte mehrmals erneuert werden. So waren nach einjähriger angestrengter Arbeit erst die ersten beiden Unterstützungen und die erste Brückenöffnung fertig geworden. Nun ging die Arbeit aber merklich flotter von statten und konnte in jedem Monat ein Joch fertiggestellt werden, obgleich auch jetzt noch das Meer manchen Aufenthalt verursachte und eine weitere Verzögerung dadurch entstand, daß der Baugrund am Brückenkopf eine Verlängerung der Pfähle nötig machte und diese erst von Europa bestellt werden mußten. Durch zielbewußte Arbeit und unermüdliche Ausdauer ist die Arbeit trotz der vielen Hindernisse — und zwar am 27. Januar 1904 — glücklich fertiggestellt worden. Die Landungsbrücke bietet den ersten Schritt zur wirklichen Erschließung des Hinterlandes. Erst nach ihrer Vollendung konnte mit dem Bau der Eisenbahn Lome-Klein-Popo begonnen werden. „Möge der kleinsten unserer afrikanischen Kolonien aus diesen Verkehrserleichterungen ein reicher Segen erwachsen."

E. Wrabel.

Alt- und Neu-Indisches.

μαι. „Das Jahrhundert ist vielleicht herangerückt, in welchem die aus Asien stammenden Völker Japhetischen Sprachstammes auch die heiligen Religionen der Heimat wieder erhalten werden: denn sie sind, nach langer Verirrung, für dieselben wieder reif geworden." Dieses prophetische Gemüt war Schopenhauer. In demselben Kapitel „Zur Ethik" (Parerga und Paralipomena, II.), wo diese ahnungsvollen Worte stehen, heißt es: „Sogar die so phantastische, ja mitunter barocke Indische Götterlehre, wie sie noch heute so gut wie vor Jahrtausenden die Religion des Volkes ausmacht, ist, wenn man den Sachen auf den Grund geht, doch nur die verbildlichte, d. h. mit Rücksicht auf die Fassungskraft des Volkes in Bildern eingekleidete und so personifizierte und mythische Lehre der Upanischaden, welche nun aus ihr jeder Hindu nach Maßgabe seiner Kräfte und Bildung herausspürt, oder fühlt, oder ahndet, oder sie durchschauend klar dahinter erblickt, — während der rohe und bornierte Englische Reverend, in seiner Monomanie, sie verhöhnt und verlästert, — als Idolatry: er allein, meynt er, wäre vor die rechte Schmiede gekommen. Hingegen war die Absicht des Buddha Schakya Muni, den Kern aus der Schale abzulösen, die hohe Lehre selbst von allem Bilder- und Götterwesen zu befreien und ihren reinen Gehalt sogar dem Volke zugänglich und faßlich zu machen. Dies ist ihm wundervoll gelungen, und daher ist seine Religion die vortrefflichste und durch die größte Anzahl von Gläubigen vertretene auf Erden. Der christliche Fanatismus, welcher die ganze Welt zu seinem Glauben bekehren will, ist unverantwortlich."

Diese leidenschaftlichen Worte Schopenhauers fallen einem ein, wenn man staunend sich erinnert, daß es heutzutage wirklich so etwas wie eine buddhistische Mission in Europa gibt. Nun würde man sich aber irren, wenn man etwa glaubte, die Inder übten Revanche und sendeten buddhistische Priester und Missionäre nach Europa. Der Buddhismus, entschieden die toleranteste und indifferenteste Religion, kennt keine Missionäre und den buddhistischen Priester läßt der Glaube anderer vollkommen kalt. Es sind stets Laien, meist Europäer selbst, die bei uns einen fanatischen Missionseifer für ihre Theosophie oder für den Buddhismus, wie sie ihn verstehen, an den Tag legen. Hand in Hand geht damit die immer mehr anwachsende Vertrautheit mit den indischen Quellen selbst, und die sorgt wohl auch zur rechten Zeit dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Denn diese vedischen und buddhistischen Quellen unterscheiden sich meist recht vorteilhaft und nüchtern von einer Art nebuloser, zwischen Christentum und Buddhismus hin und her lavierender Theosophie, die heute mitunter das Entzücken mancher europäischer Damen ist, wenn sie, oft nach stürmisch und glaubenslos verlebter Jugend, sich im Alter über ein praktisches Christentum erhaben und zur frommen Betschwester zu klug fühlen. Es ist oft ein bequemes Surrogat für eine manchem minder bequeme Religion.

Unter dem Titel „Krischnas Weltengang" hat A. Paul vor kurzem zwanzig Kapitel oder Andachten aus dem Vischnupuranam übertragen (München 1905, R. Piper u. Co.), und so wieder eine der zahllosen Quellen einem größeren Publikum zugänglich gemacht, die auf die vedische und nachvedische Zeit zurückgehen. Der bekannte Wiener Indologe K. E. Neumann, dessen Abhandlung über die buddhistische Kunst in den Süddeutschen Monatsheften leider ein Torso geblieben ist, hat eine kurze Einleitung dazu geschrieben. Auf diesen indischen Mythos von der Geschichte Krischnas, des indischen Herakles, in dem sich zahlreiche überraschende Parallelen mit einzelnen Zügen des christlichen Heilands finden, hat das oben zitierte Wort Schopenhauers von dem verborgenen philosophischen und religiösen Kern hinter der mythischen Schale Anwendung. Einzelne dieser Andachten (so z. B. die Botschaft, die Begegnung, der Ringkampf, Sieg, das Löwenantlitz) wird man nicht ohne Bewegung lesen. Bei aller Naivität des Wunders zieht sich ein so hoher Schwung in der Schilderung des Ewigen durch das Ganze, daß man diese glücklichen Auszüge zur genußreichsten Lektüre auf diesem Gebiete zählen darf.

In Leipzig gibt es bereits einen Buddhistischen Missionsverlag, der unermüdlich in der Herausgabe einschlägiger Schriften ist. Vieles, ja das meiste dient leider ohne jede wissenschaftliche Basis einer Populartheosophie, die ihre schlimmen Seiten hat. Ein hübscher Einfall ist aber die Sammlung buddhistischer Sprüche für alle Tage des Jahres, die Bruno Freydank unter dem Titel „Buddhistisches Vergißmeinnicht" da zusammengestellt hat. Es sind wirkliche Uebersetzungen aus altindischen Quellenwerken, besonders aus dem Dhammapadam, dem Majjhimanikaya, der Bhagavad-Gita u. s. w. mit genauer Quellenangabe und Register, dabei in der empfehlenden äußeren Form und Ausstattung der jetzt mit Unrecht so beliebten „Breviere". Diese Auslese hat ihre Berechtigung, denn kaum einem unter Tausenden sind die Quellen zugänglich. Nur hätten diese selbst irgendwie übersichtlich zusammengestellt werden sollen.

Schon mehr dem oben gekennzeichneten Gebiete der Theosophie nähern sich die im gleichen Verlage erschienenen Schriften K. B. Seidenstückers über die Mahayana-Schule, die Hauptlehren des nördlichen Buddhismus behandelnd, und die Vorträge Annie Besants („Der Pfad der Jüngerschaft", „Die vier großen Religionen") und des tief unter dieser genialen Engländerin stehenden deutschen theosophischen Wanderpredigers Rudolf Steiner, die kürzlich in den Verlag von Max Altmann (Leipzig) übergegangen sind.

Digitized by Google

Die moderne (englische) christliche Mission und die reine Lehre Buddhas stellt in hübsch erfundenen und empfundenen „Buddhistischen Erzählungen“ (E. Piersons Verlag, Dresden 1904) Paul Dahlke wirksam gegenüber. An der größten, „Menschenliebe“ betitelt, würde Schopenhauer seine helle Freude gehabt haben. Den nützlichen und preiswürdigen unter den christlichen Glaubensboten, die „uns vortreffliche und gründliche Berichte über den Brahmanismus und Buddhaismus und treue und sorgfältige Uebersetzungen heiliger Bücher geliefert haben“, hat der Frankfurter Weise folgende Reime gewidmet:

Als Lehrer geht ihr hin:
Als Schüler kommt ihr wieder.
Von dem umschlei'rten Sinn
Fiel dort die Decke nieder.

Zu ihnen mögen sich A. Paul und Dahlke zählen.

Neues über Gottfried Keller.

Gottfried Keller wurde immer unwirsch, wenn er auch nur von fern zu bemerken glaubte, daß er philologisch behandelt werden sollte. Noch in seinem letzten Briefe, den er vom Krankenlager aus schrieb, kommt ohne eigentlichen Zusammenhang mit dem übrigen Inhalt die Stelle vor: „obgleich Sie den Grünen Heinrich nur philologisch gelten lassen wollen.“ Aber so wenig Aufhebens er von seinen Schriften machte, so gelassen, ja kühl er ihnen gegenüberstand, so war mit seiner bescheidenen Art doch das volle Bewußtsein seines Wertes verbunden. Bei aller lustigen Selbstverspottung ist auch ein Unterton eines gewissen Stolzes vorhanden, wenn er einmal über den „Schmied seines Glücks“ an Adolf Exner schreibt: „Es existieren nun drei Fassungen dieses vortrefflichen Werkes und wenn Sie oder Vieweg mit ihrem Koderlein nicht unversehens einmal die Pfeife anzünden, so werden sich die Humoristen des vierten Jahrtausends einst die Köpfe zerbläuen, nicht ahnend, daß ich mein eigener Interpolator war.“ Bis ins vierte Jahrtausend ist es ja noch gar weit, aber daß er ein gut Stück ins dritte hineinschreiten wird, kann man heute schon mit froher Zuversicht erwarten, wenn man daran denkt, wie sehr er seit seinem Tode bekannter und populärer geworden ist. Das Interesse an seinem Leben und seinem Schaffen nimmt stetig weiter zu. Wo sein Name in den Zeitungen erscheint, da bleibt der Blick fröhlich und erwartungsvoll haften, und alles, was geeignet scheint, sein Bild deutlicher hervortreten zu lassen, findet eifrige Aufnahme. Das konnte man so recht deutlich an der Freude wahrnehmen, mit der die Lösung der Siegel von dem Briefwechsel mit Theodor Storm und die Veröffentlichung dieser köstlichen Briefe weithin willkommen geheißen wurde.

Und ebenso begrüßen wir es als ein sehr verdienstliches Unternehmen, daß das Züricher Taschenbuch in seinen Jahrgängen 1904 und 1905[1]) die Briefe Emil Kuhs an Keller veröffentlicht. Denn auch in dieser Korrespondenz, gerade so wie in der mit Storm, hat Keller sich besonders „einläßlich“ über seine eigene literarische Tätigkeit ausgesprochen. Auch durch die Urteile über Shakespeare, Schiller, Grillparzer und manche zeitgenössische Autoren, zu denen Keller durch Kuhs eifrige, sich über vielerlei verbreitende Briefe angeregt wurde, ist dieser Briefwechsel interessant und wertvoll und die jetzt vorliegenden Briefe Kuhs geben über manches, was aus den Antworten nicht ganz deutlich geworden, den bisher entbehrten Aufschluß. Herausgegeben sind Kuhs Briefe mit Erlaubnis des Regierungssekretärs Dr. Paul Kuh in Wien, eines Sohnes des Keller-Freundes, und unter Förderung durch den verstorbenen Testamentsvollstrecker Kellers, Professor Dr. A. Schneider, und den Stadtbibliothekar Dr. Hermann Escher in Zürich von Dr. Alfred Schaer. Wie in den Briefen an Storm gewinnt das Bild Kellers auch in den vorliegenden an liebenswerten Zügen. Er hält bei den feurigen Liebeserklärungen Kuhs, obgleich sie seiner ganzen innerlichen und alles stark Aufgetragene verschmähenden Natur nicht eben zusagen mochten, doch freundlich still, nur hier und da leise humorvoll abwehrend. Das feine und tiefe Verständnis, das er bei Kuh fand, ließ ihn darüber hinaussehen, daß dieser ihm etwas gar zu breit und wuchtig von den literarischen Abhandlungen redet, die er ihm gewidmet hat oder die er vorbereitet. Keller erwiderte die hingebende Verehrung Kuhs durch eine warm freundschaftliche Gesinnung. „Als brieflicher Freund ist er liebenswürdig und mitteilsam, eine Tugend, die sonst aus der Welt verschwunden ist unter den jüngeren Autoren. Das schreibt möglichst kurze Billets, immer nur Geschäft, wie wenn jede ungedruckte und unhonorierte Zeile ein Verlust wäre!“ Aber er war auch nicht blind für die Mängel des Freundes. „Er war nicht absolut sicher und objektiv in seinem Wesen, vielmehr oft sehr subjektiven Urteils, aber immer lebendig warm und angeregt“, äußert Keller sich nach Kuhs Tode in einem Briefe an Wilhelm Petersen, und gelegentlich der Lektüre von Kuhs Hebbel-Biographie findet Keller ihn wider Willen in der „Maßlosigkeit des gereizten wienerischen Wesens“ befangen, „etwas mit dem Wiener Literatentum verwachsen, das ihm selbst zuwider war.“ Was nun Kuh über den Grünen Heinrich und die Leute von Seldwyla sagt, hat zum großen Teil Hand und Fuß, und Keller hat seine Urteile sicher sehr beachtet. Kuh macht übrigens Keller gegenüber inmitten aller Lobpreisungen auch kein Hehl daraus, wenn ihm etwas nicht gefällt, versteigt sich sogar einmal zu der Aeußerung: „Ein nächstes Mal will ich von Ihren Gedichten schwatzen, die ich in ihrer Gesamtheit nicht liebe“ — ein Verdammungsurteil, auf das Keller nicht geantwortet hat, das auch viel zu kahl und nackt dasteht, als daß es auf den ersten Leser hätte Eindruck machen können oder auf einen späteren machen könnte.

Von den wenigen Schriftstellern abgesehen, die er hochstellt und zu denen er, nachdem er den Grünen Heinrich kennen gelernt hatte, neben Hebbel und Schopenhauer nun auch Keller rechnet, urteilt er über viele sehr von oben herab und oft ungerecht.

„Den Leuten, die ehegestern in Robert Prutz und Karl Gutzkow bedeutende Dichter, gestern in Gustav Freytag eine große schöpferische Kraft und heute in Fritz Reuter, in Paul Heyse und Adolf Wilbrandt gottbegnadete Poeten erblickt haben, steht es wahrlich schlecht an, ästhetisch-zollamtliche Einwendungen gegen eine zu hohe Anerkennung, die dem toten Grillparzer erzeigt wird, zu erheben.“ Das ist denn doch eine etwas kuriose Zusammenstellung von Autoren und bei manchen darunter macht sich der Briefschreiber einer gehässigen Unterschätzung schuldig. Busch, wie er es später tut, einen „Schmieraz“ zu nennen, halten wir für ebenso unerlaubt, wie Gutzkow einen „abgelebten Roué“. Freilich ist Gutzkow auch mit Kuh nicht säuberlich umgegangen, hat ihn vielmehr nach seinem Tode in dem zornigen Buche „Dionysius Longinus“ bei aller Anerkennung seiner geistigen Schärfe heftig mitgenommen. Viel Unfreundliches sagt Kuh auch über Vischer. Dabei kann man sich des Eindrucks nicht ganz erwehren, daß aus dem, was er in dem berühmten, in dieser Beilage veröffentlichten Essay Vischers über Keller auszusetzen hat, zum Teil der Subjektivismus des Autors spricht, der den gleichen Gegenstand behandelt. Sehr schön ist dagegen, wie er Storm mit Keller vergleicht. „Storm ist ungemein enge auf sein poetisches Gütchen angewiesen, während Ihre Kraft zum Großgrundbesitz gehört, aber Storm hat Resonanz, die Kardinalbedingung tieferer Wirkung.“ Der letzte Brief Kuhs an Keller ist vom 17. Juni 1876. Am 30. Dezember des gleichen Jahres starb er, nur 48 Jahre alt. Sein Bild, das der zweite Band bringt, zeigt uns ein schönes, geistvolles Gesicht, das aber kränklichen Eindruck macht. Er war schon vorher jahrelang leidend und dieser Zustand mag die Schärfe und Verbitterung in manchen seiner Urteile erklären. Die in dem Bande mitgeteilten Gedichtproben, die aus dem 1874 entstandenen sogenannten Meraner Liederbuche stammen, zeigen von starker lyrischer Begabung Kuhs. Wie der Herausgeber mitteilt, ist ein Abdruck dieser Gedichte in Vorbereitung.

*

In den beiden Sammlungen „Die Dichtung“ und „Die Literatur“ ist je ein Bändchen der Darstellung und Würdigung Kellers gewidmet, die hier auch kurz behandelt werden mögen. Beide setzen viel voraus, beide enthalten aber für

---

[1]) Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1904 und 1905, herausgegeben von einer Gesellschaft Zürcherischer Geschäftsfreunde. Neue Folge. 27. Jahrg. Zürich, Fäsi u. Beer. Das gleiche 28. Jahrgang 1905.

Digitized by Google

den, der Keller kennt und liebt, viel des Lesenswerten. Ganz ausgezeichnet ist das Büchlein von Ricarda Huch[2]), das in seinem warmen Ton mitfortreißend wirkt und eine vortreffliche Würdigung Kellers als Menschen wie als Dichter gibt. Ricarda Huch erklärt ihn aus dem Boden, auf dem er wuchs: „Er war durch und durch Schweizer“, und sie weiß namentlich wohl zu begründen, wie er, fest und sicher auf dem Boden der Tatsachen stehend, zugleich eine so mächtig schaffende und sprudelnde Phantasie entfalten konnte. Auch seine Kämpfe um eine Weltanschauung sind anschaulich geschildert, ebenso findet die Verfasserin treffliche Worte über seine Sprache, seinen Humor und die einzelnen Werke. „Die Blüte Kellerscher Dichtung bilden die sieben Legenden, goldene Früchte in silbernen Schalen, Traumgesichte von lebenstreuer Wahrheit, in denen Frömmigkeit und Schalkheit, Sinneszauber und Engelreinheit absichtlos vereinigt sind, wie im Gemüte eines Kindes.“ Manches hätten wir vielleicht in der Darstellung der Verfasserin breiter ausgeführt gewünscht. So wäre unter seinen herrlichen Frauengestalten die der Frau Marie Salander in ihrer mütterlichen Ueberlegenheit über den immer naiv bleibenden Gatten eingehender zu behandeln gewesen. Auch die Forstmeisterin im Dietegen hätte nicht fehlen dürfen. Und unter den jüngeren Frauengestalten haben wir die wunderholde, schalkhafte, goldige Lucie im Sinngedicht vermißt. Gefreut hat es uns übrigens, daß Ricarda Huch den hohen dichterischen Schönheiten in dem so viel verlästerten Martin Salander völlig gerecht wird. Wenn unter den bedeutenden Männern, zu denen Keller in ein herzlich freundschaftliches Verhältnis kam, auch Varnhagen genannt wird, dann hätte doch ganz gewiß Heyse, Auerbach und „das Exnertum“ nicht fehlen dürfen.

Auch Otto Stößl[3]) findet für Keller warme Worte, wenn er ihm auch nicht mit so rückhaltloser Begeisterung huldigt wie Ricarda Huch. Auch er verweilt bei dem Volkstum Kellers und rühmt die Heimat des Dichters, die dem im praktischen Leben noch völlig unbewährten Manne ein wichtiges Staatsamt anvertraute. Der Erfolg hat der Regierung des Kantons Zürich recht gegeben, denn Keller wurde ein ausgezeichneter Staatsschreiber. Ganz gewiß haben die Jahre, in denen er seinem Amte oblag, seiner Kunst keinen Abtrag getan, ihr vielmehr Zeit gelassen, gründlich auszureifen. Hat er selbst sich doch gegen eine Lebensführung ausgesprochen, die ohne sonstigen Beruf ganz auf die Dichterei gestellt sei. Wenn Stößl aber Keller als den Dichter des Kleinbürgertums, als einen der letzten „Meistersänger des Handwerks“ bezeichnet, so scheint solche Einschachtelung, von dem Stoffkreis einzelner Seldwyler Geschichten befangen, das allgemein Menschliche zu verkennen und zu unterschätzen, zu dem alles, was Keller dichtete, heranwuchs. Schön würdigt auch Stößl die sieben Legenden. „Sie sind Meisterstücke jener Novellistik, deren edle Tradition in der Renaissance beginnt und vorzüglich von dem klaren, präzisen und energischen romanischen Geist weitergeführt worden ist. Knapp und geschlossen, dabei doch voll von Einfällen und organischen Zierraten der launigsten Erfindung, ist jede dieser Legenden ein Weltbildchen von allmeisterlicher Grazie, strahlend unter einem heiteren Himmel und ganz von seligem Genuß der Anschauung erfüllt.“ Die einzelnen Dichtungen werden kurz gewürdigt, das Sinngedicht für unseren Begriff viel zu knapp. Was dann Stößl am Schluß seines Buches gegen die törichte Anschuldigung ausführt, Keller habe kein tieferes Wohlwollen besessen, deckt sich völlig mit unseren Ausführungen über dieses Thema in der Beilage Nr. 143 vom 25. Juni 1904. Teilweise leidet die Darstellung unter langen Sätzen, besonders Seite 12, wo von den mißglückten Werbungen die Rede ist. Das Buch hat verschiedene hübsche Kunstbeilagen. Bilder Kellers, Faksimiles von Briefen und Gedichten, ein Porträt des Meretlein, Kellers Arbeitszimmer, sogar ein Bild der Mutter Rembrandts. Aber der Druck ist viel zu klein, eine wahre Augenmarter. Es liegen noch manche Schätze aus dem Briefwechsel Kellers verschlossen, mögen sie bald gehoben werden.

Sigmund Schott.

---

[2]) Die Dichtung. Bändchen 9. Berlin, Schuster u. Löffler.

[3]) Die Literatur. Bändchen 10. Berlin, Bard, Marquard u. Co.

Bücher und Zeitschriften.

Klassische Literatur in Mexiko. Joaquim D. Casasus ist einer der hervorragendsten Advokaten in Mexiko, ein Mann, der im dortigen politischen Leben eine bedeutende Rolle spielt, und der sich zugleich mit tiefer Kenntnis und hingebender Liebe dem Studium der Alten widmet. Für ihn ist der Tag mit seinen 24 Stunden kaum lang genug. Wir haben früher an dieser Stelle seiner Uebersetzung einiger Oden des Horaz gedacht, seitdem ist 1903 seine Uebersetzung der Bucolica von Virgil erschienen und jetzt liegt von ihm eine Monographie über Catull vor. (*Cayo Valerio Catullo* Su vida y sus obras por *Joaquim d. Casasus*, Presidente del Liceo Altamirano é individuo correspondiente de la real Academia española. Con un prologo de Victoriano Salado Alvarez. Mexico Imprenta de Ignacio Escalante 1904. Gedruckt in 500 Exemplaren.) Dazwischen hielt er Vorlesungen über Catull, Tibull, Horaz, Properz und Virgil. In Deutschland wird das neue Buch nicht eben viele urteilsfähige Leser finden. Die einen werden in der Kenntnis der spanischen Sprache, die anderen in der Kenntnis der altrömischen Literatur nicht auf der vollen Höhe sein. Solcher, die beides vereinigen, gibt es in Deutschland nur ganz wenige. Auch wir vermögen die Ausführungen des Verfassers über Catull nicht ganz nachzuprüfen, und auch einer unserer allerersten Autoren, bei dem eine starke Beziehung zu Catull besteht, erklärte sich dazu inkompetent. Wenn wir daher in eine kritische Beleuchtung des stattlichen, nahezu 400 Seiten starken Bandes nicht eintreten können, so dürfen wir doch immerhin erwähnen, daß der Verfasser den Gegenstand und die ganze Literatur darüber gründlich zu beherrschen scheint, und daß seine Sprache eine schöne, klare, schwungvolle ist. Catull sei nicht der größte unter den lateinischen Dichtern, aber er sei Roms erster lyrischer Dichter. „Die lyrische Poesie Catulls und das ist der Grund ihres hohen Wertes, ist nicht der Ausdruck persönlicher Gefühle, sondern sie spiegelt allgemein menschliches Empfinden ab, und damals wie jetzt, heute wie morgen wird jeder darin eine vortreffliche Wiedergabe seiner eigenen ganz persönlichen Gedanken und Empfindungen erblicken können.“ Wir haben geglaubt, auf das Buch als einen Beleg für die geistige Regsamkeit des wirtschaftlich so sehr aufblühenden Landes hinweisen zu dürfen. Wenn in einem Lande Männer, die mitten in den aufreibenden Aufgaben des Tages stehen und dort ihren Platz ausfüllen, noch die Zeit finden, sich so ernst, kundig, eindringlich und liebevoll mit den Schätzen der klassischen Literatur zu befassen, so ist das ein erfreuliches Zeichen für die Kultur dieses Landes.

S. S.

* **Moderne französische Romane.** Großes Aufsehen erregt in Frankreich das neueste Buch von Maurice Barrès, „Au Service de l'Allemagne“, das von mehreren Kritikern bereits für sein Meisterwerk erklärt wird. Jedenfalls ist es ihm diesmal gelungen, seinem französischen Traditionalismus und seinem lothringischen Partikularismus zum erstenmal eine allgemeinverständliche greifbare Form zu geben. Der Romanleser wird zwar in dieser Erzählung die Liebesgeschichte vermissen, aber das hindert nicht, daß auch vom Standpunkte der literarischen Komposition aus das Buch volles Lob verdient. Es ist unverkennbar, daß der beliebte Elsässerroman René Bazins, „Les Oberlé“, den Lothringer Barrès zum Widerspruch herausgefordert hat. Sein Plan war es eigentlich, die ganze Geschichte des einstigen Reiches Lothars in einer Reihe historischer Romane unter dem Gesamttitel „Les Bastions de l'Est“ zu behandeln, aber der große Erfolg des Buches Bazins, der dank demselben fast mühelos in die französische Akademie gelangt ist, bestimmten Barrès, statt mit dem Anfang mit dem Ende zu beginnen. Seine Erzählung spielt nämlich in der allerneuesten Zeit und schildert vor allem, wie der angehende Arzt Paul Ehrmann in Straßburg seinen Einjährigendienst absolviert und sich dabei alle kleinen und großen Unannehmlichkeiten des Kasernenlebens und des Drills ruhig gefallen läßt, weil er vor allem ein guter Elsässer ist, der seinen Beruf nur in seiner Heimat ausüben und den Platz keinem Eindringling von jen-

Digitized by Google

seit des Rheins räumen will. Nicht ohne Kühnheit hat Barrès seiner Kaiernengeschichte eine Episode vorgeschoben, wo er dem eingefleischten Elsässer die schöne Rolle zuteilt gegenüber einem der alten Revanchetheorie huldigenden französischen Sportsman, der ohne Ueberlegung vor Ehrmann alle Elsässer für Feiglinge erklärt, die sich dem deutschen Militärdienst unterziehen. Ein Duell ist die Folge, worin der Franzose eine kleine Stichwunde davonträgt. Am Schlusse polemisiert Barrès in einem Nachworte direkt mit Bazin, weil er seinen Jean Oberlé aus rein sentimentalen Gründen desertieren ließ, und weist nach, daß selbst vom starrsten französischen Gesichtspunkte aus den Elsässern der Rat zu geben ist, möglichst wenig auszuwandern.

✿

Allgemeine Rundschau.

Außerordentlicher Verbandstag deutscher Hochschulen.

III.

Hg. **Weimar, 11. Mai.** Heute früh um 9 Uhr wurden die Verhandlungen fortgesetzt. Einstimmig wurde zunächst eine Erklärung gegen die konfessionellen Verbindungen angenommen. Nach vielstündigen Beratungen wurden sodann die Verbandssatzungen festgestellt. Den Beschlußfassungen lag ein Entwurf der in Eisenach gewählten Kommission zugrunde. Die neuen Satzungen zerfallen in einen allgemeinen grundsätzlichen und in einen geschäftlichen Teil. Weiterhin wurden Grundsätze des Verbandes deutscher Hochschulen aufgestellt. Dieselben betonen als Zweck des Studiums außer der besonderen Berufsvorbereitung die Selbsterziehung zu einer freien sittlichen Persönlichkeit, zu deren wesentlichsten Erfordernissen es gehöre, mit Kommilitonen aus den verschiedensten Lebens- und Anschauungskreisen in Verkehr und geistigen Austausch treten zu können. Aus diesem Prinzip der Selbsterziehung folge für den Studenten die Pflicht, jede Absonderung nach parteipolitischen oder konfessionellen Gesichtspunkten selbst zu vermeiden und ihr gegebenenfalls bei seinen Kommilitonen entgegenzutreten. Die wirksame Betätigung des Prinzips der Selbsterziehung werde dem Studenten gewährleistet durch die akademische Freiheit. Diese schließe vor allem in sich: 1. die Lernfreiheit; 2. die Freiheit, sich zu Vereinigungen zum Zwecke der Selbsterziehung zusammenzuschließen und allgemeine studentische Angelegenheiten sowohl innerhalb der eigenen Hochschule als auch zwischen verschiedenen Hochschulen frei zu besprechen. Die akademische Freiheit, die der Student genieße, lege ihm auch die Pflicht auf sie nicht zu mißbrauchen. Außer diesen Rechten genieße der Student noch besondere Vorteile infolge des Ansehens, das sich die deutsche Studentenschaft erworben habe. Die Studentenschaft habe die Pflicht, diese Stellung zu wahren und zu festigen, sie müsse daher darüber wachen, daß ihr Ansehen und ihre Traditionen nicht durch einzelne Studenten oder Gruppen von Studenten gefährdet werden. Es folgen dann zehn Paragraphen, welche die Verbandsaufgaben, die Verbandszugehörigkeit, die Organisation und Geschäftsführung im einzelnen regeln. Die Verhandlungen wurden darauf vertagt; man hofft bis heute (Donnerstag) abend mit den Arbeiten zu Ende kommen zu können. Ein Festkommers soll die Tagung abschließen.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

* **Todesfall.** Am 10. Mai ist in Florenz die Witwe Karl Hillebrands, Frau Jessie Hillebrand, im Alter von 78 Jahren gestorben. Mit ihr ist eine seltene Frauenerscheinung dahingeschieden, die in sich das Beste der Kulturen von vier Nationen vereinigte und in einem weiten Freundeskreise, dem die hervorragendsten Männer Deutschlands, Englands, Frankreichs und Italiens angehörten, ungemein anregend durch ihr geistreiches und stets liebenswürdiges Wesen wirkte. Sie war 1827 in London geboren; ihr Vater, der Advokat Taylor, gehörte einem geistig frisch belebten Kreise an und hat sich durch Uebersetzungen altfranzösischer Heldensagen ins Englische bekannt gemacht; an ihrer Wiege stand der Genius Ugo Foscolos und ein schöner, vorbedeutungsreicher Gratulationsbrief dieses damals in Verbannung lebenden italienischen Dichters zur Geburt Jessies findet sich in seinem Briefwechsel. Nach einer ausgezeichneten Erziehung kam Jessie Taylor zur Vollendung ihrer musikalischen Bildung nach Dresden, wo sie sich zur hervorragenden Pianistin ausbildete und zugleich den Grund zu ihrer tiefen Kenntnis deutscher Sprache und Kultur legte. Durch ihre Verheiratung mit dem Franzosen Laussеau wurde sie später nach Paris geführt, wo sie die Freundschaft Liszts und seines Kreises erwarb und mit Karl Hillebrand bekannt wurde. Als dieser im Jahre 1870 aus Paris vertrieben wurde, siedelte sie mit ihm nach Florenz über. Aus dem engen Freundschaftsbund mit dem deutschen Schriftsteller wurde nach dem Tode Laussеaus ein Ehebund, der die beiden erlesenen, in jeder Hinsicht idealen Menschen aufs innigste beglückte. Nach dem Tode Hillebrands lebte Frau Jessie nur noch dem Andenken des geliebten Mannes und der Pflege der Freundschaft, die sie mit den hervorragendsten Geistern aus ganz Europa verknüpfte. In ihrem vornehmen Heim am Lungarno verkehrten Liszt, Hans v. Bülow, Herman Grimm, Ludwig Bamberger, Adolf Hildebrandt und viele andere Musiker, Gelehrte, Künstler als stets willkommene Gäste und ihnen gesellten sich Engländer, Franzosen und Italiener in buntem, stets anregendem Wechsel zu. Die geniale, bewegliche, liebenswürdige Hausherrin, der nur eine leider mit den Jahren zunehmende Schwerhörigkeit die Unterhaltung erschwerte, nahm an allem, was auf dem Gebiete des geistigen oder künstlerischen Lebens in Europa ans Licht trat, den regsten und frischesten Anteil. Sie schaute aus ihrer Proszeniumsloge, wie sie es scherzend nannte, voll Lebhaftigkeit und mit einer unvergleichlichen geistigen Freiheit auf das Weltgetriebe hin und bildete täglich den anregenden Mittelpunkt für literarische, musikalische und auch politische Unterhaltungen der besten und feinsten Art. Mit vollendeter Meisterschaft sprach und schrieb sie die vier Kultursprachen Europas und war in deren literarischem Umkreis durchaus zuhause. Ihr ausgedehnter Briefwechsel erhielt sie außerdem in steter Verbindung mit den öffentlichen und künstlerischen Vorgängen außerhalb Italiens und jährliche Reisen nach Deutschland und England bewahrten ihre persönlichen Beziehungen zu den alten Freunden frisch. Auch als Schriftstellerin war Frau Jessie Hillebrand tätig; ihre Uebersetzungen der kleineren Schriften Schopenhauers und des Hildebrandtschen „Problem der Form" ins Englische stellen Musterleistungen dar. Am tiefsten aber prägte sie sich allen, die sie kannten, durch ihre liebevolle, gütige, von der freiheitlichsten Gesinnung durchströmte Natur und durch ihr stets heiteres und teilnahmsvolles Wesen ein. An ihrer Bahre werden heute im Geiste viele Freunde in allen Ländern Europas trauervoll stehen.

M. C. **Aus Rom wird uns geschrieben:** Es dürften der wissenschaftlich interessierten Welt noch die Anklagen in Erinnerung sein, die 1889 der deutsche Archäologe Prof. Dr. W. Helbig gegen die Leitung des Museo di Papa Giulio in Rom erhob, die eine Reihe von Fälschungen ausstelle. Eine ganz ähnliche Anklage erhebt soeben in einem von der Tribuna veröffentlichten Brief der englische Gelehrte Setton Karr gegen die kircherianische Sammlung prähistorischer Altertümer oder, richtiger gesagt, gegen ihre Erweiterung infolge von neuen Ankäufen durch den derzeitigen Direktor Prof. Dr. Pigorini. Karr erklärt eine ganze Anzahl von „prähistorischen" Steingegenständen für freche Fälschungen, die vor etwa 20 Jahren entstanden und später an das Museum verkauft worden sind. Der Ankläger fordert auf, eine Untersuchung einzuleiten, auf deren Ergebnis man allerdings gespannt sein kann.

* **Aus Aegypten.** Einem Brief des Leipziger Universitätsprofessors Dr. Steindorff, der gegenwärtig Ausgrabungen an der Cheops-Pyramide in Aegypten vornimmt, entnimmt die Vossische Zeitung, daß mit Hilfe von 400 Arbeitern bis jetzt 60 Grabbauten aus Stein oder Ziegel

Digitized by Google

freigelegt sind. Man kann in den Straßen dieser kleinen Gräberstadt umhergehen und in die Kultkammern eintreten, in denen einst den Toten von den Hinterbliebenen geopfert wurde. Die Schächte sind bisweilen 10 und 15 Meter tief in den Felsen gehauen; unten öffnet sich meist eine kleine Kammer, in der der Tote beigesetzt war. Die Skelette waren meist vermorscht. Die Mehrzahl der Gräber stammt aus dem dritten Jahrtausend vor Christi Geburt. Sie bergen eine sehr große Menge von Proben ägyptischer Kunsttätigkeit, namentlich lebenswahre, gut erhaltene Steinfiguren von Würdenträgern, Beamten, Dienern, Fleischlochern, Milchseihern, Bierbrauern, Schlächtern, Bäckern u. s. w.

C. K. **Ein Porträt des Königs Chufu** (Cheops) ist, wie dem Standard aus Kairo berichtet wird, von R. T. Frost in Wady Naghara, in der Gegend des Sinai, wieder aufgefunden worden. Es handelt sich um die bekannte große Gedenktafel, eine farbige Skulptur auf dem steilen Abhang eines Hügels, die den Aegyptologen seit Anfang des vorigen Jahrhunderts bekannt ist; Lepsius gibt in seinem Werke eine Darstellung davon. Der König wird vorgeführt, wie er einen herkömmlichen Gefangenen des sinaitischen Stammes niederschlägt, während der Gott Thoth, in der Form eines Mannes mit Ibiskopf, die rechte Seite des Bildes einnimmt. Die Inschrift besteht nur aus der gewöhnlichen Kartusche, die den Namen des Königs in Hieroglyphen enthält und ihn mit dem Gotte Chuemu in Verbindung bringt. Der Felsen, auf dem die Gedenktafel eingehauen war, wurde vor mehreren Jahren von einer Gesellschaft gefunden, die nach Türkisen suchte. Sie zerstörte alles, was ihr hindernd im Wege stand; sie ist wahrscheinlich für die Verstümmelung mehrerer Denkmäler verantwortlich. Sie sprengten den Felsen und zerstörten dabei den Kopf des Königs und die Waffe in seiner rechten Hand. Die Gedenktafel selbst, die von riesiger Größe ist, war im übrigen unbeschädigt; Frost hat nun, wie anzunehmen ist, die zerstreuten Bruchstücke gefunden, die beim Sprengen des Felsens zerstreut wurden.

* **Bibliotheken.** Der bisherige Hilfsbibliothekar an der Königlichen Bibliothek in Berlin Dr. Lecke ist zum Bibliothekar an der Königlichen und Universitätsbibliothek in Königsberg ernannt worden.

□ Der Oberbibliothekar Dr. Kerler in Würzburg ist von der Royal Society of Literature in London zum Ehrenmitglied ernannt worden.

Hochschulnachrichten.

* **Würzburg.** Der zur Zeit am hiesigen Julius-Spital beschäftigte Kaplan Dr. E. Eichmann hat dem Fränkischen Volksblatt zufolge einen Ruf als Professor für Kirchenrecht an die deutsche Universität in Prag erhalten.

* **Heidelberg.** Professor Dr. Klaatsch ist von seiner Forschungsreise nach Australien und Queensland wieder zurückgekommen.

* **Straßburg.** Der Privatdozent der Pharmakologie Dr. Edwin Faust hat, der Frankfurter Zeitung zufolge, einen Ruf an die Universität von Ann Arbor (Michigan) erhalten, dem er jedoch keine Folge leisten wird.

* **Marburg.** Mit einer Antrittsvorlesung „Ueber Störungen an den Augen bei Hysterie" habilitiert sich heute (Freitag) Dr. Martin Bartels als Privatdozent für innere Medizin.

hc. **Kiel.** Der Kurator der Universität Kiel, Konsistorial-Präsident Müller, und der Superintendent der Kreise Herzogtum Lauenburg, Konsistorialrat Soltau in Ratzeburg, sind von der theologischen Fakultät der hiesigen Universität zu Ehrendoktoren ernannt worden.

hc. **Aus der Schweiz.** Der Schöpfer des Tell-Denkmals in Altdorf, Bildhauer Richard Kißling, ist von der Universität Zürich zum Dr. phil. hon. causa ernannt worden. — An der Universität Lausanne hat sich der dortige praktische Arzt Dr. med. August Weith als Privatdozent für Gynäkologie niedergelassen.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Eisenbahn-Bau- und Betriebsordnung vom 4. November 1904. Berlin 1905. Wilhelm Ernst u. Sohn. 67 S. — **Deutsches Lesebuch** für die Oberklassen der Gymnasien. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Wunderer. (1. Teil: Literaturproben zur Geschichte der neuhochdeutschen Literatur.) Bamberg 1905. C. C. Buchner (Rudolf Koch). 404 S. — Karl Bleibtreu: Vivat Fridericus! Psychologische Schlachtdichtungen. (II. Band: Von Zorndorf bis Torgau.) Berlin. Alfred Schall. 326 S. — Dr. Wilhelm Ruland: Kreuth. Ein bayerisches Hochlandjuwel. Nach älteren Quellen. Mit 20 photographischen Aufnahmen I. kgl. Hoh. der Herzogin Karl Theodor in Bayern. München. W. R. Lang. 111 S. — Justizrat Dr. J. Stranz: Die Rechtsanwaltschaft beim Reichsgericht. Vortrag. (Veröffentlichungen des Berliner Anwaltvereins. Heft 18.) Berlin 1905. Franz Vahlen. 28 S. — Justizrat Max Salinger: Ueber die dem Reichstag vorliegende Novelle zur Zivilprozessordnung. Vortrag. (Veröffentlichungen des Berliner Anwaltvereins. Heft 19.) Ebenda 1905. 29 S. — Eugen Kühnemann: Schiller. Mit einer Wiedergabe der Schillerbüste von Dannecker in Kupferdruck. München 1905. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 614 S. — M. Braunschweig: Vom Deutschtum in Ungarn. Politisches und Unpolitisches. Wien 1905. Karl Mitschko. 59 S. — Prof. Dr. Adolf v. Wenckstern: Die neuen Handelsverträge; ihre Wirkung auf unser wirtschaftliches Leben. Berlin 1905. Bureau der Vereinigung der Steuer- und Wirtschaftsreformer. 40 S. — Dr. J. Marcinowski: Im Kampf um gesunde Nerven. Ein Wegweiser zum Verständnis und zur Heilung nervöser Zustände. Für Aerzte und Laien. Berlin. Otto Salle. 148 S. — **Bericht über die Verhandlungen der XXX. Generalversammlung** der Vereinigung der Steuer- und Wirtschaftsreformer zu Berlin am 14. und 15. Februar 1905, erstattet vom Bureau des Ausschusses. Ebenda 1905. 220 S. — F. v. Wrangell: Russlands innere Lage. Leipzig 1905. Georg Wigand. 24 S. — **Une Confédération Orientale comme solution de la Question d'Orient par Un Latin.** Paris 1905. Plon-Nourrit et Cie. 289 S. — Hermine Steffahny: Das grosse Handarbeitsbuch. Erster Band. Berlin und Leipzig. W. Vobach u. Co. 103 S. — Emil Palleske: Schillerrede. Gesprochen am 10. November 1863 in Leipzig, anschliessend an die letzte Feier des 50jährigen Gedenktages der Leipziger Schlacht. Stuttgart 1905. Carl Krabbe (Erich Gussmann). 32 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: M. Schumacher, München.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen:

Moschus

Schauspiel in drei Akten von

Ernst von Hofe

Geheftet M. 1.50. In Leinenband M. 2.50

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen (b)

Ausgedehnterer, vorwiegend

geographischer Verlag,

besonders gut in Süddeutschland eingeführt, ganz oder geteilt zu verkaufen. Gefl. Anerbietungen unter S. D. 7267 erbeten an Rudolf Mosse, München. (13287) t

Anzeigenannahme

für die

Allgemeine Zeitung

in der **Schweiz**

durch F. Ruegg, Ann.-Exped., Rapperswyl (Zürichsee) u. sämtl. Annoncenexpeditionen.

Digitized by Google

Jahrgang 1905. München, Sonntag, 14. Mai. Nummer 112.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Sprachwissenschaft und Kulturgeschichte.

Der bekannte Grazer Sprachforscher Hugo Schuchardt hat vor nahezu zwei Jahren in dieser unserer Beilage ein sehr vernünftiges Wort über die Festsammelschriften[1]) gesprochen, die den Männern der Wissenschaft an ihren sogenannten Ehrentagen von ihren Fachgenossen dargebracht zu werden pflegen. Er ist geneigt, die Sitte — oder vielmehr Unsitte — des Zusammenstellens von meist ganz heterogenen Beiträgen zu einem solchen Zwecke aus dem Drang unserer Zeit nach Massenwirkung zu erklären. „Zu einer Festschrift wird der ganze Heerbann der Fachgenossen, im weitesten Sinne, zusammengeblasen; jeder gibt gern, da ja nur für wirklich verdienstvolle Männer gesammelt wird, und jeder gibt leicht, da er ja immer Stoff genug zur Verfügung hat, Geplantes, Entworfenes, Vollendetes; tut einer nicht mit, so ist er durch irgend einen äußeren Grund verhindert; und so kommt dann schließlich ein stattlicher, zuweilen prachtvoller Band oder gar ein doppelter zustande, mit buntem und mehr oder weniger wertvollem Inhalt. . . Die Beiträge haben keine besondere Beziehung zu dem, was der Empfänger geschaffen hat, oder wenn sie eine solche haben, so ist das ebenso zufällig, wie wenn sie, was oft der Fall ist, weit seitwärts von seinen Zielen und Wanderungen liegen.“ Sie werden also, das hebt Schuchardt weiterhin sehr richtig hervor, den ursprünglichen Zweck der Festschrift, nämlich die Art und Höhe der Bedeutung des Empfängers für das von ihm bearbeitete Gebiet der Wissenschaft ins rechte Licht zu setzen, gänzlich verfehlen; zudem birgt jenes „Zwecksammeln“ . . . „geradezu einen Nachteil für den Betrieb der Wissenschaft in sich; es vermehrt die Zersplitterung, unter der er so schwer leidet, und zwar nach den beiden Seiten hin, der Erzeuger wie der Verbraucher.“ Aber wie ist am besten gegen diese „noch so frische und schon so gedankenlose“ Mode anzukämpfen? „Man kehre zurück zu den Sträußchen, die der einzelne pflückt und überreicht,“ ruft der Verfasser jenes warnenden Artikels aus; „man kehre zurück zum Einfachen und Zweckmäßigen. Nur die Gabe ist auch dem Herzen wertvoll, die eigenstem Antrieb entspringt, und nur sie wird sich in eine angemessene Form kleiden; nur sie wird innig und sinnig sein.“

Dieser seiner Predigt hat Hugo Schuchardt jetzt das Beispiel folgen lassen in einer Einzelfestschrift, die er seinem Freunde und Fachgenossen, dem Wiener romanischen Sprachforscher Adolf Mussafia, zum 70. Geburtstage — allerdings erst etwas post festum — dargebracht hat.[2]) In der Tat, das ist ein feiner und durchaus persönliches Gepräge tragender Festgruß für den hochverdienten Wiener Gelehrten, eine nicht nur durch ihren Inhalt höchst bedeutsame, sondern auch in ihrer äußeren Ausstattung wahrhaft prächtige Gabe, die den Ueberbringer wie den Empfänger in gleicher Weise ehrt. Auf schwerem Büttenpapier größten Formates, in kräftiger, klarer Antiquaschrift gedruckt, mit einer feinen Originalradierung als Kopfschmuck — die italienische Philologie, in der Gestalt Dantes verkörpert, erscheint dem jungen, der medizinischen Studien beflissenen Mussafia — und einer künstlerischen Schlußvignette liegt hier ein Brief des Grazer Gelehrten an seinen „verehrten Freund“, den Wiener Jubilar, vor uns. Schon die freundschaftliche Anrede und noch mehr der anmutige, plaudernde Ton, in dem der Briefschreiber sogleich die ihn seit mehr als 40 Jahren mit dem Empfänger verknüpfenden persönlichen und wissenschaftlichen Beziehungen berührt, führen den Leser in der freiesten Weise und ohne jeden pedantischen Zwang in den gelehrten Inhalt des festlichen Schreibens ein. Es ist der Zauber der unmittelbaren, persönlichen Mitteilung, der über dem Ganzen liegt und uns bis zum Schlusse, wo der Schreiber nach dem Abspinnen des wissenschaftlichen Fadens wieder in der ungezwungensten Weise auf den Empfänger und sein reiches, fruchtbares Schaffen zurückkommt, im Banne hält. So vereinigt sich der wertvolle Inhalt einer wissenschaftlichen Abhandlung mit dem persönlichen Zuge eines Glückwunschschreibens zu einem schönen und liebenswürdigen Ganzen, und das Ideal einer Festschrift, die den Empfänger wirklich angeht und nicht nur den Charakter eines zufälligen Beitrags zu einer Festsammelschrift an sich trägt, ist hier uns vor die Augen gestellt.

Aber nicht nur der Hauch eines feinen und geistreichen wissenschaftlichen Verkehrs, wie er etwa zwischen den großen Humanisten der Renaissance sich abspielte, gibt dieser Festschrift in dem Massenbetrieb, der sich in unserer Zeit selbst auf solchem Gebiete geltend macht, eine besondere Stellung. Auch der philologische Inhalt verdient wegen der Eigenart der Methode, mit der Hugo Schuchardt an die Lösung glottologischer Fragen herantritt, von weiteren, als nur sprachwissenschaftlichen Kreisen beachtet und berücksichtigt zu werden.

Von einigen etymologischen Anmerkungen in Mussafias grundlegender Schrift über die norditalienischen Mundarten im 15. Jahrhundert ausgehend, führt der Grazer Sprachforscher an mehreren für das Kulturleben der Völker besonders wichtigen Beispielen seinen Grundgedanken einer geschichtlichen Synonymik durch, indem er nicht

[1]) S. Nr. 159 der Beilage d. J. 1903.

[2]) Hugo Schuchardt an Adolf Mussafia. Graz. Im Frühjahr 1905. Groß-Folio. 41 S. (Druck der k. k. Universitätsbuchdruckerei „Styria“. Verlag von Leuschner u. Lubenskys Universitätsbuchhandlung, Graz.)

von der Form des Wortes, sondern vom Begriff des benannten Dinges ausgeht und den Bedeutungswandel der Bezeichnung aus der Veränderung des bezeichneten Gegenstandes zu erkennen sucht. Die romanische Sprachwissenschaft hat bisher das Hauptgewicht auf die Form des Wortes gelegt. Aber Schuchardt weist ganz richtig und logisch darauf hin, daß „die Frage: was bedeutet dieses Wort? nicht ursprünglicher und nicht berechtigter ist als die: wie heißt dieses Ding?“ Beim Wechsel der Bezeichnungen können wir uns öfter und sicherer die Ursachen vorstellen als beim Lautwandel. Sie sind hier nur subjektiv, dort auch objektiv. „Wenn wir“, so führt er weiter aus, „das Verhältnis der Sprache überhaupt zu den von Menschenhand geschaffenen Dingen untersuchen, so zeigt sie sich erstaunlich arm und hilflos. Jede Beschreibung eines Dinges, möchte sie auch so genau sein, wie sie kaum je abgefaßt und noch weniger gelesen wird, ist der Rahmen für eine Menge recht verschiedener wirklicher Dinge. Ein kleiner Rundgang durch unser Zimmer belehrt uns zur Genüge daß wir vermittelst der Worte grade nur die allerroheste Vorstellung von dem was es füllt und schmückt, bei den andern zu erwecken vermögen. Allerdings hat ja jeder Handwerker für die Einzelheiten dessen was, und dessen womit er es hervorbringt, sein eigenes Wörterbuch; aber was würde ihm das helfen wenn nicht beständig die Anschauung hinzuträte? Und alle die einzelnen Gewerbemundarten könnten im Individuum gar nicht zu einer einheitlichen Sprache verschmelzen, da die gleichen Wörter sich mit den verschiedensten Bedeutungen wiederholen, also nicht ohne weiteres zu gebrauchen und zu verstehen sind. Fassen wir nun wiederum die örtlichen Mundarten einer Sprache ins Auge, so ergibt sich daß auf diese Art der ethnischen Verschiedenheit jene andere größtenteils nicht zurückstrahlt welche in der Gestaltung der menschlichen Erzeugnisse hervortritt. Soweit deren Bezeichnungen voneinander abweichen, pflegen die erwähnten subjektiven Ursachen zu Grunde zu liegen. Immerhin gibt es noch Fälle genug in denen ein mundartlicher Ausdruck der örtlichen Abart eines Gegenstandes entspricht, und diese verdienen natürlich das besondere Interesse des Sprachforschers. Es stellt sich für ihn die Berechtigung, ja die Verpflichtung ein dem Worte das Bild hinzuzufügen, illustrierte Etymologien zu liefern; auch bei noch unaufgeklärten Wörtern empfiehlt sich ein solches Verfahren, da ja die Aufklärung eben auf diesem Wege erfolgen kann. . . . Daß der Sprachforscher im allgemeinen nicht vom Sachlichen ausgeht, das ist in dessen Unübersehbarkeit begründet; aber wohl kann ihm sehr oft ein Vorwurf daraus gemacht werden daß er gar nicht zum Sachlichen vordringt, daß er bei den Wörtern seiner Muttersprache auch dann stehen bleibt wenn er über deren Sinn mehr oder weniger im dunkeln ist. . . . Man prüft die Verdolmetschungen der Wörterbücher nicht, man bemerkt nicht, wie oft sie entweder das Entstehen eines Mißverständnisses begünstigen oder schon selbst einem Mißverständnis entstammen. Auch unsere besten zweisprachigen Wörterbücher enthalten eine Menge unzureichender und unrichtiger Angaben, die sich aus der Unkenntnis der Dinge erklären. Die Sprachforscher sollten sich mehr in Bilderwörterbüchern wie dem „Karousse“ umschauen; aber es herrscht bei ihnen zum Teil eine beinahe grundsätzliche Abneigung gegen das Bild, als ob es einen Gegensatz zum Wort, nicht dessen Ergänzung darstellte. Das kommt vor allem im Etymologisieren zum Ausdruck, und es ist dieses noch jetzt wesentlich das was es von je gewesen ist und als was es sich eben bei Laien einer gewissen Beliebtheit erfreut — eine Ratekunst: man fahndet nach dem „Etymon“ mit Hilfe der „Lautgesetze“, wie man beim Blindekuhspiel eine Person an einem von ihr hervorgebrachten Laut zu erkennen sucht. Hat man die Person, hat man das Etymon, dann scheint alles andere gleichgültig: grade aber dieses andere ist in Wahrheit das Wertvolle. . . . Alle Genealogie muß sich in Kulturgeschichte umsetzen. Selbst die allereinfachste Wortgeschichte ist inhaltsreich, reich nämlich an Belehrung und Anregung.“

In ebenso eleganter wie den Dingen auf den Grund gehender Ausführung behandelt nun Schuchardt in seinem Briefe (wie gesagt: im Anschluß an frühere Bemerkungen Mussafias über mundartliche Synonyme) zunächst die romanischen Ausdrücke für Feuerbock und sodann die für Haspel und Garnwinde, die letzteren besonders in einer geradezu glänzenden Abhandlung. Allen einzelnen, meistens mundartlichen Bezeichnungen für die beiden Gegenstände legt er Abbildungen dieser Gegenstände aus den verschiedensten Zeiten und Gegenden zugrunde — zum Teil ist es ihm gelungen, die Gegenstände selbst zu sammeln — und weist mit erstaunlicher Sicherheit nach, wie die örtlichen Veränderungen in der Grundform der Haspel auch eine Veränderung ihrer Bezeichnung bedingten, und wie sich der Uebergang in die Garnwinde und in die dieser neuen Form entsprechenden Namen vollzieht. Ueberraschend ist es, an der Hand der vielen eingestreuten Abbildungen — auch die Darstellungen der Gegenstände auf zeitgenössischen Bildern sind zu Hilfe genommen — die Wandlungen der Bezeichnungsformen gleichsam körperlich zu beobachten. Bild und Laut ergänzen sich förmlich; eine unmittelbare Verbindung der Sprach- und Kulturgeschichte ist vor unsern Augen hergestellt; die Sprache in all ihrer, ohne diese Hilfsmittel uns vielfach dunkel bleibenden Veränderlichkeit und Launenhaftigkeit entpuppt sich als gehorsames Werkzeug des stetigen Fortschreitens des menschlichen Gedankens auf dem Gebiete der Technik und der Künste.

Nach Erschöpfung dieser in gleicher Weise kulturgeschichtlich wie sprachgeschichtlich interessanten Frage wendet sich Schuchardt einer Betrachtung zu, zu der er den Ausgangspunkt nicht in der obengenannten Schrift Mussafias gefunden hat, zu der er vielmehr, wie er scherzend bemerkt, auf seinem eigenen Steckenpferde gelangt ist. Es handelt sich um eine bestimmte lateinische und italienische Bezeichnung für ein besonderes Fischnetz, ein Setzhamen (**negassa**), deren Form und Bedeutung der Sprachforscher mit großem Scharfsinn erörtert. Obwohl in diesem Teil seines Briefes die Wortform mehr im Vordergrund steht als die kulturgeschichtliche Betrachtung des Gegenstandes, ist die Methode, die bei der Feststellung der eigentlichen Bedeutung jenes Ausdrucks angewendet wird, doch auch im Grunde die komparative in dem oben angeführten Sinne.[3]) Der ganze wissenschaftliche Gratulationsbrief an Mussafia ist überhaupt ein glänzendes Beispiel für die Durchführbarkeit dieser Methode, sprachgeschichtliche Probleme mit Zuhilfenahme kulturgeschichtlicher Vorgänge und Tatsachen zu lösen; und hierin liegt die große und wohl auch wegzeigende und bleibende wissenschaftliche Bedeutung der Schrift.

Nur wer die Schwierigkeiten kennt, die dem Lexikographen bei Abfassung eines zweisprachigen Wörterbuchs aus der „Unbildlichkeit“ vieler Bezeichnungen erwachsen, wird die Bedeutung einer solchen Methode zu würdigen wissen. So oft sich bei Bezeichnung konkreter Dinge mit der Wortform nicht ein auf bestimmter Anschauung beruhender Begriff verbindet — und das ist durchaus nicht etwa nur selten der Fall —, ist eine genaue Uebertragung aus einer Sprache in die andere im Grunde nicht möglich; eine Inkongruenz der beiden Bezeichnungen, die denselben Gegenstand betreffen sollen, wird in keinem Falle mit Sicherheit zu vermeiden sein, wenn nicht ein Abbild uns die Gewißheit gibt, daß beide Bezeichnungen identisch sind, oder wenn nicht aus dem Gang der kulturgeschichtlichen Entwicklung diese Identität hervorgeht. Aber auch innerhalb des Bereiches derselben Sprache können wir zur Feststellung des wahren Wertes einer Bezeichnung häufig der unmittelbaren Anschauung des bezeichneten Gegenstandes oder der kulturgeschichtlichen Unterlage für die Genealogie der Wortform nicht entbehren. Das Verständnis des Bezeichnungswandels muß auf der Erkenntnis des Begriffswandels ruhen, wenn uns die Sprache überhaupt klar werden soll. Im Grunde ist ja der Anschauungsunterricht

[3]) Man vergleiche hierzu auch die gedankenreiche Abhandlung „Zur internationalen Fischerei-Ausstellung in Wien“, die H. Schuchardt in dieser Beilage (Nr. 5 u. 6 d. J. 1903) veröffentlichte und in der dieselbe Betrachtungsweise zur Geltung kommt.

Digitized by Google

in den ersten Klassen der Volksschule nichts anderes als eine Anwendung der kulturgeschichtlichen Methode auf die ersten systematischen sprachlichen Studien der Jugend. Je weiter herauf dieser Anschauungsunterricht in unserer sprachlichen Ausbildung fortgeführt wird, desto schärfer wird unser Sprachgefühl, desto plastischer und zutreffender unsere Ausdrucksweise werden. Das sollte man bei den Sprachstudien unserer heranwachsenden Jugend auch in den Mittelschulen fest im Auge behalten. Aus dem glänzend durchgeführten Beispiele der Anwendung der kulturhistorischen Betrachtungsweise auf sprachwissenschaftliche Probleme, das uns ein so hervorragender Sprachforscher wie Hugo Schuchardt in seiner Festschrift darbietet, sollten wir überhaupt lernen, daß die Sprache nicht nur ein Spiel von Wortformen und lautlichen Wandlungen ist, sondern daß die Bildung wie die Wandlungen und Wanderungen der Wörter auf kulturgeschichtlichen Vorgängen beruhen, die wir mit und neben den Sprachgesetzen erkennen lernen müssen. Nur durch das Niedersteigen auf den gemeinsamen Grund der Dinge und ihrer Bezeichnungen erhalten wir unserer Sprache die Fülle der Wirklichkeit und verscheuchen zugleich die Gefahr des „papiernen Stils“, der unsere Zeit immer mehr und mehr verfällt, durch die Kraft und Würze der bodenständigen Anschaulichkeit.

O. B.

Aussprache über Schillers „Ideal und Leben“.

Von **Walter Bormann.**

Wie es doch kommt, daß gerade Schiller, dieser ganz und gar subjektivische und philosophische Geist, dessen Denken über das gemeine Dahinleben der Welt so weit hinausreicht, der Lieblingsdichter seines Volkes ward. Eben diese machtvolle Subjektivität vollbringt es, daß er seine frohe Botschaft von der Geistesheimat des Menschen, die im Grunde seiner großen Seele lebte, in so lebensvoll warmen Verkündigungen und Gestaltungen in die schlichtesten Herzen einsenkte.

„Zittert nicht, die Heimat zu verlieren;
Alle Pfade, die ins Leben führen,
Alle führen zum gewissen Grab.“

Diese Weltüberlegenheit des großen Dichters ist darin gegründet, daß, was er dort gibt, eben jenes ist, was er hier zu nehmen scheint: die Heimat! Darum tönen seine Worte vertraut und lieb dem mit Bedürfnissen und Hemmnissen, Begierden und Entbehrungen sich abmühenden Menschen; rührende Heimatsklänge gleichwie aus dunkler Vergangenheit sind es ihm, köstlichste Verheißungen der ihm wiedergeschenkten Heimat. Die oben angeführten Verse gehören den später weggelassenen Strophen von „Ideal und Leben“ an, jenem großen dithyrambischen Lehrgedichte, das den besonderen Schillerschen Geisteszug, der einheitlich seine Dichtung erfüllt, in unmittelbarstem Gepräge darweist. Es ist ein Gedicht, das aufgenommen sein will in unser kreisendes Blut und Leben, das uns speisen will mit Trost und Kraft, dem Bewußtsein unserer wahrhaftigen, höheren Wesenheit, eine frohe, befreiende Botschaft im berückenden Schein, im Drange und Zwange der Leidenschaft, inmitten alles Unvollkommenen und Flüchtigen. Nur bedarf es vieler Aufmerksamkeit, um den vom Dichter beabsichtigten Sinn nicht zu verfehlen. Es gibt warme Verehrer Schillers, welche diesem Gedichte aus dem Wege gehen, weil sein philosophischer Inhalt sie befremdet. Der gewaltige Schwung darin übt wohl seinen Zauber, doch geschieht es, wie oft bei Dichtungen Schillers, daß gerade dieser Schwung über den freilich nicht auf der Oberfläche liegenden Gehalt zu rasch hinwegfliegen läßt. Erst wenn man mit offenem und scharfem Auge und mit einiger Muße zum Sinne den Weg fand, erhält der Schwung dieser Strophen freie Bahn und steigt wirklich himmelan.

Ich bitte nun den Leser, das Gedicht aufzuschlagen und dessen fünfzehn Strophen mit dem Bleistift zu beziffern, damit ich bei den folgenden Erläuterungen ohne Mühe mich auf die verschiedenen Teile beziehen könne. Das nahe Verhältnis dieses 1795 entstandenen Dithyrambos zu Schillers ästhetischen Schriften, zumal den nicht lange vorausgegangenen „Aesthetischen Briefen“ liegt zutage und ist immer beachtet worden. Es war die erste größere poetische Tat, mit welcher Schiller in Jena nach sechs Jahren zu seinem Dichterberufe zurückkehrte. Kuno Fischer äußert trotz aller Bewunderung der poetischen Sprachgewalt: „Freilich mußte der abstrakte und schwierige Inhalt an manchen Stellen der poetischen Durchsichtigkeit und damit der künstlerischen Form Eintrag tun.“ Hat man sich den richtigen Ueberblick über das Ganze angeeignet, ist das sicherlich nicht mehr zutreffend, doch fehlt es bei Fischer nicht an manchen Versehen in der Erklärung, die das Verständnis des Ganzen verwirren. Noch mehr hat Otto Harnack Schillers „größtes und tiefstes Gedicht“, wie er es nennt, mißdeutet, indem er darin „ein Schwanken zwischen einem rein geistigen und einem harmonischen geistig-sinnlichen Ideal“ zu finden glaubt. Er behauptet, daß Einleitung und Schluß des Gedichtes ein vollkommenes Ideal in der „Vermählung des Sinnenglückes mit dem Seelenfrieden“ vorführe, während die übrigen Strophen ein in der Sinnenabkehr errungenes rein geistiges Ideal darstellen sollen. Schon die Berücksichtigung Kuno Fischers und seiner Vorgänger hätte ihn darüber eines Besseren belehren müssen.

Allerdings ist ein Gegensatz zwischen Anfang und Ende einerseits und den übrigen Teilen anderseits da und soll vorhanden sein; denn darauf beruht der Sinn des Ganzen. Bevor wir ihn darlegen, haben wir zuerst eine Beobachtung zu verwerten, die sich dem achtsamen Leser unverzüglich aufdrängt. Die Strophen VI—XIII nämlich stehen immer zu je zweien in lauter Gegensätzen. Die erste Strophe in jedem dieser Strophenpaare beginnt stets mit „Wenn“ (also Strophe VI, VIII, X, XII) und die zweite als Antistrophe gibt jedesmal die Antwort mit dem Anfange „Aber“ (also Strophe VII, IX, XI, XIII). Außerdem sieht man bald, daß die vier vorderen unter diesen acht Strophen Kampf und Mühsale des Lebens in verschiedener Weise schildern, die vier folgenden indes — um Ausdrücke der fünften Strophe zu wählen — „die Erquickung des Erschöpften“ durch das Ideal, welches uns „von der Schönheit Hügel freudig das erflogene Ziel“ erblicken läßt. Von einem erflogenen Ziele ist die Rede im Unterschiede von der Mühseligkeit des Erdenringens, von einem Ziele, zu dem wir uns über die staubigen Niederungen des Bodens jeweilig emporheben zum „Hügel der Schönheit“. Keineswegs ist ja ein dauernder voller Besitz dieses Zieles gemeint und auch bei solchem vorübergehenden Ausruhen im Ideale mittels des Auffluges zur Schönheit sollen wir uns bewußt bleiben, daß schon im nächsten Augenblicke das Leben uns wieder in sein Gewoge hereinziehen kann, in dem den Gliedern niemals „Entstrickung vom Kampfe“ vergönnt ist.

Demnach ist einzusehen, daß Strophe V als Vorwort zu den acht folgenden deren Sinn im allgemeinen angibt. Sie besagt, daß die Uebereinstimmung zwischen Denken und Empfinden, wie das Schiller in seinen Prosaschriften nicht müde wird zu versichern, ein Ideal ist, das im menschlichen Leben keinen dauernden Platz hat, da in ihm Seelenfrieden und Sinnenglück getrennt bleiben im Unterschiede von der Harmonie des seligen Daseins der Olympier. Denen blüht ein Sinnenglück, das sich aus einer ganz anderen, vollkommen reinen Art der Wahrnehmung erschließt, wie sie in der Stofflichkeit unseres irdischen Lebens nicht gedeiht (Strophe I). Um uns vom Joche der irdischen Sinnlichkeit zu befreien, sollen wir statt des groben Genusses den ästhetischen Schein, die geistige Bedeutung der Dinge aufnehmen in unser Gemüt. Das ist der Weg, um uns selbst wiederzugewinnen. (Strophe II.) „In des Lichtes Fluren erst, ewig jung und frei von allen Erdenmalen“, wird unser wahres Sein, „göttlich unter Göttern“ dahinwandeln, „schweigend“, weil da eine andere Verständigung

Digitized by Google

gilt, als die des leiblichen Mundes, durch lichtgeöffnetes Schauen. Das ist das Götterbild der „Gestalt", der „Unsterblichen", für die keines Kampfes Wage mehr schwankt, der unentwendbar der Sieg gehört. Dies Götterlos ist unser ursprüngliches Teil und wird wieder unser sein, doch weit sind wir getrennt von ihm als Staubgeborene, die in diese Heimat, „des Ideales Reich", bloß flüchtig und halb hineingelangen durch jenen Aufschwung zur Schönheit, die ja, auch wenn sie den Grund unserer Seele füllt, sofort wieder uns zerstört wird durch den Streit des Lebens. (Strophe III—IV.) Bei Schilderung der Götterglückseligkeit führt der Dichter in Versen weiter aus, was schon in den „Aesthetischen Briefen" öfter gesagt ward. (S. Brief XV und XXVII.) Im Brief XV heißt es, daß die Griechen in den Olympus versetzten, was „auf der Erde sollte ausgeführt werden", was als „Idee der Menschheit aber ein Unendliches ist, dem der Mensch sich im Laufe der Zeit immer mehr nähern kann, ohne es jemals zu erreichen". (Brief XIV.)

Verwirrt hat einigermaßen den Sinn dieser Strophen der Dichter selbst durch ein ganz geringes Versehen. In Strophe IV nämlich hat das Wörtchen „Hier" zweimal die Beziehung auf „des Ideals Reich", worauf dann im Anfange der Strophe V das „Hier" plötzlich auf die Erdenwelt geht. Sobald man das zweimalige „Hier" in Strophe IV durch ein „Da" ersetzt, wird der Sinn klar.

Kuno Fischer hat nun dadurch den Zusammenhang des Gedichtes gestört, daß er die oben von uns dargetane allgemeine Bedeutung von Strophe V als Vorwegnahme der besonderen Ausführungen über die Gegensätze von Leben und Ideal in den vier folgenden Strophenpaaren verkannte und die Strophe V mit Strophe VI und VII zusammen als Hindeutung auf die „energische" und „schmelzende" Schönheit nach dem Muster der „Aesthetischen Briefe" nahm. Das aber ist unmöglich, weil wir Strophe V als allgemeinen Eingang zu allem folgenden gar nicht entbehren können. Unstatthaft ist das ferner deshalb, weil im besonderen in Strophe V von „energischer Schönheit" nichts steht und sie nur von der Schönheit überhaupt redet. Was aber von der Energie des Erdenringens darin enthalten, ist in kurzer Fassung das nämliche, was ausführlich in den folgenden Strophen, besonders Strophe VI, wiederkehrt. Die antithetische Ordnung der vier folgenden Strophenpaare kommt vollständig aus ihrem Gefüge, wenn man die beiden ersten Paare davon als Schilderung „schmelzender Schönheit" einer vermeintlichen Schilderung der „energischen Schönheit" in der vereinzelten Strophe V gegenüberstellt.

Wenn wir nunmehr die Gedanken der einzelnen vier Strophenpaare unterscheiden, so schildert Strophe VI das mühevolle Erdentrachten des Lebens, in dem jeder starke Charakter sich genug tun muß, und dagegen Strophe VII das Schöne, sei es das Naturschöne, sei es als unmittelbares Erlebnis das menschlich Schöne, wie es versöhnend jene Anstrengungen und alle damit einhergehenden Feindschaften dem idealen Fühlen in Anmut und Eintracht auflöst. Daß diese Strophe Schillers „schmelzende" Schönheit zum Ausdruck bringt, welche das rauh-„Barbarische" der Selbstsucht und des Hasses im Menschen besiegt, ist von Fischer richtig erkannt worden.

Strophe VIII und IX behandeln dann das Kunstschöne, die erste die Aufwendung des vor der Errungenschaft künstlerischer Schönheit aufgebotenen strengen Fleißes, die zweite das erreichte Schönheitsziel, das „in des Sieges hoher Sicherheit" dasteht, „wie aus dem Nichts entsprungen". So stellt mithin Strophe VIII sogar in der Gewinnung des Ideals der Schönheit die dafür benötigte harte Mühe des Lebens dar. Strophe IX das Ideal selbst, das „jeden Zeugen menschlicher Bedürftigkeit ausgestoßen hat". Im Idealschönen der Kunst sollen nach Schillers Erläuterung die im Leben stets geteilte energische und schmelzende Schönheit ungeteilt aufgehen. So wie das Götterdasein im Olymp zeigt uns auch die Kunst wohl den Sieg, aber nicht den schwankenden Kampf.

Das Strophenpaar X und XI wurde von Fichte auf Kampf und Sieg des Moralischen bezogen, was Fischer ablehnte, der auch hier wieder die rein ästhetische Bedeutung sucht. Gleichwohl ist es im mindesten nicht fraglich, daß Fichte recht hat, obschon der ästhetische Sinn auch hier gewiß im Vordergrunde steht. Alle Ausdrücke hier gehen offenbar auf den Streit und Sieg des Menschen gegenüber den ihn herabziehenden Versuchungen seiner Sinnlichkeit. Die Erhabenheit des Menschengemütes über der ganzen Umwelt, diese für den heroischen Geist Schillers so kennzeichnende, überall wiederkehrende Anschauungsweise, durfte natürlich in der poetischen Vergleichung des Lebens mit dem Ideale nicht fehlen. Damit aber wird zugleich in das Gedicht das hinein gewoben, was Fischer vorher an der falschen Stelle suchte: die energische Schönheit. Nach der Schönheit der Kunst folgt hier die Schönheit, wie sie auch im Leben möglich ist, die Schönheit edler Handlungen, mit welcher Fichtes Auffassung übereinstimmt; denn dieses Schöne ist das moralisch Schöne. Bei diesem vollkommen geistig Schönen, bei welchem der Mensch „die Gottheit in seinen Willen aufnimmt", versetzt er sich in der Tat jeweils in die ihm eignende Götterheimat wieder hinein.

Die Schönheit des Handelns darf nimmermehr ihn nach den Rücksichten bestimmen, die für den Eindruck auf andere bemessen sind, da hiermit sofort Verdienst und Adel seines Tuns aufgehoben wäre, sondern die Schönheit, die hier gelten kann, ist einzig die, welche vom eigenen Bewußtsein innen erblickt wird und es mit jener Götterseligkeit durchdringt. So ist Schönheit als „das höchste Gut", wie es die Transzendentalphilosophie und auch Kant lehrt, freilich der Endpunkt alles Strebens mit der von ihr unzertrennlichen Spende der Freude, die nach Schiller als „Feder die Räder der großen Weltenuhr treibt", die nach einem anderen Vergleiche „im Chor der Engel steht" und uns zu gutem Tun begeistert, weil „es schön ist, Göttern gleich zu sein". Diese Schönheit, welche für uns als reine Geister gilt, ist dennoch eine andere Schönheitsstufe als die für den Menschen innerhalb seines Sinnenreiches geltende Schönheit, welche, um abermals die Bezeichnungen der „Aesthetischen Briefe" zu gebrauchen, den Spieltrieb für die Aussöhnung des Formtriebs mit dem Sinnentriebe in Bewegung setzt. Das hierdurch hervorgerufene Idealschöne trägt zwar alle Bedingungen in sich, um uns auch für das sittlich Gute zu erziehen, und es soll nach Schillers Mahnung (in jenen Briefen) auf jegliche Weise hierfür seine Mächte entfalten.

Schillers Künstlerseele entzückte die Harmonie zwischen Geistigkeit und Sinnlichkeit, welche in den schönen Künsten den Menschen als Geist mit dem Menschen als Sinnenwesen in Einklang bringt und, da sie den Stoff für ihn dabei seiner rohen Schwere entbindet, ihn an eine gleichmäßige, geistige und sittliche Beherrschung schon seiner irdischen Existenz gewöhnen kann. Trotzdem ist die Gefahr, welche bei einseitiger Verehrung der sinnlichen Schönheit dem moralischen Menschen droht, Schiller niemals entgangen und er hielt es für nötig, in Aufsätzen, welche er seinen „Aesthetischen Briefen" folgen ließ, sich ausdrücklich vor Mißdeutungen zu schützen.

Er täuschte sich nicht darüber, wie leichtlich unsere sittliche Vernunft, wenn sie unter der Obherrschaft einer ästhetischen Regierung ihre Selbständigkeit opferte, sich selbst verlieren würde; denn „der Geschmack befreit das Gemüt bloß insofern von dem Joche des Instinktes, als er es in seinen Fesseln führt, und indem er den ersten und offenbaren Feind der sittlichen Freiheit entwaffnet, bleibt er selbst nicht selten als der zweite noch übrig, der unter der Hülle des Freundes nur desto gefährlicher sein muß". Er weiß, daß „der sinnliche und der sittliche Trieb nur im Ideale und nie in der Wirklichkeit vollkommen einig sein können". „Das Gute gefällt," sagt er ferner, „durch die bloße vernunftgemäße Form, das Schöne durch vernunftähnliche Form", insofern dieses seine Wirkungen nur durch den „aufrichtigen Schein" des Aesthetischen übt. Wie sehr die Gewöhnung an das sinnlich Schöne, die vom geistigen Gehalte mehr und mehr ablenkt, den Geist verflachen kann, wenn er nicht unter Bewahrung seiner kostbarsten Vernunftgesetze den Inhalt für die „vernunftähnliche Form" des

Digitized by Google

Schönen zuerst darreicht, das war Schiller nicht im mindesten dunkel.

Von eitlen Schöngeistern, welche den Geist der Schönheit doch so wenig fassen, daß sie ihn als das bequeme Mittel ansehen, um über die Tiefen und Untiefen des Lebens sich hinüberzutäuschen, wird er trotz alledem immer noch oft mißverstanden und sein Epigramm „Die moralische Kraft" dahin mißdeutet, daß darin der „Mensch" über den „Geist" gestellt werden soll. Dies aber ist die Umkehrung dessen, was Schiller sagt, denn er will demjenigen, welcher die wundervolle echt menschliche Gabe des schönen Empfindens entbehrt, den Trost geben, daß er, so viel ihm dadurch mangle, ja doch das Höchste besitze, worin wir alle als Geister unsere Wesenheit behaupten, nämlich die Macht des vernünftigen Wollens, die in ihrer Reinheit und Erhabenheit im Handeln nach der Denkart des großen Dichters ja auch Schönheit bedeutet, sogar die allertiefste, die ewige Schönheit, die nicht bloß nach der Urheimat uns lockt, sondern selbst aus dieser Heimat stammt. Das also ist es, was Schiller in Strophe X und XI uns ans Herz legt, indem er die uns allerwärts umlauernden Gefahren der Schuld, die auch „dem Heiligen naht", unsere Scheidung vom Ideale durch „den grauenvollen Schlund" ohne Grund, ohne Schiff und ohne Brücke anerkennt, aber unsere Willensmacht beschwört, den Gott in uns zum Siege zu rufen und „aus der Sinne Schranken in die Freiheit der Gedanken flüchtend" jenen Abgrund doch im Glücke seliger Augenblicke zu füllen. „Der mächtigste von allen Göttern" ist ihm auch für diesen Selbstsieg der „Augenblick". („Die Gunst des Augenblicks.") „Nicht allmählich, sondern plötzlich und durch eine Erschütterung reißt es den selbständigen Geist aus dem Netze los." („Ueber das Erhabene.") Vor der Welt bedeutet dieser allerhöchste Sieg nichts, den, während wir „überall straucheln", „ein kindlich Gemüt" abseits vom spähenden „Verstande der Verständigen" still „in Einfalt" sich abgewinnt. („Worte des Glaubens.")

Die Erhabenheit dieser Selbstüberwindung, welcher Schiller in allen seinen Dichtungen den Kranz flicht, veranschaulicht er am eindringlichsten an seinem Mädchen von Orleans, das, nachdem in unbewachter Stunde auch ihrem „heiligen" Sinne „die Schuld sich nahte", den Augenblick desto herrlicheren Sieges in sich selber findet, indem sie sich loswindet von jener ihre Sendung entweihenden Liebesleidenschaft für den Feind ihres Volkes und mit dem „Gott, den sie in ihren Willen aufgenommen", dann auch die Kraft erwirbt, ihre zentnerschweren Fesseln zu zerbrechen.

In der Abhandlung „über das Erhabene" heißt es: „Das Erhabene verschafft uns einen Ausgang aus der sinnlichen Welt, worin uns das Schöne gern immer gefangen halten möchte." Dann: „Solange der Mensch bloß Sklave der physischen Notwendigkeit war, aus dem engen Kreise der Bedürfnisse noch keinen Ausgang gefunden hatte und die hohe dämonische Freiheit in seiner Brust noch nicht ahnte, so konnte ihn die unfaßbare Natur nur an die Schranken seiner Vorstellungskraft und die verderbende Natur an seine physische Ohnmacht erinnern." Der „Sklavensinn", der einzig unter der physischen Notwendigkeit steht, ist jedenfalls derselbe, der, wie es in Strophe XI heißt, „das Gesetz verschmäht". Dieser fühlt sich durch das Moralgesetz genötigt. Die Nötigung des Moralgesetzes aber geht nur aus der Abhängigkeit von unserer Sinnlichkeit hervor, weil sein Zwang, wie Kant richtig darlegt, für die nicht sinnlich abhängigen reinen Vernunftwesen nicht mehr bestehen kann, so daß nicht „des Gesetzes strenge Fessel mehr bindet" und nur das Gesetz selbst noch ohne Widerstand und ohne Beugung unter die außer uns herrschende Gottesmajestät im eigenen freien Sinne übrig bleibt.

So kann, wie wir noch einmal zu wiederholen haben, diesen Strophen ganz unmöglich eine andere Bedeutung zugeteilt werden als die klar und kenntlich in jeder Wendung ausgedrückte und mit den sonstigen Hauptsätzen Schillers hier von Grund aus übereinstimmende Beziehung auf die Willenshoheit des Menschen. Schillers philosophischer Tiefblick achtete auch in der Schönheit nicht den blinkenden Schimmer; was ihn an ihr entzückte, war das „Vernunftähnliche", das Ideelle. Auch in den „Aesthetischen Briefen" lesen wir: „In dem Menschen selbst kann es keine andere Macht als den Willen geben." (Brief 20.) Allerdings hat nach Schillers großer Auffassung die erhabene Handlung eben einen vollen Wert des Schönen. Ueberhaupt ist jener Widerspruch, welchen Schiller bei sonstiger Zustimmung zu Kants „Kritik der praktischen Vernunft" gegen dessen kategorischen Imperativ erhob und der von so vielen Späteren erneuert wurde, sobald man auf den Grund geht, unhaltbar. Kant übersah, daß, da das Sittengesetz nach ihm a u t o n o m ist, bei seiner Befolgung des gegen die Sinnennatur aufgerufenen „Du sollst, du mußt" zuletzt Harmonie der Seele mit ihrem allertiefsten Selbst, also Schönheit ist, wie Schiller sie darin erkannte. Schiller aber vergaß bei seiner Polemik gegen Kant (vgl. namentlich Briefwechsel mit Goethe, Nr. 87. 558, 636, „Ueber Anmut und Würde", das Xenion „Gewissensskrupel"), daß bei einem autonomen Gesetze von äußerem Zwange keine Rede sein kann. Die „s c h ö n e S e e l e", wie er sie in Uebereinstimmung des ganzen, auch des sinnlichen, Menschen mit dem „reinen Dämon in ihm" (vgl. „Ueber das Erhabene") als Ideal hinstellt, ist nichts anderes als die Harmonie mit dem selbstgegebenen Sittengesetze, dessen Gebot der Mensch wohl vernimmt, dessen Fesseldruck er aber nicht mehr spürt (vgl. Strophe XI). Es wäre an der Zeit, diese einfache Sachlage einzusehen und jenen vermeintlichen Zwiespalt zu streichen (vgl. übrigens noch Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt, Ausgabe von Leitzmann S. 86—87, von Fr. Muncker S. 88). Unser „reiner Dämon" ist nicht vollmächtig, solange er bei der Berührung mit der Sinnenwelt sie nicht zwanglos bemeistert, und jeder Riß zwischen dem „Geist" und dem „Menschen" („Die moralische Kraft") verrät noch Ohnmacht. Die „schöne Seele" aber bekundet sich auch ohne ästhetische Erziehung, die für ihre Bildung bloß ein kostbares Mittel ist und, ohne gefällig in die Sinnenwelt herauszutreten, bereits durch die energische Schönheit ihrer verborgenen Herrschaft über die Sinnlichkeit.

Eben denselben Wert der energischen Schönheit bringen noch einmal Strophe XII und XIII zum Ausdruck, welche die Erhabenheit der geistigen Wesenheit des Menschen nicht gegenüber Sünde und Schuld, sondern gegen die Macht der Leiden darstellen. Laokoon wird nicht etwa in Hinsicht auf das berühmte Kunstwerk, er wird ganz allein als geläufiges Beispiel namenlosen physischen Leidens hier angeführt. Die Erhabenheit des Menschen in seiner Ohnmacht gegen die Furchtbarkeit der Natur ist es ja, was Schiller mit aller Nachdrücklichkeit stets wieder einprägt. Die Erhabenheit in jeglicher kränkenden Unbill, welche der Seele widerfährt, hat selbstverständlich für ihn ihre Bedeutung, doch kommt es ihm hier darauf an, unsere natürliche Wesenheit mit ihren sämtlichen irdischen Bedingungen und ihre Abhängigkeit als ausgesprochene Gegensätze unserer vollkommen geistigen Wesenheit und ihrer Unabhängigkeit zu kennzeichnen. Auch was uns seelisch auf das traurigste leiden läßt, ist ja immer gegründet in der Beschränktheit und im Scheinwesen der Sinnennatur und unserer Leiblichkeit, was Gewalttat und Unrecht sich zunutze macht. „Des Geistes tapfere Gegenwehr" ruft der Dichter in Waffen wider die ringsum uns bedrohenden und physisch oft zermalmenden Angriffe der Natur; er kündigt den Krieg an nach der Seite, die aller unserer Leiden Ursprung ist. Der von den Oberflächlichen oftmals als Idealist gescholtene Schiller war Realist genug, die Leute, welche innerhalb der Sinnenwelt „immer ungeduldig auf Existenz ihrer moralischen Ideale dringen", für „gute und schöne, aber schwache Seelen" zu halten, weil sie die Unverträglichkeit der unantastbaren Ideale mit der derben Körperlichkeit, die den Menschen beeinflußt, nicht begreifen und nicht die Kraft haben, ihr eigenes Inneres dagegen aufzurufen. „Kaum entdeckt der Mensch etwas Bleibendes in seinem eigenen Wesen, so fangen die wilden Naturmassen um ihn herum an, eine ganz andere Sprache zu seinem Herzen zu

Digitized by Google

reden und das relativ Große außer ihm ist der Spiegel, worin er das absolut Große in ihm selbst erblickt." „An das absolut Große in uns kann die Natur in ihrer ganzen Grenzenlosigkeit nicht reichen." „Der Mensch ist in ihrer Hand, aber des Menschen Wille ist in der seinigen." Wie so manche wunderbaren Maximen stehen noch in der Abhandlung „Ueber das Erhabene", der wir diese Sätze entnehmen. Diese energische Schönheit der Erhabenheit über physischem Leiden und Tod hat in Schillers Dichtung das größte Beispiel an der schottischen Königin, die ihren Weg zum Schafott als Befreiung aus Kerker und Banden, als Entsühnung von allem, was sie selber sündigte und was an ihr gesündigt wurde, empfindet.

Wohltätig, heilend nahet mir der Tod,
Der ernste Freund! Mit seinen schwarzen Flügeln
Bedeckt er meine Schmach — den Menschen adelt,
Den tiefstgesunkenen — das letzte Schicksal!

Die Heftigkeit des Leidens und unseres Mitleidens, welcher die „unsterbliche" Kraft unserer Geistigkeit „erliegt", ist abgetan, wenn, wie der liebliche Regenbogen auf der Donnerwolke, „der Ruhe heitres Blau durch den düstren Schleier der Wehmut schimmert".

Diese Ueberwindung von Leid und Tod bietet nun dem Dichter den Anknüpfungspunkt, überzugehen zu der dauernden Erlösung der unsterblichen Seele aus der Erdentiefe, in welche sie zum Leid und „zum traur'gen Sarkophage herunterstieg" (Strophe IV) und zur Wiedereinkehr in ihre Geistesheimat. Die Apotheose der heimkehrenden Seele wird verglichen mit der Apotheose des Herakles, der in niederem Knechtsdienste, „in ewigem Gefechte des Lebens schwere Bahn zog", doch in der Demut seiner Kämpfe und Siege seine Erhöhung vorbereitete im Olympus. „Des Erdenlebens schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt", „der Gott in uns entkleidet sich des Irdischen", „scheidet sich flammend vom Menschen" und wird des Ideals nicht mehr bloß als einer flüchtig das Erdendunkel erhellenden Leuchte, sondern „in des Lichtes Fluren" als seines eigensten und immerwährenden Besitzes habhaft. So knüpfen die Ausgangsstrophen an die Eingangsstrophen des Gedichtes an und den Zustand ewiger Götterseligkeit und ewigen Götterfriedens „in den heiteren Regionen, wo die reinen Formen wohnen", wo die echte unverschleierte Wahrnehmung und das wahre friedenvolle Glück zu Hause ist, das heißt: den Gott in sich gewinnt die Seele zurück. Wenn manche Erklärer recht hätten, würde mit den beiden Schlußstrophen wieder nichts anderes ausgedrückt sein, als die Erhebung des Menschen zum Ideale innerhalb seines Erdenlebens. Daß aber hier am Schlusse keineswegs dasselbe gesagt wird, was in den Strophen V—XIII umständlich vorgetragen ward, darüber unterrichtet jedes Wort und jede Rückbeziehung auf das Vorausgegangene, auf die vorher allenthalben betonte Herunterstoßung der „Unsterblichen" zum „trüben Sturm des Jammers" und „zum traur'gen Sarkophage" und die dort nur zugestandene jeweilige tröstende Erhebung zum Ideale: Weil O. Harnack diesen Gegensatz des Anfanges und Schlusses zum Uebrigen nicht einsah, fand er jenes Schwanken zwischen rein Geistigem und sinnlich Geistigem im Gedichte, von dem keine Rede sein kann. Das Ideal, welches der Geist des Menschen durch Vermittelung seiner Sinnlichkeit in Natur und Kunst sich aneignet, ist für Schiller, wie kostbar und beglückend es ihn bedünkt, nur ein Pfand unserer in der Erdenwelt tief entstellten Wesenheit, die „göttlich unter Göttern droben des Lichtes Fluren wandelt" und aus dem mühseligen Erdenstreite, dessen Joch sie stets fühlen muß, dahin zurückkehrt. Wenn „des Erdenlebens schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt", so ist damit die gänzliche Abtrennung von jedwedem Irdischen gemeint, und wenn der Dichter das mit solchen Ausdrücken nicht deutlich genug bezeichnet hätte, dann wüßte ich nicht, welche Worte er sonst dafür hätte wählen sollen. Es gibt ja genug Leute, die bei allem, was mit der Unsterblichkeitsidee sich berührt, gleich geschlossene Kirchenluft wittern, auch wenn es eine erhabene Geistesfreiheit predigt, die noch das Gemäuer von Tempeln weiter dehnt als die weite Welt. Und kann die von Schiller so viel verkündete und, was mehr, mit seiner gesamten Denkweise und Weltanschauung unlösbar verflochtene Unsterblichkeitsidee uns hier befremden? Beachte man doch auch, daß in den beiden Schlußstrophen die Befreiung der „Unsterblichen" (Strophe IV) durch die Scheidung des Gottes in und vom Menschen gefeiert wird, wogegen sonst an den Menschen innerhalb des Erdenwandels die Mahnung ergeht, durch Bezähmung seiner Sinnennatur bloß den „Göttern zu gleichen". Freilich aber ist es die ursprüngliche Gotteskraft, welche der den Olymp erringende Herakles zurückgewinnt, was Schiller in dem Distichon „Zeus zu Herakles" (ebenfalls 1795) noch besonders ausdrückte:

Nicht aus meinem Nektar hast du dir Gottheit getrunken;
Deine Götterkraft war's, die dir den Nektar errang!

Mithin offenbart dies einzig große Gedicht dem „Pilgrim", der das Dort im Hier ersehnt, doch dabei ein „Fremdling" bleibt, der „auswandernd ein unvergänglich Haus sucht" („Worte des Wahns"), wie schon im Erdenstaube Ausflüge ihm vergönnt sind zu seiner ihn unverlierbar erwartenden Heimat.

Bücher und Zeitschriften.

I Ueber Karl Stieler, den vielgenannten Hochlanddichter, veröffentlicht Dr. Aloys Dreyer, welcher sich mit Franz v. Kobells Biographie (vergl. Beil. 170 Allg. Ztg., 27. Juli 1904) so wacker als Literarhistoriker eingeführt hat, ein sorgfältig durchgearbeitetes Bild seines Lebens und Schaffens (Stuttgart bei Adolf Bonz u. Co., V, 147 S. 8°). Geboren am 15. Dezember 1842 zu München, hatte Karl Stieler von seinem Vater, dem damals hochgefeierten Porträtmaler Joseph v. Stieler (1781—1858) eine fühlbare Begabung zur Kunst und die Liebe zur heimischen Bergwelt, von der zur Schriftstellerei fein veranlagten Mutter (ihre biographischen Schilderungen berühmter Männer und Frauen verschafften ihr einen geachteten Namen) eine hochpoetische Anlage geerbt. Statt der Palette erwählte aber Karl Stieler das Studium der Jurisprudenz und den diplomatischen Archivdienst, wobei nebenher die Erforschung des altbaiwarischen Volkstums nach allen Erscheinungen in Sitte, Sprache und Poesie sein volles Interesse erregte, während „die Frohnatur" der Mutter und die Lust zur Dichtung ebenso kräftig wie wohltönig die Saiten seiner Harfe und Zither spannte. Franz v. Kobells Vorbild und Beispiel erwies sich lehrreich und förderlich, obwohl Stieler bald seine eigenen Pfade ging. Seine Erstlinge fanden in den Fliegenden Blättern freundliche Aufnahme und gruppierten sich in Buchform zu den „Weil's mi' freut!" und „Habts a Schneid!" und „Um Sunawend" betitelten Blütensträußen und „Buschen", die zu Kobells stillem Verdruß große Popularität gewannen und zahlreiche Auflagen benötigten. Sie bekunden auch sprachlich die unterdessen eingetretene Weiterbildung des oberbayerischen Idioms. Außer diesem Dialekt oblag aber Stieler auch der Pflege der hochdeutschen Sprache in gebundener Form und meisterte selbe, wie die „Hochlandlieder" beweisen, mit deutlichen Anklängen an J. V. Scheffels Frische im Wetteifer mit Julius Wolff und Baumbach. Ebenso zeigt seine künstlerische Prosa in den Kulturschilderungen aus Bayern, in den „Natur- und Lebensbildern aus den Alpen" und den vermischten Aufsätzen „Aus Fremde und Heimat" — die meisten derselben erschienen zuerst in den Beilagen zur Allgemeinen Zeitung — eine wohldurchgefeilte Formgebung und anmutende Stilvollendung. Er hatte das Material dazu auf Weltreisen nach Paris (1867) und Rom (1870) gewonnen, auch auf fröhlichen Fahrten durch Oesterreich, nach dem deutschen Norden und den lieblichen Rheingauen gesammelt und auf vielfachen Wandervorträgen zugearbeitet, in ansprechend-schöne Form gegossen und fleißig ziseliert. „Obwohl Stieler kein Historiker in streng wissenschaftlichem Sinne sein will, sind doch einzelne Aufsätze als Stimmungsbilder einer großen Zeit,

Digitized by Google

deren Herzschlag er selbst gehört hat, für den Geschichtsforscher von hohem Interesse". Verwandt damit ist auch der an Scheffels „Bergpsalmen" erinnernde Lieder-Zyklus, der eine „Jagdfahrt des Kaisers Ludwig des Baiern im Ammergau" und im Bereiche seines Ettaler-Stiftes schildert. In diesem Genre hätte sich Stieler bei längerer Lebensdauer eine eigene Domäne erobert. Er schied viel zu frühe, nach kurzer Krankheit, am 12. April 1885, aus dem besten Schaffen. Daß er zu den Bildern von Franz Defregger und Hugo Kauffmann als poetischer Interpret wie kein anderer berechtigt war, verdient besonders betont zu werden. Die teilweise auch bei Stielers Brüdern zutage tretende dichterische Begabung sprang gleichfalls auf deren Schwester Malybrok-Stieler über, noch mehr auf Karl Stielers zweite Tochter, Dora Stieler, deren „Gedichte" jetzt in neuer Auflage vorliegen. — Dreyers umsichtig gearbeitetes Buch (welches auch eine bibliographische Uebersicht von Stielers Dichtungen und Prosaschriften verzeichnet) ist gewiß allen Freunden und Verehrern Karl Stielers hochwillkommen, um so mehr als Karl v. Heigels tiefempfundene Monographie (Bamberg 1890 im 23. Bande der „Bayerischen Bibliothek") im Buchhandel längst vergriffen ist und Anna Mayer-Bergwalds schöne Gedenkblätter auf Stieler in einer Zeitschrift immer noch unzugänglich geborgen liegen.

∞ **Rudolf v. Alt.** Variationen von Ludwig Hevesi. Wien, Konegen, 1905. Hevesi, der in seinen Biographien von Zerline Gabillon, Junker und dem „Wiener Totentanz" seine Fähigkeit, lebenstreu zu charakterisieren, anmutig und erfolgreich geübt hat, sammelt in diesem, mit guten, seltenen Bilderbeigaben bereicherten Heft Weisen und Abwandlungen, die er am 80. und 90. Geburtstag, bei Gesamtausstellungen und nach dem Tode des Meisters dem unerschöpflichen Thema Rudolf Alt abgewonnen hat. Und so reich und vielseitig ist diese Variationentechnik Hevesis, daß wir fühlen — sie bilden nur Vorklänge zu einer regelrechten Alt-Symphonie, zu einem Alt-Werk im Stil des Menzel-, Böcklin- und Segantini-Werkes, einer Sammlung von Alts Hauptbildern, deren verbindenden Text niemand sachkundiger und überlegener zu schreiben vermöchte, als Hevesi. Selbst wenn ein solches abschließendes Buch zustande kommen sollte, werden Hevesis „Variationen" selbständig und dauernd ihren Wert behaupten, als Kunstwerke der Stimmung und zuverlässige Lebensurkunde

Allgemeine Rundschau.

Außerordentlicher Verbandstag deutscher Hochschulen.

IV.

Hg. Weimar, 11. Mai. Der außerordentliche Verbandstag des Verbandes deutscher Hochschulen beschäftigte sich weiterhin noch mit der Auflösung des Charlottenburger Studentenausschusses. Nach einer ausführlichen Berichterstattung über die Vorgänge an der Charlottenburger Technischen Hochschule sprach der Verbandstag seinen Charlottenburger Kommilitonen seine vollste Sympathie aus wegen ihres Vorgehens und ihrer seltenen Einmütigkeit. Von einer Beschlußfassung wurde ausdrücklich abgesehen, „weil der Verband sich nicht in die inneren Verhältnisse einer Hochschule einmischen will, zumal diese sich noch im Stadium der Entwicklung befinden." Ein weiterer Punkt betraf die Vorwürfe gegen die Karlsruher Studentenschaft, die gegen dieselben in der Presse erhoben worden waren, weil sie sich geweigert haben sollte, sich am Empfang des Kaisers zu beteiligen. In der Besprechung dieses Falles wurde konstatiert: „Ganz unabhängig davon, daß im vorigen Jahre die Karlsruher Studentenschaft durch die Militärbehörden schwer gekränkt worden war und bis heute noch keine Genugtuung bekommen hat, lag in diesem Falle die Sache so, daß der Kaiser einen offiziellen Empfang nicht gewünscht hatte." Infolgedessen hatte sich, so wurde weiter erklärt, die Studentenschaft inoffiziell aber sehr zahlreich an dem Empfange des Kaisers beteiligt. Mit der Auflösung des Greifswalder Studentenausschusses konnte sich der Verbandstag nicht beschäftigen, da von Greifswald kein Vertreter erschienen war.

Schließlich wurde noch berichtet, daß vom Beauftragten des preußischen Kultusministeriums Versuche gemacht worden seien, die Einigkeit der Studentenschaft zu sprengen. (? D. Red.) Solche Versuche sollen beim „Verein deutscher Studenten" in Berlin gemacht worden sein. Es wurde festgestellt, daß alle Verbände vertreten seien und „daß Versuche, die Studentenschaft zu sprengen, falls sie gemacht worden seien, erfolglos geblieben seien und auch in Zukunft erfolglos bleiben werden. Damit waren die Aufgaben des außerordentlichen Verbandstages der deutschen Hochschulen beendet und die Tagung wurde nach 7½ Uhr abends geschlossen. Der nächste ordentliche (2.) Verbandstag wird im Juni 1906 in Hamburg und Friedrichsruh stattfinden. Ein Festkommers bildete den Abschluß des Kongresses. Bei demselben hielt u. a. Professor Eucken eine Rede.

Kleinere Mitteilungen.

* **Tschechische Schiller-Feiern.** Wir hatten unlängst (Nr. 88 und 99) der Feier Erwähnung getan, die im Jahre 1859 auch auf tschechischer Seite aus Anlaß des 100. Geburtstages des großen deutschen Dichters zu Prag abgehalten worden war, und dazu Zweifel geäußert, ob eine tschechische Schiller-Feier auch heute noch denkbar wäre. Die Gerechtigkeit erfordert die Feststellung, daß Schillers 100. Todestag, wie mehrfach innerhalb slavischer Bevölkerungen, so auch unter den Tschechen nicht ohne jede Ehrung der Manen des Dichters, wenn auch nicht in der früheren Form, verlaufen ist. In Prag brachte das Tschechische Nationaltheater zur Schiller-Feier eine Festvorstellung, bei der „Maria Stuart", neu inszeniert, zur Aufführung gelangte. Die Dichtung wurde ungekürzt gespielt und die Aufführung, die bis 11 Uhr dauerte, mit vielem Beifall aufgenommen. Nach der Gartenszene fanden enthusiastische Kundgebungen statt. Von den übrigen tschechischen Bühnen Prags spielte gestern das Volkstheater Urania „Die Räuber" und das Weinberger Theater „Kabale und Liebe".

* **Eine Expedition zur Erforschung und Aufnahme der Synagogenruinen Galiläas** ist als erste Frucht der Rekognoszierungsreise der Herren Dr. Thiersch und Dr. Hölscher im Frühling und Sommer 1903 von der Deutschen Orient-Gesellschaft in der Vorstandssitzung vom 25. Februar beschlossen worden. Die Expedition besteht aus dem Regierungsbauführer Kohl aus Hannover, der bereits früher unter Professor Puchsteins Leitung in Baalbek und an anderen Orten Syriens tätig gewesen ist, aus dem Privatdozenten an der Universität Berlin und Direktorialassistenten bei den dortigen königlichen Museen Dr. Watzinger und Diplomingenieur Hiller. Die Herren sind in den ersten Tagen des März von Berlin abgereist, haben sich in Konstantinopel mit den maßgebenden Stellen in Verbindung gesetzt und sind nach Erledigung der notwendigen Vorbereitungen in Beirut, wo sie am 13. März eintrafen, in Damaskus, Baalbek und Haifa am 28. März mit ihrer Karawane vom letztgenannten Orte aus ins Innere aufgebrochen. Die Reise ist durch die Freigebigkeit eines Vorstandsmitgliedes der Deutschen Orient-Gesellschaft ermöglicht worden.

* **Von der Halbinsel Sinai.** Der bekannte englische Forscher Prof. Flinders Petrie beschäftigt sich, wie wir dem Globus entnehmen, zur Zeit mit der archäologischen Erforschung der Halbinsel Sinai. Ende März kehrte er von einer Reise dorthin nach Suez zurück, und in der Egyptian Gazette ist über seine Ergebnisse folgendes zu lesen: Von besonderem Interesse sei die Entdeckung eines wunderbar gut erhaltenen semitischen Tempels etwa 60 km nördl. vom (Kloster?) Sinai. Er sei offenbar älter als der Islam und der vollkommenste bisher bekannte semitische Tempel. Die Erhaltung sei so vorzüglich, daß sogar die Becken für die Abwaschungen intakt seien. Es wäre klar, daß die Erbauer dieses Tempels mit den Einzelheiten des salomonischen Tempels in Jerusalem gut vertraut gewesen seien; denn der habe hier als Vorbild gedient. — Weiterhin habe Petrie wertvolle

Digitized by Google

Spuren der alten ägyptischen Herrschaft in der Nähe der alten Minen der Halbinsel gefunden. Es hätte jedenfalls die Sitte geherrscht, von dem Könige, der die Minen bearbeiten ließ, dort ein Bildnis herzustellen, und eines dieser Bildnisse stelle einen Pharao mit unzweifelhaft „sudanischen" Gesichtszügen dar. Der Ursprung der Dynastie, zu der er gehörte, habe bisher zu den großen Geheimnissen der Aegyptologie gehört; nach dem Funde Petries zu urteilen, sei er äthiopisch gewesen.

∽ 6. Deutscher Bibliothekartag. Für die nächste Versammlung des Vereins Deutscher Bibliothekare, die zu Posen am 14. und 15. Juni 1905 stattfindet, ist folgende Tagesordnung festgesetzt: Am 13. Juni (Dienstag) abends von 8 Uhr ab Begrüßung in Mylius' Hotel, Wilhelmstraße 23. Am 14. Juni (Mittwoch) vor- und nötigenfalls nachmittags und am 15. Juni (Donnerstag) vormittags: Sechster Deutscher Bibliothekartag. Die Verhandlungen finden in dem Vortragssaal der Kaiser Wilhelm-Bibliothek statt. Beginn am 14. Juni vormittags halb 9 Uhr, am 15. Juni vormittags nach Schluß der Mitgliederversammlung des V. D. B. In Aussicht genommen sind folgende Verhandlungsgegenstände, Vorträge und Besichtigungen (über die Reihenfolge entscheidet die Versammlung): 1. Die Kaiser Wilhelm-Bibliothek in Posen. Ref.: Bibl.-Dir. Focke (Posen) (mit Führung durch die Bibliothek). 2. Einheitliche Katalogisierung und Zetteldruck für die deutschen Bibliotheken. Ref.: Oberbibl. Paalzow (Berlin) und Geh.-Rat Erman (Breslau). 3. Die Organisation des Bibliothekswesens in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ref.: Prof. Wolfstieg (Berlin). 4. Ueber Jeremias David Reuß und seine Bibliothek. Ref.: Oberbibl. Geiger (Tübingen). 5. Berichte der Kommissionen. Am 15. Juni vormittags halb 9 Uhr ordentliche Mitgliederversammlung des Vereins Deutscher Bibliothekare. Tagesordnung: Geschäftsbericht und Rechnungsablage; Entlastung des Vereinsausschusses. Außerdem sind mehrere gesellige Vereinigungen und Ausflüge geplant.

* Aerztliche Studienreise. Der Besuch der fünften Studienreise wird sich, vorbehaltlich etwaiger notwendigen Veränderungen, auf folgende Kurorte erstrecken: Gmunden, Ebensee, Ischl, Aussee, Salzburg, Reichenhall, Berchtesgaden, Hallein, Gastein, Zell a. See, Innsbruck, Brennerbad, Gossensaß, Levico, Roncegno, Arco, Riva, Gardone, Bozen-Gries, Meran. Die Reise beginnt in München am 10. September und endet in Meran am 23. September. Das vorläufige Programm wird in allernächster Zeit erscheinen und ist vom Generalsekretär Hofrat Dr. W. H. Gilbert (Baden-Baden) erhältlich.

□ **Bibliotheken. Der Oberbibliothekar Dr. Alfred Holder in Karlsruhe ist vom französischen Ministère de l'instruction publique des Beaux Arts et des Cultes zum Officier de l'instruction publique ernannt worden. Diese Ehrung dürfte wohl mit den Verdiensten Oberbibliothekars Dr. Holder auf dem Gebiete der Erforschung des Keltischen im Zusammenhang stehen.**

☙

Hochschulnachrichten.

□ **Würzburg.** Der Professor der Zoologie Dr. Boveri ist von der medizinischen Fakultät der Universität Marburg zum Ehrendoktor ernannt worden.

hc. **Aus Württemberg.** Die Kammer der Abgeordneten des württembergischen Landtags bewilligte bei Beratung des Kultusetats die Errichtung einer ordentlichen Professur für Hygiene an der Universität Tübingen, sowie einer ordentlichen Professur für Volkswirtschaftslehre an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Hohenheim.

* **Darmstadt.** Der außerordentliche Professor für Elektrotechnik an der hiesigen Technischen Hochschule, Feldmann, hat, der Frankfurter Zeitung zufolge, einen Ruf an die Technische Hochschule in Delft erhalten.

* **Bonn.** Die katholisch-theologische Fakultät der hiesigen Universität hat soeben zum erstenmal von dem ihr verliehenen, aber kirchlicherseits bekanntlich nicht unangefochtenen Recht der Promotion Gebrauch gemacht, indem sie den Pfarrer Friedrich Tillmann in Bonn zum Doktor promovierte. Ferner hat dieselbe den Weihbischof in Köln, Joseph Müller, zum Ehrendoktor ernannt.

* **Jena.** Das Ehrendoktor-Diplom, das die hiesige Hochschule dem Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen anläßlich der Schiller-Hundertjahrfeier übersandte, hat in deutscher Sprache folgenden Wortlaut: „Sr. Hoheit Georg II. Herzog von Sachsen-Meiningen, Dem auf des Vaterlandes Wohl stets bedachten, Mit der Liebe seiner Untertanen reich geschmückten Fürsten, Dieser Hochschule erhabenen Nutritor, Dem erlauchten Sproß des mit den ersten Geistern Deutschlands eng verknüpften Ernestinischen Hauses, Aller Künste und Wissenschaften zu jeder Zeit sicherem Hort, Dem bewunderungswürdigen Interpreten edelster Werke zumal der Dichter und Musiker, Der deutschen Schauspielkunst glücklichem Reformator, Der die Dramen und Gestalten unseres Schiller In unübertroffener Wahrheit mit dem größten Erfolge den Herzen der Deutschen nahe gebracht hat."

hc. **Graz.** Hier ist am 10. d. M. der emeritierte außerordentliche Professor der Chemie der Universität Lemberg, Dr. Franz Pfeß, im Alter von 86 Jahren gestorben.

❖

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Harvard Studies in Classical Philology. Volume XV. 1904. Cambridge, Massachusetts. Harvard University. 242 Seiten. — Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Dreizehnten Bandes vierte Lieferung. (Wahlkampf bis Wahre.) Bearb. von Dr. K. von Bahder. Leipzig 1905. S. Hirzel. — Historische Zeitschrift. (Begründet von Heinrich v. Sybel.) Herausgegeben von Friedrich Meinecke. (Neue Folge 58. Band. Der ganzen Reihe 94. Band. 2. u. 3. Heft.) München u. Berlin 1905. R. Oldenbourg. — Deutsche Geschichte im Ausgang des Mittelalters (1438 bis 1519). Erster Band. Von Viktor v. Kraus. (Bibliothek Deutscher Geschichte. Herausgeg. von H. v. Zwiedineck-Südenhorst.) Stuttgart u. Berlin 1905. J. G. Cotta Nachf. — Dr. phil. Helene Stöcker: Bund für Mutterschutz. (Moderne Zeitfragen. Nr. 4.) Berlin. Pan-Verlag. 28 S. — Deutschlands Jugend. Schülerzeitung für Knaben und Mädchen. (Nummer 1—4.) Berlin. Deutschlands Jugend G. m. b. H. — Geschichte der katholischen Kirche von Prof. Dr. J. P. Kirsch und Prof. Dr. V. Luksch. Herausgegeben von der Oesterr. Leo-Gesellschaft. (Vollständig in 25 Lieferungen. Lieferung 22.) München Allg. Verlagsgesellschaft m. b. H. München. — Prof. Dr. Philipp Kneib: Wissen und Glauben. Ein Wort zur Klarstellung und Verständigung. Mainz 1905. Kirchheim u. Co. 87 S. — Bernd Isemann: Statuen einer Jugend. München 1905. E. W. Bonsels. 38 S. — Schiller-Spruchbüchlein. Karlsruhe. Friedr. Gutsch. 63 S. — Oberleutnant Rudolf Bartsch: Der Volkskrieg in Tirol. (Das Kriegsjahr 1809 in Einzeldarstellungen. Band 2.) Wien 1905. C. W. Stein. 117 S. — Leo Erichsen: An der Grenze des Uebersinnlichen. Der persönliche Einfluss. Strassburg i. E. 1905. Joseph Singer. 103 S. — N. L. Klado, kais. russ. Kapitän: Die russische Seemacht nach der Ausfahrt des zweiten Geschwaders der Flotte des Stillen Ozeans. Berlin 1905. Karl Siegismund. 164 S. — Kasimir Chledowski: Siena. Erster Band. Berlin 1905. Bruno Cassirer. 259 S. — Buddhistisches Vergissmeinnicht. Eine Sammlung buddhistischer Sprüche für alle Tage des Jahres. Zusammengestellt von Bruno Freydank. Leipzig. Buddhistischer Verlag. — Professor Dr. Ernst Müller, Stuttgart: Schiller-Büchlein für Schule und Haus. Leipzig und Wien 1905. G. Freytag u. F. Tempsky. 188 S. — P. Isidor Hopfner S. J.: Brünellen. Ein Liederstrauss. Lindau i. B. F. Unterberger. 157 S.

Digitized by Google

Jahrgang 1905. München, Dienstag, 16. Mai. Nummer 113.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Cervantes.

Zur dreihundertjährigen Feier des „Don Quijote“.*)

Von Arturo Farinelli.

Es wird sich ein jeder erinnern, wie der grüne Heinrich in seinen grünsten Jahren seine erste Don Quijotiade vollbrachte und mit anderen willfährigen Jungen die schönsten und derbsten Rittergeschichten, welche auswendig gelernt wurden, auf Estrichen und Höfen, in Wald und Berg spielte, dieselben mit erfundenen Geschichten und Abenteuern nach Belieben erweiterte, derart, daß, wie die fabelhaften Erlebnisse gegenseitig einander so vorgetragen wurden, als ob sie unbedingten Glauben forderten, er, sowie seine Genossen, sich schließlich in ein ungeheures Lügennetz verwoben und verstrickt sahen. Im ersten Aufblühen der Jugend, wenn die Göttin Phantasie den wärmsten Kuß auf unsere Stirne drückt, träumen alle wohl ihre Ritter- und Heldentaten, und fern, unermeßlich fern von der Scholle, welche die armen Erdensöhne festhält, auf sonnigen, rosigen Fluren, richten sich Schlösser, bezauberte Paläste empor, mutige Kämpfe werden erfochten, glänzende Siege errungen, das schönste Weib wird gefreit, erhebend, beseelend wirkt ihr himmlischer Blick. Dem hohen Fluge folgt jedoch rasch und unabwendbar der bittere Fall in die poesielose, nüchterne Welt: die Träume verwehen, sobald wir an die scharfen Kanten der Wirklichkeit stoßen.

Nirgends ist das Auflodern und Vernichten unserer Verzückungen und Delirien besser als im „Don Quijote“ abgespiegelt und nichts ist in dem unsterblichen Roman, trotz der eigentümlichen spanischen Färbung und der darin entrollten Sittenbilder eines entlegenen Volkes, was den Empfindungen und Erfahrungen aller Menschenherzen, unserem Wollen und unserem Können nicht entspräche, diese oder jene Saite unseres Innern nicht zum Mitschwingen brächte.

Gottfried Keller hatte als Knabe, von einem guten Lehrer aufgemuntert, das Werk Cervantes' stückweise aus der französischen Vorlage des Florian, welche Salomon Geßner hoch schätzte und wiederholt, beinahe alljährlich las, übersetzt, und hatte auch die Arbeit durch die unselige Schultragödie ein gewaltsames Ende, so war doch damals schon das geistige Bündnis mit dem kongenialen Cervantes geschlossen; das Bild des edlen, um seine wahnsinnigen Ideale kämpfenden Ritters begleitete den Dichter in allen seinen Wanderungen, ewig frisch und ewig lebendig; die schönsten Novellen tragen unverkennbare Spuren der Lektüre seines Lieblingsbuches, und manche drohenden Gewitter im sinkenden Alter hielt die Erinnerung an die köstlichen, oft von ihm selbst im Freundeskreise mit unnachahmlicher Mimik vorgetragenen Szenen des „Don Quijote“ fern.

Um ungestört seinen „Don Quijote“ zu genießen, mußte Tieck, noch in zarten Jahren, eine kleine List ersinnen; er stellte sich leidend, mit dem entzückenden Buche zu Bett, bis der Vater die List und den verstohlenen Schatz entdeckte und kopfschüttelnd sagte: der Sohn werde auch als Narr und verdrehter Mensch durchs Leben laufen. Heine verfiel auf den „Don Quijote“, wie er des Buchstabenwesens einigermaßen kundig war; er stahl sich vom Hause weg, um im stillen Morgenlichte, in vollster Frühlingspracht, auf einer Steinbank der Seufzerallee des Hofgartens seiner Heimatstadt sitzend, sein kleines Herz an den großen Abenteuern des kühnen Ritters zu ergötzen. Und Hunderten und Tausenden gab der „Don Quijote“ das erste fröhliche Geleit und senkte die ersten Keime der Erkenntnis unseres aus edler Dichtung und gemeiner Prosa verwobenen tragikomischen Daseins; eine ruhig aufgehende, sanft lächelnde Sonne im blühenden Mai, welche zarte Knospen mit ihren wärmenden Strahlen liebkost und zur Entfaltung bringt.

Mit göttlicher Sorglosigkeit hatte Cervantes sein Werk verfaßt, ursprünglich eine Parodie unsinniger und verschrobener Ritterromane und wohl auf einige novellistische Abenteuer seines Haupthelden und des ihn begleitenden Schildknappen beschränkt; der Gesichtskreis hatte sich immer mehr und mehr erweitert, denn vom Himmel herab regneten die drolligen Begebenheiten, die närrischen Einfälle, die weisen Sprüche; die Komödie eines Menschen wurde zur Komödie der ganzen Menschheit. Nicht ahnend, welche unermeßliche Tragweite das Leben und die Taten seines sinnreichen Junkers Don Quijote von der Mancha haben würden, von der Sehnsucht hingerissen, etwas Ernsthaftes und Rührendes zu schaffen, was bleibenderen Wert hätte als die Possen über die Schicksale der Welt, und noch vor Angesicht des Todes, „bereits im Bügel mit dem Fuße“, eifrig bemüht, seinem, Heliodor und zum Teil auch Alonso Nuñez Reinoso nachgeahmten „Persiles“ eine Vollendung und eine Widmung zu geben, prägte Cervantes doch in sein humorvollstes Buch die Summe seiner Erfahrungen ein und warf es in die unendliche Zeit.

Wie sein Landjunker, der schon in ganz bedächtigen Jahren stand, als er auf freiem Felde auszog, um die Großtaten fahrender Ritter wieder in Schwung zu bringen: gestürzte Könige und Kaiser auf ihre Throne zu erheben, Witwen und Jungfrauen in ihren Bedrängnissen Schutz und Schirm zu gewähren, Waisen und Minderjährigen beizustehen, Hochmütige zu züchtigen und Demütige zu belohnen, jegliche Art von Unbilden wieder gut zu machen und Unrecht zurecht zu bringen, maß auch Cervantes eine

*) Festrede, gehalten in Zürich am 6. März 1905 im Auftrage des Lesezirkels Hottingen.

Digitized by Google

lange Spanne Zeit seines Lebens, als er sein Hauptwerk ersann und die originellste seiner Schöpfungen vollendete. Dem reifen Manne gewährte die Mutter Natur ihre schönheitsatten Gaben. Die Kunst war geklärt, verinnerlicht, vertieft; aus allen Poren sog sie das Leben. Des Dichters Blick war durch lange Uebung geschärft und konnte in alle Falten des Menschenherzens dringen. Mit der Besonnenheit des Weisen lenkte und hemmte der Dichter den hohen Flug der Phantasie, beschwichtigte seine Leidenschaften und ging an die Lösung seelischer Probleme. So geklärt und innerlich gestärkt, ein ganzer Mann, ein ganzer Künstler, trat Konrad Ferdinand Meyer zum erstenmal an die Oeffentlichkeit.

Die Jugend hatte andere Ideale der Kunst und der Dichtung als das ironisch lächelnde Bild des nutzlosen fahrenden Rittertums. Und waren, in der Heimat und in der Fremde, schon manche Glieder der endlosen Kette von Entbehrungen und Leiden durchlaufen, hatte sich das Leben auf hochwogenden, stürmischen Fluten, in vollster Bitterkeit, allseitig durchwühlt und gefurcht gezeigt, wurde Gefangenschaft im Korsarenlande als Lohn für mutiges Kämpfen geerntet, so träumte sich Cervantes, wenige Jahre nach seiner Befreiung, sein schäferliches Idyll in Arkadien und brachte, als Liebespfand, nach einigen unbedeutenden lyrischen Versuchen, eine Pastorale zustande. Er konnte den Lockungen der Muse nicht widerstehen und blies tapfer auf jene Schalmei, aus welcher manche vor ihm entzückend weiche und zärtliche Töne gelockt. Wie sich die Welt mit Hirten und Nymphen bevölkern, mit anmutigen Wiesen und kristallenen Bächen, mit klagendem und süßem Gesang verschönern sollte, das lehrten ihn Sannazzaro und Montemôr, zwei Leuchten am Himmel der Hirtendichtung. Die mit ebenso geringer Originalität besungene „Reise zum Parnaß“ gedenkt auch, einem Lieblingsmotiv der Dichter Italiens folgend, der Asche des Schöpfers der „Arcadia“, still ruhend unter dem sonnigen Posilipo, neben der Asche Virgils. Noch zu Geßners Zeiten brachte man mit dieser „Galatea“ außerhalb Spaniens, auch hier in Zürich, vergnügte Stunden zu. Ihre Leid- und Liebeslieder klangen süß ans Ohr A. W. Schlegels; es schwärmten andere Romantiker für sie. Cervantes selbst hat sein unschuldiges Spielen und Tändeln in der Welt idyllischer Träume niemals bereut; er hat das erste Kind seiner Muse geliebt, innig geliebt; mochte sich auch sein gescheiter Hund Berganza in einer der Musternovellen über die Sackpfeifen, Dudelsäcke und Stackgeigen der gesangslustigen Helden der Hirtenbücher und über die üblichen Ohnmachten, Reuen und zierlichen Liebeshuldigungen lustig machen, und war auch Don Quijote, kurz vor seinem Hinscheiden, auf den ebenso klugen als wundersamen Gedanken verfallen, jenes überglückselige Leben nachzuahmen, Waldberge, Haine und Wiesen zu durchziehen, hier singend, dort wehklagend, und trinkend von den flüssigen Kristallen der Quellen, heitere Stimmung aus seinen Tränen erhoffend. Der erste Teil des Romans bringt die schmachtende Geschichte des verliebten und verschmähten Schäfers Chrysostomus, welche tragisch endet; ein Stücklein Arkadiens hat sich in manch anderen Darstellungen Cervantes' von starkem Erdgeschmack eingeschlichen, und wohl uns, daß eine immer drohende Fortsetzung der Schäferidylle niemals ernsthaft vorgenommen wurde.

In seinen Irrfahrten außerhalb Spaniens halte Cervantes mehr als die Anregung zur „Galatea“ und zu seiner in späteren Jahren dem Caporali nachgedichteten Musterung und Aufzählung der Musensöhne im Parnaß heimgebracht. Italiens Sprache, Dichtung und Kunst übten auf ihn, wie auf alle Spanier jener Zeit, einen mächtigen Zauber. Wie er Rom, ein halbes Jahrhundert etwa vor Velazquez, aufsuchte, ruhten die Großen; die Glanzzeit der Renaissance war längst abgeschlossen; doch eine Seele lebte in den Ruinen, welche den Wandernden, in dessen Adern, mit dem raschen Blute, auch der Sinn für das Schöne zu leben schien, nicht entgehen konnte. Etwas von der eigenen Sehnsucht nach der ewigen Stadt, dem „Himmel auf Erden“, hat er seinen Lieblingsgestalten des letzten abenteuerlichen Romans verliehen, welche, vom hohen Norden auf unwirtliche Inseln und Küstenländer verschlagen, nach langer Trennung, nach den fabelhaftesten Ereignissen und den höchsten Drangsalen, endlich das Endziel ihres Wanderns erreichen, ihren Anblick am erhabenen Schauspiel Roms erquicken, ihr Herz stärken und erheben und den begeisterten Lobgesang des Dichters auf den geweihten Boden der „gesamten Reliquien aller Erdgefilde“ fördern. Noch gedenkt der „Persiles“ der Schätze Raffaels und Michelangelos, der prächtigen Tempel und stolzen Paläste und Denkmäler, „an denen die Flügel der Zeit erlahmen“.

In allen Werken Cervantes' sind deutliche Fäden, welche zu den Erfindungen italienischer Epiker, Lyriker und Satiriker führen. Unendlich mehr als die großen und kleinen Meister Italiens und Spaniens lehrte allerdings das offene Buch der Natur, es lehrten die mannigfaltigen Erfahrungen im Leben. Wie ein natürlicher Abschluß der Ritterdichtungen eines Pulci, eines Boiardo, eines Ariost erscheint der letzte Ritterroman, der „Don Quijote“. Und unvermeidlich war es, daß der prächtige, aus edlen und einfachen Steinen aufgerichtete Tempel der Helden gleich nach seiner Vollendung zusammenstürzen und zertrümmern mußte. Rolands Taten und Wunder in fernen Jahrhunderten, selbst ein erhabenes Heldenlied zur Stärkung des Volksbewußtseins wie die Nibelungen und — als Endglied — die Parodie aller kühnen Ritterkämpfe, ausgeführt von einem im öden Castilien herumirrenden, edlen, guten, unaufhörlich geprügelten Geistesgestörten. Welches Schicksal!

Wie hat Cervantes seinen göttlichen Ariost geliebt, und wie wußte er das Geheimnis seiner phantastischen, leicht spielenden Schöpfung abzulauschen, sich von derselben begeistern, befruchten zu lassen, überall Liebe, Milde und Heiterkeit verbreitend, dort, wo ein bitterer Satiriker schonungslos Hohn und Spott gehäuft hätte. Auch dem Winke des Dichters des „Morgante“ und des „Orlando innamorato“, der Lyrik Tassos, Tansillos, Bembos und minderer Petrarchisten, der Parodie des von Rabelais geschätzten und nachgeahmten Folengo ist er willig gefolgt. Bei Bandello, dem auch in England, zur Zeit Shakespeares anerkannten Meister der Novellistik, holte er gelegentlich Rat. Er verdankt seinen Vorbildern jenseits der Pyrenäen, nebst einer bequem verwendbaren Auslegung der bekanntesten literarischen Schätze des klassischen Altertums, auch sein ästhetisches Glaubensbekenntnis, jene Summe von Regeln, wie man die widerspenstige Poesie zum Wohle der Menschheit züchtigen müsse, welche er alle, gottlob, im höchsten Schaffensdrange, unter Riegel verschloß und schlummern ließ.

Er hat fleißig und zu wiederhollenmalen „Comedias“, das heißt die in Spanien üblichen, für ein schauspiel- und unterhaltungslustiges Volk halb improvisierten Dramen, zusammengeschmiert. Meistens als Broterwerb, zur Erleichterung der immer anwachsenden Schulden, um sein Glück zu versuchen dort, wo die Glücklichsten den Karren der Musen schleppten. Er fiel zum größten Teil durch, was ihn wohl schmerzte und die Armut nicht linderte. Als Sittenschilderungen und Spiegelbilder der Zeit, worin das Herz des Dichters sich gelegentlich ergießt und eigene Erlebnisse, die lange Haft in Algier zumal, der dramatischen Fabel einverleibt werden, behalten diese Stücke heute noch ihren Wert. Die heutige Bühne kennt noch ein paar heitere Zwischenspiele Cervantes' und verschmäht die „Numancia“, ein Drama im großen Stil, „ganz auf der Höhe des tragischen Kothurns“, hat A. W. Schlegel einmal behauptet, von Shelly, Wilhelm v. Humboldt, Goethe, Jean Paul Richter, Matthisson gepriesen, von Fichte zur Zeit der Abfassung der „Reden an die deutsche Nation“ mit Begeisterung gelesen; denn tapfer, in freiheitsschwangeren Reden gebärdeten sich die Patrioten darin; ein Chor verlieh dem Stück etwas vom antiken, wirksamen Pathos; ein ganzes Volk ging unter, und auf Numancias Trümmern verkündigt Fama Spaniens künftige Größe.

Die Reimkunst übte Cervantes nicht leicht; den Fuß an jedem Stein verletzend, erklomm er den Berg Helikons. Erfahrener im Leid als im Lied hat er sich selbst bekannt.

Digitized by Google

Seine Verse hätten oft Maß und Rhythmus entbehrt; aus einer harten Schmiede, ohne den melodischen Schmelz und Fluß der Verse Ariosts und Lopes, gingen sie mühsam, gemartert hervor; und nicht übel beraten schien der Verleger seiner „Comedias", wenn er, gar wenig aufmunternd, wiederholte: „Man könne von Cervantes' Prosa wohl viel erwarten, nichts aber von seinen Versen." Kein Glück außerhalb der vorgeschriebenen Pfade, wohin die Natur ihre Günstlinge mit mütterlicher Sorge geführt und geleitet. In freier, ungebundener Form, im schlichten Gewande der Prosa sollte die Dichtung dem Schöpfer des „Don Quijote" ihre höchsten Reize offenbaren. Vor dieser erhabenen Kunst, der Tochter des Himmels, welche den Menschen Trost und Freude spendet, verbeuge sich ein jeder. Sie duldet keine Erniedrigung. Eine zarte, jugendliche, vollendet schöne Jungfrau will nicht plump belastet und nicht auf den Gassen umhergeschleppt werden, sagt in vollster Geistesklarheit der fahrende Ritter. „Sie ist aus einem Erz von so edlem Gehalt gebildet, daß, wer es zu behandeln versteht, es in reinstes Gold von unschätzbarem Werte zu verwandeln vermag". Aehnlich im Persiles: „Rein wie klares Wasser ist die wahre Dichtung und läutert auch einen unreinen Stoff. Sie gleicht der Sonne, die durch alle Nebel dringt."

Wäre Cervantes, unbekümmert um die herrschende Mode, welche Sonette, Madrigalen und Lieder, lyrisches Geklingsel und gereimte Dialoge verlangte, seinem glücklichen Naturell immer gefolgt; hätte er die innewohnende Lust zu fabulieren immer frei walten und frei sich ergießen lassen! Denn, was er ersann und was er empfand, das Beobachtete und Erlebte, die Spiele der Phantasie und der grübelnden Vernunft, alles verwandelte sich, wie von Zaubermächten berührt, in anmutsvolle, lebendige Erzählung. Den Drang des Erzählens fühlen auch die von Cervantes geschaffenen Gestalten. Alle haben eine erlebte, seltsame Geschichte und eine Summe von Abenteuern auf der Lippe. Ein leises Fragen genügt, um diese ungern zurückgehaltenen Schätze zu erschließen. Bemitleidete Boccaccio den Trübsinn einsamer, liebesbedürftiger und liebenswürdiger Frauen und schrieb er zu ihrer Belustigung in Novellenform seine menschliche Komödie, so fand Cervantes, dem die Herde Epikurs Widerwillen einflößte und welcher die sittenreinigende Moral niemals mit Füßen getreten wissen wollte, die Welt mit Bitterkeit und Traurigkeit überfüllt, einer Erheiterung in hohem Maße bedürftig, und „um melancholischen Gemütern zu jeder Zeit Zerstreuung zu verschaffen", schuf er, die eigenen Tränen trocknend, die eigenen Schmerzen still in sein Herz drückend, sein ergötzlich heiteres Werk. Er spann seine Fabeln fort und fort, in aller Behaglichkeit und Ruhe, aller Mittel der Darstellung sicher; er ließ sich im ungehemmten Flusse der Rede, in einem natürlich fortrollenden Stil voller Licht und Farbe ergehen. Die Sprache, die Natur selbst, ein immer lebendiger Organismus, gibt alle Verschlingungen und Abstufungen der Gedanken harmonisch und treu wieder, der höchsten Knappheit und Gedrungenheit im Ausdruck der Aphorismen und volkstümlich sprichwörtlicher Lebensweisheit fähig, frisch sprudelnd, wie klar rieselnde Quellen, die von Felsen zu Felsen springen, bald zierlich, bald ernst und pathetisch, den hochtrabenden Gedanken des tapferen Ritters und seinen hohen Idealen angemessen, die langatmigen Perioden der Ritterbücher nicht scheuend, oft absichtlich nachahmend, so daß Heine bei aufmerksamer Lektüre den Eindruck einer stolzen Hofdame in aufgebauschtem Seidenkleid, mit langer, rauschender Schleppe empfinden konnte.

*

Es hieße den „Don Quijote" entwürdigen und erniedrigen, wollte man das Werk bloß als eine Verspottung einer unsinnigen Kunstgattung betrachten und würden wir darin nur die von Cervantes selbst eingestandene Absicht erblicken, den Abscheu aller Menschen gegen die fabelhaften und ungereimten Rittergeschichten zu wecken. Diese mag wohl den Dichter veranlaßt haben, seinem Helden die ersten bitteren Erfahrungen zu bereiten, die ersten Abenteuer des wahnsinnigen Ritters als Parodie der wahnsinnigen Romane zu erfinden; aus einer anfänglichen Laune wurde aber, unvermutet, durch die geheimnisvolle, unbedachte und unbewußte Macht des Genius ein tiefsinniges und für alle Zeiten und Völker gültiges Bild menschlichen Lebens und Strebens; aus einer Vernichtung entstand ein edles Aufbauen; das Uebernatürliche wurde zur Natur, das Uebermenschliche menschlich. So wenig bezweckte Cervantes die volle Verhöhnung sämtlicher erdichteten Ritterabenteuer, daß er selbst, noch im Schwinden seiner Lebenskräfte, im Begriffe, der Welt sein Lebewohl zu sagen, den 'Pilgerfahrten Persiles' und Sigismundas ein gar zu wundersam verschlungenes Spiel von unglaublichen, in einer Märchenwelt kaum zu erträumenden Abenteuern einzuflechten wagte, welche wahrhaftig „über alles hinausgehen, was die kühnste Einbildungskraft zu erfinden vermag": Verwandlungen böser Geister, fortgesetzte Wunder der „teuflischen Apparate der Zauberkunst", überraschende, unmögliche Verfolgungen und Lebensrettungen; und nur die allertörichtsten Bücher sollten, nach der Absicht des Pfarrers, vom Lesezimmer des Don Quijote ins Feuer wandern.

Längst hatte in Spanien die Verfertigung der Ritterromane aufgehört. Die tollkühnen Ritter, die verzauberten Prinzessinnen waren tot, die Erde eines traumhaften Landes deckte sie zu, und begraben war auch mit dem Mittelalter der ernste Glauben an das heroische, allen Gefahren trotzende ritterliche Leben. Ariost lächelt über die wunderliche Welt und die großen Vorzüge der alten Ritter, die er zu besingen unternimmt; diese Welt aber gibt seiner Phantasie leichte Schwingen; in dieser Welt lebt er; diese Welt liebt er; dem großen Künstler und Poeten ist sie ein Ersatz für das wirkliche Leben. Stellt man sich Cervantes, als verspäteten Ritter etwa, seine Lanze gegen die im Traume erblickten Neubegründer eines unmöglichen Rittertums brechend, vor? „Die Lustigkeit des „Don Quijote"," sagt der Verfasser der „Undine", „besteht zum großen Teil eben in dem Ungeheuer der Idee, daß ein Mensch sein Leben daran setzen könne, so etwas Fremdgewordenes beleben zu wollen, voll wunderlicher Beharrlichkeit, trotzend dem allaugenblicklichen, endlos fortwährenden Widerstreben der Wirklichkeit."

Es bedürfte keines besonderen Scharfsinns fürwahr, um die ungereimten Abgeschmacktheiten, die Kämpfe, die Verzauberungen, die Liebschaften, die Herausforderungen der Abenteuerromane, welche den Ruhm des reizvollen „Amadis" und des verspäteten, etwas langatmigen „Tirant" verdunkelten, bloßzustellen; allein nur dem gottbegnadeten intuitiven Dichter war es vergönnt, unter den toten Schichten, welche die immer mehr und mehr verfallenden Nachahmungen und Bearbeitungen alter, meist bretonischer Erzählungen seit Jahrhunderten ablagerten, die ruhende, wahrhaft große Poesie des Mittelalters wieder zu erblicken, ihren Lebenshauch, ihren warmen Herzschlag zu spüren; nur liebevolles Versenken in diese Welt schöner Wunder, edler Taten und goldener Träume vermochte die Verspottung entarteter Chimären im „Don Quijote" in ein Buch voller Poesie, Wahrheit und Zartsinn umzuwandeln.

Die schönsten Gestalten des versunkenen Traumlandes des Rittertums schwirrten um des Dichters Haupt und hoch über dem Getriebe der kriechenden Welt wogten sie um die rege und schaffenslustige Himmelstochter Phantasie. Das Mittelalter wirkte bezaubernd. Noch weniger als Ariost ging Cervantes das Land der Griechen mit der Seele suchend. Ihn fesselten die Vergangenheit seines Landes, die unverwüstliche Macht und Frische der Volkspoesie, der seinem Volke überlieferte Schatz poetischer Stoffe und Motive, die Romanzen, die Legenden, welche die albernen, von Cervantes wie von Don Quijote „in der größten Mehrzahl" gelesenen Fabeln der Ritterromane unangetastet ließen. Zu den karolingischen Heldensagen, der Verherrlichung der Heroen der Tat, kamen die bretonischen Romane, die nicht minder poetische und ergreifende Verherrlichung einer unbezwinglichen, allmächtigen, den

Digitized by Google

Gesetzen des Himmels und der Erde, Paradies und Hölle trotzenden Liebe hinzu, um deren Preis alles gewagt, alles vergessen, alles geopfert werden mußte. Ueberirdische Mächte halfen zur Erfüllung der Lebensaufgabe mit. Der nur im Kämpfen und Vernichten geübte Ritter gewann ein Herz, worin Gefühle und Leidenschaften im stürmischen Drange nisteten; er lernte entbehren und entsagen; er lernte einen Liebes- und Ehrenkodex, die Gesetze der Courtoisie, die ritterlichen Pflichten, die gewissenhafte Beobachtung des gegebenen Wortes, all die schönen Dinge und Vorschriften, welche der in eine unritterliche Welt geschleuderte „Don Quijote“ als seinen eigenen Kodex betrachtete und zu erfüllen beabsichtigte.

Don Quijote wäre unaussprechlich gern ein noch vollkommenerer Ritter wie Amadis, sein Gegenbild, geworden; mit der Ausübung seiner Ritterschaft war's ihm heiliger Ernst, denn diese, pflegte er zu sagen, „ist eine Wissenschaft, die alle oder doch die meisten Wissenschaften der Welt in sich begreift“, und fast möchte man seiner „gräulichen“ Zeit zürnen, welche die hohen Ziele dieses armen, guten, wahnsinnigen Helfers in der Not, Besserers schlechter Sitten, dieser „Zuchtrute aller Missetäter auf Erden“, des standhaften Liebhabers der schönsten aller Prinzessinnen verkennen, Windmühlen, Schafherden und Weinschläuche statt Riesen zur Uebung seines tapferen Arms entgegenstellen mußte, Großes ins Kleine, Erhobenes ins Niedrige, Edles ins Gemeine so unerbittlich umwandelte und den um sein Ideal ewig Betrogenen ewig verlacht und mit zerdroschenen Gliedern von dannen ziehen ließ.

Die überall entgegengrinsende Prosa des Lebens, welche die Welt mit Nüchternheit und Eigennutz füllte, wußte Cervantes mit seiner blitzartigen Wahrnehmung des Lächerlichen und Komischen natürlich und wirkungsvoll zu schildern; das Spiel mit ewigen Gegensätzen in dem Romane hat sich seinem Verfasser, dem Phantasie und Gedankenschärfe die Wage hielten, wie von selbst.

Cervantes erlebte die letzten Siege seines Vaterlandes. Das Land, in welchem die Sonne niemals untergehen sollte, büßte seine Größe ein und zerfiel und verarmte. Die Romane der Schelmen und Landstreicher geben ein derbes und schroffes Bild von dem verödeten Spanien, wo man Hunger litt, wo die Provinzadeligen, um ihre Ehre und verrückte „Grandezza“ zu wahren, im jämmerlichsten Müßiggange litten und darbten, wo das Kleinvolk der Lumpen herumvagabundierte, um, dem Gesetze trotzend, mit List und Trug sich Selbsthilfe zu verschaffen. Das andalusische Gaunerleben hatte Cervantes lange Zeit mit eigenen Augen beobachtet und köstlich und wahr, lebendig wie keiner, in den Novellen geschildert. Er hatte etwas Ritterliches in seinem Wesen; er war wie sein Tomas Rodoja, der Glasmann, eine schneidige, kampfbereite Natur und gedachte eine Zeitlang, wie sein Lizentiat, sich „jenem Leben zuzuneigen, welches den Tod so nahe vor Augen hat“. Er hat tapfer gefochten, gelitten, der denkwürdigen Seeschlacht gegen die Türken beigewohnt, die kühnsten Befreiungspläne in jener Gefangenschaft in Algier ersonnen, welche eine immer fließende Quelle von Abenteuern aus dem Korsaren- und Piratenleben, Ueberraschungen, Einkerkerungen, Befreiungen, Meutereien, Seekämpfen und Seefahrten ergab. Sein Soldatenleben hat er stets gerühmt, und wollte man ihn ob seiner verstümmelten Hand schmähen, so nannte er die im Kampfe erhaltenen Wunden „Sterne, die alle anderen zur Himmelshöhe der Ehre und zum Erstreben gerechten Ruhmes leiten“.

Seinen Beruf wechselnd, eigentlich berufslos, brachten ihm die Jahre immer neue Sorgen und immer größere Not. Liest man die in letzter Zeit aufgefundenen Cervantes-Urkunden, so erschrickt man immer noch über die trostlose Dürre und Dürftigkeit des äußeren, poesiewidrigen Lebens des Dichters. Ein Ritt in die Wüste, wo nichts Grünes, keine Blume wächst. Nur im trauten Heim waren ihm einige Freuden gegönnt. Die Frau testiert dem Manne „por el mucho amor y buena compañia que ambos hemos tenido“. Endlose Geldangelegenheiten in ewiger Geldnot; Aufträge als Steuereinheber, Proviantkommissionen der widrigsten Art, die selten mehr als 2½ Franken täglich eintrugen, mit wiederholter Einkerkerung endeten und wieder aufgenommen wurden. Das reizende Zigeunermädchen Preciosa hätte auch ihm wie dem geldarmen Stadtvorsteher zurufen können: „Wandelt weiter auf diesem Wege und wir werden Euch die Lumpen als Reliquien vom Leibe schneiden.“ Europamüde denkt Cervantes ans Auswandern; ein neues Mißgeschick bringt die geplante Reise nach Amerika zum Scheitern und rettet für die Nachwelt den „Don Quijote“. In der edlen Brust ruht die Resignation. Sie erdrückt die Klagen; sie verjagt Leiden und Schmerzen, welche als notwendige innere Läuterung betrachtet werden; sie bringt mitten im Gewitter einen Sonnenstrahl. „Nicht auszuhalten und in Geduld anzuhören vermag ich die Klagen mancher Menschen über das Schicksal,“ sagt der philosophisch angehauchte Hund Scipio, und der Fähnrich Campuzano behauptet, daß des Menschen größte Sünde, „die wahre Sünde des Teufels“, die Verzweiflung sei. Besiegt und zur Rückkehr gezwungen, verfällt Don Quijote in tiefen Trübsinn. Er sieht die heilbringende Kraft seines Armes erlahmt, und ungewohnte Worte der Verzweiflung fallen aus seinem Munde: „Ich bin geboren, um beständig sterbend zu leben.“ „Es gibt keine größere Narrheit,“ sagt dann Sancho, der seinen sterbenden Herrn zur Fassung mahnen möchte, „als eine, die freiwillig aufs Verzweifeln ausgeht.“

Es rolle das Schicksal auf seinen geheimnisvollen Rädern fort; am ewigen Lauf der Dinge vermögen Glückliche und Unglückliche nichts zu ändern. Der heitere Blick des so erprobten Mannes hat sich nie getrübt. Das Leben, so tief auch seine Stacheln in die Menschenbrust eindringen, scheint ihm wert gelebt zu werden. Und wo andere im ewigen Zwiespalt zwischen Wollen und Können, zwischen Phantasie und Vernunft, der Traumwelt und dem Erdenjammer, die herznagende Tragödie des Menschendaseins erblicken, sieht der Schöpfer des „Don Quijote“ dessen komisches Spiel zur Erheiterung unseres Trübsinnes.

Sein Lachen über die Menschen verbirgt die reichste Menschenkenntnis. Weite Reisen, behauptet sein Lizentiat Glasmann, machen uns klug und weise. Und Persiles' treue Lebensgefährtin: „Viel zu sehen und viel zu lesen erweckt den Geist der Menschen.“ Auf den vielen Wanderungen hat sich das beobachtende Auge geübt und verschärft. Den Wanderstab des Dichters hat nur der Tod zerbrochen. Wohl gibt es Leute, die sich erdreisten, über Menschen und Welt zu urteilen, „ohne mehr von der Welt gesehen zu haben, als in zwanzig, dreißig Meilen Umgegend zu finden ist,“ sagt der irrende Ritter. „Ist es vielleicht ein eitles Vorhaben, oder ist die Zeit verschwendet, die man darauf wendet, in der Welt herumzuwandern, nicht um deren Genüsse aufzusuchen, sondern ihre harten Mühsale?“

Das Unzulängliche seiner literarischen Bildung hat Cervantes bald im Scherz, bald im Ernst bedauert. Er hat an keiner Hochschule gebüffelt; er saß nicht in Salamanca unter den angehenden Doktoren. Er mochte selbst empfinden, was Gottfried Keller noch in jungen Jahren empfand: „Strenge Studien, wenn sie mir auch nicht unmittelbar nötig sind, würden mir mehr Gehalt und Sicherheit geben.“ Doch, müssen wir auch zugeben, daß ein gründlicheres erlerntes Wissen seinen Schöpfungen etwas mehr Klarheit, Genauigkeit und Ordnung verliehen, das hastige Hinschleudern der Arbeiten in noch unvollendeter Form gezügelt, in Damm gehalten hätte, so ist es als Glück zu schätzen, daß ihm die Vielwisserei des Buchgelehrten erspart blieb und intuitives Erfassen und Ergründen, die unmittelbare Anschauung der Natur, welche Leonardo und Dürer allen Künstlern empfahlen und Shakespeare unvergleichlich übte, die leblose Gelehrsamkeit ersetzten. Gern hätten wir alle Zitate aus alten Schriftstellern und Dichtern, welche meist verstümmelt aus seiner Feder flossen, für ein paar seiner eigenen frischen und feinen Beobachtungen des Menschenlebens preisgegeben. Don Quijote behauptet einmal, er wisse mehr vom Waffenwerk als von Wissenschaft; er bringt aber in den Augenblicken, wo seine Narrheit ruhte, so viel Ver-

Digitized by Google

ständiges und Gescheites in seinen Reden zustande, daß Sancho verblüfft ausrufen muß: „Alles weiß er, alles versteht er.“ Die Natur, in allem freigebig, zuvorkommend in allem, ersetzt, was ein entbehrungsvolles und studienarmes Leben nicht zu gewähren vermag. Woher hat Preciosa, das angebliche Zigeunerkind, ihr Wissen und ihren Scharfsinn? „Den Satan hast du im Kopfe, Mädchen,“ muß ihr das alte Zigeunerweib zurufen: „Da redest du von Sachen, daß sie ein Professor von Salamanca nicht besser vorbringen kann.“

(Fortsetzung folgt.)

Leo XIII.*)

Si duo faciunt idem, non est idem. An dieses Axiom hat man sich lebhaft angesichts der zahlreichen Publikationen über Leo XIII. erinnern können. Da hat man Monographien erhalten, die im Stil mittelalterlicher Legenden das ganze Leben und Wirken des jüngst verstorbenen Papstes restlos ins Gebiet des Supranaturalismus verlegten und damit auch die bescheidenste Regung von Kritik verabschiedeten. Die französischen Biographen haben in ihm den besorgten und fast ausschließlichen Protektor der **fille aînée de l'église** gepriesen und ihn bei allen politischen Wechselgängen der jüngsten französischen Politik, inklusive der franko-russischen Allianz, Gevatterschaft stehen lassen; nur hat man kein Wort darüber gefunden, inwieweit sein Einfluß auch auf das radikale Vorgehen Combes' sich erstreckt hat. Das recht deutliche Wort G o y a u s: **Le Cardinal Rampollà mettait au service de ce dessein un zèle patient, tenace, heureux: l'alliance franco-russe fut cimentée. Léon XIII. s'en félicita comme d'un succès personnel de sa politique,** sei den katholischen Blättern Deutschlands, die derartiges immer zu bestreiten sich bemüht haben, zu besonderer Betrachtung empfohlen. Vier Jahre vor dem Tode Leos erschien die von einem ernsten Historiker, K. G o e tz, unternommene Charakterzeichnung (Leo XIII. Seine Weltanschauung und Wirksamkeit. Gotha 1899), von der auch die Allgemeine Zeitung in ihrer Beilage einige Partien ihren Lesern mitgeteilt hat. Der Standpunkt des Verfassers ist ein gegnerischer, die ganze Beurteilung, die auf Grund der bis dahin erschienenen Briefe, Encykliken und sonstigen Aktenstücke erfolgt ist, danach zu bewerten. Leo wird als Gegner des modernen Staats- wie Kulturlebens hingestellt. Am ehesten mit der Arbeit von Goetz zu vergleichen ist das zu Anfang dieses Jahres erschienene Buch von M a r t i n S p a h n. Auch hier redet nicht der Nur-Panegyriker, sondern der Historiker, der mit dem Werkzeug der Wissenschaft und nach wissenschaftlichen Grundsätzen sein Material anfaßt. Auch hier soll nicht eine Geschichtserzählung, nicht eine vollständige Darstellung des äußeren Lebenslaufes und Wirkens geboten, sondern ein Charakterbild, und zwar die allmähliche Entstehung dieses Charakters, gezeichnet werden. Das Buch will „Werden und Wollen Leos begleiten, nicht sein Wirken begrenzen“ (S. 222). Dieses deutlich ausgesprochene und durchgeführte Programm haben zahlreiche Kritiker Spahns aus dem Auge verloren und mit Unrecht den Mangel in geschichtlichen Einzelheiten, vor allem die dürftige Knappheit des letzten Kapitels, das Leo als Papst behandelt, getadelt. Spahn hat weit mehr noch als Goetz die genaue Betrachtung des äußeren geschichtlichen Verlaufs zugunsten einer geschichtsphilosophischen, räsonnierenden Darstellung preisgegeben. Er baut nicht die geschichtliche Wirksamkeit des Papstes vor uns auf, sondern auf dem Substrat dieser geschichtlichen Wirksamkeit erhebt er dessen Charakterbild. Ersichtlich war es ihm darum zu tun, die vornehmen, kunstvollen Formen des Essays ihm zu geben, alles Ueberflüssige, was den Gesamteindruck der großen Linien des Bildes beeinträchtigen könnte, fortzulassen; auch das ist bei Beurteilung von Inhalt und äußerer Form nicht aus dem Auge zu verlieren, wie es vielfach geschehen. Als Essay ist Spahns Leo aber eine Musterleistung ersten Ranges, nach großen Gesichtspunkten orientiert, mit geistvoller Kombination die oft recht krausen Fäden zusammenfassend, von glänzender Diktion, inhaltlich wie formell von geschlossenster Einheitlichkeit und gerade dadurch die beste Leistung, die Spahn auf diesem Gebiete bisher aufzuweisen hat.

Sein Standpunkt ist durchaus verschieden von dem Goetzschen und damit steht auch sein Endresultat demjenigen seines Vorgängers, ohne daß es vielleicht gewollt war, diametral gegenüber. Er beurteilt Ziel und Bestrebungen Leos nicht als prinzipieller Gegner, sondern als Freund. Demgemäß ist ihm Leo anstatt Gegner der modernen Kultur Inspirator und Führer der wahren Kultur weit über deren gegenwärtigen Stand hinaus.

Nur allmählich ist Pecci das geworden. Den langsamen Entwicklungsgang rollt Spahn vor uns auf; er zeichnet uns weniger den Papst als den Charakter, der nach und nach zum Führer der Kirche heranreift und zum Leiter der gesamten katholischen Bewegung, die er in seine nach den Bedürfnissen der Zukunft orientierten Wege lenkt. Spahn vergißt die Schwächen und Charakterfehler des künftigen Papstes bei dieser Darlegung nicht. Die seltsamerweise unter den Auspizien Leos und der Kurie erschienenen Publikationen Roger d'Agens haben gewisse Eigenheiten Peccis grell hervortreten lassen, so eine gewisse äußerliche, kühle Stellungnahme zur Religion, einen allzu ausgeprägten Familienstolz und Berufsehrgeiz, eine starke Sorge für Gelderwerb und einen auffallenden Mangel an Freundschaftsgefühl. Diese weltliche Richtung schloß mit der Priesterweihe ab. Pecci wurde dann in Benevent und Perugia ein energischer, erfolgreicher Verwaltungsbeamter; der von leidenschaftlichen Kämpfen um die Schulfrage umbrauste Nuntiaturposten in Brüssel führte ihn nur halbwegs in die Geheimnisse der Diplomatie ein, gab ihm aber eine Ahnung von der wirtschaftlichen Kultur, die sich allmählich entwickelte, und von den sozialen Fortschritten der Neuzeit. Die nächsten 32 Jahre, während der Pecci die Diözese Perugia leitete, waren praktischer Lebensarbeit und spekulativen Studien gewidmet. Zwar überschaute er kaum je in diesen Jahren ganz die Situation, immer wird er von den Verhältnissen geschoben und greift dann in ein weit rückwärtsliegendes Arsenal zurück. Die Synode von 1849 und deren Statuten, deren eigentlicher Inspirator und Vater der Bischof von Perugia war, sind hierfür nicht minder bezeichnend, als die Tatsache, daß er die erste Anregung zur Zusammenstellung und Publizierung des Syllabus gab. Die Weltanschauung, die aus diesen Maßnahmen spricht, ist ganz die hierokratische des Mittelalters, wie sie vor allem in der **Magna Charta** dieser Geisteswelt, in der **Summa Theologica** des Aquinaten uns entgegentritt. Erst als mit der fortschreitenden Verwirklichung der Einheitsbestrebungen Italiens das hierokratische System aus der Wirklichkeit verschwindet, versuchte Pecci auch den modernen Staat für sich, dessen Bedeutung für die menschliche Gesellschaft und dessen Beziehungen zur Kirche näher zu untersuchen und in einer Reihe Aufsehen erregender, auf tief philosophischen Studien beruhender Hirtenschreiben darzulegen. Unseres Erachtens ist ihm auch hier viel mehr Thomas von Aquino als Benedikt XIV. (Seite 235) Führer gewesen. Im Grunde liegt hier eigentlich schon das ganze Lebensprogramm des künftigen Papstes vor. Die Ideen, die das Hirtenschreiben von 1876 über die Kirche und das 19. Jahrhundert oder gar das schöne von 1877 über Kirche und Zivilisation entwickeln, klingen immer wieder in den künftigen großen Encykliken durch: das sozialpolitische System der späteren Zeit ist hier schon in seinen charakteristischen Zügen fertig. Nur daß Leo mehr und mehr die moderne Kultur zu verstehen, eine Einwirkung der Kirche auf sie und eine Mitarbeit der Katholiken an ihrer Fortbildung herzustellen sucht. I n L e o r e s u m i e r t s i c h d e m n a c h, und in diesem Nachweisversuch beruht der Hauptreiz des Spahnschen Buches, d i e E n t w i c k l u n g d e s k a t h o l i s c h e n L e b e n s u n d d e r k a t h o l i s c h e n B e w e g u n g i m 19. J a h r h u n d e r t, ja es sind sogar nach den emphatischen Ausführungen des Schlußwortes die künftigen Phasen dieser Bewegung bereits in ihm und in seinen Pronunciamenti anticipiert.

---

*) Leo XIII. dargestellt von M a r t i n S p a h n. München 1905, Kirchheim.

Digitized by Google

Dieses Charakter- und Entwicklungsbild ist durchweg als einheitliche, konsequente Größe gewahrt; darum geht der Verfasser über alles Unvermittelte und alle Inkonsequenzen rasch hinweg; daher erklären sich auch manche allzu optimistische Auffassungen, wie zum Beispiel über die Stellung Leos zur Verurteilung Rosminis (S. 227) oder zur Kardinalsernennung Newmans. Alle äußeren Einflüsse erscheinen als vom mächtigen Strom der Entwicklung dieses Charakters fortgezogen. So wird Rampolla nur flüchtig genannt, und doch hat diese Persönlichkeit ohne Zweifel eine viel tiefere Einwirkung und durchaus nicht im Sinne der vorausgegangenen Entwicklung ausgeübt, als aus diesem Buche hervorgeht. — Spahns Buch ist ohne Zweifel ein glänzendes Kunstwerk, die mühevolle Verarbeitung und Wiedergabe des reichen geschichtlichen Materials und vor allem der teilweise doch recht trockenen Dokumente ist in die vornehmste Form gekleidet, so daß jeder Gebildete sich daran erfreuen mag. Inhaltlich ist es eine großartige, von warmer Begeisterung getragene Apologie des Papstes und der Kirche. Und doch haben viele, wie vorauszusehen war, daran Anstoß genommen. Die Konstatierung der Tatsache, daß Pecci nicht immer in den Jesuiten seine bevorzugten Lieblinge sah, genügt für viele, die Monographie als „eine gefährliche Aeußerung des liberalen Katholizismus" zu brandmarken. Wie Rojhestwensky in seiner nervösen Angst harmlose Fischerboote zusammenschoß, so erblickt ein Teil der katholischen Presse allmählich überall das Gespenst des „liberalen Katholizismus".

X.

Bücher und Zeitschriften.

Rétif de la Bretonne. „Monsieur Nicolas, das enthüllte Menschenherz". Deutsch von Julius Nestler. I. Band, 385 Seiten. Verlag von Julius Eichenberg, Siena und Berlin 1905.

Es ist immer interessant und lehrreich, das Leben eines Mannes aus einer Selbstbiographie kennen zu lernen, zumal wenn eine vor nichts zurückschreckende Wahrheitsliebe, eine Selbstbeobachtung, die auf die feinsten Seelenregungen eingeht, die Feder führen. Diese Eigenschaften besitzt nun Rétif in nahezu unübertrefflichem Maße und ihnen verdankt er wohl auch in erster Linie den Beifall eines so feinen Psychologen, wie Schillers, der Goethe auf dieses „seltsame" Werk aufmerksam machte. Es ist wirklich eines der seltsamsten Bücher der Weltliteratur, dabei von der ersten bis zur letzten Seite spannend. Denn wenn es trotz Sade, Casanova, Aretino u. s. w. in der Literatur kaum eine so sinnliche Natur wie den ungebildeten, dabei ungemein scharf blickenden und unübertroffen produktiven Autor gegeben hat, so ist er bestimmt der Einzige, der mit solcher Furchtlosigkeit den erotischen Grundton seiner Psyche enthüllte. Dadurch stellt er sogar Rousseau in den Schatten. Rétif hat nur Sinn für Liebe und Frauen; sie bilden den alleinigen Inhalt seines Lebens seit seinem elften Jahre, in dem er zuerst Vater wurde! Hunderte von weiblichen Wesen begleiteten in ununterbrochener Folge seinen Lebensweg; sie alle führt er uns greifbar, oft mit zartester Feinheit vor Augen, eine jede ist Objekt seiner Beobachtung und Reflexionen. Dabei war er ein rastloser Arbeiter und ein Mann, der, nach dem Guten strebend, schonungslos seine Handlungen und intimsten Gedanken richtet und sie ohne Beschönigung der Oeffentlichkeit preisgibt. Daß seine Schriften eine für den Kulturhistoriker und Sittenschilderer unerschöpfliche und schon längst ausgebeutete Fundgrube bilden — er schrieb etwa 250 Bände! —, aus der wir wie aus keiner anderen das Leben einer gewissen Schicht des französischen Mittelstandes im 18. Jahrhundert kennen lernen, verleiht der Lektüre noch ihren besonderen Wert.

Die Uebersetzung ist gut und so geläufig, wie es der schlechte Stil Rétifs gestattete. Die Ausstattung des Werkes sehr solide. Der vorliegende erste Band behandelt Rétifs Jugend bis zum vollendeten 15. Lebensjahre. Fragen wir nun, ob ein Bedürfnis nach Uebertragung dieser auf 16 Bände berechneten Autobiographie vorlag, so möchten wir das trotzdem verneinen. Dem Gelehrten und literarischen Forscher, der doch bei uns ausnahmslos des Französischen mächtig ist, ist sie entbehrlich, für das große Publikum aber ist Rétif ganz und gar keine Kost. Wenn er auch gewiß kein Pornograph ist, so ist doch der sinnliche Ton, die trotz der Milderung des Uebersetzers oft höchst indecente Sprache derart, daß das Buch in falschen Händen und bei unreifen Personen — die sich voraussichtlich mit besonderer Gier darauf stürzen werden — unbedingt eine große Gefahr bildet. Es ist noch ein Glück, daß die hohen Kosten — 6 bis 7 Mark pro Band — einer allzu weiten Verbreitung hinderlich sein werden.

München. Dr. Max Kemmerich.

Allgemeine Rundschau.

Oberst Harrison über seine Erfahrungen im afrikanischen Urwald.

Der englische Forschungsreisende Oberst Harrison hat dem Reuterschen Bureau unlängst Mitteilungen über seine Erlebnisse in dem großen Walde gemacht, der seit Stanleys Zeiten so hohes Interesse der Forscher in Anspruch nahm. Es kam dem Reisenden darauf an, sich einen Okapi zu verschaffen und einige Exemplare der von Stanley entdeckten Zwerge nach Europa zu bringen. Von Khartum aus fuhr der Oberst auf einem Regierungsdampfer nach Lado. Von dort erreichte er in Fußmärschen den 500 englische Meilen entfernten Wald. Er fand dort, abgesehen von den Zwergen, keine Spur von Menschen. Die Eingeborenen vermeiden es, in den Wald einzudringen, weil sie eine fast abergläubische Furcht vor den Zwergen haben. Die Zwerge selbst dringen nicht tiefer als zwei Tagereisen weit in den Wald ein. Als der Forscher auf ein Zwergdorf stieß, schickte er zunächst einen Knaben hinein, der Suaheli sprach, eine Sprache, deren sich die Zwerge ebenfalls bedienen, um sie auf seine Ankunft vorzubereiten. Die Zwerge kamen ihm entgegen, führten einen Tanz auf und versprachen, ihn am anderen Tage auf einem Jagdzuge zu begleiten. In der Nacht verschwanden sie jedoch spurlos. Dasselbe wiederholte sich bei anderen Dörfern. Schließlich gelang es der Ueberredungskunst der Suahelibegleiter des Reisenden, etwa 120 der kleinen Leute zum Aufenthalt in seinem Lager zu bewegen. Der Reisende beschreibt die Zwerge wie folgt: „Sie sind ein ganz außerordentliches Völkchen und ich hatte während der drei Wochen, die ich mit ihnen im Walde verlebte, Gelegenheit, viele interessante Nachrichten über sie einzuziehen. Sie führten mich ohne Scheu zu ihren kleinen Dörfern und abends errichteten sie eine Laubhütte, in der ich schlief. Ihre Intelligenz ist eine außerordentlich geringe. Sie haben nicht die geringste Kenntnis von dem, was um sie vorgeht. Religiöse Instinkte fehlen ihnen offenbar vollständig und sie haben keinen Begriff von einem höchsten Wesen. Ihre durchschnittliche Größe ist 4 Fuß bis 4 Fuß 3½ Zoll. Merkwürdigerweise sind die Frauen in der Regel größer als die Männer. Sie sind auch körperlich besser entwickelt. Die Männer machen mir einen verhungerten Eindruck. Eine bemerkenswerte Tatsache war das Vorherrschen eines schrecklichen Hustens, der vielleicht der Feuchtigkeit der Atmosphäre zuzuschreiben ist. Alle Zwerge litten so sehr an diesem Husten, daß es schwer war, nachts zu schlafen. Ich hatte mit Sicherheit erwartet, daß man ein ernstliches Lungenleiden an den Zwergen feststellen würde, fand aber bei der ärztlichen Untersuchung der mich nach Aegypten begleitenden Zwerge, daß die Lungen durchaus gesund waren. Als wir beim Abenddunkel am Ende unseres ersten Tagesmarsches in dem Wald eine kleine Lichtung erreichten, wußten wir, daß ein Dorf in der Nähe sein mußte. Das Dorf lag etwas von der Lichtung entfernt. Die kleinen Hüttchen lagen fast unzugänglich im Dickicht verborgen. Sie bestanden aus Laubwerk, hatten 7 Fuß Durchmesser und weniger als 4 Fuß Höhe. Vor den Hütten brannte ein Feuer; in jeder Hütte kauerten 8—10 Zwerge. Sie kamen später auf meinen Wunsch zu meinem Lager und tanzten dort. Im Tanz leisten sie Erstaunliches. Sie können stundenlang tanzen, ohne zu ermüden und ohne aufzuhören. Ihre Bewegungen sind durchaus nicht ohne Grazie. Etwa hundert von

Digitized by Google

ihnen bilden eine Reihe und tanzen um zwei Trommler herum. Diese Trommeln scheinen, mit den schrillen Pfeifen, die sie auf der Jagd benutzen, die einzigen musikalischen Instrumente zu bilden, die sie besitzen. Eine merkwürdige Charaktereigenschaft ist ihre außerordentliche Schweigsamkeit. Sie können stundenlang sitzen, ohne ein Wort zu äußern. Sie sind Nomaden und ihr einziger Reichtum besteht in Speeren. Die Anzahl der Speere ist maßgebend für die Zahl der Weiber, die sie sich halten können. Sie gehen sozusagen nackt. Die Frauen sind mit einigen Blättern bekleidet, während der ganze Anzug der Männer aus einem Stückchen Fell besteht, das sie um die Hüften binden. Ihr persönliches Eigentum besteht aus einem oder zwei vergifteten Speeren und aus einem alten Tontopf. Die Frauen tragen ihre Kinder seitwärts auf der Hüfte festgebunden. Sie sind furchtlose Jäger und greifen kühn den Elefanten an, indem sie auf ihn losstürzen und einen vergifteten Speer in ihn stoßen. Sie sind auch kriegerische kleine Kerle. Noch kurz vor meiner Ankunft waren sie aus dem Walde hervorgebrochen, hatten eine belgische Karawane angegriffen und ausgeplündert und 17 Träger getötet. Die Karawane war nur von farbigen Soldaten begleitet, die vor den Zwergen wegliefen. Die Zwerge essen wie Tiere und nagen selbst an den Knochen herum. Wenn sie ein Tier fangen, so schneiden sie es, so wie es ist, mit dem Fell und dem ganzen Inhalt in Stücke und kochen es."

Die sechs Zwerge, die sich bereit erklärten, den Forscher zu begleiten, wurden auf Eseln oder in kleinen Tragbahren befördert. So gelangte er mit ihnen nach Wadelai. In Kairo stieß Harrison mit der Weiterbeförderung der Leute auf Schwierigkeiten. Lord Cromer war vom Auswärtigen Amte angewiesen worden, festzustellen, unter welchen Bedingungen die Zwerge nach England reisten und ob sie freiwillig kämen. — Zwei der Zwerge liegen im Hospital in Kairo, darunter eine alte Frau, die nach Aussage des Reisenden vollständig wie ein Affe aussieht. Oberst Harrison steht immer noch mit dem Auswärtigen Amte in Unterhandlung, um die Erlaubnis durchzusetzen, die Zwerge nach England zu bringen. Die Kongoregierung hat die Erlaubnis dazu bereits erteilt.

*

Ein neues Material zur Papierbereitung.

Jüngst war in einer englischen Wochenschrift gemeldet worden, daß es einem Amerikaner, Mr. Callender, gelungen ist, Papier aus dem Torf, der in den irischen Mooren gewonnen wird, herzustellen. Ein irischer Papierhändler, Irwin, hatte die Brauchbarkeit des Torfs zu diesem Zwecke bestritten. Darauf erwiderte Mr. Callender folgendes in The Westminster Gazette, was wir im Interesse unseres engeren Vaterlandes mit seinen zahlreichen Mooren wiederholen, ohne uns ein Urteil darüber, das wir den sachverständigen Kreisen überlassen, anzumaßen: „Man hat mich auf einen Artikel in The Westminster Gazette aufmerksam gemacht: „Irisches Torfpapier", in dem Sie einen Brief der Herren Irwin, Lumpenpapier- und Makulaturhändler in Dublin, wiedergeben. Dieser Brief kritisiert meine Behauptung, daß mein Papier aus Torf hergestellt ist, und teilt ferner mit, daß die genannte Papierfirma seit 20 Jahren in England und Irland Versuche unternommen hat, um Torf als Rohmaterial für Papier zu gebrauchen, und daß alle diese Versuche mißlungen sind. Selbstverständlich schließen Sie die Mahnung an, daß Lumpen und Makulatur das einzig gute Material zur Papierbereitung ist. Demgegenüber stelle ich fest, daß die Papiermühle meiner Gesellschaft in Celbridge Einwickelpapier aus Torf herstellt und davon mehr verkauft als alle anderen Papiermühlen Irlands zusammengenommen, einerlei aus welchem Material diese Papier machen. Ich habe die letzten zwei Jahre mich damit abgegeben, diese irische Industrie in Celbridge zu entwickeln; es sind ungefähr 15,000 Pfund Sterling (300,000 Mark) darin angelegt und ungefähr 40—60 Arbeiter darin beschäftigt. Fast alle leitenden Papiersachverständigen Amerikas und Europas haben unsere Fabrikationsweise inspiziert und aufs günstigste darüber berichtet. Ein Gutachten, das die bekannte Firma Craig Gardner and Cie. durch einen Experten über unser Papier abgeben ließ, stellt fest, daß ungefähr 66 Prozent oder zwei Drittel der zur Herstellung gebrauchten Masse Torf ist."

—s.

Kleinere Mitteilungen.

* Zur Konferenz der preußischen Universitäts-Rektoren. Der Breslauer Universitätsrektor Konsistorialrat Professor Dr. Kawerau hat in seiner Immatrikulations-Ansprache bemerkt, er könne jetzt das Geheimnis ruhig lüften, daß die am 15. und 16. Mai in Berlin stattfindende Rektorenkonferenz lediglich einer Anregung aus den Kreisen der Universitätslehrer entsprungen sei und daß er, wie wohl auch alle übrigen Teilnehmer an ihr, fest entschlossen sei, die akademische Freiheit so, wie die Studenten sie verstehen, energisch zu schützen und zu verteidigen.

* Aus der Jagor-Stiftung der Stadt Berlin, einem Vermächtnis des im Jahre 1900 verstorbenen Forschungsreisenden Dr. Feodor Jagor, sind in diesem Jahre sechs Gelehrte mit dem Gesamtbetrag von 14,400 M. bedacht worden. Professor Dr. Flamm von der Technischen Hochschule zu Berlin ist mit 5000 M. beteiligt, die ihm für seine Arbeiten über die Untersuchung der Schiffsschrauben gewährt worden sind. 4000 M. sind Professor Dr. Otto Jaekel (Berlin) für Erforschung der devonischen Wirbeltierformen von Wildungen zugewiesen worden. Dr. Giesel in Braunschweig erhielt 3800 M., davon 3000 M. zur chemischen und physikalischen Untersuchung der Ausstrahlungen des Emanins und des Radiums und 800 M. zu physikalischen Arbeiten auf dem Gebiete der Radioaktivität. Professor Dr. Markwald von der Berliner zweiten chemischen Anstalt sind 1000 M. zur Bestimmung des Atomgewichtes des Tellurs zugebilligt. Den bekannten Radiumforschern Elster und Geitel endlich wurden 600 M. zur Weiterführung der Untersuchungen über Radioaktivität gewährt.

ac. Die Ankunft der Amundsen-Expedition in King Williams-Land. Die New-York Americain-Zeitung veröffentlicht ein Telegramm aus San Francisco über die Ankunft des Kapitän Roald Amundsen im Süden von King Williams-Land. Die Expedition verließ Christiania am 17. Juni 1903 und erreichte nunmehr den Magnetpol. Kapitän Amundsen, ein Norweger, und begleitet von dem dänischen Schiffsleutnant Gottfried Hansen und einer Schiffsbemannung von 60 Mann, ging von Christiania in einem kleinen Schiff von nur 46 Tonnengehalt ab, in der Absicht, bis zum Jahre 1907 unterwegs zu sein. Er hoffte, den Magnetpol frühestens 1904 zu erreichen und Beobachtungen in seiner Nähe bis zum folgenden Jahre anzustellen. Die Reise sollte dann mit dem Plane fortgesetzt werden, den Winter von 1905/06 in Viktoria-Land zuzubringen und das Jahr 1906/07 in der Mackenzie-Bucht. Die Rückkehr sollte im Sommer 1907 durch die Berings-Straße erfolgen. Zwei Walfischfänger, welche mit Kapitän Amundsen in Dalrymple Rock bei Smithsund im Juni 1903 zusammentreffen wollten, erreichten den Platz am 23. Juni, fanden aber keinerlei Zeichen von Amundsen, dessen Abreise von Christiania verzögert worden war. Diese Walfischfänger verbargen indes ein Quantum von Lebensmitteln, wie es für den Fall verabredet worden war, daß man sich nicht treffen sollte.

* Nordpolforschung. Der amerikanische Polarfahrer Kapitän Peary trifft gegenwärtig Vorbereitungen für seine Rückkehr nach Nord-Grönland, wo er sein Werk, das Eismeer zu erforschen und den Nordpol zu erreichen, wieder aufnehmen will. Sein Schiff, das eigens zu diesem Zweck gebaut wird, soll Anfang Mai fertig werden. In New-York soll es mit Proviant für drei Jahre versehen werden. Peary gedenkt Anfang Juli nach Grönland abzusegeln und hofft Cape Sabine nach ungefähr einem Monat zu erreichen. Er möchte die nordischen Hochländer gründlich erforschen. Eine große Zahl von Hunden wird er mit sich führen, die Schlitten über das Eis ziehen sollen. In Cape Frazer und Cape Lawrence gedenkt er Vorräte zurückzulassen. Im Februar nächsten Jahres hofft er mit seiner Schlittenfahrt über das Meereis beginnen zu können und im Juni 1906 wieder zu Hause zu sein, nachdem er auch den Pol erreicht hat.

C. K. Eine chinesische Universität. Nach dem Vorbilde der Japaner wollen jetzt augenscheinlich die

Digitized by Google

Franzosen durch Begründung höherer Schulen Einfluß auf die chinesische Welt gewinnen. Von der Regierung von Indo-China ist eine chinesische Universität in Hanoi geplant, die der Universität Japans nachgebildet werden soll. Schon im Januar hat man auf Ersuchen des Vizekönigs von Jün-nan in Tongking eine chinesische höhere Schule begründet, die ausschließlich für Söhne chinesischer Mandarinen bestimmt ist. Schon bei der Eröffnung der Kurse wurden zehn Schüler nach Hanoi geschickt, weitere sollen folgen. Die Söhne der Mandarinen haben denselben Lehrgang wie in den chinesischen Schulen Japans.

hc. **Bibliotheken.** Der Assistent an der Königlichen Bibliothek in Berlin Dr. phil. Emil **Ettlinger** ist in gleicher Eigenschaft an die Königliche und Universitätsbibliothek in **Königsberg** versetzt worden.

* **Todesfall.** In Paris ist der Professor am Polytechnikum Alfred **Pottier**, eine hervorragende Autorität auf dem Gebiete der Ingenieurwissenschaften und der Elektrophysik, gestorben.

Hochschulnachrichten.

* **München.** Der Privatdozent der Geschichte Dr. **Preuß** hat zwecks archivalischer Studien für dieses Sommersemester einen Urlaub nach Paris erhalten.

H. **Heidelberg.** Die in Nr. 111 von uns gebrachte Nachricht, Professor Dr. **Klaatsch** sei von seiner Studienreise nach Australien zurückgekehrt, trifft **nicht** zu. Professor Klaatsch befindet sich vielmehr noch in Australien und wird dort noch ein zweites Jahr verbleiben. Vor kurzem hat er seinen fast einjährigen Aufenthalt bei den Eingeborenen Queenslands beendigt.

hc. **Frankfurt a. M.** Professor Dr. Karl **Marbe**, bisher außerordentlicher Professor der Philosophie in **Würzburg**, hat mit einer Antritts-Vorlesung über das Thema: „Die Einzelwissenschaften und die Philosophie" seine Lehrtätigkeit an der hiesigen Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften begonnen.

* **Jena.** Die **Ferienkurse** für Damen und Herren werden wie in den vergangenen Jahren (seit 1889) im August, und zwar vom 3. bis 16., abgehalten werden. Das Programm enthält folgende Abteilungen: 1. Naturwissenschaftliche Kurse: Botanik, Physik, Astronomie, Geologie, Zoologie, Physiologie; 2. Pädagogische Kurse: Geschichte der Pädagogik, allgemeine Didaktik, spez. Didaktik, Religionsunterricht, Hodegetik, Pädagogische Pathologie, Psychologie des Kindes, das Mannheimer Schulsystem; 3. Kurse aus dem Gebiete der Frauenbildung: Volkserziehung mit Bezug auf die Frauen, Kraft und Schwachheit beider Geschlechter in der Kultur; 4. Theologische, geschichtliche und philosophische Kurse: Religionsgeschichte, deutsche Nationalökonomie, deutsche Wirtschaftsgeschichte, deutsche Literaturgeschichte, Einleitung in die Hauptrichtungen der Ethik, Psychologie; 5. Kurse aus dem Gebiete der Kunst: Heimatkultur, Richard Wagner; 6. Sprachkurse: a) Deutsche Sprache, Sprachkurse für Anfänger und für Fortgeschrittene; b) Englische Sprache: Elementarkursus und englische Literatur; c) Französische Sprache: Grammatik, französische Literatur. Den Ferienkursen sich anschließend werden an zwei Abenden der ersten Woche zwei Vorträge über Goethes Faust von Dr. Türk und in der zweiten Woche zwei Vorträge über Mädchenbildung in den Vereinigten Staaten von Frln. Nix (Minnesota) gehalten werden. Auch wird am 14. August die Hauptversammlung der Pädagogischen Gesellschaft im Volkshause stattfinden und im Anschluß daran ein Vortrag von Herrn Pfarrer Fluegel. Nähere Auskunft erteilt das Sekretariat: Frau Dr. **Schnetger**, Jena, Gartenstraße 2.

hc. **Breslau.** Mit einer Antritts-Vorlesung über: „Die physiologischen und pathologischen Beziehungen zwischen Ovarien und Uterus" führt sich am 16. d. M. der Breslauer Arzt Dr. Ludwig **Fränkel** an der hiesigen Universität als Privatdozent für Geburtshilfe und Gynäkologie ein.

hc. **Wien.** Der frühere Direktor der Geologischen Reichsanstalt in Wien Dr. Guido **Stache** feiert am 15. d. M. das 50jährige Doktorjubiläum.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Statistisches Jahrbuch der autonomen Landesverwaltung in den im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern. Herausgegeben durch die k. k. statistische Zentralkommission auf Grund der von den Ländern gelieferten statistischen Tabellen und Materialien. 4. Jahrgang. Wien 1904. K. K. Hof- und Staatsdruckerei. 897 S. — **Richard Wagner** in den Jahren 1842—1849 und 1873—1875. Erinnerungen von **Gustav Adolf Kietz**. Dresden 1905. Karl Reissner. 225 S. — **Blätter aus unseres Herrgotts Tagebuch.** F. stille Leute ges. v. e. Menschensohn. Berlin. Albert Kohler. 202 S. — **Die Wiederkunft Christi.** E. Schauspiel. V. Verf. d. „Blätter aus uns. Herrgotts Tagebuch". Stuttgart, Berlin, Leipzig 1905, Union Deutsche Verlagsanstalt. 118 S. — **Rudolf Baumann**: Waldspuk. Zürich 1905. Schulthess u. Co. 178 S. — **Ernst Franck**: Der Primat d. praktischen Vernunft in der frühnachkantischen Philosophie. Inaugural-Dissertation. Erlangen 1904. 71 S. — **Schillers Heimatjahre von Hermann Kurz.** Illustriert von A. Closs. (Vollständig in 10 Lieferungen. 9. u. 10. Liefg.) Stuttgart, Berlin, Leipzig. Union Deutsche Verlagsanstalt. — **Alexander Steffen**: Blumen für Kinder. Kurze Anleitung der gebräuchlichsten Blumen im Zimmer. Frankfurt a. O. Trowitzsch u. Sohn. 13 S. — **Ernst v. Wildenbruch**: Heros, bleib bei uns! Gedicht zum Hundertjahrstag von Schillers Heimgang. Berlin 1905. H. Grote. 11 S. — **Marie-Louise v. Bançels**: Prismen. Gedichte. Berlin 1905. M. Lilienthal. 76 S. **Sil Vara**: Pierrots Drama. (Drei Einakter.) Wien 1905. Paul Knepler. 89 S. — Dr. v. **Radler**: Bora. Schauspiel in einem Akt. Ebenda 1905. 27 S. — **J. G. Fischers Schiller-Reden.** (1849—1893.) Hersg. von Dr. Hans Hofmann. Stuttgart 1905. A. Zimmers Verlag (Ernst Mohrmann). 144 S. — **Ludwig Hevesi**: Rudolf v. Alt. Variationen. Mit 6 Abbildungen und einer Schriftprobe. Wien 1905. Karl Konegen (Ernst Stülpnagel). 96 S. — Dr. **Karl Fuchs**: Geschichte der Deutschen Ordensburg und Herrschaft Busau. Wien 1905. L. W. Seidel u. Sohn. 200 S. — H. v. **Hippel**: Schweigt und geht. Drei Novellen. Berlin. Hermann Krüger. 224 S. — Dr. jur. P. **Leutke**: Das Verfügungsrecht beim Frachtgeschäft, mit besonderer Berücksichtigung des Postfrachtgeschäfts. Berlin 1905. J. Guttentag. 270 S. — **Deutschlands Jugend.** (1. Jahrgang. Nr. 5.) Schüler-Zeitung für Knaben und Mädchen. Berlin. Deutschlands Jugend.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen! (1)

Grabschriften und Marterlen

Gesammelt und herausgegeben von

Ludwig von Hörmann

Siebentes Tausend

In Leinenband M. 1.50.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Digitized by Google

Jahrgang 1905. München, Mittwoch, 17. Mai. Nummer 114.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Eine versinkende Welt.

Von Carl Haag.

Kulturen sind Welten, so gut wie Festlande, und wenn sie zugrunde gehen, versinkt eine Welt. Es geht schneller damit als mit jenen; man kann es mit ansehen; und die heutige Menschheit hat den Vorzug, dieses Schauspiel ausgiebig genießen zu können, soweit eine herbe Tragödie ein Genuß sein kann. Wenn die Schönheit der Erde an die Mannigfaltigkeit der Kulturformen gebunden ist, dann leben wir in einer Zeit des Unterganges der Schönheit, so reißend, wie er noch nie über die Erde ging.

Unmittelbar vor unseren Toren, drei Tagereisen von Deutschlands Grenzen, liegt die maurische Welt und ihre Trümmer. Deutlicher als hier wird der blütenzerstampfende Schritt der Zeit nirgends beobachtet werden. Tausend Jahre lang standen uns diese Westaraber am Mittelmeer in stolzer Sonderart gegenüber, das Südvolk des Westens dem Nordvolk. Mit wohl begründetem Stolz schauten sie einst auf uns herab, die bevorzugten Erben der hellenischen Geisteswelt, unsere Lehrer und Vorbilder. Vor vierhundert Jahren fiel Granada. Noch steht das Feenschloß der Alhambra; eine schöne Sage aus ferner Vorzeit ragt es in die Gegenwart. Gewesen, längst gewesen; frei schaltet die Phantasie, wenn sie ihre Hallen mit den bräunlichen Helden zu beleben sucht, deren Fresken die Wände schmücken. Aber die maurische Welt steht noch, von der dieser Teil abgebröckelt ist. Aus dem historischen Traum erwacht man zu überraschender Wirklichkeit, wenn man die Straßen von Tunis betritt. Was für farbenprächtige Bilder, diese Gruppen kauernder Greise in der teppichbehangenen Umrahmung der dämmerigen Nischen, an der Straße hin; welche Märchenerscheinung, du schöner Achmed mit deinem Bronzegesicht, in den schneeigen Tüchern, die seitlich über dein hellblaues Unterkleid herabfallen; an der Pforte der Moschee, wo du eben gebetet hast; wie edel fließen die Falten eurer Gewänder zu dem feinen hellbraunen Leder eures Schuhwerks hinab, ihr maurischen Männer und Frauen: ihr umkleidet euer Leben mit einem Farbenschimmer, dessen Zartheit uns die Sinne umschmeichelt und dessen Vornehmheit uns beschämt. Draußen auf der Anhöhe bei der Kasbah: Hufeisentore, lange Wälle und dahinter die blendend weiße Stadt, mit dem Gewoge der Häuserwürfel, mit Kuppeln und Türmen. In den breiten und schmalen Gassen bei Nacht: die beleuchteten Nischenreihen der Kaufräume und der Kaffeehäuser, wo man auf Teppichen umherliegt, wo von erhöhtem Pfühl der Vorleser und der Märchenerzähler mit leidenschaftlichen Gebärden die Gäste zu regungslosem Lauschen spannen und klagende Weisen zur zweisaitigen Laute erklingen. Wie oft hat man hier den Eindruck, daß man in dieser maurischen Welt die fortlebende Antike um sich hat. Das wiedererwachte Pompeji! sagt man sich, in diesen fensterlosen Nischenstraßen, bei diesen Durchblicken in die kleinen Höfe hinter den Türen. So lag man umher, und so lauschte man dem Vorleser in der römischen Provinz Afrika, vor bald zweitausend Jahren; so klang das schwermütige phrygische Liebeslied in die Nacht hinaus. So flossen die Falten der Mäntel von den Schultern der Antiken; verhüllte Frauen wandeln einher wie griechische Gewandstatuen. — In all seinen Gestalten umflutet den hierher verschlagenen Abendländer das alte, maurische Leben, das einst die Städte Spaniens und zuletzt Granada füllte. Nichts Europäisches stört hier den allein Wandernden; wie ein Geist, ungesehen und ohne Beziehung zum Menschen, schweift es in den wimmelnden Gassen umher:

Das ist Tunis; noch birgt es ein unverfälschtes, stolzes Maurentum. Keine Moschee betritt des Fremden Fuß; kein arabisches Haus öffnet sich ihm. Noch gibt der Araber dem Juden seine Ueberlegenheit zu spüren. So konnte man am Sabbat drei schlanke Mädchen mit blitzenden Schwarzaugen über dem schwarzen Gesichtschleier im Judenviertel umherziehen sehen; voll Mutwillen nahmen sie ihren Weg geradeaus in dem Gewühl der Feiernden; eine von ihnen war mit einer Messingstange bewaffnet, die sie unter großer Heiterkeit über den geschlossenen Läden rasseln ließ, und schüchtern traten die Jünglinge beiseite, wenn es über ihre Zehen ging; niemand wagte es, den drei ungezogenen arabischen Grazien ihr Spiel zu wehren. — Doch vor das arabische Tunis hin hat sich ein europäisches gelegt; auf der Seeseite ist der alte Mauergürtel durchbrochen; die Heide, mit weidenden Kamelen, die sich davor hinzog, hat sich mit europäischen Straßen bedeckt, und europäische Art dringt langsam in die Altstadt. Voran gehen die Juden in der Anpassung an die neue Lage. Hier in Tunis ist die große Masse ja noch maurisch in Tracht und Sprache, für den Fremden von echten Mauren kaum zu unterscheiden. Noch sieht man beim Schlendern durchs Judenviertel manch hübsches Weib im Odaliskenputz hinter den Gitterfenstern oder auf dem Fußboden des Atriums; die alten Ehefrauen wandeln in ihren Spitzenhauben auf den Straßen umher, wie von alters her, aber nur noch die alten. Mit Bedauern sieht man die vielgerühmten Judenmädchen zur größeren Hälfte in reizlose europäische Geschöpfe verwandelt; diese zauberhaften Schmetterlinge im tunesischen Schönheitsgarten haben nächstens ausgeflattert. Maurisch unter Mauren, Französisch unter Franzosen, das kann nicht schnell genug gehen. Aus dem Umstand, daß die Juden ein Drittel der Bevölkerung ausmachen, läßt sich die Bedeutung dieses Vorganges für das maurische Tunis der nächsten Zukunft entnehmen.

Wir fahren hinein nach dem Westen, wo die Europäer die größte Bresche ins Maurentum gelegt haben. Die blinken-

Digitized by Google

den Ortschaften aus der Umgebung von Tunis sucht man vergebens im Tal des Medjerda; dunkle Heide und Busch, weit und breit spärliches Ackerland am Rand der menschenleeren Berge, in dem sich die niederen Lehm- und Reisighütten verlieren. Bilder aus uralter Zeit: Reiterkarawanen, auf steinigen Pfaden durch Flußbette, einsam über die Heide schreitende Mauren in wallenden weißen Gewändern, Rinderherden auf den Inseln im Fluß, überragt vom lehmigen Steilufer, das ein weißgetünchtes Heiligtum trägt; Hirten im Schatten der Bäume gelagert, dem Rubabbläser lauschend. Seltene Ansammlungen französischer Gehöfte, von maurischem Volk umwimmelt, einsam inmitten der Ebene. In waldigen Schluchten überschreiten wir die algerische Grenze. Da, ein neues Bild, eine völlig europäische Stadt auf der Hochfläche; französische Bauern auf dem Feld, Herren und Damen lustwandelnd. Ein Waldgebirge nimmt uns auf; unter den Stämmen der Korkeichen die spitzen schwärzlichen Zelte eines Araberstammes. Wohlgepflegtes Ackerland im Flußtal, Turbane hinter dem Ochsenpfluge. In der Ferne auf ragendem Fels eine große Stadt: Constantine. Die alte Königstadt des Syfax und Jugurtha, die phantastische Naturfestung, die Konstantin mit seinem Namen ehrte, liegt vor uns; das bläuliche Gewirr der kleinen arabischen Häuser mit den flachen Hohlziegeldächern zieht schräg zur Felsspitze herab, überragt von den nüchternen Linien der Kasernen an Stelle der alten Kasbah. Europa oben, Afrika unten, das weithin sichtbare Sinnbild für die veränderte Sachlage. Hier ist der Pflug des Siedlers rücksichtslos durch die blühende Heide gegangen. Straßen sind durchgerissen durch das malerische Gewirr der Gäßchen und Höfe, Moscheen, die der geraden Linie eine Ecke in den Weg stellten, sind verstümmelt und verkleistert worden; das maurische Element, das in die Franzosenstraße hereinsickerte, sitzt grau und abstoßend in staubigen, großen Ställen; es war ein Schlag in einen Ameisenhaufen; überall liegen die verdorrten Leichen umher. Nicht in allen Europäerstraßen freilich; in der Oberstadt sind diese Leichen schon weggeschafft und glattes Franzosentum ist erreicht. Draußen vor der alten Hauptmoschee sitzen Muselmänner, und die braunen Gesichter sehen trüb aus der weißen Kapuze hervor; drinnen wölben sich die gezähnten Hufeisenbogen über dämmernden Hallen, die ihr Fuß nie mehr betritt; denn die stumme Sprache der vielverschlungenen Koransprüche an den Wänden wird übertönt von der prahlerischen lateinischen Inschrift, die uns kundtut, daß dieses Gotteshaus dem rechten Glauben zurückgegeben sei. Wir gehen über den Platz weg nach der unscheinbaren Kommandantur. Welch eine Ueberraschung! Maurische Säulenhöfe mit Gärten; zierlichste Marmor- und Alabastersäulchen; Wände mit bunten Fayenceplatten; Springbrunnen; grünes Dämmerlicht; pavillonartige, kleine Obergeschosse, mit flachen Hohlziegeldächern im blauen Himmel — mächtig ergreift uns die Sehnsucht nach Granada. Wir atmen die Luft der Alhambra; hier ist ein später Sproß jener duftigen Kunst, die sie zauberte. Und so kurz erst ist das Leben daraus verschwunden; nur nach Jahrzehnten beziffert sich die Zeit, seitdem der Eroberer einzog und zwei Drittel des Palastbezirks dem neuen Stadtplan opferte. Wehmütig durchwandeln wir die Gassen der hellblauen Maurenstadt. Dürftig, ärmlich und doch auch wieder hinreißend malerisch, an den Brunnenecken und Torplätzchen von besonderem Reiz, wenn auch etwas trübe in der Färbung, die Jüdinnen mit ihren Metallreifen um die nackten Arme und Knöchel; konstantinische Tracht, die die Maurinnen unter schwarzen Hüllen verbergen. Und welch eine Zartheit, fast weibliche Weichheit auch hier wieder in den Gesichtern, Gebärden, Kleiderstoffen und Farben der Knaben, die auch den Säulenhof eines vornehmen Araberhauses umstehen, in das ich in kecker Neugierde eingetreten bin. Freundlich erteilen sie mir Auskunft über Familie, Schule und Zeitvertreib, und bereitwillig schreibt mir der einzige darunter, der eine arabische Schule besucht, einen Koranvers in mein Notizbuch. Hier ist der einheimische Stolz gebrochen, die Moscheen stehen offen; hochgeehrt fühlen sich der arabische Edelmann und sein Sohn in ihren Prachtgewändern, auf denen französische Orden blinken, wenn der Offizier, der im Hotel an ihrem Tisch vorbeikommt, ihnen nachlässig die Hand hinstreckt, und noch stehen sie in schüchterner Ehrfurcht da, während er schon mit anderen spricht. Von ihrem Haushalt und Jagdleben in Ain-Beida erzählen sie mir in der Bahn mit größter Bereitwilligkeit.

In dem Ackerland der Atlas-Hochebene, durch das die Bahn nach Westen führt, liegen dünn gesät, kaum wahrnehmbar in ihrer Erdfarbe, die kümmerlichen Höfe und Weiler der Eingeborenen; kein maurisches Stadtbild, keine Moschee, keine Kaba, nichts von maurischer Kultur wird sichtbar auf Hunderte von Kilometern; alle Hoffnungen, die wir auf die arabischen Namen der Orte setzen, die übrigens immer mehr mit französischen Namen wechseln, werden enttäuscht; was wir vom Hauptort Setif sehen, könnte gerade so gut in Frankreich stehen. Erst wenn es hinuntergeht durch die Schluchten smaragdgrüner Pinienberge in die prächtige Flußebene, im Hinterland von Bugia, wenn die schneeigen Höhen des Djurdjura uns gegenüberstehen, da sitzen die Burgdörfer der Kabylen auf den Hügelrändern, gelbliche Mauern mit braunen Hohlziegeldächern. Dann beginnt Neufrankreich. Alles, außer den Scharen kabylischer Feldarbeiter, ist französisch, die hochroten Dächer neuer Dörfer, neuer Städte, nah und fern, in Landschaften von süditalischem Schnitt und Farbenglanz. Jede Spur einer älteren Kultur ist aus dem Gesicht der Landschaft weggewischt. In Algier landen wir ohne Verwunderung auf dem Pflaster einer französischen Großstadt.

Um so froher erstaunt man, wenn man in eine der schmalen steilen Gassen einbiegt und zur Altstadt hinaufsteigt. So echtes Arabertum hätte man hier nicht mehr erwartet, nach dem traurigen Stand der Dinge draußen. Doch wenn das offene Land unter der europäischen Flut versunken ist, ein großes Bollwerk hält länger stand; eine volkreiche Stadt stirbt langsam. Man kann hier herumklettern nach Herzenslust, untertauchen in der maurischen Masse, im Gefühl einer anderen, von der unseren grundverschiedenen Welt, und völlig vergessen, daß man nur eine Straßenlänge von der eigenen entfernt ist. Wenn die Vormittagsonne hereinrieselt in die engen Gäßchen und auf die bunten Gewänder fällt, wenn die braunen Jungen mit ihren großen Kupferkrügen sich in der Brunnennische zum Wasser drängen, wenn in dem dunklen Gängchen, das seitlich hinaufführt, sich eine der verschlossenen Türen öffnet, eine schlanke Mädchengestalt mit dem Wasserkrug die steinernen Treppen herabsteigt, im glitzernden Sonnenlicht angekommen, rasch den Schleier vor das liebliche Gesicht zieht und sich neben den Jungen zum Quell hinabbückt; wenn sich hell- und dunkelbraun, alt und jung, vermummte Weiber und nacktbeinige Männer hinüber und herüber, auf und ab schieben über das Plätzchen weg, ihre Farben aufblitzen und wieder verschwinden, ihre Stimmen schwirren und verklingen; da erleben wir etwas von der Daseinsfreude eines anderen, älteren Menschentums und treten in Fühlung mit den zeitfernen Geistern arabischer Märchendichter. — Der Tag geht zu Ende; aus der offenen Tür der kleinen Moschee dringt taktmäßiges Gemurmel, bald laut, bald leise; drinnen stehen in einer langen Reihe hell umhüllte Männergestalten; jetzt knien sie nieder auf ein Wort des Vorbeters, jetzt werfen sie sich nieder und berühren den Boden mit der Stirne, immer treten neue ein von der Gasse, stellen sich in Reih und Glied und nehmen teil an dem gymnastischen Abendgebet. In einem finsteren Gäßchen fällt durch das vergitterte Guckloch in der Tür mein Blick auf eine Gruppe von Frauen. Ich werde entdeckt und in gebrochenem Französisch nach meinem Begehr gefragt. Das Haus sehen, erwidere ich keck, und unterstütze die Antwort mit einem Geldstück. Bald sehe ich mich in einem kleinen Säulenhof; auf den Fayenceplatten kauert ein altes Weib und kocht eben das Abendessen; ein junges setzt sich in seinen weitbauschigen weißen Beinkleidern ebenfalls auf die blanke Diele. Ich stehe da, und betrachte das fremdartige Bild. In die dämmerige Halle dringt das Licht nur von oben; dort schaut der Abendhimmel voll herein über der Arkade des zweiten Stocks und im Firstraum wird ein Mädchenkopf sichtbar, der herunterlugt,

Digitized by Google

Ich wünschte den Söller zu sehen; nach einigem Zögern gestattet man es mir und Fatmah weist mich an, eine sehr enge steinerne Wendeltreppe hinaufzuklettern. Ich betrete den Söller. Welch eine Offenbarung! Rings um mich her, so weit das Auge reicht, bis an den Horizont der Häusermassen, nichts als Söller, flache von Mauerbrüstungen eingefaßte Dächer, von Menschen bevölkert. Ueberall genoß man die Abendfrische auf der Höhe des Hauses; Menschengruppen, die sich untereinander oder nachbarlich über die niederen Scheidewände hinweg unterhielten. Man sah die Höfe der Nachbarhäuser wie Schächte durch das Dach hinabführen; ich wollte an die Brüstung vortreten, um in den nächsten hinunterzusehen, da hielten mich die beiden Mädchen zurück, denn schon hatte meine Anwesenheit die Neugier der nächsten Gruppen erregt. So stand ich denn noch eine Zeitlang da zwischen Fatmah und Kadidja auf der Höhe der maurischen Stadt, weiß, rosa, hellblau und hellgelb umleuchtet im ersten Dämmerschein von den Wänden der Häuser, die in unabsehbarem Gewirr von der Höhe zum Meer hinabzogen. In scharfen Umrissen setzte sie ab vom Himmel und vom Meer; nichts Europäisches schaute herein in diese dem Untergange geweihte Welt; der Leuchtturm draußen, das einzige von der Unterstadt Sichtbare, ein Kind der alten Zeit. Und alles im Glorienschein des nachleuchtenden Himmels, und ich allein mittendrin, wie der einzige Lebende unter den Schatten der Vergangenheit.

Auf einem alten holländischen Stich im Museum ist die gefährliche Seeräuberstadt des 18. Jahrhunderts in ihrer Unversehrtheit zu sehen, mit Mauern, Toren und Burgen. Dieser ganze malerische Festungskranz ist niedergebrochen, bis auf kleine Reste bei der Kasbah oben; die schöne Schale ist zerschlagen; die Füllung bröckelt ab. Die arabischen Massen, die in der Altstadt ihr Eigenleben weiter spinnen, gehören den mittleren und unteren Schichten ihres Volkes an; die Vornehmen wohnen in den französischen Häusern der Unterstadt. Ihre Paläste sind dem Eroberer ausgeliefert oder verfallen. Die Herrscherburg auf der Höhe ist Kaserne, der Säulen- und Terrassenbau, in den mich ein reizender Durchblick durch ein Hufeisentörchen hineinlockt, ist Offizierkasino; die goldschimmernden Majoliken in den zierlichen Höfen, die einst arabische Prinzessinnen bewohnten, die lauschigen, halbdunklen Nischen, wo die Diwane standen, genießt nun der Klerus im Haus des Erzbischofs. Staubig und grau im Straßenlärm der Franzosenstadt trauert die letzte Gruppe arabischer Patrizierhäuser, von fremdem Pöbel erobert, am Strand; ein paar verlorene Palmen wiegen sich davor; sie leiten dem stolzen alten Leuchtturm noch ein Weilchen Gesellschaft.

Mit dem Niederbrechen der politischen Schranke, mit dem Zerschlagen des Gehäuses verdirbt das Maurentum selbst. Es fehlen die Schutzvorrichtungen gegen die Ueberflutung durch die fremde, überlegene Kultur. Wehrlos geht der Maure unter in dem Strom eines Wirtschaftslebens, dem er nicht gewachsen ist. Er ist ein Kind in Sachen des Erwerbs und überschätzt den Wert baren Geldes aufs kläglichste. Er veräußert sein Hab und Gut um ein Nichts an den Fremden, nur um einer Laune der Eitelkeit oder des Wohllebens zu schmeicheln. Der Sinn für Würde geht ihm verloren; es ist ein wehmütiger Anblick, die herrlichen Patriarchengestalten in ihren Prachtgewändern im Gewühl des Kaffeehauses oder gar an der Straßenböschung Zigaretten rauchend sitzen zu sehen. Immer dünner wird die Zahl der arabisch Geschulten; die Bemühungen der Volksfreunde scheitern an der Armut, die sich dem Fremden in die Arme wirft; was der fremde Staat für die arabische Muse tut, gleicht bereits der Schonung einer naturgeschichtlichen Merkwürdigkeit. — Ganz anders als der Araber findet sich der hamitische Kabyle in die neuen Verhältnisse: er arbeitet, spart, häuft Gelder an, die er nicht verwendet, und lebt in schmutziger Bedürfnislosigkeit weiter, wie zuvor; er hat keine eigene Kultur zu verlieren. Das letztere gilt auch vom jüdischen Element, das der größte Gewinner bei der ganzen Umwandlung ist. Längst hat es das maurische Gewand abgestreift, französische Sitten und Verkehrssprache sich angeeignet, die dankbare Vermittlerrolle zwischen den so fremd sich gegenüberstehenden Elementen übernommen und ist unter dem Schutz einer festgefügten Ordnung unter der alten Herrenrasse emporgestiegen, gerade durch die Schwächen, denen diese in den Tagen der Willkür gefahrlos sich hingeben konnte.

Die reiche Schönheit der Umgebung dieser sinkenden Maurenstadt, das wogende Grün alter Pinienhaine, das die Höhen von Mustafa kleidet, die schöngeschweifte, sandige Bucht im Osten, die Felsenküste im Westen, die ganze Halbinsel, die sich im Angesicht des Atlas-Gebirges wie eine Land- und Seewarte erhebt, sind noch voll von den Spuren maurischen Lebens, aber entschwundenen Lebens; es sind Reliquien. In bestrickendem Reiz schimmern weiße Landsitze aus dem Grün heraus, kleine Festungen mit Kuppeln, Türmchen und breiten Terrassen, in denen kein Maure mehr die Kühle der Gärten sucht; malerisch liegen Bauernhöfe im Ackerland, die der französische Siedler mit Scharen schmutziger Kabylen bewirtschaftet. Die ins Meer vorspringenden Felsenufer tragen zerfallene Burgen; die Zollwache hat sich darin eingenistet. Aber mehr und mehr ersticken diese Zeugen maurischen Natur- und Schönheitssinns in dem wuchernden Siedlertum. Die Vorstädte in der trostlosen Eintönigkeit ihrer Häuserblöcke und Ziegeldächer ziehen sich breit um die sandige Bucht; in die Gärten auf den Hängen darüber werden Blößen gehauen für Straßen, Höfe und Landhäuser. Noch umrauscht und umduftet uns, was der Maure pflanzte; noch klettern uralte Pfade die Höhe hinan, beschattet von mächtigen Steineichen und riesigen Feigenkaktussen, dämmerig und märchenhaft: aber erbarmungslos zerrissen von den Straßen, die in gefräßigen Windungen hinaufstreben. Und zur Grausamkeit gesellt sich der Hohn; denn nicht anders wirken die nordfranzösischen Steilgiebel, die sich mitten in die maurische Landschaft wagen, wie ein schriller Mißton in einem klagend weichen Abendlied, wie eine Ohrfeige im Gesicht einer trauernden Schönen.

Unser Schiff schwimmt auf dem Meer; dort liegt die Stadt der Enterbten, dort wohnen die Träger einer alten, müden Kultur, deren feines Empfinden eine Welt schuf, die uns tief ergreift in ihrer zarten Vornehmheit und ihrem edlen Natursinn. Sie bricht zusammen unter dem harten Stoß der jugendkräftigen Kultur, die hier rücksichtslos ihre Grundlagen zerschmettert hat. Freiheit, Wohlstand, Sitte, Bildung und Geschmack rollen nacheinander in die Tiefe. Der Tag an dem „Alger la blanche", das uns von seiner Höhe nachleuchtet, verschlungen ist von der Neustadt, an dem seine Bewohner alle zu abstoßendem Hafengesindel geworden, ist nicht mehr fern, und der blaue Atlas mit den weißen Zinnen, so weit er sich dehnt, wird seinen Fuß von dem farblos öden Neufrankreich überschwemmt sehen. Nur im fernen Westen, weit hinter der Wölbung der Wasserfläche, da wo er am höchsten aufsteigt, wohnt noch ungebrochenes Maurentum. Dort hütet Marokko seine Geheimnisse. Möge es ihm beschieden sein, die verwüstende Flut noch lange von sich abzuwehren.

Cervantes.

Zur dreihundertjährigen Feier des „Don Quijote".

Von Arturo Farinelli.

(Fortsetzung.)

Mühelos und wie von Gott erleuchtet konnte der scharfe divinatorische Blick Cervantes' sich in das Leben des Menschengewirres versenken, alle schwachen und starken Regungen unseres Herzens belauschen und erforschen. Der Humorist scheint nur seinem Scherze, seinen Possen nachzugehen und erschließt uns eine Welt voller Tiefsinn; er greift ins innerste Mark des Lebens. Er erzählt gelassen Begebenheiten und Abenteuer, lustige und traurige Spiele des Zufalls, und liefert zugleich, völlig ungezwungen, die

Digitized by Google

feinste Seelenmalerei. Ein Pinselstrich genügt, um ein fertiges Bild zustande zu bringen. Der schöpferische Geist erfaßt alles im Fluge, mit Blitzesschnelle, und geht dem schärfsten, gewissenhaft arbeitenden Verstande meilenweit voran. So verschieden Cervantes und Shakespeare in ihrer Naturanlage, in der Welt- und Lebensanschauung sein mochten, so zeigen sie doch nicht selten in der psychologischen Durchdringung und Ausmalung mancher Charaktere eine merkwürdige Uebereinstimmung; ihre Werke bieten stellenweise Züge, welche auf eine gegenseitige Entlehnung schließen ließen, wüßten wir nicht, daß sich die beiden in ihrer Wallfahrt durchs Leben nicht kannten. Wahrheitstreue Lebensbilder bieten die Musternovellen in Fülle, man denke nur an den gefoppten, auch in einer „Comedia" geschilderten Eifersüchtigen. Die Figur des sinnreichen Junkers selbst ist ein unerreichtes psychologisches Meisterstück, und was aus der fixen, nimmer zu vertreibenden Idee in einem Menschengehirne für wunderliche Verrücktheiten entstehen können, wie beharrlich der fahrende Ritter, trotz endlosem Unheil und Mißgeschick und arger Enttäuschung, „hier strauchelnd, dort fallend, hier niederstürzend, dort wieder aufstehend", seinem Vorsatze, der Wiederbelebung und Betätigung des Rittertums folgt, das hat Cervantes nicht aus einem launenhaften Einfall, sondern aus tiefsinniger Menschenbeobachtung entnommen.

Im Ergründen und Ausmalen seelischer Zustände Shakespeare verwandt, leitete ihn doch die Natur nicht zu den steilen Felsenklippen, welche der Brite mit titanischem Schwunge erklommen, und nicht zu den tiefsten Abgründen, wo Menschenjammer wühlt. Das stürmische Zusammenbrechen wilder Leidenschaften, das gewaltige Toben und Tosen elementarer Naturmächte lagen außerhalb seiner Vorstellungskraft. Für ihn gab es keinen Wechsel von Paradieseshelle mit tiefer, schauervoller Nacht. Es wandern andere Dichter und Künstler einsam auf einsamer Höhe, wo tief und klein die Welt unter ihren Füßen liegt; das Volk blickt zu den in den Nimbus der Glorie gehüllten Helden empor und vernimmt keinen Laut von der fernen, mächtig wiederhallenden Stimme. Cervantes hütet sich, den milden, sonnenumstrahlten Abhang zu verlassen, von wo er über das bunte, närrische Spiel der Welt mit der Ruhe des Weisen blickt, und sein Wort ist allen verständlich, für alle faßlich, beglückend für alle.

Seine Kunst fordert Maß und Begrenzung. Für die Wiedergabe erschütternder Konflikte taugt sie so wenig wie die Kunst Boccaccios. Gewiß werden Keime von tragischen Seelenkämpfen in die Novellen und Dramen, in den „Don Quijote" und in den „Persiles" gebracht, doch die meisten kommen zu keiner wirklichen Entfaltung. Wütet auch dann und wann der Dämon Eifersucht und rafft seine Opfer stürmisch hinweg wie Doña Claudias Geliebten im „Don Quijote", gehen auch die Helden der im „Don Quijote" eingeflochtenen, vom verständigen Pfarrer für unmöglich gehaltenen, dem „rasenden Roland" zum Teil entnommenen Geschichte des „törichten Vorwitz" an Seelenkummer und Trübsinn zugrunde, unserem Herzen bleibt schneidendes Weh, das qualvollste Aufreiben und Aufschreien der Tragödie innerer Vorgänge erspart. Die dunklen Wolken am Himmel sind leicht verscheucht; die Tränen leidender Menschen leicht getrocknet; getrennte Paare gelangen schließlich zur ersehnten Vereinigung; nach unzähligen Entbehrungen und Entsagungen kommen die Wandernden zur Ruhe, in den sicheren Hafen des Glückes. Rhetorischer Pathos mußte in der „Numancia" das tragische Bild der Seelenleiden der untergehenden Helden ersetzen.

Wo die erschütterndsten Seelenkämpfe nicht zur Entfaltung gelangen, bewegen sich auch die ernsten waltenden Gedanken in der mittleren Sphäre des Faßlichen und Erkenntlichen; sie meiden das Höchste und das Tiefste, was das nimmer zu enträtselnde Lebensrätsel der engbegrenzten Menschennatur zu bieten vermag. Die schönsten Gedankenkeime senken sich in die Brust des oft so hellblickenden närrischen Ritters. Goldene Worte fließen aus seinem Munde. Dem kräftigen, gesunden Menschenverstand wird niemals durch kühnes Ergründen Zwang angetan. Keine zu schwere Kost wird uns geboten. Wo die Erfahrung aufhört, endigt das Grübeln der Vernunft. An der Schwelle des Zweifels und des Transzendentalen bleibt Cervantes zu jeder Zeit stehen; er ersparte sich die tiefsten Risse in seiner Seele, die tiefsten Furchen an seiner hellen Stirne. Don Quijote meint zwar, zu seinem Knappen gewendet, er sei der Cato, der ihn beraten und ihm Polarstern und Führer sein will, um ihn zu leiten und herauszuführen zu sicherem Hafen aus diesem stürmischen Meer, und nicht Sancho allein, sondern allen, denen er auf seinen Irrfahrten begegnet, erschließt er bei Gelegenheit den immer frischen Strom seiner Weisheit und Lebenserfahrung; in allem, nur nicht gegen seinen Ritterwahn, weiß er trefflichen Rat zu geben; er spricht beredt über Liebe und Schönheit, über die Willensfreiheit, über Poesie, über Kritik und Staatswesen, über die Pflichten der Ehe, über die Erziehung der Kinder, oft so feinsinnig wie Montaigne, mit so erstaunlicher Schärfe und Schlagfertigkeit, daß man den entlegenen Ort der Mancha beglückwünschen muß, einen so grundgescheiten Menschen auf die Welt gebracht und ihm trotz der Abgeschiedenheit die Mittel zur Anschaffung so vieler geistesbildender Bücher, die Gelegenheit zu so regem geistigen Verkehr gewährt zu haben.

Es gibt gar nichts, woran er nicht pickt und seinen Schnabel hineinsteckt, bemerkt Sancho. Dieser Strom von Wissen bleibt in den Grenzen der Moralphilosophie, der praktischen Lebensweisheit; in diesen Strom ergießt sich in tausendfältigen Kanälen das frische, sprudelnde, rauschende Quellwasser volkstümlicher Sprichwörter. Von seinem Willen gespornt und hingerissen, bekommt der Ritter einmal Lust, über ganz hohe Dinge zu philosophieren. „Ich könnte," bemerkt er Sancho gegenüber, „über die Abstammung der Menschengeschlechter manches sagen, was dich in Erstaunen setzen würde"; er hält aber sofort inne: „ich sage es nicht, um nicht das Göttliche mit dem Menschlichen zu vermengen," und wohl ihm, daß er der Versuchung hat widerstehen können, mahnte ja Cervantes' redender Hund Scipio seinen etwas zu munteren Kollegen: „Gib acht, ob diese Lust, zu philosophieren, welche dir da gekommen, nicht eine Versuchung des Teufels ist."

Kein Glück ist höher zu schätzen als Selbstbeherrschung im Sturme der Zeiten und die schuldbefreite Brust. Man tue der Natur keinen Zwang an und hemme zeitlich den Flug nach oben, um nicht jammervoll zu stürzen. Eine Anpassung an die äußere Welt ist erforderlich. „Jedem ist es am wohlsten, wenn er das Gewerbe treibt, für das er geboren ist." „Ich befinde mich wohl als arme Zigeunerin," sagt Preciosa, „und im übrigen nehme das Schicksal seinen Lauf, wohin der Himmel es haben will." Je ferner das Getümmel, je geringer die Sorgen, desto sicherer das Glück. Als eine höchst sinnreiche, immer fortlaufende Variation des „Beatus ille qui procul negotiis" kann der „Don Quijote" aufgefaßt werden. Wozu unser Sehnen nach Macht und Würde, nach beängstigendem Reichtum? „Wünsche nichts, so bist du der reichste Mann auf Erden," so lautet ein Gedankenspruch im „Persiles". Wir fühlen uns mächtig vom Hofleben angezogen und kommen dabei um das teuerste Gut. Beim Verlassen der Residenz ruft der von seinem Glaswahn geheilte Lizentiat aus: „O Hofsitz, der die Hoffnungen dreister Bewerber erweitert und jene der bescheidenen Tugend zerstört! Reichlich ernährst du den schamlosen Possenreißer, und den Denker voll Ehrgefühl lässest du Hungers sterben." „Ich hatte dabei ein Leben wie ein König," sagt der Hund Berganza, die friedlichsten seiner Erlebnisse aufzählend, „ja noch ein besseres, weil ein ruhiges." In einer stillen Einsiedelei heilt Renato (im „Persiles") seine Wunden und preist sein wiederaufgehendes Glück: „O du süße Einsamkeit, Freundin der Trauernden! O du tiefes Schweigen! lieblichster Klang für den Kummer, der nicht von Schmeicheleien betört war." Es lag in der zweifachen, seltsamen Natur des Don Quijote, daß er als Verrückter mit der Ausführung des Ritteramtes auch die Eroberung des größten Reiches und die Huldigungen der höchsten Fürsten träumte, als Weltweiser

Digitized by Google

aber vor dem Streben nach Aemtern und hohen Stellen, „die nichts anderes sind als ein tiefes Meer der Wirrsale", warnte. Der gute Sancho erhält zu seinem Unheil die lang ersehnte Insel, und nachdem tausend Quälereien, tausend Drangsale und zehntausend Kümmernisse in seine Seele gedrungen, hat er auch ja rechtschaffen „wie die lieben Engelein" regiert, scheidet er vom Amte; er hat ausgestatthaltert; die Flügel sind ihm abgefallen; ohne einen Pfennig, „ganz gegen die Gewohnheit anderer Statthalter", gepreßten Herzens begibt er sich nach dem Stalle: „Er ging zu seinem Grauen, umarmte ihn und gab ihm einen Friedenskuß auf die Stirn und sprach zu ihm, nicht ohne Tränen in den Augen: Kamm du her, du mein Kamerad, mein Freund und Miterdulder meiner Drangsale und Leiden." Hätte er seinen Esel nie verlassen, wäre er nie „auf die Turmhöhe des Ehrgeizes und Hochmuts gestiegen". Er sattelt das Tier, steigt darauf und reitet von dannen.

*

Man widersteht schwerlich dem Drange, den Ideen Cervantes eine Tragweite und Kühnheit beizumessen, die sie in Wirklichkeit nicht haben, und nennt den genialen Humoristen einen Vorläufer künftiger, von seiner Zeit noch ungeahnter Geistesrichtungen. Weder eilt Cervantes mit neuen gewagten Ideen seinem Jahrhundert voraus, noch wagt er, sich irgendwie in Gegensatz zu den Hoffnungen und Bestrebungen seines Volkes zu stellen. Die Religion seiner Ahnen ist ihm, der wohl wie Sancho „ein paar Zoll Fett vom echten alten Christen auf der Seele" hatte, heilige Sache. Kein Ergründen des Unergründlichen sollte das gläubige Gemüt trüben und betrüben. Schneller zu Gott gelangt die Stimme der Bescheidenen als die Stimme der Stolzen und Mächtigen. Die Ironie Cervantes' trifft diejenigen, welche mit gefühlloser Seele, oft Böses ersinnend, ihre Andacht verrichten, die Scheinheiligen und Heuchler; „es geht mir besser," sagt eine dem Hund Berganza wohlbekannte Hexe, „seit ich eine Heuchlerin bin, als da ich eine erklärte Sünderin war", sie geißelt die Vertreter Gottes auf Erden, welche, in Erwartung des Ewigen, das irdisch Vergängliche in Uebermaßen genießen, die Einsiedler, welche wohlgefüttert dahinleben, ihrer Vorfahren der ägyptischen Wüste völlig vergessend, „die sich mit Palmblättern kleideten und Wurzeln aus der Erde zur Nahrung gruben", die Schmarotzer, falsche, welche „in fürstlichen Häusern das Regiment führen und begehren, daß von der Kleinigkeit ihres Geistes die Großen das Maß der Größe abnehmen". Der Dichter, welcher für alle Unglücklichen ein mitfühlendes Herz hatte und wohltuende Züge nathanischer Weisheit und Duldsamkeit in seinen Werken bietet, man denke an die Novelle „Die Spanierin in England", teilt leider ein schlimmes Vorurteil seiner Zeitgenossen und ergießt seine Wut gegen das gotteslästerliche, alles sammelnde, alles verbergende, alles verschlingende Moriskengesindel, dessen gänzliche Ausrottung und Vertilgung das Heil der Kirche und des Staates erfordere. Die lang erduldete Haft in Algier hatte eine Wunde in seinem Herzen hinterlassen; wir begreifen die gnadenlose Behandlung des Maurenvolkes in einer Episode des „Don Quijote", wo die schöne, zum Glauben Christi leicht bekehrte Zaraida ihren Vater jämmerlich hintergeht und den Unglücklichen, Verzweifelten, der seine Arme vergebens nach ihr streckt, ebenso gefaßt als grausam, mit einigen Tränen und einer Empfehlung an Lela Marien, die Mutter Gottes, verläßt.

Cervantes verschmäht es, mit eigenen originellen Ansichten über Politik und Staatswesen an den Tag zu treten. Die Monarchie seines Landes, war auch ihre Größe im Abnehmen, dünkte ihm auf trefflicher Grundlage zu ruhen. Nur die schale Gesetzlichkeit der Zeit verursachte ihm Bedenken. Um nicht Hungers zu sterben, muß man sich auf Ränke und Schwänke verlegen, sagt Loaisa in der Novelle des Eifersüchtigen. Geld und Gunst der Mächtigen bringen weiter als Verstand und Tüchtigkeit. „Wo Gunst und Geschenke den Weg bahnen, da werden Felsen hinweggeräumt und Berge geebnet." Eine natürliche Anlage der Menschen zum Bösen bringt oft das Gute zum Scheitern. „Ich sehe es an mir," beichtet der Hund Berganza, „ich bin doch nur ein Tier, und wenn ich bloß vier Sätze spreche, so kommen mir Worte auf die Zunge, wie Fliegen in den Wein, alle voll von Bosheit und Lästerung." Was half Sancho die schöne Auseinandersetzung der Pflichten der Regierenden, welche sein Herr ihm gravitätisch vorhielt? Was nützte ihm sein wunderbarer Scharfsinn in der Ausübung des Richteramtes auf der verfluchten Insel? Er gedachte zwar, „ein paar nützliche Verordnungen zu erlassen", verzichtete jedoch darauf „aus Besorgnis, sie würden nicht befolgt werden". Der über alles scharf und treffend urteilende Hund Berganza weiß auch darüber Bescheid: „Man war im Altertum genau und streng. Heute macht man ein Gesetz, morgen bricht man es, und vielleicht darf es nicht anders sein." Trittst du auch rebellisch, mit entschlossenen Besserungsgedanken und Plänen auf, wird es dir jemals gelingen, die Welt in andere Fugen zu bringen? Die Uebelstände schafft niemand fort und die Welt, die närrische, schließt doch viel des Guten und Edlen und Schönen in sich.

Allen Idealen seines ihm teueren Landes ist Cervantes mit banger Seele gefolgt. Mit Stolz blickte er auf seine Kampfesjahre zurück und zehrte beständig von der Erinnerung an die große Seeschlacht bei Lepanto, „wo der ottomanische Stolz und Hochmut gebrochen wurde". Hoch auf dem Throne des Ruhmes steht er seine Herrscher und Könige. Aus seinem Munde spricht Don Quijote: „Es gibt nichts auf Erden, was mehr Ehre und mehr Vorteile bringt, als zuerst Gotte dienen, hierauf aber sogleich seinem Könige und angestammten Herrn, besonders im Waffenhandwerk."

Diese Liebe zur heimatlichen Scholle gestattet Cervantes den tiefsten Einblick in das Leben und Treiben seiner Zeit, erleichtert und beseelt die Schilderung aller Sitten und Gebräuche seines Landes. Wohl ragen die Wipfel seiner Kunst, welche wie jede echte Kunst im Reiche der Phantasie schafft und bildet, hoch über Völker und Zeiten, in der Mutter Erde hatte sie jedoch ihre Wurzel geschlagen, an die Erde fesselt sie uns mit klammernden Organen. Dem Sittengemälde leihen persönliche Erlebnisse Linien und Farben. Manche im „Don Quijote" und in den Novellen enthaltenen Anspielungen an Zeitgenossen entziehen sich unvermeidlich mit dem Schwinden der Jahrhunderte und dem stetigen Wandel der Kultur unserer Forschung. Die modernen Enträtsler, die im Dunkel hell blicken wollen, treiben ein gefährliches Spiel; so betrachte ich den Versuch als mißlungen, einen Haupthelden der Novelle des Eifersüchtigen mit einem zur Zeit Cervantes' in Sevilla lebenden Dichter und Lumpen zu identifizieren, ja sehr ich auch den Scharfsinn und den Reichtum an historischen Kenntnissen des hochbegabten andalusischen Verfassers, der ihn wagte, bewundere.

Im Gegensatz zu seinem fahrenden Ritter, welcher in Stunden des Wahnsinns seine Traumwelt mit durchlauchten Herren, mit Königen und Kaisern und entzückenden Prinzessinnen füllte, holt sich Cervantes die Gestalten seines Hauptromans mit Vorliebe aus dem Volke, aus der Welt der Kleinen und greift oft wie Jeremias Gotthelf tief hinunter in die niedersten Schichten, um aus dem Erdenjammer seine Lebensbilder zu gestalten. In den Musternovellen freilich sind Menschen aus vornehmen Kreisen und edler Abkunft, die sich oft unter der Schar der Bescheidenen versteckt und verborgen im ewigen Wechselspiel von Glück und Unglück durchs Leben schlagen. So wie der Blitzstrahl die Gipfel der höchsten Berge trifft, scheint auch nur den Erhabenen ein herbes Los zuteil zu werden, meint Persiles' Lebens- und Leidensgefährtin Sigismunda.

Cervantes' Kaleidoskop bietet bei weitem nicht den Reichtum der Menschengalerie Shakespeares und Lope de Vegas, doch mannigfaltig genug sind die im „Don Quijote" und in den Novellen entrollten Bilder. Vorüber zieht die Schar der Vagabunden und Gauner, der Vertreter des Lasters und des Müßigganges; Leute von allen Ständen und Beschäftigungen treiben ihr buntes,

Digitized by Google

drolliges Spiel: Maultiertreiber, alle grob und ränkesüchtig, Wirte, Wirtsfrauen, Wirtstöchter, Dienstmägde, wie das gute Ding Maritornes; entlassene, hungrige Soldaten schleppen sich müh- und kummervoll fort; als Banditenführer, großmütig und edel, die Keime eines Karl Moor und Michael Kohlhaas in sich tragend, erscheint Roque Guinart; Puppenspieler suchen als niedrige Komödianten ihren Broterwerb, „lauter landstreicherisches, nichtsnutziges und unbrauchbares Gesindel“, besagen die Novellen, welche auch die Unwissenheit und Verschlagenheit der Schauspielerbanden mit gelinder Ironie rügen; mitten im Strolchenvolk der Zigeuner und Zigeunerinnen, deren Köpfe „unter einem anderen Stern als diejenigen anderer Leute“ stehen, wächst die anmutsvolle Preciosa, ein Vorbild für Goethes Mignon und Viktor Hugos Esmeralda heran. Das heitere Fortspinnen des Studentenlebens in immerwährender Not und Bedrängnis schildern die Novellen mit mehr Nachdruck als der „Don Quijote“. „Wären Hunger und Krätze nicht so eins mit einem Studenten, so könnte es unter den verschiedenen Lebensmustern kein so vergnügtes und unterhaltendes geben.“ Pedanten des Literatenhandwerks, graduierte Doktoren, welche, wo immer sie ihren Studien oblagen, die angeborene Verrücktheit nicht verlieren; Richter, deren Macht die Macht der Geschenke bedingt, Advokaten, Pächter, Steuereinnehmer, Gerichtsdiener und Schreiber, in allen Prellereien und Schurkereien geübt, Vertreter der Justiz, „die nicht selten mit dem Uebeltäter unter einer Decke stecken“ („Persiles“), die Pest und der Jammer der Bureaukraten- und Beamtenwirtschaft; Gemeinderäte, welche im Eselsbrüllen eine unheimliche Virtuosität entwickeln, Aerzte und Chirurgen, der berühmte Tirteafuera darunter, welcher dem Statthalter Sancho das grausam quälende Fasten auferlegte, nehmen an der von Cervantes beobachteten Weltkomödie teil. Ein speziell spanisches Ungeziefer damaliger Zeit, die Kammerfrau, zu jedem frohen Genuß der Menschheit untauglich, steif, sauertöpfisch und zieräffisch, immer unheilbringend, erntet verschärften Spott; der Lizentiat Glasmann hatte eine ebenso große Abneigung gegen sie „wie gegen marinierte Heringe“. Auch mußte die Aufgeblasenheit und Nichtsnutzigkeit der vornehmen Landadeligen, der Eigendünkel jener Weiber, „die da meinen, weil sie adelig sind, darf kein Lüftchen an sie rühren“, eine sanfte, wohltuende Rüge erhalten. Sancho findet auf seiner Insel mehr „Don“ als Steine. Den wahrhaft Großen dieser Erde, welche erhaben über die Welt der Kleinen wandeln, wollte Cervantes sein ironisches Lachen ersparen und entging damit dem größten Elende, ersparte sich manch bitteren Verdruß. Edles Blut erfordert Adel der Seele. Anfängliche Härten werden gemildert; das begangene Unrecht wird wieder gut gemacht; der treulose Fernando im „Don Quijote“ wird schließlich ehrlich und treu. Oft trifft die Schuld nicht die Großen selbst, sondern ihre üblen Berater. „Würde die Wahrheit nackt und ohne das Gewand der Schmeichelei zu den Ohren der Fürsten gelangen, dann wären die Zeiten anders.“ Welcher Vorteil kann uns daraus erwachsen, die Verirrungen der Großen bloßzustellen? Mauricio scheint im „Persiles“ die Meinung Cervantes' zu vertreten: „Wirkliche Sünden, im geheimen begangen, darf niemand an das Licht ziehen, besonders die Fehler der Könige und Fürsten, die uns beherrschen, und es geziemt dem Privatmanne nicht, seinen König und Herrn zu tadeln, noch vor den Augen der Untertanen Gebrechen des Fürsten aufzudecken, denn dies ist nicht das Mittel, ihn zu bessern, sondern ihn seinem Volke verächtlich zu machen.“ Einem liebenswürdigen und unterhaltungslustigen herzoglichen Paar gönnt Cervantes ein langes närrisches Spiel mit den Narrheiten des Ritters und der Einfältigkeit des Knappen; die tapfere Entschlossenheit Don Quijotes, welcher alles Ungerechte wieder gut machen wollte, liegt diesen hohen Herren fern; die in ihrer Ehre gekränkte Kammerfrau bittet Don Quijote um Beistand, „denn zu glauben, daß der Herzog, mein Herr, mir zu meinem Rechte verhelfe, hieße Birnen vom Ulmenbaum brechen wollen“.

Mit unendlicher Liebe und Sorgfalt hat Cervantes seine zwei Haupt- und Kontrastfiguren, den fahrenden Ritter und den ihn begleitenden Knappen, gezeichnet. Es sind lebendige Menschen, keine Träger abstrakter Ideen, Menschen unseres Fleisches und unseres Blutes. Die rege Einbildungskraft ihres Schöpfers, die vorgenommene Parodie haben die wunderbare Wahrheit und Anschaulichkeit der zwei wunderlichen Naturerzeugnisse nicht zu beeinträchtigen vermocht. An ihrer Lebenszähigkeit rühren die Jahrhunderte nicht. So unauslöschlich haben sie sich ins Gedächtnis aller geprägt, wie wohl keine von irgend welchem Dichter alter und moderner Zeiten geschaffene Gestalt. Sie wurzeln in ihrem Volke und haben für alle Völker ewige Gültigkeit. Ein launischer Gott saß an ihrer Wiege und brachte sie zur Reise, und wie sie sich anschickten, zusammen herumzuwandern, küßte er sie sanft auf die Stirn und flüsterte ihnen zu: Zieht hin und strebt und irrt und erduldet. Ihr sollt mir das Leben mit seinen innewohnenden und unzertrennlichen zwei Welten darstellen, den Menschen als treues Abbild dienen, und so bescheiden auch eure Geburt ist, so drollig euer Spiel im Leben, ein Gemisch von Verrücktheit und Klugheit, so ist mein Segen mit euch und verleihe euch die Unsterblichkeit.

Mit verschwenderischem Reichtum häusen sich die feinen und die tiefen Charakterzüge. Dem von seinem Ritterwahne befangenen Don Quijote, der kampfentschlossen auf Abenteuer zieht, um Ungebühren abzuhelfen und die denkbar größten Heldentaten zu vollbringen, den Amadisroman in Handlung umsetzen möchte, sich trotz endloser Enttäuschungen und Schläge niemals aus dem betretenen Pfade zurückdrängen läßt, wird Sancho, der treue, auf seinem Esel schwer dahintrabende, derbsinnliche Begleiter, entgegengestellt. Das Verhältnis Morolfs zu Salomo, Strepsiades zu Sokrates wiederholt sich, doch auf höchst originelle Weise. Ein verschmitzter Bauer aus gemeinem, grobem Urstoffe gewoben, gutmütig im Grunde, wenn auch der Stimme des Fleisches und des Eigennutzes gehorchend, eignet sich vorzüglich, den phantastischen Luftfliegeleien des wackeren Ritters das nötige Geleit der auf der Erde kriechenden Prosa des Lebens zu geben und beständig auf den Granitgrund der Realität zu deuten. Der Geist verschmäht es, sich von der physischen, plumpen Materie lenken zu lassen; alle Mahnungen Sanchos verhallen in der Luft und Flug und Fall folgen unerbittlich und unabwendbar aufeinander.

Sancho ist durchaus kein Feind von hohem Streben. Er träumt sich als Statthalter und Grafen an der Seite seines Herrn und frischgewordenen Kaisers; wäre die Furcht nicht so gewaltig, unüberwindlich, möchte auch er etwas Tapferes und Schwungvolles verrichten. Sein Auge entbehrt der wunderbaren Visionskraft des Ritters; es faßt nur die nächstliegenden Gegenstände, das Gewöhnliche, das Gemeine und Alltägliche. Die zum Schaden seiner Knochen in neuen Schwung gebrachte und geratene Ritterschaft dünkt ihm gar merkwürdig; könnte man nur ohne Prügel und Kämpfe ans Ziel gelangen; dann und wann gestattet er sich einige Worte des Spottes, denn obwohl stumpf an Verstand, mangelt es ihm an Spitzfindigkeit und Schlauheit nicht; einem demütigen Klosterbrüderlein, meint er einmal, öffnet sich schneller der Himmel als dem heldenhaften fahrenden Ritter, „zwei Dutzend Geißelhiebe auf den eigenen Rücken richten bei Gott mehr aus als zweitausend Speeresstöße, ob man damit Riesen treffe oder Ungeheuer oder Drachen“; sein Schildknappenamt erfüllt er gewissenhaft; seinem Herrn, den er weit mehr bewundert als bemitleidet, steht er treu und mit rührender Anhänglichkeit zur Seite, und wird er ab und zu ob seiner gemeinen Denk- und Sprechart, seines albernen, doppelzüngigen, schamlosen, verleumderischen Lästermauls gescholten, so hat ihn Don Quijote doch lieb wie sein Herzblatt, lobt noch im Sterben seine Herzenseinfalt und redet ihn gelegentlich mit Kosewörten an: „Braver Sancho, kluger Sancho, christlich denkender Sancho, aufrichtiger Sancho.“

Dieser kluge, christliche, aufrichtige Sancho, der sich um die materiellen Seiten des Lebens ernsthaft besorgt zeigt, Zuflucht bei den Fleischtöpfen nimmt, allda wo sein

Digitized by Google

Herr sich mit platonischen Träumen und ritterlichen Vorsätzen abgibt und, wie von der Stimme Calibans in Shakespeares „Sturm" aufgemuntert, ausruft: der König sei sein Halm, er halte sich an Camacho, den edlen Spender und Magenfütterer, bringt in einem nimmer ruhenden Strome der Rede die Erfahrung und die Moral des Volkes, alle Schätze der Volksweisheit zur Schau; weiß mehr Sprichwörter, als im Buche stehen, und schüttelt sie munter heraus; so viele kommen ihm auf einmal in den Mund, daß sie sich stoßen und drängen, um miteinander herauszukommen. Um diese Gabe scheint Don Quijote, wiewohl diese in die Kreuz und Quer geschleuderten Sprüche sich oft „eher als Ungereimtheiten als wie Sittensprüche ausnehmen", seinen Knappen im stillen zu beneiden; er ist Zeuge seines immer zunehmenden Verstandes; am Ende könnte wohl der gescheit gewordene Einfaltspinsel auf eine Kanzel steigen, um „weit in die Welt herum allerhand Schönes zu predigen". Als Statthalter benimmt sich Sancho zum Verblüffen; urteilt so weise wie Salomo; sollten ihm auch Rechtsfälle und wirre und dunkle Rechtsfragen niederregnen, allen will er ihnen „mit einem Griff den Docht schneuzen".

Wichtiger jedenfalls als die Vertiefung und Ausmalung weiterer Charaktere war dem Schöpfer des „Don Quijote" das Ersinnen neuer, überraschender Situationen. Der Pfarrer, ein überaus vernünftiger Mensch, welcher alles ins rechte Geleise zu bringen versteht, der Barbier, der Baccalaureus Carrasco, Cardenio, Fernando und andere Gestalten sind, in ihrer Lebensfülle, bloß skizziert. Dulcinea, die Sancho einmal als derbes Weib, Weizen siebend, sich zu schildern getraute, strahlt ihr Sonnenlicht von der Ferne. Dieses Licht dringt in die Augen des verliebten Ritters und erleuchtet dessen Geist, kräftigt sein Herz, so daß er wohl einzig und ohnegleichen dastehen werde an Geistesschärfe und Heldengröße. Sie, die Unvergleichliche, „kämpft in mir", sagt Don Quijote, „und siegt in mir und in ihr lebe ich, in ihr atme ich". Die bittere Erde hegt andere in faßlicher Gestalt Leid und Glück, Wonne und Trübsal, Himmel und Hölle spendende Schönen, und der zartbesaitete, feinfühlende, im Minnedienste wohlerfahrene Dichter übte sich nach Herzenslust in dem, was Gottfried Keller im „Sinngedicht" „die lieblichste der Dichtersünden, süße Frauenbilder zu erfinden", nannte, und schuf im „Don Quijote" die anmutige Dorothea, voller witziger Einfälle, die reizende Lucinda; wußte wie wenige die in einem liebenden Herzen plötzlich entflammte Zauberkraft der Liebe, das bange Sehnen nach dem Entfernten, die dämonischen Qualen der Eifersucht, die um der Liebe willen unerschütterliche Festigkeit im Leiden und Entbehren, welche Unmögliches möglich macht, durch keine Unziemlichkeit erschreckt, durch kein Hindernis zurückgehalten wird und „so gewaltig wie der Tod ist" („Persiles"), in immer neuer und packender Form darzustellen. Für den Leichtsinn und die wechselnde Gemütsart einiger Wenigen entschädigt das rasche Handeln, die mutige Entschlossenheit der meisten Frauengestalten Cervantes', in den Novellen zumal, welche, wenn's not tut, als neue Marfisa, Clorinda und Bradamante in den Kampf ziehen; Heldinnen und Dulderinnen, reine und reizende Naturkinder voller Instinkt und Leidenschaft, welche das heilige Liebesfeuer hoch und hell erglimmen lassen.

(Schluß folgt.)

Bücher und Zeitschriften.

uor. **Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe** ist zur Schiller-Feier in einer neuen hübschen Ausgabe in Eugen Diederichs Verlag (Jena 1905) in zwei Bänden erschienen, zu welchen E. R. Weiß den Bücherschmuck gezeichnet hat. Eine kurze Einführung hat Houston Stewart Chamberlain geschrieben, in welcher der Verfasser der Grundlagen des 19. Jahrhunderts das Verhältnis der beiden Dichterfürsten aus ihren Charakteren mit großer psychologischer Feinheit von der ersten ergebnislosen Begegnung am 7. September 1788 zu Weimar an bis zum frühen Tode Schillers entwickelt, wobei er nicht unterläßt — es ist traurig, daß dies im Schiller-Jahre notwendig ist —, für den vielfach verkannten und hinter Goethe zurückgestellten Schiller manch treffendes Wort teils selbst zu sprechen, teils Goethe sprechen zu lassen. Dieser herrlichste Briefschatz unserer Literatur liegt nun zwar in zahlreichen Ausgaben vor — es könnte deren gar nicht genug geben —, die neue Diederichsche aber wird sich ihres empfehlenden Aeußeren und ihrer genauen und brauchbaren Register wegen sicher ihren bevorzugten Platz neben den anderen erobern.

* **Der kleine Toussaint-Langenscheidt. Englisch**, verfaßt von H. Baumann, Berlin-Schöneberg. Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.

Die Toussaint-Langenscheidtschen Englischen Original-Unterrichtsbriefe sind weithin bekannt als ein vorzügliches Hilfsmittel des sprachlichen Selbstunterrichts. Bei ihrem großen Umfang erfordern sie allerdings zum Studium einen erheblichen Zeitaufwand, wie ihn namentlich der Vergnügungsreisende nicht zur Verfügung hat. Der kleine Toussaint-Langenscheidt versuche nun die Vorzüge der Unterrichtsbriefe, die vor allem in einer vorzüglichen Aussprachebezeichnung bestehen, solchen Leuten zugute kommen zu lassen. Er gibt eine kurzgefaßte englische Grammatik, eine Sammlung von Gesprächen des täglichen Lebens, namentlich auf der Reise, ferner ein deutsch-englisches Konversations-Wörterbuch und ein kürzeres englisch-deutsches Sachwörterbuch. Das Ganze ist so zusammengestellt, daß es nicht nur dem Anfänger als Sprachführer dienen, sondern auch dem Touristen in England als nützlicher Wegweiser und Reisebegleiter auf Schritt und Tritt Hilfe leisten kann. Diesem Zweck entsprechend ist das Buch in Taschenformat erschienen.

Allgemeine Rundschau.

Die Ausgrabungen auf Kos.

In dem soeben erschienenen archäologischen Anzeiger des kaiserlich deutschen archäologischen Instituts (ausgegeben am 27. April) gibt Rudolf Herzog den vorläufigen Schlußbericht über die durch die Munifizenz mehrerer privater Mäcene ermöglichte koische Expedition im Jahre 1904. Der Tübinger Gelehrte stellt die Gesamtpublikation über seine koischen Grabungen und Forschungen für alsbald in Aussicht. Der vorläufige Bericht ist bereits von einem Plan des Asklepieions und mehreren photographischen Aufnahmen begleitet.

Die Grabungen haben ein vollständiges Bild des Heiligtums ergeben, soweit die Reste erhalten sind. Der heilige Bezirk ist sichtlich durch die natürlichen und monumentalen Grenzen der drei Terrassen abgeschlossen. Schürfungen in seiner näheren Umgebung ergaben überall nur nachantike Bauten mit verschlepptem Baumaterial des Heiligtums, und innerhalb des Bezirks können sich kaum weitere Gebäude befunden haben. Auf der obersten Terrasse stand der eine Asklepiostempel (A), vor einem zweiten Asklepiostempel (B) auf der mittleren Terrasse ist auch der Altarbau aufgedeckt. Auf gleicher Höhe stand der wohl dem Apollo geweihte Tempel (C), der auf der Stelle des ältesten Tempels des Temenos gebaut war. Auch Aphrodite hatte sicher einen Tempel im Asklepieion und verschiedene Abgrenzungen bezeugen kleine Bezirke für den Kult einzelner Geschlechter. Das mit D auf dem Plan bezeichnete Gebäude an dem Aufstieg von der mittleren zur höchsten Terrasse mag später dem Kaiserkult geweiht gewesen sein; westlich auf der mittleren Terrasse lag vielleicht eine λεσχη eine geschlossene Säulenhalle für erlesene Kunstwerke. Der Gott geweihte Hain mit seinen uralten Zypressen, der durch (aufgefundene) strenge Gesetze in seinem Bestand geschützt war, kann an die Abhänge der mittleren und auf die obere Terrasse gesetzt werden. Für die Schutzflehenden des Gottes, die Kranken und ihre Pflege und das Personal

Digitized by Google

bleiben die Säulenhallen der oberen Terrasse mit ihren Anbauten und alle Einrichtungen der für große Wallfahrerzüge beim fünfjährigen Fest ausreichenden unteren Terrasse, auf der schon in ältester Zeit das heilige, heilende Wasser floß. Die obere Terrasse mag zur Zeit lebhaften Besuches wie der moderne Gnadenhof der Evangelistria auf Tenos mit Säulenhof und Krankenhof um die Wallfahrtskirche ausgesehen haben. Immer großartiger sind die Wasserkuranlagen, für deren Heil- und Kurbetrieb zahlreiche inschriftliche Zeugnisse vorhanden sind, in hellenistischer, früh- und spätrömischer Zeit geworden; und zwar ist für Kos ein rationeller Betrieb unter Aufsicht ernster Berufsärzte anzunehmen, da Zeugnisse für Wunderheilbetrieb, wie er z. B. in Epidauros vorherrschte, ganz fehlen. Das koische Asklepieion bietet durch seinen reichen, sich auf Aerzte beziehenden Inschriftenschatz eine monumentale Quelle für die Geschichte der Heilkunde.

Von den Einzelfunden der letzten Kampagne ist das bedeutendste Stück ein überlebensgroßer behelmter Jünglingskopf von Marmor; die auf den ersten Anblick ideal erscheinenden Züge passen mit der Kopfhaltung am ehesten zu den Porträtzügen Alexanders des Großen; ein leichter Helm sitzt auf üppigen Locken, die Linien des Gesichts sind halb melancholisch leidend weich, halb trotzig energisch. Dieser „idealisierte Alexanderkopf" vom Ende des 4. Jahrhunderts steht der praxitelischen Schule nahe und ist ein sicherer Gewinn für die Kunstgeschichte. Ferner ist ein überlebensgroßer Asklepiostorso oder Kaiser als Asklepios, eine kopflose Asklepios- und eine solche Hygieiastatuette aus guter Zeit zu erwähnen. Einem 1902 gefundenen Hals ließ sich ein schöner archaischer halblebensgroßer Athenakopf aufpassen. Hübsche kleinere Köpfe, Statuetten, Statuenfragmente, figürliche Terrakotten, Lampen, Kohlenbeckengriffe und andere Kleinfunde traten zu dem früheren Bestand hinzu.

Kulturhistorisch interessant ist, daß auch im Asklepiosbezirk in stillem Winkel eine stattlich und hygienisch eingerichtete öffentliche Bedürfnisanstalt oder „Toilette" erkannt worden ist, wie sie allerdings in Pergamon, Ephesos und Milet besser sich erhalten haben, und daß die Thermen bis zum letzten Ende des Altertums, wie die Münzfunde aus dem 4. Jahrhundert beweisen, im Gebrauch waren. Das Ende des Heiligtums und seines Lebens ist durch das Erdbeben vom Jahre 554 n. Chr. gegeben. Hier haben wir also den seltsamen Fall, daß die heilsamen Einrichtungen des Asklepios noch von den Christen, die gerade ihn wegen seiner Aehnlichkeit mit ihrem σωτήρ mit besonderem Haß verfolgten, benutzt wurden.

M.

✠

Kleinere Mitteilungen.

* **Die Huber-Presse.** Es wird die Leser der Beilage interessieren, daß auf der Weltausstellung in St. Louis von den Orivit-Werken in Köln a. Rh. eine große „Huber-Presse" aufgestellt war, deren Konstruktion und Arbeitsweise aus der Nr. 293 des vorigen Jahrganges her bekannt ist. Der Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure 1905, S. 34, entnehmen wir hierüber folgende Daten: Die Presse wurde von einem 70pferdigen Gleichstrommotor von 220 Volt Spannung angetrieben. Das Preßwasser von 730 Atmosphären Druck wurde von zwei Drillingspumpen geliefert. Eine besondere Hilfspumpe diente zur Bedienung der Hebezeuge. Das Gerüst der Presse bestand nicht aus einem massiven Gußstück, sondern war aus acht durch Schraubenbolzen verbundenen gewalzten Nickelstahlplatten zusammengesetzt, welche in besonderen Ausschnitten mittelst besonderer Unterlagsplatten die Preßzylinder tragen. Die Anlage ist von Friedrich Krupp in Essen ausgeführt worden.

E. W.

* **Archäologisches.** Der Leiter des deutschen archäologischen Instituts in Athen, Professor Dörpfeld, hat für die Ausgrabungen und topographischen Untersuchungen, die er in diesem Sommer auf der Insel Leukas vornehmen wird, sich vom württembergischen Kultusministerium Dr. P. Gößler, derzeit Hilfslehrer am Gymnasium Eßlingen, als Assistenten erbeten. Dieser wird sich Mitte Juni dorthin begeben. Dr. Gößler ist der Verfasser eines auch in dieser Beilage besprochenen Buches über die „Leukasfrage", in der er der bekannten Dörpfeldschen Ansicht, daß Leukas und nicht das heutige Thiaki als die Heimat des Odysseus anzusehen sei, mit Entschiedenheit beipflichtet.

✠

Hochschulnachrichten.

* **Würzburg.** Der Kaplan am hiesigen Juliusspital Dr. Eduard Eichmann (aus Hagenbach i. Pf.), der einen von uns bereits gemeldeten Ruf als Professor für Kirchenrecht an die Universität Prag erhielt, wird demselben zum kommenden Wintersemester Folge leisten.

p. **Tübingen.** Professor Koken, der Vorstand des geologischen Instituts, ist von seiner Reise in das Gebiet der Godavari in Südindien zurückgekehrt und hat seine Vorlesungen aufgenommen.

SWK. **Heidelberg.** Der Infant Don Alfonso von Spanien, Prinz von Orleans und Bourbon, der bisher zusammen mit seinem jüngeren Bruder Louis im Heidelberg College den Studien oblag, wurde am 13. d. M. bei der hiesigen philosophischen Fakultät immatrikuliert.

hr. **Münster.** Dem Professor der Kirchengeschichte an der hiesigen Universität Dr. Franz Diekamp ist aus Gesundheitsrücksichten Urlaub für das Sommersemester erteilt worden.

* **Dresden.** Der Professor für Landwirtschaft und Volkswirtschaftslehre an der hiesigen Tierärztlichen Hochschule, Geh. Oekonomierat A. v. Langsdorff, legt demnächst sein Lehramt nieder. Zu seinem Nachfolger wurde der jetzige Generalsekretär des sächsischen Landeskulturrates Dr. J. Raubold ernannt. An der gleichen Hochschule ist Dr. Alexander Strubell aus Dresden als Privatdozent eingetreten.

* **Berlin.** Am Samstag (13. d. M.) ist in Berlin der Lektor des Englischen am Seminar für orientalische Sprachen in Berlin, Professor Dr. Lentzner, ein bekannter Anglist, im Alter von 63 Jahren gestorben.

* **Kiel.** Dem berühmten Chirurgen der hiesigen Universität Geheimrat v. Esmarch wird im August dieses Jahres eine besondere Ehrung zuteil werden. Es soll ihm nämlich in seiner Vaterstadt Tönning in Schleswig-Holstein ein Denkmal errichtet werden, bei welchem Anlaß der Geh. Medizinalrat Küster (Marburg) die Festrede halten wird.

* **Greifswald.** Der für das Amtsjahr 1905/06 zum Rektor gewählte Professor der Theologie D. Oettli konnte seines Gesundheitszustandes wegen sein Amt nicht übernehmen. Es wird daher in den nächsten Tagen eine Neuwahl erfolgen.

* **Bern.** An der Berner Universität hat sich nach einer Meldung der Frankfurter Zeitung Dr. Otto Heller mit einer Antrittsvorlesung über Cholera-Schutzimpfung für Hygiene und Bakteriologie habilitiert.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schnmocher, München.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen: (o)

Scherzgedichte

von

Johannes Trojan

Fünfte Auflage

Geheftet M. 3.—. In Leinenband M. 4.—

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Digitized by Google

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Zur Lehre von der Kriegskonterbande.*)

Von Dr. jur. Friedrich v. Sicherer, kgl. Staatsanwalt.

Marquardsen bezeichnet in seiner Abhandlung „Der Trentfall“ (1862) die ganze Völkerrechtslehre von der Konterbande als „nobilissima juris gentium quaestio, wenigstens wenn man das Ansehen einer Kontroverse nach dem Grad ihrer Bestrittenheit abschätzt“. Die Lehre hat bis jetzt keine Einbuße an ihrer Vornehmheit erlitten. Meister wie Jünger der Wissenschaft mühten sich vergebens ab, den Begriff der Konterbande im völkerrechtlichen Sinne generell zu bestimmen oder wenigstens die darunter fallenden Gegenstände der Art nach festzustellen. Quot capita, tot sensus. Sogar dem Institut de droit international versagte hier der sonst gewohnte Erfolg; der von dieser gelehrten Vereinigung im Jahre 1896 genehmigte Vergleichsvorschlag, das sogen. avant-projet, fand nicht die allgemeine Annahme seitens der hierbei in Betracht kommenden Staaten des europäischen Völkerrechts. Die Haager Konferenz ging der Frage nach dem Begriff der Konterbande von vornherein aus dem Wege, sie beschränkte sich auf den Wunsch, es möchte durch internationale Vereinbarung versucht werden, die Rechte und Pflichten der Neutralen sowie die Frage der Behandlung des Privateigentums zur See zu regeln. So bleibt denn tatsächlich nach wie vor die Entscheidung darüber, was als Konterbande anzusehen sei, dem Ermessen der kriegführenden anheimgestellt.

Die Wichtigkeit dieser Handel und Verkehr tief berührenden Materie hat im Verein mit der Unbestimmtheit, man möchte fast sagen Unbestimmbarkeit des Konterbandebegriffs eine umfangreiche Spezialliteratur gezeitigt. Naturgemäß befaßten sich vorzugsweise die Gelehrten der alten seefahrenden Nationen mit diesem Gegenstande. Der deutschen Wissenschaft fehlte es bis jüngst an einem ebenbürtigen Werke. Karl Wiegner hat nun diese Lücke durch seine preisgekrönte Schrift ausgefüllt. Wer sich über die Geschichte dieser Völkerrechtsmaterie oder über ihren gegenwärtigen Stand genau unterrichten will, der nehme dieses mit deutscher Gelehrsamkeit und Gründlichkeit abgefaßte Buch zur Hand. Hier kann nur eine gedrängte Uebersicht über das darin in reichster Fülle Gebotene gegeben werden.

Nach einer Einleitung über den Neutralitätsbegriff und die rechtliche Stellung der Neutralen, sowie über den Einfluß des Kriegs auf den Handelsverkehr der Neutralen insbesondere mit den kriegführenden Mächten folgt im Buch I zunächst die Darstellung der Entwickelung des Konterbandebegriffs von den ins Altertum zurückreichenden Spuren bis zum Ausgang des Mittelalters unter treffender Skizzierung des Zusammenhangs der Entwickelungsphasen mit der jeweiligen Kulturepoche. Hierauf kommen die Vertreter der Wissenschaft, nach Jahrhunderten geordnet, zu Wort, von Albericus Gentilis und Hugo Grotius an bis zur Gegenwart; auch der dii minorum gentium vergißt Wiegner hierbei nicht. Die angereihte Darstellung der internationalen Staatenpraxis der letzten drei Jahrhunderte zeugt von einer meisterhaften Durchdringung und Beherrschung der neueren Völker- und Völkerrechtsgeschichte. Das Ergebnis seiner historischen Untersuchung faßt Wiegner dahin zusammen, daß seit den Zeiten der bewaffneten Neutralität „das Bewußtsein von der unbedingten Notwendigkeit einer auf internationalem Wege erfolgenden Regelung“ erkennbar sei. Daß diese Regelung auf dem Pariser Kongreß nicht zustande kam, lag nach Wiegner hauptsächlich an den durch England gemachten Schwierigkeiten.[1]) Ob eine Einigung über den Konterbandebegriff, wenn sie damals wirklich erfolgt wäre, dauernd Anerkennung gefunden hätte, dürfte indessen sehr zu bezweifeln sein. Wurden doch auch die betreffenden Bestimmungen der bewaffneten Neutralitäten von 1780 und 1800 gar bald durch die Macht der kriegerischen Ereignisse durchbrochen; wie denn überhaupt die geschichtliche Tatsache im Auge zu behalten ist, daß das Bedürfnis nach völkerrechtlicher Festlegung des Konterbandebegriffs regelmäßig bei den Staaten hervortrat, die eine geringe Seemacht besaßen, und daß selbst bei diesen das Bedürfnis nicht mehr vorhanden war, sobald sie die Rolle der Kriegsparteien übernahmen.

Der Regelung, welche das „internationale Gewissen“ verlangte, legt nun Wiegner folgende Sätze zugrunde:

1. Nur die Gegenstände, welche speziell und sofort zum Kriegsgebrauch dienen, sind als Konterbande zu betrachten.

2. Das Völkerrecht muß für alle Gelegenheiten und alle Neutralen gleichmäßig das Verbot enthalten, den kriegführenden Parteien Kriegsbedarf zu liefern. Auf der anderen Seite darf keine Partei berechtigt sein, willkürlich die Zahl der festgesetzten und als Konterbande bezeichneten Waren zu vermehren.

Das zweite Buch befaßt sich mit der theoretisch-prinzipiellen Darstellung der Kriegskonterbande, und zwar mit deren Tatbestand (Teil I) und mit den Rechtsfolgen

*) Besprechung des von der Universität Freiburg mit dem Preise der Schleiden-Stiftung ausgezeichneten Werkes von Dr. jur. Max Wiegner: Die Kriegskonterbande in der Völkerrechtswissenschaft und der Staatenpraxis. Berlin, Carl Heymanns Verlag 1904.

1) Eine Darlegung der Gründe, warum die Seerechtsdeklaration von 1856 für England unannehmbar war, versucht John Shuckburgh Risley in seinem Werke „The Law of War“, London 1897, S. 280–302. — Englands wechselndes Verhalten in der Frage der Konterbande wird von Wiegner durchweg mißbilligt. Allein welcher Staat blieb sich hier stets treu?

Digitized by Google

(Teil II). Als einen „Bruch der Neutralität" erklärt Wiegner die Konterbandehandlung, mag diese von einem Staate betätigt werden, — was er für möglich hält —, oder von einer einzelnen Privatperson. Dieser Ansicht dürfte aus mehreren Gründen nicht beizupflichten sein. Denn fürs erste kann Konterbande dem Feinde auch von seinen eigenen Staatsangehörigen, unter neutraler Flagge zugeführt werden, wie aus der Bestimmung der Pariser Deklaration vom 16. April 1856 erhellt: „que le pavillon neutre couvre la marchandise ennemie à l'exception de la contrebande de guerre." Sodann begeht der Angehörige eines neutralen Staates, sofern er nicht in dessen Auftrage, sondern für sich tätig ist, durch keinerlei Handlung einen Neutralitätsbruch. Dieser kann nur von den Parteien des Völkerrechts, d. i. den Staaten selbst, oder in ihrem Auftrag verübt werden. Andrerseits erfolgt von seiten eines neutralen Staates beispielsweise die Zufuhr von Waffen an eine Kriegspartei, so wird deren Gegner hierin nicht eine Konterbandehandlung, sondern einen feindlichen Akt, einen casus belli, erblicken. Weil sich für den neutralen Staat die Zufuhr von Waffen, sowie überhaupt von Gegenständen, die zur Stärkung einer Kriegsmacht geeignet sind, an diese aus dem Begriffe der Neutralität verbietet, so ist schon aus diesem Grunde die Anwendung der Bestimmungen über Konterbande auf diese Fälle überflüssig; zudem wäre es auch mit dem Begriff der Souveränität nicht vereinbar, daß ein Staat von einem anderen im Kriege befindlichen Staate Verhaltungsmaßregeln entgegennähme. Der Begriff der Konterbande ist daher lediglich auf die Warenzufuhr seitens Privater anwendbar und nicht aus dem Begriff der Neutralität, sondern aus dem im jus belli grundsätzlich anerkannten Selbsthilferechte der Staaten abzuleiten. „Die Gewalt, die dem Kriege seines Zweckes wegen eigen ist, ist unbeschränkt, der Kriegführende muß siegen oder er wird besiegt. Jede zur Herbeiführung des Kriegszweckes notwendige Gewalt ist erlaubt." So Bonfils-Grah, Lehrbuch des Völkerrechts, Seite 541. Hieraus ergibt sich die Berechtigung der kriegführenden Staaten, jede den Kriegszweck gefährdende Zufuhr an den Gegner auf dem Kriegsfelde zu verhindern. Folgerichtig muß man die Feststellung, welche Gegenstände zur Stärkung einer Armee oder einer Flotte geeignet sind, sohin innerhalb des Kriegsfeldes unter den Begriff der Konterbande fallen, dem Ermessen der Kriegsparteien überlassen, soweit nicht ein kriegführender Staat sich dieses Bestimmungsrechtes behufs Vermeidung eines Konfliktes durch vertragsmäßige Feststellung der als Konterbande zu betrachtenden Gegenstände dritten Staaten gegenüber begeben hat. Soweit eine derartige Selbstbeschränkung nicht stattgefunden hat, ist das Verlangen berechtigt, daß jeder kriegführende Staat die Gegenstände, die er als Konterbande zu behandeln beabsichtigt, zu Beginn des Krieges in einem genauen Verzeichnisse bekannt gebe, eine Uebung, die zwar regelmäßig beobachtet wird,[2]) im Interesse des Handels und Verkehrs aber zur internationalen Pflicht erhoben werden sollte.

Anders Wiegner. Er sieht in dem Konterbandebegriff eine Beschränkung der rechtlich (unumschränkt?) anerkannten Handelsfreiheit der Neutralen und will daher den Umfang dieser Beschränkung rechtlich festgestellt wissen. Als zur Zeit herrschend bezeichnet er jene Anschauung, welche die Liste der konterbanden Waren auf die eigentlichen Kriegsartikel und auf die Gegenstände beschränkt, die besonders für militärische Zwecke angefertigt werden. Hierunter fallen die Bestandteile von Waffen, nicht aber die sogenannten Rohstoffe. Lebensmittel sind hiernach nur dann Konterbande, wenn ihre Zufuhr unmittelbar einem militärischen Zwecke dient, mit anderen Worten, wenn die Lebensmittel unmittelbar einer feindlichen Flotte oder tatsächlich blockierten Plätzen, wo sie indessen schon regelmäßig durch die Blockade abgeschnitten sein werden, zugeführt werden sollen. (S. 216). Maschinen und Kohlen fallen nach dieser Theorie dann unter den Begriff der Konterbande, wenn sie zu Kriegszwecken bestimmt sind, wenn sie insbesondere der feindlichen Flotte direkt zugeführt werden. Geld und Metalle dagegen schließt Wiegner begrifflich aus, da sich das Geld als allgemeines Mittel zum Austausch der Güter der Anwendung der Kriegsgesetze entziehe und die Zurechnung der kostbaren Metalle unter die Konterbandeartikel eine zu weite Ausdehnung der Macht der Kriegführenden enthielte. Allein schon Montecuculi hat bekanntlich die Brauchbarkeit und Wichtigkeit des Geldes für die Kriegführung ausgesprochen, und darum dürfte die Beschlagnahme gemünzten oder ungemünzten Metalls, sofern es der feindlichen Streitmacht direkt zugeführt wird, gerechtfertigt sein, ein Fall, der bei der Entwicklung unseres modernen Geld- und Bankwesens allerdings selten vorkommen wird. Das avant-projet vom Jahre 1896 nimmt Geld und Metalle schlechthin von dem Begriff der Konterbande aus; allein es tut dies auch betreffs der Lebensmittel und der Kohlen, ja sogar bezüglich der Pferde. Eine derartige Zuspitzung der Rechte der Kriegführenden war für die Staaten von vornherein unannehmbar. Auch wird die Praxis der im avant-projet verworfenen Unterscheidung zwischen absoluter und relativer Konterbande nicht entraten können. Denn welcher Staat möchte zum Beispiel dauernd darauf verzichten, Kohlen, die dem Gegner zugeführt werden, in Beschlag zu nehmen? Andrerseits würde man Kohlen schlechthin als Konterbandegut erklären, so hieße das den Handel in nicht angängiger, weil durch den Kriegszweck nicht gebotener Weise unterbinden und der Protest der neutralen Staaten gegen derartige Ueberschreitung des Selbsthilferechts einer Kriegsmacht wäre begründet. Der Konterbandecharakter liegt hier nur dann vor, wenn die Bestimmung der Kohle für den Feind aus dem Transport erhellt oder mit Sicherheit anzunehmen ist, wogegen die ausschließlich dem Kriegszwecke dienenden Gegenstände jene Eigenschaft schon dadurch annehmen, daß sie feindlichem Gebiete zugeführt werden.

Die schwierige Streitfrage der continuous voyage findet sich bei Wiegner eingehend erörtert. (S. 171 ff.) Er vertritt im Gegensatz zu Liszt die wohl richtige Meinung, daß die „endliche Bestimmung des Schiffes" dafür maßgebend sei, ob die an Bord befindlichen Waren als auf der Zufuhr an die feindliche Streitmacht und beziehungsweise in das Feindesland begriffen zu erachten seien, sohin in diesen Fällen auch die Fahrt zwischen neutralen Häfen die Beschlagnahme der konterbanden Ladung nicht ausschließe.

Die Ausführungen über die Mittel zur Feststellung der Konterbande — droit d'arrêt et de visite, droit de recherche, die Wegnahme und das Verfahren vor dem Prisengerichte — Kapitel III — gründen sich auf die ziemlich konstante Praxis, mit der auch die Theorie übereinstimmt. Das Konterbandegebiet, als welches gemeiniglich das Kriegsfeld bezeichnet wird, erfährt insofern eine Einschränkung, als eine Durchsuchung nach Konterbande in ganz entlegenen Meeren für unzulässig erklärt wird, da jene Gegenden zur Gewährung von Kriegshilfe nicht mißbraucht werden könnten.

Das dritte Buch ist der sogenannten Quasikonterbande gewidmet, die Wiegner in Uebereinstimmung mit Brusa und Kleen nicht in den Begriff der Konterbande einschließt, nichtsdestoweniger aber noch in den Kreis seiner Untersuchungen gezogen hat. Als Unterscheidungsmerkmal gegenüber der Konterbandehandlung hebt Wiegner hervor, daß durch den Transport von feindlichen Personen und verbotenen Depeschen der Neutrale keinen Handel treibe, sondern seine Tätigkeit in den Dienst einer Kriegspartei stelle. Ich kann dies nicht finden. Allerdings betreibt der unter neutraler Flagge segelnde Kauffahrteifahrer kein Handelsgeschäft, sondern ein Transportunternehmen. Die Militärpersonen eines kriegführenden Staates, die er zur Beförderung an Bord nimmt, kommen aber für ihn lediglich als Passagiere in Betracht, die Depeschen, die ihm von oder an Behörden der Kriegführenden zur Bestellung übergeben

[2]) So auch im russisch-japanischen Kriege, Bekanntmachung des japanischen Marineministeriums de dato Tokio, den 11. Februar 1904, und russische Deklaration von 14./27. Februar 1904. Japans Verzeichnis enthält eine weite Ausdehnung des Konterbandebegriffs, gegen die jedoch keiner der neutralen Staaten remonstrierte. Auch die praktische Handhabung des Begriffs führte bis jetzt zu keinem Konflikte.

Digitized by Google

werden, lediglich als Post- oder Frachtstücke, in gleicher Weise wie der Kaufmann, der an einen kriegführenden Staat Kriegsbedarf liefert, in diesem Staat nur den willkommenen Abnehmer für seine Waren erblickt. Durch die Quasikonterbande werden somit keine engeren Beziehungen zu den Kriegführenden begründet als durch den Konterbandehandel. Der wesentliche Unterschied zwischen diesen beiden Arten der Kriegshilfe liegt in dem Gegenstande, der einer Kriegspartei zugeführt wird, und in dessen Behandlung bei der Ergreifung. Das Anbordnehmen schiffbrüchiger Militärpersonen der Kriegführenden bildet keine Quasikonterbande, da es lediglich zur Rettung der Menschenleben dient, sohin einer der ersten Forderungen der Humanität entspricht. Darin ist Wiegner beizustimmen mit dem Zusatze, daß diese Personen nicht zu ihrer Armee auf den Kriegsschauplatz verbracht werden dürfen. Gelegentlich der Besprechung der Frage des verbotenen Transports von Depeschen durch neutrale Schiffe erörtert Wiegner auch die Frage der Depeschenbeförderung durch Telegraphendrähte und insbesondere durch unterseeische Kabel, welche neutralen Staaten oder Gesellschaften gehören, und sucht die Frage aus prinzipiellen Erwägungen heraus zu lösen. Bezüglich der auf neutralem Gebiete befindlichen Landtelegraphen ist meines Erachtens eine direkte Verkehrseinschränkung seitens der Kriegsparteien ausgeschlossen und nur durch die neutrale Regierung verfügbar. Anders verhält es sich hinsichtlich der unterseeischen Kabel, soweit diese zur Verbindung eines neutralen Staates mit dem feindlichen Lande dienen. Wiegner läßt hier außer im Fall der Blockade eine Unterdrückung des Kabels dann zu, wenn das Kabel zu Mitteilungen benützt wird, die sich auf die kriegerischen Operationen erstrecken. Eine Kriegspartei, die sich mächtig genug fühlt, wird indessen schwerlich zuwarten, bis eine derartige Mitteilung an den Gegner erfolgt ist, sondern im Falle begründeter Befürchtung eines solchen Mißbrauchs zur Präventivmaßregel der Zerstörung des Kabels auf Grund ihres Selbsthilferechts schreiten. Der dritte Abschnitt des Kapitels über die Quasikonterbande — Transport von Diplomaten und diplomatischen Vertretern — beschäftigt sich naturgemäß hauptsächlich mit dem „Trentfall“. Wiegner bezeichnet das hierbei von der Bundesregierung beobachtete Verfahren als in jeder Beziehung völkerrechtswidrig und kleidet seine Nichtübereinstimmung mit Zorn,[3]) der jenes Vorgehen der Nordstaaten durch die Staats- und Kriegsnotwendigkeit gerechtfertigt erklärt, in folgende Worte: „Es mögen dies — d. h. Zorns Darlegungen — ja vom praktischen Standpunkte aus ganz zutreffende Ausführungen sein; will man aber so weit gehen, dann lasse man doch jegliches Völkerrecht überhaupt fallen und kehre zu den alten Zeiten des Faustrechts zurück. (S. 327, Anm. 1.) Wiegner spricht hier ab irato, weil Zorn ihm seine völkerrechtlichen Zirkel zerstört. Allein was ist Zorns Ausspruch anders, als die Erkenntnis des erfahrenen Völkerrechtslehrers, daß der triviale Satz: „Not kennt kein Gebot“ auch für das Kriegsrecht nicht außer acht gelassen werden darf. Zorn ist Realist, Wiegner Idealist. Wiegner sucht in der Erscheinungen Flucht den Völkerrechtsgedanken zu erfassen und auszugestalten — eine Aufgabe, um so schwieriger, als ja der Krieg überhaupt nicht auf dem Boden der Rechtsordnung, sondern außerhalb derselben durch das Recht des Stärkeren, durch die Macht zum Austrag gelangt. Die fortschreitende Kultur hat für den Verkehr der Menschen den Urzustand des Rechts, die rohe Gewalt, als Regel beseitigt und das geordnete Recht, die Rechtsordnung eingeführt und zu deren Schutz die Gerichte. Auch zwischen den sogenannten Kulturstaaten besteht eine Rechtsordnung, das Völkerrecht. Es fehlt aber ein Organ zur Entscheidung der Streitigkeiten zwischen den einzelnen Staaten, ein Völkertribunal. Wie die Menschen dadurch, daß sie sich selbst eine richterliche Gewalt überordneten, nicht unfrei wurden, sondern Schutz der Persönlichkeit und Freiheit erlangten, wie ferner die Schweizer Kantone in der Bundesversammlung und die Gliedstaaten des Deutschen Reiches im Bundesrat ein Organ zur Entscheidung der gegenseitigen Differenzen besitzen, so könnten auch die großen Reiche sich ein Schiedsgericht erküren, das durch die Zahl und Qualität seiner Mitglieder die vollste Garantie für Unparteilichkeit böte. Das wäre wohl schon längst geschehen, wenn es sich im Krieg nur um den Austrag von Streitigkeiten auf dem Gebiete der Völkerrechtsordnung handelte. Allein dieser Fall ist selten. Der regelmäßige Anlaß zum Krieg ist ein offener oder versteckter Interessenkampf, dessen Entscheidung außerhalb jenes Gebietes liegt. Solange der russische Aar nach dem Besitz mongolischen Landes strebt, solange England in Asien und Afrika seinen Besitz und seine Interessensphäre stetig zu erweitern trachtet, muß das Programm der Friedensfreunde auch für die Staaten des sogenannten europäischen Völkerrechts Zukunftsmusik bleiben. Für das Deutsche Reich bestünde kein Grund, sich dem Gedanken des Völkerschiedsgerichts gegenüber ablehnend zu verhalten, da es keine Eroberungspolitik treibt und stets bestrebt war, entstandene Differenzen auf dem Wege diplomatischer Verhandlungen oder durch Schiedsgericht beizulegen. Solange aber der Krieg als letztes Mittel zum Austrag der Völkerzwiste anerkannt ist, so lange wird der mit dem Krieg verwachsene Begriff der Konterbande aus dem Völkerrecht nicht verschwinden. Diesen Begriff festzulegen oder wenigstens seinem Inhalte nach genau zu umgrenzen, mag künftighin theoretisch vielleicht gelingen, die Praxis aber wird sich daran nicht halten, weil die Auffassung der Staaten, hinsichtlich welcher Gegenstände die Zufuhr an den Gegner als mit dem Kriegszweck unvereinbar zu verbieten sei, in Anbetracht der beständigen Neuerungen in der Kriegstechnik, sowie der wechselnden eigenen Bedürfnisse der Kriegsmächte fortgesetzt Schwankungen unterliegt.

Jeder kriegführende Staat wird sein eigenes Wohl, zu dessen Schutz er Gut und Blut der Untertanen einsetzt, mit Fug und Recht mehr berücksichtigen,[4]) als das, im Grund genommen, stets private Interesse des neutralen Handels, wie Albericus Gentilis[5]) dies mit folgenden Worten ausdrückt:

„Jus commerciorum aequum est, at hoc sequius tuendae salutis; est illud lus gentium, est hoc naturae; est illud privatorum, est hoc regnorum. Cedat igitur regna mercatura, homo naturae, pecunia vitae.“

[3]) Der Stand des heutigen Seekriegsrechts. München 1898.

[4]) Was Albericus Gentilis, de iure belli I 21, von den Engländern sagt: „Angli nolunt, quid fieri, quod contra salutem suam est“, muß naturgemäß von allen Staaten gelten.

[5]) A. a. O.

Cervantes.

Zur dreihundertjährigen Feier des „Don Quijote“.

Von Arturo Farinelli.

(Schluß.)

Ist es dem Schicksale, dem Zufalle und dem lieben Himmel überlassen, Abenteuer und Begebenheiten zur Ausübung des Ritterberufes Don Quijotes herbeizuschaffen, reihen sich aufs Geratewohl, ohne bestimmte Absicht, bloß dem gaukelnden Wechselspiel menschlicher Vorkommnisse folgend, Wanderungen an Wanderungen, so mußte von vornherein auf eine einheitliche Handlung verzichtet werden. Ein Faden, kein kompliziertes Gewebe, wie es Meister Ariost kunstvoll zu handhaben pflegte, wird gemütlich entzwirnt und weiter und weiter gesponnen. Ein Bruchstück folgt dem anderen, wie in Lord Byrons „Childe Harold“ und „Don Juan“. Die Erzählung — ein Reiseroman im Grunde — würde schließlich ermüden, würde sie nicht ein wahrhaft schöpferisches göttliches Genie beherrschen und beleben. Cervantes sah wohl das drohende Gespenst der Eintönigkeit vor sich. Hätten jemals seine Leser, denen er die heiterste aller Belustigungen bieten wollte, ausrufen dürfen: Beschleunige, beschließe deine Irrfahrten und begib dich zur Ruhe, du armer Ritter: wir kennen deine

Digitized by Google

Narrheiten zur Genüge? So wurden in der Fabel etliche Novellen als Zerstreuungsmittel eingeflochten. „Wenn Geist, Hand und Feder sich beständig daran halten müssen, von einem einzigen Gegenstande zu schreiben und durch den Mund weniger Personen zu sprechen, so ist es eine unerträgliche Mühsal.“ Mit diesem Selbstgeständnis entschuldigt Cervantes seinen Kunstgriff: die Wahl einiger Nebenepisoden, welche freilich in noch loserem Zusammenhange als die Episoden im „Wilhelm Meister“ stehen und dem Einschalten von Tagebüchern und Briefen in den zum Teil aus dem „Don Quijote“ hervorgegangenen englischen und französischen Sittenromanen den Weg bahnten.

Nun schuf Cervantes im leichten, nie gehemmten Fluß, der Inspiration bedingungslos und augenblicklich gehorchend. Spielend wie ein Kind griff er nach allem, prägte allem seine Form ein, gab allem seinen individuellen Ausdruck. Seine schaffende Hand lernte kein Feilen, kein Ausbessern. Die himmlische Geduld Ariosts im Wählen und Sichten war ihm versagt. Wie Lope de Vega streute er seine Perlen ungeschliffen, ungereinigt von Schlacken in den goldenen Strom. Manche Wiederhalungen, die störenden Parallelismen einiger Szenen hat die willkürliche, planlose Aufeinanderfolge der abenteuerlichen Irrfahrten eines Ritters und eines Knappen verschuldet. Einzelne Episoden verlängern sich über Gebühr und laufen abseits der Handlung, mit eigenem Leben. Das schauspiellustige Publikum war zur Zeit Cervantes' und Shakespeares an alle Unwahrscheinlichkeiten, die wunderbarsten Spiele der Laune und des Zufalls gewöhnt und verwöhnt. Was alles in der bescheidenen Schenke, wo Dorothea und ihr Gefolge nach der Wanderung durch die Sierra Morena Zuflucht nehmen, sich zuträgt, übertrifft alle Vorstellungen und ist nur mit dem überraschenden Zusammentreffen getrennter Liebhaber und den Schicksalsverwickelungen im „Persiles“ vergleichbar. Die Liebespaare strömen wie vom Himmel herabgeschneit hinein; alle von der seltsamsten Natur; alle nach überstandenen Gefahren und nach weiten, weiten Reisen; alles löst sich zum Besten, zur Befriedigung aller Anwesenden. Die Schenke wird zu einem Museum weiblicher Schönheiten und der Ritter Don Quijote hat recht, am Tore dieser so verzauberten Burg Wache zu halten. Die beflügelte Phantasie muß uns über manche Flüchtigkeiten, über Anachronismen und Ungenauigkeiten aller Art hinwegsetzen.

Würdig reiht sich wohl der zweite Teil des großen Werkes dem ersten an. Die Schaffenskraft war nicht gelähmt, die Muse nicht gealtert. Ruhig konnte Cervantes den Schmähern seines Talentes zurufen, er schreibe „nicht mit den grauen Haaren, sondern mit dem Geiste, welcher mit den Jahren zu reifen pflegt“. Mußte auch die phantastische Kraft an Schwung und Frische verlieren, so ist dafür die Besonnenheit des Dichters größer, seine Denkungsart eine vertiefte. Die Goldkörner der Weltweisheit mehren sich, die Parodie ist gemildert; es sind der Angriffe und Mißhandlungen weniger. Der tollkühne Ritter bringt mehr Erfahrung in sein wahnsinniges Streben; er beobachtet sich; er mäßigt sich; er stürzt seltener als wie zuvor. Sancho schärft und spitzt seinen Verstand. Doch ebensowenig als im älteren Teil konnte das flüchtige Arbeiten vermieden werden. Die Episode im herzoglichen Palast wirkt durch ungehörige Länge eintönig. Und ewig schade ist es, daß der vom Pseudo-Avellaneda ausgeführte Raub am „Don Quijote“ den originellen Erfinder der Fabel in seiner Fortsetzung überraschte und seine Schaffensfreude, seine Kunst beeinträchtigte, denn wir sind dadurch um den ursprünglichen Plan einer Wanderung nach Zaragoza in Aragonien gekommen, für welchen die schlaffen, romanhaften Abenteuer und Streifzüge in der Hauptstadt Cataloniens keinen wünschenswerten Ersatz bieten. Der letzte entscheidende Sturz des Helden erfolgt unerwartet rasch. Der Dichter hatte Eile, das langgesponnene Werk zu beendigen und den edlen Ritter sanft in seinem Erdenfleck entschlafen zu lassen.

Bewundern wir aber rückhaltlos den Geist, die ewig junge, ewig unverdorbene Gefühls- und Empfindungswelt, welche die merkwürdige, auf endlosen Variationen eines Grundthemas beruhende Verkettung von Abenteuern und Schicksalsfällen zu beseelen wußte, den unerschöpflichen Quell wahrer Poesie, die von Liebe, Menschen- und Weltkenntnis genährte Ironie eines warmfühlenden Herzens, welche lächelnd, mit sicheren, festen Schritten, den in den Aetherregionen vollbrachten Flug der Phantasie auf irdischem Boden begleitet. Wie Don Quijote seine Träume wonnevoll liebkost und neuen und immer neuen Zündstoff zu ihrer Belebung und Vergoldung mitten in seinem wirklichen Jammer und Mißgeschick findet, liebkost und zündet auch Cervantes in liebevoller Begeisterung seine eigenen Träume. Sein Ersinnen und Erfinden bleibt ungeschwächt. Er läßt seinen Helden die höchsten und kühnsten und doch begreiflichsten Tollheiten ausführen, schenkt ihm den herrlichen Traum in der Höhle Montesinos. Don Quijote gleitet allmählich zum Grunde der schaurigen Höhle. Die Höhle verwandelt sich in die lieblichste, wonnigtichste Flur, die die Natur zu erschaffen oder die sinnreiche Einbildungskraft der Menschen sich zu erdenken vermag; ein prächtig reicher Palast, eine gewaltige Königsburg bietet sich dem verzückten Blick; Montesino erscheint; eng in die Arme schließt er den Ritter in der verzauberten Abgeschiedenheit, wo namhafte Helden der Kartjage und der Romanzen verweilen. Kaum aus der Höhle herausgezogen, seufzt Don Quijote ob des köstlichen Lebens, das er dahinschwinden sieht: „Erst jetzt erkenne ich es völlig, daß alle Freuden dieses Lebens wie Schatten und Traum vergehen oder wie die Blume des Feldes verwelken.“

Die Gabe eines „**raro inventor**“ hat sich Cervantes in der „Reise zum Parnaß“ selbst zuerkannt, und wirklich schloß seine Brust den von ihm gerühmten „übermenschlichen Instinkt des seltenen Erfinders“ ein. In der Erfindung der einzelnen Abenteuer und all der tollen Streiche des tollen Helden, welche die Mehrzahl der Ritterbücher, der Novellen und Epen darboten, bringt der „Don Quijote“ allerdings nicht viel des Neuen. Für den Künstler ist es eben Hauptsache, nicht Neues, sondern Ewiges zu schaffen. Hierüber höre man Gottfried Kellers goldene Worte im Aufsatze „Am Mythenstein“: „Das Neue wird überhaupt nicht von einzelnen auszuhecken und willkürlich von außen in die Welt hinein zu bringen sein, vielmehr wird es darauf hinauslaufen, daß es der gelungene Ausdruck des Innerlichen, Zuständlichen und Notwendigen ist, das jeweilig in einer Zeit und in einem Volke steckt.“

Mit einem Nichts, mit dem unsinnigsten, drolligsten, tollsten Zeug wußte Cervantes Ergötzliches zustande zu bringen. Das Gestaltlose nahm durch die Kraft des Genius Gestalt. Nur dem Allerhöchsten ist es vergönnt, mit so wenigen Mitteln so vieles zu erzielen, mit einem verhältnismäßig geringen Aufwand von äußerem Leben so viel inneres Leben darzustellen, das Alltägliche und Gewöhnliche zum Ungemeinen und Ewiggültigen, das Prosaische zum Poetischen zu erheben. Diese staunenswerte, homerische Einfachheit sichert dem „Don Quijote“ ewigen Reiz. Es ist etwas Ursprüngliches darin, wie der frisch belebende Hauch der Natur im Frühlingsgewand. Die Schweizer Epiker: Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller vor allem, mögen an die Ursprünglichkeit, den Zauber der Kunst Cervantes' erinnern. Und Paul Heyse, selbst ein olympischer Erzähler und Dichter von größter Frische und Seelenruhe, urteilte: „In der Kunst das Nichtige und Lächerliche ins Große, beinahe Erhabene umschlagen zu lassen, hatte Keller nur einen überlegenen Vorgänger: Cervantes.“

Vor dem Spanier, welcher in Zeiten lebte, wo das sogenannte Naturgefühl selten in die Menschenherzen eindringen konnte und leicht entbehrlich erschien, hatte Gottfried Keller den Genuß der großartigen Landschaft seiner Heimat voraus, welche so mächtig auf Kellers ebenbürtigen Landsmann Konrad Ferdinand Meyer wirkte. Der äußeren Natur verleiht der Dichter eine Stimme, ein mitfühlendes Herz, ein Leben, welches allen Leidenschaften der Menschen und allen inneren Regungen zu entsprechen scheint. Der Mensch gewinnt dadurch den treuesten aller Freunde; seine Empfindungen sind gleichsam verdoppelt;

Digitized by Google

im belebten Naturereignis sieht er eine symbolische Vorahnung des ihn ereilenden Schicksals. Nun stelle man sich die äußere landschaftliche Dekoration des „Don Quijote“ vor, die trostloseste Gegend in ganz Spanien, die Mancha, von den Einöden Castiliens die allerödeste. Ebenen, die sich an Ebenen reihen, leer an Bäumen, wie das Herz der Verzweifelten leer an Hoffnungen ist. An hellen Sommertagen strahlt die Sonne siedend über die Köpfe der armen Wandernden, daß der Verstand schier auszutrocknen und zu verflüchtigen scheint. Absichtlich wohl hat Cervantes dieses dürre Flachland als Schauplatz der Heldentaten seines Helden gewählt, für das Gedeihen der Träume und Hirngespinste eines Wahnsinnigen entschieden der günstigste Boden, und auf schönere Provinzen, das ihm wohl bekannte Andalusien zum Beispiel, verzichtet.

Die Naturreize hat er selbst lebhaft mit dichterischer Seele empfunden, und nicht erträumt sind alle die Gefühle, welche in seinem idyllischen Hirtengesang zum Ausdruck kommen. Das gerührte Herz preist freudig die gottesfreie herrliche Natur. Man sehe, wie noch im letzten wirren Roman nebst der unbestimmten Erwähnung mächtiger, schroffer Klippen und schneeweißer Berge, Inseln und Küsten einer erträumten Landschaft im hohen Norden kleine Naturbilder mit scharfen und klaren Umrissen zum Ausdruck kommen. Fröhlicher Vogelgesang schmettert in der Luft. Quellen schlängeln sich durch die Gräser und ihr Gemurmel erquickt die Seele. Die Sonne sinkt und ein sanfter Wind verscheucht die leichten, rötlichen Nebel. Um Persiles, der kummervoll am Rande eines Baches, „dessen Wellen im klaren Scheine des Mondes dahinhüpften“, trauert, „standen rauschend die Bäume, als wollten sie ihm Trost zusprechen“. Die frische Nachtluft trocknete seine Tränen.

So durchaus reizlos ist für den phantasie- und gemütsreichen Don Quijote das abenteuerlich durchstreifte Land nicht, und ihm zuliebe, der weltentrückt sein Elysium in der erhitzten Einbildung trug und, von seinen Lieblingsbüchern angeregt, ein schönes gaukelndes Bild seinen verzückten Augen gestattet: „ein lieblicher Hain, von so frischgrünen, dichtbelaubten Bäumen, daß ihr Grün den Blick ergötzt, während die Ohren sich laben an dem süßen, nicht durch Kunst erlernten Gesang der kleinen, zahllosen, bunten Vöglein, die durch das verschlungene Gezweig beständig hin und her fliegen“, „ein Bächlein, dessen frische Wasser flüssigen Kristallen gleichen und über feinen Sand und weiße Steinchen hineilen“, scheint sich die von Cervantes in schwankenden, ganz unbestimmten Umrissen gezeichnete Landschaft stellenweise zu verschönern und zu beleben. Die Wüste zeigt einige Oasen mit grünen Fluren, einen munter rieselnden Bach und zitterndes Gras, ein paar liebliche Plätzchen, ein schöngelegenes Tal, welche zur Ruhe und zur Rast einladen. Es sind sogar Bäume, und nicht allein ausgehöhlte Korkbäume, sondern selbst mächtige Eichen sichtbar. Don Quijote lagert sich einmal am Fuße einer Ulme, Sancho am Fuße einer Buche. An die Erschaffung wohltätiger, gastfreundlicher Berge scheint Gott noch nicht Hand gelegt zu haben. Ab und zu einige Wildnisse, die Sierra Morena darunter, ein Zufluchtsort für verzweifelte Liebhaber. Will aber der Ritter seine Bußübungen verrichten, so sucht er sich mitten im rauhen Waldgebirg einen Abhang aus, wo ein sanftes Bächlein fließt und rings herum ein grüner, üppiger Wiesenrain sich dehnt; da werden seine Tränen „die Wasser dieses Bächleins vermehren und die tiefen Seufzer werden das Laub der Waldbäume in unaufhörlich zitternde Bewegung setzen“. Gelangt er an die Gestade des Ebro, so beschaut er sie lang und beobachtet ihre Lieblichkeit, bewundert die Klarheit des fließenden mächtigen Stromes, und tausend Liebesgedanken steigen ihm bei diesem heiteren Anblick in seiner Erinnerung. Schade nur, daß seine Versunkenheit in die schöne Welt der Heldenträume ihm nicht den vollen Genuß der farbensatten, herzerfrischenden Morgenröten gewährte, welche „feuchte Perlen“ vor sich hinschütteln, von dem Trillern der Vögelein „mit spitziger Zunge“ begrüßt, von Cervantes mit einem leisen Anklang an die parodierten Ritterbücher beschrieben. In den letzten Streifzügen in Catalonien wird die Schönheit der Landschaft kaum belauscht; die anmutigen Wäldchen dienen Sancho zur bequemen Verteilung der zur Entzauberung Dulcineas erforderlichen Hiebe, und als der besiegte Ritter den Entschluß faßt, sich hinaus ins Freie, in den Schoß des Schäfertums zu begeben und unter Klang der Schalmeien, im Schatten der Weiden am Bach, über die tausendfärbig schillernden Teppiche der weitgedehnten Wiesen gestreckt, ein friedliches Hirtenjahr zu verbringen, da muß ein wehmütiges „Zu spät“ erschallen. Der Tod rafft Don Quijote dahin.

Wie weit sind wir noch von der üppigen Naturstaffage, welche Rousseau unentbehrlich war, um dem Leben und den Leiden seiner überempfindsamen Menschen den nötigen stimmungsvollen Hintergrund zu geben! Und scheint uns nicht heutzutage wie ein Wunder, daß in der von Cervantes angestimmten symphonischen Dichtung der Schicksale der Menschen die mitstimmenden Akkorde, all die süßen, zarten und gewaltigen Stimmen der uns umgebenden Natur so wenig mitwirken mußten?

*

Es ist eine Geistesklarheit und -Ruhe in dem vom Leben so arg mißhandelten Cervantes, welche an Goethe, an die Ruhe und Harmonie der Klassiker erinnert. Es weht darin, sagt Heine, „eine ewige Milde, wie der Atem Gottes, es blüht darin die Bescheidenheit der Natur“. Die milde Hand bindet liebevoll die Wunden zu und lindert und heilt unsere Schmerzen. Der Dichter hat sein inneres Gleichgewicht nie verloren. Ueber sein Werk selbst erhaben, konnte er seinen Stoff formen und bilden, den Faden seiner Erzählungen entwirren, Farben und Licht verteilen und dem ewig sich widersprechenden Dialog zwischen Ritter und Knappen seinen Gang vorschreiben. Dem Vermessenen, der ihm seine Erfindung raubte und eine Fortsetzung des ersten Teils des „Don Quijote“ wagte, konnte er selbstbewußt zurufen: „Für mich allein ist Don Quijote geboren und ich für ihn; er wußte Taten zu vollbringen und ich sie zu schreiben.“

Cervantes allein wußte so viel Heiterkeit und gesunden, kräftigenden Humor mit dem tiefsten Ernste zu verbinden und der Ironie, welche dem Menschenschicksal innewohnt, so großen Liebreiz zu verleihen. Sein gottvoller Humor ist ihm Natur; er schlägt mit seinem Herzschlag und fließt mit seinem Blute. Der Lebenskampf, alle Widerwärtigkeiten und Verdrießlichkeiten konnten ihm keinen Halt gebieten. Je bitterer die Erfahrungen, je tiefer und gründlicher die Erkenntnis der uns umgebenden Welt, desto unerschöpflicher die heitere, herzerfrischende Laune. Mitten in die würdevoll vorgetragene Lebensweisheit bricht der Scherz, der Naturwitz. Ueber die Lippen des Erzählers schwebt bald leises, bald lautes Lächeln. Ein plötzliches spaßhaftes Wort, eine unerwartete Redewendung, ein komischer Einfall wirken wie zuckende Blitze, welche eine Landschaft plötzlich erhellen. Auf die Frage: Sind Euer Gnaden vielleicht ein Gauner! antwortet ein junger Held einer Novelle Cervantes gefaßt: „Jawohl, Gott und braven Leuten zu dienen.“ Man merkt den Geist, den wir modern nennen, der offenen Sinn und eigenes Urteil in allen Lebensfragen zeigt, der viel vom herben Erdensaft gesogen, innerhalb des Möglichen, des Greifbaren und Erreichbaren seine Erkenntnis übt und Wunder für Wunder gelten läßt. Die Welt ernsthaft zu belehren, wie sie anders sein sollte, als sie wirklich ist, Laster und Gebrechen mit scharfem Tadel schonungslos anzugreifen, dafür konnte sich seine Kunst nicht erbieten.

Seine Ironie ist wohlwollend, voller Mitleid und Nachsicht, voller Bescheidenheit und entzückender Naivität, der Naivität des lachenden und spielenden Kindes, zu dem sich der ernste, welterfahrene Mann gern gesellt. Welche feine Ironie, daß Sancho, ein sonst gutes, nüchternes Tier voller Schlauheit und gesundem Mutterwitz, mit gärenden Sprichwörtern im Leibe, sich selbst von seinem verrückten Herrn bezaubern läßt und sein kleines Gehirn schließlich mit einigen der Wunderdinge, welche dem Ritter durch den Kopf fuhren, füllt. Lächelnd, niemals grinsend, fährt der

Digitized by Google

Humor Cervantes' in der Abspinnung alberner Begebenheiten dazwischen. Das Derbe und Ausgelassene der Ironie Rabelais, die scharfe, grimmige, kühl berechnende, haßkondensierende Satire Swifts und Quevedos, das Höhnische Voltaires bleiben der gemütvollsten Parodie des Menschenflugs in die Luftregionen fremd. Auch konnte die zarte Hand jene Geißel, welche Molière so meisterhaft handhabte, nicht schwingen. Den Flug durch die Gefilde der Satire habe ich nie geleistet, behauptet Cervantes in der „Reise zum Parnaß". Um den Lorbeer eines Aretino, auf welchen die Vorrede der Musternovellen anspielt, hat er nie gestrebt, nur äußerst selten hat ihn seine Laune zu bissigen Ausfällen verleitet. Ein trauriges Ende erwartet den Spötter Clodio im „Persiles", der mit seinem Hohn „edle Herzen verletzt, weise Männer gekränkt und tausend gelästert", sich mit der ganzen Welt, um für einen witzigen Kopf zu gelten, verfeindet hatte und recht lange leben möchte, „um recht viel Böses in schönen Worten auszusprechen". „Die boshafte Zunge ist ein zweischneidiges Schwert, welches bis in das Mark schneidet." Cervantes wollte nicht unter die Verspötter der Menschheit gerechnet werden. Das Gemeine mußte weit hinter ihm liegen. Und fern lagen dem kindlichen Gemüte Haß und Bitterkeit.

Ein Humor, getaucht in Menschenliebe, heiter wie der Himmel Andalusiens, aus der inneren Fülle frisch und lebendig hervorquellend, frei von jeder Sentimentalität, reinigt die Affekte, verklärt das Vergangene und die Gegenwart. Aus voller Brust lächelt Cervantes über die Menschen; er erspart ihnen aber jede Erniedrigung. Mit den Bekümmerten und Notleidenden treibt er nie den leisesten Scherz. Er weiß, wie oft sich das Törichte mit dem Erhabenen, Wahnsinn und Tiefsinn decken, weiß, wie viel Gutes und Edles aus den Menschenleiden entspringt. Sein Lachen wie das seiner Geistesverwandten Manzoni und Gottfried Keller gebietet Achtung, bewegt uns zur Liebe. Und so kommt es, daß, während wir dem erbarmungslosen Sinken aller Ideale von Rittern und Helden aus schwindelnder Höhe und dem Triumphe des nüchternen, an die niedere Erde geklammerten Lebens beizuwohnen denken, wir doch, wie durch Zaubergewalt, eine mächtige Anziehung zu diesem unmöglichen, närrischen Leben empfinden; wir glauben unserem Herzen bitteres Leid, tiefe Risse und tiefe Spalten zuzuführen und fühlen uns doch erleichtert, erfrischt; unsere Wunden heilen, statt zu verbluten; wir lachen über die Verrücktheit des tatenlustigen Don Quijote, der alles Krumme gerade machen will, und lieben und verehren doch den um alle seine Ideale betrogenen Ritter und drücken den armen Narren an unsere Brust.

Unbegrenzte Güte lag mit unbegrenzter Heiterkeit in der Seele des Freundes und Beobachters der Menschen. Wie schon der Tod ihm in der Hand zittert, gibt er, in der Vorrede des „Persiles", dem Scherze, der Fröhlichkeit, den Freunden sein Lebewohl: „Ich sterbe und hoffe euch bald und freudig wiederzusehen, in einem anderen Leben." Er wünschte anderen das Gute, das ihm selbst nicht beschieden. Eine feingeartete Natur, voller Herzenszartheit, wie sein mit vielseitigen Geistesgaben ausgestatteter Don Quijote, fiebt er, wie sein Held, das Ueberhandgreifen der Anmaßung über die Tüchtigkeit, die Verfolgung der Tugend, und geht unverdrossen seines Weges, ohne jemals seine Ruhe und Sanftmut zu verlieren. „Wer und wie ich auch immer sein möge," sagt Don Quijote, „ich danke dem Himmel, der mich mit einem weichen und mitfühlenden Gemüte begabt hat, das stets bereit ist, jedermann Gutes und keinem Böses zu tun." Mildtätigkeit ist das erste, was Don Quijote Sancho in der Ausübung seiner Statthalterschaft empfiehlt, und Sancho selbst rühmt das Herz voller Einfalt seines guten, edlen, wackeren, verrückten Herrn.

Dem scheinbar Wertlosen und Abfälligen im Leben vermag die alles beseelende Kunst edler Menschen unvermuteten Glanz und Bedeutung abzugewinnen, und wo die Welt der Kleinen die unwürdige Macht des Bösen, das alltägliche Gemeine erblickt, sieht des Dichters Auge das helle Licht göttlicher Offenbarung. Aus verachtetem Erdenlehm formt die schaffende Künstlerhand edle Gestalten, und es ist begreiflich, daß man dem Schöpfer der unsterblichen Novelle „Romeo und Julie auf dem Dorfe" jenen Hinweis am Schlusse auf die blöden Berichte über den Untergang der jungen Liebenden etwas übel nahm: „man nehme an, sie hätten das Schiff entwendet, um darauf ihre verzweifelte und gottverlassene Hochzeit zu halten, abermals ein Zeichen von der um sich greifenden Entsittlichung und Verwilderung der Leidenschaften".

•

Cervantes hat gern Wahnsinnige sprechen und handeln lassen und ihnen in sonderlicher Mischung mit der Verrücktheit ein ansehnliches Quantum Gescheitheit gewährt. Gewiß nicht ohne Erfahrung. Als Gottfried Keller aus einem Besuch am Burghölzli, wo Leuthold endigte, zurückkehrte, ließ er die Bemerkung fallen, es seien „möglicherweise die gescheitesten Leute am ehesten zur Abirrung disponiert". Es genügt ja so wenig, um uns außer Angel zu bringen. Die höchste Weisheit schlägt ja so leicht in die höchste Tollheit über, und wahrlich scheint die übermäßig starke Einbildungskraft außergewöhnlicher Menschen die stark gärenden Keime des Wahnsinnes, die natürliche Anlage das Vernunftsgebäude der Equilibrierten zu erstürmen, in sich einzuschließen.

In seinen Wanderungen hatte der Schöpfer des „Don Quijote" Gelegenheit genug das Leben und Treiben armer, leidender Menschen in Spitälern und Narrenhäusern zu beobachten. Mit Wahnsinnigen hat er verkehrt, neben Wahnsinnigen hat er gelitten. Alles Erlebte und Durchlebte, die Kenntnis der feinsten Abstufungen der Menschengefühle, des raschen Aufloderns der Leidenschaften, des Aufflammens des Wahns beim geringsten Stoße an die leicht zerbrechliche Weisheit der Verrückten hat er verwertet. Wie ergreifend wahr die Szene, wo der fahrende Ritter und Cardenio einander gegenüberstehen und sich in aller Ruhe und Fassung mit inniger Teilnahme ihre Schicksale erzählen, bis der im Don Quijote beim bloßen Anhören des Namens Amadis plötzlich aufgetauchte Wahnsinn einen ebenso plötzlichen Anfall des Wahnsinns in Cardenio bewirkt. Ein Narr der seltsamsten Art, der Lizentiat Vidriera, der ein Strohfutteral für seine Glassubstanz zum Reisen brauchte, gibt auf alle Fragen die trefflichste Antwort, eine beneidenswerte Gabe, die er allein besaß, denn das Glas, pflegte er zu sagen, sei „ein feiner und zarter Stoff, durch welchen die Seele rascher und erfolgreicher wirke als durch den schwereren und irdischeren Stoff des Körpers". Durch den hageren Leib des sinnreichen Junkers von der Mancha wirkt ebenso rasch und erfolgreich die Seele; der Verstand vibriert in vollem Schwunge und verrichtet Wunder, so oft er nicht „durch den Kanal des fahrenden Rittertums abfließt und versickert".

Der großmütig Verrückte sollte seinen Traum und seinen Wahn nicht mit ins Grab tragen und es ist ein Meisterstück der Kunst Cervantes', daß er seinen Helden geheilt, mit voller Erkenntnis seiner Torheit, von dem Leben scheiden läßt und ihm in feierlicher Stunde, beim Verglimmen des letzten Lebensschimmers, ein klares, besonnenes Urteil auch über die gottverlassenen Geschichten des fahrenden Rittertums gewährt. Kein allmähliches Sinken des schweren Traumbildes. Obwohl ihm, im Grame über die erlittene Niederlage, das Rühmlichste seiner Taten wie verdunkelt erschien und er betrübt einsehen mußte, daß nur Schein und Trug die Schätze des fahrenden Ritters ausmachten, hielt er fest noch an seinem hohen, wahnsinnigen Ideal; ohne die letzte Offenbarung hätte er weiter nach, „im alleinigen Geleite seines unverzagten Herzens", mit der himmlischen Geduld eines Odysseus, die Leiden und Schmähungen neuer Irrfahrten ertragen, sein Kreuz auf dornenvollem Wege, gefaßt und gelassen, den Blick nach oben gerichtet, weiter und weiter geschleppt. Da bricht auf einmal, an der Schwelle der Ewigkeit, das volle helle Licht ein. Der Held erwacht, aller umnebelnden Schatten der Unvernunft ledig. Der Traum ist aus. Es gibt keine Ritter, es gibt keine Dulcinea auf Erden, und

Digitized by Google

ich Armseliger handelte als selbstenttäuschter Narr. Und Don Quijote, nunmehr der alte gute Quijano, verabschiedet sich von den Seinigen, zugleich sagt er den Täuschungen seines Lebens sein Lebewohl. Die Leier, worauf das Heldenlied gesungen, sie liegt, gebrochen, in Stücken. „Das Nest ist leer . . . — das vorig Jahr voll Vöglein war." Die Träne quillt, wo die Komödie ausgespielt hat, und diese elegischen Mollakkorde besiegeln die Sympathie für den liebenswürdigsten und verehrungswürdigsten Narren, den je die schöpferische Phantasie eines Dichters der Welt geschenkt.

Wozu die auch in jüngster Zeit von ernsten Kritikern betriebene Jagd nach symbolischen Deutungen im „Don Quijote", wo alles entschleiert, so faßlich, so anschaulich und handgreiflich vor uns liegt, alles Leben, quellendes Leben bedeutet? Wie konnte auch Schelling die Hauptheldem im Romane mythologische Personen, die Geschichte von den Windmühlen und die folgenden wahren Mythen mythologische Sagen nennen? Kein Gedanke lag Cervantes ferner, als etwa abstrakte Begriffe durch seine Gestalten zu verkörpern, Allegorien statt Menschen zu schaffen. Wenn je ein Werk entschwundener Zeiten einer philosophischen Auslegung entbehrt, so ist es der „Don Quijote". Und wollen wir durchaus ein Symbol darin erblicken — alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis —, so sehe man das allereinfachste und deutlichste: ein Symbol der zwei Seelen, welche auch in der Brust eines Faust wohnen: die eine, die himmelaufwärts, mit kühnem, verwegenem Fluge, „gewaltsam sich vom Dust zu den Gefilden hoher Ahnen hebt", über Wolken, in einer Zaubersphäre sich ein paradiesisches Scheinleben träumt, die andere, die „in derber Liebeslust sich an die Welt" festgeklammert hält, den Flug über das irdische Paradies, die Ueberschreitung der gewöhnlichen Ordnung der Dinge im ewigen Abspinnen alltäglicher Begebenheiten scheut. So unverträglich diese zwei Seelen zu sein scheinen, so wirken sie und gehören sie doch zusammen; sie haben feste Wurzeln in die Menschenbrust geschlagen, trotz ihres getrennten, grundverschiedenen Strebens und Lebens, und halten fest, „sonach ist es undenkbar," sagt Sancho von dem mit seinem Herrn geschlossenen Bündnis, „daß uns je was anderes trennen könnte als Schaufel und Spaten".

Das Volk grübelt nicht über Symbole und tiefen Sinn und genießt mit vollster Unmittelbarkeit seinen „Don Quijote"; es sieht darin wie in einem kristallhellen Spiegel mit einem phantastischen Idealbild zugleich sein eigenes Lebensbild; lacht, ergötzt sich und lernt an dem großen, immer fortlaufenden, lebendigen Sprichwort. Denn heute noch gilt's, was Cervantes von der Anziehungskraft seiner kaum geborenen Geschichte sagte: „Die Kinder nehmen sie zur Hand, die Jünglinge lesen sie, die Männer verstehen sie, die Greise rühmen sie, kurz, sie ist in so vielen Händen, so von allen Klassen des Volkes gelesen und gekannt, daß man keinen hageren Gaul auf der Straße sieht, ohne daß die Leute gleich sagen: Das ist ja Rossinante." Ein Zerstreuungsmittel für ernste, die Gehirnmasse stark in Anspruch nehmende Menschen, die einmal was herzlich Kurzweiliges und Törichtes genießen können, eine Erheiterung für alle, Einfältige und Weise, eine Art Bibel, woraus man in allen Lebenslagen, am Lebensanfang und am Lebensende, Rat und Trost schöpfen kann. Wilhelm von Humboldts Freund, der Philosoph Schlabrendorf, las noch in seinen Sterbestunden darin. Im wirrsten Weimarer Geschäftsleben schrieb Goethe an Frau von Stein, Cervantes halte ihn „über den Akten, wie ein Korkwams den Schwimmenden"; seinen „Wilhelm Meister" hat auch Grillparzer einen deutschen „Don Quijote" genannt. Nicht minder anregend hat „Don Quijote" auf Schiller gewirkt, dessen Räuber Moor, ein edler Rächer seines und aller Menschen Rechte, im Kriege mit der gesetzlich bestehenden Welt, seine Grundzüge Cervantes sowohl wie Plutarch verdankt. Und eine erhellende, erwärmende, belebende, beseelende Wirkung übte der „Don Quijote" auf Unzählige. Das schlichte, allen begreifliche Werk lebt fort und fort, so herrlich wie am ersten Tage seiner Schöpfung.

Bücher und Zeitschriften.

† Unter dem Titel „Am Tegernsee" hat Marie Schultze, der wir auch die reizende biographische Charakterzeichnung der „Königin Marie von Bayern" (1892) verdanken, eine zu Zeit des Königs Max Joseph spielende Erzählung für die Jugend (München und Berlin 1905 bei R. Oldenbourg. 198 S. kl. 8°) verfaßt, welche auch in weiteren Kreisen auf freundliche, dankbare Aufnahme rechnen dürfte. Sehr umsichtig und geschickt ist nicht allein die ganze herrliche landschaftliche Szenerie, sondern auch die frühere Geschichte des alten „Tegarinosee", mit der heute noch nachklingenden Sprechweise, mit Sagen, Sitten, Trachten und Traditionen der Seeumwohner eingewoben. Als Mittelpunkt erscheint der alte leutselige König, dessen Andenken aus heute noch umgehenden zahlreichen „Charakterzügen und Anekdoten" jüngst erst Hofrat Hans Reidelbach (München 1904 bei Max Kellerer) in neue, zeitgemäße Erinnerung brachte. Marie Schultze belebt ihr Buch durch die Reproduktion der im dortigen Schlosse befindlichen, durch Jos. v. Stieler gemalten lieblichen Porträtbilder der kgl. Prinzessinnen, wozu die entzückenden Originalzeichnungen Stielers das Münchener Kupferstichkabinett (lithographiert von Ferdinand Piloty, dem Vater der nachmals so berühmten Maler-Dioskuren) verwahrt. Dazu kommen auch die Bildnisse des alten „Herrn Königs" nach Stieler und der schönen Königin Karoline (nach Joh. Ender). Neben großen Hoffesten, Scheibenschießen, Herbstjagden, See- und Bergbeleuchtungen aus Anlaß der Besuche der Kaiser Franz und Alexander und der Verlobung des Kronprinz Johann von Sachsen mit der Prinzeß Amalia erscheinen die Charakterköpfe des alten Pfarrers, eines französischen Emigré (des Königs-Leutnants Charles Robert Camille Josephe de Montjoie), die Erzählungen des erst totgesagten, dann aus Rußland wieder heimgekehrten Veteranen „Schmid Donisl", aber auch unheimliche „Schwärzer" und „Wildschützen", und im Gegensatze dazu kranke Kinder, die im Bade Kreuth ihre Heilung finden, und andrerseits talentvolle Knaben, die durch den freigebigen Landesvater zu München der Kunst und Wissenschaft zugeführt werden. Das gibt dann auch zu kulturhistorischen Genreschilderungen aus dem damaligen Altmünchener Leben Anlaß, mit seinen kleinen gemütlichen Gäßchen und stillen, nun längst verschollenen Wirtschaften, wie z. B. dem „Raisonirhäuschen", der „Arche Noah" in der „Wurzerstraße" und zum „Lachenden Wirth" u. s. w. Auch der erst neuestens zur weiteren Beachtung kommende, im Volke lebende „Kunstsinn" (Volkskunst) und andere aus den echten Volksschichten heraus wachsende kulturhistorische Wahrnehmungen und Faktoren: lauter mannigfaltige, farbenreiche Aufnahmen aus einer der schönsten Plaudereien des bayerischen Hochlands.

Stammbücher. In der koketten Form eines Biedermeier-Stammbuches legt uns das Antiquariat von Jacques Rosenthal in München seinen neuesten Katalog: Alte Stammbücher vor. Das Verzeichnis, welches 64 Stammbücher vom 16. bis zum 19. Jahrhundert beschreibt, ist gleichsam ein document humain der alten Zeit. Es führt uns in die Vergangenheit mit ihrem Kultus des Herzens und ihrer Gefühlsüberschwenglichkeit und zeigt uns in einer Reihe auserlesener Exemplare die Art und Weise, wie im Laufe dreier Jahrhunderte Liebe und Freundschaft sich dokumentierten. Von den feierlichen Symbolen, den rätselhaften Emblemen, den stolzen Wappen bis zu den schnäbelnden Tauben, den Silhouetten, den Locken und Seidenstöckchen der Werther und Siegwarte erleben wir den Wandel des Geschmackes in Fühlen und Denken langer Generationen. Daß auch der Sport diesen Büchern nicht fremd blieb, sehen wir an manchen Exemplaren, deren Besitzer, wie es scheint, auf Berühmtheiten gereist sind, so z. B. an dem Stammbuch Brack, der Perle der Sammlung. Da finden sich neben Herder, Wieland, Goethe, Mendelssohn auch Casanova, Montgolfier und Beccaria, da sind Zeichnungen deutscher, schwedischer, englischer und französischer Künstler u. a. m. Die ganz originelle Ausstattung und die reiche Illustration werden diesen höchst aparten Katalog sehr bald selbst zu einem gesuchten Sammelobjekt machen.

Digitized by Google

Allgemeine Rundschau.

Bronzezeitfund von Klingenmünster i. d. Pfalz.

m. Dieser wurde im Januar 1904 bei landwirtschaftlichen Arbeiten, Gewanne: „obere Huth“, dicht neben einem römischen Urnenfelde gemacht und von dem Berichterstatter im Interesse der Wissenschaft erworben. Der Schatzfund besteht in folgenden Stücken: 1. Bronzedolch von 20 Zentimeter Länge mit Mittelrippe und zwei starken Nietnägeln; Typus III bei Naue: die Bronzezeit in Oberbayern, S. 70. 2. Bronzedolch von 10 Centimeter Länge; Form wie Nr. 1. 3. und 4. Zwei 15—16 Zentimeter lange Absatzärte (Absatzkelte = haches à talons nach Mortillet) mit starkem Steg in der Mitte und viereckigem Einschnitte. 5. und 6. Zwei Nadeln von 22 und 16.5 Länge. Erstere mit entwickeltem Kegelkopf und Platte, letztere ohne Schlußplatte. Typus E und C bei Naue a. O. S. 155 und 154. Der geschwollene Hals ist mit parallel laufenden Riefen verziert. 7. Ohrring von 3 Centimeter Durchmesser, bestehend in einem 0.2 Zentimeter starken, zylindrischen Draht aus Bronze mit angehängter Bernsteinperle, dessen Material rotbraun gedunkelt ist. Bernstein kommt nach Naue (a. O. S. 127—130, 233, 254—255, 262) in Form von Perlen und Zierstücken schon in Gräbern der älteren Bronzezeit häufig vor; später seltener. Zum Funde gehören mehrere unverzierte Gefäßstücke, worunter ein zylindrischer, 3.5 Zentimeter hoher Fuß oder Stollen aus rötlich-gelbem Ton und das Randstück einer roten Schale mit einem 4.5 Zentimeter langen, viereckigen Griffansatz. — Der Fund gehört nach den gegebenen Anhaltspunkten zu einem Tumulus der mittleren Bronzezeit, nach Naues Ansetzung, des Ueberganges von der älteren zur jüngeren Bronzezeit (a. O. S. 70 und 263) um 1150 v. Chr. anzusetzen. Naues Charakteristik dieser Uebergangsperiode (a. O. S. 249): „Vorgeschrittener, leichterer und gefälliger Stil“ entsprechen die hier gegebenen Formen von Dolch, Kelt, Nadel und Ohrring vollständig. — Von Interesse für weitere Kreise ist, daß sich der hier konstatierte Typus der Absatzkelte mit starkem Steg und viereckiger Eintiefung (Typus † in Lissauers archäologischen Reichskarten) das ganze linke Rheintal von Basel herauf durch Elsaß, Pfalz und Rheinhessen bis Bingen und Mainz verfolgen läßt, und daß diese Linie offenbar die Einführung dieses Arttypus aus dem Rhônetal angibt. Auch beim bekannten zu München aufbewahrten „Goldenen Hut“, gefunden im Jahre 1835 zu Schifferstadt zwischen Speyer und Haßloch, wurden drei Absatzkelte vergesellschaftet aufgefunden. Nach d. V.'s Ansicht gehört der Goldene Hut, der ein Pendant von Poitiers in Westfrankreich besitzt, derselben Periode an, wie der Bronzezeitfund von Klingenmünster, die allerdings nach Montelius: „die Chronologie der ältesten Bronzezeit“ (S. 196 und contra Naue S. 195 Anmerkung 5) um 1500 v. Chr. anzusetzen ist. Jedenfalls fallen diese Typenreihen in das sogenannte mykenische Zeitalter Griechenlands und Kleinasiens und stellen auf diese Weise die Brücke her zwischen dem „klassischen“ Boden der Achäer und ihrer Zeitgenossen einerseits, und andrerseits den barbarischen Stämmen der Hyperboräer im Nordwesten Europas.

❧

Kleinere Mitteilungen.

* Der Hansische Geschichtsverein und gleichzeitig, wie üblich, der Verein für niederdeutsche Sprachforschung werden dieses Jahr zu Pfingsten, am 13. und 14. Juni, in Halberstadt tagen.

J. H. Todesfall. Prof. Dr. Karl Leutzner, Dozent am orientalischen Seminar zu Berlin, ist, wie bereits gestern gemeldet, am 13. d. M. im Alter von 63 Jahren verschieden. Geborener Frankfurter, hat der Verstorbene lange in Brasilien und Australien, später als Dozent in Oxford gewirkt. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: A Dictionary of the Slang-English of Australia and some mixed languages (Halle 1892); German Essays for English Thinkers (London o. J.); The Mutual Relations of Literature and Life (Oxford 1895); The Teaching of Literature as Literature (Aberystwyth 1897); Essentials of Literature and Art (London 1903). Den bayerischen Studierenden und Lehrern der neueren Sprachen, die an seinen aus edelster Begeisterung für die Sache veranstalteten Ferienkursen (Augsburg 1898 und 1899) teilnahmen, wird der Verstorbene als selbstlose, bedeutende Persönlichkeit, als Kenner fast aller europäischer Literaturen, als Vorkämpfer für moderne Methode des fremdsprachlichen Unterrichts und als wahrhaft vornehmer und gütiger Mensch in dankbarer Erinnerung fortleben.

❧

Hochschulnachrichten.

* **München.** Am Montag ist hier der ordentliche Professor der Moraltheologie an der Universität, erzbischöflicher geistlicher Rat, Dr. theol. Johann Baptist Wirthmüller im Alter von 71 Jahren gestorben. Geboren am 20. Juni 1834 zu Haarpaint in Niederbayern, wurde Wirthmüller am 8. Januar 1865 als Privatdozent aufgenommen, nachdem ihm schon im Dezember 1864 die Funktion eines Universitätsprofessors übertragen worden war. Im Jahre 1867 zum außerordentlichen Professor der theologischen Fakultät in Würzburg ernannt, und am 3. Februar 1871 zum ordentlichen Professor befördert, erfolgte am 10. März 1874 seine Ernennung zum ordentlichen Professor der Moraltheologie in München, an Stelle des verstorbenen Professors Dr. v. Reischl. — Die kgl. belgische Akademie der Wissenschaften zu Brüssel hat den Prof. Dr. K. Krumbacher in München zum korrespondierenden Mitglied (associé étranger) gewählt.

* **Heidelberg.** Am Samstag ist auf dem hiesigen Friedhof die Asche des am 13. April in Greifswald plötzlich verstorbenen Universitätsprofessors Dr. Emil Cohen im Grabmal Ludwig Häußers beigesetzt worden. Der Greifswalder Mineraloge war Häußers Schwiegersohn.

* **Marburg.** Der Professor für Pathologie und Therapie an der hiesigen Hochschule, Geh. Medizinalrat Dr. Emil Mannkopf, ist, nach einer Meldung der Frankfurter Zeitung, auf sein Ersuchen zum 1. Oktober von der Leitung der medizinischen Klinik und der damit verbundenen Lehrverpflichtungen entbunden worden.

* **Göttingen.** Die technische Leitung des von der hiesigen Akademie der Wissenschaften aus geleiteten geophysikalischen Observatoriums in Apia ist dem bisherigen Assistenten am hiesigen geophysikalischen Institut, Dr. J. Linke, übertragen worden.

* **Leipzig.** Mit einer Antrittsvorlesung über „Aegyptens Bedeutung für die Erdkunde“ hat am Dienstag der Nachfolger Friedrich Ratzels, Geh. Regierungsrat Professor Dr. Friedrich Partsch, seine Lehrtätigkeit an der hiesigen Universität begonnen.

hc. **Rostock.** Im 86. Lebensjahre ist am 14. d. M. der Privatdozent für französische Sprache und Literatur an der hiesigen Universität, französischer Vizekonsul Dr. Julius Robert gestorben. Er war von 1843 bis 1877 Lehrer an der Großen Stadtschule zu Rostock und seit 1847 zugleich Privatdozent an der Universität.

* **Wien.** Der neuernannte Professor der Pharmakologie Geh. Medizinalrat Dr. Hans Meyer aus Marburg wird am 18. d. M. um 10 Uhr vormittags seine Antrittsvorlesung halten. Gleichzeitig mit derselben findet die Eröffnung des nach den Angaben des Professors Dr. Meyer neugeschaffenen pharmakologischen Instituts statt, das sich im Gebäude des anatomischen Instituts befindet. Am 10. d. M. hielt der ehemalige Abgeordnete und nunmehrige Privatdozent an der Wiener rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät Dr. Heinrich Reicher seine erste Vorlesung.

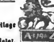
* **Krakau.** Dr. Johann Piltz, Vorstand der Nervenabteilung im Spitale zu Praga, einer Vorstadt von Warschau, wurde zum außerordentlichen Professor der Psychiatrie und Nervenkrankheiten an der Universität in Krakau ernannt.

Digitized by Google

Jahrgang 1905. München, Freitag, 19. Mai. Nummer 116.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

M. Creighton, der Historiker und der Bischof.

Von Theodor Kolde.

Als Mandell Creighton, der Bischof von London, am 17. Januar 1901 in der St. Paulskathedrale bestattet wurde, waren die englischen Blätter aller Schattierungen und aller Denominationen davon erfüllt, daß die Nation mit ihm nicht nur einen der hervorragendsten Kirchenmänner, sondern auch einen ihrer ersten Historiker verloren habe. Auch in Deutschland hat man hier und da davon Notiz genommen, und der Deutsche Kaiser, der bei seinen Besuchen am englischen Hofe an dem eigenartigen Prediger und dem Manne mit dem weiten Blicke besonderen Gefallen gefunden hatte, ließ sich persönlich bei seiner Beisetzung vertreten. Aber meines Wissens ist in Deutschland nirgends, auch nicht in den historischen Fachblättern, der Versuch gemacht worden, der Bedeutung Creightons gerecht zu werden. Nun liegt in zwei stattlichen Bänden sein Lebensbild vor.[1]) Die feinsinnige Gattin des Bischofs, Louise, geb. v. Glehn (einer baltischen, aber ganz anglisierten Familie), hat es unternommen, an der Hand seiner zahlreichen Briefe das Denken, Wollen und Wirken ihres Mannes zu zeichnen. Aber das Werk ist mehr als eine der gewöhnlichen Briefsammlungen. Die reichlich gegebenen Briefe und Briefausschnitte bilden gewissermaßen nur die Quellenbelege.

Mit ungewöhnlicher Darstellungsgabe hat L. Creighton es verstanden, eine Biographie zu schreiben, in der ihr Gatte zwar immer im Mittelpunkt steht, die aber bei der Vielseitigkeit seiner Tätigkeit und seiner persönlichen Beziehungen einen Widerschein gibt von dem gesamten geistigen Leben Englands während der letzten 50 Jahre. Schwerlich könnte man z. B. eine anziehendere Darstellung des Orforder Lebens in den 60er und 70er Jahren erhalten, als sie hier gegeben wird. Und wer einen Einblick gewinnen will in das englische Kirchentum, das Leben des einfachen Pfarrers, des schon höher gestellten Canon und endlich in die komplizierten Aufgaben eines englischen Bischofs, dessen Amt heutzutage nichts weniger als eine Sinekure ist, wird das hier in reichem Maße finden. Aber nicht von dem schönen Buche, wie vieles auch darüber zu sagen wäre, soll hier berichtet werden, sondern von dem Bischof und Historiker, von der eigenartigen Persönlichkeit Creightons, die niemand vergessen wird, der jemals, wie es dem Schreiber dieser Zeilen vergönnt gewesen ist, mit ihm in näheren Verkehr treten durfte.

Mandell Creighton, geboren am 5. Juli 1843 in Carlisle, stammte aus kleinen, aber nicht gerade engen Verhältnissen. Was er dem Vaterhause verdankte, war vor allem das Bewußtsein, daß Arbeit etwas Selbstverständliches ist und jeder seine Pflicht zu tun hat, ohne viel darüber zu reden. Er durfte gute Schulen besuchen, und wohlbestandene Examina bahnten ihm den Weg zu einem Platze in dem alten Merton College in Orford, wo er 1862 eintrat. Früh scheint er sehr gegen die Neigung des Vaters, der den Klerus und seine „unbusinesslike habits“ gründlich verachtete, die Absicht gehabt zu haben, Geistlicher zu werden. Dem lag keine eigenartige religiöse Entwicklung zugrunde, auch von eigentlichem theologischen Studium, das ja in England auch längst nicht in dem Maße als bei uns die Voraussetzung des geistlichen Amtes ist, war keine Rede, und Theologe in unserem Sinne ist auch der spätere Bischof nie gewesen; aber während er nach dem Studiengange des Collegebetriebes sich mit den humanistischen Wissenschaften in des Wortes weitester Bedeutung beschäftigte, auch in Kant und Hegel sich vertiefte und mit alledem bald die Aufmerksamkeit auf sich lenkte, war er vielleicht niemals hochkirchlicher gesinnt als in jener Orforder Anfangszeit. Der tägliche Besuch des Gottesdienstes galt ihm als selbstverständlich. Er fastete jeden Freitag und kam dann mit Gleichgesinnten, „den Heiligen“, wie man sie nannte, zusammen, um sich in stiller Zurückgezogenheit an Augustins Konfessionen zu erbauen. Das war jedoch nur eine Episode. Vor pietistischer Kopfhängerei bewahrte ihn schon sein für alles Schöne in Kunst und Natur erschlossener Sinn und seine durchweg praktische Anlage; und seine ihn früh auszeichnende Achtung vor der Individualität wie der ihm sein ganzes Leben eigene Grundsatz, die Menschen und Dinge zu nehmen wie sie sind, und dann — echt englisch — to make the best of it, ließ auf die Länge keine Engherzigkeit aufkommen. Obwohl er genötigt war, alles Mögliche zu treiben und er kein Buch, das ihm unter die Hände kam, ungelesen lassen konnte, trat die Neigung für die Geschichte immer mehr in den Vordergrund. Durch ein eingehendes Studium des Deutschen, Italienischen und Spanischen, sowie der betreffenden Literaturen, so schrieb er einmal mit 21 Jahren, und durch umfassende Reisen wollte er sich einen klaren Einblick in die Gesamtgeschichte Europas verschaffen und daneben Hebräisch und die Theologie der alten Kirche treiben. Und als er ein Jahr später Fellow seines College wurde, was schon eine einträgliche Stellung bedeutet, schuf man für ihn die Stelle eines Tutors für Geschichte. Damit war seine ganze spätere Entwicklung als Historiker und Kirchenmann eingeleitet, denn da seine Stelle eine für einen Kleriker bestimmte war, mußte er daran denken, sich ordinieren zu lassen, was er allerdings noch einige Jahre hinausschob.

[1]) Life and Letters of Mandell Creighton, sometime Bishop of London. By his Wife. With portraits and other illustrations. London (Longmans, Green and Co.) 1904. 2 vols

Digitized by Google

Mit Begeisterung stürzte er sich in die neue Aufgabe, moderne Geschichte vorzutragen, und hatte sich bald einer großen Anhängerschaft zu erfreuen. Es war eine Zeit regen geistigen Lebens in der damals noch kleinen Universitätsstadt, dem sich dank der Eigentümlichkeit des Collegewesens, des Zusammenwohnens und -essens der Fellows und des damit notwendig gegebenen Austausches der Meinungen kaum einer entziehen kann. Hier bildete sich die wahrhaft staunenswerte Vielseitigkeit Creightons, seine auffallende Begabung, in kurzer Zeit auch ihm fernliegende Fragen zu erfassen und, worin seine Stärke lag, von dem Nebensächlichen auf die Prinzipien zurückzuführen, aber auch die Neigung, durch kühn hingeworfene Paradoxien den Gegner zu verblüffen oder, womit der spätere Bischof vielfach Anstoß erregt hat, ihn mit schneidender Satire und einem keckem Witzwort zu entwaffnen. Und konnten sich auch die älteren Herren schwer an seine Weise gewöhnen, immer gerade heraus zu sagen, was er gerade im Moment dachte, so wurde er doch bald der Mittelpunkt seines College und ein angesehenes Mitglied der Universität, die eben damals etwas moderner zu werden anfing und zum Schrecken des alten Pusey nach langem Kampfe die Abschaffung der religiösen Eide bei der Erteilung der akademischen Grade durchsetzte. Damit war Creighton, der später als Bischof von London bei der Neuerrichtung der theologischen Fakultät an der dortigen Universität für die Aufnahme van Nonkonformisten und Gelehrten aller Denominationen eintrat (II, 339 ff.), durchaus einverstanden. Er war es auch, der, als einer der ersten, Frauen zu seinen Vorlesungen zuließ, die freilich anfangs von den männlichen Studierenden getrennt auf der Galerie sitzen mußten, und für eine bessere wissenschaftliche Erziehung der Frauen ist er sein ganzes Leben mit Wort und Tat eingetreten. Noch wichtiger war für Oxford selbst, daß er das mittelalterliche Prinzip durchbrach, wonach jeder Student außer bei den eigentlichen Universitätsprofessaren, die aber nur für gewisse Examina vorzubereiten haben, ausschließlich bei den Fellows seines eigenen College hören durfte. Auf Creightons Vorschlag wurden Fachvorlesungen durchgesetzt, die für alle Studierende zugänglich sind, und die die Fellows der verschiedenen Colleges unter sich verteilen. Vielleicht die größte Veränderung im Universitätsleben veranlaßte seine Verlobung. Verheiratete Fellows gab es bis dahin nicht. Da man den jungen Gelehrten nicht gehen lassen wollte, kam es zu teilweise sehr ergötzlichen Verhandlungen und schließlich unter Zustimmung des Erzbischofs und des Privy council zu einem Gesetze, wonach im Höchstfalle vier Fellows verheiratet sein dürften. Allein wie schwerwiegend diese Fragen und Sorgen für die Verlobten auch waren, so spielen sie in den davon berichtenden, in vieler Beziehung einzigartigen Brautbriefen doch nur eine untergeordnete Rolle. Neben Plato und Goethe ist ihr Hauptgegenstand Dante und Leonardo. Der Wert der Beschäftigung mit ihnen für die Gestaltung des eigenen Lebens ist es, worüber Creighton mit der gleichdenkenden Braut verhandelt, und zwar nicht in leichter Plauderei, sondern in tiefgründiger Erörterung.

In jene Jahre fallen die Anfänge dessen, was man später die Oxforder historische Schule genannt hat. Fragt man, was die führenden Männer der ersten Zeit, Stubbs, Freeman, Green u. s. w. eigentlich wollten, so bestand das Neue negativ in dem Gegensatz zu Buckles materialistischer Geschichtsauffassung und dem Utilitarismus des damals angesehensten Vertreters der Geschichte in Cambridge, Prafessor Seeley, der eigentlich nur künftige Staatsmänner erziehen wollte. Das positive Ziel, bei dessen Verfolgung freilich sogleich verschiedene Richtungen sich zeigten,[2]) ist so ziemlich dasselbe, wie in der Rankeschen Schule: Erkenntnis der Vergangenheit ohne Beziehung auf die Gegenwart, lediglich mit der Absicht, mittels eingehendster Quellenforschung festzustellen, wie die Dinge wirklich verlaufen sind, beziehungsweise diesen Verlauf auf Grund aller das Leben des einzelnen wie die Entwicklung des Ganzen bedingenden Momente nach Möglichkeit mit künstlerischer Hand zu rekonstruieren. Muß W. Stubbs, dem berühmten Verfasser der Constitutional history of England, unbedingt der erste Platz eingeräumt werden, war er der Mann, zu dem die jüngere Generation als ihrem Führer aufblickte, so war es, wenn man die Entwicklung überblickt, nicht am wenigsten Mandell Creighton, der die zerstreuten Fachgenossen sammelte, immer von neuem die hohe Aufgabe betonte, auf neue Probleme hinwies, namentlich später auch die Neubelebung der kirchengeschichtlichen Forschung inaugurierte und die jungen Kräfte anspornte. Dies und die Vielseitigkeit seiner historischen Interessen war auch der Grund, warum man gerade ihn zum Herausgeber der 1885 gegründeten English Historical Review, des noch heute angesehensten historischen Organs Englands, erwählte, dessen Leitung er allerdings nur einige Jahre fortführen konnte.

Lange, ehe er als Schriftsteller auftrat, hatte er sich durch eine Reihe von Vortragszyklen über Dante und die Kunst der italienischen Renaissance den Ruf eines glänzenden Redners und Darstellers erworben. Neben etlichen Aufsätzen für verschiedene Zeitschriften über Aeneas Sylvio, Dante, Vittorina da Feltre, Olympia Morata, die mit anderen in seinen Historical Essays and Reviews (London 1903) wieder abgedruckt sind, erschien im Jahre 1876 als erste selbständige historische Arbeit sein „Simon von Montfort“ und seine mehr für den Unterricht gedachte, aber dafür äußerst geschickt geschriebene Schrift The age of Elisabeth. Beides war ihm angetragen worden. Aber schon lange war er mit den Vorarbeiten zu dem beschäftigt, was er sich als Lebenswerk vorgesetzt hatte, einer Geschichte des Papsttums und der Refarmation von Europa von 1378 bis zum Konzil von Trient, wie er es in den Verhandlungen mit dem Verleger bezeichnete.

Daß seine ganze Entwicklung ihn zur Lösung dieser Aufgabe in besanderer Weise befähigte, kann nicht bezweifelt werden. Es dürfte in England kaum einen zweiten gegeben haben, der in gleichem Umfang mit der Literatur und dem gesamten Geistesleben der Renaissance vertraut und in immer wiederholten Reisen nach Italien in die Kunst jener Epoche eingedrungen war. Seine ungewöhnliche Beherrschung der deutschen, französischen und italienischen Sprache ließ ihn mit Leichtigkeit die Resultate der bisherigen Forschung verwerten. Dazu kam seine kirchliche Stellung. Der Anglikaner, der das wesentliche der englischen Refarmation in der Abstreifung des Papsttums sieht, im übrigen sich aber darin gefällt, die anglikanische Kirche mit Emphase als einen Zweig der (sichtbaren) katholischen Kirche zu bezeichnen, ist affenbar der Gefahr der Voreingenommenheit weniger ausgesetzt als ein im Protestantismus oder Romanismus stehender Historiker. Das hat seinem Werke zum Vorteil gedient. Seine klare, die wichtigsten Momente genügend hervorhebende Uebersicht über die Geschichte des werdenden Papsttums in der Einleitung gehört zum Besten, was darüber gesagt worden ist. Allein aus seiner kirchlichen Stellung und aus der merkwürdigen Tatsache, daß derselbe Mann, der nie ein Politiker war, ja das politische Getriebe seiner Zeit geradezu haßte, gleichwohl alles und jedes, auch später als Bischof vom staatsmännischen Standpunkte aus ansah, erklärt es sich, daß sein seit 1882 erschienenes Werk[3]) etwas ganz anderes ist, als man nach dem Titel erwarten durfte. Es ist keine Geschichte des Papsttums, denn das religiöse Moment, ohne welches wir uns eine solche nicht wohl denken können, tritt fast vollständig zurück, — es ist eine Geschichte der Päpste, genauer, der aus den Triebkräften der Renaissance fast mit Notwendigkeit geborenen päpstlichen Politik und ihrer Bedeutung für das

[2]) Freeman hängt insofern noch mit der alten staatsgeschichtlichen Schule zusammen, als eigentlich nur Krieg, Diplomatie und die Politik für ihn das Objekt der Geschichtschreibung sind, history is past politics and politics present history sagt er in Methods of Historical Study p. 148, während Kunst, Literatur, Religion und Wirtschaftsleben für ihn kaum existierten.

[3]) A History of the Papacy during the Period of the Reformation. London 1882—1894. 5 vols. Eine zweite Ausgabe unter dem Titel: History of the Papacy from the Great Schism to the Sack of Rome. 6 vols. London 1897.

Digitized by Google

europäische Staatensystem. Und unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, darf das Werk mit seinem reichen und doch nie ermüdenden Detail auch neben Ranke einen selbständigen Platz in Anspruch nehmen. Aber man versteht auch, daß Creighton die Krisis des Papsttums im 16. Jahrhundert unter einem selbst seine Landsleute befremdenden Gesichtswinkel ansehen konnte. Die deutsche Reformation mit ihren Folgen, Umwälzung des ganzen europäischen Staatengebäudes, ist ihm, wenn er dies auch nirgends mit klaren Worten ausspricht, in erster Linie der beginnende Untergang der Renaissance. Seine oft wiederholte paradoxe Behauptung: **Every one is right in what he affirms, wrong in what he denies** (I, 21 und öfter), kommt auch in seiner Geschichtsauffassung zur Erscheinung. Der „unpolitische" Luther ist ihm, auch wenn er seine Gewalt über die Volksmassen bewundern kann, durchaus unsympathisch und, im Grund genommen, unverständlich. Dem Anglikaner steht Erasmus viel höher als der rücksichtslose Wittenberger Reformator, der es wagte, selbst zu ordinieren, anstatt für seine Anhänger die Weihe durch einen wirklichen Bischof, etwa den evangelischen Bischof von Samland, zu erbitten (**History of Papacy V,** 265). Und schließlich wird ihm Luther zum „Rebellen" gegen die Einheit der Kirche. Meine Auseinandersetzungen mit ihm über diesen Punkt in der Deutschen Literaturzeitung (1894 Nr. 38) und im brieflichen Verkehr (**Life,** Bd. II, 88—90) ließen das noch deutlicher erkennen. Meinen Hinweis darauf, daß Luther in erster Linie als religiöse Natur zu begreifen, und daß seine Beurteilung der Dinge, auch der politischen, immer die religiöse sei, woraus sich auch die relative Beschränktheit seines Blickes in diesen Fragen erkläre, endlich auch, daß Luther (was ich immer verfochten habe) viel weniger wirklicher Theologe war,[4]) als man vielfach annehme, acceptierte er, aber eigentlich nur, um darin einen neuen Beweis dafür zu finden, daß „die Revolte", zu der Luther allerdings durch die Kurie gedrängt worden sei, und damit der Bruch mit der (römischen) Kirche, der hätte vermieden werden können, durch seine Schuld nicht vermieden wurde.

Zur Charakteristik des Werkes gehört jedoch auch seine Schreib- und Darstellungsweise. Creighton hat nicht die Leichtigkeit des Stils wie Freeman, auch nicht den Farbenreichtum Samuel R. Gardiners, des in dieser Beziehung unerreichten Meisters der Oxforder Schule; er schreibt, wie er sprach, in meist kurzen und nicht selten epigrammatisch zugespitzten Sätzen. In der psychologischen Ergründung, die er einem seiner Lieblingsschriftsteller — Balzac (!) — abgelernt zu haben scheint, ist er Meister. Indessen, obwohl es in seinem Werke Partien gibt, wie die Schilderung Savonarolas und des Sacco di Roma, in der die einzelnen Persönlichkeiten scharf hervortreten, hat man nicht selten den Eindruck, als ließe der Verfasser hinter den Tatsachen, deren allgemeine Bedeutung festzulegen ihm die Hauptsache ist, die Persönlichkeiten absichtlich zurücktreten. Dazu kommt eine bisweilen an Kälte grenzende Objektivität. Man kann eine so wichtige Tatsache wie die Einführung der spanischen Inquisition nicht kühler behandeln, als es hier geschieht, nimmt der Verfasser doch dem Papsttum sogar die Mitverantwortlichkeit für ihre Greuel ab, wenn er erklärt, daß Sixtus IV. den spanischen Königen nur eine Gewalt verliehen hätte, die diese zur Aufrechterhaltung des Glaubens für notwendig erachteten (IV, 113). Und weil Creighton nicht finden konnte, daß die Schlechtigkeit Alexanders VI. sich über die seiner Zeit und Umgebung erhob, kann die Zeichnung dieses Papstes fast den Eindruck einer Rettung machen. Das entsprang der prinzipiellen Abneigung gegen jedes Moralisieren in der Geschichtschreibung. Allein die Art, wie Creighton das im Vorwort zum III. Bande begründete, berechtigte zu dem Schlusse, daß nach seiner Auffassung die Höherstehenden nicht nach der gewöhnlichen Moral zu bemessen seien. Das war es, was die Entrüstung des Altkatholiken Lord Acton hervorrief, für den allerdings ein gewisser Grad von Schlechtigkeit schon zum Wesen des großen Mannes gehörte (II, 338). Und wenn Creighton in seiner Entgegnung auf die scharfe Kritik des ihm befreundeten Gelehrten[5]) dies zwar zurückwies, jedoch gleichwohl für diejenigen, die es mit großen Dingen zu tun haben und damit eine repräsentative Stellung einnehmen, eine spezielle Betrachtungsweise in Anspruch nahm (**Life I,** 373), so ist nicht zu verkennen, daß das Lebensideal der Renaissance auch den Historiker der Renaissance nicht wenig beeinflußt hat. Das haben auch andere getadelt, aber nicht wenige sahen gerade in dieser Art von Objektivität einen hohen Vorzug, und jedenfalls war Creighton mit seiner Geschichte des Papsttums in die erste Reihe der englischen Historiker gerückt.

Mit der Beurteilung dieses Werkes, dessen V. und letzter bis 1527 reichender Band erst 1894 erschien, sind wir seinem Lebensgange vorausgeeilt. Ostern 1875 übernahm er, nicht am wenigsten, um Muße für seine schriftstellerischen Arbeiten zu erhalten, die seinem College zustehende Pfarrei in Embleton in Northumberland. Das ist ein weltverlorenes Dorf mit einem bis an die See reichenden Kirchspiel, dessen aus Farmern, Steinbrechern und Fischern bestehende Bevölkerung sehr wenig kirchlich gerichtet war und sittlich und kulturell auf einer sehr niedrigen Stufe stand. Ob der gelehrte Mann gerade für diese Gemeinde der geeignetste war, wird man vom deutschen Standpunkte aus bezweifeln können, auch in England war seine Weise sicher nicht nach dem Geschmack der strengen Kirchenmänner, aber sie charakterisiert ihn. Seine akademische Predigtweise mit der Absicht, seine Zuhörer zum Denken zu bringen (**to make his hearers think, I, 164**), vermochte er auch dort nicht zu ändern, aber mehr noch ging er darauf aus, und diesem Zweck sollten ausgesprochenermaßen auch die von ihm eingerichteten Missionsversammlungen dienen, „den geistigen Horizont seiner Pfarrkinder zu erweitern und neue Ideen in sie zu bringen". Darin ging er soweit, daß er seinen Dorfleuten in einem Leseverein Shakespeare vorlas und erklärte. Daneben war er unermüdlich darin, jedem Einzelnen nachzugehen und nicht bloß in geistlichem Sinne ihm als treuer Berater nahe zu treten. Ueberall suchte er veredelnd zu wirken und in seiner Gleichgültigkeit gegen hergebrachte Formen und Standesvorurteile hielt er es z. B. für richtig, um der Freude des Volkes am Tanzen entgegenzukommen, zu Weihnachten in dem großen burgartigen Pfarrhause seinem gemischten Kirchenchor einen Ball zu geben, wobei er dann selbst, um niemand zu verletzen, mit allen 25 Frauen und Mädchen tanzte.

Nach neunjähriger Wirksamkeit wurde er im Mai 1884 auf die neugegründete Dixie-Professur für Kirchengeschichte nach Cambridge berufen. Die Aufgabe war keine leichte. Er hatte keinen Vorgänger. Die Kirchengeschichte als selbständige Wissenschaft sollte erst durch ihn eingeführt werden, und der ausgesprochene Oxfordman sah sich hier Seeley und seiner Diplomatenschule gegenübergestellt. Schon in seiner Antrittsrede ließ er keinen Zweifel über die Art, wie er seine Aufgabe auffaßte: die Kirchengeschichte ist genau nach derselben Methode und demselben Geiste zu behandeln, wie jeder andere Zweig der Geschichte, ohne Beziehung auf die Gegenwart, lediglich mit dem Zweck, unsere wissenschaftliche Erkenntnis zu erweitern. Und in kurzer Zeit hatte der neue Professor, der sich in seinen Vorlesungen über die verschiedensten Gebiete der mittelalterlichen und neueren Kirchengeschichte verbreitete, nicht nur die akademische Jugend gewonnen, sondern nahm auch als ein Mann, der „**always saw both sides**", eine führende Stellung unter den Kollegen ein, gefeiert als Meister des wissenschaftlichen Vortrags für größere Kreise, was seine eigentliche Spezialität war, wie als origineller Kanzelredner. Im Jahre 1888 erschien seine Monographie über Kardinal Wolsey, den er, „nach dem, was er plante,

[4]) Es ist übrigens amüsant zu lesen, daß ihm diese Auslassungen so überraschend waren, daß er an Dr. Richard Garnett darüber schrieb: I never thought to get so much out of a German (II, 90).

[5]) English Historical Review II, 578 ff. Dazu die sehr interessante Korrespondenz Life of M. Creighton I, 369 ff.

Digitized by Google

nicht so sehr nach dem, was er wirklich vollbrachte", als den „wahrscheinlich größten politischen Genius Englands" ansah, und das Jahr darauf veröffentlichte er in Freemans Sammlung historischer Städtebilder eine Geschichte seiner Vaterstadt Carlisle. Seit dem Sommer 1885 bekleidete er auch ein Kanonikat an der Kathedrale zu Worcester, das ihn verpflichtete, jedes Jahr dort einige Ferienmonate zuzubringen. Ostern 1891 sollte er diese Stelle mit einer gleichen in Windsor vertauschen, aber noch ehe er sie antreten konnte, wurde er zum Bischof von Peterborough ernannt.

Damit hörten die Beziehungen zur Wissenschaft und zur Universität nicht auf. Von 1894 bis zu seinem Tode war er der Präsident der neugegründeten englischen Gesellschaft für Kirchengeschichte, und im Jahre 1893 hielt er z. B. in Cambridge die gewissermaßen sein kirchenpolitisches Programm enthaltenden **Hulsean lectures** über **Persecution and Tolerance** (London 1895), auch schrieb er in der Folge noch eine große Reihe von kleineren historischen Essays und Artikeln für die **National Biography**. Aber die gelehrte Arbeit war ihm jetzt mehr eine Erholung. Seine ganze Kraft gehörte seinem bischöflichen Amte, da war keine Weise des modernen Evangelisationsbetriebes, bei der er nicht selbst Hand anlegte. Jedes Fleckchen seiner weiten Diözese wollte er selbst kennen lernen, und jedermann sollte womöglich seinen Bischof persönlich kennen. Seine schöne, mit dem feinsten künstlerischen Geschmack eingerichtete Residenz war offen für jeden, der kommen wollte, und wenn er auch, weil man das von einem englischen Bischof so verlangt, seine Haushaltung in großem Stile erhielt, so blieb er selbst so einfach wie möglich und streifte meist zu Fuß durch seine Diözese. Nur wenn er amtierte, war er ganz der Bischof und liebte es, mit einem gewissen Pomp aufzutreten. Und wer soeben den sehr großen, stattlichen Kirchenfürsten in vollem Ornat mit der Mitra auf dem Haupte auf dem bischöflichen Throne gesehen hatte, war sehr erstaunt, denselben Mann bei der Tafel und noch intimer in seinem behaglichen Studierzimmer als den jovialsten und von Sarkasmen übersprudelnden Erzähler wiederzufinden. Wo man ihn haben wollte, da war er auch zu haben, ob es sich um die damals ganz England bewegende Frage der Entstaatlichung der Kirche oder die nicht minder wichtige der Neuordnung des Erziehungswesens handelte,[6]) ob man in der Royal Academy in London eine Festrede brauchte, oder ob der Fußballklub (!) in Leicester bei einer Festlichkeit eine Predigt von ihm haben wollte, er war immer bereit und verstand es, an die kleinsten Anlässe anknüpfend, prinzipielle Fragen zu behandeln und weittragende Anregungen zu geben. Und für seine Weise bezeichnend ist es, daß er, nachdem er dem großen Londoner Touristenklub vor einer Auslandsreise eine Predigt gehalten hatte, sich dann unter die Mitglieder setzte und ihnen auf Grund seiner reichen Kenntnis Italiens, wo er mit Vorliebe die entlegensten und ausgesprochenermaßen die von seinen Landsleuten nicht behelligten Plätze aufsuchte, einen detaillierten Reiseplan entwarf. Auf dieser offenen, ungezwungenen Art sich zu geben, beruhte seine Popularität und sein wachsender Einfluß in allen Schichten der Gesellschaft. So machte es sich von selbst, daß man bei dem großen, von der ganzen Nation als Kalamität empfundenen Schuhstreik in Leicester (1893) den weltkundigen Bischof um seine, auch von Erfolg gekrönte, Vermittelung anging. Seit 1894 pflegte ihn die Königin von Zeit zu Zeit zur Predigt nach Windsor zu berufen, und als der Zar den Wunsch ausgesprochen hatte, bei seiner Krönung auch die englische Staatskirche vertreten zu sehen, wurde der Bischof von Peterborough mit dieser ehrenvollen Mission betraut.[7]) Doch noch Größeres stand ihm bevor. Am 28. Oktober 1896 wurde er zum Bischof von London ernannt.[8])

Die schwierigsten Verhältnisse erwarteten ihn. Unter der Indolenz seines Vorgängers, des zum Erzbischof von Canterbury erhobenen Dr. Temple, hatte sich innerhalb weniger Jahre, namentlich in London, die ritualistische Bewegung zu einer Höhe entwickelt, in der nicht nur die wirklich „protestantisch" Gerichteten in der Bevölkerung, sondern auch weiterblickende Staatsmänner, wie Sir William Harcourt, eine ernste Gefahr sahen. Um dies zu würdigen, muß man sich vergegenwärtigen, wie verschieden von jeher die wirklichen oder angeblichen Lebensinteressen im deutschen und englischen Protestantismus aufgefaßt werden. Lehr- und Glaubensdifferenzen, die unsere deutschen evangelischen Kirchen aus einem Wirrsal in das andere stürzen, haben in England kaum jemals eine erhebliche Rolle gespielt. Dagegen sind die fast nie aufhörenden Streitfragen über Verfassung und Ritus die Ursache fast aller kirchlichen Absplitterungen und des vielseitigen Sektenwesens. Creighton war damals nichts weniger als ein Ritualist, ja, wenn ich ihn recht verstehe, trotz seines energischen Wertlegens auf die bischöfliche Succession nicht einmal das, was man sonst einen Highchurchman nennt, und lebte immer mit den Nonkonformisten im besten Einvernehmen. Ihm waren die vielen kirchlichen Neuerungen, Weihrauch, Kerzen, Beichte, ungesäuertes Abendmahlbrot, Weihung desselben für die Krankenkommunion u. s. w., entschieden unsympathisch. Er konnte, was, wie begreiflich, bei der angegriffenen Partei große Erbitterung hervorrief, in seiner sarkastischen Weise einem Geistlichen, der die Inzensierung der priesterlichen Gewänder am Altar eingeführt hatte, zurufen: „Sie denken wohl, daß die Seelen wie die Heringe nicht erhalten bleiben können, wenn sie nicht geräuchert werden", aber er dachte nicht daran, wie man ihm in der Presse und im Parlamente zumutete, von Amts wegen dagegen einzuschreiten. Sein Liberalismus, seine Achtung vor der individuellen Ueberzeugung, seine Abneigung gegen jeden Schein religiöser Verfolgung ließen einen solchen Gedanken nicht aufkommen, allerdings auch den nicht, ob er damit nicht selbst einem Zurücklenken zum Romanismus die Wege ebnete. Für ihn stellte sich die Frage lediglich so: Inwieweit sind jene Dinge mit den P r i n z i p i e n der englischen Kirche vereinbar? Und da ihm als Hauptprinzip des Anglikanismus feststand möglichste Weitherzigkeit und friedliches Nebeneinandergehen verschiedener Strömungen, und außerdem, worauf die Ritualisten fußen, im **Common prayer book** unter der Rubrik der erlaubten „Ornamente" des Gottesdienstes sich sehr vieles unterbringen ließ, war er zu weitgehenden Konzessionen bereit und hoffte im übrigen die unklaren Köpfe belehren zu können. Das ist ihm nur in sehr geringem Maße gelungen, und seine selbst vielen seiner Freunde unverständliche Stellungnahme hat ihm scharfe Angriffe eingetragen. Das hat ihm mehr, als er sich eingestand, seine letzten Lebensjahre verbittert.

Nicht minder schwer trug er am Burenkriege. In dem zunehmenden Imperialismus sah er schon früh eine große Gefahr. Obwohl stolz darauf, Engländer zu sein, — er pflegte, was man ihm in manchen Kreisen verargte, zu betonen, er sei erst Engländer, dann Kirchenmann —, hatte er wie wenige ein scharfes Auge für die Schwächen seines Volkes und konnte einmal schreiben: **Indeed the Englishman has no mind at all, he only has an haereditary obstinacy.** In einer Predigt, die er vor dem Deutschen Kaiser und der gesamten königlichen Familie in Sandringham im November 1899 hielt, sprach er über die Pflicht der Nationen, voneinander zu lernen, und die besonderen Aufgaben, die in dieser Beziehung für die teutonischen Nationen gegeneinander und im Verkehr mit den anderen Völkern erwüchsen. Der ganze Passus, der den

[6]) Vgl. darüber seine gesammelten Reden unter dem Titel: The Church and the Nation und Thoughts on Education London 1902.

[7]) Eine an seinen Beobachtungen reiche Schilderung seiner Eindrücke, die aber durch seine Briefe II 147 ff. sehr ergänzt wird, in seinen Historical essays S. 297 ff.

[8]) Lord Salisbury schrieb damals an ihn: There is probably no one in Christendom whose mind is better employed for appreciating the importance of the work to which you are invited, or the injury which an illconsidered refusal might inflict upon the Church. (II, 197.)

Digitized by Google

besonderen Beifall des Kaisers erntete,*) war zwar (vom Prinzen von Wales) bestellte Arbeit, allein, was der Bischof aussprach, war seine innerste Ueberzeugung. In der selbstbewußten Abneigung, von anderen Völkern etwas lernen zu wollen, in der Sucht sich überall einzumischen, sah er die Ursache des unglückseligen Krieges: „Wir sind lange Zeit zu arrogant und insolent gewesen, wir müssen Buße tun und demütig werden.“ „Ich hoffe, die Nation wird einsehen, daß sie sich bessern muß vom Scheitel bis zur Sohle.“ So schrieb er nicht nur in vertraulichen Briefen (II, 405, 434, 470), auch auf der Kanzel der königlichen Kapelle in St. James erklärte er am 6. März 1900: „Unser Stolz, unsere Arroganz und unsere Selbstsucht sind die Ursache des Unglücks. Unser Gebet muß sein, daß es uns gelingen möchte, durch unser Unglück von neuem die Wahrheit zu erfassen und festzuhalten, daß ein weitblickenderes, reineres, edleres England mit breiteren Sympathien und einer entschlosseneren Liebe zur Gerechtigkeit das Resultat dieser Krisis sein möchte, durch die wir hindurch müssen.“ (II, 435.) — Er hat das Ende des Krieges nicht mehr erlebt. Ein schweres Unterleibsleiden, das seine gewaltige Kraft in wenigen Monaten verzehrte, setzte seiner reichen Wirksamkeit ein frühes Ende. Am 14. Januar 1901 ist er in Fulham Palace, dem alten Londoner Bischofspalaste, gestorben.

Man spricht neuerdings wieder viel davon, die teutonischen Nationen einander näher zu bringen, namentlich auch dadurch, daß die besondere Gedankenwelt des deutschen, englischen und amerikanischen Volkes durch Austausch ihrer Gelehrten in weitere Kreise getragen werden sollte. Ob heute, wo die Stimme des Gelehrten, wiewohl er viel mehr als früher im öffentlichen Leben steht, längst nicht mehr denselben Einfluß hat als etwa vor hundert Jahren, damit etwas erreicht werden kann, kann man bezweifeln. Aber wenn es einen Engländer gegeben hat, der imstande war, echt englisches Wesen und Denken dem deutschen Volke verständlich zu machen und zu wahrer Würdigung des oft verkannten Großen und Edlen des englischen Volkscharakters beizutragen, so war es Mandell Creighton. Diesen Eindruck wird jeder gewinnen, der auch nur sein Leben und seine Briefe gelesen hat.

Erlangen, 17. März 1905.

*) Der Kaiser sagte zu ihm: That was excellent, it is just what I am trying to teach my people. Creighton bemerkt dazu in einem Briefe an seine Tochter: The Emperor's vigour is tremendous. He is always all there; and it is impossible not to look with awe to the man whose first act was to dismiss Bismarck. II, 404—417. — Die auf Wunsch des Kaisers gedruckte Predigt wiederabgedruckt in Creigthons Predigtsammlung The mind of St. Peter and other Sermons. London 1902.

Aus dem preußischen Hofleben unter Friedrich Wilhelm IV.

Dem 1897 erschienenen ersten Bande der Denkwürdigkeiten des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, in dessen Hand 1870/71 die Oberleitung der Beschießung von Paris lag, ist endlich der zweite gefolgt, welcher die Zeit von 1856 bis 1863 umfaßt,[1]) also die letzten, durch schweres Siechtum so traurigen Jahre König Friedrich Wilhelm IV. und die Anfänge König Wilhelms I. behandelt.

Die Aufzeichnungen tragen, wie schon die früher bekannt gewordenen, das wohltuende Gepräge eines klaren, unbefangenen, scharf beobachtenden und dabei ruhig und milde urteilenden Geistes, der sich auch inmitten der höfischen Umgebung trotz der von einer solchen ausgehenden ungünstigen Einflüsse seine Selbständigkeit ungemindert zu wahren wußte. Als Flügeladjutant erst Friedrich Wilhelms IV., dessen seltenen Eigenschaften er volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, ohne darum für seine Schwächen blind zu sein, und dann König Wilhelms, hat Hohenlohe mit den beiden so ungleichen Brüdern in einer Intimität gelebt, welche ihm erlaubte Dinge zu sehen und Vorgänge zu beobachten, die den Blicken von Uneingeweihten entzogen und auch der Nachwelt meistens unbekannt bleiben. Doch erwarte man nicht, daß er in seinen Memoiren dem Hofklatsch Raum gegönnt und sich in der Wiedergabe mehr oder minder pikanter Personalien gefallen habe. Darüber ist er, dank seiner vornehmen Denkweise und der pietätvollen Hingabe an seinen königlichen Herrn, bewahrt geblieben, obgleich es nicht an Stellen fehlt, die erkennen lassen, daß er sich über die nicht selten zutage tretende und gelegentlich recht drückende Abhängigkeit seiner Stellung ebensowenig getäuscht hat wie über die Kleinlichkeit der Interessen, die für die Mehrzahl der am Hofe täglich vereinigten Personen maßgebend waren und die Quelle entsprechend kleinlicher Umtriebe und Zänkereien wurden. Andrerseits erklärt die ausschließlich höfische Stellung Hohenlohes, daß auch in diesem Teil seiner Aufzeichnungen die Politik so gut wie gar keine Rolle spielt: für die Geschichte des preußischen Staates ergibt sich daraus kein Gewinn. Wo Hohenlohe dieses Gebiet streift, begegnet man zudem auch bei ihm den vorgefaßten Meinungen, schiefen Auffassungen und ungerechten Vorurteilen, in denen die Kreise nun einmal befangen waren, denen er angehörte. Auch hat er es offenbar unterlassen, seine einstigen Auffassungen späterhin an dem zu prüfen und zu berichtigen, was nachmals im Gegensatz dazu allgemein als historisch erwiesen anerkannt worden ist. Dahin gehört, daß er die Ueberzeugung gewonnen haben will, „die vielberufene Kamarilla unter Friedrich Wilhelm IV. sei nur ein Hirngespinst der Opposition gewesen, um den gegen den König gerichteten persönlichen Widerstand dem königstreuen Preußenvolke mundgerecht zu machen und es in den Glauben zu versetzen, der König regiere unfrei“ (S. 19). Trotzdem gedenkt er des „Kaffeeministers“ General v. Gerlach, als des Hauptes der „kleinen aber einflußreichen Partei“, bezeichnet ihn als royalistischer als der König selbst und als Gesinnungsgenossen der Königin (S. 18). Die gleiche Voreingenommenheit tritt natürlich vollends zutage bei der Besprechung des beginnenden Konflikts über die Militärreorganisation unter König Wilhelm.

Doch gewinnt man aus Hohenlohes Aufzeichnungen auch einzelne neue Tatsächen, so z. B. die, daß die ersten Anzeichen von Friedrich Wilhelms IV. Erkrankung bereits im Mai 1856 den Hof schwer beunruhigten, und weiterhin, daß der erste Vorschlag, Bismarck an die Spitze des Ministeriums zu berufen, bereits im April 1862 von Hohenlohes Vater gemacht wurde, dem nach dem Rücktritt des Fürsten von Hohenzollern und v. Auerswalds zum Ministerpräsidenten ernannten bisherigen Präsidenten des Herrenhauses, damals aber vom König erstaunten Blicks mit der Bemerkung abgewiesen wurde: „Ach bewahre, der ist ja viel zu flatterhaft“. Wenige Tage später urteilte der König, nachdem er den Vorschlag gründlich erwogen, anders: in der Erkenntnis, die auswärtige Politik sei die Hauptsache, sprach er seinen Entschluß aus, Bismarck, der in Frankfurt, Wien und St. Petersburg orientiert sei, nach Paris und London zu senden, damit er überall die einflußreichen Leute kennen lerne, und ihn dann erst zum Ministerpräsidenten zu ernennen. Alsbald wurde Bismarck bekanntlich als Gesandter nach Paris versetzt, erhielt im Laufe des Sommers ein Kommissorium nach London und trat dann Ende September an die Spitze der Regierung.

Von höchstem Werte sind Hohenlohes Aufzeichnungen aber für die intime Geschichte des preußischen Hofes in den letzten traurigen Jahren Friedrich Wilhelms IV. An der Pflege des unglücklichen Königs hat er bis zu der Stunde der endlichen Erlösung persönlich hervorragenden Anteil gehabt. Er war nicht bloß der Begleiter, sondern eigentlich der Leiter der Reise nach Italien, durch welche die Aerzte dem unter seinem Zustand schwer leidenden König Erleichterung zu schaffen dachten, und hat auch die letzten schweren Zeiten dieses jammervollen Martyriums in der unmittelbarsten Nähe mit durchlebt. Nur mit tiefer Ergriffenheit wird man die Schilderung lesen, die er, in strenger Sachlichkeit und ohne jede Ausschmückung die trostlose Wirklichkeit wiedergebend, davon

[1]) Aus meinem Leben. Aufzeichnungen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, weiland General der Artillerie und Generaladjutant Sr. Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm I. Zweiter Band: Flügeladjutant unter Friedrich Wilhelm IV. und König Wilhelm I. 1856—1863. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, Königl. Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

entwirft. Hervorgehoben sei, daß er das vernichtende Urteil, das schon damals über den gefeierten Leibarzt des Königs, Schönlein, allgemein gefällt wurde, durchaus bestätigt, und zwar mit guten Gründen. In außerordentlich günstigem Licht erscheint bei ihm dagegen die Königin Elisabeth: das Vorurteil, welches in der öffentlichen Meinung gegen sie herrschte, ist hiernach unbegründet gewesen und nur mit tiefem Mitgefühl kann man Zeuge der furchtbaren Prüfung sein, die der königlichen Frau an der Seite des Gatten auferlegt war und in deren Bestehen sie die edelsten Eigenschaften entfaltete.

Hans Prutz.

Bücher und Zeitschriften.

An American Girl in Munich. Impressions of a Music Student. By *Mabel W. Daniels.* Boston, Little, Brown and Company 1905.

Die Verfasserin dieses netten Büchleins kam mit ihrem „Mütterchen" nach München, um sich musikalisch weiter auszubilden, und hielt sich zu diesem Zweck in der bayerischen Haupt- und Residenzstadt ungefähr zehn Monate (vom 15. September 1902 bis zum 17. Juli 1903) auf. Sie studierte Gesang bei Frau Bianchi und Klavier bei Fräulein Fischer, widmete sich aber hauptsächlich der Komposition unter Herrn Prof. Thuille, dessen Liebenswürdigkeit und Tüchtigkeit sie nicht genug rühmen kann. Der Inhalt des 288 Seiten umfassenden und hübsch ausgestatteten Bändchens besteht aus einer Reihe von Briefen, die angeblich an eine amerikanische Freundin „Cecilia" gerichtet sind und die täglichen Erlebnisse der Schreiberin in einem fremden Lande mit scharfer Beobachtungsgabe, frischem Humor und lebendiger Anschaulichkeit schildern. Natürlich interessiert sie sich besonders für die Musik und es ist also selbstverständlich, daß sie musikalische Angelegenheiten, Unterrichtsmethoden, Konzerte und Opernaufführungen mit Vorliebe in den Kreis ihrer Darstellungen zieht; diese Sachen behandelt sie stets nicht nur mit warmer Begeisterung, sondern auch mit feinem Verständnis. In recht lustiger Weise berichtet sie über die Stunden bei Herrn Professor Stavenhagen im Partiturlesen, fugierten Kontrapunkt und der Orchestration und beim Hofregisseur Müller in Rezitationen zur Besserung der dentschen Aussprache, die unvermeidlich zu komischen Zwischenvorfällen zuweilen Anlaß gaben. Anfangs war es ihr angst und bange darum, aber dieses Gefühl wurde durch die ernste Auffassung und fleißige Ausführung der Aufgaben bald überwunden und die Ergebnisse fielen für Schülerin und Lehrer sehr befriedigend aus. Am Schluß des Sommersemesters wurden in Anerkennung vorzüglicher Leistungen zehn Medaillen verteilt; zwei von diesen Auszeichnungen haben Amerikanerinnen erhalten, nämlich Fräulein Bartholomay aus Buffalo im Staate New-York, und eine andere, deren Namen aus lauter Bescheidenheit nicht genannt wird. — Miß Daniels besitzt offenbar nicht nur eine starke Vorliebe, sondern auch eine entschiedene Naturgabe für die Musik, die ihre Gedanken und Gefühle vollständig in Anspruch zu nehmen und ihre Phantasie unablässig zu beschäftigen scheint. Von der Tonkunst entlehnte Bilder und Gleichnisse kommen in ihren Schilderungen der gewöhnlichsten Erscheinungen und Ereignisse häufig vor und als sie einmal in Bozen wegen des starken Fremdenverkehrs sich mit einer einfachen Dachstube in einem kleinen Wirtshaus begnügen mußte, tröstete sie sich mit der Erwägung, daß berühmte Tonkünstler in noch schlechteren Zimmerchen ihre Meisterwerke geschaffen haben. Sehr unterhaltend sind die Beschreibungen des Lebens in einer Pension am Maximiliansplatz und des damit verbundenen gesellschaftlichen Verkehrs, sowie die Beurteilungen der fremden Leute, mit denen sie in Berührung kommt, und die Betrachtungen über deutsche Sitten und Gewohnheiten im allgemeinen. In die Darstellung dieser alltäglichen Begebenheiten ist eine reizende Liebesgeschichte verwebt, in der ein Leutnant sich mit der schönen und liebenswürdigen Nichte einer reichen Frau verlobt, die ihm eine bedeutende Mitgift verspricht. Durch unglückliche Unternehmungen verliert die Tante fast ihr ganzes Vermögen, worauf der Geldfreier unverzüglich zurücktritt und die erlöste Braut sich mit dem immer treuen und inniggeliebten Heinrich vermählt und durch das schwere Unglück der Tante höchst glücklich gemacht wird. Das Büchlein ist gut geschrieben und wird Münchener musikalische Kreise ohne Zweifel lebhaft interessieren. Einige Druckfehler, wie Frau Bianci, Feldernhalle u. dgl. werden die Freude an der Lektüre wenig stören

E. P. Evans.

* **Moderne französische Literatur.** Ein neuer schätzenswerter Beitrag zu der Memoirenliteratur der Revolutionszeit sind die Aufzeichnungen des Grafen Valentin Esterhazy (1740—1805), die Ernest Daudet, der bestunterrichtete Historiker der Emigration, mit ausführlicher Einleitung und erklärenden Noten begleitet, bei Plon erscheinen ließ. Dieser Esterhazy war der Sohn eines ungarischen Flüchtlings und einer Südfranzösin aus vornehmem, aber unbegütertem Hause, Philippine de la Rongarède. Sein Vater besaß als Oberst ein Regiment seines Namens, aber sein frühzeitiger Tod an einem Sonnenstich stürzte die Familie in große Verlegenheit. Ein Landsmann des Vaters und Flüchtling, wie er, Graf Bercheny, der am Hofe des Königs Stanislaus in Lunéville eine gute Stellung gefunden, nahm sich des jungen Valentin an und erzog ihn mit seinen sechs Kindern. Mit siebzehn Jahren wurde er Hauptmann, tat mit Auszeichnung Kriegsdienste in Deutschland und erhielt endlich als Oberst das Regiment zurück, das einst sein Vater besessen hatte. Mit 27 Jahren empfing Esterhazy den Auftrag, nach Wien zu reisen, um der Erzherzogin Marie Antoinette das Porträt ihres Bräutigams zu überreichen. Obschon er als Sohn eines ungarischen Empörers der Kaiserin Maria Theresia immer verdächtig blieb, errang er sofort und für immer die Freundschaft und das Vertrauen ihrer Tochter. Dank ihrem Einflusse heiratete er mit 45 Jahren eine reiche Erbin von zwanzig, ein Fräulein von Hallweil, die ihm mehrere Kinder gebar und für die er bis zu seinem Tode im Jahre 1805 ein zärtlicher Gatte blieb. Der Ausbruch der Revolution traf Esterhazy als Gouverneur von Valenciennes. Er leistete ihr in dieser Garnisonstadt Widerstand und mußte sich deswegen vor der Nationalversammlung verteidigen. Er tat es mit Erfolg, gab aber bald darauf seine Demission, um sich in Paris ganz dem Dienste der Königin zu widmen. Er vermittelte mehrmals zwischen ihr und Lafayette, dem er, wie alle Royalisten, doppeltes Spiel vorwirft. Die Memoiren verschweigen zwar, daß er auch die Korrespondenz zwischen der Königin und dem schwedischen Grafen von Fersen vermittelte, aber Daudet bringt in der Vorrede den Beweis dafür. Zur Zeit des mißlungenen Fluchtversuchs des Königspaares befand sich Esterhazy in Aachen, wohin ihn der Graf von Artois zu dem dort zur Kur weilenden König Gustav III. von Schweden gesandt hatte, der unter allen Monarchen der entschiedenste Gegner der Revolution war. Bald darauf ließ sich Esterhazy im Auftrage der königlichen Familie an die Kaiserin Katharina nach St. Petersburg abordnen, errang ihre Gunst in so hohem Maße, daß sie ihm ein Landgut schenkte, und blieb bis an sein Lebensende in Rußland. Seine Kinder kehrten aber wieder nach Ungarn zurück, und von einem dort lebenden Enkel, Paul Bezeregy, erhielt Daudet das im Jahre 1797 begonnene Manuskript, das Esterhazy nur für seine Kinder verfaßt hat, das aber gut genug geschrieben ist, um auch in weiteren Kreisen eine angenehme Lektüre zu gewähren. Außer den Porträts Esterhazys und seiner Gattin ist auch das eines Hundes dem Bande beigegeben. Es ist eine Miniatur, die Marassin, den Lieblingshund Marie Antoinettes, darstellt, und die die Königin eigens für Esterhazy anfertigen ließ. — Daudet sagt in seiner Einleitung nicht, ob Valentin mit dem berüchtigten Major Esterhazy, dem Verfasser des dem unglücklichen Dreyfus zugeschriebenen Bordereaus, verwandt ist. Diese Verwandtschaft ist jedoch vorhanden. Valentins einzige Schwester hatte von dem Schauspieler Walsin einen unehelichen Sohn, der General wurde und dessen Enkel der Major ist.



Digitized by Google

Allgemeine Rundschau.

Pierpont Morgan als Erwerber italienischer Kunstschätze.

Zum Verkauf der **Marmorskulpturen Donatellos** im Palazzo Martelli zu Florenz an Pierpont Morgan wird der Vossischen Zeitung geschrieben: Seine glänzende Geschäftsroutine hat der gefürchtete Trustkönig jetzt auch die Italiener kennen gelehrt. Nachdem Morgan in der italienischen Presse wegen Ankaufs des gotischen Pluviale aus dem Dom in Ascoli, aus dem es erst vor kurzem gestohlen war, mit allen erdenklichen Schmähungen überhäuft worden war, wurde plötzlich, gerade als sich Morgan zu einem Besuch Italiens rüstete, bekannt, daß er sich entschlossen habe, dem Dom diesen alten Schatz ohne jede Gegenleistung (der Ankauf hatte ihm mehrere hunderttausend Francs gekostet) zurückzuerstatten. Darüber die lauteste Freude in Italien, und als Morgan sich Mitte vorigen Monats in Rom zeigte, pilgerten die Minister in pleno zu ihm, um ihm durch einen sehr hohen Orden ihren Dank abzustatten, und die Zeitungen feierten ihn als den größten Wohltäter der Menschheit. Aber der kluge Amerikaner war keineswegs dazu nach Italien gekommen; liebt er doch überhaupt nicht an die Oeffentlichkeit zu treten, schon infolge seiner körperlichen Entstellung! Seine Reise hatte einen ganz besonderen Grund, und den hatte auch die Rückgabe des gotischen Kirchengewandes gehabt. Schon vor zwei Jahren hatte Morgan nämlich den Versuch gemacht, die vier bekannten Marmorarbeiten Donatellos im Palazzo Martelli zu Florenz zu erwerben; ein Londoner Unterhändler hat damals angeblich 100,000 Pfd. St. für ihn geboten, und nur durch den Erlaß des Gesetzes, das für zwei Jahre jeden Verkauf eines alten Kunstwerkes in Italien verbot, verhinderte die Regierung damals noch rechtzeitig das Zustandekommen dieses Handels. Jenes Gesetz läuft nun im kommenden Monat ab; in Rücksicht darauf und in dem Wunsch, die fraglichen Skulpturen, ehe er solche Preise dafür zahle, auch selbst einmal zu sehen, unternahm Morgan seine diesjährige Italienfahrt. Er kam, er sah und — kaufte! Gerade in den Tagen, als man den Herrn in Rom als den opferfreudigsten Mäcen der Welt anfeierte, schloß sein Unterhändler in Florenz den Handel ab. Das ist auch in Italien nicht lange verborgen geblieben, aber unmittelbar nach jener Anfeierung des amerikanischen Helden wäre es gar zu lächerlich gewesen, sofort Lärm zu schlagen und den eben Gefeierten wieder tief in den Staub zu ziehen. Die Regierung, die Zeitungen schweigen also und sind in größter Verlegenheit, was geschehen soll. Freilich, daß diese Schätze, das Bedeutendste, was an Skulpturen aus nachantiker Zeit überhaupt in italienischem Privatbesitz sich befindet und wohl je befunden hat, über Nacht hinausgeschmuggelt werden sollten, steht zwar nicht zu befürchten. Schon die hohe Geldstrafe, das Vielfache der Verkaufssumme, der der Verkäufer verfallen würde, schließt dies aus. In der Tat hat auch Morgan seinen Kontrakt so abgeschlossen, daß er die Skulpturen erst kauft, sobald sie frei werden. Aber bei der Bedürftigkeit der Familie Martelli und bei der Höhe des Kaufpreises, den die Regierung für sich acceptieren müßte, falls sie den Verkauf ans Ausland verweigern würde, ist es doch wahrscheinlich, daß Morgan wenigstens ein Paar der Stücke erhält. Die italienische Regierung wird vermutlich ein Auge zudrücken, wenn ihr wenigstens das berühmte Wappen der Familie Martelli und vielleicht auch noch die lebensgroße Johannesstatue Donatellos gelassen wird, und wird dem amerikanischen „Mäzen" die reizende Kinderbüste (freilich nicht von Donatello, sondern von A. Rossellino) und die verhauene Statue des David überlassen, zumal wenn er einen so hohen Preis bezahlt, daß die Familie Martelli jene beiden Hauptwerke dann dem Staate „schenken" kann. Durch das Geschenk des Chorgewandes hat sich Morgan diese außerordentlich günstige Position gemacht; während sonst bei jedem Verkauf an das Ausland stets „Raub" und „Diebstahl" geschrien wird, wird man daher diese herrlichsten Meisterwerke voraussichtlich ruhig nach Amerika wandern lassen und dem Käufer noch den verbindlichsten Dank dafür abstatten. Schon die nächsten Monate werden darüber entscheiden müssen.

•

Ein pathologischer Fund aus Alt-Aegypten.

ct. In der Sitzung der Londoner Pathologischen Gesellschaft wurde ein Gegenstand vorgezeigt, der bisher wohl einzig in seiner Art dasteht. Es war ein **Blasenstein**, den Professor Elliot **Smith** in einem Grab der vorgeschichtlichen Begräbnisstätte zu El Amrah in Ober-Aegypten vorgefunden und dem Museum des Chirurgischen Kollegiums in London geschenkt hat. Der Stein hatte in einem steinernen Gefäß gelegen, und die ganze Art des Vorkommens wies darauf hin, daß das Grab noch erheblich älter sein mußte als die Zeit des ältesten ägyptischen Königs Menes, dessen Regierung in die Nachbarschaft des Jahres 4800 vor Christi Geburt verlegt wird. Danach wird der merkwürdige Stein auf wenigstens 7000 Jahre geschätzt. Er wurde übrigens zwischen den Hüftknochen eines etwa 16jährigen Knaben gefunden und bestand aus fester Harnsäure, die bei der chemischen Untersuchung die gewohnten Eigenschaften zeigte. Der Fund hat aber noch eine allgemeinere Bedeutung. Aus der chemischen Zusammensetzung des Steins geht nämlich hervor, daß die vorgeschichtlichen Bewohner Aegyptens Fleischesser waren, also Jäger gewesen sein müssen, während die alten Aegypter der geschichtlichen Zeit hauptsächlich von Pflanzenkost gelebt haben. Das geht daraus hervor, daß die Blasensteine bei den Indern, die noch heute hauptsächlich Pflanzenstoffe essen, eine Beimischung von Oxalsäure enthalten. Daß dieser Schluß mit bezug auf die Urbewohner Aegyptens richtig ist, wird noch durch die Entdeckung von Lanzenspitzen aus Feuerstein in den vorgeschichtlichen Gräbern bestätigt. Noch heute ist das Vorkommen von Blasensteinen in Aegypten sehr häufig und zwar in Zusammenhang mit der eigentümlichen Bilharzia-Krankheit, die durch einen Wurm hervorgerufen wird. Ob auch dies Leiden schon in vorgeschichtlicher Zeit in Aegypten vorhanden gewesen ist, hat sich durch die Gräberforschung bisher nicht ermitteln lassen.

❦

Kleinere Mitteilungen.

∽ **Die Deutsche Orient-Gesellschaft** hat soeben ihren siebenten Jahresbericht zugleich mit dem 26. Heft ihrer „Mitteilungen" herausgegeben. Der Jahresbericht weist einen Mitgliederstand von 54 lebenslänglichen und 1203 jährlich beitragenden Mitgliedern aus; unter den finanziellen Zuwendungen, die der Gesellschaft im Jahre 1904 zugeflossen sind, ist eine außerordentliche Spende des Kaisers aus dem Dispositionsfonds des Reiches sowie ein Zuschuß der preußischen Staatsregierung im Betrage von 100,000 M. in erster Linie zu nennen. Aus den Mitteilungen sind besonders die Berichte der Ausgrabungsleiter in Babylon — A. Nöldeke und Dr. R. Koldewey —, sowie in Assur — W. Andrae — von Interesse. Dr. Koldewey ist am 29. Dezember wohlbehalten wieder in Babylon eingetroffen und hat nach fast neun Monate währender Abwesenheit die Leitung der dortigen Ausgrabungen wieder übernommen, die inzwischen von Herrn A. Nöldeke mit Unterstützung der Herren Langenegger und Buddensieg fortgeführt worden waren. Welche Arbeiten in Babylon zu bewältigen sind, davon geben einige Zahlen einen Begriff. In dem von Ende Juni bis Ende Dezember des vorigen Jahres freigelegten Abschnitt auf dem Kasr waren auf einer Fläche von rund 6400 Quadratmeter bis zu vier Meter und darüber Schutt abzutragen. Die Ausgrabungen ließen auch die Bautätigkeit Nebukadnezars in einem großartigen Licht erscheinen; nur um einen Palast seines Vaters Nabopolassar mit dem seinigen auf das gleiche Niveau zu bringen, hat er eine massive Pflasteraufhöhung um 1.20 Meter vorgenommen, die auf einer Fläche von 3200 Quadratmeter festgestellt werden konnte, vermutlich aber eine bedeutend größere Ausdehnung gehabt hat. In ähnlicher Weise sind die Arbeiten in Assur vorgeschritten; hier ist besonders eine große Ufermauer am Tigris auf die Länge von 460 Meter bis fast in alle Einzelheiten aufgenommen und eine große Zahl von gestempelten und beschrifteten Ziegeln, Tontafeln, Plastiken und sonstige Zeugnisse frühester Kunsttätigkeit gefunden worden. Wertvoll ist auch die Erkenntnis der östlichen Begrenzung des

Digitized by Google

großen Assurtempels, der bis an den Tigris reichte und durch seine Stattlichkeit wie landschaftliche Lage imponierend gewirkt haben muß.

* Die Frankfurter Stadtbibliothek hat, wie uns der Direktor derselben, Professor Dr. Ebrard, mitteilt, von Frau Baronin Edmond v. Rothschild in Paris eine überaus wertvolle Schenkung erhalten. Es ist dies eine reich illustrierte, im Jahre 1296 im Süden Deutschlands entstandene Pentateuch-Handschrift, ein starker Foliant aus feinem Pergament und zierlich geschrieben. Er umfaßt den Pentateuch, seine aramäische Uebersetzung und den Kommentar des Salomo Jizchaki. Daran schließen sich die Haftarot (Propheten-Abschnitte). Den Text begleitet die Massora (kritische Lesarten des Pentateuch), die kunstvoll in Figuren geschrieben den unteren Rand der Handschrift einnimmt. Der Anfang jedes Abschnittes des Pentateuch und der Haftarot ist mit Bildern reich verziert. Die Initialen und Ornamente sind von seltenem Farbenreichtum, zuweilen mit starkem Gold überzogen. Jedes der fünf Bücher des Pentateuch beginnt mit einem Vollbild. Die Abbildungen, meist Tiergestalten und Fabelwesen, zuweilen Jagdszenen und Turniere, verraten die lustige und übermütige Art des Illustrierens, die dem 13. Jahrhundert eigen ist. Selten sind Darstellungen, die mit dem Inhalt in Verbindung stehen. Sehr wertvoll sind die Illustrationen für die Kostümkunde. Die große Anzahl von Familienwappen wird dem Heraldiker sehr belehrend sein. Die Handschrift gehört zu den schönst erhaltenen illuminierten hebräischen Manuskripten und wird für alle Zeiten eine Zierde der Frankfurter Stadtbibliothek sein. Das Manuskript wird der Ausstellung der Stadtbibliothek einverleibt werden und kann dann dort besichtigt werden.

* Aus Frankreich. Auch in Frankreich ist Schillers 100. Todestag nicht spurlos verklungen. In Grenoble versammelte sich am Nachmittag des 9. d. M. in der Aula der Universität eine zahlreiche Festgemeinde: sämtliche deutschen Studierenden, die Professoren aller Fakultäten mit Angehörigen u. a., um den Professor der deutschen Sprache, Mr. Besson, der sich durch seine Rede: „Schiller in Beziehung zur französischen Literatur" den begeisterten Dank aller deutschen und französischen Zuhörer erwarb.

* Die 30. Wanderversammlung der südwestdeutschen Neurologen und Irrenärzte wird im Blumensaal des Konversationshauses in Baden-Baden gehalten werden. Die erste Sitzung findet Samstag, 27. Mai, vormittags statt.

Hochschulnachrichten.

hc. München. Der Vertreter der klassischen Philologie und Pädagogik an der hiesigen Universität Geh. Rat Professor Dr. phil. et jur. Iwan Ritter v. Müller vollendet am 20. Mai das 75. Lebensjahr.

* Die theologische Fakultät der hiesigen Universität hat den unlängst ernannten Bischof von Speyer Konrad Busch zum Ehrendoktor ernannt.

* Darmstadt. Der Professor der Elektrotechnik an der hiesigen Technischen Hochschule Dr. Feldmann hat den an ihn ergangenen Ruf nach Delft als ordentlicher Professor dieses Faches angenommen und wird ihm noch während dieses Sommersemesters Folge leisten.

* Berlin. Zum bevorstehenden 70. Geburtstag des Romanisten Prof. Dr. Adolf Tobler am 27. Mai (vgl. Nr. 108) haben sich die Gesellschaft für neuere Sprachen, das Romanische Seminar der Universität und der Akademisch-Neuphilologische Verein zu Berlin zwecks Veranstaltung einer würdigen Feier vereinigt. Von größeren Veranstaltungen sind ein Festessen und ein Kommers geplant. — An der Technischen Hochschule ist bei der Abteilung für Chemie und Hüttenkunde eine etatsmäßige Professur für den konstruktiven Unterricht begründet und bis auf weiteres dem Betriebsingenieur der Hochschule, Herrn Schuberg, übertragen worden. An der gleichen Hochschule ist Dr. Rudolf Rothe als Privatdozent für reine Mathematik zugelassen worden.

* Basel. Mit einer Vorlesung über Farbenempfindung hat sich am Dienstag Dr. E. Wölfflin als Privatdozent für Ophthalmologie habilitiert.

M. C. Aus Italien. Am 15. Mai ist in Rom unerwartet der ordentliche Professor der Medizin an der Universität Dr. Ezio Sciamanna im Alter von 55 Jahren gestorben. Sein Tod ist ein großer Verlust für die römische Hochschule wie für die ganze wissenschaftliche Welt. — Der ordentliche Professor der Botanik an der Universität Neapel Dr. Federico Delpino ist am 14. Mai gestorben. — An der Universität Rom haben sich neu habilitiert in der medizinischen Fakultät Dr. Alessandro Baldoni und Dr. Angelo Chiavaro; in der philosophischen Fakultät Dr. Erminio Troilo (Philosophie), Dr. Giuseppe Cardinali (Alte Geschichte).

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Monumenta Palaeographica. Denkmäler d. Schreibkunst d. Mittelalters. (1. Abt.: Schrifttafeln in lat. u. deutscher Sprache.) In Verbindung mit Fachgenossen herausgegeben von Prof. Dr. Anton Chroust. München 1905. F. Bruckmann. — Wilhelm Tell. Schauspiel in 5 Aufzügen von Friedrich Schiller. Bielefeld, Leipzig, Berlin 1905. Velhagen u. Klasing. 112 S. — Dr. Walter Abelsdorff: Die Wehrfähigkeit zweier Generationen mit Rücksicht auf Herkunft und Beruf. Berlin 1905. Georg Reimer. 76 S. — Marine-Rundschau: 16. Jahrgang. 5. Heft. Mai 1905. Berlin. E. S. Mittler u. Sohn. — Oskar Christe: Feldmarschall Johannes Fürst von Liechtenstein. Eine Biographie. Herausgegeben und verlegt von der „Gesellschaft für neuere Geschichte Oesterreichs". Wien 1905. Kommissionsverlag von L. W. Seidel u. Sohn. 273 S. — Geschichte der k. und k. Wehrmacht. Die Regimenter, Korps, Branchen und Anstalten von 1618 bis Ende des XIX. Jahrhunderts. Herausgegeben von der Direktion des k. und k. Kriegs-Archivs. Bearbeitet von Anton Semek, k. und k. Major. (IV. Band. 1. Teil.) Ebenda 1905. 636 S. — Malwida v. Meysenbug: Eine Reise nach Ostende (1849) Berlin und Leipzig 1905. Schuster u. Loeffler. 165 S. — Dieselbe: Himmlische und irdische Liebe. Ebenda 1905. 194 S. — Reden und Verhandlungen des Ersten Allgemeinen Tages für deutsche Erziehung in Weimar zu Pfingsten 1904. Friedrichshagen bei Berlin. Verlag der „Blätter für Deutsche Erziehung". 136 S. — Dr. Rieks: Römische Vorstösse des Bonifatius-Vereins und Bischof Strossmayer. Vortrag. Zeitz. C. Brendel. 17 S. — Mathematische und Naturwissenschaftliche Berichte aus Ungarn. Mit Unterstützung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und der Kgl. Ungarischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft, herausgegeben von Roland Baron Eötvös, Julius König, Kurt v. Than. Redigiert von Joseph Kürschák und Franz Schafarzik. (Zwanzigster Band. 1902. Mit 6 Tafeln und 94 Figuren im Text.) Leipzig 1905. B. G. Teubner. 410 S. — Prof. Lic. Dr. Karl Clemen: Die Apostelgeschichte im Lichte der neueren text-, quellen- und historisch-kritischen Forschungen. Ferienkurs-Vorträge. Giessen 1905. Alfred Töpelmann (vorm. J. Ricker). 23 S. — Ludwig Günther: Kepler und die Theologie. Ein Stück Religions- und Sittengeschichte aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert. Mit einem Jugendbildnis Keplers, um 1597, und einem gleichzeitigen Faksimile. Ebenda 1905. 144 S. — Pastor Paul Gustrow: Tolstoj und sein Evangelium. Vortrag. Ebenda 1905. 64 S. — August Sturm: Im Wilden Kayser. Ein Stück aus dem Kaysergebirge. Dramatische Skizze. Naumburg a. S. 1904. Albin Schirmer. 27 S. — Derselbe: Ueber den Menschen. Dramatische Skizze in einem Akt. Ebenda 1904. 29 S. — Derselbe: Siegfrieds Tod. Dramatische Skizze in einem Akt. Ebenda 1904. 16 Seiten.

Digitized by Google

Jahrgang 1905. München, Samstag, 20. Mai. Nummer 117.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Ueber die spontane Entwicklung des Neuen im Gebiete der Physik.*)

Von Ferdinand Braun.

Wie man dem seit undenklichen Jahren zitierten, aber noch immer jugendfrischen Wanderer gestattet, bisweilen den bekannten Rückblick auf die Straße, die er zog, zu tun — so ist es das Vorrecht des neu gewählten Rektors, an diesem Tage nochmals einen Blick auf den Weg seiner Wissenschaft zu werfen, ehe er auf demselben für die Dauer seines Amtsjahres eine unfreiwillige Rast macht. Und so gestatten Sie, daß ich heute aus der physikalischen Entwicklung der letzten anderthalb Dezennien einige Beispiele herausgreife, welche Ihnen erläutern mögen, wie wissenschaftliche Erkenntnisse und neue Tatsachen in fortschreitender Entwicklung, gleichsam von inneren Kräften getrieben, sich ausdehnen und erweitern bis zu oft ungeahnten Grenzen. In der Wahl der Gegenstände lasse ich mich dabei, neben persönlichen Neigungen, überwiegend von dem Gesichtspunkte leiten, daß sie Beziehungen zum praktischen Leben bieten sollen.

Die Jahre 1887 und 1888 bezeichnen einen Merkstein in unseren physikalischen Kenntnissen. Denn in ihnen entstanden die bekannten Hertzschen Versuche über elektrische Wellen. Durch Hertz wurde ad oculos dasjenige bewiesen, was Maxwell in einer keineswegs bequem zugänglichen Theorie deduziert hatte. Nach Maxwell sollten sich elektrische Störungen durch den Raum fortpflanzen mit der Geschwindigkeit und nach den Gesetzen des Lichtes.

Was sind elektrische Störungen? Wenn man aus dem Konduktor der Elektrisiermaschine einen Funken zieht, wenn ein Blitzschlag einsetzt, so sind dies elektrische Störungen. Die elektrischen Ladungen werden plötzlich in ihrer Ruhe gestört, erschüttert, wie die Massenteilchen einer Holzplatte durch einen darauf geschlagenen Hammer.

Wie aber in dem mechanischen Beispiel ein solcher Impuls meist begleitet ist von einer Reihe von Schwingungen, d. h. von einem, wenn auch schnell verklingenden und daher musikalisch schlecht definierten Klange, so löst eine elektrische Störung fast immer eine regelmäßige, aber gleichfalls rasch erlöschende Folge von hin und her gehenden elektrischen Bewegungen aus, die wir dann als elektrische Schwingung bezeichnen. Wenn wir z. B. zwei entgegengesetzt geladene Metallkugeln, sagen wir von der Größe von Billard- oder Kegelkugeln, soweit nähern, daß ihre Ladungen sich ausgleichen (was meist durch das Auftreten eines Funkens angezeigt wird), so entstehen in den Kugeln hin und her gehende elektrische Bewegungen. Diese übertragen sich auf den umgebenden Raum — es durchschreitet ihn ein Zug von elektrischen Wellen. Die Länge einer jeden dieser Wellen ist etwa gleich dem vierfachen Kugeldurchmesser.

Durch die Größe der sich entladenden Körper (welche nicht Kugelgestalt zu haben brauchen) können wir daher die Länge der elektrischen Wellen in weiten Grenzen ändern. Diese Wellen sollen im Luftraum fortschreiten mit Lichtgeschwindigkeit; in Metalle sollen sie nicht eindringen können, sondern, ebenso wie das Licht, von ihnen zurückgeworfen werden. Die elektrischen nicht leitenden Körper dagegen (und das sind fast alle festen Stoffe mit Ausnahme der Metalle) also: Schwefel, Pech, Steine, trockenes Holz u. s. w., sind für die Wellen durchlässig. Daher sollen sie an solchen Nichtleitern, z. B. an den Zimmerwänden nur schwach gespiegelt werden, zum größten Teil aber in dieselben eindringen. Die Zimmerwände verhalten sich für die elektrischen Wellen wie Glasplatten für Licht. Abgesehen von dieser verschiedenen Durchdringbarkeit besteht nach der Theorie zwischen elektrischen und Lichtwellen nur ein Größenunterschied. Die Lichtwellen sind sehr klein, es gehen etwa 2000 auf 1 Millimeter; die elektrischen Wellen dagegen können wir herstellen in der Größe eines Zentimeters bis zu vielen Metern, selbst Kilometern.

Während die elektrische Welle durch die Luft fortschreitet, bringt sie zwar unzweifelhaft Zustandsänderungen in derselben hervor, für die wir aber noch kein bequemes Erkennungsmittel besitzen. Erst wo die Welle wieder auf Metalle trifft, ruft sie Vorgänge hervor, die der Beobachtung zugänglich sind. Wenn sie z. B. auf ein Paar Metallkugeln auffällt, die sich in sehr kleinem Abstand gegenüberstehen, erregt sie zwischen den beiden auffangenden Kugeln ein feines Funkenspiel. Diese kleinen Fünkchen war das Reagens, dessen Hertz sich bediente.

Die Hertzschen Entdeckungen fanden überall begeisterten Beifall. Niemand bestritt ihre fundamentale wissenschaftliche Bedeutung. Sie regten mächtig an — ein neues Gebiet war glanzvoll eröffnet. Von einer praktischen Anwendung konnte freilich nicht die Rede sein — es war reine, wenn auch schöne Wissenschaft. Und ich entsinne mich noch des Artikels einer politischen Zeitung aus dem Anfang der 90er Jahre, der in sehr anerkennenswerter Weise darauf hinwies, man solle wissenschaftliche Entdeckungen nicht nach deren praktischem Erfolg bewerten.

Und doch — wie ungeahnt rasch kam der Umsatz in die Praxis. Nachdem, gleichfalls in rein wissenschaftlichen Versuchen, Branly einen ebenso einfachen wie empfindlichen Indikator für elektrische Wellen gefunden hatte, waren die Bedingungen für praktische Verwendung realisiert. Unter Benutzung dieses Detektors machte Lodge schon im Jahre 1894 Versuche zur Zeichenübertragung durch den Luftraum

*) Rektoratsrede, gehalten am 1. Mai in der Aula der Kaiser Wilhelms-Universität Straßburg.

Digitized by Google

— drahtlose Telegraphie —, hielt aber damals ca. 800 Meter für die praktische obere Grenze der Entfernung.

Es war, wie Ihnen bekannt, Marconi, der — angeregt durch Vorlesungen, die er bei Righi gehört hatte — die Sache ernster von 1895 an verfolgte. Er ließ die Wellen von etwa 30 Meter langen vertikalen Drähten ausstrahlen; die Länge der entstandenen Wellen betrug etwa 120 Meter; er verwendete entsprechend lange Auffangedrähte und erreichte im Juli 1897 im Golfe von Spezia Uebertragungen bis auf etwa 10 Kilometer.

Marconi, der anfangs wesentlich nur Hertzsche Versuche in die Praxis übertrug, erregte die Schwingungen auch nach dem Vorgange von Hertz — er lud den Senderdraht mit Elektrizität und ließ diese sich entladen. Die so erzeugten Wellen sterben sehr schnell ab und lassen sich in ihrer Intensität nicht über eine gewisse, bald erreichte Grenze bringen. Der Funke nämlich, welcher bei der Entladung entsteht, setzt den geringen Elektrizitätsmengen, die man auf solch einem Draht ansammeln kann, einen erheblichen Widerstand entgegen. Er verzehrt den größten Teil der Energie; der Funke, bisher eine unvermeidliche Begleiterscheinung, ist der bedenklichste Feind der Schwingungen; und der leider eingeführte Name Funkentelegraphie charakterisiert das Wesen der Sache mit ebenso viel Verständnis, als wenn man eine Theaterbeleuchtung eine Heizanlage nennen wollte.

Als ich im Jahre 1898 auf zufällige äußere Anregung hin mich mit dem Gegenstand zu beschäftigen anfing, schien es mir die erste Aufgabe, Wellen zu erzeugen von größerer Intensität und von längerer Dauer. Beides wurde erreicht, indem man zunächst in kleinem Raume Elektrizitätsmengen aufspeicherte, wie sie etwa eine Kugel von 60 Meter Durchmesser aufzunehmen vermag, und diese großen Elektrizitätsmassen in einem sogenannten Schwingungskreise in Oscillationen versetzte. Erst diese in einer geschlossenen Bahn entstandenen sehr kräftigen Schwingungen werden dem Sender zugeführt. Die Aufgabe des Senders ist: die Schwingungen in den Raum abzugeben; der Schwingungskreis liefert sie, wie aus einem Reservoir, nach.

Man kann diese Erregungsart in doppelter Weise ausnutzen; man kann entweder lange anhaltende, aber verhältnismäßig schwache Schwingungen machen — diese dienen für sogenannte abgestimmte Telegraphie; oder man kann starke, aber schnell abklingende Schwingungen erzeugen, wenn es sich vorzugsweise um große Entfernungen handelt.

Lassen Sie mich nun weniges über die Entwicklung der drahtlosen Telegraphie anführen. Ich beginne mit dem mir bekannten Versuchsfelde des Jahres 1899 — es lag bei Cuxhaven.

Wenn Sie die Elbmündung daselbst verlassen — etwa auf der Fahrt nach Helgoland —, so passieren Sie der Reihe nach vier verankerte sogenannte Feuerschiffe. Das erste, Elbe IV genannt, liegt 9 Kilometer vom Lande, das letzte, Elbe I, ist 31 Kilometer von Cuxhaven entfernt. Auf ihm halten sich die Lotsen auf, welche dort für Einlaß begehrende Fahrzeuge bereit liegen.

Da die verankerten Feuerschiffe sich bei eintretender Ebbe in die Richtung des Elbstromes, mit Einsetzen der Flut umgekehrt nach dem Lande zu drehen, so ist jeder Versuch, dieselben durch Kabel mit dem Lande zu verbinden, vergeblich; die Kabel werden durch die Bewegungen des Feuerschiffes rasch zerstört. Bei unsichtigem Wetter war — trotz der Signalkette, welche die vier Feuerschiffe bilden — jede Möglichkeit der Signalgebung ausgeschlossen. Und so wurde uns, als wir 1899 nach Cuxhaven kamen, erzählt, wie zwei Winter vorher ein aus dem Schwarzen Meer kommendes Schiff während heftigen Schneesturmes angesichts des Feuerschiffes auf den Sand geraten war. Obschon immer für solche Fälle zwei Schlepper im Hafen unter Dampf liegen, war es der Besatzung des Leuchtschiffes unmöglich, Hilfe herbeizuholen. Der Dampfer wurde vor ihren Augen von den Wellen in den Sand geschlagen — 24 Seeleute kamen um.

Im Frühjahr 1900 war Elbe I durch drahtlose Telegraphie mit dem Lande verbunden — der ganze Lotsendienst wurde mit ihr geregelt, der Bedarf an Lotsen nach Cuxhaven gemeldet u. s. w. Im November 1901 sah Elbe I ein hilfloses Wrack treiben; es rief drahtlos den Schlepper herbei, und das Schiff wurde gerettet.

Ich will weitere Erläuterungen des Nutzens beiseite lassen. Daß die drahtlose Telegraphie auch böswillig gebraucht werden kann, ist selbstverständlich. Beispiele aus dem russisch-japanischen Kriege sind Ihnen in Erinnerung.

Die Anwendungen für Kriegszwecke führen zu der oft besprochenen Frage des Depeschengeheimnisses. Bis jetzt ist ein drahtloses Telegramm dem Raume nach allen Richtungen hin übergeben, und jeder, der die geeignete Vorrichtung hat, kann es aufnehmen. Sieht man vom Chiffrieren ab, so ist bis jetzt nur ein Verfahren, welches Geheimhaltung bezweckt, im Gebrauch — die gegenseitige elektrische Abstimmung von Sender- und Empfangsstation aufeinander. Die Erfolge sind schon recht erheblich. Die deutsche Gesellschaft für drahtlose Telegraphie hat eine Abstimmschärfe von 4 Prozent erreicht; das heißt eine empfangende Station sei auf eine Wellenlänge von 100 Meter eingestellt; es mögen aus gleicher Entfernung und mit gleicher Intensität zwei Geberstationen arbeiten; die eine mit der Wellenlänge von 100 Meter, die andere mit 104 Meter, so nimmt die Station nur die von der ersten Sendestelle abgeschickten Depeschen auf. Eine Störung durch die zweite ist ausgeschlossen.

Immerhin wird es dem Feinde möglich sein, die Wellenlänge, mit welcher eine Station gibt, herauszufinden. Schickt sie nun dieselben Schwingungen aus, so vermag sie die Korrespondenz zu stören. Man kann sich, um eine Korrespondenz zu sichern, dadurch schützen, daß man in einem verabredeten, geheim gehaltenen Tempo die Wellenlänge, mit der man arbeitet, rasch ändert. Darauf sind unsere deutschen Stationen eingerichtet, sie können die Wellenlänge um das Zehnfache, also um 1000 Prozent, variieren.

Für den Physiker liegt es nahe, zu versuchen, ob man nicht die Wellen nur nach einer Richtung verschicken kann — ähnlich, wie man Lichtsignale mit Hohlspiegeln gibt. Sollen beträchtliche Entfernungen erreicht werden, so ist die praktische Lösung mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft. Versuche in dieser Art sind, dank dem bereitwilligen Entgegenkommen der hiesigen Militärbehörden, im Gange und haben zu positiven Ergebnissen geführt, bedürfen aber noch der Fortsetzung.

Bis zu welcher Entfernung können wir telegraphieren?

Diese Frage ist gleichbedeutend mit der anderen: Wie viel Energie können wir für ein Signal in den Raum senden? Elektrische Energie in Form der gewöhnlichen elektrischen Ströme steht uns heute in praktisch unbegrenzten Mengen zur Verfügung. Diese aber in elektrische Wellen von brauchbarer Länge zu verwandeln, war eine Aufgabe, die große Schwierigkeiten bot. Den ersten Schritt zur Lösung bildete der schon erwähnte Schwingungskreis. Dies Mittel hat auch Marconi acceptiert und damit die Erfolge seiner Poldhu-Station ermöglicht. Während in den gewöhnlichen Stationen mit 1½—2½ Pferdekräften gearbeitet wird, hat Marconi dort 28 Pferdekräfte ausgenutzt. Hier scheint etwa die mit der Methode erreichbare Grenze zu liegen.

Im Januar 1902 konnte ich dem hiesigen Naturwissenschaftlichen Verein die Mitteilung machen, daß neue Methoden gestatten würden, praktische, fast unbegrenzte Energiemengen in elektrische Wellen umzusetzen. Ich schätzte damals, daß ohne voraussichtliche Schwierigkeiten wohl bis zu 100 Pferdekräfte verwandelt werden könnten; es scheint, daß ich die Grenze nicht zu hoch gezogen hatte. Denn es wird mir mitgeteilt, daß man mit der Konstruktion einer Type für 200 Pferdekräfte beschäftigt ist. Die Elektrizitätsmengen, welche für ein Signal benutzt werden, würden imstande sein, Metallkugeln von 10 bis 20 Kilometer Durchmesser auf mehrere Zoll lange Funken zu laden. Die Station ist berechnet auf eine betriebssichere Reichweite von einem Zehntel des Erdumfanges.

Digitized by Google

Und nun komme ich zu meinem Ausgangspunkte zurück; diese ganze mannigfaltige, hier nicht entfernt erschöpfte und sicher noch nicht beendete Entwicklung nimmt ihren Ursprung in den Hertzschen Versuchen, von denen noch vor zehn Jahren ein wohlwollender Beurteiler sagte: „Schätzt sie nicht ein nach dem Gesichtspunkt ihrer Verwendung, praktischen Wert haben sie nicht."

*

Sprach ich bisher von der Bedeutung der elektrischen Wellen im *Makrokosmus*, so lassen Sie mich jetzt andeuten, wie wir mit ihrer Hilfe auch in den *Mikrokosmus* einzudringen vermögen.

Hertz machte sich aus Metalldrähten eine Art Harfe. Ueber einen nahezu runden Holzrahmen von 2 Meter Durchmesser spannte er die Drähte parallel zueinander in einem Abstande von ca. 3 Zentimeter. Dieses ganze Gitter war in einer Vertikalebene drehbar, ähnlich wie ein Rad um seine Achse. Es mögen nun vor dem Gitter elektrische Schwingungen erzeugt werden und zwar vertikal gerichtete. Stellte man das Gitter so, daß die Drähte horizontal liefen, also senkrecht zu Schwingungen, so gingen sie hindurch, als wenn das Gitter gar nicht vorhanden wäre. Wurde es aber so gedreht, daß die Drähte vertikal standen, also den Schwingungen parallel, so gingen sie durch das Gitter *nicht* hindurch. Jetzt war das Gitter undurchlässig wie ein Metallschirm; nach Drehen um 90 Grad wird es durchlässig — ein Stück Glas.

Ein derartiger Versuch war im verwandten Gebiete der Optik nicht bekannt, und zwar aus naheliegenden Gründen. Bedingung für das Zustandekommen der Erscheinung ist nämlich, daß die Drahtabstände nur Bruchteile einer Wellenlänge betragen. Bei der Kleinheit der Lichtwellen müßten daher 10,000 bis 100,000 Drähte auf die Breite von einem Millimeter ausgespannt sein. Und wie fein sollten erst die Drähte sein!

Neuerdings gelang es aber doch, solche optische Gitter herzustellen, allerdings nicht mit der Hand oder mit Maschinen, sondern dadurch, daß man Metalle wie Silber oder Platin durch sehr starkes Erhitzen in Gaszustand überführte und dieses glühende Metallgas mit großer Geschwindigkeit über eine Glasplatte wegblies. Der Metalldampf zieht sich dann zu äußerst kleinen Partikelchen zusammen, die sich auf dem Glas in der Richtung des Gasstromes niederschlagen und zwischen sich metallfreie Streifen lassen.

Diese Gitter verhalten sich tatsächlich gegen Lichtwellen, wie die Drahtgitter gegen elektrische. Läßt man auf das feine Gitter einen Lichtstrahl auffallen, welcher nur in einer Ebene schwingt, und dreht das Gitter in seiner Ebene um den Lichtstrahl wie ein Rad um seine Achse, so wird dasselbe abwechselnd durchsichtig und undurchsichtig.

Das für den Laien Ueberraschendste liegt in dem Umstand, daß wir unter dem Mikroskop die Gitterstruktur nicht wahrnehmen, die metallfreien Streifen von den metallbedeckten Stellen nicht unterscheiden können. Wenn die metallfreien Stellen, sagen wir ein Zehntausendstel Millimeter breit wären, so würde man erwarten, daß sie bei tausendfacher Vergrößerung doch als helle Linien von ein Zehntel Millimeter Breite aufträten — und solche könnten wir noch erkennen. Dem ist aber nicht so. Selbst wenn wir die Vergrößerung auf eine millionenfache steigern wollten — und das wäre möglich —, so daß wir auf helle Streifen von 1 Zentimeter Breite rechnen dürften, so würden sie im Bilde nicht vorhanden sein. Die Theorie weiß längst, daß das Mikroskop die Streifen nicht mehr abbildet, wenn ihre Breite auf die Größe einer Wellenlänge gesunken ist. Wo in Wirklichkeit eine diskontinuierliche Verteilung der Materie vorliegt, wird uns eine gleichmäßig erfüllte Fläche ohne jede Differenzierung vorgetäuscht. Das Mikroskop ist an der prinzipiellen Grenze seiner Leistungsfähigkeit angelangt — sein Auflösungsvermögen ist erschöpft.

Und hier setzt eine praktische Anwendung ein. Wenn in Organismen faserige Struktur existiert — und eine solche ist nach deren Aufbau die Regel — so ist diese mit den besten Mikroskopsystemen prinzipiell nicht mehr als solche zu erkennen, sobald die Abstände der Fasern in die Größe einer Lichtwelle herabgehen.

Wenn es aber gelänge, in solche feinste, submikroskopische Fasern wieder dünne Metallfädchen einzubetten, die natürlich nur noch als Molekulreihen zu denken wären, so müßten sich die Faserungen durch Gittererscheinungen verraten. Und dies gelingt tatsächlich. Man erhält solche mikroskopischen Präparate, wenn man das Objekt (z. B. einen dünnen Schnitt aus Fichtenholz) mit einer schwachen Goldlösung tränkt und dann hellem Tageslicht längere Zeit aussetzt. Unter dem Einfluß des Lichtes scheidet sich (wie beim Photographieren) das Gold als Metall aus; in den feinen Faserungen entstehen submikroskopische Metallstäbchen. Legt man ein solches Goldpräparat auf den Objekttisch des Mikroskops und beobachtet in geeignetem Licht, so erscheint das Präparat abwechselnd hell und dunkel, wenn man es auf dem Tisch je um 90 Grad gedreht hat. Es läßt sich nachweisen, daß diese Goldpräparate optisch alle diejenigen Eigenschaften besitzen, welche Hertzsche Gitter elektrisch aufweisen.

Wir sind daher berechtigt zu folgern, daß wir eine submikroskopische Struktur erschlossen haben. Und es ist von Interesse, daß diese Methode gerade an *der* Stelle einsetzt, wo das Mikroskop seine Dienste versagt, und daß die neue Methode — entgegengesetzt zum Verhalten des Mikroskops — wenigstens bis zu gewissen Grenzen um so empfindlicher wird, je *feiner* die Struktur ist.

Es zeigt sich, daß solche zarten Strukturen, zu deren Nachweis bis vor kurzem die Mittel fehlten, vielfach in der Natur vorhanden sind. Es ist daher nichts Unerwartetes, erweckt aber doch eine eigentümliche Empfindung, wenn auch Pflanzenreste aus der Steinkohlenzeit, welche sich von selbst mit Eisen imprägniert und dadurch erhalten haben, Erscheinungen zeigen, die auch heute noch einen Schluß auf ihren submikroskopischen Bau gestatten.

*

Die experimentell erwiesene Wesensgleichheit der elektrischen und der Lichtwellen gestattet offenbar eine Erweiterung der Forschungsmethoden. Ein Beispiel mag diesen Nutzen erläutern.

Wir kennen Kristalle — es ist die Mehrzahl derselben —, welche wir doppeltbrechend nennen, weil sie *einen* Lichtstrahl in zwei zerlegen, so daß wir von jedem Gegenstand, den wir durch einen solchen Kristall betrachten, zwei Bilder bekommen. Was mag die Ursache der Erscheinung sein? Welcher eigentümliche Bau des Körpers mag vorliegen, der solche Eigenschaften bedingt? Direkt, von der optischen Seite aus, können wir das Problem nicht angehen. Wir gelangen aber durch Ueberlegungen zu dem folgenden elektrischen Versuch.

Denken Sie sich eine Anzahl etwa rechtwinkelig behauener Sandsteinsäulen in eine Linie nebeneinander gestellt, aber so, daß immer Zwischenräume bleiben, die beiläufig ebenso breit seien wie die Steinsäulen selber, denken Sie sich also, mit anderen Worten, eine Art Ballustrade gebaut. Ein derartiges Bauwerk muß sich nun, das besagt die Theorie, gegen elektrische Wellen verhalten wie ein doppeltbrechender Kristall gegen Licht.

Eine solche Ballustrade sei in einen Zug elektrischer Wellen gestellt wie eine Brücke in die Strömung eines Flusses. Den Wellen steht der Weg sowohl durch die Luftschlitze wie durch die Pfeiler — da sie ja für elektrische Wellen durchlässig sind — offen. Da wir aber wissen, daß die Welle schneller durch die Luft geht als durch den Sandstein, so sollte man erwarten, daß die Welle gewissermaßen in lauter Stücke zerfalle, von denen je die einen hinter den anderen zurückbleiben. Dies tritt auch tatsächlich ein, wenn die Luftschlitze groß sind gegen die Wellenlänge. Wählen wir aber die Verhältnisse so, daß die Breite der Pfeiler und der Luftschlitze nur Bruchteile einer Wellenlänge ausmachen, so schreitet die Welle mit einer mittleren Geschwindigkeit, aber mit *ungeteilter Front* durch die Ballustrade fort.

Digitized by Google

Die Welle merkt von den gegen ihre eigenen Dimensionen kleinen Diskontinuitäten nichts mehr, für sie ist die in Wirklichkeit durchbrochene Wand ein stetig und gleichmäßig erfüllter Raum — ein homogener Körper. Das Einzige, was sie merkt, ist, daß das Gebilde in vertikaler Richtung elektrooptisch anders gebaut ist als in horizontaler — und dies ist das Charakteristikum doppeltbrechender Stoffe.

Alle ähnlich geschichteten Körper müssen sich ebenso verhalten, und es ist ein poetisch noch nicht ausgenutzter Gedanke, daß wir in einem dürren Fichtenwald, in Säulengängen, selbst in gewissen Straßburger Häusern uns in einem elektrisch doppeltbrechenden Medium, einem künstlichen Kristall bewegen.

An einem grobsinnlichen Modell haben wir mit elektrischen Wellen experimentiert. Wenn wir jetzt alles, die Wellenlänge sowohl wie alle Lineardimensionen, auf den millionsten Teil ihres Wertes zusammenschrumpfen lassen, so sind wir wieder im Gebiet des Lichtes. Mit anderen Worten: ein aus durchsichtigem Material hinreichend fein geschichtetes Medium muß optisch doppeltbrechend sein. Und der Versuch bestätigt auch diese Konsequenz.

In gewissen Gramineen scheidet sich nämlich Kieselsäure (also ein durchsichtiger Stoff) aus in Form kleiner Knollen, die unter dem Namen Tabaschir bekannt sind. Es war zu erwarten, daß sich die Kieselsäure in ausreichend feiner Schichtung abgesetzt habe. In der Tat findet man im Tabaschir Partien, welche alle charakteristischen Eigenschaften eines doppeltbrechenden Kristalles zeigen. Und doch sind es nichts als unsere ins Untermikroskopische verkleinerten Ballustraden — Säulchen aus Kieselsäure mit Luftschichten dazwischen. Verdrängt man nämlich die Luft durch eine Flüssigkeit, welche sich optisch von der Kieselsäure nicht unterscheibet, so verschwindet die Doppelbrechung; sie kehrt wieder, wenn die Flüssigkeit verdampft ist — und so läßt sich das Spiel beliebig oft wiederholen.

Ein Zahlenbeispiel mag erörtern, was millionenfache Aenderung des Maßstabes heißt. Für den Nachweis der elektrischen Doppelbrechung wurde ein durchbrochenes Mauerwerk hergestellt, das aber aus Backsteinen errichtet war mit Rücksicht auf deren leichte Bekömmlichkeit und die Finanzen des Instituts. Die Steine wurden nämlich vom Universitätsbauamt geliehen. Der Backsteinbau war 1¼ Meter breit, ebenso hoch und 2½ Meter tief; er wog 80 Zentner und sein Rohmaterial repräsentierte einen Wert von 200 Mark. Millionenfach verkleinert würde ihm ein Kristallstäubchen entsprechen von $^{1}/_{1000}$ Millimeter Kantenlänge und einem Gewicht, das so klein ist, daß ich es lieber gar nicht angeben will — eine Milliarde derselben würden erst ein Milligramm wiegen.

Und nun werfe ich die Frage auf: Wann ist ein Körper homogen? Gegenüber den elektrischen Wellen von etwa 70 Zentimeter Länge schien das Konglomerat von Backsteinen und Lufträumen homogen — es war für sie ein einziger, gleichmäßig den Raum erfüllender Stoff. Und doch belehrt uns der gröbste unserer Sinne, das Muskelgefühl, vom Gegenteil. Selbst für den oberflächlichsten Beschauer ist jeder Backstein wieder ein Konglomerat von Kieselsteinen, von Kalk, Tonbrocken u. s. w. Jeder dieser Brocken stellt sich wieder als ein Gemenge heraus, jedes noch eben fühlbare kleinste Splitterchen kann sich unter dem Mikroskop in ein kompliziertes Gebilde auflösen, und wo das Mikroskop versagt, können vielleicht die Gittererscheinungen noch Aufschluß geben, und wo diese ihre Grenzen erreicht haben, weist der Chemiker noch eine komplizierte Anordnung von Atomen nach.

Was ist nun, wiederhole ich, homogen, wo ist die für uns erkennbare Teilbarkeit der Materie zu Ende? Bis vor kurzem glaubten wir: am Atom. Richtiger: wir glaubten es nicht, wir sagten es nur, wir mußten uns aber damit begnügen und definierten Atom als das Kleinste, das wir bisher nicht mehr zerlegen konnten.

Lassen Sie mich auf diese modernste Frage noch mit wenig Worten eingehen. Die Antwort schließt an an die Röntgensche Entdeckung, und diese selbst nimmt ihren Ausgangspunkt von den seit mehreren Jahrzehnten bekannten und vielfach untersuchten Entladungen der Elektrizität in verdünnten Gasen. In mäßig verdünnten Gasen leuchtet unter dem Einfluß der elektrischen Entladung der ganze Gasinhalt in einem schönen blauvioletten Licht, wie es jedermann von den sogen. Geißlerschen Röhren her kennt. Treibt man die Luftverdünnung weiter — fast an die erreichbaren Grenzen —, so tritt die Lichterscheinung zurück, es entstehen neue Phänomene, es bilden sich zwei Sorten sogen. Strahlen aus. Wir sollten sie lieber Bahnen nennen, denn es sind die Flugbahnen kleiner Partikelchen.

Die einen wollen wir positive Strahlen nennen, denn in ihnen bewegen sich positiv elektrische Teilchen. Die anderen mögen negative Strahlen heißen; sie werden gebildet aus sehr kleinen negativ geladenen Teilchen, die mit einer Geschwindigkeit, die ein Zehntel, ein Drittel, ja fast die volle Lichtgeschwindigkeit betragen kann, durch den Raum fliegen. Der Weg dieser Strahlen im Luftraum selber ist unsichtbar; wo sie aber auf die einschließende Glashülle auffallen, machen sie das Glas mit grüner Farbe leuchtend; wir nennen dieses Licht Fluorescenzlicht. Und von diesen fluorescierenden Stellen gehen die Ihnen bekannten Röntgenstrahlen aus. Diese Strahlen dürfen wir wahrscheinlich als Licht von der denkbar kleinsten Wellenlänge ansprechen. Das Röntgenlicht durchdringt, wie Sie wissen, dicke Holzlagen, selbst Metalle; der menschliche Körper ist durchlässig für dasselbe, das Fleisch besser als die Knochen u. s. w. Röntgenstrahlen, von gewissen fluorescenzfähigen Substanzen aufgefangen, machen diese leuchtend; wenn sie auf eine photographische Platte auffallen, erzeugen sie, wie gewöhnliches Licht, ein photographisches Bild. Sie machen endlich die Luft, welche sonst der vollkommenste Nichtleiter ist, zu einem wenn auch sehr mäßigen Leiter der Elektrizität.

Die Entdeckung der Röntgenstrahlen, auf die uns keine Theorie vorbereitet hatte, gab eine mächtige Anregung. Man suchte, durch Analogien geleitet, nach Aehnlichem und fand etwas anderes, weit Ueberraschenderes.

Der glückliche Finder war Becquerel. Er hatte photographische Platten in so dickes Papier eingehüllt, daß sie vor gewöhnlichem Licht vollkommen geschützt waren. Auf das Papier legte er verschiedene Substanzen, welche unter dem Einfluß des Tageslichtes fluorescieren; unter ihnen befand sich auch Uranglas. Er setzte das Ganze dem Tageslicht aus und sagte sich: Röntgenstrahlen entstehen da, wo Glas durch negative Strahlen zu Fluorescenz erregt wird; sollten sie nicht bei jeder Fluorescenz auftreten?

Nachdem solche Platten einige Tage im Licht gelegen hatten, entwickelte er einige derselben und fand nichts. Er schloß den Rest der Versuchsplatten, mitsamt den darauf befindlichen Stücken Uranglas in den Schrank seiner photographischen Dunkelkammer und kam nach mehreren Wochen auf den Gedanken, doch einmal diese zurückgelegten Platten zu entwickeln — und fand, daß die Platten geschwärzt waren, als ob sie belichtet gewesen seien. Er setzte die Versuche fort und kam zum Resultat: Uranglas und alle Stoffe, welche Uran enthalten, geben auch im Dunkeln, selbst wenn sie niemals, seit sie auf der Welt sind, Licht gesehen haben, Strahlen aus, welche durch Papier, selbst durch dünne Metallschichten hindurchgehen und die photographische Platte schwärzen. Er zeigte, daß diese Uran- oder Becquerelstrahlen auch die Luft leitend machen — dies gab das empfindlichste und bequemste Reagenz auf dieselben.

Man verfolgte nun Uranverbindungen. Herr und Frau Curie fanden, daß das Rohmaterial, aus dem Uran gewonnen wird, das sog. Uranpecherz, viel stärkere Wirkungen gab als das reine Uran. Sie schlossen daraus, daß im Rohmaterial ein Körper enthalten sein müsse, der, wie man sich ausdrückte, die Eigenschaften der Radioaktivität in höherem Maße besitze als das Uran selber. Diesen vermuteten Stoff nannte man Radium, man suchte ihn zu isolieren, was auch nach jahrelanger mühsamer Arbeit gelang. Aus Waggonladungen von Uranpecherz erhielt das Ehepaar Curie einige Zehntel-Gramm Radiumsalz, in Form kleiner, fast farbloser Kriställchen. Dieses Radiumpräparat ist 1½ Millionen mal stärker radioaktiv als das metallische Uran.

Digitized by Google

Radium hat nun in allen seinen Verbindungen folgende merkwürdige Eigenschaften: es sendet positive Strahlen aus, es schickt negative weg und gleichzeitig Röntgenstrahlen.

Und nun lassen Sie mich kurz sagen, was wir heute wissen: Die positiven Strahlen bestehen aus Teilchen etwa von einem Gewicht des kleinsten uns bekannten Atoms. Die negativen Strahlen sind Partikelchen, welche — wenn sie überhaupt eine ponderable Masse besitzen — 1000 bis 2000 mal kleiner sind als die kleinsten uns seither bekannten Atome. Für sie ist daher die gewöhnliche Materie noch ein Siebwerk — sie fliegen durch die Zwischenräume zwischen den Molekülen hindurch wie der Wind durch ein Fachwerk, wie die Le Sageschen stoßenden Teilchen, welche die Anziehung der Planeten nach seiner Hypothese erklären sollten.

Und nun kommt das Merkwürdigste: Das Radium gibt gleichzeitig einen Stoff ab, der alle Eigenschaften eines Gases und zwar eines recht schweren Gases (etwa 2½mal so schwer wie Luft) hat, die sog. Emanation. Dieses Gas kann man in einem Bade von flüssiger Luft (bei — 150°) kondensieren und so von anderen Gasen trennen; läßt man es dann, nachdem es so gereinigt ist, wieder in den Gaszustand zurückkehren, so verwandelt es sich im Laufe mehrerer Tage in ein neues Element, in Helium, das wir lange Zeit nur auf der Sonne kannten und welches erst vor wenigen Jahren durch Ramsay auch als auf der Erde vorhanden, nämlich in einem nordischen Mineral, dem Cleveit, nachgewiesen wurde.

Was wir uns heute unter dem Radium vorstellen, ist folgendes: Radium ist ein Element, es ist als solches beständig. Aber immer eine ganz minimale Quantität des Elementes explodiert gewissermaßen. Es unterscheidet sich jedoch von Explosivstoffen in einer ganz charakteristischen Weise. Bei einem Explosivstoff überträgt sich die an einer Stelle entstandene Explosion von selber auf die ganze Menge. Bei Radium ist es nicht so. Warum, wissen wir nicht. Bei dieser Explosion entstehen einerseits die positiv und negativ geladenen kleinsten Teilchen, die mit einer an Lichtgeschwindigkeit grenzenden Rasanz fortgeschleudert werden, andrerseits die gasförmige Emanation — die von einem Element, dem Radium, die Uebergangsform zu einem anderen Element, dem Helium, bildet.

Und nun erledige ich meine Frage: Wo ist heute die Grenze für die Teilbarkeit der Materie? Nicht mehr am früheren Atom, sondern an Partikelchen, die mindestens 2000 mal kleiner sind als die kleinsten Atome. Man hat überschlagen, daß ein solches Teilchen sich zur Masse einer Bakterie verhält wie die Bakterie selber zur Erdmasse. Wenn wir im lebenden Organismus eine ähnlich fein verteilte Materie voraussetzen dürften, so würde das Rätsel der Vererbung der Eigenschaften leichter verständlich werden.

Sie fragen nach der praktischen Verwendung. Ich will mit zwei Tatsachen antworten.

1. Die vom Radium ausgehenden Strahlen wirken auf organische Gewebe, je nach ihrer Intensität zerstörend, vielleicht auch heilend. Nun zeigt sich, daß radioaktive Substanzen weit verbreitet sind; man hat sie besonders stark im Fangoschlamm, in den Thermalquellen (z. B. von Baden-Baden) nachgewiesen. Frisch an der Quelle ist das Wasser stark radiumhaltig, nach offenem Fließen von 40 Metern schon schwächer; frisch eingefüllt stark aktiv, nach mehreren Tagen kaum noch merklich. Ob die längst als Tatsache anerkannte, seither geheimnisvolle Heilwirkung der sogenannten indifferenten Thermen sich auf Radiumgehalt zurückführen läßt, wird die medizinische Forschung zu entscheiden haben. Hoffen wir, daß die nachgewiesene Aktivität der leidenden Menschheit zugute kommt, was für den Badearzt wohl unzweifelhaft ist.

2. Radium ist immer wärmer als seine Umgebung, es entwickelt bei seiner freiwilligen Zersetzung Energie. Wie groß ist die in 1 Gramm Radium aufgespeicherte? Angenommen ein Automobil fahre mit 30 HP. Die Energie, die ein Gramm Radium liefert, würde ihm gestatten, 8 Stunden lang täglich eine ganze Woche lang zu fahren — vorausgesetzt, daß es, was auch sonst wünschenswert wäre, Sonntags aussetzt.

Wir kennen keine Energiequelle von ähnlich hoher Konzentration. Ihre Ausnützung würde die Nachahmung des Vogelfluges ins Bereich der Möglichkeiten rücken.

Einstweilen sind dies freilich Phantasien. Denn wir können die Zersetzung des Radiums bisher nicht nach Willkür beeinflussen. Nach einer Ueberschlagsrechnung braucht Radium 1100 bis 2500 Jahre zu seiner vollständigen Zersetzung. Ferner würde nach den heutigen Preisen die sechstägige Automobilfahrt 50,000 Mark kosten.

Wir kennen die Substanz bisher nur in minimalen Mengen, und die Erscheinungen selber, so frappant sie klingen, werden aus der Nähe gesehen, recht unscheinbar. Die Untersuchungsmethode auf Radioaktivität besteht meistens in der Beobachtung der Geschwindigkeit, mit welcher die Goldblättchen eines Elektroskops zusammenfallen — ein sehr trockenes Geschäft. Der Forscher verhält sich hier zum Darsteller der Resultate wie der archivdurchstöbernde Historiker zu dem ein warmes Lebensbild hervorzaubernden Romanschriftsteller.

•

Ich habe Sie durch ein Stückchen moderner Physik hindurchgeführt. Dem Gebiete fehlt ein gemeinschaftlicher Grundgedanke, dazu ist die Entwickelung der letzten Jahre zu groß und zu vielseitig.

Wenn ich zum Schluß aber frage nach den allgemeinen Lehren, die wir aus dem Ganzen ziehen können, so sind es deren wesentlich zwei:

1. Man hat bisweilen — gerade in den letzten Jahren — gewissermaßen einen Gegensatz zwischen angewandter und reiner Wissenschaft konstruiert. Der Anwendung verdankt die Naturwissenschaft die Gunst, in der sie heute steht — für sie Opfer zu bringen ist man bereit und berechtigt. Ehe man aber etwas anwenden kann, muß man es haben. Und das letztere Prius fließt fast immer aus der sogenannten reinen Wissenschaft.

Und was wir 2. daraus lernen ist: Die neuen Wege der Forschung sind häufig nicht aprioristisch konstruierbar. Es hat sich fast immer gezeigt, daß prinzipiell neue Aufgaben auch prinzipiell neue Methoden erfordern. Daß die Atome nicht die letzten Realitäten seien, nicht wirklich *ατομοι* — diese Ueberzeugung war längst vorhanden. Alle erkennbaren Wege aber schienen erschöpft. Mit Hebeln und mit Schrauben zwangen wir der Natur nichts mehr ab — nach stetig aneinander gereihter Forschung hat sie es aber demjenigen, der glückliche Zufälle und angedeutete Verbindungen geschickt auszunutzen verstand, freiwillig gegeben.

Was das alte Problem der Philosophen, was das jahrhundertelang vergeblich angestrebte Ziel der Alchemisten, was der Traum unserer Jugend war —, ein Element in ein anderes zu verwandeln — es ist, wenn nicht alles täuscht, erfüllt. Wir stehen am Anfang einer unübersehbaren Entwickelung. Und Sie, meine Herren Studierenden, kommen nicht in ein ausgebeutetes, sondern in ein neu erschlossenes Land. Möge Ihre Kulturarbeit eine glückliche sein!

Zu Shakespeares Belesenheit.

Im vorigjährigen Shakespeare-Jahrbuch hatte Hermann Reich, der Verfasser des trefflichen Buches „Der Mimus", von dem schon zu wiederholten Malen (s. zuletzt Beilage vom 1. April 1905 „Plautus Miles gloriosus bei den Somali") an dieser Stelle die Rede war, den Nachweis versucht, daß die Liebesszene des Eselmenschen Lucius in des Apulejus goldenem Esel (Lib. 10 cap. XX ff.) auf ein Haar der Liebesszene des eselköpfigen Webers Zettel mit der Feenkönigin Titania gleicht. Im Detail müssen wir auf Reichs Abhandlung „Der Mann mit dem Eselskopf, ein Mimodrama vom klassischen Altertum verfolgt bis auf Shakespeare" (Shakespeare-Jahrbuch 1904,

Digitized by Google

S. 108—128) verweisen. Reichs Deduktionen, daß der antike Eselroman des Apulejus, eine Erzählungsgattung, die aus der Lebensschilderung des Mimus erwachsen ist, wovon Apulejus ebenso wie Petron die Beweise abgeben, das älteste Vorbild der Shakespeareschen Liebesszene zwischen dem Eselsmenschen Zettel und der lieblichen Titania ist, haben nicht allgemeinen Anklang gefunden. Aber jetzt hat er sich selbst einen neuen starken Beweis für die Apulejus-Quelle in der genannten Szene geschaffen, indem er in dem diesjährigen Shakespeare-Jahrbuch „Zur Quelle des Cymbelin" (XLI, S. 177 ff.) nachweist, daß die unmittelbar vorhergehenden Kapitel des Eselsromans (X, Kap. I—XIX) zu der Fabel eines anderen Shakespeareschen Dramas den Stoff geliefert haben. Alle Motive dieser Geschichte finden sich in der Handlung von Shakespeares Cymbeline wieder. Bei Apulejus hat ein bejahrter, sehr reicher und vornehmer Mann, der Inhaber eines Regiments von tausend Mann, nach dem Tode seiner Gemahlin sich von neuem mit einer mehr durch körperliche Schönheit als moralische Eigenschaften ausgezeichneten Dame vermählt. Sie liebt den General ebensowenig wie die Königin den König Cymbeline von Britannien. Der tugendhaften und bescheidenen Königstochter Imogen aus des Königs erster Ehe entspricht der tugendhaft-bescheidene Sohn aus erster Ehe in dem Roman des Apulejus. Die zweite Frau im Roman wie die Königin des Dramas sind böse Stiefmütter. Die Königin will Imogen aus dem Weg räumen, die Gattin des Generals den Stiefsohn, der ihre Liebe verschmäht hat. Der ehrenwerte Arzt gibt statt Gift einen Schlaftrunk, und am Schlusse werden Imogen sowie der Sohn des Generals aus zweiter Ehe, der aus Versehen den Trank genommen hat, aus dem todesähnlichen Schlaf erweckt. Außer diesen allgemeinen Uebereinstimmungen findet Reich noch verschiedene im Detail, in Charakterisierung, ja in Phrasen und Worten, auf die wir hier nicht einzugehen brauchen. Sehr interessant sind noch Reichs Hinweise auf den Zusammenhang zwischen Mimus und Märchen; und daß die Giftmischergeschichte bei Apulejus auf einem alten Giftmischermimus beruht, dürfen wir um so sicherer annehmen, als uns ja der dritte Band der Oxyrhynchos-Papyri die Reste eines „Giftmischermimus" erhalten hat, abgesehen davon, daß der weitere Fortgang des Lucius nochmals eine Giftmischeraffäre bringt. Ueber diesen Mimus, ein Pägnion, das von einem einzelnen vorzutragen war, vergleiche meinen Aufsatz „Lustige Stücke aus neugefundenen Papyri" (Beilage 1904 vom 18. Januar, S. 100).

Bei den Zitaten, die Reich aus Shakespeares Cymbeline zur Ausführung seiner Vergleiche gibt, finde ich nun, daß er eine antike Quelle Shakespeares für ein Detail dieses Dramas übersehen hat oder vielleicht absichtlich nicht angeführt, da sie eigentlich nicht zu seinem Beweisthema gehört. Ob Anders (Shakespeares Books, Shakespeares Belesenheit) auf diese spezielle Stelle angespielt hat, kann ich nicht sagen, da mir das Buch zur Zeit nicht zugänglich war. Aber man weiß ja allgemein, wie viel Stoff Plutarchs Vitae in der Uebersetzung von Norths Shakespeare geliefert haben; und der geistvolle St. Petersburger Philologe Zielinski hat in dem soeben erschienen Philologus gerade zwei Fehler aufgedeckt (Philologus LXIV, 1, p. 25), die aus falscher Uebersetzung Norths in Shakespeares Dramen übergegangen sind.

Reich zitiert aus der Szene, in der die Königin von dem ehrenwerten Arzt Gift verlangt (Cymbeline I, 6) folgende Stelle. Der Arzt Cornelius fragt:

Weshalb verlanget Ihr die giftigen Mittel?
Königin: Mich wundert, Doktor,
Daß du mich also fragst: war ich nicht lange
Schon deine Schülerin?
So will ich die Kräfte
Der Kunst an solchen Kreaturen prüfen,
Die nicht des Hängens wert (an Menschen nicht)
Um ihre Wirkung zu erproben, wend' ich
Dann Gegenmittel an, und so erforsch' ich
Den mannigfachen Einfluß.

Es besteht wohl kein Zweifel, daß der im Plutarch so belesene Shakespeare hier an die Stelle in der Vita des Antonius gedacht hat, in der von Cleopatras toxikologischen Experimenten an zum Tode verurteilten Verbrechern die Rede ist (Ant. 71). In North' Plutarchübersetzung, die Shakespeare so ausgiebig für seine Römerdramen benutzt hat, heißt es: Cleopatra in meantime was very careful in gathering all sorts of poisons together to destroy men. Now to make proof of those poisons which made man die with least pain, she tried it upon condemned men in prison. Plutarch erzählt weiter, daß die Experimente den Natternbiß als wirksamste Todesart ergeben haben und daher wählt Cleopatra in „Antonius und Cleopatra" (V, 2) „den art'gen Nilwurm, der tötet ohne Schmerz". Aber Cymbelines Königin muß andere Gifte wählen, die sie auf gleiche Weise experimentell anwenden will, wie Shakespeare aus Plutarchs Erzählung von Cleopatras toxikologischen Experimenten gelernt hat. Nun hat Schlegel allerdings übersetzt und nach dem englischen Original in Klammer beigefügt „an Menschen nicht" on such creatures we count not worth the hanging (but none human), to try the vigour of them —: aber es scheint mir kein Zweifel, daß die in Klammern stehenden Worte sinnlos in der englischen Ausgabe stehen oder sinnlos übersetzt sind. Es handelt sich hier nicht um Tierexperimente, sondern „um solche Kreaturen, die nicht des Hängens wert", d. h. schändliche Verbrecher, für die der Strick nicht lohnt. Tiere pflegt man doch nicht zu hängen. Außer Shakespeares Plutarchbelesenheit spricht dafür auch Shakespeares Kenntnis der italienischen Verhältnisse im 16. Jahrhundert. In einer Schrift von Alfonso Corradi „degli esperimenti tossicologici in anime nobili nel cinquecento" (Milano 1886) sind Beispiele aus den Jahren 1539, 1566 und 1597 angeführt, in denen italienische Fürsten, ja auch Päpste, Giftexperimente an zum Tode verurteilten Verbrechern gemacht haben. Ich verweise außerdem noch auf Lumbroso „Cleopatra e i condannati à morte" (Rendiconti della R. Acad. d. Lincei 1893).

Wir müssen es nun den Anglicisten überlassen, was sie mit dem in Klammern stehenden „but none human" anfangen wollen. Auch Imogens Stiefmutter hat zweifellos „esperimenti tossicologici in anime nobili" wie Plutarchs Cleopatra im Sinne gehabt.

M.

Bücher und Zeitschriften.

Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der deutschen Geschichte. Unter Mitwirkung von P. Herre, B. Hilliger, H. B. Meyer, R. Schobe, herausgegeben von Erich Brandenburg. (1. Halbband 336 S.) Lex. 8°. Leipzig 1905, Dieterich.

Als F. C. Dahlmann im Jahre 1830 zuerst seine „Quellenkunde der deutschen Geschichte nach der Folge der Begebenheiten für eigne Vorträge der deutschen Geschichte geordnet", herausgab, umfaßte das Buch nur 614 Nummern auf 69 Seiten. Aber schon Waitz, der die dritte, vierte und fünfte Auflage (1869, 1875 und 1883) besorgte, hielt eine Vermehrung des Stoffes aus zwei Gründen für angebracht: einmal mußte unter allen Umständen auf die inzwischen neu erschienene Literatur Rücksicht genommen werden, dann aber sollte das Werk auch weiteren Kreisen dienen, während Dahlmann noch bei der zweiten Auflage (1838) „in Auswahl und Anordnung alles der individuellen Haltung" gerade seiner Vorträge angepaßt hatte. Eine weitere Vervollständigung und Umgestaltung erfuhr das Werk sodann durch E. Steindorff, der die sechste Auflage (1894) bearbeitete. Denn es galt nicht nur der immer gewaltiger anschwellenden historischen Literatur gerecht zu werden, auch die ältere, z. T. noch wertvolle Literatur, die in den früheren Auflagen nicht überall gleichmäßig berücksichtigt worden war, mußte mehr zur Geltung kommen: so wuchs die „Quellenkunde" im Verlaufe von einigen sechzig Jahren zu einem etwa zehnmal größeren Umfange heran (730 Seiten mit 6550 Nummern ohne die Nachträge und Berichtigungen.) Auf dem von Waitz und Steindorff eingeschlagenen Wege ist nun Erich Brandenburg, der neueste Bearbeiter des Werkes, weiter gegangen. So hat letzteres, trotzdem es noch immer Dahlmanns Namen auf dem Titel trägt, doch ganz das von jenem gesteckte Ziel aus dem Auge gelassen und hat längst aufgehört, dem Zweck einer ersten Einführung in die Literatur der deutschen Geschichte zu dienen: es genügt jetzt viel weiter-

Digitized by Google

zehenden Ansprüchen und ist ein für den Historiker geradezu unentbehrliches Hilfsmittel geworden. Der erste Halbband, der vorliegt, bietet nicht weniger als 4384 Nummern. Er enthält in seinem ersten Teile Werke allgemeinen Inhattes (Hilfswissenschaften, Quellen, Bibliographien u. s. w., Bearbeitungen); daran schließt sich das Verzeichnis der Quellen und Hilfsmittel nach der Folge der Begebenheiten (das deutsche Altertum, Deutschland unter der fränkischen Herrschaft, das Deutsche Reich in der Zeit seiner höchsten Macht). — Verschiedene Stichproben, die Ref. vornahm, ergaben ein im ganzen zufriedenstellendes Resultat, doch wird es unbedingt nötig sein, daß bei einer neuen Auflage bezüglich der Auswahl der territorialgeschichtlichen Literatur gute Kenner des Gegenstandes mitwirken, damit nicht wieder völlig wertlose Arbeiten aufgeführt werden, während man wichtige Werke vermißt. Nach Fertigstellung des ganzen Werkes, die voraussichtlich noch im Herbst dieses Jahres erfolgt, werden wir noch einmal auf dasselbe zurückkommen.

J. P.

✿

Allgemeine Rundschau.

Gervinus.

gl. Eine Woche nach Friedrich Schillers Tod, am 20. Mai 1805, wurde zu Darmstadt Georg Gottfried Gervinus geboren, wohl der erste, der im Zusammenhange der ganzen deutschen Literaturgeschichte Schillers führende Stellung in der neuklassischen Aera festgestellt und fest umschrieben hat. Die hervorragende Bedeutung, welche den schriftstellerischen Leistungen dieses vielseitigen Gelehrten auch noch in unseren Tagen zukommt, würde einen kurzen, nachdrücklichen Hinweis rechtfertigen, auch wenn er nicht selbst eine eigenwüchsige, jederzeit selbständige, wenn auch durchaus subjektive Persönlichkeit gewesen wäre und sich mit verschiedenen Richtungen der Gegenwart mannigfach berührte. Es kommt dazu (und das ist ein sichtbarlicher Beweis seiner dauernden ersten Beachtung), daß nicht nur viele seiner Niederschriften historischen oder autobiographischen Schlags für die Erkenntnis der Zeitgeschichte wichtige Materialien beibringen, die teilweise noch der rechten Ausnutzung harren, sondern eine lange Anzahl Gelehrter sich mit seinem Wirken und Streben beschäftigt hat. So ganz neuerdings Dörfel, „Gervinus als historischer Denker" (Gotha 1904), früher namentlich Lehmann, „Gervinus, Versuch einer Charakteristik" und die übersichtliche, auch bibliographisch vollständigste Monographie von Richard Gosche, als zweiter, verbesserter und vermehrter Abdruck aus den Sonntagsbeilagen der Vossischen Zeitung Nr. 18—23 erschienen, beide 1871, also bald nach Gervinus' Todestag (18. März 1871). Die sonstige Literatur über den interessanten Mann findet man am Ende seiner liebevollen und genauen Behandlung durch A. Thorbecke im 9. Bande der „Allgemeinen deutschen Biographie", und es ist bezeichnend, daß sich ein schon 1856 gedruckter Essay aus berufener französischer Feder der Revue des Deux Mondes darunter befindet. Nur auf zwei abseits gelegene wertvolle Quellen zur Kenntnis des merkwürdigen Mannes sei darum hier hingewiesen: auf die genaue, nur im Geburtsdatum irrige Lebensbeschreibung in den (anonymen) „Biographischen Umrissen der Mitglieder der deutschen konstituierenden Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. Nach authentischen Quellen" (Frankfurt a. M., 1848/49, S. Schmerber Nachf., H. Keller) — einem meist vernachlässigten Hilfsmittel über viele 48er —, sowie auf Herm. Pauls gedrängte gediegene Würdigung der Gervinusschen „Geschichte der deutschen Dichtung", die, seltsam genug, das Hauptwerk dieses Historikers geworden, im „Grundriß der germanischen Philologie", 2. Aufl. I (1901), S. 136, vom abweichenden Standpunkte der heutigen Germanistik und dennoch wärmstens anerkennend.

Dies fünfbändige Handbuch, trotz seiner Dickleibigkeit, triften Zukunftsschau und vielfach parteiischen Kritik von 1835/42 bis 1871/74 in 5 Auflagen (die letzte besorgt von K. Bartsch), aufgetreten, hat einer wirklichen pragmatischen Auffassung und Darstellung unseres vaterländischen Schrifttums erst Bahn gebrochen und für dessen stetige Verknüpfung mit den Staats- und Kulturzuständen eine vorbildliche Behandlungsweise geliefert. Das größte Lob für den Rang dieser enzyklopädischen „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" (so hieß es anfangs) ist, daß ein so entrogierter Widersacher Gervinus' auf geistigem und politischem Gebiete wie Vilmar am Ende seiner bekannten Literaturgeschichte der Erwartung Gervinus', die junge deutsche Generation werde sich nach den poetischen Riesenerfolgen der Eltern nun den Taten für den Emporstieg zur politischen Höhe widmen, schroff gegenübertritt, während der Herold der neugermanistischen Literaturgeschichte, Wilhelm Scherer, hinter seinem Handbuch 1883 gestanden hat, seit 27 Jahren ununterbrochen bei Gervinus gelernt und, nun Eigenes mit dessen Gut vermischend, ihn mit immer frischer Bewunderung gelesen hat.

Ein standard work auf literarhistorischem Felde ist auch Gervinus' ausführliches Buch über „Shakespeare", seit 1849, wo er sich aus den Wirren des Revolutionsgetriebes in die bewunderte Welt englischer Kultur gerettet, viermal aufgelegt, obwohl es viel unterlegt und wesentliche literarisch-philologische Probleme nicht einmal streift. Auch hat er „Händel und Shakespeare" (1868) verknüpft, des ersteren Oratorientexte (1873) übersetzt, ein Muster historisch-ästhetischer Kritik schon 1837 in einer Schrift über Goethes Briefwechsel geliefert u. a. m. Jedoch sein zweites Hauptwerk ist die breitangelegte „Geschichte des 19. Jahrhunderts", die mit acht Bänden (1856—66) an der Juli-Revolution hängen geblieben ist, jedoch auch in dieser Torsoform mächtig und schwer, wenn schon eben deshalb ohne farbige Verlebendigung, zu reflektierend und ungleichmäßig, natürlich auch ohne die Urkundenbasis der Neueren zuerst die grundlegenden Geschehnisse unserer neuesten Geschichte aufmarschieren ließ.

Seine warme persönliche Teilnahme an den öffentlichen Dingen, die ihm zweimal, 1837 in Göttingen, 1853 in Heidelberg, die Universitätsprofessur gekostet hat, beruht ebenfalls weniger im unmittelbaren Auftreten (obwohl er 1848 anfangs die Hansestädte im Bundestag, dann einen preußisch-sächsischen Wahlkreis kurze Zeit im Frankfurter Parlament vertreten), als in rastloser publizistischer Wirksamkeit. Die Flugschriften für „Die Mission der Deutsch-Katholiken" (1846) und „Die preußische Verfassung und das Patent vom 8. Februar" (1847), seine Redaktion und ständige Leitartikel-Mitarbeiterschaft bei der mit Häusser und Mathy gegründeten „Deutschen Zeitung" als Sprachrohr der sogenannten Erbkaiserpartei zeugen für Gervinus' frühere Periode ebenso beredt, wie für seine spätere, immer verbissenere und seit 1866 entschieden antipreußische die in den „Nachgelassenen Schriften" (1872) enthaltene „Denkschrift zum Frieden an das preußische Königshaus" und „Selbstkritik", sowie das doktrinäre, geradezu unpatriotisch ausfällige Vorwort zu Band I der Neuausgabe seiner „Geschichte der deutschen Dichtung", vom November 1870 datiert. Letztere feinsinnige und, ungeachtet aller Einzelirrtümer, großzügige Entwicklung unseres geistigen Gesamtlebens, soweit es sich in der Literatur spiegelt, wird den Namen des Verfassers verewigen. G. G. Gervinus aber lebe mit Recht fort als eine echt deutsche Natur, voll glühenden Eifers für seines Volkes Größe in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, oft verrannter Ideolog und trotzdem mit seinen gelehrt-literarischen Gaben ein Muster deutschen Fleißes, deutscher Begeisterungsfähigkeit, deutscher Ehrlichkeit in Leben, Staat und Wissenschaft.

*

Internationaler Kindertausch.

Die vom französischen Unterrichts- und Handelsministerium subventionierte „Gesellschaft für internationalen Kindertausch behufs Erlernung fremder Sprachen", die unter ihren Gönnern und Mitgliedern eine Reihe hervorragender Namen aufweist veröffentlicht soeben ihren ersten Jahresbericht, dem wir entnehmen, daß im verflossenen Jahre 44 junge Franzosen mi[t] 39 Deutschen, 4 Engländern, 1 Oesterreicher im Alter vo[n] 11—22 Jahren ausgetauscht wurden. Von diesen 88 junge[n] Leuten waren 17 Mädchen. Als das geeignetste Alter wird 13—17 angegeben, weil vorher die Kinder noch zu wenig Vorkenntnisse mitbringen und die reiferen schwerer zu beaufsichtigen sind. Die meisten bleiben nur die Ferien über. Es

Digitized by Google

ist dies nicht nur ein vorzügliches Mittel, ohne besonderen Kostenaufwand seinen Kindern fremde Sprachen praktisch beizubringen, was ja die Schule allein auch beim allerbesten Unterricht nicht vermag, sondern dieser Austausch bringt auch die Völker einander näher und knüpft freundschaftliche Familienbeziehungen von Land zu Land, die wesentlich zur Dämpfung chauvinistischen Rassenhasses beitragen. Mißstände sind bis jetzt nicht zutage getreten, da das Zentralbureau bestrebt ist, die Kinder in möglichst gleichartigen Verhältnissen unterzubringen und weil die Ueberwachung eine sehr gewissenhafte ist. Etwaige sittliche Gefahren sind in unseren Großstädten genau so groß wie in Paris und daß die französischen Romane ein sehr falsches Bild von dem Geist entwerfen, der die Durchschnittsfamilie in Frankreich beseelt, weiß jeder, der in französischen Bürgerfamilien verkehrt hat. Uebrigens beweist eine Menge Anerkennungsschreiben von Eltern und Schülern, wie vorteilhaft diese Einrichtung bereits gewirkt hat. Möchte sie von recht vielen ausgenutzt werden. Anfragen richte man an Mr. *J. Toni-Mathieu*, Directeur de **la Société d'Echange International, Paris, 36 Boulevard de Magenta.**

H. M.

Kleinere Mitteilungen.

* **Deutsche Schiller-Stiftung.** Am Sonntag wurde in den Räumen des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar eine vom Schiller-Bunde deutscher Frauen gesammelte Ehrengabe von 250,000 Mark in feierlicher Sitzung an den Vorsitzenden der Schiller-Stiftung, Staatsminister Dr. Rothe, übergeben. Außerdem liefen verschiedene dankenswerte Gaben von anderer Seite ein; so 4000 M. vom Zweigverein der Schiller-Stiftung in Köln und 400 M. als Tantiemen Schillerscher Dramen von Theaterdirektor Renffer in Metz; außerdem hat der Direktor der Stadttheater in Köln, Dr. Max Martersteig, 3 Prozent jeder Einnahme bei der Aufführung Schillerscher Dramen in Köln in Aussicht gestellt. Bei dem Festmahl, das anläßlich der Versammlung der Schiller-Stiftung am gleichen Tage des Nachmittags stattfand, sprach nach den offiziellen Toasten u. a. Herr v. Bojanowski auf die Schiller-Stiftung, Dr. v. Brandt auf den Vorstand, Hans Hoffmann (Berlin) auf die Frauen. Ein Schweizer Redner, Dr. Bodmer, teilte mit, daß bis jetzt 100,000 Francs als Grundstock einer Schweizer Schiller-Stiftung zusammengekommen seien. In den Verwaltungsrat der Stiftung sind als Ehrenmitglieder Prof. Dr. Karl Frenzel (Berlin) und die um die Schiller-Stiftung hochverdiente Frau Dr. Frieda Brasch (Leipzig) gewählt worden.

* **Die Akademie der Wissenschaften zu Wien** hat neuerdings die folgenden Subventionen bewilligt: Aus der Boué-Stiftung: Dr. Alfred Grund in Wien für eine Studienreise in die Alluvien des alten Ephesus 2000 Kronen; aus dem Legate Wedl: Dr. Konrad Helly in Wien zur Fortsetzung seiner entzündungstheoretischen Studien 400 Kr., Dr. Paul Th. Müller in Graz zur Fortsetzung seiner hygienischen Untersuchungen 500 Kr.; aus den Subventionsmitteln der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse: Professor Dr. K. W. v. Dalla-Torre und Ludwig Graf Sarntheim in Innsbruck zur Herausgabe des vierten Bandes des Werkes „Flora von Tirol, Vorarlberg und Liechtenstein“ 1000 Kr.

s. **Ehrung.** Dr. Eduard von der Hellen, der mit seinem Stabe von Mitarbeitern die Herausgabe der schönen Jubiläums-Edition der Werke Schillers im Cottaschen Verlag besorgte, wurde vom König von Württemberg, der sich den trefflichen Schriftsteller bei der Eröffnung der Marbacher Schiller-Ausstellung hatte vorstellen lassen, mit der Goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft am Bunde des Friedrichs-Ordens ausgezeichnet.

Hochschulnachrichten.

* **München.** Gestern (Donnerstag) nachmittag ist in Possenhofen bei Starnberg der Professor der Pharmazie und angewandten Chemie, Obermedizinalrat Dr. Albert Hilger, an den Folgen eines Gehirnschlages im Alter von 66 Jahren gestorben. Der Verstorbene, eine hervorragende Autorität auf seinem Gebiete, hatte in Karlsruhe und Würzburg studiert und sich an der Würzburger Universität habilitiert. 1874 folgte er von dort einem Rufe als außerordentlicher Professor nach Erlangen, von wo er 1890 als Ordinarius an die hiesige Hochschule berufen wurde. Er war ein geborener Rheinpfälzer.

* **Würzburg.** Von der hiesigen „Freien Studentenschaft“ ist ein studentisches Arbeitsamt ins Leben gerufen und eröffnet worden.

* **Straßburg.** Der Professor der physiologischen Chemie Dr. F. Hofmeister und der Privatdozent des gleichen Faches Dr. K. Spiro wurden von der Reale Accademia medica zu Rom zu korrespondierenden Mitgliedern gewählt. — In der mathematischen und naturwissenschaftlichen Fakultät der hiesigen Universität hat sich Dr. A. de Quervain als Privatdozent für das Fach der Meteorologie habilitiert.

* **Leipzig.** Der neuernannte Professor der Mathematik Geh. Hofrat Prof. Dr. Karl Rohn (früher in Dresden) wird am 24. Mai seine Antritts-Vorlesung „Ueber die Struktur der Kristalle“ halten. — Der außerordentliche Professor der Medizin Dr. Karl Werner Spalteholz ist zu einer Reise nach Amerika vom 30. Mai bis 8. Juli 1905 beurlaubt worden.

dr. **Jena.** Die juristische Freizügigkeit in Deutschland hat einen Schritt vorwärts getan, insofern als vor kurzem seitens des preußischen Justizministers eine Verfügung erlassen worden ist, derzufolge Rechtskandidaten preußischer Staatsangehörigkeit, die während des letzten und mindestens eines früheren Semesters ihrer Studienzeit an der Universität Jena dem Rechtsstudium obgelegen und darauf von der Prüfungskommission bei dem gemeinschaftlichen thüringischen Oberlandesgericht in Jena die erste juristische Prüfung bestanden haben, in gleicher Weise zum Vorbereitungsdienst für den höheren Justizdienst in Preußen zugelassen werden sollen wie solche, die die erste juristische Prüfung bei einem preußischen Oberlandesgericht abgelegt haben. Die Universität Jena hat damit den Vorzug gewonnen, außer wie bisher für Thüringen und die Hansestädte nun auch für ganz Preußen gültige erste juristische Staatsprüfungen ihren Studierenden bieten zu können.

hc. **Halle.** In der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität wird sich am 27. d. M. Dr. Georg Berndt mit einer Antritts-Vorlesung über „Die modernen Anschauungen über die Konstitution der Materie“ als Privatdozent einführen.

hc. **Kiel.** Der erste Assistent von Prof. Lenard am physikalischen Institut der hiesigen Universität Dr. August Becker aus Heidelberg hat sich als Privatdozent für Physik niedergelassen.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen! (13526)1

Ein Teufelskerl

Historisches Schauspiel in drei Akten von

Bernard Shaw

Deutsch von Siegfried Trebitsch

Zweite Auflage

Geheftet M. 2.—. In Leinenband M. 3.—

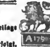
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Digitized by Google

Jahrgang 1905. München, Sonntag, 21. Mai. Nummer 118.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Goethes Famulus.

Als vor einem halben Jahrhundert der weimarische Hofrat und Bibliothekar Dr. J. P. Eckermann für immer die Augen schloß, hatte er wohl, in richtiger Würdigung der geringen Bedeutung seiner hinterlassenen Schriften, kaum die Verfügung getroffen, daß fünfzig Jahre später sein Manuskriptkasten umgestürzt und dessen Inhalt vor den „Goethe-Freunden" ausgebreitet würde. Was konnte auch der getreue Eckart noch Wichtiges und Neues über seinen alten Herrn aufbewahrt haben, nachdem er in den drei Bänden seiner „Gespräche mit Goethe aus den letzten Jahren seines Lebens" sein Bestes und wohl alles Bedeutende, was er von dem großen Meister wußte und mit ihm erlebt hatte, der Welt schon dargeboten? Nie hätte er es sich daher träumen lassen, daß sein Nachlaß[1]) jemals neben jenen „Gesprächen" auf den Bücherbrettern der Goethe-Philologen prangen würde; nie hätte er wohl auch nur von ferne daran gedacht, daß die Briefe, die er aus seinen ersten Weimarer Jahren an seine damalige Braut geschrieben, als Beiträge zu der ins Unermeßliche wachsenden Materialiensammlung, die unsere Zeit für den künftigen Goethe-Biographen mit Ameiseneifer zusammenträgt, würden ans Licht gezogen werden. Er ahnte nicht, der wackere Famulus des großen Lichtträgers, daß diese unsere Zeit von einem wahren Heißhunger nach den kleinsten Lebenszeichen aus jener großen Weimarer Zeit erfüllt sein würde, daß in ihr eine ganze literarhistorische Gattung nur von den Reminiszenzen und Anekdoten lebt, die sie über unsere Dichterfürsten in alten Schriften und Briefen aufstöbert. Hätte er das vorausgesehen — vielleicht würde er nach echter Famulus-Art den Goethe-Famulis unserer Tage doch etwas besser vorgearbeitet und seinen Nachlaß mit noch einigen Kleinigkeiten reichlicher ausgestattet haben. Denn so wie er uns jetzt — wenigstens in dem zunächst erschienenen ersten Teile — vorliegt, ist er doch gar zu dürftig. Dürftig selbst unter dem Gesichtspunkte der Notizenkrämerei über Goethes Lebenskreis, geschweige denn in jedem einigermaßen höheren biographischen Sinn.

[1]) Aus Goethes Lebenskreise. J. P. Eckermanns Nachlaß. Herausgegeben von Friedrich Tewes. 1. Band. Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer 1905. 8°. VI, 404 S.

Freilich bieten die beiden Briefwechsel, die der erste Band des Nachlasses enthält (Eckermanns mit seiner Braut und Eckermanns mit dem Schriftsteller Heinrich Stieglitz), einige bisher vielleicht unbekannte Gesichtspunkte für die Beurteilung des Famulus Goethes dar; aber diese sind nicht so wesentlich, daß sie das Gesamturteil, welches wir aus den Gesprächen über ihn gewinnen, umstoßen könnten. Einen „feinfühligen, feinhörigen Mann" nennt ihn ganz richtig Bielschowsky in seiner Goethe-Biographie, „dessen Brauchbarkeit Goethe sofort erkannte", und der mit großer Schärfe der Auffassung und selbstloser Treue in der Wiedergabe der Unterhaltungen mit dem Dichter es verstanden hat, uns den greisen Goethe so darzustellen, daß man das durchaus Echte der Gespräche unwillkürlich empfindet und daß auch solche, die Goethe persönlich gekannt hatten, versicherten, man höre ihn sprechen. „Ein sinniges, schmiegsames Naturkind", war er bei seiner unbedingten Hingabe an den Meister nie zu einer gewissen Selbständigkeit, weder in seiner Lebensauffassung noch in seiner Lebensführung, gekommen, und als der große Führer dahingegangen, verlor sich sein Dasein ganz in einen gleichsam unpersönlichen Zustand. Nur in den Bemühungen um den Abschluß seines Lebenswerkes, eben jener „Gespräche mit Goethe", zeigen sich noch die Aeußerungen eines Tätigkeitstriebes, der vor seiner Bekanntschaft mit Goethe ungemein stark, wenn auch regellos in ihm entwickelt war und in seinem äußeren Leben zutage tritt. Wie dieser Trieb in dem steten Zusammensein mit dem zur kontemplativen Auffassung des Lebens hinneigenden alten Goethe und unter dem persönlichen Uebergewicht des großen Mannes bei Eckermann immer mehr und mehr in den Hintergrund tritt und abflaut, läßt sich aus dem Briefwechsel mit seiner Braut gut beobachten, und das ist im Grunde das einzige psychologisch Bemerkenswerte in dem ganzen bisher veröffentlichten Teil des Nachlasses. Es ist natürlich in erster Linie für die Beurteilung Eckermanns von Bedeutung, aber indirekt spiegelt sich in diesem Vorgange ja auch der große geistige Einfluß wider, den Goethe auf seine Umgebung ausübte, und nur aus diesem Grunde verlohnt es sich wohl, auf jenen Briefwechsel, der sonst kaum beachtenswert sein würde, mit einigen Bemerkungen einzugehen.

Die merkwürdigen Lebensumstände des niedersächsischen Häuslersohns, der seine Jugend mit Hausieren, Viehhüten und Holzlesen verbracht und aus einem hierauf folgenden Schreiberdasein sich durch autodidaktisches Bemühen zum Universitätsstudenten und Schriftsteller emporgearbeitet hatte, bis er als Dreißigjähriger in Goethes Lebenskreis eintreten konnte, dürften wohl aus der Einleitung seiner „Gespräche mit Goethe" allgemein bekannt sein. Auch seine dichterischen Frühversuche und die ästhetische Schrift über Goethe, mit denen er sich in Weimar vorstellte, werden in jener Einleitung, freilich nur flüchtig, erwähnt. Aber wir erfahren dort nichts von dem rastlosen Drängen und Treiben in der Brust des jungen Mannes, das, ohne bestimmtes Ziel, ihn im Leben vorwärts stößt und in keinem Zustande beharren läßt, bis er in dem Hafen der Goethischen Führung landet. Es lebt ein ungestümer Ehrgeiz im Herzen des Göttinger Studenten, aber dieses Vorwärtsstreben ist im Grunde zunächst nur auf äußere Erfolge gerichtet und entbehrt deshalb der Vertiefung, die es erst unter Goethes Einfluß, dann aber schon zu spät für selbständige

Digitized by Google

äußere Erfolge, erfährt. Der Briefwechsel setzt ein, als der junge Autodidakt, dem einige Gönner in Hannover den Weg ebneten, ein schon 27jähriger Student, die Universität Göttingen bezieht. Er konnte auf eine abgeschlossene Sammlung von Gedichten zurückblicken, die er später auch an Goethe sendete, und trug ein halbfertiges Trauerspiel mit sich im Kopfe. Seine Braut, Johanna Bertram, ein hannoversches Bürgerkind, glaubte an die große literarische Zukunft ihres Verlobten, und dieser glaubte neben dem juristischen Studium noch große dichterische Aufgaben bewältigen zu können. „Es muß diesen Herbst noch wieder etwas von mir gedruckt werden, es sey auch was es wolle. Ich will schon machen! Ich kann mich ja nicht zugeben" — so schreibt er voll Zuversicht und Selbstgefühl an die Braut, und fast komisch wirkt es, wenn er dann erzählt, wie ihn auch Professor Bouterweck (der bekannte Aesthetiker und Literarhistoriker) in dieser Zuversicht bestärkte. „Er sagte mir, daß ich hinsichtlich meiner Poesie kein besseres Fach hätte wählen können als das juristische. Denn dieses vertrüge sich gerade am besten mit ihr, weil sie so ganz verschieden voneinander wären. Philosophie dagegen (gerade weil sie mit der Poesie in gewisser Hinsicht zusammenfließt) wäre der Poesie nachtheilig. Er hätte auch Verse gemacht in seiner Jugend, aber bey der Philosophie wäre seine Dichtkunst untergegangen." — Merkwürdig, daß Eckermann später auch in den „Gesprächen" (am 14. November 1823) Goethe eine ähnliche Meinung über die Schädigung der Poesie Schillers durch seine philosophische Richtung aussprechen läßt. Es muß ihm wohl eine Scheu vor jeder philosophischen Vertiefung von vornherein in der Seele gelegen haben, und er freute sich der Bestätigung seiner Abneigung durch die beiden Autoritäten.

Zunächst gelang es ihm freilich auch nicht, sich in die juristischen Studien zu vertiefen, und er gab, nach einem kurzen Anlauf, Geschichte zu studieren, jedes Fachstudium überhaupt auf, zog sich zu Verwandten seiner Braut aufs Land zurück und schrieb dort jene kleine ästhetisierende Schrift, die ihn bei Goethe einführte. Als ein innerlich wie den äußeren Lebensumständen nach völlig Unfertiger trat er dem Manne näher, der auf der Höhe der Vollendung und Ausreifung seines geistigen Wesens angelangt war. Kein Wunder, daß er dabei sich selbst nun vollends verlor. Die acht Jahre seines Zusammenseins mit Goethe sind — das sehen wir aus dem Briefwechsel mit seiner Braut — ein steter Kampf um Selbstbehauptung gegenüber der großen Erscheinung und ein fortwährendes, schließlich endgültiges Unterliegen in diesem Kampfe. Nicht zu einem fertigen, in sich abgeschlossenen Manne ausgebildet geht er aus dem Umgange mit Goethe hervor, nicht zu freier Selbsttätigkeit erzogen, nicht in seiner geistigen Selbständigkeit gestählt und gekräftigt: sondern als ein Uneigener, der sein geistiges Gut zu Lehen hat von dem großen Herrn, dem er sich hingegeben, der trotz aller scharfen Beobachtungsgabe, trotz aller Feinheit des Mitempfindens, trotz aller geistigen Aneignungskraft doch immer nur der Anlehner, der Famulus bleibt. In diesem Sinne ist sein Schicksal, das ihn in den Bannkreis Goethes führte, tragisch zu nennen. Vielleicht würde er sich — darauf deuten seine immerhin kräftigen Anfänge — unter einem minder absorbierenden Einflusse doch zu einem bedeutenderen Menschen entwickelt haben. Man konnte selbstverständlich von einem kleinen Talente, wie es ihm eigen war, nicht die kühne und fruchtbare Selbstbehauptung erwarten, die der Genius Schillers dem Goethischen Wesen gegenüber betätigte; um so gefährlicher war seiner inneren Entwicklung und, wie wir nachher sehen werden, auch seinem äußeren Fortkommen das völlige Aufgehen in dem Zauber dieses Wesens.

Und Goethe seinerseits hat nicht das Geringste dazu getan, um dem jungen Manne, der sich hoffnungs- und vertrauensvoll in seine Hände gab, in dem Kampfe um seine Selbstbehauptung zu fördern. Es reizte ihn, das ist aus den „Gesprächen", wie aus den jetzt veröffentlichten Briefen an vielen Stellen deutlich zu ersehen, eine geistig feine und schmiegsame Natur täglich um sich zu haben; es wurde seinem mitteilsamen Alter zur Notwendigkeit, den Glanz seines eigenen reichen und vielbewegten Geistes in dem empfänglichen Geiste des Jüngeren widerstrahlen zu sehen und aus diesem Hin- und Herspielen der Strahlen selbst neue Anregungen zu empfangen; er fand in dem hingebungsvollen, willigen und freundlichen Gemüte des jungen Helfers auch manche Erquickung für sein eigenes Herz, ganz abgesehen von der praktischen Brauchbarkeit der frischen und gewandten Kraft für seine schriftstellerischen Arbeiten — aber er besaß nicht die erzieherische Gabe, auch den Willen zur Selbsttätigkeit in Eckermann zu kräftigen und den Drang zum selbständigen Arbeiten, den er in jenem wohl bemerken mußte, sich einigermaßen frei austun zu lassen. Es wimmelt gerade in den „Gesprächen" von feinen Winken und weisen Anmerkungen über das literarische Schaffen und über den besten Weg, den junge Autoren einschlagen müssen, um zu ihrem Ziele zu kommen; aber wir bemerken nichts davon, weder in den „Gesprächen", noch in den Briefen Eckermanns an seine Braut, daß Goethe seinen jungen Freund zur kräftigen Ausführung auch nur eines der vielen schriftstellerischen Entwürfe, mit denen dieser fortwährend sich trug, ermuntert oder ihn auf den besten Weg zu seiner erfolgreichen Ausführung hingewiesen hätte. Und doch konnte ihm nicht unbekannt sein, daß es Eckermanns ganzes Streben war, zur selbständigen Bearbeitung poetischer oder anderer schriftstellerischer Aufgaben zu gelangen, daß er sich unter den Verhältnissen, die ihn an der Betätigung dieses Strebens hinderten, im Grunde unglücklich fühlte, so verlockend sie auch äußerlich erschienen. Hatte Goethe vielleicht scharfsinnig erkannt, daß seines Famulus Kräfte doch nicht zureichen würden, um eine selbständige schriftstellerische Tätigkeit erfolgreich zu entfalten? Oder wirkte hier der stille und zähe Egoismus des Greisenalters mit, um den Jüngeren nicht zur vollen Entwicklung seiner Fähigkeiten gelangen zu lassen?

Merkwürdig formell und ganz dem Altersstil Goethes entsprechend klingt sein Urteil über einige Gedichte, die Eckermann im Sommer 1829 auf den König Ludwig I. von Bayern verfaßt hatte: „Das hiebey zurückkehrende Gedicht werden, dünkt mich, der Abgebildete sowie der Besteller und Bildner, Verwandte und Bekannte, Mit- und Nachlebende nach Würden zu schätzen wissen und die darin herrschende das poetische Verdienst erhöhende eindringliche Neigung dankbarlichst anerkennen. Gelingt Ihnen, mein Werthester, wie nicht zu zweifeln ist, auch noch in den übrigen gleich anmuthig zu seyn, so wird sich Ihr Unternehmen eines allseitigen Beyfalls gewiß zu erfreuen haben. — Da Ihnen Ihre Abgesondertheit in solchem Grade wohlthätig zu wirken scheint, so setzen Sie dieselbe, nach Maßgabe Ihres Gefühls, ruhig fort. Vielleicht schließt sich, durch Vollendung Ihres Gedichtes, eine Epoche und Sie mögen mir es selbst überbringen. Sie werden mir jederzeit willkommen sein und ich hoffe, Sie noch mit den besten Artischocken bewirthen zu können." Die Epoche, die sich schließen sollte, war eine Zeit tiefster Zurückgezogenheit, auch vom Umgange mit Goethe, zu der sich Eckermann aufgerafft hatte, um nach dem zerstreuenden Leben, das ihm Weimar bot, zur Vollendung dichterischer Arbeiten zu kommen. Die Reihe von Gedichten, die er an den bayerischen König richtete, sollten ihm wohl auch in seinem äußeren Fortkommen helfen. Als er sie — aber erst nach Monaten — endlich fertiggestellt hatte, konnte er an seine Braut schreiben: „Goethe hat mich sehr gelobt, er sagte, ich hätte die Kühnheit von Lord Byron und das Ruhige von ihm, welches freylich zwey große Eigenschaften sind. Er läßt sie jetzt abschreiben und wird sie in diesen Tagen fortschicken." Armer Eckermann! Wie frostig hatte doch das oben wiedergegebene Lob Goethes gelautet, und nun der Vergleich mit Lord Byron! Es ist, als ob der Löwe mit der Maus spielte. Oder sollte Goethe wirklich an die Dichtergabe seines Famulus geglaubt haben?

Auf jene an Ludwig I. gerichteten Gedichte erhielt Eckermann nicht einmal eine Antwort, geschweige denn eine Anstellung, wie er — und vielleicht Goethe mit ihm — wohl gehofft hatte. Es war ein neuer Schlag für das arme Brautpaar, das damals schon im zehnten Jahre verlobt war und immer noch keine Aussicht hatte, sich endlich ver-

Digitized by Google

einen zu können. Es ist das überhaupt ein recht trauriges Kapitel in dem ganzen bräutlichen Briefwechsel, dieses Hangen und Bangen um eine feste Anstellung Eckermanns. Das Herz tut einem weh, wenn man immer und immer wieder lesen muß, wie gläubig der gute Mensch sich mit seinen Hoffnungen an seinen Abgott, Goethe, klammerte und aus der Verbindung mit ihm, aus seinem selbstlosen Arbeiten für ihn die Verwirklichung seines so heiß ersehnten häuslichen Glücks erwartet. Vergeblich ist sein Hoffen und Warten, jahrelang, aber er verliert den Mut nicht, er schreibt immer wieder entzückt von dem „herrlichen" großen Mann, dem er dienen und nützlich sein darf, von dem geistreichen Umgang mit so vielen „berühmten" Menschen, dessen er durch seine Famulusstellung bei Goethe teilhaftig wird, von dem inneren Glück, das er im täglichen intimen Umgang mit dem hohen Geiste genießt. Aber sein äußeres Glück nimmt keinen Fortgang. Er bleibt auf ungewisse Einnahmen angewiesen, muß Stunden an Engländer geben, kann sich niemals dem freien Schaffen widmen. Und Johanna, wie es scheint, ein praktisches Mädchen, wird endlich ungeduldig, so sehr sie anfänglich seine Verehrung für Goethe teilte. So schreibt sie ihm schon im Jahre 1826:

„ich möchte gern wissen, womit Du Dich beschäftigst? und was Du wieder mit Göthe vorhast, ist's Dir nicht möglich, einige Zeit ihn schmachten zu lassen, sa lange bis Du erst tüchtig was geleistet und wie ich glaube immer wieder durch Göthens Bitten und Aufforderung gestört wirst. Der Ehr in Weimar hast Du nun genug und möchte ich auch gern, daß sich Dein Ruhm weiter verbreitete. Wenn Du aber immer noch für Göthe arbeitest, so bleibst Du stehen wo Du bist und ich muß daraus schließen, daß Du mir zu Liebe nichts beginnst. Das ist's, was mir zuweilen in den Kopf kommt und mich unruhig macht. Göthe zollt Dir für Deine Güte gegen ihn nichts weiter als Ehre, an mich oder an Dein künftiges bürgerliches Glück denkt er nicht, er läßt sich Deine Güte höchlich gefallen und ist Dir dennoch nicht einmal dankbar dafür. In Lüneburg hörte ich auch schon, daß Göthe schon oft junge Dichter, die er gern hätte leiden mögen um sich gehabt und zu seinen Zwecken gebraucht habe, er sich aber nie dankbar genug dafür erwiesen hätte. Ich bin ganz vorurtheilsfrey, doch sehe ich leider, daß es sich bestätigt." —

Und dieser Zorn auf Goethe steigert sich in den fünf Jahren, die die arme Braut dann noch warten mußte, immer mehr und mehr. Eckermann ist ganz unglücklich darüber. „Wenn ich verrückt werde," so schreibt er in einem Geburtstagsbrief an sie, „so soll man an meine Thüre schreiben: dieser ist vor Liebe und Treue verrückt geworden. Er war ein guter Mensch, aber er dachte nichts als an sein Hanchen und dieser Gedanke hat ihm den Verstand genommen." Aber trotzdem läßt er nicht von seinem Glauben an den „herrlichen Mann" und an die Hilfe, die von ihm ihnen beiden kommen werde. Er bespricht auch mit Goethe seine Lage und dieser macht ihm halbe Versprechungen und deutet ihm manche Aussichten für die Zukunft an — und doch muß er und sein Hanchen weiter warten. Diese hört nicht auf zu murren über das Hinhalten. „Was muß das für ein armer Staat seyn," schreibt sie ein Jahr später, „der nicht einmal 200 rl zu irgend einer Besoldung mehr übrig hat und so wird es auch unmöglich sein, mit einem Gehalt von 6 bis 800 rl Dich jemals dort plaisiren zu können. Es ist mir nun klar, daß die Weimaraner Dich nur mit Hoffnungen von einem Jahr zum andern hinhalten und weiter nichts dabey herauskommt." Sie redet ihm zu, sich um eine kleine Bibliothekarstelle in Hannover zu bewerben, aber er will nicht; „denn ich habe Furcht vor kleinen Stellen, bey denen man hungern muß und seine Zeit verliert um etwas ordentliches zu thun und zu gewinnen". Aber nicht einmal zu einer kleinen Stelle bringt er es zunächst in Weimar und Johanna murrt weiter: „Unbegreiflich ist es mir und vielen anderen, daß Göthe Dir nicht besser forthilft, da er es nach Aller Meinung doch wohl im Stande wäre! Es scheint sich aber doch zu bewähren, wie man von ihm redet, daß er Vieles verspricht, aber nicht erfüllt. Nimm mir dies von Deinem großen Göthe nicht übel; ich spreche nur so wie ich darüber denke." Und später: „ich ärgere mich immer wenn Du sagst, daß Du sehr glücklich bist, indem Du an G. Arbeit Theil nimmst, froh bin ich, wenn Du an Deinen eigenen Werken etwas schaffst." Dann, als im Beginn des Jahres 1831 sich abermals die Hoffnung auf baldige Verheiratung zerschlagen: „Verlasse so bald als möglich das verwünschte unglückselige Weimar, worin Du schon 6 Jahre lang hoffnungslos zugebracht. Es ist ein pauverer Staat, worin Du nie etwas Ordentliches zu hoffen hast. Alle Annehmlichkeiten, die Du da findest, sind von geringem Werthe und Nutzen."

Welche Hölle muß es für den armen Eckermann gewesen sein, in diesem Zwiespalt zwischen dem ja ganz berechtigten Drängen seiner Braut auf Befestigung seiner äußeren Lage und der Begeisterung für seine Mitarbeit am Goethischen Werke jahrelang zu stehen. Dazu sein vergebliches Streben nach einer freien schriftstellerischen Tätigkeit! Ob Goethe wirklich für sein äußeres Fortkommen nicht energischer wirken konnte? Das entzieht sich unserer Kenntnis und wird auch aus dem Briefwechsel nicht klar. — Schließlich war es doch wohl hauptsächlich Goethes Bemühen zu verdanken, daß Eckermann im Jahre 1831 eine feste Stellung als Miterzieher des späteren Großherzogs Karl Alexander erhielt und im November desselben Jahres endlich seine Johanna heimführen konnte. Er genoß nur eines kurzen Glückes an ihrer Seite; sie starb 1834 im ersten Wochenbette. Den von ihr so wohl gehaßten Goethe hatte sie sicher kaum noch so nahe kennen gelernt, um ihn schließlich wieder lieben zu lernen. Dafür hat ihr Mann die Liebe zum großen Meister und Führer nie aus seinem Herzen gebannt, so teuer er sie auch hatte erkaufen müssen: durch den Verlust der erträumten schriftstellerischen Selbständigkeit und durch acht in Sorge und bangem Hoffen auf eine gesicherte äußere Lage hingebrachte Jahre. Das Gut, das er für diese Sorgen eingetauscht, schien ihm schließlich wertvoller als alles, was er vom eigenen Selbst geopfert: in der völligen Hingabe an die Person und an das Werk des großen Dichters erblickte er von nun an seine Lebensaufgabe, und in der Bearbeitung des unvergänglichen Werkes, der „Gespräche mit Goethe", faßte er alle die Gaben, die ihm die gütige Natur in die Wiege gelegt, endlich einmal glanzvoll zusammen. Das war die Treue des Famulus aus niedersächsischem Stamme, und für diese Treue ist ihm die Nachwelt zum Danke verpflichtet.

O. B.

Der „Attila der östlichen Meere".

Von C. Falkenhorst.

In den Gewässern des fernen Ostens rüsten sich die Kriegsflotten Japans und Rußlands zum Entscheidungskampfe. Unter diesen Umständen dürfte es angebracht sein, an den größten Seekrieg, der in dem chinesischen Meere geführt wurde, flüchtig zu erinnern.

Es war um die Mitte des 17. Jahrhunderts, da die Reiterscharen der Mandschuren die Dynastie Ming stürzten, Peking eroberten und ihr jugendlicher Prinz Suntschi als erster Mandschukaiser den Thron Chinas bestieg. In den weiten Provinzen des Reiches der Mitte beugte sich das Volk jedoch keineswegs unter das Joch der Fremdherrschaft; im Westen und Süden erhoben sich verschiedene Prinzen der alten Dynastie Ming, erklärten sich als rechtmäßige Kaiser und zogen gegen die Mandschuren zu Felde. so konnte die Herrschaft der letzteren erst in langwierigen blutigen Kämpfen endgültig befestigt werden.

In solchen unruhigen Zeiten mußte naturgemäß der Weizen der Seeräuber blühen, und damals wurde auch von einem unternehmenden, kühnen und schlauen Manne der Grund zu einem Korsarenkönigtum gelegt.

Im Süden Chinas lebte in der kleinen Stadt Tsche-king ein armer Fischer namens Tscheng-tsche-lung; in seiner Jugend wandte er sich nach Macao, wo schon damals die Portugiesen eine Niederlassung besaßen, um dort sein Glück zu versuchen. Er ließ sich hier taufen und er-

Digitized by Google

hielt den Namen Nikolaus Gaspard. Im Dienste der Europäer ging er nach Manila und Formosa, das um jene Zeit eine holländische Kolonie war. Er sammelte hier reiche Kenntnisse in allerlei Schiffahrts-, Kriegs- und Handelskünsten und ging zuletzt, von seinem unbesiegbaren Wandertriebe geleitet, nach Japan, wo er mit seinem Onkel zusammentraf, der hier als wohlhabender Kaufmann lebte. Dieser nahm den schlauen Burschen in seine Dienste und verheiratete ihn mit einer Japanerin, die ihm einen Sohn Tscheng-Tschung-kung, der später unter dem Namen Koxinga berühmt und berüchtigt wurde, gebar.

Tscheng-tsche-lung mißbrauchte indessen das Vertrauen, das ihm sein Onkel geschenkt hatte; denn als er einmal mit einem reich beladenen Schiffe nach China geschickt wurde, um dort Handelsgeschäfte zu treiben, bemächtigte er sich der Schätze und verlegte sich auf Seeräuberei. Das Glück war ihm hold; er wurde zum Schrecken der Meere, und da die geschwächte chinesische Regierung nichts gegen ihn zu unternehmen vermochte, so scharten sich alle zweideutigen Elemente um ihn zusammen und bald stand er an der Spitze einer ganzen Flotte von Piratenschiffen, mit denen er die Küsten Chinas von Kwang-tung bis Tschekiang beherrschte. Er selbst ließ sich in An-hai in der Nähe von Amoy nieder und begann von hier aus auch einen ausgedehnten Handel mit Macao, Formosa, Manila, Java, Siam und selbst Malakka zu treiben. Dadurch und durch seine glücklichen Raubzüge erwarb er so große Reichtümer, daß sein Hof selbst den kaiserlichen an Pracht übertraf.

Im Süden Chinas kämpfte damals der Prinz Tang aus der gestürzten Dynastie Ming gegen die Mandschuren. Tscheng-tsche-lung beschloß, ihn zu unterstützen, aber nur unter Bedingungen, die seiner Familie den Thron sichern sollten. Prinz Tang, der keine männlichen Nachkommen hatte, mußte den Sohn Tscheng-tsche-lungs adoptieren, und dieser hieß fortan Kok-seng-ya, d. h. ein Herr, der den kaiserlichen Familiennamen führt. Daraus haben die Europäer, die um jene Zeit in Ostasien lebten, den Namen Koxinga gebildet, unter dem der Sohn des Piraten in der Weltgeschichte als ein „Attila der östlichen Meere" berühmt wurde. Die Dynastie Ming war jedoch rettungslos verloren; Prinz Tang wurde von den Mandschuren zu Lande besiegt, und die hochfliegenden Pläne des Piraten erwiesen sich in dieser Hinsicht unerfüllbar. Nichtsdestoweniger stand er in seiner Macht unerschüttert da, denn das Räubervolk der Mandschuren konnte ihm zur See nichts anhaben. Die Mandschuren waren jedoch ausgezeichnete Diplomaten und ihre Generale im Süden Chinas verstanden selbst den schlauen Tscheng-tsche-lung zu überlisten. Sie boten ihm Frieden an, überhäuften ihn mit Ehren, ernannten ihn zum Könige des Südens mit dem Ehrentitel King-nan-wang, d. h. „Friedensstifter im Süden", und das schmeichelte dem ehrgeizigen Piraten, der damals eine Flotte von dreitausend Dschunken ins Treffen führen konnte. Anfangs mißtraute er den Mandschuren, und wenn sie ihn zu Besprechungen und Festlichkeiten einluden, so erschien er vor ihnen stets in der Begleitung seiner Leibgarde, die aus fünfhundert der verwegensten malayischen Piraten bestand. Die mandschurischen Generale verstanden jedoch, den Piratenkönig in Sicherheit einzuwiegen, und eines Tages war er unvorsichtig genug, nur mit einer geringen Begleitung an einem Feste teilzunehmen; sofort änderten die Mandschuren das Spiel. Tscheng-tsche-lung erfuhr, daß der Kaiser in Peking ihn zu sprechen wünsche und daß er unverzüglich diesem Befehle zu folgen habe! Der Piratenkönig war überlistet; unter starker Bedeckung wurde er nach Peking geführt und hier gefangen gehalten. Sein Los verschlimmerte sich im Laufe der Zeit, zuletzt wurde er im Jahre 1661 nach vierzehnjähriger Haft hingerichtet.

Die Kunde von der Entführung Tscheng-tsche-lungs nach Peking rief unter den Piraten die größte Aufregung hervor; sie beschlossen jedoch, vorläufig die Mandschuren nicht anzugreifen, da sie noch immer hofften, daß der Hof von Peking ihren Führer freilassen würde. Bald jedoch ermittelten sie durch Spione, daß ihre Hoffnung trügerisch war. Nun schwur Koxinga, der Sohn Tscheng-tsche-lungs, seinen Feinden ewige Rache, und er begann im Frühling 1648 die Küsten Chinas zu plündern.

Zehn Jahre lang war er ein wahrer Schrecken in den Gewässern Chinas, zehn Jahre lang machte er seine überraschenden Einfälle in die Häfen und Flußmündungen des Reiches der Mitte; eine Flotte, welche von dem Mandschukaiser ausgerüstet und gegen ihn gesandt wurde, schlug er aufs Haupt. Seine Geschwader zählten bis viertausend Dschunken. „Niemals," berichtete ein Augenzeuge, „hatte man in jenen Meeren eine gleich mächtige Flotte gesehen, und der bloße Anblick der Korsaren verbreitete überall Furcht und Schrecken, jagte die Tapfersten in die Flucht."

Koxinga selbst residierte damals auf der Insel Amoy. In Kriegführung zur See war er seinem Vater weit überlegen. Seine Plane entwarf er allein und keiner seiner Offiziere war über seine Absichten genauer unterrichtet; durch zahllose Spione war er stets über alle Bewegungen des Feindes orientiert und jeden Augenblick zum Angriff oder zur Abwehr bereit. Er war nach chinesischen Begriffen ein hochgebildeter Mann und auch das Christentum war ihm nicht fremd, aber er hatte keine Religion und fürchtete, wie die Missionare erzählten, weder Gott noch den Teufel. Seine Soldaten waren für ihn Kanonenfutter und er fragte nicht nach Opfern an Menschenleben, wenn es galt, ein festgestecktes Ziel zu erreichen; fürstlich belohnte er aber diejenigen, die sich im Kampfe ausgezeichnet hatten, und sorgte freigebig für die Familien der Gefallenen. Trotz der unermeßlichen Reichtümer, die ihm zuflossen, war er doch einfach und sparsam in seiner Lebensführung. Seine Frauen und Dienerinnen mußten spinnen und weben, damit sie durch Müßiggang nicht auf schlechte Gedanken gebracht würden und auf Abwege gerieten. Und doch hatte der Mann, vor dessen Namen Millionen Menschen an den Küsten Ostasiens zitterten, selber keine Ruhe. Auf der Höhe seiner Macht mißtraute er den Menschen, fürchtete, daß man ihn meuchlings ermorden würde, und schlief jede Nacht in einem anderen Zimmer. In verschiedenen Räumen seines Palastes waren Erfrischungen nebst Wein auf Tafeln bereit gestellt und dazwischen irrte der „Attila des äußersten Ostens" in den schlaflosen Nächten, neue Eroberungspläne entwerfend.

Die Mandschuren hatten das gesamte weite Reich der Mitte unterworfen; der letzte Prinz der Dynastie Ming hatte längst vor ihnen die Waffen strecken müssen, aber unbezwungen herrschte Koxinga auf der See und ließ den Küsten Chinas keine Ruhe. Da beschloß Kaiser Schuntschi, die Seeräuber in einer eigenartigen Weise zu bekämpfen. Sie sollten ausgehungert werden. Er erließ also einen grausamen Befehl, der dahin ging, daß alle Städte und Dörfer an der Küste Chinas drei geographische Meilen landeinwärts rasiert wurden. Nicht Tausende, sondern Millionen Menschen verloren dabei ihr Hab und Gut, aber trotz aller Bitten und Wehklagen wurde der Befehl mit erbarmungsloser Strenge ausgeführt. In kurzen Abständen wurden militärische Posten aufgestellt, die jeden Chinesen töteten, der sich in der zur Oede verdammten Küstenstrecke blicken ließ. Ein furchtbares Elend brach über die Bevölkerung ein und die Verzweiflung trieb Tausende zum Selbstmord, aber die grausame Maßregel wurde doch von Erfolg gekrönt. Koxinga sah sich in der Tat genötigt, ein Land zu finden, das seinem Söldnerheere einen besseren Unterschlupf und reichlichere Nahrungsmittel bieten würde als die kleine Amoy-Insel. Dazu schien ihm die nahe Insel Formosa am geeignetsten. Sie war aber damals bereits besetzt und zwar durch die Holländer, die auf ihr dreißig Jahre zuvor eine bedeutende Kolonie gegründet und eine starke Festung „Zelandia" gebaut hatten. Koxinga mußte also, falls er die Insel erobern wollte, mit einem europäischen Gegner die Waffen kreuzen. Koxinga kannte jedoch keine Furcht und er sandte eine Botschaft an die Holländer, sie sollten die Insel, die seit jeher den Chinesen gehört hätte, räumen oder sich auf den Krieg gefaßt machen. Die Holländer nahmen die Kriegserklärung an und Koxinga landete ein Heer von etwa 15,000 Soldaten vor Zelandia, das nach einer mehrmonatigen Belagerung kapitulieren mußte. Außerhalb der Festung wurden die holländischen Ansiedler

Digitized by Google

in grausamster Weise verfolgt, die Männer ans Kreuz geschlagen, Frauen und Mädchen aber unter die Seeräuber verteilt.

Mit der Eroberung der Westküste von Formosa gelangte Koxinga zum höchsten Gipfel seiner Macht, und der Piratenkönig entfaltete in überraschender Weise kolonisatorische und staatsmännische Fähigkeiten. Er, dessen Sinnen und Trachten bislang auf Zerstören gerichtet war, begann aufzubauen. Er veranlaßte einen Teil seiner Soldaten, sich in den Küstengegenden Formosas dem Ackerbau zu widmen, zog aus China neue Ansiedler heran, baute in dem wilden Lande gute Wege und suchte die Eingeborenen tiefer in die Urwälder zu drängen. Aus jenen Tagen, wo die Seeräuber gegen die Tsche-chuan die Waffen schwangen, mag wohl der unversöhnliche Haß zwischen den Eingeborenen und den Chinesen stammen. Immerhin muß Koxinga zuerkannt werden, daß er zum Träger der chinesischen Kultur in den Wildnissen Formosas wurde.

Sein unruhiger Geist begnügte sich jedoch nicht mit diesen Erfolgen. Er entwarf neue Eroberungspläne und beschloß, die Spanier von den Philippinen zu vertreiben. Bald glitt eine seiner Dschunken über das weite Meer und trug eine Gesandtschaft nach Luzon, die dem spanischen Gouverneur ein Ultimatum überbrachte.

Zu derselben Zeit erhielt Koxinga fröhliche Nachrichten aus Amoy, wo der größte Teil seines Hofes sich noch aufhielt. Dort lebte auch sein Sohn Tsche-king, und er teilte dem Vater mit, daß ihm ein Sohn geboren wurde. Der Chinese Koxinga freute sich, daß die männliche Linie seiner Nachkommen gesichert schien, und der glückliche Großvater sandte Geschenke für den Enkel und wartete ungeduldig auf das Erscheinen seiner Familie, die er nunmehr nach Formosa beordert hatte. Tsche-king beeilte sich indessen nicht, vor seinem Vater zu erscheinen, dafür wurde Koxinga zu verstehen gegeben, daß er in schnöder Weise betrogen worden war; denn die Mutter des Enkels war Koxingas Lieblingssklavin, die trotz allen Spinnens und Nähens doch auf unnütze Gedanken gekommen und auf Abwege geraten war. Dieser Schicksalsschlag brach die Kraft des Mannes, der damals noch nicht ganz das vierzigste Lebensjahr erreicht hatte. In Rachewut schickte er seine Schergen nach Amoy mit dem Befehl, seinen Sohn, das treulose Weib und das Kind umzubringen und die Leichen ins Meer zu versenken. Bevor aber der Befehl ausgeführt wurde, verfiel er in rasende Wut. Seine Augen funkelten wie Feuer, mit gezücktem Säbel irrte er in den Gemächern seines Schlosses umher und hieb jeden nieder, der ihm in den Weg kam, er zerbiß sich die Lippen und die Zunge, zerfleischte seinen eigenen Leib und raste fünf Tage lang, bis die Wut ihn erstickte.

Millionen Menschen atmeten auf, als die Kunde von seinem Tode sich über die Länder Ostasiens verbreitete; aber der Name des Piratenkönigs, der am längsten den Mandschuren Widerstand geleistet hatte, wurde später verherrlicht. Seine Gebeine wurden im 18. Jahrhundert von Formosa nach der Geburtsstadt seines Vaters, nach Tsche-king übergeführt und dort auf einem Hügel beigesetzt. In einem der Tempel der Stadt wird aber noch heute ein Bildnis des Piratenkönigs Koxinga der Nachwelt gezeigt. Als echter freier Chinese trägt er das Haar in welligen Locken gekämmt, da er niemals zum Zeichen der Unterwürfigkeit den mongolischen Zopf angenommen hatte.

Die Macht des Korsaren war auf schwankenden Wogen gebaut und zerfiel rasch nach seinem Tode. Tsche-king, sein untreuer Sohn, wurde nicht ermordet, sondern trat das Erbe an, aber er hatte nichts von der Tatkraft seines Großvaters und Vaters geerbt. Er siedelte nach Formosa über und beschäftigte sich hier mit literarischen Studien, unternahm keinen neuen Kriegszug und sah untätig zu, wie nunmehr die Chinesen und Holländer den Seeräubern die einst unter dem Zeichen seiner Väter gedient hatten, eine Insel nach der anderen entrissen. Die alten Söldner Koxingas beunruhigten noch einmal im Jahre 1673 die Küsten Chinas, aber sie wurden durch das alte Mittel des Rasierens der Küste zum Rückzug gezwungen. Im Jahre 1681 starb Tsche-king; sein Nachfolger, der Sohn der Lieblingssklavin Koxingas, wurde infolge einer Palastrevolution erdrosselt und sein zweiter Sohn Ko-tschuang von einigen Offizieren auf den Thron Formosas erhoben. Der unerfahrene Jüngling vermochte die wilde Masse der Seeräuber nicht zu lenken, und nun erschien eine chinesische Flotte vor Formosa und zwang den Enkel Koxingas, sich dem Kaiser aus der Mandschudynastie zu unterwerfen. Er wurde nach Peking gebracht und erhielt den Rang und Gehalt eines Fürsten, durfte aber die Stadt nicht verlassen und beschloß hier sein Leben in einer Art Gefangenschaft.

So oft aber die Chinesen, unzufrieden mit den Erpressungen der Beamten, sich hier und dort gegen die Fremdherrschaft der Mandschuren erheben, erscheinen auch auf der See Piratenschiffe, die in dem vom Sturme getrübten Wasser fischen möchten. Viele von ihnen haben es geschickt verstanden, gemeine Raubgier mit einem Mantel politischer Ziele zu decken, einige von ihnen träumten wohl von einem Piratenkönigtum, aber die Zeiten, in welchen ein Koxinga zum Schrecken der östlichen Meere werden konnte, sind für immer vorüber.

Bücher und Zeitschriften.

Intimes aus dem Reiche Nikolaus' II. Von **Breßnitz v. Sydacoff.** Erster Band, 3. Aufl. 1903, zweiter Band, 1904, dritter Band 1905. (Leipzig, B. Elischer Nachfolger.)

Ob diese drei Bändchen wirkliche Beiträge zur Zeitgeschichte bilden oder ob sie bloß politisch-feuilletonistische Aufzeichnungen sind, die hauptsächlich nur den Appetit sensationshungriger Feinschmecker stillen sollen, ist schwer zu entscheiden. Vieles, was der Verfasser berichtet, ist nicht nur wahrscheinlich, sondern auch glaubwürdig, da aber fast alles unkontrollierbar ist und man nicht weiß, ob die Quellen, aus denen er schöpft, immer lauter und klar sind, so darf man nur mit äußerster Varsicht an den Inhalt herantreten. Wir haben es hier affenbar mit Wahrheit und Dichtung zu tun, da uns aber der Prüfstein fehlt, mit dem in jedem einzelnen Fall das Wahre vom Falschen gesondert werden kann, so begnügen wir uns zu konstatieren, daß nach der vierzigjährigen persänlichen Erfahrung des Referenten alles, was hier erzählt wird, in Rußland nicht unmäglich ist. Den reichhaltigen und mannigfaltigen Inhalt können wir hier nur flüchtig streifen. Der Verfasser skizziert die Persänlichkeit und die nächste Umgebung des Zaren so, wie man sie bereits aus anderen Quellen kennt. Er berichtet ferner über den Einfluß Pobjedanoszews, erzählt viel Interessantes von den Revolutionären und Attentaten, schildert das System der Spionage, die Korruption der Beamten und Militärpersonen, er erwähnt Nikalaus' II. episadische Reformbestrebungen, offenbart die Bemühungen der Polizei, nicht nur Verschwörungen zu entdecken, sondern auch zu erfinden, um den Kaiser in dem Glauben zu bestärken, daß sein Leben in beständiger Gefahr schwebe. Er charakterisiert Herrn v. Witte und andere hervarragende Persanen, schildert ihre Tätigkeit und Unfähigkeit, die russische Diplomatie, ihre Intrigen und Unwissenheit in bezug auf solche Tatsachen, die offenkundig sind und die sie kennen müßte. Der neueste Band handelt u. a. von den Palnitrevalutianen, van den letzten Tagen Alexanders III., vom Baron Fredericks und seinen weiblichen Spionen, van der Unmoral und Gewissenlosigkeit als Prinzipien der hohen und höchsten Gesellschaftskreise, von den St. Petersburger Lasterhöhlen, von Anarchisten, Komplotten und Verschwörungen, van der Aufregung in Polen, der Unzufriedenheit im Kaukasus, der Ermordung Bobrikows und Plehwes, vom Umsichgreifen der revalutionären Bewegung, von den sozialen und revolutionären Bewegungen unter den Juden, von den Verfolgungen der Polen, Finnländer und Armenier, von diebischen Generalen und hohen Staatsbeamten, von den Unterschleifen beim Roten Kreuz, vom Harem eines Großfürsten, vom russisch-japanischen Krieg und seinen Geheimnissen und von noch vielen anderen russischen Ereignissen, Zuständen, Personen und Eigentümlichkeiten. — Der Verfasser ist der Meinung, daß man auf eine Besserung der trostlosen Lage Rußlands vorläufig nicht rechnen könne und nach alledem,

Digitized by Google

was er berichtet, muß man ihm beipflichten. Es ist ja richtig, daß ein großer Teil der Gebildeten in Rußland gründliche Reformen wünscht und danach strebt, daß jetzt auch die Frage einer für das Land geeigneten Verfassung erwogen wird und daß auch Reformen, wie z. B. eine neue, freiere Preßgesetzgebung, in Angriff genommen sind; da aber ein gründlicher Neubau nicht eher errichtet werden kann, bevor nicht das alte, morsche Staatsgebäude gänzlich niedergerissen ist, und da es überall an der Entschlossenheit fehlt, eine fundamentale Rekonstruktion vorzunehmen, auch wohl die nötigen Kräfte dazu noch nicht hervorgetreten sind, so ist es höchst wahrscheinlich, daß die innere Zersetzung noch weiter um sich greifen muß, bevor endlich ein totaler Zusammenbruch erfolgt. Was dann, nach einem solchen Chaos, sich entwickeln wird, kann nicht einmal geahnt, geschweige denn prophezeit werden. Der Verfasser geht offenbar zu weit, wenn er alle Freiheitsbestrebungen, Reformen und Verfassungspläne als plumpen Schwindel bezeichnet; es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß auch in maßgebenden Kreisen die Ueberzeugung herrscht, auf die bisherige Weise könne nicht fortgewirtschaftet werden; aber es fehlt die Einsicht, wo und wie die Hebel anzusetzen sind, namentlich aber kennt man noch nicht die entschlossenen, tatkräftigen und vertrauenswürdigen Männer, denen eine solche Riesenarbeit übertragen werden könnte. — Daß Kaiser Nikolaus II. kein konsequenter, energischer Charakter ist, weiß man; er läßt sich von rechts und links beeinflussen und das ist der Hauptgrund, weshalb keine festen Entschlüsse gefaßt werden können. Das Notwendigste wäre, jetzt um jeden Preis Frieden zu schließen, denn nur unverbesserliche Optimisten können noch auf eine günstige Wendung des Kriegsglückes hoffen oder von einer Verlängerung des Krieges Vorteile erwarten. Erst nach Beendigung des Krieges kann an gründliche Reformen gedacht werden — alles, was vorher geschieht, kann nur Flickwerk sein, denn der Krieg absorbiert alle Gedanken und Entschlüsse. Dann müssen alle reaktionären Elemente aus der Umgebung des Kaisers entfernt und lahmgelegt werden, damit sie nicht länger als Hemmschuhe der Reformen wirken können. Ferner müssen sich solche Personen um den Thron scharen, die sich bereits als Vorkämpfer einer freiheitlichen Entwicklung bemerkbar gemacht haben. Ob das geschehen kann und wie das zu machen ist, kann hier nicht erörtert werden. Eine Versammlung erprobter Progressisten, die sich durch Kooptation ergänzen müßte, hätte den Plan und die Reihenfolge der Reformen zu entwerfen und diese dann nach und nach ins Leben zu rufen. Jetzt schon Wahlen für einen Semsky Ssobor vorzunehmen, wäre unzweckmäßig und verfrüht; denn bei der Verschiedenheit der Gesellschaftsklassen in bezug auf Nationalität und Bildung müßte doch zuerst der Modus gefunden werden, der, wenn auch nicht allen, so doch den wichtigsten Ansprüchen genügt. Daß man schließlich zu einer, wenn auch verklausulierten, Volksvertretung kommen muß, wenn in Rußland geordnete Zustände geschaffen werden sollen, ist unbestreitbar, aber jetzt schon mit einer Art von Parlament beginnen zu wollen, wäre im höchsten Grade unzweckmäßig und verhängnisvoll. — Dies sind Gedanken, die sich beim Lesen des Werkes von Bresnitz v. Sydacoff unwillkürlich aufdrängen. Eine ins einzelne gehende, kritische Beurteilung der Licht- und Schattenseiten seines Buches ist hier nicht möglich. Wer sich für die jüngst vergangene und gegenwärtige Lage des russischen Reiches interessiert, muß das Buch lesen; es ist sehr unterhaltend und lehrreich, aber durchaus nicht erbaulich.

W. H.

✡

Allgemeine Rundschau.

Die Ziegler-Nordpol-Hilfsexpedition.

Reuters Agentur erfährt, daß Mr. Champ, der Führer der Expedition, welche dazu bestimmt ist, nach Franz Josephsland zu gehen, um die 26 amerikanischen Forscher zu retten, welche in den arktischen Gegenden die letzten beiden Winter mit ihrem Schiff America sich aufhalten, von den Vereinigten Staaten in England eingetroffen ist und dieses am Samstag Morgen verließ, um zum Zwecke der Vervollständigung der Ausrüstungen für die Expedition nach Bergen zu gehen. Mr. Champ war auf seiner Reise nach Norwegen von Dr. Oliver L. Fassig begleitet, welcher als Vertreter des Ver. Staaten-Wetter-Bureaus und der Nationalen Geographischen Gesellschaft in Washington bei der zweiten Hilfsexpedition, welche von Norwegen nach der Ostküste von Grönland gehen soll, reist. Die gesamte Hilfsexpedition, deren Führer Mr. Champ ist, wird in etwa 14 Tagen an Bord der Terra Nova Tromsoe verlassen. Der Reutersche Korrespondent hatte kurz bevor Mr. Champ nach Bergen abreiste, eine Unterredung mit dem letzteren. Mr. Champ sagte, die Terra Nova werde direkt nach den Eisgegenden aufbrechen und, soweit dies die Umstände zulassen werden, nach Kap Flora auf Franz Josephsland gehen. Man hoffe dort irgendwelche Nachrichten über den Verbleib der Expedition und wahrscheinlicherweise auch einen Teil der Forscher aufzufinden, welche unter Mr. Fiala, dem Führer der Expedition, von jeglicher Verbindung mit der Außenwelt seit Juli 1903 abgeschnitten sein dürften. Sollte man keinen der amerikanischen Forscher selbst in Kap Flora antreffen, so nimmt man doch an, daß sich Nachrichten vorfinden werden, welche über den Verbleib der Expedition Anzeichen erhalten und der Hilfsexpedition dazu verhelfen, deren Winterquartiere zu erfahren. Ob die Terra Nova weiter vorzudringen gezwungen sein wird, würde natürlich von der Art etwa vorgefundener Nachrichten abhängen. Es sei ebenso unmöglich, sich jetzt schon ein Bild darüber zu machen, ob die America aus dem Eise herauszukommen vermag oder nicht. Falls die Hilfsexpedition ihren Zweck erfüllt haben sollte, würde die Terra Nova von Kap Flora im September oder auch früher, falls die Eisverhältnisse günstig sind, in Norwegen wieder eintreffen können. Alle Anzeichen schienen auf eine günstige Jahreszeit hinzudeuten, und es sei jeder Grund zu der Annahme vorhanden, daß das schreckliche Wetter, mit welchem im letzten Jahre zwei Hilfsexpeditionen zu kämpfen gehabt hätten, in dieser Jahreszeit nicht wieder eintreten wird. Immerhin sei die Hilfsexpedition, welche in England von Mr. Bohndorff, dem europäischen Agenten Mr. Zieglers, ausgerüstet worden sei, darauf vorbereitet, in den arktischen Gegenden zu überwintern, falls dies notwendig werden sollte. — In Berücksichtigung der Möglichkeit, daß die Mitglieder der Zieglerschen Expedition von den unternommenen Schlittenfahrten infolge von Treibeis auf dem Wege von Grönland zurückgekehrt sein könnten, werde die Hilfsexpedition nach der Ostküste von Grönland gehen, woselbst Dr. Fassig einen scharfen Auslug nach Mr. Fiala und dessen Begleiter zu halten beabsichtige. Die Expedition werde von Norwegen direkt nach Shannon Island auf dem 75. Breitengrade gehen, woselbst im Jahre 1902 von einem der Schiffe der amerikanischen Expedition ein Proviantmagazin errichtet worden war. Da Lebensmittel und Vorräte jeglicher Art an jener Küste im Ueberflusse vorhanden seien, so hege man keinerlei Besorgnisse für die Forscher.

•

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

4. Mai. Gesamtsitzung. Vorsitzender Sekretär: Herr Auwers. 1. Herr Warburg las über die Ozonisierung des Sauerstoffes durch Spitzenentladung. Bei der Ozonisierung des Sauerstoffes durch die Spitzenentladung steht die Ausbeute (Gramm Ozon pro Coulomb) in engem Zusammenhang mit der Beschaffenheit des Spitzenlichtes; Veränderungen desselben, nur mikroskopisch sichtbar, steigerten die Ausbeute bei negativer Spitze auf das Zweieinhalbfache. Die Ausbeute wird durch Drucksteigerung erhöht, durch Temperatursteigerung bis 80 Grad nur wenig verändert, wenn die Dichte durch gleichzeitige Drucksteigerung konstant erhalten wird. Bei der Ozonisierung der atmosphärischen Luft durch Entladung aus metallischen Spitzen wurde die größte technische Ausbeute (Gramm Ozon pro Pferdestunde) durch Gleichstrom, bei positiver Spitze mit positivem Büschel erhalten im Betrage von 20 Gramm Ozon pro Pferdestunde. 2. Die folgenden Druckschriften wurden überreicht: Die griechischen christlichen Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte. Koptisch-gnostische Schriften. Erster Band. Herausg. von Dr. C. Schmidt. Leipzig 1905 (Veröffentlichung der Hermann und Elise geb. Heckmann, Wentzel-Stiftung); und Fr. Kohlrausch, Lehrbuch der praktischen Physik. Zehnte Auflage. Leipzig

Digitized by Google

und Berlin 1905. 3. Herr Waldeyer hat in der Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse am 6. April eine mit akademischer Unterstützung bearbeitete Abhandlung des Herrn Dr. med. O. Kalischer hierselbst vorgelegt: Das Großhirn der Papageien in anatomischer und physiologischer Beziehung. Die Akademie genehmigte die von der Klasse beantragte Aufnahme in den Anhang zu den Abhandlungen des Jahres 1905. Verfasser gibt zunächst eine eingehende Darstellung der Anatomie des Papageiengehirnes, einschließlich des Faserverlaufes und der feineren Strukturverhältnisse; hervorzuheben ist insbesondere die Richtigstellung dessen, was als Großhirnhemisphäre bezeichnet werden muß. Hieran schließen sich eine Reihe physiologischer Untersuchungen, welche die Darlegung des Einflusses des Großhirns auf das Sehen, das Sprechen, auf Bewegung und Empfindung, auf die Nahrungsaufnahme und Orientierung sowie die Feststellung der Lokalisation dieser Funktionen und der in Betracht kommenden Bahnen zum Ziele haben. 4. Herr Dr. H. A. Lorentz, Professor der Physik an der Universität Leiden, wurde zum korrespondierenden Mitglied in der physikalisch-mathematischen Klasse gewählt. — Herr Friedrich Kohlrausch, bisher ordentliches Mitglied der physikalisch-mathematischen Klasse, hat am 1. April seinen Wohnsitz von Berlin fort nach Marburg verlegt und ist damit statutengemäß in die Reihe der Ehrenmitglieder der Akademie übergetreten. — Die Akademie hat das korrespondierende Mitglied der physikalisch-mathematischen Klasse Herrn Otto Strube in Karlsruhe (Baden), am 14. April durch den Tod verloren.

11. Mai. Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse. 1. Herr van t' Hoff machte eine weitere Mitteilung aus seinen Untersuchungen über die Bildungsverhältnisse der ozeanischen Salzablagerungen. XLII. Die Bildung von Glauberit. Glauberit $Na_2Ca(SO_4)_2$ entsteht aus Glaubersalz und Gips bei 29°; bei der natürlichen Bildung wird diese Temperatur durch die begleitenden Salzmineralien herabgedrückt bis auf ein Minimum von 10°. 2. Herr Engelmann legte eine Mitteilung der Herren Prof. H. Kronecker in Bern und Prof. F. Spallitta in Palermo vor: Reflexwirkung der Vagusganglien bei Seeschildkröten. Die meisten der vom Vagusganglion zum Herzen gehenden Nervenfasern können nicht nur zentrifugal, sondern auch zentripetal hemmend auf das Herz wirken, und zwar auch nachdem die Stämme des Vagus und Sympathicus oberhalb ihrer Ganglien durchschnitten sind.

11. Mai. Sitzung der philosophisch-historischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Herr Diels. 1. Herr Pischel las über den Ursprung des christlichen Fischsymbols. Es wird versucht zu zeigen, daß der Fisch als Symbol Christi, des Erretters, seinen Ursprung in Indien hat. Der Fisch, der Manu, den Stammvater der Menschen, rettet, wird als der Gott Brahman, oder meist Visnu aufgefaßt. Von den Visnuiten übernahmen das Symbol die Buddhisten, bei denen die Christen es in Turkestan kennen lernten. Bereits vom 5. Jahrhundert v. Chr. an ist der Fisch in Indien als Glückszeichen (mangala) nachweisbar. 2. Herr Kekule von Stradonitz legte den von Herrn Direktor Theodor Wiegand eingesandten vierten vorläufigen Bericht über die Ausgrabungen der Königlichen Museen zu Milet vor. 3. Folgende Druckschriften wurden vorgelegt: *Διονυσίου ἢ Λογγίνου περὶ ὕψους* tertium edidit I. Vahlen. Lipsiae 1905; Hanserecesse von 1477—1530 bearbeitet von D. Schäfer. Band 7. Leipzig 1905; Das Bauernhaus im Deutschen Reiche und in seinen Grenzgebieten. Herausgegeben vom Verbande Deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine. Historisch-geographische Einleitung von D. Schäfer. Dresden.

*

Aufruf zur Mitarbeit am Mätznerschen Wörterbuch.

Nach dem im vorigen Jahre erfolgten Tode Hugo Bielings, des langjährigen Mitarbeiters Eduard Mätzners und Fortsetzers seines letzten großen Lebenswerkes, ist die Beendigung des im Verlage der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin erscheinenden mittelenglischen Wörterbuchs („Altengl. Sprachproben nebst einem Wörterbuch") vom Unterzeichneten übernommen worden.

Die erste Lieferung erschien im Jahre 1872, die letzte, bis „misbileven" reichend, 1900. Der Druck steht bei „molne" und Material ist noch für den Rest von M vorhanden, der 1906 als Abschluß des dritten Bandes erscheinen wird. Es gilt jetzt, das Wörterbuch mit Hilfe einer größeren Organisation und Arbeitsteilung zu einem raschen Ende zu führen. Zu diesem Zweck soll nicht mehr, wie bisher geschehen, die mittelenglische Literatur zur Zeit nur auf einen Buchstaben hin durchgesehen und ausgezogen, es soll vielmehr das Material für N—Z auf einmal planmäßig gesammelt werden.

Es ergeht nun an die deutschen Anglisten, insbesondere an alle diejenigen, die ein Werk der mittelenglischen Literatur herausgegeben oder bearbeitet haben, der Ruf, sich durch Uebernahme eines oder mehrerer Denkmäler an der Sammlung der Belege nach gewissen jetzt im Druck vorliegenden Grundsätzen zu beteiligen oder einzelne das Wörterbuch fördernde Beiträge zu liefern und mit dieser praktischen Betätigung wissenschaftlichen Interesses eine Ehrenpflicht der anglistischen, ja der deutschen Wissenschaft überhaupt, erfüllen zu helfen.

Freundliche Zusagen werden erbeten an den Herausgeber, Privatdozent Dr. Heinrich Spies, Berlin W. 57, Kurfürstenstraße 4.

*

Kleinere Mitteilungen.

Eine klassische Schiller-Ehrung. Der Professor der klassischen Philologie an der hiesigen Universität, Iwan v. Müller, der, wie bereits gemeldet, heute am 20. Mai seinen 75. Geburtstag feiert, hat — eingedenk seiner Lehrtätigkeit als Latinist und Pädagoge — zum Zentennarium von Schillers Todestag einen eigenartigen Beitrag gestiftet, indem er in dem gerade herausgekommenen Heft von „Wölfflins Archiv für Lateinische Lexikographie und Grammatik" den ersten, zweiten und zehnten „Brief Schillers über die ästhetische Erziehung des Menschen" in lateinischer Uebersetzung veröffentlicht. Stilistische Anmerkungen und philosophisch-terminologische Erklärungen begleiten das Ciceronianische Latein des Münchener Gelehrten, das zur Wiedergabe der Schillerischen Sprache und seiner Gedanken, wie sie diese Briefe auszeichnen, wohl geeignet erscheint. Die „Epistolicae questiones de hominibus ad pulchritudinis studium erudiendis" des nunmehr 75jährigen rüstigen Gelehrten und Pädagogen sollen als spezielle „Schiller-Huldigung" wohl erwähnt werden.

M.

* Professor Dr. Robert Koch ist, wie die Deutsch-Ostafrikanische Zeitung in ihrer Ausgabe vom 22. April meldet, mit dem Sanitätsfeldwebel Schwarzlose nach Iringa marschiert, um über die dort wieder ausgebrochene Pest Untersuchungen anzustellen. Wie wir hören, sollen außer einer großen Anzahl Eingeborener auch zwei Schwestern der katholischen Mission dieser Krankheit erlegen sein.

* Für den XV. Deutschen Geographentag in Danzig ist die vorläufige Tagesordnung folgendermaßen festgesetzt: Montag, den 12. Juni, abends 9 Uhr: Begrüßungsabend im Festsaal des Danziger Hofs. Dienstag, den 13. Juni, vormittags 9 Uhr: Erste Sitzung ebendort. Beratungsgegenstand: Die Deutsche Südpolar-Expedition. Dazu werden sprechen Prof. Dr. E. v. Drygalski: „Allgemeiner Bericht über die Arbeiten der Expedition und deren Verwertung". Speziellere Themen zu dieser Expedition behandeln Professor Dr. E. Vanhöffen, Dr. H. Gazert, Dr. E. Philippi, Dr. W. Meinardus, Dr. Fr. Bidlingmaier, Dr. K. Luyken. Das Schlußwort hat Exzellenz Wirkl. Geh. Rat Professor Dr. G. v. Neumayer. Nachmittags 3 Uhr: Zweite Sitzung. Beratungsgegenstand: Schulgeographie. Bericht des Vorsitzenden der ständigen Kommission für erdkundlichen Schulunterricht, Oberlehrer Heinrich Fischer (Berlin). Direktor Dr. Sebald Schwarz (Lübeck): „Vom Bild im Geographie-Unterricht". Weiterhin haben Vorträge

Digitized by Google

dazu angemeldet: Privatdozent Dr. Adolf Marcuse (Berlin) und Professor Dr. Stoewer (Danzig). Abends 8 Uhr: Empfang des Geographentages durch die städtischen Behörden im Artushof. Mittwoch, den 14. Juni, vormittags 9 Uhr: Dritte Sitzung. Geschäftliche Mitteilungen. Beratungsgegenstand: Vulkanismus. Professor Dr. Sapper (Tübingen): „Ergebnisse der neueren Untersuchungen über die mittelamerikanischen und westindischen Vulkanausbrüche 1902 und 1903". (Mit Lichtbildern.) Hauptmann a. D. Herrmann (Berlin): „Die tätigen Vulkane nördlich vom Kiwu-See". Dr. J. Hundhausen (Zürich): „Bilder aus den vulkanischen Gebieten von Neuseeland, Hawaii u. s. w.". (Mit Lichtbildern.) Privatdozent Dr. M. Friederichsen (Göttingen): „Dr. Moritz Alphons Stübels (†) Verdienste um die moderne Vulkanologie". Nachmittags 3 Uhr: Vierte Sitzung. Bericht der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland. Beratungsgegenstand: Morphologie der Küsten- und Dünenbildung. Direktor Dr. F. W. Paul Lehmann (Stettin): „Die Gesetzmäßigkeit der Alluvialbildung an den deutschen Ostsee-Küsten". Dr. F. Solger (Berlin): „Ueber fossile Dünenformen im norddeutschen Flachland". Donnerstag, den 15. Juni, vormittags 9 Uhr: Fünfte Sitzung. Geschäftliche Mitteilungen. Beratungsgegenstand: Landeskunde Westpreußens und des Nachbargebietes. Regierungs- und Baurat Bindemann (Berlin): „Die Veränderungen der Mündungsarme der Weichsel". Zur Klimatologie und Pflanzengeographie Westpreußens sprechen weiterhin: Prof. Dr. Kumm (Danzig), Oberlehrer Dr. Lakowitz (Danzig) und Professor Dr. Schubert (Eberswalde). Nachmittags 3 Uhr: Besichtigungen. Die Anmeldung zum Besuch des Geographentages und die Einsendung der Beiträge (für Mitglieder 10 Mark, für Teilnehmer, denen die Verhandlungen nicht unentgeltlich geliefert werden, 6 Mark) wird baldigst erbeten an den Generalsekretär des Ortsausschusses, Professor A. v. Bockelmann, Danzig, Langgasse 56. Mit der Tagung sind eine geographische Ausstellung, sowie mehrere wissenschaftliche Ausflüge verbunden.

he. **Bibliotheken.** Dem Oberbibliothekar an der Königlichen Bibliothek in Berlin Dr. jur. Hans Paalzow ist vom Kultusminister der Professor-Titel verliehen worden.

❧

Hochschulnachrichten.

* **Berlin.** Die Technische Hochschule in Charlottenburg hat den Großindustriellen Fürsten Henckel von Donnersmarck in Breslau zum Doktor-Ingenieur honoris causa ernannt.

* **Dresden.** Geh. Hofrat Prof. Dr. Adolf Stern, der bekannte Dichter und Literarhistoriker der hiesigen Technischen Hochschule, feiert am 14. Juni seinen 70. Geburtstag. Eine große Zahl seiner Freunde, Schüler und Verehrer hat sich vereinigt, diesen Tag festlich zu begehen. Hofrat Stern gehört der hiesigen Technischen Hochschule seit 1869 an.

* **Wien.** Am Donnerstag wurde das neue Universitätsinstitut für experimentelle Pharmakologie in der Währingerstraße mit einer Antritts-Vorlesung des Professors Hans Horst Meyer bei zahlreicher Beteiligung eröffnet.

H. **Freiburg i. d. Schweiz.** Der Staatsrat ernannte Herrn Peter Tuor aus Lanx (Graubünden) zum außerordentlichen Professor der Rechte und Herrn Giulio Bertoni in Modena zum außerordentlichen Professor der romanischen Sprachen und Literaturen.



Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Professor Dr. E. Hirschberg: Die Wohnungsfrage und die Eingemeindung der Berliner Vororte. Vortrag. (Volkswirtschaftliche Zeitfragen. Heft 212.) Berlin 1905. Leonhard Simon Nachf. 35 S. — R. Koczynski: Ist die Landwirtschaft die wichtigste Grundlage der deutschen Wehrkraft? Volkswirtschaftliche Zeitfragen. Heft 213/214.) Ebenda 1905. 75 S. — Max Diez: Schiller. Stuttgart 1905. Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff). 184 S. — Charles Hall: Die Wirkungen der Zivilisation auf die Massen. Aus dem Englischen übersetzt von B. Oldenberg. (Hauptwerke des Sozialismus und der Sozialpolitik. Herausgegeben von Prof. Dr. Gg. Adler. 4. Heft.) Leipzig 1905. C. B. Hirschfeld. 82 S. — Otto Erich Hartleben: Meine Verse. Gesamtausgabe. Berlin 1905. S. Fischer. 261 S. — Hugo Wolfs Briefe an Oskar Grohe. Im Auftrage des Hugo Wolf-Vereins in Wien herausgegeben von Heinrich Werner. Ebenda 1905. 316 S. — Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich. 29. Jahrgang. Herausgegeben von Gustav Schmoller. 2. Heft. Leipzig 1905. Duncker und Humblot. 406 S. — A. Rutari: Sommertage im Schwarzwald. Villingen 1905. C. Görlacher. 103 S. — Otto Grundmann: Lieder und Klänge. Diessen 1905. Jos. C. Huber. 68 S. — Prof. D. Karl Holl: Die geistlichen Uebungen des Ignatius von Loyola. Eine psychologische Studie. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiete der Theologie und Religionsgeschichte. 41.) Tübingen 1905. J. C. B. Mohr. 35 S. — Gerichtskostengesetz nebst den Gebührenordnungen für Gerichtsvollzieher, sowie für Zeugen und Sachverständige. Mit Erläuterungen, Gebührentarif, Anhang und Sachregister als dritte Auflage der Handausgabe des Gerichtskostengesetzes von Ministerialrat A. v. Reisenegger, bearbeitet von Regierungsrat Hermann Schmidt. München 1905. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. (Oskar Beck.) 286 S. — Dr. Theodor Barth: Was ist Liberalismus? Eine Gegenwartsfrage! Berlin-Schöneberg 1905. Verlag der Hilfe. 22 S. — Styriaca. Gedrucktes und Ungedrucktes zur steierm. Geschichte und Kulturgeschichte. (Neue Folge. 2. Band. Des ganzen Werkes 3. Band. Von Landes-Archiv-Direktor i. R. Joseph v. Zahn.) Graz 1905. Ulrich Moser (J. Meyerhoff.) 189 S. — Mit-, nicht gegen einander! Zeitgemässe und wichtige Hinweise für Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Herausgegeben von Leopold Katscher. Dresden 1905. Albanussche Buchdruckerei (Hans Furrer). 134 S. — Ludwig Bellermann: Schiller als protestantischer Dichter. Vortrag. Berlin 1905. Georg Nauck (Fritz Rühe). 23 S. — Deutsche Jugend. Vierteljährliche Mitteilungen des Verbandes deutsch-nationaler Jugendbünde. Herausgeber: Deutschnationaler Jugendbund. (I. Jahrg. Nr. 1.) Braunschweig 1905. Selbstverlag des Bundes. — Adolf Bartels: Das Weimarische Hoftheater als Nationalbühne für die deutsche Jugend. Eine Denkschrift. Weimar 1905.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Akademischer Verlag

Leipzig und Wien.

Soeben erschienen: (1532)s

1. **„Der Sagenkreis vom geprellten Teufel".** Von Professor August Wünsche. Preis: M. 3.— = K. 3.50.

2. **„Pythagoras und Heraklit".** Von Dr. Wolfgang Schultz. Heft 1 der: **Studien zur antiken Kultur.** Preis: M. 4.— = K. 4.80.

3. **„Vom Typus in der Kunst".** Von Dr. Hans v. Hollenhaag. Preis: M. 2.— = K. 2.40.

4. **„Aryavarta".** Von Harald Arjuna Grävell. Preis: M. 3.— = K. 3.60.

5. **„Zwei Schillerreden".** Von Friedrich Jodl, o. ö. Professor der Universität Wien. Preis M. —.80 = K. 1.—.

6. **„Die österreichisch-ungarische Sphinx".** Von Sektionschef Ritter v. . . . . s. Preis: M. —.80 = K. 1.—.

Digitized by Google

Jahrgang 1905. München, Dienstag, 23. Mai. Nummer 119.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Baumgartners Geschichte der französischen Literatur.

Mit Zuversicht hat sich Alexander Baumgartner an die Darstellung der französischen Literatur gemacht. Ein starker Band ist das Ergebnis: der fünfte des breitangelegten, von eines Mannes jahrzehntelanger Geduld zu bezwingenden Unternehmens.[1]) Man konnte gespannt sein, wie er den gleich umfänglichen und dankbaren Stoff meisterte, denn die günstig aufgenommenen vier ersten Bände hatten Hoffnung erweckt. Gespannt aber auch um dessentwillen, weil er nunmehr auf neueres und neuestes Gebiet sich begab, weil seine Methode, seine Stoffbeherrschung, seine Billigkeit in einer Geschichte der französischen Literatur bis auf die Gegenwart einer viel strengeren Probe ausgesetzt waren als bisher. Wenn noch Suchier und Birch-Hirschfeld geglaubt hatten, es sei ratsamer, bei der beinahe unübersehbaren Fülle des Stoffes zu zweit an die Aufgabe zu gehen, so mußte der Wagemut des einzelnen Mannes, der nicht nur eines Volkes, sondern der ganzen Welt Literaturgeschichte zu schreiben sich getraute, mit Staunen erfüllen, zugleich auch mit der Furcht, Fleiß und Unternehmungslust möchten die eigene Kraft überschätzt, die Schwierigkeiten zu gering gewertet haben. Denn bis zu einem gewissen Grade sind die Zeiten, da ein Einzelner ganze Nationalliteraturen beschrieb, vorbei, und nur wenige Historiker können sich rühmen, das ganze Gebiet gleichmäßig zu kennen oder gar ihm gleichmäßig persönliches Interesse entgegenzubringen. Persönliche Neigung und Eignung eines Kritikers für ein enger umschriebenes Gebiet sind wertvoller als eine auf anderthalb Jahrtausende verteilte und damit abgeschwächte Arbeitskraft. Gute Literaturgeschichten werden die Geschichten immer kürzerer Zeiträume sein, die Gesamtdarstellung hingegen, gleich dem Ueberwegschen Werke auf dem Gebiete der Philosophiegeschichte, nur als möglichst exakte Literatur- und Vorarbeitensammlungen geschätzt werden. Zu starke Individuen haben beigetragen, den Begriff Literaturgeschichte umzuprägen, als daß uns tüchtige, aber trockene, umfassende, aber unpersönliche Darstellungen noch anzuregen vermöchten. Wir verlangen vom Literarhistoriker, daß er gleich Hettner das gesamte Geistesleben eines Abschnitts mit all dem flutenden Hin und Her von Volk zu Volk, von Wissenschaft zur Kunst, von Schwesterkunst zu Schwesterkunst beherrsche und lebendig zu machen wisse: daß er nicht nur feiner Individualpsychologe sei, wie Sainte-Beuve, sondern auch für die entscheidenden Mächte von Rasse und Umwelt den sicheren Blick Taines habe; daß er fähig sei, scharf und bestimmt einen Menschen zu zeichnen und eine Strömung zu verfolgen wie Brandes; daß er die Literatur stets als Ausstrahlung, als Symptom, aber auch als bestimmenden Faktor des jeweiligen Kulturzustandes erkenne, wie Karl Lamprecht es versucht hat. In dem Maße, als ein Historiker für eine oder mehrere dieser Aufgaben sich berufen fühlt, mag er uns die Geschichte eines neueren oder entlegeneren Zeitabschnittes geben. Je neuer, desto größer werden die Anforderungen an seine Gestaltungskraft und seinen Sinn für das Wesentliche sein. Je entlegener, desto bedeutender seine Eignung als Philologe und seine Kunst, eine versunkene Welt lebendig zu machen und doch in ihrer, nicht in unserer Sprache sie zum Reden zu bringen. Der Literarhistoriker älterer Zeiten ist dem Odysseus verwandt, der die Schatten der Unterwelt zum Sprechen zwingen will: Schatten heischen Blut, sonst bleiben sie stumm. Nur wer sich mit seiner ganzen Persönlichkeit in die Tiefen der Vergangenheit stürzt, kann hoffen, einiges von den alten Schätzen und Kleinodien heraufzutauchen. Darum ist die Zeit der von einem Verfasser stammenden Literaturgeschichten vom Jahre x vor Christus bis zum Datum des heutigen Morgenblattes vorbei. Die letzte, die wissenschaftlich und als Buch standhält, ist wohl die von Scherer. Vogt und Koch, Suchier und Birch-Hirschfeld, Golther und Borinski haben durch weise Arbeitsteilung das Vorbild gegeben, und L. Petit de Julleville gar einen Stab von Mitarbeitern um sich geschart.

Wir schienen uns von Baumgartners Werke durch diese Gedankengänge zu entfernen. Tatsächlich haben wir die ganze Zeit von ihm gesprochen. Baumgartner opfert Zeit und Lebenskraft einem enzyklopädischen Unternehmen, für das seine Zeit wie seine Lebenskraft zu wertvoll ist. Wen denkt er sich als Leser seiner Geschichte der Weltliteratur? Schwerlich die Kenner; denn sie werden im entscheidenden Falle doch lieber zum Fachmanne gehen. An populären Darstellungen jedoch ist kein Mangel;[2]) sie zu vermehren, kein Bedürfnis. Nur wer auf kürzere Zeiträume sich beschränkt, kann auf Ertrag hoffen. Die Literatur über die Literatur ist zu solch unheimlicher Fülle angeschwollen, daß es immer schwieriger wird, nur hinsichtlich eines beschränkten Zeitabschnitts sich auf dem Laufenden zu halten; und dennoch kommt man um diese Literatur über die Literatur nicht herum. Jeder junge Literarhistoriker macht das Gefühl durch, wo er ohne alle und jegliche Kenntnis fremder Vorarbeit am liebsten mit den Werken selbst sich in eine klösterliche Zelle einschlösse, damit nur das Werk und kein Mittelsmann zu ihm rede; jeder sieht bald ein, daß

[1]) Geschichte der Weltliteratur. Von Alexander Baumgartner. S. J. V. Die französische Literatur. Erste bis vierte Auflage. Freiburg im Breisgau 1905. XVII, 747. 12 Mark.

[2]) Soeben ist die sechste Auflage der Geschichte der französischen Literatur von Eduard Engel erschienen. (Leipzig, Julius Baedeker.) VI, 579. 6 Mark.

Digitized by Google

dies unmöglich ist. Es ist ein **ceterum censeo**, das aus diesen Betrachtungen klingt: daß nämlich, aus einer Reihe von sehr triftigen Gründen, eine Literaturgeschichte desto weniger Wert hat, je größer der Zeitraum ist, den sie umfaßt, und je weniger ihr Verfasser für das ganz bestimmte Gebiet Fachmann ist. Es gibt allerdings mildernde Umstände für die von Gesamtgeschichten untrennbaren Mängel: Kraft, Feinheit und Tiefe des kritischen Temperaments. Taines **Histoire de la Littérature Anglaise**, so konstruiert und willkürlich, so unzulänglich für die ältere, so unvollständig für die neuere Zeit sie ist, — wer möchte das glänzende Werk missen? Einen zweiten mildernden Umstand gibt es: geduldige Gediegenheit, die, ohne nach geistvoller Durchdringung des Gebietes zu streben, mit lückenloser Darstellung eben dieses Gebietes sich bescheidet.

Bei der Beurteilung einer größeren Literaturgeschichte bietet sich als äußerliches, aber selten versagendes Kriterium die Disposition. Sie muß allein schon zeigen, ob der Verfasser Sinn für Gruppen und für Strömungen hat; Gefühl für Entwicklung des Ganzen und relative Bedeutung der Einzelerscheinung; Verständnis für die Kamm- und Gipfelstruktur einer Literaturgeschichte; für die treibenden Mächte, für das Bleibende und Große.

Wie disponiert Baumgartner? Anfänge und Mittelalter rund 250 Seiten. Sechzehntes und siebzehntes Jahrhundert etwa 170: etwas wenig, wenn man bedenkt, daß Rabelais, Montaigne, Corneille, Pascal, La Rochefoucauld, die großen Kanzelredner, die Memoirenschreiber, Madame de Sévigné, Racine, Molière, Boileau, Lafontaine, Labruyère, Fénélon, — daß mithin auf diesen 170 Seiten die klassischen Autoren Frankreichs zu behandeln waren, die **representative men** von Rasse und Nation, die große Zeit der französischen Kultur. Achtzehntes Jahrhundert rund 100 Seiten: knapp, doch nicht dürftig. Neunzehntes Jahrhundert rund 220 Seiten: das läßt sich hören. Wenn wir allerdings genauer zusehen, so treffen auf Chateaubriand 11, auf Frau v. Staël 9, auf Joseph de Maistre fast 20, auf Bonald und Lamennais 9, auf Lamartine über 15, auf Montalembert und Veuillot 8, auf kirchliche Autoren 10 Seiten. Man sieht, der Rest muß mit nicht einmal 140 Seiten vorlieb nehmen. Es ist klar, daß diese Disposition der neueren Literatur nicht gerecht wird. Aber auch in den einzelnen Kapiteln ist manches willkürlich und wie aus Verlegenheit untergebracht. Auf 19 Seiten wird das Theater von Delavigne bis zur Gegenwart erledigt. Im nächsten Kapitel fängt Baumgartner wieder bei Chateaubriand an, um die Entwicklung des Romans bis Flaubert (inklusive) zu führen. Das nächste Kapitel heißt: Der realistische und naturalistische Roman; hierher hätten Balzac und Flaubert gehört; an Stelle dessen bringt Baumgartner hier Michelet, Quinet, Renan; Feuillet, Bourget, A. France; wirklich passend waren in diesem Kapitel nur die (S. 695—699 behandelten) Goncourts, Zola, Daudet, Maupassant. Kapitel XIV und XV bringen kirchliche und kirchenpolitische Autoren, Kapitel XVI „Literaturströmungen und Dichtung unter der dritten Republik“, die Parnassiens, Prudhomme, Coppée, Bornier, Rostand, Bourget, Bazin, Taine, Brunetière, Verlaine, Mallarmé, Historiker.[3]) Auch in den früheren Jahrhunderten begegnet man solcher Verlegenheitsdisposition, die manche Autoren an falscher Stelle bringt. Darunter leidet der Fluß der Darstellung; die großen Strömungen und Gegenströmungen treten nicht deutlich heraus; man empfängt nicht das Gefühl stetiger chronologischer Behandlung; sehr oft erhält man nur ein Dutzend Eigennamen, wo man kritische Darstellung erwartet.

Es ist nicht nötig, daß eine Literaturgeschichte Textproben bringe. Aber wenn sie es tut, so ist die Art, wie der Verfasser zitiert, kein geringer Prüfstein für seine Fähigkeit sowohl wie für seinen Takt. Es ist eine schwierige Sache, den Inhalt eines erzählenden oder dramatischen Werkes anzugeben. Noch schwieriger ist es, das rechte Zitat am rechten Orte zu bringen; wirkungsvoll zu zitieren, nicht zu wenig, nicht zu viel. Die Schwierigkeit wächst, wenn es sich um Proben einer älteren Sprachstufe oder um eine fremde Sprache handelt. Man hat lange Zeit hindurch beliebt, Proben aus fremden Autoren in der jeweiligen Muttersprache zu geben. Es wäre gut, wenn man mit diesem Verfahren bräche. Denn es beruht auf einer Täuschung. Man kann eine Speisekarte, ein Eisenbahnreglement ü b e r s e t z e n; ein sprachliches Kunstwerk kann man nicht übersetzen. Höchstens Einer kann's: wieder der Künstler; und selbst in diesem Falle bleibt oft das Feinste und Eigenste im Netz hängen. Der Glaube an die Treue einer Uebersetzung ist nichts als ein Philologenaberglaube. In der Geschichte einer fremden Literatur ist dies Verfahren doppelt zwecklos. Denn für fremde Literatur interessiert sich gewöhnlich nur, wer die fremde Sprache kennt. Zum mindesten aber muß verlangt werden, daß der Literarhistoriker nach einem festen Plane zitiere. Am besten ist vielleicht die Art Hippolyte Taines, der zwar französisch zitiert, aber in seiner englischen Literaturgeschichte stets den Originaltext in Anmerkungen gibt.

Baumgartner beginnt vielversprechend: mit den Straßburger Eiden im Original, mit moderner französischer und deutscher Uebersetzung; hier wäre allerdings eine philologische Erklärung am Platze gewesen: umstrittene Lesarten wie **salvar dist, partu lofranit** gehören entwickelt, sonst ist das Zitat mehr oder minder Spielerei. (Hierher gehört auch der Druckfehler **ranciet** statt **raneiet** in der Eulaliasequenz. Entweder gibt man alte Sprachproben exakt, mit Erläuterung, oder man läßt sie besser ganz weg.) Sonderbarerweise sucht man vergebens eine Probe aus dem Rolandsliede, das doch auch dem philologisch nicht vorgebildeten Leser leicht verständlich wäre. Es ist inkonsequent, ästhetisch wertlose Texte wie die Eide und die Eulaliasequenz vollständig zu zitieren, unmittelbar darauf vom vornehmsten altfranzösischen Texte, vom französischen Nationalepos nicht eine Zeile anzuführen, wohl aber die lateinische Stelle bei Einhard, in der von Hruodlandus, **Britannici limitis praefectus**, die Rede ist. So arbeitet weder ein Philologe noch ein Literarhistoriker. Die nächste Probe im Originaltext ist der **Chanson de Jérusalem** entnommen und schildert den Augenblick, da die ersten Kreuzfahrer die heilige Stadt erblicken. Von Aucassin und Nicolete zitiert Baumgartner (in Uebersetzung) eine ganz belanglose Episode (S. 28 der Ausgabe von Suchier), während doch so naheliegend war, was er hier anführen mußte: **En paradis qu' ai-je à faire?** (S. 8 bei Suchier); denn diese aus Sarazenengeist geborene Absage an das asketische Ideal hebt die reizende Chantefable aus allen anderen heraus und atmet den Geist der kommenden Renaissance. Walter Pater wußte recht gut, warum er seine Renaissancestudien mit Aucassin und Nicolete einleitete. Baumgartner übersieht das Wesentliche, nämlich den Ton, **that mixture of simplicity and refinement**, genau wie er bei der Karlsreise von den **gabs** den charakteristischen Zug übersieht, obgleich ihn die übermütige Naivität, mit der schon hier sexuelle Dinge behandelt werden, stutzig machen mußte, zugleich ihm eine Ahnung des Geistes geben konnte, dessen er augenscheinlich nie einen Hauch verspürt hat: des **esprit gaulois**. — Seite 123 zitiert Baumgartner im Original, Seite 127 die neufranzösische Uebersetzung, obgleich die Juxtalinearversion sich typographisch leicht hätte machen lassen. Dafür zitiert er Seite 128 wieder in deutscher Uebersetzung, Seite 137 ff. dagegen altfranzösisch: systemlos, wo immer man das Buch aufschlägt. In dem herzlich unbedeutenden Tierschwanke **Couronnement Renart** werden Franziskaner und Dominikaner verspottet; Baumgartner kann das nicht ungerügt lassen; er widmet dem Werke selbst 10 Zeilen, zitiert aber volle 12 Zeilen: **La provvidenza che governa il mondo** (**Dante, Paradiso, XI**, 28 ff.), natürlich in deutscher Uebersetzung. Deutsch zitiert Baumgartner die mittelalterlichen Historiker, Froissart, Villehardouin, Commines,

[3]) Ueber die neueste Literatur, die bei Baumgartner ganz stiefmütterlich behandelt wird, hat P a u l W i e g l e r eine interessante, leider sehr manierierte und kaum dem Kenner überall verständliche Darstellung geschrieben: Französische Rebellen. Abriß einer Geschichte des Enthusiasmus in Frankreich. Berlin, Gose u. Tetzlaff. 1.50 Mark.

Digitized by Google

deutsch Marot (Villon dagegen im Original), ebenso Du Bellay, Rabelais, Bossuet und Bourdaloue. Warum gibt er Molière nur deutsch, Corneille und Racine überwiegend deutsch, Boileau dagegen nur französisch? Er weiß es vermutlich selbst nicht. Warum gibt er gar keine Proben von Montaigne, Pascal, La Rochefoucauld, Saint-Simon, Lafontaine, während er die Urteile anderer über diese Autoren, zum Teil in der Originalsprache anführt? Er hat Raum für das bornierte Urteil Lamartines über den Fabeldichter, nicht aber für eine Fabel — und sei's die kleinste von Lafontaine selbst. Der arme Lafontaine! Er erhält knapp vier Seiten, kaum ein paar Zeilen mehr als Fénélons **Télémaque**. . . . Bei de Maistre findet man plötzlich zahlreiche Zitate, ja Baumgartner findet Zeit und Raum (fast vier Seiten!) für Lamartines Ode **L'homme**, die in ihrem koketten Hinüberschielen zu Lord Byron ebenso veraltet wie lächerlich berührt. Er hat Raum für wertlose Dingerchen, wie Massaniellos Arien aus Scribe-Aubers Oper „Die Stumme von Portici", für Mussets **Nuits** hat er keinen. Alle Zitate aus Victor Hugo geben zusammen noch keine Seite. Was soll man von solcher Art, wahllos zu zitieren, denken? Ist der Verfasser parteiisch? Versteht er's nicht besser? Oder läßt ihn die Eile seiner Arbeit zu solchen höchst notwendigen Erwägungen überhaupt nicht kommen?

Ungerecht verteilt Baumgartner den Raum für die Zitate, ungerecht auch den für die Autoren selbst. Es geht nun einmal nicht an, Joseph de Maistre zwanzig Seiten zu widmen, hingegen dem genialsten Lyriker der französischen Romantik, Alfred de Musset, eine einzige. Es geht nicht an, Stendhal mit knapp einer Seite, Flaubert mit dreiviertel, Zola mit zwei, Daudet mit einer halben, Sainte-Beuve mit zwei Seiten abzufertigen. Baudelaire erhält nur drei Zeilen. Ganz bagatellmäßig fertigt Baumgartner Chamfort ab ($1\frac{1}{2}$ Zeilen); Condorcet wird Seite 474 und 560 flüchtig erwähnt. Baumgartner kennt Rivarol, wie seine Zitate Seite 526 und 528 beweisen; warum ignoriert er ihn? Seite 603 wird Condillacs Name genannt; wenn der Leser aber den Mann nicht schon kennt — aus Baumgartner erfährt er nichts über ihn. Auch von Vauvenargues erfährt er nichts, außer ein wenig charakteristisches Zitat (Seite 460). Nichts vom Utopisten Saint-Simon, von den Humoristen Gustave Droz und Alphonse Karr, von Souvestre, Malot und Toepffer, von Murger, dem Klassiker des **Vie de Bohême**, von Tillier, dem Verfasser des **Oncle Benjamin**, vom Seitenstücke zu Veuillot, nämlich Jules Vallès. Vergebens sucht man die Militärschriftsteller Chuquet, Hérisson, Lanfrey, vergebens Las Cases, mit dem die Napoleonlegende beginnt, und Masson, von dem sie kritisch zerpflückt wird. Von Kritikern fehlen zum Beispiel Philarète Chasles, Nisard, Sarcey; von Kulturhistorikern Maxime Ducamp, Laboulaye, Leroy-Beaulieu. Daß es eine **Chanson rosse**, eine **Comédie rosse** gibt, — beide so charakteristisch für das Geistesleben des modernen Frankreich, erfährt der Leser nirgends. Kein Wort von Maeterlinck, Moréas, vom Sâr Peladan und seinen Bestrebungen, die auch auf das Gebiet der Malerei sich erstreckten.[4] Seite 672 „behandelt" Baumgartner in 20 Zeilen Pailleron, Labiche, Meilhac, Halévy, Offenbach, Becque, Hervieu, Brieux, Lavedan, Donnay: er hat also kein Auge für die symptomatische Bedeutung der Offenbachschen Operette in kulturgeschichtlicher Beziehung. Von hier aus wäre Zola zu verstehen! Noch eigentümlicher wirkt diese Knappheit, wenn man entdeckt, daß in diesen 20 Zeilen auch der Einfluß östlicher und nordischer Literaturen auf Frankreich „behandelt" wird. Dabei sind Gondinet, Alfred Capus, Georges Courteline, François de Curel, Ancey, Jullien, Boniface-Bodin, Gramont, Oskar Méténier überhaupt vergessen worden. Die Namen wenigstens hätte Baumgartner ruhig anführen können: erfährt der Leser doch auch von den zuerst genannten Dramatikern kaum mehr als den Namen. Einen längst veralteten Literarhistoriker, wie Villemain, und einen der genialsten Kritiker aller Zeiten, wie Taine, behandelt er ganz gleich: jeder erhält 22 Zeilen. Der Philosoph Comte ist allerdings mit seinen vier Zeilen noch schlimmer dran. Wenn Baumgartner sich zur Aufgabe machte, unbekannte oder verkannte Autoren in den Vordergrund zu stellen, so tat er unrecht sein Buch in einer Gestalt und als Teil einer Sammlung erscheinen zu lassen, die beide den Anspruch literarhistorischer Darstellung erheben. Das Unternehmen einer Literaturgeschichte bringt Verpflichtungen mit sich, denen ein Literarhistoriker sich nun einmal nicht entziehen **darf**: solide Disposition, gleichmäßige Behandlung, die Verpflichtung, sympathische und unsympathische Autoren gleichmäßig zu Worte kommen zu lassen.

Unleugbar stehen Baumgartners Sympathien auf Seite der äußerst konservativen Geister. Aber durfte ihn das verleiten, ihm weniger genehme Verfasser mit einer Unfreundlichkeit abzutun, die empören könnte, wäre sie nicht so lächerlich? Er mochte seinen Standpunkt so laut und so tapfer bekennen, wie er wollte, keinesfalls durfte ihn dieser Standpunkt zu unverständiger Schmähung führen. Es wäre traurig, sollte man nicht guter Katholik, sogar Jesuit, und dennoch menschlich wägender und verstehend verzeihender Psychologe, gewissenhafter Historiker sein können. Gewiß bietet die französische Literatur vieles, was ihm als Priester anstößig sein muß. Aber wer Literaturgeschichte schreibt, ist weder ein Prediger, der gegen Menschlichkeiten donnert, noch ein Beichtvater, der seinem Beichtkinde die Hölle heiß macht, sondern ein Forscher, der sachliche Verzweigungen sachlich darstellt. Wenn Baumgartner ein Muster haben will, wie man z. B. Zola vornehm und dennoch sehr deutlich ablehnt, so lese er Bernard Bouviers Vorträge **L'oeuvre de Zola**.[5] Nichts schädigt den Wert des Baumgartnerschen Werkes mehr als die moralisierende Entrüstung an Stelle psychologischer Entdeckerfreude, an Stelle tiefgehender Darstellung ursächlicher Zusammenhänge.

Schon bei R a b e l a i s beginnt dieses System. Ein gewissenhafter Historiker würde einen Auszug aus Gargantua und Pantagruel geben, so knapp wie möglich, aber zugleich so substanziös wie möglich, weil nur so der Leser einen schwachen Begriff von dem unerhörten Reichtum dieser Phantasiewelt erhält. Das tut jedoch Baumgartner nicht. Er verzeichnet mit Genugtuung, daß Calvin, die Sorbonne, das Parlament und „die ernsteren Katholiken überhaupt" das Werk verurteilten, hebt alle künstlerischen Schwächen hervor, schweigt von der unbändigen Erfindungslust, die sich im Inhalte dokumentiert, und erzählt eben diesen Inhalt mehr schlecht als recht. Kein Leser wird aus Baumgartners Darstellung sich überhaupt ein Bild von Rabelais und seinem Werke machen können. Auch Montaigne wird auf vier Seiten behandelt, ohne daß der Leser ein Bild von ihm bekäme. Immer wieder muß man Baumgartner vorwerfen, daß er es nicht im geringsten versteht, einen Autor l e b e n d i g w e r d e n z u l a s s e n, ein scharfes, wohlgetroffenes Porträt von ihm zu zeichnen: eine beliebige Seite aus der Philothea charakterisiert Franz v. Sales getreuer als Baumgartners Ausführungen; wäre es nicht besser gewesen, den Heiligen selbst zu Worte kommen zu lassen, als Godefroy, Fénélon und Ste.-Beuve ü b e r ihn? Freilich wäre es dann nötig gewesen, ihn zuvor ganz zu lesen, wozu Baumgartner bei seiner Riesenarbeit nicht Zeit haben k a n n. — Die Behandlung der französischen Akademie ist dürftig; Baumgartner reicht hier nicht einmal an einen Feuilletonisten wie Theophil Zolling heran (Reise um die Pariser Welt, I, 157—168); hier wäre auch die lustige **Histoire du 41ème fauteuil** zu erwähnen gewesen, die, wenn ich nicht irre, vom älteren Houssaye verfaßt wurde. Wie ungleich kommt bei Baumgartner Corneille weg! Um Horace wird in ein Dutzend Zeilen herumgeredet, von Cinna gar nur der Titel zitiert, der Märtyrertragödie **Polyeucte** dagegen über zwei Seiten Analyse und zwei Seiten Proben gewidmet, letztere — so unglaublich es klingt — in deut-

4) Hier ist auf den hochbegabten, allzu früh verstorbenen J u l e s L a f o r g u e hinzuweisen, dessen „S a g e n h a f t e S i n g s p i e l e" Paul Wiegler soeben verdeutscht und eingeleitet hat. (Stuttgart, Axel Juncker 1905. 4 Mark.)

5) Ch. Eggimann u. Cie., Genf 1908.

Digitized by Google

schen Blankversen! Aehnlich werden Pascals Lettres à un provincial auf vier Seiten „widerlegt“, während die unendlich bedeutenderen Pensées auf einer Seite abgetan werden.[6]) Ich überschätze Eduard Engels oben erwähnte Geschichte der französischen Literatur durchaus nicht; sie ist oft ebenso einseitig wie Baumgartner, aber sie bringt Proben, gute Proben. Wer bei Engel Seite 114 und 119 (Rabelais), Seite 125—128 (Montaigne), Seite 210 (Pascal), 213 und 214 (Larochefoucauld), Seite 216 (Labruyère) nachliest, bekommt wirklich einen Begriff von diesen Autoren, weil er zahlreiche und charakteristische Zitate in der Originalsprache an diesen Stellen findet. Aus dem bedeutend kleineren Buche Engels' erfährt man nicht nur mehr, sondern auch Richtigeres als aus dem Lexikonbande Baumgartners. Freilich, Baumgartners „Probleme“ liegen auf anderen Gebieten. Zum Beispiel: Bossuet soll gegen den Vorwurf verteidigt werden, daß er nicht, wie es seine Pflicht als Beichtvater gebot, Ludwig XIV. energisch ermahnte, seine skandalöse Mätressenwirtschaft aufzugeben: „Der König war wirklich religiös gesinnt, wenn er sich auch den Sklavenketten seiner Sinnlichkeit nicht zu entringen wußte.“ (Warum diese plötzliche verzeihende Milde?) „Es ist sehr fraglich, ob Bossuet oder ein anderer ihn durch kühnes Eingreifen zu entschiedener Lebensbesserung hätten bewegen können oder ob ein solches den König nicht vollständig auf schiefe Bahn gedrängt hätte, zu noch weit größerem Schaden des Volkes und der Kirche. Klugheit und Liebe rieten, es nicht zum Aeußersten kommen zu lassen.“ Schade, daß Johannes der Täufer sich nicht von Baumgartner zur „Klugheit und Liebe“ raten lassen konnte; vielleicht wäre Herodes nicht „vollständig auf schiefe Bahn gedrängt“ worden! Nein, Herr Baumgartner, das geht wirklich nicht: Seite 332 Pascals Jesuitenbriefe als eines „der nichtswürdigsten Pamphlete“ zu bezeichnen, um elf Seiten später mit solch probabilistischen Erwägungen zu jonglieren! Noch bezeichnender ist, was Baumgartner Bossuet vorwirft: „viel zu weitgehende Nachsicht und Teilnahme“ den Jansenisten gegenüber. Ausgezeichnet! Auf der einen Seite Laxismus, auf der anderen Intoleranz: „eine viel zu weit gehende Nachsicht“ wird, Ludwig XIV. gegenüber geübt, beinahe zu einem Verdienste; abweichender Doktrin gegenüber angewandt, beinahe zu einem Verbrechen. Es liegt System in der Sache. Denn auch dem derzeitigen Herausgeber der Revue des Deux Mondes, Brunetière, wirft Baumgartner (Seite 731) vor, er lasse „gegenüber Erscheinungen wie Rabelais und Calvin, Pascal und Voltaire noch zu viel Milde und Gnade walten“. Zuviel Gnade! Die Stelle ist in ihrer ungeheuren Arroganz wirklich köstlich: welche Vorstellung hat der ungnädige Herr Baumgartner von Literaturgeschichte!

Auch Goethe gehört zu den armen Dichtern, für die unser Autor wenig „Milde und Gnade“ hat; im Kapitel „Molière“ kommt plötzlich in einem an den Haaren herbeigezogenen Satze die ganze schlecht verhehlte Abneigung gegen Goethe zum Vorschein: „Es war Molière nicht vergönnt, wie Goethe 60 Jahre an einem Götz oder Faust herum zu zirkeln und dabei ganze Weltanschauungen und Kunsttheorien auszubrüten.“ Es ist vielleicht nicht überflüssig, zu erwähnen, daß der Schreiber dieses freundlich stilisierten Satzes sich die Legitimation dazu durch eine umfangreiche Biographie Goethes erworben hat. Auch dies ist System, nicht Entgleisung. „In Schottland lauschte René nur den Klagetönen des Pseudo-Ossian, mit welchem Goethe schon 25 Jahre zuvor alle Damen entzückt hatte.“ (Seite 540.) Was soll diese Bemerkung in einer Inhaltsangabe von René? Sie reißt aus der ganzen Stimmung. Sie hat offenbar nur den Zweck, en passant Goethe etwas am Zeuge zu flicken. Wie doppelt erheiternd wirkt es dann, wenn Pater Baumgartner als der „Goethe des Jesuitenordens“ in einem süddeutschen Zentrumsorgan gefeiert wird! Im übrigen ist das Kapitel Molière noch eines der lesbarsten. Zu den besseren Abschnitten gehören auch diejenigen über Boileau, Voltaire, Diderot und Rousseau. Wäre das ganze Buch auf diese Weise gearbeitet, so hätten wir eine brauchbare Leistung, wenn auch immer noch keine gute Literaturgeschichte. Denn Baumgartner hat kein Gefühl für die innere Notwendigkeit einer Entwicklung. Die Aufklärung ist für ihn offenbar ein Werk des Bösen. Die Revolution als wirtschaftliche Folge aufzufassen, fällt ihm nicht ein. Die Romantik befleißigt sich leider keines sittsamen Lebenswandels. Der Realismus ist stellenweise sündhaft, der Naturalismus direkt lasterhaft. Wer mit solchen Grundstimmungen an die Phänomene herantritt, kann sie natürlich nicht verstehen.

Auch für geistige Strömungen hat Baumgartner keinen Blick. Unmöglich hätte ihm sonst die Tendenz zur psychologischen Analyse entgehen können, die in der ganzen französischen Literatur sich fühlbar macht. Welch feine Aufgabe wäre es gewesen, diese Tendenz zu verfolgen, von der Princesse de Clèves über Manon Lescaut und die Liaisons dangereuses bis herauf zu Stendhal,[7]) zu Benjamin Constant, zu den Goncourts, zu Paul Bourget! Wohlfeiler und leichter allerdings ist es, gegen die „Verderbtheit der Welt“, das „Labyrinth niedriger Leidenschaft“ zu poltern. „Für das grundverdorbene Liebespaar wird wie für unschuldige Lämmer nur das tiefste Mitleid in Anspruch genommen.“ Armer Chevalier de Grieux! Warum kamst du nicht als Ludwig XIV. auf die Welt!

De Maistre ist, wie leicht begreiflich, Baumgartners Liebling. Er freut sich der Vollständigkeit, mit der seine Voraussagungen sich erfüllten. (Seite 565.) Vielleicht fehlt doch ein klein wenig zur Vollständigkeit. Ein paar Jahre vor Napoleons Thronbesteigung schrieb de Maistre: Il n'a jamais existé de famille souveraine dant on puisse assigner l'origine plébéienne. Si ce phénomène paraissait, ce serait une époque du maode. Noch volltönender hat sich De Maistre mit seiner Prophezeiung über die Zukunft Preußens löcherlich gemacht: Rien ne peut rétablir la puissance da la Prusse. Cet édifice fameux, construit avec du sang, de la boue, de la fausse mannaie et des feuilles de brochures, a croulé en un clin d'œil et c'én est fait pour toujours.

Doch das ist eine Kleinigkeit, wie sie auch in einem guten Buche übersehen werden kann. Dagegen ist die Behandlung, die Baumgartner Gustave Flaubert angedeihen läßt, beinahe perfid. Er nennt nur die Madame Bovary. Kein Wort von der tiefsinnigen „Versuchung des heiligen Antonius“; von der Education sentimentale; von der literarhistorisch so wichtigen Herodiaslegende; kein Wort endlich von Salammbo! Das ist ein starkes Stück. Aber Baumgartner leistet sich noch ein stärkeres: er erzählt den Inhalt der Madame Bovary nach dem Gerichtsbeschluß vom Februar 1857! Es gibt merkwürdige Literarhistoriker. — Noch schlimmer ergeht es den armen Goncourts. Von der Bedeutung der feinen, allzu feinen Artisten hat Baumgartner keine Ahnung. „Manette Salomon und Madame Gervaisais sind ebenso unerbauliche Geschichten.“ (S. 696.) Man weiß nicht, was man zu solch rasch fertigem Aburteilen sagen soll. Kennt denn Baumgartner die ergreifende Soeur Philomène, kennt er den vornehmen Malerroman Manette Salomon (viel feiner als Zolas L'Oeuvre), kennt er Germinie Lacerteux (die unendlich tiefere Vorform von Zolas L'Assommoir), weiß er endlich, welches der Inhalt der „unerbaulichen Geschichte“ Madame Gervaisais ist? Die mit wundervoller Psychologie erzählte Bekehrung einer vornehmen, in Rom weilenden Französin zur katholischen Kirche! Unerbauliche Geschichten! Es gibt wirklich merkwürdige Literarhistoriker!

Man kann aufs schärfste Zolas Schwächen und ästhetische Irrwege kritisieren; kann ihn an Vorgängern und Zeitgenossen messen; kann das Werk des Mannes en bloc ablehnen: wer jedoch nicht Respekt hat vor der ungeheuren

---

[6]) Bei dieser Gelegenheit sei auf Kurt Warmuths vorzüglich orientierende Schrift verwiesen: Wissen und Glauben bei Pascal. Berlin 1902. Georg Reimer.

[7]) Von Stendhal ist vor kurzem in Arthur Schurigs guter Uebersetzung eine Auswahl „Essays“ erschienen, die jedem willkommen sein wird, der ihm nähertreten will. (Berlin, Hupeden u. Merzyn 1904.)

Digitized by Google

Energie, mit der das zyklopische Gebäude der Rougon-Macquart aufgetürmt ist, nicht Sympathie mit dem unermüdlichen Arbeiter, nicht Bewunderung für den Schilderer, nicht Achtung vor dem Mute, mit dem der Alternde, dem Fanatismus einer Nation zum Trotze, einen nach seiner Ueberzeugung Unschuldigen zu rehabilitieren versuchte: der ist zu bedauern. Immerhin braucht er noch nicht das Andenken des toten Kämpfers mit Worten zu beschimpfen wie den folgenden: „Zola hat es doch noch zustande gebracht, die Kloakenbeschreibung erklecklich zu erweitern und zu vertiefen und sich, zu unsterblicher Schmach der modernen Welt, mit diesen Produkten regressiver Stoffmetamorphose und der sittlichen Fäulnis einen Weltruf zu erschwindeln.“ (S. 696.) „Ueber 35 Jahre hat er nicht nur Frankreich, sondern Europa mit seinen pornographischen Romanen überschwemmt, alles Große und Edle, alles Reine und Heilige, alles Schöne und Menschenwürdige recht eigentlich in den Kot gezogen, alles Gemeine und Erbärmliche, Häßliche und Scheußliche, Lasterhafte und Bestialische auf den Thron gehoben“ (ibid). „Seine Werke lassen im Geiste ungefähr denselben Eindruck zurück, den in den mittelalterlichen Legenden der Gottseibeiuns zu hinterlassen pflegte.“ (S. 698.) Wenn man, wie Baumgartner, über ein Werk urteilt, ohne es genau gelesen zu haben, sind freilich solch unschöne Verallgemeinerungen möglich. Behandelt wirklich Zola in Le Rêve auch, wie in L'Argent, das Börsenwesen, was Baumgartner Seite 697 behauptet? Hat Baumgartner jemals Le Rêve *gelesen*? Kennt er den rührenden Roman von der armen kleinen Klosterstickerin? . . Es ist nicht einmal ratsam, den Titel eines Werkes zu übersetzen, wenn man es nicht gelesen hat: L'Evangeliste, der bekannte Roman von Daudet, heißt nicht „Der Evangelist“, sondern „Die Evangelistin“! D'Outre-Mer von Bourget ist nicht, wie Baumgartner zu glauben scheint, ein Roman, sondern ein, freilich höchst schwächliches, Seitenstück zu den Sensations d'Italie. Niemals hat Daudet um einen Fauteuil kandidiert, also konnte ihm auch die Aufnahme nicht versagt werden. Daudet hat keinen Roman Port Tartarin geschrieben. La fille Elisa heißt etwas ganz anderes als „Das Mädchen“ Elisa; le savetier bei Lafontaine (S. 409) heißt nicht „Der Seifensieder“, sondern „Der Schuhflicker“. Seite 693 übersetzt Baumgartner „fetter Donnerstag“. Sollte hier vielleicht der mardi gras, das heißt der Faschingsdienstag, gemeint sein? Seite 701 empfiehlt er Barbey d'Aurévilly als Verfasser normannischer Erzählungen; hat er jemals die Diaboliques in der Hand gehabt, vor denen er sich bekreuzigen würde? Rostands Cyrano wird zweimal (S. 727) um zehn Jahre zu früh datiert. Ganz abgesehen von dem falschen Zusammenhange, in dem er steht, erfährt der Leser über ihn nichts als Phrasen. „Zwölf Jahre vergingen, — bis Rostand wieder eine solche poetische Traumvision . . . aus der Zeit des französischen Klassizismus in die prosaische Alltäglichkeit der modernen Bühne hineinleuchten ließ. Doch die Wirkung war auch diesmal nur jene eines Scheinwerfers. Die Vision verschwand bald, um wieder dem gewöhnlichen Treiben Platz zu machen.“ Der Leser ist genau so klug wie zuvor.

Was erfahren wir über René Bazin? „Mit ähnlichen Vorzügen des Stiles und der Sprache verbindet er meist eine glücklichere Stoffwahl, und jenes kerngesunde Gefühl, das den meisten Modernen fast ganz abhanden gekommen ist. Wohl blickt auch er ernst, oft etwas melancholisch in das Herzeleid hinein, das die Menschen sich bereiten. Aber es lebt noch der alte Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat.“ Wieder ist der Leser genau so klug wie zuvor. Baumgartner ist die Gabe unterscheidender Charakteristik fast völlig versagt. Seine Autoren schauen alle einander ähnlich, einer so physiognomielos wie der andere; höchstens daß bei gewissen Autoren eine Warnungstafel steht. — Wer aus ihm sich über Sainte-Beuve oder Taine unterrichten will, wendet sich an die falsche Adresse. Zwischen einem genialen Kulturpsychologen wie Taine und einem talentvollen, aber gespreizten Journalisten wie Brunetière macht er keinen Unterschied. Er hat keinen Sinn für Rangordnung der Geister.

Der Grund für all diese schiefen und falschen Auffassungen, für kleinere und größere Flüchtigkeiten, für den Mangel an Ordnung und Uebersicht, für die ungleichmäßige Stoffdurcharbeitung liegt auf der Hand: es ist „über die Kraft“, *allein* eine Geschichte der Weltliteratur zu schreiben; Vorarbeiten, und seien sie noch so gut, können niemals die Autopsie ersetzen. Wir haben eine Menge tüchtiger Einzelliteraturgeschichten. Um mit ihnen allen in Wettbewerb zu treten, fehlt es Alexander Baumgartner an Zeit, an Kraft, an ruhig gewonnener Stoffübersicht und vor allem an ausgesprochener literarhistorischer Begabung. Sein Unternehmen wäre nur dann interessant, wenn er selbst eine wirklich tiefe, kraftvolle und scharfe Kritikerindividualität wäre. Dann sähe man ihm Flüchtigkeiten nach, wenn auch nicht gerade solche Flüchtigkeiten, wie er sie sich erlaubt. Aber Baumgartner als Kritiker ist weder originell, noch fein, noch tief. Seine Raisonnements sind Dutzendraisonnements, seine Urteile alltäglich, seine Psychologie die eines überanstrengten Predigers, sein Stil trocken, unpersönlich und ausdruckslos. Zur Literaturgeschichte fehlt ihm der innere Beruf, fehlt ihm die *Liebe*. Er arbeitet ad hoc, das eine Jahr orientalische, das andere griechische, das dritte moderne Literaturgeschichte. Dabei *kann* nichts gleichmäßig Brauchbares herauskommen. Ich maße mir damit nicht an, die früheren Teile zu kritisieren. Mit dem fünften Bande jedoch hat Baumgartner die Geschichte der französischen Literatur nur vermehrt, aber nicht bereichert. Was das Betrübendste ist, das ist die Unduldsamkeit, mit der er urteilt. Wenn mit Recht als der Hauptvorzug des Herderschen Konversationslexikons gerühmt wird, daß seine Objektivität auf der Höhe seiner Gediegenheit stehe, so muß mit Bedauern von Baumgartners fünftem Bande gesagt werden, daß er weder gediegen gearbeitet, noch objektiv gehalten ist.

München. *Josef Hofmiller.*

Ein angeblicher Rubens in der Augsburger Galerie.

In bayerischen Sammlungen befinden sich mehrere von Sigismund III., König von Polen, gemalte Bilder; eines davon besitzt die Augsburger Galerie. Dieses stellt eine Mater dolorosa dar und ist inschriftlich als eine Arbeit des königlichen Dilettanten beglaubigt. Die gleiche Sammlung besitzt ein früher dem Tintoretto zugeschriebenes Gemälde, das den Sieg eines von Jesuiten begleiteten Fürsten über die Häresie darstellt. Der Katalog der Galerie gibt — allerdings mit allem Vorbehalt — auch für dieses Bild Sigismund als Urheber an, obwohl es nicht zu seinen beglaubigten Werken paßt.

Kürzlich hat nun Herr Professor Joh. v. Boloz Antoniewicz in den Nummern 101 und 102 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung eine Studie über dieses Gemälde veröffentlicht, in der er den Beweis zu erbringen sucht, daß Sigismund nicht der Maler, sondern der Dargestellte sei. Der Nachweis scheint gelungen zu sein; die Züge des Fürsten passen ziemlich gut zu denen, die sein in der Münchener Pinakothek bewahrtes, aus der Rubens-Werkstätte stammendes Bildnis zeigt. Allerdings stimmt der Umstand nicht, daß der Dargestellte nicht die Königsinsignien, sondern nur fürstliches Ornat trägt.

Der Verfasser jener Studie ging noch weiter und suchte auch den Urheber des Bildes zu bestimmen und glaubt ihn in der Person des Rubens gefunden zu haben, dessen Beziehungen zum polnischen Königshause ja bekannt sind. Diese Taufe hat in München und Augsburg großes, zum Teil sehr freudiges Aufsehen erregt. Sie läßt sich jedoch nicht halten.

Das Bild wurde neuerdings zur Prüfung in die Münchener Pinakothek gebracht, von Herrn Geheimrat von Reber und Herrn Professor Hauser untersucht, endlich auch vom Unterzeichneten in Gegenwart des Konservators der Augsburger Galerie mit den Skizzen und Gemälden des Rubens verglichen. Die Untersuchung durch die genannten Herren und der Vergleich mit den Originalen ergab das Resultat, daß das Augsburger Gemälde in keinem einzigen

Digitized by Google

Punkt eine Aehnlichkeit mit irgend einem der zahlreichen Originalwerke des Rubens in der Pinakothek besitzt.

Die Motive, die Gelegenheit zu genauerer Vergleichung bieten, wie die Gestalt des schwebenden Heiligen oder des stehenden Königs, sind in dem Augsburger Bild prinzipiell anders behandelt als bei Rubens und sind außerdem — was aber nicht ausschlaggebend ist — viel weniger künstlerisch ausgeführt. Der Herr Verfasser stützt sich bei seiner Studie besonders auf die Gestalt der Häresie, die er als einen Mann auffaßt, als einen Unhold bezeichnet und in männlichen Figuren bei unseren berühmten Skizzen zum Medici-Zyklus wieder zu finden glaubt. Diese von ihm gezogenen Parallelen sind aber insofern nicht mit der erwünschten Schärfe durchgeführt, als übersehen wurde, daß der vermeintliche Mann eine Frau ist, die als solche deutlich durch abschreckend lange welke Brüste charakterisiert wurde, wie das eben in der älteren Malerei für weibliche Gestalten aus dem Kreise der Teufel und Abtrünnigen üblich war. Gerade für diese Figur fehlt also der erwähnten Studie die Fähigkeit, zu überzeugen.

Das Bild ist nun nicht nur kein eigenhändiges Werk von Rubens, sondern auch nicht einmal eine Kopie nach ihm. Es trägt gar keinen Zug, der auch nur von fern an die Malweise des großen Antwerpeners erinnert. Die Komposition, die der Herr Verfasser ganz richtig als nach der Diagonale geordnet bezeichnet, weicht völlig von der Art ab, die für Rubens auch schon in den Skizzen charakteristisch ist. Er verwendet freilich nie seine ganze Zeit, im Gegensatz zur horizontalen Bildanlage der Renaissance, die diagonale Gliederung, nimmt aber stets Rücksicht darauf, daß die Bildwirkung nicht schief wird oder gar fällt, sondern sorgt dafür, daß den Diagonalen kräftige, horizontale Massen entgegenwirken. Er vermeidet ferner in seinem unerschöpflichen Reichtum alles, was man heutzutage eine tote Stelle im Bild nennt. Bei der Augsburger Allegorie aber ist dieser Ausgleich der Massen nicht nur nicht erreicht, sondern überhaupt nicht angestrebt, und so besitzt das Bild eine unerfreuliche Anzahl toter Stellen, die zum Teil recht umfangreich sind.

Zeichnung und Modellierung sind ebenfalls viel zu inhaltslos, dabei auch wiederum zu qualitätlos, als daß Rubens für sie in Betracht kommen könnte. Vor allem aber hat die schwere dunkle Farbe, die besonders im Hintergrund sehr düster ist, gar nichts, was mit dem lichten, heiteren Kolorit des Rubens aus irgend einer Epoche seiner Tätigkeit vergleichbar wäre.

Das Augsburger Bild können wir auch heute nicht auf seinen Urheber bestimmen. Es ist herzlich schwach und, um einen Ausdruck von Morelli zu gebrauchen, ein Findelkind, dessen Vater man vielleicht nie ermitteln wird. Herr Geheimrat v. Reber schlägt versuchsweise den Andrea Michieli, genannt Vicentino, vor, der von 1539—1614 lebte. In der Tat hat das Bild hauptsächlich italienischen Charakter und scheint ein Ausläufer der Richtung des Tintoretto und der Bassano zu sein. Ob es aber rein italienische Arbeit oder die eines deutschen Nachahmers ist, bleibt wohl noch lange eine offene Frage. Nur so viel darf als sicher gelten, daß es mit Rubens weder direkt noch indirekt im Zusammenhang steht.

Karl Voll.

Bücher und Zeitschriften.

Die fünf ersten Jahre des Bürgerlichen Gesetzbuches. (Dr. M. Scherer, Rechtsanwalt am Reichsgericht in Leipzig. Die fünf ersten Jahre des Bürgerlichen Gesetzbuches. Die gesamte Rechtsprechung und Theorie vom 1. Januar 1900 bis 31. Dezember 1904. Mit Inhaltsverzeichnis und Gesetzesregister. Leipzig, Verlag von Otto Wigand 1905. gr. 8°. CXLIX und 1068 Seiten.)

Die Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches hat eine außerordentlich große Literatur hervorgerufen. Die mannigfaltigsten Streitfragen sind entstanden und werden nach den Bedürfnissen des Rechtslebens weiter entstehen. Die Rechtsprechung der Obergerichte und des Reichsgerichtes zu den einzelnen Fragen wird in größerem Umfange publiziert. Die Sammlungen von Entscheidungen und die Fachzeitschriften haben sich vermehrt. Dem einzelnen, der in der Praxis steht und mit ihr zu leben und zu wirken hat, ist es fast zur Unmöglichkeit geworden, die Flut von Einzelerscheinungen auf dem Gebiete der Literatur und Judikatur zum Bürgerlichen Gesetzbuche zu verfolgen, geschweige denn sich die erforderlichen Vermerke hieraus zu machen. Ein gewisser Abschluß in dieser gärenden Rechtsentwicklung ist nunmehr nach den fünf ersten Jahren des Bürgerlichen Gesetzbuches wohl eingetreten. Es ist nun ein verdienstvolles Unternehmen, daß Scherer mit einem geradezu erstaunlichen Fleiße und großer Umsicht die Ergebnisse der bisherigen Theorie und Rechtsprechung zum Bürgerlichen Gesetzbuch, alles erreichbare Material, wie es sich zerstreut in den Fachzeitschriften und Entscheidungssammlungen findet, zusammengetragen und, wohl vertraut mit den Bedürfnissen der Praxis, für dieselbe verarbeitet hat. Man kann ruhig sagen, daß alle in Betracht kommenden Sammlungen und Zeitschriften berücksichtigt sind. Dazu ist auch noch die Literatur zu den landesrechtlichen Ausführungsgesetzen herangezogen. — Nach der Legalordnung aufgebaut und in 1578 Nummern gegliedert, bringt das Werk nach einem 104 Seiten umfassenden Inhaltsverzeichnis und einem systematischen, mit außerordentlicher Sorgfalt gearbeiteten Gesetzesregister im Umfang von 45 Seiten zuerst das gesamte Material zum Einführungsgesetz des Bürgerlichen Gesetzbuches auf 230 Seiten. Die übrigen 838 Seiten bringen, zuzüglich eines Nachtrages, das Material zum Bürgerlichen Gesetzbuche selbst. Den einzelnen Nummern sind wieder Schlagwörter vorangesetzt, die das Aufsuchen des Materials zu den einzelnen Fragen erleichtern. Von der Reichhaltigkeit des Werkes nur ein Beispiel: dem § 823 des Bürgerlichen Gesetzbuches allein sind 68 Nummern gewidmet, die sich wieder in Unterabteilungen zergliedern. — Der Nutzen für den Praktiker und diejenigen, die sonst ihre Tätigkeit oder ihr Beruf zum Bürgerlichen Gesetzbuch führt, insbesondere auch die Bank- und Handelskreise, bedarf keiner weiteren Darlegung. Ein rascher, sicherer Wegweiser, der in seiner übersichtlichen Stoffanordnung zum Ziele weist. Scherer will durch sein Sammelwerk nicht eigenes Denken lahmlegen und einen Präjudizienkultus begünstigen. Das liegt nicht in den Intentionen des Verfassers. Dieser will gerade das Gegenteil. Ganz abgesehen, daß die einzelnen Anführungen erhebliches Gewicht gerade auf die Tatumstände des Falles legen, bringt der Verfasser nicht bloß den Kern der Entscheidungen, sondern setzt auch seine bald zustimmende oder ablehnende Kritik an. Er regt durch diese Kritik an und führt den Praktiker dazu, den Weg zum Ziele vollständig zu gehen und die Belehrung aus den Quellenstellen durch Nachlesen selbst zu nehmen. Aus allem diesem erhellt, ein wie wertvolles Hilfsmittel für die Praxis das Scherersche Werk ist.

M—r.

Benedetto Croces Aesthetik als Wissenschaft des Ausdrucks und allgemeine Linguistik, nach der zweiten durchgesehenen Auflage aus dem Italienischen übersetzt von Karl Federn. Leipzig, E. A. Seemann 1905. XIV und 494 Seiten groß 8°.

Als im Jahre 1902 B. Croces **Estetica come scienza dell' espressione** zum erstenmal erschien, fühlte ich mich nicht nur durch meine Hochachtung und Freundschaft für die Person des Verfassers, sondern in erster Linie durch die außerordentliche Bedeutung des Werkes selbst gedrungen, das deutsche Publikum darauf aufmerksam zu machen, und veröffentlichte in dieser Beilage (1902, Nr. 207) eine Inhaltsanalyse des philosophischen Teiles. — „Wenn je einer Nation“ — mit diesen Worten schloß ich damals meinen Bericht —, „so liegt der deutschen die Pflicht ob, sich mit dem Werke bekannt zu machen, ihm gerecht zu werden. Eine deutsche Uebersetzung, die auch die kristallene Klarheit des italienischen Originals nicht zu trüben sich bemühte, wäre darum zunächst die beste Antwort.“ Diese Antwort ist dem Werke nun geworden, nachdem es inzwischen eine französische Uebersetzung und eine neue italienische Auflage erlebt hat. Karl Federn, der Uebersetzer, ist, wie ich nach zahlreichen Stichproben glaube versichern zu dürfen, den Forderungen der Klarheit und Präzision aufs beste gerecht geworden. Er hat aus dieser italienischen Aesthetik ein schönes und fließend sich lesendes Buch gemacht. Der Verfasser selbst hat sachliche Berichtigungen und Zusätze in reichem Maße beigesteuert. —

Digitized by Google

Im übrigen sollte ein Werk, das aus einer so innigen Vertrautheit und Fühlung mit den deutschen Traditionen der idealistischen Philosophie herausgeboren ist, einer besonderen Empfehlung bei uns nicht bedürfen. Man darf vielleicht behaupten, oder zum wenigsten hoffen, daß in Deutschland die Reaktion der kritischen Philosophie gegen die Uebergriffe eines dogmatischen Naturalismus und Positivismus durch das scharfsinnige Werk von H. Rickert „Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung" in ein neues Stadium getreten ist. In Italien, scheint mir, hat ein ähnliches Stadium mit Croces Aesthetik begonnen. Es wird nun aber gerade aus Croces Werk erst recht ersichtlich werden, wie nötig es ist, den von Rickert fixierten Begriff der Geschichte in seinem logischen Verhältnis zum Begriffe der Kunst noch schärfer zu bestimmen. — Was sich für die Prinzipien und Methoden der Sprachwissenschaft aus Croces Werk ergibt, habe ich in einem Schriftchen über „Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft" (Heidelberg 1904) in kurzen Strichen klarzulegen versucht. — Dem theoretischen Teil dieser Aesthetik ist sozusagen als praktische Stütze eine umfassende „Geschichte der Aesthetik" mit reichem bibliographischen Anhang beigegeben, so daß auch für den Literarhistoriker, dem mehr die Tatsachen als die Begriffe am Herzen liegen, die mannigfaltigste Belehrung abfällt. Im Sinne des Verfassers freilich dient diese Geschichte ihrerseits nur wieder dem höheren Zweck einer allseitigen, exemplifizierenden und praktisch angewandten Umgrenzung des Begriffes der „Aesthetik als Wissenschaft vom geistigen Ausdruck". Man sieht diesen Begriff durch die tausendjährigen Wandlungen und Irrungen der Kunstlehre hindurch bald nur schwankend und trübe, bald heller und sicherer hervorleuchten, nachdem man ihn zuvor, dank dem theoretischen Teile des Werkes, in seiner ganzen Klarheit erkannt hat. Es ist niemals — soweit meine Kenntnis reicht — eine Geschichte der Aesthetik von höherem und festerem Standpunkt aus geschrieben worden.

Heidelberg. Prof. Dr. Karl Voßler.

✿

Allgemeine Rundschau.

Ein gefangener Afrika-Forscher.

* Der erfahrene Marokkoforscher Marquis de Segonzac ist, wie bereits früher an anderer Stelle des Blattes von uns gemeldet, am 2. März zwischen Ilir und Tagmut in der Landschaft Draa, südlich vom marokkanischen Atlas, gefangen genommen worden, nachdem er bereits eine sehr erfolgreiche Reise über den Atlas und seine südlichen Vorländer ausgeführt hatte. Die von dem marokkanischen Komitee in Paris ausgerüstete Expedition, welche neben wissenschaftlichen Arbeiten hauptsächlich politische Zwecke verfolgen sollte, bestand, nach Petermanns Mitteilungen, außer de Segonzac aus dem bekannten Marokkokartographen de Flotte-Roquevaire und dem Geologen L. Gentil, sowie zwei algerischen Sprachforschern als Dolmetschern. Um durch die große Anzahl von Europäern die Schwierigkeit der Reise nicht zu vergrößern, schritt man zur Teilung der Expedition; während de Flotte eine Triangulation des nördlichen Atlasvorlandes von der Küste bis zur Hauptstadt Marrakesch und zu den Gipfeln des Atlas in Angriff nahm und Gentil die geologische Erforschung des Hohen Atlas zu seiner Aufgabe machte, unternahm de Segonzac selbst mit seinen linguistischen Begleitern den Vorstoß nach Süden, allerdings auf weitem Umweg, indem er von Marrakesch aus über Demnat nach Nordosten sich wandte, den Atlas in dem hohen Tunsit-Passe südlich vom Djebel Aiaschi überstieg und dann südliche Richtung einschlug. Die letzten brieflichen Nachrichten vom 4. Februar stammten von der Sauja El Hauari, zwei Tagereisen nördlich von der Oasengruppe Tafilet, die der Forscher inzwischen durchzogen haben muß, um über Tamegrut in die Landschaft Draa zu gelangen, durch welche Reise die bisher spärlich bekannten südöstlichen Gebiete von Marokko mit dem besser erforschten Südwesten in Verbindung gebracht werden. Da es sich nur um eine Erpressung von Lösegeld zu handeln scheint, so wird die Freilassung des bewährten Forschers wohl bald zu erwarten sein.

Kleinere Mitteilungen.

* Zum Schutz der Fresken in der Sixtina. Wie der Täglichen Rundschau geschrieben wird, hat sich am 10. dieses Monats die Sixtina-Kommission zum letztenmale versammelt. Sie war 1903 ernannt worden, um über die notwendig gewordene Restaurierung zu beraten, und ihr gehörte an außer der Direktion der päpstlichen Museen der Leiter der Forum-Ausgrabungen Boni, die Direktoren der spanischen Akademie und der Academia di San Luca, sowie der bekannte Kunstgelehrte Dr. Steinmann (Schwerin). Als Grundsatz für die Erhaltungsvorkehrungen wurde aufgestellt, Pinsel und Farbe vollständig auszuschließen. Selbst von einer Waschung wurde gänzlich abgesehen, um nicht dadurch die in Tempera von Michel Angelo selbst angebrachten Korrekturen zu gefährden. Die Achtung vor dem „status quo" ging sogar so weit, daß auch dort, wo die Tünche heruntergefallen war und damit das Bild gelitten hatte, nichts hinzugefügt oder übermalt wurde. Die Schutzvorkehrungen waren lediglich zweierlei Art. Erstens wurde durch geschickt angebrachte Klammern aus Metall in T-Form die Tünche am Gewölbe befestigt, und zweitens wurde der Hohlraum zwischen Tünche und Gewölbe durch eine feine Mischung von Kalk und Pozzolanerde ausgefüllt, so daß jetzt die Fresken mit dem Gewölbe ein hartes Ganzes bilden. Von jedem Bilde wurden mehrere Photographien und eine genaue Beschreibung seines jetzigen Zustandes aufgenommen. Die Arbeiten haben gedauert von Februar 1903 bis April 1905.

W. Aus Italien. Der Herzog der Abruzzen plant, wie aus Rom gemeldet wird, eine neue wissenschaftliche Forschungsreise. Die Reise soll diesmal nach Zentralafrika gehen.

* Die Deutsche Bunsen-Gesellschaft für angewandte physikalische Chemie hält vom 1.—4. Juni d. J. zu Karlsruhe ihre Hauptversammlung ab. Bis jetzt sind folgende Vorträge vorgesehen: Professor Bodenstein (Leipzig): Gleichgewichtsmessungen an der Kontaktschwefelsäure. Privatdozent J. Brode (Berlin): Ueber die Oxydation des Stickstoffs in der Hochspannungsflamme. Geheimrat Bunte (Karlsruhe): Physikalische Chemie der Heizung. Professor Cohen (Utrecht): Ueber das explosive Antimon; mit Demonstration. Professor Elbs (Gießen), Dr. Sieg (Kalk): Ueber Nichtbleiakkumulatoren. Geheime Rat Engler (Karlsruhe): Ueber die Radioaktivität der Thermalquellen in Baden-Baden. Dr. H. Goldschmidt (Essen): Thema vorbehalten. Prof. H. Goldschmidt (Christiania): Reaktionskinetische Studien über Prozesse der organischen Chemie. Privatdozent Dr. Gutbier (Erlangen): Ueber das Atomgewicht des Wismutes. Privatdozent E. Jordis (Erlangen): Erscheinungen bei der Darstellung und Reinigung von Kieselsäuregel. Professor Le Blanc (Karlsruhe): Elektrolyse mit Wechselstrom. Privatdozent Dr. Löb (Bonn): Zur Kenntnis der Assimilation der Kohlensäure. Professor Luther (Leipzig): Zur Kenntnis des Ozons. Professor Luther (Leipzig), Dr. H. Krüger (Göttingen): Ueber die Zählung der Elektrodenpotentiale. Privatdozent W. Müller (Mülhausen i. E.): Ueber das anodische Verhalten von Mangan und Zink. Geheimrat Paul (Berlin): Physikalische Chemie des Weines. Privatdozent R. Schenck (Marburg): Die Phosphoremanation. Derselbe: Ueber die Natur der kristallinischen Flüssigkeiten und flüssigen Kristalle. Prof. Wagner (Leipzig): Physikalische Chemie und Schulunterricht. Dr. Gießler (Leipzig): Biologischer Nachweis der Elektrolyse bei Unterspannung. Privatdozent E. Bose (Göttingen): Zur Kinetik extremer Aggregatzustände. Geheimrat W. Ostwald (Leipzig): Ueber Malerei. Privatdozent L. Wöhler (Karlsruhe): Ueber die Oxydierbarkeit des Palladiums. Dr. W. v. Bolton (Charlottenburg): Ueber das Tantal und die Tantallampe von Siemens u. Halske. Prof. G. Bredig (Heidelberg): Ueber eine neue sehr empfindliche Wasserstoffionenkatalyse. Derselbe: Ueber die Hydrate des Ferrosulfats. Professor J. H. van 't Hoff (Berlin): Geologisches Thermometer. Geheimrat W. Nernst (Berlin): Ueber Wasserstoffsuperoxyd. Dr. K. Fredenhagen (Leipzig): Thema noch nicht bestimmt.

Digitized by Google

Hochschulnachrichten.

* **Bonn.** An der hiesigen Universität ist unlängst der 3000. Student immatrikuliert worden. Zum Gedächtnis dieses Ereignisses haben die Stadtverordneten in ihrer letzten geheimen Sitzung beschlossen, alljährlich ein Stipendium von 500 Mark für hilfsbedürftige Studierende der Universität aus der Stadtkasse zu überweisen.

hc. Aachen. An der hiesigen Technischen Hochschule ist eine etatsmäßige Professur für Elektrotechnik neuerrichtet und dem Dozenten für dieses Fach dortselbst, Dr. Gustav Rasch übertragen worden.

* **Göttingen.** Bei der hiesigen Universitätsanstalt für Hygiene ist ein Untersuchungsamt für ansteckende Krankheiten errichtet worden. Das Amt wird vom Regierungsbezirk Hildesheim unterhalten. Als Aufgabe liegt ihm ob, die bakteriologischen Untersuchungen bei allen denjenigen Fällen von ansteckenden Krankheiten auszuführen, wo dies nach der Annahme des behandelnden Arztes zur Bestimmung der Krankheit zweckmäßig ist.

* **Marburg.** Professor Dr. Schmidt, der Vorsteher der hiesigen pharmazeutisch-chemischen Universitätsanstalt, ist, der Apothekerzeitung zufolge, durch die Hanbury-Medaille ausgezeichnet worden. Die Hanbury-Medaille, zur Erinnerung an den Pharmakognosten Daniel Hanbury gestiftet, wird alle zwei Jahre als Anerkennung hervorragender Verdienste um die Förderung der Chemie und Pharmakognosie vergeben. Die Verleihung liegt in den Händen eines Ausschusses, dem die Vorsitzenden der britischen pharmazeutischen Gesellschaft, des pharmazeutischen Verbandes, der Londoner chemischen Gesellschaft und der Linné-Gesellschaft angehören.

hc. Leipzig. Dem Professor Geh. Hofrat Dr. Wilhelm Ostwald ist vom sächsischen Kultusministerium außer Urlaub für das laufende Sommersemester noch die Erlaubnis erteilt worden, im kommenden Wintersemester (1905/06) an der Harvard University in Cambridge (Nordamerika) akademische Vorlesungen zu halten.

hc. Berlin. Der Strafrechtslehrer Professor Dr. von Liszt wurde zum Mitglied der belgischen Académie Royale des sciences gewählt.

* **Breslau.** Die philosophische Fakultät der hiesigen Universität hat dem emeritierten Direktor der geologischen Reichsanstalt in Wien, Hofrat G. Stache anläßlich seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums in Anerkennung seiner vielfachen wissenschaftlichen Verdienste das Doktordiplom erneuert.

* **Wien.** An der hiesigen Universität hat sich der Regimentsarzt Dr. A. Brosch als Privatdozent für pathologische Anatomie, ferner Dr. O. v. Fürth (bisher in Straßburg) als Privatdozent für physiologische Chemie niedergelassen.

* **Zürich.** Mit einer Antrittsvorlesung über „Blinddarm und Wurmfortsatz bei den Wirbeltieren" hat Professor Dr. Oskar Bürgi seine Lehrtätigkeit an der hiesigen Universität aufgenommen.

* **Aus Amerika.** Bei seinem Besuche in Baltimore und Chicago anläßlich der dort abgehaltenen Schiller-Feiern ist dem Generalmajor z. D. Albert v. Pfister von der John Hopkins University in Baltimore die Würde eines Ehrendoktors der Rechte (Doctor of laws) verliehen worden. Das Diplom hebt hervor, daß die Verleihung „wegen seiner schätzenswerten Verdienste um die geschichtliche Forschung und die Beförderung des Gefühls der Brüderlichkeit zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten" erfolgt sei. Diese Anerkennung bezieht sich wohl besonders auf das Werk „Die Amerikanische Revolution 1776—1783", das unser Mitarbeiter Generalmajor v. Pfister im Cottaschen Verlag veröffentlicht hat.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Georg Herwegh: Gedichte eines Lebendigen. Herausg. u. erläutert von Marcel Herwegh. Leipzig. Max Hesse. 172 S. — Emma Friedlaender: Werther: Führe uns nicht in Versuchung. Gegen den Strom. Novellen. Berlin. Verlag Continent (Theo Gutmann). 226 S. — Laura Frost: Johanna Schopenhauer. Ein Frauenleben aus der klassischen Zeit. Mit vier Porträten. Berlin 1905. C. A. Schwetschke u. Sohn. 117 S. — Schillers Werke. Illustrierte Volksausgabe mit reich illustrierter Biographie von Prof. Dr. H. Kraeger. 1. Band. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. 435 S. — William Freimuth: Deutschlands Armee auf der Höhe der Zeit? Eine Studie für Deutschlands Volk und Jugend. Berlin. Verlag Continent (Theo Gutmann). 125 S. — Zeitschrift für Bücherfreunde. IX. Jahrgang. 1905/1906. Heft 2/3. Bielefeld und Leipzig. Velhagen u. Klasing. — Allzeit bereit. Zeitschrift für die Offiziere des Beurlaubtenstandes. 1. Jahrgang. Nr. 1 und Nr. 2. Breslau. R. Nischkowsky. — Männer der Wissenschaft. Eine Sammlung von Lebensbeschreibungen zur Geschichte der wissenschaftlichen Forschung und Praxis. Herausgegeben von Dr. Julius Ziehen, Berlin. (Heft 1: J. F. Herbart von O. Flügel. Heft 2: R. W. Bunsen von Prof. Dr. Wilhelm Ostwald. Heft 3: F. W. Dörpfeld von Edmund Oppermann.) Leipzig 1905. Wilhelm Weicher. 44, 40 und 44 S. — Der Deutsche Schulverein 1880 bis 1905. Eine Gedenkschrift, im Auftrage der Vereinsleitung verfasst von ihrem Mitgliede Dr. August Ritter v. Motawa. Wien 1905. Selbstverlag des Vereins. 71 S. — Emil Mauerhof: Shakespeare-Probleme. Kempten und München 1905. Jos. Köselsche Buchhandlung. 311 S. — Bleyhoeffer, Oberleutnant im Garde-Fussartillerie-Regiment: Die schwere Artillerie des Feldheeres (Fussartillerie). Mit 3 Karten, 21 Skizzen und 21 Bildern. Berlin 1905. R. Eisenschmidt. 288 S. — Max Geissler: Das Moordorf. Kulturroman in zwei Büchern. Mit Federzeichnungen von J. v. Eckardstein. Leipzig 1905. L. Staackmann. 480 S. — Emil Frithjof Kullberg: Springtanz. Roman aus dem nordischen Bauernleben. Hamburg 1905. Alfred Janssen. 452 S. — Enzyklopädie der Praktischen Medizin. Herausgegeben von Dr. M. T. Schnirer und Prof. Dr. H. Vierordt. Mit zahlreichen Illustrationen. (1. Lieferung. 2. Hälfte: Antisepsis—Augenmuskellähmung.) Wien 1905. Alfred Hölder. — Max Kretzer: Das Armband. Erzählung. Berlin. Verlag Kontinent (Theo Gutmann). 181 S. — Eine zerrissene Armee? Ein Mahnwort in zwölfter Stunde aus dem Deutschen Reich zur Wahrung der Einheit im österreichisch-ungarischen Heer. Dresden und Leipzig. E. Sommer. 32 S. — Anno Behrens-Litzmann: Hans Peter und andere Erzählungen. Berlin 1905. C. A. Schwetschke u. Sohn. 182 Seiten.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schmacher, München.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

Eine Abhandlung über das Bevölkerungsgesetz,

oder eine Untersuchung seiner Bedeutung für die menschliche Wohlfahrt in Vergangenheit und Zukunft, nebst einer Prüfung unserer Aussichten auf eine künftige Beseitigung oder Linderung der Uebel, die es verursacht. (k)

von **Thomas Robert Malthus.**

Aus dem englischen Original, und zwar nach der Ausgabe letzter Hand (6. Aufl. 1826),

ins Deutsche übertragen von Valentine Dorn

und eingeleitet von Professor Dr. Heinrich Waentig in Halle a. S.

Erster Band. Preis 5 Mark, geb. 5 Mark 60 Pf.

Digitized by Google

Jahrgang 1905. München, Mittwoch, 24. Mai. Nummer 120.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.00, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Ein Antipode Arthur Schopenhauers.

Von Max Schneidewin.

„Jean Paul verhält sich zu Goethe wie der negative Pol zum positiven“ hat Schopenhauer, einmal ausnahmsweise mehr geistreich als klar, gesagt. Nun, dann hat er jetzt selber in dem Ungarn Iwán v. Simonyi seinen allerentschiedensten Gegenpol gefunden. Dieser „wie seine Rassengenossen und Landsleute das deutsche Volk hochschätzende“ turanische Edelmann, Zeitungsverleger in Preßburg, hat im Alter von über siebzig Jahren ein Leben von reichem gemeinnützigem Streben in Staat und Gemeinde hinter sich und erfreut sich als ehemaliger, offenbar nicht obstruktionistisch radikaler Abgeordneter, als Träger von Ehrenämtern und Arbeiter an der Volksbildung, sowie als Mensch überhaupt einer großen Achtung und Beliebtheit in weiten Kreisen seiner Volksgenossen. Von ihm liegt jetzt (Preßburg, Druck der eigenen Offizin, 1903) ein mir zugänglich gewordenes, „im Manuskript gedrucktes“ zweibändiges Werk vor, des Titels „Zeit-, Streit- und Zukunftsfragen“. Der erste, weit dünnere, Band enthält Aufsätze über „Presse, Liebe und Ehe, Erziehung und Unterricht“, der zweite einen starken Komplex zahlreicher Abhandlungen unter dem Gesamttitel: „Die Schopenhauer-Filosofasterei eine Ursache und ein Faktor des Nihilismus und Anarchismus und die einzigen Gegenmittel gegen die letzteren.“ Der zweite, die im ersten bekundete positive Gesinnung durch Kritik ihres extremsten Gegensatzes ergänzende Band soll uns hier im wesentlichen beschäftigen. Eine Indiskretion begehen wir damit nicht, weil der Verfasser selbst zunächst die Drucklegung „als Manuskript“ in seiner eigenen Offizin zu dem Zwecke hat herstellen lassen, um an die deutschen Verleger damit die Frage zu stellen: Wer übernimmt's? Auch sagt er selbst in dem „Nachwort“, daß er „im Pflichtgefühl eines ehrlichen Mannes eine Arbeit, deren große Fehler und Lücken er selbst am besten kenne, und welche er selbst nur als Tagebuch bezeichne, dennoch der Oeffentlichkeit und dem gebildetsten und gelehrtesten Volke der Welt, nämlich den Deutschen, zu übergeben wage“.

Ein größerer Gegensatz also zweier Naturen als der zwischen dem ungarischen Praktiker und dem deutschen Theoretiker läßt sich kaum denken. Der erstere ist ein Mann, dessen heißestes Herzblut getrieben von dem inbrünstigen Verlangen wallt, daß der Mensch auf der gegebenen Grundlage und in den gesetzten Grenzen seiner Natur das Glücklichste, Vollkommenste und Edelste in seinem Leben und Zusammenleben und in vernünftigen, diesem Zwecke dienenden Institutionen herauszustellen sich mit heiligem Ernst bemühen müsse, zunächst aber in unserer Zeit aus verkehrten und verderblichen Wegen, die nach der Ueberzeugung dieses Mannes zum Nihilismus zu führen drohen, sich wieder emporzuarbeiten habe. Der andere hat für alle praktische Weltverbesserung, seinem angeborenen Wesen, dann aber auch seiner Lehre von der Idealität der Zeit, die keine reale Aenderung zulasse, entsprechend, nur ein ungläubiges Kopfschütteln und findet prinzipiell die Aufgabe der Philosophie nur in der Feststellung des Was der Welt, ohne irgendwie in dasselbe eingreifen zu wollen oder vermeintlich zu können. Schopenhauer hat einerseits mit der Ziehung ganz allgemeiner Konsequenzen aus seinem bloß persönlichen Naturell und seiner durchaus unstichhaltigen Kantischen Lehrmeinung von der bloßen Idealität der Zeitlichkeit völlig unrecht, andererseits mit seinem Grundsatz, daß der Philosoph als solcher sich rein theoretisch verhalten müsse, ganz entschieden recht, weil die Theorie durch jedes Rücksichtnehmen auf das Praktische gefälscht zu werden Gefahr läuft; in Praxis wird sie sich schon durch die zum Handeln geschaffenen Naturen, von ihnen zunächst als reine Wahrheitslehre aufgenommen, umsetzen. So muß sich das Idealbild eines Philosophen ganz anders in der Seele des Mannes malen, dem die Förderung des Lebens am Herzen liegt, als in der Seele des Mannes, der schon als Jüngling Wieland gegenüber ausgesprochen hat, daß er leben wolle, um über das Leben nachzudenken. Es ist klar, letzteres ist nur für eine gänzliche Ausnahme von Menschen vernünftig, aber diese Ausnahme muß es doch, wenn es sie von Natur gibt, von der Seite der menschlichen Ermächtigung oder wenigstens Duldung her geben dürfen. Herr v. Simonyi aber begehrt, in dem Philosophen den Weisen, das Vorbild im Wandel, den praktischen Lehrer und Führer des Volkes zu erblicken. Das ist ja ein hoher und seltener, ruhmwürdiger Typus des Menschentums, aber von den der Geschichte der Philosophie angehörenden großen Persönlichkeiten der eigentlich philosophischen Art dürfte keine diesem Idealbilde ganz entsprechen; ganz natürlich, weil alle sie von der reinen Betrachtung zu sehr überwältigt und weil sie alle so von Grund auf von Verwunderung über das Dasein erfüllt sind, daß sie auch das menschlich Gute und Allgepriesene zunächst in Zweifel ziehen, es oder das noch Bessere aus ihrem gänzlich von vorn anfangenden eigenen Denken neu zu entdecken und zu begründen suchen, nicht an den herkömmlichen Strängen ziehen, selbst wenn sie als in das Ueberkommene eingeborene Menschen der Richtung des Weges, auf dem volkstümliche Weisheit dahin führt, ihre volle Sympathie schenken. Es ist freilich auch wahr, daß Schopenhauer unter den der Geschichte der Philosophie angehörenden großen Denkern mit am allermeisten in seinem Privatcharakter von dem Typus menschlicher und volkstümlicher Vollkommenheit abweicht, zumal wenn man sein Privatleben in möglichst ungünstigem Licht

Digitized by Google

auszulegen sich bemüht. Herr v. Simonyi erscheint so sehr als ein begeisterter Liebhaber des von allen philosophischen Konzeptionen und Ausgeburten unabhängigen, im Sinne der höchsten Kulturvölker menschlich und national Tüchtigen und Tugendhaften, daß er diese ungünstige Deutung im höchsten Maße an den Menschen Schopenhauer legt. Er hat damit von seinem Standpunkt natürlich recht: wenn ein rechtschaffener, die Menschheit und sein Vaterland liebender Arbeiter und Kämpfer in Familie, Freundschaft und bürgerlicher Gemeinschaft beglückter und beglückender Mensch das absolute Ideal ist, dann war Arthur Schopenhauer ein Ausbund von Fehlerhaftigkeit. Aber wenn wir einem ganz großen, seltsam isolierten Einzel-Ich die Freiheit gönnen wollen, in seinem ganzen Leben die Konsequenz seiner Natur zu ziehen, soweit nicht fremdes Recht entschieden verletzt wird, so werden wir Schopenhauer im wesentlichen doch die Eigenschaft eines „heroischen Denkerlebens“ zuerkennen, obgleich er nicht in einer so innerlichen Aufgabe wie der Erziehung seines eigenen Naturells zu größerer Selbstbeherrschung und mehr selbstvergessener Teilnahme am Schicksal seiner Nächsten schon eine Ablenkung von der Denkerpflicht gegen sich selber hätte erblicken sollen. Herr v. Simonyi verleidet also Schopenhauers Philosophie schon durch die rücksichtslose Aufdeckung und schärfste Geißelung der menschlichen Fehler ihres Urhebers. Man kann dagegen in der Beurteilung dieser Philosophie, die gar nicht präzeptiv sein will und auf persönliche Vorbildlichkeit ihres Urhebers verzichtet, auch einmal rein auf die Sache selbst sehen und den Menschen Schopenhauer aus seiner genialen Sonderart anstatt aus dem bürgerlichen Ideal heraus ganz wohl sine ira et studio begreifen. Zum Beispiel die doch wohl auch mit Mangel an persönlichem physischen Mut verbundene Furcht des Denkerjünglings, zum Waffentragen unter die Freiheitskämpfer gepreßt zu werden, ist in der Tat für den Patriotismus und Herrn v. Simonyi schauderhaft und verächtlich; aber wenn man, wie es sich gerade einem Philosophen gegenüber gebührt, aus dem höchsten Indifferenzpunkt der Betrachtung die Sonne des Urteils über Gute und Böse scheinen läßt, wird man doch sagen, daß es besser gewesen ist, daß dieser so eigene Geist die Werke, deren Keime er schon in sich fühlte, der Menschheit geschenkt hat, als wenn aus seiner Flinte ein paar Franzosen mehr getroffen wären oder er mit seinem Blute das Werk der Befreiung noch um eine verschwindende Kleinigkeit fester gekittet hätte; und man wird auch sagen, daß ein Schopenhauer, der eben kein Fichte war, für seine Person so denken mußte und durfte.

Da nennt nun aber Herr v. Simonyi diese Philosophie selbst eine Filosofasterei und erhebt gegen mehrere ihrer Hauptpunkte die furchtbare Anklage, daß Schopenhauer mit ihnen Verbrechen gegen die Menschheit begangen habe. Schopenhauer, der schon in einem Buche Venetianers im Anfang der 70er Jahre als „Scholastiker“ gebrandmarkt war — mit einem Anflug von Recht für eine gewisse Seite an ihm —, würde sich noch mehr im Grabe herumdrehen, wenn er, der scharfe Geißelschwinger über die Philosophieprofessoren als Spaßphilosophen, jetzt sogar als Zerrbild eines Philosophen behandelt wird. Glaubte er doch vielmehr das Urbild eines echten Philosophen zu sein, und ist doch der Hauptgrund des Zaubers, der tatsächlich für viele von seinen Werken mehr als von allen anderen der großen Philosophen ausgeht, in seiner auf wahrhaftiger Erfahrung beruhenden Kenntnis des „tiefbewegten Gemütes“ des Philosophen zu suchen, mit dem dieser der Gesamterscheinung der Welt gegenübersteht. Klassische Stellen von unvergleichlicher Art geben von dieser, von aller hohlen Rhetorik freien Selbsterlebung des philosophischen Gemütes unwiderlegliche Beweise. Dennoch hat auch wieder der edle turanische Menschenfreund nicht vollkommen unrecht. Schopenhauer ist gegen seine zufällige menschliche Persönlichkeit nicht kritisch genug auf der Hut gewesen. Sein tief melancholischer Blick ins Leben braucht nicht die Grundlage alles Philosophierens zu sein, widrigenfalls Aristoteles, Spinoza, Kant, Hegel und andere keine echten und ernsten Philosophen gewesen wären; er ist auch, wenn auch nicht in jenen seinen klassischen Aeußerungen tiefsinnig melancholischer Lebensauffassung, so doch in seiner Gesamthaltung, nicht ganz frei von einer blenden und verblüffen wollenden Koketterie; das arbeitende Leben der Menschen und seine begreifliche Kehrseite des Vergnügungsstrebens ergeben zusammen doch nicht das Bild „eines dumpfen Hintaumelns durch die vier Lebensalter zum Tode“, und der immer wachsende Geisteshunger immer zahlreicherer Menschen rechtfertigt doch trotz der sehr starken Beteiligung äußerlicher und eitler Motive an ihm noch nicht den Schopenhauerschen Zusatz, daß dieser Taumel stattfinde „unter Begleitung von ein paar trivialen Gedanken“. Schopenhauer hätte ferner, wenn er nicht sein Philosophieren zu einem Spiegel der Gedanken, an denen seine Individualität nun einmal Wohlgefallen hatte, hätte machen wollen, die auf der Hand liegenden Schwächen und die unzureichende Begründung vieler seiner Hauptlehren und die Unvereinbarkeit einzelner derselben mit wieder anderen nicht übersehen können. Er, der in Summa doch die Menschheit mit unvergänglichen und einzigartigen Werken beschenkt hat, wird von seinem eine bessere Menschheitszukunft erhoffenden, heiß ersehnenden und tatkräftig und umsichtig erstrebenden Antipoden v. Simonyi viel zu hart beurteilt, wenn er von ihm beschuldigt wird, durch Unterbindung alles Strebens ein Verbrechen an der Menschheit begangen zu haben. Herr v. Simonyi überschätzt dabei zunächst schon sehr den Einfluß Schopenhauers. Unserem ganzen Zeitalter, dem in dem Streben nach Verbesserung der menschlichen Zustände wenn auch nicht innerlichsten, so doch vielseitigsten und rührigsten der bisherigen Menschengeschichte, hat Schopenhauers quietistischer Pessimismus wenig seinen Stempel aufgedrückt; nur einzelne, und nicht sehr mächtige, auch vorübergehende literarische, immerhin auch künstlerische, Strömungen werden wohl von diesem Einfluß beherrscht. Die beiden polarischen Gegensätze der allerdings nur zu mächtig gewordenen, aber doch von dem Rest des Allgemeingeistes an Kraft weit übertroffenen umstürzlerischen Tendenzen, die Sozialdemokratie und der Anarchismus, hängen viel weniger von Schopenhauers Pessimismus ab als Herr v. Simonyi annimmt: denn beide haben positives Menschenglück nach ihrer freilich verkehrten Auffassung zum letzten Ziele und finden ein Hindernis für dieses nur in den bestehenden menschlichen Einrichtungen, während Schopenhauer viel tiefer in dem unersättlichen Willen, der alle Kreatur erfüllt, die letzte Quelle eines innerhalb der Willensbejahung, also des normalen Lebens, unaufhaltbaren Erdenleides erblickt. Schopenhauer erkennt als ein Allheilmittel dagegen bekanntlich nur die „Verneinung des Willens“, welche Sozialdemokratie, Anarchismus und Herr v. Simonyi gleicherweise nicht verstehen und deshalb verwerfen oder verwerfen würden, wenn sie ihre Möglichkeit überhaupt noch ins Auge faßten: aber die Erfahrung beweist, daß gewisse Richtungen in der christlichen wie in anderen großen Religionen durch ein Verhalten, für das „Verneinung des Willens“ mehr oder weniger zutrifft, die Befreiung von den Qualen eines überheißen Lebenswillens und damit eine gewisse selige Gemütsruhe in den Personen, die sich dieser Richtung ergeben, wirklich zu erreichen wissen. Schopenhauer schüttet freilich das Kind mit dem Bade aus, wenn er übersieht, daß auch durch Vernunft, Erziehung, Selbstzucht und Erfahrung der Eigenwille von nimmersatter und leidvoller Begehrung geheilt werden kann, daß ein in den Schranken der Vernunft und der Sittlichkeit sich bescheidender Wille nur die schlechte Eigenlust an sich zu verneinen braucht und damit die überaus wertvolle und mit dem Gesamtlose der Menschheit im Einklang befindliche Beziehung des Willens zum positiven Guten sich bewahren kann. Dabei besaß Schopenhauer den Takt, die Verneinung des Willens nicht als für jeden verbindliche Forderung aufzustellen, sondern nur ihr begreiflicherweise sehr vereinzeltes Vorkommen philosophisch zu deuten und zu würdigen. Deshalb sind v. Simonyis wiederholte gehässige Vorwürfe an Schopenhauer, daß er seine eigene Lehre nicht befolgt habe, unangebracht, wie auch jeder fühlt, der das Besondere dieser

Digitized by Google

Persönlichkeit nicht nach einer im großen und ganzen ja gültigen Schablone begreift. Denn das wird doch niemand sagen, daß Schopenhauer nicht aus innerem Grunde den rein theoretischen Charakter seiner Ethik behauptet habe, sondern nur, um ihr nicht folgen zu brauchen; oder daß er als ein trappistischer Büßer so hätte studieren und schreiben können, wie er es für sich als seinen persönlichen Lebenszweck ansah. — Wenn Schopenhauer somit nicht den so unheilvollen Einfluß als Verführer zu einem die Hände in den Schoß legenden Pessimismus ausgeübt hat, weil die menschliche Natur im ganzen und der Zeitgeist insbesondere so beschaffen ist, daß er, in redlicher und unermeßlicher Arbeit für das diesseitige Leben begriffen, diesen Einfluß wieder ausstößt, so ist doch nicht zu leugnen, daß dieser Philosoph die selteneren ihm verwandten Naturen in ihrer Gleichgültigkeit gegen ernste Mitarbeit an der Vervollkommnung des Menschlichen bestärkt hat. Schopenhauers Form der „Verachtung der menschlichen Dinge", die bei den Alten in ihrer „Megalopsychie" die Richtung auf eine hochgemute Beteiligung an dem Kampf des Lebens annahm, hat in der Tat etwas Lähmendes mit ihrem stets durchklingenden Grundsatz „nichts von den menschlichen Dingen ist eines großen Ernstes würdig"; aber bei der großen Mehrheit der Menschen ist schon dafür gesorgt, daß solche Verführung an ihrem robusten Erdensinn abprallt, nur einige wenige anderer Naturen wissen, wenn es zu spät geworden ist, darüber zu klagen, daß ihnen Schopenhauer die Lust zur vollen Nutzbarmachung ihrer Gaben im Dienste der Menschheit verdorben hat. Herr v. Simonyi muß wohl, wie dies auch vielfach bei ihm hervortritt, mit eingefleischten Schopenhauerianern üble Erfahrungen gemacht haben, und nicht nur in dieser Beziehung, sondern auch überhaupt, sofern sie sich für ihre Ueberflügelung durch kräftigere Naturen durch absprechendes Wesen und leere Klagen über die dumme Welt in wohlfeiler Kopie ihres Meisters zu rächen suchten.

Solche Gegensätze wie Arthur Schopenhauer und Iván v. Simonyi können die Wahrheit übereinander nicht ans Licht bringen. Aber die über Schopenhauer doch allmählich schon feststehende Wahrheit eines wohlbegründeten geschichtlichen Urteils hat der lebensfreundliche, ehrenfeste Ungar doch einmal in eine durch ihren Standort sehr interessante Beleuchtung gerückt, auch vieles namentlich zur Kritik der mehr populären Ansichten Schopenhauers über Dinge des wirklichen Lebens beigetragen. Er ist so sehr ein feuriger und nachdenksamer Vertreter der besten Seiten des Zeitgeistes, daß er durchaus verdient, auch in dem von ihm so hochgeschätzten Deutschland bekannt zu werden. Hoffentlich hat er vernünftigerweise sein Buch in einer genügenden Anzahl (wenigstens 500—1000 Exemplaren) drucken lassen, so daß es nur eines neuen Umschlags mit Angabe des zu findenden Verlegers, allenfalls auch der Angabe des „Selbstverlags" unter Anknüpfung mit der Leipziger Zentrale bedürfte, um ihn in Deutschland einzuführen. Ziemlich zahlreiche, aber meist leicht erkennbare Druckfehler wird man schon in Kauf nehmen und manche Austrizismen und Mängel im Gebrauch der deutschen Sprache dem in Summa der Beherrschung der schwierigen deutschen Sprache bewundernswert vorgeschrittenen Turanier verzeihen.

*

Zu meinem Leidwesen muß ich hier noch hinzufügen, daß in der Zeit zwischen der Abfassung und der Veröffentlichung dieses Aufsatzes Herr v. Simonyi eines plötzlichen und sanften Todes verschieden ist. Es ist mir eine Genugtuung, daß ich in Obigem glaube für die deutsche Bildung, der er wenig bekannt geworden sein wird, ein zutreffendes Bild eines höchst ehrenhaften und tüchtigen Menschen und Mannes gezeichnet zu haben, dessen edle, aber doch einseitige Eigenart sich mit der Schopenhauerschen gegenseitig in helles Licht setzt. Ehre seinem Andenken! Ich hatte ihn persönlich nicht gekannt, aber er hatte mir sein Buch zugeschickt, weil er nach meiner Schrift über „Die Unendlichkeit der Welt" völlig mit mir in dem *einen* Punkte im Einklang war, daß der „kosmische Gedanke" in der Philosophie meist bei weitem nicht die ihm zukommende Rolle spielt.

Deutsche Bücher über Nordamerika.

Seit Frhrn. v. Hübners „Spaziergang um die Welt", erschienen 1871 in 7. Auflage, durch die Hände deutscher Leser gegangen, hat sich so manche Wandlung auf dem Welttheater vollzogen, an welche der ehemalige österreichische Gesandte in Paris sicherlich nicht gedacht hat. Um so natürlicher spricht uns noch heute jener Band der Spaziergänge an, welcher die Reise durch Nordamerika schildert. Der ehemalige Diplomat und Freiherr fand selbstverständlich alle Türen geöffnet, welche sonst dem gewöhnlichen Sterblichen geschlossen zu bleiben pflegen. Hübners Beobachtungen gingen darum, trotz aller Schärfe des Blickes, durch gefärbte Gläser. Außerdem bot das Nordamerika der 60er Jahre gegen die Staaten von heute ein anderes Bild, ein Bild der Ursprünglichkeit, der Natürlichkeit, welches für jeden Einwanderer ein Stück Brot übrig ließ. New-York, die Handels- und Schifferstadt, bot noch Raum für viele; Wolkenkratzer von 24 Stockwerken waren damals noch nicht erforderlich, die platte Erde bot noch Raum für normale Bauweisen und die 30—40 Meter hohen Kirchtürme hoben sich noch majestätisch über ein freundliches Stadtwesen hinaus. Heute verkriechen sich die Türme der Gotteshäuser verschämt hinter den Tempeln des Goldes und der Ueppigkeit, hinter den Mauern der Riesengeschäftshäuser und der Hotels gigantischen Umfanges, während das Straßenbild mit seinen verräucherten Hochbahnen und seinen rohen Baumstämmen als Telegraphenmasten an Geschmacklosigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Flüchtet der Wanderer aus diesem Trubel hinaus in den New-Yorker Zentralpark, dann findet er diesen doppelt schön, und doppelt hoch wird er das Lob desselben erklingen lassen.

Hören wir nun einen Moment unseren alten Herrn v. Hübner, welcher sich auf Seite 225 wie folgt ausläßt: „Wenn wir Kinder des alten Europa Eure Erfolge preisen, so geben wir, glaube ich, einen Beweis der Unparteilichkeit, und unser Lob ist für Euch nur um so schmeichelhafter. Denn hierüber darf man sich nicht täuschen, Amerika ist der geborene Gegner Europas. Ich spreche von Eurem Amerika, von den Vereinigten Staaten, und von Europa, so wie es ist, wie es sich entwickelt hat im Laufe der Jahrhunderte, und nicht wie Ideologen es umformen möchten nach Eurem Vorbilde oder nach irgend einem in ihrem Gehirn entsprungenen Ideal. Die ersten Ankömmlinge, die Vorläufer Eurer heutigen Größe, die, welche die Saat ausstreuten, waren Mißvergnügte. Bürgerzwist und religiöse Zerwürfnisse hatten sie ihrer Heimat entrissen und nach Euren Ufern verschlagen. Sie brachten mit sich, sie pflanzten in den Boden des neuen Vaterlandes die Keime des Gedankens, für den sie geduldet und gekämpft: die Autorität des Einzelnen. Wer sie besitzt, gilt für frei im weitesten Sinne des Wortes. Und weil Ihr, in dieser Beziehung, alle frei seid, so seid Ihr auch alle untereinander gleich. Euer Land ist also der klassische Boden der Freiheit und Gleichheit, und er ist es geworden durch das Werk von Menschen, welche Europa von sich stieß. Darum sind wir geborene Gegner. Möglich, daß dieser Antagonismus mehr scheinbar als wirklich ist. Vielleicht seid Ihr nicht ganz so frei, vielleicht auch nicht unter Euch so gleich, als man in Europa glaubt, und die alte Gesellschaft ist gewiß weder so geknebelt noch in Kasten geteilt, als Ihr Euch vorstellt. Doch lassen wir diesen Punkt unerörtert. Die Besprechung hierüber würde zu weit und, in Hinsicht auf unsere beiderseitigen Ueberzeugungen, zu keinem Ergebnis führen. Nur Eines will ich bemerken. Je mehr ich vorrücke in Jahren und je mehr ich reise, umsomehr erkenne ich, daß der Grund der menschlichen Dinge sich allenthalben ähnelt und die Gegensätze meist nur auf der Oberfläche liegen. Ueberall gewahre ich dieselben Leidenschaften, dieselben Bestrebungen, dieselben Enttäuschungen und Schwächen. Die Verschiedenheit liegt meist nur in der Form."

Das ist doch gewiß sehr nett gesagt, etwa auf einer Buchseite so viel wie Professor Hugo *Münsterberg*

Digitized by Google

von der Harvard-Universität in Cambridge in seinem Werke „Die Amerikaner" in zwei Bänden (Berlin 1904, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn) ausführt. Münsterberg will uns mit dem Geiste des Amerikaners versöhnen; bei ihm ist jeder Geburtsamerikaner ein Gentleman, erfüllt von dem Bestreben, in den Geist der Dinge einzudringen; er, der gefeierte Gelehrte, sieht selbst die Schattenbilder von der rosigen Seite, wie Hübner; er ergründet nicht, was deutscher Geist und deutsche Sitte, deutscher Familiensinn und deutsche Religiosität in Nordamerika leisteten, was ein Mann wie Friedrich List, der größte Volkswirt des verflossenen Jahrhunderts, für die Vereinigten Staaten getan hat. „Nehmt den Amerikaner, wie er ist," so ungefähr klingt Münsterbergs Gedankengang aus, „und er wird euer Freund sein." Ganz recht. Wir sollen der Freund des Amerikaners werden, aber er will nicht der unsrige sein! Vom Idealismus eines Münsterberg können wir leider kein Brot backen. Und könnten wir damit solches backen, so würde es uns der Amerikaner sicherlich zu entreißen suchen, er, der sich mit einem Wall von Zollschranken umgibt, um das ausländische Fabrikat fern zu halten, der von uns aber verlangt, daß wir ihm seinen Getreideüberschuß und seine Industrieprodukte abkaufen, damit bei uns der Bauer und der Arbeiter betteln gehen können! Das ist die Kehrseite der Medaille, welche Münsterberg nicht sehen will.

Dr. Julius Gaebel, Professor der deutschen Philologie und Literatur an der Stanford-Universität, Kalifornien, rückt in seinem 88 Seiten starken Bändchen: „Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten von Nordamerika" (J. F. Lehmanns Verlag in München) die oben erwähnten Eigenschaften des deutschen Volksgeistes und Volksgemüts in ein anderes Licht. Goebel erzählt uns hier mit überzeugender Treue, und mit historischen Beweismitteln belegt, wie der Deutsche von den Engländern als Schutzwall gegen die Indianer nach dem Westen gedrängt wurde. Kanonenfutter in Europa, wurde der Deutsche auch in Nordamerika als vogelfrei betrachtet. Wo kein Engländer sich hinwagte, darthin schob man die deutschen Einwanderer ab. Die westlichen Urwälder durften sie roden, den Engländern im Osten das Brotgetreide zuführen, für die Krämer am atlantischen Ozean die Bauernknechte abgeben, das alles durften sie, aber Rechte genossen sie nicht. Der Deutsche war der Pionier des Westens. Mit Weibern und Kindern, mit ihrem Geistlichen als Führer, zogen sie fernen Wildnissen entgegen. So fiel ihnen denn auch die Führerrolle in ihrem Zuge nach dem Westen zu. Ihnen, den Deutschen, brachten die wilden Indianerstämme Vertrauen entgegen; er, der Deutsche, lebte sich in Sitten, Gebräuche und Sprache der Indianer ein, „während der fromme Engländer dem Indianer den Mais wegstahl, um den Vergewaltigten alsdann zu töten". Trotz aller Kulturarbeit, oder vielleicht gerade deshalb, blieb der Deutsche dem Amerikaner englischer Abstammung verhaßt, wo er vereinzelt wohnte oder wo er die Minderheit bildete. Und der Deutsche ließ sich dies alles 150 Jahre hindurch gefallen. Während die israelitischen Volksgemeinschaften, kaum daß sie kommerziellen Einfluß gewonnen, ihre Forderungen durchzusetzen wissen, findet der Deutsche sich vielleicht in einem Gesangverein zusammen oder er spielt Kriegervereinsparade, um daheim die deutsche Sprache zu vernachlässigen, sich oft ihrer zu schämen. Wie sagte mir ein Eisenbahninspektor in St. Louis? Er war 1871 aus Westfalen eingewandert. Sein Weib war die eingeborene Tochter deutscher Eltern. Als Brautleute sprachen sie noch deutsch miteinander. „In der Ehe kam das Englische ganz von selbst. Die Kinder antworten auf deutsche Fragen englisch, ein deutscher Satz ist aus ihnen nicht herauszubringen. Der deutsche Pastor predigt auch englisch. So habe ich denn selbst das Deutsche nahezu verlernt." Und das in einer bevölkerten Gegend mit 30 Prozent Einwohnern deutschen Stammes. So etwas nennt alsdann der Idealist Bildungsdrang der Amerikaner! Alles niedertreten, was nicht Englisch spricht! Dieser brutale Herrensinn durchzieht das gesamte öffentliche Leben der Vereinigten Staaten. Oben in den Wipfeln da rauscht es anders. Dort empfindet der gebildete Anglo-Amerikaner die Blöße, dort fühlt er die geistige Uebermacht der deutschen Wissenschaft; von der Höhe wird auch die Erkenntnis kommen, daß Haß und Unterdrückung keine Kulturelemente sind, daß üppiges Leben und wahnwitziges Protzentum noch bei allen Völkern die Ursachen des Verfalles bildeten. Der Dollar rollt wohl, aber er schützt kein Volk vor dem Untergang. Diese Erkenntnis dämmert jenen Männern in Nordamerika, welche den Raub der Großen und den Tanz um das goldene Kalb mit ansehen müssen, ohne beides verhindern zu können; darum der unverkennbare Gegendruck der idealen Elemente gegen den Materialismus, der Schrei nach Bildung durch weite Kreise des amerikanischen Volkes. Jetzt soll der deutsche Gelehrte als Prellbock gegen die Wogen stumpfsinniger Ueppigkeit, raffinierten Wohllebens ohne Genußfreudigkeit, gegen die Versumpfung der Geister und Gemüter in allen Kreisen herangezogen werden.

Wenn wir Goebel und Münsterberg zusammenhalten, so müssen wir beide Männer unumwunden bewundern des glänzenden Stiles wegen, der beiden eigen ist. Ein Genuß besonderer Art ist dieses Versenken in den Gedankenflug zweier so bedeutender Männer, welche unsere deutsche Sprache beherrschen wie ein biegsames Rohr, ohne englische Anklänge, obgleich beide Herren viele Jahre in ihrem englischen Wirkungskreise tätig sind. Münsterberg schildert mehr, Goebel geht tiefer. Münsterberg blendet, er kann nicht ohne bestimmte Ruhepausen gelesen werden, während Goebel in seiner Begeisterung für deutsche Sprache und Eigenart uns derart fesselt, daß wir sein Buch freiwillig nicht aus der Hand legen. Derjenige Deutsche, welcher amerikanisches Wesen aus Büchern kennen lernen will, muß solche Veröffentlichungen lesen, um klar zu sehen, um die Menschen da drüben über dem großen Wasser kennen zu lernen, bevor ihn die Verhältnisse in den Wirrwarr amerikanischen Lebens hineintreiben. Nur lasse er sich von den Flötentönen eines Münsterberg nicht locken. Goebel sagt es anders; beide sind gleich aufrichtig, aber der kalifornische Gelehrte sieht tiefer; er ist länger im Lande und von dem östlichen Firnis der atlantischen Küste unbestochen.

Von östlichen Einflüssen ließ sich auch Dr. Arthur Salamonsohn in seinem Berichte fangen, welchen er über seine „Reise-Eindrücke aus Nordamerika" dem Aufsichtsrate der Disconto-Gesellschaft in Berlin am 29. April 1903 erstattete. Salomonsohn war einer der Glücklichen, der ebenfalls überall offene Türen fand. Natürliche Möglichkeiten tiefer einzudringen, waren ihm aber nur dort geboten, wo er mit dem Bankwesen in Fühlung trat. Alles Sonstige ist für den ernsten Deutschen wertlos, und wirklich befremden muß es, wie ein Mann von der Schärfe eines Bankjuristen, der einen glänzenden Stil entwickelt, dessen Buch interessant zu lesen ist, es auffällig finden kann, daß „Arbeitsteilung und Dezentralisation das ganze amerikanische Geschäftsleben beherrsche". Wenn das nicht eine große, noch dazu spaltenfüllende Phrase ist, dann weiß ich nicht, was wir dahinter suchen sollen. Arbeitet denn das deutsche Wirtschaftsleben anders? Kann es denn anders arbeiten? Haben wir nicht auch Betriebsleiter und erste Direktoren an den größten Werken, welche noch keine 30 Jahre alt sind? Wenn es Herrn Dr. Salomonsohn interessiert, dann will ich ihm verraten, daß ich als dreiundzwanzigjähriger junger Mann bereits Betriebsleiter eines sehr großen Hamburger Geschäfts war, daß wir in Deutschland unsere Intelligenzen und ersten Kräfte nicht erst im Invalidenalter zu entdecken pflegen, und daß wir ferner nicht die große Exportnation geworden wären, wenn wir unseren Jungen nicht ein tüchtiges Wissen und eine Achtung vor der werktätigen Arbeit beibringen würden. Was Dr. Salomonsohn an dem amerikanischen Geschäftsherrn bewundert, sein Festhalten an der Spezialität, das kann er in Berlin C besser studieren als in New-York und seinen Vororten. Auf dem Hausvogteiplatz findet er nur Wäsche, in der Jägerstraße nur Damenmäntel, in der Jerusalemerstraße nur Kinderhosen u. s. f. Das soll kein schlechter Witz sein. Wie in der Kleiderbranche in Berlin C, so geht es in der ganzen deutschen Industrie von der Weichsel bis an

Digitized by Google

den Rhein. Darin liegt keine Ursache, die Amerikaner zu bewundern. Beneiden sollen wir sie wegen ihres großen Absatzgebietes, respektieren sollen wir sie wegen ihrer Großsprecherei, mit welcher sie der übrigen Welt ihre Zollsätze auferlegen, während gerade die Herren von der Geschäftsklasse des Herrn Dr. Salomonsohn darauf hinarbeiten, die deutschen Zollschranken, welche gewiß splitterig genug sind, vollends niederzureißen. Wenn die amerikanischen Sparkassen 40 Milliarden Mark Anlagen ausweisen, die deutschen jedoch kaum die Hälfte, so bedanke sich der deutsche Arbeiter bei jenen Männern, welche die Erhöhung seiner Arbeitslöhne verhindern, bei den Anhängern des Freihandels. Von Dr. Salomonsohn werden hoffentlich seine Parteifreunde so viel lernen, daß sie alles zu fördern suchen, was uns die gleiche wirtschaftliche Wohlfahrt bringen kann, die heute das amerikanische Volk genießt. Wenn übrigens Dr. Salomonsohn behauptet, daß der amerikanische Geschäftsmann keinen Neid kenne, dann irrt er. Die Bankgeschäfte treiben sich mit Neid und Eifer die Kundschaft ab, und wo es gilt, den Konkurrenten zu unterdrücken, da ist der Amerikaner von einer brutalen Gewalttätigkeit.

So kommen wir allmählich in das wirtschaftliche Fahrwasser. Da sei mir gestattet, noch in Kürze das bei Strecker u. Schröder in Stuttgart erschienene, an dieser Stelle bereits von anderer Seite besprochene Werk von Karl Zimmermann, „Onkel Sam", zu erwähnen. Der Verfasser des Buches soll manche Anfeindungen erfahren haben, wie mir der Verlag schreibt. Nun, die hat er auch redlich verdient. Zimmermann ist kleinlich in seiner ganzen Auffassung und man hat wirklich Mühe, sich durch alle die Nebensächlichkeiten hindurchzuarbeiten, welche sein Buch belasten. Sein Zorn zittert noch nach, wenn er von den Ortschaften spricht, welche seinen Bierdurst ungestillt ließen, weil die bösen „Temperenzweiber" allüberall von Kansas City ab- und seitwärts das Regiment an sich gerissen hätten. Zimmermann will in seinem 250 Seiten starken Bande wissenschaftlich nicht ernst genommen sein. Darauf kann er wohl kaum einen Anspruch erheben. Und doch ist dem Buche das eine Gute nicht abzusprechen, daß es dem Auswanderer ein Wegweiser nach dem Westen sein kann. Von der atlantischen Küste bis nach St. Louis herrscht überall die Industrietätigkeit vor. Von Kansas City ab sieht sich das Gebiet der Vereinigten Staaten anders an. Hier beginnt die Landwirtschaft mit allen ihren Zweigen: Feldbau, Weide und Viehzucht. Von der Waldpflege können wir leider nichts weiter berichten: Raub des Holzes auf der ganzen Linie. Jedenfalls kann sich der Auswanderer von St. Louis bis nach New-Orleans und bis nach San Francisco genügend zurechtfinden, um zu wissen, ob sich ein Abwandern nach diesen Gegenden lohnt. Wenn die deutschen Dampferlinien die deutschen Auswanderer von jetzt ab nach Galveston im Süden der Unionsstaaten, nach dem ehemaligen Sklavengebiet der Zuckerrohr- und Baumwollpflanzer ableiten wollen, dann sollte sich, falls Zimmermann recht berichtet, ich kenne jenes Gebiet nicht, die deutsche Regierung sehr energisch ins Mittel legen, dieses zu verhindern, weil das Sumpfland, die fürchterliche Hitze und die vollständig veränderte Art des Lebens den deutschen Landarbeiter daselbst zur Verzweiflung bringen, abgesehen davon, daß die Neger seine Arbeitsgenossen werden! Hat das der deutsche Bauernsohn heute noch nötig? Regierung, habe acht! Ebenso weiß Zimmermann das Los der Hunderttausende von Polen, Tschechen, Ungarn und Russen, welche fortgesetzt in die Felsenbergwerke von Arizona verschleppt werden, packend und entsetzlich genug zu schildern. Kein Baum, kein Halm, nur Stein auf Stein in der schrecklichsten Wüste von Trümmern, welche eine vormenschliche Zeit geschaffen. Wellblechhütten, dem Sonnenbrande ohne jeden Schatten ausgesetzt, bilden die Lagerstätte für die Familie, Konserven, auf Kredit entnommen und im Trucksystem von den Verkaufsstellen der Bergwerksgesellschaften, welche hier Erze gewinnen, geliefert, dienen den Ärmsten der Armen zur Nahrung. Betrügerische Verwalter bringen den Bergarbeiter um jene Ersparnisse, welche er bei größter Entbehrung etwa gemacht hat. Frauen und Kinder sterben ohne Arzt und ohne religiösen Trost dahin, der Vater folgt ihnen nach, und frischer Nachschub aus dem Osten von Europa füllt die Lücken sofort wieder. Darüber lesen wir nichts in den schönfarbigen Berichten aus dem gelobten Lande. Wer wird denn über so häßliche Sachen sprechen! Nun, wenn die Russen nach Sibirien geschickt werden, dann schreit die halbe Kulturwelt vor Entsetzen auf, das Sibirien von Arizona kennt niemand. Beruht nur ein Bruchteil von Zimmermanns Angaben auf Tatsachen, dann — pfui! So, geneigter Leser, nun prüfe selbst. Das Amerika-Thema wird so lange aktuell bleiben, wie es bei uns noch überschüssige und auswanderungslustige Kräfte gibt. Genau wie bei uns der arbeitswillige, lernbegierige und tatkräftige junge Mann sein Brot in aufsteigender Linie findet, genau wie bei uns die große Menge neben der Postkutsche des Erfolges einherlaufen muß, genau so geht es den Menschen in Amerika. Lerne ein Handwerk, lerne Sprachen, verzichte auf den Futterkasten der Staatskrippe und sieh dich um in der Welt, dann wird dir der Glanz der „eingebildeten Position" bald lächerlich erscheinen und eine zufriedene Zukunft wird der Lohn deines Schaffens sein, gleichviel in welchem Lande. Aber bleibe deutsch!

Nürnberg. Carl Kempe sen.

Deutsches Kolonialrecht.

Admiralitätsrat Professor Dr. Otto Köbner gibt in der Enzyklopädie der Rechtswissenschaft 6, der Neubearbeitung 1. Aufl., Bd. II, herausgegeben von v. Holtzendorff (Kohler), eine kurzgefaßte Darstellung des deutschen Kolonialrechtes. Die Arbeit ist mit Freuden zu begrüßen, da sie nicht nur für den Juristen, sondern speziell auch für den Kolonialpolitiker einen wertvollen Leitfaden in den Irrgängen des deutschen Kolonialrechtes bildet. Befremdlicherweise hat diese neue Disziplin der deutschen Rechtswissenschaft trotz der von dem Abgeordneten Freiherrn v. Hertling eingebrachten und von der Kommission des Reichstages angenommenen Resolution vom 13. März 1903 im akademischen Lehrbetriebe noch immer keine Stätte gefunden.

Das heutige deutsche Kolonialrecht ist an sich nichts Abgeschlossenes, Selbständiges und durch die ganze Lage der Gesetzgebung außerordentlich unübersichtlich, da es sich durch alle Gebiete des öffentlichen und privaten Rechts hindurchzieht und gleichsam einen Querschnitt durch die verschiedenen Rechtsmaterien darstellt; daher kann auch jeder einzelne Zweig des deutschen Kolonialrechtes nur aus der inneren Zusammengehörigkeit der ganzen Materie verstanden werden.

Andrerseits ist die Unübersichtlichkeit dadurch bedingt, daß das Schutzgebietsgesetz vielfach auf das Konsulargerichtsbarkeitsgesetz hinweist und letzteres wiederum Bezug auf zahlreiche Reichs- und preußische Gesetze nimmt, in welchem Falle noch mannigfache Modifikationen und Ergänzungen angewendet werden.

Mit Recht kann daher Köbner sagen: „Der organische und untrennbare Zusammenhang, der alle Teile der kolonialen Rechtsordnung untereinander verbindet, darf nie aus dem Auge gelassen werden, und es ist eine der Hauptaufgaben der Darstellung, eine strenge Systematik des Gesamtgebietes des Kolonialrechtes durchzuführen."

Es würde den Rahmen dieser Besprechung überschreiten, auf alle einzelnen Punkte der Köbnerschen Abhandlung einzugehen; nur wichtig aber die einzelnen Fragen für eine gesunde Kolonialpolitik sind, möge in folgendem dargetan werden.

Die Organisation der Gesetzgebung in unseren Schutzgebieten ist durch das Gesetz vom 16. April 1886 begründet, dessen § 1 lautet:

„Die Schutzgewalt in den deutschen Schutzgebieten übt der Kaiser im Namen des Reiches aus".

Dieser unverändert gebliebene Paragraph bildet auch heute noch den Kardinalgrundsatz des deutschen kolonialen Staatsrechts.

Hieraus folgernd ergibt sich ein weitgehendes kaiserliches Verordnungsrecht auf allen Gebieten der kolonialen Rechts-

Digitized by Google

ordnung. Da jedoch der allgemeine Grundsatz des deutschen Staatsrechts, daß Gesetzesrecht vor Verordnungsrecht geht, auch für die Schutzgebiete gültig ist, so erstreckt sich das kaiserliche Verordnungsrecht nicht auf die Punkte, die ausdrücklich bereits eine gesetzliche Regelung erfahren haben.

Da alle kaiserlichen Rechtsverordnungen für die Kolonien im Namen des Reiches erlassen werden, bedürfen sie nach Artikel 17 der Reichsverfassung der Gegenzeichnung des Reichskanzlers, wodurch dieser die Verantwortlichkeit übernimmt.

Durch die Novelle zum Schutzgebietsgesetz von 1888 wird dem Reichskanzler ein weitgehendes Verordnungsrecht übertragen. § 15 des Schutzgebietsgesetzes bestimmt:

„Der Reichskanzler ist befugt, für die Schutzgebiete oder für einzelne Teile derselben polizeiliche und sonstige die Verwaltung betreffende Vorschriften zu erlassen, und gegen die Nichtbefolgung derselben Gefängnis bis zu drei Monaten, Haft, Geldstrafe und Einziehung einzelner Gegenstände anzudrohen.

Die Ausübung der Befugnis zum Erlasse von Ausführungsbestimmungen (Absatz 1) und von Verordnungen der im Absatz 2 bezeichneten Art kann vom Reichskanzler der mit einem kaiserlichen Schutzbriefe für das betreffende Schutzgebiet versehenen Kolonialgesellschaft, sowie den Beamten des Schutzgebietes übertragen werden."

Die Uebertragung der Verordnungsbefugnisse an eine Kolonialgesellschaft ist bedeutungslos, da Kolonialgesellschaften, mit einem kaiserlichen Schutzbrief versehen, heute nicht mehr existieren.

Dagegen hat die Delegation des Verordnungsrechtes des Reichskanzlers an Beamte des Schutzgebietes nichts von ihrer Bedeutung verloren. Gemäß § 15 Sch.-G.-G. ist den Gouverneuren der einzelnen Schutzgebiete vom Reichskanzler die Verordnungsbefugnis übertragen worden. (Verf. vom 27. Sept. 1903, §§ 5 und 6, für die Schutzgebiete Afrikas und der Südsee; Erlaß vom 27. April 1898 § 1 für Kiautschou.)

Von dieser Verordnungsbefugnis, die durch das Gesetz ebenfalls wie die kaiserliche Verordnungsbefugnis ihre Begrenzung erfährt, wird von den Gouverneuren weitestgehender Gebrauch gemacht.

Daß aber die Verordnungen der Gouverneure in vielen Fällen der Rechtsgültigkeit ermangeln, ist oft schon nachgewiesen worden. (Siehe „Die Rechtsungültigkeit der Kreditverordnung." Hesse. Deutsche Kolonial-Zeitung 1904. Nr. 20. S. 190.)

Hieraus ist ersichtlich, daß selbst der höchste Beamte in den Kolonien im Zweifel sein kann, wie weit seine Verordnungsbefugnisse gehen.

Ein in allen Zweigen des Kolonialrechts vorgebildeter Beamter dürfte kaum in denselben Fehler verfallen.

Darum schaffe man einen Lehrstuhl für Kolonialrecht. Ein anderer Punkt, der von Köbner in seiner Abhandlung näher beleuchtet wird, ist das Verhältnis zwischen Verwaltungs- und richterlicher Tätigkeit in den Kolonien.

Bis heute sind die Bestimmungen des Gerichtsverfassungsgesetzes (Tit. 1) über das Richteramt noch nicht in den Schutzgebieten eingeführt worden. Die Regelung der kolonialen Gerichtsbarkeit ist ebenfalls der konsularen nachgebildet worden. Und da der Konsul sowohl Verwaltungstätigkeit wie richterliche in einer Person vereinigt, so haben wir dieselbe Erscheinung in den Schutzgebieten sehr zum Nachteil einer gesunden Wirtschaftspolitik.

Wie Köbner sehr richtig sagt, muß die Scheidung von Justiz und Verwaltung für die weiße Bevölkerung das baldigst zu erstrebende Ziel sein.

Die Einführung des Gerichtsverfassungsgesetzes ist eine unabweisliche Forderung, um das Vertrauen der weißen Bevölkerung zu der richterlichen Tätigkeit der hierzu berufenen Beamten zu stärken und zu befestigen.

Hoffen wir mit Köbner, daß der Mitwirkung der kolonialen Interessenkreise auch die geistige Mitarbeit der deutschen Rechtswissenschaft zur fruchtbringenden Fortbildung der kolonialen Rechtsordnung nicht versagt sei.

Eberhard v. Schlotz.

Bücher und Zeitschriften.

Das kausale Denken in deutschen Quellen zur Geschichte und Literatur des zehnten, elften und zwölften Jahrhunderts. Von H. Schneider. Gotha 1905. F. A. Perthes. 115 S.

Nachdem der Verfasser in der Einleitung Zweck und Begrenzung seines Werkes dargelegt, schildert er zuerst das kausale Denken bei den Historikern des zehnten Jahrhunderts. Obwohl sämtlich im Christentum aufgewachsen, zeigen sie doch unter dessen äußerlicher Hülle die stärksten Nachwirkungen heidnisch-antiker Denkweise, namentlich des Fatalismus. Die nächste Reihe dagegen steht unter dem Einflusse der kluniazensischen Frömmigkeitsbewegung, deren Folge ein schwach ansetzender Individualismus und Vertiefung christlichen Denkens, vor allem die Idee der Weltflucht (Klosterwesen!) und der Gängelung jedes Einzelnen durch Gott, ist. Die hiergegen einsetzende Reaktion wird im 3. Abschnitt geschildert; nun ist die göttliche Kausalität für alle Dinge bereits ein so feststehender Lehrsatz, daß man kein Interesse mehr an ihrer besonderen Hervorhebung hat und in eine gewisse Nüchternheit verfällt. Indessen erlebt der kluniazensische Enthusiasmus eine zweite Epoche, angefacht durch den Investiturstreit und die Kreuzzüge. Jetzt, nachdem das christliche Denken ganz festgewurzelt ist, erscheint Gott als der Schirmherr der großen Parteien in Kirche und Staat, welchen die betreffenden Historiker angehören. Der letzte Abschnitt schildert die erste Spaltung des mittelalterlichen Denkens. In den oberen Schichten der damaligen Gesellschaft wird der Kluniazismus überwunden und durch weltlich-ritterliche Anschauungen verdrängt, die schließlich sogar zu einer rein physikalischen Kausalität überleiten. (?? Der Ref.). Aber dem stehen andere Schriftsteller gegenüber, welche die volkstümlich-kirchliche Anschauungsweise vertreten, entstanden durch das jetzt erst vollzogene Eindringen des Kluniazismus in die unteren Volksmassen und die endgültige Verschmelzung polytheistischer Glaubensreste mit dem Christentum. So zeigt sich die Spaltung sowohl der Bildung als auch der Stände deutlich in Geschichtschreibung und Dichtung.

Der zweite Teil des Buches bringt eine Zusammenfassung, in der die Ausbildung des Systems und die psychologische Grundlage beschrieben wird, namentlich die allmähliche Individualisierung und Befreiung des Denkens. Das Werk bietet eine interessante, genau detaillierte und exemplifizierte Zusammenstellung, wertvoll für die Geschichte der Geistesentwicklung; aber es behandelt den Stoff etwas zu unvermittelt. Ueber den Begriff der Kausalität an sich, seine Anwendung bei den Historikern im allgemeinen, den Unterschied zwischen heidnischer und christlicher Weltanschauung, die kirchliche Bewegung, namentlich zur Zeit des Kluniazismus, die Ursache des Streites zwischen Kaiser und Papst, der Kreuzzüge, der Ständebildung, über Parallelerscheinungen in anderen Völkern und Zeiten usw. erfahren wir so gut wie nichts; die Kenntnis alles dessen wird beim Leser vorausgesetzt. Auch eine Nutzanwendung auf moderne Geschichtstheorien, z. B. die materialistische Geschichtsauffassung fehlt, obwohl das sehr nahe liegt. Es werden also durch diese fleißige Arbeit eigentlich erst Bausteine für ein größeres Werk geliefert.

Fr. v. Stromer-Reichenbach.

Allgemeine Rundschau.

Adolf Toblers 70. Geburtstag.

R. Der ausgezeichnete Vertreter der romanischen Philologie Prof. Dr. Ad. Tobler in Berlin vollendet heute (Dienstag) das siebzigste Lebensjahr. Tobler, geb. am 23. Mai 1835 zu Hirzel bei Zürich als Sohn eines Pfarrers, studierte in Bonn und promovierte daselbst 1857 auf Grund einer „Darstellung der lateinischen Konjugation und ihrer romanischen Gestaltung u. s. w." Einige Jahre lebte er in Rom, in Toskana und Paris; dann wirkte er von 1861 bis 1866 an den Kantonsschulen Solothurn und Bern. Dort habilitierte er sich 1867 als Privatdozent. Schon vier

Digitized by Google

Monate später wurde er als außerordentlicher Professor nach Berlin berufen; Friedrich Diez, sein Lehrer in Bonn, hatte die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt. Drei Jahre später rückte Tobler zum Ordinarius auf. Durch seine Berufung wurde die bisher nur durch Lektoren vertretene romanische Philologie ein vollwertiger Gegenstand des akademischen Unterrichts. 1881 wurde er Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften. Im Jahre 1890/91 stand er als Rektor an der Spitze der Berliner Universität. Toblers Arbeitsgebiet war anfänglich vorzugsweise die italienische Sprache und Literatur, später wandte er sich wesentlich der französischen Philologie im weitesten Umfang zu, zu der er als Literarhistoriker, Grammatiker und Lexikograph zahlreiche und wertvolle Beiträge geliefert hat. Von dem Ansehen, das der treffliche Gelehrte in der wissenschaftlichen Welt genießt, zeugt die Tatsache, daß er auch vielen ausländischen Akademien, so z. B. denen in Wien, Bukarest, Turin, Neapel und Gotenburg, als Mitglied angehört. — Zu Ehren von Prof. Tobler wird von seinen Verehrern und Schülern ein Festmahl in der Berliner Ressource veranstaltet. Auch sonst sind dem Gefeierten verschiedene Ehrungen zugedacht.

*

Ein Freimaurerliederbuch als Quelle von Schillers „Lied an die Freude"?

∽ Auf merkwürdige Aehnlichkeiten und die wohl nicht ohne weiteres von der Hand zu weisende Möglichkeit eines weiteren Zusammenhangs zwischen Schillers „Lied an die Freude" und einem alten Freimaurerliederbuch macht in dem Schiller-Heft der von ihm herausgegebenen „Kant-Studien" („Schiller als Philosoph und seine Beziehungen zu Kant") Professor Hermann Vaihinger in Halle aufmerksam. Vor einigen Jahren erwarb derselbe zufällig — wie er hinzufügt, ohne selbst Freimaurer zu sein — von einem Breslauer Antiquariat eine auf Halle bezügliche Seltenheit: „Lieder mit Melodien zum Gebrauch der Loge zu den drey Degen in Halle. Halle 1784." In diesem Büchlein, das viele charakteristische Einblicke in die Denkweise der damaligen Freimaurerkreise bietet, findet sich u. a. ein Lied „An die Freude", dem ein anderes „Der Entschluß" folgt, und die beide in einigen Strophen ganz an Schillers Lied an die Freude anklingen. Das erste beginnt mit den Versen:

> Vom Olymp ward uns die Freude,
> Ward uns die Fröhlichkeit gesandt;
> Blumenkränze tragen beyde
> Für Euch, Ihr Brüder, an der Hand.

Diesem Liede, das offenbar auch dem bekannten Studentenlied „Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude" als Quelle gedient hat, folgt nun das zweite („Der Entschluß") mit folgenden Strophen:

> Höher klimmen wollen wir,
> Unsern Pfad, ihr Brüder!
> Losung sei uns Wißbegier,
> Unser Wandel bieder,
> Unser Blick sei Heiterkeit,
> Unser Zweck Vollkommenheit.

> Oben über'm Sternenheer
> Herrschet unser Meister,
> Um ihn rollen Welten her
> Und ihm dienen Geister.
> Zürnen Seines Angesichts
> Wandelt beide in ein Nichts.

> Drüben, drüben über'm Grab
> Leuchtet er uns näher,
> Fröhlich werft die Hüllen ab,
> Einst beglückt're Späher!
> Jauchzt, die Gruft beschließt uns nicht,
> Heller sehn wir dann das Licht.

> Höher klimmen wollen wir,
> Weise sein und bieder,
> Glühn von heißer Dankbegier
> Gegen ihn, ihr Brüder,
> Der uns drüben über'm Grab
> Auch die hellste Aussicht gab!

Man erkennt leicht, schreibt hierzu Professor Vaihinger, daß diese Gedanken teilweise wörtlich an Stellen aus dem Lied „an die Freude" anklingen. Bemerkenswert ist noch, daß in dem Liederbuch auch die Form der Gesellschaftslieder, speziell mit einfallendem Chor der „Brüder" — eine Form, welche Schiller seinem Lied an die Freude gegeben hat — öfters vertreten ist. Freilich ist damit nicht gesagt, daß Schiller diese Lieder nun gekannt haben muß; aber es besteht doch immerhin die Möglichkeit, daß sie ihm bekannt gewesen sind.

Schiller selbst war freilich nicht Freimaurer. Daß er mit Freimaurern verkehrt hat, ist aus seinem Leben bekannt. Schon in der Mannheimer Zeit besuchte ihn ein Freimaurer, um ihn für seinen Orden zu gewinnen, wie Wychgram in Schillers Leben (4. Aufl. S. 134) erzählt. Das Hallische Liederbuch ist im Jahre 1784 erschienen; im Jahre 1785 hat Schiller sein Lied an die Freude gedichtet. Es braucht gar nicht jenes Hallische Liederbuch in seine Hände gelangt zu sein: solche Lieder, wie sie ohne Verfasser in jenem Liederbuch stehen, werden wohl auch in anderen Freimaurerliederbüchern abgedruckt worden sein. Daß übrigens zu Schillers Lied an die Freude auch schon andere Quellen bekannt sind, darf nicht verschwiegen werden. Speziell sind hier zu erwähnen Hagedorns Ode: „Freude, Göttin aller Herzen", und das Lied von Uz: „Freude, Königin der Weisen". Aber das schließt nicht aus, daß Schiller auch diese Freimaurerlieder gekannt habe, die jedenfalls mit seiner ganzen damaligen — also vorkantischen — philosophischen Denkweise, der rationalistischen Glückseligkeitsphilosophie des nach Deutschland übertragenen englischen Deismus, aufs beste übereinstimmen.

*

Kleinere Mitteilungen.

S. Schutz der Altertumsfunde in Württemberg. Es hat in der letzten Zeit in Württemberg ein besonderer Fall gespielt, daß Altertumsfunde dem Lande verloren gingen. Daraufhin bringt das Konsistorium auf Mitteilung des Kultusministeriums sämtlichen Geistlichen und Lehrern eine Zuschrift des Landeskonservators zur Nachachtung. Darin wird ersucht, von neuen Altertumsfunden den öffentlichen Blättern nicht früher als der Direktion der Staatssammlung vaterländischer Altertümer Nachricht zu geben. Sonst dient erfahrungsgemäß die Zeitungsnachricht leicht dazu, daß der Fund für die Staatssammlung und für die Wissenschaft verloren geht. Einzelfunde von Altertümern haben vor allem die Bedeutung, daß sie oft größere Kulturreste von Wohnungen oder Gräbern anzeigen. Diesen sollte sobald als möglich nachgeforscht werden, doch nur mit sachkundiger Hand. Der Konservator wird sich unter Umständen mit den Leitern der nächsten öffentlichen Sammlung in Verbindung setzen. Die Mitteilung an den Konservator oder an die Direktion der Staatssammlung kann auch durch Vermittlung des „Pflegers" oder Bezirkskorrespondenten der Staatssammlung geschehen oder durch das Schultheißenamt, das angewiesen ist, von solchen Funden dem kgl. Oberamt aber in dringenden Fällen dem Konservator unmittelbar Anzeige zu machen. Es hofft die Regierung mit diesem Vorgehen der Verschleuderung und dem Verkauf ins Ausland so weit als möglich vorzubeugen.

• Gründung einer biologischen Gesellschaft für Tierzucht. In der am 18. Mai zu Halle im Landwirtschaftlichen Universitätsinstitut unter dem Ehrenvorsitz Sr. Exz. Professor Kühn tagenden Versammlung wurde in Gegenwart zahlreicher Vertreter der Wissenschaft und Praxis die Gründung einer biologischen Gesellschaft für Tierzucht zum Beschluß erhoben. Die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft war durch ihren Geschäftsführer, Herrn Landesökonomierat Wölbling, der Deutsche Landwirtschaftsrat durch Herrn Geheimen Hofrat Kellner vertreten. In den Vorstand wurden gewählt: Exzellenz Kühn als Vorsitzender, Geheimrat Lydtin als stellvertretender Vorsitzender, die Herren Domänenrat Brödermann und Oekonomierat Hoesch als Beisitzer, Privatdozent Professor Dr. Rob. Müller als Geschäftsführer. Dem Vorstand wurde ein vierzehngliedriger Ausschuß an die Seite gestellt.

Digitized by Google

az. Für den „Deutschen Archivtag", der, wie berichtet, am 25. September in Bamberg abgehalten werden wird, haben folgende Gelehrte Vorträge bezw. Referate übernommen: 1. kaiserl. Archiv-Direktor Dr. Wolfram (Metz), 2. kaiserl. Archiv-Direktor Prof. Dr. Wiegand (Straßburg), 3. kgl. Archiv-Direktor Dr. Bär (Danzig), 4. k. Oberregierungsrat am kgl. Hauptstaatsarchiv Dr. Ermisch (Dresden), 5. Grh. Archivrat Dr. Grotefend (Schwerin), 6. kgl. Reichsarchiv-Assessor Dr. Knapp (München), 7. kgl. Reichsarchivrat Sebert (Bamberg).

M. C. Aus Italien. Der Mailänder Gerichtshof hat eine prinzipiell wichtige und interessante Entscheidung gefällt. Der verstorbene Direktor des Mailänder Staatsarchivs, Dr. Muoni, hinterließ eine Sammlung von Urkunden und Dokumenten aus der vorösterreichischen Zeit der Lombardei, besonders aus den Jahren 1100—1600, die er auf die verschiedenste Weise zusammengebracht hatte. Als Muonis Erben begonnen die Sammlung zu verkaufen, erhob das italienische Ministerium des Innern als Chef der Archivverwaltung Einspruch und behauptete, es bestehe ein Recht des Staates auf alle Dokumente, die einmal ihrem Charakter nach einem öffentlichen Archiv angehört haben müssen. Demzufolge erwirkte die Regierung eine Beschlagnahme der Kollektion Muoni. Der Mailänder Gerichtshof hat aber gegen die Regierung entschieden. Das Urteil führt aus, daß der Staat sein Anrecht auf ein Archivstück dadurch verliert, daß er es eben aus dem Archiv entfernen läßt, ohne Schritte zur Wiedererlangung zu tun. Vollends könne aus der Tatsache, daß das Königreich Italien der heutige Rechtsnachfolger der Herzoge von Mailand, der spanischen Krone und Oesterreichs sei, nicht gefolgert werden, daß jedes alte Dokument, das seinerzeit auch mit Wissen der jeweiligen Regierung aus dem Archiv entfernt worden sein könne, ohne weiters einen Bestandteil des italienischen Staatsarchivs bilde. Der Sequester über die Sammlung Muoni sei daher aufzuheben und der freie Verkauf zu gestatten.

* Deutsche Lehrer fürs Ausland gesucht. Die deutsche Schule zu Malaga sucht zum 1. Oktober 1905 einen erprobten Volksschullehrer. Gehalt: 2400 Pesetas (etwa 1920 M.). 28 Pflichtstunden. Verpflichtung auf 2 Jahre. Freie Hin- und Rückreise. — Die deutsche Schule zu Kairo sucht zum 1. Oktober 1905 einen evangelischen Volksschullehrer mit der Befähigung für den Gesang- und Turnunterricht, sowie Organistendienst. Anfangsgehalt: 2200 M. und möbliertes Zimmer. Verpflichtung auf 3 Jahre. Freie Hin- und Rückreise. Bewerbungen tüchtiger, gesunder und unbescholtener Lehrkräfte mit beglaubigten Zeugnisabschriften, Lebenslauf und Photographie sind nur zu richten an die Lehrervermittelungsstelle des Allgemeinen Deutschen Schulvereins, Berlin W 62, Landgrafenstraße 7/III.

Hochschulnachrichten.

* Stuttgart. Mit einer Antrittsvorlesung „Der Begriff und die Aufgabe der Rassenhygiene" hat sich Dr. Ludwig Bauer an der hiesigen Technischen Hochschule als Privatdozent für Hygiene eingeführt.

* Berlin. Zu Ehren des Altmeisters der Rechtswissenschaft, Professors Heinrich Dernburg, der am 21. v. M. das Jubiläum der fünfzigjährigen Tätigkeit als ordentlicher Professor begangen hatte, fand, wie wir der Vossischen Zeitung entnehmen, am Samstag im Zoologischen Garten zu Berlin ein Festmahl statt. Es waren alle Mitglieder der Fakultät, zahlreiche Rechtslehrer, Richter und Anwälte und sonstige Verehrer des Jubilars versammelt. Professor Hellwig gab in der Ansprache in gedankenreicher Rede ein Bild von dem Lebensgange Dernburgs und seiner Bedeutung in der Rechtswissenschaft. Sofort erhob sich Dernburg; Recht und Gerechtigkeit nebeneinander stellend, legte er sein Streben und Wollen in eingehender Rede offen und schloß mit einem mit Jubel aufgenommenen Gruß an die Anwesenden. Zahlreiche Tischreden folgten. Nachdem Pf. Esmann kundgegeben hatte, daß die Universität Münster den alten Herrn zum jüngsten Doktor der Staatswissenschaften ernannt habe, erhob sich Dernburg zum Schlußwort, das in einem Zuruf an die deutschen Universitäten, ihre Lehrer und Schüler gipfelte und allgemeinen Beifall erregte.

* Wien. Der Privatdozent der Kinderheilkunde an der hiesigen Universität Dr. A. v. Hüttenbrenner ist gestorben.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. Wilhelm Rudeck: Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 58 historischen Illustrationen. Berlin 1905. H. Barsdorf. 514 S. — Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen. Herausgegeben von Prof. Dr. Erich Liesegang. (6. Jahrg. No. 5 und 6. Mai-Juni 1905.) Leipzig 1905. Otto Harrassowitz. — Ali Rouri: Unter dem Szepter des Sultans. Berlin 1905. C. A. Schwetschke u. Sohn. 216 S. — Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Gegründet von Bruno Hildebrand. Herausgegeben von Dr. J. Conrad. (3. Folge. 29. Band. 4. Heft. April 1905. Nebst Volkswirtschaftlicher Chronik, März 1905.) Jena 1905. Gustav Fischer. — Dr. Emil Spira: Die Zuchthaus- und Gefängnisstrafe, ihre Differenzierung und Stellung im Strafgesetze. Ein Beitrag zur Strafrechtsreform. München 1905. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 167 S. — Adolf Bartels: Das Weimarische Hoftheater als Nationalbühne für die deutsche Jugend. Eine Denkschrift. Weimar 1905. Hermann Böhlaus Nachf. 60 S. — Dr. Alexander Tille: Der soziale Ultramontanismus und seine „Katholischen Arbeitervereine". (Sozialwissenschaftliche Zeitfragen. Heft 4.) Berlin 1905. Otto Elsner. 80 S. — Theodor Alt: Die Entstehungsgeschichte des Ottheinrichsbaues zu Heidelberg, erörtert im Zusammenhang mit der Entwicklungsgeschichte der deutschen Renaissance. Heidelberg 1905. Karl Winter. 180 S. — Dr. Konrad Zoro: Ueber die Tilgung von Staatsschulden. (Abhandlungen aus dem Staats-Verwaltungs- und Völkerrecht. Band I. Heft 3.) Tübingen 1905. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 121 S. — Dr. med. Ludwig Pfeiffer: Die Impfklauseln in den Weltpolicen der Lebensversicherungsgesellschaften. Ein Beitrag zum IV. Internationalen Kongress für Versicherungs-Medizin. (Veröffentlichungen des Deutschen Vereins für Versicherungswissenschaft. Heft V.) Berlin 1905. E. S. Mittler u. Sohn. 92 S. — Schiller-Denkschrift. Hersg. v. Prof. Dr. Chr. G. Hottinger. Berlin 1905. Selbstverlag. — Schiller-Album. Dresden. Schiller-Verlag v. J. L. Stanga. — A. v. Boguslawski: Los vom Joche der Sozialdemokratie! Ein Mahnwort. Leipzig 1905. Wilhelm Weicher. 96 S. — Friedrich v. Oppeln-Bronikowski: Fesseln und Schranken. Dichtung und Wahrheit aus dem Offiziersleben. Berlin, Leipzig, Paris 1905. Hüpeden u. Merzyn. 431 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Akademischer Verlag

Leipzig und Wien.

Soeben erschienen: (13329)a

1. **„Der Sagenkreis vom geprellten Teufel".** Von Professor August Wünsche. Preis: M. 3.— = K. 3.50.

2. **„Pythagoras und Heraklit".** Von Dr. Wolfgang Schultz. Heft 1 der: Studien zur antiken Kultur. Preis: M. 4.— = K. 4.80.

3. **„Vom Typus in der Kunst".** Von Dr. Hans v. Hollenhaag. Preis: M. 2.— = K. 2.40.

4. **„Aryavarta".** Von Harald Arjuna Graevell Preis: M. 3.— = K. 3.60.

5. **„Zwei Schillerreden".** Von Friedrich Jodl, o. ö Professor der Universität Wien. Preis M. —.80 = K. 1.—.

6. **„Die österreichisch-ungarische Sphinx".** Von Sektionschef Ritter v. . . . . a. Preis: M. —.80 = K. 1.—.

Digitized by Google

Jahrgang 1905. München, Donnerstag, 25. Mai. **Nummer 121.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber. Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Zur Verfassungsgeschichte der französischen Revolution.

I

Als ein reiches Gemälde über den großen Text: Menschenrecht und Menschenwert hat Fichte die französische Revolution betrachtet und gedeutet: wohl im Hinblick auf jene gesetzgeberische Tat, die gleich zu Beginn der mächtigen Umwälzung ihren Genius bei seinem großen Namen rief, die Erklärung der Rechte, welche den Grund wie das Thema der Revolution angegeben hat. Gerade dieser ihr Charakter eines Anfangs, eines Präludiums zu den ungeheuren Geschehnissen, mit denen sich die ganze Folgezeit auseinanderzusetzen hatte, mag die Tatsache erklären, daß man bis vor kurzem mehr die Wirkungen und Nachahmungen als die Voraussetzungen und Vorbilder der Rechteerklärung in die Sphäre der wissenschaftlichen Betrachtung zog, und beinahe natürlich wird es scheinen, daß es der deutschen Wissenschaft, der eigentlichen Weltwissenschaft, vorbehalten blieb, jene Sphäre in der angegebenen Richtung zu erweitern. In einer vor zehn Jahren veröffentlichten Untersuchung hat der Heidelberger Staatsrechtslehrer Georg Jellinek den Ursprung des Gedankens aufgezeigt, angeborene Rechte des einzelnen gesetzlich fest- und sicherzustellen.[1]) Er vermochte nachzuweisen, daß die auf Anerkennung solcher Rechte zielende Bewegung, deren Höhenmarke durch die französische Deklaration von 1789 bezeichnet wird, im religiösen Boden wurzelt und von dem souveränen Individualismus in Glaubenssachen ihren Ausgang genommen hat. Gegen Janet führt er den scharfsinnigen und einleuchtenden Beweis, daß die französische Erklärung nicht aus dem contrat social stammt und gerade im Gegensatz zu einer Lehre entstanden ist, welche die Vorstellung eines ursprünglichen, in die Gesellschaft herübergenommenen und hier als Schranke des Souveräns wirksamen Rechtes ausdrücklich ablehnt. Vielmehr hat man die Quelle der französischen Erklärung in den bills of rights zu sehen, welche die Einzelstaaten der nordamerikanischen Union an die Spitze ihrer Verfassungen stellten, vor allem in der virginischen Declaration of rights vom 12. Juni 1776, die schon Zeitgenossen wie Lafayette und Condorcet als die erste wirkliche Rechteerklärung gepriesen habe. Daraus ergibt sich für Jellinek das andere Problem, wie gerade die Amerikaner zu derartigen Festsetzungen gekommen sind. Er verwirft die freilich allzu naheliegende und eben darum unwahrscheinliche Hypothese, daß hier berühmte englische Gesetze, wie die Magna charta, die petition of right von 1627, die Habeas-Corpus-Akte von 1679 und die bill of rights von 1689 Modell gestanden haben, und führt aus, daß der Grundsatz vom Urrecht der Bekenntnisfreiheit, wie er in den nordamerikanischen Kolonien Englands als ein Reflex des historischen Anlasses der Kolonisierung erscheint, den Typus darstellt für die gesetzliche Aussprache unverjährbarer, angeborener, geheiligter Rechte, daß von diesem Kristallisationspunkt aus sich die Rechte des Individuums spezialisierten, nicht als Ergebnisse einer literarischen Bewegung, sondern als Frucht geschichtlicher Fügungen und Prüfungen. Der grundlegenden Einsicht, daß die Glaubensfreiheit gleichsam der Versuchsbegriff für das ganze moderne Individualrecht gewesen ist, hat sich der Professor am katholischen Institut von Toulouse Louis Saltet in einem bemerkenswerten Vortrag angeschlossen, der die Folgerungen Jellineks acceptiert und insbesondere die logische Unmöglichkeit hervorhebt, aus dem Gedankenkreise des contrat social heraus zu einer rechtlich geschützten Einzelsphäre zu gelangen.[2]) Saltet weist treffend darauf hin, daß sich der contrat social bald stärker erwies als das amerikanische Beispiel, und daß das Recht der religiösen Bekenntnisfreiheit nicht nur durch seine Herkunft, sondern auch durch seine Schicksale in den wechselnden Phasen der Revolution für die übrigen Grundrechte paradigmatisch geblieben ist.

Die Aehnlichkeit der historischen und politischen Motive und Zwecke läßt es begreiflich erscheinen, daß Frankreich die Formel für den Uebergang vom alten Regime zu einem demokratischen Gemeinwesen, für das Verhältnis des Staates zum Menschen und Bürger den amerikanischen Erklärungen entnahm, welche die gleiche Aufgabe im Zeichen der gleichen Formel gelöst hatten. Für Jellinek ist es ein Satz von unwiderlegbarer Gewißheit, daß die Prinzipien von 1789 in Wahrheit jene von 1776 sind. Aber er erkennt und anerkennt die große verfassungsgeschichtliche Leistung, welche die Rezeption jener Prinzipien bedeutet: sie wären auf Amerika beschränkt geblieben, wenn Frankreich sie nicht aufgenommen und verbreitet hätte. Trotzdem glaubte der Pariser Rechtslehrer Larnaude im Vorwort zu der französischen Uebersetzung von Jellineks Abhandlung gewisse Empfindlichkeiten seiner Landsleute mit dem Hinweis auf die Tatsache beruhigen zu müssen, daß der religiöse und amerikanische Ursprung der Rechteerklärung für ihre historischen Schicksale und Wirkungen fast ohne Belang, daß diese Erklärung vielmehr in ihrem Wesen französisch und revolutionär ist.[3]) Ein berühmtes Mitglied des Institut

[1]) Siehe Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Jahrgang 1896, Nr. 142, 143.

[2]) L'origine réligieuse de la déclaration des droits de l'homme in den Conferences pour le temps présent. Paris, Lecoffre 1903 S. 55 ff.

[3]) La déclaration des droits de l'homme et du citoyen Par *George Jellinek*, professeur de droit à l'université de Heidelberg. Traduit par *Georges Fardis*, avocat. Préface de *M. F.*

Digitized by Google

de France, Emil **Boutmy** — bekannt vor allem durch seine geistreichen Untersuchungen zur politischen Psychologie der angelsächsischen Rasse —, ließ jene Note des wissenschaftlichen Nationalismus noch stärker anklingen in einem Aufsatz, der gegen Jellinek die Bedeutung des contrat social für die Idee und die Tatsache einer solchen Solennisierung des subjektiven Rechtes behauptet und im Hinblick auf die verschiedene Zweckbestimmung die Vorbildlichkeit der amerikanischen Deklarationen für Frankreich leugnet.[4]) Er will den spekulativen Teil der französischen Erklärung aus dem „fonds commun" des 18. Jahrhunderts herleiten, welcher als Extrakt der Denkarbeit Lockes, Voltaires, Montesquieus und Rousseaus die typische Geistesverfassung und Grundstimmung darstellt, aus der sowohl in Amerika wie in Frankreich die Idee einer feierlichen und allgemeinen Beurkundung angeborener Rechte hervorgegangen ist. Damit wäre freilich angesichts des überragenden Anteils, der den Franzosen in jenem Fermentationsprozeß der politischen Aufklärung gebührt, die Bodenständigkeit der Deklaration von 1789 erwiesen, soweit es auf den in ihr verarbeiteten Rohstoff ankommt. Den Weg aber, der von der Forderung des Philosophen zur Tat des Gesetzgebers führt, hat Boutmy nicht erhellt, und das ist nicht bloß der Kern des Problems, sondern auch das eigentliche Beweisthema Jellineks, der sich als deutscher Gelehrter veranlaßt sah, den ebenbürtigen Gegner sozusagen im eigenen Lager aufzusuchen und den Franzosen im leichten Linienfluß ihres Sprachgewandes die Frage näher zu bringen.[5]) Er ist nicht im Widerspruch mit sich selbst, wenn er zugibt, daß die französische Literatur des 18. Jahrhunderts gewisse Ideengänge entwickelt hat, die dann bei der Redaktion der Menschenrechte ihre Verwertung fanden. Franzosen, Deutsche, Engländer, Italiener haben solche Ideengänge gewiesen und verfolgt, aber erst die amerikanische Revolution hat den Menschenrechten das Werdewort gesprochen; und im Gegensatz zu jener internationalen Aufbereitung des theoretischen Materials war die energische und präzise Herausarbeitung einer Reihe von individuellen Freiheitsrechten der große praktische Fortschritt, der den Amerikanern zu danken ist. Gegen Boutmy beruft sich Jellinek auf Taine, der aber nur die logische und funktionelle Minderwertigkeit der französischen Rechteerklärung im Vergleich mit den amerikanischen Deklarationen behauptet und die Prioritätsfrage offen läßt. Für diese konnte Jellinek mit besserem Recht auf die Ausführungen Aulards verweisen, der nicht bloß den Einfluß der amerikanischen Verfassungen auf die Literatur der Vorrevolution erkannt, sondern namentlich die virginische Declaration of rights geradezu als die künftige Rechteerklärung der Franzosen bezeichnet hat. In der zweiten Auflage der Untersuchung, die zu der interessanten und lehrreichen Kontroverse Anlaß bot, hat Jellinek seine Hauptthese festgehalten und vertieft.[6]) Er hat insbesondere der Einwirkung des Naturrechtes auf die Formulierung der amerikanischen und französischen Sätze ein neues Kapitel gewidmet und weist hier nach, daß die naturrechtliche Doktrin bis ins 18. Jahrhundert nur angeborene Menschenrechte auf Leben, Freiheit und Eigentum kennt, und daß die Forderung eines ganzen Katalogs spezialisierter Grundrechte, der abstrakte Ansprüche an den Staat zu Gesetzen für den Staat erhebt, vor der amerikanischen Revolution nirgends zu finden ist.

Zwischen Jellinek und Boutmy sucht eine Schrift des Privatdozenten an der Rechtsfakultät Aix J. **Tchernoff**, dem ein Buch über die republikanische Partei unter der Juli-Monarchie den Beifall der Fachgenossen erworben hat, in der Frage nach dem Ursprung der Menschenrechte ihren eigenen Weg.[7]) Er ist bemüht, die übrigens bereits verblassende Legende von der strikten Gegensätzlichkeit der Theorien Montesquieus und Rousseaus zu zerstören, und findet — ungeachtet aller Verschiedenheit in Methode und Tendenz — die Quelle beider Systeme in der politischen Literatur des 16. Jahrhunderts. Er stimmt also mit Jellinek überein, wenn er die starke Ausstrahlung des religiösen Vorstellungskreises gelten läßt, und tritt Boutmy zur Seite, soweit er für die Rechteerklärung den nationalfranzösischen Charakter in Anspruch nimmt. Interessant ist sein leider etwas flüchtig geratener Versuch, die Bestandteile jener Erklärung historisch-kritisch zu sondern. Ihre philosophischen Definitionen führt er auf Rousseau, den Begriff geheiligter und unverjährbarer Rechte auf Languet und La Boétie zurück. Die Anerkennung des Privateigentums muß Bodin, jene der Gewissensfreiheit Mirabeau gutgeschrieben werden. Die Artikel, welche die Gewaltenteilung und das Habeas Corpus-Recht betreffen, weisen auf Montesquieu, und den Gedanken einer Rechteerklärung überhaupt sollen die Schriften Mablys dem französischen Publikum vermittelt haben. Da aber für die Lösung eines Problems bekanntlich durch die Aenderung der Problemstellung nichts gewonnen wird, so bleibt auch nach Tchernoff die Transsubstantiation, welche die Elemente der Theorie in den Paragraphen des Gesetzes überleitet, ein rätselhafter Vorgang. Daß das dogmatische Rüstzeug, mit welchem die französische Demokratie des 18. Jahrhunderts arbeitet, bis ins einzelne aus der politischen Kampfliteratur der Hugenotten stammt, hat **Méaly** in einem trefflichen Buch über die Anfänge des französischen Liberalismus nachgewiesen, das nicht weniger den Ideenreichtum der Reformation als die Ideenarmut der Revolution beleuchtet.[8]) Allein gerade die Spuren der Menschenrechte brauchte man nicht in entlegene Epochen zu verfolgen. An der Hand von Flammermonts Sammlung der Remonstranzen des Pariser Parlaments hat ein jüngerer deutscher Gelehrter, der Freiburger Historiker Adalbert **Wahl**, den überzeugenden Nachweis geliefert, daß die drei Menschenrechte der Freiheit, des Eigentums und der Sicherheit, auf welche sich die virginische Erklärung bezieht und, wie Wahl meint, beschränkt, schon mehr als ein Jahrzehnt vorher im Sprachgebrauch der französischen Magistratur erscheinen.[9]) Wahl benutzt diese Wahrnehmung nur als Illustrationsfaktum für jenen großen Wandlungsprozeß, den er seit dem Tode Ludwigs XIV. in den Ansichten der Regierenden, des Königs und seiner Minister einerseits, der hohen Beamtenschaft andrerseits, bemerkt. Er glaubt insbesondere feststellen zu können, daß die Anschauungen der Krone und ihrer Ratgeber unter Ludwig XV. keine Fortbildung, aber sofort mit dem Regierungswechsel des Jahres 1774 eine Umbildung erfahren, durch welche sie sich der Theorie der Parlamente bedeutsam nähern. Für diese soll nach Wahl die Jahrhundertmitte den kritischen Wendepunkt bilden, von der ab die revolutionäre Tendenz der Entwicklung deutlich zutage trete: wie ja schon Voltaire mit tiefsinnigem Scherz gemeint hat, daß um die Mitte des Jahrhunderts die Nation, übersättigt durch Verse, Theaterstücke, Romane, durch Streitigkeiten über die Gnade und die Konvulsionen, angefangen habe, über das Getreide nachzudenken. Der Einfluß, den Bossuet auf die parlamentarischen Anschauungen vor 1750 übt, wird ungefähr in diesem Zeitpunkt vom „Esprit des lois" abgelöst, der eine grundsätzliche Verschiebung des Wertverhältnisses zwischen Gesamtheit und Individuum herbeiführt und in der Denk- und Ausdrucksweise der Parlamente — um die pointierte Formulierung Wahls zu wiederholen — an die Stelle des Ideals eines Gerechtig-

Larnaude, professeur à la faculté de droit de l'Université de Paris. Paris, Fontemoing 1902. S. VIII.

4) La déclaration des droits de l'homme et du citoyen et M. Jellinek: Annales des sciences politiques. Bd. XVII, S. 415 ff.

5) La déclaration des droits de l'homme et du citoyen (Réponse de M. Jellinek à M. Boutmy): Revue du droit public et de la science politique. Bd. XVIII S. 385 ff.

6) Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte. Ein Beitrag zur modernen Verfassungsgeschichte. Zweite erweiterte Auflage. Leipzig, Duncker u. Humblot 1904.

7) Montesquieu et J. J. Rousseau. Contribution à l'étude de la philosophie politique du XVIIIe siècle. Paris, Chevalier-Marescq 1903.

8) Les publicistes de la réforme sous François II et Charles IX. Paris, Fischbacher 1903.

9) Politische Ansichten des offiziellen Frankreich im achtzehnten Jahrhundert. Ein Vortrag. Tübingen und Leipzig, Mohr, 1903.

Digitized by Google

keitsstaates das des Rechtsstaates setzt. Die Meinung der Parlamente, daß der König nur durch sie und zu ihren Gunsten inform des Registrierungs- und Remonstranzrechtes beschränkt sei, wird seit 1750 auch in der obersten Judikatur selbst durch die Doktrin verdrängt, welche die Parlamente bloß als Vertreter der Nation und als Platzhalter der Reichsstände betrachtet. Ludwig XV. hat diese Wendung in den politischen Grundlehren nicht mitgemacht, ihnen und ihren Trägern vielmehr die überlieferte Theorie des Gottesgnadentums entgegengestellt. Die Behauptung Wahls, daß hierin mit Ludwig XVI. ein gänzlicher Umschwung einsetzt, hält genauerer Prüfung nicht stand. Auch sonst wird mancher seiner Darlegungen Widerspruch und Berichtigung nicht erspart bleiben, wozu Wahls interessanter und anregender Versuch einer Vorgeschichte der Revolution, dessen Einleitungsband vor kurzem die Presse verlassen hat, neue Gelegenheit bieten dürfte.[10])

Im Anschluß an Wahl trägt Richard Schmidt in seiner „Allgemeinen Staatslehre" gegen Jellinek die Meinung vor, die Menschenrechte seien bereits der Terminologie der Parlamente geläufig, wurzeln also in der nationalfranzösischen Doktrin und bilden den konsequentesten Ausdruck des westeuropäischen Naturrechts.[11]) Ihm und Wahl als seinem Hauptgewährsmann entgegnet Jellinek, daß Menschenrechte dem 18. Jahrhundert lange vor den großen Revolutionen beider Welten bekannt gewesen sind; aber ihre gesetzliche und daher den Staatsbau bestimmende Formulierung stamme nicht allein aus der Naturrechtslehre, namentlich nicht die Aufstellung eines Katalogs spezialisierter Freiheitsrechte neben den form- und inhaltslosen Gemeinplätzen des Naturrechts. Jellineks Meinung, daß nicht diesen, sondern jener legislativen Prägung der Menschenrechte verfassungsgeschichtliche Bedeutung zukommt, sucht Schmidt in einer Anmerkung seiner vor kurzem veröffentlichten Betrachtungen zur Systematik und Gesetzesreform des modernen Zivilprozeßrechts mit dem Hinweis auf die sicherlich nicht kontroverse Tatsache zu widerlegen, daß gerade in Verbindung mit der Naturrechtslehre der Aufklärungsphilosophie der Absolutismus des 18. Jahrhunderts die Grundlagen der Staatsrechtssätze geschaffen hat, die als wahrhaft praktische Bürgschaften der individuellen Freiheit gegenüber dem Staat sich auf die Dauer bewähren.[12]) Er verweist hier zutreffend auf die Ansätze zu Bekenntnis- und Preßfreiheit in England, Frankreich und Preußen, unterläßt aber leider deutlich zu sagen, wie aus diesen Ansätzen Sätze geworden sind. Denn daß in dem Prozeß, der von da zu den Formalgarantien des modernen Verfassungsstaates leitet, die sogenannten Grundrechte so gut wie keine Rolle spielen, wird sich im Hinblick auf die tatsächliche Entwickelung und auf den gegenwärtigen Bestand praktischer Staatsrechtssätze, die Schmidt gegen die staatsrechtliche Literarhistorie ins Treffen führt, kaum mit Grund und Recht behaupten lassen. Ueber die politische Wirkung der Menschenrechte, welche Schmidt einer ungesunden individualisierenden Tendenz zur Last legt, kann man verschiedener Meinung sein. Aber die Tatsache solcher Wirkung steht doch wohl außer Frage; und so ist am Ende die Katalogisierung von Grund- oder Menschenrechten seit der Revolution auch historisch mitnichten „ein ziemlich bedeutungsloser Vorgang" gewesen, wie Schmidt mit einer mehr verdunkelnden als klärenden Uebertreibung behauptet.

Die französische Literatur, die von der Kontroverse Jellinek-Boutmy ihren Ausgang nimmt, scheint zum Glück anderer Ansicht. Sie hat — und das zeigt die Fruchtbarkeit und Notwendigkeit dieser literarisch-nationalen Auseinandersetzung — von ihr neue Antriebe zur Prüfung und Vertiefung des Problems empfangen. Als erfreuliches Zeugnis und Erzeugnis dieser Bewegung darf eine Dissertation von Emil Walch gelten, die auf Grund eines vorzüglich verarbeiteten Materials die parlamentarische Geschichte der ersten französischen Rechteerklärung darstellt.[13]) Walch folgt den ersten Spuren der gesetzgeberischen Aktion in den Beratungen der Nationalversammlung, gibt eine genaue Analyse der im Verfassungsausschuß gepflogenen Verhandlungen und einiger von Abgeordneten vorgelegter Entwürfe und verzeichnet Schritt für Schritt die Stadien der Diskussion, welche am 19. August 1789 zu dem überraschenden Beschluß führt, das bisher kaum beachtete „Projekt der sechsten Abteilung" zur Grundlage der Spezialdebatte zu nehmen. Diese wird von Walch nach den Berichten zeitgenössischer Blätter, namentlich des „Point du Jour" und Mirabeaus „Courrier de Provence", rekonstruiert, da auch er das immer stärker bekundete und begründete Mißtrauen gegen Mavidal-Laurents „Archives parlementaires" teilt. Die unklare Haltung, die Mirabeau in der Frage zur Schau trug, wird bloß gekennzeichnet, nicht erklärt. Man bleibt nach wie vor auf die Vermutung angewiesen, daß sie weniger durch Bedenken grundsätzlicher Richtung als durch die Ablehnung seines Entwurfes und verletzte Eitelkeit bestimmt war. In einem Schlußkapitel erörtert Walch den Einfluß des öffentlichen Geistes in Frankreich und der amerikanischen bills of rights auf die französische Rechteerklärung und glaubt zwischen Jellinek und Boutmy vermitteln zu können, wenn er dem Problem ein ignorabimus entgegensetzt. Die Elemente, die im Inkubationsprozeß der französischen Rechteerklärung wirksam werden, sind so verschiedener Natur und Herkunft, daß Walch zu dem vielleicht mehr das nationale Selbstgefühl als die wissenschaftliche Einsicht befriedigenden Ergebnis gelangt: an jenen Artikeln habe die ganze Denkarbeit der Menschheit mitgeschaffen. In Wahrheit und für die Wahrheit ist durch diese Feststellung, wenn von einer solchen im wörtlichen Sinn die Rede sein kann, nicht das Mindeste gewonnen; und das war vielleicht für einen anderen französischen Autor, Vincent Marcaggi, der Anlaß, in einer methodologisch sehr sorgfältig geführten Untersuchung die Frage nach dem Ursprung der ersten französischen Deklaration zu substantiieren.[14]) Er erklärt diese „reinlich und zweifelsohne" für ein Werk des französischen Genius, führt sie aber nicht auf Rousseau, sondern auf die Physiokraten zurück. Quesnay und seiner Schule will er das Verdienst sichern, sowohl in ihrer Lehre wie auch in der praktischen Propaganda, insbesondere durch ihre Eigentumstheorie, zuerst den Satz festgelegt zu haben, daß die Sphäre der Regierungsgewalt möglichst eng zu ziehen, dem Individuum dagegen volle Wirkungsmöglichkeit zu bieten sei. Marcaggi hat sich seine Aufgabe, die These Jellineks auf der ganzen Linie zu widerlegen, nicht leicht gemacht. Er untersucht die englischen und amerikanischen Kodifikationen des subjektiven Rechts und glaubt ihnen gegenüber das entscheidende Merkmal der französischen Erklärung darin zu sehen, daß er diese lediglich als einen Protest gegen die Vergangenheit deutet. Er verfolgt sodann den Werdegang des öffentlichen Individualrechtes in den Verhandlungen der Reichsstände und in der Judikatur der Parlamente, wobei er freilich zu dem Schluß kommt, daß diesen Organen des alten Staates die „idée maîtresse" einer gesetzgeberischen Verkündigung des Einzelrechtes fremd gewesen ist. Die folgenden Abschnitte über die Naturrechtsdoktrin und die Lehre vom Gesellschaftsvertrag gehen um keinen Schritt über längst Bekanntes und Erkanntes hinaus und sind eigentlich höchstens negativ durch die Vernachlässigung der einschlägigen deutschen Literatur merkwürdig. Sie dienen auch in der Oekonomie der ganzen Untersuchung bloß dazu, das geschichtliche Verdienst des Physiokratismus in die rechte Beleuchtung zu setzen. Materiell ist nach der Ueberzeugung Marcaggis die Rechteerklärung von 1789 nichts anderes als eine Zusammenfassung der physiokratischen Lehre, wie

---

10) Vorgeschichte der französischen Revolution. Ein Versuch. Erster Band. Tübingen, Mohr 1905.

11) Allgemeine Staatslehre. Bd. II. (Leipzig 1903.) S. 799 N. 1, 804 N. 1.

12) Richard Schmidt, Prozeßrecht und Staatsrecht (Freiburger Abhandlungen aus dem Gebiete des öffentlichen Rechts, Heft II). Karlsruhe 1904. S. 24 N. 1.

13) La déclaration des droits de l'homme et du citoyen et l'assemblée constituante. Thèse pour le doctorat. Paris 1903.

14) Les origines de la déclaration des droits de l'homme de 1789. Paris, Rousseau 1904.

sie etwa seit 1760 das wissenschaftliche Bewußtsein der Franzosen erfüllt. Daß für den Gedanken, diese Prinzipien in feierlichen Formeln auszuprägen, Amerika das Modell bot, kann auch Marraggi nicht leugnen. Der Anteil der Physiokraten an der Durchbildung der vorrevolutionären politischen Spekulation kann gewiß nicht in Abrede gestellt werden; er wird namentlich in der praktischen Wendung offenbar, die Turgots Wirken der Lehre gegeben hat. In diesem Sinne ist der Physiokratismus als eine historische Erscheinung zu fassen, deren Bedeutung weit über ihr wissenschaftliches Hauptproblem hinausreicht; und so ist er auch in neueren Darstellungen von Denis und Wahl gewürdigt worden.[15])

[15]) *Hector Denis:* Histoire de systèmes économiques et socialistes. Bd. I. (Paris 1904.) S. 67 ff. **Wahl**, Vorgeschichte der französischen Revolution Bd. I. (Tübingen 1905.) S. 145 ff.

Vom minoischen Palaste bei Knossos in Kreta.*)

N. In dem vergangenen Jahre hat Dr. Arthur J. Evans seine Arbeiten bei dem Palaste von Knossos fortgesetzt und dabei wieder interessante und wichtige Entdeckungen und Funde gemacht, von denen im nachstehenden das Hauptsächlichste mitgeteilt werden soll.

Die Arbeiten begannen am 15. Februar und dauerten bis Anfang Juli 1904. Die neue Kampagne hatte den Zweck, den Palast weiter auszugraben, sodann die Teile zu erforschen, welche bei der sogenannten inneren „Enceinte" liegen. In erster Linie gelang es, neue Anhaltspunkte für die weitere Bestimmung der ersten und zweiten Periode des späteren Palastes zu erhalten. Bei den Untersuchungen wurden u. a. interessante Fragmente eines bemalten Reliefs mit den Teilen einer männlichen Figur gefunden, die eine Krone von Lilien trägt, deren Mittelteil mit Pfauenfedern geschmückt ist.

Von höchster Wichtigkeit war ein im westlichen Palasthofe angehauener Teil, da er die charakteristischen Stufen der minoischen Kultur, welche der Errichtung des späteren Palastes vorausgegangen sind, zeigte. Es ergab sich, daß der Grund dieses Palastes einer späteren Periode angehört als die polychrome Keramik des großen minoischen Zeitalters, dessen zweite Periode nicht später als 1500 v. Chr. sein kann. Weiter zeigten sich fünf bestimmte Kulturphasen, die von dem spätesten neolithischen Depositum bis zu der Anfangsstufe des späteren Palastes gehen. Von dieser Stufe bis zu dem auf dem gewachsenen Felsen liegenden neolithischen Stratum betrug die Tiefe (bezw. Höhe) 6—8 Meter, bei den westlichen Rändern des Palastes aber 12—14 Meter.

Später legte man eine aus Steinplatten hergestellte minoische Straße frei, die sich von der Theaterarea westwärts bis über 230 Meter weit erstreckte. Hier wurden in der Tiefe von vier Metern ein Depot von beschriebenen Tontäfelchen, sowie die Ueberreste zweier amtlich versiegelten Kästen gefunden, die eine große Anzahl verkohlter Pfeilschäfte nebst kleinen Bronzepfeilspitzen enthielten. Unter den Tonsiegelabdrücken ist ein außergewöhnlich großer besonders interessant, da er Wasservögel und blühende Pflanzen in dem besten Stil der letzten Palastperiode zur Darstellung bringt. Ferner kamen vor: ein Art liegender Löwe mit verwischter Kontermarke, das Zeichen eines Pfeiles und, als Kontermarken, die Zeichen des Thrones und des Szepters. Von den Täfelchen sind 80 beschriebene gefunden worden, von denen sich 50 auf Wagen beziehen. Auf einem dieser Täfelchen sieht man neben der Schrift das Wagengestell, die Deichseln und die Joche wiedergegeben, auf einem anderen die noch dazugefügten Räder. Von dem ausgedehnten Gebrauch dieser gibt ein Täfelchen mit 478 Rädern Auskunft. Auch finden sich auf einigen Täfelchen 80 oder 90 Wagenräder dargestellt. Neben ihnen nimmt das Thron- und Szepterzeichen eine wichtige Stelle ein. Einige weitere Zeichen scheinen Speere wiederzugeben. Auf zwei Täfelchen sind die langen gebogenen Hörner der kretensischen wilden Ziege dargestellt. Evans nimmt an, daß diese Hörnerzeichen als Bogen oder als das Material für dieselben zu deuten sind, und stützt sich dabei auf die Funde der sehr zahlreichen Pfeile und auf die wiederholten piktographischen Pfeilfiguren. Neben den Wagenbestandteilen enthalten die Täfelchen die Aufzeichnungen zweier großer Pfeilsammlungen, eine von 6010, die andere von 2630, im ganzen also von 8640 Pfeilen. Erhöht wird die Bedeutung dieser Angaben durch die vorerwähnte Entdeckung von Ueberresten zweier Pfeildepots, die in einer Entfernung von 3 Meter von den Täfelchen gefunden wurden. Die Depots hatten die mit schnurartigen Bronzehenkeln versehenen hölzernen Kästen enthalten, bei deren Resten die Tonsiegelabdrücke lagen, mit denen die um die Kästen geschnürten Bänder verschlossen waren. Eingebettet in die Ueberreste der Kästen waren die verkohlten Pfeilschäfte und Hunderte von Bronzepfeilspitzen, teilweise noch an den Schaftresten. Die Pfeilspitzen sind schmal, mit oder ohne Stiel. Unter der Menge der Bronzepfeilspitzen fanden sich drei von Knochen und eine zerbrochene von Feuerstein. Da sämtliche Pfeilspitzen sehr dünn sind, können sie nur zur Jagd auf kleine Tiere, vielleicht auch auf die Wildziegen, verwendet worden sein. In der Form gleichen sie jenen, welche Tsoumtas in einem Kammergrabe der unteren Stadt von Mykenä gefunden hat.

Nach dem Charakter der Schrift auf den Täfelchen, und auf Grund der Pfeildepots mit den offiziellen Siegeln muß geschlossen werden, daß in der Nähe des Fundortes eine wichtige Dependance des Palastes war; möglicherweise die königliche Rüstkammer, nebst den königlichen Wagenremisen. Hoffentlich bringen die heurigen Ausgrabungen an diesen Stellen weitere sichere Anhaltspunkte. Wegen der vorgerückten Zeit war es im vergangenen Jahre nicht möglich, die Untersuchungen daselbst fortzusetzen.

Gegen Ende Februar stieß man, ungefähr eine halbe Meile nördlich vom Palaste, in der Nähe der Ueberreste des römischen Stadtwalles, von welchem das benachbarte Dorf den Namen Makryteichos erhalten hat, auf einem minoischen Friedhof und etwas später auf ein königliches Grab. Der Nordhügel des Palastes, an welchem der Friedhof liegt, trägt den Namen Zafer Papoura (*τοῦ Ζαφέρ ἡ παπούρα.*) Hier wurden hundert Gräber geöffnet, nach deren Inhalt geschlossen werden kann, daß dieselben der Periode angehören, die unmittelbar nach dem Fall des Palastes folgte. Zu dieser Zeit stand die Kultur immer noch sehr hoch, denn die aus den Gräbern erhobenen Gegenstände: Bronzegefäße, Werkzeuge und Waffen, darunter Schwerter (einige von fast 1 Meter Länge), zeigen noch die Fortdauer des letzten Palaststils. Eines der kleinen Schwerter hat einen goldplattierten Griff, der mit eingravierten, vortrefflich gezeichneten Löwen, die wilde Ziegen jagen, verziert ist. Die Schmucksachen und geschnittenen Steine aus den Gräbern gehören der reifen mykenischen Zeit an. Unter den bemalten Bügelkannen finden sich mehrere mit prächtigen dekorativen Zeichnungen. Interessant ist, daß einige Gräber Kriegern, andere Handwerkern angehörten. So fand man zur Seite einiger Skelette eine Säge, bei anderen Schreiner- oder Zimmermanns-Werkzeuge.

Die Gräber lassen sich in folgende drei Hauptklassen teilen: 1. In Kammergräber, welche in dem Felsen angelegt und mit einem Dromos versehen sind. Einigemal enthielten dieselben Tonsärge, in denen die Toten mit zum Kinn emporgehobenen Knien beigesetzt waren. 2. In Schachtgräber, jedes mit einer Höhle, in denen die ausgestreckten Skelette, mit Steinplatten bedeckt, ruhten. 3. In Höhlengräber oder in Höhlen mit Zugängen zu einer umwallten Höhlung im unteren Teile, ebenfalls mit ausgestreckten Skeletten.

Auf einer Anhöhe, mit dem Namen Sopata (*τὰ Ἰσόπατα*), ungefähr zwei Meilen nördlich von diesem Friedhofe, entdeckte man ein sehr wichtiges Grabdenkmal, das aus einer viereckigen Kammer von ungefähr 8 zu 6 Meter im Durchmesser bestand und aus Kalksteinen errichtet war. Die Seitenwände gingen ehemals nach oben in hohe, horizotnal gewölbte Giebel über. Die Rückwand war

*) Vergl. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1904, Nr. 131.

Digitized by Google

gegenüber dem geschlossenen, ebenfalls horizontal gewölbten Eingang mit einer Mittelzelle versehen, und der Eingang stand mit einer hohen, gleichgebauten Halle in Verbindung, in deren Seitenwänden je zwei Zellen für Sepulchralzwecke angebracht waren. Ein zweiter geschlossener Bogengang verband diese Halle mit dem imposanten, in den Felsen gehauenen Dromos. In dem Boden der Hauptkammer hatte man ein Höhlengrab angelegt und mit Steinplatten bedeckt. Leider zeigte sich bei der Untersuchung desselben, daß es bereits im Altertum der Metallgegenstände beraubt worden war; jedoch fanden sich noch eine goldene Haarnadel, Reste von zwei silbernen Vasen und ein großer Bronzespiegel, die auf den früheren Reichtum der Bestattung schließen lassen. Viele andere Ueberreste lagen zerstreut umher, wie mehrere Tonabdrücke von königlichen Siegelstempeln. Unter den Steingefäßen, die noch vorhanden waren, ist besonders eine Porphyrschale minoischer Arbeit deshalb erwähnenswert, weil sie in Material und in der Ausführung an solche der frühen ägyptischen Dynastien erinnert. Dann fanden sich noch einige importierte ägyptische Alabastra mit Formen des mittleren Reiches bis zu jenen der Typen der frühen XVIII. Dynastie. Auch Lapislazuli-Anhänger und -Perlen, genau nach ägyptischen Vorbildern angefertigt, wurden angetroffen. Vier große bemalte Krüge mit drei Henkeln sind in dem schönen architektonischen Stil des späteren Palastes von Knossos ausgeführt und bezeugen, daß das große Grabdenkmal dieser Zeit angehört.

Die Form des Mausoleums mit der viereckigen Kammer ist ganz einzig und steht im Gegensatz zu den Tholosgräbern des griechischen Festlandes. Seine Lage beherrscht das ganze südägeische Gebiet bis Melos und Santorin und Mittelkreta vom Dikta bis zum Ida. Man könnte versucht sein, das Denkmal als das Grab des Idomeneus anzusprechen.

Von den Depotfunden, welche neben dem Raum der „Oelpresse“ gefunden worden sind, sei hier nur eine große, langovale Vase mit zwei Henkeln und dazwischen angebrachten knopfartigen Ansätzen erwähnt, die, auf mattrotem Grunde, mit weiß aufgemalten Lilienpflanzen mit vier bis fünf Blüten und einigen Knospen verziert ist. Ohne eine Abbildung hält es sehr schwer, eine genaue Beschreibung dieser außerordentlich schön und graziös ausgeführten Pflanzendekoration zu geben. Wie so viele der minoischen Arbeiten beweist auch diese wieder, auf welch hoher, bisher ungeahnter Stufe in jener frühen Zeit (nach Evans ist es die mittlere minoische Periode III) das Kunsthandwerk gestanden und welch wunderbare Blüten es uns überliefert hat. Die ganze Ausschmückung dieses prächtigen Gefäßes hat so viel Anmutendes und unserem Empfinden Entsprechendes daß man nur wünschen kann, es möge unseren strebsamen Keramikern als Vorbild dienen.

Eine weitere Gattung von Gefäßen fand sich wie in einem Vorratsraume niedergelegt. Besonders häufig waren darunter Becher nach Metallvorbildern, von denen einige einen glänzend schwarzen, metallischen Ueberzug haben und damit an Schalen und Vasen des IV. Jahrhunderts v. Chr. aus der Magna Graecia und aus Sizilien erinnern, die im Innern einen glänzenden Ueberzug tragen, der die Silberplattierung nachahmt. Der Reichtum der Priesterkönige von Knossos während dieser mit der XII. ägyptischen Dynastie gleichzeitigen Periode zeigt sich in jenen für den gewöhnlichen Gebrauch bestimmten Gefäßen ebenso klar wie bei den großgriechischen Erzeugnissen während der syrakusanischen Herrschaft.

Wichtig sind auch die Dekorationen, welche in der nordwestlichen Palasthalle entdeckt wurden, da sie der besten Palastperiode angehören. Zu erwähnen ist ein Freskofragment, das den Teil eines sehr lebensvollen, schwärzlichen Stierkopfes mit wolligem Haar und mit rot umrändertem, sehr bösem Auge zeigt. Da sich auf dem gelben Hintergrunde noch korkzieherartige Locken erhalten haben, so ist es wahrscheinlich, daß neben dem Stier ein Treiber in ähnlicher akrobatischer Stellung wie auf dem früher gefundenen Fresko dargestellt war. Wir hätten demnach hier wieder das Bild einer Taurokathapsia vor uns.

Das bedeutendste Fragment der Wandmalereien ist architektonisch und zeigt die Teile eines Säulenheiligtums. Auf blauem Grunde sind drei braune (Holz-) Säulen gemalt, von denen eine noch mit dem Kapitäl versehen ist, zu dessen beiden Seiten sich je ein weißer Doppelhalbmond, in der Mitte durch einen kurzen, weißen Stab verbunden, anlegt, was sich unter dem Kapitäl zu beiden Seiten der Säule wiederholt. Zwischen den Säulen sind die weiß gemalten heiligen Hörner angeordnet. Jene weißen, durch Stäbe verbundenen Halbmonde sind nun, nach Vergleichungen mit anderen ähnlichen Darstellungen, zweifellos die Doppeläxte des minoischen Kultus, die in Stuck auf dem Holze der Säulen angebracht waren.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Nordwesthalle des Palastes für das priesterliche Amt der minoischen Könige bestimmt gewesen ist. Mehrere frühere Entdeckungen bestätigen die besondere Heiligkeit dieses Palastteiles. So die Steinsäulen mit der steten Wiederholung der heiligen Doppelaxt, die Tempelrepositorien mit den Schlangengöttinnen und den Votivgaben, von denen wir im vergangenen Jahre berichteten, und endlich die Auffindung einer Altarbasis in dem westlichen Hofe, unmittelbar gegenüber der mittleren Abteilung der Nordwesthalle des Palastes.

So reiht sich durch die fortgesetzten, vom Glück gekrönten Arbeiten des unermüdlichen Forschers Glied an Glied zu der großen Kette. Hoffen wir, daß die von neuem die schwer heimgesuchte Insel durchtobenden revolutionären Stürme die heurigen Ausgrabungen nicht hindern. Der Wissenschaft würde dadurch ein großer Schaden zugefügt werden.

Bücher und Zeitschriften.

* **Allgemeine Staatengeschichte.** Herausgegeben von Dr. ph. LL. D. K. Lamprecht, Professor der Geschichte an der Universität Leipzig. Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Gotha.

Bericht über den Stand der einzelnen Veröffentlichungen im Frühjahr 1905. 1. Geschichte der europäischen Staaten. Seit dem letzten Berichte, der über das Jahr 1903 Mitteilungen machte, ist der zweite Band der Geschichte der Niederlande von Professor Blok in Leiden erschienen. Im Drucke befindlich sind: der zweite Band der Geschichte Böhmens von Professor Bachmann in Prag, die Rumänische Geschichte in zwei Bänden von Professor Jorga in Bukarest, die Geschichte Venedigs in einem Bande von Dr. Kretschmayr in Wien. Alle diese Bände werden noch vor Schluß des akademischen Sommersemesters erscheinen. Ueber den wissenschaftlichen Fortgang der einzelnen Werke wird im übrigen das Folgende berichtet: Von der Geschichte Bayerns von Professor v. Riezler in München, deren fünfter und sechster Band im Jahre 1903 erschienen sind, ist der siebente Band noch nicht in nächster Zeit zu erwarten; es ist für ihn die Darstellung der Regierung der Kurfürsten Ferdinand Maria, Max Emanuel und Karl Albrecht (1651—1745) in Aussicht genommen. Von der Geschichte Belgiens hat Professor Pirenne in Gent nach Abschluß des mittelalterlichen Teils auch die neuere Zeit, zunächst bis zum Abschlusse des ancien régime, in zwei Bänden übernommen. Den ersten dieser Bände, der bis zur Ankunft des Herzogs von Alba in den Niederlanden (1576) führen wird, hofft Professor Pirenne bis zum Herbst 1905 fertig zu stellen. Von der Geschichte Böhmens von Professor Bachmann ist, wie schon angegeben, Band II im Druck und wird im Juni erscheinen. Eine Geschichte des byzantinischen Kaiserreichs hat Professor Gelzer in Jena übernommen. Die Fortsetzung der Geschichte Dänemarks, bearbeitet von Professor Schäfer in Berlin, ist in der nächsten Zeit noch nicht zu erwarten. Für eine Geschichte des Hamburgischen Freistaates sind Dr. Nirrnheim und Professor Wohlwill in Hamburg in eingehenden Vorarbeiten tätig; das gleiche gilt für Professor Stieda in Leipzig für die von ihm übernommene Geschichte der Hansa. Von der Geschichte Italiens im Mittelalter

Digitized by Google

von Dr. Hartmann in Wien wird im Jahre 1906 vermutlich ein erster Teil des dritten Bandes erscheinen können; er wird die Herrschaft der Karolinger behandeln. Die Geschichte der Niederlande von Professor Blok in Leiden erscheint in der Uebersetzung von Pfarrer Houtrouw in Neermoor; der dritte Band ist in Bearbeitung und seine Drucklegung wird gegen Schluß des Jahres 1905 beginnen können. Von der Geschichte Oesterreichs, begonnen von Huber, hofft Professor Redlich in Wien den sechsten Band im Laufe des Jahres 1906 dem Drucke übergeben zu können. Für die Geschichte Polens, deren Bearbeitung in den Händen des verstorbenen Professors Caro in Breslau lag, ist es noch nicht gelungen, einen geeigneten Bearbeiter zu finden. Die Geschichte Rumäniens von Professor Jorga in Bukarest steht unmittelbar vor dem Abschluß im Drucke. Die schwedische Geschichte, nunmehr von Professor Stavenow in Gothenburg bearbeitet, liegt im siebenten und achten Bande (bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts) im Manuskript ziemlich fertig vor; es bedarf wesentlich nur noch der Redaktion und Uebersetzung ins Deutsche, und der Druck kann beginnen. Für die Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft ist, wie schon früher mitgeteilt werden konnte, Professor Dierauer in St. Gallen von neuem eingetreten; er hofft den dritten Band des Gesamtwerkes, der bis zum Westfälischen Frieden führen wird, bis Frühjahr 1906 druckfertig vorlegen zu können. Die Geschichte Serbiens von Professor Jireček in Wien steht im Manuskripte unmittelbar vor dem Abschlusse. Dagegen wird sich die Fortsetzung der Geschichte Spaniens, die jetzt Professor Häbler in Dresden bearbeitet, wohl etwas in die Länge ziehen, da Professor Häbler inzwischen andere zunächst zu erfüllende halbamtliche Pflichten übernommen hat. Die Geschichte Venedigs von Dr. Kretschmayr in Wien wird in den nächsten Monaten erscheinen. — II. Geschichte der außereuropäischen Staaten. Die Geschichte Armeniens hofft Dr. Roth in Kempten im Beginne des Jahres 1906 im Manuskript abschließen zu können. Die Geschichte Chinas hat Professor Conrady in Leipzig übernommen. Von der Geschichte Japans hat Dr. Nachod in Grunewald bei Berlin einen ersten Band nahezu fertig gestellt; er wird noch im Laufe des Sommers 1905 in die Presse gehen und die Urzeit bis zum Uebergange vom Geschlechterverbande in den Beamtenstaat nach chinesischem Vorbilde (645) umfassen. Die Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika hat Professor Dännell in Kiel übernommen; er ist im Begriff in die Bearbeitung des ersten Bandes einzutreten, der die Ereignisse bis zur Erringung der Unabhängigkeit schildern soll. Die Geschichte der Reiche der alten mexikanischen und mittelamerikanischen Kulturvölker glaubt Professor Sapper in Tübingen im Manuskript bis Ende 1907 fertig stellen zu können. — III. Deutsche Landesgeschichten unter der Redaktion von Dr. A. Tille in Leipzig. Der erste Band von Vancsa, Geschichte Nieder- und Oberösterreichs (bis 1283) ist soeben erschienen. Im Druck befindet sich der erste Band der Geschichte von Liv-, Est- und Kurland von Seraphim. Noch im Laufe des Jahres 1905 soll mit dem Drucke des zweiten Bandes der Geschichte von Pommern von Wehrmann begonnen werden. Im Manuskript ist der erste Band der Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern von Professor Raimund Kaindl in Czernowitz nahezu vollendet. Im übrigen bearbeitet Professor Karl Wenck in Marburg eine Geschichte von Hessen und Thüringen in zwei selbständigen nebeneinander herlaufenden Werken, Archivar Redlich in Düsseldorf die Geschichte von Jülich-Berg vom Ausgange des Mittelalters bis zur Vereinigung unter preußischer Herrschaft. Von den österreichischen Kronländern wird Steiermark von Direktor Mayer in Graz, Kärnten von Landesarchivar v. Jaksch in Klagenfurt, Salzburg von Professor Widmann in Salzburg und Tirol von Professor v. Voltelini in Innsbruck bearbeitet.

■

Der Sport ums Dasein. Entwurf einer neuen biologischen Weltanschauung von Siegfried Wagner. München 1905, Selbstverlag.

Eine interessante Schrift. In der Form von Abrissen, oft von aphoristischer Kürze, gibt sie im wesentlichen eine Kritik des Verhältnisses zwischen unserem Kulturleben und einem naturgemäßen Dasein, wie wir es beim „wilden" Lebewesen vorfinden. Die grundlegenden Ausführungen des ersten Teiles gipfeln in der Feststellung, daß von Natur aus der stärkste Trieb nach einem individuell bestimmten Lebenslustquantum gehe und von seiner Befriedigung erst als zweitstärkster Trieb der Selbsterhaltungstrieb abhänge, während die Kultur diese beiden Triebe völlig von einander unabhängig gemacht habe, so daß Lebensunlust mit Selbsterhaltungsstreben, Verachtung des Lebens mit Lebenslust vereint auftreten konnen. Daraus ergibt sich die Bezeichnung „Sport ums Dasein" als die Summe all der menschlichen Tätigkeiten und Strebungen nach Arbeit, Lebensverlängerung, Lebensgenuß, ohne Rücksicht darauf, ob jenes natürliche harmonische Gesundheitsgefühl „Lebenslust" den Preis des Strebens, das Dasein, der Mühen wert macht. Wie es im Sport im einzelnen geschieht, knechten, unterdrücken wir die anders gewillten Forderungen der ursprünglichen Natur. Leider ist dieser erste Teil der Schrift nicht so einwandfrei gelungen, wie es die treffliche Anwendung seiner Prinzipien auf unsere Lebensverhältnisse im zweiten Teil wünschenswert macht. Eine gedrängtere zusammenhängende Darstellung des Theoretischen wäre sicher der Klarheit mehr zu statten gekommen, zumal die Schrift offenbar für weitere Kreise bestimmt ist. Auch macht sich hier, wo es um Allgemeinstes geht, eine gewisse Einseitigkeit geltend, die beispielsweise den „Lebensfanatismus" in seinen Beweggründen nicht ausschöpft, desgleichen ursprünglich-natürliche Antriebe, wie Gattungserhaltung, Elternliebe gar nicht einbezieht und eine gerechte Würdigung der geistigen Kulturqualitäten, die am Ende doch auch natürliche Zwangsentwicklung darstellen, vermissen läßt. Um so rückhaltloser kann man sich mit der Einzelkritik unserer Kulturerscheinungen im 2. Teil einverstanden erklären, da jene Theorien hier an dem Platz sind, von dem sie ursprünglich abstrahiert wurden. Vorstechend ist hier die Forderung, die Arbeit nach dem biologischen Selbstkostenpreis, also die (gleich gute) des Kranken höher zu bewerten. — Die Schrift eines Denkenden, der denkende Leser zu wünschen sind in einer Zeit, wo das „Zurück zur Natur" wieder mit wachsender Stärke durch unsere Kulturwelt flutet.

—ff.

Allgemeine Rundschau.

Aus dem Naphthagebiet von Baku.

Ueber einen unterseeischen Naphthaausbruch im Kaspischen Meere, der am 23. Oktober 1904 stattfand, erfährt man aus einer von der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift wiedergegebenen Notiz in den „Beiträgen zur Geophysik". Danach beobachtete der Ingenieur Blaschejewski der Firma Siemens & Halske beim Kabelverlegen unweit der Insel Schiloi um 8 Uhr morgens des genannten Tages den plötzlichen Ausbruch einer trüben Masse, die eine Wassermenge von ca. 6 Meter Höhe und 28 Meter Durchmesser emportrieb. Das Schauspiel wiederholte sich mehrmals innerhalb einer halben Stunde. Nachher konnte festgestellt werden, daß der 23—27 Meter tiefgelegene Meeresboden sich in der beträchtlichen Ausdehnung von ca. 5 Kilometer um weitere 25—29 Meter gesenkt hatte. Das Wasser blieb noch 8 Tage lang in weitem Umfange von weißer Naphtha bedeckt. Gleichzeitig wird der Bericht des Bergingenieurs Golubjatnikow über einen Ausbruch des Schlammvulkans Otman-Basy-Dag südwestlich von Baku im Auszuge mitgeteilt. Von verschiedenen Punkten aus wurde am 23. November (10. November 7 Uhr 12 Min. nach St. Petersburger Zeit) eine die Gegend hell erleuchtende Feuergarbe auf den Höhen des Ker-Gas beobachtet, neben der eine zweite weißlich schimmernde Schlammsäule

Digitized by Google

ausgeschleudert wurde. Ein weiterer Ausbruch von gleicher Dauer (ca. 7 Minuten) folgte, begleitende Geräusche wurden nicht vernommen. Golubjatnikow bestieg am dritten Tage darauf den aus Schlamm angehäuften, 133 Klafter hohen Berg, der oben ein Plateau von etwa 210 Meter Radius bildet. Von den vorher darauf befindlichen zahlreichen Kuppen, denen über 50 Grad Celsius heiße, leicht entzündliche Gase mit starkem Naphthageruch entströmten, war nichts mehr zu sehen. Die Fläche war mit einer neuen Schlammschicht bedeckt, in welche 20 Zentimeter bis 2 Meter tiefe Löcher eingesenkt waren. Aus einer ca. 25 Zentimeter tiefen Oeffnung strömten unter Geräusch heiße Gase, die sich am brennenden Streichholz mit Explosion entzündeten. Im Zentrum des Schlammkraters war ein Brodeln unter der Erde zu vernehmen. Man vermutet in der Nähe des Vulkans größere, noch unbekannte Naphthaablagerungen.

*

Kleinere Mitteilungen.

* **Nochmals Creighton.** Prof. Theodor Kolde hat eingangs seines so warmen und sehr lehrreichen Aufsatzes über „M. Creighton, der Historiker und der Bischof," in Nr. 116 der Beilage von 1905 angegeben, es sei seines Wissens „in Deutschland nirgends, auch nicht in den historischen Fachblättern, der Versuch gemacht worden, der Bedeutung Creightons gerecht zu werden". Nachdem ich den Herrn Verfasser inzwischen auf meine verschiedenen dahinzielenden Versuche aufmerksam gemacht und seinen liebenswürdigen Dank dafür empfangen habe, möchte ich hier die Interessenten hinweisen auf meine Studie über „Mandell Creighton" unter „Zwei eben verstorbene anglikanische Bischöfe und Historiker" i. d. „Anglia", N. F., XII, 390 ff., auf meine Anzeigen Beilage zur Allg. Ztg. Nr. 17 vom 21. Jan. 1901, S. 6, und Bayer. Ztschr. f. Realschulwesen, N. F., XI, S. 331—33, sowie auf den Augenblicksartikel des Londoner Berichterstatters K der Allgem. Ztg. vom 18. Januar 1901, S. 3, unter „Großbritannien"; ein Altersbildnis des gelehrten Kirchenfürsten brachte Reclams „Universum", 17. Jahrgang, Heft 34 (7. Febr. 1901), Sp. 139 f.

München. Ludwig Fränkel.

C. E. **Von einer Schiller-Feier am Weißen Meer** erzählt die St. Petersburger Zeitung. Die Feier fand in Archangel statt. Am Vormittag des 9. Mai versammelte sich im Saale der evangelischen Kirchenschule die deutsche Kolonie mit den eingeladenen Ehrengästen: dem Gouverneur, dem Vizegouverneur und den in der Stadt wohnenden Konsuln. Pastor Bock hielt die Festrede; Gesang und Deklamation beschloß diesen Teil der Feier. Am Abend fand in den Räumen des Kommerzklubs eine literarisch-musikalische Unterhaltung statt, der auch zahlreiche Mitglieder der russischen Gesellschaft beiwohnten. Es wurden Szenen aus den „Piccolomini", aus „Maria Stuart" und aus den „Räubern" aufgeführt; dann stellte man lebende Bilder nach Illustrationen zur „Glocke" („Abschied", „Heimkehr", „Huldigung", „Brautzug") und zuletzt wurde von einem Genius Schillers Büste bekränzt. Der Reinertrag der Feier wurde als Schiller-Stiftung festgelegt. Die Zinsen des kleinen Kapitals sollen alljährlich zum Ankauf einer Gesamtausgabe von Schillers Werken dienen, und Schüler, die sich im Deutschen besonders auszeichnen, sollen diese Werke als Preis erhalten.

* **Der 100. Geburtstag von Georg Gottfried Gervinus** ist in Heidelberg von Stadt und Universität mehrfach zum Anlaß von Ehrungen des heimgegangenen Politikers und Literarhistorikers genommen worden. So hat der Historiker Erich Marcks desselben zu Beginn seiner Vorlesung gedacht. Die Stadt ließ die Gedenktafel an seinem Sterbehaus in der Anlage mit einem Lorbeerkranz schmücken und an seinem Grabe gleichfalls einen Kranz niederlegen.

* **Eine Neuerwerbung des British Museums.** Der Marquis of Sligo hat, wie wir „The Classical Review" entnehmen, dem Britischen Museum den Abguß einer Säule und die Originalfragmente einer andern zum Geschenk gemacht, die von dem sogenannten „Schatzhaus des Atreus" aus Mykenä stammen. Ein Vorfahre des Marquis hatte die Fragmente 1811 aus Griechenland mitgebracht, und sie waren seit dieser Zeit auf dem Familiensitz des englischen Herrn zu Westport aufbewahrt, ohne daß man die Wichtigkeit des Besitzes kannte. Die Oberfläche des, gleich der Säule des Löwentors, sich nach unten verengenden Säulenschaftes ist mit Spiralen und Zick-Zacks im Relief reich verziert, und das Kapitäl erinnert an eine Frühentwicklung des dorischen. Die Säulen werden soweit als möglich restauriert im Archäischen Saal des Museums zur Aufstellung gelangen. — Dies ist der zweite Fund in kurzer Zeit, der auf englischen Landsitzen von wichtigen aus Griechenland entführten Antiken gemacht worden ist, wo, wie auch die vor wenigen Jahren gefundenen Platten des Parthenon-Frieses beweisen, noch manche hervorragende Stücke unbeachtet liegen mögen. Das zweite Dezennium des 19. Jahrhunderts war für den Antikensport aus Griechenland besonders günstig; in ihm wanderte auch der Stolz Münchens, die äginetischen Giebelgruppen und die Phigalia- und Parthenonskulpturen nach England aus.

M.

ot. **Die letzte Forschungsreise des Albatroß**, des Vermessungsschiffs der Vereinigten Staaten, das seit Jahren unter der Führung von Professor Alexander Agassiz mit Untersuchungen im Atlantischen Weltmeer beschäftigt ist, hat wieder reiche Ergebnisse geliefert. Diesmal hat sich die Erkundung auf dessen östlichen Teil erstreckt. Zunächst wurde der Einfluß der kalten Humboldt- oder Peru-Strömung auf das Tierleben des Meeres an der Westküste des südamerikanischen Festlandes erforscht und festgestellt, daß bis auf 1300 Kilometer von der Küste entfernt die Zusammensetzung der Tierwelt des Meeres sowohl an dessen Oberfläche wie in den größeren Tiefen durch diese kalte Strömung bedingt wird. Gegen die einsame Osterinsel hin wird die Lebewelt an der Oberfläche des Meeres weniger reichlich, und in einem Abstand von 1900—2300 Kilometern von Südamerika herrscht in dieser Hinsicht völlige Einöde, indem die Fangnetze gänzlich leer heraufgezogen wurden. Der Meeresboden ist auf dem größeren Teile der durchfahrenen Strecke mit Manganknollen bedeckt, an denen sich zuweilen Kieselschwämme, ein einsamer Schlangenstern, einige Armfühler und Wurmröhren angeheftet fanden. Die mittlere und Tiefsee-Tierwelt von der Osterinsel bis zum zwölften Grad südlicher Breite in der Richtung der Galapagos-Insel war gleichfalls sehr ärmlich. Besonders wichtig war das Ergebnis von Lotungen östlich der Galapagos und der Oster-Insel, die den Beweis lieferten, daß das Meer gegen das amerikanische Tiefland hin allmählich tiefer wird. Auf der Osterinsel wurde einige Zeit verbracht mit der Erforschung der vorgeschichtlichen Denkmäler und der großen Steinbrüche, in denen riesige Bilder ausgehauen sind. Manche von den Blöcken, die für die alten Bauwerke der Insel benutzt worden sind, tragen Zeichen ausgezeichneter Bearbeitung, so daß diese jetzt ganz verlassene Insel früher jedenfalls von einem kunsttreibenden Volk bewohnt gewesen ist.

* **Bibliotheken.** Dem Stettiner Stadtbibliothekar Dr. Karl Kunze ist in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen der Professortitel verliehen worden. Dr. Kunze hat sich insbesondere durch zahlreiche Studien, Aktenbearbeitungen und Herausgaben zur Geschichte der Hansa in Fachkreisen einen geachteten Namen erworben.

*

Hochschulnachrichten.

H. **Heidelberg.** Die juristische Fakultät der Ruperto-Carola erneuerte Herrn Eduard Bartels in Hannover zu seinem goldenen Doktorjubiläum glückwünschend das ihm vor 50 Jahren verliehene Diplom.

* **Bonn.** Das an der hiesigen Universität neueingerichtete Lektorat für italienische Sprache ist dem Dr. Gino Funaioli aus Pomarance bei Volterra übertragen worden.

Digitized by Google

* Gießen. Mit einer Probevorlesung über „Bismarcks französische Politik" habilitiert sich heute (Mittwoch) Dr. Ernst Vogt aus Darmstadt für neuere und mittelalterliche Geschichte.

* Berlin. Der berühmte Kliniker der hiesigen Universität, Geheimrat Prof. Dr. E. v. Leyden ist zum ordentlichen Mitglied der Königlichen Sozietät der Wissenschaften zu Upsala gewählt worden. — Der bekannte Hygieniker Prof. Dr. E. Proskauer ist zum Vorsteher der chemischen Abteilung des Instituts für Infektionskrankheiten ernannt worden.

hc. Seinen 70. Geburtstag feiert am 25. d. M. der Ordinarius für öffentliches Recht an der hiesigen Universität Prof. Bernhard Hübler. Hübler, geboren zu Kottbus, trat 1859, nachdem er im gleichen Jahre zu Berlin promoviert hatte, in den praktischen Justizdienst; 1865 habilitierte er sich daneben an der hiesigen Universität. 1868 wurde er zum Extraordinarius in Freiburg i. B. ernannt, kehrte aber schon 1870 nach Berlin zurück. Die ausgedehnte wissenschaftliche Tätigkeit Hübners war in erster Linie dem öffentlichen, Verwaltungs- und Kirchenrecht gewidmet.

hc. Breslau. Die 50jährige Dozentenjubelfeier begeht am 26. Mai der außerordentliche Professor für Geschichte an der hiesigen Universität und Vorstand des hiesigen Staatsarchives, Archivrat Dr. Colmar Grünhagen. Derselbe steht im 78. Lebensjahre.

hc. Wien. Der ordentliche Professor des österreichischen bürgerlichen Rechts, Hofrat Dr. Leopold Pfaff, ist in Genehmigung seines aus Alters- und Gesundheitsrücksichten erfolgten Ansuchens in den bleibenden Ruhestand versetzt worden.

H. Bern. Als Privatdozent für innere Medizin habilitierte sich an der hiesigen Universität der praktische Arzt Dr. med. Seiler-Brugisser.

::

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Die schwarze Gefahr. Ein Alarmruf an alle Deutschen z. Aufklärung. V. e. Deutschen. Heimdall 1905. Deutsch völkisch-soz. Verl. 112 S. — Fritz Müller: Leben u. Tod. Erzähl. Jauer. Oskar Hellmann. 296 S. — Prof. Dr. H. Magnus: Schiller als Arzt. E. mediz.-geschichtliches Gedenkblatt an den 100jährigen Todestag Schillers. Leipzig 1905. Georg Thieme. 16 S. — Eduard Mieckley: Geschichte des kgl. Hauptgestüts Beberbeck und seiner Zucht. Dargestellt nach den neuesten Forschungen. Berlin 1905. Richard Schoetz. 45 S. — Dr. Otto Pfleiderer, Professor an der Universität Berlin: Die Entstehung des Christentums. München 1905. J. F. Lehmann. 255 S. — Pfarrer Paul Klein: Los von Rom-Predigten aus der evangelischen Bewegung in Oesterreich. Ebenda. 157 S. — Dr. Julius Petersen: Willensfreiheit, Moral und Strafrecht. Ebenda 1905. 235 S. — Ph. Wengerhoff: Vor verschlossener Pforte. Roman. Berlin 1905. Albert Goldschmidt. 197 S. — O. Müller: Verarmt. Novelle. Ebenda 1905. 101 S. — Arthur Nowakowski: Die verlorene Armee. Ein Panorama aus dem Leben der deutschen Deserteure. Zürich 1905. Caesar Schmidt. 152 S. — Karl Schloss: Gedichte. München u. Leipzig 1905. R. Piper u. Co. 116 S. — Franz Dülberg: König Schrei. Drama in fünf Aufzügen. Ebenda 1905. 185 S. — Dr. phil. Wilhelm Schram: Ein Buch für jeden Brünner. Quellenmässige Beiträge zur Geschichte unserer Stadt. V. Jahrgang. Brünn 1905. Selbstverlag. 152 S. — Illustrierte Weltgeschichte in vier Bänden. Herausgegeben von Dr. S. Widmann, Dr. P. Fischer und Dr. W. Felten. Mit annähernd 1200 Textabbildungen und 120 ein- und mehrfarbigen Tafelbildern. (Vollständig in 40 Lieferungen. 1. Lieferung.) München. Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H. — Romanische Meistererzähler. Herausgegeben von Dr. Friedrich S. Krauss. (1. Band: Die hundert alten Erzählungen. Deutsch von Jakob Ulrich.) Leipzig 1905. Deutsche Verlagsaktiengesellschaft. 141 S. — Dr. Ernst Schrader: Elemente der Psychologie des Urteils. (1. Band: Analyse des Urteils.) Leipzig 1905. Jos. Ambros. Barth. 222 S. — Richard Wallaschek: Psychologie und Pathologie der Vorstellung. Ebenda 1905. 323 S. — Das Museum. Herausgeber Dr. Hans Landsberg. (Band II: Russlands Soziale Zustände von Alexander Herzen. Neu herausgegeben von Dr. Hans Landsberg. Band III: Annette v. Goethe. Neu herausgegeben nebst einem Anhang aus dem Leipziger Liederbuch von demselben.) Berlin. Pan-Verlag. 150 S. — Dr. A. Petermanns Mitteilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Supan. (51. Band. 1905. IV.) Gotha. Justus Perthes. — Franz Jetzsche: Die wichtigsten Faserstoffe der europäischen Industrie. Anleitung zur Erkennung und Unterscheidung. Mit Textabbildungen, einer Unterscheidungstabelle und 12 mikrophotographischen Tafeln. Kötzschenbroda u. Leipzig 1905. H. F. Thalwitzer. — Dr. jur. Fritz Berolsheimer: System der Rechts- und Wirtschaftsphilosophie. (Zweiter Band: Die Kulturstufen der Rechts- und Wirtschaftsphilosophie.) München 1905. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 500 S. — Unsere militärische Lage und die Wehrreform. Von einem Offizier. Mit 6 Beilagen. Wien 1905. G. Freytag u. Berndt. 119 S. — Martin Rade: Unbewusstes Christentum. (Hefte der christlichen Welt. Heft 53. 3. Heft der Neuen Folge.) Tübingen 1905. J. C. B. Mohr. 23 S. — Oskar Waldeck: Die Schmarotzer. Komödie in fünf Aufzügen. Pozsony 1905. Philipp Schwarz. 86 S. — Kleine Wirtschafts-, Handels- und Verkehrsgeographie. Zum Gebrauch in Fortbildungs-, Handels- und Fachschulen bearbeitet von Emil Reichel und Johannes Oberbach. (I. Teil, enthaltend Allgemeines und Deutsches Reich.)

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Georg Reimer Verlag, Berlin W. 35.

Soeben erschien:

Aus Goethes Lebenskreise.
J. P. Eckermanns Nachlass.
Herausgegeben von
Friedrich Tewes.
Band I.
Preis geheftet M. 8.—

Inhalt: Aus dem Briefwechsel mit seiner Braut. — Aus dem Briefwechsel mit Heinrich Stieglitz. — Eckermann und die Königin Friederike von Hannover. — Eckermann und Ernestine Voss. — Eckermann und die Revue encyclopédique. — Verschiedene Briefe und Briefentwürfe Eckermanns. — Eckermanns Beziehungen zu Goethe und seiner Familie. — Eckermann und die Herausgabe der Werke Goethes. — Eckermann über Gedichte und die Handschrift Goethes. — Eckermanns Verhandlungen mit dem Buchhandel wegen seiner Gespräche mit Goethe. — Eckermann über seinen Streit mit Brockhaus. — Nachtrag zur I. Abteilung. — Verschiedenes. — Erläuterungen. (*)

Verlag der Allgemeinen Zeitung, München.

Soeben erschienen:

Ein deutscher Kunstsalon in Paris
von Carl Lahm
8⁰ 62 Seiten • Preis geheftet 50 Pfg.

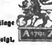
Hochinteressant für Künstler und Kunstfreunde

Zu beziehen durch die
Geschäftsstelle der Allgemeinen Zeitung, München.

Digitized by Google

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Natürliche und geschichtliche Entwicklungsgesetze.*)

Noch immer ist selbst von den Kreisen der Geschichtskundigen und der Geschichtslehrer die Ansicht verbreitet, als ob unsere Einteilung der Geschichte in Altertum, Mittelalter, Neue und Neueste Zeit ein Kontinuum, d. i. eine Reihenfolge von vier aufeinander- und auseinanderfolgenden Abschnitten geschichtlichen Werdens darstelle; ferner als ob die Weltgeschichte nur die Geschichte der Mittelmeer- und der westeuropäischen Völker umfasse. Gegen beide Irrmeinungen zieht K. Breysig entschieden zu Felde, so in seiner Kulturgeschichte wie in dem vorliegenden, gerade durch knappste Zusammenfassung höchst lehrreichen Büchlein. Er sowohl als auch Dr. Albr. Wirth (in s. Volkstum und Weltmacht 2. Aufl.) hat die vergleichende und die erdumfassende Geschichtsbetrachtung am erfolgreichsten ausgebildet.

Auch Breysig benutzt das chronologische Schema: Urzeit, Altertum, frühes und spätes Mittelalter, neuere und neueste Zeit, als Rahmen für die Darstellung der geschichtlichen Ereignisse und Leistungen, aber er wendet ihn nach-, beziehungsweise nebeneinander auf jedes Kulturvolk an, so daß er bei jedem die genannten geschichtlichen Stufen, soweit sie sich bei demselben herausgebildet haben, aufdeckt und darstellt. Als unterscheidendes Merkmal und damit als Einteilungsgrund dienen ihm in erster Linie die politischen und die gesellschaftlichen Zustände des betreffenden Zeitalters, zu welchem dann auch die wirtschaftlichen, religiösen, wissenschaftlichen und literarisch-künstlerischen vergleichend und ergänzend herangezogen werden. So ist die Urzeit aller Völker charakterisiert durch die Geschlechterverfassung, das Altertum durch einheitliches Königtum, das Mittelalter durch die mehr oder weniger ausschließliche Adelsherrschaft (feudale Monarchie oder Aristokratie), die neuere Zeit durch den Absolutismus, d. i. die „stärkste Steigerung des Staatsgedankens", die neueste Zeit, die uns nur aus der griechischen und römischen Geschichte in ihrem ganzen Verlauf vorliegt, durch Volksherrschaft und ihre Ausartung in Pöbelherrschaft mit darauf folgender Tyrannis (Cäsarismus). Im sechsten Abschnitt: „Der Aufbau der Weltgeschichte", werden dann alle bekannten Völker und Stämme auf die verschiedenen Stufen verteilt, wobei sich herausstellt, daß die Völker beständiger Urzeit bei weitem den größten Teil der Erde einnehmen, daß die Kulturvölker Asiens, Afrikas und Amerikas nur bis zur Altertumsstufe gelangten, daß nur Japan ein deutlich ausgeprägtes Mittelalter aufweist und daß bloß europäische Völker die vierte und fünfte Stufe erreichten.

Mag schon dieser „Aufbau der Weltgeschichte", selbst wenn man im ganzen die Einteilung und den Einteilungsgrund als richtig anerkennt, im einzelnen manchen Einspruch herausfordern, so zeigt sich dagegen beim Verfasser selbst eine gewisse Unsicherheit, wenn er im siebenten Abschnitte „Gesetze der Weltgeschichte" aufzustellen sucht. Da wäre vor allem eine Untersuchung über die Anwendung des Ausdrucks „Gesetz" auf das kosmische und physikalisch-chemische einerseits und auf das organische und historische Geschehen andrerseits vorauszuschicken gewesen. Diese hätte vielleicht ergeben, daß zwischen physikalischer und organisch-sozialer Gesetzmäßigkeit ein tiefgreifender Unterschied besteht. Gewiß gelten die physikalischen oder Naturgesetze auch für die Welt des Lebendigen, aber daneben und darüber hat sich hier eine eigenartige Gesetzmäßigkeit entwickelt, die auf der Mitwirkung psychischer Faktoren, allerdings in verschiedenen Bewußtseinsgraden, beruht und ein unbedingtes „Müssen", eine mechanische Notwendigkeit, ein Zusammenfallen (= Adäquatsein) von Wirkung und Ursache ausschließt. Weder das allgemein-organische, noch viel weniger das historische Geschehen ist rein von äußeren Ursachen und Einwirkungen abhängig, daher haben die Lebens- oder Entwicklungsgesetze im Unterschied von den „Naturgesetzen" nur bedingte Geltung. Hier muß nicht unbedingt auf eine gegebene Ursache die entsprechende Wirkung folgen, hier muß auch nicht „notwendig" ein Entwicklungszustand oder -vorgang aus dem anderen hervorgehen, sondern beides ist bedingt durch gewisse psychische Anlagen und Kräfte, sowie ihre verschiedene Qualität und Intensität. Verfasser hat dies auch gefühlt, indem er — vielleicht unbewußt — in verschiedene seiner „Gesetze" das hypothetische „bei Verstärkung des Gesellschaftstriebes" (im 8.), „bei genügender Lebenskraft" (14.), „bei genügender seelischer Kraft" (15.), „bei regem Wachstum der Volkskraft" u. a. einfügt. Wo dagegen solche psychische Bedingtheit nicht eingeschlossen ist, wie z. B. im 20. bis 24. Gesetz, da ist auch das „muß" unberechtigt und unhaltbar und sollte durch ein „wird" („in der Regel") ersetzt werden.

Aber mit diesem Vorbehalt der Relativität oder psychischen Bedingtheit ist der Historiker vollauf berechtigt, von „Gesetzen der Weltgeschichte" zu sprechen; er könnte — und sollte — ihnen aber noch größeres Gewicht verleihen dadurch, daß er sie, so viel als möglich, auf allgemeine (biologische) Lebensgesetze zurückführt. In der Tat bestehen zwischen der organischen und geschichtlichen Entwicklung so tiefgreifende Uebereinstimmungen, daß durch ihre Aufdeckung der Begriff „des Gesetzmäßigen" wesentlich verstärkt wird. Ich möchte hier nur auf einige hinweisen.

*) Kurt Breysig: Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte. Berlin 1905. Bondi. S. 128.

Digitized by Google

1. In beiden Entwicklungsreihen gilt das allgemeine Entwicklungsgesetz, wie es Herbert Spencer in seinen Grundlagen der Philosophie (deutsch von B. Vetter, Stuttgart 1875, § 107—145) zuerst und wohl für immer formuliert hat: Entwicklung besteht aus zunehmender Differenzierung mit gleichzeitiger Integrierung (= Konzentrierung) durch den Uebergang aus einer unbestimmten, unzusammenhängenden Gleichartigkeit in bestimmte, zusammenhängende Ungleichartigkeit."

2. Wir finden daher in beiden eine Uebereinstimmung der Stufenfolge der Organisationsformen. Die von Breysig aufgestellten geschichtlichen Stufen haben ihr Analogon in den verschiedenen Typen der Organisation, welche die organische Kraft in der untermenschlichen Lebewelt hervorgebracht hat. Die Stufe der „Urzeit" dürfte den Coenobien der Einzelligen und den Stöcken der Korallen und Schwämme entsprechen, die Stufe des Altertums in ihrer frühesten Form (Aneinanderreihung von Zehn-, Hundert- und Tausendschaften im Inkareich, im alten Japan und im ältesten germanischen Königtum) dem metameren Typus in ihrer späteren Form (mit beginnender Ständebildung und einheitlicher Verwaltung), dem Typus der Gliedertiere mit Außenskelett und deutlicher Dreiteilung in Kopf-, Brust- und Rumpfsegment; beiden ist auch der konservative Grundzug und die Schwierigkeit der Weiterbildung gemeinsam, der viele Altertumsstaaten jahrtausendelang auf dieser Stufe festhielt. Die Stufe des Mittelalters mit ihrer Adelsherrschaft und Verknöcherung derselben in eine entwicklungsunfähige Oligarchie entspräche dem radiären Typus, der gleichfalls einen gewissen Rückfall auf eine frühere unvollkommenere Organisationsstufe darstellt. Die Stufe der neueren und neuesten Zeit endlich entspricht dem Wirbeltiertypus mit festem Innenskelett und Ausbildung eines beherrschenden zentralen Nervensystems, das die höchste und reichste Entwicklung und Anpassung ermöglichte.

3. Für beide Entwicklungsreihen, die biologische und die historische, gilt ferner in hohem Grade das biogenetische Grundgesetz, demzufolge jeder neu entstehende Organismus, sei es in sozialer oder individueller, wenn auch in abgekürzter Form, die früheren Stufen zu durchlaufen hat, um die höchstmögliche zu erreichen.

4. In beiden Reihen sehen wir die nämlichen äußeren und inneren Entwicklungsfaktoren wirksam. Die organische wie die geschichtliche Entwicklung sind einerseits durch Kampf ums Dasein, natürliche Auslese und Vererbung der erworbenen Eigenschaften, andrerseits durch Selbsterhaltungs- und Gattungserhaltungstrieb, durch Anpassungs- und Variierungstendenzen bedingt.

5. Der menschliche Kulturprozeß stellt sich in jeder Beziehung als eine mehr und mehr bewußte Fortsetzung des organischen Entwicklungsprozesses dar. Die wirtschaftlich-technische Kultur ist nichts anderes als eine Entwicklung in der Richtung auf immer reichere und zweckmäßigere Organbildung, nur daß es der menschlichen Gattung gelang, die Organe über den Körper hinaus zu projizieren und in ihren Werkzeugen, Waffen und Verkehrsmitteln, in ihrem Warenaustausch u. a. die Ernährungs-, Verteidigungs-, Bewegungs- und Zirkulationsorgane, welche die Lebewelt bis dahin hervorbrachte, in reichster und zweckmäßigster Weise fortzubilden. Ja die neueste Phase wirtschaftlich-technischer Kultur, nämlich die Anwendung der Dampfkraft und Elektrizität zur Maschinenindustrie und zum Weltverkehr, stellt unter diesem Gesichtspunkt zunächst eine Anpassungserscheinung dar, durch welche es einer hochbegabten Gruppe der menschlichen Gattung gelang, Ernährung und Vermehrung in hervorragendem Maße zu sichern.

Die intellektuell-wissenschaftliche Kultur bildet eine Fortsetzung der organischen Entwicklung in der deutlich zu verfolgenden Richtung auf immer größere und reichere Gehirnbildung. Durch Sprache und Schrift gelang es der menschlichen Gattung, den Erfahrungsschatz der vorausgegangenen Generationen in vollstem Maße zu erhalten und zu bereichern; unsere Bibliotheken und Akademien stellen so gleichsam das Großhirn eines Volkes oder Kulturkreises dar, das vollkommenste Organ der Erhaltung und des Fortschritts. Die großartigste Leistung in dieser Beziehung ist wohl das amerikanische Regierungsinstitut in Washington, das aus 28 Sektionen mit einem Heer von 6000 Beamten und einem jährlichen Aufwand von mehr als 32 Millionen Mark besteht, mit der Aufgabe, das Land, die Bevölkerung, die Produkte u. s. w. zu erforschen, um dadurch den nationalen Bedürfnissen wirtschaftlicher, sozialer, geistiger, politischer, hygienischer Art entgegenzukommen u. s. w.[1])

Die organische Entwicklung in der Richtung auf immer bessere Brutpflege findet ihre Fortsetzung in der human-ethischen Kultur, insbesondere in der Geschichte der Familie. Auch die menschliche Kunstgeschichte hat ihre mannigfachen Vorstufen in der untermenschlichen Lebewelt, in der Hervorbringung zahlreicher Formen (vgl. E. Haeckel: „Kunstformen in der Natur"), Farben, Gestalt und Gesang und ähnliches. Endlich weist die organische Entwicklung auf immer vollkommenere Formen der Vergesellschaftung (Stöcke, Staaten, Herden u. a.), unmittelbar auf die menschlichen Leistungen in Staat und Gesellschaftsformen hin. Nur die religiöse Kultur ist eine ausschließlich geschichtliche Entwicklung.[2])

6. Die Uebereinstimmung zwischen geschichtlicher und biologischer Entwicklung zeigt sich auch in der allgemeinen Geltung des Gesetzes der Kontinuität, demzufolge die höhere Entwicklungsstufe die früheren nicht aufhebt, sondern, soweit sie sich überhaupt noch lebensfähig zeigen, in sich aufnimmt.

Dieses Gesetz der Kontinuität darf uns jedoch nicht zu dem Irrtum verleiten, der bisher in der Betrachtung der sogenannten Weltgeschichte wie der natürlichen Entwicklungsgeschichte eine verhängnisvolle Rolle gespielt hat, nämlich als ob sowohl die Geschichte der menschlichen Gattung als diejenige der organischen oder wenigstens der Tierwelt ein „Kontinuum", d. h. ein beständiges Auf- und Vorwärtsschreiten, darstelle. Vielmehr zeigt sich die Uebereinstimmung der beiderseitigen Entwicklungen gerade auch darin aufs deutlichste, daß uns hier wie dort verschieden beanlagte und (durch die äußeren Faktoren) beeinflußte Gruppen entgegentreten, welche jeweils nur gewisse Stufen der Anpassung und Entwicklung erreichen und daß die höheren Stufen nicht direkt an die höchst entwickelten Repräsentanten der vorausgehenden anknüpften, sondern schon früher (bei weniger ausgesprochener Differenzierung) von dem gemeinsamen Stamme[3]) sich abzweigten und die Nächstverwandten, sowie die auf früheren Stufen der Organisation stehen gebliebenen Gruppen mehr oder weniger weit überholten. Daher dürfen wir das sogenannte „Völkergestrüpp" der Naturvölker, die nicht über mehr oder weniger primitive Kulturstufen hinauskamen, mit Recht mit den untersten organischen Entwicklungsstufen vergleichen und — um nur die höchste Stufe noch zu erwähnen — die europäischen Kulturvölker sowohl des sogenannten Altertums (Griechen und Römer) als die der Neuzeit mit verschiedenen Verzweigungen des höchsten Astes des Wirbeltierstammes, d. i. der Säugetiere. Nur diese Zweige haben die höchsten Stufen organischer, bezw. kulturgeschichtlicher Entwicklung erreicht, und zwar in „kontinuierlicher" Fort- und Höherbildung, wobei jedoch beiderseits zahlreiche Ueberreste der früher durchlaufenen Stufen, sei es als Rudimente oder als Hilfsorgane, nachzuweisen sind. Endlich soll noch auf das Gesetz der „Korrelation", demzufolge ein Fortschritt auf einem Gebiet der Kultur, beziehungsweise in einem Teil des Organismus auch in der Regel entsprechende Fortschritte auf den übrigen Gebieten (bezw. in den übrigen Teilen) zur Folge hat, hingewiesen werden, sowie auf die Tatsache, daß innerhalb der einzelnen Stufen der organischen wie der sozialen

[1]) Vgl. Hugo Münsterberg: Die Amerikaner. II. Band. S. 98—99. Berlin 1904.

[2]) Näheres hierüber gedenke ich in „Natürliche und soziale Lebensgesetze", Sammlung Teubner 1905, auszuführen.

[3]) Vgl. Bölsche: Der Stammbaum der Tiere. Kosmos-Verlag, Stuttgart 1905.

Digitized by Google

Evolution sich eine mehr oder weniger reiche Variation (z. B. die verschiedene Ausgestaltung des Singvogel- oder Nagertypus, oder die verschiedene Ausgestaltung des Altertums, oder des absoluten Königtums bei den verschiedenen Volksindividualitäten u. ä.) bemerkbar macht.

Das Angedeutete dürfte genügen, um zu erweisen, daß, wie die Weltgeschichte in neuester Zeit eine Ausdehnung über den europäischen Kulturkreis hinaus auf alle einstigen und gegenwärtigen Kulturvölker erfahren hat, so die menschliche Kulturgeschichte, welche zu allgemeinen Gesetzen gelangen will, notwendig die allgemeinen biologischen Lebens- und Entwicklungsgesetze berücksichtigen muß. Durch solche Zurückführung der sozialen auf die organische Entwicklung wird nicht nur ein fester Wurzelgrund für das Verständnis menschlichen Geschehens, sondern werden auch wertvolle Direktiven für die Gestaltung sozialen Lebens gewonnen werden. Darum werden vielleicht schon in nächster Zukunft ebenso die Normwissenschaften der Ethik und Politik wie die Erfahrungswissenschaften der Soziologie und Kultur-(Welt-)geschichte immer entschiedener auf die Biologie oder allgemeine Entwicklungsgeschichte zurückgeführt werden, wie dies zuerst A. Comte verlangt und G. Ratzenhofer in seiner „Politik“, „Ethik“ und „Soziologie“ bis jetzt am folgerichtigsten und erfolgreichsten verwirklicht hat. Denn das ist wohl der größte und dauerndste Gewinn, den die entwicklungsgeschichtliche Naturbetrachtung den modernen Kulturvölkern gebracht haben dürfte, daß sie dadurch auf der Stufe des „Positivismus“ oder der streng wissenschaftlichen Denkweise sich immer mehr in den Stand gesetzt sehen, sowohl das bisherige geschichtliche Werden immer besser zu verstehen, als auch die eigene individuelle und soziale Lebensführung immer zweckmäßiger zu gestalten. Durch solche Beachtung der allgemeinen Lebensgesetze in Theorie und Praxis, durch Weckung des Sinnes für das Notwendige und Wirkliche werden sie schließlich dahin gelangen, sich dauernd gesund und tüchtig, d. h. leistungsfähig zu erhalten, sich an die wechselnden natürlichen und sozialen Lebensbedingungen immer erfolgreicher anzupassen und mit Vermeidung von Revolutionen und Degeneration den bisherigen Evolutionsprozeß fortzuführen in der Richtung auf allseitige Vervollkommnung.

München. Joh. Unold.

Zur Verfassungsgeschichte der französischen Revolution.

II.

Ein Grundzug der physiokratischen Gedankenrichtung, die dem ganzen Zeitalter eigentümliche Abkehr vom Historischen, hat sich an einem ihrer vornehmsten Vertreter in beinahe tragischer Weise bewährt: dank dieser Unterschätzung geschichtlicher Leistungen ist die Persönlichkeit und das Leben Condorcets bis auf unsere Tage herab im Schatten geblieben. Und es muß als eine natürliche Reaktion gelten, wenn jetzt auf seine Gestalt ein wenig zu viel Licht fällt. Die Arbeiten von Léon Cahen und Franck Alengry haben diese Mission ausgleichender Gerechtigkeit in einer ihr Thema und ihre Leser erschöpfenden Weise erfüllt.[16]) Der eine braucht an 600, der andere fast 900 Seiten, um eine undankbare Nachwelt zur bewundernden Huldigung für den gemeinsamen Helden in die Knie zu zwingen. Schon in den Dimensionen dieses Rahmens liegt eine übertriebene Schätzung des Sujets. Namentlich weiß Alengry, wie schon das Titelblatt seines Buches zeigt, sich nicht genug zu tun in der Verherrlichung des Mannes, den er mit marktschreierischer Gebärde als geistigen Führer der Revolution, als Theoretiker des Verfassungsrechtes und Vorläufer der modernen Sozialwissenschaft ausruft. Er teilt seine nur von der Liebe zum Gegenstand und durch keinerlei methodologische Rücksicht bestimmte Untersuchung in vier Bücher, deren erstes die äußere Geschichte von Condorcets politischen und sozialen Anschauungen erzählt, welche dann im zweiten noch einmal unter dem dogmatischen Gesichtspunkt vorgenommen werden, was naturgemäß ermüdende Wiederholung und Weitschichtigkeit zur Folge hat. Das dritte Buch entwickelt die Lehren Condorcets auf dem Gebiete der Volkswirtschaft und Finanzkunde, der Ethik und der Gesellschaftslehre. Hierbei wird insbesondere der ideengeschichtliche Zusammenhang zwischen Condorcet und Auguste Comte hervorgehoben, und es scheint, daß der Verfasser gerade hier den Anknüpfungspunkt für seine Arbeit fand, da er schon vor Jahren in einem redseligen, aber kenntnisreichen Versuch über die Soziologie bei Auguste Comte jenen Zusammenhang behandelt hat, der übrigens schon von Waentig kurz und gut — bei Alengry scheint eines das andere auszuschließen — in einer Monographie über Comtes Bedeutung für die moderne Sozialwissenschaft klargestellt wurde. Für den Mangel an Führung in Alengrys Darstellung ist es bezeichnend, daß sie zuerst von Condorcets Wirkung in die Ferne berichtet und dann — im vierten Buch — die Einflüsse aufsucht, die für Condorcet selbst entscheidend wurden. Es ist übrigens die weitaus am besten gearbeitete Partie des Mammutbuches. Condorcets Denkarbeit wird sehr glücklich in ihre Bildungselemente zerlegt und die selbst für ihre Zeit außerordentliche Universalität dieses bedeutenden Kopfes gerade an der Mannigfaltigkeit der Kräfte aufgewiesen, die in ihm ihre Synthese fanden. Der cartesianische Rationalismus hat an dem geistigen Habitus Condorcets keinen geringeren Anteil als der Empirismus der Schotten. Rousseau und die Physiokraten, Thomas Payne und die Gesinnungen der Loge, Voltaire und die Meinungen, die der Salon der Frau Helvetius pflegte, haben ihre Spuren in Condorcets literarischer Gesamtleistung hinterlassen, die von den schwierigsten Problemen der Mathematik bis zu den untergeordneten Einzelfragen des Wahlrechts reicht und, vielleicht gerade weil sie alles Erdenkliche in den Kreis ihres fieberhaften Produktionsdranges zieht, von dem respektlosen Sainte-Beuve als „délire raisonneur“ verhöhnt wurde. Man begreift, daß Alengry dem Manne, der sich zu dem Glauben an die stete Vervollkommnung der Menschheit bekannt hat, einen ragenden Platz in ihrer Geschichte anweist und ihn als eine „gloire de l'humanité“ feiert. Mit weniger dionysischen Empfindungen steht Cahen seinem Helden gegenüber. Er ist weit entfernt, den Mißerfolg zu leugnen, den Condorcets Ideen und Vorschläge erlitten haben. Sein Buch läßt aber die Größe des Talents und des Wollens in dem Manne erkennen, von dem der Verfasser mit Recht sagt, daß Frankreich keinen besseren Bürger, die Demokratie keinen besseren Diener gehabt hat. Cahen konnte für seine fleißige Arbeit, die freilich auch kein i ohne Punkt läßt, den ungedruckten Nachlaß benutzen, den er in der Bibliothek des Instituts gefunden und geordnet hat und im Anhang seines Buches zum Teil veröffentlicht. Eine ausführliche Bibliographie bezeugt die Sorgfalt, mit der er zu Werke ging, um seinen Urteilen und Schlüssen dokumentarische Verläßlichkeit zu sichern. Das gilt insbesondere für die Darstellung jener Epoche, in der Condorcet durch den Gang der Ereignisse berufen war, seine staatsrechtlichen Theorien in die Tat umzusetzen. Der erste Verfassungsversuch des Konvents ist mit seinem Namen verknüpft, das sogenannte girondistische Projekt, wie heute feststeht, zum überwiegenden Teile sein Werk und dies in so persönlichem Sinne, daß er das Schicksal dieses Werkes teilte.

Condorcets Entwurf, der zum erstenmal auf europäischem Boden Institutionen der unmittelbaren Demokratie in das positive Recht eines Großstaates einführen sollte, wurde durch die jakobinische Obstruktion zu Falle gebracht. Für seinen Urheber und dessen Partei hat er den Anfang vom Ende bedeutet. Sein Scheitern war für den Sturz der Gironde und den Sieg des Berges Voraussetzung und Symptom zugleich. Um so mehr fällt es auf, daß dieser Verfassungsplan den älteren Historikern der Revolutionszeit als quantité négligeable zu gelten

---

16) *L. Cahen:* Condorcet et la révolution française. Paris, Alcan, 1904. — *Franck Alengry:* Condorcet guide de la révolution française, théoricien du droit constitutionnel et précurseur de la science sociale. Paris, Girard et Brière 1904.

Digitized by Google

scheint. Bei Mignet wird er gar nicht erwähnt, bei Thiers und Michelet mit einer dürftigen Andeutung abgetan, bei de Maistre mit einem ironischen Aperçu zur Seite geschoben. Der Text des Entwurfs war lange Zeit nur in schlechter Redaktion bekannt; erst vor kurzem hat ihn Aulard in der „Révolution Française" nach der offiziellen Fassung wieder abgedruckt[17]) und so die Möglichkeit geboten, der dogmengeschichtlichen Bedeutung der Urkunde naher zu treten und gerecht zu werden. Dies ist der Zweck zweier Monographien von Frayssinet und Gasnier-Duparc,[18]) die weder in der Gründlichkeit der Stoffkenntnis, noch in der Trockenheit der Darstellung einander etwas nachgeben: beides bei Franzosen eine nicht gewöhnliche Erscheinung, die man vielleicht als Zeichen der Zeit deuten wird. Frayssinets Buch ist wertvoll durch die Herausarbeitung des persönlichen Moments und das sorgfältige Studium des Parteimilieus, aus dem der girondistische Entwurf hervorgegangen ist. Er rückt Condorcet in den Mittelpunkt der Betrachtung, untersucht die theoretischen Leitgedanken seines Verfassungsplanes und deren positiv-rechtliche Ausgestaltung und benutzt den Anlaß, sich mit Lehren und Einrichtungen der Folgezeit auseinanderzusetzen, so mit den neuestens von Faguet, Bourgeois und Duguit vertretenen Meinungen über Begriff und Aussichten der Nationalsouveränität, mit den an die Direktorialverfassung anknüpfenden Versuchen einer administrativen Neuorganisation der Republik, mit dem plebiszitären Gedanken, den der französische Sozialistenkongreß von Tours im Jahre 1902 dem Parteiprogramm einverleibt hat. Frayssinet scheint an die praktische Möglichkeit einer Anwendung und Durchführung des girondistischen Entwurfs zu glauben; er meint, daß die hier gegebenen Ansätze zur Selbstverwaltung dem Lande den Rückfall in die zentralistischen Traditionen des alten Regimes erspart hätten: wobei er vergißt oder verschweigt, daß gerade die letzten Reformversuche des alten Staates sich vielfach in der Richtung der Selbstverwaltung bewegten und das von Taine sogenannte Régime moderne an diesem Punkt, wie auch sonst das eigentlich revolutionäre Prinzip aufgenommen hat. Unbefangener verhält sich Gasnier-Duparc zu seinem Objekt, da er den Plan Condorcets zwar als einen redlichen Versuch gelten läßt, die politische Organisation auf eine gerechtere Grundlage in demokratischem Sinne zu stellen, zugleich aber darauf hinweist, welch unabsehbares Mißgeschick die Verwirklichung dieser Konstitutionschimäre über das Land gebracht hätte. Er gewinnt diese Anschauung aus einer eingehenden Analyse des Projekts, die den einzelnen Kapiteln und Paragraphen des Gesetztextes folgt und so im Rahmen eines Kommentars geschichtliche und dogmatische Darstellung verknüpft. Eine kurze Einleitung orientiert, ohne Neues zu bringen, über die wichtigsten politischen und juristischen Fragen, deren Lösung für die verfassunggebende Tätigkeit des Konvents in Betracht kam, und über die parlamentarischen Schicksale der „Constitution girondine". In vierzehn Abschnitten werden dann die einzelnen Bestimmungen der Rechteerklärung und der Verfassung erörtert und in diesem Zusammenhang die einschlägigen Kontroversen wie Zweikammersystem, Frauenstimmrecht, Gemeindeorganisation abgehandelt. In seinem Schlußwort bemüht sich Gasnier die praktische Undurchführbarkeit des ganzen Systems nachzuweisen, dessen Auf- und Ausbau zweifellos durch die aprioristische Denkverfassung seines Haupturhebers nicht zum Vorteil beeinflußt wurde, wenngleich Einzelheiten, wie z. B. die Bestimmungen über Verfassungsrevision, unleugbar einen Fortschritt gegenüber dem monarchistischen Grundgesetz von 1791 bedeuten. Im ganzen aber wird man der Meinung Gasniers beipflichten, daß das Inslebentreten des girondistischen Planes noch gewaltigere und gewaltsamere Erschütterungen des Gemeinwesens zur Folge gehabt hätte als jene, welche das nach dem Sturz der Gironde einsetzende revolutionäre Regime kennzeichnen.

Wesen und Wirken dieser revolutionären Ordnung, wenn das Wortbild nicht eine contradictio in adjecto einschließt, wird von Gottfried Koch in einem Berliner Gymnasialprogramm hauptsächlich nach den von Aulard herausgegebenen Akten des Wohlfahrtsausschusses und nach den Untersuchungen des vor kurzem verstorbenen Wallon geschildert.[19]) Treffliche Vorarbeiten, namentlich die „Beiträge zur Geschichte der politischen Ideen und der Regierungspraxis" legitimieren den Verfasser zur Sache. Doch war eben deshalb mehr und anderes zu erwarten. Auffallend ist, daß Koch, ein gründlicher Kenner der Literatur, die für den Jakobinerstaat besonders aufschlußreiche Darstellung in Aulards Revolutionsgeschichte nicht benutzt hat, die den Charakter des revolutionären Regiments als einer Summe von Verwaltungsverfügungen, als das von Tag zu Tag wechselnde Ergebnis der Empirie des Augenblicks klar hervortreten läßt.[20]) Koch zeigt, wie die Hauptfrage der Jakobiner die Erhaltung der Republik gewesen ist, und wie gerade die Verfolgung der Kardinalaufgabe sie dazu gebracht hat, die feierlich proklamierten Menschenrechte in der Praxis zu verleugnen. Vom Standpunkte des reinen Dogmas ist diese Erscheinung unschwer zu begreifen. Die cité, von der Robespierre und Saint-Just träumten, hatte nicht bloß den Namen aus dem contrat social; sie sollte wirklich angewandter Rousseau sein, und die Anwendung zeigt noch deutlicher als die Theorie, daß in einem Gemeinwesen solcher Art kein Raum ist für vor- und außerstaatliche Rechte des einzelnen, daß vielmehr in diesem Punkt die extreme Demokratie mit dem Absolutismus Ludwigs XIV. zusammentraf. Freilich haben die Jakobiner ihre doktrinäre Folgerichtigkeit nur bewährt, wo sie durch das Prinzip ihrer Selbsterhaltung geboten erschien, die sie wie jede politische Partei mit der Selbsterhaltung des Staats schlechthin identifizierten. Wenn entgegen der immer wieder in den höchsten Tönen gepriesenen Lehre von der souveränen Nation die gesamte Entscheidungsmacht in das Vertretungsorgan gelegt wurde und im Fortgang der Ereignisse auf ein Exekutivkollegium überging, so ist das aus eben diesen Ereignissen zu erklären, welche die Republik und die Partei des republikanischen Monopols täglich vor die Existenzfrage stellten. Hier kam die realpolitische Maxime Montesquieus zur Geltung, daß es Fälle gibt, in welchen über die Freiheit ein Schleier geworfen werden muß, wie man einst die Statuen der Götter verhüllte. Kochs Darstellung bietet in flüchtigen Konturen eine Uebersicht über Mittel und Wege dieser demokratischen Tyrannis, welche in einem anderen Sinne, als ihre Träger meinten, ein Uebergangsstadium gewesen ist, da sie unmittelbar durch ihre militärischen Erfolge jene „Stratokratie" heraufgeführt hat, die den Kreislauf von Monarchie zu Monarchie schloß.

Unverkennbar birgt, wie schon Aulard angedeutet hat, diese ganze, scheinbar nur auf den Moment abgestellte Gelegenheitsordnung triebkräftige Keime der näheren und ferneren Entwicklung. Für die politische Geschichte braucht dies kaum neuer Beweisführung. Den Versuch, auch für das Revolutionsstaatsrecht die bis in die Gegenwart fortwirkende Kraft an einem besonders prägnanten Beispiel zu erweisen, hat Colombel in einer Pariser Doktorschrift unternommen, welche zwischen dem französischen Verfassungswerk von 1793 und den Einrichtungen der heutigen Schweizer Demokratie einen pragmatischen Zusammenhang herstellen will.[21]) Der Gedanke ist nicht ganz neu. Schon Hilty hat darauf hingewiesen, daß die Frage einer Verstärkung der Volkskontrolle gegenüber den kantonalen Repräsentativversammlungen zunächst im Anschluß an die französische Juli-Revolution in Fluß kam, und daß damals wie dann später die Meinungen der ersten Revolution und ihrer Schriftsteller über die Volkssouveränität und deren

[17]) Bd. XXXIV, S. 501 ff.

[18]) *Marc Frayssinet:* La république des Girondins. Toulouse 1903. — *A. Gasnier-Duparc:* La constitution girondine de 1793 Rennes 1903.

[19]) Der jacobinische Staat von 1794. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Sophien-Gymnasiums zu Berlin. Ostern 1904. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

[20]) *Aulard:* Histoire politique de la révolution française, 2me éd. Paris 1903. S. 314 ff.

[21]) La constitution de 1793 et la démocratie suisse. Thèse pour le doctorat. Paris, Rousseau 1903.

praktische Folgerungen lebhaft erörtert wurden.[22]) Die Tatsache, daß alle Ausdrucksformen der unmittelbaren Demokratie, die 1793 für Frankreich geplant waren, in der neueren Entwicklung des Schweizer Staatsrechts wiederkehren, leitet oder verleitet Colombel nach dem Vorgang Esmeins[23]) zur Annahme einer direkten Uebertragung, für welche die Verfassungsgesetzgebung des Kantons St. Gallen in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts sozusagen das politische Relais gebildet haben soll. Das Volksveto, wie es in mehreren kantonalen Grundgesetzen dieser Epoche als Korrektiv der Vertretungskörper erscheint, deutet in manchen Zügen auf Condorcets Entwurf als Quelle zurück, und Colombel schließt mit einer gewissen Berechtigung von der Gleichheit der Ursachen auf jene der Wirkungen, indem er die politischen Anschauungen und Parteiverhältnisse von 1793 in Analogie setzt mit jenen der Schweizer Kantone zu Beginn der 30er Jahre. Der unbekannte Autor der „Volkstümlichen Ansichten“, einer damals veröffentlichten Flugschrift, welche in St. Gallen die Verfassungsbewegung ins Rollen brachte, erspart seinem Leser keinen der aus dem Konvent wohlbekannten Gemeinplätze, um das Recht der Volksgesamtheit auf Mitgesetzgebung zu begründen. Den Girondisten waren in der Schweiz die „Parlamentarier“, den Jakobinern die Demokraten zu vergleichen, und die Vermutung liegt nahe, daß die Führer der kantonalen Politik ihre Vorgänger und Vorbilder auf dem Wege zur unmittelbaren Demokratie in der kaum ein Menschenalter zurückliegenden Bewegung der Geister suchten und fanden. Trotzdem ist Colombel, wie er selbst zugibt, ein zwingender Beweis für eine wirkliche Rezeption der hier zunächst in Frage kommenden Einrichtungen, des Referendums und der Volksinitiative, nicht gelungen. Ein solcher erforderte einen — der Wichtigkeit des Themas übrigens wohl angemessenen — Aufwand an tatsächlichem und literarischem Material, und es würde da vielleicht zutage kommen, daß die grundsätzliche Demokratisierung des Schweizer Verfassungswesens nach französischem Muster bereits von der „Helvetik“ genannten Konstitution des Jahres 1798 den Ausgang genommen, sodann aber, daß die staatsrechtliche Entwicklung des Landes im 19. Jahrhundert genauer, als man glaubt, an die Ueberlieferungen der Eidgenossenschaft angeknüpft hat. Die mächtigsten Gemeinwesen der alten Schweiz — Bern, Genf, Zürich —, haben die dem heutigen System eigentümliche Kombination unmittelbarer und repräsentativer Demokratie schon im 15. Jahrhundert gekannt, und für Graubünden und Wallis ist eine fast lückenlose Uebung des Referendums vom 14. Jahrhundert bis zu Ende des 18. nachzuweisen. Daß die Ereignisse in Frankreich zur Restauration jener alten Vorstellungen und Einrichtungen mächtig beitragen mußten, darf schon aus völkerpsychologischen Gründen nicht bezweifelt werden. Und es ist immerhin ein merkwürdiges Schauspiel, wie die Grundgedanken und Einzelnormen nie in Kraft gesetzter Verfassungen auf den Boden zurückkehren, in dem sie eigentlich wurzeln, und erst im heimischen Grund zu Blüte und Frucht gelangen. Kraft eines großartigen Prozesses geistiger Refundierung gibt Frankreich der Schweiz in mannigfacher Wendung und Verfeinerung jene Ideen zurück, die in der religiösen und politischen Atmosphäre der eidgenössischen Stadtrepubliken erwachsen waren und von hier aus ihren glorreichen und schrecklichen Triumphzug durch die Jahrhunderte angetreten haben.

Dr. Egon Zweig.

[22]) Das Referendum im schweizerischen Staatsrecht, Archiv für öffentliches Recht, Bd. II, S. 167 ff., 367 ff.

[23]) Eléments de droit constitutionnel français et comparé. 3me éd. Paris 1903. S. 279 ff.



Zur Religionsphilosophie Hegels.*)

Die Aufklärung war unhistorisch auf allen Gebieten. Winckelmann und Herder entdeckten die Historie zuerst auf dem künstlerischen Gebiete. Von da aus eroberte das historische Verständnis der Reihe nach alle Provinzen im Geiste des Reiches; die allerletzte Provinz aber, die diese historische Menschenkunde sich unterwarf, war wohl das Gebiet der Mystik, denn dieses war, vom Standpunkte der Aufklärung aus gemessen, das allerentfernteste und ihr unbetretbares Gebiet gewesen. Wirklich große und kühne Mystik, wie die eines Plato, Plotin, Meister Eckhart u. s. w., existierte für die Aufklärung nicht einmal als Phänomen. Begreiflich ward sie erst dadurch, daß eine ebenso großartige Mystik in der deutschen Philosophie von Fichte bis Hegel aufs neue geboren wurde. Fichte, Schelling und Hegel reichen den Plato, Plotin und Eckart zum ersten Male wieder über die Jahrhunderte die Hand. Darum ist der Wert eines Buches wie Hegels Religionsphilosophie ein doppelter. Es stellt sich erstens neben jene antiken und mittelalterlichen Mystiker als ein ebenbürtiger Nachkomme, und es übermittelt zweitens dem neuen Europa zum erstenmal das historische Verständnis dieser seiner, bis dahin völlig unbegriffenen, geistigen Vorfahren.

Das Verständnis für wahrhaft große Mystik ist immer auf einen kleinen Kreis eingeschränkt und wird es, der Natur der Sache nach, immer bleiben. Auch heute sind die Plotin, und Eckart für die deutsche Leserwelt, im großen ganzen betrachtet, wirklich gar nicht vorhanden. Aber es existiert ein kleiner Kreis von besonderen Freunden und Liebhabern dieses Gebietes, und der Diederichssche Verlag hat einen beträchtlichen Teil seiner großen Arbeitskraft gerade in den Dienst dieser Sache gestellt, welche dem Verleger nicht nur Gegenstand eines historischen oder wissenschaftlichen Interesses, sondern Ueberzeugungs- und Herzenssache ist. Ueberzeugungs- und Herzenssache ist sie auch dem Herausgeber des Hegelschen Werkes, Arthur Drews. Dieser hat fast seine ganze Lebensarbeit der Propaganda für Hartmanns Metaphysik und „Religion des Geistes“ gewidmet und schon 1883 in einem großen glänzenden Werk (Geschichte der deutschen Spekulation) für Hartmanns „antitheistischen Pantheismus“ gegen den Theismus liberaler und nicht liberaler Theologen oder Philosophen gestritten. Er erhofft von seiner, resp. Hartmanns Metaphysik, von der Verkündung eines unpersönlichen, aber leidenden Gottes eine und die einzige Reform unserer Weltanschauung, „die“ Religon der Zukunft und Heilung aller Gebrechen unseres Zeitalters. Ich kann weder seine Ueberzeugung von der „transzendenten Unseligkeit des Absoluten“ noch seine Hoffnungen teilen. Selbst für den Fall, daß seine metaphysische Ueberzeugung die einzig wahre wäre, glaube ich nicht, daß heute in einer metaphysischen Ueberzeugung die Panacee für unsere Zeit zu finden sei. Sodann aber widerstrebt mir an Hartmanns und Drews' Mystik, daß sie intolerant oder orthodox wie manche andere gerade auf *ihrer* Form, das Unerforschliche zu fassen, als auf der einzig möglichen bestehen. Mir scheint dies ein Selbstwiderspruch zu sein, ob man nun das Urwesen mit ihnen das „Unbewußte“ oder das „Absolute“ oder mit Hegel den „Geist“, oder mit Fichte „Gott“ nennen möge und ich halte es lieber mit Goethes Rat, „das Unerforschliche *schweigend* zu verehren“.

Aber darum bleibt doch die Neuherausgabe des Hegelschen Werkes verdienstvoll und dankenswert. Denn Hegels Religionsphilosophie hat jene beiden schon oben begründeten, unverlierbaren Werte erstens als eine uns historisch gewordene große Erscheinung, als einmal dagewesene kühne und kühnste Leistung metaphysisch-religiöser Spekulation und zweitens als bahnbrechende Leistung für das historische Verständnis der Mystik, Religions- und Kultusformen überhaupt. Was Hegel in dem (mittleren) historischen Teile über Naturreligionen und Zauberei, über die Religion des Maßes (die chinesische), die Religion der Phantasie (die brahmanische), die Religion des Insichseins (die buddhistische), die

*) *Hegels Religionsphilosophie*, herausgegeben von A. Drews, Diederichs, Jena 1905.

Digitized by Google

Religion des Guten oder des Lichts (die persische) u. s. w. unterscheidend und vergleichend zu lehren weiß, wird auch heute noch philologische Leser mit Staunen, zum Teil mit Bewunderung erfüllen. Was Hegels eigene Religionsphilosophie angeht, so liegt ihr Hauptwert in der Kühnheit seiner Paradoxie, die alles logisch konstruieren will, die Natur ebenso wie die Geschichte. Kühnheit auch auf verirrten Pfaden wirkt immer begeisternd, fördernd, zeugend auf andere, die der Kühnheit fähig sind; und in diesem Sinne vermag auch Hegels „Panlogismus" heute noch auf mündig gewordene Denker anregend zu wirken. Andere kann er freilich nur verwirren. Ich kann daher auch diese Hoffnung des Herausgebers, daß sein Buch einem größeren, auch unphilosophischen Kreise wertvoll und fruchtbar werden könne, nicht teilen. Es gehört eine starke Gewöhnung an Abstraktion dazu, um überhaupt in Hegels Sprache aushalten zu können und die meisten Leser werden sich vor diesem Buche, wenn sie einen Versuch wagen, durch Gelächter und — Flucht zu retten wissen. Wenn Hegel z. B. den Orientalen definiert als „an sich weggeworfen, aber ohne sich wegzuwerfen, d. h. ohne das Bewußtsein der unendlichen Freiheit in sich", so ist das vielleicht nicht gerade unverständlich, aber es reizt doch schon zum Spott. Wenn er aber schreibt: „Als die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn, d. h. als der Geist sich so in sich vertieft hatte, seine Unendlichkeit zu wissen und das Substantielle in der Subjektivität des unmittelbaren Selbstbewußtseins zu fassen, aber in einer Subjektivität, die zugleich unendliche Negativität und eben damit absolut allgemein ist", — so hört für die allermeisten Sterblichen das Verständnis auf und nur noch der Spott bleibt übrig. Wer vermag heute 400 große Seiten solchen Stils überhaupt zu lesen?

Für philosophische Leser aber ist die Einleitung von Drews eine vorzügliche und außerordentlich klare Geschichte der Spekulation seit Descartes, soweit dieselbe Hegels Philosophie vorbereiten hilft, d. h. eine vollständige Geschichte des Versuches, die apodiktische Gewißheit der Erkenntnis zu retten und zu beweisen. Kant wird dabei mit Recht nur als Glied in dieser Kette, nicht als Abschluß derselben gewertet, und gegen die heutige Kant-Isolierung und Vernachlässigung seiner großen Nachfolger polemisiert. Die ebenso ausgezeichneten Anmerkungen fechten nach allen Seiten hin für Hartmann-Drews' Standpunkt. Für Hegels historische, teils naive, teils kühne Versuche versagen die Anmerkungen leider. Es wäre interessant gewesen, Hegel einmal mit Herbert Spencer und den anderen englischen Versuchen, das Urphänomen der Religiosität ethnologisch zu ergründen, verglichen zu sehen, den großen Konstrukteur a priori mit den großen Empirikern. Die Art, wie Drews Hegel erläutert, ist sonst ausgezeichnet. Er liebt seinen Helden mit Begeisterung, ohne deswegen unkritisch zu werden. Er bekämpft vielmehr, was sich bei dem Schüler Hartmanns von selbst versteht, den „Panlogismus" als vollständig verfehlt und zeichnet außer der Größe Hegels ebenso klar und sicher die Grenzen dieser Größe. Diese anti-intellektualistische Kritik zugunsten des „Unbewußten" darf man, soweit sie Erkenntnistheorie bleibt und nicht selbst in religiöse Metaphysik verfällt, Wort für Wort unterschreiben.

Wo Drews die Entwicklung Hegels im Anschluß an Rosenkranz' Biographie schildert, erinnert er daran, daß Hegel vor dieser neugedruckten Religionsphilosophie einen noch kühneren antichristlichen Standpunkt eingenommen hatte, während die Religionsphilosophie des Neudrucks zuweilen wieder recht pfäffisch zu Kirche und Dogma zurückstrebt. Hegel erblickt in dem letzteren Werk in der christlichen Kirche und in dem philosophisch gefaßten christlichen Dogma wiederum das Ziel aller zukünftigen Entwicklung und wird damit am Ende wieder, was er von Hause aus war, zum Tübinger Stiftler, der bei allem Willen zur Selbstbefreiung doch das Tübinger Stift nicht ganz losgeworden ist. Der „absolute Geist" Hegels, aus dem heraus er Natur und Geschichte konstruiert, hat überhaupt immer etwas an sich behalten von jenem „Geischt", den man noch heute in Tübingen am Leben findet und eigentlich nur in Württemberger Mundart ganz richtig würdigen kann. In dem ersten Entwurf des Systems aber und in seinen Jenenser Vorlesungen faßt Hegel weit kühner das Christentum als die höchste, jedoch zu überwindende Vorstufe für die Religion der Zukunft. Mit Recht erblickt eben darin Drews den Höhepunkt der Hegelschen Geistesarbeit. Als Probe möge hier der Hauptsatz dieser Periode stehen: Die wahre Religion wird entstehen, „wenn es ein freies Volk geben und die Vernunft ihre Realität als einen sittlichen Geist wiedergeboren haben wird, der die Kühnheit haben kann, auf eigenem Boden und aus eigener Majestät sich seine reine Gestalt zu nehmen". Man bedauert, daß nicht statt der „Religionsphilosophie" diese erste Fassung des Systems zum Neudruck gelangt ist. Es stehen in demselben Entwurf ja auch viele andere großartige Gedanken über Politik, Recht, Krieg, Nationalität u. s. w., kurzum Hegels Ideale von einem freien Volke. Es ist erstaunlich, wie nahe die religiösen und politischen Gedanken Hegels Fichtes Anschauungen verwandt sind und zeitlich zum Teil vorgreifen. Leider hat der Herausgeber die Frage der Abhängigkeit beider voneinander nur gestreift. Fichtes größte religionsphilosophische Tat, die „Anweisung zum seligen Leben", hätte er nicht unterlassen sollen, ausführlicher heranzuziehen. Sehr interessant ist der Kontrast beider auf diesem Gebiete. Fichte ist durch und durch Philosoph, und wo er theologisiert, ein Philosoph, der sich beweisen möchte, daß seine Philosophie identisch sei mit der höchsten Religiosität, daß sie Religion sei. Er will das Johannes-Evangelium adeln dadurch, daß er in ihm die Wissenschaftslehre nachweist. Hegel ist der Theolog gebliebene Theologe, der da, wo er philosophiert, sich beweisen möchte, daß er mit seiner philosophischen Erkenntnis dasselbe in höherer Form gefunden habe, was er als Theologe eigentlich suchte. Er sucht die Philosophie, die dem Johannes-Evangelium ebenbürtig sei. Beide aber sind priesterliche Naturen, die nach höchster Selbstbefreiung und Befreiung des Protestantismus gerungen haben. Die Frage nach dem geistigen Eigentum Fichtes an seiner „Anweisung zum seligen Leben" ist noch gar nicht geklärt, wie mich zu meiner eigenen Verwunderung die Tatsache gelehrt hat, daß manche kühnen Gedanken Hegels zeitlich früher sind als die gleichen Kühnheiten bei Fichte. Doch fragt sich, was für Keime von Fichtes mündlicher Belehrung über Schelling zu Hegel gelangt seien. Mir ward bei Gelegenheit dieses Buches wieder recht deutlich, wie notwendig uns eine Geschichte dieser großen idealistischen Epoche der deutschen Philosophie ist, wie wenig die vorhandenen Bücher ausreichen; daß das geistige Nehmen und Geben zwischen den großen Philosophen dieser Zeit nicht minder innig ist als das Nehmen und Geben zwischen den großen klassischen Dichtern, und daß wir unsere klassische Epoche immer noch unvollständig kennen, solange wir nicht diese idealistische Philosophie mit hinzunehmen. Denn auch die Klassizität der Herder, Goethe, Schiller und Humboldt, d. h. ihre Bildungs-Universalität lebt weiter und erbt fort in dieser großartigen Trias, Fichte, Schelling, Hegel und geht etwa mit Hegels und Goethes Tode, die zeitlich ziemlich nahe zusammenfallen, zu Grabe.

M. Rieß.

Bücher und Zeitschriften.

Das Buch Annette. (Annette von Goethe. Neu herausgegeben nebst einem Anhang aus dem Leipziger Liederbuch von Hans Landsberg. Berlin, Pan-Verlag. „Das Museum II.")

Einen sehr glücklichen Griff hat Hans Landsberg getan, indem er Goethes Büchlein Annette seiner Sammlung „Das Museum" eingliederte, von der in diesen Blättern schon einmal die Rede war. Von diesem Büchlein Annette weiß man durch die Erzählung in Goethes Dichtung und Wahrheit; es galt als verloren; seit 1894 freute sich die Goethe-Gemeinde seiner Wiederauffindung. Damals wurde es aus dem Nachlaß des Fräulein v. Göchhausen, demselben Nachlaß, in dem der Urfaust sich verborgen hatte, entdeckt. Während aber dieser seitdem in zahlreichen Ausgaben von seinem glücklichen Entdecker Erich Schmidt herausgegeben und in alle während dieser Zeit erschienenen Goethe-Ausgaben übergegangen ist, blieb Annette ziemlich unbekannt. Der ursprüngliche Plan, das von Behrischs Hand zierlich geschriebene Büchlein in

Digitized by Google

Faksimile den Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft als Festgabe darzubieten, wurde aufgegeben. Nachdem Suphan in der Deutschen Rundschau einzelne Proben veröffentlicht hatte, wurde es in den XXXVII. Band der Weimarer Goethe-Ausgabe verwiesen (1896). Seitdem ist es vollständig wohl nur in der bei Max Hesse erschienenen Goethe-Ausgabe Band XIV 155—175 gedruckt worden (dies zur Berichtigung einer irrigen Angabe in Landsbergs Vorrede). So verbreitet auch diese Ausgabe im großen Publikum und so lebhaft die Teilnahme wenigstens unter den Forschern ist, der sich die große Weimarer Edition erfreut, so ist das Büchlein doch bisher den meisten Lesern entgangen; ihnen wird es erst bekannt, wenn es in einer Sonderausgabe vorliegt. — So hat sich der Herausgeber dieses Separatdruckes ein wirkliches Verdienst erworben, und es würde ihm zukommen, mit seiner Publikation Erfolg zu haben. Ueber das Büchlein selbst mag folgendes genügen: Als es zuerst bekannt wurde, bereitete es den Lesern eine Enttäuschung. Nach Goethes Mitteilungen erwartete man neue Liebeslieder an Annette, das ist Käthchen Schönkopf, deren Bild, neuerdings in Leipzig aufgefunden, das Landsbergsche Büchlein ziert. Liebeslieder indessen erhielt man außer einigen bereits bekannten sehr wenig, dafür Uebersetzungen aus dem Französischen, etwas frostige, frivol anfangende, moralisch endende Erzählungen und eine Anzahl Gelegenheitsdichtungen an Freunde und Bekannte. Trotzdem darf man den Inhalt nicht gering achten: die sprachliche Gewandtheit, der leichte Ton sind in diesen Dichtungen höchst bemerkenswert, sie haben für uns besonderes Interesse dadurch, daß sie die verschiedenen Arten zeigen, in denen der junge Dichter damals tätig war, die Quellen und Muster aufzeigen, an die er sich anschloß. Das Büchlein im ganzen bietet ein lebendiges Bild des Kreises, in dem sich der junge Goethe während seiner Leipziger Studienjahre bewegte. Er ist nicht bloß der leidenschaftlich Liebende und noch viel weniger der ernste Wissenschaftjünger, sondern der echte Bewohner von Klein-Paris, das seine Leute bildet, der, wie er als Dichter sich in den verschiedensten Formen bewegt, so auch trotz seiner Jugend dem Leben in allen seinen Abstufungen sich anschließt. — Der neuen Ausgabe des Büchleins Annette ist ein Anhang hinzugefügt, in der die sechs Gedichte des Leipziger Tagebuches (1769) wieder abgedruckt sind, die weder in dem genannten Büchlein stehen, noch von Goethe später in seine Gedichtsammlungen aufgenommen wurden. Eine Einleitung des Herausgebers, die keine großen wissenschaftlichen Ansprüche erhebt, führt verständig in beide Sammlungen ein.

L. G.

Allgemeine Rundschau.

Menschliche Haut und Elektrizität.

Auf dem vielverschlungenen Gebiet elektrischer Erscheinungen und ihres Zustandekommens haben zufällige Beobachtungen aus jüngster Zeit einen wissenschaftlichen Meinungsstreit entfesselt, der die Grundlagen unseres bisherigen Wissens über diese Naturvorgänge zu aerschieben scheint und jedenfalls den Gegenstand eingehender weiterer Experimente bilden dürfte. Das sind einmal die Versuche von Harnack über die menschliche Fingerspitze als Elektrizitätsquelle und das sind weiterhin die Experimente von Sommer über Lichterscheinungen nach Reibung der menschlichen Haut mit Glühlampen. Ersterem gelang es, die Magnetnadel in einem mit Glas bedeckten Kompaß durch Reiben mit der Fingerspitze abzulenken, während Sommer bei der Berührung von elektrischen Glühlampen, die noch nicht eingeschaltet waren, Lichterscheinungen und zwar ein blaßgrünliches Aufleuchten der Glaswand wahrnahm. Das letztere Phänomen konnte auch durch Reiben der Glasbirne mit Leinwand, wollenen Tüchern rc. erzeugt werden. Diese Erscheinungen, die nur an neuen oder wenig gebrauchten Glühlampen wahrgenommen werden konnten, sahen wie ein Lichtnebel aus und erhellten sowohl Teile der Birne wie der Finger. War es schon äußerst interessant, daß derartige Beobachtungen von zwei ganz verschiedenen Seiten aus und an verschiedenen Objekten fast gleichzeitig gemacht wurden, so wächst das wissenschaftliche Interesse vor allem durch die diesen Erscheinungen von beiden Untersuchern übereinstimmend gegebene Deutung. Beide suchen nämlich die Erklärung für das Zustandekommen dieses Phänamens weniger in physikalischen Mamenten als in physiologischen, das heißt in einer Disposition der Versuchsperson bezw. ihrer Finger zu einer Art elektrischen Ladung, einem Produkt der Lebenserscheinungen. Die ungeheure Tragweite dieses Schlusses, falls er sich bewahrheiten würde, liegt darin, daß damit ein exakter Beweis für das Vorhandensein des von der Wissenschaft längst abgelehnten „tierischen Magnetismus“ erbracht wäre. Denn da die mechanische Energiequelle nicht auszureichen scheint, um das Zustandekommen der Erscheinung zu erklären, müßte eine andere gesucht werden, und dieselbe wäre zu finden in der **individuellen** Fähigkeit, Elektrizität zu erzeugen. Diesen Schluß hat auch Harnack gezogen besonders im Hinblick auf das Ergebnis jüngster Versuche, bei denen es ihm gelang, mit den Fingerspitzen geeigneter Personen eine elektrische Entladung ohne jede Reibung zu erzeugen. Gegnerischerseits ist demgegenüber betont worden, daß das wesentlichste Mament für den Eintritt des Phänomens die Trockenheit der Haut sei, und daß auf dieser ihrer physikalischen Beschaffenheit auch der merkwürdige und oft unbegreifliche Wechsel beruhe, den die Erscheinungen bei der gleichen Länge und möglichst gleicher Art des Reibens an verschiedenen Körperstellen, ferner bei den gleichen Körperstellen zu verschiedenen Zeiten und schließlich bei verschiedenen Personen zeigen. Bekannt ist ja, wenn auch in letzter Zeit etwas in den Hintergrund gedrängt, die alte populäre Traditian, Elektrizität könne durch Reiben mit den Fingern erzeugt werden. Es setzt dies aber voraus eine Leitungsfähigkeit des menschlichen Körpers, der bald ein guter, bald ein schlechter Leiter ist, je nach der augenblicklichen Beschaffenheit der Haut. Sehr gut läßt sich dies nachweisen, wenn man durch Reiben mit dem Finger erst einen Gegenstand elektrisch macht und die angesammelte Elektrizität dann mit demselben Finger, nachdem man ihn eine Sekunde lang frei in der Luft gehalten hat, vollkommen ableitet. Durch das Reiben und die dabei auftretende Wärme war eben der Finger vollkommen trocken geworden und die trockene Haut isoliert. In dem Moment aber, in dem man mit dem Reiben aufhört, beginnt die Schweißabsonderung wirksam zu werden, und die Haut wird leitend. So variiert die Fähigkeit zu elektrisieren ebenso stark wie die Sekretionstätigkeit der Haut, und es scheint auch nicht weiter wunderbar, daß nach Harnack „nervöse Menschen“, bei denen doch so außerordentlich häufig Absonderungsstörungen vorliegen, auch in elektrischer Beziehung anormal sind. In beiden Deutungen liegen noch manche Rätsel, und die unbekannten Naturvorgänge, die in diesen Experimenten sich äußern, werden noch weiterer eingehender Studien bedürfen, ehe man zu einwandfreien Schlüssen gelangen dürfte.

Mannheim. **Dr. Julian Marcuse.**

Kleinere Mitteilungen.

* **Die Ausgrabung eines ägyptischen Tempels.** Ueber die Ausgrabung eines Tempels der elften Dynastie in Dêr el Bahari, die Professor Naville und H. R. Hall im Auftrag des Egypt Exploration Fund während der Winter 1903/04 und 1904/05 vorgenommen haben, berichtete Hall in der Maisitzung der Londoner Gesellschaft für biblische Archäologie. Ihr Arbeitsfeld war der Platz, den Naville bei der Ausgrabung des bekannten Tempels der Königin Hatshepsut unberührt gelassen hatte. Das Ergebnis ihrer Arbeiten ist die Entdeckung des Leichentempels des Königs Mentuhetep III. (Nebhapet-Ra) von der elften Dynastie, der die Gräber der Priesterinnen der Göttin Hathor enthält, die in Dêr el Bahari besonders verehrt wurde. Man hatte lange vermutet, daß sich hier Bauten der elften Dynastie vorfinden würden, aber bis jetzt hatte man sie nicht entdeckt. Den Tempel selbst fand man im Verlauf der Arbeiten des ersten Winters; in diesem wurden der große Hof und der nördliche Säulengang freigelegt und einige schöne Reliefs entdeckt. Im zweiten Winter näherte man sich dem Tempel von Süden her und die mittlere Pyramide, sowie die Altäre

Digitized by Google

der Hathorpriesterinnen wurden freigelegt. Während des Grabens fand man einige schöne Porträtstatuen des Königs Userten III. von der zwölften Dynastie, außerdem viele Kleider, Gegenstände, z. B. Werkzeuge, die bei der Ausbesserung des Tempels liegen geblieben waren. Der Tempel scheint während der Regierung Siptahs ausgebessert worden zu sein; ein Relief des Königs fand man an der Vorderseite der Pyramide. Der Tempel ist deshalb von Bedeutung, weil er der bestbekannte Tempelbau dieser frühen Periode und das **älteste Gebäude Thebens** ist.

* **Das Gustav Freytag-Denkmal in Wiesbaden** wird am nächsten Sonntag Mittag 12 Uhr enthüllt werden. Das Denkmal, eine überlebensgroße Marmorfigur mit architektonischer Umrahmung, kommt an eine der schönsten Stellen des Kurparks. Abends vorher veranstaltet der Allgemeine deutsche Sprachverein im Kasino eine Vorfeier, in der Prof. O. Harnack (Stuttgart) über Freytag sprechen wird. Die Festrede bei der Enthüllung wird Landgerichts-Direktor de Niem als Vorsitzender des Denkmals-Ausschusses halten. Die Familie des Dichters wird teilnehmen, der Kultusminister Dr. Studt hat sein Erscheinen in Aussicht gestellt. Die Universitäten Berlin, Breslau, die Deutsche Bühnengenossenschaft, die Geburtsstadt des Dichters Kreuzburg in Schlesien, zahlreiche hiesige und auswärtige literarische Vereinigungen von Ruf werden Kränze niederlegen. Zu der Festvorstellung nachmittags 2½ Uhr („Die Journalisten") im Hoftheater hat Ludwig Fulda einen Prolog verfaßt, den auf Wunsch des Dichters der Darsteller des Konrad Bolz vortragen wird. Die oberen Klassen der höheren Schulen werden auf Einladung des Hoftheaters der Vorstellung beiwohnen. Ein Festessen abends 6 Uhr im Kurhause wird den Tag beschließen. Anfragen sind an die Herren Landgerichtsdirektor de Niem und Dr. B. Laquer in Wiesbaden zu richten.

* **Bibliotheken.** Aus Gießen wird uns geschrieben: Die Universitätsbibliothek zu Gießen hat am 9. Mai eine Schiller-Ausstellung eröffnet, zu der außer manchen privaten Sammlern in Gießen, Wetzlar und Darmstadt auch das Marbacher Schiller-Museum und das Darmstädter Hof- und Staatsarchiv beigesteuert haben. Die Sammlung umfaßt eine Sammlung von ersten und seltenen Drucken der Schillerschen Werke, Autographen und Bildnisse Schillers, seiner Angehörigen und Zeitgenossen, Proben der Illustrierung von Schillers Werken, Zeugnisse für die frühesten Einwirkungen Schillers, namentlich auf die vaterländische Bewegung unter der Gießener akademischen Jugend, Erinnerungen an die Schiller-Feier von 1859 und eine Auslese aus der neuesten Schiller-Literatur. Auch Goethe ist, vor allem in seinen Beziehungen zu Wetzlar und zu Gießener Gelehrten, vertreten. Die Ausstellung bleibt noch bis zum 10. Juni unentgeltlich zugänglich.

* **Ehrungen.** Aus Frankfurt a. M. wird gemeldet: Die Pariser Akademie für Medizin wählte den Bakteriologen Professor Dr. Ehrlich zum auswärtigen Mitglied. — Der Laryngologe Dr. Gustav Spieß, Hilfsarzt bei dem als behandelnder Arzt des Kaisers in weiteren Kreisen bekannt gewordenen Prof. Moritz Schmidt, ist zum Professor ernannt worden.

Hochschulnachrichten.

* **Göttingen.** Den seltenen Fall, daß vier Generationen hintereinander an ein und derselben Universität zum Doktor promovieren, hat die Georgia Augusta zu verzeichnen. Herr Karl Brakebusch aus Cordoba (Argentinien, dessen Vater, ein geborener Hannoveraner, dortselbst lange Jahre als Professor der Geologie tätig war), promovierte, wie der Frankfurter Zeitung geschrieben wird, am Montag an der hiesigen Universität zum Doctor medicinae auf Grund einer Dissertation „Die Australierschädel der Sammlung des anatomischen Instituts in Göttingen". Der Vater (Dr. phil.), der Großvater (Dr. phil.) und der Urgroßvater (Dr. theol.) von Dr. Brakebusch haben sich gleichfalls hier den Doktorgrad erworben.

hc. **Marburg.** Der ordentliche Professor der speziellen Pathologie und Direktor der medizinischen Klinik an der hiesigen Universität Geheime Medizinalrat Dr. Emil Mannkopff ist auf Ansuchen zum 1. Oktober d. J. von den akademischen Verpflichtungen entbunden worden. Derselbe steht im 69. Lebensjahre.

* Die theologische Fakultät der hiesigen Universität hat dem Medizinalrat Professor Dr. Schmidt-Metzler in Frankfurt a. M. wegen seiner Verdienste um die Hebung des evangelischen Gemeindelebens in Frankfurt a. M. den Doktortitel honoris causa verliehen.

* **Berlin.** Die bereits von uns gemeldete Ehrung des Fürsten Henckel von Donnersmarck hat soeben der Rektor der hiesigen Technischen Hochschule in folgender Weise bekannt gemacht: „Rektor und Senat der Technischen Hochschule zu Berlin haben durch einstimmigen Beschluß auf Antrag der Kollegien der Abteilungen für Chemie und Hüttenkunde, sowie für Maschinen-Ingenieurwesen Seiner Durchlaucht Guido Grafen Henckel, Fürsten von Donnersmarck, kgl. Wirklichen Geheimen Rat und Mitglied des Staatsrats, in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste um die chemische Industrie, besonders die Weiterbildung der Zellstoffverwertung, sowie des Zink- und Eisenhüttenwesens die akademische Würde eines Doktor-Ingenieurs ehrenhalber verliehen."

* **Graz.** Am 21. d. M. ist hier der vormalige Professor an der hiesigen Technischen Hochschule, Hofrat Dr. Franz Hlawatschek, eine hervorragende Autorität auf dem Gebiet des Maschinenbaues, gestorben.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Karl Balcke: Das Tagebuch der Susanne Oevelgönne. Eine Novelle. Dresden 1905. Karl Reissner. 259 S. — Die Hexenbulle Papst Innocens' VIII. Summis Desiderantes aus dem Bullarium Magnum. Uebertragen und herausgegeben von Paul Friedrich. Leipzig 1905. Julius Zeitler. 15 S. — Prof. Dr. Anton E. Schönbach: Rede auf Schiller, gehalten am 9. Mai 1905 in der Aula der k. k. Karl Franzens-Universität in Graz. Graz 1905. Leuschner u. Lubensky. 38 S. — H. v. Kleists Werke. Herausgegeben von Georg Minde-Pouet, Reinhold Steig und Erich Schmidt. 3. Band. Leipzig u. Wien. Bibliographisches Institut. — Theodor Fontanes Gesammelte Werke. (1. Serie. 2. u. 3. Band.) Berlin 1905. F. Fontane u. Comp. — Das evangelische Deutschland. Zentralorgan für die Einigungsbestrebungen im deutschen Protestantismus. Herausgeber Dr. Gottlob Mayer. (Erster Jahrgang 1905. Heft 2.) Gütersloh. C. Bertelsmann. — Festgabe aus Schillers Werken. Berlin und Leipzig. Hermann Hilger. 160 S. — Dr. Wolfgang A. Thomas: Sein oder Nichtsein? Strassburg 1905. J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel). 59 S. — Walter Friedensburg: Die ersten Jesuiten in Deutschland. (Schriften für das deutsche Volk. Herausgegeben vom Verein für Reformationsgeschichte. Nr. 41.) Halle a. S. 1905. Rudolf Haupt. 74 S. — Verhandlungen des II. Internationalen Kongresses für Allgemeine Religionsgeschichte in Basel (30. August bis 2. September 1904). Basel 1905. Helbing u. Lichtenhahn. 382 S. — Maria v. Manacéine: Die geistige Ueberbürdung in der modernen Kultur. Uebersetzung, Bearbeitung und Anhang: Die Ueberbürdung in der Schule von Dr. med. Ludwig Wagner. (Natur- und kulturphilosophische Bibliothek. Band II.) Leipzig 1905. Johann Ambrosius Barth. 200 S. — Dr. Hans Driesch: Der Vitalismus als Geschichte und Lehre. (Natur- und kulturphilosophische Bibliothek Band III.) Basel 1905. Helbing u. Lichtenhahn. 246 S. — Louis Benoist-Hanappier: Le Drame Naturaliste en Allemagne. (Bibliothèque de la Fondation. VII.) Paris 1905. Félix Alcan. 389 S.

Digitized by Google

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Der Hohenzoller.

Das Mittelalter kennt nicht die Freude, den Genuß an der malerischen Schönheit der Natur wie unsere Zeit. Die Alpenwelt hatte für sie noch keine Reize, lockte keine kühnen Bergsteiger, um sie für waghalsiges Klettern, lebensgefährliches Ringen mit den Elementen durch den herrlichen Fernblick von ihren Berggipfeln in eine neue Welt zu belohnen und zu entschädigen. Nur da, wo die Berge Gegenstand der Kultur waren, da haben sie als Bestandteil des Agrarbesitzes auch Eigennamen, also doch nur dem praktischen Zwecke, der Nutzbarkeit dienend. Daher kennt das Mittelalter auch noch keine poetischen Darstellungen der Natur in landschaftlichen Gemälden. Gewiß besingen die mittelalterlichen Minnesänger die zur Frühlingszeit erwachende Natur, jubeln mit den aufsteigenden Lerchen, begrüßen die ersten Blumen auf grünendem Anger und freuen sich des sprossenden Waldes. Aber das ist das Aufatmen von langer, harter Winterszeit, die Freude an der Möglichkeit, endlich wieder die dumpfen Stuben der unwohnlichen Häuser verlassen und im Freien sich ergehen zu können.

Sollte man nicht gerade das Gegenteil in der Sinnesart unserer Voreltern vermuten, wenn wir ihre Burgsitze anschauen? Sollte man nicht viel eher annehmen, der fesselnde Zauber wechselvoller Naturschönheit habe sie gelockt? Aber anders urteilt der ritterliche Edeling des Mittelalters, anders der Sohn der Neuzeit. Dieser ruft angesichts der auf hochragendem Berge liegenden Burg mit der weiten Aussicht über Höhen, Täler, Ebene, Wälder, Städte und Dörfer unwillkürlich aus: Wie schön! Jener wird dagegen mit prüfendem Auge die strategische Lage seines Steinhauses betrachtet und danach seinen Wert geschätzt haben.

Wenige Berge und Burgen in deutschen Landen vermögen so sehr den Beschauer zu fesseln wie der Zoller. Das ist, weil hier landschaftliche Schönheit, überraschende Kühnheit der Bauanlage, gebietende Würde und eine geschichtliche Bedeutung höchsten Ranges sich vereinigen zu einem Gesamtbilde, das in dem einen Worte: der Zoller, mächtigen Ausdruck findet: volltönend wie der Klang einer gewaltigen Glocke, weit über Stadt und Land. Wie einst Kaiser Wilhelm, glorreichen Angedenkens, eine Anzahl treuer Paladine umgab, deren Lebensgeschichte jede für sich einen wichtigen Platz in den Geschichtsblättern unseres Vaterlandes ausfüllt, so umstehen auch den Zoller auf hohen Bergen altehrwürdige Burgen, jede einstmals Sitz hervorragender deutscher Geschlechter. Da winkt von Nordosten her der Hohenstaufen, die Wiege der Staufenkaiser. Ihm schließen sich in der Richtung nach Südwest, dem Zoller zu, an: die Teck, auf welcher die Herzoge von Teck saßen, eine Nebenlinie der Herzoge von Zähringen, deren Nachfolger die Großherzoge von Baden sind; der Neuffen, Hohenneuffen, die alte Feste der Grafen und Herzoge von Württemberg, und sodann die Achalm, von der ehemals die mächtigen Grafen von Achalm zu Tal schauten. Alle diese Burgen liegen in Trümmern, die Burg Hohenzollern dagegen erstand wieder, aufgerichtet in stammgeschlechtlicher Gemeinschaft der königlichen und fürstlichen Hohenzollern. Das Geschlecht, das vor mehr als 850 Jahren den kühnen Entschluß faßte, dort seine Feste zu erbauen, muß von markiger Kraft gewesen sein.

Der Zoller — so heißt Burg und Berg das ganze Mittelalter hindurch, und heute noch nennt der Volksmund den Berg nicht anders — hat hinsichtlich seines Namens und seiner ältesten Geschichte den Forschern schon viele Schwierigkeiten bereitet. Gab der Berg den Edelingen, welche im 11. Jahrhundert dort oben ihre Burg bauten, von der es das Mittelalter hindurch hieß:

Nobile Zolre castrum
Hactenus fulgens ut astrum
Du edle Zollernburg bis dahin glänzend wie ein Stern,

den Namen, oder hießen die Erbauer der Burg schon vorher Zollern? Allgemein wird das erstere angenommen. Aber der Beweis hierfür ist uns bis zur Stunde noch nicht überzeugend geliefert worden. Ich neige mich der Ansicht zu, daß der Name Zoller erst mit den Dynasten, die hier inmitten der Hattenhuntare ihre Burg erbauten, einzog. Wir wollen die Gründe für beide Ansichten hören, soweit sie nicht in das ehemals so beliebte Gebiet phantasievoller, märchenhafter Genealogie zu setzen sind. Zunächst sind die Forscher der erstgenannten Meinung schon gar nicht einig über den Namen Zoller selbst, seine Bedeutung, seinen Ursprung. Die sprachlichen Herleitungen von Solar = solarium = Söller, flaches Dach, oder von Zuller = Schlotzer (!) übergehen wir. Letztere streift an das Komische. Auch wurde an das keltische Tull, Toll, Berg, Bergfeste gedacht. Mit viel wissenschaftlicher Gründlichkeit ist der keltische Ursprung des Namens zu beweisen versucht worden. Man ging dabei auch von der Annahme aus, der Zoller sei ursprünglich eine keltische Volksburg gewesen. Hierzu bemerke ich, daß der Zoller nach der Analogie vieler anderer nachgewiesenen Volksburgen sich zu einer solchen wenig eignete, jedenfalls weniger als andere in der Nähe befindliche Höhen. Und warum soll gerade der Zoller und nur dieser aus seiner Eigenschaft als keltische Volksburg den Namen hierfür erworben haben, da Hohenzollern, Schwaben überhaupt doch so reich an Volksburgen ist, ohne überlieferte Namen? Bei diesen keltischen Erklärungsversuchen erinnert man sich an das in rheinischen Gelehr-

Digitized by Google

tenkreisen heimische Wort: „Was man nicht erklären kann, sieht man gern als keltisch an."

Am meisten Lärm hat die Ableitung des Wortes Zoller von dem lateinischen **mons solarius** gemacht. Und diese Herleitung ist ganz bestimmt unrichtig, mag sie mit noch so vielen Worten zu beweisen versucht werden. Schon die geschichtliche Begründung ist durchaus unzutreffend. Es liegt gar kein Beweis vor für die kühne Behauptung, „daß auf dem Zoller einer der bedeutenderen römischen Beobachtungstürme mit einer kleinen stehenden Besatzung war". Reines Phantasiegebilde! Gerade die Geschichte der nächsten Umgebung des Zollers und des Berges selbst spricht gegen diese Annahme. Auf dem Zollerberg sind, auch bei dem gänzlichen Neubau der Burg, der 1858 vollendet war, keine Spuren römischer Befestigung gefunden worden. Reicher an römischen Bauresten ist die Gemarkung zwischen Hechingen und Weilheim. Aber, und hierauf ist Nachdruck zu legen, diese Niederlassung reicht, den im Oktober 1904 im Auftrage des Fürsten von Hohenzollern von mir geleiteten Nachgrabungen zufolge, nicht über das zweite Jahrhundert hinaus, war vielmehr um die Mitte der genannten Zeit schon verlassen. Weder der Zoller, noch Weilheim, noch Hechingen kann Anspruch machen auf römische Befestigungsanlage, wie ich von Weilheim früher selbst glaubte. Auch führen keine Römerstraßen nächst beim Zoller vorbei. Die künstlich gestaltete Beweisführung: 1. der Zoller war eine der bedeutenderen römischen Beobachtungstürme Schwabens, 2. die römischen Krieger hatten auf dem Zoller einen kleinen Tempel und nannten die Kultstätte, den Berg, daher **mons solarius** = Sonnenberg, und 3. aus dem Worte **solarius** hat sich der Name Zoller entwickelt, ist eitel Phantasie ohne jede stichhaltige Unterlage. Wir wissen auch nicht das geringste von einem **mons solarius**.

Keineswegs ist aber unmöglich, daß die keltischen oder späteren schwäbischen Bewohner der Gegend hier eine Kultstätte hatten. Hiefür spricht die Tatsache, daß auf dem Zoller schon sehr früh eine dem hl. Michael geweihte Kapelle gebaut wurde — ein Vorgehen, das die Kirche gern sah und unterstützte, um damit den heidnischen Kultstätten einen christlichen Charakter zu geben. Und so ist es ganz erklärlich, daß, der Ueberlieferung gemäß, der Berg, bevor die Grafen von Zollern ihre Burg auf demselben erbauten, Michaelsberg hieß.

Der Berg bietet somit in römischer Beziehung gar keinen und in keltischer Hinsicht keinen ausschlaggebenden Anhalt zur Erklärung des Namens Zoller. Erwähnt sei hier, daß die Schreibung des Namens eine ungemein wechselnde und willkürliche ist. So: 1061 Zolorin — vielleicht die zur Erklärung wertvollste und brauchbarste —, 1095 Zolro, 1115 Zolra, 1085—1115 Zolra, Zulra, Zoller, 1125—1145 Zolr, Zolro, Zolra, Zolren, 1125—1150 Zolre, Zolr, Zolra, Zolren, Zollern, dann werden Zolr und Zolre am gebräuchlichsten, wobei aber noch allerlei Schreibweisen vorkommen. Erst 1350 tritt von der Hochen Zolr auf, was verschiedentlich, immer noch neben Zolr, Zolre, Zollern, 1379—1412 Hohen Czolrre, Hohenzolr, 1368 Zolr von Hohenzolr geschrieben wird. Bis in das 16. Jahrhundert bleibt Zolr, Zolre und Zollern im Gebrauch, um endlich ganz dem Worte Hohen Zoller und schließlich Hohenzollern Platz zu machen. Im Volksmund heißt er aber, wie schon erwähnt, bis heute noch Zoller.

Wie wir nun hinsichtlich des Namens Schalksburg, von der an dieser Stelle, Beilage Nr. 25, Jahrgang 1905, die Rede war, durchaus noch nicht sicher sind, ob nicht in dem Worte ein Appellativ steckt, so gilt dies erst recht vom Worte Zoller. Keinen anderen Anhaltspunkt haben wir, als daß das Geschlecht 1061, bis dahin schon reich an Macht und Ansehen, zuerst mit dem Namen de Zolorin auftritt. Wer will uns beweisen, daß dies nicht der Name ist, den die Dynasten, welche von den Burchardingern oder von den Nellenburgern abstammen, von da ab führten, sei es, daß der Kaiser ihnen denselben verliehen, sei es, daß sie zur Unterscheidung von einer anderen Linie ihn annahmen, gleichwie die Zollern-Hohenberger nicht mal hundert Jahre später ähnlich handelten? Und ist es nicht recht auffallend, daß der 1095 auftretende Mitstifter von Alpirsbach, Adalbert, sich auch schon de Zolro nennt und dabei Comes de Heigirloch? Der hat doch nicht seinen Sitz auf dem Zoller, nennt sich nicht nach dem Burgsitz Zoller, sondern unanfechtbar nach seinem Burgamtssitz Haigerloch, wiewohl er Zeitgenosse von Burchard und Wezel de Zolorin ist. Das bestärkt mich in der Ansicht, daß der Name Zoller der Geschlechtsname war, den die Dynasten schon besaßen, bevor sie den Zoller bauten und den sie dann Berg und Burg gaben, nicht aber der Berg ihnen.

Wann ist nun die Burg gebaut worden? Das wissen wir nicht genau. Ein Geschichtschreiber der Zollern sagt: Um 1061 ward sie gebaut und deshalb fand ja jener Kampf statt, in welchem Burchard und Wezel 1061 fielen. Wo steht das anders als in der Phantasie des Aufstellers dieser Erzählung? Ein anderer Zollerischer Geschichtsforscher behauptet: Die Väter der beiden Burchard und Wezel müssen die Burg schon gebaut haben. Warum sollen sie das? Der Beweis fehlt. Die Wahrheit kann auf der einen, wie auf der anderen Seite liegen, in der Mitte muß sie wenigstens zu finden sein; denn das ist die Zeit, wo die hervorragenden Edelgeschlechter ihre Burgen auf die Berge bauten.

Für die Annahme, der Berg habe damals schon Zoller geheißen, bieten diese bauzeitlichen Angaben auch keinen Anhalt. Dagegen spricht die Ueberlieferung, wie schon oben angeführt, sehr deutlich dafür, daß, bevor die Burg gebaut wurde, der Berg **Michaelsberg** hieß, und zwar wegen einer dort oben errichteten Kapelle. Wann diese Kapelle gebaut wurde, ist nicht mehr nachzuweisen. Daß sie bei Einführung des Christentums errichtet worden sei, ist möglich, gerade um den heidnischen Wodankultus zu vertreiben, zu verchristlichen, und hiefür spricht auch, daß beim Bau der ersten Zollernburg im 11. Jahrhundert eine Michaelskapelle mit künstlerischer Ausstattung hergestellt wurde, von der heute noch Bildwerke auf dem Zoller vorhanden sind. Aber da fragen wir: Ist es wohl denkbar, daß man, schon seit Jahrhunderten dem Berg seinen heidnischen Kultuscharakter zu nehmen bestrebt, ihm einen Namen gegeben (gelassen) hätte, der, wie **mons solarius**, immer wieder an die Heidenzeit erinnern mußte? Nein! **Mons solarius** hat er nie geheißen, und somit kommt auch nicht Zoller von dieser römischen Benennung. Und wenn wir auch der Zimmerschen Chronik keine große geschichtliche (wohl kulturgeschichtliche!) Bedeutung beilegen, so mag doch hier erwähnt werden, was sie über den Zollerberg erzählt, um so mehr, als im 16. Jahrhundert die Ueberlieferung noch viele Kraft besaß. Sie berichtet: „Und als die von Zoller in unser land erstlichs komen, sich darinnen niederzulassen, haben sie sant Michelsperg eingenommen, ain schloß darauf gepawen, **welches sie Zoller genant**."

Der Zoller liegt in der ehemaligen Hattenhuntare. Wann diese in Besitz der Zollern kam, wissen wir nicht genau. Da aber die neueste genealogische Forschung auf Grund eingehender kritischer Untersuchung zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß der älteste Genealoge der Zollern, Erasmus Sayn de Frisinga, um 1200 recht hatte, so müssen wir den 1061 gefallenen Burchard schon als Graf von Zollern ansprechen. Vom 11. Jahrhundert ab ist die Hattenhuntare in zollerischem Besitz und führt daher mit Recht durch alle Jahrhunderte hindurch den Namen Grafschaft Zollern. Sie ist die geschichtliche Stammgrafschaft der Zollern, die Wiege des Geschlechtes, das in seinen vielen Verzweigungen die Jahrhunderte überdauert und heutigestags in der kaiserlich-königlichen und der fürstlichen Linie der Hohenzollern ihre Vertreter hat, zu denen neuerdings noch als dritte Linie die hohenzollern-rumänische Dynastie zu rechnen ist, als deren Gründer König Karl, der Bruder, und als deren Stammvater Prinz Ferdinand von Rumänien, der Sohn des Oberhauptes der fürstlichen Linie, Leopold von Hohenzollern, zu betrachten ist.

Die Stammgrafschaft war aber kaum mehr als der Kern des ehemaligen großartigen Besitzes des **Gesamthauses** Zollern, das an Macht, Reichtum und daher auch Ansehen im 12. und 13. Jahrhundert nur noch an den Staufern und Zähringern ebenbürtige Genossen hatte. Die

Digitized by Google

Zollern und die Hohenberger waren damols so mächtig, daß der Gesandte Gregors IX., als er die schwäbischen Großen zum Kampfe gegen den Kaiser Friedrich II. aufrief und die Kräfte derselben abschätzte, von den Zollern und Hohenbergern sagte, daß sie in ihren starken Burgen dem Kaiser Trotz bieten könnten, so lange sie wollten.

Hätten die Zollern eine bessere Hauspolitik gepflegt, sich nicht immer wieder geteilt und zersplittert, gehadert miteinander, hätten sie das mächtige Stammgut zusammengehalten, dann wären sie wohl in der Lage gewesen, die Nachfolger der Zähringer und Staufer zu werden, dann wäre ganz bestimmt nicht Württemberg da Herr, wo es jetzt seine Grenzen ausdehnt: denn der größte Teil des heutigen südwestlichen Württemberg war einst Besitz des Gesamthauses Zollern.

Aber gleichwohl geht ein stolzer Zug durch die ganze Geschichte der Stammgrafschaft, die niemals dem Hause, auch nicht zur Zeit der höchsten Bedrängnis, entfremdet wurde. Mon mocht, unserer Ansicht nach, zu viel Aufhebens von den Streitigkeiten der beiden Brüder Friedrich dem Oettinger und Eitel Friedrich I im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts. Um alles zu verstehen, muß man den Charakter jener rauhen, gewalttätigen Zeit ins Auge fassen, wo das Recht auf der Spitze des Schwertes schwebte. Für die dem schwäbischen Hause Zollern innewohnende Kraft liefert den schlagendsten Beweis, daß nur wenige Jahrzehnte später, als seine Feinde schon sicher waren, es nun für immer gebrochen zu haben, die Zollern mächtig aufstreben, so stark und angesehen sind, daß ihre Stammverwandten, die Brandenburger Hohenzollern, Ehebündnis mit ihnen schließen und Erbverträge die Zugehörigkeit der fränkisch-brandenburgischen Hohenzollern und der schwäbischen Linie zueinander erneuern und für alle Zeiten festsetzen, und daß der Sohn Eitel Friedrichs I., Jos Niklos, in der Lage war, dem Grafen von Württemberg in großer Bedrängnis mit einer für jene Zeit sehr großen Summe als Bürge beizuspringen.

Das unweit des Zollers an seinem Fuße liegende Hechingen steht mit der Burg zwar nicht, wie etwa Sigmaringen oder Veringen mit ihren Burgen, in unmittelbarem Zusammenhang, gehört aber geschichtlich untrennbar zum Zoller und war von jeher der Hauptort der Grafschaft Zollern. Bevor sich die Hattenhuntare, die spätere Grafschaft Zollern, von dem Muttergau der Perihtilinpara (Scherragau) abtrennte, wird Hechingen schon als Hahhingum 786 genannt. Dann heißt es 789 in der Hattenhuntare Hachinga, im 12. Jahrhundert Hachingen, im 13. Haechingen und Hächingen und seit dem 16. immer Hechingen. Der Name weist auf einen Gründer der Ansiedelung Hacho hin. Im Laufe der Jahrhunderte hat es mit dem Zollernhause alle Freude, alles Leid getragen. Schon 1419 sah es neben der Burg auf dem Zoller in seinen Mauern auch eine zollerische Feste, „das Bürgle", entstehen, das 1576 zu einem schönen, großen Schlosse umgebaut wurde. Hechingen war vom 15. Jahrhundert ab (1434) Residenz der Grafen von Zollern, Fürsten von Hohenzollern-Hechingen. Im Jahre 1298 wird zum erstenmal ein Schultheiß hier genannt. Sein Wappen ist das zollerische, und dieser weiß-schwarz geviertete Schild nimmt als Wappen der Stammgrafschaft den Ehrenplatz als Herzschild im Wappen der Könige von Preußen und der Fürsten von Hohenzollern ein.

Sigmaringen. Karl Theodor Zingeler.

Patriarchat und Heiliger Synod in Rußland.

Von Friedrich Dukmeyer (Berlin).

Die St. Petersburger Zeitung Nowoje Wremja meldete vor einiger Zeit: „In der Sitzung des Heiligsten Synods ist endgültig die Einberufung eines Konzils zur Wahl eines Patriarchen beschlossen worden. Der Synod wird dem Patriarchen als beratendes Organ zur Seite stehen. Der Posten des Oberprokurators wird abgeschafft, das Recht des Vortrages beim Kaiser geht auf den Patriarchen über." Dazu bemerkten deutsche Zeitungen, daß mit der Erreichung dieser Absichten die Rolle des Oberprokurators Pobjedonoszew ausgespielt wäre. Es ist nun zwar mittlerweile alles beim alten geblieben, doch die Frage ist damit nicht endgültig gelöst und wird gewiß über kurz oder lang wieder zur Sprache kommen.

Ein russisches Patriarchat hat es schon gegeben.

Der ehemalige Professor des Staatsrechts an der St. Petersburger Universität A. Gradowskij führt im zweiten Bande seiner „Grundlagen des russischen Staatsrechts" (St. Petersburg 1881) aus, daß die Kanones und Gesetze der orthodoxen Kirche, von Rußland Byzanz entlehnt, nur sehr wenig Anlaß zu einem Kampfe der geistlichen Autorität gegen die weltliche Macht boten. Die russischen Großfürsten und Zaren entnohmen ihre politischen Ideen der Kirche, die zu den Russen die Ueberlieferung des byzantinischen Kaisertums trug. Ein Streit zwischen der Kirche und dem Staate konnte nur entstehen und entstand auch wirklich aus Anlaß der Bestimmung des Umfanges der Privilegien und der Grenzen der Autonomie der Kirche.

Bereits seit dem 15. Jahrhundert, vom Metropoliten Jonas an, war die Abhängigkeit der russischen Kirche vom Patriarchen von Konstantinopel nur nominell. Die Unterwerfung Konstantinopels durch die Türken verringerte noch mehr das Ansehen des Patriarchen. So konnte denn Fedor, des Schrecklichen Johanns schwächlicher Sohn, der die Regierung seinem Schwager Boris Godunow überließ, dieser letzte Zar aus dem Stamme Ruriks, im Jahre 1586 zum Rate der Bojaren und der Geistlichen sprechen: „Die orientalischen Patriarchen tragen nur den Namen von Bischöfen, doch sind sie fast jeder Gewalt beraubt; unser Land hingegen erweitert sich durch die Gnade Gottes zusehends immer mehr: so will ich denn in Moskau den allerhöchsten Patriarchenstuhl errichten." Und so geschah es im Jahre 1589. Gleichzeitig wurden die bis dahin freien russischen Bauern zu Leibeigenen gemacht.

Die russischen Patriarchen mischten sich von Anfang an in die politischen und Staatsangelegenheiten und gewonnen große Macht. Gleich der erste Patriarch Hiob verhalf nach dem Tode des Zaren Fedor dem Mörder des Zarewitsch Demetrius, dem allmächtigen Boris Godunow, auf den Thron und hielt treu zu ihm und seinem Sohne, bis er vom falschen Demetrius abgesetzt wurde. Diesen begünstigte der zweite russische Patriarch Ignatius, von Geburt ein Grieche. Nach den Wirren des Interregnums erhob der erste Zar aus dem Hause Romanow, der noch knabenhaft jugendliche Michael, seinen klugen und willensstarken Vater, den Metropoliten Philaret von Rostow, zum Patriarchen. Dem Vater verdankte der Knabe, der keinem alten Fürstengeschlechte entstammte, vornehmlich den Thron, und ihm räumte er nun Titel und Rechte ein, die den Patriarchen dem Zaren gleichstellten: die Ukase wurden im Namen beider erlassen.

Unter Philaret (1619—1634) erreichten die Privilegien der Kirche ihren Höhepunkt. Sie konnten sich nicht auf dieser Höhe halten, denn wie sollte sich auf die nachfolgenden Patriarchen die begünstigte Stellung eines Vaters des Zaren vererben? Michaels Sohn, der Zar Alexei, beschränkte in eingreifender Weise die Privilegien der geistlichen Gewalt zugunsten der weltlichen. Da gelangte im Jahre 1652 Nikon auf den russischen Patriarchenthron. An Charaktergröße überragt dieser Mann alle Zeitgenossen. Und es ist bemerkenswert, daß die beiden größten russischen Patriarchen nicht wie die anderen russischen Kirchenfürsten der Kaste der Geistlichen entstammten: der eine, Philaret, war der Vater des Zaren, und Nikon der Sohn eines einfachen russischen Bauers. Nikon erfreute sich anfänglich der unbegrenzten Freundschaft des Zaren Alexei. Er, der Bauernsohn, erstieg sogar die Höhe Philarets, des Ahns der Romanows, und wie dieser wurde er gleich dem Zaren „Welikij Gosudor", d. h. großer Herr, angeredet. Nikon war ein Revolutionär. Er verordnete eine Revision

Digitized by Google

der Gesang- und Gebetbücher der russischen Kirche. Die vernünftige Maßregel führte zum Abfall zahlloser „Altgläubigen“, die von den Orthodoxen hinfort „Raskolniken“ oder Sektierer genannt werden. Bei dieser reformatorischen Tätigkeit gingen Zar und Patriarch Hand in Hand. Doch der Streit entbrannte zwischen den beiden Freunden. Und man glaubt — so meint Gradowskij — den römischen Papst Innocenz III. aus dem Munde Nikons reden zu hören. „Nicht Rechte hat uns der Zar verliehen,“ so schrieb Nikon an den Zaren Alexei, „sondern er raubte uns unsere Rechte. . . Gott der Herr hat zweien Leuchten zu leuchten befohlen, der Sonne und dem Mond, und durch sie zeigte er uns die bischöfliche und die zarische Gewalt an; die bischöfliche Gewalt leuchtet am Tage, diese Gewalt ist die Gewalt über die Seelen, die zarische jedoch besteht in Dingen dieser Welt.“ So stark der Patriarch Nikon als Charakter und Persönlichkeit war, er unterlag vor der Macht des Zaren und mußte abdanken.

An Nikon dachte Peter der Große, der Sohn des Zaren Alexei, als er das Patriarchat endgültig beseitigte. Der Patriarch Joakim sah schon die Neuerungen durch Peter drohend herannahen, und sterbend ermahnte er die Regierung: Keine Freundschaft zwischen rechtgläubigen Russen und fremden Häretikern zu dulden, diesen aber zu verbieten, Kirchen zu bauen und die schon erbauten niederzureißen, auch sollten den Fremden keine Befehlshaberstellen im Heere gegeben werden, und neue Gebräuche dürften nicht eingeführt werden. Joakims Nachfolger Adrian war der letzte russische Patriarch; er war geneigt, in die Fußstapfen seines Vorgängers zu treten, Peter wies ihn aber schroff zurecht. Als Adrian 1700 starb, wurde ihm kein Nachfolger gegeben, sondern das gehorsame Werkzeug des Zaren, der Metropolit von Rjäsan und Murom Stephan Jawarskij zum Verweser der geistlichen Geschäfte und der gebildete und aufgeklärte Bojar Mussin Puschkin zum Chef der neu kreierten Klosterbehörde ernannt.

Der Dorpater Professor für russische Geschichte Alexander Brückner sagt in seinem Werke über „Peter den Großen“ (Berlin 1879, in der Onckenschen Weltgeschichte): „Ohne irgendwie an den Dogmen der russischen Kirche zu rütteln, hat Peter die geistliche Verwaltung, das Verhältnis von Staat und Kirche zueinander einer radikalen Aenderung unterzogen.“ (S. 527.) Peter blickte, wie auch russische Historiker es aussprechen, auf die Kirche nicht vom geistlichen Gesichtspunkt wie auf die Gemeinde der Gläubigen, sondern vom staatlichen wie auf ein Regierungsinstitut. Und Brückner sagt: „Peter war duldsam, wenn es sich um dogmatische, theologische Differenzen handelte, aber unerbittlich streng gegen alle Opposition wider die Staatsgewalt.“ Und sein Gesichtspunkt gegenüber den westeuropäischen Konfessionen, daß „jeder Christ auf seine eigene Verantwortung sich die Sorge seiner Seligkeit sollte angelegen sein lassen“, galt auch für die Raskolniken. — Der Staatsrechtslehrer Gradowskij urteilt: „Durch Peter den Großen wurde die Kirchenverwaltung zu einem Teil der Staatseinrichtungen. Indem Peter der Große an eine solche Umwandlung herantrat, wurde er natürlich durch das Beispiel der protestantischen Staaten geleitet, besonders durch das Muster des schwedischen Geistlichen Kollegiums.“ Denn der moderne russische Cäsaropapismus birgt noch mehr etwas Protestantisches als Byzantinisches in sich. Und die am Alten hängenden Gegner und Zeitgenossen warfen Peter oft vor, er sei Protestant und nehme die Stelle eines Oberhauptes der Kirche für sich selbst in Anspruch.

Peter der Große neigte sich, seinem ganzen politischen Charakter gemäß, gewiß dem Protestantischen zu, seine besten Freunde waren Holländer und Engländer, und auch in seinen politischen Feinden, den Schweden, ehrte er seine zivilisatorischen Lehrer; — zudem hatte er in den katholischen Polen seine dauernden Gegner, und bei seinen Saufgelagen verhöhnte er den römischen Papst aufs gröblichste. Von protestantischen Neigungen ließ sich Peter auch leiten, als er, gleichzeitig mit der faktischen Abschaffung des Patriarchats, vom 1. Januar 1700 ab den julianischen Kalender in Rußland einführte, das bis dahin das Jahr vom 1. September an zählte, und im Jahre 1699 das Jahr 7207 von Erschaffung der Welt schrieb. Der julianische Kalender galt aber damals, wenn auch Griechen und einige griechisch-orthodoxe slavische Völker nach ihm rechneten, vornehmlich als protestantischer Kalender gegenüber dem päpstlich-gregorianischen. England nahm den gregorianischen Kalender erst 1752, Schweden erst 1753 an. Schon Voltaire hat bemerkt, Peter der Große hätte wahrscheinlich den gregorianischen Kalender übernommen, wenn nicht England damals noch am julianischen festgehalten hätte. Auch wurden bereits zu jener Zeit von der anglikanischen Kirche Versuche einer Vereinigung mit der orientalischen gemacht. Im Jahre 1717 richteten zwei anglikanische Bischöfe in dieser Angelegenheit ein Schreiben an den Zaren Peter.

„Peters Reformtätigkeit war oft genug ein heftiger Kampf mit der Geistlichkeit, welche gegenüber dem Fortschrittsgeist Peters die konservativste Starrheit vertrat. Ein Patriarch als Fortschrittsmann war undenkbar.“ (Brückner, S. 231.) So beseitigte denn Peter das Patriarchat und schritt allmählich, gegen Ende seiner Regierung, zur Gründung des Synods, die — auch nach dem Professor des Kirchenrechts an der St. Petersburger Universität Protohierei M. Gortschakow — dem damals herrschenden Territorialsystem des Staates entspringt; als Muster diente Schweden. Bei der Errichtung des Synods führte Peter dasselbe kollegiale Prinzip durch, welches er bei den weltlichen Institutionen als ein geeignetes Mittel erkannt hatte, der Laune und Willkür einzelner Schranken zu ziehen. Da heißt es über diesen Punkt in dem „Geistlichen Reglement“, das für Peter zur Gründung eines „Geistlichen Kollegiums“ der fortschrittliche Erzbischof Theophan Prokopowitsch, unter sehr bedeutendem Anteil Peters selbst, abfassen mußte: „Von dem kollegialen Regiment in der Kirche darf man erwarten, daß es viele Verwirrung und Unruhe im Vaterlande verhüten werde; die letzteren können leicht da eintreten, wo ein Mensch an der Spitze des Kirchenregiments steht: das gemeine Volk weiß nicht, wie die geistliche Macht sich von derjenigen des Selbstherrschers unterscheide; durch den Glanz und Ruhm der Erscheinung des Oberhirten der Kirche in Erstaunen gesetzt, kommt es auf den Gedanken, daß der letztere ein zweiter Herrscher sei, und zwar ein dem Selbstherrscher Gleichstehender oder gar ein über dem letzteren Stehender, und daß die geistliche Würde einen anderen, besseren Staat repräsentiere. Wenn dann etwa zwischen dem Patriarchen und dem Zaren irgend eine Meinungsverschiedenheit entsteht, dann kann es leicht geschehen, daß das Volk die Partei des Patriarchen ergreift, in dem Glauben, daß dieser für Gottes Sache kämpfe und daß man ihm darin beistehen müsse.“ Nach dem Reglement löst der Synod den Patriarchen ab und ersetzt ihn; in solchem Sinne, als gleichberechtigt und gleichstehend, wurde der Synod auch von den übrigen ökumenischen Patriarchen anerkannt. Das Reglement geht sogar weiter, es erkennt dem Synod die Patriarchengewalt zu, „wenn nicht eine größere, da es ja eine Versammlung, ein Konzilium sei“. Doch wo die Grenzen dieser Gewalt sind: diese Frage läßt das Reglement unentschieden.

Die Orthodoxie ist der an erster Stelle stehende und der herrschende Glaube im russischen Reiche, und der Kaiser ist der oberste Verteidiger und Wahrer der Dogmen des herrschenden Glaubens, er ist der Hüter der Rechtgläubigkeit und des kirchlichen Wohlanstandes. „Der Heiligste Allrussische Dirigierende Synod“, der im Verkehr steht mit den ausländischen rechtgläubigen Kirchen, ist „das Organ, durch welches in der kirchlichen Verwaltung die oberste selbstherrliche Gewalt wirkt, die ihn errichtet hat,“ so heißt es in den Grundgesetzen des russischen Reiches. (Swod, Band 1, Teil 1, § 43.) Bei der Bestimmung der Kompetenz des Synods, führt Gradowskij aus, muß man darauf achten, daß die russische Kirche in ihrer Eigenschaft als Landeskirche ein Teil der ökumenischen Kirche ist. Folglich sind für sie alle Dogmen verbindlich und alle Regeln, die durch die ökumenischen Konzile anerkannt und festgelegt worden sind. Ebenso kann sie als ein Teil der ökumenischen Kirche kein sichtbares Oberhaupt

Digitized by Google

mit gesetzgeberischer Macht in dogmatischen Fragen haben; anders als es damit in der katholischen Kirche mit dem römischen Papste an der Spitze bestellt ist. Der Synod ersetzt in Rußland bloß den Patriarchen, d. i. den höchsten Administrator der russischen Kirche. Die Errichtung des Synods hat also in Rußland weder die Möglichkeit, noch in gewissen Fällen die Notwendigkeit von Kirchenversammlungen beseitigt, wie sie zu Zeiten der altrussischen Metropoliten und dann der moskowitischen Patriarchen üblich waren.

Als der Synod bei Peter dem Großen im Jahre 1721 ins Leben trat, hatte er in seinem Bestande neben dem Präsidenten zwei Vizepräsidenten und eine Anzahl von Beisitzern. Diese brauchten anfänglich nicht zur höchsten Geistlichkeit zu gehören, doch jetzt bilden den Bestand des Synods nur Bischöfe. Der erste Präsident war der Metropolit Stephan Jaworskij und einer der beiden Vizepräsidenten Erzbischof Theophan Prokopowitsch. Neben dem Kollegium von Geistlichen oder Kirchenfürsten besteht beim Synod der Oberprokurator oder „Oberprokuror". Dieses Amt wurde 1722 errichtet, von 1726—1741 blieb es unbesetzt und wurde dann am 31. Dezember 1741 wiederhergestellt. Der Oberprokurator soll nach der ihm 1722 gegebenen Instruktion das Organ der staatlichen Aufsicht im Heiligsten Synod sein, er ist „das Auge des Zaren und der Sachwalter der Staatsangelegenheiten" und hat in seiner „Direktion" die Synodalkanzlei. Die Bedeutung des Oberprokurators war zuerst nicht groß, erst allmählich gewann das Amt an Gewicht und gelangte dann unter Kaiser Nikolaus I. auf seine jetzige Höhe: im Jahre 1835 wurden dem Oberprokurator die Rechte eines Ministers verliehen.

Der Oberprokurator erstattet dem Kaiser alleruntertänigste Berichte „aus dem Ressort des rechtgläubigen Bekenntnisses", er nimmt an den Sitzungen des Heiligsten Synods teil, aber nicht inmitten der Mitglieder desselben, sondern an einem besonderen Tische, er achtet auf den Gang, auf die Richtung und die Gesetzlichkeit der Handlungen und der Beschlüsse der Session, er gibt seinen Beschluß ab und kommt mit Anträgen ein, er sieht die Protokolle und die Journale des Synods durch und unterschreibt sie und gewährleistet damit ihre Vollziehung. Der Oberprokurator ist der Vermittler zwischen dem Synod einerseits und der obersten Gewalt, den obersten Zentralbehörden und Ministern andrerseits. Er ist Mitglied des Ministerkomitees und des Reichsrats. Unter seiner Leitung stehen alle Einrichtungen beim Synod.

Die ersten drei Oberprokuratoren des Synods (1722 bis 1726) waren Offiziere nicht hohen Ranges; doch mit der wachsenden Bedeutung des Amtes gelangten später nur sehr hochstehende oder angesehene Personen auf diesen Posten. Der Vorgänger des Grosen Demetrius Tolstoi war ein Generaladjutant. Graf Tolstoi, Minister für Volksaufklärung und Oberprokurator des Synods 1865 bis 1880, später Minister des Innern, ist bekannt als starrer Verfechter des orthodoxen Russentums. Ihm folgte im Amte des Oberprokurators Konstantin Petrowitsch Pobjedonoszew.

Pobjedonoszew entstammt der Kaste der Geistlichen und ist Jurist dem Fache nach, er war Professor des Bürgerlichen Rechtes an der St. Petersburger Universität. Als Oberprokurator hat er den Einfluß und die Macht der Orthodoxie ungeheuer gestärkt; der Zar soll durch die Orthodoxie als Selbstherrscher für alle Zeiten erhalten bleiben. Obschon Pobjedonoszew weder Priester geschweige denn Mönch ist — nur Mönche können russische Bischöfe werden —, so ist er der Geltung nach der wahre Patriarch von Rußland und das sichtbare Haupt — wenn auch ein weltliches, bureaukratisches Haupt — der orientalischen Kirche.



Der Telautograph „Gruhn".

Erläutert von Karl Caroli.

Ein neuer Fernschreib-Apparat ist vor einiger Zeit auf verschiedenen Linien der Deutschen Reichspost probiert worden, und zwar mit dem praktischen Erfolg, daß man sogar auf Strecken von 200 Kilometer, z. B. zwischen Dresden und Berlin, gleichzeitig auf derselben Telephonleitung sprechen und schreiben kann, also ohne Umschaltung.

Die Telautograph-Apparate enthalten beide Einrichtungen, sowohl S e n d e r wie E m p f ä n g e r, und sind o h n e Umschalter jederzeit in Tätigkeit zu setzen.

Der ganze äußere Vorgang besteht in folgendem: Der Absender einer Nachricht zieht den Schreibstift aus seinem Ruhelager am Apparat und schreibt seine Depesche auf das Papier, welches an einer bestimmten Stelle des Apparates aufliegt. Sobald er fertig mit Schreiben ist, steckt er den Stift wieder in sein Ruhelager hinein. Der Empfänger an der anderen Station dagegen hat nichts weiter zu tun, als die Depeschen, welche der Apparat automatisch aus dem geschlossenen Kasten heraustransportiert, abzulesen.

Der innere Vorgang verläuft folgendermaßen: Sobald der Absender den Schreibstift aus seinem Ruhelager herausgezogen hat, wird vom Sender durch einen selbsttätigen Schalter die Ortsbatterie eingeschaltet und am Empfänger vermittelst eines Relais eine Glühlampe, welche den Lichtstrahl dort erzeugt. Dieselbe ist in dem photographischen Kasten des Empfangsapparates so weit abgeblendet, daß nur ein kleiner Teil des Kohlenfadens Licht durch die zwischengeschaltete Linse auf den Spiegel sendet, damit der reflektierende Hohlspiegel nicht das ganze Fadenbild, sondern nur einen Lichtpunkt auf das photographische Papier wirft. Im Innern des Graphitschreibstiftes auf der Sendestation ist ein Schalter angebracht, welcher nur bei fest aufgesetzter Schreibspitze, also nur während des Schreibvorganges, geschlossen, dagegen sofort geöffnet ist, wenn der Schreibende die Spitze vom Papier abhebt, d. i. beim Absetzen von einem Wort zum anderen. Durch diesen Schalter fließt die eine Stromkomponente, und sobald beim Aufheben des Schreibstiftes die Stromunterbrechung stattfindet, sinkt der Strom in dieser Leitung plötzlich auf Null, und infolgedessen macht der Lichtpunkt am Empfänger eine dieser Stromänderung entsprechende Bewegung, das heißt, er springt an den Rand der Schreibfläche. Auf diesem Wege des Lichtpunktes fällt dann die Belichtung des photographischen Papiers so kurz aus, daß ein photographischer Eindruck nicht mehr entsteht. Wird der Strom durch Aufsetzen des Stiftes vom Geber wieder geschlossen, so springt der Lichtstrahl beim Empfänger wieder auf die richtige Stelle. Die Worte erscheinen also getrennt und es ist vermieden, daß nicht beabsichtigte Zwischenlinien entstehen. Während der Bewegung des Schreibstiftes auf der S e n d e s t a t i o n, d. i. während des Schreibens, zeichnet der Lichtstrahl auf der E m p f a n g s s t a t i o n die Schrift auf, und sobald der Sendende den Schreibstift wieder an seinen Ruheort bringt, bewirkt dasselbe Relais, welches anfangs die Glühlampe auf der Empfangsstation zum Leuchten brachte, nunmehr das Verlöschen der Glühlampe und setzt gleich darauf noch einen kleinen Elektromotor in Bewegung, welcher vermittels einer Uebersetzung das mit Lichteindrücken versehene Papier durch die besonders vorgesehene Entwicklungseinrichtung zieht und aus dem Innern des Kastens heraustransportiert. Der Motor schaltet sich selbsttätig aus, sobald die für eine Depesche bestimmte Papierlänge herausgerollt ist. Dieser letzte Vorgang dauert zehn Sekunden. Es sei nochmals hervorgehoben, daß dieser Gruhn-Telautograph mit Schwachstrom arbeitet, also leicht an jede bestehende Telephoneinrichtung angeschlossen werden kann, während die bisher veröffentlichten Systeme der Fernschrift meistens Starkstrom und deshalb Umschaltvorrichtungen erfordern. Es ist dies ein wesentlicher Vorzug, welcher die praktische Einführung erleichtern wird.

Ferner kann ein Sendeapparat gleichzeitig m e h r e r e Empfangsapparate bedienen; man vermag also nötigenfalls von einer Zentralstation aus g l e i c h z e i t i g an mehrere Stationen schriftliche Mitteilungen zu senden.

Digitized by Google

Seit mehreren Jahren ist an der Vervollkommnung dieses Gruhn-Telautographen unermüdlich gearbeitet worden, bis es jetzt gelungen ist, einen brauchbaren, den Erfordernissen des praktischen Lebens entsprechenden Apparat herzustellen, welcher von jeder des Schreibens kundigen Person ohne weitere Vorkenntnisse jederzeit benutzt werden kann.

Im Berliner Reichspostmuseum ist nun eine solche Fernschreibeinrichtung mit zwei Stationen ausgestellt und wird dem Publikum praktisch in Tätigkeit gezeigt.[1])

Zum Schluß sei noch auf eine besonders wertvolle Eigentümlichkeit dieses Gruhn-Telautographen hingewiesen.

Schecks und Geldanweisungen lassen sich leicht per Telautograph übermitteln, weil die Unterschrift des Absenders in der natürlichen Handschrift desselben erscheint. Es hat sich beim Telautographen (Gruhn) eine interessante Tatsache in bezug auf Fälschung von Unterschriften ergeben: Nämlich ein Telautogramm kann nicht nachgemacht oder gefälscht werden (während andere Scheckfälschungen immerhin ziemlich oft vorkommen), weil das Empfangspapier ein photographisches Papier ist. Aus nachfolgendem wird dies noch klarer werden. Das photographische Papier ist, wie bekannt, mit einer feinen Gelatineschicht überzogen, in welcher die empfindlichen, mikroskopisch kleinen Bromsilberpartikel eingebettet sind. Die photographische Lichtstrahlenschrift entsteht nicht auf dem Papier selbst, sondern in der Gelatineschicht, indem die feinen Partikel sich schwarz färben. Die Linien der photographischen Schrift bestehen demnach aus unzähligen feinen Punkten, und man kann diese Tausende von Punkten mit einer starken Lupe erkennen. Man nennt dies das Korn der photographischen Schicht. Auch mit bloßem Auge betrachtet, weist die photographische Schrift merkwürdige Schattierungen auf. Da wo die schreibende Hand und mit ihr der Lichtpunkt sich langsam bewegte, sind die Partikelchen schwärzer geworden als da, wo der Stift flüchtig über das Papier eilte. Die photographische Schrift, kopiert demnach nicht nur die geometrische Form der Buchstaben, sondern auch das Schreibtempo und die Geschwindigkeitsunterschiede in den einzelnen Aufstrichen, Grundstrichen und Bogen. Diese Unterschiede der Geschwindigkeit sind individuell verschieden, ebenso wie die Form der Buchstaben. Steht demnach ein Fälscher am Sendeapparat, so kann es ihm vielleicht gelingen die geometrische Form der Buchstaben eines andern nachzuahmen, jedoch das Tempo und die Geschwindigkeitsunterschiede wird er nicht nachzuahmen vermögen. Die Schrift wird vielmehr im Empfangsapparat mehr gemalt als geschrieben aussehen und sich dadurch als Fälschung verraten. Resultat: „Fälschung am Sendeapparat unmöglich." Aber auch am empfangenen Telegramm ist eine Fälschung unmöglich, wie folgt:

Will ein Fälscher das photographische Telegramm ändern, so wird ihm die Wiedergabe der feinen Punkte unmöglich sein. Die Lichtstrahlschrift besitzt außer der individuellen Schattierung auch noch andere, sehr feine Schattierungen, welche von dem Lichtstrahl herrühren, und sind dieselben ebenfalls unmöglich nachzuahmen. Außerdem läßt sich jede Radierung auf der empfindlichen Gelatineschicht sofort erkennen, es entsteht ein Loch in der Gelatine. Ebenso ist jede Farbeaustragung oder Tintenretouche sehr leicht wahrzunehmen, denn die Retouche liegt auf der Schicht, die Lichtschrift jedoch in der Schicht, was sofort in die Augen fällt. Eine aufgetragene Schrift sieht entweder glänzender oder rauher aus als die Gelatineschicht, während die Lichtstrahlschrift auf die Oberfläche der Gelatine gar keinen Einfluß ausübt. Man kann daher behaupten, daß die Fälschung eines Telautogramms unendlich viel schwieriger ist als die Fälschung einer Banknote und daß ein telautographischer Scheck viel sicherer ist als ein gewöhnlicher.

Gedenkt nun jemand, telautographische Schecks zu senden, so muß er allerdings vorher beim Kassierer der Bank eine photographische Schriftprobe deponieren und der letztere ist dann in der Lage, beim Vergleichen einer eingelaufenen Unterschrift mit der deponierten, die Echtheit festzustellen. Der erwähnte Sicherheitsfaktor ist natürlich nicht nur für Schecks, sondern für jede Mitteilung von hohem Werte.

[1]) Direktor Grzanna in Charlottenburg, Schloßstr. 50, ist der Vertreter des Gruhn-Telautographen.

Bücher und Zeitschriften.

Weisen des Lebens. Gedichte von Friedrich Beck. Berlin 1905, E. Ebering.

„Weisen des Lebens" nennt Friedrich Beck sein neues Gedichtbuch. Es sind wiederum „ernste Weisen", die er anstimmt. Beck tat einen tiefen Blick hinein in das Leben der Menschen. Und weil seine Seele voll Liebe und voll lebendigen Mitgefühls den Menschen zugetan ist, so müssen sich seine Gedanken und Worte in das dunkle Gewand des Ernstes kleiden. Er hat erkannt, wie wenig den Menschen an Freuden und Glück zugeteilt ist. Er sucht nicht sich selbst und andere in den Wahn einzuwiegen, daß das Gute auf unserer Erde seinen Herrschersitz aufgeschlagen habe. Er weiß, daß Ringen und Kämpfen mit tausenderlei Mühsalen das Los aller Aufwärtsstrebenden ist. Und was ist der Lohn für all das Streiten und Leiden? —: Tod! — Doch Beck ist ein ruhiger, männlicher Denker, und deshalb gehört er trotz der düsteren Erkenntnis nicht zu den verbitterten Pessimisten. Er sagt von sich:

Ich bin von jener Art geboren,
Die todesernst ins Leben sieht.
— — — — — — — — — —
Ich weiß, mein Los ist das des Kornes,
Das zwischen Mühlensteinen liegt,
Doch sei mit keinem Wort des Zornes
Die Macht verflucht, die 's so gefügt.

In seinem Streben, Tüchtiges und Edles zu wirken, läßt er sich nicht irre machen, — fehlt ihm auch die Aussicht auf den beglückenden Lohn, wie ihn die jugendglühende Sehnsucht des Herzens herbeiwünschte. Er weiß, daß der sittlich handelt, der sich treu bleibt auf dem Wege nach würdigen Zielen und daß diesem auch seelenstärkende Befriedigung für sein Leben erblüht. Und ganz ohne Hoffnung auf freudvolles Glück braucht kein Mensch zu sein; denn:

Für jedes Herz, das tiefe Leiden beugen,
Kommt auch ein Freudentag, der es erhebt,
Die Augen, die noch heut von Tränen zeugen,
Sind morgen leicht von frohem Glanz belebt.

Nicht verzweifeln, ruft uns Beck in dem Gedichte: „Getrost!" zu:

Wenn dich der Glaube an die Welt verließ,
O gib dein Leben nicht zu leicht verloren!
Es wird aus dem zerstörten Paradies
Den Menschen oft ein spätes Glück geboren. —

Die Gedanken sind nicht alle neu, die Beck in seinen „Weisen des Lebens" ausspricht. Doch das kann uns nicht daran hindern, den Gedichten den Wert reifer, gedankenvoller poetischer Leistungen zuzusprechen. Im sprachlichen Ausdruck vermißt man manchmal das dichterische Durchglühtsein. Leidenschaftlichere, freiere Bewegung in Rhythmus und Metrum hätte da und dort die stoffliche Wirkung der Gedichte noch erhöht. Im ganzen aber zeigt sich Beck als ein Dichter, dessen ernstes Wollen und Können hohe Achtung verdient.

Dr. Arnulf Sonntag.

Allgemeine Rundschau.

Die bayerischen Ausgrabungen in Orchomenos.

U. Aus Mitteln des Bassermann-Fonds der Münchener Akademie der Wissenschaften sind die Ausgrabungen in Orchomenos in diesem Frühjahr in einer zweimonatlichen Kampagne durch Prof. Bulle (Erlangen) und Dr. Rei-

Digitized by Google

necke (Römisch-germanisches Zentralmuseum in Mainz) zu einem einstweiligen Abschluß geführt worden. Es galt diesmal, vornehmlich die vormykenischen Schichten auf dem untersten Absatz des orchomenischen Burgberges systematisch zu erforschen. Zu diesem Zwecke wurde neben dem von Schliemann aufgedeckten Kuppelgrabe, wo sich an den Wänden dieser Ausgrabung eine bis zu 5 Meter tiefe Verschüttung zeigte, ein größerer Raum schichtenweise abgetragen. Die oberste Lage fand sich durch zahlreiche byzantinische Gräber stark gestört, die teilweise bis zu der Schicht der jüngermykenischen Zeit hinabgedrungen waren, während die klassische Epoche kaum irgend welche Spuren hinterlassen hatte. Die jüngermykenische Schicht gab sich durch zahlreiche Scherben der bekannten schön gefirnißten und bemalten Topfware der 2. Hälfte des 2. Jahrtausends zu erkennen, neben der in großen Massen monochrome rote Vasen, namentlich schlanke Trinkbecher mykenischer Form, auftraten. Hier kam auch wieder ein Fragment von Wandmalerei auf Stuck, ein Gebäude darstellend, zu Tage, ganz im Charakter der berühmten kretischen Wandgemälde. — Die nächsttiefere Schicht enthielt graue und gelbe Topfware von besonderen Formen (große Becher mit geringelten Füßen, Tassen mit dünnen senkrechten Henkeln), sowie verschiedene Sorten mattbemalter Ware, wie sie ähnlich in den Schachtgräbern von Mykene vorkommt. In dieser „ältermykenischen“ Schicht konnte, nicht ohne beträchtliche Schwierigkeiten, ein durch Brand zugrunde gegangenes Haus freigelegt werden, dessen weiche Lehmwände infolge des Feuers hart geworden waren, so daß auch der weiße Wandverputz sich stellenweise erhalten hatte. Es besteht aus zwei großen rechteckigen Zimmern, in denen eine Herdstelle, eine Sitzbank aus Lehm, sowie Gefäße und Scherben der genannten Arten sich vorfanden. In derselben Schicht fanden sich mehrfach große Pithoi, tönerne Vorratsgefäße von über 1 Meter Höhe, die zur Hälfte im Boden steckten. Endlich gehören zu dieser Epoche jene mit Lehmplatten und Steinen umstellten Gräber, in denen die Toten in der Stellung von „liegenden Hockern“ beigesetzt waren. — Es folgte eine tiefere Schicht, in der zwei dicht übereinander liegende Ablagerungen zu bemerken waren. Die Bauten dieser Epoche weisen einen elliptischen Grundriß auf, wie es schon bei den Grabungen des Jahres 1903 stellenweise beobachtet war; doch war auch diesmal keines dieser eigentümlichen Häuser vollständig erhalten. Charakteristisch war für diese Epoche das außerordentlich häufige Auftreten von großen, bis 1 Meter tiefen, halbeiförmigen Gruben, deren Wände mit einer dicken Lehmschicht ausgekleidet waren. Diese „Bothroi“ waren mit Asche und Tierknochen gefüllt, einer mit Scherben, aus denen sich eine Anzahl ganzer Gefäße zusammensetzen ließ. Das Geschirr dieser „Bothros-Schicht“ weist eigentümliche Formen auf, große kugelförmige Vorratsgefäße mit engem Hals, Kannen von schlauchartiger Form, Näpfe und Becher mit wellenförmig eingedrückten Rändern. Sie sind mit einem braunen Ueberzug versehen, der in Brand schwach glänzend wird, den frühesten „Firnis“, der sich bisher auf griechischem Boden nachweisen läßt, weshalb man die Gattung einstweilen als „Urfirnis“-Ware bezeichnete. Bisweilen sind auch einfache Ornamente geometrischer Art mit einer matten weißen Farbe aufgemalt. Es ist dieselbe Technik wie bei der kretischen „Kamares“-Ware, nur daß dort alles, Technik, Formen und Ornamente, reicher und feiner entwickelt sind. Doch ist die orchomenische „Urfirnis“-Schicht zweifellos gleichzeitig mit jener kretischen „Kamares“-Kultur, die Evans in seiner Chronologie der kretischen Epoche als „mittel-minoisch“ bezeichnet. Sie wird bis zum Anfang des 2. Jahrtausends v. Chr. hinaufreichen. — Die älteste der orchomenischen Schichten endlich, welche unmittelbar auf dem Felsen aufliegt, enthält jene bisher sonst nirgends beobachteten bienenkorbartigen Rundbauten, an denen Technik und Form der mykenischen Kuppelgräber in weicherem Material vorgebildet sind. Diesmal wurden zwei neue Gebäude dieses Typus mit zum Teil erhaltenen Lehmwänden aufgedeckt, und es gelang auch, die allerdings nur spärlich erhaltene Keramik dieser Epoche festzustellen. Sie unterscheidet sich von allen jüngeren Gefäßgattungen dadurch, daß die Oberfläche des teils wundervoll tiefschwarzen, teils dunkelroten oder hellbraunen Tons mit einem Glättungsinstrument bis zum Hochglanz poliert ist. Neben dieser einfarbigen Gattung steht eine andere mit aufgemalten hochroten Ornamenten, deren Farbe ebenfalls durch Politur stark glänzend gemacht ist. Die liebevolle Sorgfalt und Feinheit der Arbeit an diesen Scherben stimmt aufs beste zu der primitiv-unpraktischen, aber sehr sorgfältigen Technik der stattlichen Lehmkuppelhäuser. Diese älteste Schicht, die auch eine größere Dicke hat wie die jüngere, muß von der nächsten, der Urfirnisepoche, zeitlich wohl in einigem Abstand gedacht werden, so daß sie rund in die 2. Hälfte des 3. Jahrtausends zu setzen ist. — Somit ist hier zum erstenmale auf griechischem Boden für die Urzeit des Griechentums eine zusammenhängende und mit ihrem Endpunkt im Jüngermykenischen auch absolut datierte Abfolge von Bauformen und Gefäßgattungen festgelegt worden, die für die weitere Erforschung der Urgeschichte in gewissem Sinne grundlegend zu werden verspricht. Zur Probe wurden an drei als prähistorisch erkannten Plätzen in der Nähe von Orchomenos Versuchsgrabungen gemacht, die eine analoge Schichtenfolge ergaben. An einem der Punkte, der Magula bei Tyrgo, einer ehemaligen Felsinsel im nunmehr trockenen Kopaissee, fand sich jedoch nur die ältere polierte Tonware. Es wäre eine lohnende und wichtige Aufgabe, im übrigen Umkreis des Kopaisbeckens, wo zahlreiche ähnliche Siedelungen bekannt sind, die Forschungen fortzusetzen, da das systematische Aufarbeiten eines solchen geschlossenen Gebietes zu viel klareren Resultaten führt, als Versuche an weiter auseinander liegenden Stellen. Zunächst sollen jedoch die Ergebnisse der orchomenischen Grabungen möglichst noch in diesem Jahre veröffentlicht werden.

*

Kleinere Mitteilungen.

dr. Ernst Abbe-Denkmal. Aus Jena wird uns geschrieben: Für die in Jena geplante Errichtung eines Denkmals für Ernst Abbe, das seinerzeit namentlich von den Arbeitern des Zeißwerkes zu Ehren ihres Arbeitgebers mit Begeisterung befürwortet wurde, ergeht jetzt aus Jena ein von vielen hervorragenden Männern der Wissenschaft und der Praxis nicht nur Deutschlands, sondern auch des Auslandes unterzeichneter Aufruf. Derselbe hebt hervor, wie sehr gerade Abbe, der in seinem selbstlosen Idealismus stets jede Anerkennung oder Auszeichnung abgelehnt habe, einer solchen dauernden Ehrung würdig sei. Beiträge zu dem Denkmal sind, wie der Aufruf besagt, an den Verlagsbuchhändler Dr. Gustav Fischer in Jena zu richten.

• Zur Aufsuchung von Mammutresten war Herr A. G. Maddren im Auftrage der Smithsonian Institution nach Alaska gereist. Die Meinung, daß dieses Gebiet solche Reste in großer Menge enthalte, ist sehr verbreitet; in Wirklichkeit aber kommen sie nicht in irgend bedeutender Zahl dort vor. Maddren durchforschte, wie uns geschrieben wird, die ganze Länge des Yukon-Flusses und drang einen seiner größten Nebenflüsse, den Porcupine, hinauf bis zum Old Crow River, in dessen Becken viele Reste von Säugetieren der Diluvialzeit aufgefunden wurden; sie sind aber nicht zahlreicher dort, als in den Vereinigten Staaten. Um vollständige Reste des Mammuts und anderer diluvialer Säugetiere zu finden, müßte um die früheren Uferlinien der diluvialen Seeablagerungen herum, die in Alaska sehr entwickelt sind, Nachsuche gehalten werden. Eisbildungen, die der Diluvialzeit zugesprochen werden könnten, finden sich, wie Maddren feststellt, nicht in Alaska; alles, was er in dieser Hinsicht dort sah, ist, geologisch gesprochen, verhältnismäßig jung. Wahrscheinlich war Alaska zur Diluvialzeit ein Teil Asiens. Seine Tierwelt hatte engere Beziehungen zu derjenigen Asiens als zu der der Vereinigten Staaten. Das echte sibirische Mammut, der Elephas primigenius, hat wahrscheinlich niemals in den Vereinigten Staaten gelebt; dafür finden sich dort drei verschiedene Arten alter Elefanten, von denen der Elephas Jacksoni dem Mammut am nächsten steht, während die beiden anderen, Elephas columbi und Elephas imperator, mehr verschieden davon sind.

Digitized by Google

* Aus England. Die Universität Oxford will, wie berichtet wird, Gerhart Hauptmann den doctor litterarum honoris causa verleihen. Da nach den Statuten der Oxforder Hochschule eine solche Verleihung nur persönlich vollzogen werden kann, so tritt Gerhart Hauptmann in diesen Tagen die Reise nach England an.

* Aus Amerika. Aus New-York kommt die Nachricht, daß Will. Ziegler, der sich bekanntlich durch die Ausrüstung der von Kapitän Fiala geführten Nordpol-Expedition um die Polarforschung sehr verdient gemacht hat, gestorben ist.

⊙ Der diesjährige (33.) Deutsche Aerztetag findet am 23. und 24. Juni in Straßburg i. E. im Sängerhause statt. Auf der Tagesordnung stehen folgende Gegenstände: 1. Antrag des Geschäftsausschusses, den jährlichen Mitgliederbeitrag um 3 Mark zu erhöhen. Referent: Pfeiffer (Weimar). 2. Rechte und Pflichten des Kassenarztes. Referent: Streffer (Leipzig). 3. Die Akademien für praktische Medizin. Referent: Hausberg (Dortmund). 4. Berichte der Kommission für Krankenkassenangelegenheiten, für Lebens- und Unfallversicherung, zur Bekämpfung der Kurpfuscherei, für das ärztliche Unterstützungs- und Versicherungswesen, sowie Berichte über die Unterstützungskassa für die Aerzte Deutschlands, über die wirtschaftliche Abteilung des Deutschen Aerztevereinsbundes und über die Auskunftsstelle in Hamburg. 5. Vorschläge zur Ergänzung der Geschäftsordnung der Aerztetage, den Wahlmodus des Geschäftsausschusses und die Regelung der Beziehungen zur Presse betr. Zu Punkt 4 der Tagesordnung hat der ärztliche Bezirksverein München folgenden Antrag eingebracht: Der 33. Aerztetag möge eine mehrgliederige Kommission einsetzen, welche beauftragt wird, eine Denkschrift über die Ausgestaltung der ärztlichen Tätigkeit bei der geplanten Vereinfachung und Verschmelzung der drei Zweige der Arbeiterversicherung auszuarbeiten und diese der Regierung und dem Reichstag zu unterbreiten. Der Antrag ist damit begründet, daß es geboten erscheine, rechtzeitig auch von ärztlicher Seite aus Stellung zu nehmen zu der geplanten Reform und dem Ausbau der Arbeiterversicherung im Reiche. — Am 22. Juni hält auch der Verband der Aerzte Deutschlands zur Wahrung ihrer wirtschaftlichen Interessen (Leipziger wirtschaftlicher Verband) in Straßburg i. E., und zwar im Zivilkasino, seine diesjährige Hauptversammlung. Auf deren Tagesordnung stehen u. a. folgende Fragen: Verhältnis der Praxis treibenden Militärärzte zu den Zivilärzten. Referent: Christel (Metz). Die Zentralisation des ärztlichen Rechtsschutzes. Referent: Back (Straßburg) und Mejer (Leipzig).

R. Die 14. Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins tagt vom 12. bis 14. Juni in Duisburg. In der öffentlichen Festsitzung hält nach der Begrüßung durch die Behörden Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Wilmans (Bonn) den Festvortrag über Mundart und Schriftsprache. Dann wird der Richterspruch über das 11. Preisausschreiben verkündet: „Wie ist die Sprachverderbnis im deutschen Handelsstande zu bekämpfen?“

Hochschulnachrichten.

* Göttingen. Mit einer Antrittsvorlesung über „Die formelle Geltendmachung des Gläubigeranfechtungsrechts“ hat sich an der hiesigen Universität Gerichtsassessor Dr. H. Walsmann als Privatdozent eingeführt.

* Gießen. Geheimrat Wilhelm Oncken hat sich von dem durch Ueberanstrengung verursachten Schwächeanfall bei der Bismarck-Feier am 1. April wieder vollständig erholt; er hat seine Arbeiten wieder aufgenommen und die ersten Vorlesungen abgehalten.

* Leipzig. Zum Lektor der französischen Sprache an der hiesigen Universität ist Dr. Gustav Cohen aus Saint-Josse-ten-Noode ernannt worden.

* Dresden. Dr. med. Alexander Strubell in Dresden hat sich an der dortigen Tierärztlichen Hochschule als Privatdozent für experimentelle Pathologie und Therapie niedergelassen. (Vgl. Nr. 114.)

* Berlin. An dem Festmahl, das zu Ehren Adolf Toblers am Dienstag abend in der Ressource stattfand, nahmen etwa 70 Personen teil. Darunter waren von der Akademie und Universität die Professoren Brandl, Diels, Gierke, von der Goltz, Harnack, Immelmann, Landolt, Lenz, Planck, Rödiger, Erich Schmidt, Schwendener, Schöne und andere mehr. Von auswärtigen Universitäten waren erschienen die Professoren Suchier und Wiese (Halle), Meyer-Lübke (Wien), Levy (Straßburg). Prof. Mangold feierte im Namen der festgebenden Vereinigung den Jubilar. Im Namen der ehemaligen Schüler sprach Prof. Wiese (Halle). Prof. Diels entwarf in fesselnder Weise ein Bild des Gelehrten, worauf Prof. Tobler in längerer Rede antwortete. Prof. Sachs, der bekannte Lexikograph, gab sodann noch dem Wunsche Ausdruck, daß es Tobler vergönnt sein möge, sein Lebenswerk, das altfranzösische Wörterbuch, noch zu vollenden. Am Vormittag hatte die „Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen“ dem Jubilar eine stattliche Festschrift aus Beiträgen ihrer Mitglieder überreichen lassen; unter anderen Ehrungen, die demselben an diesem Tage zuteil wurden, sei die Ernennung zum Ehrenmitglied der English Philological Society hervorgehoben.

* Greifswald. Die philosophische Fakultät der hiesigen Universität hat dem bekannten Anwalt der deutschen Gewerkvereine, Landtagsabgeordneten Max Hirsch, das vor 50 Jahren ihm summa cum laude verliehene Doktordiplom mit herzlichem Glückwunsch erneuert. Die Promotion im Frühjahr 1855 hatte auf Grund einer Dissertation „Ueber den Einfluß der Maschinen auf die volkswirtschaftlichen Zustände“ stattgefunden. In dem neuen Diplom wird vor allem die über 35 Jahre andauernde Wirksamkeit des Jubilars an der Spitze der deutschen Gewerkvereine, zur Hebung der arbeitenden Klassen, seine Tätigkeit als Reichs- und Landtagsabgeordneter (seit 1869) und die fast 50jährige als Schriftsteller und Förderer der Volksbildung hervorgehoben.

* Aus Holland. Professor E. Gugel, ein geborener Reichsdeutscher (aus Bergzabern in der Pfalz), der bis vor zwei Jahren am Polytechnikum in Delft dozierte, ist, wie der Frankfurter Zeitung geschrieben wird, im Alter von 72 Jahren gestorben. Seine „Geschichte der Baustile“ und „Architektonische Formenlehre“ haben ihn weiteren Kreisen bekannt gemacht.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

In unserem Verlage erschien:

Das Leben Georg Joachim Göschens

von seinem Enkel Viscount Goschen.

Deutsche, vom Verfasser bearbeitete Auflage, übersetzt von Th. A. Fischer.

2 Bände, Lexikon-Oktav. Mit 45 Beilagen in Photogravüre, Lichtdruck und Autotypie. — Broschiert Mark 12.—, gebunden Mark 15.—.

Ein wichtiges Dokument zur Geschichte der großen klassischen Periode unserer Literatur um die Wende des 18. Jahrhunderts! Namentlich enthält das Buch viel wertvolles Material über Goethe, Schiller, Klopstock, Wieland, Seume, Iffland usw.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung in Leipzig

Digitized by Google

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Historische Romane.

In dem Vorwort zu einer soeben veröffentlichten Erzählung, die vom Vorläufer der waadtländischen Freiheit, dem Major Davel, handelt,[1] legt der Verfasser Otto Helmut Hopfen anschaulich dar, wie in ihm der Plan zu dieser halb historischen, halb dichterischen Darstellung zur Reife kam. Ein Dampfer, der auf dem Genfer See verkehrt, trägt den Namen des Freiheitshelden, und ein unscheinbarer Obelisk, der in Cully, einem kleinen Orte am Ufer des Sees, errichtet ist, bewahrt sein Andenken an der Stätte weiter, wo er geboren ward und für sein engeres Vaterland wirkte. In begeisterten Liedern, wie sie gerade in den Tagen anläßlich der hundertjährigen Unabhängigkeitsfeier der Waadt an den Gestaden des Lemanus ertönten, wird seine Gestalt als symbolisch für den freiheitlichen Sinn des Volkes hingestellt — und doch weiß die Geschichte kaum mehr von diesem Manne, als daß er im Jahre 1670 geboren wurde und, nach jahrelangen Kriegsdiensten unter fremden Herren in seine Heimat zurückgekehrt, über einem Versuche, sein engeres Vaterland von der Herrschaft Berns zu befreien, im Jahre 1723 sein Leben einbüßte. Ueber sein Wesen kann kaum Sicheres berichtet werden; manchen erschien er als ein Fanatiker, als ein „Narr"; aber ganz richtig betont Hopfen, daß sich das waadtländische Bedürfnis nach einem Träger des Freiheitsideals nicht gerade ihn, den seinen Lebensumständen nach fast Unbekannten, gewählt haben würde, wenn er bloß ein Narr gewesen wäre, wenn er nicht vielmehr „durch Schicksal und Wort in seiner Zeit schon so tiefen Eindruck auf die Gemüter gemacht hätte, daß selbst bei verschleierter Fabel seines Lebens die Erhabenheit seiner Persönlichkeit von Geschlecht zu Geschlecht überliefert wurde."

Solche Gestalten, deren Umrisse sich in der Dämmerung historischer Ueberlieferung verlieren, reizen am meisten die Forscherbegierde des Historikers wie die Phantasie des Dichters, und es erscheint natürlich, daß O. H. Hopfen, der beides ist, während seines mehrjährigen Aufenthaltes in der Waadt dem für seines Volkes Freiheit gestorbenen Grand-Major seine besondere Aufmerksamkeit zuwendete. „Eine teils vergriffene, teils vergessene Literatur über Davel," so erzählt er uns, „die ich mir mühsam erwarb, ließ mich erkennen, daß schon viele Menschensucher hinter diesem Namen einen bedeutenden Charakter vermutet hatten; auch hat sich den meisten die anfänglich neugierige Beschäftigung mit dem Schicksal dieses Kriegers schnell zu Anteilnahme und Liebe gesteigert; aber aus all den Büchern erwuchs mir keine fest umrissene Gestalt, kein Begreifen der überlieferten Handlungen und Worte. Ueberall fehlten die bestimmenden Jugenderlebnisse und eigene Zeugnisse inneren Ringens und Werdens. So suchte ich weiter." Und er findet, was zunächst wohl den Historiker interessierte, in einem Archiv im Turme der Kathedrale von Lausanne einen gewaltigen Band, gefüllt mit Protokollen, Abschriften und Verhören, die sich auf den Prozeß der Berner Regierung gegen den Hochverräter Davel beziehen, und außerdem noch Briefe und Entwürfe von der Hand Davels, sowie auch, in einem halb verkohlten und zerrissenen Faszikel, Fragmente von Davels Briefen an seine Mutter. „Und während nun die Feitglocken über mir läuten, während von unten aus der Kathedrale fromme Lieder erklingen, erhebt sich wieder aus alten Schriften der Zauber, der die Teile zum Ganzen verbindet." So wird aus dem nachforschenden Historiker, der das Unzulängliche der aufgefundenen Urkunden für eine abgeschlossene Darstellung rasch erkennt, ein die Einzelheiten phantasievoll verknüpfender Dichter.

Nicht immer verläuft dieser Werdeprozeß glücklich. Tausend Versuche, aus den lückenhaften Angaben einer alten Urkunde einen geschichtlichen Zusammenhang dichterisch herauszukonstruieren, liegen in der neueren und neuesten Literatur uns vor, nur wenige aber sind von dem wahren und vollen Leben erfüllt, das ebenso der streng an die Tatsachen sich bindenden Geschichtschreibung wie ihrer Schwester, der freischaffenden Dichtung, eigen ist, sobald sie jede für sich auftreten. Gerade aus ihrer Vereinigung entspringt jenem wahren und vollen Leben oft der Untergang. Die geschichtlichen Ereignisse fügen sich mit der ihnen eigenen Logik der Tatsachen nur selten glatt und bruchlos in den Zusammenhang ein, den die dichterische Phantasie über sie hinweben möchte, und aus den historischen Gestalten von Fleisch und Bein, mit all ihren Vorzügen und Mängeln, werden unter der für einen höheren dichterischen Zweck sie umformenden Hand des Erzählers nur allzu häufig unwahre und blutlose Schemen. Historie und Poesie können eben nicht zu gleicher Zeit zum Wort gelangen, ohne sich gegenseitig in ihren wesentlichen und kräftigsten Wirkungen zu stören. Die Sprache, die aus geschichtlichen Urkunden in ihrem ursprünglichen Tonfall an unser Ohr schlägt, muß notwendigerweise anders klingen als die durch die Zunge des Dichters vermittelte. Eine Verwebung von Wirklichkeit und Dichtung kann und darf deshalb nicht so stattfinden, daß die letztere nur dann einspringt, wo die Angaben über die erstere lückenhaft sind. Die Dichtung soll nicht lediglich eine Lückenbüßerin sein, sonst ist sie nicht mehr Dichtung. Sie soll aus der Wirklichkeit und aus den Tatsachen die Anregungen zum eigenen selbständigen Weben eines vollen idealen Zusammenhanges nehmen, nicht die Kette von jenen erborgen, in die sie lediglich den Einschlag liefert. Deshalb ist es ihr ja auch erlaubt, über Zeit und Oertlichkeit frei zu schalten, die einzelnen Tatsachen aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang zu reißen

[1] Daniel Abraham Davel. Erzählung von Otto Helmut Hopfen. Berlin 1905. Verlag von S. Fischer. 327 S.

Digitized by Google

und nach freier Wahl zu gruppieren, neue Gestalten zu erfinden und die alten mit anachronistischen Träumen zu erfüllen. Die Wahrheit liegt für den Dichter auf einem anderen Gebiete als für den Historiker; für beide aber gipfelt sie in der ununterbrochenen Folgerichtigkeit hier der idealen, dort der tatsächlichen Zusammenhänge. Durch das Ineinanderweben beider Arten der Darstellung wird diese Folgerichtigkeit mindestens auf einem der beiden Gebiete, meistens auf beiden zugleich, zerstört und die Entstehung eines Kunstwerkes, sei es eines historischen, sei es eines poetischen, im Keime verhindert werden.

*

Auch in der Erzählung O. H. Hopfens, die uns zu diesen Erwägungen Veranlassung gibt, ist der Charakter der Darstellung nicht immer rein gewahrt. Der Historiker fällt an einigen Stellen dem Dichter in den Arm und umgekehrt. So kommt ein zwiespältiger Zug in die Erzählung und besonders in die Entwicklung des Charakters des Helden. Es ist, als ob der Verfasser schon durch die äußere Einteilung seiner Erzählung in drei streng voneinander getrennte Abschnitte die Verschiedenartigkeit seiner Darstellung, man möchte fast sagen: seiner Arbeitsmethode, habe ausdrücken wollen.

In dem ersten dieser Abschnitte, der das Jugendleben Davels bis zu seinem Eintritt in fremde Kriegsdienste behandelt, tritt durchaus der frei schaffende Dichter auf den Plan. Es fehlen in der Literatur über Davel und wohl auch in den vom Verfasser entdeckten Urkunden und Briefen die historischen Zeugnisse über die Jugendentwicklung des Helden, keinerlei besondere Erlebnisse sind auch nur angedeutet; so blieb es also allein der Phantasie des Dichters vorbehalten, das Bild des trotzigen Knaben und des rüstig aufstrebenden Jünglings auf dem Hintergrund der allgemeinen Zeitereignisse zu malen und einen inneren, idealen Zusammenhang zwischen diesem Bilde und dem Eindrucke, den wir von der historischen Gestalt des Mannes empfangen, herzustellen. Und wir müssen gestehen, daß O. H. Hopfen diese rein dichterische Aufgabe in schöner und ergreifender Weise gelöst hat. Die Jugendgeschichte Davels, wie er sie uns in kurzen, aber straffen Zügen schildert, ist ein Juwel poetischer Darstellung. Schon die Meisterschaft, mit der O. H. Hopfen den landschaftlichen Hintergrund der Handlung vor die Augen des Lesers hinstellt, zeugt von einem außerordentlich feinen und dabei reifen und geschulten Talente. Mit wenigen Strichen entwirft er das Bild von dem weiten, glänzenden See, von den weinbepflanzten Ufern und der weißhäuptigen Alpenkette, die hinter dem Ganzen abschließend ragt. Und der aus den trotzigsten, erhabensten und anmutigsten Elementen gemischte Charakter der Landschaft prägt sich auch in der Schilderung des Wesens der Bevölkerung und der in der Handlung besonders hervortretenden Gestalten aus. Kraft und Farbe sind dieser Schilderung eigen. Der Held selbst und seine dem Unglück trotzig standhaltende Mutter entsprechen in ihrem Wesen der gewaltigen Natur des Gebirges, das auf das leichtsinnige und im größten Elend trinkfrohe Völkchen am Gestade des Sees herniederschaut. Das geheimnisvolle Mädchen aus der Fremde aber, das in diese Lebensgemeinschaft ihren romantischen, feenhaften Zauber für kurze Zeit hineinleuchten läßt und des jungen Davel Herz mit einer stets ungestillt bleibenden Sehnsucht nach Lebensfreude und Liebesruhe erfüllt, scheint den Tiefen des leuchtenden Sees entstiegen zu sein, auf dessen klarem Spiegel sich zum erstenmal ihr feierlicher Gesang vor des staunenden Jünglings Ohren vernehmen ließ.

Nur schwer finden wir uns nach dieser einheitlichen und ergreifenden dichterischen Behandlung des Jugendlebens des Helden in dem zweiten Abschnitte zurecht, der aus Bruchstücken von Briefen des zum Manne herangereiften Kriegshelden an seine Mutter zusammengefügt ist. Wir wissen hier nicht, ob der halbverbrannte Briefbund, den der Verfasser im Turm der Kathedrale zu Lausanne im Nachlasse Davels aufgefunden, wirklich die Unterlage zu diesen oft in der Mitte abgebrochenen Episteln gegeben hat. Auf jeden Fall zeigt sich in diesen Bruchstücken eine seltsame Mischung von historischen und rein dichterischen Elementen, die dem Ganzen zuweilen einen unklaren, nebelhaften Zug aufdrückt und keinen vollen Genuß aufkommen läßt. Hier hat sich O. H. Hopfen entschieden in der Darstellungsform vergriffen. So schrieb wohl niemals ein Schweizer Söldner, den das Kriegshandwerk nach Italien, Frankreich und Holland geführt und zu hohen militärischen Ehren und Würden emporgehoben hatte, an seine Mutter daheim. Zuweilen überrascht uns in dem seltsamen Gemisch von romantischen Gefühlen, von Heimweh und bitterem Groll über die Knechtschaft des Vaterlandes ein naturwahrer, kräftiger Ton aus dem Kriegsleben der damaligen Zeit; der mag wohl aus den ursprünglichen Brieffragmenten dem Verfasser in die Ohren geklungen sein; nur schade, daß diese echt historischen Klänge durch das hier am falschen Ort umsetzende Bemühen, einen inneren poetischen Zusammenhang in das vorliegende Bruchstückartige zu bringen, stets so rasch wieder verwischt werden. In diesem Abschnitte ist die Verwebung rein historischer Elemente mit dichterischen Fäden dem Ganzen zum Unheil ausgeschlagen.

Dagegen wirkt der dritte Abschnitt, der den in seine Heimat zurückgekehrten Davel in seinem Wirken für die Befreiung seiner Volksgenossen aus geistiger und politischer Knechtschaft darstellt, im Tone wieder einheitlicher. Denn hier tritt nunmehr der Historiker in sein Recht ein. Der dichterische Einschlag beschränkt sich in diesem Teile der Erzählung im wesentlichen auf die künstlerische Kombination, die im Grunde jedem guten historischen Essay nicht abgehen darf. Für die letzten Jahre der Tätigkeit Davels standen ja dem Erzähler genug historisch beglaubigte Momente zur Verfügung, aus denen sich ein plastisches Bild von der Persönlichkeit des Helden wie von seinem politischen Wirken ohne wesentliche phantasievolle Zutaten wohl herstellen ließ. Und diese Darstellung nach historischer Methode ist dem Verfasser wieder ebenso gut gelungen wie die rein dichterische Darstellung des Jugendlebens des Helden. In raschem, kräftigem Ausschreiten führt er die Handlung ihrem Gipfelpunkte zu, ohne sich bei unwesentlichen Einzelheiten, zu deren dichterischer Ausschmückung ihn der Stoff wohl hätte verführen können, lange aufzuhalten. Der romantische Zug, der den dichterischen ersten Teil der Handlung verschönte, den zweiten aber lediglich entstellte, ist hier ganz beiseite gelassen; nur die historischen Gesichtspunkte und Beziehungen sind kräftig herausgearbeitet und die soziale Umgebung ist mit einigen derben Strichen deutlich gezeichnet. Die Katastrophe selbst aber und besonders der Gang des Freiheitskämpfers zum Blutgerüste sind in fast antiker Herbheit und Kürze dargestellt; eine männliche, ernste Gesinnung kommt in diesem Schlusse zum Ausdruck. Der Hauch der siegesgewissen freiheitlichen Stimmung, die aus den letzten Worten Davels an die zu seiner Enthauptung versammelte Menge herausklingt, umweht uns, wenn wir von diesem literarischen Denkmale, das ein Fremder dem waadtländischen Freiheitshelden errichtete, Abschied nehmen.

*

Aus der Verschiedenartigkeit der Stimmungen, in die wir durch die drei in ihrer Darstellungsform so verschieden gearteten Abschnitte der historischen Erzählung O. H. Hopfens versetzt werden, müßte uns eigentlich klar werden, woran die Mehrzahl der historischen Romane in unserer neueren und neuesten Literatur krankt und warum die historischen Romane ebenso wie die historischen Dramen heute so sehr in Mißkredit gekommen sind. Nicht nur der lebhafte Gegenwartssinn unserer Zeit trägt an dem letzterwähnten Umstande die Schuld, obwohl die Ungeduld des heutigen Lesers und Hörers nicht übersehen werden darf. Denn diese Ungeduld scheut den Umweg über vergangene Zeiten, um zu dem psychologischen Kerne der Dichtung, dem allein für sie Bedeutungsvollen, zu gelangen; der unmittelbare Anblick der uns augenblicklich beschäftigenden sozialen oder ethischen Verwicklungen scheint ihr für diesen Zweck mehr zu [illegible] alles geschichtliche Ge-

Digitized by Google

schehen. Aber diese Ungeduld ist es nicht allein, was uns den Geschmack an der Darstellung historischer Stoffe im allgemeinen verdorben hat. Noch schwerer wohl wiegt die Erkenntnis, daß durch die oben geschilderte Vermengung der rein historischen und rein dichterischen Darstellungsformen, die auch in O. H. Hopfens Erzählung an einigen Stellen zutage tritt, ein unwahrer künstlerischer Eindruck hervorgebracht wird. Auf die Dauer ermüdet es selbst den geduldigsten und leichtgläubigsten Leser, zwischen dem rein Imaginativen und dem geschichtlich Tatsächlichen ungewiß hin und her pendeln zu müssen. Und die historischen Romane sind ja gewöhnlich eine sehr dauerhafte Lektüre. Der historische Sinn ist durch das gesteigerte Bedürfnis nach tatsächlichen Wahrnehmungen doch in unserer Zeit stärker entwickelt als früher; so findet denn auch die Verquickung des rein Geschichtlichen mit fiktiven Elementen heute eine häufigere und entschiedenere Ablehnung als früher.

Diese Ablehnung erfahren dann freilich zuweilen — weil unser von Moden geleitetes Lesepublikum gern alles in einen Topf wirft — auch solche historischen Romane, die sich von dieser Verquickung fern halten und auf der durchaus gesunden Grundlage der rein dichterischen Darstellungsweise aufgebaut sind. Ich meine Schöpfungen, wie z. B. den Roman „Vor dem Sturm“ von Theodor Fontane, deren innere Wahrheit nicht auf einigen historisch beglaubigten Begebnissen, sondern auf dem intuitiven Erfassen eines großen geschichtlichen Hintergrundes beruht und die darum, wenngleich alle in ihnen auftretenden Gestalten frei erfunden sind, doch die ideale Folgerichtigkeit besitzen, welche das Kunstwerk ausmacht. Mir ist es unbegreiflich, seitdem ich diesen ersten Roman des märkischen Dichters nach jahrelanger Pause jetzt wieder einmal gelesen habe,[2]) daß er in unserer neueren Literatur nicht größere Bedeutung erlangt hat, als es in der Tat der Fall ist. Er ist meines Erachtens, trotz mancher Unbehilflichkeiten in der Komposition, namentlich im ersten Teile, eines der trefflichsten Beispiele für das freie Schalten der dichterischen Phantasie mit einem durch eingehende Studien gewonnenen historischen Materiale, ohne daß dabei doch jemals gegen die geschichtliche Wahrheit im großen und ganzen gesündigt wäre. Man merkt es der Darstellung an, daß der Verfasser von seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ eben hergekommen war, als er die Feder zur Niederschrift dieses Romans ansetzte. Die Landschaft und ihre Geschichte waren ihm aufs innigste vertraut geworden und die Urbilder der Gestalten, mit denen seine dichterische Phantasie dann Hohen-Vietz und die Schlösser und Dörfer an der Oder bevölkerte, waren ihm tausendfach auf seinen Streifereien begegnet. So hatte sich ihm ein geschichtlich durchaus wahrer Niederschlag auf dem Grunde seiner Seele gebildet, aus dem seine Phantasie mit ihrem Zauberstabe ein zwar nur fiktives, doch durch die innere, dichterische Folgerichtigkeit ebenfalls durchaus wahres Leben hervorrief. Realistische Wahrheit und ideale Konsequenz gehen hier Hand in Hand, ohne daß die eine zugunsten der anderen eine Einbuße zu erleiden brauchte; die Forderung der scharfen Trennung der rein historischen von der rein dichterischen Darstellungsform ist nach jeder Richtung hin erfüllt und doch trägt die Dichtung eminent historisches Gepräge. In diesem Sinn hat der historische Roman entschieden seine Berechtigung als Kunstform und selbst die Ungeduld und der starke Gegenwartssinn unserer Zeit müssen seinen Reichtum an schnell erfaßbarem psychologischen Inhalt anerkennen. Dazu kommt in dem Fontaneschen Romane die glückliche Beschränkung der Handlung auf einen privaten Kreis von Personen, in dem die große patriotische Bewegung des Winters von 1812 auf 1813 nur von ferne, freilich trotzdem mit tief eingreifender Wirkung, ihre Wellen schlägt. So ist die Klippe der Haupt- und Staatsaktionen vermieden, an der so viele historische Romane und Dramen scheitern. Die Ritzewitze, die Gräfin Pudagla, der General Bamme, die Angehörigen der Familie Ladalinski, und wie alle die prächtigen, in scharfer realistischer Charakteristik vorgeführten Gestalten dieses Romanes heißen, bilden in ihrer Vereinigung mit den Bürgern und Bauern des Oderlandes zwischen Küstrin und Frankfurt einen Ausschnitt aus dem wirklichen Leben, wie ihn der unmittelbarste Gegenwartsroman nicht packender darstellen könnte. Und doch ist ihr Schicksal nur ein erdichtetes; keine zufällig aufgefundene Urkunden müssen die Krücken für die historische Wahrheit ihres Daseins und Wirkens abgeben. Aber diese Erfindung ist in der Seele eines Dichters gereift, der den offenen Blick für das Wahre und Wirkliche im Leben und die intuitive Gabe für die Auffassung eines großen geschichtlichen Hintergrundes besaß. Aus seinem historischen Romane können wir denn auch deutlich erkennen, worauf es bei dieser Kunstform in erster Linie ankommt.

O. B.

[2]) **Vor dem Sturm, Roman aus dem Winter 1812 auf 13, ist jetzt im ersten Bande und in der ersten Hälfte des zweiten Bandes der Gesammelten Werke von Theodor Fontane (1. Serie: Romane und Novellen) (Berlin, S. Fontane u. Co. 1905) aufs neue veröffentlicht worden.**

Anti-Böcklin.

Von Dr. Hermann Uhde-Bernays.

„Los von Böcklin!“ Grell und schneidig klang der Kriegsruf, mit welchem Julius Meier-Graefe im vierten Buche seiner Entwicklungsgeschichte den Anhängern Böcklins den Fehdehandschuh vor die Füße schleuderte. Wenige Monate sind seither vergangen. Kräftig, völlig unerwartet kam diese Absage. Die Autorität, in deren erfreulich breitem Schatten die zahlreichen Gläubigen ihren gedankenlosen Kult trieben, geriet plötzlich ins Wanken, und sie droht ganz zu fallen, wenn nicht starke Hände stützen. Bisher hat man vergebens nach ihnen ausgeschaut. Sie mögen sich eilen, bevor es zu spät wird. Und sie müssen scharfe Waffen bereit halten, denn der Gegner ist unheimlich stark, er wird mit raschem Hieb alle Ausfälle zurückweisen, wenn es überhaupt noch zu einem wirklichen Ausfechten kommt. Die Kampfstellung Meier-Graefes ist ungemein sicher. Er ist vorzüglich eingepaukt, und auf dem Phantom Böcklin sitzen seine Quarten so bedacht und berechnet, daß selbst der Tapferste zögern wird, sich ihnen ungedeckt auszusetzen. Das lehrt der zweite Angriff, der rasch jener Erklärung folgte.

Das neue Buch Meier-Graefes, „Der Fall Böcklin und die Lehre von den Einheiten“ (Stuttgart, Verlag von J. Hofmann, 1905), verfolgt schon dem Titel nach einen doppelten Zweck. Eigentlich hätte diese Ueberschrift umgedreht werden müssen. Der Fall Böcklin gehört in das Gebiet der Polemik, und alle polemischen Schriften verlieren mit dem Fortfall des Streitgrundes ihre Daseinsberechtigung. Geschaffen, aktuell zu wirken, für den Moment geschrieben und immer persönlich gefärbt, werden sie späteren Generationen unverständlich. So Lessings Streit mit Klotz, mit Goeze, ja selbst der Xenienkampf. „Der Fall Böcklin“ ist freilich, als Paradigma betrachtet, also des polemischen Charakters entkleidet, das Beispiel κατ' ἐξοχήν für das Verständnis der Lehre von den Einheiten. Diese Lehre in sich aufzunehmen, sie selbstdenkend — hierzu regen alle Schriften Meier-Graefes besonders an — mit den eigenen Anschauungen in Einklang (oder Gegensatz) zu bringen, soll der Leser vor allem aus diesem Buche lernen. Es wird dies kaum mit den Absichten des Verfassers übereinstimmen, der etwas Positives, das Los von Böcklin, durch einen allgemeinen Abfall erstrebt. Aber sein Motto ist ja „odi profanum vulgus et arceo“. Er wird sich damit begnügen müssen, wenn er diejenigen, denen schon vor seiner Schrift die Augen aufgingen, die wie Friedrich Ratzel in seinem schönen Vermächtnis „Ueber Naturschilderung“ die Unwahrheit des Malers Böcklin erkannten, als überzeugungstreue Schar um seine Fahne versammelt. Eingewurzelte Vorurteile sind schwer zu be-

Digitized by

seitigen, und das Volk Albrecht Dürers ist nun einmal heavy-headed.

Meier-Graefe wendet die Lehre Fechners, vornehmlich die Grundsätze, welche dieser in dem Werke über die physikalische und philosophische Atomenlehre niedergelegt hat, selbständig auf das Kunstwerk an. Besondere E i n h e i t e n wirken gesetzmäßig zusammen, um eine Erscheinung bildlich darzustellen. Diese Einheiten, deren Wahl durch die Persönlichkeit des Künstlers bedingt wird, während ihre Wirkung aus dem Material folgt (beispielsweise die Elemente des Lichtes und der Farbe), sind gleichsam die Moleküle des Kunstwerkes. Ihre Zahl ist unbegrenzt. Die Doppelnatur des Künstlers — eine rein körperliche und eine rein geistige — gewährt ihm die Möglichkeit, losgelöst von allem Irdischen in eine zweite Existenz wie in eine dunkle Kammer hineinzugehen. Hier läßt sein infolge seiner Veranlagung aufs höchste potenzierter Hauptsinn — höchstes Sehen — die übrigen Sinne verkümmern und bildet, zum Leiter des gesamten Sinnenkomplexes sich erhebend, neue entsprechende Einheiten. Der Willen des Künstlers führt aus dieser dunklen Kammer einen lichten langen Gang, welcher das Bestreben hat, sich ständig zu verengern, in die Außenwelt, das Dasein. Aus der fortgesetzten Notwendigkeit, diesen Gang zu erhalten, folgt das Gesetz der Stabilität, der Annahme einer Idealeinheit.

Leider hat Meier-Graefe seine Untersuchung recht flüchtig und verschwommen hingeschrieben oder diktiert, so daß es nicht leicht ist, den Extrakt herauszuziehen. Ja, Mißverständnisse sind nicht nur möglich, sondern manchmal ganz begreiflich. Es wird immer von Einheiten gesprochen. Nach den einleitenden Worten des dritten Kapitels muß man unfraglich in ihnen technische Begriffe erkennen, während erst der Schluß des fünften offenbart, daß es sich um abstrakte handelt. Wiederholungen (Seite 26 und 53) stören den logischen Gang der Untersuchung. Was der Verfasser beabsichtigt, wird gewöhnlich bei langsamem und lautem Lesen klar, aber man hat die Empfindung, ein Werk in fremder Sprache zu lesen, in welcher man sich nicht ganz heimisch fühlt. Die Absicht, einen eigenen, ungezwungenen Stil zu schreiben, darf doch nicht dazu führen, die Regeln der Grammatik gelegentlich über die Achsel anzusehen. Meier-Graefe hat lange in Paris gelebt. Durch das Vertrautsein mit den französischen Schriftstellern (insbesondere des 18. Jahrhunderts) hat mancher deutsche Gelehrte stilistisches Feingefühl sich angeeignet, ohne die deutsche Natur zu verleugnen. Der Franzose sagt gern einmal etwas Halbes, um eine schön klingende Phrase anzubringen. Deshalb sind so manche seiner wissenschaftlichen Werke in Mißkredit, ohne es dem Inhalt nach zu verdienen. Meier-Graefe darf (im vorliegenden Buche wenigstens) dieser Vorwurf nicht gemacht werden. Aber wenn er, im Sinne der Franzosen, dem Wort Alfred de Vignys nachstrebte und eine leichte, dem Gesprochenen möglichst ähnliche Diktion zu erreichen suchte, durfte er, was er hier scheinbar gewann, nicht der Klarheit in Abzug bringen. Es ist sehr zu befürchten, daß viele das Buch zur Seite legen, wenn auch manche Verständnis heucheln werden, und da ist das „odi profanum" Selbsttäuschung.

Um aber wieder auf die Lehre von den Einheiten zu kommen, so muß mit Freuden festgestellt werden, daß diejenigen, die zur Zunft gehören — mit Absicht sei der Name Kunstkritiker oder Kunsthistoriker vermieden —, eine neue Methode kennen lernen, die wirklich die intimste Aufnahme des Kunstwerkes, der höchsten Einheit gestattet. Mit Recht führt Meier-Graefe im ersten Kapitel seines Buches aus, wie wenig die Kunstdoktoren der Gegenwart, die er in drei Klassen, in Dichter, in Historiker und in Techniker einteilt, wie außerordentlich wenig alle diese akademisch abgestempelten Fachgenossen der wahren Kunstbetrachtung nutzen. Daß er dabei die Gefühlsüberschwenglichen, die Persönlichkeitsschnüffler und Begeisterungstheoretiker, deren Ansehen immer noch an gewissen Universitäten gefeiert wird, scharf anfährt, wird ihm jeder danken, der selbst Jahre brauchte, um jene Schlacken los zu werden. Aber auch der Kunstbetrachter, wie ihn sich Meier-Graefe denkt, ist akademisch. Vorausgesetzt, seine Einheitslehre gefällt irgend einem Hochschullehrer, so wird dieser sein nächstes Seminar dazu abrichten, alle Bilder, die es sieht, auf die Einheiten zu untersuchen. Kurze Zeit wird es gut gehen, aber dann eine Art von kunsthistorischem Präparierboden entstehen, wobei das Seziermesser aus der höchsten Einheit des Kunstwerks selbst lauter einzelne Einheiten anatomisierend herausholt. Für den Laien also oder für den Anfänger bedeutet die Lehre von den Einheiten Gefahr. Er wird gezwungen, mit Begriffen zu operieren, die ihm in Fleisch und Blut übergegangen sein müssen, damit er als Kunstbetrachter und vielleicht auch als Mensch genieße — und s e h e. Sehen bleibt immer die Hauptsache, und das hat am monumentalsten Goethe in der Einleitung zu den Propyläen ausgesprochen. Sehen und denken, nicht schauen und glauben. Künstlerisch, das heißt im Sinne des jeweiligen Künstlers sehen, kann kein Buch lehren, auch Meier-Graefe nicht. Obwohl er das rein Gedankliche beim Kunstwerk über dem Stofflichen fast vergißt. Aber sein Buch zeugt von Seite zu Seite mehr dafür, daß er selbst künstlerisch zu sehen versteht in beneidenswerter Weise, wie kaum ein anderer unter unseren heutigen Kunstschriftstellern. Darum scheint er mit souveränem Stolz anzunehmen, daß auch ein jeder seiner Leser künstlerisch sieht und empfindet. Unter dieser Voraussetzung betrachtet, ist seine Lehre von den Einheiten unanfechtbar und für jeden, der sie praktisch verwertet, eine sichere Möglichkeit für die wahre Einschätzung des Kunstwerkes. Auch dann, wenn man die Notwendigkeit eines Dualismus in der Natur des Künstlers nicht einsehen kann und sich als Anhänger des Satzes bekennt: good artists exist simply in what they make.

Und zu guter Letzt noch eines. Was ist denn Absicht oder Aufgabe der Kunst? Darüber sind schon die dicksten Bücher geschrieben worden, obwohl Kant es klar gesagt hat: Die ästhetische Kunst hat das Gefühl der Lust zur unmittelbaren Absicht. Daran denkt Meier-Graefe nicht, wenn er auch eine zweite Existenz des Beschauers, der mit der Seele den Inhalt des Kunstwerkes sucht, konstruiert. Gewiß sind Bilder a priori verdächtig, die bei der ersten flüchtigen Betrachtung gefallen, genau so wie Musik, die sich schon beim ersten Hören ganz offenbart, sicher nicht der Mühe wert war, komponiert worden zu sein. Das hat auch schon Kant in einem langen Kapitel auseinandergesetzt, daß die Beurteilung des Gegenstandes dem Gefühl der Lust vorangehen muß. Für den Laien, für jeden, der ästhetisches Wohlgefallen am Kunstwerk findet — und diese wird Meier-Graefe trotz seines fortwährend scharf betonten odi profanum doch gelten lassen müssen —, gibt es den Begriff der Freude an dem Gesamtwerk. Und was gibt es Höheres für den Künstler, als diese ungeteilte Freude zu erregen? Aber das sind Fragen, auf die einzugehen leider viele der heutigen Kunstphilosophen als banal oder gleichgültig verwerfen.

*

Wie über der sich steigernden Sucht, alles in seine einzelnen Teile zu zerlegen, selbst Meier-Graefe gelegentlich zum Anatomen wird, beweisen seine Worte, mit denen er Böcklins bekannten Eremiten in der Berliner Nationalgalerie abtut: „Hier springt das Ungeordnete ganz roh in die Augen. In demselben Gemälde finden sich Ansätze zu verschiedenen Bildern. Der Eremit ist das eine, die Umgebung außerhalb der Hütte ein zweites, die Engel ein drittes. . . . Man vergleiche die ruhige Beleuchtung in den Frühwerken, die dort die Harmonie leitet, mit dem zerrissenen Licht des späteren Werkes, mit diesem ungelösten billigen Effekt, der die kleinen Engel in dem Fensterausschnitt partiell beleuchtet. Sofort entsteht infolgedessen die unruhige Frage nach der Herkunft dieser Engel, nach der Sphäre, aus der sie sich verdichten, dem Gemeinschaftlichen zwischen ihnen und dem Rest, nach dem Organismus, an den geglaubt werden kann." Meier-Graefe beklagt sich über die deutsche Lust, des Widerspruches wegen zu widersprechen. Nicht nur die eben angeführte Stelle, sondern überhaupt sein ganzes Buch zeigt aber einen ganz ähnlichen

Digitized by Google

Fehler, die Freude, einen berechtigten Widerspruch möglichst zu verstärken und ihn selbst da, wo er sein Recht nur teilweise behaupten kann, mit aller Gewalt aufrecht zu erhalten. Es ist das zugleich das Zeichen eines stark ausgebildeten Selbstgefühls, das keinen Widerspruch zu ertragen imstande ist. Daß Böcklin von den sogenannten Halbgebildeten maßlos überschätzt oder vielmehr ganz falsch eingeschätzt, ja sogar von Lehrern der Wissenschaft — es sei nur erinnert an den übertriebenen Hymnus F. Haacks in seiner Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts — höchst subjektiv beurteilt wird, ist eine Ueberzeugung, deren Richtigkeit schon vor dem Erscheinen des Meier-Graefeschen Buches feststand, wenn sie auch nur hier und da schwach geäußert wurde. Gerade München, das in seiner neuen Pinakothek das höchst anfechtbare „Spiel der Wellen" besitzt, und Berlin, wo das Böcklin-Kabinett der Nationalgalerie recht vielen Theaterkitsch beherbergt, können und müssen demjenigen, der sehen und nicht autoritätsgläubig nachbeten will, die Augen öffnen. Dennoch wird das Endurteil nicht mit dieser grausamen Schonungslosigkeit gesprochen werden dürfen, mit welcher Meier-Graefe trotz seines Einlenkens („Er wird nicht verschwinden, nur, indem er bleibt, uns besser als bisher bleiben, indem er das erfüllt, was ihm heute versagt ist, und was alle wahren Werke [im Text steht „Werte"] der Kunst erfüllen, den Dienst der Zukunft, der Entwicklung") verdammt. Jeder Künstler, sei er klein oder groß, muß gemessen werden mit Rücksicht auf die Zeit, in der er lebte, im Vergleich mit seinen Zeitgenossen, soweit diese an der Vernichtung oder Neuschöpfung eines künstlerischen Ideals selbstschaffend beteiligt waren. In der Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts wird Böcklin der Platz in der Nähe von Knaus, Vautier und Defregger behalten bleiben, aber die Ruhmeskränze an seinem Denkmal werden welken, während die Zeugen des Fortschritts in der künstlerischen Entwicklung dankbar den Lorbeer bei anderen, Größeren, niederlegen werden, bei Hans v. Marées und Anselm Feuerbach.

Meier-Graefe ist der erste, der an dem Purpurmantel Böcklins nicht nur herumzupft, sondern der es wagt, ihn mit kräftiger Faust herabzureißen. Gründlich und wissenschaftlich genau legt er an Böcklins Werk den eigenen Maßstab der von ihm selbst aufgestellten ästhetischen Werte. Daß diese wohl einmal unrichtige oder zum mindesten zweifelhafte Resultate ergeben, wurde oben an einem kurzen Beispiel gezeigt. Ausgehend also von dem Gesetz der Stabilität, folgert Meier-Graefe zunächst, daß in dem Falle, wo zwei völlig verschiedene Perioden im Schaffen des Künstlers zu betrachten sind, dennoch kein absoluter Gegensatz zwischen ihnen vorhanden sein dürfe, daß der Kern der einen Periode in der anderen sich wiederfinde. Die Entwicklung eines jeden großen Meisters beweist dies zur Genüge. In dem ersten konventionellen Bilde Raffaels, des Schülers Peruginos, offenbart sich schon (um mit Meier-Graefe zu reden) die Idealeinheit, welche durch die nächsten Perioden, bis zu der letzten, den Arbeiten in der stanza della segnatura, immer gefestigter und immer klarer erkennbar sich erhält. Meier-Graefe hätte dieses und ähnliche überzeugende Beispiele heranziehen können. Damit die Prägnanz seines Beweises nicht geschädigt werde, hat er darauf verzichtet, nur flüchtig einmal im ganzen darauf verwiesen. Um so deutlicher wird der rasch gezogene Schluß. Böcklin hat zwei, durchaus voneinander verschiedene Schaffensperioden. Eine frühe, wertvolle, zu schönen Hoffnungen Anlaß gebend. Leider ist sie wenig bekannt, da das Meiste in Privatbesitz (so die im Vorjahre auf der Düsseldorfer Ausstellung befindliche Landschaft im Eigentum der Frau Krupp [1856]), nur einzelnes in große Galerien (so Centaur und Nymphe in der Berliner Nationalgalerie [1858]) gelangte. Das Ende dieser Periode ist anzusetzen etwa in die Mitte der 60er Jahre. Dann der plötzliche Umschwung. Die zweite Periode, in welcher alle Hauptwerke entstanden sind: „Man hat das Gefühl eines Gewaltsamen, Starken, vorher das eines Träumerischen, Allmählichen." Diese beiden Schaffensperioden haben absolut nichts miteinander gemeinsam. In der zweiten Periode gibt Böcklin alles Künstlerische auf, was er in seiner ersten erreicht hat. Ergo schließt die künstlerische Entwicklung Böcklins mit seiner ersten Periode. Was er später gemalt hat, ist keine Kunst. Er gerät in den Bann der Genremalerei. Das erhellt so evident wie nur überhaupt möglich aus der kurzen Vergleichung einiger Werke beider Perioden, die unmittelbar an die nüchterne, eben angedeutete Untersuchung sich anschließt. Wer also nicht durch logische Folgerungen überführt wird, muß vor den Tatsachen die Waffen strecken. Und nicht genug. Die sämtlichen großen Werke der Nationalgalerie, gerade diejenigen, welchen Böcklin seine Popularität verdankt, verfallen der scharfen Kritik. Menzel wird als Parallele herangezogen: „Auch Menzels größte Tat war sein Jugendwerk."

Bis hierher, wo der erste Teil des Buches schließt, gehen die auf Grund eigener Anschauung und als Resultat eigener Untersuchungsmethode entstandenen Darlegungen Meier-Graefes. Er hat sich damit nicht begnügt. Für die hartnäckigen Böcklin-Verehrer, von denen eine Spezies in erheiternder Zwischenbemerkung dramatisch vorgestellt wird, sollte eine unabweisbare Kontrolle, die Aufzeichnungen über Böcklin, soweit diese Aussprüche und Gedanken des Künstlers über sein Verhältnis zur Kunst enthalten, sich anschließen. Der zweite Teil des Buches dient also als Revision, welche Meier-Graefe zudem als gleichsam autorisierten Wahrheitsbeweis für die Richtigkeit seines absprechenden Urteils auszunutzen in der Lage ist. Die Tagebuchaufzeichnungen Rudolf Schicks und die Mitteilungen Gustav Floerkes kommen allein zu diesem Zweck in Betracht. Die Bücher von Frey und Lasius, in denen wenig eigene Worte Böcklins wiederholt werden, sind nur hier und da zitiert. Es ist ganz unglaublich, was für ein Unsinn — jedes mildere Wort wäre in der Tat unangebracht — aus Böcklins Munde da ausgekramt wird. Man gewöhnt sich an die apodiktischen Urteile, welche im allgemeinen der Künstler fällt. Persönliche Abneigung, durch die individuelle Richtung bedingte, mit allgemeinen Anschauungen im Widerspruch stehende Meinungen lassen sich ertragen, solange sie eine persönliche Entschuldigung geltend machen können. Aber hier gibt es in dem großen weiten Gebiet der gesamten Kunstgeschichte kaum einen, der nicht mit der bösartigen Lauge eines ironischen Witzes oder der gehässigen Brandmarkung des Stümpertums abgelehnt wird. Signorellis Bilder in Orvieto, Tizian und Lionardo, Tintoretto und Rembrandt, keiner wird verschont. Nur Grünewald, Rubens und Raffael läßt Böcklin zur Not gelten, aber diesen nur in bezug auf das Großdekorative im Sinne der antiken Fresken. Man möchte nun vielleicht aus dieser allgemeinen Ablehnung den Schluß ziehen, als ob Böcklin jede Autorität von vornherein abgewiesen habe, und dem Fehler der Jetztzeit, der ja seinen Ruhm so sehr erhob, dem bewußten Autoritätsglauben, abhold gewesen sei. Keine Rede davon. Seine höchsten künstlerischen Eindrücke empfing Böcklin von den pompejanischen Fresken. Ihre Meister schätzte er als die einzig bewußten Maler. So strebte er, wenigstens seiner Einbildung nach, eine Kunst zu schaffen, die auf der Antike sich aufbaut.

Wie nun Meier-Graefe sehr scharfsichtig nachweist, sind die aus solchen Voraussetzungen entstandenen Arbeiten aus rein historischen — die antiken Freskenmaler waren Handwerker — und ebenso aus rein logischen Gründen keine wahren Kunstwerke. Wenn Böcklin „sich beim Malen der Bilder vorstellte, er habe die Wand eines Hauses zu bemalen", versuchte er also, monumental Staffeleibilder zu malen. So wollte er allzu kühn über die gesetzmäßigen Möglichkeiten des künstlerischen Organismus hinaus und verfehlte sich gröblich gegen die logischen Begriffe, welche diesen Schritt ausschließen. Das ist der sachliche Kern eines langen Kapitels, in welchem Meier-Graefe, leider dem Schluß seines Buches nicht entgegeneilend, sondern mit manchen recht überflüssigen Umwegen entgegenzögernd, außerdem den Gedanken einer Erweiterung der künstlerischen Formensprache nach der Seite des Monumentalen hin ausspinnt. Mit den französischen Namensmassen, die er gern herumzuwerfen liebt, nützt er seinem Bestreben, die

Digitized by Google

allgemeine Böcklin-Verehrung **ad absurdum** zu führen, recht wenig. Denn er gibt ja selbst den Gegnern den Stein in die Hand, wenn er die Olympia Manets als eventuellen Beweis für eine neue Monumentalkunst nennt. Mit diesen und ähnlichen, dem Charakter des ganzen Buches in jeder Weise schädlichen Paradoxen wird die Möglichkeit heraufbeschworen, daß die Anhänger Böcklins den Spieß umkehren und einfach die Erklärung abgeben: Solche Ideen dokumentieren das Vorhandensein einer der unserigen völlig entgegengesetzten Geschmacksrichtung, und wir bestreiten daher dem Urheber derselben die Fähigkeit, überhaupt über deutsche Kunst zu urteilen. Auch für den vorurteilsfreien Bejaher, der zustimmend bis hierher und weiter dem Meier-Graefeschen Gedankengange folgt, kommen manche Stellen, an denen die ausgeprägte Einseitigkeit des Führers allzu schroff zutage tritt. Einmal tadelt er an Böcklin diese Eigenschaft, dann aber verfällt er selbst dem gleichen Fehler. Jedes kunstbetrachtende System bringt in gewissem Sinne eine, sogar recht förderliche Einseitigkeit mit sich, die aber hinwiederum nicht zu beschränkt sein darf. Begreiflich ist, daß Meier-Graefe Watts und Alma Tadema, schade, daß er selbst Turner ablehnt.

Zwei besondere Abschnitte handeln von den Mitteln, deren sich Böcklin zur Erreichung seiner Absichten bedient hat. Rein technisch betrachtet, kommen alle die Kriterien zusammen, welche die unentbehrlichen Eigenschaften der — Mosaikkunst bilden. Was mit ihnen erreicht wird, ist nichts anderes als Theatermalerei, ohne irgend einen Anspruch auf Wahrheit und irgend eine Berechtigung auf seine ästhetische Wertung. Diese, nur auf äußerliche, dekorative Wirkungen hinstrebende Virtuosität macht sich geltend von dem Augenblicke an, wo, wie oben im Anschluß an den ersten Teil des Meier-Graefeschen Buches berichtet worden ist, die zweite unkünstlerische Periode im Schaffen Böcklins beginnt. Sie steigert sich, was beispielsweise die fünf Fassungen der Toteninsel beweisen, bis zum Schluß seines Lebens. Und das Wesentliche ist zudem, daß der eigentliche Coup versagt, daß auf dieser Bühne überhaupt nicht gespielt wird, sondern nur blutlose Schemen, phantastische Geschöpfe bewegungslos einander gegenüberstehen. „Illustration ohne Buch, Mosaik ohne Wand, Theater ohne Bühne." Mit diesem scharf zugespitzten Fazit beschließt Meier-Graefe seine Abhandlung, soweit sie Böcklin und sein Werk betrifft.

Man pflegt nun, am Schlusse einer ausführlichen Besprechung angelangt, in einem Endurteil zusammenzufassen, was bei jeweiliger Gelegenheit schon im einzelnen bemerkt wurde. Diese Gewohnheit hat etwas Schulmeisterliches an sich, etwas Schematisches. Jedes gute Buch wehrt sich dagegen. Es stellt sich von vornherein auf einen Platz, der von allen möglichen Seiten betrachtet werden kann. Je kürzer drum und je allgemeiner die kritische Schlußbemerkung gehalten ist, um so mehr überläßt sie dem eigenen selbständigen Urteil der Leser, die lediglich aufmerksam gemacht werden sollten. „Der Fall Böcklin und die Lehre von den Einheiten" also ist ein notwendiges, ein gründliches, ein selbständig gedachtes und durchdachtes Buch. Geschrieben von einem hohen, selbstbewußten Standpunkt aus, wendet es sich mit polemischer und reformatorischer Absicht nur an den Kreis, welchem eine ständige intime Beschäftigung mit künstlerischen Problemen als Lebensbedürfnis gilt. Und dieser Kreis, den zu überschreiten die allzu hohen Voraussetzungen der ästhetischen Untersuchung hindern, wird die gelegentlichen Schwankungen einer von Manier nicht freien Darstellung, die manchmal recht einseitig und willkürlich aufgestellten Thesen eher entschuldigen als die Allgemeinheit, der zum Folgen und Nachprüfen die notwendigen Kenntnisse fehlen. Diesem, dem „profanum vulgus", ward ja auch durch das vorgesetzte Motto in weiser Voraussicht der Eintritt verwehrt.

*

Ein Erdenrest bleibt noch zum Tragen peinlich. Meier-Graefe schreibt auf der vorletzten Seite: „Dieses Buch handelt nur von Kunst." Dennoch hat er es sich nicht versagen können, verschiedentlich versteckte und offene Angriffe auf den gegenwärtigen Stand unserer nationalen deutschen Kultur zu richten. Es sind dies Angriffe, wie sie seit den Zeiten Heinrich Heines selten so scharf gewagt worden sind. Eines der wuchtigsten Worte Heinrich v. Treitschkes (es steht in dem Aufsatz „Lord Byron und der Radikalismus") wendet sich gegen das „heimatlose Literatentum", und im Anschluß daran wird gesagt: „Keinem Briten wird es je einfallen, sein Vaterland als das Land der Dummen und Feigen zu verhöhnen". Wenn Meier-Graefe von dem „grotesken Mangel des modernen Deutschlands an politischem Instinkt" spricht, wenn er weiterhin Deutschland „Mangel an künstlerischen und schlechtweg kulturellen Instinkten" vorwirft und an den Schluß seines Buches den recht eigenartigen Prophetenspruch: „Der Fall Böcklin ist der Fall Deutschland" stellt, so muß er es sich gefallen lassen, daß ein jeder deutscher Schriftsteller, der noch einen Funken patriotischen Gefühls in sich birgt, sich dagegen auflehnt, wie eine rein künstlerische spezielle Frage ohne Grund auf einen ganz allgemeinen Boden hinübergezerrt wird. Fast scheint es, als sei der Fall Böcklin nur gewählt worden, um auf der einen Seite den Irrtum überzeugend nachzuweisen, durch das gesuchte Kunststück der Parallele Böcklin-Deutschland auf der anderen Seite einen Trugschluß hervorzubringen. Diese Worte sind wahrlich nicht „im Alkoholdunst deutscher Kommersstimmung" niedergeschrieben. Ebensowenig — dies muß leider nunmehr ausdrücklich gesagt werden — in der etwaigen Hurrabegeisterung für Berliner Konditorenkunst und alles, was im kleinen wie im großen mit ihr zusammenhängt. Jeder, der ernstlich den Bestand und die Förderung deutscher Kunst und Kultur im Auge behalten hat, seitdem das Deutsche Reich, wie Meier-Graefe sagt, „über uns gekommen ist (!)", wird die von einem Einzigen verschuldeten retardierenden Momente als solche, aber nur als solche schmerzlich empfinden. Das wahre Kunstwerk wird immer seinen Weg zum wahren Verständnis finden. Letzteres ist aber unter keinen Umständen da vorhanden, wo der Eindruck von Wagners Tristan und Isolde so groteske und Effekt haschende Worte hervorrief, wie sie sich Meier-Graefe leistet. Man wird an die Hilflosigkeit des Kritikers Schletterer erinnert, welcher in einem hoffentlich bald einmal zu allgemeiner Erheiterung neu aufgelegten Buche im Friederike Kempner-Stil dem ersten Nibelungenring kritisch beizukommen suchte. Es erscheint völlig unverständlich, daß ein Mann, dem in bezug auf Werke der bildenden Kunst der Besitz eines so treffenden und kundigen Urteils zuzusprechen ist, in bezug auf musikalische Kunstwerke zum mindesten sonderbaren Anschauungen huldigt, einer patriotischen Regung aber überhaupt nicht fähig ist. Sonst hätte er manche der Schlußseiten seines Buches nicht so niedergeschrieben, und das wäre für die Wirkung des Ganzen nur von größtem Nutze.

Bücher und Zeitschriften.

λ. **Der Ertrag der Ausgrabungen im Orient** für die Erkenntnis der Entwicklung der Religion Israels. Von Professor D. Ernst Sellin. Leipzig, A. Deicherts Nachf.

Diese aus einem ursprünglich in Berlin gehaltenen Vortrag in erweiterter Form separat erschienene Schrift setzt sich besonders mit Friedrich Delitzsch und seiner bekannten Schrift über Babel und Bibel auseinander. Sie hat aber keine polemische, sondern aufbauende Absicht und möchte, wie der Verfasser selbst bemerkt, mit dazu beitragen, die Ueberzeugung zu kräftigen, daß die alttestamentliche Theologie durch die Kämpfe der letzten Jahre nur gewonnen hat und auch fernerhin nur gewinnen wird, wenn sie fortfährt, ruhig, besonnen und mutig die ihr durch die Ausgrabungen neu gestellten Probleme zu behandeln. Der Verfasser war selbst mit Unterstützung der österreichischen Regierung und der Akademie der

Digitized by Google

Wissenschaften vom Jahre 1902 bis 1904 an den Ausgrabungen auf dem Tell Ta'annek, der Stätte des alten biblischen Taanach in der Megiddoebene in Palästina in hervorragender Weise betätigt. Er legte dort eine Stadt bloß, die etwa vom Jahre 2000—600 v. Chr. mit sehr wechselvollem Schicksal existiert haben muß und im Laufe dieser Zeit an vier verschiedenen Stellen durch Burgen befestigt war. So sind ihm besonders die Ausgrabungen in Palästina selbst sehr vertraut. Er gibt uns aber auch die Hauptergebnisse der Ausgrabungen in Aegypten, in Babylonien und auf Cypern und öffnet uns vor allem das Auge für die Religion des alten Kanaa und den Kampf auf Leben und Tod, den die israelitischen Propheten gegen diese Religion führten. Gerade das, was Israels Religion speziell von der aller anderen semitischen Völker unterscheidet, ist auch das, was ihm speziell von seinem, dem ewigen Gott, kundgetan wurde. Zwischen zeitlicher Form und ewigem Gehalt muß eben auch hier unterschieden werden. Der Verfasser sagt, seine Ergebnisse am Schluß nochmals zusammenfassend: „Bei meinen Ausgrabungen ist es mir oft so recht und gewaltsam zum Bewußtsein gekommen, wie nicht das Land, die Kultur dort allein diese einzigartigen Gestalten geschaffen haben kann, wie schließlich Leben und Geist aus Gott allein das gewirkt hat. Ja, auch der Forschung mit dem Spaten sind wie der mit der kritischen Schere und der streng historischen Methode Grenzen gezogen, über die sie nie wird hinauskommen. Bleiben wir uns ihrer von vornherein bewußt, so werden wir keine Enttäuschungen erleben, wohl aber durch jede neue Grabung im Orient eine um so lebensvollere Auffassung und ein um so tieferes Verständnis gewinnen von dem äußeren kulturellen und religiösen Entwicklungsgang der westasiatischen Völker überhaupt und speziell Israels, und damit indirekt einen immer tieferen Einblick in die geheimnisvollen und viel verschlungenen Pfade, die Gott mit der Menschheit gegangen ist, hin auf das Ziel, sie seines Heiles teilhaftig zu machen." Die besonnen geschriebene, sehr instruktive Schrift möchten wir gerne auch weiteren Kreisen empfehlen.

✿

Allgemeine Rundschau.

Photographie des Nordlichts.

Im Winter 1899—1900 überwinterte auf Spitzbergen eine russisch-schwedische Expedition, während deren Aufenthalt M. Sykoro, nach „Photography", Gelegenheit hatte, die Nordlichter zu studieren. Er konnte in 103 Tagen, vom 17. September bis 27. März, nicht weniger als 1100 solche Lichterscheinungen beobachten. Diese teilte er in neun Hauptarten ein, von denen Bogen, Bänder und Strahlen die gewöhnlichsten waren. Scharf hervortretende Ecken erscheinen rot oder blaßrot, undeutliche Ränder grün. In einer Mitteilung an die Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg bemerkt Sykora, daß in der Regel das Licht in beständiger Bewegung war. Wenn ruhige Nordlichter auftraten, wurden sie photographiert. Es gelang, 70 solche Aufnahmen herzustellen, von denen 23 Abbildungen dem Bericht beigegeben waren. Sie wurden mit einem Apparat angefertigt, der sich nach zwei Richtungen bewegen ließ (horizontal und vertikal). Der Forscher legte der Akademie auch Spektrum-Photographien vor, die auf orthochromatischen Platten gemacht waren. — Diese Ergebnisse sind, wie die Naturwissenschaftliche Wochenschrift hierzu schreibt, sehr erfreulich, weil es erst wenige Male gelang, das Nordlicht zu photographieren. Es erscheint wohl optisch hell, besitzt aber geringe chemische Wirksamkeit auf die photographische Platte, weshalb immer sehr lange exponiert werden muß. Rasch veränderliche Nordlichter ließen sich daher durch die Photographie bisher nicht registrieren.



Kleinere Mitteilungen.

m. **Ein römischer Fund in der Pfalz.** Der **Königsberg** ist ein westlich von Neustadt a. H. gelegener, 419 Meter (Meereshöhe) hoher Bergkegel, der von drei Tälern, Schöntal, Heidenbrunnertal und Speyerbachtal, flankiert wird. Seine nach Osten gekehrte Hochfläche umzieht ein Ringwall von elliptischer Gestalt, der nach der auf Veranlassung der kgl. Akademie der Wissenschaften zu München im Jahre 1899 vorgenommenen Vermessung folgende Maße besitzt: Umfang gleich 1027 Meter; Längendurchmesser von West nach Ost gleich 450 Meter, Breitendurchmesser von Süd nach Nord gleich 75—130 Meter; Walldurchmesser gleich 8—9 Meter; Wallhöhe gleich 1—2.5 Meter. In 230 Meter Entfernung von der Westfront des Hauptwalles zieht über den Bergrücken ein 40 Meter langer und 8 Meter breiter, doppelter Steinwall, der hier an der schmalsten Bergstelle das erste Verteidigungshindernis gebildet hat. Außerhalb des Vorwalles hebt sich vom Boden die Hügelreihe einer Tumulus-Nekropole ab, deren Gräben bei der 1899 vollzogenen Untersuchung lineaverzierte Gefäße aus der älteren Hallstatt-Periode dem Spaten geliefert hat (vergleiche Pfälzisches Museum, 1899, S. 118—120; Funde im Museum der Pollichia zu Dürkheim). — Aber obwohl die Verschanzung auf der topographischen Karte des Königreichs Bayern als „Römerschanze" eingetragen und obwohl der Volksname: „Heidenmauer" dasselbe bedeutet, wollte sich doch bislang, abgesehen von den Spuren einer hölzernen Specula im südöstlichen Quadranten der Umwallung, keine Spur von Römerfunden nachweisen lassen. Der Zufall kam der Forschung jüngst zu Hilfe! — Bei Forstarbeiten stieß jüngst ein Waldarbeiter auf der Nordseite der Umwallung nahe dem einen **alten** Eingang auf einen **Bronzegegenstand** mit hübscher Patina. Es ist eine Glocke für ein Roß oder ein Saumtier von pyramidaler Gestalt und rechteckigem Grundriß (4.4:3.5 Zentimeter), Höhe des Fundes gleich 7 Zentimeter. Die Glocke endigt in einem ovalen Anhänger und ruht auf vier kappenähnlichen Füßen. Im Innern ist der Rest des eisernen Ringes noch sichtbar, in dem der verrostete Klöpfel hing — also ein Tintinnabulum der Römer (vgl. Rich: Wörterbuch der römischen Altertümer, S. 629: Tintinnabulum, Figur 2). Durch diesen Fund wird zu gleicher Zeit eine Streitfrage entschieden, die L. Lindenschmit in der „Westdeutschen Zeitschrift", 1904, S. 367 Sp. 1 angeschnitten hat. Angesichts eines zu Mainz bei der Zementfabrik gemachten analogen Befundes zweier Glocken (Tfl. 6, Fig. 8 und 9) faßt sie Lindenschmit als „Kappen" von Quasten auf, die in jene mittels Pech dauerhaft eingesetzt wurden. Da nun das Königsberger Stück dem Mainzer = Fig. 8, wie ein Ei dem anderen gleicht, so kann auch die **Verwendung** von diesem nur gleich jenem angesetzt werden, d. h. das Mainzer Stück ist eine Pferdeglocke. Beide entstammen wahrscheinlich **einer** rheinischen Fabrik. — Das Königsberger Tintinnabulum gelangt als Geschenk des Vereins an das Historische Museum der Pfalz zu Speyer.

* **Argentinien und die Südpolarforschung.** Die argentinische Regierung will, wie von uns bereits mitgeteilt, Dr. Charkots Südpolarschiff Le Français kaufen und es dazu benutzen, in dem Gebiet, wo jener überwinterte, eine meteorologische Station einzurichten. Gleichzeitig liest man, daß die Regierung sich dafür die Dienste Charcots gesichert hat, der jetzt auf dem Wege nach Frankreich ist, zum nächsten November aber wieder in Buenos Aires sein wird. Seit 1904 unterhalten die Argentinier bekanntlich an der Scotiabai in den Süd-Orkneys die von der schottischen Expedition dort im Jahre vorher errichtete Station. Es überwinterten auf ihr seit Februar 1904 drei argentinische Gelehrte, L. G. Valette, H. Acuna und E. Szmula, doch hatte die Leitung R. C. Moßman von der schottischen Expedition, der sich der argentinischen Regierung für ein Jahr zur Verfügung gestellt hatte. Am 31. Dezember langte dann die Uruguay an, die Moßman und die drei Argentinier an Bord nahm und dafür — für das jetzt laufende Jahr — fünf andere Argentinier landete. Nachdem die Uruguay am 1. Januar 1905 die Station verlassen hatte, hielt sie, wie erinnerlich, ohne Erfolg nach Charcot Ausschau. Ueber diese Fahrt wird, wie der

Digitized by Google

Globus mitteilt, von R. N. R. Brown nach Moßmans Erzählungen einiges im Aprilheft des Scott. Geogr. Mag. mitgeteilt. Danach lief die Uruguay, die von Kapitän Galindez befehligt wurde, am 7. Januar d. J. Deception Island an, fand aber nicht die Nachrichten, die Charcot dort hatte niederlegen wollen. Sie durchfuhr dann die Belgicastraße bis zur Wiendeinsel, die am 10. Januar erreicht wurde. Man untersuchte sorgfältig, freilich ohne zu landen, die Ostseite und fand nicht den erwarteten Cairn. Die übrigen Küstenteile konnten nicht in Augenschein genommen werden, da das Eis sowohl im Norden wie im Süden die Durchfahrt versperrte; Galindez trat darauf die Heimfahrt an.

* **Zur 77. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte** berichtet man uns unterm 24. Mai aus Meran: Großem Interesse dürften die über Pellagra, die unter der armen Landbevölkerung Welschtirols endemisch hausende und alljährlich zahlreiche Opfer fordernde Krankheit, zu deren Studium und Bekämpfung seit Jahren in Oesterreich eine eigene Kommission besteht, angemeldeten Vorträge begegnen. Da sich an den Vorträgen über dieses sehr aktuelle Thema und an der Diskussion sehr namhafte Kliniker und Hygieniker beteiligen werden, ist ein praktischer Nutzen für die Aetiologie der Erkrankung und für deren Therapie zu erwarten. — Die für die einzelnen Abteilungen nötigen Versammlungslokale — 31 — sind fast vollständig ausfindig gemacht; ebenso haben Besitzer von Hotels und Vergnügungsetablissements sich zur Ueberlassung geeigneter Lokale zu Sektionssitzungen bereit erklärt. Die Hauptversammlungen finden in der über 3000 Personen fassenden Festhalle, im Stadttheater und im Kurhause statt. Vergnügungs- und Wohnungskomitee sind auch tüchtig an ihrer Arbeit. Das erstere hat bereits das ganze Programm festgelegt. Hauptpunkte der Unterhaltungen sollen das Volksschauspiel, Bilder aus dem Tiroler Leben, in der Festhalle gestellt, Veranstaltungen auf dem Sportplatze und eine Illumination bilden.

*

Hochschulnachrichten.

□ **Würzburg.** Die k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien ernannte den Universitäts-Professor und Spezialarzt für Augenheilkunde Dr. Helfreich zum korrespondierenden Mitglied.

* **Freiburg i. B.** Der ordentliche Professor der mittleren und neueren Geschichte an der hiesigen Universität Bernhard v. Simson ist seinem Ansuchen entsprechend auf den 1. Oktober d. J. in den Ruhestand versetzt worden.

* **Leipzig.** Der frühere Unterrichtsminister der Universität Leipzig Oberjustizrat Franz Albert Heßler, ist am 22. Mai zu Blasewitz im Alter von 81 Jahren gestorben.

he. Dem ordentlichen Professor des Sanskrit und Direktor des Indogermanischen Instituts an der hiesigen Universität, Dr. Ernst Windisch ist der Titel eines Geheimen Rats verliehen worden.

* **Berlin.** Dem Staats- und Kirchenrechtslehrer an der hiesigen Universität Prof. Dr. Bernhard Hübler wurde zu seinem 70. Geburtstag eine Festschrift dargebracht mit der Widmung: „Bernhard Hübler, dem Meister akademischen Unterrichts, widmen ehemalige Schüler diese Blätter als Zeichen der Verehrung und Dankbarkeit."

* **Danzig.** Ueber die Errichtung eines Lehrstuhles für Fischereilehre und Fischzucht an der Technischen Hochschule zu Danzig sind, nach der Königsberger Hartungschen Zeitung, Verhandlungen mit dem Kultusministerium im Gange.

* **Rostock.** Prof. Dr. Martius, der Leiter der medizinischen Klinik der hiesigen Universität, wurde von der Gesellschaft der Aerzte in Wien zum korrespondierenden Mitgliede gewählt.

* **Wien.** Vor einem zahlreichen Auditorium hielt am Mittwoch, wie die Neue Freie Presse meldet, Fräulein Dr. Elise Richter ihre Probevorlesung zur Erlangung der Privatdozentur an der philosophischen Fakultät der Wiener Universität. Als Thema behandelte sie „Celestin", ein spanisches Drama aus dem sechzehnten Jahrhundert. Fräulein Dr. Richter gab eine genaue Analyse des Schauspiels, welchem beiläufig dieselbe Fabel zu Grunde liegt, wie Shakespeares „Romeo und Julie", ohne daß jedoch nachgewiesen werden kann, ob Shakespeare in seinem Drama die Idee des spanischen Schauspiels benützt hat.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Schillers Gedichte und Dramen. Mit einem Vorwort: Aus Schillers Leben. Berlin und Leipzig. Hermann Hilger. 475 S. — Pontus Fahlbeck: La Constitution Suédoise et le Parlementarisme Moderne. Paris. Alphonse Picard et Fils. 349 S. — Friedrich Schiller: Das Avertissement zur Rheinischen Thalia vom 11. November 1784. Neudruck nach dem Original der Königlichen Landesbibliothek Stuttgart. Leipzig 1905. Julius Zeitler. — Theobald Ziegler: Rede bei der Schiller-Feier der Kaiser Wilhelms-Universität Strassburg am 9. Mai 1905. Strassburg 1905. J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel.) 22 Seiten. — Thomas Robert Malthus: Eine Abhandlung über das Bevölkerungsgesetz oder eine Untersuchung seiner Bedeutung für die menschliche Wohlfahrt in Vergangenheit und Zukunft, nebst einer Prüfung unserer Aussichten auf eine künftige Beseitigung oder Linderung der Uebel, die es verursacht. Aus dem englischen Original, und zwar nach der Ausgabe letzter Hand (6. Auflage 1826) ins Deutsche übertragen von Valentin Dorn und eingeleitet von Prof. Dr. Heinrich Waentig in Halle a. S. 1. Band. (Sammlung sozialwissenschaftlicher Meister. Sechster Band. Jena 1905. Gustav Fischer. 485 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Akademischer Verlag
Leipzig und Wien.

Soeben erschienen: (13329)s

1. **„Der Sagenkreis vom geprellten Teufel".** Von Professor August Wünsche. Preis: M. 3.— = K. 3.50.
2. **„Pythagoras und Heraklit".** Von Dr. Wolfgang Schultz. Heft 1 der: **Studien zur antiken Kultur.** Preis: M. 4.— = K. 4.80.
3. **„Vom Typus in der Kunst".** Von Dr. Hans v. Holtenhaag. Preis: M. 2.— = K. 2.40.
4. **„Aryavarta".** Von Harald Arjuna Graevell. Preis: M. 3.— = K. 3.60.
5. **„Zwei Schillerreden".** Von Friedrich Jodl, o. ö. Professor der Universität Wien. Preis M. —.80 = K. 1.—.
6. **„Die österreichisch-ungarische Sphinx".** Von Sektionschef Ritter v. . . . . z. Preis: M. —.80 = K. 1.—.

Max Ziegert,
Buch- und Kunstantiquariat,
Frankfurt a. M.,
Bethmannstrasse 56/I.

Soeben erschien Katalog 6, 1104 Nummern umfassend:
Goethe. — Deutsche Literatur in ersten Ausgaben. — Holzschnitt- und Kupferwerke vorw. des XVI. Jahrh. Inkunabeln. — Kunstlitoratur. Geschichtswerke. — Almanache. Kalender. Taschenbücher. — Pocci Ludwig Richter. Schwind. — Kupferstiche. Radierungen Schabkunstblätter. Lithographien. •(13635)

Versendung franko.

Digitized by Google

Jahrgang 1905. München, Dienstag, 30. Mai. Nummer 125.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Technische Briefe.

XVIII.

Ueber die Rauchbelästigung.

Die Rauchplage ist sicherlich eine der unangenehmsten Beigaben unserer hochentwickelten Industrie. Je mehr die Maschine und insbesondere die Dampfmaschine die Verrichtung der mechanischen Arbeiten übernommen hat, je mehr rauchende Schornsteine in die Luft ragen, desto empfindlicher legt sich in den Industriezentren und den Fabrikgegenden der großen Städte der dicke Ruß, die unverbrannte, durch den Schornstein ins Freie gelangte Kohle auf Bäume und Sträucher, und die bei der unvollkommenen Verbrennung entweichenden Mengen giftiger Kohlenwasserstoffgase und Kohlenoxyd dringen durch die Atmungsorgane in unsere Lungen und beeinträchtigen unsere Gesundheit. So groß die Belästigungen, Schädigungen und Unbequemlichkeiten der Rauchentwicklung auch sind, solange wir in unseren Kraftmaschinen Kohle verbrennen, wird eine völlige Beseitigung dieses Uebelstandes kaum erreicht werden können. Die Zahl der Erfinder, die durch besondere Einrichtungen und Maßnahmen die Rauchentwicklung beseitigen wollen, ist zwar nicht groß, und wenn alle Anpreisungen auf diesem Gebiet wirklich in vollem Maße zuträfen, hätten wir bereits jetzt einen idealen Zustand, aber, dem ist nicht so, auch nicht trotz der polizeilichen Rauchverbote, die namentlich in England, wo der Rauch wegen der früheren Entwicklung der Industrie zuerst fühlbar wurde, und auch bei uns verschiedentlich erlassen sind, ohne irgend einen nennenswerten Erfolg gezeitigt zu haben. Die Verhältnisse liegen auf diesem Gebiete so verwickelt, und sind auch zur Zeit noch so wenig geklärt, daß man auf so einfache Weise eine befriedigende Lösung nicht erzielen kann. Die bekannte Tatsache, daß durch einen reichlichen Ueberschuß an Luftzufuhr unter Umständen eine vollständige Verbrennung aller Kohle erreichbar ist, kann, wie vorweg erwähnt werden mag, zu einer endgültigen Lösung nicht führen, weil ein derartiges Heizen praktisch nicht überall oder nur in sehr beschränktem Maße durchführbar ist. Als nun vor wenigen Jahren auch die Hamburger Behörden auf dem Wege polizeilicher Maßnahmen gegen die Entwicklung von Rauch und Ruß seitens der industriellen Feuerungen vorgehen wollten, wurden, wie zu erwarten war, aus den Kreisen der Beteiligten lebhafte Bedenken hiergegen laut, die dazu führten, daß sich im Jahre 1902 ein Verein für Feuerungsbetrieb und Rauchbekämpfung bildete, der sich zum Zweck setzte „die Erzielung tunlichst vollkommener und rauchfreier Verbrennung bei möglichster Ausnutzung der Brennstoffe in den Anlagen seiner Mitglieder“.

Ueber die Erfahrungen und Resultate, die von diesem Verein bis jetzt gesammelt und erzielt sind, liegen nun Veröffentlichungen vor,[1]) denen wir das allgemein Interessierende entnehmen wollen:

Es ist in erster Linie hervorzuheben, daß sich die beiden Begriffe, rauchfreie Verbrennung und gute Ausnutzung der Wärmeenergie der Kohle im allgemeinen, direkt gegenüberstehen. Es muß als erwiesene Tatsache gelten, daß bei Verheizung der gewöhnlichen, gasreichen, zur Rauchentwicklung neigenden Kohle mit rauchschwachem oder rauchfreiem Arbeiten durchaus nicht immer eine gute Brennstoffausnutzung verbunden ist. Beides kann wohl zusammentreffen, es gibt aber auch Fälle, wo trotz völlig rauchfreiem Schornstein nur ein verhältnismäßig sehr geringer Bruchteil der in der Kohle verfügbaren Wärme nutzbar gemacht wird, wie andrerseits selbst bei beträchtlicher Rauchentwicklung noch eine weitgehende Ausnutzung der Kohle stattfinden kann. Die Anschauungen über Ausnutzung des Brennstoffs und Rauchentwicklung gehen noch recht weit auseinander, und zur Herbeiführung eines gesunden Fortschrittes dürfte in erster Linie eine Klärung der Frage erforderlich sein.

Die Verbrennung der Kohle geschieht bekanntlich auf dem Rost, zur Verbrennung ist die Zuführung von Sauerstoff nötig, und dieser wird der eingeführten oder angesaugten Verbrennungsluft entnommen. Zu einer völligen Verbrennung von einem Kilogramm Steinkohle sind theoretisch 7—9 Kubikmeter Luft erforderlich, in der Praxis ist hiermit aber nicht auszukommen, es wird vielmehr je nach der Konstruktion der Feuerung und der Arbeitsweise des Heizers ein Vielfaches der obigen Luftmenge verbraucht, bei einem Planrost z. B. bei mäßiger Anstrengung im allgemeinen 16 Kubikmeter.

Es ist nun erwiesen, daß der Wärmeverlust, der durch das Entweichen der Abgase aus dem Schornstein entsteht,[2]) um so größer wird, je größer der Luftüberschuß ist, der am Rost zur Verbrennung eingeführt worden ist. Ein großer Luftüberschuß am Rost, der die Rauchentwicklung verhindert, verursacht also gleichzeitig große Wärmeverluste, während andrerseits im allgemeinen erst bei einer starken Einschränkung der Luftzufuhr ein erheblicher Ver-

[1]) Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure 1905: Die Rauchfrage von F. Haier (Hamburg). Aus der großen Zahl der denselben Gegenstand behandelnden neueren Veröffentlichungen seien z. B. genannt: E. Schmatolla, Rauchplage und Brennstoffverschwendung, Hannover 1902; Zeitschrift für Heizungs-, Lüftungs- und Beleuchtungs-Technik Band 8 S. 75 u. f. und Band 9 S. 115 u. f.; Gesundheits-Ingenieur Band 25 S. 301/5 und Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure Band 46 S. 1906.

[2]) Die anderen Verluste durch Wärmeaufnahme durch das Mauerwerk und die Kesselwandung, durch Ausstrahlung u. s. w. kommen für unsere Betrachtungen weniger in Frage.

Digitized by Google

lust durch unvollkommene Verbrennung oder starke Rauchentwicklung entsteht. Da also das Auftreten des dicken schwarzen Rauches meist die Folge von Luftmangel ist, so pflegt nach dem oben Gesagten ein kleiner Verlust an durch den Schornstein abziehender Wärme mit ihm verbunden zu sein. Mit stärkerer Luftzufuhr und einer vollkommeneren Verbrennung wachsen dann die Abwärmeverluste, so daß „der erzielte Nutzen mindestens teilweise wieder verloren geht“.

Diese an sich bemerkenswerten und unerwarteten Resultate sind durch eine große Reihe von Versuchen unter den verschiedensten Bedingungen bestätigt worden, und es hat sich dabei herausgestellt, daß die Verluste durch unvollkommene Verbrennung erst unter Verhältnissen überwiegend groß wurden, die im praktischen Betriebe wenigstens dauernd sehr selten oder ausnahmsweise vorkommen. Bei mäßiger Rauchentwicklung war die Wärmeausnutzung relativ am besten, bei vergrößerter Luftzufuhr konnte zwar der Rauch sehr weitgehend eingeschränkt werden, dabei ging aber die Brennstoffausnutzung infolge der starken Zunahme der Verluste an freier Wärme in den Abgasen sehr rasch zurück, und die tatsächlichen Wärmeverluste bei rauchloser Verbrennung waren größer, als es bei einer unvollkommenen Verbrennung und absichtlich herbeigeführten starken Rauchentwicklung der Fall war.

Wird also dem Verbrennungsraum bei kräftigem Zug reichlich Luft zugeführt, so kann man mit wenig oder gar keinem Rauch arbeiten, sofern auf die Kohlenausnutzung bezw. die Kosten der Feuerung kein Wert gelegt wird. Die großen Verluste liegen weniger im Rauch, wie der Laie anzunehmen geneigt ist, sondern in der unsichtbar entweichenden Abwärme der Feuerung. Eine Frage kann im Interesse der Sache nicht gut ohne die andere behandelt werden. Der Kernpunkt der ganzen Rauchfrage ist der, daß rauchfreies Arbeiten um so schwerer zu erzielen ist, je wirtschaftlicher die Verbrennung gestaltet werden soll, je mehr man also den Luftüberschuß einzuschränken bestrebt ist. Man hat nicht nur dafür zu sorgen, Luftbedarf und -zufuhr einander möglichst anzupassen, man wird außerdem, um mit möglichst geringem Luftüberschuß auszukommen, danach trachten müssen, daß eine möglichst rasche und gute Mischung der bei der Erhitzung aus der Kohle entweichenden Gase mit der Luft eintritt, so daß die Gase ihren Bedarf an Sauerstoff genügend rasch decken können, d. h. bevor sie sich an der Kesselwandung zu sehr abgekühlt haben.

Man wird ferner nach den Versuchsresultaten im Interesse der Wirtschaftlichkeit nicht das Höchste hinsichtlich der Vermeidung des Rauches verlangen dürfen, sondern man wird sich mit einem als rauchschwach zu bezeichnenden Zustande begnügen müssen.

Die Innehaltung der für jeden Fall richtigen Verhältnisse in der Luftzufuhr und Art der Beschickung hängt nun aber, namentlich bei dem am weitesten verbreiteten Planrost, wesentlich von der Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit des Heizers ab, da die Luftzufuhr dem mit dem Aufwerfen und Bearbeiten des Feuers wechselnden Bedarf möglichst anzupassen ist. Bei mäßiger Anstrengung läßt sich dies auf dem Planrost in befriedigender Weise dadurch erzielen, daß der Heizer die Kohle nur auf den vorderen Teil des Rostes wirft, nachdem er die Glut nach hinten geschoben hat. Auf diese Weise wird die Kohle nur langsam vergast, so daß der Luftbedarf wenig schwankt und es, eine richtige Konstruktion des Kessels und der Feuerzüge vorausgesetzt, keine Schwierigkeiten bereitet, bei verhältnismäßig geringem Luftbedarf eine rauchschwache Verbrennung zu erzielen. Bei hoher Anstrengung muß dagegen bei den einzelnen Beschickungen so viel aufgeworfen werden, daß ein augenblicklicher Luftmangel eintritt und zeitweise starke Rauchbildung nicht zu vermeiden ist.

Um von dem Heizer weniger abhängig zu sein, hat man eine Reihe von Einrichtungen ersonnen, die mehr oder weniger selbsttätig die Regelung des Luftbedarfes herbeiführen sollen. Dies wird entweder dadurch angestrebt, daß der Luftverbrauch durch gleichmäßige mechanische Beschickung oder besondere Regelung der Verbrennung möglichst konstant zu erhalten gesucht wird, oder daß unmittelbar nach dem periodischen Beschicken und Bearbeiten des Feuers eventuell selbsttätig ein besonderer, sogenannter sekundärer Luftstrom eingeführt wird. Die Tätigkeit des Heizers kann aber auch dann nicht völlig ausgeschaltet werden. Die richtige Einstellung der Zugklappen u. s. w. bei wechselnder Anstrengung und die sachgemäße Behandlung der Kesselanlage stellen auch jetzt noch erhebliche Anforderungen an die Tüchtigkeit des Heizers und machen eine fortgesetzte Beobachtung des Schornsteinkopfes notwendig, eine Arbeit, die dadurch wesentlich erleichtert werden kann, daß der Schornsteinkopf vom Stand des Heizers aus sichtbar ist. Natürlich genügt diese Beobachtung allein nicht, es muß durch Versuchsmessungen und periodisch wiederholte Kontrollen festgestellt und geprüft werden, unter welchen Verhältnissen die günstigsten Resultate erzielt werden.

Der Vorteil der mechanischen Feuerungen liegt bei sachgemäßer Ausführung einmal darin, daß dem Heizer seine Arbeit leichter gemacht wird, andrerseits wird es bei den Feuerungen mit sekundärer Luftzufuhr auch ermöglicht, unbedingt auf ein Arbeiten mit geringem Luftüberschuß hinwirken zu können, ohne zu starke Rauchentwicklungen befürchten zu müssen, wie es bei einem einfachen Planrost, wie wir gesehen haben, nicht immer möglich war. In wirtschaftlicher Hinsicht tritt bei diesen Einrichtungen aber auch die Erscheinung auf, daß zu den Zeiten der stärkeren Luftzufuhr mehr Wärme unausgenutzt durch den Schornstein abzieht, so daß in dieser Hinsicht wohl kaum etwas gespart werden kann.

Aehnlich liegen die Verhältnisse bei den Feuerungen mit ununterbrochener Beschickung, z. B. bei der Schrägrost-, Treppenrost-, Kohlenstaub- und Korbrost-Feuerung, bei welchen sich ein zeitweiser Luftüberschuß oder -mangel naturgemäß am ehesten vermeiden lassen wird. Aber auch hier kann man die Tätigkeit des Heizers nicht ausschalten, und ferner sind diese Einrichtungen mit Vorteil nur für Kohle gleicher Beschaffenheit brauchbar, im übrigen auch teuer, so daß ihre Anwendung nicht überall verlangt werden kann, trotzdem sich diese Konstruktionen an der richtigen Stelle ausgezeichnet bewährt haben.

Eine Feuerung, die für alle Fälle paßt, gibt es nicht, und man ist wegen der Unregelmäßigkeiten der Kohle und der Verschiedenheit der Betriebsbedingungen immer mehr oder weniger auf den Heizer angewiesen.

Deshalb ist auch der Ausbildung der Heizer besondere Sorgfalt zuzuwenden, wenn man die Rauchbelästigung einschränken will. Nach den Erfahrungen des oben genannten Vereins ist dieses Resultat durch Heizerschulen allein nicht zu erzielen, „weil es sich im allgemeinen weniger um Kenntnisse handelt, als vielmehr um gewisse, allerdings auch nicht sehr schwierige Fertigkeiten, ganz besonders aber um Zuverlässigkeit und dauernde Befolgung der zu beobachtenden Gesichtspunkte. Es erscheint deshalb zweckmäßiger, jeden Heizer an Ort und Stelle eingehend über die Art des Betriebes und über sein Verhalten zu unterrichten und durch häufigere, unerwartete Kontrolle zu prüfen, ob die Anweisungen ordnungsmäßig befolgt werden.

Selbstverständlich gibt es nun auch Fälle, in denen im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt die Wirtschaftlichkeit der Anlage zurücktreten muß, zum Beispiel an sehr verkehrsreichen Gegenden, an öffentlichen Plätzen, Parks u. s. w. Hier gibt es noch ein anderes Mittel, die Rauchentwicklung unabhängig vom Heizer hintanzuhalten, nämlich die Verwendung von Brennstoffen, die wenig oder gar keine flüchtigen Bestandteile enthalten, z. B. Anthrazit und Koks. Diese Brennstoffe sind aber nicht in übermäßig großen Mengen vorhanden, und es würde deshalb bei ausgedehnterer oder behördlich vorgeschriebener Verwendung derselben eine wesentliche Preissteigerung nicht ausbleiben. Außerdem entweichen bei Koksfeuerung manchmal nicht unerhebliche Mengen von Kohlenoxydgas, was einen Brennstoffverlust bedeutet. Auch in anderer Hinsicht unterliegt ihre allgemeine Verwendung gewissen Einschränkungen. Sie brennen nämlich um so langsamer, je weniger flüchtige, leicht entzündbare Bestandteile sie bei der Erhitzung aus-

Digitized by Google

scheiden. In allen solchen Fällen also, in denen der Wärme- und Dampfbedarf rasch und oft wechselt, sind sie unzweckmäßig, weil die Wärmeentwicklung einer Steigerung des Dampfbedarfes nicht rasch genug folgen kann, oder weil bei Abnahme des Dampfbedürfnisses die Wärmeentwicklung sich nicht rasch genug hemmen läßt. Ist man dennoch gezwungen, die fast ohne Flammenbildung brennenden Brennstoffe in derartigen Betrieben zu verwenden, so muß die Kesselanlage viel größer und teurer ausgeführt werden, als es bei Verbrennung gewöhnlicher Kohle nötig wäre. Für besondere Fälle also kann diese Art der Feuerung wohl gefordert werden und dort von Vorteil sein, wo diese Brennstoffe billig zu haben sind, eine ausschließliche Verwendung dieser Kohlen in der gesamten Industrie kann aber unmöglich verlangt werden.

Wenn sich nun in industriellen Anlagen durch sachgemäße Einrichtung, Bedienung und Kontrolle einiges erreichen läßt, so ist dieses bei den Hausfeuerungen sowohl im Winter wie im Sommer nicht im gleichen Maße möglich. Nußbaum schreibt die Rauchplage in Hannover hauptsächlich der Verfeuerung der schlechten Kohle und der teilweise unzweckmäßigen Heizanlagen zu. Durch Verwendung rauchschwacher Brennstoffe, z. B. der Braunkohlenbriketts, von Koks und Anthrazit, sowie durch richtige Konstruktion der Oefen läßt sich wohl eine kleine Verminderung der Rauchentwicklung erzielen, aber der wesentliche Faktor, die sachgemäße Bedienung, ist durch das in Frage kommende Personal nicht durchführbar, und so werden wir uns hiermit abfinden müssen; eine allgemeine Einführung von Zentralheizungen, bei denen eine Regelung und Ueberwachung in derselben Weise möglich wäre wie bei industriellen Anlagen, ist gleichfalls nicht durchführbar. Vielleicht verhilft uns der gegenwärtige scharfe Kampf zwischen Dampfmaschine und Gasmotor zu einem billigeren Gas, so daß das Gas zum Heizen und Kochen in höherem Maße herangezogen werden könnte, als es bisher der Fall ist.

Aus dem Obigen geht wohl zur Genüge hervor, daß nicht nur Einrichtungen zum Verhüten oder Vermindern der Rauchentwicklung vorhanden sein müssen, sondern daß diese auch den Verhältnissen angepaßt, richtig behandelt und namentlich sachgemäß überwacht werden müssen. Die Behörden müßten also, wenn solche Vorschriften etwas nützen sollten, auch in dieser Richtung entsprechende Vorkehrungen treffen. Der von Hamburg eingeschlagene Weg der Selbsthilfe bietet aber noch weitere Vorteile. Die Mitglieder können sicher sein, daß gleichzeitig mit der Verminderung des Rauchens einer möglichsten Ausnutzung der Brennstoffe Rechnung getragen wird, daß ihnen jederzeit sachverständiger Rat zur Seite steht und daß das Personal bei regelmäßiger Kontrolle immer wiederkehrende Anleitung und Unterweisung findet. Auch wird es den Beamten durch die angesammelten Erfahrungen ein leichtes sein, hinsichtlich der Maßnahmen zur Einschränkung der Rauchentwicklung unter voller Berücksichtigung der Sonderverhältnisse stets das Richtige zu treffen, ohne daß der Besitzer der Gefahr kostspieliger Experimente ausgesetzt wird.

Möge, so schließt der Bericht, die bisherige Tätigkeit des Vereins nicht nur örtlichen Interessen dienen, sondern auch anderwärts Anregung bieten zu weiterem Fortschritt in der Behandlung dieser Frage, im Interesse der Allgemeinheit und der an einem richtigen Vorgehen auf diesem Gebiete sehr stark interessierten Industrie.

E. Brobel.



„Ein feste Burg ist unser Gott."*)

Ein Kapitel anmutiger Gelehrsamkeit.

L. G. Berlin. Gewiß lebt noch in der Erinnerung mancher Leser die Tatsache, daß vor einiger Zeit ein Herr Kyrieleis und seine Gattin vor einem Berliner Gericht standen, weil sie Lutherhandschriften gefälscht und verkauft hatten. Die Frau, die nur beim Kaufe behilflich gewesen war, dieser Tat aber überführt werden konnte, wurde zu zehn Monaten Gefängnis verurteilt, der Mann freigesprochen, nicht etwa, weil er für unschuldig betrachtet, sondern weil er für geisteskrank erklärt wurde.

Eine solche Fälschung kam durch Zufall dem Berliner Literarhistoriker Max Hermann zur Hand: ein Werk des Joh. Franc. Picus Mirandula 1516, den man zum Unterschied von seinem Onkel Johannes Picus den Jüngeren zu nennen pflegt. Auf der Titelseite des Buches stand die Inschrift, daß Martin Luther das Buch von seinem Freunde Johann Lange 1524 zu Wittenberg geschenkt bekommen habe, und auf einem leeren, dem Text angefügten Blatt eine Fassung des Liedes „Eine feste Burg" mit dem Datum 1527 mit manchen Streichungen und einzelnen sehr bemerkenswerten Aenderungen.

Der Forscher kannte bei der Provenienz des Buches und bei dem Zustand der Handschrift nicht ohne weiteres auf den Gedanken der Fälschung kommen. Das Buch war nämlich im Besitz eines Berliner Privatmannes, der im guten Glauben zu sein schien, einen großen Schatz zu besitzen, und dessen Erzählung, er habe es 1868, als er bei Tolstoi in Diensten gewesen war, in Petersburg bei einem Kleinhändler erworben, nichts Verfängliches an sich hatte. Des Zustandes der Handschrift wegen, denn Papier, Schrift, Inhalt der Niederschriften trugen den Stempel der Echtheit. Doch regte sich in dem Forscher bei seiner Gewissenhaftigkeit ein Verdacht, und nach vielen mühseligen Untersuchungen kam er dazu, den Verdacht zu beweisen und die Entstehung der Handschrift darzutun.

Manch anderer, dem so etwas passiert war, hätte geschwiegen, aus Furcht, das halbe Hineingefallensein würde ihm zur Schande angerechnet werden; ein bloßer Gelehrter hätte mit aller wissenschaftlichen Gründlichkeit und schwerem Ernst die Verdachtsmomente zu einer Anklage gegen den Fälscher verwendet; Hermann, gleich ausgezeichnet durch Geist, Witz und Gründlichkeit, verarbeitete das Ganze mit Humor und Ernst zu einem Meisterstück anmutiger Gelehrsamkeit. Gewiß werden auch weitere Kreise an dieser Darlegung Interesse nehmen, obgleich ein Referat den Reiz des Originals nicht von ferne zu erreichen vermag.

Hermann stellte zunächst die für die Echtheit sprechenden Momente fest. Vor allem Schrift, Tinte, Papier, die nicht nur dem Laien, sondern auch dem bewährten Kenner keinen Zweifel an der Originalität aufkommen lassen, sodann den Eigentumsvermerk, der in ähnlicher Weise in anderen aus Luthers Bibliothek stammenden Büchern sich findet; ferner die Datierung 1527, die gegenüber den bisher angenommenen Jahren 1528 und 1529 sehr passend erscheint, aus den Zeitverhältnissen und der Stimmung des Dichters heraus erklärt werden kann und auch von Köstlin adoptiert ist; auch die Orthographie, die sehr viele ins einzelne gehende Uebereinstimmungen mit der des Reformators aufweist; endlich die Variante „mein Gott ist eine feste Burg" statt des allgemein bekannten Anfangs, und hilft „mir" statt hilft „uns", zwei Lesarten, die insbesondere für den, der das Gedicht nicht aus allgemeinen, sondern aus persönlichen, individuellen

*) **Ein feste Burg ist unser Gott".** Vortrag, gehalten von **Max Herrmann** in der Gesellschaft für deutsche Literatur zu Berlin und mit ihrer Unterstützung herausgegeben. Mit sechs Tafeln und einem bibliographischen Anhang. B. Behrs Verlag, Berlin 1905. — Der Titel steht in einer sehr hübschen Randleiste, entsprechend den im 16. Jahrhundert üblichen. Die Ausstattung des kleinen Buches, 32 Seiten in Quart, ist ausgezeichnet, die sechs Tafeln prachtvoll gelungen. Ungemein lehrreich ist die sechste, die in ihrer ersten Hälfte das Faksimile der Handschrift Luthers aus Königs Literaturgeschichte und in ihrer zweiten Hälfte den Anfang einer Kyrieleisschen Fälschung darbietet.

Digitized by Google

Gründen entstanden annimmt, ungemein ansprechend, ja geradezu bestechend sind.

Nach diesen den Leser gänzlich überzeugenden Auseinandersetzungen, durch die der Forscher die, welche ihm bisher gefolgt sind, ganz in seinen Bann gebracht hat, tut er nun schlagend die Unechtheit des Ganzen dar. Für die Fälschung nämlich sprechen erstens die Wurmlöcher des Schlußblattes, während der Text des alten Buches frei von solchen Löchern ist.

Zweitens die Schrift. So ähnlich sie nämlich dem lutherischen Duktus auch ist, so weist sie in den großen lateinischen N und M mit ihren runden Ansätzen starke Verschiedenheiten von den sonst bekannten großen Buchstaben des Reformators auf.

Drittens die Orthographie. Denn die angeblich aus dem Jahre 1527 stammenden Formen: mir, ehr, mehr entspricht nur der lutherischen Schreibweise vor 1526; gerade in diesem Jahre hatte er hauptsächlich auf Drängen der Buchhändler die übermäßige Anwendung des „h" aufgegeben und bekundete einen solchen Verzicht nicht nur in den für den Druck bestimmten, sondern auch in den privaten Niederschriften.

Viertens: die Datierung nach Kalenderdaten widerspricht der von Martinus sonst ausschließlich angewandten nach den Heiligentagen.

Fünftens: die Varianten sind verdächtig, weil dadurch in der ersten Strophe zwei Verse reimlos bleiben, während sonst das ganze Gedicht durchgereimt ist.

Sechstens: der Eigentumsvermerk ist falsch, denn Johann Lange kann nicht am 10. November 1524 in Wittenberg gewesen sein, kann also auch an jenem Tage das Buch dem Freunde nicht übergeben haben.

Siebentens: die Tinte ist modern, da sie noch heute Kopierfähigkeit besitzt, die der Tinte des 16. Jahrhunderts abgeht.

Achtens: die Inschrift auf dem Titelblatt entspricht in Ton und Wortlaut anderen erwiesenen Fälschungen des Herrn Kneiseis.

Neuntens: die Firma wurde ermittelt, bei welcher der genannte Herr das Buch erstand, dessen erste Seite und dessen angeklebtes Rückblatt er zu seiner Fälschung benutzte.

Man ersieht hoffentlich schon aus diesen kurzen Bemerkungen, wie die das Kleine, vielleicht sogar Kleinliche nicht scheuende Untersuchung mit methodischer Strenge und Gewissenhaftigkeit vorgeht. Wie aber die Art der Untersuchung, so ist auch der Fleiß des Autors staunenswert. Wen hat er nicht alles befragt, was nicht angesehen: das Archiv in Weimar, Materialien der Dresdener, Münchener, Berliner Bibliothek. Er hat Tolstoi, in dessen Dienst, wie oben erwähnt, der gegenwärtige Besitzer gestanden haben will, als er das Buch erwarb, brieflich angegangen und von seiner Tochter die Antwort erhalten, daß jener niemals in den Diensten des greisen Schriftstellers stand; er hat Schrift und Tinte von einem Gerichtschemiker untersuchen lassen, fünf Bände Berliner Untersuchungsakten des genannten Herrn Kneiseis durchgearbeitet, das Berliner Kriminalmuseum durchforscht, in dem einzelne konfiszierte, mit Fälschungen versehene alte Werke aufbewahrt werden, Buchhändler befragt, die gefälschte Briefe und Bücher in gutem Glauben verkauft hatten; die anderen Fälschungen des genannten Herrn mit dem fraglichen Manuskript zusammengestellt; endlich die Akten eines Berliner Rechtsanwaltes, der eine Wiener Firma vertrat, durchgesehen und in ihnen die genaue Beschreibung des Buches gefunden, das Herr K. von jener Firma erstanden hatte.

So ist in methodisch glänzender Weise eine Fälschung dargetan und von unserem Verfasser mit glücklichem Behagen erzählt, wie außerordentlich geschickt der übrigens ungelehrte, ja ungebildete Fälscher zu Werke ging, um nicht bloß erfahrene Buchhändler, sondern auch handschriftenkundige Gelehrte zu täuschen.

Zum Schlusse gibt Hermann einzelne Forderungen und Anregungen, die gleichfalls der Bekanntmachung wert sind:

1. Warnung zur Vorsicht allen neu auftauchenden Luther-Handschriften gegenüber.

2. Mahnung an die Historiker, bei der Veröffentlichung älterer Dokumente keine Vereinfachung der Schreibweise eintreten zu lassen, weil sich nur durch strikte Beibehaltung der ursprünglichen Form dem Forscher ein wichtiges Mittel der Echtheit-Untersuchung darbietet.

3. Empfehlung an die Gerichte, auf Mittel zu sinnen, wie gerichtlich abgeurteilte Fälschungen nicht wieder als echt vor das Publikum treten können.

4. Die Aufforderung an die Gerichte, bei derartigen Prozessen statt Schreiblehrer und Graphologen philologisch-historisch gebildete Sachverständige heranzuziehen.

Man sieht aus diesen Schlußfolgerungen und erkennt vielleicht aus der ganzen Darstellung, wie eine kleine Fälschergeschichte ein lehrreiches literarisches Kapitel geworden ist. Der Forscher, dem man dieses ebenso unterhaltende wie belehrende Werkchen verdankt, verdient sicherlich den Dank aller Literaturfreunde.

Bücher und Zeitschriften.

Der Krieg von 1799 und die zweite Koalition. Von Hermann Hüffer. Zweiter Band. Gotha, Fr. Andreas Perthes 1905. XII und 384 S.

In Nr. 239 Jahrgang 1904 dieser Beilage widmete ich dem ersten Bande des über diesen Zeilen genannten Werkes eine eingehende Besprechung, auf die ich hier verweisen möchte, soweit sie der letzten Veröffentlichung Hüffers († 15. März 1905) nach allgemeinen Gesichtspunkten gerecht zu werden sucht und über Arbeitsweise und Quellenunterlage Aufschluß gibt. Aus dem nunmehr vorliegenden zweiten Bande, der an wertvollen Ergebnissen hinter dem ersten nicht zurücksteht, möchte ich wenigstens das Wichtigste kurz herausheben.

An der Peripetie des weltgeschichtlichen Dramas von 1799, dem Inkrafttreten des neuen Kriegsplanes, nahmen wir von dem ersten Bande Abschied. Vorauf ging als spannende Verwicklung der siegreiche Kampf des legitimen Europa gegen die französische Revolution, der den Verbündeten einen vollen Erfolg zu verheißen schien; und nun sehen wir im Verlauf des zweiten Bandes die Koalition kläglich auseinanderfallen. Zwar ist am Schlusse des Jahres die Revolution überwunden, aber nicht durch die Waffen des monarchischen Europa, sondern durch ihren größten Sohn, den Korsen Bonaparte. — Im ersten Kapitel sehen wir Suworow nach längerem, durch die Verhältnisse bedingtem Zögern am 8. September den Abmarsch antreten aus dem sonnigen Lande seiner Siege nach der herbstlich rauhen Alpenwelt. Wohl wäre es das Vorteilhafteste gewesen, den Weg über den Splügen zu wählen, nachdem der weitausschauende Plan eines Zuges über den St. Bernhard durch den Abzug des Erzherzogs aus der Schweiz unmöglich geworden war; doch auch der Marsch über den St. Gotthard bot keine unüberwindlichen Schwierigkeiten. Nach Hüffers Ausführungen steht jetzt endgültig fest, daß die Oesterreicher — namentlich Weyrother — die Wahl dieser Straße veranlaßten und daß Suworow schon vor Beginn des Zuges von dem Aufhören der Gotthardstraße bei Altdorf sichere Kunde hatte. Der russische Vormarsch traf den Verteidiger des Reußtales, Lecourbe, ganz unerwartet. Daß er ihm nicht verhängnisvoller wurde, hat er dem wenig günstigen Angriffsplan seiner Gegner zu verdanken, die in verschiedenen getrennt operierenden Heeresteilen vorgingen, deren Zusammenwirken, nicht zum wenigsten infolge des schwierigen Geländes, sehr unzureichend war. Als dann Suworow nach den Kämpfen an der Teufelsbrücke am 26. September in Altdorf anlangte, hatte Massena, einer feindlichen Offensive zuvorkommend, Korsakow und Hotze in der zweiten Schlacht bei Zürich (25./26. September) völlig geschlagen und dadurch den geplanten vereinigten Angriff aller verbündeten Truppen vorerst von sich abgewendet. Die Nachricht hiervon erhielt Suworow am 28. im Muotatal. Die nächste Folge war die Aufgabe des Zuges nach Schwyz, d. h. in den Rücken Massenas. Ein stürmischer Kriegsrat am 29. beschloß den Abmarsch über den Pragel ins Linthtal, wo die Vereinigung mit den österreichischen Abteilungen

Digitized by Google

unter Linken und weiterhin denen von Petrasch und Jellachich erfolgen sollte. Ein schwerer Fehler Suworows war es, diesen Abmarsch bis zum 30. zu verzögern; noch unverantwortlicher freilich, daß Linken seine Ankunft nicht abwartete, sondern eigenmächtig nach Jlanz zurückging in der völlig unberechtigten Annahme, Suworow werde den Zug nach Schwyz auch trotz der durch die Schlacht bei Zürich gänzlich veränderten Lage noch ausführen. Im russischen Hauptquartier zu Glarus erhob sich nun der Zweifel, ob man Linken über den Bündnerberg folgen oder versuchen sollte, nach dem Walensee und von da über Sargans ins Rheintal zu gelangen, wie es der Kriegsrat in Muota — freilich unter Voraussetzung der österreichischen Unterstützung — vorgesehen hatte. Suworow entschloß sich am 2. Oktober für den erstgenannten Weg; vom 6. bis 8. vollzog sich dann auch unter unsäglichen Mühen der Uebergang über den beschneiten Bündnerberg nach Jlanz und Chur. Der Mut und die Ausdauer der Russen in den zahlreichen Gefechten und bei Ueberwindung der schwierigen Wegverhältnisse während dieses Gebirgsfeldzuges verdienen die größte Anerkennung. Etwas zu nachsichtig erscheint mir dagegen Hüffers Urteil über den Oberfeldherrn. Wenn ich auch dem Marsch über Sargans nicht unbedingt den Vorzug geben möchte, so verdient doch wenigstens das mehrtägige Zaudern Suworows ebenso im Linthtal wie in Muota den schärfsten Tadel. Hüffer selbst ist der Ansicht, daß Suworow einem Bonaparte gegenüber schwerlich dem Untergang entronnen wäre. Es macht durchaus den Eindruck, als hätte die Spannkraft des alten Helden unter den Strapazen und Enttäuschungen der letzten Wochen bereits merklich gelitten. Man darf auch nicht vergessen, wie sehr verletzte Eitelkeit, trotziger Eigensinn und die Erbitterung, daß er unter den Fehlern anderer zu leiden hatte, die Entschlüsse Suworows beeinflußten. Uebrigens hat zur Entscheidung für den mutmaßlich ungefährlicheren Weg nach Jlanz die Stimme des Großfürsten Konstantin nicht wenig beigetragen, dessen persönliche Tapferkeit hier wie schon einige Tage zuvor im Muotatal recht fragwürdig erscheint.

Die Schweiz befand sich jetzt in den Händen der Franzosen; doch der Erzherzog war auf die Unglücksbotschaft von Zürich hin an den Bodensee zurückgekehrt, und noch wäre es wohl mit gutem Willen und Tatkraft möglich gewesen, an eine Rückeroberung des Verlorenen zu denken. Nun traten aber die tiefgehenden Gegensätze zweier Männer wie Erzherzog Karl und Suworow hervor. In zahlreichen, höchst unerquicklichen Verhandlungen, die teils schriftlich, teils mündlich zwischen Suworow und Abgesandten des Erzherzogs gepflogen wurden, kam ein gemeinsamer Angriffsplan zur Beratung, der schließlich scheitern mußte, nicht nur weil die persönliche Gereiztheit und unberechenbare Launenhaftigkeit des russischen Oberfeldherrn eine Einigung fast unmöglich machten, sondern auch, weil die nunmehrige Stimmung des Zaren gegen Oesterreich Suworows Verhalten billigte und zuletzt auch beeinflußte. Am 6. November schlug Suworow sein Hauptquartier in Augsburg auf. Ein besonderes Kapitel — die Diplomatie im Herbst 1799 — macht die Lockerung und schließliche Auflösung der Koalition verständlich. Die Hauptgründe für den Unmut Pauls waren die Niederlage Korsakows, an der er dem höchst mißfällig aufgenommenen Abmarsch des Erzherzogs die Schuld beimaß, und ein Bericht Suworows über seinen verlustreichen Alpenübergang vom 14. Oktober, der am 9. November in St. Petersburg anlangte. Wechselten auch die Stimmungen des launischen Despoten noch mehrmals — hatte er doch erst am 30. Oktober seine Lieblingstochter Alexandra dem Erzherzog Palatin Joseph vermählt —, so war doch bereits Mitte November alles für einen Bruch mit Oesterreich reif. Es hätte kaum mehr des offenen Zusammenstoßes von Oesterreichern und Russen bei der Einnahme von Ancona (13. November) und der gewaltsamen Entfernung der russischen Flagge aus diesem Hafen bedurft, um den Zorn Pauls bis zur Unversöhnlichkeit zu steigern. Als die Nachricht von diesen Vorgängen in St. Petersburg eintraf, weilte Suworow bereits in Böhmen (seit Mitte Dezember), und noch ehe ihn die Anweisung Pauls zur Rückkehr in die Heimat erreichte, war er dorthin aufgebrochen. Eine Zeitlang hatte er freilich nach einem neuen Offensivplan für das Jahr 1800 Gehör geschenkt, doch war ein Erfolg der Beratungen in Prag schon deshalb kaum zu erwarten, weil Thugut nach den Erfahrungen des verflossenen Jahres einem erneuten Zusammenwirken österreichischer und russischer Heere abgeneigt war und vor allem die österreichischen Lande möglichst bald von der drückenden Last der russischen Einquartierung befreien wollte. So wurde denn auch dieser Kriegsplan vornehmlich von den Engländern betrieben, die sich dem Wiener Kabinett immer mehr näherten, je schroffer ihr Verhältnis zu Rußland wurde. Auch hierfür ist, wie so oft bei Koalitionen, der Hauptgrund zu finden in gemeinsamen, noch dazu unglücklichen kriegerischen Operationen. Lange hatte der Zar trotz der ungünstigen Nachrichten vom holländischen Kriegsschauplatze ein gutes Einvernehmen mit den Engländern aufrecht zu erhalten gesucht, da sie ihm unentbehrlich waren bei seinen Plänen für Aufrichtung einer nordischen Allianz, die er im Unmut über die Oesterreicher schon seit dem Oktober betrieb. Hüffer hatte die wenig bekannte Expedition nach Holland schon 1902 in einem eingehenden Aufsatz der Historischen Vierteljahrsschrift behandelt, der nun hier, mit einigen Verbesserungen und Ergänzungen, erneut zum Abdruck kommt. Innig mit dem holländischen Unternehmen verflochten sind die Bemühungen der Verbündeten, Preußen zum Eintritt in die Koalition zu bewegen. Es will mir scheinen, als sei diesen unfruchtbaren Verhandlungen im Rahmen des vorliegenden Buches ein zu großer Raum gewidmet. Stellen sie doch nur ein Glied dar jener kraftlosen und unfähigen Politik, aus der sich Preußen in den Jahren 1795/1806 manchmal wohl erhebt, um jedoch bald wieder zu dem Allheilmittel „Neutralität“ zurückzukehren; und bedauerlicherweise entsprang diese Politik nicht immer nur ohnmächtiger Schwäche, sondern oft genug dem törichten Glauben der leitenden Männer Preußens, dadurch am sichersten eine Großmachtstellung erlangen bezw. behaupten zu können.

Erhöhtes Interesse beansprucht dann wieder die Schilderung des Feldzuges der Engländer und Russen vom August bis November, der trotz der Vorteile am Helder und in den beiden Schlachten bei Bergen nach dem zweifelhaften Erfolge bei Castricum zu dem Vertrag vom 18. Oktober führte, der den Verbündeten nie Ehre eintragen wird, sollte es auch noch einmal gelingen, den Gang der vorausgehenden Verhandlungen vollständig aufzuhellen.

Sein Thema vollständig erschöpfend, begleitet Hüffer die kriegerischen Ereignisse auf den verschiedenen Schauplätzen bis zur Schwelle des neuen Jahres. Wenigstens in Italien, wo Melas den General Championnet nach dem Siege bei Genola (4. November) endgültig in die Riviera zurückwirft und der Kirchenstaat und Toskana von republikanischen Truppen gesäubert werden, ist das Bild für die Koalition kein unerfreuliches, wenn es auch schließlich getrübt wird durch die verhängnisvollen Vorgänge bei der Einnahme von Ancona. Das Schlußkapitel gibt eine eingehende Würdigung des Staatsstreiches vom 18. und 19. brumaire, seiner Vorbereitung und Durchführung. Der Stand der jüngsten französischen Forschung, namentlich das ausgezeichnete Buch von Vandal, ist darin dem deutschen Leser trefflich vermittelt. Mit vollem Recht stehen diese Auslassungen am Schluß des Hüfferschen Werkes, denn der Staatsstreich Bonapartes ist ebenso sehr der Schlußstein wie der Ausgangspunkt einer folgenschweren Entwicklung und sicher für die Verbündeten der schwerste Schlag, der sie treffen konnte. Ich müßte bereits Gesagtes (1904, Nr. 239) wiederholen, wollte ich zu dem Schlußwort Hüffers über die Ergebnisse des Jahres 1799 Stellung nehmen. — Einzelne interessante Nachträge aus Wiener Archiven zu dem 1. Band von Hüffers „Quellen“, namentlich über die Schlacht bei Novi, wird man dankbar aufnehmen.

Alfred Herrmann.

✿

Allgemeine Rundschau.

Die Menschenrassen des japanischen Reiches.

Ueber dieses Thema hielt Professor Dr. Haberer, der sich durch seine (bisher drei) Weltreisen und die bedeutenden Schenkungen daraus an unsere wissenschaftlichen Sammlungen große Verdienste erworben hat, am jüngsten

Digitized by Google

Freitag in der Münchener Anthropologischen Gesellschaft einen bemerkenswerten Vortrag. Das japanische Reich weist, wie in seinem Klima durch alle Zonen gehend, auch in seiner Bevölkerung große Unterschiede auf, ohne daß freilich die einzelnen Rassen an eine Zone gebunden sind. So kommen gleich die Ainu, die unvermischt noch auf den Kurilen und auf der Insel Jesso leben und vielleicht die Urbevölkerung Japans darstellen, bis hinab zu den Liu-Kiu-Inseln vor. Der Japaner nennt sie haarige Barbaren. Obwohl sie verhältnismäßige Aehnlichkeit mit dem kaukasischen Typus haben, dolychozephal mit starkem Haar- und Bartwuchs und buschigen Augenbrauen, mit gedrungenem Körper und normalen Füßen, sind sie doch sehr tiefstehend, träg und arbeitsscheu, Männer wie Weiber ziemlich ausnahmslos dem Trunk ergeben (was aber das häufige Vorkommen rüstiger Greise nicht hindert), vor allem aber grenzenlos unreinlich; letzteres wird durch nichts besser illustriert, als durch ihre Kleidung; soweit sie nämlich nicht Bastkleider tragen, nähen sie sich in Hirschfelle ein und behalten sie, bis sie ihnen vom Leibe fallen. Mann und Weib sind gleich gekleidet. Sorgfalt wird nur auf Tätowierung der Frauen verwendet (Oberlippe und Arme). Sie leben von Fischerei und Jagd (Bär, Hirsch). Als Waffen bedienen sie sich (mit Akonit) vergifteter Pfeile, auch der Lanze und gelegentlich alter Gewehre. Ihre Nahrung besteht aus Fleisch und Pflanzenkost (Hirse, Gerste, Seetang). Der Genuß der Milch ist ihnen unbekannt. Dagegen trinken sie Tee und rauchen Tabak. Ihre Religion ist schamanisches Heidentum mit einem eigentümlichen Bärenkultus bezw. Bärenschädelkultus. Ihre Hütten sind aus Binsen geflochten und stehen auf nackter Erde. Dazu gehört ein Vorratshaus in der Nähe. Das Volk ist durch Alkohol, Epidemien und Kinderlosigkeit am Aussterben und zählt noch zirka 15,000 Köpfe. — Die Japaner, das herrschende Volk, sind ein Mischvolk und wurden mit Recht Mongomalayen genannt. Sie bewohnen nicht nur den Hauptteil Japans, sondern auch Mittel- und Südchina. Durch jene Abstammung und ihr altes Feudalsystem sind sie ein altkriegerisches Volk. Von Körper zwar in der Regel klein, unterscheidet sich der Japaner des niederen Standes durch Untersetztheit und Plumpheit vom vornehmen Typus, der schlank, langschädelig und feingliedrig ist, dabei freilich auch die kriegerischen Eigenschaften zugunsten von Kulturvorzügen verloren hat. Die professionellen Ringer vollends sind schöne Gestalten bis zu 179 Zentimeter Größe. — Die Insel Formosa, annähernd so groß wie Württemberg und Baden, hat ganz eigenartige Bevölkerungsverhältnisse. Eine tatsächliche Herrschaft üben die Japaner nur auf der westlichen Hälfte der Insel aus. Hier stellen die Hakka-Chinesen aus Nordchina, die Kulturpioniere der Japaner, und die Fukien-Chinesen aus Südchina die Hauptbevölkerung dar (mit den Japanern drei Millionen). Bei den ersteren behalten die Frauen ihre normalen Füße und zeichnen sich durch Flinkheit aus, die sie im Ziehen auf schmalspurigen, durch Menschenkraft betriebenen Eisenbahnen betätigen. — Die Ureinwohner des Landes haben sich in den mächtigen Gebirgen der Osthälfte unabhängig erhalten und bestehen aus einer Reihe von Völkerschaften (die Atajal, Popuhuan, Ami u. s. w.), die einst von den asiatischen und australischen Inselgruppen einwanderten. Sie sind Jäger und Ackerbauer. Nur in Verteidigung ihrer Freiheit werden sie kriegerisch und verwenden alle Tücke, den Feind zu verderben. Ein gefährlicher Brauch ist die Kopfjagd aus Aberglauben. Der junge Mann wird erst vollwertig, wenn er den Kopf eines Fremden erbeutet, der den Ahnen geopfert wird. Die Japaner haben daher an der Wildgrenze befestigte Waldkulturstätten angelegt. Die Arbeiter und die Straßenposten, welche den Wanderer schützen, sind mit Waffen und scharfen Hunden ausgerüstet. Ein Mittel zur Ausrottung dieser Wilden, deren Zahl auf 120,000 angegeben wird, haben auch die Japaner noch nicht gefunden. Immerhin besteht mit ihnen Tauschhandel. Das Gold verwenden sie aber nur zu Schmuck neben Tätowierung und Ohrenstäbchen. Auch ihre Waffen und Pfeifen verstehen sie mit Silber hübsch zu verzieren. Sie sind sehr unreinlich, trinken und rauchen. Ihre Vorratshäuser stehen auf Pfählen, die noch durch horizontale Scheiben vor den Ratten gesichert sind. Eine seltsame Einrichtung sind die Junggesellenhäuser, wo die jungen Männer unter Aufsicht stehen und bei Dunkelheit nur mit angehängten Glocken ausgehen dürfen. Die erbeuteten Schädel werden auf eigenen Gerüsten aufbewahrt und stellen so ein Heiligtum dar. — Südöstlich Formosa liegt die kleine Insel Batel-tobago, deren 1300 Einwohner verwandter Art die Kopfjagd nicht kennen und in zweierlei Hütten für Sommer und Winter wohnen. Ihre vorstechende Fertigkeit besteht in der Herstellung schöngeschwungener und verzierter Boote, die mit Seitenrudern am Pflock bewegt werden, im Gegensatz zum japanischen System des schraubenartigen Einruders nach hinten. — So ist es ein buntes Gemisch nicht nur von Volksrassen, sondern auch von Kulturgraden, die unter der Herrschaft des mächtig aufstrebenden Inselreiches vereinigt sind und für unsere Begriffe ist befremdend das Nebeneinander greller Gegensätze, wie es sich z. B. so treffend darstellt in dem europäisch gekleideten Kulturjapaner neben dem Briefträger aus dem niederen japanischen Volk, der nackt seines Weges läuft und ein Kleid auf den Körper tätowiert hat.

ff.

*

Akademie der Wissenschaften zu München.

Mai-Sitzungen.

In der Philosophisch-philologischen Klasse hielt Herr Krumbacher einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag: Ueber einen vulgärgriechischen Weiberspiegel. In einem Sammelkodex des Collegio Greco in Rom steht ein aus 1210 Versen bestehendes Schmähgedicht gegen das weibliche Geschlecht. Im ersten Teil, der in politischen Versen abgefaßt ist, schöpft der Verfasser seine Argumente aus der Literatur, vornehmlich aus dem Alten Testament, im zweiten Teil, in dem ein trochäischer Achtsilber angewandt ist, schildert der Weiberfeind in derber und oft anstößiger Kleinmalerei die Schlechtigkeit der Mädchen, Frauen und Witwen nach mündlichen Quellen und persönlichen Erfahrungen. Literarisch wertlos ist das Elaborat, das in der griechischen Literatur in seiner Art einzig dasteht, als Denkmal der Kultur- und Sprachgeschichte von erheblicher Bedeutung. Der anonyme Autor hat in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts offenbar an einem stark unter italienischem Einfluß stehenden Orte geschrieben. Der in der Handschrift arg verwahrloste Text wird in lesbarer Form mitgeteilt und mit erklärenden Anmerkungen begleitet.

In der Mathematisch-physikalischen Klasse legte 1. Herr H. v. Seeliger eine Arbeit des Herrn Observators Dr. J. B. Messerschmidt: „Beeinflussung der Magnetographen-Aufzeichnungen durch Erdbeben und einige andere terrestrische Erscheinungen" vor. Der Verfasser untersucht die verschiedenen Störungen der magnetischen Aufzeichnungen des Erdmagnetischen Observatoriums in München. Zuerst wird die durch die elektrische Trambahn hervorgerufene Unruhe der Magnetnadel erörtert, welche beispielsweise für die Mißweisung bereits mehrere zehntel Minuten und für die Inklination noch mehr beträgt. Es wird also das seinerzeit von der Trambahn-Gesellschaft garantierte Minimum schon jetzt beträchtlich überschritten und damit auch das Arbeitsfeld des Observatoriums in gewisser Weise beschränkt. Eine weitere Verlängerung der Trambahn in Bogenhausen um nur wenige Meter, geschweige denn eine Führung der Linie nach Ismaning oder durch den Englischen Garten nach Schwabing, hätte die sofortige Sistierung des Erdmagnetischen Dienstes an seiner jetzigen Stelle zur Folge. Die weiteren Untersuchungen betreffen die Erdbebenstörungen, die teils mechanischer, teils magnetischer Natur und überdies nicht so ganz selten sind, wie es nach den in München stärker fühlbaren Erdbeben angenommen werden könnte. Andere Störungen erweisen sich von elektrischen Erscheinungen in der Atmosphäre, insbesondere von den Polarlichtern, abhängig. — 2. Herr P. von Groth übergibt eine Arbeit von Herrn Pfarrer Georg Glungler in München: „Das Eruptivgebiet zwischen Weiden und Tirschenreuth und seine kristalline Umgebung, ein Beitrag

Digitized by Google

zur Kenntnis der kristallinen Schiefer." Nach der Darstellung des Verfassers sind von den zahlreichen parallel struierten kristallinen Gesteinen jenes Bezirkes Dioritschiefer, Hornblendegneis, Hornblendeschiefer, Serpentin und Granulit, sowie die gneisartigen Granite primäre Eruptivgebilde, welche ihre Bänderung oder Schiefrigkeit nur besonderen Bildungsbedingungen verdanken. Die einzelnen Glieder der archäischen Formationsgruppe dagegen haben eine Umwandlung erfahren. Sie sind aber nicht ein Produkt des Dynometamorphismus, sondern müssen als kontaktmetamorphosierte Sedimente betrachtet werden. — 3. Herr H. Ebert überreicht eine Arbeit des Herrn Dr. Heinrich Alt: „Ueber die Verdampfungswärme des flüssigen Sauerstoffs und Stickstoffs." Die Bestimmung der genannten Größe namentlich bei den sehr tiefen Temperaturen (bis — 205 bezw. — 210 Grad Celsius) hat darum ganz besondere Schwierigkeiten, weil der ganze Apparat in einen luftdicht schließenden großen Kupferdom eingebaut und alle Manipulationen von außen her vermittelst Hebel und Stangen ausgeführt werden mußten. Die Verdampfung der verflüssigten Gase wurde durch elektrische Heizung bewirkt, und die zur Verdampfung bestimmter Gewichtsmengen nötige Zeit mittels eines elektrischen Chronographen registriert.

In der Historischen Klasse machte 1. Herr Grauert eine für die Sitzungsberichte bestimmte Mitteilung: Ueber die Kaisergräber im Dom zu Speyer. Schon gegen Ende 1903 machte Herr Hofrat Dr. Ludwig Pastor, Direktor des K. K. Oesterreichischen Histor. Instituts in Rom brieflich aufmerksam auf eine von ihm in früheren Jahren eingesehene Handschrift einer italienischen Bibliothek saec. XVII, welche Notizen über die Kaisergräber und eine Federzeichnung der Gräber- resp. Grabmonumentenanlage aus der Zeit vor der Zerstörung durch die Franzosen enthalte. Erst zu Anfang dieses Jahres 1905 war es Herrn Hofrat Pastor möglich, die Signatur der Handschrift genau anzugeben. Für den Nachweis dieser Handschrift und der darin enthaltenen Federzeichnung, welche für die Geschichte der Kaisergräber im Dome zu Speyer von unschätzbarem Werte ist, sind wir Herrn Hofrat Pastor zu größtem Danke verpflichtet. Auf Grund dieses Nachweises war es Herrn Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Kehr, Direktor des K. Preuß. Instituts in Rom, möglich, nicht ohne Ueberwindung mancherlei Schwierigkeiten, eine Photographie der Federzeichnung zu beschaffen. Auch ihm gebührt für seine erfolgreichen Bemühungen ganz besonderer Dank. Der Vortragende brachte die Photographie der Federzeichnung in Vorlage und verglich sie mit der einzig bekannten Abbildung in S. v. Bickens Ausgabe des Spiegels der Ehren des Erzhauses Oesterreich von Joh. Jakob Fugger. — Herr Doeberl hielt einen für die Denkschriften bestimmten Vortrag: Bayern und die Gründung des deutschen Bundes auf dem Wiener Kongreß auf Grund der bayerischen Staatsakten. Zunächst zeigte er, wie die Rheinbundstaaten auf den Trümmern des römisch-deutschen Reiches ihre Souveränität aufrichteten und sich auf diesem Fuße in gewissem Sinne neu etablierten. Diese Souveränität suchte man mit der ganzen Zähigkeit, mit der man an einem neu erworbenen, in Kämpfen und Gefahren errungenen Gute festzuhalten pflegt, aus dem Schiffbruch des Napoleonischen Weltreiches zu retten. Man glaubte sich in Bayern dazu berechtigt, weil die gegen Frankreich verbündeten Großmächte die bayerische Souveränität ausdrücklich garantiert hatten. Man glaubte sich moralisch dazu verpflichtet aus Besorgnis vor der Wiederkehr der Zustände des alten Reiches. Man wurde hierin bestärkt durch die Verblassung des deutschen Gedankens schon vor dem Wiener Kongreß, in der Theorie wie in der Praxis, durch den Mangel eines lebensfähigen Programms, durch den Rückhalt, den man von dem Leiter der Versammlung erwartete, durch den Dualismus zwischen Oesterreich und Preußen. Das Ideal Montgelas' war eine rein militärische Allianz zwischen den ersten Mächten Europas und den größeren Staaten Deutschlands zur gegenseitigen Garantie ihres Besitzstandes und der dazwischen liegenden Kleinstaaten. Sollte sich aber der Gedanke einer Einigung Deutschlands nicht zurückweisen lassen, so wollte er einen lockeren Staatenbund zu rein militärischen Zwecken, einen Staatenbund, der den Einzelstaaten weder ihre selbständige auswärtige Politik noch ihre Souveränität im Innern verkürzen sollte. Dieses Programm fand die Zustimmung des Königs, des Vertreters Bayerns auf dem Wiener Kongreß Fürsten Wrede und zweifellos auch der Mehrheit der bayerischen Bevölkerung. Kronprinz Ludwig, der in der deutschen Frage weiter entgegenkommen wollte, war ohne Einfluß. Trotzdem war das erste Ergebnis der Wiener Verhandlungen, die sogenannten 12 Artikel, im Vergleich zur späteren Bundesakte kein ungünstiges. Ihrer Bedeutung entsprach auch der Widerstand, den sie bei den Mittelstaaten, insbesondere bei Bayern fanden. Aber die Entente zwischen Oesterreich und Preußen, der sie entstammten, war nur eine Episode, der sächsisch-polnische Konflikt zerstörte sie. In dieser Krisis legte Oesterreich der bayerischen Regierung ein Projekt vor zur Gründung eines deutschen Bundes mit Ausschluß Preußens und unter Beschränkung der Zuständigkeit dieses Bundes zu Gunsten der Einzelstaaten. Montgelas erklärte schon am 27. Dezember 1814, daß sein Ideal zwar noch wie vor eine einfache Allianz wäre, daß er aber der allgemeinen Bewegung der Geister sich nicht widersetzen wolle und das neue Projekt im Prinzip billige. Zwar verlor der sächsisch-polnische Konflikt in den nächsten Tagen an Schärfe und man sah von einer weiteren Verhandlung des österreichischen (von Bayern zugunsten seiner Souveränität noch weiter modifizierten) Projektes ab. Aber der sächsisch-polnische Konflikt bedeutete nicht bloß einen Zeitverlust wie die spätere Kaiseragitation des Freiherrn vom Stein, sondern auch einen dauernden Rückgang in der deutschen Frage; das Vertrauen zwischen Oesterreich und Preußen blieb ein für allemal erschüttert, die Mittelstaaten aber hatten ihr Selbstvertrauen zurückgewonnen. Auf die Nachricht von der Landung Napoleons taucht in dem Gedankenaustausch zwischen Württemberg und Bayern sogar das Projekt eines Bundes des reinen oder dritten Deutschlands zur Sicherung der Souveränität gegen Oesterreich und Preußen auf. Zwar wird diesem Projekt von Bayern zunächst keine praktische Folge gegeben, aber nur weil man Württemberg nicht traute und weil man jetzt die ganze deutsche Frage vertagt wissen wollte. Als dann die Haltung der Kleinstaaten und der öffentlichen Meinung die Fortsetzung der Verfassungsberatungen erzwang, wies die bayerische Regierung den neu revidierten preußischen Entwurf zurück, wollte nur mehr ein Allianzverhältnis zu äußerer Verteidigung. Auch den österreichischen Gegenentwurf von der Hand Wessenbergs erklärte sie für unannehmbar. Man fügte sich zwar jetzt wieder in den Gedanken eines Bundes, aber man wollte diesen Bund streng nach den Grundsätzen einer völkerrechtlichen Föderation abgefaßt und darin namentlich nichts aufgenommen wissen, was in die innere Landesverfassung und Landesverwaltung einschlage. Oesterreich, das aus politischen wie militärischen Gründen auf den Beitritt Bayerns das größte Gewicht legte, hat zuletzt bewirkt, daß aus der Bundesakte im wesentlichen all das gestrichen wurde, was in München Anstoß erregte. Aber auch so wäre Bayern dem Bunde am liebsten fern geblieben. Der Eintritt geschah aus Besorgnis vor einer Isolierung und aus Scheu vor der öffentlichen Meinung Deutschlands.

✱

Kleinere Mitteilungen.

* Eine Gedenktafel für Schillers Vater. In dem Pfarrdorfe Bittenfeld wurde am 21. Mai die vom Schwäbischen Schillerverein für das Geburtshaus von Schillers Vater gestiftete Gedenktafel enthüllt. Die Tafel trägt die Inschrift: „Am 27. Oktober 1723 wurde in diesem Hause geboren Schillers Vater, Johann Kaspar Schiller." Das Haus (jetzt Gasthaus zur Sonne) ist 1721 vom Großvater des Dichters, dem Bäcker und Schultheißen Johann Schiller, erbaut worden. Die Enthüllung war mit einem Festakt verbunden.

* William Ziegler †. Mit dem, wie bereits gemeldet, unlängst in New-York verstorbenen Wilhelm Ziegler hat bekanntlich die Nordpolforschung der jüngsten

Digitized by Google

Zeit ihren wirksamsten Gönner verloren. Ziegler begnügte sich nicht bloß damit, große Expeditionen ins Nordpolgebiet zu senden, sondern er opferte auch gleich hinterher bedeutende Summen für Hilfsexpeditionen und sonstige Maßregeln zur Sicherheit der Hauptexpedition. Von den beiden Expeditionen, die er behufs Erforschung des Nordpols zum Franz Josef-Land sandte, ging die erste unter Leitung von Evelyn Baldwin im Jahre 1901 auf der Amerika ab. Daneben wurde noch das Fangschiff Frithjof zum Franz Josef-Land gesandt, um Futtervorräte für die 400 Schlittenhunde der Expedition anzulegen. Trotz großartiger Ausrüstung kehrte Baldwin bereits im nächsten Jahre ohne Ergebnis zurück. An die Spitze der zweiten Amerika-Expedition, die 1903 abging, wurde Anthony Fiala gestellt. Seine wissenschaftlichen Begleiter sind der Geograph W. J. Peters, der Astronom Russel Porter, der Meteorolog F. Lang, der Arzt Dr. G. Sharlley, der Veterinär H. Newcomb, sowie sechs Assistenten, darunter zwei weitere Aerzte, C. L. Seitz und Vaughan. Im ganzen zählte die Expedition 36 Mitglieder. Wie es ihnen erging, sollte im Jahre 1904 die mit dem Frithjof abgesandte Hilfsexpedition ermitteln, doch gelang es dieser trotz zweimaliger Versuche nicht, zur Küste von Franz Josef-Land zu kommen. In wenigen Tagen geht wieder eine Hilfsexpedition auf der Terra Nova dorthin. Der Grund zu Zieglers Interesse für Nordpolforschung wurde, wie wir der Vossischen Zeitung entnehmen, auf eigentümliche Art gelegt. Als Greely nach seiner Expedition von 1881—1884 eine Vortragsreise durch Amerika hielt, worin er den grauenhaften Verlauf der Expedition schilderte, illustrierte er den Vortrag durch Lichtbilder, und um die Sache möglichst realistisch zu machen, hatte er einen Apparat angeschafft, der wie der ärgste Nordwind pfiff und heulte. Der Junge, der den Apparat drehte, war Ziegler. Später kam Ziegler durch Buckerspekulationen und als Backpulverfabrikant zu Reichtum.

C. K. Amerikanische Stiftungen. Der New-Yorker Finanzmann Jakob Schiff hat der Harvard-Universität 200,000 M. gestiftet, damit fünf Jahre lang jedes Jahr eine Forschungsexpedition nach Palästina ausgeschickt wird. Weiter sind der Universität anonym 400,000 M. zugegangen als Fonds für die Entwicklung der Abteilung, die sich mit der Ethik der sozialen Frage beschäftigt.

* Die 46. Hauptversammlung des Vereins Deutscher Ingenieure findet in Magdeburg vom 19. bis 21. Juni statt. Es halten Vorträge: Prof. Dr. Nernst: „Physikalisch-chemische Betrachtungen über den Arbeitsprozeß der Explosionsmotoren", Oberingenieur Grüßner über die Goldgewinnung aus Alluvien und Erzen, Dipl.-Ing. Karl Heilmann über die Entwicklung der Lokomobilen von R. Wolf in technischer und wirtschaftlicher Hinsicht, Dr. Eichberg über Fortschritte auf dem Gebiete der elektrischen Zugförderung. Für die nächste Hauptversammlung liegt eine Einladung nach Berlin vor.

*

Hochschulnachrichten.

* Bonn. Dem Professor der Botanik an der hiesigen Universität, Geh. Regierungsrat Dr. Eduard Strasburger, ist für seine Verdienste um die wissenschaftliche Botanik die goldene Medaille der Linnean Society in London verliehen worden. — Der Privatdozent für chemische Technologie Dr. Friedrich Heusler ist aus dem Lehrkörper der Universität ausgeschieden.

hc. Leipzig. Der ausgezeichnete Vertreter der englischen Philologie an der hiesigen Universität, Professor Dr. Richard Paul Wülker, feiert am 31. Mai das 25jährige Jubiläum als ordentlicher Universitätsprofessor. Prof. Wülker hat seine ganze, nun 32jährige Dozentenzeit der Leipziger Hochschule gewidmet. Nachdem er 1872 in Marburg promoviert hatte, erhielt er im Mai 1873 in Leipzig auf Grund der Habilitationsschrift: „Uebersicht der Neuangelsächsischen Sprachdenkmäler" die venia legendi für englische Sprache und Literatur. Weihnachten 1875 wurde er zum Extraordinarius und am 31. Mai 1880 zum ordentlichen Professor ernannt.

* Berlin. Bei der Abteilung für Chemie an der hiesigen Technischen Hochschule ist Dr. Fritz Ullmann als Privatdozent für Technik der künstlichen Farbstoffe zugelassen worden.

* Aus der Schweiz. (Zulassung zum medizinischen Studium.) Auch in der Schweiz sind schon seit längerer Zeit Bestrebungen im Gange, den Absolventen von Realgymnasien die Zulassung zum Medizinstudium zu ermöglichen. Eine Enquete des schweizerischen Aerztevereins fiel zwar nicht zugunsten der Realmaturität aus, doch arbeitete das eidgenössische Departement des Innern eine Vorlage aus, die jetzt von einer Konferenz sämtlicher kantonalen Erziehungsdirektoren grundsätzlich gebilligt wurde. Danach soll neben der Literarmaturität mit fakultativem Griechisch auch die Realmaturität, unter Nachholung des Latein, zum Medizinalstudium berechtigen.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Bedeutung v. Befestigungen in d. Kriegführung Napoleons. Bearb. nach der Correspondance de Napoleon I." von Wilhelm Wlaschütz. Mit einer Beilage und vier Textskizzen. Wien 1905. L. W. Seidel u. Sohn. 312 S. — Feldmarschall-Leutnant Graf Leopold Kolowrat-Krakowsky: Meine Erinnerungen aus den Jahren 1848 und 1849. (I. Teil: Das Jahr 1848 in Ungarn bis zu meiner Ankunft in Wien im Oktober 1848. II. Teil: Ende des Jahres 1848 und das Jahr 1849 in Italien. Von den Oktobertagen in Wien bis zum Einmarsch in Florenz und Schluss. Herausgegeben von seinem Sohne Leopold Graf Kolowrat-Krakowsky.) Wien 1905. Gerold u. Co. 172 und 208 Seiten. — Langenscheidts Sachwörterbücher. (Land und Leute in Frankreich. Zusammengestellt von Prof. Dr. Césaire Villatte. Völlig neu bearbeitet von Prof. Dr. Richard Scherffig. Dritte Bearbeitung 1904.) Berlin-Schöneberg. Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Professor Dr. Langenscheidt). — D. Heinrich Bassermann, Professor der Theologie an der Universität Heidelberg: Wie studiert man evangelische Theologie? (Violets Studienführer.) Stuttgart 1905. Wilhelm Violet. 172 S. — Gemeinnützige Blätter für Hessen und Nassau. Zeitschrift für soziale Heimatkunde. Herausgeber: Dr. W. Kobelt. (Nr. 5. Mai 1905.) Frankfurt a. M. Selbstverlag. 169 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

In unserem Verlage erschien:

Das Leben Georg Joachim Göschens

von seinem Enkel Viscount Goschen.

Deutsche, vom Verfasser bearbeitete Auflage, übersetzt von Th. A. Fischer.

2 Bände, Lexikon-Oktav. Mit 45 Beilagen in Photogravüre, Lichtdruck und Autotypie. — Broschiert Mark 12.—, gebunden Mark 15.—.

Ein wichtiges Dokument zur Geschichte der großen klassischen Periode unserer Literatur um die Wende des 18. Jahrhunderts! Namentlich enthält das Buch viel wertvolles Material über Goethe, Schiller, Klopstock, Wieland, Seume, Iffland usw.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung in Leipzig

Digitized by Google

Jahrgang 1905. München, Mittwoch, 31. Mai. Nummer 126.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Der chinesische Philosoph Lieh und seine Stellung innerhalb der Kultur und Philosophie.

Eine Vorbemerkung über das Einströmen fernorientalischer Weisheit in das Abendland.

Ex oriente lux! Drei Jahrtausende danken diesem Ruf, drei Jahrtausende sind von seiner Wahrheit befruchtet. Die Schicksalskette dieser abendländischen Welt ist in vielen Gliedern von ihr geschlungen. Seltsames Geschick der Völker des Occidents: vor unergründlichen Zeiten infolge rätselhafter Ereignisse in diese Weltecke eingeströmt, im Laufe der Jahrtausende nach vielen und gewaltigen Erschütterungen in ihr gesammelt, erhoben sie sich von Zeiten zu Zeiten zu machtvollen Zügen gegen das Land, das sie einst ausgesandt hatte, gegen den Mutterschoß der Völker. Sowie sie sich aber gegen die Urheimat wendeten — ob sie nun Teile derselben ganz unterjochten oder nur nach glücklichen Beutezügen mit Schätzen zurückkehrten —, immer aufs neue wurden sie von dem Glanz der morgenländischen Sonne erleuchtet, gestärkt, aber auch geblendet. Klar und deutlich hat sich dieses Weltgeschick im Laufe der Völkerbewegungen geoffenbart, zurückverfolgen können wir seine Ausflüsse bis auf den ersten, den größten Zug gegen das Mutterland.

Alexanders Völker hatten es unterworfen, gebunden; aber gebunden und unterworfen hatte es die Sieger mit seinem Licht beschenkt. In Strömen ergoß sich die Weisheit Indiens und Persiens in die großen Sammelbecken des Alexanderreichs, neu durchdringend die schon versagende, in kraftlose Sophistik verdorbene Wissenschaft, neu befruchtend die ungeheuren Anstrengungen der abendländischen Welt zur Schöpfung einer Religion.

Aufgegangen war diese Saat, da zum zweitenmal ein Reich des Occidents das Mutterland bis in sein Innerstes sich unterwarf. Aber, so wie Rom die Reiche der aufgehenden Sonne bewältigt, wurde es erleuchtet, erfüllt und schließlich geblendet vom Lichte, das ihm hier entgegenrauschte. Die dem abendländischen Geiste fremde Idee der neuen Lehre überwältigte erst die Siegenden, erst Rom, dann die Völker Neu-Europas, die die Weltherrschaft ablösten. Wunder über Wunder: urkräftige, tatvolle Stämme, frisch herausgeströmt aus barbarischer Wildheit, knieten nieder vor dem Wort des Leidens, ließen sich bändigen von der Lehre des Duldens, die ein halbes Jahrtausend vorher schon im fernen Indien matt und zahm geworden war, junge Völker wurden gezähmt von einer Weisheit, die ihrer Natur fremd war und entgegengesetzt sein mußte.

So hat die größte Bewegung des Abendreichs aus dem Osten ihr Licht empfangen; aber es erlosch damit nicht: es strömte herüber durch die Jahrtausende, bald milder glänzend, bald stärker strahlend. Was sich zweimal vorher in aller Größe manifestiert hatte, blieb auch jetzt geltend, gesetzmäßig. Wo ein Volk des Abendlandes zusammentraf mit dem Orient — sei es nun direkt oder durch übertragende Zwischenvölker —, stets empfing es dessen Weisheit. Berührte sich Occident und Morgenland, so flammt der sonst stetig im stillen sich ergießende Glanz morgenländischen Wissens reicher hinüber zu den neuen Völkern. Jahrhundertelang bemühte sich das Abendland, diesen Himmelsglanz des Ostens zum Gebrauch des Tages zu verarbeiten, aber er brach auch in seiner Ursprünglichkeit wieder hervor. Hier und dort leuchtete er auf; er glomm in den Bewegungen, die von den Kreuzgängen in den Occident drangen, er flammte in den Alleinheitsgefühlen des hl. Franz und des Ruysbroek, er brannte in den pantheistischen Nirwanawünschen des Eckardt, des Böhmer und Tauler, des Angelus Silesius.

Offen aber wurde die Flamme, neu entfacht und gestärkt, als wiederum das Abendland nach dem Orient griff. Diesmal war es das moderne Europa, von dem Indien bezwungen wurde. Da spendeten die Upanishaden, Brahmanenweisheit und Buddhismus, die sich wohl einst schon dem großen Alexander geöffnet hatten, neue Schätze, Bausteine, auf denen die Philosophie großer neuer Denker sich türmt. Die ganze pantheistische Richtung unserer Zeit ist vielleicht nur die Krönung, die in sich ruhende Kuppel dieses Bauwerks; Ausflüsse dieser Ideen strömen auf in die Lebenswerke der europäischen Künstler. Der Wille zum Leben, der Wille zur Macht, die Welt als Wille und Vorstellung, die Erlösungsgedanken in Kunst und Musik sind keine neue Weisheit, sind nichts als Uebersetzungen, ausführliche Erläuterungen, vielleicht aber auch abschwächende Metaphern brahminischer Rufe.

Und nun uns Zeitgenossen ein neues Schauspiel. Dem weitesten Vordringen kommen neue Quellen entgegen. Der Koloß China wurde allmählich von europäischen Banden umschnürt. Aber nur ein Berühren brauchte es, und auch hier rauschte den Eindringenden ein Born von Wissen entgegen. Noch aber ist die Weisheit, die Jahrtausende im Reich der Mitte sammelten, nicht ausgeschöpft. Ja, wir stehen erst am Anfang dieser geistigen Uebertragung, und nur von wenigen ist sie bis jetzt verfolgt worden. Jedoch es scheint, sie wird schon in einigen Jahrzehnten befruchtend wirken, freilich in anderer Weise als der unerschöpfliche Strom aus Indien. Mag diese Behauptung vorläufig noch hypertropisch erscheinen, so erinnere man sich, daß auch die geistige Bewegung, die aus Indien drang, bis vor einigen Jahrzehnten allem Zweifel begegnete. Sie blieb — wie zur Zeit fast vollständig die chinesische — lange im Kreis philologischer Fachgelehrter; drang sie heraus, so wurde sie nicht ernst genommen — sah doch ein Voltaire in den

Digitized by Google

hohen Upanishaden nur lächerliche Sinnlosigkeit —, und erst nach langen Kämpfen errang sie sich ihren beherrschenden Platz.

Aehnlich, ganz ähnlich mit der Weisheit, die uns nun aus China kommt. Die Missionare des 18. und 19. Jahrhunderts brachten da manches nach Europa. Es blieb ziemlich unbeachtet auf Bibliotheken, und nur rein sinologische Interessen fanden daran Geschmack. Allmählich aber drang Konfutse und Laotse doch in weitere Kreise. Die Wellen spielen weiter. Das Interesse an der Philosophie Alt-Chinas muß gestiegen sein; sonst könnte ein nicht fachwissenschaftlicher literarischer Verlag es nicht wagen, den Laotse in einer neuen prächtigen Ausgabe herauszugeben, er könnte sonst damit auch nicht den Beifall finden, den das Buch des Lao in der letzten Zeit davongetragen hat.

Drei Jahrzehnte vorher war bereits — allerdings in fachwissenschaftlicher Ausgabe, nämlich bei Friederichs in Elberfeld — von dem (vor einigen Jahren verstorbenen) deutschen Missionar Faber ein anderer Philosoph Chinas zum erstenmal in eine europäische, und zwar in die deutsche Sprache übertragen worden: Liehtse oder, wie er von den Jesuiten latinisiert wurde: **Licius**. Dieses Werk ist fast gänzlich unbeachtet geblieben. Nur wenige, darunter aber Ernst Mach, der Philosoph und Physiker, kannten es und blickten in großer Bewunderung zu ihm auf. Jetzt aber, da das Interesse nicht nur an der Kultur, sondern auch speziell an der Philosophie des fernsten Ostens reger zu werden scheint, ist vielleicht der Zeitpunkt gekommen, wo ein Hinweis auf einen der größten Denker und Menschen, der ein anderes Weltalter kannte, nicht umsonst gemacht sein könnte.

Die Perspektive, unter der wir das Eindringen fernorientalischen Wissens nach dem Abendland beschaut haben, zeigt uns, daß seit Jahrtausenden Europa den Strom, der es speiste, mit Willen annahm. Freilich darf darüber unter keinen Umständen die originale Geisteskultur der großen abendländischen Philosophen verkleinert werden. Verfolgen wir aber diese hohe Blüte bis auf die tiefsten Wurzeln hinab, so zeigt sich, wie oft rauschend, meist aber still und stetig, nährender Saft heraufdrang bis in die feinsten Blüten, ein Quell, dessen blütentreibende Kraft noch immer drängt und schäumt und einherfließt aus dem Mutterschoße der Völker.

*

Der Philosoph Lieh und sein Werk.

„Liehtse lebte ungekannt von den Menschen 40 Jahre in den Anlagen von Tsching. Der Regent des Landes, die hohen Beamten und Würdenträger sahen ihn an wie die Menge der anderen Untertanen.“

Das ist das Hauptsächliche des Wenigen, was uns das Werk über den Philosophen selbst berichtet. Die Persönlichkeit des Weisen aber ersteht uns deutlich aus seinen Worten, deren ausgeprägt individuellen Charakter die Uebersetzung zu wahren sucht. Das Werk ist, wie die meisten großen Lehrbücher des Orients, nicht von dem Meister selbst niedergeschrieben, sondern nach seinem Tode von getreuen Schülern zusammengestellt, und zwar — es ist dies die Ueberlieferung der chinesischen philologisch-literarischen Forschung — um das Jahr 380 oder 370 v. Chr. Das Geburtsjahr des Lieh selbst liegt denselben Forschungen gemäß in der zweiten Hälfte des fünften vorchristlichen Jahrhunderts. Er lebte also kurz nach Confucius und ist ein Zeitgenosse des Laotse; diese beiden führt uns das Werk oft vor. In der Weltliteratur nimmt es gewiß eine eigenartige und vielleicht einzige Stellung ein. Es ist sowohl ein Buch der Idee wie ein Buch des Lebens, es ist Philosophie, ist Fabel — und Märchenbuch, es enthüllt in novellenartigen, interessant pointierten Historien tiefste Weisheit, es führt, um reine Theorie zu beweisen, Anekdoten aus den Vorzeiten an, enthält breite und knappe dialektische Abhandlungen, die zwischen Meistern und ihren philosophischen Gegnern, zwischen Lehrern und Schülern geführt werden, es entzückt durch Humoristika wie durch Tragika aus dem Alltag, verblüfft durch anscheinend höchst moderne Winke über Technik, Landwirtschaft, Artistik: es ist ein Kulturbuch im schönsten Sinne, das sich an Größe des Ausdrucks mit allen hohen Büchern der Menschheit, mit Bibel und Veden messen kann, das an Eigenart des Gedanken- und Gefühlspendenden aber ein neues Faktum ist.

In lapidares Wort ist höchster Sinn eingegraben. Lassen wir sogleich diese Flammenschrift leuchten, indem wir ohne weiteren Kommentar eines der schönsten Kapitel des Lieh anführen. Es findet sich am Anfang des Gesamtwerkes in dem ersten der acht Bücher, im Buche der himmlischen Anzeichen.

„Es entstand Mangel im Lande und der Philosoph Licius wollte nach Wei übersiedeln. Da sagten seine Schüler: Der Lehrer geht nun auf unbestimmte Zeit hinweg, dürfen die Schüler es wagen, um etwas zu bitten? Ehrwürden walle uns doch belehren, ob Ehrwürden nicht die Reden des Hu-Khiu-Tsi-Lin gehört hat?

Der Philosoph Licius lächelte und sagte: Was sollte Hu-tsi geredet haben? Dennoch werde ich versuchen, euch mitzuteilen, was der Meister beständig mit Teh-Hwan-Wu-Yin diskutierte. Ich hörte es an seiner Seite. Seine Worte waren wie folgt:

Er sprach:

Es gibt ein Gebärendes, das ungeboren ist, und eine Wandlung, welche sich nicht wandelt. Das Ungeborene ist fähig, Leben zu gebären; das Unwandelbare vermag die Wandlungen zu wandeln.

Lebendiges kann nicht anders als Leben erzeugen; Wandelbares kann nicht anders als Wandlung veranlassen. Daher die beständige Erzeugung und die beständige Wandlung. Das beständig Erzeugende und das beständig Wandelnde sind niemals ohne Zeugung und niemals ohne Wandlung. Das sind die Dualkräfte, das sind die vier Jahreszeiten.

Das Ungeborene ist wohl einzig. Das Unwandelbare wallt ohne Ende hin und her, sein Raum ist unendlich, es ist wohl einzig und unergründlich in seinen Wegen.

Das Buch des gelben Kaisers sagt: Der Geist des Unerfüllten stirbt nicht. Das ist das tief verborgene Mütterliche, dessen *Pforte* Grund Himmels und der Erde genannt wird. Es ist an- und durcheinander, gleichsam ein Ganzes und wirkt ohne Bemühung.

Das die Dinge Erzeugende ist also selbst ungezeugt, das die Dinge Wandelnde ist selbst ungewandelt. Es ist *Selbst*leben, *Selbst*wandlung, *Selbst*form, *Selbst*gestalt, *Selbst*weisheit, *Selbst*kraft, *Selbst*wachstum, *Selbst*abnehmen. Es jedoch Leben, Wandlung, Form, Gestalt, Wissen, Kraft, Wachstum, Vergehen zu nennen, ist falsch.

Nicht immer tönen uns des Lieh Worte in gleich klarem Klang, nicht immer erscheinen ihre Lettern so sicher gezogen; die Schrift, die vor Jahrtausenden in Felsen gegraben wurde, ist hier und dort mit dem Felsen verwittert.

Die Sprachforschung von Hamann und Jakobi bis auf Fritz Mauthner erweist, daß jedes Volk oder jedes zeitgenössische Geschlecht mit einer anderen Sprache zugleich auch ein anderes Denken hat, wie alle anderen Vorausgegangenen oder Mitlebenden. Die konsequentesten unter den Sprachforschern haben daraus und aus vielen anderen Beziehungen zwischen Denken und Sprechen (zwischen Grammatik und Logik zum Beispiel) den Schluß gezogen, daß auch die Logik verschiedener Zeiten und Völker nimmer dieselbe war. Ein Teil der Logik des Aristoteles und der Scholastiker, ihnen eine sichere Wahrheit, ist für uns heute vom Kerne dessen, was uns noch als logische „Wahrheit“ gilt, abgesplittert, ist uns zum großen Teil nichts weiter als Grammatik. In manchen Fällen aber doch seltener als bei den Scholastikern, geht es uns so mit den Philosophen Chinas. Dazu kommt noch der Unterschied zwischen morgenländischem und occidentalem Denken überhaupt. Es gibt im weiten Orient keine *originale* schriftliche Niederlegung eines in ein *System* gebrachten Denkens, wir kennen keine in strenge Fesseln gelegte Weisheit. (Die wenigen arabischen Systematiker dürfen wir hier nicht rechnen: sie rezipierten die Idee des

Digitized by Google

Systems aus dem Abendlande, von Aristoteles.) Einen Cartesius, Spinoza, Kant vermochte der Orient deshalb nicht hervorzubringen, weil sein Denken ein anderes ist, weil seine Weisheit kein System kennt. **Les grandes pensées viennent du coeur.** Vauvenargues Wort gilt bei allen Denkern, aber der abendländische Gelehrte errichtet aus den Warten seines Herzens steil und streng gehauene Pyramiden mit krönenden Zinnen und einer letzten Spitze, indes der morgenländische Weise seine lapidaren Sätze wie Felstrümmer unbehauen, zackig und schroff durcheinanderragen läßt.

Unser seelisches Auge findet oft kein Maß dafür; was uns hier Brücken schlägt, ist das Gefühl: wer sich in des Lieh Worte dann einfühlen kann, wenn sie nicht nur unserer Lagik, sondern überhaupt unserem Denken fremd werden, wird über Zeit und Sprache hinweg sich unnennbaren Genuß verschaffen.

Es ist nicht möglich, solche Stellen des Philasophen in einem Versuch zu geben, der nur die Grundzüge des eigenartigen Werkes präzisieren will; auch deshalb ist es unmöglich, weil eine solche Einfühlung als erste Bedingung ein Sichhineinlesen verlangt.

Auch ist es nicht Zweck dieser Betrachtung und es wäre ebenso vermessen wie schade, in das wildschöne Chaos des chinesischen Meisters ordnend eingreifen zu wallen. Es sei nur nach dem ökonomischen Gebrauch unseres Denkens erlaubt, von mehreren Standpunkten aus Perspektiven in diese ferne Weisheit zu werfen.

Uns ist Erkenntnistheorie die Grundlage und zugleich der oberste Zweck alles philasophischen Denkens. Licius legt gleich am Anfang seines Werkes diesen Grund, um von ihm aus in anderes Gebiet zu dringen.

Ein Teil der Worte, die einleitend bereits hier gegeben wurden, bildet das Hauptfundament der erkenntnistheoretischen Gewißheit des Lieh.

Es gibt ein Ungeborenes, an sich Unwandelbares, das selbst die Erscheinung wandelt. Lieh nennt es auch den Geist des Unerfüllten. Seine *Erscheinungs*formen werden Geburt und Tod, Farm und Inhalt, Kraft und Welken genannt. Dies alles aber ist nicht sein *Wesen*. Sein Eigentliches steckt hinter allen Dingen — es ist das tief verborgene Mütterliche, und nur seine Pforte wird der Grund des Seins genannt. *Anthropomorphisch* nur ist es, seine Farmen Leben und Tod, Wandlung und Wissen zu nennen; hinter allem *Ich* steckt ein *Selbst*.

Es gibt keine *Ich*wandlung, keine *Ich*gestalt, keine *Ich*form, sondern nur *Selbst*form, *Selbst*wandlung, *Selbst*gestalt.

Dieses Eigentliche, dieses Selbst nennt der Philosaph das *Tao*. Der Uebersetzer gibt dies eine Wort durch verschiedene Ausdrücke wieder, hier mit Bahn, dort mit Werden, er überträgt es hier mit Urprinzip, heißt es dort Sinn der Welt, Geheimnis, Urgrund. Wir wollen an Stelle dieser Uebersetzungen das Urwort geben, und es wird sich zeigen, daß Tao eigentlich nichts anderes ist als der Begriff *Wesen* oder, rein philosophisch gesagt: *Ding an sich*.

Im Buch der himmlischen Anzeichen antwortet Tsching dem Schun, das Tao könne niemals van den Sterblichen erschaut werden, und im folgenden Buch erklärt der „gelbe Kaiser" seinen Ministern, das Tao dürfe nie auf dem Wege der Sinne gesucht werden. Ueberhaupt ist Licius kein Bejaher des sensualistischen Prinzips, soweit es den Zusammenhang van Metaphysik und menschlichen Sinnen betrifft, der Satz: **nihil est in intellectu quod non ante fuerit in sensu**, hat für ihn — wie bereits der Uebersetzer betont — keine Gültigkeit. Doch man halte den Philosophen Lieh nur nicht für einen Phantasten. In den Fragen der *Naturwissenschaft* geht er vollständig und strenge von den Sinnen aus. Er scheidet hier nur reinlich: Physik *bemeistert* er mit den Sinnen, Metaphysik und damit höchste Erkenntnis erklärt er als *unabhängig* von den Sinnen. Sa wird vielen Weisen nachgerühmt, sie vermögen hohe Erkenntnis zu schöpfen, ohne Ohr und Auge zu gebrauchen. Das Buch des gelben Kaisers erzählt von einem solchen Weisen, der letztes Erkennen nicht auf sinnlichem Wege, sondern rein durch Intuition erlangt hat und dadurch heilig wird. Licius selbst berichtet, daß er in seinen Lehrjahren auf diese Weise zur Erkenntnis gekommen sei.

Ich kannte nicht das eigene Recht oder Unrecht, den eigenen Nutzen ader Schaden und kannte nicht Recht und Unrecht, Nutzen und Schaden von anderen Leuten; ich wußte auch nicht, der Meister sei mein Lehrer. . . . Inneres und Aeußeres schritten voran. Hernach waren Augen wie Ohren, Ohren wie Nase, Nase wie Mund, alle Sinne sich vollkommen gleich. Das Herz erstarrte, die Form ward befreit, Knochen und Muskeln schmolzen, ich fühlte nicht, worauf die Form ruhte, worauf die Füße traten. . . .

Es ist seltsam, daß auch die Mystiker auf demselben die Sinne verachtenden Weg zu der Erkenntnis vordrangen, die sie die letzte nannten. Wir finden bei dem chinesischen Philosophen dasselbe, was wir aus den Gesängen des hl. Franz vernehmen, was wir in den Schriften des Meisters Eckardt lesen und was uns aus den Dichtungen des Angelus Silesius entgegentönt:

Wer seine Sinne hat ins Innere gebracht,
Der hört, was man nicht redt, und siehet in der Nacht.

Es scheint, als habe es für die Weisen aller Zeiten, wenn sie nach Erklimmung aller anderen Höhen des Gedankens var dem letzten Gipfel stehen, nur *einen* Pfad zu seiner Ersteigung gegeben. Auf diesem letzten Höhenweg treffen sich alle. Es ist genau dasselbe, wenn Meister Eckardt spricht, die höchste Erkenntnis liege im Schweigen, und wenn Liehtse in mächtigen Worten ruft:

Höchste Warte sind wartlos, höchstes Tun ist Nichts-Tun. . . . Die Erkenntnis dessen, was die Reden *besagen*, wird nicht in Worten geredet. *Höchste Warte sind ferne von den Warten.*

Die Erkenntnis liegt nicht im Wort. Sie kann schon deshalb nicht im Wort liegen, weil das Wort nichts ist als ein Windhauch, der die Dinge streift:

Der Name ist *Gast des Realen*.

Damit spricht der große Weise in einem Wort aus, was die Sprachwissenschaft aller Zeit als ihren Schlußstein gefunden hat. Nur „Gast des Realen" ist das Wort, mit der Realität hat es nichts zu tun. Lieh ist alsa Nominalist im Sinne der alten Scholastiker; er verneint den Satz: **nomina sunt realia**, er geht aber insofern darüber nach hinaus, als er, wie schon bemerkt, dem Wort die Kraft letzten Erkennens überhaupt abspricht. Wir finden diesen Schluß nicht nur bei Denkern des Aperçus, wie es mehr oder minder alle arientalischen Weisen und einige europäische Mystiker sind, sondern auch bei Philosophen des Systems. Kant sagt im graßen und ganzen dasselbe, wenn er nachweist, bis zu welchem Grade dem Wort zu erkennen möglich sei und auf welcher Stufe diese Kraft versage. Des Licius Stellung ist auch in den Fragen, die der Kritik der Vernunft entspringen, die aller großen Denker.

Er geht aber noch weiter. Er geht sa weit, wie keiner neben ihm und wie nur wenige nach ihm gegangen sind. Man bedenke, daß der letzte Schluß von der Ohnmacht des Wortes eine Verneinung des Wortes bedeutet. Und hier liegt das Entscheidende. Nur wenige haben es gewagt, diesen äußersten Widerspruch in seiner furchtbaren und zerstörenden Kälte zu enthüllen. Lieh wagt es. Er berichtet im Buch des Königs Muh von Tschao:

Laa-Sching-Tsi studierte die Lehre vom Schein beim Lehrer Yin-Wan. Drei Jahre lang teilte dieser nichts mit. Laa-Sching-Tsi ersuchte um Aufschluß über seine Fehler und bat um Entlassung.

Der Lehrer Yin-Wan machte ein Kompliment und ließ ihn ins Zimmer treten. Nachdem er die Anwesenden entfernt hatte, sprach er zu ihm:

Digitized by Google

Bevor Lao Tan seine Abschiedsreise nach Westen machte, wandte er sich zu mir und sagte:

Was Lebensodem hat und was Gestalt der Form hat, ist alles Schein. Was die Schöpfung beginnt und was die Dualkräfte wandelt — wird Leben genannt, wird Tod genannt. Was die Zahl ergründet, die Wandlungen durchdringt, die Formen verursacht, den Wechsel bewegt — wird Wandlung genannt, wird Schein genannt. Was die Dinge erschafft, dessen Geschicklichkeit ist mysteriös, dessen Werke sind tief, es wird deshalb schwer ergründet und schwer beendet. Was die Form verursacht, dessen Geschicklichkeit ist offenbar, dessen Werke sind oberflächlich; es hat deshalb bald Entstehen und bald Vergehen.

Daraus wird erkannt, daß Schein und Wandlung nicht verschieden von Leben und Tod sind. Wie könnte man den Anfang mit dem Studium des Scheins machen? Ich bin mit dir auch Schein. Wozu ist also dessen Studium nötig?

Diese Erkenntnis ist dem Philosophen Licius, wie sie es allen großen Weisen war, die äußerste mögliche, von der aus der Weg ins Unbetretene, Nicht-zu-Betretende führt. Sie ist der höchste Gipfel, von dem aus übersehen alles andere in Worte Gekleidete wie Spiel erscheint. Wer aber diese Erkenntnis in sich aufgenommen hat, durchschaut, was zu durchschauen möglich ist und wird damit der wahre freie Mensch. Ins Phantastische steigernd, erzählt Lieh weiter, wie Lao-Sching Tsi auf die Worte seines Lehrers Jin-Wan in tiefes Nachdenken versank, dann aber solche Kraft dadurch erhielt, daß er nach Belieben erhalten und verderben konnte, die vier Jahreszeiten in seine Gewalt bekam und die Elemente lenkte.

An diesem Grenzpunkt der Erkenntnis, der — als Punkt — sich selbst aufhebt, mündet das den Dingen zugrunde Liegende, mündet das Tao in den Schein und umgekehrt spielt hier der Schein in das Sein hinüber. Wer in diese Pforte getreten ist, für den ist alles gleich bedeutend und gleich bedeutungslos. Das Buch des gelben Kaisers sagt von einem solchen Idealmenschen:

Der Idealmensch weilt wie ein Toter und bewegt sich wie in Fesseln. Er weiß weder, warum er weilt, noch warum er nicht weilt; warum er sich bewegt, noch warum er sich nicht bewegt. Er wechselt weder seine Gefühle und sein Aussehen nach der Anschauung der Menschen, noch kann man sagen, daß er Gefühle und Aussehen nicht wechselt, wenn die Leute keine Anschauung haben. Er geht eben nur weg und kommt nur wieder, geht nur aus und dringt nur ein — wer kann es hindern?

Auch hier trifft sich Liehtse mit den neueren Mystikern. Mit Angelus Silesius zum Beispiel, wenn er im Anschauen des höchsten Lichtes dichtet:

Ich weiß nit wie mir ist: es ist mir alles ein,
Zeit, Unort, Ewigkeit, Tag, Nacht, Leid, Freud und Pein.

Der Philosoph weiß jedoch, daß ein derartiges Idealmenschentum nur in der Phantasie möglich ist. Fürs Leben setzt er dafür etwas anderes: Alle, die in der Erkenntnis bis zu der Grenze von Tao und Schein vorgedrungen sind, läßt er von der edelsten Heiterkeit erfüllt sein. Seine Weisen geben lächelnd auf die großen Fragen Antwort. So wird auch Lieh selbst dargestellt, als er in ein Gespräch über Tod und Leben eingreift.

Ein Adept hat behauptet, die Welt werde zugrunde gehen, ein anderer ihm entgegnet, sie werde nie verderben. Lieh gräbt den tiefsten Wurzeln dieses Streites nach:

Lächelnd — so heißt es — sprach er:

Es ist Irrtum zu behaupten, daß Himmel und Erde verderben, und ist Irrtum zu behaupten, daß sie nicht verderben. Verderben oder Nichtverderben — das kann ich nicht wissen. . . .

Der Grund ist: Das Leben versteht den Tod nicht und der Tod nicht das Leben; die Ankunft versteht nicht den Abschied und der Abschied nicht die Ankunft."

Indem Licius Leben und Tod nur als Anschauungsformen des Scheins erklärt, die sich gegenseitig nicht lösen können, wirkt er im weitesten Sinne entanthropomorphisierend. Aber er sucht auch im engeren Sinne den Schleier des Vermenschlichens von den Dingen zu heben. Er rückt mit Riesenschritt in die Naturerkenntnis unseres Zeitalters hinein, wenn er sich vernehmen läßt:

Das, wodurch der Ton zum Ton wird, ist das Gehör, und das Tongebende kam niemals hervor.

Das, wodurch die Schönheit zur Schönheit wird, ist die Erscheinung, und das Schönheiterzeugende erschien noch niemals.

Das, wodurch der Geschmack zum Geschmack wird, ist das Schmecken, und das Geschmackgebende ward noch nie entdeckt.

Man sieht, überall, wo der Philosoph ferner Jahrtausende sich mit dem Tao, mit dem Wesen der Welt, dem Ding an sich befaßt, bewegt er sich in einer Linie mit der idealistischen Philosophie, in einer Richtung besonders mit Kant. Ueberall sucht auch Lieh die Grenze zwischen Physik und Metaphysik, zwischen Realismus und transzendentalem Idealismus zu bestimmen.

Gewiß wußte auch er, daß es im Anthropomorphisieren keine Grenze gebe. Er könnte sonst nicht jeden Standpunkt gelten lassen und dadurch jeden aufheben. Er ist durchaus Relativist. Er erdichtet eigene Menschenarten mit entgegengesetzten materiellen und moralischen Wertungen, um die Relativität von groß und klein, von gut und bös zu enthüllen. Ja, sogar der ganze Intellekt ist ihm ein Relatives, eine Zufallsform der Erscheinung. Davon berichtet uns das Buch des Königs Muh von Tschao in einer hübschen Fabel wie folgt:

Ein Herr Fun hatte einen Sohn, der als Mann die verrückte Krankheit hatte. Hörte er Gesang, so hielt er es für Heulen. Weiß sah er für schwarz an. Wohlgeruch war ihm Modergeruch. Süß schmeckte ihm bitter. Er tat Schlechtes als Rechtes. In seinen Gedanken war alles verdreht: Himmel und Erde, die Himmelsgegenden, Wasser, Feuer, Kälte, Hitze, jedes in seinen Gegensatz.

Der Vater, besorgt wegen des verrückten Sohnes, macht sich nun auf, um das „Genie von Lu", nämlich den Confucius selbst, zu befragen. Auf dem Wege trifft er den Lao-Tan.

Als er dem das Befinden seines Sohnes mitteilte, sagte Lao-Tan:

„Kennst du denn schon die Verrücktheit deines Sohnes? Die Menschen unter dem Himmel sind jetzt alle zweifelhaft über Recht und Unrecht, unklar in Beziehung auf Nutzen und Schaden. An der gleichen Krankheit leiden so viele, daß niemand ein Bewußtsein davon hat.

Die Verrücktheit einer Person ist auch nicht hinreichend, eine Familie umzukehren. Die Verrücktheit einer Familie ist nicht hinreichend eine Ortschaft umzukehren. Die Verrücktheit einer Ortschaft ist nicht hinreichend einen Staat umzukehren, und die Verrücktheit eines Staates ist nicht genug, das Reich (die Welt) umzukehren. Ist aber die ganze Welt verrückt, wer soll sie belehren?

Wären die Herzen der Leute in der Welt alle dem deines Sohnes völlig gleich, so wärst du dann im Gegenteil verrückt.

Wer kann Schmerz, Freude, Klang, Gestalt, Geruch, Geschmack, Recht und Unrecht in wahrer Weise darstellen?

Ferner bin ich in diesen Worten weit entfernt vom Nichtverrücktsein, um wie viel größer ist die Verrücktheit des Genies von Lu? Wie sollte der die Verrücktheit der Menschen lösen können? Eine schnelle Heimreise ist also besser als das Verschwenden der Reisekosten."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Eine Theatergeschichte des 19. Jahrhunderts.

Es ist ein eigentümlicher Zufall, daß in demselben Zeitpunkt, wo das grundlegende Werk der deutschen Theatergeschichte, Eduard Devrients Geschichte der deutschen Schauspielkunst, in neuer Auflage der Lesewelt übergeben wird, ein anderes Werk an die Oeffentlichkeit tritt, das als eine Art von Gegenstück, in gewissem Sinn als eine Ergänzung und Fortsetzung der Devrientschen Kunstgeschichte gelten kann. Man hat das Devrientsche Buch, das wissenschaftlich in mehr als einer Beziehung längst überholt ist, in unverändertem Neudruck herausgegeben, von der richtigen Erkenntnis geleitet, daß der dauernde Wert dieses Werkes nicht in der Mitteilung der Tatsachen, sondern in der ihm eigentümlichen geistigen Auffassung von dem Wesen und dem Berufe der dramatischen Kunst zu erblicken ist. In diesem seinem besonderen Charakter wird Devrients Buch auch in der Zukunft seinen Platz in der Kunstgeschichte bewahren, ungeachtet aller Fortschritte der Forschung und aller künftigen Darstellungen desselben Gegenstands.

Das Buch von Max Martersteig über: Das deutsche Theater im 19. Jahrhundert,[1]) der neueste und unter allen ähnlichen Arbeiten ohne Zweifel bedeutendste Versuch einer zusammenfassenden theatergeschichtlichen Darstellung, kann mit der Kunstgeschichte Devrients insofern verglichen werden, als auch er aus der Werkstätte eines Theaterfachmannes hervorgegangen ist, der, mit vielseitigen Kenntnissen ausgestattet und zugleich aufs innigste vertraut mit allen Zweigen der theatralischen Praxis, an seine Aufgabe herantritt. Zieht Martersteig seinen Kreis insofern enger, als der Geschichtschreiber der deutschen Schauspielkunst es tat, als er seine Darstellung im wesentlichen auf die Theatergeschichte des 19. Jahrhunderts beschränkt, diese aber über 1870 hinaus bis hart an die Gegenwart heran fortsetzt, so stellt er sich in anderer Beziehung eine weit größere und umfassendere Aufgabe als das ältere Geschichtswerk: es steht nicht wie dort die Schauspielkunst im alles beherrschenden Mittelpunkt, sondern neben ihr die dramatische Dichtung und ihre geschichtliche Entwicklung, vor allem aber möchte das Werk den kulturgeschichtlichen Standpunkt betonen; es setzt sich die Aufgabe, das Theater nicht, wie es bis dahin meistens geschah, als einen isolierten Faktor des Kunstlebens, sondern im innigen Zusammenhang und in seinen fortwährenden Wechselbeziehungen für Kulturgeschichte zu betrachten.

Man wird nicht erwarten dürfen, daß die große und schwere Aufgabe, die der Verfasser des Buches sich gestellt hat, auf den ersten Wurf in einer vollauf befriedigenden und harmonischen Weise gelöst ist. Man spürt vielfach noch allzu deutlich das Ringen des Autors mit der gewaltigen und spröden Stoffmasse; von der Absicht geleitet, dem Gegenstand eine möglichst große und weite historische und kulturelle Perspektive zu geben, holt Martersteig in den rein kulturgeschichtlichen Abschnitten, die den einzelnen Teilen des Buches als Einleitung dienen, vielfach vielleicht etwas allzuweit aus; diese Abschnitte sind zum Teil mit dem Ganzen des Buches zu wenig innerlich verwebt und wirken leicht wie künstlich eingefügte Prunkstücke eines umfassenden Wissens, ohne doch überall ihre Berechtigung durch eine besondere Originalität in Auffassung und Darstellung zu erweisen.

Das Wesentliche und Wichtige des Buches, das, worin sein dauernder Wert zu erblicken ist, bilden diejenigen Abschnitte, die der eigentlichen Literatur- und vor allem der Theatergeschichte gewidmet sind. Man kann zum Lob des Buches nichts Besseres sagen, als daß der Verfasser den großen Gesichtspunkt, den er erstrebt, in seiner theatergeschichtlichen Darstellung nie aus den Augen verliert. Mit sicherer Hand versteht er es, den überreichen Stoff zu meistern, ihn übersichtlich und anschaulich zu ordnen, das Wesentliche und Unwesentliche zu scheiden, Licht und Schatten mit anerkennenswerter Objektivität zu verteilen, ohne doch dem Gegenstand die belebende Wärme der Darstellung zu entziehen und ohne bei der Schilderung der Einzelheiten den leitenden Gesichtspunkt außer acht zu lassen. Die außerordentlich schwierige Aufgabe, den einzelnen Erscheinungen der Theatergeschichte rein ökonomisch den ihnen gebührenden Raum in der Darstellung zuzuweisen, ist im ganzen mit großem Geschick gelöst. Den leuchtenden Momenten in der Bühnengeschichte des 19. Jahrhunderts, den wenigen Perioden, wo das Theater nicht bloß als das passive Spiegelbild der jeweiligen Kultur erscheint, sondern wo es als ein kulturfördernder Faktor des künstlerischen Lebens gelten konnte: der Geschichte des Weimarer Theaters unter Goethe, der Schreyvogelschen Bühnenleitung in Wien und der Immermannschen zu Düsseldorf, dem Lebenswerk Laubes und Dingelstedts, den Reformen der Meininger, vor allem aber der gewaltigen Tat von Richard Wagners Schöpfung wird eingehende und zum größten Teil erschöpfende Würdigung zuteil. Als vortrefflich kann vor allem der Abschnitt über Laube und Dingelstedt gelten, wo die Verdienste dieser beiden in ihrem Wesen so grundverschiedenen und sich gegenseitig ergänzenden Bühnenleiter in ungemein lebendiger und scharfer, von jeglicher Uebertreibung sich fernhaltender Weise gewürdigt werden.

Um so auffallender bleibt die Tatsache, daß derjenige Bühnenleiter des 19. Jahrhunderts, der neben Laube und Dingelstedt in erster Linie an führender Stelle genannt werden muß: Eduard Devrient, in geradezu erstaunlicher Weise von Martersteig vernachlässigt wird. Diese Tatsache wird dadurch nicht entschuldigt, daß das öffentliche Leben in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, wie der Verfasser meint, schon viel zu ausgesprochen nach den führenden Großstädten hin gravitierte, „als daß in einer kleinen Residenz selbst eine Musterbühne noch kulturelle Bedeutung hätte erlangen können". Von diesem Gesichtspunkt aus wäre auch der Bühnenleitung Immermanns zu Düsseldorf, die Martersteig mit Recht als eine der wenigen erfreulichen Episoden der modernen Theatergeschichte eingehend bespricht, die sich aber an Bedeutung mit dem viel universelleren Wirken Devrients nicht zu vergleichen vermag, keine Beachtung zu schenken gewesen. Daß das künstlerische Leben aber für die Zeit von Devrients Karlsruher Wirken (1853 bis 1872) schon ausschließlich nach den führenden Großstädten hin gravitierte, dürfte dem Sachverhalt doch wohl kaum entsprechen; dies kann gelten vielmehr erst für die Zeit nach 1870. Wenn Martersteig an einer anderen Stelle sehr richtig sagt, man hätte bei Laube und Dingelstedt wünschen mögen, daß die Natur aus ihnen einen Mann gebildet hätte, der die vereinigten Vorzüge beider, vielleicht der besten Theaterleiter des Jahrhunderts zustande gebracht hätte, so mußte schon hierbei die Erinnerung an Eduard Devrient sehr nahe liegen, da in diesem tatsächlich viele der Vorzüge der beiden Wiener Bühnenleiter harmonisch verschmolzen waren. Neben der Regie des gesprochenen Wortes und des geistigen Inhaltes wurde unter Devrient schon der dekorativen Ausstattung und dem Kostüm eine für jene Zeit wenigstens seltene Beachtung geschenkt. Die kulturfördernde Mission der Devrientschen Bühne hat vor allem aber darin ihren Ausdruck gefunden, daß Devrient in mehr als einer Beziehung, vor allem durch die umfassende Regeneration des klassischen Repertoires in Schauspiel und Oper, durch die Schaffung eines Ensembles für das klassische Drama, durch die Herstellung reinerer und pietätvollerer Shakespeare-Texte, durch eine umfassende Mozart-Renaissance, durch zahlreiche neue literarische Unternehmungen, so allein schon durch die erste Aufführung der Räuber nach der Originalausgabe und im Kostüm ihrer Zeit, der direkte Vorläufer der Meininger und anderer Bewegungen der jüngsten Theatergeschichte gewesen ist. Die empfindliche Lücke, die Martersteigs Buch nach dieser Seite aufweist, offenbart sich rein äußerlich schon durch das numerische Verhältnis der betreffenden Abschnitte: während Laube und Dingelstedt ein besonderes Kapitel von dreißig Seiten gewidmet wird, während Immermanns Direktion auf sieben Seiten gewürdigt ist, wird das gesamte Wirken von Eduard Devrient, dessen Direktion in einem Satze von zwei Zeilen charakterisiert wird, ungefähr auf dem Raume einer guten halben Seite abgetan.

Ein so schreiendes Mißverhältnis, wie es hier zutage tritt, bildet glücklicherweise eine vereinzelte Ausnahme in dem sonst so glücklich angelegten Buche. Ein Glanzpunkt de[s]

[1]) Max Martersteig: Das deutsche Theater im 19. Jahrhundert. Eine kulturgeschichtliche Darstellung. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1904. 8⁰. 735 S.

Digitized by Google

Werkes ist das erschöpfende und in jeder Beziehung vortreffliche Kapitel über die „Oper und Richard Wagner". Das Bayreuther Werk, in dem der Verfasser einen Höhepunkt in der künstlerischen Kultur des 19. Jahrhunderts erblickt, ist in seiner historischen Entwicklung und in seiner Bedeutung für die nationale deutsche Kunst mit einer warmen Begeisterung und einer zugleich ruhig und fein abwägenden Sachlichkeit geschildert, die um so wohltuender wirkt, als sie sich von allen Ueberschwenglichkeiten und Einseitigkeiten der auf das Wort des Meisters schwörenden Schule fernzuhalten weiß. Die Objektivität des Verfassers, sein ruhiges und doch bestimmtes und sicher treffendes ästhetisches Urteil bewährt sich in trefflicher Weise ferner in den letzten Abschnitten des Buches, wo die schwierige Aufgabe, den uns zunächst liegenden Erscheinungen der modernen Theaterkultur gerecht zu werden, die zahlreichen sich durchkreuzenden Einzelerscheinungen in eine entsprechende Beleuchtung zu rücken, ohne daß ein gewisser Hahenstandpunkt dabei verloren geht, in überraschend glücklicher Weise gelöst ist. Und wohltuend und erhebend berührt hier wie in allen Teilen des Buches der strenge Idealismus des Verfassers, der ihn auch bei der mühseligen Wanderung durch alle Niederungen der Theaterkultur den Glauben an die ideale Mission der Schaubühne nicht verlieren läßt und der beliebten Phrase von dem Verfall des Theaters nicht mehr Berechtigung einräumt, als ihr zu allen Zeiten eigen gewesen ist.

Es ist hier nicht der Ort, bei einem Werke von dem Umfang des vorliegenden, das von seltenem künstlerischen Ernste, von einem sehr vielseitigen Wissen und einer anerkennenswerten Universalität des Blickes Zeugnis gibt, auf vielfache kleine Irrtümer, Versehen und Flüchtigkeiten im einzelnen zu verweisen. Diese und andere Unvollkommenheiten verschwinden gegenüber den bedeutenden Vorzügen des Buches, das eine wertvolle Bereicherung und eine Zierde der theatergeschichtlichen Literatur genannt zu werden verdient.

Dr. Eugen Kilian.

Bücher und Zeitschriften.

Der Baumeister. Roman von Felix Holländer, Berlin. Paul Lette, 1904.

Seitdem er den „Weg des Thomas Truck" geschrieben hat, gilt Holländer in weiten Kreisen für ein poetisches Talent, ja manche Leute halten ihn für einen bedeutenden Dichter. Ich glaube, mit Unrecht. Die scharfe Beobachtungsgabe und die glänzende Kombinationsfähigkeit, die vielen Episoden dieses Buches ihren Wert verleihen, schätze ich gewiß nach Gebühr. In allen Situationen aber, wo die Entwicklung des Helden eine innere Beseelung des Geschehens erfordern würde, tritt für mein Gefühl die nüchterne und phantasiearme Natur Holländers offenkundig ans Licht. Der Verfasser ist sich dieses Mangels auch wohl bewußt und bemüht sich angestrengt ihn zu überwinden, verfällt jedoch dabei gar nicht selten den Todfeinden aller echten Kunst, der Pose und Unnatur. Deshalb ist es mit Freuden zu begrüßen, daß er in seinem neuen Roman „Der Baumeister" sich ein minder hohes Ziel steckt und allem Anschein nach nicht mehr zu geben versucht als ein fesselndes, insbesondere psychologisch vertieftes Unterhaltungsbuch. Holländer erzählt hier die Geschichte eines hochbegabten Architekten, der, von einem wahnsinnigen Ehrgeiz getrieben, ohne einen Pfennig zu besitzen, durch ein raffiniertes Komödiespiel die Mittel zum Bau eines großen Theaters erschwindelt; dies wird ihm freilich nur so ermöglicht, daß er einen noch gewissenloseren Komplizen findet, einen verkrachten Schmierendirektor, der alle finanziellen Kalamitäten durch seine Gaunerkniffe beseitigt und das Theater denn auch wirklich unter Dach und Fach bringt. Für den Bau ist nun zwar das Publikum ehrlich begeistert, aber die Aufführungen mit den vom Schmierendirektor geworbenen minderwertigen Kräften haben gar keinen Erfolg. Der Baumeister fürchtet, daß man seine Schleichwege entdeckt, und nimmt sich nicht etwa das Leben, nein, er heiratet die Tochter eines jüdischen Millionärs, der bereit ist das Unternehmen über Wasser zu halten. Die eigentümliche Mischung von glühender Begeisterung und skeptisch grübelnder Melancholie in dem Wesen dieses nervösen, innerlich zerfallenen Menschen hat Holländer sehr gut gezeichnet. Manche Kapitel erzeugen beim Leser eine atemlose Spannung; man begreift, daß es für einen solchen Charakter kein Zurück gibt, da seine Ruhmbegier den Gedanken an ein Scheitern nicht erträgt und so immer neue Betrügereien provoziert, über die er zuweilen ein unheimliches Grauen empfindet und die er doch nicht bereuen kann. Den Zug von Größe freilich, welchen seine Geliebte in ihm findet, vermag ich nicht zu entdecken, hier stoße ich wieder auf die vorhin charakterisierten Grenzen im Wesen des Verfassers. Von den übrigen Gestalten des Buches ist zu sagen, daß sie fast alle trefflich charakterisiert sind, nur die Geliebte des Baumeisters, Grete Anders, möchte ich ausnehmen, da ich in manchen ihrer Reden etwas Unwahres, Phrasenhaftes störend empfinde. Der äußere Zusammenhang der Geschehnisse stellt an die Gläubigkeit der Leser ziemlich hohe Anforderungen, aber da die Entwicklung des Helden im ganzen überzeugt, lege ich hierauf nicht viel Gewicht. Zu Holländers besten Leistungen kann ich das Buch nicht rechnen, denn in manchen Kapiteln seiner früheren Werke, besonders „Frau Ellen Röte", auch in einzelnen Episoden des „Thomas Truck" hat er, meine ich, eindringlicher und nachhaltiger zu wirken verstanden. Aber als eine tüchtige psychologische Studie wird man das Buch, das freilich besser die Bezeichnung Novelle führte, wohl gelten lassen.

Ludwig Lorenz.

Der Sohn. Von Karin Michaëlis. Verlag von Albert Kohler, Berlin 1904.

Gegen die beiden letzten Bücher von Karin Michaëlis „Das Kind" und „Das Schicksal der Ulla Fangel", die durch die Eigenart der Probleme, die Kraft und Schärfe ihrer Lösung auffielen, steht das neue Werk „Der Sohn" so sehr zurück, daß sich mir unwillkürlich der Gedanke aufdrängt, es handle sich um die Ausführung eines älteren Entwurfes, dem eine Schlußwendung hinzugefügt wurde, die ursprünglich nicht vorhanden war und auf die Einheit des Ganzen störend wirkt. Dieser Gedanke scheint mir um so näher zu liegen, weil man den Werdegang der Dichterin bis in seine ersten Entwicklungsstadien zurück verfolgen muß, um auf ähnliche groteske Motive zu stoßen, wie sie etwa ihre „Armen im Geiste" aufweisen.

Der erste Teil des Buches handelt von einem merkwürdigen Mann und seinem noch merkwürdigeren Sohn, beide Maler- und Anstreichermeister, denen ein gewisser genialer Zug eigen ist, zu dem aber ihre mangelhafte Technik in argem Mißverhältnis steht. Es wird so oft und so nachdrücklich auf die Begabung dieser beiden Männer hingewiesen, daß wir vermuten, im folgenden etwa bei seinen Töchtern Spuren ihres Talentes zu entdecken; doch nein, sie haben von ihrem Vater nur seine ängstliche, verzagte Natur geerbt. Die zweite Hälfte des Buches handelt von einem Waisenknaben, den die vier alternden Mädchen, übrigens je zwei Zwillingsschwestern, zu sich nehmen, um die dunkle, unklare Sehnsucht nach einem Kinde, die wie ein dumpfer Druck auf ihnen lastet, zu erfüllen. Dieser Knabe, der schon als Kind gern zeichnet, wird von seinen vier Ziehmüttern in diesem Fache ausgebildet und eignet sich eine vollendete Technik an, aber es fehlt ihm die Erfindungsgabe, so daß aus ihm schließlich statt des großen Künstlers ein geschickter Banknotenfälscher wird. — Dieser zweite Teil des Buches scheint mir allerdings überhaupt das Beste zu sein, was Karin Michaëlis je geschrieben. In diesem Kapitel liegt eine Tiefe des Empfindens, eine Ruhe, eine ausgeglichene Reife, die uns die Verfasserin auf einer Höhe künstlerischen Könnens zeigt, die ihr bisher noch versagt war. Es läßt sich nicht mit Worten wiedergeben, wie „der Sohn", einer jener unglückseligen Menschen, die in die freie Bahn des Künstlers gelenkt sind, ohne das gewisse letzte Etwas zur Vollendung zu besitzen, dunkel diesen Mangel fühlt. Es ist rührend, wie das bisher leere, freude- und zwecklose Leben der alternden, vereinsamten Schwestern erst durch ihn einen Inhalt bekommt, und wie ihre unausgeträumte Mädchenromantik erst in ihm Gestalt annimmt und ihn mit einem Kranz von Licht und Glanz umgibt, der ihn sein

Digitized by Google

verpfuschtes Leben nur noch schmerzlicher empfinden läßt. Sie wallen jeden Sonntag hinaus nach dem Strafhaus, wo Benne gefangen sitzt, wie zu einem Heiligtum, und nach seinem Tode fühlen sie kaum Schmerz, da er in ihrem Traumleben ja niemals sterben konnte und nun die Wirklichkeit nicht mehr störend und hemmend dem Fluge ihrer Träume entgegenwirken kann, wenn sie den verlästerten, von vielen verfluchten Sohn zu einer verklärten Höhe emporheben, die er selbst in ihren Augen im Leben niemals eingenommen hatte.

Wien. Joseph Schigon.

* **Die erste Zeitung der Ladiner Tirols.** Mitte Mai ist die von uns bereits erwähnte erste Nummer der ersten Zeitschrift in der rätoromanischen oder ladinischen Sprache der Grödner, Enneberger, Fassaner, Buchensteiner und Ampezzaner, nämlich „Der Ladinerfreund" („L'amik di Ladins") erschienen. Mit gewissem Rechte darf diese Tatsache für das ladinische Volk wie für die romanische Literatur als ein literarisches Ereignis von nicht zu unterschätzender Bedeutung bezeichnet werden. Die Zeitschrift ist mit typischen Volksbildern aus den ladinischen Tälern illustriert und kostet ganzjährig bloß 5 Kronen (bezw. 5 Mark). Wir wünschen dem interessanten Volkswerke und dessen Unternehmer, Hrn. W. Moroder, das beste Gelingen und Gedeihen.

Allgemeine Rundschau.

Die Epochen der minoischen Kultur.

Im Anschluß an den Aufsatz „Vom minoischen Palaste bei Knossos" (Beilage vom 25. Mai Nr. 121; richtiger sagt man, trotz der Engländer, „Knosos", Κνωσός, wie schon mehrmals an dieser Stelle betont wurde) wäre noch auf die Darlegungen aufmerksam zu machen, die Arthur J. Evans auf der Tagung der „British Association" zu Cambridge im vorigen September gegeben und unseres Wissens auf dem Archäologen-Kongreß in Athen wiederholt hat, um ein vorläufiges Schema für die Klassifikation und, wie es bei der Bestrittenheit der Dynastien natürlich ist, nur approximative Chronologie der minoischen Kulturperiode in Kreta, vom Ende der neolithischen bis in die Früheisenzeit, aufzustellen. Evans verlangte, daß man diese Jahrhunderte definitiv die „minoische Zeit" nennen solle, um damit die wahrscheinliche Dauer der Regierungen einer aufeinander folgenden Reihe von Priesterkönigen anzuzeigen, die in dem Namen „Minos" personifiziert sind. Der Name „Mykenäisch" verlangt eine gründliche Revision — Schreiber in Leipzig schlägt dafür den Namen „Anaktenkunst resp. Kultur, also Herrscher- oder Adelskunst und Kultur" vor —, da die sogenannte mykenäische Kunst in ihren Haupterscheinungen nur ein späterer Auswuchs des großen minoischen Stils ist, aus der Zeit, als die schönen Motive der letzten knosischen Palastperiode schon dekadent geworden waren. Diese Dekadenz konnte man bereits bei den in Amenophis' IV. Tel-el-Amarna-Palaste gefundenen Scherben aus der Zeit von 1375 vor Chr. beobachten, ja selbst schon früher in Aegypten, Rhodos, Mykenä, wo die mitgefundenen Kartuschen von Amenophis III. und seiner Gemahlin Tyi, der jetzt infolge des Fundes des Grabes ihrer Eltern so viel genannten Priesterstochter, die Zeitbestimmung abgegeben. Gemäß dem in einem früheren Artikel an dieser Stelle schon betonten Unterschiede zwischen der letzten Palastperiode und der Zeit, aus der die meisten in der Beilage vom 25. Mai ausführlich behandelten Gräber stammen, muß der Palast von Knosos gegen Ende des 16. Jahrhunderts zugrunde gegangen sein. — Die ganze „minoische" Aera will Evans in drei, jeweils auch in drei Unterperioden geschiedene Abschnitte einteilen, in denen die dritte „spätminoische" Periode zwischen 1500 und 1100 vor Christus läuft und die zweite spätminoische Periode durch die letzte knosische Palastzeit charakterisiert ist. Da das Grab eines Königs — das man aber wohl nicht mit dem von Diodor V, 79 erwähnten legendären Grab des Idomeneus identifizieren darf, weil ein Grab des Meriones, von dem Diodor an gleicher Stelle schreibt, fehlt — Alabastervasen aus der späteren XVIII. Dynastie enthält, mag die zweite spätminoische auf 1700—1500 datiert werden. Man steigt dann zu der Periode auf, die ein früheres Stadium der linearen Schrift und die höchste Vollkommenheit in naturalistischer Darstellung aufweist (1900—1700 v. Chr.). Es folgt, nach rückwärts, das letzte minoische „Mittelalter", das durch die Entwicklung der polychromen Vasenmalerei auf dunklem Grunde und der konventionalisierten piktographischen Schriftzeichen charakterisiert ist; die zweite mittelalterliche Unterabteilung ist durch die Blüte des „Kamaresstils" ausgezeichnet, (vergleiche auch „Die bayerischen Ausgrabungen in Orchomenos" Beilage Nr. 123), sie geht zurück bis zur Zeit Usertesen II., des 4. Königs der XII. ägyptischen Dynastie, zirka 2875 Jahre vor Christi Geburt. Das beginnende minoische „Mittelalter", für das die Kulturfunde einfacheren Stils Momente der Datierung abgeben, mag fast bis auf 3000 vor Chr. zurückgehen. Hinter diesem Datum lag noch in analoger Entwicklungsreihe die „frühminoische" Periode mit geometrischem Dekorationsstil, meist dunkelm Ornament auf hellem Grund. In ihrem Beginn zeigt sich schon die Spirale; die primitiv-piktographischen Siegelsteine haben Motive der Skarabäen der VI. Dynastie (ca. 4000 vor Chr.). In dem Westhof des „Palastes der Doppelaxt" begann das frühminoische Stratum 6.32 Meter unter der jetzigen Oberfläche und darunter lagen noch 6.43 Meter neolithische Strata. Man kann daher eine fortgesetzte Bewohnung der Stätte vom 8. Jahrtausend bis um 1600 vor Chr. annehmen. — Auf gleicher Tagung der „British Association" sprach Oskar Montelius „über das geometrische Zeitalter in Griechenland", was wir als eine Fortsetzung der Evansschen Datierungen betrachten dürfen. Nur das eigentliche Griechenland und die Inseln des Aegeischen Meeres hatten nach dem Aufhören der spätminoischen, um bei Evans' Bezeichnungen zu bleiben, Kultur einen geometrischen Stil; im westlichen Kleinasien ist dieser nicht repräsentiert, hier dauerte die ältere Kultur noch lange fort. Die spätminoische Kultur gehört in die Bronzezeit, die geometrische in die Eisenzeit. Erst mit ihr oder ganz am Ende der Bronzezeit tritt in Griechenland die Fibula auf. Das meiste, was uns der geometrische Stil überliefert hat, sind Töpfereien, für welche er keine neue Technik hat; nur die Ornamente geben die Unterscheidungsmomente. Der geometrische Stil kam nicht aus den nördlich von Griechenland liegenden Ländern, seine charakteristischen Momente sind zuerst in Griechenland aufgetreten. Daß der geometrische Stil so tief unter dem „minoischen" steht, den er doch eigentlich fortsetzt, dafür macht Montelius die dorische Wanderung nur insofern verantwortlich, als die Dorier die fremden Kulturträger der minoischen Anaktenzeit — Tyrrhener oder Pelasger — verdrängt haben, während das hellenische Volk die hohe Zivilisation dieser Fremdlinge vorher noch nicht erreicht hatte. Der berühmte Prähistoriker läßt die geometrische Periode von 1200—700 vor Chr. dauern.

M.

Ein Jubiläum im Antiquariatsbuchhandel.

Auf eine fünfzigjährige Tätigkeit im Antiquariatsbuchhandel kann in diesem Monat einer der bekanntesten Antiquare Deutschlands, der Begründer der bekannten Firma Ludwig Rosenthal in München, zurückblicken. Der Lebensgang dieses Mannes, der sich aus bescheidenen Anfängen zu anerkannter Bedeutung im antiquarischen Verkehrsleben selbst emporgearbeitet hat, ist auch für weitere Kreise nicht ohne Interesse. Einer kleinen Skizze, die Paul Bürger im Börsenblatt für den deutschen Buchhandel über ihn veröffentlicht, entnehmen wir folgende Angaben: Ludwig Rosenthal ist am 2. Juli 1840 in Fellheim an der Iller geboren. Die Mittel des Vaters erlaubten es nicht, den Knaben eine höhere Schule besuchen zu lassen. Doch wußte es der Vater zu ermöglichen, daß der 13jährige Volksschüler wöchentlich dreimal in dem zwei Wegstunden entfernten Buxheim Privatunterricht in der englischen Sprache genießen konnte. Darauf kam er im Mai 1855 bei J. Heß in Ellwangen in eine treffliche Lehre. Schon in dieser

Digitized by Google

Zeit machte sich sein Sammeleifer und sein Suchen nach seltenen, wertvollen Büchern bemerkbar. In einem Ankauf des Sohnes seines Chefs entdeckte er einen Reiber-Druck, die „Mirabilia urbis Romae“, wovon in diesem Jahre ein Faksimile-Neudruck erschienen ist. Für den nach heutigen Verhältnissen spottbilligen Preis von 1200 Mark wurde das Buch damals verkauft. Nach dreieinhalbjähriger Lehrzeit erhielt er von seinem Chef das Lehrzeugnis, kurze Zeit arbeitete er darauf in der Kuhlmeyschen Buchhandlung (H. H. Feddersen) in Liegnitz. Nach kurzer Zeit gründete der noch nicht zwanzigjährige junge Mann 1859 unter stiller Teilhaberschaft seines Vaters in Fellheim in recht bescheidenen Verhältnissen ein Antiquariat durch den Ankauf der ersten Bibliothek. Rastlose Arbeit und kleine Erfolge spornten den immer weiter Schreitenden, der nie vergaß, sein Wissen und seine Kenntnisse zu bereichern und praktisch auszunützen, zu neuen Unternehmungen an. Im Jahre 1863 erschien der erste Antiquariats-Katalog „Katholische Theologie“. Er umfaßte die stattliche Anzahl von 3000 Nummern älterer Literatur. Es folgten ganz naturgemäß Kataloge über protestantische Theologie, Reformationsschriften, alte Jurisprudenz und Medizin, typographische Seltenheiten, Holzschnittwerke, Ornamentik, Werke in schönen Einbänden u. s. w. Für eine weitere Ausdehnung konnte der kleine Ort Fellheim dem gewandten Antiquar nicht mehr genügen. Er verlegte daher sein Geschäft im Jahre 1867 nach München. Hier entwickelte sich das Geschäft schnell weiter und bereits im Jahre 1874 nahm Ludwig Rosenthal seine Brüder Jacques und Nathan zu Teilhabern auf. Große Ankäufe von hervorragenden Bibliotheken brachten mit der Zeit eine Ausdehnung des Geschäfts, so daß das Bücherlager der Firma Ludwig Rosenthals Antiquariat in München an Inkunabeln, seltenen Drucken, Handschriften, Einzelblättern das größte Deutschlands geworden ist und einen Weltruf erworben hat. Bei der Größe des Geschäfts gingen die Brüder im Jahre 1895 auseinander und führten, jeder für sich unter eigener Firma, ein Antiquariat weiter.

Was die Wissenschaft dem Rosenthalschen Antiquariat verdankt, ist oft in Berichten und Besprechungen anerkannt worden. Die Kataloge der Firma werden wegen ihrer bibliographischen Genauigkeit als Nachschlagewerke benutzt und oft in Spezialbibliographien zitiert. Bei der Auffindung der verschollenen Globuskarte mit dem Schiffskurs der Magelhaesschen Weltumsegelung in den Jahren 1519 bis 1522 des Johannes Schöner von 1523, durch Professor Dr. Fr. R. v. Wieser kritisch gewürdigt, und bei der Auffindung des „Missale speciale“, in dem Hupp, Misset und Stein einen Versuchsdruck Gutenbergs und einen Vorläufer des Psalteriums von 1457 erkannten, durfte Ludwig Rosenthal der Wissenschaft die oft bewährten Handlangerdienste tun. Ein Hauptgeschäft macht die Firma nach Amerika, weil die dortigen jungen Bibliotheken und Museen typographischer Seltenheiten noch sehr ermangeln. Eine Biographie Ludwig Rosenthals ist daher auch in Amerika zuerst in „The Curio“ vol. I 1888 erschienen.

❧

Kleinere Mitteilungen.

* Erdbebenforschung in Baden. Durch eine reiche testamentarische Zuwendung des Ehepaares Bohm wurde der Naturwissenschaftliche Verein zu Karlsruhe in den Stand gesetzt, zu der bereits bestehenden staatlichen auf der großherzoglichen Landessternwarte auf dem Königsstuhl zwei neue Erdbebenwarten einzurichten, die eine in einem unterirdischen Gang im Turmberg bei Durlach, die andere in Freiburg. An diesen beiden Orten werden gleichartige Instrumente, Horizontalpendel nach Konstruktion von Professor Hecker in Potsdam, zur Aufstellung gelangen.

* Eine geologische Forschungsreise nach Island unternimmt Dr. W. v. Knebel (Berlin). Der junge Gelehrte, der bereits eine Reihe gründlicher Arbeiten über die vulkanischen Phänomene im Nördlinger Ries geliefert hat, beabsichtigt auf Island in erster Linie Studien über die Abhängigkeit der Vulkane voneinander und von präexistierenden Spalten anzustellen, ferner durch genaue Höhenmessungen eine Reihe von Profilen durch besonders wichtige Teile der Insel zu legen und die glazialen Ablagerungen aus der Diluvialzeit, namentlich in ihrem Verhältnis zu den jüngsten Glazialgebilden, eingehend zu studieren. Die Dauer der Reise soll ungefähr fünf Monate betragen. Dr. v. Knebel gedenkt zunächst den Südwesten des Landes, insbesondere die unbewohnbaren Lavafelder der Halbinsel Reykjanes zu durchforschen und sich sodann nach dem Norden der Insel, in das Gebiet des Mückensees, zu begeben, von wo aus ein Vordringen in die gewaltige Vulkanwüste der Odada Hraun versucht werden soll. Bisher war der während der Jahre 1881/98 auf Island mit Teilaufnahmen beschäftigte dänische Forscher Thoroddsen der einzige, welcher dieses unwirtliche Vulkangebiet durchquert hat. Von deutschen Geologen, die sich um die Erforschung Islands verdient gemacht haben, seien genannt Sartorius v. Waltershausen (1846), Zirkel (1860 zusammen mit Preyer) und Keilhack (1883). Trotzdem sind die geologischen Verhältnisse der Insel noch keineswegs mit aller Genauigkeit erforscht.

E. K.

❧

Hochschulnachrichten.

* Göttingen. Mit einer Antritts-Vorlesung über den „Rundbau bei den Griechen und Italienern“ hat sich hier Dr. Ernst Pfuhl für klassische Archäologie habilitiert.

* Gießen. Der Assistenzarzt an der Chirurgischen Klinik Dr. August Brüning aus Vienenburg hat der Frankfurter Zeitung zufolge die venia legendi für Chirurgie erhalten.

* Leipzig. Der außerordentliche Professor der Medizin Dr. Siegfried Garten wird am Mittwoch seine Antrittsvorlesung „Ueber die Veränderung der Netzhaut durch Licht“ halten.

* Dresden. Bei der am Samstag im Beisein des Königs erfolgten Einweihung der Neubauten der hiesigen Technischen Hochschule wurden folgende Herren honoris causa zu Doktor-Ingenieuren promoviert: Kultusminister Dr. v. Seydewitz, Geh. Rat Wäntig im sächsischen Kultusministerium, Kommerzienrat Niethammer, der Professor der Physik Geh. Rat Dr. Töpler (Dresden), Stadtbaurat Licht (Leipzig), Karl Schäfer (Karlsruhe), W. v. Siemens (Berlin), Prof. Mertens (Groß-Lichterfelde), Wilhelm Lauter (Frankfurt a. M.), Bitterhof (Biebrich a. Rh.) und Professor Happ (Berlin). Die Bezirksverbände des deutschen Ingenieur-Vereins zu Dresden, Leipzig und Zwickau überreichten ein Kapital von 30,000 M. zu Stipendien und eine Deputation sächsischer Industrieller überbrachte eine Stiftung von 130,000 M. für Stipendien, die insbesondere zur Unterstützung selbständiger Forschungen nach Beendigung der polytechnischen Studien verwendet werden sollen. Namens der übrigen Technischen Hochschulen überbrachte der Rektor Geh. Rat Professor Dr. v. Dyck (München) die herzlichsten Glückwünsche.

hc. Dem Professor der Physik an der hiesigen technischen Hochschule, Dr. Wilhelm Hallwachs, ist der Titel und Rang eines Geheimen Hofrats verliehen worden.

hc. Halle. Der bisherige Privatdozent für Physik an der Universität Breslau, Dr. Georg Berndt, hat sich mit einer Antrittsvorlesung über „Die modernen Anschauungen über die Konstitution der Materie“ in gleicher Eigenschaft in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität eingeführt. (Vergl. Nr. 117.)

* Rostock. An der hiesigen Universität ist ein Extraordinariat für griechische und römische Geschichte errichtet und Dr. Walter Kolbe, zur Zeit in Athen, übertragen worden.

Digitized by Google

Jahrgang 1905. München, Donnerstag, 1. Juni. Nummer 127.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Des Himmelfahrtfestes wegen erscheint die nächste Nummer am Freitag Nachmittag.

Inhalt:

Die Popularisierung der protestantischen Theologie.

I.

Die Popularisierung der Wissenschaft ist eine durchaus moderne Bestrebung. Ihre Ursachen treiben von oben her, von der Wissenschaft selbst, und von unten her, von dem Volke. Der große Fortschritt der modernen Wissenschaft besteht in der Entdeckung der Grenzen, die den Einzeldisziplinen durch die eigenartige Beschaffenheit ihrer Objekte gezogen sind. Das hatte notwendigerweise die gegenseitige Emanzipierung der einzelnen Erkenntnisgebiete zur Folge. Früher ein Ineinandergreifen oft entgegengesetzter Universalprinzipien, jetzt eine ängstliche Absperrung aller dem Einzelobjekt fremdartigen Begriffe und Methoden. Die unmittelbare Folge aber dieser Spezialisierung war die Einseitigkeit der Fächer und als Reaktion dagegen das Verlangen nach ergänzenden und zusammenfassenden Fermenten einer Weltanschauung und nach allseitig bildenden Lebenswerten, das Zurückrufen der gebannten Geister nicht in die Einzeldisziplinen, aber in die Einzelpersönlichkeit, und deshalb auch nicht in wissenschaftlichen, sondern in allgemeinverständlichen, populären Formen.

Von unten her griff als der stärkste Hebel die seit dem letzten Jahrhundert mehr und mehr wachsende Demokratisierung der Gesellschaftsordnungen ein: die Verselbständigung der Einzelstände, die Ausbildung und Begrenzung ihrer Anspruchsrechte, namentlich der der unteren Stände, zuerst in sozialpolitischer Beziehung als wirtschaftliche und parlamentarische Selbständigkeit, sodann in unmittelbarer und notwendiger Folge die Forderung der Anteilnahme aller Stände an den großen geistigen Gütern des Volkes. Rasch verwandelt sich nun die geistige Hörigkeit erst in stolz und ungestüm prononcierte Urteilsfähigkeit — man denke an die Zeit des populären, noch andauernden Materialismus —, sodann aber in die richtige und maßvoll auftretende Erkenntnis, daß Wissen Macht ist und das idealste Recht des Volkes das Recht an Aufklärung, nicht wie sie von einem nach einseitigen Prinzipien verallgemeinernden Forschen, sondern von den einzelnen Gelehrtenfächern herausgestellt wird. Und so ist denn die Wissenschaft mit Freuden aus ihren aristokratischen Schranken getreten, um dem wißbegierigen Volke die feurigen Waffen in die Hand zu geben zum Kampf um eine Lebens- und Weltanschauung und dadurch zu immer wachsender geistiger Freiheit. Bald waren auch die Mittel zum Zwecke da: die durch die enormen Fortschritte der modernen Technik ermöglichte billige Literatur, die zahllos aufschießenden Zeitschriften, die Organisationen der Bildungsvereine für die verschiedensten Stände.

Zu all diesen Ursachen einer Popularisierung der Wissenschaft kommt für die Theologie noch die eigenartige, religiöse Krisis in Betracht, wie sie nun schon seit der Mitte des letzten Jahrhunderts andauert. Die Entkirchlichung des Volkes ist keineswegs etwa nur aus persönlicher Indifferenz, Bedürfnislosigkeit oder Frivolität zu erklären, sondern in letztem Grunde aus den scharfen Spannungen zwischen modernem und altkirchlichem Weltbild, aus der Selbstverschuldung der Kirche, welche entweder durch Beharren auf den einem modernen Menschen unverständlichen Dogmen und Anschauungsweisen überwundener Epochen oder aber durch Vorenthaltung der neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse sich selbst das Volk entfremdet hat. Der einfache, höchst nüchtern denkende, wie der umfassend gebildete Mensch unserer Zeit verstanden nicht mehr die Sprache und Anschauung Kanaans, die ganz auf dem antiken Weltbild beruhenden Vorstellungsarten: das dreistöckige Weltgebäude, den Gott des Sühnopfers und die Stellvertretung der Menschheit durch das himmlische Wesen Christus, die juristische Rechtfertigungslehre, die Geister- und Dämonenwelt, das widergesetzliche, übernatürliche Geschehen in Natur- und Geisteswelt, die furchtbaren Lehren von der Verworfenheit der Menschennatur und der Verdammnis der Ungläubigen. Das alles mußte dem modernen Menschen, der gesünder und realer denkt als je, mit einer unmittelbaren Evidenz unnatürlich und künstlich vorkommen, sein ursprünglich-religiöses Empfinden beirren, gegen seinen eigenen Gott mißtrauisch und schließlich verzweifelt oder boshaft machen. Noch war die geschichtliche Bildung, die tiefere Einsicht in die natürliche und notwendige zeitgeschichtliche Entstehungsweise jener Anschauungen nicht vorhanden, man wußte den Wahrheitskern noch nicht von seinen zeitlichen Umhüllungen zu scheiden und stellte sich aus Unkenntnis oder Ueberstürzung des Urteils vor die psychologisch äußerst verständliche Alternative: entweder hat jene ganze Zeit unrecht oder recht, entweder sie ganz bejahen oder gar nicht. Das war und ist heute noch mit eine Ursache des populären Materialismus, die Psychologie des Abfalls von Religion und Kirche. Rasch waren auch die wissenschaftlichen Kopfzertreter der Religion da, Feuerbach, der jüngere D. Fr. Strauß und heute als Nachzügler Häckel. Der Theologie fehlten lange die Angriffswaffen, bis der Aufschwung der historischen Wissenschaft auch sie die Entstehungsursachen und näheren Zusammenhänge des Urchristentums erkennen ließ und eine Scheidung der christlichen Vorstellungen von ihren zeitgeschichtlichen, für uns hinfällig gewordenen Elementen ermöglichte. Daher kam es, daß erst seit den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts die Theologie ihren Gang in das entkirchlichte Volk antreten konnte. Und bereits war

auch der Boden von anderer Seite gelockert. Der Materialismus hatte den Menschen nicht befriedigen können, die Kulturseligkeit und naturalistische Schwärmerei Jungdeutschlands hatte Uebersättigung oder Leere und Oede zur Folge, da kam, wie schon oft bei solchen Konstellationen der geschichtlichen Kultur, wieder der Ruf nach Religion. Aber er kommt noch mehr von oben als von unten, von der breiten Masse des Volkes, her; die dem Volke mundgerecht gemachte Theologie will jenen erwidern und diesen noch wecken.

II.

Die bisherige Betrachtung wollte die Popularisierung der Wissenschaft, speziell der Theologie als ein notwendiges Kulturmittel der Gegenwart erkennen lassen. Wir glauben, daß die Zukunft der Religion unseres Volkes nun von dem Gebrauch desselben abhängen wird. Denn es gibt keinen größeren Feind der Religion als die in weitesten Kreisen verbreitete Unkenntnis der Sache, die Voreingenommenheit und das Vorurteil. Nur eine systematische Aufklärung kann helfen; die Probleme liegen teils zu tief im philosophischen Denken, teils zu weit in der für den Laien undurchdringlichen Vergangenheit, als daß sie durch autodidaktisches Nachdenken gelöst werden könnten. Nicht umsonst hat die Geschichte, auch der Religion, ihren erfahrungsreichen Gang genommen, auch nicht die Geschichte der Theologie; eine geschichtlose Anschauung hat sich noch immer gerächt. Nun wird ja die Kirche den an der Religion nicht ganz Verzweifelten den Weg vom alten zum neuen Glauben weisen können. Allein in ihrer apologetischen Wirksamkeit ist sie durch den erbaulichen Zweck des Gemeindegottesdienstes in engen Schranken gehalten. Die Entkirchlichten aber erreicht sie gar nicht mit der Predigt; das Mißtrauen gegen kirchliche Einrichtungen ist zu groß, oder man verhält sich wie in den Kreisen von Johannes Müller, allerdings ganz unpsychologisch und ungeschichtlich, aus einem einseitig individualistischen Prinzip heraus ablehnend gegen kirchlich organisiertes „Herdenchristentum". Es bleiben also dem selbständig Suchenden nur zwei Wege zur Bildung einer Weltanschauung, der Vortragssaal und die Literatur. Jener wird wohl als der bequemste Weg am liebsten aufgesucht, weil die Darbietung z. B. in Volkshochschulkursen die akutesten Probleme herausgreift und sie auch in konzentriertester, übersichtlichster Form zu behandeln genötigt ist. Aber es haben sich auch starke Bedenken gegen denselben erhoben: daß er durch die kompendiorische Methode Halbbildung und Stückwissen zur Folge haben müsse. Jedenfalls ist die Aufklärung durch die Literatur solider und sicherer, weil diese die Probleme in ihrer Vollständigkeit und die Prinzipien in ihrer Breite erörtert.

Beachtenswerte Bedenken sind allerdings auch gegen diese Art der Popularisierung, gegen letztere überhaupt, laut geworden. Der schwankende Charakter, welcher gerade der historischen Bibelkritik, namentlich infolge der Unsicherheit der Quellen der Evangelienkritik anhafte, das mehr oder minder subjektiv Hypothetische, müsse das Volk verwirren oder in die Skepsis treiben. Allein das wird bei der Wissenschaft, namentlich der theologischen, immer so sein, sie ist Suchen und Fragen, kein dogmatisches Haben. Im übrigen macht die Literatur meist selbst auf das Hypothetische aufmerksam und leitet so zur Scheidung von Sicherem und Unsicherem an, gibt selbst Richtlinien zur Selbstentscheidung, und, was die Hauptsache ist, sie bietet genug Positives, den verschiedensten Forschern Gemeinsames, gerade in den für den unmittelbar-persönlichen Glauben wichtigsten Punkten. Schließlich ist es ein von äußeren Autoritäten doch zu abhängiger Standpunkt, wenn man von der Wissenschaft nur unerschütterlich feststehende Resultate erwartet, um nur ganz sicher zu gehen oder das Recht zur Skepsis haben zu können, dabei aber nicht beachtet, daß in Sachen der Religion die letzte Instanz doch die religiös-sittliche Erfahrung der Individualität, kontrolliert durch die Allgemeinerfahrung und die Geschichte, bleibt. Jedenfalls können jene Bedenken das Anspruchsrecht des Volkes auf Orientierung über die Ergebnisse der Forschung nicht aufheben.

III.

Was die Literatur der popularisierenden Theologie selbst betrifft, so ist es für den Laien bei der Ueberproduktion unserer Zeit schwer, die notwendigsten und klassischsten Bücher herauszufinden. Deshalb seien in folgendem einige der neuesten, auch ihrer einzigartigen Bedeutung wegen empfohlen, nicht mit wissenschaftlicher Kritik, sondern in dem, was sie dem Gebildeten sein können. Zur Beruhigung der theologenscheuen Gemüter sei aber gleich gesagt, daß die Losung Jesu „Freiheit von den Theologen" auch die Losung dieser Werke ist: kein abstraktes, gekünsteltes Theoretisieren mit der rabies theologorum, sondern überall der Drang nach realen, nach den allerrealsten Erkenntnissen und Worten, ohne alle theologische Dekoration und kirchengeschichtliche Tünche; große, starke, moderne Linien. Die Sprache allgemeinverständlich, keine hebräische und griechische, sondern eine deutsche, kein Schillern und Oszillieren — ein Haupthindernis für echte Religion —, eine Laiensprache, klar und wahr.

Am besten greift man, wie auf allen wissenschaftlichen Gebieten, zuerst zu einer „Einleitung". Eine solche besteht erst seit kurzem unter dem etwas verunglückten Titel: **Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion.**[1]) Eine Einführung nicht in erster Linie in die wissenschaftlichen, sondern in die Lebensfragen der Religion: Wesen der Religion und des Christentums, Altes Testament, Urchristentum, Religion und Wissenschaft, Religion und Schule u. s. w. Von Vulgärvorstellungen wird meist ausgegangen, zu den Problemen fortgeschritten, dieselben nicht immer gelöst, sondern, was besonders wertvoll ist, methodische Prinzipien und größere Gesichtspunkte gegeben, so daß man feste Punkte hat zu weiterer selbständiger Forschung und Entscheidung und dadurch gegen widerspruchsvolles Denken geschützt wird. Der Stoff selbst wird meist geschichtlich und kritisch skizziert und charakterisiert. Eine vorzügliche Orientierung über den Stand der Religion.

Das Tor zu tieferem Eindringen in das Verständnis eines Gegenstandes war noch immer die Geschichte. Die Geschichtsforschung ist für die Geisteswissenschaft, was das Experiment für den Naturwissenschaftler, das moderne Prinzip der Empirie. Sie ist für die Religion wegen des höchst subjektiven, elastischen Charakters derselben nötiger und wichtiger als für jeden anderen Gegenstand. Das geschichtliche Experiment weist die psychologischen Gesetze der Religion auf, analysiert sie nach ihren Grundbestandteilen wie nach ihren zufälligen, zeitgeschichtlichen Beimischungen. So kommt man dem Wahrheitsgehalt der Religion näher, zugleich sehen wir im Makrokosmus der Geschichte die Schicksale unseres eigenen religiösen Lebens und Denkens, und so wird die Geschichte zur besten Belehrung und besten Zündkraft für unsere Religiosität.

Was ist und will Religion? Nicht *eine* Religion kann diese erste Frage beantworten, das gäbe einen einseitigen oder willkürlichen Religionsbegriff, nur alle zusammen sind kompetent. **Bousset: Das Wesen der Religion, dargestellt an ihrer Geschichte.**[2]) Ein höchst lehrreicher Einblick in die Grundtendenzen und Phänomene der in glänzender Sprache geschilderten Religionen, in ihr gewaltiges Ringen nach Selbsterfassung und Freiheit von allen verwirrenden Kulturverflechtungen, in ihre Einfachheit und Erhabenheit in der Religion Jesu, der wir uns in neuester Zeit noch so viel kirchengeschichtlichen Verirrungen wieder mehr und mehr nähern können. Dadurch, daß alle Religionen unter bestimmten Gesichtspunkten: was ist Religion, was kann sie mir geben, wie muß sie beschaffen sein? — betrachtet werden, erhalten sie immer zugleich Gegenwartsinteresse.

Die Quellkraft und den Nährstoff der christlichen Religiosität als der vollkommensten suchen wir in ihren Ursprüngen: in der Bibel. Die Lutherische Uebersetzung der Bibel behält wohl ihren unübertrefflichen, erbaulichen

[1]) München 1905, Lehmann.

[2]) Halle 1904, Gebauer-Schwetschke.

Digitized by Google

Wert, aber für die Forschung ist eine verständlichere, nicht altertümelnde Sprache nötig. Textbibel des Alten und Neuen Testaments von Kautzsch-Weizsäcker, billige Ausgabe in Familienbibelformat.[3]) Eine wörtliche, den ursprünglichen Sinn und Eindruck des Textes möglichst festhaltende, einfache und verständliche Uebersetzung in gutes Deutsch. Sie ermöglicht den ersten freien Schritt auf das ewig grüne, aber auch — wie wir gestehen müssen — mit Dornen und Hecken bewachsene Land der Bibel.

Es ist eine Tat der Wissenschaft, daß sie dem Volke endlich einmal den freien Zugang zu diesem Lande ermöglicht hat. In erster Linie nennen wir da die nicht genug zu empfehlende Sammlung „Religionsgeschichtliche Volksbücher", Band 1: Die Religion des Neuen Testaments.[4]) Das gemeinte „Volk" wird wohl nach dem Niveau der Darstellung auf die Gebildeten beschränkt werden müssen und somit eine Apologie in noch einfacheren, verständlicheren Formen für die Kreise der Arbeiter und Handwerker noch zu erwarten sein. Die erste Sammlung ist höchst zweckmäßig angelegt: nicht langstilig und weit ausholend, knapp und charakteristisch, dabei packend und erhebend. Inhaltlich zuerst das Notwendigste, die Quellen des Lebens Jesu, ein überraschender Blick in die Architektonik der vier Evangelien, über deren Verworrenheit der Laie gewöhnlich kein einheitliches Bild Jesu sah: jetzt erhebt sich ihm dessen Gestalt licht und klar aus den schriftstellerischen Umhüllungen. Dann Blicke in die Entstehung und den Bestand der ersten Gemeinden, Einführung in die Paulusbriefe und dann der Wredesche Paulus, ein Meisterwerk. Paulus, durch den so viel drückende Last auf unsere Religiosität geworfen, jetzt lernen wir ihn und damit uns selbst verstehen. In großen, geschwungenen Zügen werden die zeitgeschichtlichen Triebkräfte seiner Theologie aufgezeigt; gerade das, was uns drückt: Genugtuung, Rechtfertigung als juristisches Urteil, ethischer und metaphysischer Dualismus, alles löst sich als zeitgenössische Hülle von seiner gewaltigen, nunmehr neu und kräftiger wirkenden Religiosität. Noch befreiender aber Boussets Jesus. Wir hören von Form und Inhalt seines Wirkens in seiner Zeit, die Formen derselben zerschlagend und mit seinem bleibenden, ewigen Inhalt von neuem an unsere Herzen pochend. Schon die temperamentvolle Schilderung reißt uns mit auf die Höhe seines Gottmenschentums: Jesus wirkt durch seine göttliche Hoheit und Größe und nicht durch seine Titel.

Wer einen geschichtlichen Einblick in das Leben Jesu gewinnen will, der lese zur Ergänzung oder als Vorstudium: Schmidt, Die Geschichte Jesu, erzählt.[5]) Das eigentlich Historische im Leben Jesu ist gewöhnlich dem Auge verbaut durch die erbaulichen und praktisch-religiösen Zwecke der Evangelien. Hier wird der Werdegang des Lebens Jesu nicht chronologisch, das ist unmöglich, aber psychologisch — soweit auch dies nur möglich — mit Wahrscheinlichkeitsschlüssen aus Zeitgeschichte, Charakter und Beruf Jesu durchsichtig gemacht, und es verleiht eine eigenartige, ernste Freude, die Tragik dieses religiösen Schicksals einmal nach historischen Zusammenhängen auf sich wirken zu lassen. Kenntnis historischer Kritik ist vorausgesetzt oder kann erworben werden aus dem Ergänzungsband: Die Geschichte Jesu, erläutert.

Aber noch gilt es, schwere Steine zu heben, die für den, der durch die bisherigen geschichtlichen Charakterisierungen wieder ein persönliches Interesse am Neuen Testament gewonnen, über den Quellen seiner Religion liegen. Auch diese Arbeit ist begonnen. Es ist sicherlich ein in der wissenschaftlichen Volksliteratur epochemachendes Unternehmen: Die Schriften des Neuen Testaments, neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt von Baumgarten u. a.[6]) Die Anschaffung dieses Werkes sei den Lesern aufs dringendste empfohlen, es gehört sozusagen zum Handwerkszeug eines Christen und wird für jede gebildete Familie zur Selbstbelehrung und Selbsterbauung unentbehrlich werden. Nach Einleitungen zum ganzen Testament und zu den einzelnen Schriften wird eine sinngemäße, der heutigen Umgangssprache angepaßte Uebersetzung gegeben und dann für die Auslegung mit allen möglichen Mitteln operiert, um möglichst keine bei der Lektüre aufsteigende Frage unbeantwortet zu lassen: erst wird geschichtlich erklärt, die Meinung des Verfassers und der inhaltliche Zusammenhang zu ergründen gesucht, dann — was das Wichtigste ist — gleich persönlich Stellung genommen, von vulgären Gesichtspunkten ausgegangen zu religionsgeschichtlichen und religionspsychologischen, nach ganz moderner Methode fortgeschritten, schließlich bei wichtigen Abschnitten auf die Prinzipienfrage hingewiesen, so daß die persönliche Stellungnahme aus der Weltanschauung gewonnen wird und zugleich in eine solche hineinführt. Keine erbauliche Phrase, aber religiös verinnerlichend und erhebend, wobei allerdings ein erhebliches Maß von kritischer Erträglichkeit vorausgesetzt wird. Das bisher Gesagte gilt für die bis jetzt erklärten Schriften: Markus, Jakobus und 1. Petrus; mit Spannung müssen noch die schwierigeren Schriften erwartet werden, z. B. Johannes.

Die Lektüre der bisher besprochenen Bücher wird infolge ihrer Knappheit dem tiefer Forschenden viele Rätsel, Fragen, Bedenken, oft auch Unklarheiten zurücklassen. Deshalb ist als Ergänzung oder auch zum selbständigen, eingehenderen Studium eine weitere Sammlung, „Lebensfragen",[7]) ebenso willkommen zu begrüßen. Sie wird Grundfragen der Religion in systematischer Untersuchung behandeln: Gott, Unsterblichkeit u. s. w., ferner Grenzfragen: Religiöse und naturalistische Weltansicht, Die Religion unserer Klassiker, beide bereits erschienenen Bücher in diesem Blatte schon rezensiert. Die Reihe religionsgeschichtlicher Einzelfragen ist eben eröffnet mit Weinel, Paulus und Meyer, Auferstehung, Himmelfahrt und Pfingsten (1905). Letzteres hat durch die christlichen Feste auch praktisch Interesse. Die Untersuchung der biblischen Auferstehungsberichte wird auf breiteste Basis gestellt, zeit- und religionsgeschichtlicher Stoff erfreulicherweise in ausgedehntem Maße beigezogen, psychologisch und pathologisch gedeutet, das leere Grab als eine Schöpfung des Osterglaubens und die Visionen als physiologische Ausgleiche zwischen Furcht und Hoffnung der Jünger betrachtet. Das Buch dürfte die beste Orientierung über diese Frage sein, die bis jetzt vielleicht das größte Rätsel für den Laien war und deren Klärung einen befreienden Eindruck haben wird, wenn auch bei der vorliegenden Lösung der Rätsel noch genug übrig bleiben werden.

Karlsruhe. Dr. Emil Ott.

[3]) Tübingen 1904, Mohr.
[4]) Halle 1905, Gebauer-Schwetschke.
[5]) Tübingen 1904, Mohr.
[6]) Göttingen 1905, Vandenhoek u. Ruprecht.
[7]) Tübingen, Mohr.

Der chinesische Philosoph Lieh und seine Stellung innerhalb der Kultur und Philosophie.

Eine Vorbemerkung über das
Einströmen fernorientalischer Weisheit in das Abendland.

(Schluß.)

Wer so hoch gestiegen ist wie dieser Weise, dem heben sich alle Grenzen, alle Reiche der Tiefe auf. Licius kennt keine Grenze zwischen Erkenntnistheorie und Ethik; für ihn ist eins das Ingrediens des anderen. Wer zum Ahnen des Tao vorgedrungen ist, der ist ihm der von höchster Ethik erfüllte Mensch, und umgekehrt steht ihm einzig der in ethischer Hinsicht am höchsten, der die letzte mögliche Erkenntnis erreicht hat. Eines bedeutet soviel als das andere. Erkenntnistheoretisch wie ethisch genommen, existiert für einen solchen Menschen weder Recht noch Unrecht. In ihm erfüllt sich das Jenseits von gut und

Digitized by Google

böse schon deshalb, weil er nicht mehr seinem irdischen Ich angehört, sondern bereits ins Tao übergegangen ist, das alle Standpunkte vereint und damit ebenso berechtigt wie entrechtet.

Die Dinge (Individuen) nämlich sind dem Tao entgegen, das Tao ist aber nicht den Dingen entgegen.

Allein Licius kennt auch ein Mittelmaß und läßt es gelten. Er nimmt Rücksicht auf den Charakter seines Volkes. In seiner Art liegt es, Extreme zu meiden:

Was mein großes Volk befestigt,
Ist Vermeidung von Extremen.

Für den Heiligen, sagt Lieh, ist Unberührtheit des Inneren durch Aeußeres das Höchste. Aber in seinem Relativismus läßt er ja jeden Standpunkt gelten. Deshalb gibt es für ihn keinen kategorischen Imperativ: seine Ethik, die sich bei ihm von Erkenntnistheorie nicht entfernt, ist als ein Teil der Gnosis überhaupt fast durchaus deskriptiv. Licius führt eigentlich nur an, ohne zu mahnen. Dem Weisheitsuchenden zeigt er den schönsten Weg zum Erkennen, dem Ruhelosen den kürzesten Pfad zur Ruhe, dem Genießenden enthüllt er die vornehmste Art des Genusses.

Still und leer erlangt man seinen Halt, nehmend und gebend verliert man seinen Stand, so ruft er dem Rastlosen zu.

Dem Leidvollen sagt er:

Einmal ins Leben gekommen, nimm es gleichgültig hin; untersuche was es begehrt, um auf den Tod zu warten:
Kommt der Tod, so nimm ihn gleichgültig hin, untersuche wohin er führt, um dich der Auflösung zu übergeben.

Den, der vom Leben gebrochen ist, macht er mit der Seligkeit des Todes bekannt, indem er ein Gespräch zwischen Tsi-kung und Confucius wiedergibt:

Tsi-Kung war des Studiums müde und sagte zu Confucius: Ich sehne mich nach Ruhe.
Confucius antwortete: Das Leben hat keine Ruhe.
Tsi-Kung fragte: So ist also nirgends etwas, was mir Ruhe gewährt?
Confucius: O ja, es gibt welche! Schaue hin in jenes Brachgefild, auf die Grabhügel so mannigfalt, da wirst du erkennen, was Ruhe gewährt.
O, wie groß ist der Tod! rief Tsi-Kung aus, die Edlen bringt er zur Ruhe, die Gemeinen zur Unterwerfung.
Confucius sagte: Die Menschen kennen alle die Freuden des Lebens, aber sie kennen nicht des Lebens Bitternis; sie kennen die Gebrechlichkeit des Alters, und kennen nicht dessen Wonne; sie kennen die Schrecken des Todes und kennen nicht des Todes Ruhe.

Wer aber leben will, kräftig und genießend, auch dem wird von Lieh der beste Weg gezeigt:

Lasset uns eilig sein zu leben! Was kümmert uns, was nach dem Tode kommt. Lasse die Ohren hören, was sie Lust haben, laß die Augen sehen, was sie Lust haben, laß die Gedanken gehen, wohin sie Lust haben.
Denn, so heißt es weiter, was die Ohren hören wollen, sind Klänge; bekommen sie dieselben nicht zu hören, so ist es eine Unterdrückung des Gehörs.

Ebenso sei es Tyrannei, jeden anderen Wunsch zu unterdrücken; Tyrannei gegen sich selbst aber sei nicht zu dulden.

Ja, Licius gibt sogar den Genießenden großen Stils recht; dabei ironisiert er mit leichtem Humor die Moralphilister, die stets zu bessern suchen.

Ein Räuber, meint er, sei nun einmal ein jeder. Die Hauptsache sei wenigstens, sich ins Unvermeidliche zu fügen und auf die möglichst anständige Weise zu rauben.

Als seltsames Faktum erscheint es, daß unser Werk sich mit zwei Extremen fast gar nicht beschäftigt: Ueber Altruismus und über sein äußerstes Gegenteil, den Krieg, wird nichts Wesentliches gesagt.

Der Verkehr zwischen den Menschen ist bei Liehtse überhaupt ein durchaus weltmännischer, ob sich nun Heilige begegnen oder ob es sich um einfache Feldarbeiter handelt.

Auf feine Bildung wird in allen Gesprächen hoher Wert gelegt; als schönstes Ideal wird ein gegenseitiges Verstehen ohne die Vermittlung des Wortes betrachtet. Wie weit überhaupt ein Verständnis von Mensch zu Mensch möglich ist, schildert der Weise in einem Kapitel, das sein Problem mit einer selbstverständlichen Einfachheit und zugleich Hoheit löst, die wohl nirgends in der Weltliteratur ihresgleichen finden.

Kwan-Tschung erzählt im Buche „Kraft und Bestimmung" von seiner Freundschaft mit Phau-Schuh. Er sagt unter Seufzen:

„In meiner Jugend, in der Zeit der Entbehrung und des Elends, war ich beständig Geschäftsteilhaber mit Phau-Schuh. Verteilten wir die Güter, so nahm ich ein größer Teil für mich — und Phau-Schuh hielt mich doch nicht für habgierig, da er meine Armut kannte.

Ich pflegte für Phau-Schuh zu spekulieren und kam in tiefes Elend — und Phau-Schuh hielt mich nicht für einen Toren, sondern wußte, daß die Zeit Gewinn bringt oder Verlust.

Ich habe bereits dreimal Aemter bekleidet und dreimal fiel ich beim Regenten in Ungnade — und Phau-Schuh hielt mich nicht für unfähig, sondern wußte, daß ich meine Zeit noch nicht getroffen hatte.

Dreimal habe ich gefochten und alle dreimal den Rücken gekehrt — und Phau-Schuh hielt mich nicht für einen Feigling, sondern wußte, daß ich eine alte Mutter hatte.

Als der Prinz Tschao unterlegen war und Schiu-Fah ihn getötet hatte, wurde ich eingekerkert und erlitt Schmach. Phau-Schuh hielt mich nicht für schamlos, sondern wußte, daß ich nicht über ein kleines Versehen erröte, daß ich mich aber schäme, wenn mein Name nicht hervorleuchtet in der Welt.

Die mich erzeugt haben — das sind meine Eltern; aber der mich kennt — das ist Phau-Schuh."

Ein Werk, das solch hohes Verhältnis zwischen den Menschen bewundert, faßt auch die Beziehung zwischen Mensch und Tier sehr edel. Das höchste Altertum ist hier Ideal. „Die Geister — Heiligen — Menschen des hohen Altertums", so wird berichtet, „nahmen die Tiere auf, belehrten sie und behielten sie mit den menschlichen Untertanen verbunden. Sie wohnten also mit den Menschen vereint. Erst in der Zeit der Kaiser und Könige begannen sie sich zu fürchten, bis sie sich seit den letzten Generationen verbergen, um Qual und Verderben zu entfliehen."

Diese Tradition ist auch kulturhistorisch sehr interessant, da sie, wenn man sie der poetisch-phantastischen Uebertreibung entkleidet, Schlüsse anregt bezüglich einer hohen Kultur, die schon Jahrtausende vor Licius, in des Philosophen „hohem Altertum" gewaltet haben muß.

Eines der schönsten Kapitel überhaupt ist das, welches die Beziehungen des Menschen zum Tier bespricht. Es gibt Tiere — sagt Licius —, die ein menschliches Herz haben, und Menschen, die sich vom Tier nur durch die Form unterscheiden. Hoh und edel ist es gedacht und es stimmt mit den neuesten psychologischen Forschungen überein, wenn Lieh den Tieren Sprache zuschreibt und eine Seele, die uns nur deshalb nicht verständlich ist, weil wir eine anders artikulierte und ausgebildete Sprache haben.

„Wie kann also das Herz der Tiere von dem der Menschen verschieden sein? Gestalt und Stimmen sind vom Menschen verschieden, und man kennt nicht die Methode sie aufzufassen."

Digitized by Google

Dabei schreibt Licius den Tieren, um mit unseren Worten zu reden, wohl Verstand, nicht aber Vernunft zu. In seinen Worten heißt es:

Die Weisheit der Tiere ist eine unwillkürliche, wie die von unmündigen Menschen.

Licius faßt einmal die Ansprüche, die er an ein hohes Menschentum stellt, zusammen. Er stellt die Menschen des hohen Altertums als Vorbilder hin und erzählt von ihnen:

Sie wußten, daß man ins Leben für kurze Zeit kommt, durch den Tod auf kurze Zeit hingeht. Desgleichen folgten sie dem Herzen in jeder Bewegung. Sie widerstanden nicht dem, was gewünscht wird. Sie entfernten nicht die dem Leibe schuldigen Vergnügungen. Deshalb wurden sie nicht durch Ruhm gestört, sondern sie folgten ihrem Wesen und wandelten dahin. Sie widerstrebten nicht dem, was von allen Dingen gewünscht wird und begehrten keinen Ruhm nach dem Tode. Ob Ruhm oder Lobeserhebung, zuvörderst oder zuhinterst, ob Jahre und Bestimmung viel oder wenig, — das alles kümmerte sie nicht.

All diese Worte lebensvoller Weisheit sind Ausflüsse der durchaus h a r m o n i s c h e n Weltauffassung des Lieh. Die Beziehungen, die er zwischen Weltgeist, zwischen Tao und Mensch ersehnt, die er zwischen Mensch und Mensch verlangt und zwischen Mensch und Tier wünscht, sind von großer Harmonie durchdrungen. Es ist dies nur die Konsequenz seiner Auffassung vom Tao.

Diese Harmonie trägt er noch weiter. Er trägt sie hinein in d i e N a t u r.

In ihr erkennt er das Gleichgewicht der Kräfte als höchstes Gesetz an. Das All entsteht und vergeht bei ihm auf harmonische Weise.

Die Dinge werden, wenn sie hier beschädigt, dort ersetzt, wenn hier vollendet, dort ruiniert. Abgang und Ankunft ergänzen einander. — Gleichgewicht ist das höchste Gesetz in der Welt. —

Das Geschehen im All beruht auf harmonischer Weiterbildung. Es wird hier sogar eine Hypothese aufgestellt, die sich mit jener berührt, die ein halbes Jahrhundert vorher im fernen Hellas Thales schuf, die aber auch mit einer anderen modernen Aehnlichkeit hat: mit der Darwinschen. Licius gibt eine Entwicklungsreihe, in der alles Leben aus dem Wasser aufsteigt.

Der Same — so spricht das Buch der himmlischen Anzeichen — wird auf dem Wasser zu Algen.

Aus diesem Samen entwickelt sich dann durch alle Phasen hindurch das Leben. Seine vorletzte Form ist nicht wie bei Darwin der Affe, sondern das Pferd, seine letzte der Mensch.

Der Mensch — so heißt es dann — geht nach längerer Zeit wieder in den Entwicklungsanfang. Alle Dinge kommen aus dem Ursprung und gehen ein in den Ursprung.

Wie im Mikrokosmos, so im Weltganzen. Mit Staunen gewahren wir eine kosmologische Entwicklungskette, in deren Verlauf Lieh aus der Verdichtung der Elemente die Materie entstehen läßt.

Sind Kraft, Form und Materie vereinigt und noch nicht voneinander getrennt, so heißt es Chaos.

Aus dem Chaos entsteht dann die „Wandlung" und die Zahl; ähnlich läßt der Brahmane aus dem brâhma das Atman sich gebären.

Ueber Kraft, Form und Materie (man beachte übrigens, wie Licius in Form und Materie scheidet), über allen Kategarien thront die Notwendigkeit. Ihr Wirken im All faßt der Philosoph in seltsamer, alle Gründe durchschauender Weise auf.

Die Notwendigkeit ist ihm nur im Schein, nur in der Sprache Kategorie. Er sucht sie zu erklären, indem er sie auflöst. Das Gespräch zwischen Kraft und Bestimmung in dem ebenso benannten sechsten Buch soll davon zeugen. Die Bestimmung oder Notwendigkeit antwortet hier der sich unterordnenden Kraft:

Wenn bereits Bestimmung genannt, wozu soll es noch ein Eingreifen geben? Das Gerade treibe ich und dem Krummen folge ich; bin v o n s e l b s t langlebend, v o n s e l b s t kurzlebend, v o n s e l b s t verkannt, v o n s e l b s t anerkannt, v o n s e l b s t nobel, v o n s e l b s t niedrig, reich, arm.

Licius geht mit dieser Definition analytisch vor. Er löst die Abstraktion „Notwendigkeit" in das auf, was sie ist: in notwendige Geschehnisse. Er läßt Notwendigkeit nicht als persönlich-abstrakte Gottheit über den Dingen herrschen, sondern verlegt sie in die Dinge hinein; seine Worte sagen: es gibt keine Notwendigkeit, sondern nur notwendige Geschehnisse. Mit anderen Worten: d i e D i n g e s e l b s t bedeuten die Notwendigkeit. Es zeigt sich auch hier deutlich, daß Licius das Gegenteil eines Wortrealisten ist.

Er scheint überhaupt auf Abstraktionen und Kategorien nicht gut zu sprechen zu sein. Er weiß wohl, daß es kein Geschehen gibt, sondern nur Geschehnisse.

Wie er alles Prinzipielle im allgemeinen nicht mag, so haßt er in der Wissenschaft speziell das Katalogisieren. Eine Anekdote, die Confucius zum Helden hat und ein Seitenhieb auf seine Schule ist, ironisiert die schulmäßig betriebene Wissenschaft. Confucius wird von einem gewöhnlichen Feldarbeiter, den er in pedantischer Weise nach seiner Arbeit fragt und dessen Antwort er dann noch pedantischer seinen Schülern auslegt, gründlich abgefertigt. Der Arbeiter rät ihm ironisch, lieber nicht nach allem zu fragen, sondern seine Wissenschaft mit Etiketten zu versehen, zu katalogisieren.

Diese kleine Anekdote ist nicht die einzige. In manch anderen, die das Buch berichtet, entdecken wir einen feinen Humor, der oft zur leichten Satire wird.

Manche überliefern uns aber auch Dinge, die rein k u l t u r h i s t o r i s c h von größter Bedeutung sind. Wir finden unbestreitbar, daß Alt-China bereits den Asbest kannte, daß es Programmusik trieb, es wird uns sogar ein Automat, ein mechanischer Mensch vorgeführt, der tanzt und lacht und auseinanderzunehmen ist. Psychologische Probleme, die uns sehr modern erscheinen, werden an kleinen Vorfällen des Alltags zu lösen gesucht; wir erfahren köstliche Beispiele über Suggestion und Autosuggestion. So erzählt das Buch „Ursache und Wirkung":

Ein Mann vermißte seine Axt und beargwohnte den Sohn des Nachbars. Er beobachtete ihn nun; aus Schritt und Tritt blickte der Axtdieb; aus dem Ausdruck seiner Augen, aus seinen Worten und Reden blickte der Axtdieb; aus Bewegung, Handlung, Gestalt und Benehmen, aus jeglichem Tun blickte der Axtdieb heraus.

Zufällig grub er in seiner Schlucht noch und fand da die Axt.

Den andern Tag sah er wieder den Sohn seines Nachbars. Bewegung, Handlung, Gestalt und Benehmen waren nicht mehr denen eines Axtdiebes ähnlich.

Unser Werk ist eine Fundgrube an ähnlichen, reizvoll ausgeführten Problemen des Alltags. In vielen wird auch das Verhältnis von Traum und Leben behandelt, in einigen werden die Arten der Suggestion auf andere vorgeführt, eines sucht die Tatsache der differierenden Größe des aufgehenden und des im Zenit stehenden Sonnenbildes zu ergründen.

Wir brauchen nicht auf solche kulturgeschichtlich merkwürdige Einzelheiten hinzuweisen, um einzusehen, wie mächtig hohe menschliche Kultur aus dem Werke spricht. Wir haben im Eingang behauptet, das Werk des Lieh sei

Digitized by Google

ein Kulturbuch im besten Sinne. In *jedem* können wir jetzt sagen, da wir gesehen haben, wie die Perspektive, unter der der chinesische Weise die Welt betrachtet, alle Seiten des Lebens und des Todes überstrahlt, wie sein hohes Auge *bewußt* ist, wie er *bewußt* sein Weltbild wiedergibt.

Vor allem dadurch unterscheidet sich Lieh van den anderen Weisen seiner Zeit. Man vergleiche das Buch des Laotse ader die Lehre des Confucius mit dem Werk des Lieh. Eine gleich bewußte Sprache finden wir nirgends.

Nirgends auch eine solche *Universalität*. Im Vergleich zu Lieh sind die beiden anderen Spezialfarscher: Confucius Ethiker, Laotse Metaphysiker. Liehtse hingegen ist ein umfassender Denker. Umfassend jede Seite der Welt. Laotse kennt nur einen Weg und nennt ihn den rechten. Lieh läßt jeden gelten; jeder ist für ihn gleich berechtigt, gleich unberechtigt. Confucius verwirft den auf falscher Bahn Gehenden. Lieh läßt ihn gelten oder ironisiert ihn höchstens mit dem stillen Lächeln des Weisen. Licius wendet seinen Blick in gleicher Weise nach innen wie nach außen und findet schließlich, daß beides eines ist. Er ist Pantheist und Individualist, beides zugleich und jedes im höchsten Sinn.

Ein universeller Geist spricht hier zu uns, ein Weltweiser, der die Gegensätze wunderbar lächelnd zu vereinen weiß, der zugleich zu bejahen und zu verneinen versteht, der alle Gegensätze nur als Formeln für eine Grundwahrheit ansieht. Dem, der das Wahre schauen will, löst er diese Farmeln in die Grundwahrheit auf, ruhig aber läßt er sie dem, der lieber im Schein wandelt. Die gleißenden Formen des Sansara und der tiefe Schatten des Nirwana — sie haben gleiches Recht.

Der Philosoph Licius ging nach Wei. An der Seite des Weges nahm er eine Erfrischung zu sich. Da sah er hundeetjähriges Totengebein. Er bog deshalb das Gesträuch zurück, zeigte, zum Schüler Phi Fung gewendet, darauf und sagte:

Nur ich und jene haben die Erkenntnis,
Daß wir weder leben noch tot sind!
O das übersteigt Genuß! O das übersteigt Freude!

Dieser Weise ist unsterblich. Er gewährt dem, den er mit der Harmanie seiner Welteinsicht erfüllt hat, etwas, das Genuß und Freude hinter sich läßt. Er hat seine feinen Fäden in das Gewebe des Weltgeistes eingesponnen und durchwallt mit ihm die Zeiten. Er hat somit erfüllt, was er sich selbst einst für die Lebens- und Weltwanderung zurief. Wir nehmen den Ruf auf, der aus dem Schacht fernster Jahrtausende heraufdringt in erhabenem Tan:

Wandeee in des Wanderns höchstem Sinn! Wer so wandert, weiß nicht wohin er geht. Wer im höchsten Sinn betrachtet, weiß nicht was er anschaut.
Alles wandert! Alles betrachtet!
Das ist's was ich Wandern nenne,
Das ist's was ich Betrachtung nenne.
Wandere im Höchsten du!
Wandere im Höchsten du!

Bücher und Zeitschriften.

Aesthetischer Kommentar zu den Tragödien des Sophokles. Von *Adolf Müller*, Paderborn 1904. Verlag von Feedinand Schöningh.

Man hat die Forderung aufgestellt, der Gymnasialunteericht im Griechischen müsse begabte Schüler so weit fördern, daß sie die großen griechischen Tragiker ahne Schwierigkeiten lesen können, und nach dee neuen Prüfungsordnung in Preußen soll der Abiturient bei der mündlichen Peüfung einen noch nicht gelesenen Abschnitt aus Platon, Demosthenes, Thukydides übersetzen. In Wirklichkeit werden diese Ziele von dem Durchschnitt der begabten Schüler überhaupt nicht, von den begabtesten nue in äußerst seltenen Fällen erreicht; sie sind für Kandidaten der Philologie nicht zu niedrig gesteckt. Noch schlimmer steht es mit der wirklichen Errungenschaft, wenn man höhere Ziele ins Auge faßt, wenn man von dem Gymnasium fordert, daß zu einiger Vertrautheit mit den Ideen, dee künstleeischen Eigenart, der Weltanschauung der großen Denler und Dichter durchgedrungen werden soll. Zu solchem Zwecke ist natürlich z. B. die mühsame Lektüee einer einzigen Tragödie des Sophokles im Urtext nicht ausreichend; es müßte die Kenntnis des Inhalts anderer Dramen des Dichtees durch gute Uebersetzungen hinzukommen, und eine willkommene Ergänzung der so gewonnenen Einsicht wäre das Studium auserwählter Abschnitte solcher Büchee wie des uns vorliegenden über Sophokles. Die Weltanschauung dieses Tragikers ist vermöge richtiger Erfassung der Erscheinungen und Probleme des Lebens zu Waheheiten durchgedrungen, welche für alle Zeiten gültig sind: fest steht ihm der Glaube an die Allmacht der Götter und ihr stetiges Einwirken auf die menschlichen Dinge; sie greifen aber ein gleich einem unerklärlichen und unentrinnbaren Schicksal und entspeechen keineswegs immer den Forderungen der Gerechtigkeit, wie sie der Mensch zu stellen pflegt; daher leiden auch Unschuldige oder wenigstens steht das Leid häufig nicht in einem das Gerechtigkeitsgefühl befeiedigenden Verhältnis zu der Schuld; durch das von den Göttern gewollte Verhängnis ist die Freiheit des Menschen überall eingeschränkt und es bleibt demselben nichts übrig als Eegebung in die unerfoeschlichen Ratschlüsse. Sophokles kommt zu dem nämlichen Ergebnis wie der Dichter Hiob. Durch diese Anerkennung und Darstellung unverdienten Unglücks unterscheidet er sich von dem ersten großen Tragikee Aeschylos, der stets das Leiden als notwendige Folge einer Schuld hinzustellen und durchweg die Gerechtigkeit der göttlichen Strafgerichte zu veeteidigen bestrebt ist. — Dieser Gegensatz hätte in dem Buche Müllers heevorgehoben werden sollen, wenn auf Grund der Betrachtung des tragischen Geschickes dee Helden des Sophokles und dee Zeugnisse seines philosophischen Denkens in den Tragödien die Grundansichten des Dichters klar entwickelt werden: die furchtbare Macht des Schicksals vollziehe sich nach dem Willen der Götter, welche immer wieder durch Weissagung und Orakel auf die Menschheit einwirken; der Mensch stehe ihnen ohnmächtig gegenüber, wenn sie ihn ins Verderben stüezen und auf anklagende Fragen keine Antwort geben; die Erkenntnis solch schmerzlicher Wahrheit dürfe aber den Lebensmut nicht brechen und hebe das Gebot, gerecht und gut zu sein, nicht auf; sie lehre sich bescheiden und dulden. Der Nachweis solcher Auffassung tragischer Menschengeschicke von Seite des Sophokles wird aus dem Inhalt der sieben uns erhaltenen Dramen desselben erbracht. König Oedipus leidet untee dem Fluche, der auf seinem Geschlechte lastet; weder Klugheit noch Frömmigkeit kann ihm Rettung bringen; er unterliegt dem verhängten Schicksal, von dem nur der Tod Erlösung beingt. Weder aus jenem Fluche noch aus dem, was er unwissentlich tat, noch aus einer gewissen Heftigkeit und Scheoffheit seines Charakters läßt sich eine Schuld erweisen, welche irgendwie im Verhältnis stünde zu dem ihm zugemessenen grausigen Leid. Seine Tochter Antigone ist eine der edelsten Gestalten, welche die Poesie geschaffen hat; ihr Herz ist von aufopfernde Liebe und Treue zu Vatee und Bruder erfüllt; doch sie ist durch Schicksalsfügung hineingestellt in den Konflikt von Pflichten, in welchem sie ihre Tatkraft offenbart, dee aber auch ihee Leidenschaft herausfordert und ihr so zu schweeem Verhängnis werden muß. Wenn sie Kreons rücksichtslosem, gewalttätigem Gebaren Trotz und Hohn entgegensetzt, so wird man solch notwendige Gegenwehr eines festen Charakters niemals als todeswürdige Schuld anrechnen dürfen. Am wenigsten kann man die Schuldtheorie dem Schicksal des Philoktetes anpassen. Von erbarmungslosen Feinden den qualvollsten Leiden ausgesetzt, erträgt er dieselben mit fast übermenschlicher Willenskraft; die Qualen drängen ihn zeitweise zur Verzweiflung an dem Walten der Götter, wenn sie seine Feinde triumphieren lassen, die er hassen muß, aber in dem heldenhaften Widerstand gegen sie affenbart sich immer wieder die Größe eines über die schwerste Kränkung mit Recht empöeten Charakters; endlich beugt ee sich nur dem geheimnisvollen Willen der Götter. Diese Beispiele mögen hier genügen. Die Kunst der Charakteeistik des Sophkles, insbesondere seine Zeichnung der durch Seelen-

Digitized by Google

größe ausgezeichneten Personen, findet in dem Buche Müllers schöne, vorurteilslose Würdigung, so daß wir bewundernd vor dem Reichtum des Dichters stehen. Auch die Grundzüge der Handlungen in den einzelnen Dramen treten wirksam heraus, nur daß hier philologische Umständlichkeit, wie die Einteilung in Vorfabel, Fabel, Gerüste der Tragödie, Linie der Handlung, den Ueberblick nicht immer fördert. Im ganzen wird der Leser in die Gedankenwelt und Kunst des großen Tragikers in erfreulicher Weise eingeführt.

J. K. F.

Sheridans Lästerschule. Eine Uebertragung ins Deutsche. Von Gustav Humbert. Berlin, F. Fontane u. Co., 1905.

Hier haben wir eine außerordentlich gute und geistreiche Uebersetzung des ewig-jungen Sheridanschen Lustspiels, die die älteren und zum Teil veralteten Versuche von Leonhardi 1782, der Stuttgarter klassischen Theaterbibliothek 1868 weit hinter sich läßt. Es war die augenscheinliche Absicht des Verfassers, das Lustspiel in allen seinen Teilen ins Deutsche zu übertragen, so daß nicht einmal die Namen der Personen sowie die historischen Reminiszenzen ihren englischen Ursprung erkennen lassen. Bis auf den Titel des Buches verrät nicht eine Stelle, daß es sich um eine Uebersetzung handelt. Trotzdem hält sich der Verfasser peinlich an den Wortlaut und Gedankengang des Originals: sogar die schwer übersetzbaren Wortspiele sind in gewandter Weise durch entsprechende deutsche Witze wiedergegeben. Als besonders ansprechend erschien uns das Trinklied im dritten Akte. Der Verfasser ist Konsul des Deutschen Reiches in London, war also durch seine Kenntnis der Sprache und einschlägigen Sitten wohl besonders befähigt, die keineswegs leichte Aufgabe einer Verdeutschung zu übernehmen.

✿

Allgemeine Rundschau.

Schiller-Feiern im Auslande.

v. Wie sehr die Deutschen im Auslande an der Schiller-Feier teilgenommen haben und welche Sympathie ihr auch von anderen Völkern entgegengebracht wurde, dafür seien noch einige Beispiele angeführt. Die Baltische Monatsschrift (Riga) veröffentlicht ein gehaltvolles, lediglich Schiller gewidmetes Schiller-Heft, das neben gediegenen Betrachtungen prinzipieller Art einen Artikel „Schiller und Livland" von Bernhard A. Hollander bringt, der weite Kreise interessieren dürfte. Denn in anziehender Weise werden hier über Personen und Verhältnisse neue Mitteilungen geboten, ein eigentümlicher Durchblick der Wirkungen und der Aufnahme Schillers eröffnet. Auch wird hier darauf hingewiesen, daß das erste Schiller-Denkmal in Livland und zwar im Jahre 1813 von Frau Wilhelmine v. Helwig errichtet ist. — Bei der Schiller-Feier im Konzerthause zu Kronstadt (Siebenbürgen) behandelte Professor Dr. Netoliczka in warmer und formvollendeter Rede das Thema: „Was Schiller uns sein kann". — Die Zeitschrift „Jung-Amerika" in Cincinnati (Verlag von Gustav Muehler), welche mit rühmlichem Eifer unter der Leitung von Dr. H. H. Fick bemüht ist, der in Amerika heranwachsenden Jugend deutsche Sprache und deutschen Sinn zu erhalten, brachte für die Monate April-Mai eine sehr geschickte Schiller-Festnummer mit Illustrationen. — Mit einigen Worten sei schließlich auch die Festrede erwähnt, welche zu Edinburg bei der von der Edinburgh German Society, der Edinburgh Goethe Society, der Edinburgh University German Society gemeinsam veranstalteten Schiller-Feier von Viscount Goschen gehalten wurde. Es ist uns kaum eine Schiller-Rede bekannt geworden, die mit solch seelischer Wärme und mit so sicherem Urteil wie diese ein lebensvolles Gesamtbild Schillers sowohl nach der menschlichen Seite wie in den Hauptleistungen brachte; die Beziehungen des Dichters zum Großvater des Redners gaben der Darstellung auch eine persönliche Färbung; das Ganze machte einen in hohem Grade wohltuenden Eindruck und wird auf die Zuhörer tief gewirkt haben. Daß Edinburg eine so stattliche, auch durch hervorragende musikalische Leistungen geschmückte Schiller-Feier hatte, wird jedenfalls in Deutschland dankbar empfunden werden.

•

35. Hauptversammlung der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung.

* **Berlin, 28. Mai.** Die Versammlung fand im Architektenhause in Berlin statt. Der Hauptversammlung am 27. Mai ging eine Sitzung des Zentralausschusses voraus, in der beschlossen wurde, die nächstjährige Hauptversammlung in Nürnberg und Fürth abzuhalten. Die erste Hauptversammlung wurde um 7 Uhr abends von dem Prinzen Heinrich zu Schönaich-Carolath eröffnet. Der Vorsitzende bemerkte in seiner Ansprache, daß die diesjährige Tagung sich im wesentlichen mit inneren Angelegenheiten der Gesellschaft zu beschäftigen habe und daß aus diesem Grunde von der Veranstaltung öffentlicher Versammlungen abgesehen worden sei. Die Gesellschaft hat einen Mitgliederbestand von 4218 Körperschaften und 4371 Personen erreicht, 2884 Bibliotheken mit 82,431 Bänden im verflossenen Jahre begründet und unterstützt, in ähnlichem Umfange die Vortragstätigkeit in den deutschen Bildungsvereinen gefördert. Den Rechenschaftsbericht erstattet der Schatzmeister der Gesellschaft, Gerichtsassessor Dr. Deutsch. Danach hat die Gesellschaft im Jahre 1904 165,175 M. Einnahmen und 174,098 M. Ausgaben gehabt, wovon auf die Volksbibliotheken allein 87,612 M. entfallen. Das Kapital der Gesellschaft beträgt zur Zeit außer erheblichen Grundstückswerten 405,389 M. Den wichtigsten Gegenstand der Verhandlungen bilden Beratungen über die Verbandsorganisation der Gesellschaft. Die Mitglieder der Gesellschaft sind zum Teil in Landes- und Provinzialverbände und Zweigvereine zusammengefaßt und zum Teil der Zentralstelle in Berlin direkt angeschlossen. Der Vorstand beantragt gegenüber den Wünschen auf straffere Durchführung der Verbandsgliederung, die bisherige Organisation unverändert beizubehalten. Ueber diese Vorschläge entspinnt sich eine Debatte, die mit der Annahme der Vorstandsanträge schließt.

Die zweite Hauptversammlung wurde am Sonntag, 28. Mai, um 10½ Uhr vormittags eröffnet. In derselben berichtete zuerst über die Bibliotheksarbeit Generalsekretär Tews. Die Gesellschaft hat im Laufe weniger Jahre über 350,000 Bücher an 10,700 Bibliotheken größtenteils völlig unentgeltlich abgegeben und dadurch in Tausenden von wenig bemittelten kleinen Gemeinden leistungsfähige Leseanstalten geschaffen. Durch die Einrichtung der Wanderbibliotheken hat die Gesellschaft für die kleinen Ortschaften eine Form der Bibliothek geschaffen, die es gestattet, mit unbedeutenden Mitteln die Bevölkerung jederzeit mit neuem gut gewähltem Lesestoff zu versorgen. Gymnasialdirektor Dr. Hamdorff (Guben) schlägt vor, zur Pflege der kleineren Bibliotheken Verbände zu bilden. Ueber die Vortragstätigkeit der Gesellschaft berichtet der Wanderredner Dr. V. Pohlmeyer (Berlin). Eine erschöpfende Statistik der Vortragstätigkeit der Gesellschaft fehlt leider und ist bei der großen Zahl ihrer Mitglieder auch schwer zu beschaffen. Dr. Köppen (Berlin) beanstandet das Verfahren des Deutschen Vortrags-Verbandes, in der Vortragstätigkeit die Absonderung einzelner Gesellschafts- und Berufskreise durchzuführen gegenüber dem Bestreben der Gesellschaft, durch Vereinigung aller Gesellschaftskreise in der freiwilligen Bildungsarbeit einen sozialen Ausgleich zu schaffen. Ueber Lichtbilder-Vorträge und Lichtbilder-Verleihung referiert sodann Dr. Köppen (Berlin) und begründet im einzelnen das von der Gesellschaft eingeschlagene Verfahren. Die Gesellschaft verleiht ihre Lichtbilder nicht mit ausgearbeiteten Vorträgen, sondern mit zweckmäßig ausgewählter Literatur, um die Vortragenden zu eigenen Darbietungen zu veranlassen. Nur in besonderen Fällen wird von diesem Verfahren abgewichen. Auf Anfragen aus der Versammlung teilt der Referent mit, daß die Beschaffung von Darstellungen moderner Kunstwerke schwierig und kostspielig sei. Die Gesellschaft werde aber bemüht sein, die Verlagsanstalten zu

Digitized by Google

größerem Entgegenkommen zu veranlassen. In der Debatte wird vor dem Uebermaß an Bildern in einem Vortrag gewarnt. Nach Vornahme einiger geschäftlicher Handlungen schloß hierauf der Vorsitzende die Versammlung.

❧

Kleinere Mitteilungen.

* **Krebsforschung.** Nachdem sich vor längerer Zeit in Württemberg ein Württembergisches Landes-Komitee für Krebsforschung gebildet hat, ist unter Vorsitz von Exzellenz v. Czerny ein Badisches Landes-Komitee für Krebsforschung gleichfalls auf Anregung des Berliner Komitees errichtet worden. Zu diesen ist jetzt ein Bayerisches Landes-Komitee für Krebsforschung hinzugetreten, dessen Vorsitzende die Obermedizinalräte Professor v. Grashey und v. Bollinger sind und dessen Schriftführer Dr. Kolb-München ist. Dem Komitee gehören hervorragende Vertreter der bayerischen Universitäten, tierärztlichen Hochschulen, sowie aus Aerztekreisen der größeren bayerischen Städte an.

* Ein internationaler Fischerei-Kongreß wird vom 4. bis 9. Juni 1905 in Wien abgehalten. Zunächst soll auf dem Kongreß über die gesetzliche Regelung des Fischereiwesens sowie über die Ausgestaltung der internationalen Statistik referiert werden. Wichtige Beschlüsse werden voraussichtlich auch in der Frage der internationalen Vereinbarungen zum Schutze der Gewässer gegen Verunreinigung gefaßt werden. Ueber die Wahrnehmung der Interessen der Fischerei beim Wasserbau wird u. a. Professor Dr. Hulva (Breslau) sprechen. Von den wissenschaftlichen Themen, welche auf dem Kongreß zur Verhandlung gelangen, sei zunächst auf die auch für die deutsche Hochseefischerei besonders wichtige Frage der Wanderungen der Aale, Heringe, Sardinen, Sardellen mit besonderer Rücksicht auf deren Laichperiode verwiesen. Das Referat über dieses Thema hat Professor Dr. F. Heincke (Helgoland) übernommen. Ueber die Lachsarten und deren Wanderungen referieren Generalsekretär Dr. P. C. Hoek (Haag) und der kgl. schwedische Fischerei-Inspektor Dr. F. Trybom (Stockholm); Dr. G. Rosenfeld (Breslau) und Dr. Markl (Triest) werden über den Nährwert der Fische sprechen. Referate über die Krebspest haben Professor Dr. Hofer (München) und Lehrer Schikora (Haynau) übernommen. Auch eine Reihe anderer Fragen, insbesondere aus dem Gebiete der Fischzucht und der Sportfischerei, sollen auf dem Kongreß zur Verhandlung gelangen.

* Eine Gedenktafel für Friedrich List ist am vergangenen Samstag am Rathaus in Stuttgart angebracht worden. Dieselbe trägt folgende Inschrift: Friedrich List als Kämpfer für Recht, Volkswohl und Selbstverwaltung der Gemeinden, volksrechten Männern ein Vorbild. Seinem Gedächtnis gewidmet von Oberbürgermeister Gauß 1905.

hc. Bibliotheken. Dem Direktor der Universitäts-Bibliothek in Leipzig, Dr. theol. et phil. Oskar v. Gebhardt, ist der Titel und Rang eines Geheimen Hofrates verliehen worden.

* Auszeichnung. Der König von Württemberg hat der Dichterin Isolde Kurz die große Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft am Bande verliehen.

❧

Hochschulnachrichten.

hc. **Breslau.** Zur Errichtung einer Tollwutstation beim Hygienischen Institut der hiesigen Universität ist der Betrag von 30,200 M. bewilligt worden. Zur Zeit besteht nur in Berlin eine Tollwutstation.

* **Freiburg i. Br.** Der zum 1. Oktober d. J. in den Ruhestand tretende Professor der Geschichte an der hiesigen Universität Hofrat Dr. Bernhard v. Simson ist am 19. Februar 1840 zu Königsberg i. Pr. geboren. Er wirkte von 1863 bis 1868 in Jena als Privatdozent, stand dann im preußischen Staatsdienst teils als Gymnasiallehrer, teils als Archivbeamter, wurde 1874 außerordentlicher Professor in Freiburg i. Br. und 1877 Ordinarius.

Verlag von Karl W. Hiersemann, Leipzig, Königsstrasse 3.

Die Architektur von Griechenland und Rom

Eine Skizze ihrer historischen Entwickelung

von W. J. Anderson und R. Phené Spiers

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Konrad Burger

Ca. 400 Seiten Text mit 185 Abbildungen

In 5 Lieferungen zum Preise von je M. 3.—

Das interessante Werk enthält eine umfassende Geschichte der klassischen Architektur in Griechenland und Rom aus der Feder der durch ihre bisherigen Forschungen auf diesem Gebiete rühmlichst bekannten Autoren, das nicht nur dem sich mit dem Studium klassischer Archäologie und Architektur, griechischer, römischer und etruskischer Kunst Beschäftigenden reiches Material bietet, sondern auch besonders jedem Gebildeten, der für die Kunst Interesse hat, nur bestens empfohlen werden kann.

Inhalt: I. Das Zeitalter von Mykenae in Griechenland. II. Die archaische Periode im europäischen Griechenland. III. Die archaische Periode in Kleinasien. IV. Die Blütezeit in Athen. V. Die Blütezeit in Attika und im Peloponnes. VI. Die Alexandrinische Periode. VII. Profanbauten. VIII. Etruskische Architektur. IX. Frühe Arbeiten der Römer, Material und Konstruktion. X. Die römischen Ordnungen. XI. Die Fora Roms. — Kolonnadenstrassen. — Die grossen Umfassungsbauten der Tempel im Osten. XII. Tempel, Basiliken, Theater, Amphitheater. XIII. Thermen. XIV. Eingangstore, Triumphbogen und andere Denkmäler, Aquädukte, Brücken, Gräber. XV. Paläste und Wohnhäuser. Erklärung der technischen Ausdrücke, Literaturverzeichnis, Register etc.

☛ Bis jetzt erschien Lieferung 1, das Werk wird bis Anfang Oktober d. Js. vollständig vorliegen. ☚

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Jahrgang 1905. München, Samstag, 3. Juni. **Nummer 128.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Das unheilbare Weltleid.

„Er wettert herrlich für die wehrlos gequälte Kreatur; denn als ein ganzer Mann erbarmt er sich ihrer und wenn er ein alter Heiliger wäre, so würde ihn einst eine große Schar erlöster Tiere ins Himmelreich begleiten.“ So heißt es in den wundervollen Grußworten „Zu Friedrich Theodor Vischers achtzigstem Geburtstag“ von Gottfried Keller (Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 179 von 1887.) Wer Joseph Viktor Widmann kennt, den Dichter, den Menschen oder beide, der weiß, daß diese Worte auch auf ihn zutreffen. Derselbe Keller schrieb ihm 1877 über den Todessang des verbrennenden Falters in dem Pfarrhausidyll „Den Menschen ein Wohlgefallen“. „Diese Stelle mit der ganzen damit zusammenhängenden Situation ist allein manche lange Dichterei wert.“ Widmanns Liebe zu den Tieren kommt zunächst in seinem anmutenden Verhältnis zu seinem Hunde Schnauzel, auch Argos geheißen, zum Ausdruck. Und in seinen Büchern tritt sie immer und immer wieder hervor und mit ihr das tiefe Empfinden für das Leid der Tierwelt, der Zorn über die Qualen und Mißhandlungen, denen sie ausgesetzt ist. Mag er in seinen ewig frischen Wanderschilderungen gegen die Tiermißhandlungen der Italiener eifern, mag der liebenswürdige Held seiner Touristennovelle „Doktor Seybolds Ferienreise“ den gemarterten Esel seinem Peiniger entziehen, mag Coleridge in der fröhlichen Geschichte „Die Weltverbesserer“ das vielverspottete Grautier besingen, der Pfarrer in den „Hasen von Turfflingen“ die Täuschung der arglosen Tiere nie verwinden können, mögen wir in der „Maikäfer-Komödie“ die kurzen Freuden und die vielen Leiden der Tiere miterleben, es ist immer der gleiche Geist, der aus diesen Szenen spricht, das gleiche liebevolle, mitleidende Herz.

In der „Maikäfer-Komödie“ hat Widmann mit seinem Humor und bitterem Ernst rückhaltlose Kritik am Weltgebäude geübt. Die schöne Dichtung hat außerordentlichen Anklang und rasche Verbreitung gefunden, ein erfreuliches Zeichen dafür, daß auch in unseren Tagen der große Erfolg nicht immer ein Beweis für den kleinen Wert zu sein braucht.

Seine neue Dichtung[1]) bildet ein Seitenstück zur „Maikäfer-Komödie“, nur ist die Kritik darin schärfer, herber, das Weltbild trostloser. All dem vielen Weh, der Grausamkeit und Härte, die das Schicksal aller Kreatur ist, steht doch nur gar wenig Freude und Glück gegenüber. Wohl singt die zarte Blaudrossel, die in leisen, holden Tönen ihr Leben aushaucht:

> Ich weiß nicht, war mein Leben leicht?
> Es war am Ende voll Beschwer?
> Jetzt aber, da es mir entweicht,
> Strömt voller Glanz aus ihm mir her.
>
> O, große Welt! Ich bin so klein
> Und muß nun gehn — mein Herz ist krank —
> Nun werd' ich nie und nimmer sein . . .
> Du schöne Welt . . . hab Dank . . . hab Dank!

Dieses wehmutsvolle und dennoch süße Scheidelied, das ganz herzergreifend wirkt, hätte gewiß auch Meister Gottfrieds warmen Beifall errungen.

Ganz anders als dies gefaßte und ergebene „Hingehn wie das Abendrot“ klingen die letzten Worte des sterbenden Löwen, ehe ihm das Bewußtsein schwindet. Da taucht noch einmal das Bild seiner einstigen Macht und Größe herrlich vor ihm auf und macht ihm das Gefühl, daß dies alles zu Ende, daß er dem Nichts entgegengeht, zu einem besonders bitteren, ganz unerträglichen.

Wie seit Aeonen gilt auch in Zukunft das Wort vom „Krieg aller gegen alle bis aufs Messer“. So war's unter den Menschen immer und so wird es wohl bleiben bis zum Ende aller Tage. Aber nicht minder groß, vielleicht in mancher Hinsicht noch größer, sind die Leiden der Tiere, die körperlichen Qualen, die Todesangst, die Gefahren und Verfolgungen, denen sie ausgesetzt sind. Der Maulwurf lähmt die Würmer mit leichtem Biß, daß sie noch Monate lang lebendig bleiben, die Heuschrecke reißt dem Männchen im Hochzeitsrausche den Kopf ab, die Raben zerfleischen den vergeblich jammernden Hasen und verzehren in wilder Gier das zuckende Fleisch des noch lebenden Opfers. „Das fürchterliche Schwert, das durch die ganze Schöpfung schneidet, bei den Tieren trifft's am blutigsten.“

Zwar ist es niemand anders als der Teufel, von dem die angeführten Worte herrühren. Aber er spricht darin Gedanken aus, die den Helden der vorliegenden Dichtung oft überfallen hatten. . . .

Widmann nennt das Buch ein „biblisches Schattenspiel“ und stellt an die Spitze die Worte aus dem Evangelium: „Und war allda in der Wüste vierzig Tage lang und ward versucht von dem Satan und war bei den Tieren.“ Das ist in den knappsten Zügen der Inhalt der Dichtung, deren Held, der Heilige, Jesus ist.

Ein Vorspiel, eine kleine Pfarrhausnovelle leitet zu dem Schattenspiel über, das wir auf diese Weise durch die Augen seines Verfassers sehen. Dieser, der Pfarrer Lux von Everdingen, war früher im Kanton Zürich. Dort sah er an einem Weihnachtstag bei harter Winterszeit, als

[1]) Der Heilige und die Tiere. Frauenfeld, Huber u. Co. 1905.

Digitized by Google

er aus der Kirche trat, um mit dem Abendmahl auf der äußeren Treppe nach der Empore zu gelangen, ein Krüpplein hungriger Krähen auf der Kirchhofmauer hocken.

„Ah!“ ruft er aus, „hat Gott für euch kein Brot?“
„Da! da! Kommt alle, alle, nehmet, esset!“

Er hatte damit wohl im Geiste Christi gehandelt. Das Antistitium aber sah die Sache anders an. Lux verlor das Amt; er unterwarf sich schweigend ohne Streit und fand in einem entlegenen Pfarrdorfe des Schwarzwalds eine Zufluchtsstätte. Dort lebt er mit seiner Schwester weltfern und weltfremd, wie das Geschwisterpaar in Raabes Erzählung „Unruhige Gäste“. Doch besteht eine gewisse Aehnlichkeit nur zwischen ihm und Prudens Hahnemeyer. Esther, das schlanke Jungfräulein mit der scharfen Zunge, die so gern unsichere Theologen aufs Glatteis führt, ist von ganz anderem Schlage als die liebliche, sanfte Phöbe.

Pfarrer Lux ist von einem Spaziergang verstimmt nach Hause gekommen. Scheu und geduckt schleicht Prinz, der Hund, hinter ihm ins Zimmer; er hat eine Haselmaus totgebissen. Der „Verzweiflungsblick der braunen Aeuglein, der stumme Jammer, der das Herz zerriß“, schnitt tief in des Pfarrers Seele und wühlte die alten Gedanken wieder in ihm auf, wie denn der Gott der Barmherzigkeit derartiges dulden könne. Hier deckt sich die Dichtung, wie auch an manchen anderen Stellen, mit Vischers grimmiger Anklage:

Wär' Einer droben in Wolkenhöh'n
Und würde das Schauspiel mitanseh'n,
Wie mitleidslos, wie teuflisch wild
Tier gegen Tier und Menschenbild,
Mensch gegen Tier und Menschenbild
Wütet mit Zahn, mit Gift und Stahl,
Mit ausgesonnener Folterqual,
Sein Vaterherz würd' es nicht ertragen,
Mit Donnerkeilen würd' er dreinschlagen!

Damit Lux die Seele von den marternden Eindrücken löst, rät die Schwester ihm, bei der Kunst Befreiung zu suchen, sein Schattenspiel, das ihm so oft geholfen, herbeizuholen. Der Gedanke zündet. Zwei Zuschauer haben sich auch eingefunden, wandernde Theologiekandidaten, die im Pfarrhause einkehrten, der schwerfällige feiste, etwas begriffsstützige Schwabe Nagelschmidt und der Norddeutsche Wernike, den Zweifel und Grübeln schon recht weit von dem programmaemäßen künftigen Geistlichen entfernt haben, der sogar einmal das vermessene Wort von einem „gottlosen, gottfreien Christentum“ hinwirft. So ist es wohl vorbereitet, wenn Lux hinter dem Vorhang die Schattenbilder lenkt, und wir können uns bei den phantastischsten Vorgängen immer vergegenwärtigen, daß es sich eben um Allegorisches, um Symbolisches handelt. Die vier Personen, die wir in dem Idyll kennen lernen, sind uns rasch so vertraut und bekannt, daß es uns förmlich leid tut, sie später nicht mehr erscheinen zu sehen. Doch geschah es jedenfalls mit wohlerwogener Absicht, daß der Dichter nach den gewaltigen Akkorden, die er im Schlußbild des Schattenspieles anschlägt, nicht mehr zum Alltag herabgestiegen ist.

Von den sechs Bildern des Schattenspiels führt uns das erste zu einer Löwenfamilie. Die Löwin und der junge Löwe lagern auf Steinen in der Wüste. Der Alte ist nicht dabei. Der junge Löwe wiederholt der Mutter seine alte Klage, warum er denn immer darauf vertröstet werde, einmal vom Vater mitgenommen zu werden. „Sein Junges bin ich, aber auch sein Junge.“ Fenek, der Wüstenfuchs, eine Art von Hofschranze der Löwenfamilie, erzählt dem ungeduldigen, heißblütigen Jüngling von den bleichen Knochen, die einst im Tale lagen, von Simson, dem Gewaltigen, und die Kampflust des jungen Helden wird dadurch immer stärker angefacht. Da kommt der alte Löwe zurück, still, nachdenklich, ohne Beute. Er hat einen Menschenmann gesehen, ihn aber nicht getötet. Der Sprung versagte, weil er ihn nicht tat. Wenn sonst Menschen dem Löwen begegnen, dann bleiben sie starr vor Furcht mit gelähmten Gliedern stehen. Dieser Blasse, „der aus der Sonnenscheibe geschritten kam, erblaßte nicht, sein Angesicht blieb still, und langsam ging er vorüber“. Und auf alle spöttischen und zornigen Scheltworte der wütenden Gattin, warum er ihn denn nicht zerrissen habe, hat der Löwe nur die kühle Antwort: „Ich vermocht' es nicht. Du, du vielleicht.“ Köstlich dieses „Du, du vielleicht“ in seinem trockenen Sarkasmus und der hellen Beleuchtung, die es auf die Löwin wirft. Auch ihre boshaften Aeußerungen über jene Neuerer, die dem Löwen eine zukünftige Grasnahrung ankündigen, nimmt er gelassen hin und meint sogar: „Wenn uns ein Gott das Gras gesegnet, so wäre Gras wie Fleisch.“ Da hört man Pferdegewieher und mit wildem Sprung stürzen sich die drei Löwen auf die Verfolgung. Für diesmal sei der Alte von seinem Appetit nach Gras wohl geheilt, meint bedächtig der Fenek. Prachtvoll sind die Löwen in ihren verschiedenen Individualitäten charakterisiert. In jedem der drei steht eine ausgeprägte Persönlichkeit vor uns. Besonders gut ist dem Dichter das böse Weib gelungen, das sich auf seinen praktischen Sinn viel zugute tut und dem jedes Gefühl für wahre Größe völlig abgeht. „Er kann radikal reden, aber nicht radisch denken,“ sagen die Raben später einmal von dem Heiligen. Widmann hat sich in die Eigenart der verschiedenen Tiere so zu versetzen gewußt, daß er sie uns mit voller Anschaulichkeit vorzuführen vermochte und man von ihm selbst wohl sagen darf, daß er löwisch denken kann. Auch die Ziegen, die Raben, der Maulwurf, die Schlange gebärden sich so, wie man es mit dem Wesen dieser Tiere völlig übereinstimmend finden wird. Wahre Kabinettstücke sind die Raben in ihren so scharf gezeichneten Charakterköpfen.

Mit reifer und tiefer Kunst wird schon hier, durch die Wirkung auf den Löwen, die überwältigende Persönlichkeit des Heiligen angedeutet. Das geschieht dann, von einer anderen Seite gesehen, in dem zweiten Bilde „Asasel“. Unter diesem Namen ist der Wüstendämon verstanden, der etwa die Rolle des biblischen Satan spielt. Das Erscheinen des Heiligen hat ihn schon sehr beschäftigt und er versucht, ihn durch Verführung zu verderben. Dazu soll Lilith, der Inbegriff der gefährlichen Weiblichkeit seit dem Urbeginn der Dinge, ihm helfen. Wie Asasel zuerst erscheint, und sein Machtwort Lilith herbeibringt, das ist eine Szene von großer Wirkung und der Dichter hat es verstanden, die ganze phantastische Situation mit voller Lebendigkeit vor uns erstehen zu lassen. Noch ganz Feuer erzählt Lilith ihm von dem wundergleichen Mädchen, von dem sie kommt, und gibt dabei eine berückende Schilderung von Salome, die sich Asasel für die Zukunft als verwendbare Helferin merken will. Für jetzt aber hat er Lilith selbst nötig. Auf seine Andeutungen über die Mission, die er ihr zugedacht, meint sie wegwerfend:

Sehr gütig! Nur Propheten-Kandidaten
Mit schwarzen Nägeln sind nicht mein Geschmack!

Bis sie dann aus seinen weiteren Worten merkt, daß sie diesen Heiligen schon kennt. Und es dauert denn auch gar nicht lange, da geht auch dem Asasel ein Licht über ihr Schweigen und Erröten auf:

Beim alten Drachen, ja! Du bist verliebt!
Lilith verliebt! Nein, so was! Nicht zu denken!
Verschmäht, verliebt. Wenn's nur kein Unglück gibt!
Wärst du nicht Luft, so würdest du dich henken.

In diesem Ton klingt etwas von dem überlegenen, lustigen Sarkasmus des Goetheschen Mephistopheles wider. Ja, sie war schon bei dem heiligen Mann und sie hat alle ihre Weiberkunst spielen lassen, aber vergebens. Fremd, gleichgültig sah er an ihr vorüber, bis er endlich kühl abwehrend sagte: „Du armer, irrer Geist.“ Diese Worte und der Blick, der sie begleitete, haben auf die abgebrühte Versucherin einen tiefen, einen erschütternden Eindruck gemacht. Mit dem Weibe ist also bei dem Heiligen

Digitized by Google

nichts auszurichten. Darum versucht Asasel, ihn auf andere Weise zu überwinden, ihm das Verständnis für das unheilbare Leid aller Kreatur zu erschließen und ihn dadurch zur Verzweiflung und zum Selbstmord zu bringen. In Jesus liegt eine unendliche mitleidvolle Liebe, eine gütereiche Hilfsbereitschaft. Wird er mit diesen Eigenschaften vor einen unseligen Zustand geführt, an dem überhaupt nichts zu ändern und zu bessern ist, so kann er an dieser Erkenntnis zugrunde gehen. Darum soll er die Sprache der Tiere verstehen lernen, damit er die ganze Wucht des Leidens der Welt erkenne. In der Gestalt einer Taube bringt Lilith, begleitet und bewacht von dem in einen Geier verwandelten Asasel, dem Heiligen den Ring Salomos (viertes Bild). Er zögert, den Ring anzunehmen, denn von dem Augenblick an, da er ihn halb unbewußt an den Finger gesteckt, versteht er die Sprache der Taube und nach ihren Worten, ihren Blicken muß er zweifeln, ob sie Himmelsbotin ist, ob nicht vielmehr ein Sendling böser Mächte. Trotz ihrer angeborenen Verworfenheit fühlt Lilith sich von seiner Größe und seinem Edelsinn bewältigt und will ihn vor dem Gebrauch des Ringes warnen, da entführt sie der Geier.

Nun haben wir den heiligen Mann selbst gesehen, der stablos, ohne Jagdgeräte, als stiller Träumer durch die Wüste zieht und den vorher das große Schweigen um ihn her ganz niedergedrückt hat. Jetzt ist er „vogelsprachenkund", hört und versteht alle Tiere, den vorüberziehenden Mückenschwarm, die Raben, den Hasen, die Schlange, den Löwen. Was er aber sieht und hört, erfüllt ihn mit Entsetzen, sein Herz krampft sich zusammen ob all der Leiden, die er wahrnimmt, ohne irgendwo helfen zu können. Schon der erste Eindruck, den seine neue Fähigkeit ihm bringt, ist ein tief erschütternder. Er hört den Hilfschrei des von den Raben überfallenen Hasen, kann aber das mißhandelte, sich im Todeskampf windende Tier nicht retten. Die Raben sind in ihrer naiven Grausamkeit unwillig erstaunt darüber, daß jemand sie bei ihrem Genuß stören will. Wenn sie Böses tun, so folgen sie, wie die Tiere überhaupt, dem Instinkt und tragen keine Verantwortung dafür. Des Hasen letzte Worte: „Wir sterben alle so" bewegen den Heiligen mächtig und rütteln aufs neue Gedanken in ihm auf, die ihn schon oft beschäftigt hatten:

> Wenn einer für sie alle ... still! Das ist
> Der Traum, der oft schon nächtens mich geschreckt
> Und den am Tag als Torheit ich verwerfe,
> Als leeren Wahn. Denn niemand hat die Münze,
> Die einz'ge, die als Kaufpreis würde gelten:
> Die Münze totgefeiten, ew'gen Lebens.
> Ein Gott, der für sie stürbe, könnte zahlen,
> Doch nie ein Mensch, nie eines Menschen Sohn.
> Da alle wir Gefangene des Todes,
> Der, was ihm schon gehört, nicht erst will kaufen
> Und mit Gefang'nen nicht Verträge schließt.

So ist es. Wir alle sind Gefangene des Todes, des unbarmherzigen Zerstörers, da gibt's kein Paktieren, keine Versöhnung. Das Schicksal ist unentrinnbar. Trauernd und hoffnungsarm geht der heilige Mann zum Haus der Tiere (Bild 5), einer verfallenen Königsburg, wo die Tiere in ihrer Not und Todesangst vor verfolgenden Feinden Zuflucht suchen. Auch hier erfährt er nur von Leiden in ihren verschiedensten Formen und all sein Sinnen und Denken, wie eine Erlösung zu finden sei, ist vergebens. Seine Verurteilung der Lustbegier, der brünstigen Leidenschaft als Quell der tiefsten Qualen wird von den Tieren mit Spott und Heftigkeit zurückgewiesen. Auch diese ganze Szene ist mit den Augen eines phantasiereichen Malers gezeichnet, mit Meisterhand gestaltet. Und alle die verschiedenartigen Tiere reden die Sprache ihrer Individualität.

Wir haben bis hierher viel Schweres, Herbes, Trostloses mit ansehen müssen. Kaum daß irgend ein Lichtblick sich zeigte. Nur das dem obigen vorangehende dritte Bild, das uns zu den wilden Ziegen am Wüstensaum führt, hebt sich in seinem heiteren Tone wohltuend von dem dunklen Grunde der übrigen ab. Die fröhliche Schar der wilden Ziegen wird plötzlich von einem fremden Ziegenbock aufgescheucht, der in wildem, atemlosem Lauf, von tiefer Furcht gepackt, dahergerannt kommt. Er sei der „Sündenbock", sagt er, sein Hauch sei Verderben, man solle ihn meiden. Aber die gute und kluge Königin Melka, die schon manches gesehen und erlebt hat, läßt sich dadurch nicht aufregen. Nachdem der Flüchtling durch Zureden dazu gebracht worden, sein Herz zu erleichtern, und er erzählt hat, wie ihn der Priester, mit dem Fluch des ganzen Volkes beladen, in die Wüste gejagt hat, beruhigt ihn die Königin mit den Worten: „Du bist kein Sündenbock, warst's nur so lang, als du naiv im Glauben, der Hokuspokus habe dich behext." Dann läßt sie den alten Hircus herbeiholen, der auch einmal Sündenbock war und dem's sehr wohl bekommen ist, der mit besonderem Behagen empfindet, wie wenig der Fluch ihm anhaben gekonnt. Und da die Königin weiß, daß man zu Sündenböcken nur die besten, die stärksten, die rassigsten auswählt, gibt sie dem allmählich von seinem Schrecken sich Erholenden und sich ins Leben Zurückfindenden ihr Töchterchen Melkana zum Weibe. Diese heitere Episode bildet einerseits den notwendigen Gegensatz zu dem übrigen Inhalt, andererseits wird darin eine glückliche Seite im Leben der Tiere zum Ausdruck gebracht: daß sie sich nicht mit Hirngespinsten den frohen Tag versauern. Auch noch anderes haben sie vor den Menschen voraus, daß sie nicht

> in Aengsten an dem Schleier lüften,
> der gnadenvoll das Kommende verhüllt,

daß sie keine Todes a h n u n g kennen, keine Z u k u n f t s - s o r g e n, keine R e u e.

Im letzten Bild: „Auf dem Berge der Versuchung" erhebt sich die Dichtung zu höchstem Schwung und erschließt in herrlichen Versen den Ausblick auf das Schöne und Gute, das das Leben doch auch zu bieten vermag. Widmann hat nichts Schöneres gedichtet als diese ergreifenden Verse, denen wir überhaupt in der ganzen zeitgenössischen Literatur nur wenig zur Seite zu stellen wüßten. Wie schön sind z. B. die Worte des Heiligen über die Entstehung des Brotes!

Müde und sorgenschwer ist der heilige Mann den Berg hinangepilgert. Der Sterbesang des armen kleinen Vogels hat ihm wieder die grauenvolle Frage aufgedrängt:

> Schenkt das Geschöpf dem Schöpfer seine Schulden?
> Verzeiht des sanften Herzens Ueberschwang
> Die Welt, weil täglich neu sie sprießt und leuchtet,
> Voll froher Farben ist und voller Klang,
> Und Nächte hat, die kühler Tau befeuchtet?
> Vergißt, weil süße Blumenkelche sind,
> Großmut im Sterben fromm, das Blut so blutig,
> Und singt, wenn längst die Augen matt und blind,
> Den letzten Sonnenhymnus todesmutig?

Das ist der Standpunkt des sterbenden Königs aus der Maikäfer-Komödie, aber das Weltbild ist großartiger erfaßt.

In dieser Stimmung naht Asasel in der Gestalt eines Fürsten der Cherubin dem Heiligen, den er jetzt für seine Pläne reif hält. Mit klugen Worten will er ihn dazu bringen, daß er sich in den Abgrund stürze, um durch seinen Opfertod die Tiere zu erlösen. Die Menschen seien es nicht wert. Was Asasel über die Not der Welt sagt, ist alls wahr und überzeugend und wohl geeignet, den Glauben und die Hoffnung des Heiligen zu erschüttern.

Aber er ahnt in ihm den Bösen und erkennt ihn ganz, als Asasel ihm die Herrschaft über die Welt anbietet, wenn er ihm huldigen wolle. (Vgl. Evangelium Matth. 4, 8—10.) Den Ring hat er von sich geworfen, da er nun dessen unheilvolle Macht voll begreift.

> Der Ring ist schuld, daß sich mein Herz verirrt,
> Barmherzigkeit gab uns das Ohr des Tauben
> Für Klagen, die der Mensch nicht hören soll,
> Da nichts er spenden kann als Tränenzoll.

Digitized by Google

Asafel verschwindet und nun erscheinen die himmlischen Heerscharen, geführt von Raphael, Michael und Gabriel, die dem Heiligen das hohe Lied vom Schönen und Guten im Menschentume singen. Seine bange Frage, ob denn den Tieren nach all dem harten Erdenleid nicht eine Belohnung in einer besseren Welt winke, vermögen sie nicht zu beantworten. Die letzten Dinge sind auch ihnen verhüllt. Die ganze Situation, auch das Ansinnen des Teufels an Christus, sich zur Erlösung der Kreatur in den Abgrund zu werfen, ist den Evangelien nachgebildet, aber mit großer Freiheit und Kühnheit vermenschlicht. Den Menschen, deren Geschick so viel schlimmer ist als das der Tiere, soll er den Blick zuwenden, nur ihnen kann sein Mitleid frommen. Wenn auch das Herz bei allem Grauen, bei all der Schmach und Niedrigkeit der Erdenkinder verzagen mag, so gibt es doch auf Erden Edles und Hohes:

> Was in dem welterfüllten Gewimmel
> Der Wesen alle, die gebar das Licht,
> Was auf dem festen Land, im Meer, am Himmel,
> Gleicht einem edlen Menschenangesicht?
> Du lachelst, weil ich viel zu schwach es sage,
> Weil dich ein seliges Erinnern bannt:
> Du hast am ersten deiner Erdentage
> Im Blick der Mutter höchste Huld erkannt.
> Sie ließ dich Göttlichkeit im Menschen schauen,
> Nie mehr verloren geht das heil'ge Bild,
> Lebt fort auf Erden in holdsel'gen Frauen,
> Wie ewig sich verjüngt das Lenzgefild.

Mit diesem Blick auf das Göttliche im Menschen, auf das Höchste und Heiligste, was die Erde kennt, die Mutterliebe, wird das von tiefem Weh erfüllte mitleidende Herz des Heiligen wieder erhoben und er wird zu neuem Tun, zum Wirken für seine Mitmenschen aufgerichtet.

„Der Heilige und die Tiere" ist nicht so sinnfällig wie die Maikäfer-Komödie, hat auch vielleicht nicht ganz deren einheitlichen Grundzug und stellt dem Leser schwierigere Aufgaben. Aber die tiefe symbolische Bedeutung tritt in voller Klarheit hervor, und auch ohne Rücksicht auf diese die einzelnen Geschehnisse nur als solche, nicht nach ihrer ethischen Seite betrachtend, wird man sich an den Bildern und den Gestalten erfreuen können. Besonders sei noch auf den Humor hingewiesen, mit dem einzelne Figuren gezeichnet sind, vor allem die Raben, dann die Ziegen und der Fenek im sechsten Bilde. Auch der tiefen und edlen Kunst ist zu gedenken, mit der die Erscheinung des Heilands aufgefaßt ist. Anders als in der Ueberlieferung, aber nicht minder groß und weltumfassend steht diese Lichtgestalt vor uns, in ihrer hingebenden, opferwilligen Liebe alles überstrahlend. — Die Lehre, die das Leben der Tiere gibt, „sich selber treu sein und unschuldig bluten", könnte als Aufforderung zur Resignation dem Unabänderlichen, der unheilbaren Not gegenüber betrachtet werden. Das ist es aber nicht, was Widmann will. Er gibt uns keinen lauen Trost, keine schwachen Pflästerchen, auch trotz des biblischen Gewandes keine religiösen Ausblicke. So ist das Leben und so will und muß es hingenommen sein. Der Dichter entläßt uns mit einem Fragezeichen und es gehören starkgeistige Naturen dazu, in all dem Jammer den Lebensmut nicht zu verlieren. Aber zwischen den Zeilen können wir lesen, daß wir uns durch die Erkenntnis von dem Riß, der durch das Weltganze geht, von der Unheilbarkeit der Not und des Elends nicht zu stummer und stumpfer Untätigkeit herabdrücken lassen sollen. Gerade weil es so ist, weil das Schicksal unabwendbar, unentrinnbar ist, wir alle Gefangene des Todes sind, sollen wir uns bestreben, unsere sittlichen Kräfte zu benutzen, zu verstärken, zu vervollkommnen, sollen wir lernen, Menschen zu sein, menschlich gegen alle Kreatur, gegen Mensch und Tier.

Jeder Tag bringt uns neue Beweise, wie düster das Weltenbild, wie grausam und erbarmungslos das Geschick der Erdenbewohner ist. Jeder Tod zerreißt und zerstört plötzlich langsam Entwickeltes, sorgsam Gepflegtes. Wenn aber der Tod ein blühendes Menschenleben in der Fülle der Kraft und Freude vernichtet, wenn wir grollend fragen: Warum? dann erkennen wir wieder so recht, wie arm, klein und hilflos wir sind. „Es läßt sich nichts daran ändern, Herrschaften. Diese Räder lassen sich nicht aufhalten", heißt es in Raabes tiefstem Buche, dem schweren, ernsten „Schüdderump". In all der Not und Trübsal aber ist eines, das verklärt, die Schönheit, eines, das versöhnt, erhebt und befreit, das Mitleid.

Sigmund Schott.

Nachträgliches zur Schillerfeier.

Die Hochflut der Schiller-Schriften hat sich verlaufen, und so vieles von dem, was nur für den Tag bestimmt war, wird mit dem Tage dahingehen. Um so mehr erwächst aber denen, die sich dieser durch eine äußere Veranlassung hervorgerufenen Literatur zuwenden, die Pflicht, auf Wertvolles aufmerksam zu machen, was infolge seines geringen Umfanges oder um anderer hindernder Umstände willen leicht der Vergessenheit anheimfallen könnte, der es doch entrissen zu werden verdient. Namentlich ist das bei den poetischen Darbietungen der Fall, die unter den Festschriften am wenigsten Beachtung zu finden pflegen. Zum Teil allerdings mit Recht, — denn wie viele Stümper setzen gerade bei einem solchen Feste ihre Leier in Bewegung, damit von dem Ruhme des Unsterblichen auch ein kleiner Strahl auf sie falle; man denkt an Goethes Worte in „Gellerts Monument", daß „Jeder Stümper bei dem Grab — Ein Blümchen an der Ehrenkrone — Sein Scherflein zu des Edlen Lohne — Mit vielzufried'ner Miene gab." Mit um so größerer Freude wird man es daher begrüßen, wenn sich unter den poetischen Gaben zu einem derartigen Tage eine Leistung findet, die über die Gelegenheitsarbeit hinausragt und die aus dem inneren Drange entsprungen ist. Auf eine solche Dichtung möchten wir die Leser unseres Blattes hinweisen: es ist ein auch äußerlich geschmackvoll und zierlich ausgestattetes Büchlein, das den Titel führt: Xenien zu Schillers Todestage.[1]) Auf dem Titel hat sich der Verfasser nicht genannt; erst unter der letzten Xenie findet sich seine Unterschrift: Daniel Jacoby. Der Name ist dem Freunde der deutschen Literaturgeschichte nicht fremd. Jacobys wertvolle Untersuchungen, seine von ebensoviel Kenntnis wie eindringendem Scharfsinn und psychologischem Tiefblick zeugenden Beiträge zur „Allgemeinen deutschen Biographie" haben ihm einen wohlbegründeten Ruf erworben. Wer wiederholt die gelehrten Arbeiten Jacobys gelesen hat, dem wird aber neben diesen bedeutenden rein wissenschaftlichen Vorzügen auch ein deutlich zu beobachtender künstlerischer Zug aufgefallen sein. Und man müßte sich darüber wundern, wenn dieser künstlerische Trieb sich nicht auch in anderer als nachschaffender Weise betätigt hätte. In der Tat ist es in den Kreisen, die an den wissenschaftlichen Leistungen Jacobys näheren Anteil nehmen, schon längere Zeit bekannt, daß er auch ein feinsinniger Dichter ist. Aber nur gelegentlich ist einer kleinen Zahl von Näherstehenden einzelnes in Privatdrucken zugänglich gemacht worden. Um so mehr muß man sich freuen, daß er jetzt wenigstens eine poetische Arbeit der Oeffentlichkeit übergeben hat. Wer einzelne Poesien Jacobys kennt, nimmt das Büchlein schon mit einem günstigen Vorurteil in die Hand; denn wie gut ihm gerade die poetische Form gelingt, die selbstverständlich in den „Xenien" zur Anwendung kommt, hat er in einem der durch Privatdrucke verbreiteten Gedichte bewiesen, einer in ihrer Schlichtheit tief ergreifenden Elegie auf einen verstorbenen Freund. Und die Erwartungen, mit denen man an das Buch herangeht, werden nicht enttäuscht.

Jacoby hat nicht etwa eine versifizierte Lebens- und Schaffensgeschichte Schillers gegeben; er knüpft vielmehr an einzelnes aus dem Erdenwallen und der Dichtung seines Helden an und weiß eben durch dieses einzelne auch die Gesamtpersönlichkeit in ihren Grundzügen lebendig werden

---

1) B. Behrs Verlag, Berlin 1905.

Digitized by Google

zu lassen. Wie gut ist z. B. in der nachfolgenden Xenie das eigentümliche Wesen des jungen Schiller erfaßt worden:

Eine Jugend voll Sturm und Drang in titanischer Unrast,
Aber die Ahnung des Ziels zügelt die brausende Kraft.

So wird Schillers tiefes Erkennen der geschichtlichen Vorgänge betont, der Bund von Goethe und Schiller gefeiert, die wahre Religiosität des Dichters hervorgehoben und die Stellung der stumpfen Welt zu unseren großen Geistern dargetan. Was Schiller von Kant empfangen und wie er mit dem empfangenen Pfunde gewuchert, kommt treffend zum Ausdruck. Und an einzelne Gedichte wie „Ideal und Leben" und „Deutsche Größe" wird angeknüpft, teils um den Grundgedanken reinlich herauszuschälen, teils um zu zeigen, wie das Wort des Dichters auch für die spätere politische Entwicklung Deutschlands Früchte getragen hat. Die Persönlichkeit Schillers aber erscheint vor allem in der Art, in der sie einem jeden Deutschen vorschwebt: als das Urbild des nie ermüdenden, strebenden und ringenden Menschen, als der früh in der Bahn Dahingeraffte, der wie Achilles „unendliche Sehnsucht erweckt". Als Beispiele für die Art, in der es dem Dichter gelungen ist, des spröden Stoffes Herr zu werden, mögen folgende Xenien angeführt werden:

Professor historiarum.

Zwar nicht Geschichte wie ihr verstand er zu lehren, doch wußt' er
Darzustellen und sah Menschen und Dingen ins Herz.

Die Ilm.

Leise ziehst du durchs grüne Gebüsch mit wenigem Wasser,
Aber dein Ufer entlang schritten die Göttlichen hier.

Erfüllung.

Zur Nation uns zu bilden, nun endlich ist es gelungen,
Und wir danken es euch, daß uns die Kraft nicht gefehlt.

Mit Recht aber hat sich Jacoby nicht auf Schiller allein beschränkt. Daß Goethe in einer Schiller gewidmeten Sammlung nicht fehlen durfte, versteht sich ja von selbst; aber auch die anderen Weimarer Größen werden mit schönen Worten gefeiert, die Gedichte auf Herders und Wielands Standbild gehören mit zu den gelungensten Stücken. Von den Schiller-Goetheschen Xenien aus wird auch der Uebergang zu Lessing gefunden, dem einige Gedichte gewidmet sind. Wenn gelegentlich auch ein unserem Gesichtskreis weiter entrückter Zeitgenosse wie der in den „Xenien" gepriesene „edle Leidende" Garve erscheint, so wird man das um der wissenschaftlichen Neigungen des Autors willen gern hinnehmen. Aber nicht bloß die Freunde und Mitstrebenden, auch die Gegner Schillers kommen zu Wort, August Wilhelm Schlegel, dessen Wirken gerecht charakterisiert wird, Karoline Böhmer-Schlegel-Schelling, Graf Friedrich Stolberg; es sei gestattet, an der Xenie auf Karoline zu zeigen, wie gut auch hier der Inbegriff der Persönlichkeit erfaßt worden ist.

Viele hast du berückt durch Geist und Schönheit im Leben,
Nach dem Tode sogar wirket der Zauber noch fort:
Welche Augen! und ach! wie lächelt so lieblich die Lippe —
Aber im Winkel, mir graut, nistet ein Schlänglein versteckt!

Auch das Fortleben Schillers in der Nachwelt, die Stellung der Späteren zu ihm und dem durch Goethe und Schiller vertretenen Geiste kommt in einigen scharf geprägten Sprüchen zum Ausdruck; Grillparzer, Hebbel, Otto Ludwig treten auf; die anspruchsvollen Jüngsten werden gut abgefertigt.

Alles in allem genommen: ein wahrhaft erfreuliches Werkchen, das davon Zeugnis ablegt, wie sich die Erinnerungen, die der große Tag erweckte, in einem dichterisch empfänglichen Gemüte zu selbständigen Gebilden ausgestalten.

G. E.

* Der Verfasser des Artikels über den chinesischen Philosophen Lieh und seine Stellung innerhalb der Kultur und Philosophie in Nr. 126 und 127 der Beilage ist, wie wir nachträglich bemerken wollen, Herr Karl Goldmann in Straßburg i. E. D. Red. der Beil.

Bücher und Zeitschriften.

L. Colescu: Karta figurativa a produselor agricole, animalelor domestice si pădurilor din *Romania*. Bucuresci 1905. Carol Göbl.

Die Volkswirtschaft und Statistik hat in Rumänien recht anerkennenswerte Leistungen aufzuweisen. Deutsche Schulung hat manche ersprießliche, zur Erkennung der sozialen und wirtschaftlichen Faktoren Rumäniens wertvolle Arbeiten von Seiten der jüngeren Generation erstehen lassen. Die staatliche Statistik wird von Dr. Creanga, einem Schüler Wagners, dem Herausgeber des äußerst sorgfältig gearbeiteten „Annuaire statistique de la Roumanie", sowie von Dr. L. Colescu, einem Schüler von Brentano und von Georg v. Mayr, geführt. Wir verdanken Colescu bereits mehrere Veröffentlichungen, die zahlreiches Material zur Beurteilung der Landwirtschaft und der aufkeimenden Industrie Rumäniens zum ersten Male herbeitrugen. Er gab eine „Statistaca animalelor domestice" (cun 4 cartogramme si 3 diagramme colurate, Bucuresci 1903) sowie die Bearbeitung einer umfassenden 1901/02 vorgenommenen Industrie-Enquete (Ancheta industrială din 1901—1902. Bucuresci 1904) heraus. Die im Buchhandel vorliegende figurative Karte war im Original auf der Pariser Weltausstellung in der rumänischen Abteilung ausgestellt. Ihre Anschaulichkeit berechtigte zu weiterer Verbreitung. Das System, durch der Karte eingezeichnete typische Figuren und Bilder die Produktion eines Landes zu kennzeichnen, ist weniger in Deutschland als in Frankreich und Nordamerika bekannt und geübt. Einer bestimmten Gegend eingestellte Tabakblätter z. B. weisen auf den Tabakbau, Weinfässer auf die Rebenkultur, Bienenhäuschen auf die Honiggewinnung, die Gestalten von Pferd, Rind, Schaf, Ziege, Schwein auf die örtliche Verbreitung der Viehzucht u. s. w. Die Größe der einzelnen Bilder und Figuren steht im richtigen Verhältnis zu der Höhe der Pflege des landwirtschaftlichen Zweiges. Colescu gibt auf seiner Karte eine Einteilung in die 32 rumänische „Judete" (Verwaltungsbezirke) und trägt jedem dieser Judete die entsprechenden Bilder in der richtigen Proportion ein. Mit einem Blicke erfaßt das Auge also die regionale Verbreitung wie die Bedeutung jedes landwirtschaftlichen Zweiges. Wir sehen sofort wie die Wälder sich dem Kranze der Karpathen anlehnen, die Tiergestalten in den Distrikten am Ufer der Donau und der Dobrudscha sich drängen, in den weiten Ebenen der östlichen Walachei wie in der Moldau im Lande zwischen Pruth und Sereth turmartig die übereinandergehäuften Tonnen aufragen, die den Weizen-, Mais-, Gerste-, Hirseertrag versinnlichen. Den einzelnen Figuren eingeprägte Zahlen melden die genaue Produktionshöhe jedes Bezirks. Die Karte bietet dem Geographen wie dem Volkswirtschaftler treffliche Belehrung, ist von hohem Wert auch für jeden, der mit Rumänien in kaufmännischen Beziehungen steht. Die Legende ist rumänisch und französisch gegeben.

München. Dr. Grothe.

Irrfahrten. Roman von Jakob Schaffner. Schmuck und Umschlag von Karl Walser. — S. Fischer, Verlag, Berlin 1905.

Zu Beginn eine Idylle, gezeichnet mit breitestem Strich, mit viel Detail aus dem Tagesleben kleiner, kleinster deutscher Schuster- und Krämerwelt. Dann, nach einigen Kapiteln, ein Ueberschwenken in vielfach romantisches Geschehen, in krause Ereignisse des amerikanischen Abenteurerlebens. Die alte Technik der Immermann-Schule, in die ursprüngliche eine zweite Erzählung zu verflechten. Ein zu unwahrschein-

Digitized by Google

liches Zu- und Auseinanderjagen der Personen, gerade so, als rolle sie das Leben wie in einem Kaleidoskop. Die Sprache — von Seite zu Seite durchwoben von seltsamen Wort- und Satzgebilden — ein Deutsch, fremd und bei aller Betulichkeit nicht anheimelnd. Schweizer Meister mochten mit ihren Werken bei Entwurf, Durchführung und Schreibart dieser Irrfahrten Gevatterschaft leisten: der Weg aber, den der grüne Heinrich ins weite und doch wahre Leben geht, führt nicht vorbei am Hause des Janas Schatten und seiner sonderbaren Schicksalsgenossen.

Wien. Alfred Neumann.

---

* **Romanische Literatur.** Einen Katalog über spanische und portugiesische Literatur (Nr. 313) hat soeben die bekannte Antiquariatsfirma Karl W. Hiersemann in Leipzig herausgegeben. Derselbe umfaßt in nahezu 1600 Nummern eine ungemein wertvolle Sammlung älterer und neuerer Werke, seltener Drucke und Handschriften, die sich auf die Geschichte, Geographie, Kunst, Sprache und schöne Literatur der iberischen Halbinsel und ihrer Tochterländer beziehen (zumeist natürlich in spanischer und portugiesischer, doch auch in anderen Sprachen), und wird bei seiner großen Reichhaltigkeit gewiß lebhaftem Interesse bei Romanisten, Literatur- und Bücherfreunden begegnen.

Allgemeine Rundschau.

Der gestirnte Himmel im Monat Juni

(gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends).

Die Milchstraße zieht in leicht geschwungenem Bogen vom südöstlichen zum nördlichen Horizont; sie steigt am östlichen Himmel nunmehr wieder zu größerer Höhe empor und ist in dunklen Nächten dort gut sichtbar. Am nordwestlichen Horizont sind die Sternbilder des Krebses und der Zwillinge im Untergang begriffen; Kastor und Pollux, die hellsten Sterne im letztgenannten Sternbild, sind noch in geringer Höhe über dem Horizont sichtbar. Im Westen neigen sich ferner dem Untergange zu die Sternbilder des Raben, des Bechers und der Wasserschlange, während das Sternbild des Großen Löwen mit dem Stern erster Größe Regulus dort noch einen etwas höheren Stand einnimmt. Das bekannte Sternbild des Großen Bären steht zwar noch immer hoch am Himmel, ist aber nunmehr vom Scheitelpunkt weg- und schon beträchtlich nach Nordwesten vorgerückt. Unterhalb vom Großen Bären bemerken wir noch das Sternbild des Kleinen Löwen.

Den südwestlichen Himmel beherrschen gegenwärtig die Sternbilder des Bootes mit dem hellen, rötlich glänzenden Stern Arkturus, die Jagdhunde mit einem schönen Spiralnebel (nahe bei dem Stern η Ursae majoris, dem äußersten Schwanzstern im Großen Bären) und noch tiefer das Sternbild der Jungfrau mit dem Stern erster Größe Spika (= Kornähre). Nur wenig östlich vom Bootes geht das prägnante Sternbild der nördlichen Krone eben durch den Meridian; etwas tiefer kulminiert das Sternbild der Schlange und in noch geringerer Höhe über dem südlichen Horizont das Sternbild der Wage, dem der in hellem rötlichem Lichte strahlende Planet Mars nach wie vor einen ungewöhnlichen Glanz verleiht.

Eine Reihe der glänzendsten Konstellationen belebt den östlichen und südöstlichen Teil des Himmels. Im Osten, innerhalb und zu beiden Seiten der Milchstraße, steht das Sternbild der Leier mit dem Stern erster Größe Wega und dem bekannten, in dunklen Nächten schon in mittleren Fernrohren gut sichtbaren Ringnebel, dann das Sternbild des Schwans mit dem hellen Stern Deneb und das des Adlers mit dem ebenfalls sehr hellen Stern Atair schon ziemlich hoch; die genannten drei Sterne erster Größe bilden ein leicht in die Augen fallendes, gleichschenkliges Dreieck mit dem am tiefsten stehenden Atair als Spitze. Nur wenig östlich von der Krone erblicken wir das durch einen prachtvollen Sternhaufen ausgezeichnete Sternbild des Herkules. Tief im Südosten, dem Meridian schon ziemlich nahe, steht das Sternbild des Skorpions mit dem rotfunkelnden Stern erster Größe Antares (= Gegenmars), etwas weiter östlich bemerken wir das Sternbild des Schlangenträgers und jenseits der Milchstraße die Sternbilder des Schützen, des Steinbocks und des Wassermanns.

Im Nordosten und Norden gewahren wir noch das lange, vielfach gewundene Sternbild des Drachen, den Kleinen Bären mit dem hellen Polarstern und — nahe oder innerhalb der Milchstraße — die Sternbilder des Delphins, der Eidechse, der Cassiopeja, des Perseus, des Cepheus und — tief am nördlichen Horizont — des Fuhrmanns mit der hellen Capella.

Die Sonne erreicht ihren höchsten Stand über dem Aequator mit 23° 27′ am 22. Juni früh 4 Uhr, also kurz bevor sie am genannten Tage in unseren Breiten aufgeht; gleichzeitig tritt sie (nach älterer Bezeichnungsweise) in das Tierkreiszeichen des Krebses ein. Der Moment, in welchem sie die größte nördliche Deklination erlangt, entspricht bekanntlich dem Eintritt des Sommersolstitiums (der Sommersonnenwende) oder, nach astronomischer Zählung, dem Anfang des Sommers. Die Entfernung der Sonne von der Erde wächst noch bis zum Schluß des Monats, sie nimmt im Laufe des letzteren im ganzen um 51,000 Meilen zu; der scheinbare Durchmesser der Sonnenscheibe sinkt dementsprechend von 31′ 32.4″ auf 31′ 27.7″.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

Juni	Aufgang	Untergang
1.	4h 21m früh	8h 1m abends
8.	4 17 „	8 7 „
15.	4 16 „	8 12 „
22.	4 16 „	8 14 „
30.	4 18 „	8 14 „

Der 22. Juni ist der längste Tag des Jahres. An diesem Tage steht die Sonne bei einer Kulminationshöhe von 65.8° (Maximum für München) während der Dauer von 15 Stunden 58 Minuten über dem Horizont, am Schluß des Monats nur noch 15 Stunden 55 Minuten. Die Morgen- und Abenddämmerung dauert im Juni je 1 Stunde, so daß also die gesamte Tageslänge am 22. Juni fast genau 18 Stunden beträgt.

Die Tätigkeit auf der Sonnenoberfläche ist gegenwärtig eine überaus rege. Es sind fast beständig Flecke in mehr oder weniger großer Anzahl und Ausdehnung wahrzunehmen, die infolge der Rotation der Sonne langsam über ihre Scheibe hinziehen, und alles deutet darauf hin, daß im laufenden Jahre das Maximum der Sonnenfleckenhäufigkeit, das gemäß der elfjährigen Periode dieser Häufigkeit heuer zu erwarten ist, in der Tat eintreten wird.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat Juni sind folgende:

3. Juni	7h vorm.	Neumond
10. „	2 nachm.	Erstes Viertel
14. „	2 nachts	Erdnähe (49,380 Meilen)
17. „	7 vorm.	Vollmond
24. „	9 abends	Letztes Viertel
26. „	1 nachts	Erdferne (54,490 Meilen)

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

Juni	Aufgang	Untergang
1.	3h 44m früh	6h 5m nachm.
8.	9 29 vorm.	11 56 nachts
15.	6 5 nachm.	3 10 früh
22.	11 39 nachts	9 45 vorm.
30.	2 49 „	5 54 nachm.

Am 9. Juni, nachts 3 Uhr, wird der Stern erster Größe Regulus (Alpha im Löwen), am 30. Juni, um 8 Uhr vormittag, der Stern erster Größe Aldebaran (Alpha im Stier) vom Monde bedeckt. Beide Bedeckungen sind bei uns nicht sichtbar. Die erste kann nur auf der südlichen Erd-

Digitized by Google

Hälfte beobachtet werden, während die zweite bei uns in den Tag fällt.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der **großen Planeten** gestalten sich fortgesetzt günstiger.

Merkur passiert am 17. Juni den aufsteigenden Knoten, am 21. Juni das Perihel (die Sonnennähe) seiner Bahn. Am 1. Juni steht er in Konjunktion mit dem Monde, am 2. geht er im Abstand von drei Vollmondsbreiten südlich am Planeten Jupiter vorüber, am 24. Juni kommt er in **obere Konjunktion mit der Sonne** und am 26. Juni endlich in Konjunktion mit dem Planeten Neptun zu stehen. Merkur geht während der ersten Monatshälfte reichlich 3/4 Stunden vor der Sonne auf und ist während dieses Zeitraums somit für kurze Zeit am östlichen Himmel als **Morgenstern** wahrzunehmen, für den Rest des Monats bleibt er jedoch wegen zu großer Nähe bei der Sonne für das bloße Auge unsichtbar.

Venus erreicht, obwohl sie am 25. Juni das Aphel (die Sonnenferne) ihrer Bahn durchläuft, am 2. Juni ihren **größten Glanz**. Im Monatsdurchschnitt geht sie nach 2 Uhr nachts auf und kann dann bis weit in die Morgendämmerung hinein als überaus hellglänzender **Morgenstern** am östlichen Himmel beobachtet werden. Obgleich von ihrer Scheibe nur etwas mehr als der dritte Teil beleuchtet ist, ist die Helligkeit der Venus gegenwärtig doch so groß, daß sie deutlich Schatten wirft, daß man nachts in ihrem Lichte photographieren kann und daß ein scharfes Auge sie selbst bei Tag am Himmel wahrzunehmen vermag. Am 28. Juni kommt sie in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Mars ist im Sternbild der Wage zunächst noch rückläufig, wird am 18. Juni dort stationär, dann rechtläufig. Da er bei Anbruch der Dämmerung bereits verhältnismäßig hoch am Himmel steht und im Monatsdurchschnitt erst um 2 Uhr nachts untergeht, bildet er auch im Monat Juni noch ein vortreffliches Beobachtungsobjekt. Am 13. Juni steht er in Konjunktion mit dem Monde. — Eine französische Dame, Mme. Guzman, hat der Pariser Akademie vor mehreren Jahren die Summe von hunderttausend Franken vermacht, die demjenigen als Preis zuerkannt werden soll, dem es zum erstenmal gelingt, einen Gedankenaustausch oder wenigstens eine Korrespondenz zwischen der Erde und einem der übrigen Planeten zu vermitteln. Da hierbei naturgemäß unser Nachbarplanet Mars in erster Linie in Betracht kommen wird, wäre gegenwärtig wieder Gelegenheit geboten, diesen Preis zu erringen!

Jupiter ist rechtläufig im Sternbild des Stiers; er geht durchschnittlich um 2½ Uhr auf und kann, samt den vier hellsten seiner sieben Monde, gleichfalls bis nach Anbruch der Morgendämmerung am östlichen Himmel beobachtet werden. Am 1. und 29. Juni steht er in Konjunktion mit dem Monde.

Saturn steht im Sternbild des Wassermanns während des ganzen Monats fast völlig still. Er geht im Monatsdurchschnitt schon um 11¾ Uhr nachts auf und kann somit während der zweiten Hälfte der Nacht bequem beobachtet werden. Der elliptische Ring, der diesen Planeten umgibt, erscheint nun ziemlich schmal, seine Länge ist gegenwärtig rund siebenmal so groß, als seine Breite.

Uranus tritt am 24. Juni in **Opposition zur Sonne** und damit in die für seine Beobachtung günstigste Stellung. Er geht im Monatsdurchschnitt schon um 8¾ Uhr auf und ist somit während der ganzen Nacht (im Sternbild des Schützen) als Sternchen sechster Größe — dem bloßen Auge also eben noch sichtbar — am Himmel wahrzunehmen.

Neptun kommt am 30. Juni in **Konjunktion mit der Sonne** zu stehen und bleibt daher — auch für größere Fernrohre — vorläufig unsichtbar.

Sternschnuppen. Während des ganzen Monats finden ziemlich lebhafte Sternschnuppenfälle statt, deren Ausstrahlungspunkte in den Sternbildern des Cepheus (Cepheïden) und des Schwans (Cygniden) liegen.

-rt-

•

Ein neuer Fund in Aegina.

Bei den Ausgrabungen auf **Aegina**, die von der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften ausgeführt werden, ist, wie Dr. L. **Curtius** telegraphisch mitteilt, soeben wieder ein interessanter Fund gemacht worden. Unterhalb des merkwürdigen Felsheiligtums, das neulich erwähnt wurde, kam in tiefem, von einer Masse von Scherben durchsetztem Schutt eine prächtige, vorzüglich erhaltene Hydria von Bronze heraus, auf deren Mündung in schönen Buchstaben der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts die Inschrift steht: *Πλάθων Ἐκεσθένης ἀνέθεν υἱοὶ Προκλέος Ἑλλανίωι Δι* d. h. Plathon und Ekesthenes, die Söhne des Prokles, haben die Hydria dem Zeus Hellanios geweiht. Damit ist erwiesen, daß das Heiligtum dem Zeus Hellenios oder Panhellenios gehörte. Mit diesem war, wie sich jetzt zeigte, ein für die wasserlose Umgegend sehr wichtiges, schön ausgestattetes und großes Wasserreservoir verbunden.

•

Neue Funde in Pergamon.

R. Ueber die Ausgrabungen des kaiserl. Deutschen Archäologischen Instituts in Pergamon, die neuerdings fortgeführt worden sind, teilt Prof. **Dörpfeld** in den eben erscheinenden Mitteilungen der Athenischen Abteilung des Instituts folgendes mit: Zwischen der zweiten Agora und dem Gymnasion wurde der südliche Abhang des Stadtberges wieder aufgedeckt. Zuerst kam ein antikes Gebäude unbekannter Bestimmung zum Vorschein. Sodann zeigten sich etwas höher am Berge die Reste eines großen griechischen Wohnhauses. Es ist der Bau, aus welchem der Hermes nach Alkamenes stammt. In der westlichen Halle fand sich ein zweiter Hermenschaft noch aufrecht an seiner alten Stelle. Der Kopf fehlt leider; er bestand aus Bronze. Die Inschrift lehrt, daß die Herme einen römischen Konsul Attalos darstellte. Das Wohnhaus selbst gehörte aller Vermutung nach einer der ersten Patrizierfamilien von Pergamon. Große Stücke von Mosaikböden haben sich erhalten. Die Hauptarbeit war die **weitere Ausgrabung des großen Gymnasion**. Nachdem in der ersten Hälfte der Kampagne die mittlere Terrasse vollständig freigelegt war, wobei die gewaltige Architektur der großen Säulenhalle zum Vorschein kam, begann man in der zweiten Hälfte mit der Ausgrabung der großen oberen Terrasse, die das Gymnasion *τῶν νέων* (der Jungen) trug. Ein Teil des weiten Säulenhofes und der ihn umgebenden Halle und Säle ist schon aufgedeckt. Inschriften sind dabei in großer Zahl zutage gekommen, während von Skulpturen außer einigen Statuen und Reliefs nur zahllose Fragmente gefunden wurden. Besonders wichtig sind mehrere Inschriften auf einen Gymnasiarchen, der wegen seiner großen Verdienste um Stadt und Gymnasion mit Ehren überhäuft wurde. Nicht nur fünf Standbilder, darunter ein Reiterbild, wurden ihm geweiht, sondern er erhielt auch wie ein Gott einen Tempel mit Bildsäule und Kult. Wenn das ganze Gymnasion erst freigelegt sein wird, was noch mindestens zwei Kampagnen erfordert, wird es wegen seiner verhältnismäßig guten Erhaltung das wirkungsvollste und wegen seiner mehrfachen Umbauten eines der lehrreichsten Bauwerke Pergamons sein. Besonders reich an Funden ist ein merkwürdiger unterirdischer Gang von etwa 200 Meter Länge und einer Breite von über sechs Meter unter der Südhalle des Gymnasionhofes; es handelt sich hier, wie man annimmt, um einen gedeckten Uebungsplatz für den Stadionlauf. Von Altertümern aus der Umgebung von Pergamon, die allgemeines Interesse beanspruchen können, erwähnt Prof. Dörpfeld noch Funde aus zwei Orten: Erstens hat der verdienstvolle Kaimakam von Pergamon in Pascha Lydscha (etwa drei Stunden südöstlich von Pergamon) mehrere Säle einer römischen Thermenanlage aufgedeckt, die noch jetzt einen guten römischen Mosaikboden und eine etwa zwei Meter hohe Marmorinkrustation der Wände aufweisen. Da die alte heiße Quelle noch fließt, sind die Säle vorläufig überdacht und wieder als Baderäume in Gebrauch genommen worden. Zweitens sind auf einem Hügel, wenige Minuten südwestlich von der Burg

Digitized by Google

Teuthrania entfernt, zahlreiche vorgeschichtliche Scherben und primitive Mauern gefunden worden, durch die eine vorgeschichtliche Ansiedelung an dieser Stelle gesichert wird.

*

Kleinere Mitteilungen.

* **Aus England.** Gerhart Hauptmanns Ernennung zum Oxforder Ehrendoktor fand am Dienstag um 2 Uhr nachmittags im Convocation House unter den üblichen akademischen Formen statt. Hauptmanns poetische Verdienste wurden in längerer lateinischer Rede gepriesen. Eine Dankrede des Gefeierten, der sichtlich tief bewegt war, erfolgte nicht.

H. **Museen.** Zum Assistenten an den Kunst- und historischen Sammlungen des großh. Landesmuseums in Darmstadt wurde Dr. Hermann Kienzle, bisher Assistent am Historischen Museum zu Basel, ernannt.

*

Hochschulnachrichten.

* **München.** Der Professor der Zoologie an der hiesigen Universität Dr. Richard Hertwig ist von der Akademie der Wissenschaften in Wien zum korrespondierenden Mitglied ihrer mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse gewählt worden.

* **Tübingen.** Der Professor der Pathologie an der hiesigen Universität Dr. Paul v. Baumgarten ist von der K. K. Gesellschaft der Aerzte in Wien zum Ehrenmitglied ernannt worden.

H. **Freiburg i. Br.** Der als Nachfolger des nach Bonn übergesiedelten Professors Dr. Ulrich Stutz neuberufene Ordinarius des deutschen Rechts und Kirchenrechts Professor Dr. Alfred Schultze hielt seine Antrittsrede über das Thema: „Publizität und Gewährschaft im Deutschen Sachenrecht."

H. **Karlsruhe.** Dem Privatdozenten in der Abteilung für Elektrotechnik an der hiesigen Technischen Hochschule Ole Sivert Beagstad aus Inderöen wurde der Titel „außerordentlicher Professor" verliehen.

* **Straßburg.** Der weit über die Straßburger Universität hinaus bekannte ordentliche Professor der Musikwissenschaft, Dr. Gustav Jakobsthal hat krankheitshalber seine Emeritierung beantragt. Jakobsthal, der am 14. März 1845 zu Pyritz geboren wurde, war seinerzeit überhaupt der erste junge Gelehrte, der sich an der neugegründeten Straßburgee Universität als Privatdozent habilitierte, am 2. August 1872, nachdem er zwei Jahre vorher, am 4. August 1870, an der Berliner Universität promoviert hatte. Zum außerordentlichen Professor wurde er am 3. Januae 1875 ernannt, zum Ordinarius am 20. April 1897.

* **Dresden.** (Berichtigung.) Unter den anläßlich der Eröffnung wichtiger Neubauten von der Dresdener Technischen Hochschule zum Doktor-Ingenieur honoris causa promovierten Herren ist statt „Bitterhof" (Biebrich am Rhein) Rudolf Dyckerhoff zu lesen.

hc. **Breslau.** Als Nachfolger des nach Leipzig berufenen Prof. Partsch soll der Privatdozent für Geographie an der Berliner Universität Dr. Siegfried Passarge in Aussicht genommen sein. Passarge, ein Sohn des Reiseschriftstellers Geh. Justizrat Ludwig Passarge, ist 1867 zu Königsberg i. Pr. geboren und seit 1903 an der Berliner Universität habilitiert. Er hat sich durch eine größere Zahl geologisch-geographischer Forschungsreisen nach Südamerika und Südafrika und ihre literarische Verarbeitung einen geachteten Namen gemacht. — Der Assistenzarzt an der Chirurgischen Klinik Dr. med. Bernhard Heile hat sich auf Grund der Schrift: „Experimentelle Prüfung neuerer Antiseptika mit besonderer Berücksichtigung des Parajodoamisols (Jodoform)" und einer Antritts-Vorlesung „Entwicklung und Bedeutung der Asepsis und Antisepsis für die moderne Chirurgie" als Privatdozent für Chirurgie habilitiert.

hc. **Kiel.** Der außerordentliche Professor für Paläontologie und Geologie an der hiesigen Universität Dr. phil. Hippolyt Haas ist zum ordentlichen Honorarprofessor daselbst ernannt worden.

* **Rostock.** Der Professor der Medizin an der Universität Rostock und Vorsteher der Pathologischen Anstalt Dr. Albert Thierfelder ist zum Geheimen Obermedizinalrat ernannt worden.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen: s(13690)1

Gesammelte Abhandlungen

von

Wilhelm Hertz

Herausgegeben von Friedrich von der Leyen

Geheftet **M. 10.—** In Leinenband **M. 11.—**

Inhalt: Aristoteles in den Alexanderdichtungen des Mittelalters — Die Sage vom Giftmädchen — Aristoteles bei den Parsen — Aristoteles als Schüler Platos — Die Sagen vom Tod des Aristoteles — Die Rätsel der Königin von Saba — Ueber den Namen Lorelei — Gedächtnisrede auf Konrad Hofmann.

Die Materialien in diesen Abhandlungen, welche zum ersten Male die Arbeit des Gelehrten Wilhelm Hertz in ihrem selbständigen Werte und ihrer Ausdehnung zeigen, sind fast unübersehbar erich. Den Erforschern des germanischen und romanischen Mittelalters, den Orientalisten und klassischen Philologen, dem Kultuehistoriker und Anthropologen bietet dieser von vielen Seiten gewünschte Band eine unerschöpfliche Fundgrube, aber auch in weiteren Kreisen der Gebildeten werden die Klarheit und Schönheit der Darstellung wie der fesselnde Inhalt ihm eine dankbare Aufnahme sichern.

Zu beziehen duech die meisten Buchhandlungen

Verlag von Gustav Fischer in Jena

Ernst Abbe

als Sozialpolitiker

Von

Dr. Julius Pierstorff

ord. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Jena

Preis 75 Pf. (.)

Beim Einfordern von

Prospekten, Broschüren und Auskünften

wolle man sich gefl. auf die

Münchener

Allgemeine Zeitung

berufen.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1905. 135. Band. Elftes Heft.

Inhalt: Ein „Blumenlied" von Guido Görres. — Guido Görres und „die Jungfrau von Orleans". — Giovanni Segantini der Maler der Alpenwelt (Schluß). — Ueber die Restauration des gregorianischen Chorals im 19. Jahrhundert. (Schluß.) — Die Trennung von Staat und Kirche. — Beiträge zur österreichischen Kunstgeschichte. — Dr. Richard von Kraliks neueste Werke. — Realencyklopädie für die protestantische Theologie und Kirche. — Aufruf zur Errichtung eines Eichendorff-Denkmals. (13712)1

Digitized by Google

Jahrgang 1905. München, Sonntag, 4. Juni. **Nummer 129.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.



Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: **Dr. Oskar Bulle** in München.

Inhalt:

Eine zeitgenössische Heilsgeschichte.

Ein merkwürdiges und originelles Schriftchen ist mir in diesen Tagen in die Hände gekommen, auf das ich unsere Leser aufmerksam machen möchte, wenngleich der Grundgedanke, von dem es ausgeht, nach vieler Richtung hin Widerspruch erregen wird. Es enthält den Versuch, die Gestalt und die Lehre des Heilands dadurch dem Verständnis und dem Empfinden unserer Zeit näher zu bringen, daß sie ihn als unseren Zeitgenossen darstellt und aus dem zeitgenössischen Gedanken- und Anschauungskreise heraus sprechen läßt.[1] Man könnte mit einem Vergleiche, der allerdings hinkt wie alle seine Brüder, sagen, daß ein literarischer Uhde uns Bilder aus dem Leben und Wirken Jesu in moderner Umgebung und die Figuren darin in der heutigen Bekleidung vor die Augen stellt, und zwar mit derselben Innigkeit des Empfindens und mit derselben Feinheit der künstlerischen Anschauung wie sein pinselführender Vorgänger. Nur bleibt sein Versuch, meinem Gefühle nach, weit hinter der tiefen Wirkung auf den Betrachter zurück, die Uhdes zum Vergleich herangezogene Gemälde unmittelbar nach ihrem Bekanntwerden ausübten und zum Teil auch jetzt noch ausüben. Das hängt jedoch weniger von der Kraft der künstlerischen Darstellung ab — diese möchte ich dem Verfasser der kleinen Schrift durchaus nicht absprechen —, sondern von dem Umstande, daß der Versuch, das Leben und Wirken Jesu in zeitgenössischer Umgebung zu zeichnen, bei seiner literarischen Ausführung weit tiefer in unserer Seele eingewurzelte Anschauungsformen beiseite zu räumen und zu überwinden hat als bei seiner rein künstlerischen Darstellung. Diese kann sich auf einzelne Momente aus dem Wirken des Heilands beschränken, die so allgemein menschlich sind, daß ihre Einkleidung in die Formen des modernen Lebens niemals das historische Empfinden in uns ernstlich verletzen wird; die literarische Ausführung jenes Versuches aber muß den ganzen Umkreis des Lebens und Wirkens Jesu umfassen, wenn sie mehr als aphoristische Bedeutung haben soll, und muß deshalb unsere von Jugend auf genährte Erinnerung an das Geschichtliche jener Vorgänge in bei weitem höherem Maße ausschalten, ehe sie zu einer reinen Wirkung auf unser Gemüt gelangen kann. Der tiefe und grundsätzliche Unterschied zwischen literarischer und malerischer Darstellungsform tritt bei der Behandlung eines derartigen Problems greifbar vor die Augen.

Die Frage, was würde Jesus tun und sagen, wenn er heute wiederkäme, hat schon oft die Gemüter beschäftigt. In unserer Zeit vielleicht noch öfter und eindringlicher als jemals seit dem Bestehen des Christentums. Der Gegensatz zwischen dem reinen und ursprünglichen Inhalt der Lehre des Heilands und dem dogmatischen Gebäude, das im Laufe der Jahrhunderte um ihren Kern herum, ihn vielfach gänzlich überdeckend und verdunkelnd, aufgeführt worden ist, tritt dem kritischen und historischen Sinn der Gegenwart peinigend und quälend entgegen. Aus dem lebhaften Gefühl für die schier unüberbrückbare Tiefe dieses Gegensatzes entspringt jene Frage. Das Bemühen, sie zu beantworten, hat in unseren Tagen — um nur an ganz Naheliegendes zu erinnern — Bücher wie „Die Worte Christi“ von H. St. Chamberlain und „Inri“ von Peter Rosegger hervorgebracht; auch die vorliegende kleine Schrift ist ihm entsprungen. Aber auch sie kann, ebenso wenig wie jene beiden genannten Bücher, dem Empfinden derjenigen Leser genug tun, die das Geschichtliche in der Erscheinung Christi von ihrem ideellen Kerne nicht loszulösen vermögen, sondern die Fülle dieser Erscheinung nur aus der Vereinigung beider Grundbedingungen herausfühlen können. Die Worte Jesu, wie sie Chamberlain in ihrer ursprünglichen Fassung zusammenzustellen versuchte, entbehren ihres tiefsten Inhalts, wenn wir nicht die Gestalt dessen, der sie sprach, uns historisch vergegenwärtigen, und die zum Teil romantischen Gewänder, die Rosegger in seinem Buche dieser Gestalt umlegte, die subjektiv dichterische Einkleidung, die er, wenn auch aus dem tiefsten Empfinden seiner gläubigen Seele heraus, dem Leben und Wirken Christi angedeihen ließ, erreichen nach keiner Seite hin die Tiefe der Einwirkung, die den Berichten der Evangelien immer eigentümlich bleiben wird. So ist auch der vorliegende Versuch, die Gestalt Christi aus ihrer geschichtlichen Umhüllung herauszuheben und den sittlichen Kern ihres Wirkens in modernen Lebensformen zum Ausdruck zu bringen, im ganzen als ein verfehltes Mittel zur Popularisierung der Heilsgeschichte und der Lehre Christi anzusehen. Die Fülle der Erscheinung des Heilands ist, losgelöst von ihrem geschichtlichen Grunde, nun einmal nicht zu erfassen.

Es scheint mir nicht einmal ein geschicktes praktisches Christentum zu sein, das der Verfasser in seiner Schrift predigt. Denn diese Schrift setzt Leser, seine Predigt also Hörer voraus, die von dem geschichtlichen Christus, dem Heiland der Evangelien und unserer christlichen Jugendlehre, nichts wissen. Wo gibt es bei uns solche Leser und Hörer? Alle aber, die den Heiland der Evangelien kennen, werden ihn anmutiger, einfacher, menschlicher und vor allem ursprünglicher und wahrer finden, trotz der historischen, nicht in allen Einzelzügen klar erkennbaren Umgebung, in der er dort steht, als diesen Werkmeister von einer Hamburger Werft, der seinen Arbeitsgenossen von heute die Heilsbotschaft verkündet. Oder will der Ver-

[1] Christus heute als unser Zeitgenosse. Von Walther Classen. München 1905. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck), klein 8°. 78 S.

fasser zu der großen Menge derer reden, die, zum Teil durch unsere verkehrte religiöse Erziehung, von dem historischen Christus sich für immer abgewendet haben, weil sie ihn und seine Lehre hinter den dogmatischen Glaubenssätzen und Katechismussprüchen, die ihnen in der Jugend an Stelle der wahren Religion geboten wurden, nicht erkennen konnten und niemals erkannt haben? Will er diese in der Form einer in unserer Zeit spielenden Erzählung von einem als Seelenkünder und Seelenretter wirkenden Heiland auf die Grundlehren und Grundwahrheiten Christi hinlenken? Ich fürchte, er wird von ihnen nur ein ungläubiges Kopfschütteln ernten. Denn wer von den Evangelien und dem dort dargestellten Christus nichts wissen will, wird wohl auch kaum auf die Gespräche und Gleichnisse hören, die der Hamburger Meister seinen Jüngern und Anhängern vorträgt.

Im Grunde ist die Darstellung Christi im Gewande eines unserer Zeitgenossen, wie sie Walther Classen in seinem Schriftchen gibt, nur ein geistreicher Versuch, das Allgemein-Menschliche, also das auch für die sozialen Verhältnisse unserer Zeit Gültige in Jesu Leben und Wirken so plastisch wie möglich zusammenzufassen und herauszuarbeiten. Eine erbauliche oder volkserzieherische Wirkung wird man ihr kaum zuschreiben dürfen. Als ein Versuch in dem eben angegebenen Sinne aber ist sie vortrefflich gelungen und höchst beachtenswert. Man erkennt aus ihr eben aufs neue die alte Tatsache, daß die Fülle der Erscheinung Christi nach keiner Richtung hin zu erschöpfen ist, daß das reine Menschentum in ihr in allen menschlichen Verhältnissen, mögen sie nun eine historische oder soziale Begründung haben wie sie wollen, vorbildlich wirken kann. Derselbe Versuch, Jesus als Zeitgenossen auftreten und reden zu lassen, hätte zu allen Zeiten mit dem gleichen Erfolge gemacht werden können. Unsere Zeit steht ihm, was ihre sozialen Gegensätze anlangt, nicht näher und nicht ferner als andere Epochen; an seiner Erscheinung können heute diese Gegensätze ebenso zur Prüfung und Auseinandersetzung gelangen wie in allen früheren Jahrhunderten.

Um die Art der Uebertragung des evangelischen Berichtes vom Leben und Wirken Jesu in unseren Anschauungsformen in diesem Schriftchen zu kennzeichnen, will ich im folgenden einige Beispiele aus ihm herausgreifen:

Im Evangelium Markus (1, 16—20) wird berichtet, wie Jesus die Fischer am galiläischen Meere, den Simon und Andreas und darauf den Jakobus und Johannes, seinen Bruder, von ihren Netzen wegruft und als Jünger mit sich nimmt. „Folget mir nach, ich will euch zu Menschenfischern machen." Walther Classen läßt seinen jungen Werkmeister auf folgende Weise das Anwerben von Jüngern vornehmen.

Er kam am Abend zur Stadt zurück und sah die Leute am Hafen auf dem Bollwerk stehen und vor den Türen. Da waren in einer Gruppe zwei Brüder, Maschinenbauer, die er kannte. Zu diesen trat er und sagte: „Kommt mit mir, ich habe viel mit euch zu reden." Da gingen sie mit ihm. Als sie weitergingen, sah er einen jungen Menschen, der ihm wohlgefiel, mit seinen Eltern vor der Tür. Er sprach zu dem jungen Menschen: „Komm mit mir. Ich habe Euch viel zu sagen." Da ließ der Sohn seine Eltern allein und ging mit. Und so berief er noch mehrere in seinen Kreis.

Und die Seligpreisung der Bergpredigt (Matth. 5, 8—10) setzt der Verfasser in folgende Sätze um:

Ich preise die Menschen, die eine große Sehnsucht im Herzen tragen. Gott herrscht über ihre Seelen.

Ich preise, die Schmerzen erfahren haben; denn sie können den Frieden des Herzens gewinnen.

Ich preise die Hilfreich-Tätigen; denn jeder hilft ihnen gern.

Ich preise, die eine reine Gesinnung haben; denn sie können Gott sehen in der Welt.

Ich preise, die rechten Frieden halten; denn man wird sie die Freunde Gottes heißen.

Ich preise euch, wenn euch die Menschen hassen und schelten und verstoßen um meinetwillen. So haben ihre Väter auch schon an denen getan, die ihr Bestes wollten.

Aus dem Kapitel „Wie er ein Kämpfer war" setze ich den Anfang her, der von der Sünde wider den heiligen Geist handelt:

Er hatte an einem Abend in einem Arbeiterverein gesprochen; da saßen um einen Tisch Leute aus der Hauptstadt, die wollten besonders klug sein und sagten: „Er ist der allerschlimmste Pfaffe und wird bezahlt für sein Reden." Da trat er plötzlich zu ihnen heran und sagte: „Wenn einer ein neues Geschäft eröffnet einem alten Geschäft zur Konkurrenz, so steht er wahrscheinlich im Dienst der alten Firma? So wenig bin ich ein Pfaffendiener!"

Da packte ihn der Zorn und er rief: „Wenn ihr sprecht: „Es ist kein Gott!" so lacht dazu nur der Gott der Welt. Wenn ihr auch alle Sünde tut, so könnt ihr noch wieder Menschen werden. Doch wer den reinen Willen der Begeisterung mit Schmutz bewirft, der hat eine gemeine Seele. Ihr habt euch gelöst von Gott, der in jeder Seele wohnt, ihr erfahrt nie mehr die Seligkeit des Herzens!" Er wandte sich von ihnen ab, und alle schwiegen hinter ihm, so waren sie von seinem Zorn erschrocken.

Aus dem Abschnitt „Gleichnisse" sei die moderne Fassung des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter (Lukas 10, 30—37) erwähnt:

Ein Mann ging abends in der Dämmerung draußen vor der großen Stadt. Da kamen an einer einsamen Stelle zwei Kerle hinter ihm her, schlugen ihn über den Kopf und entrissen ihm Uhr und Portemonnaie und ließen ihn betäubt liegen.

Da kam auf dem gleichen Wege ein Geschäftsmann, der hatte es eilig. Denn er hatte am Abend eine Sitzung in einem Verein, wo er Vorsitzender war. Er dachte: Der Mann ist natürlich betrunken.

Etwas später kam ein Bureaubeamter. Der blieb stehen, sah den Mann und dachte: Da haben sich ein paar angetrunkene Arbeiter geprügelt. Das ist doch gräßlich. Dann dachte er daran, daß er ja seinen neuen Ueberzieher anhatte. Auch wollte er nichts mit der Polizei zu tun haben und ging schnell weiter. Beim Abendbrot aber erzählte er Frau und Kindern: „Denkt einmal, was es für schreckliche Menschen gibt!"

Da kamen desselben Wegs zwei polnische Arbeiter. Die waren sehr müde von der Arbeit und freuten sich auf ihr Abendbrot. Die blieben stehen, der eine kniete hin und sah den Mann an. Dann hoben sie ihn auf und trugen ihn einen langen Weg bis zu einer Wirtschaft. Dort wuschen sie ihn und machten kalte Umschläge um seinen Kopf und flößten ihm Branntwein ein. Dann lief der eine zum Arzt, der andere ging fort, fuhr ein Stück Straßenbahn und holte eine Droschke.

Wer war nun der Nächste des Ueberfallenen?

Aus dem Schlußkapitel aber, in dem der „Weg des Leides" des jungen Werkmeisters erzählt wird, also eigentlich die Passionsgeschichte Christi, hebe ich folgende Abschnitte hervor:

Die Behörden sahen ihn ungern. Da ging ein Geistlicher zur Behörde und sagte: Dieser Mann wiegelt das Volk auf, man muß es ihm verbieten. Da sandten sie Geheimpolizisten aus, und nach zwei Wochen wurde er verhaftet und durch den Staatsanwalt angeklagt, weil er öffentliches Aergernis errege und die gottesdienstlichen Einrichtungen herabsetze.

Es fanden sich aber einige unter den Arbeitern, die er hart angegriffen hatte, weil sie mit ihren großen Reden nur ihren Ruhm suchten. Die sagten, wir haben gehört, daß er gesagt hat: „Ihr sucht Gott in der Kirche vergebens. Da ist kein Gott! Suchet Gott in seiner Welt!"

Da erklärte die geistliche Behörde, das sei eine Beleidigung der Landeskirche. Der Richter aber ließ den jungen

Digitized by Google

Meister kommen, unterredete sich mit ihm und sagte dann: „Er ist ein harmloser Mensch, ich finde nichts Gefährliches an ihm."

Sie setzten ihm aber zu und sagten: „Ein Richter soll auch nicht in den Ruf kommen, daß er die Revolution begünstigt. Dieser Mensch bedroht die bestehende Ordnung." Der Richter sah dies ein und verurteilte ihn zu sechs Wochen Gefängnis, weil er die gesetzlich bestehenden Religionsgemeinschaften beleidigt habe.

Danach aber ward der junge Meister verhindert, öffentlich zu sprechen. Die Polizisten beobachteten ihn, wo er ging und stand.

Damit geht das Schriftchen rasch dem Ende entgegen. Der Meister wird vor den Nachstellungen der Behörden auf ein Schiff gerettet, das ihn nach England bringt. Einige Frauen, die ihn sehr verehrten, hatten zusammengelegt, um ihm die Ueberfahrt zu ermöglichen.

An einem dunklen kalten Abend brachten ihn die Freunde aufs Schiff. Da sprach er zu seinen Freunden: „Ich habe euch gesagt: wenn ihr ausgeht in die Welt, sollt ihr nicht sehen, daß ihr viel verdient in eurer Stellung. Wenn ihr nur zu leben habt. Jetzt sage ich euch, jeder sehe, daß er einen Notpfennig erwerbe, damit er frei und unabhängig sei. Denn sie werden euch ausweisen und euch die Arbeit sperren. Wer von euch schöne Möbel und andere wertvolle Dinge besitzt, verkaufe sie und lege das Geld gut an. Denn Geld gibt Rückhalt und ist eine gute Waffe."

Noch folgt, in sehr origineller Fassung, die Umformung der Erzählung von dem Verrate des Petrus und dann ganz kurz der Bericht über den Tod des Meisters in einem Hospital in London.

Gerade das Erschütterndste der Erzählung der Evangelien vom Leben Jesu, die Geschichte seines Leidens und Sterbens, wird also in dieser Uebertragung ins Zeitgenössische sehr kurz und summarisch abgetan. Der Verfasser hat das Hauptgewicht auf die Darstellung der Lehre Christi in den Ausdrucksformen der gegenwärtigen Zeit gelegt. Manches ist ihm, wie wir gesehen haben, recht gut gelungen; aber von einer nur einigermaßen annähernd erreichten Wiedergabe der großen Fülle dessen, was uns die Evangelien auch nach dieser Richtung hin berichten, kann nicht die Rede sein. Und die Herauslösung der Heilsgedanken aus ihrem großen historischen Zusammenhang dürfte wohl selbst auf unsere nach neuen Anregungen auch auf religiösem Gebiete durstende Zeit kaum eine tiefere erzieherische Wirkung ausüben.

O. B.

Emilia Pardo-Bazán.

Wenn wir von der Wiedergeburt der spanischen Literatur im vorigen Jahrhundert und der Befreiung vom französischen Einfluß reden wollen, müssen wir vor allem einer Frau gedenken, die, neben dem Forscher Augustin Durán, zuerst auf die Schätze spanischer Volkspoesie aufmerksam machte. Es war dies die hochbegabte Cecilia de Arrom, die unter dem Pseudonym Fernan Caballero wieder auf die Größe Calderóns hinwies und für die Schätze der spanischen Volkspoesie eintrat. Sie war väterlicherseits von deutscher Abkunft, eine Tochter des gleichfalls in der spanischen Literatur genannten Nikolaus Böhl von Faber.

Es war im Jahre 1848, daß Fernan Caballero unter dem Titel „La Gaviota" (Die Möve) einen Roman in der Madrider Zeitung „El Heraldo" zu veröffentlichen begann, der nichts von den gewohnten phantastischen Erfindungen einer George Sand, eines Eugen Sue, Dumas père u. s. w. in sich trug, sondern einfach, in reizenden Bildern, das spanische Leben schilderte, wie es sich im eigenen Lande entwickelte und gab. Man schüttelte anfänglich die Köpfe über diese gewöhnlichen Dinge, die sich alle Tage erleben, aber die man doch eigentlich nicht in Büchern zu lesen gewohnt war. Der Roman wurde mehr im Auslande bewundert als in Spanien, und erst im Jahre 1861 erschien er in zwei Bänden in Madrid. Teils früher, teils später erschienen in rascher Reihenfolge: „**Elia ó la España treinta años ha**", „**Lágrimas**", „**Clemencia**", „**Una en otra**", „**Cosa cumplida**", „**Las dos Gracias**" u. s. w. Ihre Arbeiten gefielen von Jahr zu Jahr mehr und man nannte sie, nicht ganz mit Unrecht, den spanischen Walter Scott.

Neben den Vorreden in ihren gesammelten Werken, die von Hartzenbusch, Pacheco, dem Duque de Rivas u. s. w. verfaßt waren, machten in Frankreich die Dichter Germain Delavigne, Charles de Mazade, Antoine de Latour und der Graf Baunneau Avenant auf sie aufmerksam. In dem Jahrbuch für romanische und germanische Philologie (1859) schrieb Ferdinand Wolf einen Artikel über den realistischen Roman und das Sittengemälde bei den Spaniern, mit besonderer Beziehung auf die Werke von Fernan Caballero. Ihrer Richtung schlossen sich bald nachher Valera, José Maria de Pereda Valdés und die begabte, heute auf der Höhe ihrer Schaffenskraft stehende Emilia Pardo-Bazán an.

Emilia Pardo-Bazán, die nicht nur durch ihre Romane, sondern auch durch ihre philosophischen, biographischen und kritischen Aufsätze hochberühmte Frau, wurde in La Coruña am 16. September 1851 geboren. Sie verheiratete sich im Jahre 1868 und zog später mit ihrer Familie nach Madrid. Dort glänzte sie in ihrer hohen Begabung in den Sälen der Aristokratie, interessierte sich aber anfänglich mehr für Politik und Theater als für ernstliches Studium. Nach dem Sturze Amadeos unternahm sie Reisen nach Frankreich, England und Italien, und hier war es, wo sich zuerst die Keime zu ernsterem Studium in ihr entwickelten und sie den bis jetzt begangenen Wegen leichten, geselligen Vergnügens die ernste Bahn des Denkens, Studierens und Schaffens betrat.

Es ist interessant zu beobachten, wie sie, im Banne ihrer streng katholischen Erziehung, sich anfänglich nicht aus diesen Ideen loszulösen vermochte, sich aber dank ihres bedeutenden Denkvermögens und ihrer geflügelten Phantasie nach allen Richtungen hin entwickelte. Ihre katholischen Anschauungen gingen bei ihr neben dem Zug zum Naturalismus — vielleicht ihr unbewußt — friedlich einher, was sich wohl auf die Unantastbarkeit ihres positiven Glaubens zurückführen läßt, der mit Wissen nichts gemein hat. Aber immerhin bleibt sie in der Literatur durch den großen Gegensatz eine merkwürdige Erscheinung. Am bemerkenswertesten tritt dieser Gegensatz ihrer literarischen Sonderheit in dem großen Werke hervor, in welchem sie den Weg des hl. Francisco von Assisi verfolgt und seine Bestrebungen, in völliger Einstimmung mit dessen Anschauungen, niederlegt. Das Werk ist dem Papst Pius IX. gewidmet.

Um ein anschauliches Bild von der heute so berühmten spanischen Schriftstellerin zu geben, muß man in ihrem vielseitigen Schaffen auch ihren Entwicklungsgang verfolgen, der in seinen Resultaten originell und interessant ist.

Ihre eigentliche schriftstellerische Tätigkeit begann sie im Jahre 1876 in der „Ciencia Cristiana" in Madrid mit einer Serie von Artikeln über den P. Feijóo, welcher bei einer öffentlichen Disputation in Oviedo prämiiert worden war.

In Spanien fragt man sich — vielleicht nicht mit Unrecht —, ob ihre literarische Wandelung mit dem Uebergang zum Naturalismus — Zola wurde damals dort verschlungen —, nicht doch teilweise eine Huldigung der Mode gewesen, die sie fortgerissen, und ob ihre innerste Ueberzeugung dabei nicht doch unantastbar geblieben sei. Jedenfalls hat sie selbst sehr oft dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß sie keiner bestimmten Gruppe zugezählt sein wolle, daß sie im Grunde genommen mit der spanischen Tradition sympathisiere und die Auswüchse der modernen Schule von sich weise, aber daß sie auch die Natur nicht fälschen möge und daher die Zeit schildere, wie sie sei.

Der erste Roman, mit welchem sie in die Oeffentlichkeit trat, „**Pascual Lopéz**", erschien in der „**Revista de España**". Es ist die Autobiographie eines Studenten der Medizin und läßt nach naturalistischer Seite hin nichts zu

Digitized by Google

wünschen übrig. Die Handlung ist dagegen dürftig und kennzeichnet Jugend und Unerfahrenheit der Dichterin. Indessen erkennt sich schon ihre spätere Meisterschaft in Komposition und flottem Stil. Bald darauf erschien die kühn komponierte Hochzeitsreise, „Un viaje de novios" (Madrid 1881), ein Roman, dessen Inhalt hauptsächlich durch die geniale Feder des Autors interessiert. Der junge Ehemann verfehlt unterwegs den Zug und wird durch alle möglichen Kabalen daran verhindert, seiner Frau nachzukommen, die dann während der Reise durch einen gefälligen Gesellschafter, der ihr in ihrer verzweifelten Lage — ohne Geld — behilflich ist, die wahre Liebe kennen lernt. Nach allen möglichen schwierigen Situationen löst sich die Sache zu aller Befriedigung auf. Die Geschichte hat wenig Handlung, interessiert auch kaum durch ihre Personen, allein die Dichterin gibt so viel von ihrem bedeutenden Selbst hinzu, daß man nicht ermüdet und bis zuletzt gefesselt bleibt. Sie flicht geistreiche Motive hindurch und trägt sie poetisch und komisch vor, so daß man die dürftige Handlung vergißt.

Unter den vielen Erzählungen und Romanen, die Emilia Pardo-Bazán im Laufe der Jahre veröffentlichte, wie: „Los Pazos de Ulloa", „La madre naturaleza", „Insolacion", „Morriña", „Una Cristiana", „La Prueba" u. s. w., scheint uns der auch ins Deutsche übertragene Roman „Adan y Eva" am bedeutendsten. Derselbe erschien anfänglich in zwei geteilten Erzählungen, und zwar die erstere unter dem Titel „Doña Milagros", die andere einige Zeit später unter dem Titel „Memorias de un solterón". Der Inhalt der beiden jetzt vereinigten Erzählungen behandelt das ewige Problem der gegenseitigen Geschlechter — der Liebe, die sich in allen möglichen Gewandungen durch die nun verbundene Erzählung „Adam und Eva" zieht.

Wir bekommen in der ersten Hälfte derselben den Einblick in eine zahlreiche Familie, die in ihren verschiedenen Gliedern so originelle Charaktere entfaltet, daß das Können einer wirklichen Dichterin dazu gehört, um diese Gegensätze so meisterhaft durchzuführen. Die Erzählung trägt sich größtenteils in La Coruña, der Heimat der Dichterin, zu, die sie in ihren verschiedenen Erzählungen unter dem Pseudonym „Marineda" verbirgt.

Der Stammvater dieser noch und nach heranwachsenden Familie und der erste Adam, der sein Schicksal durch eine Eva besiegelt sieht, ist der etwas zurückgekommene Baron Benicio Neira de Villalba. Eine bekümmerte Kindheit hatte seinen von der Natur mit Sanftmut begabten Charakter niedergedrückt; sein Vater hatte ein Mädchen aus niederem Stande geheiratet und er sah die Mutter fortwährend gedemütigt und leidend unter dessen brutaler Behandlung. Deshalb sehnte er sich, einsam wie er war, nach Liebe und träumte von einem sonnigen Eheglück zu zweien. Sobald er daher seine Studien beendet hatte, suchte er sich eine Frau, und zwar nicht in Santiago, wo die Sitten etwas locker waren, sondern in der kleinen Mittelstadt Monforte, wo noch stolze ritterliche Sitten herrschten. Seine Gattin Alduara besaß dort Grundstücke, und so verlebten sie die ersten Jahre in dem kleinen Ort, bis nach manchen Familienkabalen sie sich schließlich in Marineda niederließen. Frau Alduara hatte jedenfalls einen bedeutend entschiedeneren Charakter als ihr sanfter Benicio. Bei dessen schüchterner Sanftmut entwickelte sich ihr Charakter noch ganz besonders, und, ohne daß Benicio Einwand erhob, brachte sie alle Fäden der Familienangelegenheiten in ihre Hände. Die Familie des Paares vermehrte sich in geradezu erschreckender Weise von Jahr zu Jahr und sie zählten in nicht allzu langer Zeit neben dem einzigen Sohne neun heranblühende Töchter, die das Haus bevölkerten und mit ihren verschiedenen Bedürfnissen und Charaktereigenschaften belebten. Neun Töchter und einen einzigen Sohn, auf dessen Zukunft der gute Träumer die herrlichsten Schlösser baute.

Die Töchter waren alle verschieden geartet, und da sie ganz ohne systematische Erziehung blieben, so entfalteten sich auch ihre angeborenen Eigenschaften ins Ungeheuerliche. Trude, die älteste, war zänkisch und herrschsüchtig, Klara faul und verschlafen, Rosa dumm und putzsüchtig, und die jüngere Feito verachtete wieder diese oberflächlichen unnützen Eigenschaften der Schwestern, warf sich aufs Studium, borgte sich Bücher von ihrem Hausarzt und anderen und wollte studieren: eine Sache, die in dieser kleinen Stadt Spaniens und in dem Hause Don Benicios ganz unerhört schien. Sie wurde daher schlecht behandelt und nicht für voll angesehen. In dem gleichen Hause der Familie wohnte im ersten Stocke ein Schiffskommandant, dessen schöne, liebenswürdige und heitere Frau, Doña Milagros, kinderlos blieb und sich daher gern in der oberen Etage, wo es so lebendig zuging, aufhielt. Sie hatte einen sanften, angenehmen Charakter, liebte vor allem die Kinder, groß und klein, tat jedem etwas zuliebe und wirkte in der Tat auch beruhigend auf die von ihren zehn verschrobenen Töchtern müde gehetzten Nerven Alduaras. Letztere war freilich nicht allezeit milde gegen Doña Milagros gestimmt und machte sich in mancher kleinen Szene mit ihr und Don Benicio Luft. Da ereignete es sich, daß nach fünfjähriger Pause die Wiege in Gestalt einer Barke abermals vom Speicher herunter mußte und Benicio in sanfter Ergebenheit auf einen zweiten Sohn hoffte. Seine Frau, in bereits vorgerücktem Alter, von Arbeit, Sorge und Geldverlegenheiten heruntergekommen, gebar ihm diesmal zwar Zwillinge — abermals Mädchen —, wurde aber ein Opfer dieser Tat. Sie starb wenige Tage nachher und ließ den verzweifelten Benicio mit seiner energielosen Hilfsbedürftigkeit inmitten der jammernden Töchterschar.

In dieser schweren Zeit trat Doña Milagros hilfbereit, wie ein Engel, in die Familie, richtete die schon erwachsenen Töchter auf, interessierte sich für ihre Angelegenheiten und wurde den jüngeren, ganz besonders den Zwillingen, eine wirkliche Mutter.

Die Art, wie die Dichterin den gutmütigen Benicio gegenüber seiner leidenschaftlichen und herrschsüchtigen Frau darstellt, seinen tiefen Schmerz bei ihrem Tode zeigt und Benicios Hilflosigkeit gegenüber den entgegengesetzten Anforderungen der unerzogenen Töchter schildert, ist meisterhaft. Und dann seine dankbare und demütige Verehrung für Doña Milagros! Wie sich dieses Bedürfnis nach ihrer Hilfe zur Unentbehrlichkeit steigert und seine Dankbarkeit keine Grenzen kennt! Daneben die unebenen Ansprüche seiner Töchter, von denen jede Wünsche hat, die nicht zu erfüllen sind. Dazu das Zurückgehen seines Vermögens, wie er die schönsten Ländereien seinem Hauswirt, einem Wucherer, verpfändet und kaum noch den allernotwendigsten Ansprüchen der Familie genügen kann. Der Sohn, der ihm helfen sollte, hat längst seine Studien aufgegeben und alle seine Hoffnungen zuschanden gemacht.

Das Schwerste aber, was die Familie noch treffen konnte, war der Abschied von Doña Milagros, deren Gemahl in eine andere Stadt versetzt wurde. Wie Don Benicio seine Liebe zu ihr und seinen Kummer erstickt, und wie er, als er bemerkt, wie schwer ihr der Abschied von den Zwillingen wird, ihren Schmerz noch tiefer empfindet als den eigenen, ist meisterhaft — ohne viele Worte — gezeigt. Er kann sie nicht leiden sehen und überläßt ihr sein mutterloses Zwillingspaar.

Im zweiten Teile des Romans, den „Memoiren eines Hagestolzes", tritt Don Benicio mehr in den Hintergrund, und es sind vorzüglich seine Töchter, von denen die Rede ist. Der Held dieser Erzählung stellt sich selbst dem Leser unter seinem Spitznamen „der Abt" vor und gibt ein Bild seiner Person und seines nicht ganz zu verleugnenden egoistischen Männerstolzes. Er ist 35 Jahre alt, an der Grenze, an welcher sich die Lebensideale etwas ernüchtern, aber doch noch hin und wieder auftauchen. Sein Aeußeres ist nicht übel, er malt sich selbst groß und breitschulterig, mit etwas von der Mutterseite ererbtem gallischen Blute. Kastanienbrauner Spitzbart mit der Aussicht einer baldigen Glatze, die aber zu seiner Beruhigung die Stirne vergrößert und ihm etwas Majestätisches verleiht! Sein Anzug ist modern und tadellos, vielleicht, mit der weißen Binde, etwas zu sehr für die kleinlichen Anschauungen des Marinedischen Publikums. Er ist Junggeselle aus eigener Wahl und entwickelt mit großer Geschicklichkeit, seine Eigenheiten zu

Digitized by Google

Tugenden stempelnd, die Gründe und Bedingnisse seines Handelns. Er wohnt in der Pension einer Dame, mit Namen Doña Consola, die in ihrer Jugend Kammerjungfer bei einer Baronin gewesen ist, mit ihr Glück und Leid, ja sogar Verbannung ertragen hat und die nun alle Eigenschaften besitzt, um den Wünschen des Junggesellen — auch denen des Magens — gerecht zu werden. Dieses Kleinleben des „Abtes“ ist in seinem pedantischen Egoismus so einfach und wahr geschildert, als erlebe man alles mit; denn selbst das minutiöseste Eindringen in die unbedeutendsten Lebensgewohnheiten und das Ein- und Ausgehen in dem töchterreichen Hause seines Freundes Benicio ermüden nicht. Wir sehen die Gestalt des Abtes in seinen Schwächen und seiner nicht auszurottenden Güte, wie er, ohne sich zu kompromittieren, helfend eingreift; wir sehen ihn wachsen in seiner hilfsbereiten Liebe und leiden mit Don Benicio, dem jede Energie mangelt, den Auswüchsen seiner Töchter gerecht zu werden. Der Vaterjammer, der keine Mittel zu finden weiß, die Kinderschar zu regieren, ist mit einer den Leser überzeugenden Geschicklichkeit geschildert. Wie die eine nicht von der Kirche loszureißen ist, weil sie ihren Beichtvater liebt, die andere das Haushaltsgeld verschleudert, die dritte, die schöne Rosa, in ihrer Putzsucht keine Grenzen weiß und aus Dummheit schließlich dem reichen Besitzer des Hauses in die Hände fällt, der ihr aus seinem Geschäft den Putz liefert und dann, als er sie los sein will, dem Vater die Rechnung schickt: das alles ist so köstlich, mit so einfachen Mitteln, geschildert, daß der Leser meint, alle die Personen zu kennen.

Die interessanteste der Töchter ist die im Hause wegen ihrer Gelehrsamkeit und Verachtung aller Putzsucht lächerlich gemachte Feita. Das arme Kind hat ohne jedes System, jede Basis und jede Anweisung ein ganzes Chaos von unbrauchbarer Gelehrsamkeit im Kopfe, liest, was sie findet, und wirbelt diese Dinge in unglaublichem Eifer in sich herum. Sie verachtet den Putz und die Ehe wie unser Abt und ist daher die einzige, mit der er im Hause des Freundes intimer verkehren kann, ohne in ein kleinstädtisches Gerede zu kommen. Er wünscht sich, Feitas Bruder zu sein, um sie von dieser unnatürlichen Liebhaberei des Studierens zu heilen und auf diejenige Bahn zurückzuführen, die dem schönen Geschlechte vorbehalten ist. Das arme Geschöpf hat alles gelesen, was in ihre Hände kam, mystische, medizinische und psychiatrische Bücher, Romane von Ortega und Frias, Poesien von Verlaine u. s. w. Wenn der Abt ihr den Unwert dieses Aufspeicherns von nicht zusammengehörigen Dingen vorwirft, so gibt sie ihm recht, allein sie ist auch überzeugt, daß sich nach und nach, bei ihrem Wollen und ihrem Fleiß, alles in ihrem Hirn ordnen wird. Don Benicio hält seine Tochter nicht für ganz richtig; daß sie sehr klug sei und unglaublich viel wisse, gibt er dem Abt zu, aber es sei doch eine Unnatur in ihrem Alter, den Putz zu verachten, sich häßlicher zu machen, als man sei, nicht heiraten zu wollen und allen Männern aus dem Wege zu gehen.

Des Abtes Interesse für Feita wuchs durch den Umstand, daß sie einen Verfolger hatte, der sich für sie zu interessieren schien, und er fühlte sich bewogen, dem Vater ernstlich ins Gewissen zu reden, nicht zu erlauben, daß seine Tochter in allen Winkeln herumkröche und sich so der Gefahr solcher Verfolgungen aussetze. Der Abt fühlte mit einem Male ein Interesse für das Mädchen, er versprach dem Vater, den Courmacher scharf zu beobachten, aber dagegen müsse er auch seiner Tochter kategorisch verbieten, allein auszugehen.

Die Verhältnisse im Hause Don Benicios wurden immer verwickelter und sorgenvoller. Er sah sich schon zum drittenmal bewogen, Geld aufzunehmen, und dieser Umstand zwang ihn, das Haus zu verlassen und eine kleinere Wohnung zu beziehen. Es interessiert ungemein für den Abt, wie er dem Freunde beisteht und wie sich dann in seinem Herzen, diesem hagestolzen Herzen, die Gefühle für Feita regen, er ihrem selten ernsten und allem Kleinlichen abgeneigten Wesen näher und näher tritt, wie sie selbst aber schließlich, um dem Vater das Leben zu erleichtern, das Haus verläßt, um sich auf eigene Füße zu stellen. Der gute Hagestolz, der treue Freund des Beniciosschen Hauses, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, dem schwachen Manne zu helfen, soweit seine Kräfte reichen, wird am Schlusse noch dessen Retter. Er wird Zeuge einer Szene, in der Benicio einem ehemaligen Besucher seines Hauses, Mejia, der seine Tochter Argos verführt hat und sich weigert, sie zu heiraten, den Degen in die Brust stößt. Der Schurke lachte ihn aus, als er auf der Vermählung bestand, und reizte den Mann, der jahrelang alles mit Geduld ertrug, zu einer grenzenlosen Wut. Während dieser Tat betritt der Abt das Zimmer und sieht sofort die Folgen, die diese Handlung haben könnte. Mit anerkennenswerter Geistesgegenwart reißt er den zweiten Degen von der Wand und gibt ihn dem verröchelnden Mejia in die Hand. Es war niemand sonst in der Nähe, und das benützte der Abt, um den armen Benicio aus seiner Not zu befreien. Er läuft zu allen Zeitungsredaktionen, schafft Geld herbei und tut alles, was nötig ist, um ein Duell der Beiden glaubhaft zu machen. Seine Grundsätze und Lebensgewohnheiten wurden bei dieser Angelegenheit so in Frage gezogen, daß Doña Consola, seine Hausdame, an seinem Verstande zu zweifeln begann. Aber besiegt und zu allen diesen Dingen brauchbar gemacht hatte den guten, eingefleischten Hagestolzen dennoch die Liebe, denn er wirft am Schlusse der Geschichte alle seine aufgebauten Hypothesen über den Haufen, wird der glückliche Gatte Feitas und der Retter der Familie.

Hiermit endet der kurz zusammengezogene Inhalt der Erzählung, das nackte Gerippe, ohne die feine Plastik, mit welcher sich die einzelnen Personen in ihren verschiedenen Eigenarten zeigen. Jede in ihrer Art ist menschlich und originell. Selbst die gelegentlichen Längen weiß die Verfasserin durch geistvoll eingeflochtene Bemerkungen und gesunden Humor zu kürzen. Wie oft haben wir mit dem armen Benicio von seiner Veranda aus über das Meer geschaut und seine Sorgen begriffen!

Emilia Pardo-Bazán hat sich aber nicht nur durch ihre Romane und Erzählungen einen Namen gemacht, ihre Tätigkeit erstreckt sich über ein viel weiteres Gebiet, und es ist schwer zu sagen, nach welcher Richtung hin sie das Bedeutendste geleistet hat. Um in der Literatur festen Fuß fassen zu können und Einfluß zu gewinnen, ließ sie sich, wie schon erwähnt, in Madrid nieder, sah namhafte Künstler und Schriftsteller bei sich und gründete die weit gelesene Zeitschrift „El Nuevo Teatro Critico“. Das Blatt brachte und bringt heute noch lesenswerte Artikel aus allen Gebieten der Literatur, Wissenschaft und Industrie und trägt ihren Namen weit über Land und Meere.

Auf ihren großen Reisen, die sie durch Belgien, Frankreich, Portugal und Spanien machte, hat sie sich, bei ihrem Scharfblick, bedeutende Kenntnisse erworben, ihr Wissen nach allen Seiten hin erweitert und ihre Feder geschärft. Welche Farbenpracht zeigt sie zum Beispiel bei der Schilderung der Bai von Lissabon, deren unvergleichliche Schönheit sie dichterisch wiedergibt. Ihre Reiseeindrücke, die von einer großen Beobachtungsgabe zeugen und einen ungewöhnlichen Scharfblick verraten, hat sie in einem nahezu 300 Seiten starken Band unter dem Titel: „Por la Europa Católlca“ niedergelegt. Ein lesenswertes Werk, wenn auch oft von einer ganz anderen Anschauung, als wir Deutsche sie empfinden würden!

Ihre „Cuentos de Navidad y Reyes“, „Cuentos de la Patria“ und „Cuentos Antiguos“, die zusammen in einem Bande bei der Administracion calle de S. Bernardo in Madrid erschienen sind, zeigen uns die bedeutende Frau abermals von einer neuen Seite. Die beiden ersten Serien sind eigentümliche, zum Teil märchenartige Skizzen, die sich einerseits an Weihnachten anlehnen, andrerseits von Königen handeln, während die Cuentos Antiguos an unsere deutschen Parabeln erinnern. Die Dichterin greift darin zurück in die alte mythologische Welt und führt uns bekannte griechische Namen in märchenhaften Situationen vor.

Den tiefen Erschütterungen, welche der kubanische Krieg heraufbeschwor und welche so tragisch in ihr Vaterland eingriffen, gibt sie Ausdruck in dem umfangreichen

Digitized by Google

Werk: „De Siglo á Siglo". Mit unverhüllter Offenheit gedenkt sie darin auch der Versäumnisse, Fehler und Unterlassungen, die sich ihr eigenes Vaterland zu Schulden kommen ließ. Das Buch ist in Form von Briefen geschrieben, die im Januar 1896 beginnen und im Dezember 1901 schließen.

„Dónde hay cosa mas actual que nuestras desdichas?" ruft sie an einer Stelle tief erschüttert aus. Und während die bedeutendsten Schriftsteller ihres Vaterlandes nicht den Mut haben, etwas zu sagen, schreibt ihr ein Italiener: „En España no debe de haber poetas, cuando no han cantado ni llorado la catástrofe nacional." Ihr Aerger über ihr eigenes tatenloses Vaterland ist so groß, daß ihr sogar Spanier in Amerika Vorwürfe wegen ihrer Entrüstung machen und ihr schreiben: „de que ensista en señalar vicios de la patria!"

Sie bringt in diesem Werke noch vieles andere zur Sprache; aber welchen Gegenstand sie auch berührt, es geschieht mit dem Mut der Ueberzeugung. So entfahren ihr auf einer ihrer Reisen im Mai 1899 bei allem, was sie in anderen Ländern besser findet als in ihrem Vaterlande, folgende Worte: „Oh, si fuésemos como ellos! Si fuésemos tenaces, previsores, laboriosos, aprovechados, prácticos! Si tuviésemos su organización, sus instituciones, sus costumbres, su constancia, su instrucción y su dinero."

Schließlich sind auch noch ganz besonders die biographischen Studien der Dichterin zu beachten. Unter den Heften „Personajes ilustres", die in Madrid bei Sáenz de Jubera, Hermanos, herauskommen und von den ersten Schriftstellern Spaniens verfaßt sind, befinden sich auch verschiedene aus ihrer Feder. Vorzüglich geschrieben und zu jedem Quellenstudium empfohlen ist ihre Studie über den berühmten Jesuitenpadre Luis Coloma. Der Charakter desselben ist mit einer Feinheit und psychologischen Fühlung herausgehoben, die den bedeutenden Jesuiten zugleich erkennen, verstehen und bewundern läßt. Sie lobt und tadelt nicht, sie schildert, aber sie schildert glaubwürdig, mit verständnisvoller Wärme. Nicht ganz so mild und tolerant scheint sie uns in ihrer Studie über Alarcón, dessen Leben freilich schwer zu verstehen, vielleicht ihm selbst ein Rätsel war. Sie hat sich in diesen beiden Biographien oder Studien eine ungewöhnlich schwere Aufgabe gestellt, denn es gibt wohl kaum noch andere Dichter in Spanien, deren Lebenslauf und Charakter so kompliziert und von so entgegengesetzten Ingredienzien erschwert wären wie diejenigen von Alarcón und Coloma.

Es ist bewunderungswürdig, mit welcher Gestaltungskraft die Dichterin die Fülle von Material beherrscht, die ihr zu Gebote steht. Und selten ist es, in ihrem Alter schon auf eine so reiche Tätigkeit zurücksehen zu können. Abgesehen von der Herausgabe des Teatro Critico und den vielen Aufsätzen, wie in „La España Moderna" u. s. w., belief sich Ende 1903 die Gesamtausgabe ihrer Werke bereits auf 28 Bände. Ihr Wissensdrang und ihre Arbeitskraft sind es wohl vorzugsweise, denen sie diese Resultate verdankt. Ihren Erfolg aber möchten wir auch der dichterischen Intuition und den feinen, leuchtenden Farben zuschreiben, mit denen sie ihre Bilder zu malen versteht. Jedenfalls gehört Emilia Pardo-Bazán, die sich auf den verschiedensten literarischen Gebieten bewährt hat, schon heute zu den bedeutendsten Dichtern Spaniens. Eine Anzahl ihrer Werke wurde bereits ins Deutsche, Französische und Italienische übertragen und mit Anerkennung gelesen und beurteilt.

H. Keller-Jordan.

Frau Henriette Keller-Jordan.

(Zu ihrem 70. Geburtstage.)

Die Dichterin, welche am 4. Juni 1835 zu Marburg in Kurhessen als Tochter des Professors der Rechte Sylvester Jordan, des späteren ruhmreichen Märtyrers der kurhessischen Verfassungskämpfe, geboren ward und mütterlicherseits eine Enkelin des namhaften Geschichtsforschers und Freundes der Gebrüder Grimm Dr. Paul Wigand, des langjährigen Direktors des Reichskammergerichts in Wetzlar ist, verdankt dem Einfluß ihres Vaters und einer sorgfältigen Schulerziehung in Marburg und Frankfurt a. M. die Grundlage für ihre spätere literarische und dichterische Tätigkeit. Der in ihr von Jugend auf bestehende poetische Drang bewog sie, im Jahre 1854 sich mit dem in Mexiko ansässigen deutschen Kaufmann Edgar Keller zu vermählen und demselben über den Ozean in die Hauptstadt der Azteken zu folgen. Während der zehn Jahre, die sie dort an der Seite ihres Gatten weilte, wurde sie von der Schönheit des Landes, der Eigenart der mexikanischen Lebensweise und von den politischen Ereignissen, deren Zeuge sie war, so mächtig angeregt und erfüllt, daß ihre drei ersten Bücher, die 1883 und 1885 im Osianderschen Verlage zu Tübingen erschienen, sowie ihr viertes Buch, das 1886 von dem hochsinnigen, aber leider bereits 1893 und zu früh für die Dichterin verstorbenen Stuttgarter Verleger Wilhelm Kohlhammer in Druck gebracht ward, noch unter dem Eindruck der mexikanischen Erlebnisse stehen und dieselben dichterisch wiedergeben. Drei dieser Werke, „Roderich Wallner", „Natalie" und „Hacienda Felicidad", sind Romane mit teils historischem, teils kulturellem Hintergrund, das vierte Werk enthält unter dem Titel „Mexikanische Novellen" die vorwiegend erzählende Dichtung „Geopfert" und die beiden Problem-Novellen „Ein Cavallero" und „Dolores". Schon in ihrem ersten Buche, in „Roderich Wallner. Eine Erzählung aus der vorkaiserlichen Zeit in Mexiko.", treten die Gestaltungskraft, der dichterische Schwung und die edle Sprache, welche auch den späteren Werken Frau Keller-Jordans eigen sind, in elementarer und oft ergreifender Weise zu Tage. In rascher Folge erschienen, nachdem die Dichterin von Tübingen, wo sie ihre literarische Laufbahn begonnen hatte, im Jahre 1886 nach München übergesiedelt war, fünf weitere Bücher, zuerst im Jahre 1887 im Verlage von Karl Gosewisch zu Kassel der fesselnde turhessische Roman „Die Grubers", weiterhin, ebenfalls 1887, bei Kohlhammer in Stuttgart der Novellenband „Aus der Gegenwart", im Anschluß daran 1888 und 1891 wiederum im Kohlhammerschen Verlage die beiden Novellenbände „Transatlantisches" und „Lebenstiefen" und schließlich im Jahre 1893 bei Kohlhammer der groß angelegte, künstlerisch durchgeführte und die tiefsten menschlichen Konflikte behandelnde internationale Kultur-Roman „Ausgewanderte". Es fehlte der Verfasserin welche im Anschluß an ihre zweite mexikanische Reise — die in die Jahre 1887 und 1888 fiel und in kühnem Zuge von Hamburg aus über Le Havre, Sankt Thomas, Veracruz nach der Hauptstadt Mexiko und von dort über Queretaro, Chihuahua, Paso del Norte, Chicago, den Niagara und New York zurück in die Heimat führte und wertvolle literarische Ergebnisse lieferte — sich dauernd in München niederließ, nicht an begeisterten und einsichtigen Kritikern, aber die Vorherrschaft der modernen, den dichterischen Bestrebungen der Verfasserin feindlichen realistischen Richtung nötigte sie, einen großen Teil ihrer späteren umfangreichen Dichtungen zurückzubehalten und fast ausschließlich in Zeitschriften, insbesondere in der Zeitschrift ihres Heimatlandes, dem zu Kassel erscheinenden „Hessenland", sowie in dem Cottaschen Musenalmanach und in der wissenschaftlichen Beilage der Allgemeinen Zeitung zu München Arbeiten zu veröffentlichen. Mit dichterischem Verständnis wußte Frau Keller-Jordan in ihren zahlreichen literarhistorischen Aufsätzen, ihren Theater- und Kunst-Kritiken, sowie in Uebersetzungen und Reisebeschreibungen, mit welchen sie u. a. das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes", sowie die namhafteste deutsche Zeitung Mexikos, d. i. die dortige „Germania", bereicherte und unterstützte, der Eigenart der deutschen und der ausländischen Schriftsteller und Künstler, sowie den Sitten und Bestrebungen der verschiedenen Völker, Berufs- und Gesellschaftsklassen gerecht zu werden. Trotz ihrer eingehenden fremdländischen Studien, besonders über spanische und mexikanische Literatur, trotz ihrer rückhaltlosen Bewunderung vornehmlich für die großen spanischen Dichter des letzten Jahrhunderts, insbesondere Gustavo Adolfo Becquer, Zorrilla, Campoamor, blieb sie im besten Sinne des Wortes deutsch. In dieser deutschen Gesinnung fand sie bei ihrem Sohne Richard Jordan, der ihre dichterische Begabung und Eigenart

Digitized by Google

teilte, und dessen Dichtungen ebenso wie diejenigen seiner Mutter unter den Deutschen diesseits und jenseits des Ozeans Widerhall fanden, lebhaften Anteil und Unterstützung.

Von schweren Schicksalsschlägen und langjährigen Entbehrungen gebeugt, von dem Verluste zweier blühender Kinder und dem Tode ihres im reifen Mannesalter in Mexiko fern von der Mutter dahingeschiedenen Sohnes Richard tief getroffen, von dem jähen Ende ihrer reizvollen und begabten Enkelin Amparo schmerzlich erschüttert, raffte sich Frau Keller-Jordan im Laufe ihres langen Lebens durch geistige Arbeit und Willensstärke immer von neuem zu der Höhe empor, auf welche bei Gelegenheit ihres siebzigsten Geburtstages ihre persönlichen Freunde und die Verehrer ihrer Muse ihr mit erhöhter Teilnahme folgen.

München, im Mai 1905.

Dr. Paul Tesdorpf.

Bücher und Zeitschriften.

Allgemeingeschichtliche Entwicklung. Von Th. Lindner. (Rektoratsrede Halle.) 1904. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta. 24 S.

Der Verfasser legt in seiner Rektoratsrede die Schwierigkeiten dar, geschichtliche Gesetze zu finden, bringt seine bekannte Theorie vor, wonach sich die Geschichte in den Gegensätzen von Beharrung und Veränderung abspielt, und nimmt als Grund der Ueberflügelung des Orients seitens der Europäer seit dem 15. Jahrhundert die größere Anpassungsfähigkeit der weißen indogermanischen Rasse gegenüber der gelben mongolischen an. Es ist aber fraglich, ob die Mongolen (z. B. die Japaner) wirklich weniger anpassungsfähig sind, und zweitens würde selbst der gelungene Nachweis dieser Behauptung nicht erklären, warum auch die nichtmongolischen Völker des Orients seitens der Europäer überflügelt wurden.

Fr. v. Stromer-Reichenbach.

Allgemeine Rundschau.

Von der Laibacher Erdbebenwarte.

Erdbeben-Katastrophen und die moderne Erdbeben-Forschung.

Am 1. Juni früh erfolgten an allen Instrumenten unserer Warte außerordentliche Erdbeben-Aufzeichnungen, aus denen, vorausgesetzt, daß der Herd auf dem Festlande gelegen war, auf eine Erdbeben-Katastrophe unweit der Grenzen unserer Monarchie geschlossen werden kann. Die Ausläufer dieses Fernbebens hatten sich auf unseren Instrumenten in Laibach auf nachfolgende Weise eingezeichnet. Die ersten Bewegungen nehmen ihren Anfang um 5 Uhr 44 Min. 15 Sek., von welchem Zeitpunkt an die Ausschlagsweite der einzelnen Gruppen von Bewegungen beständig und rasch zunimmt und um 5 Uhr 46 Min. 27 Sek. das Maximum erreicht. Die ungewöhnlich starken Ausschläge betragen an der Vertikalkomponente 84 Millimeter, an den Horizontalkomponenten 230 Millimeter, so daß auf dem Instrument mit hundertfacher Vergrößerung die Breite des Registrierpapieres für eine vollständige Aufzeichnung der stärksten Ausschläge nicht ausgereicht hat, hingegen ist vom Apparat, der die Erdbewegungen nur zehnfach vergrößert, ein sehr schönes vollständiges Bild der gesamten Erdbebenstörung erhalten worden. Die großen Bewegungen schwächen gegen 5 Uhr 52 Min. allmählich ab, worauf noch eine Reihe schwächerer Bewegungsgruppen auftritt, sogenannte „Echos“, die gegen 6 Uhr 30 Minuten vollkommen erlöschen. — So hat sich in der angegebenen Weise die jüngste Erdbeben-Katastrophe, deren Herddistanz von Laibach aus auf 500—600 Kilometer geschätzt wird, auf unseren empfindlichen Instrumenten eingezeichnet und unsere Bodenruhe durch längere Zeit gestört; dabei erreichte die Bewegung der Bodenteilchen in Laibach noch, in Wirklichkeit übertragen, in horizontalem Sinne zwei Millimeter und in vertikaler Richtung fast einen Millimeter. Trotzdem sind diese Bodenschwingungen, nach Art der toten See, hierorts für Menschen nicht fühlbar gewesen, da die Aufeinanderfolge der einzelnen Wellenringe eine viel zu langsame war. Die Richtung, aus der die Erdwellen kamen, war vorherrschend aus Südost, auch der Habitus des Bebenbildes weist auf einen bekannten Herd am Balkan hin; übrigens dürften die nächsten Stunden aus Süddalmatien, Bosnien und Herzegowina oder Montenegro über den Schauplatz der jüngsten Erdbeben-Katastrophe, die sicherlich an allen Erdbebenwarten der Welt verzeichnet wurde, nähere Nachrichten bringen.

Professor A. Belar,
Leiter der Erdbebenwarte Laibach.

Kleinere Mitteilungen.

* **Ein Eichendorff-Denkmal in Dresden.** In der Nähe von Dresden soll ein Eichendorff-Denkmal errichtet werden und zwar in Wachwitz, wo Eichendorff oft und gern weilte und wo einige seiner schönsten Lieder entstanden, z. B. „Wer hat dich, du schöner Wald“ und „In einem kühlen Grunde“. Das letztere dichtete Eichendorff unter dem Eindruck seiner Spaziergänge durch den nahen Keppgrund, wo die alte Keppmühle noch heute steht. Eichendorff wohnte bei seinem Freunde, dem Grafen Baudissin. Zum 50jährigen Todestage des Dichters, am 26. November 1907, soll das Denkmal im Wachwitzgrunde enthüllt werden.

* **Eine Südpolar-Expedition Nansens?** Fritjof Nansen befindet sich in London und soll dort mit den in Betracht kommenden Persönlichkeiten wegen Vorbereitung und Ausrüstung einer Polar-Expedition konferieren. Nach einer noch unbestätigten Meldung gilt es als wahrscheinlich, daß er diesmal eine Südpolar-Expedition unternehmen wolle.

* **Todesfälle.** Am Freitag ist in Stuttgart der Prof. a. D. Wilh. v. Zipperlen, 1870 bis 1891 Professor der Tierheilkunde und Pferdezucht in Hohenheim, im Alter von 75 Jahren gestorben. — In Braunschweig starb im Alter von 70 Jahren der ehemalige Lehrer der Architektur und Erbauer der dortigen Technischen Hochschule, Prof. Konstantin Uhde.

Hochschulnachrichten.

* **Tübingen.** Der Professor der Dogmatik und Apologetik in der katholisch-theologischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. P. v. Schanz ist vorgestern (1. Juni) nach längerer Krankheit gestorben. Der Verstorbene war am 4. März 1841 zu Horb in Württemberg geboren. Er studierte in Tübingen und Berlin und wurde in Tübingen am 22. Februar 1866 zum Dr. phil. promoviert. 1867 wurde er Repetent am Wilhelmsstift in Tübingen. Nachdem er von 1872 an am Gymnasium in Rottweil Professor für Mathematik und Naturwissenschaft war, wurde er 1876 zum ordentlichen Professor der neutestamentlichen Exegese in Tübingen ernannt; 1883 wurde ihm Dogmatik und Apologetik übertragen. Seine ausgedehnte literarische Tätigkeit galt in erster Linie diesem Gebiete. Er war 1899/1900 Rektor der Universität.

* **Aachen.** Der Aachener Verein zur Beförderung der Arbeitsamkeit hat für das neugeschaffene Institut für Eisenhüttenkunde an der hiesigen Technischen Hochschule 50,000 Mark bewilligt.

* **Dresden.** Die hiesige Technische Hochschule hat den bekannten Leiter des Glaswerks Schott und Genossen in Jena, Dr. Otto Schott, zum Dr. ing. hon. causa ernannt.

Digitized by Google



J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin

Mit dem soeben erschienenen **sechsten Bande** liegen vollständig vor:

Shakespeare-Vorträge

von

Friedrich Theodor Vischer

Für das deutsche Volk herausgegeben

von

Robert Vischer

6 Bände. Geheftet **M. 46.—** In Leinenband **M. 52.—**

Jeder Band ist auch einzeln käuflich. Ausführlicher Prospekt gratis.

Inhalt:

Band 1: Einleitung — Hamlet, Prinz von Dänemark. Geheftet M. 9.—. Gebunden M. 10.—

Band 2: Macbeth — Romeo und Julia. Geheftet M. 6.—. Gebunden M. 7.—

Band 3: Othello — König Lear. Geheftet M. 7.—. Gebunden M. 8.—

Band 4: König Johann — Richard II. — Heinrich IV. — Heinrich V. Geheftet M. 8.—. Gebunden M. 9.—

Band 5: Heinrich VI. — Richard III. — Heinrich VIII. Geheftet M. 8.—. Gebunden M. 9.—

Band 6: Julius Cäsar — Antonius und Kleopatra — Coriolan. Geheftet M. 8.—. Gebunden M. 9.—

Nach den Shakespeare-Vorträgen des großen Aesthetikers hatten so viele verlangt — darunter David Friedrich Strauß. Nun sind sie jedermann zugänglich — „für das deutsche Volk herausgegeben" — und bilden, mit der Gesamteinleitung im ersten Bande, ein Werk, das nach dem Urteil eines berufenen Kritikers eine ganze Shakespeare-Bibliothek aufwiegt. (13701)1

☛ **Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen** ☚

Verlag von **Wilhelm Braumüller**
in Wien und Leipzig
k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.

Soeben erschienen:

Gedanken und Denker

Gesammelte Aufsätze

Von

Prof. Dr. Wilhelm Jerusalem

gr. 8. [VIII. 292 S.] 1905. 6 K — 5 M.

Der kritische Idealismus

und die reine Logik

Ein Ruf im Streite

Von

Prof. Dr. Wilhelm Jerusalem

8. [XII. 226 S.] 1905. 6 K — 5 M.

Gedichte

Von

Theodor Meynert

8. [VIII. 143 S.] 1905. 2 K 40 h — 2 M.

Nachgelassene Gedichte

Von

Marie von Najmájer

8. [VI. 153 S.] 1905 3 K — 2 M. 50 Pf.

Bardenlied

Von

Julius Schuldes

Zweite vollständig umgearbeitete Auflage

12. [VIII. 103 S.] 1905. 1 K 20 h — 1 M.

☛ **Durch alle Buchhandlungen zu beziehen** ☚

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Digitized by Google

Jahrgang 1905. München, Dienstag, 6. Juni. **Nummer 130.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die Neuerwerbungen des Bayerischen Nationalmuseums.

Von Dr. Ph. M. Halm.

Am 18. Mai laufenden Jahres hat sich in dem Studiengebäude des Bayerischen Nationalmuseums eine verhältnismäßig nicht sehr umfangreiche, dafür aber um so kostbarere und instruktivere Ausstellung allgemeinem und unentgeltlichem Besuche geöffnet. In künstlerischer Anordnung vereinigt sie alle jene mannigfaltigen und verschiedengestaltigen Gegenstände, die dem Bayerischen Nationalmuseum im Laufe des Jahres 1904 zugeführt werden konnten, zu einem außerordentlich gefälligen Gesamtbilde, das in gewissem Sinne belehrender als die reichen Bestände der Säle des Museums die Bedeutung dieses nationalen Kunst- und Kulturinstitutes und die Aufgaben seiner Verwaltung darzulegen vermag. Mehr als dort an dem endgültigen Aufstellungsort, wo sie Glieder eines großen Ganzen, sei es in kunst- oder kulturgeschichtlicher Beziehung oder in technischer Hinsicht, zu bilden haben, treten hier die einzelnen Objekte in ihrem Eigenwerte dem Beschauer gegenüber; sie zwingen ihn förmlich durch die Art der Aufstellung dazu, sich in sie zu vertiefen, sie drängen ihm hier weit mehr die Frage auf, warum dieser oder jener Gegenstand der Einverleibung in die Sammlung für würdig erachtet wurde, und der Gegenstand wird in den meisten Fällen dem Denkenden die Antwort nicht schuldig bleiben. Im Museum selbst kommt ja der flüchtige Beschauer in den meisten Fällen vor lauter Schauen, vor der überwältigenden Macht der Eindrücke, der Fülle und des Reichtums nicht zum Denken; er gibt sich keine Rechenschaft oder nur eine sehr oberflächliche über den ideellen Wert der einzelnen Objekte. Insofern muß dieser kleinen Sonderausstellung eine erzieherische Bedeutung beigemessen werden, und deshalb erscheint der Besuch derselben allen Gesellschaftskreisen gleich empfehlenswert.

Die Ausstellung enthält mit Ausnahme weniger schwer transportabler und umfangreicher Objekte, die ihre Aufstellung schon im Museum gefunden haben, alles, was an Ankäufen, Geschenken, durch Tausch mit dem Kgl. Armeemuseum und Ueberweisungen, welche dem Allerhöchsten Herrscherhause oder staatlichen Behörden zu verdanken sind, dieser unserer volkstümlichsten Sammlung im Laufe des letzten Jahres zugeflossen sind. An dieser Stelle sei auch der privaten Gönner des Institutes gedacht, die durch Schenkungen die Bestrebungen desselben in opferwilliger und dankenswerter Weise unterstützten, wie Baron Hugo Hirsch, Gereuth, Adolf Leichtle, Kempten, Dr. A. Selmair, Wartenberg, Graf Spreti, Weilbach, Adolf Steinharter, München, Hermann von Schwind, München, Frau Generalmusikdirektor Zumpe und andere. Die umfangreichste Gabe des Jahres 1904, die Vergrößerung der Krippensammlung durch ihren verdienstvollen Stifter, Herrn Kommerzienrat Schmederer, wurde bereits früher allgemeinem Besuche zugänglich gemacht.

Unstreitig den ersten Rang in dieser Sonderausstellung nehmen in künstlerischer wie kunstgeschichtlicher Bedeutung die dreißig Pergamentblätter ein, welche uns Darstellungen von Kostbarkeiten aus der Kunstkammer des fürstlichen Mäcens Herzog Albrechts V. von Bayern geben. Sein Hofmaler Hans Mielich, der geistreiche Erfinder des unvergleichlichen Miniaturenschmuckes der Bußpsalmen Orlandos di Lasso und der Motetten des Cyprian de Rore, hat, wie das mehrfach wiederkehrende Monogramm des Künstlers besagt, diese köstlichen, mit Aquarell und Deckfarben gemalten und mit Gold gehöhten Blätter zwischen 1546 bis 1551 gefertigt. In außerordentlich peinlicher Zeichnung aller Einzelheiten und mit bewundernswürdiger Wiedergabe aller Farben- und Lichteffekte der verschiedenen Materialien schildert Mielich uns Ketten, Schwertgriffe, Gehänge, Schmuckgegenstände, ein Hausaltärchen, „Vierkandeln“ und Aehnliches, und läßt uns so einen Blick in das fürstliche Kunstkabinett werfen, dessen Reichtum sich uns auch noch in so manchem Stücke der kgl. bayer. Schatzkammer wiederspiegelt. Von besonderem Interesse ist es, daß sich dort auch noch einzelne der von Mielich abgebildeten Originale erhalten haben.

Da aber der größere Teil der hier dargestellten Objekte eingeschmolzen wurde, so bedeutet dieses bildliche Inventar eine höchst wertvolle Ergänzung des uns erhaltenen Schatzes. Es erweitert unsere Anschauung von dem hohen Stande der Edelmetallkunst jener Zeit um ein wesentliches und ist hervorragend geeignet, die Stellung und den Einfluß Hans Mielichs auf die Goldschmiedekunst Münchens klarer überblicken zu lassen. Die ausgestellte Kollektion der prächtigen Malereien stammt bekanntlich aus der Sammlung des ehemaligen Direktors des Nationalmuseums, des Geheimrats v. Hefner-Alteneck, der dieselben im Jahre 1845 in Aschaffenburg erstand und ihren hervorragenden Wert sogleich erkannte. Daß diese begreiflicherweise auch von anderen Museen ersehnten Prachtblätter unserem engeren Vaterlande erhalten blieben, ist einer Vereinigung opferwilliger Münchener Bürger mit Herrn Baron Cramer-Klett an der Spitze zu verdanken, die, den drohenden schweren Verlust erkennend, in wenigen Tagen die noch fehlenden Mittel flüssig zu machen wußte.

Indem wir dieser fürstlichen Kunstkammer in Bildern die Edelmetallarbeiten die für das Museum erworben werden konnten, hier anreihen, wenden wir uns unter dem Gesichtspunkte der Einrichtung des Museums in eine fachwissenschaftliche und eine kulturgeschichtliche Abteilung der Betrachtung der übrigen Ausstellungsobjekte zu. Unter

Digitized by Google

den Goldschmiedearbeiten beansprucht das größte Interesse eine vergoldete Halskette mit geriffelten und bandartig gedrehten Gliedern aus der Zeit um 1520. Schon die allgemeine Erscheinung und vor allem die materialechte Behandlung des Metalls mit der einfach noblen Zeichnung muß bestechen; noch höhere Bedeutung aber gewinnt dieses Stück durch seine große Seltenheit. Bis jetzt kannte man derartige Ketten nur aus bildlichen Darstellungen, so aus Stichen der Kleinmeister, von Grabsteinen und aus Gemälden von Dürer, Holbein, Burgkmair, Schaffner, Apt, Cranach u. a.; nun liegt ein Original vor. Von Schmuckgegenständen wurde außerdem ein farbenprächtiger Anhänger in Schleifenform mit Karneolsteinen aus dem 17. Jahrhundert erworben. Ein Stollen- oder Monatsbecher von Silber mit teilweiser Vergoldung, eine Salzburger Arbeit, vertritt die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts; ein schlanker, getriebener und ziselierter Becher von feinem Kontur das 17. Jahrhundert; ein niedliches Gewürzbüchschen und ein in reichen Rokokoformen aufgebautes Weihrauchfaß das 18. Jahrhundert.

Unter den Schmiedeeisenarbeiten finden wir als ältestes Stück einen wohl noch gotischen, ziemlich primitiv gearbeiteten Opferstock, dann eine ebenfalls noch gotische, trefflich modellierte Krabbe, eine in ihrer einfachen Zeichnung doch sehr ansprechende Windfahne von Schloß Weilbach (Geschenk des Herrn Grafen Spreti) aus dem 16. Jahrhundert, einen der gleichen Zeit angehörigen großen Standleuchter, wohl für eine Osterkerze bestimmt, und einen ornamental geschmiedeten und geschnittenen Wagbalken des 17. Jahrhunderts aus Krumbach in Schwaben. Das 18. Jahrhundert weist einen sehr zierlich gearbeiteten Pfannenhalter, ein gutes Hohlhippeneisen und eine vielleicht von einem Prachttor herrührende Krümmung eines Bischofsstabes auf, die von Schloß Seehof in Oberfranken stammt und an die hervorragende Förderung der Künste durch die Bamberger Fürstbischöfe gemahnt.

Mehr noch als in den eben erwähnten Gebrauchsgegenständen tritt uns die künstlerische Verarbeitung des Eisens in einer Anzahl Schutz- und Trutzwaffen entgegen. Auf diesem Gebiete begegnen wir den künstlerisch besten und wertvollsten Stücken der Ausstellung. Das älteste Objekt, wenn wir von zwei prähistorischen Stücken, einer Dolchklinge und einem Palstab, absehen, bildet ein auf dem Lechfeld gefundenes Schwert des 10. Jahrhunderts. Der Zeit der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zählen zu der Ueberfang einer Barthaube aus geschwärztem Eisen mit einem reizenden geätzten und vergoldeten Ornament und ebensolchem Puttenfries. Das für die Stilgeschichte der Frührenaissance nicht weniger wie für die Waffenkunde interessante Stück stammt aus der ehemaligen Sammlung Sattler in Mainberg. Nicht geringeres Interesse beansprucht eine Sturmhaube mit Nackenschutz und Seitenteilen. Bekundet schon die Hauptform eine außerordentliche Eleganz, so wird diese noch durch vorzügliche Aetzungen erhöht. Auf der einen Seite erblickt man einen schreitenden Löwen, auf der anderen eine Löwin mit Jungen; beide Bilder umzieht eine auf den Psalter bezügliche Inschrift, die uns auch das Entstehungsjahr 1546 nennt. Die unnachahmliche Zeichnung der Aetzung erinnert an Hans Burgkmairs Strich und reiht durch seine künstlerische Vollendung dieses Stück den ersten seiner Gattung ein. Die Tradition schreibt es dem eleganten Pfalzgrafen Johann Kasimir (1543—1592) zu. Der Forschung ist es noch vorbehalten, diese nicht unbegründete Annahme zu prüfen und die vorhandene Meistermarke W. V. (?) zu enträtseln. Die bedeutendste Erwerbung unter den Waffen aber bildet ein fast vollständiger Feldharnisch — es fehlen nur der Rüsthaken und die Schamkapsel — von ungefähr 1560. Die Rüstung stammt aus der Kirche von Peterskirchen in Niederbayern, wohin einst der gläubige Sinn eines Ritters sie gestiftet hatte, und aus der sie nunmehr für das Museum erworben wurde, um sie nicht in Händlershände übergehen zu lassen. Es ist ein Feldharnisch von ursprünglich geläutem Eisen mit nicht gerade sehr fein gezeichneten, aber dekorativ höchst wirksamen Ornamentstreifen in vergoldetem Aetzwerk. Die alte, gleichzeitige holzgeschnitzte Puppe, deren Kopf gewisser Porträtzüge nicht entbehrt, erhöht den Wert der Rüstung nicht unwesentlich und gibt ihr persönlichen Charakter. Wir stehen dem Abbild eines Gliedes des alten bayerischen Geschlechtes der Pienzenauer gegenüber, wahrscheinlich Hans Christoph von Pienzenau, gestorben 1577, einem Enkel des heldenmütigen Verteidigers der Feste Kufstein. So wächst die Bedeutung dieses Stückes über den rein künstlerischen und waffengeschichtlichen Wert eines prunkvollen Feldharnisches zu einer geschichtlichen Reliquie und Erinnerung an ein berühmtes bayerisches Adelsgeschlecht hinaus. Außer diesen hervorragenden Zeugen des Waffenhandwerkes seien noch aus ungefähr gleicher Zeit erwähnt ein in Eisen geschnittener Damendolch, ein Geschenk Sr. kgl. Hoh. des Prinzen Rupprecht, ein italienischer Offiziershammer, sogenannter Rottmeisterhammer, eine bescheiden gezierte Armbrust und ein Sporn. Dem Anfang des 17. Jahrhunderts zählt eine Reiterrüstung aus geschwärztem Eisen zu, ebenso sechs Korbdegen mit prächtigen Klingen des berühmten Toledaner Schwertfegers Thomas Ayala (1615—1625). Diese letzteren Stücke, Rüstung und Degen, konnten gegen überzählige Bürgerwehr-Uniformteile von dem königlichen Armeemuseum eingetauscht werden. Der Beginn des 18. Jahrhunderts ist durch einen Bamberger Sponton mit vergoldeter Aetzung, die Mitte des gleichen Jahrhunderts durch ein Paar Reiterpistolen vertreten, deren gegossenes fein ziseliertes Beschläge am Schaftende einen Adlerkopf, an den Schloßblechen Jagdszenen darstellt.

Das Gebiet der Keramik ist in der Ausstellung der Neuerwerbungen ebenso reich wie durch vorzügliche Erzeugnisse vertreten. Zeitlich den ersten Rang nehmen zwei Ofenkacheln in Blau, Grün, Gelb und Weiß, mit dem Brustbild eines Ritters (Holofernes) und der Figur der Jezabel ein, treffliche Arbeiten in der Art des Nürnbergers Augustin Hirschvogel von etwa 1530. Sie zeichnen sich ebensowohl durch schöne Komposition und Modellierung wie durch feine Zusammenstellung und Leuchtkraft der Farben aus. Weitaus die Mehrzahl der keramischen Neuerwerbungen illustrieren die Geschichte des Porzellans und in erster Linie der Nymphenburger Manufaktur. Unter den figürlichen Arbeiten dieser Fabrik erfreuen vor allem zwei Gruppen, „Tee" und „Kaffee", wohl ursprünglich einer größeren Serie angehörig, durch die subtile Ausführung und graziöse Behandlung der Figürchen, sowie durch die gute Erhaltung; ihre Entstehung fällt in die Jahre 1760—1770. Ein Harlekin um 1770, ein sogenannter Augenbecher und zwölf kleine Biskuitfigürchen klassizistischen Gepräges reihen sich zeitlich an. Die Tätigkeit und künstlerische Richtung und Wandlung der Nymphenburger Manufaktur im 18. und 19. Jahrhundert schildern mehrere Service und Einzelgefäße in trefflicher Weise. Ein weißes Kaffeeservice in sehr grazilen Formen, mit bunten Blumen bemalt, atmet echten Rokokogeist, ein Kaffee- und Teeservice mit etwas steifer, klassizistischer Modellierung und apart grüner Färbung und Vergoldung charakterisiert trefflich die Reaktion auf jene Zeit. Besonders anziehend und doppelt wertvoll lassen dieses letztere Service die kleinen in Braun eingefügten Landschaften aus Münchens Umgebung erscheinen. Platten, Tassen, Terrinen, eine Muscheldose, ein Blumentopf runden das Bild des Nymphenburger Betriebes ab. Auch andere Porzellanfabriken finden wir in der Ausstellung vertreten, z. B. Höchst durch eine Gruppe spielender Kinder in der Art Melchiors, Ansbach durch ein Paar grünglasierter Vasen, Tschirnau durch ein Service prächtigen Lüsters. Aus den übrigen Neuerwerbungen auf dem Gebiete der Töpferei mögen noch eine Anzahl bäuerlicher Geschirre, ein Modell eines Ofens aus dem 18. Jahrhundert und ein hochorigineller, technisch sehr beachtenswerter, gelb glasierter Empire-Ofen in Form eines Bogens, unter dem ein tönerner Lehnstuhl steht, Erwähnung finden.

Aus der Gruppe der neuerworbenen Gläser bestechen vor allem zwei Stücke durch ihre farbige Wirkung, ein Nürnberger Kelchglas, violett mit vergoldeten Weinranken, aus dem 18. Jahrhundert, und ein Deckelbecher aus Rubin-

Digitized by Google

glas mit dem gemütlichen Spruche: Benez, Ergez Dich, lieber gast — Mit dem, was dis glas eingefast — Doch ohne Rausch und Haubdeslast — Die Trunkenbold sind Gott verhaßt. Ein großer Römer mit eingeschliffenem Dekor — um 1700 —, eine achteckige reich geschliffene Schale und ein Service mit zierlicher Emailmalerei bilden gleichfalls eine willkommene Bereicherung dieser Fachsammlung, die sich allmählich zu einem lückenlosen Bilde abzurunden beginnt.

Für die Sammlung der Textilien und einschlägiger Zweige wurden zumeist Objekte erworben, die liturgischen Zwecken dienten. Das interessanteste Stück darunter ist ein sogenanntes Hunger- oder Fastentuch vom Jahr 1671 aus der Kirche von Grünenbach im Algäu, eine zirka vier Meter breite und ebenso hohe Leinwand mit einer gemalten Darstellung Christi am Kreuz, zu dessen Füßen Maria, Johannes und Magdalena stehen bezw. knien. Solche Tücher, an deren Stelle im katholischen Ritus jetzt die violetten Altarvorhänge getreten sind, wurden schon seit dem Mittelalter in der Fastenzeit zwischen Schiff und Altarraum aufgehangen, um damit zu symbolisieren, daß in der Quadragesima die Gläubigen sich als Sünder zu betrachten hätten, die nicht würdig seien, das Allerheiligste zu schauen. Im Mittelalter vielfach mit zahlreichen biblischen Darstellungen bemalt oder bestickt, wurden diese Tücher im 17. und 18. Jahrhundert gewöhnlich nur mit einer Darstellung der Kreuzigung bemalt. Gleichfalls aus Grünenbach stammt ein doppelseitig bemaltes Antependium vom Jahre 1652. Ein Kelchtuch, schwarz mit Modeln bedruckt, aus dem 18. Jahrhundert, bietet Bilder der Kreuzigung, Mariä und Johannes. Eine Kasula und eine Stola sind Beispiele der seltenen, aus gepreßtem und bemaltem Leder hergestellten kirchlichen Ornate.

Die Fachsammlung der Kostüme erhielt nur mäßigen Zuwachs. Außer zwei Kinderkleidchen aus lichtgrauem Battist mit Seidenstickereien vom Anfange des 19. Jahrhunderts wurden nur Einzelstücke, wie Goller, Frauenhauben, ein Schirm u. s. w., erworben. Sehr originell und durch außergewöhnliche Seltenheit beachtenswert ist eine Hausmütze aus blau gemustertem Damast aus dem 18. Jahrhundert. Ein Kollektivfund von spätgotischen Kinderschuhen, Holzsohlen, Trippen, Lederstreifen, Ledermesser, u. s. w., auf den man gelegentlich der Restauration der St. Sebalduskirche in Nürnberg im Obergeschoß des südlichen Turms stieß, läßt uns ein kulturgeschichtliches Stimmungsbild ausdenken. Der wackere Turmwächter trieb zugleich das Handwerk eines biederen Schuhmachers und der Zufall hinterließ uns diese Zeugen seiner Kunst und seines Fleißes. Ein Kinderschuh aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, in der bekannten Form des Kuhmouls, zeigt die launige Wandlung der Mode, die sich gegenüber jenen Spitzschuhen von St. Sebald aus dem Ende des 15. Jahrhunderts vollzogen hat.

Das Bild des Zunft- und Handwerkswesens der Vergangenheit rufen uns einige interessante Stücke wach, so ein im Aufbau gefälliger Zinnpokal der Hufschmiede und Schlosser von Fürstenberg vom Jahre 1744, eine eingelegte Truhe der Münchener Nagelschmiede von 1729, eine bemalte Zunftkasse der Landshuter Zimmerleute von 1698 und eine tönerne, zum Teil grün glasierte Hafnerzunfttafel aus Memmingen von etwa 1700. Sehr originell ist das schmiedeeiserne Aushängezeichen eines Hutmachers in Form eines niederen Zylinderhutes mit breiter Krempe, das, mit einem mit ähnlichen Hüten bemalten Schild aus Oberaudorf zusammengestellt, auch für die Kostümgeschichte unseres Landes von Wert ist.

Dem Ausbau der kulturgeschichtlichen Sammlung zu dienen, sind vor allem die neuerworbenen Möbel bestimmt. Der Schwerpunkt liegt hier im 18. und 19. Jahrhundert und in dem Streben, „durch die neu zu schaffenden bürgerlichen Stuben ein Bild der Wohnungsbedürfnisse des Mittelstandes jener Zeit zu geben und damit ein bescheidenes Gegenstück zu den fürstlich-reichen Gemächern aus den Tagen Karl Alberts und seiner Nachfolger aufzustellen". Diesen Zwecken soll vor allem eine hübsch geschnitzte und eingelegte Bettlade von 1769 aus Straubing, originell mit Landschaften bemalte Fenstergalerien, dann eine mit Chinoiserien gezierte Uhr — um 1740 —, eine Empire-Uhr in Blau und Gold und ein Empire-Nähtisch entsprechen. Dieser repräsentiert jenen originellen, steifgemütlichen eiförmigen Typus, der uns nicht selten bei den Klassiker-Illustratoren vom Anfange des 19. Jahrhunderts begegnet. Durch die exakten Metalleinlagen und die elegant modellierten Widderkopf-Beschläge nähert sich unser Exemplar schon dem „preziöseren mobilier d'hôtel, das unter den Neuerwerbungen noch durch einen Konsoltisch und Spiegel in den Formen des Empire charakterisiert wird. Auch hier bestimmen vorwiegend exakte Furnierarbeit und Goldbronze-Ornamente die Erscheinung des im Aufbau etwas nüchternen, aber doch gefälligen Möbels. Es stammt aus dem alten Dalberg-Palais in Aschaffenburg und hat jetzt seine Aufstellung im Saale König Ludwigs I. gefunden. Das Kunstbedürfnis und den Kunstgeschmack des Landvolkes im 18. und 19. Jahrhundert zu dokumentieren und das Ensemble der Bauernstuben zu vervollständigen, sind eine Anzahl bemalter Stühle aus Flintsbach, Aschau, Oberaudorf u. s. w. bestimmt. Zu der Gruppe der Möbel im weiteren Sinne zählt noch ein kleines zum Teil vergoldetes Holzkästchen, dessen Wände in Vertiefungen Wappenschildchen aufweisen. Die zierlichen Eisenbeschläge und die Dreiecksform der Schilde lassen dieses in seinen primitiven Formen elegante Stück mit größter Sicherheit in das 14. Jahrhundert setzen. Seine Entstehung darf in der Rheingegend angenommen werden. Welchem bestimmten Zwecke der wappengeschmückte Schrein diente, ist unklar; vermutlich verwahrte er wichtige Dokumente, vielleicht solche eines Ritterbündnisses oder den Brief einer gemeinsamen Stiftung.

Auch der Sammlung der Holzornamente wurden einige wenige Neuerwerbungen zugeführt, unter denen ein kleiner kurfürstlich bayerischer Wappenschild und zwei Vasen aus der Mitte des 18. Jahrhunderts durch schöne Zeichnung und flotte Schnitztechnik besonders auffallen.

Um den Ausbau der Gemäldesammlung des Bayerischen Nationalmuseums machte sich Herr Privatier Adolf Leichtle in Kempten durch Schenkung von vier spätgotischen Tafelbildern sehr verdient. Das älteste derselben, eine Kreuzigung Christi aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, ist vorwiegend von typisch-ikonographischem Interesse, ebenso die Predella eines Altars aus Schloß Rothenfels bei Immenstadt mit der Darstellung des Todes Mariä von zirka 1480—1500. Zwei, ebenfalls schwäbische, Altarflügel beanspruchen neben der rein kunstgeschichtlichen Bedeutung noch künstlerisches Interesse. Sie stellen uns in köstlich-naiven kindlichen Gestalten St. Katharina und St. Dorothea dar. Die vortreffliche Erhaltung mit ihren frischen leuchtenden Farben stempelt diese Tafeln zu der wertvollsten Bereicherung der Bildersammlung dieses Jahres. Mehr kostümlich denn künstlerisch und kunstgeschichtlich interessieren das niedliche Miniaturbildchen einer Bürgersfrau mit Linzer Haube, das flott gemalte Brustbild eines jungen Mannes von etwa 1780 und das Bildnis eines Barons v. Marschalk-Ostheim mit den Abzeichen eines Deutschordensritters aus dem 18. Jahrhundert. Dem ortsgeschichtlichen Interesse begegnet eine hübsche Ansicht von Schongau, in der Art Lebschées von dem Augsburger F. X. Schinsler gemalt, und ein originelles Bildchen mit der Inschrift: Man wird oft vor Begierde brinnen — den Bayrischen Hießel von Statur — Und dem Gesicht recht zu erkennen — Hier ist sein Bild nach der Naldur. Johann Lachermair, 1845.

Die Sammlung plastischer Bildwerke konnte nur durch einige wenige Figuren vergrößert werden. Unter diesen nimmt das vollrund geschnitzte Standbild eines Fürsten in jeder Hinsicht den ersten Rang ein. Stilistische wie kostümliche Eigentümlichkeiten verweisen dasselbe in das letzte Drittel des 14. Jahrhunderts. Man wird nicht fehlgehen, wenn man für die Herkunft des Werkes, die nur allgemein als „bayerisch" angegeben werden konnte, Nürnberg ins Auge faßt. Sind aus dem 14. Jahrhundert gute Bildwerke, namentlich Holzfiguren, in Bayern überhaupt sehr selten, so erhöht sich der Wert unseres Stückes noch beson-

Digitized by Google

ders durch die ungewöhnlich gute Erhaltung — es sind nur Teile des Schwertes und des Szepters ergänzt — und durch die außerordentlich interessante und charakteristische Zeittracht, die durch Hose, Koller, Zaddelkragen und Mantel gegeben ist. Mehr stilistisch-kunstgeschichtlichen als künstlerischen Wert besitzen eine Madonnenfigur aus der Zeit um 1430 und die Figur eines Bischofs aus Freising, die als Arbeit des frühen 15. Jahrhunderts trotzdem noch an der Weise des späten 13. Jahrhunderts festhält.

Von Holzplastik späterer Epochen wurde ein gut geschnitzter Kruzifixus, aus einer Kapelle bei Sendling stammend und dem 18. Jahrhundert angehörend, erworben. Eine mittelalterliche Steinskulptur erwarb das Museum in einer hübsch gemeißelten Platte von einem Tore von Dollnstein vom Jahre 1490 mit dem bischöflich Eichstädtischen Wappen Wilhelms von Reichenau, des unermüdlichen Förderers aller schönen Künste. An weiteren Steinskulpturen wurden eine Anzahl allegorischer Figuren und köstlicher Kindergruppen — letztere entzückend frische Arbeiten des fruchtbaren Würzburger Bildhauers Johann Peter Alexander Wagner (1730—1809) — aus dem Würzburger Hofgarten dem Museum durch den kgl. Oberststhofmeisterstab überwiesen. Sie fanden ihre Aufstellung im Treppenhaus des Hauptbaues.

Unsere Betrachtung über die neugewonnenen Schätze unseres Museums wollte und konnte keineswegs erschöpfend sein. Wir hätten dabei noch manchen künstlerischen, kunst- oder kulturgeschichtlichen Stückes erwähnen müssen oder auch jener Reliquien, die wie Generalmusikdirektor Zumpes Flöte oder die Taschenuhr und der Ehering Moriz v. Schwinds die Erinnerung an die Person dahingeschiedener Großer wach erhalten soll. Eine stattliche Bereicherung unserer Sammlung bietet sich uns in der trotz der Verschiedenartigkeit des einzelnen durch künstlerische Hand harmonisch zu einem anmutigen Ganzen geschlossenen Ausstellung, in der jedes, selbst das unscheinbarste Stück, berufen ist, von unserer Väter Zeiten zu erzählen und zu dem Ausbau unseres Landesmuseums nach irgend einer Seite hin beizutragen.

Grillparzer als Kunstgaleriebesucher.

Von Alfred Beetschen.

Auf seinen verschiedenen Reisen, die den Schöpfer der Trilogie vom Goldenen Vließ durch Deutschland, Italien nach Brüssel, London und Paris, ja bis nach Athen führten, hat Grillparzer eine ganz erstaunliche Anzahl von Kunstgalerien durchwandert. Außer in Schauspiel- und Opernhäuser, die er schon gleichsam „Berufs wegen“ besuchte, um neue Eindrücke zu empfangen und oft drastische Vergleiche mit den Bühnen seines mit Schmerzen geliebten Wien anzustellen, lenkte der meist einsam die Straßen der Großstädte durchschreitende Poet seine Schritte vorzugsweise in die den Werken der bildenden Künste errichteten Staatstempel.

Wenn Grillparzer, wie das seine Art war, über das Geschaute und Gehörte, ja oft auch über das seinem leicht verstimmten Magen zugute Gekommene Buch führte, so spielte er sich, wenigstens was die Malerei und Bildhauerei betrifft, durchaus nicht als Kenner auf.

Mit der bei ihm so wohltuend berührenden schlichten Offenheit gesteht er freimütig: „Ich bin kein Kenner, obgleich sonst ein ziemlich richtiger Empfinder. Doch das glaubt jedermann zu sein.“ Das sagt nun ein Großer wie Franz Grillparzer, der an anderer Stelle das Wort von sich aussprechen durfte: „Ich glaube, Phantasie zu haben.“ Daß er sie hatte, beweisen allein schon seine gewaltigen Bühnenbilder in „König Ottokars Glück und Ende“, in „Traum ein Leben“ u. s. w.

Heutzutage freilich hält sich weitaus die Mehrzahl der nach Hunderttausenden zählenden Kunstausstellungsbesucher weniger für „ziemlich richtige Empfinder“, als schlechtweg für gewiegte Kenner, darunter manch einer, der keineswegs zu dem Glauben berechtigt wäre, auch etwas wie „Phantasie zu haben“.

Es mag daher nicht uninteressant erscheinen, eine so fein empfindende, tief und klar blickende Künstlerseele wie diejenige Grillparzers, die im Louvre zu Paris wie im Schloß zu Schleißheim nach Schönheit fahndete, auf ihren Streif- und Beutezügen durch Bildergalerien und Museen zu beobachten.

Wer sich die Mühe nimmt, aus dem einen Band füllenden „Kritzeleien“, wie Grillparzer seine Reisetagebücheraufzeichnungen gelegentlich nennt, das für unser Thema in Betracht Kommende herauszudestillieren, der wird von der Fülle des in diesen Blättern verborgenen kunstkritischen Materials überrascht sein. Als Grillparzer auf seiner im Jahre 1826 unternommenen Reise durch Deutschland als junger Mann nach Dresden kam, wo die „unmännliche, geckenhafte Mäh-Mäh“-Sprache der guten Sachsen des Dichters feines Ohr aufs empfindlichste beleidigt, entschädigt ihn die Kunstgalerie, deren Studium er seine beste Zeit widmet, für manche mit in Kauf genommene Enttäuschung. „Himmel, welcher Reichtum!“ ruft er begeistert aus. „Ich dachte immer, die Gemäldesammlung in Wien wäre bedeutend, aber was ist das gegen diese. Ich habe in vier Stunden 413 Nummern besehen und mich absichtlich genau nach der Ordnung der Gemälde gehalten, obschon es mich drängte, einen Blick auf den Raffael zu antizipieren. In die äußere Galerie sind die Holländer, Deutschen und Franzosen verwiesen, das innere Heiligtum haben die Italiener. Mit Recht, däucht mir, wenn man schon nach Schulen und Nationen sondert, was gleichfalls recht ist, wie ich glaube.“ Van der Werffs „Verstoßung der Hagar“ macht einen besonders großen Eindruck auf den Dichter, ein Bild, das nach seinem Gefühle „dem Herrlichsten an die Seite gestellt werden kann, was die Kunst je hervorgebracht“. Nachdem er aber in den nächsten Tagen die „unendlichen Werke der Italienischen Schule gesehen“, konstatiert Grillparzer, daß er den Enthusiasmus für van der Werffs biblische Szene verloren hat. Anschließend hieran berichtet sein Tagebuch: „Durch besondere Güte Raffaels Madonna di S. Sisto gesehen, die eben unter den Händen des Restaurateurs sich befindet. Was ist da viel zu sagen!“ Aber in schweigender Bewunderung geht Grillparzer an dem weltberühmten Gemälde doch nicht vorüber: „Dieser Bube,“ notiert er sich, sich den Anblick des Jesusknaben vergegenwärtigend, „mehr ein Erschaffer als ein Erlöser. Die Augen brennen ihm im Kopfe, dagegen die Jungfrau — die menschliche Mutter des jungen Gottes. Auf allen Kupferstichen und Kopien hat die heilige Katharina etwas Widerlich-Kokettes, auf dem Bilde selbst, ein so anderes, wie verschämt zierlich. Der heilige Papst zeigt offenbar mit dem Finger der rechten Hand aus dem Bilde heraus; das Kind schaut bestimmt, die Mutter etwas obenhin in der Richtung des zeigenden Fingers; Katharinas gesenkte Augen blicken beinahe verstohlen ungefähr nach derselben Gegend. Zeigt nicht der Papst den beiden Himmlischen die Kirche, die er gestiftet, und ist nicht etwa diese Kirche es oder etwa nur ein Altar darin, der hl. Katharina gewidmet, die beschämt und still erfreut über so viel Ehre verstohlen danach hinblickt? Ich wäre begierig, das Eigentliche der Sache zu wissen.“ — Aber schon nach zwei Tagen büßt er den genossenen Farbenrausch durch Unwohlsein. „Ich bin krank,“ meldet das Tagebuch lakonisch. „Das Herumjagen in den Galerien, der ungewohnte Wein und vielleicht ein Abendessen, das Advokat Kuhn gab, haben übel auf mich gewirkt.“ Mißmutig und verstimmt fährt Grillparzer nach dem bei Dresden befindlichen Badeort Tharandt, „um doch etwas von der gerühmten schönen Natur um Dresden zu genießen“. Er brauchte den Ausflug nicht zu bereuen. „Einige Götterstunden verlebt!“ ruft er entzückt aus. „Die Gegend ist paradiesisch, die Aussicht von den Ruinen über allen Begriff.“ Hier auch macht er, als der scharfe Selbstbeobachter, der er ist, folgende feine Bemerkung: „Ich weiß nicht, war es die Gewohnheit der letzten Tage, in Galerien heimisch zu sein, oder liegt es im Eigentümlichen der hiesigen Natur, daß jede einzelne Aussicht sich mir so sehr

Digitized by Google

als ein Gemälde darstellte. Ich habe das wohl nie in so hohem Grade erfahren."

Roms Kunstschätze vor allem hat Grillparzer mit heißem Bemühen studiert. Nichts Außerordentliches, Bedeutendes scheint dem einsamen Galeriebesucher entgangen zu sein. Bisweilen regt sich der spottlustige Kritiker in ihm, der selbst im Dom St. Peters angesichts Canovascher Gestalten vor einem Witzwort nicht zurückschreckt. Häufiger aber geht des Dichters Begeisterung mit dem anscheinend skeptischen Beobachter durch, so, wenn er aufschreibt: „Besah die Farnesina. Welche Bilder! Welcher Reichtum, welche Formen in der Geschichte der Psyche! Welche Mannigfaltigkeit in den herrlichen Amorinen; welches Leben, welcher üppige Reiz in der Galatea! Schade nur, ich mochte anstellen, was ich wollte, ich konnte das Gesicht der Galatea selbst nicht recht ausnehmen. (Will sagen: die Züge des Gesichts herauskriegen.) Aber diese Nymphe, die, indem sie sich dem Rücken des derben Halbmenschen anvertraut, zu sagen scheint: „Wohlan, ich vertraue mich dir, mais soyez sage."

Die Privatsammlung des Kardinals Fesch findet er zwar fürstlich, aber in einem schlechten Lokal untergebracht und schlecht geordnet. Indigniert darüber läßt er sich zu dem Ausruf hinreißen: „Wo mag der heilige Mann all die herrlichen Dinge zusammenge—kauft haben!" Selbst Neapel liefert Grillparzer trotz der damals „sehr elenden" Kunstausstellung Stoff zu einer in den Rahmen dieses Aufsatzes fallenden Tagebuchnotiz: „ . . . eines der besseren Bilder hat den Besuch des heiligen Franz von Padua in einem Nonnenkloster zum Gegenstand. Nonnen und Zöglinge der Schule umringen den Heiligen, der durch das Frische seiner Züge mich gleich beim ersten Anblick in Erstaunen setzte. Endlich löste man mir das Rätsel. Das Bild stellt eigentlich einen Besuch Marats in dem Kloster vor, und der Maler, besorgt, seine Mühe zu verlieren, übermalte die Figur des Exkönigs und kanonisierte ihn zum Heiligen." Wie wird Grillparzer geschmunzelt haben, als er sich diesen Künstlerscherz für spätere Zeiten aufhob.

Als er seine große Reise nach Frankreich und England (1836) unternahm, benutzte er die Gelegenheit, sich auch die altertümliche Stadt Antwerpen anzusehen. Gleich nach Tisch ging's ins Museum, wo er Ausgezeichneles von Van de Voß' und Van Dycks „bekannten Christus, auf Marias Schoße liegend", sah und bis zum Einbruch der Dunkelheit verblieb. Entzückter noch war er von den Kunstschätzen der dortigen Jakobskirche: „Zu sagen, was da für Schätze von Gemälden sich vorfinden, scheint unmöglich. Ein toter Christus von Van Dyck. Rubens als heiliger Georg mit seinen drei Weibern. Christus und die Ehebrecherin, von Rubens' Lehrmeister, wo, wie mir dünkt, Christus' Charakter besser getroffen ist als in irgend einer anderen Darstellung dieser Art. Eine Innigkeit in Blick und Stellung, die, bei all seiner Größe, Rubens ihm nicht abgelernt hat. Gemalte Fenster, die ihresgleichen in der Welt nicht haben. Es ist ein Reichtum zum Erdrücken. Maler, größer als ihr Name, und solche, deren Name größer ist als sie. „Antwerpen," so schließt die betreffende Reise-Reminiszenz, „ist, außer den italienischen Städten die merkwürdigste in Kunstrücksicht, weil all das weder gekauft, noch gestohlen ist, sondern hier gewachsen." Im Louvre zu Paris erteilt der Dichter Horace Vernet — „wieder bei weitem der beste" — den ersten Preis. Auch einige „Napoleongeschichten" desselben Künstlers imponieren ihm. Auch „ausgezeichnet schöne Porträte", darunter einige in englischer Manier „mit glücklicher Kühnheit" erwähnt das Tagebuch. „Unser Amerling," gesteht der Autor der Sappho, „fände hier würdige Nebenbuhler. Weiberköpfe, wunderschön als Weiber und als Bilder. Nirgends mehr Grecs und Romains, aber leider auch keine Griechen und Römer." — Sehr übel kommt bei Grillparzer im Gegensatz zum Louvre-Museum die Galerie Luxembourg weg. „Ist das schofel!" verzeichnet er enttäuscht. „Süßigkeiten und Uebertreibungen, Grau in Grau gemalt. Guérins „Hippolyte" sieht aus wie eine Demoiselle, der man die Röcke überm Knie abgeschnitten. Dazu von Farbe keine Spur! Damit sei nicht abschätzig von dem Talente des Künstlers gesprochen. Er gab eben der Mode sei[ner] Zeit nach, und da die Flut vorüber ist, liegt er auf de[m] Trocknen. In neuerer Zeit fangen sie an, die Niederländer zu studieren, und eine sterbende Königin Elisabeth sieht aus, als sei Rubens wahnsinnig geworden. Das Beste war Horace Vernet, der in seiner Art vielleicht keinem der Münchener Künstler nachstehen dürfte. Hat er Cornelius' Großartigkeit nicht, so ist dafür seine Farbe besser."

In London ließ es sich Grillparzer selbstverständlich auch nicht entgehen, verschiedene Kunstgalerien zu besichtigen. Der Pallmall-Nationalgalerie vermochte er, zumal die Gemälde gerade damals in einem provisorischen Raum hingen, nur wenig Geschmack abzugewinnen. Er faßt seinen Gesamteindruck in die Worte zusammen: „Große Namen und mittelmäßige Bilder! An der Echtheit der dort ausgestellten Claude Lorrains wollte er zweifeln, ließ sich aber von einem mitanwesenden Kenner gern eines besseren belehren. Seinen Zweifel führt er auf seine „Unkenntnis oder kränkelnde Mißstimmung" zurück.

In der British Institution dagegen, einer Kollektivausstellung von Meisterwerken aus Privatbesitz, ging ihm, wie er freudig konstatiert, das Herz auf: „Gleich (wie in) der Galerie im Vatikan, braucht man sich nicht durch Schund und Mittelgut durchzuarbeiten. Nicht viel Bilder, aber alles von Wert. Murillos, die ihren Meister in die erste Reihe der Maler stellen. Velasquez voll strengem Ernst. Niederländer wie gestern gemalt. — Die vier Menschenalter von Tizian ließen mich kaum von sich. — Eine heilige Familie von Raffael, entweder nicht von ihm oder aus einer Zeit, wo er noch nicht Raffael war." Daß Grillparzer, zumal in Rom, auch der Bildhauerei seine Aufmerksamkeit zuwandte, ist selbstverständlich. Er hat Canovas Werkstätte und Thorwaldsens Studio beim Palazzo Barberini aufgesucht und kam als gewissenhafter Tagebuchchronist unwillkürlich dazu, die Kunst der beiden Meister zu vergleichen, was für den Dichter zu folgendem Resultat führt: „Canovas Bilder sind schön, aber tot und nebstdem so behandelt, daß mir dabei immer der Simson einfiel, den ich in der Osterwoche hier (Rom) in einem Laden sah und der höchst kunstreich aus — Butter gemacht war. Dagegen Thorwaldsen! Ich habe keine seiner ganz fertigen Statuen gesehen, und ich weiß daher nicht, ob er in der Vollendung des mechanischen Teils der Arbeit seinem Nebenbuhler gleichkommt, aber was die edle Form, die Belebung des Toten und die Komposition betrifft, hierin steht meiner Meinung nach Thorwaldsen weit über Canova. Da ist ein Ganymed, der den Adler trinken läßt. Die Formen schmächtig, jugendlich, beinahe dünn, und doch wie reizend, gerade durch diese keusche Behandlung reizend. Welch[e] himmlische Unschuld in dem ganzen Knaben, der auf[?] nichts anderes denkt als sein Geschäft und in genügsame[r] Geduld wartet, bis das gierige Tier getrunken hat. Un[d] dagegen der Adler mit seinem gierigen Auge, als ob e[r] Trank, Schale und Knaben mit einem Zuge verschlingen wollte, in herrlichem Kontrast mit dem sanften Kinde. — Alles andere übertrifft der Triumphzug des Alexander, ein Basrelief, dergleichen ich kaum unter den Antiken gesehen habe. Diese Krieger, immer verschieden und nur an Schönheit sich gleich, diese Pferde, diese Kinder voll unschuldiger Bewußtlosigkeit, diese Viktoria, diese Griechen, diese Perser, — was helfen die Worte, wo man kaum dem Sehen traut."

Weniger gut kommt, wie schon angedeutet, Canova bei Grillparzer weg, dessen Spottlust durch Canovas in der Peterskirche befindliches Grabdenkmal des letzten Kardinals von York wachgerufen wird. „Etwas Kleinlicheres", meint er — das Monument besteht bekanntlich aus einer weißen Marmorpyramide — „kann man nicht mehr sehen. Erstens ist das ganze Ding schon physisch klein und wird von den großenteils kolossalen Denkmälern rings herum ganz erdrückt, dann aber auch Idee und Anordnung des Ganzen. In der Pyramide ist eine verschlossene Tür, anzeigend, daß

*) Grillparzer verleugnet in seinen rasch hingeworfenen Tagebuch-Aufzeichnungen den Wiener nicht, was mit dazu beiträgt, den intimen Reiz dieser gleichsam vertraulichen Mitteilungen zu erhöhen.

Digitized by Google

es mit dem Geschlecht des Kardinals aus ist. Daneben stehen zu beiden Seiten zwei Genien mit umgestürzten Fackeln — wie neu! Diesen Genien scheint der Schmerz das Bewußtsein geraubt zu haben, so gedankenlos und leer sind ihre Milchgesichter. . . . Das Schönste am Ganzen aber sind drei hohe Verwandte des Kardinals, die auf einer Art Fenstergesims wie Perückenstöcke stehen und sich wundern, daß man die Türe schon zugemacht hat, indes sie noch heraußen sind." Diesem scharfen Urteil, das an den Epigrammen-Verfasser Grillparzer erinnert, fügt der Chronist des Reisetagebuches ein Canova halb und halb entschuldigendes Postskriptum bei des Inhalts: „Man sagt, Canova habe bei dieser Arbeit eine Zeichnung zugrunde legen müssen, die man ihm aus England zugeschickt. — Müssen? Wer konnte ihn zwingen, wenn er sie für albern erkannte!" Guter Grillparzer, wenn du erst unsere modernen Canovas und ihre Perückenstöcke in der Berliner Siegesallee erlebt hättest!

München hat Grillparzer im Jahre 1827 und 1836 zu sehen Gelegenheit gehabt. Das erste Mal stieg er mit Cornelius auf den Gerüsten in dem seiner Vollendung entgegengehenden Göttersaal der Glyptothek herum und hatte dabei „den Genuß, in Cornelius den einzigen Maler kennen zu lernen, bei dem das deutliche Bewußtsein der Idee der Gediegenheit der Verwirklichung nicht im Wege stand". 1836, als ihn sein Weg wieder über München führte, glaubte Grillparzer die Stadt kaum wieder zu erkennen. Daß sie ihm „besonders gefallen" hätte, konn er nicht behaupten, da ihm die neuen Gebäude, wie er sans gêne gesteht, den Eindruck einer „Musterkarte in allen Geschmäcken machen", und zwar von „Geschmäcken", von denen, seiner Ansicht nach, keiner der gute, vor allem aber nicht der seinige ist. Die Fresken in den Arkaden findet er meistens „höchst mittelmäßig" und der Statue des Königs Max wünscht er ein weniger „niedriges Fußgestelle"; sie sei dem Beschauer zu nah gerückt und mache dadurch eine wachsfigurenartige Wirkung. Dagegen imponiert die im Entstehen begriffene Ludwigskirche, die sich schon in dem Gerüste herrlich ankündige. Sein schwarzseherisches Prognostikon, daß das neue München im Gegensatz zum alten München, das ihm in seiner „Regsamkeit" gut gefällt, „von vornherein angelegte Ruinen" sei, hat sich erfreulicherweise nicht erfüllt.

Der Dichter war diesmal nichts weniger als ein Prophet, als er, im Stillen wohl die Isar mit der blauen Donau vergleichend, die höchst persönliche Meinung seinem Diarium einverleibte, München werde sich als Stadt nie zu der Stufe aufzuschwingen vermögen, „zu der sie diese Voranstalten haben möchten, da es ihm nun einmal „an Gewerb und Verkehr" fehle.

Nun, ich glaube, Meister Grillparzer würde heute, wenn er noch unter uns weilte, im Goldenen Buch der Stadt München sein Sprüchlein von damals mit Freuden widerrufen und zwar in einer seiner hoheitsvoll einherschreitenden Muse durchaus würdigen Weise, so daß das in dieser Beziehung schon etwas verwöhnte Münchner Kindl nicht umhin könnte, dem alten Herrn einen artigen Knix zu machen.

Bücher und Zeitschriften.

Der Zug nach der Stadt und die Stadterweiterung. Eine rassenhygienische Studie von Dr. med. Ludwig Bauer. Stuttgart 1904, Kohlhammer.

Etwas verspätet allerdings sei auf diese sehr ansprechende Arbeit hingewiesen, die unter der modernen Massenliteratur über die Landflucht und die Wohnungsfrage einen bevorzugten Platz verdient. Der Verfasser hat eine reichliche Literatur (vielleicht vermißt man lediglich Eberstadts „Rheinische Wohnverhältnisse") zu einem wohlgerundeten Ganzen verarbeitet und behandelt insbesondere die Wohnfrage in den Großstädten allseitig, so daß der Nichtspezialist den denkbar besten Ueberblick gewinnt. Aber dadurch, daß der Verfasser als praktisch vielerfahrener Arzt das Problem vom hygienischen Standpunkt vornehmlich anpackt, findet auch der Fachmann neue Gesichtspunkte. Hierher gehört insbesondere das Kapitel über das Klima der Großstädte. Bauer sieht in dem Wachstum derselben auf Kosten des Landes ein zunächst unvermeidbares Uebel, dem man nach Möglichkeit begegnen soll, zunächst durch Hebung der ländlichen Verhältnisse. Das Ziel der weiteren Entwicklung der Großstädte erblickt er in einer durch vorzügliche Verkehrsmittel ermöglichten Dezentralisation und in der Erreichung des Einfamilienhauses als Regel. Bekämpfung des Bodenwuchers, der Grundspekulation mit den Mitteln der Bodenreformer, Verstaatlichung des Bebauungsgebietes und umfassende genossenschaftliche Bautätigkeit scheinen ihm diesem Ziel entgegenzuführen, das dann eine Vereinigung von landwirtschaftlicher und industrieller Tätigkeit auch beim Arbeiter ermöglicht und vor der Entartung der Rasse bewahrt, welche bei einer weiteren Entwicklung des bisherigen Wohnungselendes unausbleiblich sein würde. Die Frage freilich bleibt offen, ob nicht unsere modernen Weltstädte überhaupt eine Entartungserscheinung bilden und als solche einmal einem natürlicheren Zusammenleben der Menschen weichen müssen.

H.

Plurismus oder Monismus. Eine naturwissenschaftlich-philosophische Studie von Dr. P. Laner. Motto: „Es gibt nur Vorkommnisse und Erlebnisse der Lebewesen". (Die neue Weltanschauung. Beiträge zu ihrer Geschichte und Vollendung in zwanglosen Einzelschriften, Heft II.) Berlin, W. 15. Verlag von Albert Kohler 1905. 36 Seiten.

Das Titelblatt trägt noch ein zweites Motto, für die ganze Sammlung, das lautet: „Wir bekennen uns zu dem Geschlecht, das aus dem Dunkeln ins Helle strebt." Nun, die hier angezeigte Schrift beweist beinahe das Gegenteil: von einer Helle der Gedanken ist darin nichts zu merken. „— denn, was ist alles an uns fremd, erlesen, anempfunden — kaum zwei wirklich eigene Ideen produzieren wir während unseres Lebens", — besser könnte der Verfasser nicht charakterisiert werden, als mit diesen Worten, die er selbst einmal in dieser Schrift ausspricht. Er hat, wie es scheint, sehr viel gelesen, und nun wirbeln Ideen und Anschauungen, ob sie nun zu einander passen oder nicht, bunt durcheinander, daß einem ganz schwindelig wird. Der Verfasser kämpft eigentlich gegen die mechanistische Welttheorie und verficht einen Plurismus von Naturkräften, was an sich ganz berechtigt ist; aber er tut dies in einer solchen dilettantischen Weise — im schlimmen Sinne dieses schlimmen Wortes —, daß seine „Studie" gewiß niemand fördern, wohl aber manchen unreifen Kopf noch mehr verwirren kann. Wenn die „neue Weltanschauung", zu deren „Vollendung" die genannte Unternehmung dienen soll, so aussieht, dann ist sie beendet, noch bevor sie vollendet wird.

B. L. W.

Moschus. Schauspiel in drei Akten von Ernst von Hofe. Stuttgart 1905, J. G. Cotta.

Ein Wiener Stück. In den Gestalten nicht ohne Schärfe und Lebenstreue. Der zweite Direktor einer Bank, Joseph Höflinger, der als blutjunger Techniker geheiratet hat, gerät als Vierziger in die Fänge der Frau des ersten Bankdirektors Maaßner. Leichtlebig und gedankenlos, wird er ihretwillen zum Wechselfälscher. Zu feig, um freiwillig aus dem Leben zu scheiden, treibt er durch seine mit Zuchthaus abschließende Schande seinen Sohn, einen ehrenfesten Leutnant, zum Selbstmord. Und seine treu ausharrende Frau, die erst unmittelbar vor der Heimkehr des entlassenen Sträflings erfährt, was ihren Schwächling von Mann so tief hat sinken lassen, hält dieser Enthüllung gleichfalls nicht lebendig Stand; sie stürzt sich vom Balkon auf das Straßenpflaster. In dieser etwas grellen Häufung von Katastrophen liegen Gefahren für die Bühnenwirkung, wie sich bei der Burgtheater-Darstellung von J. J. Davids stoffverwandtem Drama „Neigung" gezeigt hat. Immerhin ließe sich hier durch mildernde Darstellung abhelfen. Die Wiener Gestalten, Episoden und die drei bedacht auseinander gehaltenen, scharf kontrastierten Frauencharaktere (die biedere, betrogene Gattin; die hilfsbereite Männerfeindin; die nichtsnutzige femme entretenue), die Typen aus ziemlich verrotteten Bankkreisen wür-

Digitized by Google

den einen solchen Versuch nicht als aussichtslos erscheinen lassen: sie bieten Spielrollen und sind doch mehr als Puppen eines Rollenstückes. Es steckt Beobachtung in dem Stück.

—e—

Allgemeine Rundschau.

Zur Klimatologie des Südpolargebietes.

In einer jüngst abgehaltenen Sitzung der englischen meteorologischen Gesellschaft gab Leutnant Charles Royds von dem Expeditionsschiff „Discovery“ einen Bericht über die meteorologischen Beobachtungen im Südpolargebiet, die er als Meteorologe der Expedition vom 17. April 1902 bis 15. Februar 1904 in 77° 50′ s. B. ausführte. Als höchste Temperaturen jedes Kalenderjahres wurden registriert 8,9° C am 26. Dezember 1902 und 5.5° C am 26. Dezember 1903. Der niedrigste Thermometerstand während des Aufenthaltes im Winterquartier war — 50,8° C am 20. August 1903, während auf Kap Armitage — 1½ Meilen südlich vom Schiff — das Minimum am selben Tag 53,7° C betrug. Die tiefste von der Expedition der „Discovery“ beobachtete Temperatur trat am 19. Juli 1902 auf Kap Armitage bei einem Thermometerstand von — 55,4° C ein. Dieses Minimum ist wesentlich tiefer als das von Nordenskjöld beobachtete von — 42° C. Die englische Expedition verzeichnete den heftigsten Sturm in dem an Stürmen so reichen Südpolarland am 19. Juli 1902, an dem durch 10 Stunden das Anemometer eine Windgeschwindigkeit von 136,7 km (85 Meilen) pro Stunde registrierte Schneestürme kamen sehr häufig vor. Leutnant Royds bemerkte, daß er früher stets der Meinung war, in den antarktischen Regionen scheine die Sonne selten. Er überzeugte sich aber während seines dortigen Aufenthaltes, daß diese Auffassung durchaus falsch war, denn es gab Tag für Tag prächtig klaren Himmel und beständigen Sonnenschein. Dazu bemerkte, wie die Naturwissenschaftliche Wochenschrift mitteilt, einer der Teilnehmer an der Sitzung, daß schon einer der Offiziere, die mit J. C. Roß in den Jahren 1840—43 im Südpolargebiet waren, so entzückt war von der ungewöhnlichen Klarheit der schönen Tage im fernen Süden, daß er sich sehr dafür einsetzte, gelegentlich des Venusdurchganges, auf Viktorialand eine Beobachtungsstation zu errichten.

Studentisches Arbeitsamt.

Das Arbeitsamt der Münchener freien Studentenschaft hat seit einiger Zeit neben der Vermittlung von Nachhilfestunden sich zur Aufgabe gesetzt, durch die Vermittlung wissenschaftlicher Hilfsarbeit unbemittelte Studierende im Erwerb ihres Lebensunterhaltes zu unterstützen. Als wissenschaftliche Hilfsarbeit käme in Betracht: Transskribieren von Urkunden und Handschriften, Anfertigung von Excerpten und Regesten. Nachweise von Quellen, Sammlungen von Literatur, Anfertigung von wissenschaftlichen Artikeln, Besprechungen und Kritiken auf dem Gebiete der Wissenschaft, Literatur und Kunst, ebenso alle einschlägigen Arbeiten. Anfragen und Auskünfte beantwortet bereitwilligst das studentische Arbeitsamt, München, Universität.

Kleinere Mitteilungen.

* Ein Wieland-Museum in Biberach. Das alte Reichsstädtchen Biberach in Oberschwaben wird zur Erinnerung an seinen größten Sohn, den Dichter Wieland, ein eigenes Museum erhalten. Die Vaterstadt des Dichters weist bereits eine Wielandstraße und ein Wielanddenkmal auf. Um aber alles auf den Dichter sich Beziehende und noch Erhaltene zu sammeln, regte ein angesehener Bürger des Städtchens, Kaufmann Schelle, den Gedanken an, ein eigenes Wielandmuseum zu errichten. Der Verwirklichung des Planes wurde durch den Urenkel des Dichters, Oberlandesgerichtsrat Dr. Karl Peuеer in Colmar, lebhaftes Interesse entgegengebracht. Derselbe hat nicht bloß eine ganze Reihe von Gegenständen, die von seinem Urgroßvater stammen oder auf ihn Bezug haben, dem künftigen Museum vermacht, sondern eine eigene Familienstiftung dem Museum bestimmt. Da auch seine Schwester, Frau Elisabeth Hecht-Peurer, neben vielen Gegenständen 20 000 Mark dem Museum zuteil werden läßt, und ein dritter Urenkel des Dichters, Geheimrat Dr. Reinhold in Weimar, sich an den Stiftungen beteiligt, so ist das Museum gesichert. Es ist auch bereits das Gartenhaus Wielands angekauft worden ist, so daß zu hoffen ist, es werde noch vor der Wiederkehr des 100. Todestages Wielands im Januar 1913 das Wielandmuseum eröffnet sein.

* Nordpolforschung. Das Nordpolunternehmen des Herzogs von Orleans kam am Montag abend in Tromsö an. Das Schiff „Belgica“ nimmt Kohlen ein, verpflichtet Eismeerlotsen und geht darauf nach Nowaja-Semlja ab, wo Hunde an Bord genommen werden. — Das ehemalige deutsche Südpolarschiff „Gauß“, jetzt „Arktik“ und das englische Südpolarschiff „Discovery“, das für 200,000 M. an die Hudsonbaigesellschaft verkauft worden ist, sind beide auf einer Forschungsfahrt nach der Hudsonbai begriffen. — Das Hilfsschiff, das der verstorbene amerikanische Millionär Ziegler zum Entsatze seines unter Fiala seit 1903 verschollenen Forschungsunternehmens absendete, weilt seit einigen Tagen in Tromsö; es will zuerst, wie schon gemeldet, den Kurs auf Franz-Josephs-Land nehmen. — Der verstorbene Ziegler erweist sich übrigens auch letztwillig als ein Gönner der Nordpolforschung, der alle bekannten Förderer an Polarreisen wie Oskar Dickson, Sibiriakow u. a. m. weit in den Schatten stellt. Laut Testament soll ein größerer Teil der Zinsen seines Vermögens, das auf 200 Millionen Mark geschätzt wird, dauernd zugunsten der arktischen Forschung verwendet werden.

* Eskimoforschungen. Wie wir dem Globus entnehmen, wird ein junger dänischer Sprachforscher, Dr. William Thalbitzer aus Kopenhagen, sich Anfang Juni nach Ostgrönland begeben, um unter den Eskimos am Angmagsalikfjord (60° 30′ nördl. Br.) linguistischen und folkloristischen Studien obzuliegen. Er gedenkt, nur von seiner Gattin begleitet, unter diesem Stamme zu überwintern und im Laufe des Frühjahrs 1906, sobald die Küste eisfrei wird, mit der ersten sich bietenden Gelegenheit heimzukehren. Dr. Thalbitzer hat zwecks ähnlicher Studien sich bereits im Winter 1901 an der westgrönländischen Küste bei Godhavn aufgehalten und über seine sprachwissenschaftlichen Ergebnisse in einer umfangreichen Veröffentlichung in den „Meddelelser om Grønland“, Bd. 31, berichtet. 1904 ist diese Veröffentlichung in englischer Sprache unter dem Titel „A Phonetical Study of the Eskimo Language“ erschienen.

* 38. Mittelrheinischer Aerzte-Tag am Sonntag, 18. Juni, zu Bad Ems. Das Programm lautet wie folgt: Von 11½ bis 12½ Uhr: Begrüßung im Kursaal-Restaurant. Von 12½ bis 4 Uhr: Vorträge. 1. Prof. Dr. Moritz (Gießen): Ueber die Beziehung zwischen Anstrengung und Blutdruck. 2. Prof. Dr. Freund (Straßburg): Die Behandlung der Uterusmyome. 3. Professor Dr. Hammer (Heidelberg: Die Tuberkulintherapie der Lungentuberkulose. 4. Prof. Dr. Matthes (Köln): Serumbehandlung der Pneumonie. 5. Dr. Weißmann (Lindenfels): Die Bedeutung der Hetolbehandlung der Tuberkulose für die ärztliche Praxis. 6. Dr. Avellis (Frankfurt a. M.): Grenzen und Ziele der Asthmabehandlung. 7. Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Pfannenstiel (Gießen): Ueber die Bedeutung und Behandlung des Fluor albus. 8. Prof. Dr. Brauer (Marburg): Thema vorbehalten. 9. Prof. Dr. Weintraud (Wiesbaden): Ueber Wassersucht, Diurese und Diuretica. 10. Prof. Dr. Flesch (Frankfurt a. M.): Schnüren und Menstruationsstörungen. 11. Dr. Hackenbruch (Wiesbaden): Ueber lokale Narkose. 12. Sanitätsrat Dr. Trautwein (Bad Kreuznach): Zur Frage der Hemisystolie. 13. Dr. Berg (Frankfurt a. M.): Zur Diagnose und Therapie der Blasensteine. 14. Dr. Michel (Koblenz): Zur Aetiologie des Hydramnion. 15. Privatdozent Dr. Kroemer (Gießen);

Digitized by Google

Ueber künstliche Frühgeburt bei Beckenenge. 16. Ingenieur Scherrer: Ueber moderne Quellfassungen.

Die erste Jahresversammlung des Heimatschutzbundes nach seiner Gründung im vorigen Jahre in Dresden findet vom 12. bis 14. Juni d. J. in Goslar statt. Die folgenden Vorträge sind in Aussicht genommen: „Ueber die Ausnutzung der Naturkräfte vom Standpunkte der Kultur" (Professor Dr. Kettler), „Das Bild der Landschaft, seine Entstehung und seine Erhaltung" (Dr. Hans Menzel), „Die wasserwirtschaftliche Bedeutung und die Technik der Talsperrenanlagen (Regierungs- und Baurat Ruprecht), „Kraftanlagen in ihrer ästhetischen Wirkung" (Prof. Schulze-Naumburg). Anmeldungen zur Teilnahme sind bis zum 7. Juni an R. Mielke, Charlottenburg, Rönnestraße 18, erbeten.

hc. Auszeichnungen. Professor Dr. Oswald Holder-Egger in Berlin, Mitglied und stellvertretender Vorsitzender der Zentraldirektion der Monumenta Germaniae historica, ist von der Wiener Akademie der Wissenschaften zum korrespondierenden Mitgliede ihrer philosophisch-historischen Klasse gewählt worden. — Dem Fabrikbesitzer Dr. Ludwig Beck in Biebrich a. Rh. ist der Professortitel verliehen worden.

* Archivwesen. Es sind versetzt worden die Archivassistenten Dr. phil. Franz Gundlach von Marburg an das Staatsarchiv in Schleswig, Dr. phil. Eduard Reibstein von Danzig an das Staatsarchiv in Magdeburg und Dr. phil. Ernst Müller von Magdeburg an das Geheime Staatsarchiv in Berlin.

Hochschulnachrichten.

* München. Mit einer Vorlesung über die „Stellung des Varro in der Geschichte der Grammatik des Altertums" hat sich am Samstag der Mitarbeiter am Thesaurus linguae latinae Dr. Walter Otto für das Fach der lateinischen Philologie habilitiert.

H. Karlsruhe. Die hiesige Technische Hochschule ernannte anläßlich der 12. Hauptversammlung der Deutschen Bunsen-Gesellschaft den Direktor der badischen Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen a. Rh., Geh. Kommerzienrat Dr. phil. Heinrich Brunk, zum Doktoringenieur h. c., in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste um die deutsche chemische Industrie, insbesondere seiner mit Erfolg gekrönten Bemühungen um die Entwicklung der Alizarinfabrikation.

H. Straßburg. Die philosophische Fakultät der Kaiser Wilhelms-Universität promovierte den Freiherrn Franz v. Raggenbach, den Organisator der neuen Hochschule in dem eben zurückgewonnenen Straßburg, anläßlich seines 80. Geburtstages (23. März) zum Ehrendoktor.

hc. Jena. Die philosophische Fakultät der hiesigen Universität hat den Lehrer für Volkswirtschaftslehre und Forstwissenschaft an der Forstakademie in Eisenach, Forstrat Matthes in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen zum Doctor honoris causa ernannt.

* Berlin. Dem Professor an der hiesigen Technischen Hochschule Dr. Leo Grunmach ist die neu errichtete Professur für magnetische und elektrische Maßeinheiten und Meßmethoden, physikalische Maßbestimmungen und Meßinstrumente, sowie für Experimentalphysik verliehen worden.

hc. Der Privatdozent und erste Assistenzarzt von Geheimrat v. Bergmann am klinischen Institut für Chirurgie der Berliner Universität, Dr. Moritz Borchardt ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* Im hiesigen Seminar für orientalische Sprachen wird das Unterrichtsgebiet des verstorbenen englischen Lehrers Professor Dr. Lentner vorläufig von Hrn. Louis Hamilton fortgesetzt.

hc. Königsberg. Der Assistenzarzt an der chirurgischen Klinik der hiesigen Universität Dr. Rudolf Stich hat sich mit einer Antritts-Vorlesung „Ueber die Indikationen zur konservativen und operativen Therapie der Knochen- und Gelenktuberkulose" als Privatdozent für Chirurgie habilitiert.

* Wien. Wie die Neue Freie Presse erfährt, wird schon in allernächster Zeit die philosophische Fakultät der Wiener Universität das Ansuchen des Fräuleins Dr. Richter, sich als Privatdozentin habilitieren zu dürfen, befürwortend an die Unterrichtsverwaltung leiten. Die von der Dame eingereichte wissenschaftliche Arbeit ist als vollwertig befunden worden, das unter Ausschluß der Oeffentlichkeit abgehaltene Kollegium fiel zufriedenstellend aus, desgleichen der — nur mehr eine Formalität bedeutende — Probevortrag. Ueber die Zulassung der Frauen zum Lehrberufe hat die Fakultät schon im Winter beraten und die Frage im Prinzip mit entschiedener Mehrheit bejaht. Die Protokolle jener Sitzung werden nun zur Orientierung des Ministeriums dem Gesuche beigefügt, das sonst gleich dem jedes männlichen Bewerbers behandelt wurde. Anfangs bestand die Absicht, auch von seiten des Ministeriums eine prinzipielle Aeußerung zu erwirken, doch kam man aus Gründen der Billigkeit davon ab. Es sollte der Bewerberin die moralische Genugtuung nicht genommen werden, allenfalls darauf hinweisen zu können, daß sie doch von der Universität als geeignet für die Privatdozentur befunden worden sei. Wenn also auch ein bestimmter Anhaltspunkt über die Haltung des Ministeriums in dieser Frage fehlt, so beurteilt man doch in akademischen Kreisen die Chancen der Dame nicht ungünstig.

hc. Dem emeritierten Professor für Dermatologie an der Wiener Universität, Hofrat Dr. Isidor Neumann, ist in Anerkennung seiner Verdienste um das Sanitätswesen Bosniens die Erhebung in den Adelsstand verliehen worden.

* Zürich. Dem Redakteur der „Züricher Post" Dr. O. Wettstein, der seit drei Semestern als Privatdozent journalistische Kollegien abhält, ist jetzt ein Lehrauftrag für Journalistik, und zwar für Geschichte, Recht und Technik der Presse erteilt worden. Zürich ist damit die erste deutschsprachige Hochschule, welche durch Erteilung eines Lehrauftrages die Journalistik als akademisches Lehrfach gewissermaßen offiziell anerkennt. Die Schaffung einer außerordentlichen Professur für Journalistik dürfte der weitere Schritt auf dem eingeschlagenen Wege sein.

* Bern. Mit einer Antrittsvorlesung über das Thema: „Historischer Ueberblick der Entwicklung der Zahlenlehre" hat sich an der hiesigen Universität Dr. Hans Perider für das Fach der Mathematik habilitiert.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schamocher, München.

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9.

In unserm Verlage sind soeben erschienen: (.)

J. G. Fichte. Dreizehn Vorlesungen, gehalten an der Universität Halle von Dr. Fritz Medicus. Gr. 8°. VIII, 269 Seiten. M. 3.—, geb. M. 3.80.

Die Grundlagen der Geschichtswissenschaft. Eine erkenntnistheoretisch-psychologische Untersuchung. Von Dr. Eduard Spranger. Gr. 8°. XI, 146 Seiten. M. 3.—.

Wille und Charakter. Eine Erziehungslehre auf moderner Grundlage. Von Dr. J. Baumann, Geh.-Reg.-Rat und Professor an der Universität Göttingen. Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Gr. 8°. VI., 95 S. M. 1.60.

Helen Keller. Die Entwicklung und Erziehung einer Taubstummblinden als psychologisches, pädagogisches und sprachtheoretisches Problem. Von Dr. L. W. Stern, Privatdoz. a. d. Universität Breslau. Mit einer Tafel. Gr. 8° IV, 76 Seiten. M. 1.80.

Syrische Grammatik mit Paradigmen, Literatur, Chrestomathie und Glossar von Dr. C. Brockelmann, ord. Professor an der Universität Königsberg. Zweite vermehrte u. verb. Auflage. Gr. 8°. XVI, 342 Seiten. M. 8.—, geb. M. 8.80. (Porta lingg. orient. tom. V.)

Beiträge zur Geschichte der evangel. Kirche in Rußland. Von D. Hermann Dalton, Konsistorialrat. IV. Band: Miscellanea. Gr. 8°. VIII. 472 Seiten. M. 12.

Digitized by Google

Jahrgang 1905. München, Mittwoch, 7. Juni. **Nummer 131.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Ansprache, gehalten bei der

Schillerfeier der Münchener Studentenschaft

(am 30. Mai 1905).

Von Hans Cornelius.

Der Maßstab für den Wert eines Volkes liegt nicht in seiner äußeren Macht und seinem wirtschaftlichen Wohlstand. Wo wir uns als Kulturvolk mit anderen Völkern vergleichen, da gedenkt jeder von uns vor allem der Männer, die wir als unsere geistigen Ahnen und Führer verehren, der Heroen, die unsere Nation hervorgebracht hat: auf sie weisen wir hin, so oft wir uns mit gerechtem Selbstgefühl unseres nationalen Wertes bewußt werden. Durch seine großen Männer wird ein Volk geadelt. Ihr Andenken zu feiern, ist eben darum eines der schönsten Vorrechte jedes Kulturvolkes. In solcher Feier wird jeder einzelne von uns sich seiner Zugehörigkeit zu einem hohen Ganzen bewußt, darf er sich freudig als ein Gottbegnadeter fühlen.

Rechte sind nicht ohne Pflichten. Wir dürfen nicht nur mit Stolz und Freude unseren Blick auf eine große Vergangenheit zurückwerfen; wir müssen aus der Vergangenheit zugleich die Lehre für Gegenwart und Zukunft entnehmen. Nicht das Kulturvolk macht die großen Männer, sondern die großen Männer machen das Kulturvolk. Damit wir ein großes Volk bleiben, genügt es nicht, daß wir einst große Männer besessen haben und uns in ruhigem Besitz des Erbes freuen, das uns von unseren Ahnen hinterlassen ist; es gilt den Schatz zu bewahren und zu mehren, die Kultur, die jene Heroen uns errungen haben, für uns und für kommende Geschlechter lebendig zu erhalten.

Die höhere Bedeutung jeder Gedächtnisfeier liegt in dieser Mahnung, die sie an alle ihre Teilnehmer richtet: es sind deine geistigen Ahnen, deren Andenken du ehren willst; willst du sie ehren, so laß ihr Vermächtnis nicht zu Staub werden: sieh zu, daß du ihrer würdig wirst!

Sie haben mich, meine lieben Kommilitonen, an diesem Tage, den Sie der Gedenkfeier für **Friedrich Schiller** weihen, zu Ihrem Sprecher ausersehen. Nicht Sie zu belehren, ist heute mein Amt, sondern der Begeisterung Worte zu leihen, die in Ihnen allen lebt. Ich weiß, daß ich nur dem Fühlen Ausdruck gegeben habe, das jeden von Ihnen beseelt, als ich soeben jenes Mahnwort aussprach: werde deiner großen Ahnen würdig. Sie — und die gesamte akademische Jugend, deren Vertreter Sie sind — Sie haben ja vor allen anderen Bestandteilen unseres Volkes das Recht und die Pflicht, sich jenes Erbe unserer geistigen Führer anzueignen. Auf Ihnen ruht die Zukunft des Staates. Aus Ihren Reihen sollen die Männer hervorgehen, die den Staat verwalten und leiten. Auch diejenigen von Ihnen, die sich nicht zu öffentlichen Aemtern vorbereiten, sollen als Träger des Lichtes der Erkenntnis Führer werden in dem Kampfe, den das Licht ja überall gegen die Finsternis, den Kultur und Vernunft überall gegen Roheit und blinde Begier zu führen haben. Sie dürfen und sollen sich als die berufenen Träger jener Ideale fühlen, die unsere Geistesheroen uns errungen haben.

Unter diesen Idealen aber hat kein anderes von jeher die Herzen der Jugend so begeisternd entflammt als gerade jenes, das in Schiller gleichsam menschliche Gestalt angenommen, das seinem Leben und Dichten überall Richtung und Inhalt gegeben hat. **Freiheit** heißt dieses Ideal: die freie Selbstbestimmung des Menschen ist es, von der Schillers Leben und Schillers Dichtung überall wie mit Engelszungen redet als von dem höchsten Gute, als vom Anfang und der Vollendung aller menschlichen Würde.

„Durch alle Werke Schillers,“ hat einst Goethe nach Eckermanns Zeugnis gesagt, „geht die Idee von Freiheit und diese Idee nahm eine andere Gestalt an, so wie Schiller selbst in seiner Kultur weiter ging und selbst ein anderer wurde. In seiner Jugend war es die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte und die in seine Dichtungen überging. In seinem späteren Leben war es die ideelle.“

Nicht auf diesen Unterschied soll hier Wert gelegt werden. Tatsächlich hat Schiller auch in seiner Jugend und seinen Jugendwerken die physische Freiheit nur um der ideellen willen geschätzt. Ich führe Ihnen jenes Wort Goethes nur an als Zeugnis dafür, wie Schillers größter Zeitgenosse und nächster Freund — er, der wie kein anderer den klaren Ausdruck für das Wesentliche menschlicher Verhältnisse überall zu finden wußte — die bewegende Kraft in Schillers Dasein und Wirken beurteilte. Die Freiheit ist diese bewegende Kraft: die freie Selbstbestimmung des Menschen in seinem Wollen und Handeln.

Nicht der natürliche Trieb, der uns durch die Aussicht auf Lust oder durch die Scheu vor dem Widerwärtigen bestimmt, darf unser Handeln leiten; auch nicht fremde Autorität, sei es die Herrschaft der Tradition oder des Dogmas, oder sei es der Machtbefehl eines Höhergestellten, darf unseren Entschließungen ihre Richtung geben. Einzig das eigene Urteil, die Entscheidung unserer vernünftigen Ueberlegung über Wert oder Unwert unserer Ziele darf uns bestimmen — mag diese Entscheidung noch so sehr mit unseren Neigungen und Trieben oder mit dem Gebot der herrschenden äußeren Gewalten und des Herkommens sich in Widerspruch setzen. Nur diese freie Selbstbestimmung, diese Autonomie der menschlichen Vernunft ist der Würde des Menschen gemäß. Mögen wir auch in tragische Konflikte durch sie geführt werden, denen unser äußeres Wohl, ja unser Leben zum Opfer fällt, so bleibt uns doch der höchste

Wert gewahrt, solange wir uns diese Freiheit wahren. Durch sie und durch sie allein sind wir erhaben über alle Wechselfälle des Schicksals. Aller Wert aber ist dem Menschen geraubt, wo er diese Freiheit preisgibt.

In der freien Selbstbestimmung, in der Autonomie der menschlichen Vernunft hat auch Schillers großer philosophischer Zeitgenosse, dessen Andenken wir im vergangenen Jahre feiern durften, hat *Immanuel Kant* die Grundbedingung alles sittlichen Wertes gesehen. Die theoretische Begründung, welche Schiller bei Kant für dieses beseelende Prinzip seines eigenen Daseins fand, machte ihn zum begeisterten Schüler und Anhänger des Philosophen: als er mit Kants Lehre bekannt wurde, da trat ihm in dieser Lehre in strenge Begriffe gefaßt eben dasjenige entgegen, was ihm längst vertrautester innerer Besitz war. Wir würden jedoch das Verhältnis der Werte, welche unsere geistige Kultur dem Leben beider Männer verdankt, nicht richtig bezeichnen, wollten wir Schiller als Schüler Kants betrachten. Wir setzen dieses Verhältnis vielmehr ins rechte Licht, wenn wir den einen als den theoretischen Begründer, den anderen als den begeisterten Vollstrecker des Prinzips der sittlichen Freiheit verehren.

„Die Vernunft", sagt Schiller einmal in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen, „hat geleistet, was sie leisten kann, wenn sie das Gesetz findet und aufstellt; vollstrecken muß es der mutige Wille und das lebendige Gefühl." Besser als mit dieser Gegenüberstellung läßt sich das Verhältnis der Wirkungen nicht bezeichnen, die von den beiden großen Männern in die Lebenssäfte unseres Volkes übergegangen sind.

In welcher Weise jene Forderung zu erfüllen ist: *wie* der mutige Wille und das lebendige Gefühl das Gesetz der Freiheit zu vollstrecken haben, dafür hat uns Schiller in seinem Leben und in seinen Werken eine ununterbrochene Kette glänzender Beispiele vor Augen gestellt. Wie der Dichter in ihm sich gegen den Despotismus von Tradition und fremder Mode auflehnt und in freier selbstgeschaffener Form Charaktere und Leidenschaften in glühendem Strom der Rede schildert, unbekümmert um den Widerspruch des autokratischen Landesherrn, der auch über die Dichtung seines größten Untertanen meinte herrschen zu müssen; wie der geknechtete Karlsschüler sich unter Gefahren und Entbehrungen aller Art die Freiheit seines Lebens und Dichtens zu retten wußte; wie er später, nicht niedergezogen durch Krankheit und drohende Todesgefahr, stets in erhabener Gesinnung dem höchsten Werte zustrebt, an die Hervorragung im Geistigen mit besonnenstem Bewußtsein sein Leben setzt; wie er auch durch den Riesengeist des großen Weimarer Freundes sich nicht überwältigen und aus seiner Bahn drängen läßt —, all das ist Ihnen ebenso vertraut wie die großen Gestalten seiner Dramen, die uns die moralische und politische Freiheit in ihrem Kampf gegen alle feindlichen Gewalten vor Augen führen — in dem Kampf, der auch bei äußerem Erliegen doch stets zum inneren Siege führt.

Ich widerstehe der Lockung, Sie auf einzelne Beispiele dieses erhabenen Schauspieles hier hinzuweisen. Wenn wir in dieser Stunde die bewegenden Kräfte der Schillerschen Muse nicht nur auf unser Gefühl wirken lassen, sondern vielmehr von ihrem Wesen in begrifflich klarer Sprache reden sollen, so mag ein anderer Hinweis für diese Aufgabe dienlicher sein. Schiller hat uns nicht nur in seinem Wirken überall das Beispiel für die Vollstreckung des Gesetzes der Menschenwürde gegeben: wie er stets über sein Tun und Lassen nachzudenken und sich zu äußern pflegte, so hat er auch über den Weg zu diesem wahren Menschentume uns ausdrückliche theoretische Belehrung hinterlassen. In den vorhin bereits erwähnten Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen finden Sie diese Belehrung. Zwar die philosophische Untersuchung, die hier in Anlehnung an Grundgedanken der Philosophie Kants und Fichtes durchgeführt wird, kann wohl kaum in einem irgend wesentlichen Punkte der Kritik standhalten. Der Gehalt an selbsterprobter Lebensweisheit aber, den Schiller in die Form dieser Untersuchung eingehüllt hat, ist von unvergänglichem Werte

Die freie Selbstbestimmung des Menschen wird überall eingeengt durch die Triebfedern seiner sinnlichen Natur und durch die *Feigheit des Herzens*, wie Schiller sie einmal nennt, die der Annahme der Wahrheit entgegensteht, auch wenn diese noch so lebendig überzeugt. *Energie des Mutes* gehört dazu, diese Hindernisse zu bekämpfen. Sapere aude! Wir müssen uns *erkühnen* weise zu sein, damit die Wahrheit in uns zur Kraft werde und über die selbstsüchtigen Kräfte der Sinnlichkeit den Sieg davontragen könne. Nicht am Licht, sondern an der Wärme — nicht an der Erkenntnis, sondern am Mute für ihre Vollstreckung fehlt es dem Zeitalter. Der Weg aber zu diesem Mute der freien Selbstbestimmung führt nach Schiller durch das Reich der Schönheit. Der Weg zum Kopf muß durch das Herz geöffnet werden: das Werkzeug zur Veredelung des Charakters ist die Kunst.

Folgendes etwa ist der Gedankengang, der diesen Satz begründet. Die Freiheit, endgültige Werturteile zu fällen und nach ihnen zu handeln — diese Freiheit können wir nicht gewinnen, solange wir unter der Herrschaft blinder Triebe und anerzogener Gewohnheiten stehen. Um über die wertvolle Richtung unseres Handelns entscheiden zu können, müssen wir uns zuvor über jenen sinnlichen Stoff erheben, müssen wir uns in einen Zustand versetzen, in welchem wir nicht mehr der passiven Bestimmung durch die Sinnlichkeit unterliegen. Nur durch diesen Zustand hindurch können wir von der bloßen Passivität zu der allein menschenwürdigen Aktivität gelangen. Den hier geforderten Durchgangszustand nennt Schiller den ästhetischen; in diesen ästhetischen Zustand aber versetzt uns die Kunst.

Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir gerade in diesem Satz weniger ein Ergebnis von Schillers philosophilcher Untersuchung, als vielmehr ein solches seiner innersten Lebenserfahrung erblicken.

Dieser ästhetische Zustand freier Bestimmbarkeit ist der eigentlich menschliche. Er gibt uns die Freiheit wieder. das zu sein, was wir sein sollen: die Schönheit ist unsere zweite Schöpferin. „Die hohe Gleichmütigkeit und Freiheit des Geistes, mit Kraft und Rüstigkeit verbunden. ist die Stimmung, in der uns ein echtes Kunstwerk entlassen soll, und es gibt keinen sichereren Probierstein der wahren ästhetischen Güte."

Es gehört daher „zu den wichtigsten Aufgaben der Kultur, den Menschen ästhetisch zu machen, so weit das Reich der Schönheit nur immer reichen kann, weil nur aus dem ästhetischen Zustande der moralische sich entwickeln kann". Darum soll der Mensch dahin erzogen werden, daß schon in denjenigen seiner Handlungen, welche nicht dem moralischen Felde angehören, die schöne Form herrsche. Schon die gemeine Wirklichkeit soll überall eine geistreiche und ästhetisch freie Behandlung erfahren. Durch solche Behandlung adeln wir unsere Umgebung und zugleich uns selbst. Nur eine so geadelte Menschheit wird „aus jedem abhängigen Zustande den Aufschwung zur Selbständigkeit und Freiheit nehmen können".

Wie Schiller mit dem Mute des Wollens das wesentliche Merkmal seiner eigenen geistigen Größe genannt hat, so ist er auch für diese ästhetische Kultur, für diese ästhetisch freie Behandlung der gemeinen Wirklichkeit das leuchtende Vorbild. „Er ist so groß am Theetisch, wie er es im Staatsrat gewesen sein würde. Nichts geniert ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab. Was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus, ohne Rücksicht und Bedenken."

Die Bedingungen für das menschlich würdige Leben des Einzelnen sind zugleich die Bedingungen für die Entwicklung wahrer Vaterlandsliebe. Nur denjenigen Staat können wir wertschätzen, welcher seinen Bürgern die Freiheit gewährleistet, die für das Gedeihen wahren Menschentums erforderlich ist. Wahre Vaterlandsliebe betätigt sich in erster Linie darin, daß sie für solche Freiheit im Staate alle Kraft einsetzt. Es bedarf nicht der Erwähnung. daß diese Freiheit nicht etwa mit gesetzloser Willkür. mit einem blinden Manchestertume zu verwechseln ist. Ich darf Sie bei dieser Gelegenheit an die schöne Definition der Freiheit erinnern. die einst in der Jugendzeit der amerikanischen

Digitized by Google

Demokratie Winthrop vor den versammelten freien Bürgern unter dem lauten Beifall aller Anwesenden gegeben hat. „Täuschen wir uns nicht," ruft er aus, „täuschen wir uns nicht über das, was wir unter unserer Unabhängigkeit zu verstehen haben. Es gibt eine Art falscher Freiheit, die der Mensch mit den Tieren gemein hat und die darin besteht, das zu tun, was uns beliebt. Diese Freiheit ist die Feindin jeder Autorität; sie erträgt nur widerwillig alle Gesetze; durch sie erniedrigen wir uns vor uns selbst; sie ist die Feindin der Wahrheit und des Friedens und Gott selbst hat sich gegen sie erklärt. Aber es gibt eine andere bürgerliche und moralische Freiheit, die ihre Stärke in der Eintracht findet und die zu schützen die Aufgabe der Staatsgewalt ist: das ist die Freiheit, ohne Furcht das zu tun, was gut und recht ist. Diese heilige Freiheit müssen wir in allen Wechselfällen verteidigen, für sie müssen wir, wenn es not tut, unser Leben einsetzen."

Sie wissen, daß in Europa zu Schillers Zeit jene Freiheit den Völkern noch nicht beschieden war. Als in Paris der Orkan entfesselt wurde, waren aller Augen voll sehnsüchtiger Hoffnung dorthin gerichtet, wo scheinbar das große Schicksal der Menschheit verhandelt wurde. Der Verlauf der Dinge machte die Hoffnungen zu nichte. Schiller ist „so weit entfernt, an den Anfang einer Regeneration im Politischen zu glauben, daß ihm die Ereignisse der Zeit vielmehr alle Hoffnung dazu auf Jahrhunderte benehmen". Er erkennt, daß es notwendig ist, zuerst für die Verfassung Bürger zu schaffen, ehe man den Bürgern eine Verfassung gibt. Dem Staate solche Bürger zu geben, den Charakter zu veredeln, um für die Staatsverbesserung die Grundlage zu bereiten, ist der ausgesprochene Zweck seiner Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Er will daran arbeiten, „daß ein ähnlicher Augenblick in künftigen Jahrhunderten ein würdigeres Geschlecht finde".

Unsere Väter haben uns jenes heiligste aller Güter, wie Schiller es bezeichnet, sie haben uns die politische und bürgerliche Freiheit erobert und sie mit ihrem Blute besiegelt. Diese Freiheit uns zu erhalten, ist die erste und höchste unserer politischen Pflichten. Aber wir werden sie uns nur erhalten, wenn wir uns unablässig bestreben, ihrer würdig zu sein und zu bleiben. Der Weg zu solcher Würde ist uns durch Schiller vorgezeichnet. Wir werden unserer politischen Freiheit nur dann würdig sein, wenn wir uns zur moralischen Freiheit erziehen: wenn wir nicht vor menschlicher Macht uns beugen, sondern einzig durch das Gesetz der Vernunft in unserem eigenen Herzen unser Handeln leiten lassen. Nicht erniedrigende Furcht vor der äußeren Macht, von der unser erbärmliches Behagen abhängt, sondern Ehrfurcht vor dem Göttlichen in uns, „die uns in unserer eigenen Wertschätzung erhebt"; nicht Achtung vor dem Buchstaben des Gesetzes, sondern vor der Wahrheit und vor dem lebendigen Recht in jedes Menschen Brust! Aber nicht bloß Licht, sondern auch Wärme: nicht nur mit dem kühlen Urteil des Verstandes, sondern mit flammender Begeisterung wollen wir den Kampf um unsere Freiheit führen, den uns jeder Tag von neuem aufzwingt.

Freiheit als das Fundament der Menschenwürde; der mutige Wille und das lebendige Gefühl, um das Gesetz der freien Selbstbestimmung zu vollstrecken; ästhetische Kultur, um zu solchem Fühlen und Wollen den Weg zu bahnen: das sind die Zauberworte, mit welchen Schiller uns zur Erlösung von der geistigen Knechtschaft den Pfad weist, und auf diesen Bahnen schreitet er uns voran als der begeisterte und begeisternde Führer, der Heros, dessen Beispiel Helden erweckt. Wem dieses Beispiel leuchtet, der bedarf wahrlich nicht des schalen Geredes moderner Welterlöser, um den Weg zur Höhe edelsten Menschentumes zu finden.

Wenn Sie durch dieses Beispiel sich leiten lassen, dann wird Ihr Stolz auf Schiller kein leerer Adelsstolz sein; wenn Sie mit seiner Gesinnung Ihr Herz und Ihr Handeln füllen, dann wird es gut stehen mit Ihnen und mit unserem Vaterlande. Dann wird die Tyrannei des Vorurteils, des Hochmuts und der Gewinnsucht keinen Platz mehr finden, an dem sie ihr Drachenhaupt erheben kann; dann werden in unseren Schulen wieder Lehrer erstehen, die ihre Schüler nicht zu totem Wissen, sondern zur Ehrfurcht und zur Begeisterung für Größe und Schönheit erziehen; dann werden in unseren Parlamenten wieder Männer sitzen, deren Stimme im Herzen des Volkes widerhallt; dann werden wir nicht zu zagen haben vor dem großen äußeren und inneren Kampfe, der seinen Schatten heute auf unser Leben vorauswirft: nein, wie die Athener bei Salamis den Paian singend zur Schlacht zogen, werden auch wir zum Kampfe wie zu einem Siegesfeste uns bereiten und wir werden wissen, daß wir siegen, ob wir auch fallen: denn es sind unvergängliche Güter, für die wir kämpfen.

Fiona Macleod, eine keltische Dichterin.

Von Hans Benzmann.

Wer weiß etwas von den heutigen Kelten? Zusammengeschmolzen zu 3½ Millionen Seelen, verlebt der Rest dieses einstmals mächtigen und kriegerischen Volkes seine Tage und Jahre ganz im Verborgenen, bei Fischfang und Viehzucht. Einstmals im Besitze des heutigen Galliens und des westlichen Teiles Deutschlands, ist diese Nation jetzt unzertrennlich mit anderen verschmolzen; nur im schottischen Hochland, an den Küsten und auf den Mooren Irlands, auf den Hebriden und auf der Insel Man hausen noch Kelten vom reinsten Blute. Dieses merkwürdige Volk, das zweimal im Laufe der Jahrhunderte die Literaturen des Abendlandes mächtig beeinflußt hat, zur Zeit Christian von Troyes und Wolfram von Eschenbachs durch die Artus- und Gralsage, im 18. Jahrhundert durch Macphersons Lieder Ossians, und dessen poetische Eigenart in der englischen Literatur von den ältesten Zeiten an bis heute stark zum Ausdruck kommt (z. B. in dem rhythmisch lieblichen und weichen, mystisch zu nennenden Ton der englischen Volksballade, in den Kunstballaden eines Coleridge und Poe, in den Liedern Thomas Moores und Robert Burns', in den Phantasien Shelleys), ist öffentlich, im großen Chore der europäischen Literaturen, fast ganz verstummt, seine selbständige Stimme wird kaum mehr wahrgenommen. Dennoch, wenn man sagen kann, daß ein Volk ganz in Poesie und Dichtung lebt, daß es unbewußt fortwährend selbst dichtet, Poesie schafft, umwandelt und seelisch mit neuen Stimmungen durchsetzt, so läßt sich im vollsten Sinne von den heutigen Kelten sagen, daß sie sich ganz der Poesie, den alten Sagen, der großen Vergangenheit und der Natur hingegeben haben. So lebt dies Volk dahin in Erinnerungen und Hoffnungen, in der Erwartung einer zukünftigen keltischen Herrlichkeit. Jene mystischen Beziehungen, die sich zwischen der Natur und der Menschenseele in der Einsamkeit ergeben, haben die Seelen dieses Volkes aufs innigste mit den Seelen von Feld und Heide, Blume und Strauch, mit den Geistern und Genien der Luft, des Meeres, der Nebel und der Flammen verbunden. Es ist eigentümlich und doch natürlich, daß der kriegerische, barbarische, ja hanebüchene Charakter der alten keltischen Poesie mehr und mehr ein lyrisch weicher, sentimentaler, melancholischer wurde. Die alten keltischen Sagen, die von den Kämpfen der Bezirksfürsten und ihrer Sippen handeln, übertreffen in der Betonung des Blutrünstigen und Ungeschlachten gewisse nordisch-germanische Sagen. Freilich auch die ganze epische Kraft eines Naturvolkes äußert sich in dem unmittelbar wirkenden lapidaren und geradlinigen Stil dieser alten Poesien, in den originellen, kräftigen, wie ein Beilhieb einschlagenden Bildern. (Man vergleiche hierzu ein neuerdings erschienenes Werk „Sagen aus dem alten Irland", übersetzt von Rudolf Thurneysen, Berlin, Verlag von Wiegandt u. Grieben.) Aber die Vergangenheit lastete schwerer und schwerer auf dem Gemüte dieses Volkes, das seinen heldischen Sinn wohl bewahrte, jedoch auch, soweit es sich selbständig erhielt, sich mehr und mehr einer internen Kultur und einer Pflege gewisser nationaler Stimmungen hingab,

Digitized by Google

Es ist, als sollte dieses untergehende Volk durch melancholische Träume hindurch den alten Schatz seiner Poesien und Sagen, seiner natianalen Erinnerungen und Hoffnungen in eine bessere Zeit hinüberretten. Schon die Sagen vom König Artus sind epische Erinnerungs- und Sehnsuchtspoesien. König Artus ist der Messias und der einstmals wiederkehrende Barbarossa des keltischen Volkes. In den Liedern Ossians ist der Grundton bereits ein ganz und gar melancholischer, sentimentaler, resignierender. Die Stimmung der späteren Jahrhunderte hat sich um die alten Sagen gelegt wie ein graues Trauergewand. . . . Aber auch immer intensiver wurde die an sich reiche Poesie im Laufe der Jahrhunderte, immer komprimierter. Was einst die Herzen von Hunderttausenden bewegte und erfüllte, das mußten Tausende aufnehmen und mußten immer weniger Seelen mit den Stimmungen einer neuen Zeit verschmelzen. So erklärt sich das merkwürdig innerliche, von Stimmung und Gefühl gesättigte, von Ahnungen aus alter und neuer Zeit seltsam beseelte Wesen der späteren keltischen Sagen und Volksdichtung. So erklärt sich der elementare und mystische Charakter dieser Poesien. Der heroische Geist eines Volkes wurde nur Seele, Gefühl, Ahnung, Hoffnung, die lapidare Ethik zerfloß und zerrann in weiche blütenhafte, seelenvolle, von Mystik durchgeistigte Lyrik.

Neuerdings macht sich eine stärkere keltische Strömung innerhalb der englischen Literatur bemerkbar, die man die keltische Renaissance oder die neue Mystik genannt hat. Die Hauptvertreterin dieser Bewegung ist die Dichterin Miß Fiona Marleod. Es ist ein Verdienst des Verlages Eugen Diederichs, Jena, jetzt von dieser bedeutenden und genialen Dichterin Poesien in gefälliger Verdeutschung herausgegeben zu haben. (Vgl. das im keltischen Stile ausgestattete Buch „Wind und Woge". Keltische Sagen von Fiona Marleod.) Der Herausgeber und Uebersetzer, Willibald May, erzählt in seiner Einleitung, daß Fiona Macleods erstes Werk vor zehn Jahren erschien, daß sich ihre Schriften schon jetzt in England und Amerika der weitesten Verbreitung erfreuen. Wenig jedoch bekommt man von der Persönlichkeit der Dichterin zu hören, zumal sie selbst kein Verlangen hat, wie sie brieflich geäußert hat, persönlich bekannt zu werden. „. . . mein Leben verbringe ich hauptsächlich in den Hochlanden und auf den Inseln des Westens, und abgesehen etwa von einer Woche, die ich hin und wieder in Edinburg verlebe, bin ich niemals in Städten, die mich über die Maßen niederdrücken und die für mich nur in Betracht kommen wegen der Musik, die ich dort hören kann. Im übrigen — ich ward geboren vor mehr denn 1000 Jahren in dem fernen Lande der Gälen, das bekannt ist als die „Traumeshügel". Dort brachte ich den bessern Teil meines Lebens hin; meines Vaters Name war Romantik und der meiner Mutter war Traum."

Fiona Macleod hat aus dem Munde der Gälen, der Hebriden, auf Bootfahrten im Mondschein oder in einer der verstreuten niederen Hütten vor dem Torffeuer, die alten Mären vernommen, in denen sich Christentum und Heidentum seltsam vermengen, die „Sgeuls von der Seefrau, der Furtwäscherin oder dem schwarzen Judas, und die Seamachas von deu kühnen Wikingerfahrten der Norweger und den blutigen Kämpfen zwischen den Galeeren der Normannen und den keltischen Einbäumen weit draußen auf blauer See." Doch hat sie diese Sagen mit künstlerischer Originalität dargestellt. „Was mich anbetrifft," schreibt sie, „so möchte ich sagen, daß ich nicht versuchte, alte keltische Motive tragischer Schönheit und tragischen Schicksals zu reproduzieren, sondern daß ich in Natur und Leben und in der verschwimmenden Gedankenwelt zeitloser Phantasie nach jener Art von Schönheit suche, welche die alten keltischen Dichter entdeckten und aussprachen." Fiona Macleod fühlt sich selbst als Organ der mythenbildenden Tätigkeit ihres Volkes in der Gegenwart. Ihre Erzählungen sind daher nicht nur Nachdichtungen, sondern auch dichterische Neuschöpfungen in jenem Sinne. Im allgemeinen kann man von ihren Dichtungen sagen, daß sie getreu den Charakter der keltischen Poesie abspiegeln. Auch aus diesen Geschichten spricht die fatalistische Weltanschauung, jede ist erfüllt von jener schweren Melancholie, die dem heutigen Kelten angeboren ist. Dieses Volk sucht Ersatz für seine verlorene Größe im Reich der Träume, in dem sich heidnische und christliche Vorstellungen verwandtschaftlich begegnen. „Fern vom lauten Getriebe in ursprünglicher Schlichtheit dahinlebend, versenkte sich das Volk in jene tiefsten Tiefen des menschlichen Seelenlebens, in denen ein unbewußtes oder halbbewußtes Weben von Gefühlen an die Stelle der tageshellen Welt begriffsmäßigen Denkens tritt, und dort offenbarten sich ihm Geheimnisse, die den anderen Nationen verschlossen blieben."

Sich hineinfühlend in die Seele von Land und Meer, Heide und Moor, Fels und Baum, Mensch und Tier, in die Seele alter verklungener Sagen, alter, immer wieder gesungener Lieder, von denen nur Fragmente, Stimmungen, einzelne Klänge übrig geblieben sind, mit unvergleichlicher Suggestivität erzählt Fiona Macleod dem auflauschenden und mehr und mehr gespannten Hörer diese alten Sagen, diese neuen Märchen eines fortwährend dichterisch tätigen Volkes. Fiona Macleod schildert im Ton der Sage, aber ihr Stil ist durchaus nicht jener schlichte einer mündlichen Tradition, der im Volke weiter fortlebt, er ist vielmehr künstlerisch ungemein fein abgetönt und vermag in gleicher Weise das Kräftige wie das lyrisch Zarte, das episch Klare wie das mystisch Verschwimmende, das psychologisch Tiefe wie das naiv Einfache, kurz jede Nuance einer Empfindung, einer Naturstimmung auszudrücken. Die Dichterin gehört zu den wahrhaft großen und echten Deutern der Natur, und sie kann nur mit unserer Droste-Hülshoff und mit der genialen Schwedin Selma Lagerlöf verglichen werden. Wir genießen in ihren Dichtungen einmal wieder jene erdgeborene und elementare Poesie, der nichts dadurch von ihrem Zauber genommen wird, daß sie auf dem Wege persönlichsten und subtilsten Kunstschaffens gewonnen wurde. Aus den Zitaten, die ich in folgendem gebe, wird wenigstens ungefähr ersichtlich werden, welch eine eminente dichterische Kraft, welch ein feiner Sinn, Geheimnisse der Natur und der Menschenseele aufzuspüren und dichterisch wiederzugeben, dieser Dichterin innewohnt.

Das Buch zerfällt in zwei Teile. Die Titel: „Von der Welt die ist" und „Von der Welt die war", erklären den Inhalt beider Teile. Die Sagen des zweiten Teiles beschäftigen sich mit der Empfindungswelt der alten Kelten, und zwar kann man in einigen von ihnen noch den Charakter der ältesten Sagen und das Wesen der alten heroischen Kelten erkennen. Die Folge von Geschichten, die mit der Erzählung „Das Lied der Schwerter" beginnt, wirkt wie ein alter epischer Heldengesang. Wie eine Ballade in Prosa. Es wird nur erzählt, wie keltische Dörfer von normannischen Seeräubern überfallen werden, Männer, Weiber, Greise, Kinder getötet oder davon geführt werden, wie ein Sturm die Schiffe der Normänner zerstreut und wie die Mannschaften der einzelnen Kähne hier und dort an den Küsten neue Kämpfe zu bestehen haben. Aber diese einfachen Vorgänge werden nicht nur mit einer hinreißenden Anschaulichkeit erzählt, sondern auch mit jener feinen unaufdringlichen psychologischen Kunst, die aus der Schilderung äußerlicher Momente jede seelische Regung und jeden seelischen Zustand suggestiv erkennen läßt. Eine derartige Kunst der Erzählung war und ist nur wahrhaft genialen Dichtern eigen, z. B. Heinrich v. Kleist, Otto Ludwig, Gottfried Keller, von modernen Maupassant, Tolstoi, J. P. Jakobsen, Selma Lagerlöf und vielleicht Liliencron.

Derselbe Abschnitt enthält auch eine Reihe von mehr lyrisch verschwimmenden und verklingenden Geschichten. Ich hebe hervor die rührende, zarte Geschichte „Die Schwermut Ulads", in der bereits märchenhafte Verwandlungen eine Rolle spielen; aber diese märchenhaften Züge erscheinen hier doch in ganz eigenartigen psychologischen Zusammenhängen, und es lebt in dieser merkwürdigen Liebesgeschichte jene alte und immer neue Sehnsucht nach der einzigen, hohen Liebe, die in ganzer Seelenreinheit keinem Menschen jemals zuteil wird. Ganz von lyrischen, zarten Stimmungen durchsetzt und ebenfalls reich und tief in psychologischer Beziehung ist die Geschichte „Das

Digitized by Google

Harfenspiel Cravetheens". Doch ich möchte aus diesem Abschnitt der Erzählung „Die Wäscherin der Furt" den Vorzug geben. In einer ungemein lyrisch seinen Auffassung erscheint hier der Tod als die Wäscherin der Furt. Torcall, der Harfner, stimmt das Lied von der Wäscherin der Furt an, als er, von Todessehnsucht erfüllt, einst von einer Wanderfahrt „nach Osten" über das Meer fuhr, um dorthin zu gehen, woher das Licht kommt. Da fragte er die Fährleute: „Was soll ich singen? Soll es vom Krieg sein, den ihr liebt, oder von den Weibern, die euch zwirnen wie Kuhseide; oder soll es vom Tod sein, der euer Lohn ist, oder von eurem Schrecken, den Speeren des Nordens" Ein leises, mürrisches Knurren ging von Bart zu Bart. „Wir sind unter Ceangal, blinder Harfner," sagte der Steuermann, den Blick senkend wegen seiner lodernden Wut; „wir stehen in Pflicht, dich sicher nach dem Festland zu bringen, aber wir haben kein Gelübde geschworen, still zu sitzen unter dem Peitschenhieb deiner Zunge. Es war ein windschneller Pfeil, der die Sehkraft aus deinen Augen schnitt; hüte dich, daß nicht ein jäher Schwertwind den Lebenshauch aus deinem Leibe fegt." Torcall lachte mit einem leisen, ruhigen Lachen. „Ist's Tod, was ich jetzt fürchte, — ich, der ich meine Hände in Blut gewaschen habe und Liebe genossen und alles erkannt habe, was zu wissen dem Menschen gegeben ist? Aber ich will euch ein Lied singen, das will ich." Und damit nahm er seine Harfe und schlug die Saiten:

Einsamer Strom fließt in der Fern' in einsam-trübem Land;
Sein Ufer weißer Staub, und weiß Gebein bedeckt den Strand.
Ein einzig lebend Ding ist dort, ein Schwert, das springend surrt;
Doch ich, ein Seher, hab geseh'n die wirbelnd-rege Hand
Der Wäscherin der Furt.

Ein Schattenbild aus Nebeldunst in finstrer Nacht sie dräut,
Die Wäscherin der Furt;
Sie lacht zuweilen und den Staub aus hohler Hand sie streut,
Zählt all der Männer Sünden dort, die blutrot bis zum Gurt, —
Die Geister aller Menschensünd' schlägt mit dem Schwert, das murrt.
Die Wäscherin der Furt.

Sie bückt sich lachend, wenn im Staub ein Glied sich windet schwer.
„Zurück ins Wasser," sagt sie dann, „und schwimme hin und her!
Dann wasche ich dich weiß wie Schnee und nehm' dich in die Hand
Und schlage hier in Stille dich mit meinem Wirbelbrand,
Und trete dich in diesen Staub von windlos-weißem Sand —"
Dies ist's, was lachend knurrt,
Die Wäscherin der Furt
An jenem stillen Strand.

Schweigen herrschte eine Zeitlang, nachdem Torcall Dall jenes Lied gesungen hatte. Die Ruder fingen den Mondschein auf und warfen ihn hin und her wie lose, schimmernde Kristalle. Der Schaum am Bug kräuselte und hüpfte. Plötzlich stimmte einer der Ruderer einen langgezogenen, tiefen Gesang an:

Yo, eily aho, ayah aho, eily ayah aho,
Das Schwert ihr surrt,
Eily aho, ayah aho, eily ayah aho,
Der Wäscherin der Furt!

Und da hörten alle auf zu rudern. Aufrecht stehend, hoben sie ihre Ruder gegen die Sterne empor und die wilden Stimmen flogen hinaus in die Nacht:

Yo, eily aho, ayah aho, eily ayah aho.
Das Schwert ihr surrt,
Eily aho, ayah aho, eily ayah aho.
Der Wäscherin der Furt!

Und da ließ der Steuermann den Steuerriemen los und zog sein Schwert und spaltete eine flutende Woge. Aber von der Gewalt seines Schlages wirbelte das Schwert ihn herum, und das Schwert schnitt dem Manne, der das Ruder dicht am Heck hatte, das Ohr ab. . . Da sangen Schwerter und Messer einen Sang. . . Torcall, der Blinde, aber nahm seine Harfe, und während das Sprühwasser gegen sein Gesicht schwirrte und der Blutgeruch in seinen Nüstern war und seine Füße in der roten Flut, die dort schwoll, plätscherten, sang er dieses Lied:

O, ein gut Ding ist das Rot-Blut, wie uns Odin gelehrt!
Und ein gut Ding ist's, zu hören, wie's sprudelt schnell.
Und dieweil wir hören, wie hier lacht das Schwert.
O, da krächzen Raben, und die Alten klagen, und die Weiber schreien grell!
Und emsig wird sie waschen, dort wo ihr Stand,
Rote Sünden dieser Männer, die in Blut stehn bis zum Gurt,
Und treten ihr Gebein in weißen, feinen Sand.
Leise lachend bei dem Durst des Schwerts, das wirbelnd surrt, —
Die Wäscherin der Furt.

Die Erzählung ist hiermit nicht zu Ende, doch aus dem von mir mit Absicht wörtlich mitgeteilten längeren Zitat ist die Eigenart dieser Sagen und des Stiles der Fiona Macleod, sind alle Vorzüge dieser Poesie deutlich zu erkennen. Ich brauche nach diesem nicht mehr besonders auf die blühende Sprache, auf die ungemein prägnante Bildlichkeit, auf die dramatische Anschaulichkeit, mit der die sagenhaften Vorgänge geschildert werden, hinzuweisen.

Als Hauptcharakterzug der Kelten hatte ich vorhin die Melancholie bezeichnet. Die Geschichten des ersten Teiles der Sagen von Fiona Marleod sind fast alle schwermütig gestimmt. Die „Dämmerung des Schattens" liegt auf diesen Inselleuten von Jugend auf; einem ständigen Trauern und Träumen sind alle hingegeben. „**Tha mi Dubhachas**", „Das Dunkel liegt auf mir", sagen schon die Kinder in unbewußtem Gefühl für das Erbe des Leides, das sie von den Vätern überkommen haben. Und aller Weisheit letzter Schluß ist eine blinde Ergebung in das allgewaltige Schicksal: „**Ma tha sin an Dan**", „Wenn es so bestimmt ist". Wir sehen, wie dieses Schicksal die schlichten Kinder der Natur zu Handlungen von barbarischer Wildheit fortreißt, und seine dichterische Verkörperung findet dasselbe in mephistophelischen Gestalten, wie Gloom Achanna (in der Novelle der **Dan-nan-Roon**), der mit den kalten Tönen seiner **Feadan** (Haferpfeife) die Menschen ins Verderben treibt. Im Anschluß an die genannte Novelle möchte ich noch einmal darauf aufmerksam machen, daß kaum ein anderes Volk der Gegenwart in einem so innigen Verhältnis zur Natur steht wie die heutigen Kelten. Die Vorstellungen dieser auf Mooren und an einsamen Gestaden hausenden Hirten und Fischer von der Abhängigkeit des Menschen von Meer, Wald und Heide gehen so weit, daß Tiere als Verwandte oder Ahnen von Menschen angesehen werden. So liegt namentlich über den Geschichten von der „Nachkommenschaft der Robben" eine unbeschreiblich düstere, fatale Melancholie. Das Meisterstück aus diesem Sagenkreise ist die erwähnte Geschichte der „**Dan-nan-Roon**" („Sang der Robben"), eine in ihrer suggestiven Sprache und in der bannenden Intensität der Stimmung und Menschenschilderung, in dem bald idyllischen, bald balladesken Charakter der Vorgänge und ihrer Darstellung ganz einzigartige, künstlerisch ungemein hochstehende Novelle. Sie beginnt mit einer Liebesgeschichte, die mit feinster Psychologie und zartester Stimmungskunst erzählt wird. Jedoch bald treten in dieses Idyll die menschlichen Leidenschaften verderbenbringend ein. Ein Mord schreit gen Himmel und Gloom, ein Dämon in mensch-

Digitized by Google

licher Gestalt, wird seinen ermordeten Bruder an Manus, dem glücklichen Liebhaber, rächen. In der Nacht, in der Manus sterben würde, würde er den „Dan-nan-Roon" hören. Und die Nacht kommt bald. Nachdem Manus seine geliebte Anne verloren hat, umdunkelt die Schwermut seine Seele. Einmal hört er in einer Nacht den Dan-nan-Roon vor seinem Fenster. . . Es ist unmöglich, die in der Erzählung nun folgende Schilderung der stets wachsenden Angst und Verzweiflung Manus', der immer wieder bald hier, bald dort den süßen, spitzen, furchtbaren Ton der Haferpfeife hören muß, in kurzen Worten zu schildern. Schließlich wird in der geängstigten Seele Manus', der dem Gerede nach zur Nachkommenschaft der Robben gehört, die Vorstellung wach, daß er selbst eine Robbe sei. Er stürzt ans Meer, wo gerade zwei Robbenbullen, umgeben von den Weibchen, umtost von der Brandung, auf Leben und Tod sich bekämpfen. Während Manus auf den von Seekraut bedeckten Graten entlang stolzierte und wanderte, sang er Bruchstücke eines alten Runenliedes, — der verlorenen Rune der Mac Codrums von Uist. Die Robben auf den Felsen kauerten im Zauberbann; jene, welche langsam im Wasser schwammen, starrten mit den braunen Augen, ohne zu blinzeln, während sie mit ihren kleinen Ohren gespannt den Tönen zuhörten:

„Ich bin es, Manus Mac Codrum.
Ich sage euch das, dir, mein Blutsverwandter,
Und dir, Neil, mein Großvater, und dir, und dir und dir!
Jo, ja, Manus ist mein Name, Manus Mac Manus!
Ich selbst bin's und kein andrer,
Euer Bruder, o Robben der See!
Gebt mir Blut vom Rotfisch
Und einen Biß vom fliegenden Sgadan;
Die grüne Woge auf meinen Bauch
Und den Schaum in meine Augen!
Ich bin euer Bruderbull, o Bullen der See,
Ein besserer Bull als einer von euch, ihr knurrenden Bullen!
Komm zu mir, Gesell, Robbe mit weichem Pelzleib,
Weiß bin ich noch, doch rot werd' ich sein;
Rot von strömendem roten Blut, wenn einer mich angreift!
Aoh, Aoh, Aoh, aro aro, ho-ro!
Ich war ein Mann, nun bin ich Robbe,
Gelben Schaum von den Lippen schütteln meine Hauer;
Gebt Raum mir, gebt Raum mir, Robben der See;
Gebt Raum, denn ich bin ein Verlobter der See,
Und dort seh ich die Seejungfrau,
Und mein Name, führwahr, ist Manus Mac Codrum,
Der Robbenbulle, der ein Mann war, Ara, einst Ara!

Mittlerweile stand er dicht neben der großen, schwarzen Robbe, die noch eintönig ihr blutiges Haupt wiegte, während ihre blinden Augen hin und her rollten. Das Seevolk schien fasziniert. Keiner regte sich, selbst wenn der Tänzer im Mondschein auf sie trat. Als er auf Armlänge heran war, blieb er stehen. „Bist du der Ceann Cinnidh?" schrie er. „Bist du der Häuptling dieses Clans vom Seevolk?" Das ungeheure Tier hörte auf sich zu wiegen. Seine gekräuselten Lippen legten die Hauer bloß. „Sprich, Robbe, wenn kein Fluch auf dir liegt! Könnte wohl sein, daß du Anndra selbst bist, der Bruder meines Vaters! Sprich! St! — hörst du jene Musik am Strande? Es ist der Dan-nan-Roon! Tod meiner Seele, es ist der Dan-nan-Roon! Aha, 's ist Gloom Achanna, der dem Grab entstieg. Zurück, du Vieh, und laß mich weitergehen!" Damit schlug er den großen Bullen, da er sah, daß dieser sich nicht rührte, mit geballter Faust voll ins Gesicht. Ein heiseres, würgendes Gebrüll antwortete, und der Robbenkämpe stürzte sich auf ihn mit zerfleischenden Hauern. Manus schwankte hin und her. Alles, was er jetzt hören konnte, waren die knurrenden, brummenden und würgenden Schreie der rasenden Robben. Als er fiel, stürzten sie über ihn her. Seine Kreischlaute wirbelten durch die Nacht wie tolle Vögel. Mit der Wut der Verzweiflung rang er, um sich zu befreien. Doch der große Bulle heftete ihn an den Felsen; ein Dutzend andere zerrten an seinem weißen Fleisch, bis sein spritzendes Blut im weißen Schein des Mondes die Felsen scharlachrot färbte. Einige Sekunden kämpfte er noch wild, mit Zähnen und Händen wütend. Nur einmal brach ein wilder Schrei von seinen Lippen: als vom Strandende des Riffs laut und klar die Melodie seiner Schicksalsrune herübertönte. Im nächsten Augenblick wurde er herabgerissen und vom Riff in die See geschleift. Als der zerfleischte und zerstückelte Körper dem Blick entschwand, befand er sich inmitten eines siedenden Gewoges springender und kämpfender Robben, deren Augen wild blickten in Wut und Schrecken, deren Hauer gerötet waren von Menschenblut. Und Gloom Achanna wandte sich vom Riff und schritt rasch landeinwärts, leise auf seiner Feadan spielend, als er davonging."

Das Robbenmotiv kehrt auch noch in anderen Geschichten wieder, z. B. in „Das Gericht Gottes" und „Der finstere Namenlose". Ein anderes psychologisches Motiv, der Meereswahnsinn, erscheint ebenfalls in mehreren Sagen. In der Novelle „Der Meereswahnsinn" zum Beispiel wird erzählt, wie ein schlichter, durchaus nicht ungewöhnlicher Mann von Zeit zu Zeit von einem merkwürdigen Zustand befallen wird. Ein Wahnsinn treibt ihn ans Meer, in dessen nächster Nähe er sich wochenlang aufhält, in das er bisweilen hineingeht, getrieben von der Vorstellung, er müsse seine Braut umarmen und küssen. Auch diese Novelle ist mit unübertrefflicher Stimmungs- und Wortkunst erzählt.

Selbstverständlich ist hiermit die an psychologischen Motiven so reiche Vorstellungswelt der Kelten nicht erschöpfend wiedergegeben. Nur einige der markantesten Züge habe ich mitgeteilt, um wenigstens anzudeuten, nach welchen Richtungen hin sich die Naturpoesie der Kelten von der anderer Völker unterscheidet. Das große, allgemeine, bei ihnen allerdings ganz besonders stark entwickelte Naturgefühl kommt ja ebenfalls in den von mir erwähnten Novellen in charakteristischer Weise zum Ausdruck. Das Buch enthält außerdem noch einige Liebesgeschichten, von denen ich die besonders markante „Silis" hervorhebe; wenngleich auch diese Erzählungen sich durch eine in psychologischer Beziehung besonders feine und intime Art der Darstellung vor anderen auszeichnen und ebenfalls für das merkwürdig tiefe und vornehme Wesen der keltischen Volksseele charakteristisch sind, so mag doch ein Hinweis auf dieselben genügen, weil sie andrerseits vor anderen Meisternovellen nichts Besonderes voraus haben. — Nur eine Geschichte eigener Art möchte ich schließlich noch ausdrücklich nennen — die Geschichte vom stillen Tode der alten Sheen, weil in ihr die Gestalt Christi in einer wundervollen lyrischen und tiefsinnigen Auffassung und visionären Darstellung erscheint. Die Geschichte heißt: „Der Menschenfischer."

Das Todesjahr des hl. Bonifazius.

Die Frage nach dem Todesjahre des Bonifaz bildet eine der vielen chronologischen Streitfragen der Geschichte des Mittelalters, die von jeher zu wissenschaftlichen Erörterungen Anlaß gegeben haben. Angesichts der am heutigen Tage stattfindenden 1150jährigen Säkularfeier zu Fulda, die dem Märtyrertode des großen Apostels der Deutschen gilt, wird sie auch praktisch wichtig und darf daher wohl das Interesse unserer Leser eine kleine Weile in Anspruch nehmen. — Es fragt sich nämlich: feiert der deutsche Episkopat in diesen Tagen mit Recht die 1150ste Wiederkehr des Ereignisses zu Dokkum in Friesland? Daß der 5. Juni der richtige Todestag ist, unterliegt keinem Zweifel. Wohl aber ist es fraglich, ob 755 und nicht vielmehr 754 das Todesjahr gewesen.

Es handelt sich um eine doppelte Tradition, die an die beiden Hauptsitze des Bonifazius, an Mainz und Fulda, anknüpft. Die Mainzer Tradition, durch des Bonifazius Nachfolger im Bistum, Lull, repräsentiert, führt auf das

Digitized by Google

Jahr 755 zurück, diejenige des Klosters Fulda, in der Person seines ersten Abtes Sturm, auf 754. Zwei fast zeitgenössische und daher an sich gleich glaubwürdige Biographien, die auf Lull hinweisen, die **Vita Bonifatii** von Willibald und die des Abtes Sturm von Eigil, stellen diesen Widerspruch der Ueberlieferung dar, der daher nur zu lösen ist, wenn andere Hilfsmittel die Entscheidung zwischen beiden ermöglichen. Hier kommen zunächst die kurzen Annalen, eine im 8. Jahrhundert aufkommende Gattung von Geschichtsquellen, in Betracht; natürlich nur die wenn nicht völlig, so doch annähernd zeitgenössischen. Nur eine von diesen, die kleine Lorscher Chronik, gibt 755 an; sie beruht aber auf dem vorgenannten Werke Willibalds. Die anderen alle, wie die **Petaviani**, die **Laureshamenses**, die **Mosellani**, die größeren Lorscher Annalen, die Annalen Einhards u. a. m., teils neustrischen, teils ober- und mittelrheinischen und keineswegs fuldaischen Ursprungs, setzen die Begebenheit in das Jahr 754; am wichtigsten aber sind die durchaus gleichzeitigen ältesten Annalen von Fulda, deren Notiz zum Jahre 754: „**Passio beati Bonifatii**“ in der Wiener Handschrift nachweislich im Todesjahre selbst eingetragen worden ist.

Einen weiteren Beleg für 754 bietet eine den Ereignissen ebenfalls ziemlich gleichzeitige außerfränkische Quelle, die Fortsetzung des Angelsachsen Beda, die unter 754 berichtet, Bonifazius habe in diesem Jahre die Märtyrerkrone erworben und statt seiner sei Bischof Chrodegang von Metz vom Papst Stephan zum Erzbischof geweiht worden. Papst Stephan II. aber hielt sich bekanntlich von 753—754 im Frankenreiche auf, um den König Pippin zum Kriegszuge gegen die Langobarden zu bewegen, und auch seine **Vita** spricht von der Einsetzung des Chrodegang, mit dem Zusatze: „während er in Francien weilte“. Der Tod des Bonifazius muß demnach ebenfalls während Stephan noch im Frankenreiche weilte, also im Jahre 754 erfolgt sein. — Dazu kommen endlich fünf urkundliche Zeugnisse, sämtlich Privaturkunden über Schenkungen an das Kloster Fulda, zwei vom 16. und 17. Juni 754, drei vom 22., 28. und 31. Juli desselben Jahres, und in allen ist der Tod des Bonifaz vorausgesetzt. In Nr. 1 und 2 erscheint er als **sanctus Bonifatius**, während er bei Lebzeiten als **domnus Bonifatius** bezeichnet wird. In 3—5 wird bereits gesagt, daß der heilige Märtyrer dort bestattet sei.

Das Ergebnis aller dieser Beweisführungen, die in neuerer Zeit vornehmlich von Th. Sickel, L. Oelsner und M. Tangl ausgehen,[1]) die Feststellung des Jahres 754, hat in der wissenschaftlichen Welt anfangs nur widerstrebende Berücksichtigung, schließlich aber volle Anerkennung gefunden. Kardinal Hergenröthers Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte (4. Aufl. 1904) hält an 755 fest. Joh. Fr. Boehmer, Regesten zur Geschichte der Mainzer Erzbischöfe (1877), „bescheidet sich, eine ganz bestimmte Ansicht auszusprechen“. Dagegen acceptieren Autoritäten wie Mühlbacher, Deutsche Geschichte unter den Karolingern (1896), und Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands (3. und 4. Aufl. 1904), das Jahr 754 ohne weiteres als das richtige. Die heutige Säkularfeier ist sonach um ein Jahr verspätet.

Nicht unwesentlich ist das oben gewonnene Resultat für die Beleuchtung des Verhältnisses zwischen Bonifaz und Papst Stephan II. Bonifaz, der seinen ganzen Beruf im römischen Legatenamte sah, der mit jedem der drei Vorgänger Stephans in regem brieflichen Verkehr stand, sie wiederholt in Rom besuchte, an jeden neueintretenden Papst seine ehrerbietige Begrüßung und Obedienzerklärung richtete, sollte dem fast ein Jahr lang auf fränkischem Boden weilenden Papst Stephan keine Huldigung erwiesen, keine Zusammenkunft mit ihm gesucht haben? Das aber wäre der Fall gewesen, wenn er erst 755 gestorben, also erst 754 nach Friesland aufgebrochen und während der ganzen Zeit der Anwesenheit Stephans daheim gewesen wäre. Anders, wenn er fast gleichzeitig mit der Ankunft des Papstes zur Ausführung seines letzten Lebensplanes, der Bekehrung der Friesen, geschritten und dort bis an sein Lebensende geblieben ist. Damals gingen die Bestrebungen des Papstes und seines Legaten weit auseinander, und jeder von ihnen verfolgte sein besonderes Ziel. Stephan II. gehörte ganz der Politik an; der Kampf mit den Langobarden, die Schaffung des Kirchenstaates standen für ihn im Vordergrunde alles Interesses. Bonifaz hingegen blieb bis zu seinem letzten Atemzuge, was er stets gewesen: Missionar der römischen Kirche

O.

[1]) Th. Sickel: Sitzungsberichte der Wiener Akad. Bd. 47 (1864). — L. Oelsner: Jahrbücher des fränkischen Reichs unter König Pippin (1871). — M. Tangl: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte, neue Folge, Bd. 27 (1903). — Auf die continuatio Bedae hat zuerst H. Hahn im 20. Bande der Forschungen zur deutschen Geschichte hingewiesen.

Bücher und Zeitschriften.

Reisen im Westindischen Mittelmeer. Von Dr. Georg Wegener. Berlin 1904, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur.

Die Veröffentlichungen des Vereins während der letzten Jahre lassen das wachsende Interesse, welches weite Kreise infolge der gesteigerten Verkehrsmöglichkeiten am Reisen selbst und an den Schilderungen ferner Länder und fremder Völker genommen haben, an der stets zunehmenden Zahl von Reisebeschreibungen deutlich erkennen, und jeder, der, wohl mit Recht, die Geographie als ein lange vernachlässigtes Stiefkind deutscher Bildung betrachtet, wird an diesem Wandel seine Freude haben. Wegener ist wohl einer der beliebtesten Reiseschriftsteller unserer Tage; aber nicht nur wegen seiner Weitgereistheit, die er ja mit vielen modernen Globetrottern teilt, sondern wegen seiner darstellerischen Fähigkeiten in erster Linie. In zweiter allerdings auch wegen seines eminenten Reiseglückes. Wer selbst einmal sich als Reiseschriftsteller versucht hat, wird es empfinden, wie viel es ausmacht, wenn ein Reisender — ein Glückszufall, dessen sich Wegener übrigens selbst wiederholt rühmt — fast stets in einem entscheidenden Moment — sei es nun Krieg oder Vulkanausbruch oder ein anderes welthistorisches Ereignis, wie Andrées Auffahrt oder dergl. — zur Stelle ist, sehen und erleben kann, was tausend anderen versagt ist. Die diesmal von Wegener geschilderte Reise umfaßt insbesondere einen Besuch der Insel Martinique und des Mont Pélé, bei dem der Reisende — abgesehen von dem Zusammentreffen mit Sapper — das Glück hatte, gerade zu einem großen Ausbruch des Vulkans am 26. März 1903 zurecht zu kommen. Am ausführlichsten behandelt der Verfasser seine Ausflüge in der Umgebung des Panama-Kanals; mit Recht betont er, daß man nicht vergessen dürfe, daß die verkrachte Kanalgesellschaft doch auch viel geleistet und Verdienste sich erworben hat. Der Vergleich des Unternehmens mit dem schlummernden Dornröschen besagt viel; Uncle Sam soll es erlösen. Eine darstellerische Musterleistung ist die Schilderung der Karfreitagsprozession in der columbianischen Stadt Barranquilla; man wundert sich gar nicht, daß Wegeners Anwesenheit gerade auf diesen außergewöhnlichen Tag fällt. Auch daß er inmitten der dräuenden Gefahr des Yellow Jack völlig unberührt bleibt, und daß das Schiff, das er bei fahrplanmäßiger Ankunft nicht mehr erreicht hätte, gerade den nötigen vollen Tag Verspätung hat, erscheint bei diesem vom Glück begünstigten Reisenden so wenig auffallend wie das immerwährende schöne Wetter. — Eine tadellose Ausstattung des Buches versteht sich bei den Publikationen des Vereins von selbst.

H.

Allgemeine Rundschau.

Ausstellung für künstlerische Kultur.

dr. Eine kunstgewerbliche Ausstellung zum Gedächtnis Schillers ist am Sonntag, den 4. Juni, wie man uns schreibt, in Jena eröffnet worden. Dem Ausstellungskomitee stehen vor der bekannte Verlagsbuchhändler Eugen Diederichs und Professor Dr. W. Rein. Was die Ausstellung berechtigt, sich an den Namen Schillers anzuknüpfen, hat in einer feinsinnigen Rede der Kunstschriftsteller Dr. Albert Dresdner (Berlin) dargelegt, der über „Alt und Neu in der Kunst“ sprach

Digitized by Google

und ausgezeichnete Gedanken über künstlerische Technik und schöpferische Gestaltung vortrug mit dem klar beleuchteten Ergebnis, daß nur die schöpferische Persönlichkeit des Künstlers das Neue Wertvolle zu schaffen vermöge, und die Schönheit im Sinne Schillers zur Weiserin für die Lebensführung und für die Wahrheit werde. Das solcherart in sich gerundete Neue dürfe an Schillers Gedächtnis sich anschließen, wenn es fähig ist, von den Menschen nachgelebt zu werden. — Die Ausstellung selbst ist bedeutungsvoll. Sie zeigt, wie schöpferische Kunst im Kunstgewerbe, wenn sie verinnerlicht sich in den Geist der Dinge versetzt, in Schillers (und in Lienhards) Geiste die Oberflächenkultur überwindend, neue ästhetische Kultur, Grundlagen für das alltägliche Leben bieten kann und so Lehrmeisterin kultureller Gesundung zu werden vermag. Namhafte Künstler haben Zimmereinrichtungen, Modelle für moderne Frauenkleidung, für Terrakotten, Schmucksachen, Lampen, Geschirr und Geräte geliefert; ein Eßzimmer von Bernhard Pankok, ein Herrenzimmer von Bruno Paul fallen besonders wohltuend auf. Es ist Einfachheit in reinem harmonischen Stil, Ueberwindung des Luxus als einzigen Stempels des „Schönen", und was in Einfachheit und trotzdem künstlerischer Eigenart auch für minderbemittelte Haushaltungen geliefert werden kann, zeigt ein praktisches und gemütliches Arbeitszimmer von Riemerschmid. Die zwei Monate lang währende Ausstellung ist nicht nur ein Zeugnis für den regen Sinn Jenaer Kunstfreudigkeit (Jenaer Maler haben für die Zimmer ihre Werke zur Verfügung gestellt), sondern sollte eine Anregung sein, überall dergleichen kunsterzieherische Ausstellungen zu veranstalten, die, wie dieses Beispiel lehrt, auch in kleineren Städten möglich sind, so hier noch überzeugender und umfassender zu wirken vermögen. Von auswärts waren von bekannten Persönlichkeiten zu der Einweihung der Ausstellung gekommen: Frau Foerster-Nietzsche, Paul Ernst, W. Holzamer, Joh. Schlaf, Prof. Van de Velde, Alexander Freiherr v. Gleichen-Rußwurm, welcher im Anschluß an die Ausstellung zugleich einen Vortrag über „Schiller als ästhetischer Erzieher" halten wird. Von den Professoren der Jenaer Universität waren alle Kunstfreunde mit ihren Damen erschienen, sowie andere Vertreter der Kunst und Literatur.

*

Kleinere Mitteilungen.

et. Ein internationaler Kongreß für Radiologie und Ionisation wird vom 12. bis 14. September d. J. in Lüttich in zwei Gruppen, einer physikalischen und biologischen, abgehalten werden. Die physikalische Abteilung wird sich beschäftigen mit den Elektronen, ferner mit der Strahlungsfähigkeit der verschiedenen Körper und den davon abhängigen Umwandlungen, endlich mit Meteorologie und astronomischen Erscheinungen in ihrer Beziehung zur Strahlung und Ionisation. In der biologischen Abteilung werden sich die Verhandlungen auf die physiologischen Eigenschaften der verschiedenen Strahlungen, ihren Wert und ihre Anwendung in der Medizin erstrecken. Zur Förderung der Verhandlungen ist ein Ausschuß unter dem Vorsitz der Professoren D'Arsonval und Bouchard ernannt worden. Außerdem wird ein allgemeiner Ausschuß unter der Leitung von Professor Becquerel, dem ersten Entdecker der Körperstrahlen, die Prüfung, Aussonderung und Bewertung der etwa eingehenden Berichte und Schriften vornehmen.

* Todesfall. In Königsberg ist am Mittwoch der bekannte Kant-Forscher Dr. Emil Arnoldt im Alter von 78 Jahren einer Lungenentzündung erlegen. Arnoldt gehörte längere Jahre auch der Königsberger Universität als Privatdozent an, stellte indessen nach verschiedenen Konflikten mit der Regierung 1878 seine Lehrtätigkeit daselbst ein. Seine bedeutendsten Schriften sind: Kants Idee vom höchsten Gut, Kants transzendentale Idealität des Raumes und der Zeit, Metaphysik als Schutzwehr der Religion, Kants Jugend und die fünf ersten Jahre der Privatdozentur, kritische Exkurse im Gebiete der Kant-Forschung. Im vorigen Jahre wurde ihm bei der Kant-Feier der Universität der Professortitel angeboten, den er indessen ablehnte. Der Verstorbene war mit [illegible] geborenen v. Keudell, der Schwester des früheren Botsch[illegible] in Rom, vermählt.

*Erkrankung. Der Subarchivar des apostolischen Stuhles P. Heinrich Denifle ist am Montag abend auf der Durchreise in München im Hause einer befreundeten Familie vom Schlag gerührt und des Bewußtseins beraubt worden; er liegt in Dr. Jochners Josephinum in sehr ernstem, aber nicht hoffnungslosem Zustande.

*

Hochschulnachrichten.

* **München.** (Studium der Ohrenheilkunde). An der hiesigen Universität kommen im laufenden Jahre aus der „Alice Brandeis-Stiftung" wieder zwei Stipendien von je 700 Mark an Studierende der Ohrenheilkunde zur Verleihung. Als Studierende der Ohrenheilkunde im Sinne der Stiftung gelten die an einer deutschen Universität immatrikulierten Kandidaten oder Kandidatinnen der Medizin, die die Ohrenheilkunde als Spezialfach gewählt haben, d. h. dem Studium der Ohrenheilkunde sich in eingehenderer Weise widmen, als es die allgemeine ärztliche Ausbildung erfordert. Als solche Studierende der Ohrenheilkunde im Sinne der Stiftung haben aber insbesondere auch solche approbierte Aerzte oder Aerztinnen zu gelten, die vor Beginn der selbständigen ohrenärztlichen Spezialpraxis noch weiterhin sich mit dem Studium der Ohrenheilkunde an einer deutschen Universität beschäftigen wollen. Voraussetzung für die Verleihung ist die deutsche Staatsangehörigkeit, der durch amtliche Zeugnisse zu erbringende Nachweis der geistigen Befähigung und der ungetrübte Leumund. Die Bewerbungen sind bis spätestens den 30. Juni an den akademischen Senat der Universität zu richten, die Verleihung erfolgt bis zum 29. Juli.

□ **Erlangen.** Der Historiker der hiesigen Universität Professor Dr. Richard Fester hat von der Administration der Jügelstiftung einen Ruf auf einen neu zu errichtenden Lehrstuhl für Geschichte an der Akademie für Handels- und Sozialwissenschaften zu Frankfurt a. M. erhalten.

p. Tübingen. Der Professor in der juristischen Fakultät Dr. Otto v. Franklin ist gestern (Montag) früh im Alter von 75 Jahren gestorben. Der Verstorbene war hier Ordinarius des deutschen Privatrechts und des Handels- und Wechselwesens von 1873—1904, früher Privatdozent in Breslau und Professor in Greifswald. Von 1884—1903 bekleidete er das Amt des Vorsitzenden des literarischen Sachverständigen-Vereins für Württemberg, Baden und Hessen. 1886—1887 war er Rektor der Universität.

H. Heidelberg. An der hiesigen Universität hat sich Dr. Friedr. Alfred Schmid aus Durlach als Privatdozent für Philosophie habilitiert. Das Thema seiner Probevorlesung am 7. d. M. lautet: „Novalis und sein magischer Idealismus".

hc. Leipzig. Dem außerordentlichen Professor für Chirurgie an der hiesigen Universität Dr. Hermann Tillmanns ist der Titel und Rang eines Geheimen Medizinalrats verliehen worden.

* Am nächsten Samstag wird im großen Hörsaal des hiesigen Universitätslaboratoriums eine Büste des früheren Professors der Chemie Johannes Wislicenus feierlich aufgestellt werden.

* **Königsberg.** Mit einer Vorlesung über „Die Indikationen zur konservativen und operativen Therapie der Knochen- und Gelenktuberkulose" hat sich der Assistenzarzt an der hiesigen chirurgischen Klinik Dr. R. Stich als Privatdozent für Chirurgie habilitiert.

* **Greifswald.** Der Professor der Hygiene Geh. Medizinalrat Dr. Loeffler wurde von der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien zum korrespondierenden Mitgliede ernannt.

Digitized by Google

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Beiträge zur Geschichte der Porzellanindustrie.

Von Prof. Wilhelm Stieda (Leipzig).

I.

Der Handel mit Türkenbechern.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts soll in Konstantinopel der Kaffee allgemein in Gebrauch gekommen und die Eröffnung der beiden ersten Kaffeehäuser daselbst in dem Takhtecalah genannten Stadtteile im Jahre 1555 erfolgt sein.[1]) Antonio Menavino, der im Jahre 1548 einen Tratatto de costumi et vita de Turchi in Florenz veröffentlichte, erwähnt das Getränk noch nicht.[2]) Auch die Sendschreiben des kaiserlich österreichischen Gesandten Anger Gislen von Busbeck vom Jahre 1554, die über seinen Aufenthalt daselbst und ausführlich vom Essen und Trinken der Türken berichten, führen den Kaffee nicht an. Bloßes Wasser oder dasselbe mit etwas Honig und Zucker vermischt hielten sie für das köstlichste Getränk. Des Scherbets, der aus Rosinen bereitet werde, geschieht Erwähnung.[3]) Ebenso meldet Dr. Stephan Gerlachs Tagebuch über die Gesandtschaft des Frhrn. David v. Ungnad, 1573—1578, wohl vom Scherbet, „den sie aus einem gemeintschaftlichen Pokal der Reihe nach trinken“, jedoch nichts vom Kaffee.[4]) Die 1578 in Basel gedruckte, von Nikolaus Höniger von Königshofen herrührende „Hoffhaltung des türkischen Keysers und Othomanische Reisebeschreibung“ verliert an der Stelle, wo sie sich über „der Türcken Essen und Trinken“ ausläßt, über den Kaffee kein Wort.[5]) Selbst Salomon Schweigger in seiner „newen Reyßbeschreibung aus Teutschland nach Konstantinopel“ vom Jahre 1608 weiß bei der Erzählung von des türkischen Kaisers Geschirr beim Essen und desselben Speise und Trank[6]) nichts vom Kaffee. Wohl aber ist dieser Schriftsteller insofern bemerkenswert, als er vom Gebrauch des Porzellans am türkischen Hofe berichtet. „Der Sultan“, so schreibt er, „zwar isset aus Porcellana Geschirr, seine Voreitern pflegten auß lötig Gold zu essen. Porcellana ist ein Geschirr, weiß und durchscheinent, doch nicht wie ein Glaß, sondern wie ein Alabaster, etliche sein dunckel oder schweitzergrün. Dise Geschirr bringt man auß Persia, daselbst sie auch zugericht werden. . . . Daher seyn diese Geschirr sehr thewr und dem Gold gleich geacht also daß ein Schüsselein so groß als ein Saltzbüchßlein umb 7 oder 10 Ducaten verkaufft wird. Sie sollen aber die art haben, so bald ein Gifft dreinkompt, so springen sie von einander.“ Dieser Reisende erzählt uns auch, daß die Türken ihre Getränke, nämlich Zuckerwasser, Scherbet u. s. w., aus „einer gülden oder Porcellana Schalen“ zu nehmen pflegen, „dann der hohen Becher und der deutschen Duplet achten sie sich nicht“.

Kann somit nach solchen Zeugen die Gewohnheit des Kaffeetrinkens in der Türkei zur angegebenen Zeit noch keine verbreitete gewesen sein, so ist, soviel ich sehe, der italienische Arzt Prosper Alpini, der sechs Jahre im Orient lebte und im Jahre 1617 starb, der Erste, der darauf aufmerksam macht, daß die Türken einen Aufguß von Samen einer Pflanze tränken, die man aus Arabia Felix ihnen brachte. Sie bedienten sich dieses Getränks, um einer Erkältung des Magens vorzubeugen und Verstopfungen zu beseitigen.[7]) Und der englische Ritter Henrich Blunt, der im Jahre 1634 seine morgenländische Reise unternahm, erzählt:[8]) „Sie haben noch einen anderen tranck, Kaffe genannt, der von einem kern, der einer kleinen bohnen groß, in ofen gedrucknet und zu pulver gestoßen, gesotten wird, ist rauchfarbig und ein weniger bitter von Geschmack, wird so heiß getrunken als möglich.“ In der Folge mehren sich dann die Berichte, die vom Kaffeegenuß und den dabei benutzten Porzellanschalen sprechen. Der Franzose Pierre Dan, der im Jahre 1637 ein Buch über die Geschichte der Barbareskenstaaten und Korsaren[9]) veröffentlichte, sagt in dem den Sitten der Türken gewidmeten Kapitel: „Ils s'entretiennent a prendre dans de petites escuelles de pourcelaine du cave.“ Ein anderer Franzose, Duloir, der 1639—1641 den Orient bereiste, schildert die Gewohnheit, dem Fremden zunächst eine große Porzellanschale voll Scherbet auf einer Unterschale von bemaltem Holze anzubieten, und fährt dann fort: „Après ce delicieux breuvage on luy apporte dans une tasse plus petite le cahué, qui est une eau rousse“ u. s. w.[10]) In der gleichen Weise heißt es in „Deß Herrn Thevénots vollständige Reyßbeschreibung durch Europa, Asia und Africa“ nach einer Beschreibung, wie der Kaffee bereitet wird: „gießen sie solches in die auff einen höltzern gemahlten Teller stehende Porcellane Schalen“,[11]) und mit denselben

[1]) Heinr. Boehnke-Reich: Der Kaffee. 1885, S. 10. *Alb. Franklin:* La vie privée d'autrefois: le café, le thé et le chocolat. 1893, p. 8.

[2]) Franklin a. a. O. S. 12.

[3]) Taschenbibliothek der wichtigsten und interessantesten Reisen in die Türkey, ed. J. H. Jäck. 1831, 1. Teil, 3. Bändchen, S. 9.

[4]) Taschenbibliothek &c. 4. Bändchen, S. 82.

[5]) S. 89.

[6]) S. 58.

[7]) Franklin a. a. O. S. 13—14.

[8]) Deutsche Ausgabe ohne Jahr von G. C. S. A. T., S. 116.

[9]) Histoire de Barbarie et de ses corsaires, zitiert nach Franklin, a. a. O. S. 17.

[10]) Franklin a. a. O. S. 18.

[11]) Frankfurt a. M. 1693, S. 45. Die französische Ausgabe Voyage de M. de Thévenot en Europe, Asie et Afrique erschien im Jahre 1664.

Digitized by Google

Worten ist die Tatsache, daß die Türken sich beim Kaffeegenuß gewisser Porzellanschalen zu bedienen pflegen, in der „Neuen und vollständigen Beschreibung des Ottomanischen oder Türkischen Reichs" erwähnt, die, ohne daß ein Verfasser genannt ist, in Nürnberg im Jahre 1763 herausgegeben wurde.

Das Bild eines türkischen Straßenverkäufers von Kaffee, das Herr v. Ferriol im Jahre 1714 veröffentlicht[12]) und nach ihm Franklin aufs neue geboten hat,[13]) zeigt, wie diese Tassen beschaffen waren. Es handelt sich um kleine, runde, henkellose Gefäße, die vom Verkäufer, die eine in die andere gelegt, wie eine Säule in der Hand gehalten wurden. Die benutzten Täßchen tat er dann wahrscheinlich in das an einem Bande am Halse getragene Kästchen. So beschreibt sie uns auch Martius, der 1795 von der Fabrik zu Wallendorf erzählt, daß ihre Produktion fast ausschließlich in Kaffeetassen bestände, „und zwar nur in den oberen, indem die Türken die Gewohnheit haben, um beim Kaffeetrinken die Tasse nicht mit der Hand anzufassen, dieselbe zuvor in einen goldenen, silbernen oder kupfernen Becher zu stellen.[14]) Hoff und Jacobs erklären im Jahre 1812, daß unter dem „Türkengeschirr" der thüringischen Fabriken kleine, runde, buntgemalte und stark vergoldete Obertassen zu verstehen wären.[15])

Diese kleinen, zierlichen Gefäße mögen die Türken ursprünglich aus China, Japan oder Persien bezogen haben, d. h. eben jenen Ländern, die als Fabrikationsstätten des Porzellans schon in alter Zeit bekannt sind. Als dann aber die Kunde von der Erfindung des Porzellans in Sachsen in weitere Kreise drang, die Erzeugnisse der Meißner Manufaktur regelmäßig auf der Messe zu Leipzig feilgeboten wurden, dürften sich die türkischen und griechischen Händler darüber klar geworden sein, daß sie die begehrten Täßchen bequemer und vielleicht wohlfeiler aus Europa beziehen könnten.

Um das Jahr 1732 ist ein türkischer Kaufmann Manasses Athenas bereits mit Meißen in beständiger Verbindung. Er bestellte damals 2000 Dutzend dieser kleinen Tassen, sogenannten „Türkencöpgen". Und im Jahre 1734 schloß er mit der Manufaktur einen Vertrag, daß künftig sie nur an ihn solche Tassen liefern solle. Er verpflichtete sich seinerseits „so viele Thee-Cöpgen von allerley Sorten als deren jährlich bey der Fabrique nach seinen Modellen gemacht werden können, und wann sichs auch bis auf 3000 Dutzend beliesse, abzunehmen". Gleichzeitig bat er die für ihn bestimmten Waren nicht mit dem gewohnten Fabrikzeichen, den gekreuzten Kurschwertern, zu markieren. Offenbar wollte er seine türkischen Kunden in dem Glauben lassen, daß er nach wie vor chinesische Waren verkaufe. Für die Meißener Fabrik muß das Geschäft ein ganz gewinnbringendes gewesen sein. Denn sie scheute sich nicht, dem Wunsche des Fremdlings zu entsprechen, und brachte chinesische Marken, später auch den Merkurstab mit Punkt auf dem Boden der Täßchen an.[16])

Es ist nicht nachzuweisen, ob die anderen nach der Gründung zu Meißen entstandenen Porzellanfabriken zu Höchst, Ludwigsburg, Wien oder Berlin sich ebenfalls auf die Herstellung von Türkenköppchen verlegten, um an dem gewinnbringenden Handel teilnehmen zu können. Von der in Kassel errichteten Fayencefabrik, die seit dem Jahre 1766 zur Porzellanfabrik erweitert worden war, wissen wir zufällig, daß sie für diesen Handel reges Interesse zeigte. In einem im Kgl. Staatsarchiv zu Marburg erhaltenen Briefe ihres Direktoriums an Herrn v. Notten in Amsterdam heißt es unter dem 6. Januar 1767: „Man hat uns hier versichert, daß eine besondere Gattung von Caffee Geschirr nach der Türkey verlanget und von Holland aus dahin besorget, auch von teutschen Fabriken verschrieben würden. Man setzt hinzu, daß eine besondere Mahlerey nach türkischem Geschmack praetendiret werde, welche dieses Gut von anderen merklich distinguierte. Incommodierte es Ew. Hochgeb. nicht, so würde mir sehr angenehm sein, wenn ein paar Tassen solcher Gattung anhero übermacht werden könnten." Ob aus diesen Bestrebungen sich eine Beziehung entwickelte, ist unbekannt. Sicher aber weiß man, daß die seit den 60er Jahren des 18. Jahrhunderts aufkommenden Fabriken des Thüringer Waldes diesem gewinnbringenden Handel mit großem Erfolge oblagen. So wenigstens die Porzellanfabriken zu Kloster Veilsdorf, Wallendorf, Ilmenau und Rauenstein, wahrscheinlich auch die zu Limbach, Blankenhain, Pößneck, Gotha und Großbreitenbach. In dem am 25. Juni 1814 von Vertretern der genannten Etablissements abgeschlossenen Preiskartell — ein frühes Beispiel des Vorkommens von Kartellen — wird auch u. a. der Preis für „Türcken-Becher", weiß und blau, fein, mittel und Ausschuß, normiert — ein Beweis doch wohl für die allgemeine Bedeutung des Artikels.[17])

In den auf den Außenhandel der Türkei bezugnehmenden Darstellungen wird diesem Handel merkwürdigerweise keine Aufmerksamkeit geschenkt. Elias Habesci z. B. in seinem Buche „Der gegenwärtige Zustand des Ottomanischen Reiches", im Jahre 1785 erschienen, weiß wohl, daß „die Deutschen darauf bedacht gewesen seien, eine Handlungsquelle in der Türkei zu eröffnen", aber fügt hinzu, daß ihre Handlung von geringer Wichtigkeit sei. Was die Deutschen lieferten, nämlich Eisen, Stahl, Baumwolle u. s. w., würde auch von anderen Nationen in großer Menge eingeführt. Porzellan nennt er überhaupt nicht unter den Importartikeln.[18]) Dagegen weiß Fr. Ludw. Lindner in dem „Gemälde der europäischen Türkei", erschienen 1813, daß im deutschen Handel, zu dem auch der österreichische zu rechnen wäre, jährlich ca. 5 Millionen Piaster umgesetzt würden. Nach ihm befinden sich unter den deutschen Einfuhrwaaren neben Glas- und Stahlwaaren auch Porzellanwaaren, die er bei dem Handel der anderen Völker mit der Türkei nicht anführt.[19])

In den verschiedensten Sorten, Größen und Dekors wurden von den thüringischen Fabriken die Türkenkoppchen hergestellt. In den Marken suchen sie bisweilen ihren Ursprung zu verschleiern. In meinem Besitze befindliche, aus Wallendorf und Rauenstein stammende Koppchen weisen die Meißener Kurschwerter und gelegentlich auch eine Marke auf, die nur als ein Versuch, eine chinesische Marke nachzuahmen, anzusprechen ist. In einer Sendung von 540 Türkenkoppchen, die die Fabrik zu Wallendorf im September 1781 dem Geschäfte von Karl Haage in Passau sandte, waren vertreten 35 Stück Kettenzug, 41 Stück Krügelmodell, 51 Stück Blumenkante, 70 Stück Stern am Boden, 75 Stück Bandmodell, 30 Stück Herz mit Zweigen, 46 Stück Blumen innen und außen, 42 Stück Vogelmodell, 90 Stück Würfel. Sechzehn Jahre später waren andere Dekors modern. Man hatte blaue und weiße, „blau Baille", „blau mit der Nelke", „blau und Extra Vogel", „Blau Schuppenkanten" u. a. m. Eine besondere Art scheinen „Sarsten" gewesen zu sein, die ohne nähere Angabe, was unter ihnen zu verstehen sei, als „oben gezackte Sarsten", „Sarsten auf Füßen" und „ohne Füße" in den Handlungsbüchern der Wallendorfer Fabrik oft genannt werden. Der Zusammenhang, in dem der Ausdruck gebraucht wird, z. B. „100 Sarsten geriefte Nr. 78—80" oder 100 Sarsten ausgeschnitten Nr. 1, 2, 3.", scheint es auszuschließen, daß er soviel wie „Sorte" bedeuten könnte.[20])

Die Preise für die kleinen Porzellantassen waren, wenn man auch keinen Anhalt besitzt, um sich die Höhe der Produktionskosten zu vergegenwärtigen, offenbar annehmbare. Sie betrugen an Ort und Stelle in Wallendorf für Mittelware, blau und weiß, pro 100 Stück 6½

[12]) Recueil de cent estampes représentant les différentes nations du Levant.

[13]) Franklin a. a. O. S. 8—9.

[14]) Wanderungen durch einen Teil von Franken und Thüringen, S. 70.

[15]) Der Thüringer Wald besonders für Reisende. 1807, 2. Bd., S. 153.

[16]) K. Berling: Das Meißner Porzellan und seine Geschichte. 1900, S. 39, 159.

[17]) Wilh. Stieda: Die Anfänge der Porzellanfabrikation auf dem Thüringer Walde. 1902, S. 7.

[18]) S. 460.

[19]) S. 284—285.

[20]) Wilh. Stieda a. a. O. S. 125—127.

Reichstaler. Ausschuß war zu $5\frac{1}{2}$ Reichstaler, ja schon zu 2 Reichstaler zu haben. Im Laufe der Jahre wurden die Preise gedrückt. Zwischen 1788—1796 kosteten in Wallendorf 100 Stück Türkenkoppchen in der Regel $4\frac{1}{2}$ bis $5\frac{3}{4}$ Reichstaler. Ausschuß war wohlfeiler zu haben. Die Fabrik zu Ilmenau hielt ihre Ware höher. Nach dem Preiskurant von 1787 kosteten 100 Stück „bunt gemahlte und vergoldete Türcken-Köpchen“ 18, 20, auch 25 Reichstaler. Der höhere Preis wird durch den kostbaren Dekor begreiflich. Blaue oder weiße Ware konnte man auch in Ilmenau zu 7—8 Rtlr. das Hundert kaufen. Wenn nach der erwähnten Vereinbarung von 1814 der Preis pro 1000 Stück seine Ware auf 55 Gulden festgesetzt und entsprechend für Mittelware und Ausschuß normiert wurde, mit einem gewissen Rabatt bei Barzahlung und für voraussichtlichen Bruch, so war gewiß das Bestreben maßgebend gewesen, weiterem Herabgange der Preise entgegenzuwirken.

Die Bemalung der Türkenkoppchen war eine Arbeit, der sich die besseren Künstler gern entzogen. Vielfach wurden die Tassen aber überhaupt nicht in der Fabrik dekoriert, sondern gingen weiß nach Regensburg, Passau und Nürnberg, wo sie im Geschmack des Orients bemalt wurden und alsdann ihren Weg in die Türkei nahmen.

Die thüringischen Fabriken bemühten sich mit allen Kräften, den Absatz dieses lohnenden Massenartikels an sich zu bringen. Prinz Eugen von Hildburghausen, der Besitzer der Porzellanfabrik zu Kloster Veilsdorf, schlug seinem Intendanten vor, die Preise nicht zu hoch, etwa ein Viertel oder ein Fünftel unter der Meißener Taxe, anzusetzen. „Doch wehre es auch so zu machen,“ schreibt er am 12. Juni 1779, „mann ließe nach der Taxe ein achtel nach, und schriebe darbey, daß mann es allezeit um einen geringeren Preiß, als in der Meißener Fabrique geben würde.“[21]) Er hoffte somit, durch Unterbieten der Meißener Fabrik den Absatz zu sich heranziehen zu können, und da er nicht genau wußte, wie diese die Preise formulierte, so hoffte er von den Kaufleuten sie erfahren zu können. Es ist ergötzlich wahrzunehmen, wie der Prinz in echt kaufmännischem Geiste dem Intendanten an die Hand gibt, welche Mittel er anwenden müsse, um die Kaufleute zu Bestellungen zu veranlassen. „Das wird auch nöthig seyn,“ schreibt er am Schlusse des erwähnten Briefes, „daß ihnen recht deutlich gemacht wird, daß mann bey die proben nur die Kopchen genomen, wie sie in vorath gestanden und nicht auf die größe gesehen, aber daß mann sie machen kann, acural wie die Models, so sie geschickt haben, und nur hierbey die güte des Porcelains und Mahlerey zeichen wollen.“ Es gelang dem fürstlichen Unternehmer damals in der Tat, einen „Lieferungs-Acort“ abzuschließen.

Auch einige Jahre später bemühte sich der Prinz den Absatz des Artikels zu fördern. Er ließ in der Fabrik Proben von Kopychen verschiedener Farbe herstellen: blau, braun, gelb, lichtrot, dunkelrot und purpur, und befahl, eine schöne Masse dazu zu nehmen auch die Bemalung wie Vergoldung gut auszuführen. Dabei hatte er keine Bedenken, sich der Meißener Kurschwerter als Marke zu bedienen, obwohl kurz vorher im Jahre 1782 Kursachsen die mit der Fabrikmarke von Meißen markierte Veilsdorfer Ware auf der Leipziger Messe angehalten hatte. Er gedachte sich jetzt so zu helfen, daß die Unterschalen mit der Veilsdorfer Marke, die Obertasse, das eigentliche Koppchen, jedoch mit den Kurschwertern gekennzeichnet werden solle.[22]) Nach Nürnberg an das dortige Plattensteinersche Haus sollte sich der Intendant mit Offerten von Türkenkoppchen wenden und auf der Landkarte studieren, auf welchem Wege man am bequemsten an allen Hindernissen und Sperrungen vorüber mit der Ware in den Orient gelangen könnte.

Wirklich wurde es mit Hilfe des genannten Nürnberger Geschäfts möglich, eine Sendung Türkenkoppchen nach Wien zu bringen, von wo sie unter Vermittlung der Firma Bevenist u. Cie. in die Türkei befördert werden sollte. Leider stellte sich bei der Besichtigung der Ware heraus, daß die Vergoldung der Koppchen nicht wie erwünscht ausgefallen war. Sie hätte dichter und glänzender sein müssen. Später, im Juni 1783, traf ein Kaufmann Binder aus Wien, der „in drei Teilen der Welt sein Negotium“ hatte, in Kloster Veilsdorf ein, legte die Beschwerdebriefe der türkischen Händler vor und suchte sich mit der Fabrikleitung zu verständigen. Dabei stellte sich ja doch heraus, daß die Türken unrecht gehabt hatten und die bisherigen Lieferungen nicht so schlecht gewesen waren. Jede der beförderten Sendung hatte 3116 Stück Koppchen in 19 verschiedenen Dekors — von jedem 164 Stück — umfaßt. Da schien es ganz natürlich, daß nicht jedes Koppchen „ganz gleiche Farbe und Gold haben kann, denn die Farben verlieren hier und da etwas im Einschmelzen durch Kohlendämpfe, sowie auch die Kobaltfarbe im großen Feuer nicht gleich ausfallen thut.“ Bezüglich der Preise, über deren Höhe die Türken sich ebenfalls beklagt zu haben scheinen, riet Binder dazu, nachzugeben. Die Ilmenauer Porzellanfabrik, die in diesem Artikel wesentlich konkurrierte, hatte eben zu billigeren Preisen geliefert, und wenn man auch nicht vollständig darüber ins Klare kommen konnte, ob das zutreffend war, so hielt man doch für zweckmäßiger, auf die Konkurrenz Rücksicht zu nehmen, indem schon zu viele Fabriken „hierherum“ vorhanden waren.

Als Binder abreiste, erbat er von jedem Dekor ein Dutzend Koppchen nach Leipzig, um mit den Türken, die dort offenbar ihre Einkäufe bewerkstelligten, persönlich aufs neue zu verhandeln. Eine Zeit lang war denn der Intendant Bayer in der Lage, alle zwei Monate eine Sendung Türkenkoppchen über Nürnberg zu expedieren.

Gegen das Jahr 1787 geriet die Fabrik zu Kloster Veilsdorf noch einmal mit der kursächsischen Regierung wegen des Gebrauchs der Meißener Fabrikmarke in Kollision. Sie mußte ihre Schuld eingestehen und war nun in großer Verlegenheit, als sie den nach und nach angefertigten ansehnlichen Vorrat nicht abzusetzen vermochte. Die neue Fabrikleitung machte im Jahre 1791 den Versuch, über St. Petersburg die Ware zu dirigieren. Doch wollten die dortigen Kaufleute von ihr nichts wissen. Man hatte wahrscheinlich von der Nachahmung der Meißener Marke Kunde und nahm nur noch die Koppchen, die die echte Marke aufwiesen. „Anders,“ ließ sich der Rat Fischer in Koburg von seinem Bruder in St. Petersburg schreiben, „sey kein Gebrauch und Abnahme in Copchen zu hoffen als nach denen Mustern wie man solche zur genauesten Beobachtung einzusenden pflegte.“

War, wie es hiernach scheint, das Veilsdorfer Etablissement in seinem Absatze der Kaffeetäßchen nicht mehr glücklich, so blühte dieses Geschäft in Wallendorf. Der dortigen Fabrik war es gelungen, in Regensburg festen Fuß zu fassen und einen Veredelungsverkehr in die Wege zu leiten, bei dem sie die Koppchen weiß hinsandte, die dann in Regensburg verschieden dekoriert wurden. Nach stattgehabter Bemalung wurden die Koppchen die Donau hinunter nach Wien und der Türkei geschafft. Dieses Geschäft wickelte sich eine Zeit lang prächtig ab und allmählich beteiligten sich immer mehr Firmen an dem gewinnbringenden Handel. Zunächst war es die Firma Johann Willandt in Regensburg allein, mit der die Porzellanfabrik seit dem Jahre 1782 verkehrt. Franz Matthias Willandt junior kommt seit 1786 hinzu. In den Jahren 1787—1795 sind es dann fünf Firmen, die regelmäßig Zusendungen aus Wallendorf erhalten. Indes im Jahre 1798 flaute das blühende Geschäft wieder ab. In den Bezügen der beiden zweifellos größten Firmen, Willandt senior und Willandt junior, spiegeln sich die Konjunkturen im Orient ganz gut ab. Während der erstere im Jahre 1792 für 4793 Taler aus Wallendorf Porzellan erhält, bezieht er im Jahre 1796 nur für 1832 Taler und im Jahre 1797 gar nur für 86 Taler. Aehnlich die Schwankungen bei dem jüngeren Willandt.

Von den Inhabern dieser beiden ansehnlichen Porzellanmalereien war Willandt senior ein gelernter Emailleur, der aus Wien in Regensburg eingewandert und dort, in seinem Berufe nicht vorwärts gekommen, sich auf das

[21]) Wilh. Stieda a. a. O. S. 234.

[22]) Wilh. Stieda a. a. O. S. 236.

Digitized by Google

Dekorieren von Türkenkoppchen geworfen hatte.[23]) Wider alles Erwarten war ihm dieser Handel gut eingeschlagen. Er hatte dabei verdient, seinen Sohn auf die Bahn gebracht, freilich auch Konkurrenten großgezogen. Dementsprechend waren die Preise heruntergegangen. Im Jahre 1763 hatte man für 100 Türkenkoppchen in Regensburg 40—60 Gulden zahlen müssen; im Jahre 1793 kaufte man sie für 12—17 Gulden. Wenn die Willandts in den 80er Jahren in Wallendorf 8½—9½ Gulden für die weiße Ware zahlten und die Transportkosten selbst tragen mußten, konnte allerdings der letztgenannte Preis keinen erheblichen Gewinn bedeuten. Immerhin waren sie dabei wohlhabend, wenn nicht reich geworden, da bessere Jahre vorausgegangen waren. Beide Willandts beschäftigten zirka 300 Personen zusammen. Der Bankier des jüngeren Willandt, Hofrat Koch, hielt alle Samstage 400 Gulden zur Auszahlung seiner Leute bereit. Und der jüngere Willandt gab selbst an, daß er jährlich für 36,000 Gulden Türkenkoppchen absetze. Einmal spricht er auch von 500,000 Stück, die er jährlich fortsende. Der Ausgleich fand in der Regel so statt, daß die Willandts von den Abnehmern ihrer Ware 6—12monatige Wechsel erhielten, die ihr Bankier, falls sie früher Geld gebrauchten, diskontierte. Mitunter waren sie genötigt, türkische Erzeugnisse, wie Teppiche, Atlasstoffe, Rosenöl, Baumwolle u. s. w., entgegenzunehmen, mit denen sie dann ihrerseits zu handeln beginnen mußten. Wenn die Regensburger Porzellanmalereien mit Raizen, Griechen oder türkischen Juden Kontrakte abschlossen, so waren sie fast immer genötigt, auf solchen Tauschhandel einzugehen. Ließen sie sich dagegen in Lieferungsverträge mit einem Kaufmann in Wien, Triest, Bozen oder Senigaglia ein, so bekamen sie Wechsel als Deckung. Meistens ging die Sendung nicht nach Konstantinopel, sondern nach Persepolis,[24]) wo große Niederlagen sich befanden, die alle Provinzen des türkischen Reiches versorgten.

Willandts Angaben können keine Uebertreibung enthalten haben, denn er erklärte sich gelegentlich bereit, in seine Geschäftsbücher Einblick nehmen zu lassen. Durch den ansbachischen Regierungsrat Ganz bot er sich nämlich am 11. September 1793 an, die Porzellanfabrik zu Bruckberg zu pachten. Diese vom Markgrafen Alexander begründete Fabrik wollte in der ersten Zeit, nachdem die fränkischen Fürstentümer an Preußen gelangt waren, nicht recht gedeihen. Sie erforderte Unterstützung aus staatlichen Mitteln, und so war man in Berlin, weniger in Ansbach und Bruckberg, selbst auf den Ausweg geraten, sie in Privathände übergehen zu lassen.

Willandt wollte nun die Bruckberger Fabrik auf die Herstellung von Türkenkoppchen lenken. Er gedachte sofort 120 Personen in Arbeit zu setzen und in einem Jahre deren Zahl auf 500—600 vermehren zu können. Er glaubte, die Becher in Bruckberg ebenso wohlfeil anfertigen lassen zu können, als er sie in Thüringen kaufte, und hoffte wohl auf diese Weise, von jenen — er spricht von koburgischen und rudolstädtischen Fabriken — unabhängig zu werden. Zur Uebernahme der Pachtung kam es nun freilich nicht. Im Jahre 1794 fallierte einer der Willandtschen Geschäftsfreunde in Wien, und Willandt, um sein Guthaben zu retten, war genötigt, plötzlich abzureisen. Daher kam es nicht zur geplanten Besichtigung, und die Akten melden nicht, daß er nach seiner Rückkehr von der ihm erteilten Erlaubnis, die Fabrik zu besichtigen, Gebrauch gemacht hätte. Vermutlich kam Willandt von seinem Plane zurück. Vielleicht hatte auch die preußische Regierung ihre Ansicht geändert.

Der Vorstand der Bruckberger Fabrik nämlich, Stadelmann, hatte in einem Berichte an die Regierung diese gewarnt, den Willandt als Pächter zuzulassen. Er wollte herausgefunden haben, daß Willandt sich in seinen Erwartungen und Berechnungen täusche und bei Uebernahme der Pachtung nicht werde auf die Kosten kommen können. Mit Geringschätzung sprach er von dem thüringischen Porzellan und den Leistungen der Willandts. „Echte Ware geht wenig fort, die größten Quantitäten nur von denen geringen Sortiments, welche die Wielande und andere zu Regensburg aus den Sächsischen Hecken Fabriquen weiß beziehen und durch ihre Leute mehr beschmieren als bemahlen lassen." Den thüringischen Türkenbechern fehle die weiße, reine Farbe; ihre Masse habe etwas Steingutartiges und nicht das anziehende Aussehen, „welches im Porzellan das Gefühl des Schönen erweckt". Stadelmann war auch der Ansicht, daß in Bruckberg die Türkenkoppchen sich nicht so wohlfeil herstellen ließen als in Thüringen. Jene Fabriken hätten den Rohstoff zur Masse in ihrer Nähe; die Fabriken wären für geringe Beträge verpachtet und erfreuten sich großer Privilegien, unverzinslicher Vorschüsse, unentgeltlicher Brennholzlieferungen. Einige hätten sogar Land zum Anbau, so viel sie wollten, umsonst. Auch die Löhne seien niedrig, „weil der gemeine Mann in dortigen rauhen Gegenden die kärglichste Lebensart gewohnt ist".

In der Lage, wie Stadelmann sie schilderte, waren die thüringischen Fabriken freilich im Jahre 1793 nicht. Trotz der dichten Waldungen hatten die meisten Fabriken gerade bei der Beschaffung des Brennmaterials mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Daß sie durchgängig schlechte Ware fabriziert hätten, wird durch die in Museen und im Privatbesitz erhaltenen Stücke nicht bestätigt. Immerhin mag es doch zutreffend gewesen sein, daß sie mit durchschnittlich geringeren Produktionskosten als etwa in Bruckberg arbeiteten. Vielleicht lag in dieser Erkenntnis bei sorgfältigerer Ueberlegung für Willandt ein Grund mehr, sich von der beabsichtigten Pachtung zurückzuziehen und seine Idee fallen zu lassen.

In Bruckberg versuchte man indes doch auch aus dem Handel mit Türkenbechern Vorteil zu ziehen. In den älteren Preiskuranten aus der markgräflichen Zeit ist der Artikel allerdings noch nicht genannt. Als aber der Inspektor Schöllhammer im Jahre 1792 in Berlin gewesen war, um auf der dortigen königlichen Porzellanmanufaktur Studien zu machen, deren Ergebnisse ihm für die Wiederbelebung der Bruckberger Fabrik zu statten kommen sollten, hatte er sich auf der Rückreise in Leipzig aufgehalten und dort Bestellungen auf Lieferung von je 1000 und 1200 Stück Türkenbecher als Probe angenommen. Der neue von dem preußischen Oberbergrat Rosenstiel in Berlin aufgestellte Oekonomieplan für das Jahr 1793 sah die Fabrikation von 41,400 Türkenbechern vor, das Hundert zu 20 Gulden. Die Firma Bevenist u. Cie. in Wien, die wir schon oben in ihren Beziehungen zur Porzellanfabrik Kloster Veilsdorf kennen lernten, hatte 33,500 Stück bestellt. Den Rest hoffte man an die griechischen Kaufleute auf der Leipziger Messe abzusetzen zu können. Wirklich erfüllten sich diese Erwartungen. Ein Kaufmann Demetrio Oeconomos in Wien hatte durch das Scheiblinsche Handelshaus in Nürnberg einen Auftrag gegeben und gleich gezahlt. Desgleichen die Kaufleute Basilio Canusi und Stati Petro in Bukarest. Ein Kaufmann Siron Jossizi aus Wien erschien im Jahre 1794 persönlich in Bruckberg, kaufte 18,000 Stück für 2790 Gulden, d. h. doch billiger, als der Oekonomieplan vorsah, und gab drei neue Muster, nach denen 9000 Stück angefertigt werden sollten. Für diese, die einen kostbareren Dekor aufgewiesen haben werden, war er erbötig, 2100 Gulden, d. h. 23 Gulden pro 100 zu zahlen. Das Haus von Gabriel Bevenist sollte im Mai 1794 600 Stück neue Muster für 145 Gulden „zur Probe" bekommen.

Die vorstehend mitgeteilten Tatsachen erschöpfen den Gegenstand kaum. Immer werden sie erweisen können, daß es sich um einen bemerkenswerten Artikel der älteren Porzellanfabrikation handelte und diese schon früh auf Ausfuhr und deren Steigerung bedacht war. Ist doch heute die Porzellanindustrie eine unserer glänzendsten Exportindustrien!

[23]) Königliches Geheimes Staats-Archiv in Berlin. Rep. 44 C. Polizei-Departement 205: Verpachtung der Porzellan-Fabrique Bruckberg betreffend.

[24]) So in den Akten, aber doch wohl Verwechslung mit Philippopel oder Adrianopel.

Digitized by Google

Die neuen Urheberrechtsbeziehungen zwischen dem Deutschen Reiche und Amerika.

Von Dr. Karl Schaefer.

Es ist ein Irrtum zu glauben, das neue amerikanische Urheberrechtsgesetz habe die zwischen Deutschland und Amerika bisher im Schutz von deutschen Werken bestehenden kläglichen amerikanischen Zustände wesentlich gebessert. Wenn man die neuen amerikanischen Schutzbestimmungen näher prüft, so findet man, daß dies nicht der Fall ist. Der bisherige amerikanische „Herstellungszwang" für deutsche Bücher, Farbendrucke, Lithographien, Photographien als Voraussetzung der Schutzerlangung ist durchaus nicht aufgehoben, sondern lediglich, was „Bücher" (mit oder ohne Abbildungen) betrifft, auf zwölf Monate sistiert, die vom Tage der ersten Veröffentlichung des Werkes in Deutschland laufen, jedoch nur unter der Bedingung, daß der deutsche Urheber oder Verlag binnen 30 Tagen seit jener Veröffentlichung sich beeilt, eine „Rechtsvorbehaltserklärung" nebst 1 Exemplar des Buches dem Kongreßbureau in Washington zuzustellen. Dieses Exemplar muß, wie die ganze deutsche Auflage des Werkes, als Aufdruck den Urhebernamen, das Veröffentlichungsdatum in Deutschland und den Rechtsvorbehalt tragen.

Der einzige Vorteil, den das neue Gesetz der deutschen Schriftstellerwelt, den graphischen, photographischen und dem Verlagsgewerbe bietet, besteht nur darin, daß es für die ersten zwölf Monate seit Erscheinen des Buches in Deutschland die Beteiligten von einer Herstellung des Werkes in Amerika befreit, von da ab aber jene Herstellung nach wie vor fordert, genau so wie es das seitherige amerikanische Urheberrechtsgesetz vom 11. Januar 1892 mit all seinen Härten verlangt. Der Effekt ist also nur der, daß deutschen Urhebern, Verlagen, Kunstverlagen, Druckereien, lithographischen und photographischen Anstalten nach Herstellung und Veröffentlichung von Buchwerken mit Text von Amerika eine zwölfmonatige „Bedenkfrist" geboten wird. In dieser können sie es sich überlegen: a) ob sie den Schutz des Urheberrechts für ihr Werk in Amerika nach den bisherigen erschwerenden, praktisch wertlosen Bedingungen (Herstellungszwang) erwerben wollen und b) ob sie zu diesem Zweck Schritte zur Auffindung und Gewinnung eines amerikanischen Druck- und Verlagshauses tun wollen, welches sich der Herstellung und dem Vertriebe ihres Werkes in Amerika annimmt.

Das erste Erscheinungsjahr des Buchwerkes in Deutschland, das sogenannte Probejahr auf den Absatz, bleibt mithin auch in Amerika künftig dem deutschen Autor und Verleger für den „Vertrieb und Absatz" ausschließlich vorbehalten, falls er binnen 30 Tagen seit Erscheinen in Deutschland das Buchwerk unter Beisetzung seines Namens, des Erstveröffentlichungsdatums und des Rechtsvorbehalts in 1 Exemplar in Washington einreicht. Ein definitiver Schutz für das Buchwerk wird indes damit nicht erworben. Nach zwölf Monaten ist das Buchwerk zur Nachbildung in Amerika wieder vogelfrei, es sei denn bis dahin die Herstellung desselben in den Vereinigten Staaten in mindestens zwei Exemplaren erfolgt, die beiden Exemplare in das Copyrightregister eingetragen und in der Kongreßbibliothek hinterlegt. Nur in diesem Falle tritt auch unter dem neuen Gesetz vom 3. März 1905 ein definitiver Urheber- und Verlagsrechtsschutz in Amerika für das Werk ein.

Wir sehen also, daß der einzige praktische Vorteil, der uns aus der neuen Regelung des Schutzverhältnisses zu Amerika erwächst, lediglich darin besteht, daß die unter allen Umständen auch jetzt noch verlangte „Herstellung" des deutschen Werkes in Amerika nicht mehr vor Veröffentlichung des Werkes in Deutschland zu geschehen braucht, sondern daß dieselbe binnen 12 Monaten nach der ersten Veröffentlichung in Deutschland spätestens vollendet sein muß nebst Einreichung und Eintragung des Werkes. Die bisherige Lage der Verhältnisse wird hierdurch nicht wesentlich geändert oder gebessert. Es ergibt sich nur nach Erfüllung der Bedingungen des neuen Gesetzes für den deutschen Urheber und seine Rechtsnachfolger das Eine, daß er das sog. Probejahr auf die Absatzfähigkeit des Werkes, was den Vertrieb und das Verkaufsgeschäft anbelangt, auch in Amerika ausschließlich für sich ausnützen kann, ohne befürchten zu müssen, sogleich einen konkurrierenden Vertrieb Dritter nach Erscheinen der Novität auf dem dortigen Markte zu erleben. Die amerikanischen Druckereien, photographischen und graphischen Anstalten können jetzt nicht mehr bei Neuerscheinungen auf dem deutschen Büchermarkte sofort mit Nachbildungsverfahren tätig werden, sie müssen, wenn der deutsche Urheber oder Verlag seine Rechte vorbehalten hat, zwölf Monate zuwarten und diesen das Feld zum Vertriebe einstweilen freilassen. Aber von allgemein erheblich praktischer Bedeutung und nennenswertem Vorteil für deutsche Urheber und Verleger ist dies nicht. Selbst das kaufkräftige amerikanische Publikum wird beim Erscheinen deutscher Buch-Novitäten in Amerika künftig die Anschaffung der Werke in den ersten zwölf Monaten sich nicht besonders angelegen sein lassen, sondern vorerst zusehen und die Vorbehaltungsfrist verstreichen lassen, weil es alsdann dieselben Werke von amerikanischen Verlagen um sehr viel billiger allenfalls beziehen kann. Und dies wird die Regel bilden, weil es den wenigsten deutschen Urhebern binnen Jahresfrist gelingen wird, einen amerikanischen Verleger zu finden, der nicht so schlau und berechnend ist, sich vorerst passiv dem deutschen Verlagsangebot gegenüber zu verhalten und einfach abzuwarten, ob der deutsche Urheber oder der deutsche Verlag binnen 12 Monaten die Kosten einer Drucklegung oder graphischen Herstellung in Amerika an das Werk hängt. Meist wird dies nicht der Fall sein. Die meisten deutschen Buchwerke und deren Inhaber werden wohl nach wie vor auf den definitiven Schutz in Amerika trotz der ihnen jetzt gesetzlich eingeräumten Ueberlegungsfrist verzichten, weil die Kosten einer Neuherstellung des Werkes in Amerika nach wie vor für sie zu schwer ins Gewicht fallen. Der bisher üblichen Bereicherung amerikanischer Drucker, Verleger u. s. w. mit deutscher Geistesarbeit auf Kosten deutscher Urheber und deren Nachfolger ist durch das neue amerikanische Urheberschutzgesetz nur ein etwas späterer Zeitpunkt gesetzt. Höchstens bei Buchtexten, die öffentlich aufgeführt werden können, z. B. deutschen Dramen, läßt sich für das erste Jahr durch die Rechtsvorbehaltseintragung in Amerika allenfalls ein unter Umständen nennenswerter materieller Vorteil für den deutschen Autor und Verleger durch öffentliche Aufführung dort erzielen bezw. für diese kurze Zeitspanne sicherstellen. Schließlich würde es sich auch bei gewissen deutschen Büchern verlohnen, eine englische Uebersetzung gleichzeitig herzustellen, für Amerika in Deutschland drucken zu lassen und diese binnen des Vorbehaltsjahres in Amerika zu vertreiben, weil durch die Eintragung des „Rechtsvorbehaltes" mit Hinterlegung eines deutschen Text-Exemplares des Werkes innerhalb 30 Tagen nach dem ersten Erscheinen in Deutschland auch das ausschließliche Uebersetzungs- und Dramatisierungs- und öffentliche Aufführungsrecht für ein Jahr deutschen Urhebern und Verlegern in Amerika gesichert wird.

Bücher und Zeitschriften.

Moderne Geschichtswissenschaft. Fünf Vorträge. Von K. Lamprecht. 1905. Freiburg i. B., H. Heyfelder. II und 130 S.

Das Buch ist im wesentlichen eine Zusammenfassung und systematische Ausarbeitung dessen, was der Verfasser schon in seinen letzten Schriften als seine Geschichtsauffassung verkündet hatte. Er leugnet nicht die teilweise Aehnlichkeit, bestreitet jedoch die Abhängigkeit seiner Ansichten von denen A. Comtes (S. 89), will vielmehr aus selbständiger Betrachtung der Geschichte und durch Anwendung der Individualpsychologie (namentlich von Lipps) zu seinen Ergebnissen gekommen sein. Im ersten Abschnitt hebt er hervor, warum die Geschichtsbetrachtung ursprünglich individual-, jetzt aber sozialpsychologisch sein muß, wie sich aus den Urquellen, dem „naturalistischen" Geschlechtsregister und dem „idealistischen" Heldensang, die Geschichtswissenschaft entwickelt hat; Pragmatismus, historische Ideenlehre, Sozialpsychologie, daß Geschichte an sich nichts als angewandte

Digitized by Google

Psychologie ist (Trifft das bloß bei der Geschichte zu? D. Ref.) und in welchem Verhältnis sie zu den anderen Wissenschaften steht. Der zweite Abschnitt bringt das schon bekannte Schema der Kulturzeitalter von der Ur- bis zur Jetztzeit: Symbolismus, Typismus, Konventionalismus, Individualismus und Subjektivismus, auf Grund psychologischer Betrachtung der deutschen Geschichte als Normaltypus. Im dritten Abschnitt wird diese Betrachtung im Uebergang zur deutschen Gegenwart fortgesetzt und für den allgemeinen seelischen Charakter von Uebergangszeiten verwertet, wobei namentlich das Moment der „Reizsamkeit“ eine Rolle spielt. Der vierte Abschnitt bringt Bemerkungen zur Psychologie der Kulturzeitalter überhaupt, zur Mechanik der Uebergangszeiten, zu der „seelischen Weite“, die in „Bewußtseins“- und „Funktions-Weite“ zerfällt. Die Folge der Zeitalter zeige eine Linie zuerst der kontinuierlichen Stärkung, dann (beim Verfall) der Schwächung der psychischen Kraft, der sogenannten „Dominante“, wobei die Kontinuität unabänderlich sei. Schließlich wird noch der Grad der Abhängigkeit des Einzelnen von der Gesamtheit (in vorsichtigen Wendungen) und der Unterschied zwischen harmonischen und disharmonischen Genies (wenig befriedigend!) erörtert. Im letzten Abschnitt über „Universalgeschichtliche Probleme“ wird zunächst die „materialistische Geschichtstheorie“ von Marx als nicht unrichtig, jedoch als ungenügend dargetan. Ferner sollen fremde Einflüsse für oben geschilderte psychische Mechanik des Kultur-Ablaufes zwar von großer Bedeutung sein, sie aber nicht außer Kraft setzen können. Auf derselben Seite (115) aber nennt Verfasser es „eine der bekanntesten historischen Erscheinungen, daß Völker mit einer sehr niedrigen Kultur an dem Import sehr hoher Kulturen zugrunde gehen“. (Dieser scheinbare Widerspruch bedarf offenbar noch der Lösung. D. Verf.) Die weltgeschichtlichen Zusammenhänge würden durch das flüssige, geistige Element hergestellt, nämlich durch Kunst, Dichtung, Wissenschaft, Moral und Religion, nicht durch politische Verfassung, soziale Schichtung und Wirtschaftsleben mit ihrer weit begrenzteren Wirkung. (Wirklich? Kann man das z. B. vom Welthandel behaupten? D. Ref.) Daher müsse die Einteilung der Geschichte nach ersteren, namentlich der Phantasietätigkeit in der bildenden Kunst erfolgen (eine ziemlich einseitige Auffassung! D. Ref.), wofür besonders die Prähistorik wertvolles Material liefere. Schließlich gesteht übrigens der Verfasser zu, daß zeitlich vor- und rückwärts noch mehr Kulturzeitalter als in seinem Schema, sowie daß Ausnahmen und Komplikationen vorkommen mögen. — So richtig die Einteilung der Geschichte nach Kulturzeitaltern an sich ist, so verdienstvoll der bezügliche Versuch des Verfassers ist, so bedenklich ist andrerseits das Fehlen so ziemlich jeder erkenntnistheoretischen Basis, noch mehr aber die einzige als Beweis dienende Grundlage (abgesehen von dem unbehelflichen Hinweis auf nirgends angeführte „Stichproben“), die deutsche Geschichte als Normaltypus. Erstens ist die deutsche Kultur großenteils den sie völlig verändernden Einwirkungen eines fremden Kulturkreises erlegen (obwohl Verfasser auf S. 88 das Gegenteil behauptet), zweitens sind diese Kulturprodukte von den betreffenden Völkern in einem relativ viel fortgeschritteneren Entwicklungsstadium erzeugt gewesen, drittens sind sie dem deutschen Volke teilweise wider seinen Willen förmlich aufgedrängt worden (vgl. Rezeption des römischen Rechts durch die herrschenden Stände, Einführung des Christentums bei den Sachsen durch blutige Gewalt!). Dadurch wurde die natürliche Entwickelung vielfach jäh abgeschnitten, ohne jeden Uebergang (vgl. Untergang des heidnischen Polytheismus, der deutschen Volksrechte!). Typisch könnte also die deutsche Geschichte nur für solche Völker sein, die ähnlichen Einwirkungen ausgesetzt waren. — Trotz dieser Mängel ist dies neueste, glänzend geschriebene Werk des berühmten Geschichtsforschers hochinteressant und lehrreich für Anhänger wie für Gegner seiner Anschauungen und muß im ganzen als eine wirkliche Förderung der geschichts-theoretischen Wissenschaft bezeichnet werden.

Fr. v. Stromer-Reichenbach.

•

pos. **Von Adolf Pichlers Gesammelten Werken** (München und Leipzig bei Georg Müller, Verlagsbuchhandlung) sind nun, nach dem zuerst ausgegebenen dritten, der erste und der zweite Band erschienen. Vor kurzem hat die Allgemeine Zeitung einen ihr aus Triest zugegangenen Aufruf veröffentlicht, der sich insbesondere an die Deutschtiroler richtete und sie mit eindringlichen Worten ermahnte, auf diese neue und billige Ausgabe dieses ihres größten Dichters zu subskribieren, weil sonst das schöne Unternehmen an der Teilnamslosigkeit gerade der Landsleute Pichlers scheitern könnte. Diese errichten dem Dichter in Innsbruck ein Denkmal. Das ist schön und gut. Das herrlichste und bleibendste Denkmal aber hat sich der Dichter in seinen Werken selbst errichtet. Dessen sollten sich die Tiroler vor allem annehmen. Das wäre billiger und schneller zu erreichen. Was nützt auch das schönste Standbild, wenn nicht die Werke des Dichters, wie sie es verdienen und wie sie es heraußen im Reiche schon vielfach erreicht haben, gekauft und gelesen werden. — Der nun vorliegende erste Band der Werke bringt in zweiter ergänzter und berichtigter Auflage Adolf Pichlers Schattenbilder aus der Vergangenheit: „Zu meiner Zeit“ mit einer kurzen, aber ausreichenden biographischen Einleitung von S. M. Prem. Der zweite Band, der ebenfalls schon früher einzeln herausgekommen war, enthält die interessanten Erinnerungen aus den März- und Oktobertagen 1848: Das Sturmjahr. Mit den vorliegenden ersten drei Bänden wären die autobiographischen Werke abgeschlossen. Besonders der erste Band ist für Pichler außerordentlich bezeichnend und ergiebig für die Kenntnis des Dichters nicht nur, sondern auch seiner Zeit. Er enthält biographische Skizzen fast über alle Tiroler Persönlichkeiten von Bedeutung, Autobiographisches, Aphoristisches und einen reichen Briefwechsel, u. a. und vor allem den herrlichen Briefwechsel mit Cornelie Schuler, der zum Besten und Schönsten gehört, was wir von Adolf Pichler besitzen. Auch die Erinnerung an das „Sturmjahr“ 1848 wird auch die jüngere Generation, die es nicht miterlebt hat, nur mit der größten Anteilnahme und nicht ohne tiefen Respekt vor der männlich patriotischen Haltung dieses so durch und durch deutsch-nationalen Dichters und Denkers lesen. Man muß dem strebsamen Verleger dankbar sein, daß er auch Minderbemittelten durch eine neben der Bandausgabe hergehende billige Lieferungsausgabe (zirka 100 Lieferungen zu 50 Pf.) die Anschaffung erleichtert hat. Das sprechende Jugendbildnis Pichlers, das wir da der ersten Lieferung vorgeheftet finden, sollte doch auch der Bandausgabe nicht vorenthalten werden.

✡

Allgemeine Rundschau.

Zur ältesten Bronzezeit im Mittelrheinlande.

Aus dieser, der ersten Metallzeit — denn die sogenannte Kupferperiode hat nur nominelle Bedeutung und auf die Kultur keinen nennenswerten Einfluß ausgeübt — sind die wirklichen Grabfunde — nicht Depotfunde — verhältnismäßig selten am Mittelrhein, bezw. in der Rheinpfalz. Montelius gibt hierfür nur einen Fund an, den eines verzierten Doppelbeiles von Friedelsheim.[1]) Schumacher[2]) verzeichnet für Oesenringe Herschberg in der Westpfalz, für dolchförmige Schwertformen Landau; für Radnadeln wäre Wachenheim (Burg) anzuführen gewesen.[3]) Von Gradfunden ist hier einschlägig: 1. die im „Bannwald“ bei Obermoschel gemachten Tumuli-Funde, bestehend aus Bronzedolch mit vier Nietnägeln, verzierter Gewandnadel mit verdicktem Kopfe, Bernsteinperlen, Feuerstein-Artefakte und ornamentierten Gefäßresten[4]); 2. die Gegend von Herschberg, Schauerberg, Battweiler, Maßweiler,

[1]) Die Chronologie der ältesten Bronzezeit, S. 15, Nr. 18.

[2]) Kultur- und Handelsbeziehungen des Mittelrheingebietes während der Bronzezeit, S.-A. S. 4 u. 6.

[3]) Mehlis: „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“, III. Abteil., S. 46.

[4]) „Mitteilungen des Histor. Vereins der Pfalz,“ XX, 1896, S. 252—254 mit Tafel VII.

Digitized by Google

die sogenannte „Kleine Sickinger Höhe“ zwischen Homburg Landstuhl, Zweibrücken.[5])

Zu diesen Gruppen tritt ein neuer Grabfund. Bei der weiteren Untersuchung des Terrains am „Gätzenbühl“ im Haßlocher Wald stieß der Vorstand der anthropologischen Sektion im November 1904 in einem flachen Erdhügel auf ein Brandgrab der frühesten Bronzezeit, die nach Prof. Naue um die Mitte des zweiten Jahrtausends vor Christus anzusehen ist. Als Beigabe wurden konstatiert: 1. zwei walzenförmige, an den offenen Enden sich verjüngende Bronzearmreife[6]); 2. eine längliche Tonperle mit zentraler feiner Lochung; 3. eine prächtige Pfeilspitze aus weißem Flint mit zwei Flügeln und Tülle; Länge = 2.2 Zentimeter; 4. ein Pektorale (= Brustschmuck) aus gebranntem Ton, in Form eines Herzens; Länge = 7 Zentimeter, Breite = 6 Zentimeter; 5. und 6. zwei Mahlsteinstücke: a) aus Quarzit, b) aus Granit; 7. mehrere Kiesinstrumente, zum Teil zerschlagen; 8. zahlreiche dicke braunrote Gefäßstücke, welche zum Teil am Hals mit Leisten verziert sind, die als Dekoration das Tupfenornament aufweisen. Die Gefäße sind außerdem mit länglichen Buckeln verziert. — Die Verzierung dieser Gefäße ist identisch 1. mit der in den zwei Grabhügeln zwischen Wallböhl und „Schanze“ festgestellten (Die betreffenden Fundstücke sind im Kreismuseum untergebracht); 2. mit der auf der „Heidenmauer“ oberhalb Dürkheim bei den Ausgrabungen des Altertumsvereins für den Kanton Dürkheim vorgefundenen Keramik (vgl. Mehlis: „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“, II. Abteilung, S. 15—17 und Tafel II und III, Leipzig 1876). — Mit dieser archäologischen Gleichung[7]) ist der Beweis für die vom Direktor L. Lindenschmit jun. (Röm.-germ. Zentralmuseum zu Mainz) geäußerte Ansicht geliefert, daß die unterste Kulturschicht, welche die bekannte „Heidenmauer“ bei Dürkheim enthält, in die älteste Branzezeit der Mittelrheinlande fallen muß, zumal dort auch einzelne Bronzesachen (rohgegossene Ringe für Finger und Arm) festgestellt sind.

Nach diesen Anhaltspunkten gehören die zwei Grabhügel am „Götzenbühl“ und die zwei am Wallböhl derselben Periode und wohl derselben Bevölkerung an, welche die „Heidenmauee“ bei Dürkheim zuerst mühsam getürmt und verteidigt hat. Auf der anderen Seite erscheint es zweifellos, daß diese Keramik sich aus der im „Fünfeichenschlage“ vertretenen neolithischen Verzierungsmethode herausgebildet hat. Es ist somit vom archäologischen Standpunkt aus gelungen, eine feste Brücke zwischen dem Inventar der letzten neolithischen Periode und der ältesten Bronzezeit für unsere Gegend zu schlagen. — Die neu aufgefundenen Grabgegenstände vom „Götzenbühl“ gelangten in das Museum der Pollichia, die auch die Kosten für die betreffenden Ausgrabungen getragen hat. — Immerhin hat es eines Zeitraumes van 1875 bis zum Ende des Jahres 1904 bedurft, um den Kausalnexus zwischen den oben angegebenen Fundstellen, sowie zwischen Stein- und Bronzeperiade greifbar herzustellen. — Weitere Stationen und Grabhügel dieser ältesten Metallzeit sind für die Vorderpfalz festgestellt, wie folgt: 1. für Speyer. Hier fand sich im Jahre 1908 beim Hausbau des kgl. Regierungsdirektors Dr. Conrad ein mit Nägeleindrücken verziertes, halbkugeliges Tongefäß aus diesee Periode vor (Kreismuseum). 2. Für Westheim bei Germersheim. Ein von Professor Dr. Grünenwald im Jahre 1902 untersuchter flacher Tumulus des Westheimer Gemeindewaldes ergab dasselbe halbkugelige, mit Fingernägeleindrücken verzierte Grabgefäß, wie der Riesengrabhügel Götzenbühl Nr. 1. Ein Bronzemesser mit geschweifter Klinge vom Typus Bieler See[8]) (Kreismuseum) gehört der jüngeren Branzeit an. 3. Für die Zuringmauer nördlich der Heidenmauer bei Dürkheim. Mehrere Grabhügel enthielten hier rohe Gefäßstücke, verziert mit Leisten und Tupfen (Museum Dürkheim). 4. Für Ramsen, Distritt „Krähenstein“. Ein Tumulus der dortigen im Jahre 1908 vom Verfasser untersuchten Nekropole enthielt nur Gefäßreste von obigen Typen und einen Kornquetscher aus Dannersberger Tonporphyr (kgl. Staatsmuseum zu München).

Darnach zieht sich die Zone der Wohnstätten und Nekropolen der ältesten Bronzeperiode vom Mittelrhein aus zwischen Speyer und Germersheim (Westheim) durch den Haßlacher Wald (Gätzenbühl: Tumulus Nr. 1 und 2, und den Fünfeichenschlag), sowie den Ordenswald („Schanze“: Tumulus Nr. 1 und 2), durch das Gefilde von Haßloch mit den gleichen Funden (in der Nähe des Bahnhofes eine große Urne gefunden von Lehrer Wenz) zur Dürkheimer „Heidenmauer“ (Ringwall) und Zuringmauer (Nekropole) bis nordwestlich an die obere Eis zum Plateau am hochgelegenen Krähenstein. Diese Resultate sind aber nur langjähriger Beobachtung und sorgfältiger Vergleichung der Fundstellen und ihres Inventars zu verdanken.

Neustadt a. d. H.

Dr. C. Mehlis.

[5]) Mehlis a. O. III. Abt., S. 68, u. VIII. Abt., S. 28.

[6]) Vgl. Montelius: Die Chronologie der ältesten Bronzezeit, S. 82 und Fig. 219—221.

[7]) wofür auch die gleichen Feuerstein- und Kiesartefakte, sowie die Reibsteine zc. sprechen.

[8]) Vgl. Tröltsch: Fundstatistik der vorröm. Metallzeit im Rheinlande, S. 42, Nr. 84b und Grünenwald in der Westd. Zeitschrift, Jahrg. XXII, S. 408.

Kleinere Mitteilungen.

* Schillerstiftung. Der Lyriker Gustav Falke erhielt van der deutschen Schiller-Stiftung eine Ehrengabe van 1000 Mark wegen besonderer Verdienste um die deutsche Literatur.

* Deutsche Bunsen-Gesellschaft. Unter dem Varsitz des Geh. Regierungsrats Dr. Böttinger wurde am Freitag im Hörsaal des chemischen Instituts der Technischen Hochschule zu Karlsruhe die stark besuchte 12. Jahresversammlung der Deutschen Bunsen-Gesellschaft für angewandte physikalische Chemie eröffnet. Im Auftrag des Großherzogs war der Erbgroßherzog erschienen, der die Versammlung begrüßte und in längerer Rede sein und des Großherzogs Interesse versicherte. Im Namen der Regierung sprach Minister Schenkel, für die Stadt Karlsruhe der Bürgermeister Siegrist, für die Technische Hochschule der Rektor Professor Schur, für das kaiserliche Patentamt der Geh. Regierungsrat Sachse, für das kaiserliche Gesundheitsamt der Geh. Regierungsrat Paul-Berlin. Dann begannen die Vorträge unter dem Vorsitz von Professor van t' Haff in Berlin, der von der Versammlung stürmisch begrüßt wurde.

dr. Der erste vereinigte internationale Anatamen-Kangreß wird in diesem Jahre tagen, und zwar in Genf vom 6. bis 10. August. Es ist dies zugleich die 18. Versammlung der Anatomischen Gesellschaft, welcher sich in diesem Jahre anschließen die Anatomical Society of Great Britain and Ireland, die Association des Anatomistes, die Society af American Anatomists und die Unione geologica italiana. Mit dem Kongreß wird eine Ausstellung verbunden werden, die von Industrien für Optik und Mechanik, anatomische Instrumente und Demonstrationsmaterial zu beschicken ist, und gelegentlich des Kongresses findet am 8. August die Einweihung des Denkmals von H. Fol in der Universität statt. Zum Schluß des Kongresses gibt der Staat und die Stadt Genf den Teilnehmern des Kongresses ein offizielles Bankett.

∽ Die Association littéraire et artistique internationale hält ihre nächste (27.) Versammlung vom 18. bis 24. September in Lüttich ab. Es sind wiederum eine Reihe von Vorträgen über die Regelung des Eigentumsrechtes und Auslegung der bestehenden Gesetzesbestimmungen mit Bezug auf Werte der Literatur und Kunst vorgesehen, darunter ein besonders die geistigen Kreise Deutschlands berührender Vortrag M. A. Osterrieths über die literarischen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika. Anmeldungen oder Anfragen zur Teilnehmerschaft sind zu richten an den Generalsekretär M. Jean Lobel, Paris, 22 rue de Châteaudun.

W. Von der Expedition Charcot. Aus Taulon, 7. Juni, wird gemeldet: Die Mitglieder der Südpalarexpedition des Dr. Charcat sind an Bard des von Tanger eingetroffenen Kreuzers Linois hier angekommen.

Digitized by Google

* Todesfall. In seiner Heimat am Bolsener See ist im Alter von 70 Jahren der Vize-Bibliothekar der Vatikanischen Bibliothek, Abt Joseph Cozza-Luzi, ein hervorragender Forscher auf dem Gebiete der mittelalterlichen Geschichte, gestorben.

* Deutsche Lehrstellen im Ausland. Für die in Tientsin mit 10 Kindern besseren Standes zu errichtende deutsche Elementarschule wird zum 1. September 1905 ein philologisch oder seminaristisch völlig ausgebildeter, in der Lehrtätigkeit durchaus bewährter und im gesellschaftlichen Verkehr gewandter, unverheirateter evangelischer Lehrer mit guten englischen und französischen Kenntnissen gesucht. Gelegenheit zu Privatstunden. Gehalt: 2400 Dollars (innerer Wert = 2400 M.) und freie unmöblierte Wohnung. Bis zu 30 Pflichtstunden. Verpflichtung auf drei Jahre. Freie Hin- und Rückreise. — Die deutsche Schule zu Malaga sucht zum 1. Oktober 1905 einen erprobten Volksschullehrer. Gehalt 2400 Pesetas (etwa 1920 M.). 28 Pflichtstunden. Verpflichtung auf zwei Jahre. Freie Hin- und Rückreise. — Die deutsche Schule zu Kairo sucht zum 1. Oktober 1905 einen evangelischen Volksschullehrer mit der Befähigung für den Gesang- und Turnunterricht, sowie Organistendienst. Anfangsgehalt: 2200 M. und möbliertes Zimmer. Verpflichtung auf drei Jahre. Freie Hin- und Rückreise. Bewerbungen tüchtiger, gesunder und unbescholtener Lehrkräfte mit beglaubigten Zeugnisabschriften, Lebenslauf und Photographie sind nur zu richten an die Lehrervermittlungsstelle des Allgemeinen Deutschen Schulvereins, Berlin W. 62, Landgrafenstraße 7, III.

Hochschulnachrichten.

* Karlsruhe. Die hiesige Technische Hochschule hat den bekannten Großindustriellen Kommerzienrat Emil Guilleaume in Mülheim am Rhein zum Doktor-Ingenieur **honoris causa** ernannt.

* Aachen. Dem Privatdozenten an der hiesigen Technischen Hochschule Regierungsbaumeister Sieben wurde das Prädikat Professor verliehen.

* Bonn. Mit einer Vorlesung über „Die Konzentration in der Eisenindustrie und die Lage der reinen Walzwerke" wird sich morgen (Donnerstag) Dr. phil. et rer. nat. Heinrich Mannstaedt als Privatdozent für Nationalökonomie habilitieren.

R. Jena. Das Doktordiplom, das die philosophische Fakultät der hiesigen Universität August Rodin ausstellte, hat in freier deutscher Uebersetzung folgenden Wortlaut: „Dem trefflichen August Rodin in Paris, dem hochberühmten Bildhauer, der die Schönheit des menschlichen Körpers, besonders des bewegten und in Erregungen hingerissenen, auf eine neue und besondere Art erfaßt und dargestellt, die in einheitlicher Bewegung zusammengefaßten Gestalten aufs geistreichste zu den vielfachen Aeußerungen des Lebens in Beziehung gebracht, Formen und Bewegungen so wie sie im Licht erscheinen nachgebildet und mit glücklichster Kunst die Wahrheit der Natur erreicht hat".

□ Halle. Der außerordentliche Professor der neueren Literaturgeschichte an der hiesigen Universität Dr. Alfred Berger hat den an ihn ergangenen Ruf auf den ordentlichen Lehrstuhl für Literatur- und Kulturgeschichte an der Technischen Hochschule zu Darmstadt (als Nachfolger Otto Harnacks) angenommen und wird ihm zum 1. Oktober Folge leisten.

hc. Auf eine 25jährige Lehrtätigkeit als ordentlicher Universitätsprofessor kann am 9. Juni der Professor der orientalischen Sprachen an der hiesigen Universität Dr. phil. Franz Praetorius zurückblicken.

hc. Dresden. Dem Professor für Chemie an der Tierärztlichen Hochschule zu Dresden Dr. Hermann Kunz-Krause ist der Titel und Rang eines Medizinalrates verliehen worden.

* Wien. In der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität hat sich Dr. Gustav Wunschheim Ritter von Lilienthal als Privatdozent für Zahnheilkunde, an der Wiener Technischen Hochschule der Chemiker am Phonogrammarchiv der Akademie der Wissenschaften Doktor Emil Abel als Privatdozent für physikalische Chemie und Elektrochemie habilitiert.

hc. Aus der Schweiz. An Stelle des verstorbenen Chirurgen Prof. Dr. Joh. Hirzel wurde der außerordentliche Professor Dr. Oskar Bürgi zum Ordinarius in der veterinär-medizinischen Fakultät der Züricher Universität ernannt. — Der frühere außerordentliche Professor für deutsches Privat-, Handels- und Wechselrecht an der Berner Universität, Bundesrichter Dr. Emil Rott, ist am 4. d. M. im Alter von 53 Jahren in Lausanne gestorben.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Professor Dr. Andreas Voigt und Architekt Paul Geldner: Kleinhaus und Mietkaserne. Eine Untersuchung der Intensität der Behauung vom wirtschaftlichen und hygienischen Standpunkt. Mit Textabbildungen und einer lithographischen Tafel. Berlin 1905. Julius Springer. 324 S. — Dr. M. Scherer: Die fünf ersten Jahre des Bürgerlichen Gesetzbuches. Die gesamte Rechtsprechung und Theorie vom 1. Januar bis 31. Dezember 1904. Mit Inhaltsverzeichniss und Gesetzesregister. Leipzig 1905. Otto Wigand. 1068 Seiten. — Dr. Oskar F. Walzel, ordentl. Professor an der Universität Bern: Friedrich Schiller. Rede zum Schiller-Tag. Bern 1905. A. Francke (verm. Schmid u. Francke). 24 S. — Prof. Dr. jur. et phil. Wilhelm Kähler: Wie studiert man auf der Handelshochschule? Eine Einführung in das Handelshochschul-Studium, seinen Zweck, seine Mittel und Wege. (Violets Studienführer.) Stuttgart 1905. Wilhelm Violet. 151 S. — Otto Haendler: Herbst. Gedichte. Dresden 1905. Karl Reissner. 182 S. — Leutnant Graf v. Wilamowitz-Moellendorff: Besteht eine gelbe Gefahr? Potsdam. A. Steins Verlagsbuchhandlung. 85 S. — Wilhelm v. Buttlar: Aus meiner Seele. Stuttgart 1905. Strecker u. Schröder. 56 S. — Arthur Luther: Goethe. Sechs Vorträge. Jauer und Leipzig. Oskar Hellmann. 208 S. — Dr. A. Pinkuss: Zur Erkennung und Bekämpfung der Krebskrankheit (Krebs-Merkblatt). Schriften der Zentralkommission der Krankenkassen Berlins und Vororte. Berlin 1905. Selbstverlag der Kommission. 14 S. — Luthers Werke. Herausgegeben von Pfarrer D. Dr. Buchwald. Prof. Dr. Kawerau, Prof. D. Julius Köstlin, Prof. D. Rade, Pfarrer Ewald Schneider u. a. Dritte Auflage. Zweite Folge: Reformatorische und polemische Schriften.) Berlin 1905. C. A. Schwetschke u. Sohn. 449 S. — Molière. L'Avare. Comédie. Publiée et annotée en collaboration avec H. P. Junker par Henri Bornecque. Texte et Notes. Leipzig et Berlin 1904. B. G. Teubner. 89 und 52 S. — Ernst Funke und Walter Hering: Buch der Arbeiterversicherung. (Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung.) Nach dem neuesten Stande der Gesetzgebung und Rechtsprechung. Berlin 1905. Franz Vahlen. 350 S. — Dr. Hjelmer Crohns: Zwei Förderer des Hexenwahns und ihre Ehrenrettung durch die ultramontane Wissenschaft. Stuttgart 1905. Strecker u. Schröder. 62 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Soeben ist erschienen:

Kants „Privatmeinungen" über das Jenseits

und

Die Kant-Ausgabe der Kgl. preuss. Akademie der Wissenschaften.

Ein Protest. Von Ludwig Goldschmidt.

Preis 2 Mk. 40 Pf. (13788)1

Verlag von E. F. Thienemann in Gotha.

Digitized by Google

Jahrgang 1905. München, Freitag, 9. Juni. **Nummer 13[illegible]**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Internationale Lehren zur Frage der Kartellgesetzgebung.

„Die Bewegungen der Gesellschaft haben einen so reißend schnellen Gang genommen, daß die Bedürfnisse einer Generation keinen Maßstab für die einer anderen abgeben.“

Aus diesem unbestreitbaren Satz Buckles ergeben sich für den Gesetzgeber zwei wichtige Direktiven für seine Stellung zur Vergangenheit und zur Zukunft:

1. Aufgabe der Gesetzgebung ist es, die zeitweiligen Hilfsmittel für die dringenden Notfälle zu suchen, welche ein reiferes Zeitalter wieder abschaffen oder umwandeln kann: Futura non curat praetor.

2. Der Gesetzgeber hat die Maximen der Vorfahren welche sich nicht bewährt haben oder nicht mehr für die gegenwärtigen Verhältnisse passen, beiseite zu lassen. In diesem Sinne gilt hier der Satz: „In praeteritum non vivitur.“

Aus diesen Erwägungen folgt für die aktuelle Frage der Kartellgesetzgebung zweierlei: die Frage der zukünftigen Entwicklung der Kartellierung hat keine entscheidende Bedeutung; rechtfertigen die vorhandenen Kartellmißstände ein legislatorisches Eingreifen, so kann und darf der Gesetzgeber nicht länger zaudern. Andrerseits darf der vorbildliche Wert vergangener Gesetze nicht überschätzt werden, aus den Erfolgen oder Mißerfolgen alter und älterer Gesetze verwandter Art dürfen generelle Folgerungen für die Gegenwart nicht gezogen werden. Unberechtigt erscheinen somit die Einwendungen gegenüber einer gesetzlichen Regelung der Kartellfrage, welche sich auf eine zu erwartende günstige Entwicklung in der Zukunft („Kinderkrankheiten“-Theorie) und das Versagen der Monopolgesetze im Altertum, Mittelalter und in der Neuzeit in den verschiedenen Ländern stützen.

Die römischen Gesetze, die Kapitularien Karls des Großen, die verschiedenen „Ordonnanzen“, Reichsabschiede und die englischen Gesetze Eduards VI. haben die Verbreitung der „eitel Monopolia“ nicht gehindert; auch das österreichische Kartellgesetz, das russische Strafgesetzbuch, die Vorschriften des Codice penale und des Code civil und Code pénal sind unwirksam geblieben, doch folgt daraus nicht die „Sacrosanctitas“ der Kartelle, sondern die „Untauglichkeit“ der gewählten Mittel.

Das hat man anderwärts auch erkannt und — während Deutschland Enqueten über die Kartellfrage veranstaltet — durch Gesetzentwürfe und Interpretation der geltenden Gesetze den Mißständen des Kartellwesens zu steuern gesucht.

Der Pariser Appellgerichtshof hat in Uebereinstimmung mit der neueren französischen Judikatur am 22. Februar 1905 in einem Kartellprozeß des „Comptoir des Paumelles“ die Unanwendbarkeit der strafrechtlichen Bestimmungen des Art. 419 des Code pénal festgestellt; die zivilrechtlichen Vorschriften des Code civil werden durch restriktive Interpretation unanwendbar gemacht. Immerhin wären Mißstände, welche der Antrag Gamp beseitigen will, in Frankreich undenkbar. Ein Dekret vom 23. Oktober 1852 verbietet „à tout concessionnaire de mines“ die Vereinigung mehrerer Minen „par association ou acquisition“ ohne Genehmigung der Regierung. Durch eine analoge Bestimmung wären die Stillegungen mit ihren mißlichen Folgeerscheinungen und alle auf Erhöhung der Beteiligungsziffer hinzielenden Maßnahmen unmöglich gemacht.

Das neue russische Strafgesetzbuch widmet den Kartellen einen besonderen Paragraphen: § 242. Vorbildlich sollte diese Bestimmung nicht werden: was die französische Judikatur beseitigt (Strafbarkeit des accaparement), wird hier in unpräziser, ungeschickter Fassung eingeführt: mit Recht hat Rundstein hervorgehoben, daß unsere strafrechtlichen Wucherbestimmungen brauchbarer sind als die spezifisch kartellrechtlichen Strafbestimmungen des russischen Rechts.

Auch das österreichische Gesetz über das Verbot der Rübenrayonnierung und die Lieferung der zur Zuckererzeugung nötigen Rübe reizt mit den drakonischen Strafbestimmungen, die das Abgeordnetenhaus eingefügt hat, nicht zur Nacheiferung. Das Gesetz von Angebot und Nachfrage läßt sich nicht strafrechtlich regeln, und deshalb wird ein hierauf bezügliches Strafgesetz stets — umgangen werden. Der österreichische Entwurf enthält jedoch Anregungen, die auch für Deutschland bedeutungsvoll erscheinen: § 4 bestimmt, daß Entschädigungen oder Konventionalstrafen, die auf Grund von Rayonsvereinbarungen geleistet würden, sowie die zur Sicherstellung der Erfüllung solcher Verabredungen bestellten Kautionen zurückgefordert werden können. Des weiteren werden Schiedsgerichtsvereinbarungen für ungültig erklärt; auf die Geltendmachung dieser Ungültigkeit und auf das Betreten des Rechtsweges kann — so bestimmt der Entwurf — nicht wirksam verzichtet werden.

Die Unzulässigkeit des Schiedsvertrages ist bereits in der österreichischen Zivilprozeßordnung statuiert, und für Deutschland kann die Einführung analoger Bestimmungen — es sei nur an den berüchtigten Handelskammerparagraphen des Kohlensyndikats erinnert — dringend empfohlen werden.

Während wir in dem österreichischen Gesetze somit einen Fortschritt auf dem Wege der Kartellgesetzgebung finden,

Digitized by Google

kann dies von Mandels ungarischem Kartellgesetzentwurf nicht behauptet werden.

Er versetzt uns in das Zeitalter Cäsars zurück, in eine Epoche, von der Mommsen berichtete: „Das ganze Assoziationswesen wurde unter die Oberaufsicht der Regierungsbehörden gestellt.“ Die Mißerfolge würden heute nicht geringer sein als damals. Die spezifischen Mißstände des Kartellwesens, Verhinderung oder Beeinträchtigung des lauteren freien Wettbewerbes, Ausbeutung des konsumierenden Publikums, Ausnützung der Arbeiter, vermag — das lehrt die Geschichte und die Ueberlegung — keine verwaltungsrechtliche Regelung zu beseitigen.

Daß auch das Strafrecht sich als stumpfe Waffe erweist, lehrt das Beispiel Amerikas: Trust und Kartell sind zwar ihrem inneren Wesen nach durchaus verschiedene Wirtschaftsgebilde, sie verhalten sich zueinander wie die Korporation zur Sozietät; in Deutschland gibt es zur Zeit keine Trusts, und ob die Entwicklung zur „Vertrustung“ führen kann oder wird, mag dahin gestellt bleiben, aber indirekt sind die Mißerfolge der amerikanischen Antitrustgesetzgebung auch für Deutschland von Wert: sie bestätigen in Verbindung mit den Strafgesetzen Frankreichs und Rußlands die Erfolglosigkeit strafrechtlicher Maßnahmen im Wirtschaftsleben.

Die Lehren aus dieser kurzen Uebersicht sind teils positiver, teils negativer Natur:

Bei der Kartellgesetzgebung haben straf- und verwaltungsrechtliche Regelung auszuscheiden. Nur das Zivilrecht bietet Aussicht auf wirksame Abhilfe gegenüber den Auswüchsen der Kartellierung. Neben den nachahmenswerten Vorschriften des französischen und österreichischen Rechts (betreffend Minenkonzessionen, Kautionen, Schiedsgerichtsverträge) kommt gegenüber der Gewaltpolitik der Kartelle (Boykott) der Kontrahierungszwang, der gegenüber Monopolisten sich in England und Amerika bereits bewährt hat, gegenüber Benachteiligungen der Arbeiter die — von der Regierung in Aussicht gestellte — Verleihung der Rechtsfähigkeit der Berufsvereine in Betracht. Die viel beklagte Preispolitik der Kartelle läßt sich nicht rechtlich regeln; die Ordnung dieser Frage fällt — wie es in der Resolution des XXVII. Deutschen Juristentages heißt — „hauptsächlich der Verwaltungspolitik und der Wirtschaftsgesetzgebung“ zu.

Die Kartelle erweisen die Richtigkeit des Satzes Schopenhauers: „Das Recht an sich selbst ist machtlos; von Natur herrscht die Gewalt“, und deshalb beherzige man den weiteren Satz: „Diese nun zum Rechte hinüberzuziehen, so daß mittels der Gewalt das Recht herrsche, dies ist das Problem der Staatskunst.“

Frankfurt a. M. Dr. jur. Karl Hirsch.

Goethe über seine dramatischen Dichtungen.

Als die Frucht unermüdlichen Strebens und staunenswerter Arbeitskraft liegen uns gegenwärtig schon vier stattliche Bände des großen Unternehmens vor, Goethes Aeußerungen über seine Dichtungen zum erstenmal vollständig und versehen mit den nötigen Hilfs- und Erleichterungsmitteln zum Gebrauch für Forschende wie für Liebhaber herauszugeben. Der 1901 und 1902 erschienene erste Teil — über die epischen Dichtungen — ist an dieser Stelle[1]) nach Verdienst, d. h. mit Anerkennung und Dank, gewürdigt worden. Nicht anders, das sei sogleich vorausgeschickt, werden wir nun die beiden ersten Bände des zweiten Teils — über die dramatischen Dichtungen („Amine“ bis „Geschwister“)[2]) — begrüßen und bewerten können.

Im großen und ganzen sind die Grundsätze maßgebend geblieben, die sich bisher bewährt haben; wohl aber unterscheidet sich der zweite Teil in ein paar nicht unwichtigen Einzelheiten der Behandlung vom ersten. Zu streng wurde dort der Grundsatz durchgeführt, jede Aeußerung unter die Dichtung zu stellen, auf welche sie sich bezieht. Da mußte denn der starren Folgerichtigkeit zuliebe aufgelöst und getrennt werden, was Goethe in schönem Zusammenhang und mit künstlerischer Absicht über einzelne Gruppen oder ganze Reihen seiner Dichtungen ausspricht. Geben uns auch Verweisungen nach vorwärts und rückwärts überall den Faden in die Hand: das Nachschlagen stört doch die ruhige Betrachtung und beeinträchtigt den Genuß. Diesem Uebel ist jetzt so einfach wie zweckmäßig abgeholfen. Alle längeren Stellen aus Dichtung und Wahrheit, aus den Tages- und Jahresheften und anderen Schriften, alle Uebersichten der Zeitfolge, Entwürfe zur Einteilung der Gesamtausgaben und dergleichen sind stets unter die Dichtungen eingeordnet, die nach dem Alphabet die erste Stelle einnehmen. Bedarf man ihrer weiterhin wieder, so lenkt eine Verweisung auf die Stelle zurück, und immer hat man das Nötige unverkürzt vor Augen.

Ferner: von den Aeußerungen Goethes über die Drucklegung der fünf Sammlungen seiner Schriften und Werke sollte nach dem ursprünglichen Plane jeweilen nur das Besondere, auf den einzelnen Band Bezügliche in der Reihe mitgeteilt; das Uebrige, Allgemeine in einem Anhang vereinigt werden als eine kleine Geschichte der Gesamtausgaben in Goethes eigenen Worten. Das erwies sich aber, im Fortgang der Arbeit, mehr und mehr als untunlich. Es mußte vom Allgemeinen das Allgemeinste, die außerordentlich zahlreichen Aeußerungen über die Gesamtausgaben als Ganzes überhaupt beiseite gelegt und die Bemerkungen über einzelne Gruppen und Lieferungen von Bänden auch wiederum unter die Dichtung eingeordnet werden, die nach dem Alphabet die erste Stelle einnimmt — mit Rückverweisung auf sie bei den folgenden Dichtungen.

Drittens gebot die Fülle des Stoffes eine Aenderung, mit der man sich bei aller Einsicht in ihre Notwendigkeit nur schwer zufrieden geben kann: die erläuternden Beigaben, die von den meisten Beurteilern als besonders willkommen begrüßt wurden, beschränken sich nun und künftig auf das geringste Maß. Die Briefe und Antworten von Goethes Korrespondenten, die Auszüge aus Schriften, worauf er sich bezieht, die Uebersichten und andere dem Benutzer so willkommene Hilfen: für all das findet man jetzt meistens nur bibliographische Hinweise oder kurze Andeutungen des Inhalts. Und so kann auch über Personen, selbst über weniger bekannte, nur im Personenregister, nicht mehr an Ort und Stelle Auskunft erwartet werden; so können die in den dramatischen Dichtungen enthaltenen Lyrika nicht, wie bei den epischen Dichtungen geschehen, stets mit behandelt werden u. a. m. Sind diese Opfer auch unumgänglich, so seien sie doch nicht ein für allemal gebracht: so möge uns doch der Verfasser wenigstens das Wertvollste, was er aus den Schätzen seines Wissens und seiner umfassenden Belesenheit zur Erläuterung darbieten könnte, gelegentlich an anderen Orten zu spenden geneigt sein.

Der Schwierigkeiten für die Bearbeitung des zweiten Teils waren unendlich mehr als für den ersten. Das erklärt schon die große Zahl der zu behandelnden dramatischen Dichtungen, Entwürfe und Pläne: nahezu an 100 gegen 23 epische. Ob sie wohl in den vier dafür vorgesehenen Bänden Raum finden? Nimmt doch schon der Faust, freilich der umfangreichste und schwierigste Abschnitt, bis auf wenige Blätter, einen ganzen Band, 608 Seiten, in Anspruch. „Vorgänger gehabt zu haben, ist immer vorteilhaft,“ sagt der Bearbeiter hier mit den Worten Goethes und weist mit Hochschätzung hin auf Pniower als seinen eigentlichen Vorgänger, und auf Minors große „hoffentlich nur vorerst zweibändige“ Faust-Erklärung. Pniower hat in seinem der Idee nach verwandten Buche nicht bloß Goethes Aeußerungen über sein Hauptwerk gesammelt, sondern durch zahlreiche in den Text verflochtene Einzeluntersuchungen die Entstehungsgeschichte des Gedichtes aufzuhellen gesucht; Gräf hingegen gibt „nur eine schlichte, nach Vollständigkeit strebende Stoffsammlung“ und erleichtert

[1]) Beilage 1902, Nr. 240.

[2]) Hans Gerhard Gräf: Goethe über seine Dichtungen. II. Teil: die dramatischen Dichtungen, 1. Bd. (des ganzen Werkes 3. Bd.) 1903, XXII und 448 S.; 2. Bd. (des ganzen Werkes 4. Bd.) 1904, 648 S. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt, Rütten u. Loening.

Digitized by Google

die Vergleichung, indem er am Schlusse jeder Nummer nach der Quellenangabe auch die entsprechende Nummer oder Seite von Pniowers Arbeit anführt. Fehlt dieser Hinweis, so hat Pniower die betreffende Stelle nicht aufgenommen. Nun, schon ein bloßes Durchblättern belehrt uns, daß hier, wenn irgendwo, das Streben nach Vollständigkeit sein Ziel erreicht hat, und daß die erläuternden Zugaben weit mehr sind als sonst unterm Strich gegeben wird, daß gerade da, ob auch in der bescheidensten Form, überall die Ergebnisse umfassenden Wissens, feinsinniger Erwägung und sicherer kritischer Unterscheidung gleichsam unvermerkt übermittelt werden.

Endlich sei besonders gerühmt der außerordentlich praktische Sinn, der die Masse des Stoffes und alles, was mit dem Stoffe zusammenhängt, so zuverlässig waltend beherrscht, so selbstverständlich gliedert und ordnet und vor Augen führt, daß man sich nirgend wie in einem Gedränge beängstigt und zur notgedrungenen Selbsthilfe mit dem Blaustift veranlaßt fühlt. Wie selten ist bei uns solche — ich würde aus meinen persönlichen Erfahrungen heraus gern sagen: amerikanische Findigkeit der technischen Einrichtungen und Geschicklichkeit der Darbietung (auch der typographischen) — wie selten verbunden mit unserer Hingabe an die Arbeit und Treue und Gründlichkeit. Und darum wie dankenswert!

Nicht nur die zeitraubendste Mühe wird durch dieses mustergültige Unternehmen dem Forschenden erspart: selbst der gelehrteste, darf man wohl behaupten, hatte kaum für die größeren Werke den Ueberblick über alle Beiträge des Dichters zu ihrer Entstehungsgeschichte und Charakteristik, der ihm hier ermöglicht ist für jedes Erzeugnis, sogar für jeden Keim und Ansatz eines überreichen Lebens. Gar nicht zu sprechen vom Verehrer und Liebhaber, dem sich nach allen Seiten hin unbeschrittene Pfade auftun zu verstehendem Genusse. Wer sich noch nie eine große Anzahl der zerstreuten Bemerkungen über Goethes Schaffen gesammelt hatte, der wird von Blatt zu Blatt die Empfindung haben, als würden die ihm vertrauten Werke seines Meisters durch neuentdeckte, unvermutete Schätze aufs beglückendste ergänzt und vervollständigt.

Trotz alledem, so will es ein Gerücht, soll es Hans Gerhard Gräfs erfolgreicher Arbeit an dem nötigen Entgegenkommen des Publikums und an tatkräftiger Unterstützung derart mangeln, daß wir, zunächst wenigstens, keine Fortsetzung zu erwarten hätten. Fürwahr, es wäre eine Schande im In- und Ausland, wenn ein solches Denkmal nicht ausgebaut werden könnte, wo doch der marmornen täglich neue errichtet werden. Es muß sich eine gelehrte Gesellschaft, eine Akademie, ein Goethe-Bund finden, die es für ihre Pflicht und zugleich für eine schöne würdige Aufgabe halten, uns vor einem so beschämenden Verluste zu bewahren.

Freiburg i. B. R. Woerner.

Beiträge zur Geschichte der Porzellanindustrie.

Von Prof. Wilhelm Stieda (Leipzig).

II.

Italienische Porzellanfabriken im 18. Jahrhundert.

Die Versuche, das ostasiatische Porzellan herzustellen, gehen in Italien verhältnismäßig weit zurück. Bereits um das Jahr 1470 in Venedig, um das Jahr 1520 in Ferrara hat man die Fabrikation angestrebt, jedoch ohne Erfolg.[25])

Bald indes nachdem die Manufaktur in Meißen in Gang gekommen war, brachte ein früherer Arbeiter derselben das Geheimnis nach Venedig. Der Emailleur und Vergolder Christoph Konrad Hunger hatte sich im Jahre 1717 bereit finden lassen, nach Wien überzusiedeln, wo er unter der Oberleitung von Du Paquier im folgenden Jahre die Porzellanfabrik begründen half.[26]) Mit seinen Wiener Gesellschaftern in Uneinigkeit geraten, ließ er sich durch den venezianischen Botschafter in Wien für den Plan gewinnen, in Venedig eine Porzellanfabrik zu eröffnen. In der Tat begann er im Jahre 1720 unter der Direktion von vier Nobili Porzellan zu machen, zu dessen Bereitung er sich die auf dem Grundstücke des Hammerschmiedes Schnorr zu Aue im Vogtlande gefundene Erde, die auch der Meißener Manufaktur diente,[27]) kommen ließ. Die in Venedig hergestellte Masse unterscheidet sich durch ihre glasige, sehr transparente, aber weniger weiße Beschaffenheit von der Meißener. Farbige Malereien auf Vergoldung wechseln mit Schwarzmalereien ab. Im Dekor herrschen Laub- und Bandelwerk, Chinesereien und kleine Landschaften, vor allem See- und Uferbilder vor. Die Marke ist ein Anker in Eisenrot.[28])

Hunger verließ Venedig im Jahre 1725, und es scheint, daß damit, zumal Schnorrsche Erde nicht mehr ins Ausland gebracht werden durfte,[29]) die Fabrik ihr Ende fand.[30]) Ein Aufsatz der Gothaischen Handlungszeitung von 1787, der sich mit den damaligen Fabriken echten Porzellans beschäftigt, nennt Venedig nicht mehr.[31]) Ein Bericht aber, den ein Künstler der königlichen Porzellanmanufaktur in Berlin, der Maler Ernst Clauce, der auf Kosten der preußischen Regierung eine Reise durch alle bekannteren europäischen Porzellanfabriken unternahm, dem Minister von Heinitz am 26. Mai 1791 erstattete, spricht nur von einer Fabrik in der Umgebung von Venedig. In Treviso machte man damals „une espèce de porcelaine", aber sans goût", von der gewöhnlichsten Art, in erster Linie für die Bedürfnisse der zahlreichen italienischen Kaffeehäuser.[32])

Zehn Jahre später, 1735, gelang es, in Doccia bei Florenz eine Porzellanfabrik ins Leben zu rufen. Auch sie kam erst mit Hilfe eines Deutschen, des Wiener Arkanisten Karl Wandelein, zustande. Ihr Begründer war der Marchese Carlo Ginori, und es gelang, ihre Erzeugnisse zu einer gewissen Anerkennung zu bringen. Zeitgenossen rühmen ihre Service, Ziervasen und nach der Antike modellierten Figuren von großer Lebenswahrheit.[33]) Unser preußischer Gewährsmann, vielleicht ein Sohn des hervorragenden Porzellanmalers und Vorstehers der Malerabteilung in der königlichen Manufaktur, Isaac Jacques Clauce,[34]) urteilt jedoch über sie recht abfällig. „A Florence", meint er, „la fabrique des Porcelaines aproche la fayence, en peinture ils ne font rien de goût." Die Fabrik zu Doccia soll übrigens nach der Auflösung der Anstalt in Neapel (früher Capo di Monte) deren Formen und Zeichnungen zum Teil erworben haben, so daß ihre Leistungen später bessere geworden sein mögen.[35])

Mehr Anerkennung fand bei Clauce die Anstalt, die der als Kupferstecher bekannte Giovanni Volpato etwa um die Zeit der Claueeschen Reise begründet haben dürfte. Von ihr sagt er: „à Rome Volpato a une entreprise d'une fabrique de fayence, qui font des jolies vases en biscuits, de même que quelques copies des figures antiques, mais rien pour la peinture." Gruppen von diesem Biskuit-Porzellan, mit dem vollen Namen Volpato bezeichnet, der im Jahre

---

[25]) Berling: Das Meißner Porzellan und seine Geschichte. 1900, S. 3.

[26]) W. v. Seidlitz: Die frühesten Nachahmungen des Meißner Porzellans (Archiv für sächsische Geschichte, X, 62).

[27]) Berling a. a. O. S. 27; W. v. Seidlitz a. a. O. S 65.

[28]) J. Brinckmann: Das Hamburgische Museum für Kunstgewerbe. 1894, S. 472, 473.

[29]) W. v. Seidlitz a. a. O. S. 65, 66.

[30]) Berling a. a. O. S. 35.

[31]) Nr. 37—39.

[32]) Nach den Akten der Kgl. Preußischen Porzellan-Manufaktur.

[33]) J. Brinckmann a. a. O. S 472.

[34]) Paul Seidel: Friedrich der Große und seine Porzellan-Manufaktur (Hohenzollern-Jahrbuch, 1902, S. 193 und 201) nennt als einen Sohn des Clauce sen. Louis Clauce, der ebenfalls ein geschätzter Maler war, und bietet von beiden Künstlern sehr gute Porträte.

[35]) Bruno Bucher: Mit Gunst. 1880, S. 302. (Sie sind in der Tat jetzt vorzüglich. Die Red. d. Beil.)

Digitized by Google

1803 starb, befinden sich im hamburgischen Museum für Kunstgewerbe.[36])

Die vollkommenste aller italienischen Fabriken aber nennt Clauce das Etablissement in Neapel. Er meint die ursprünglich von König Karl III. von Neapel in Capo di Monte errichtete Fabrik.[37])

Karl III. war durch seine Gemahlin, eine sächsische Prinzessin, Maria Amalia Walburga, die in ihrer Ausstattung eine große Menge Porzellan nach Neapel brachte, dazu angeregt, die Fabrikation desselben in seinem Lande anzustreben. Die zuerst im Garten des königlichen Palastes in Angriff genommenen Arbeiten wurden bald in den Park von Capo di Monte verlegt, der damals noch nicht in die Stadt einbezogen war. Der Ingenieur Ferd. Sanfelice hatte den Plan für die Gebäude aufstellen müssen, deren Errichtung im Jahre 1743 vollendet war, so daß von diesem Jahre der Beginn der Tätigkeit der Fabrik zu datieren ist.[38])

Ein in den Akten der Meißener Porzellanmanufaktur befindlicher Bericht vom 27. Mai 1746 erzählt, daß „in dem Partenopäischen Gebirge des Königreichs Neapel“ eine Porzellanfabrik errichtet werden solle; Beachtenswertes sei noch nicht zum Vorschein gekommen.[39]) Demnach mögen ihre ersten Jahre keine glänzenden gewesen sein. In der Tat brachte man im Jahre 1744 nur erst weiches Porzellan hervor, dieses freilich von besonderer Güte, so daß es dem Eierschalenporzellan der Japaner in der Erscheinung nahe kam.[40]) Es kam indes mit der Zeit anders. Die Fabrik schlug eine eigenartige und selbständige Geschmacksrichtung ein, indem die Erzeugnisse des Meeres, Muscheln, Korallen, Fische und Tange, sowohl für die Formen der Gefäße als auch für die Bemalung maßgebend wurden. Auch Tee- und Kaffeeservice mit fein modellierten und bemalten Reliefs von Nereidenzügen und anderen mythologischen Figuren gehörten zu ihren Besonderheiten.[41]) Hatte man anfangs nur kleinere Geschirre und Gefäße hergestellt, so kamen bald große Vasen, Medaillonbildnisse des Königs, Figuren und Figurengruppen dazu.[42]) Ein Preiskurant vom Jahre 1745 enthält schon sehr kostbare Stücke, zum Beispiel Tabakdosen, deren Preise bis zu 100 Dukaten steigen, und bemalte Teeservice, aus 30 Stücken bestehend, zu 265—450 Dukaten.[43])

Leider erfolgte bereits nach kurzer Dauer die Schließung der Fabrik. Karl III., bei dem Tode seines Buders, Ferdinands VI., auf den spanischen Thron berufen, nahm die Porzellanfabrik, deren Betrieb er als seine Privatangelegenheit behandelt hatte, nach Madrid mit. In Capo di Monte wurden die Oefen zerstört und nur wenige Porzellanarbeiter und -maler blieben zurück.[44])

Ferdinand IV., dem zweiten Sohne Karls III., gebührt das Verdienst, im Jahre 1772 zur Wiedereröffnung der Fabrik geschritten zu sein, die provisorisch in den Garten der königlichen Villa zu Portici verlegt wurde. Später wurde in Neapel selbst ein neues Fabrikgebäude beschafft, gleichwohl blieb der Erfolg zunächst aus.[45]) Erst mit dem Direktor Domenico Venuti seit dem Jahre 1780 kam der Umschwung. Man fertigte einen Tafelaufsatz in Biskuitporzellan, aus mehreren Gruppen bestehend, für den König von Spanien, einige Jahre später ein „Etrurisches Service“ für den König Georg III. von England, malte Service mit neapolitanischen Landestrachten, kurz Stücke, die großen Beifall und ungeteilte Anerkennung fanden.[46]) Namentlich aber tauchte seit 1783 der Gedanke auf, die Antike nachzuahmen, dessen Verwirklichung große Ausdehnung gewann. Als Karl III. nach Spanien übersiedelte, hatte er von den in Herculanum ausgegrabenen Büsten und Figuren Formen anfertigen lassen. Statt aber mitgeschickt zu werden, waren diese, in einem Gewölbe des königlichen Palastes von Portici untergebracht, dort in Vergessenheit geraten. Venuti fand sie wieder auf, ließ sie nach Neapel bringen, wo sie dann den Modelleuren und Malern als Vorbild dienten und eine neue Aera einleiteten.[47]) Fortan war es die Antike, deren bewegende Ideen die Fabrik in Porzellan wiederzugeben sich bemühte, und diese Periode ist es, über die der preußische Berichterstatter Clauce Auskunft erteilt.

Clauce rühmt, daß die Fabrik jedem Fremden zur Besichtigung zugänglich sei und nicht nach privatwirtschaftlichen Grundsätzen verwaltet werde. Der König ziehe keinen Gewinn aus dem Betriebe, und es sei nur auf Bilanzierung von Ausgabe und Einnahme abgesehen. Dabei seien die Arbeiter doch gut bezahlt. Die Fabrik beschäftige 2 Skulpteurs, 4 Dreher und 20 Maler, einschließlich der Lehrlinge. Nicht alle seien gleich gut. Der Blumenmaler sei nicht bemerkenswert, dagegen der Figurenmaler recht geschickt.[48]) Die Fabrik hätte sechs Räume für die Arbeiter und drei Oefen[49]) im Betriebe, von denen der eine für die Schmelzfarben bestimmt sei (pour le feu d'emaille). Den Rohstoff erhalte sie aus Kalabrien.

In technischer Hinsicht hätte die Fabrik alle Hilfsmittel zu ihrer Verfügung, um den höchsten Grad der Vollkommenheit zu erreichen. Die Malerräume seien mit den berühmtesten Marmorstatuen erfüllt, die der König von Neapel aus dem Palazzo Farnese habe heranbringen lassen. Was man in Pompeji und auf Capri an Antiquitäten finde, werde zusammen mit Nachbildungen in Biskuit berühmter Statuen, als Laokoon, Apollo von Belvedere, Venus von Medici, sowie Büsten und Vasen aus Herculanum in einem besonderen Museum demnächst aufgestellt werden. Die Kopien machten den Künstlern, von denen sie herrührten, alle Ehre. Clauce lobt es, daß sie dabei Hackerts[50]) Ratschlägen gefolgt wären, der sich dahin ausgesprochen habe, daß es zweckmäßiger sei, die Antike nachzuahmen, als die gegenwärtigen Künstler ihrer Erfindungsgabe zu überlassen. Diese brächten über ihren eigenen Versuchen Jahre zu und leisteten doch nur Mittelmäßiges, während eine gute Nachbildung der Antike — Statue oder Basrelief — für den Kenner wie für den Liebhaber gleich erfreulich ist, in weniger Zeit und mit weniger Kosten hergestellt werden könne.

Ueber die Malerei gibt Clauce folgende Charakteristik, die ich vorziehe, wörtlich hierher zu setzen. Er schreibt:

---

36) J. Brinckmann a. a. O. S. 473.

37) Ueber diese sind zu vergleichen: *Camillo Minieri Riccio:* La fabbrica della porcellana in Napoli a sue vicende; memoria letta all' accademia Pontaniana nella tornata del 27 gennaio 1878. Napoli 1878. Derselbe: Notizie intorno alle ricerche fatte dalla r. fabbrica della porcellana di Napoli; memoria letta all accademia Pontaniana nella tornata del 10 febbraio 1878. Napoli 1878. Derselbe: Gli artefici ed i miniatori della real fabbrica dalla porcellana di Napoli; memoria, letta nella tornata del 3 a 17 marzo 1878 Napoli 1878. *Giuseppe Novi:* La fabbricaziona della porcellana in Napoli; memoria letta nella tornata del 3 novembre 1878. Während Riccio die geschichtliche Entwicklung darstellt, geht Novi mehr auf die technische Seite ein. Nach ihnen hat Br. Bucher einen sehr guten Bericht gegeben in „Mit Gunst“, Leipzig 1886, S. 285 bis 302: Capo di Monte. Zwei Abbildungen von Porzellan aus Capo di Monte bietet Bruno Bucher, Geschichte der technischen Künste, Bd. 3, S. 530, 531, sowie *Giovanni Tesorono* in dem Aufsatze „La porcellana di Napoli e la collezione Charlesworth“ in der Zeitschrift L'Arte, Jahrgang 1901, appendice S. 13 fg.

38) Riccio, Januar-Referat, S. 6—10; Bucher a. a. O. S. 286 fg.

39) Berling a. a. O. S. 64.

40) Br. Bucher a. a. O. S. 290.

41) J. Brinckmann a. a. O. S. 472.

42) Br. Bucher a. a. O. S. 291.

43) Br. Bucher a. a. O. S. 292.

44) Riccio, Januar-Referat, S. 12—13.

45) Br. Bucher a. a. O. S. 294.

46) Br. Bucher a. a. O. S. 294.

47) Riccia, Januar-Referat, S. 18.

48) Riccia, März-Referat, S. 58, führt als Modelleure zum Jahre 1790 an: Giovanni Schettino und Michelangela Fortunato, als Gehilfe Carlo Castori; zum Jahre 1792 als Modelleur Giuseppe Naallone. Die von ihm genannten Maler sind nicht nach ihrer Spezialität unterschieden.

49) Riccia, Januar-Referat, S. 19, führt an, daß im Jahre 1790 der König den deutschen Baumeister Maximilian v. Verschaffelt mit dem Bau dreier Oefen betraut hätte (tre fornaci alla cinese), deren Ausführung zu vollkommener Zufriedenheit ausgefallen wäre.

50) Joh. Phil. Hackert, der anerkannte Landschaftsmaler, war seit 1786 Hofmaler des Königs von Neapel. Naglers Neues allgemeines Künstler-Lexikon 1837. Bd. 5 S. 486/87.

„Leurs peintures approchent celles de l'email, les couleurs se marient peu avec la glasure, sont peu unies, ils broyent leurs couleurs avec de l'huile d'aspic, leurs décorations sont de goût, en or trés simple et unies, l'or est beau luisant, leurs principaux sujets en peinture sont les costumes des contadines grecques Siciliennes, matelots, vaisseaux et ports du mer, environs du mont Vesuve, bas reliefs en sepia sur un fond vert antique en porphyre dont l'effet est assez joli, mais ils ne font ces choses que quand elles sont commandées."

Die Musterstube fand er infolgedessen nicht reichhaltig. Immer fiel in den drei Räumen, die zur Aufnahme fertiger Porzellane bestimmt waren, ihm die Figur eines jungen Fürsten auf, die aus mehreren Stücken zusammengesetzt war. (Un jeune prince du sang en biscuit de la hauteur de 24 pouces, mais de diverses pièces est remarquable.)

In dem Rufe, den um diese Zeit die Porzellanfabrik genoß, lag es wohl begründet, daß auch Professor Friedrich Rehberg, der Historienmaler,[51]) seit dem Jahre 1787, obwohl zum Professor an der Kgl. Akademie in Berlin ernannt, wieder in Italien, gleichfalls nach Neapel zur Besichtigung der Fabrik abreisen wollte, wie er in einem Schreiben an Minister v. Heinitz vom 10. Oktober 1791 meldete. „Es ist mir bekannt, daß Ew. Exzellenz", so schrieb er, „eine besondere Aufmerksamkeit auf die Vervollkommnung der Porcellainfabrik wenden und ich hoffe auch hierzu in der Folge einige Beiträge liefern zu können. Den Anfang hierinn zu machen hatte ich mir bey einer Reise nach Neapel vorgenommen, zu welcher ich Hochderoselben Genehmigung erbeten hatte." Gleichwohl kam es damals noch nicht dazu, weil der englische Gesandte am neapolitanischen Hofe, Hamilton, der bekannte Kunstfreund und Sammler, damals nicht in Neapel war. So erfolgt erst am 10. Juli 1792 ein ausführlicher Brief Rehbergs an den Minister v. Heinitz in Begleitung eines Kistchens mit den neuesten Erzeugnissen der Fabrik. Dem Briefe ist eine Rechnung eines italienischen Händlers angeschlossen, von dem Professor Rehberg die Gegenstände gekauft hat. Sie lautet wie folgt:

Per tre pezzi per digiune[52]) a carlini 15 l'uno . . .	4	50
per due tazze al Etrusco a 4 l'una	8	
per una tazza dipinta a figura dal rengo	2	
una dita a festoni		80
una tazza al Etrusco	8	

Ho ricevuto dal sign. de Federico Reiber docati 23 e gr 80 per pezzi di porcellana compratasi nella Reale Fabrica della Porzellana a Cantela.

Napoli 1 luglio 1792 Giovanni d'Emilio

Per una cassetta 20; per un rotolo e mezzo di stoppa 12.

In dem Briefe macht Professor Rehberg darauf aufmerksam, daß für die Erzeugnisse der Fabrik etrurische Verzierungen und Malereien sehr beliebt wären. Dann aber fährt er fort: „die hiesige Fabrick ohneractet der schönen Muster, die sie selbst besitzt, und die im Museo zu Portici und in mehreren Orten in Neapel zu sehen, ist noch nicht zu einem sehr hohen Grade von Vollkommenheit gelangt, sondern steht in den meisten Stücken der Berlinischen nach." Immerhin war doch kürzlich eine etrurische Vase von besonderer Größe angefertigt worden, die der König von Neapel dem Fürsten Poniatowsky geschenkt hatte und die 450 neapolitanische Scudi gekostet hatte.

Ueber die nach Berlin geschickten Porzellane äußert sich Prof. Rehberg dahin, daß die weißen Milchkannen nach antiken Formen hergestellt sind. Damit waren wohl die Stücke des Frühstückgeschirres gemeint. Eine der beigelegten Tassen kostete eigentlich acht Dukaten, doch hatte er sie bedeutend billiger erstanden, „weil sie in Ansehung der braunen Farbe mißraten war". „Die andere bloß schwarz und weiße," fährt er dann fort, „scheint mir eine glücklichere Form zu haben als die seit geraumer Zeit beliebte gerade Form und wird auch itzt schon üblicher als jene." Im übrigen hatte Professor Rehberg feinere Tassen mit mehr Vergoldung, als er schickte, gesehen, die bis zu zwölf Dukaten kosteten, „unter denen aber keine mir interessant und geschmackvoll genug geschienen, da ohnedem in der Feinheit der Verarbeitung der Erde, in der Güte an Vergoldung und auch in der sauberen Ausführung der Malereyen diese Fabrik der Berlinschen weit nachstehen muß, wie mir geschienen".

Weiter fährt er dann in der Wiedergabe des Gesehenen fort:

„Noch werden viele mit Landschaften aus der Gegend von Neapel verfertigt, von denen ich keine beygelegt, da sie in Berlin bekannt genug seyn werden, indem ich bey Sr. Durchlaucht dem Herzoge von Curland ein completes Service gesehn. Auch verziehrt man itzt die Porcellane mit Vergoldung und bloß grau in grau gemalten Basreliefs nach der Antike, welches mir aber keinen sehr angenehmen Effekt zu machen geschienen Mit Vergoldung verziert und mit einzelnen Figuren oder auch Gruppen in bunten Farben, auf weißen Grund, gemalt, welche aus den Figuren genommen, die in Pompeji oder Herculanum gefunden, und sich in dem Wercke von Hercolano befinden, habe ich sehr schöne Porcellane gesehen, die aber nicht anders verkauft werden sollten, als mit allen den Stücken zusammen, die ein Dejeuné ausmachen.

Was die Malereyen überhaupt betrifft, so habe ich in den Verziehrungen gefunden, daß man sich fast keiner anderen Farben bedient als schwarz und Gold oder braun und Gelbroht nach dem Hetrurischen Style, daher ich denn auch von den Zeichnungen, die ich verfertigt, keine illuminieren können. Auf Tellern Schüsseln, Schalen, Kannen und andern Gefäßen habe ich nichts gefunden, daß sich nicht aus den Tassen und aus den Zeichnungen, die ich verfertigt, abnehmen ließe."

Diesem offenbar für die Techniker und Künstler an der Berliner Manufaktur gewiß lehrreichen Brief folgte nach einiger Zeit ein anderer kürzerer, der auf wahrscheinlich unterdessen an ihn ergangene ministerielle Wünsche Bezug nimmt. Er lautet:

Hochgebohrner Freyherr!

Hochgebietender Herr Staatsminister!

Gnädiger Herr!

Ew. Excellenz Befehl gemäß habe ich mich bemüht so viel es mir möglich gewesen Zeichnungen von Formen sowohl als Verziehrungen zu Gefäßen verschiedener Art zu sammeln, welche für die Porzellan Fabrick nützlich seyn könnten und welche ich hier die Ehre habe Hochdenenselben zu überschicken. Ich habe selbige sowohl nach antiken Gefäßen gezeichnet als auch nach solchen, die in den Faiance- und Porcellanfabricken zu Neapel verfertigt werden und vorzüglich solche gewählt, die zum Gebrauche nützlich sind. In Ansehung der Wahl der Farben ist in den Neapolitanischen Fabricken nicht vieles zu bemercken, indem fast keine andere als vergoldete oder einfärbige Zierrahten angewendet werden oder nach Art der Hetrurischen Vasen so wie Ew. Excellenz aus den überschickten Proben sehn werden.

Von solchen Vasen, welche nicht zum Gebrauche sondern nur zur Zierde dienen werden Hochdieselben in dem Wercke welches von der Sammlung des Englischen Ministers in Neapel, des Herrn Chevalier Hamilton gemacht wird, verschiedne finden. Dieses Werck wird nun bald erscheinen und werde nächstens den ersten Theil Ew. Excellenz zu übersenden sowie Hochdieselben mir längst den Befehl gegeben, die Ehre haben.

Ich hoffe, daß mein Gemälde vom Hylas, welches ich im April Monate nebst den Zeichnungen des Herrn Pietro de Regis sowohl als die Porcellane, welche ich auf Ew. Excellenz Befehl von Neapel aus im Juni abgeschickt

[51]) Fr. Rehberg war nach Rom gegangen, um daselbst einer zu errichtenden preußischen Kunstschule vorzustehen. Dieses Projekt kam nicht zur Ausführung, Rehberg aber blieb in Rom und begab sich später nach Neapel, wo das Haus von William Hamilton einen Sammelplatz der geistreichen Gelehrten und Künstler bildete. Naglers Künstlerlexikon, Bd. 12, S. 373.

[52]) Frühstücksgeschirr.

Digitized by Google

habe, wohl überkommen seyn mögen und habe die Ehre in tiefstem Respecte zu verharren

Ew. Excellenz

unterthänigster

Friedrich Rehberg.

Rom d. 7. Novbr. 1792.

Die Marke der neapolitanischen Porzellane war **während** der ersten Periode, als sich das Etablissement in Capo di Monte befand, durch bourbonische Lilien dargestellt. Chaffers führt sieben verschiedene Marken an, von denen indes nach Buchers Meinung einige nach Madrid gehören.[53]) In der Zweiten Periode, d. h. seit dem Jahre 1772, markierte man entweder mit einem N (Napoli) oder mit RF (Real Fabbrica) oder FRF (Fabbrica Reale Ferdinandea) in Eisenroth.[54])

Die französische Okkupation und die Einsetzung einer republikanischen Regierung im Jahre 1799 brachte der Fabrik einen neuen Stillstand.[55]) Nach der Rückkehr des Königs im Oktober des Jahres 1799 wurde sie zwar wieder in Betrieb gesetzt, aber wenn auch noch verschiedene wertvolle Stücke angefertigt wurden, die Blütezeit war doch vorüber.[56]) Im Jahre 1807 wurden die Arbeiter verabschiedet und die ganze Fabrikeinrichtung an eine anonyme Gesellschaft verkauft, die indes es nicht mehr zu einer nennenswerten Wirksamkeit brachte.[57])

53) Br. Bucher a. a. O. S. 293.

54) Br. Bucher a. a. O. S. 294, J. Brinckmann a. a. O. S. 473.

55) Ricco, Januar-Referat, S. 20; Root a. a. O. S. 503, wo auch von den weiteren Schicksalen der Entlassenen die Rede.

56) Z. B. wurde im Jahre 1802 eine Bouillonschale angefertigt, die nebst Etui einen Wert von 151 Dukaten hatte und dem General Murat geschenkt wurde. Auch Medaillons mit dem Bildnisse des Kaisers und verschiedene Gruppen wurden im Jahre 1806 hergestellt. Br. Bucher a. a. O. S. 301—302.

57) Ricco, Januar-Referat, S. 21; Root a. a. O. S. 455.

Bücher und Zeitschriften.

Die technische Mechanik. Elementares Lehrbuch für mittlere maschinentechnische Fachschulen und Hilfsbuch für Studierende höherer technischer Lehranstalten von P. Stephan. Erster Teil: Mechanik starrer Körper. VIII und 344 Seiten, mit 255 Figuren im Text. Leipzig 1904, bei B. G. Teubner.

Das vortreffliche Lehrbuch der technischen Mechanik, das wir an dieser Stelle nur kurz anzeigen wollen, wendet sich in erster Linie an die Studierenden der technischen Hoch- und Fachschulen und kann wegen der klaren und übersichtlichen Darstellung des Stoffes den Studierenden des Maschineningenieurfaches in der Tat auch wärmstens empfohlen werden. Referent glaubt aber, daß auch der in der Praxis stehende Maschineningenieur einzelne Kapitel des vorliegenden Buches mit recht großem Nutzen nachlesen wird. Denn gerade jene Klippe, der mancher Praktiker erfahrungsgemäß gern aus dem Wege geht — die Anwendung der Differential- und Integralrechnung nämlich — hat Verfasser in seinem Buche gänzlich zu umgehen gewußt, indem er ohne wesentliche Einbuße an Vollständigkeit, bei sämtlichen Entwicklungen nur dasjenige Maß mathematischer Kenntnisse vorausgesetzt hat, welches an unseren Mittelschulen gegenwärtig wohl ausnahmslos bei den Abgangsprüfungen verlangt wird. Besonders erhöht wird die Brauchbarkeit des Buches, für den Studierenden wie für den Praktiker, überdies durch die sehr zahlreichen, vollständig durchgerechneten Beispiele. Der wohl bald zu erwartende „zweite Teil" wird hauptsächlich die Festigkeitslehre sowie die Mechanik der flüssigen Körper behandeln.

-rt

n. **Zur ostfriesischen Geschichte.** Von dem Aufschwung der historischen Studien in Ostfriesland, von dem vor einiger Zeit berichtet wurde, läßt sich heute Neues vermelden. Zunächst erschien von den „Abhandlungen und Vorträgen zur Geschichte Ostfrieslands" ein drittes Heft: „Die Bedeutung des Hauses Cirksena für Ostfriesland" (Aurich, Friemann) von Dr. Heinrich Reimers. Daß sich dort im äußersten Nordwesten Deutschlands ein einheimisches Fürstentum bildete, das unter höchst eigentümlichen und schwierigen Existenzbedingungen etwa 300 Jahre bestand, ist ein bemerkenswertes Faktum, das neuerdings bis über Deutschland hinaus die Aufmerksamkeit von Forschern erregt hat. Die vorliegende, gewandt und klar geschriebene Abhandlung untersucht mit großer Umsicht und Sorgfalt, welche Bedeutung das Ganze dieses 1744 erloschenen Hauses für sein Land gehabt hat. Diese Bedeutung lag, so wird gezeigt, vor allem darin, daß Ostfriesland, das öfter zwischen Osten und Westen schwankte, endgültig bei Deutschland blieb. Zunächst war es wiederholt nahe daran, eine burgundische Provinz zu werden, später übten die Niederlande mit ihrer glänzenden Entwicklung eine Anziehungskraft, das Haus Cirksena hat Ostfriesland gegen die drohende Losreißung von Deutschland geschützt. Inneren Frieden freilich hat es ihm nicht gebracht, da einen solchen die schon seit dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts beginnenden unaufhörlichen Streitigkeiten zwischen dem Fürstenhause und den Landständen nicht aufkommen ließen. Ihre Untersuchung läßt bei dem Hineinspielen der allgemeinen Politik in diese Fragen manche Blicke in die Gesamtverhältnisse der behandelten Zeiten tun. Ferner sei mitgeteilt, daß eine Herausgabe der älteren ostfriesischen Geschichtschreiber, mit finanzieller Beihilfe der preußischen Regierung und der ostfriesischen Landschaft, jetzt in sichere Bahnen geleitet ist; dem Vorstande des Auricher Archivs, Archivrat Dr. Wachter, gebührt aufrichtiger Dank für die Anregung und Leitung dieser wichtigen Aufgaben.

Der Sagenkreis vom geprellten Teufel. Von August Wünsche. Leipzig und Wien. Akademischer Verlag. 1905. 128 S.

Unter den Wanderstoffen der Volksmythologie und Volkstheologie gebührt der Sage vom geprellten Teufel ein besonderes Interesse wegen der offensichtlichen Vorliebe, mit der der deutsche Volkshumor sich dieses Gegenstandes bemächtigt und ihn in den verschiedensten Formen und mit wechselnden örtlichen Zutaten dargestellt hat. Lassen diese verschiedenen Formen auch den Kern der Sache, daß nämlich dem Gottseibeiuns im letzten Augenblick das erhoffte Opfer durch geistliche Hilfe oder eine weltliche List aus den Händen schlüpft, ziemlich gleichmäßig hervortreten, so bringen sie doch genügend Mannigfaltigkeit und Abwechslung in diese Untersuchung, um so mehr als in den einzelnen Sagentypen sich vielfach unterschiedliche Züge der versunkenen germanischen Götterwelt und christlich-mythischer Vorstellungen niedergeschlagen haben. Der Verfasser der vorliegenden Studie hat die Sage vom geprellten Teufel mit großem Fleiß nach diesen ihren beiden Ursprungsquellen und in ihren typischen Formen — der geprellte Teufel als Baumeister, als Freiersmann, als Helfer der Menschen in allerlei Notlagen und Anliegen, der dumme Teufel und der kluge Schmied (in dem natürlich eine Erinnerung an den Donnergott Thor steckt) — und sonstigen Verzweigungen verfolgt, das größere oder geringere Alter der einzelnen Sagen, ihr Ursprungsgebiet, ihre Beziehungen zur deutschen bezw. nordisch-germanischen Mythologie und selbst zu babylonischen Vorstellungen festzustellen gesucht und ebenso das Nachklingen dahin gehörender Vorstellungen in der theologischen nud weltlichen Literatur des Mittelalters festgestellt. Eine Studie zur jüdischen Lehre vom Teufel im talmudischen Zeitalter macht den Beschluß. Bei seiner volkstümlichen Darstellungsart wird das Buch, von dem einzelne Abschnitte übrigens seinerzeit in dieser Beilage erschienen sind, den Kreisen, die den Bemühungen und Ergebnissen der „Folkloristik" Interesse entgegenbringen, gewiß willkommen sein. Eine kleine Berichtigung möchten

Digitized by Google

wir zu S. 11 nicht unterdrücken, indem die dort erwähnte Burg Franz von Sickingens, bei der der Teufel und der Ritter Würfel spielten, nicht bei Landshut, sondern bei Landstuhl gelegen ist. —i—

Allgemeine Rundschau.

Der Einfluß des Höhenklimas auf das Blut.

Die uralte Vorstellung von der außerordentlich günstigen Einwirkung des Höhenklimas auf den menschlichen Organismus ist wissenschaftlich erst Anfang der 80er Jahre des vergangenen Jahrhunderts auf die ihr zugrunde liegenden Momente zurückzuführen versucht worden. Und zwar war es der Physiologe Paul Bert, der nachmalige französische Minister, der 1882 die auffallende Beobachtung machte, daß das Blut von Menschen und Tieren, die sich in La Paz, der Hauptstadt von Bolivia, 3700 Meter über dem Meeresspiegel, aufhielten, eine ganz ungewöhnlich große Fähigkeit für die Aufnahme von Sauerstoff besaß. Er hielt diese Erscheinung für das Resultat einer allmählich erworbenen Anpassung an die verdünnte Luft dieser Höhen, die sich von Generation zu Generation fortgeerbt hatte. Weitere Untersuchungen zeigten nun, daß die Ursache dieses erhöhten Absorptionsvermögens auf einer Vermehrung der roten Blutkörperchenzahl beruht, und daß diese letztere schon bei ganz geringen Höhendifferenzen auftritt. Der Nachweis also, daß im Hochgebirge eine Vermehrung der roten Blutkörperchen erfolgt, wurde zu einer unbestrittenen physiologischen Tatsache, nur fragte es sich, wie diese Blutveränderung zu erklären ist. Und darüber haben jüngste Untersuchungen die lange bestehenden Zweifel gelöst. Ursprünglich hatte man angenommen, daß die Blutkörperchenvermehrung auf einem Neubildungsprozeß beruhe, und daß in dieser Reaktion eine Anpassung des Organismus an den verminderten Luftdruck zu erblicken sei; andere Beobachter wiederum erklärten das Phänomen mit einer Eindickung des Blutes, bedingt durch eine vermehrte Wasserverdunstung des Körpers. Der neueste und wahrscheinlichste Erklärungsversuch dieses außerordentlich feinen, physiologischen Reaktionsprozesses rührt von dem Baseler Physiologen Bunge her. Der Zweck der Blutkörperchenvermehrung und damit auch des Blutfarbstoffes ist offenbar der, den Folgen des verringerten Sauerstoffdruckes entgegenzuwirken. Das wird erreicht, indem in der Zeiteinheit mehr Blutfarbstoff die Lungenkapillaren passiert. Mit anderen Worten, im Höhenklima besitzen die Blutgefäße eine andere Spannung als in der Ebene, sie sind im Hochgebirge stärker kontrahiert. Der Wert dieser Theorie konnte nur durch weitere Experimente ergründet werden; zu diesem Zwecke wurden Kaninchen und Ratten nach Würfen so gesondert, daß je die Hälfte des Wurfes in Basel (266 Meter über dem Meer) verblieb, während die andere Hälfte nach St. Moritz (1870 Meter ü. M.) verbracht wurde. An beiden Orten wurden nun Blutkörperchenzahl und Blutfarbstoffmenge bestimmt, mit dem Ergebnis, daß beide Bestandteile sofort nach der Ankunft in St. Moritz ganz bedeutend angestiegen waren. Bei der Rückkehr nach Basel dagegen gingen beide rasch wieder zurück. Als man aber weiter dann zur Erklärung dieser Tatsachen ebenfalls auf dem Wege des Experimentes schritt, zeigten die Versuchsresultate, daß keine der bisher aufgestellten Theorien für sich allein zur Deutung dieser Vermehrung der Blutkörperchen wie des Blutfarbstoffes im Hochgebirge ausreichte. Nicht ein Faktor ist wirksam, sondern mehrere und verschiedene Komponenten, wie die Eindickung des Blutes, eine stärkere Spannung der Gefäße vor allem treten aller Wahrscheinlichkeit nach zusammen, um den Effekt auszulösen. Damit ist eine alte Streitfrage, die bis in die jüngste Zeit hinein spielte und den Aufenthalt im Hochgebirge mit seinen unzweideutigen gesundheitlichen Vorzügen auf die Veränderung des Milieu, die reinere Luft und wie die Faktoren alle hießen, gesetzt wissen wollte, dahin entschieden, daß der bloße Aufenthaltswechsel von Ebene zur Höhe imstande ist, Veränderungen des Blutes herbeizuführen, die von wesentlichster Bedeutung für alle Funktionen des Körpers sind, und in denen man wohl den mächtigen Einfluß des Aufenthaltes im Hochgebirge zu erblicken hat.

Mannheim. Dr. Marcuse.

Archäologische Entdeckung in Peru.

C. K. Die Universität von Kalifornien hat kürzlich eine der größten und wertvollsten Sammlungen peruanischer Altertümer erworben, die es überhaupt in den Vereinigten Staaten gibt. Obwohl sie an Zahl von der Berliner Sammlung übertroffen wird, so ist sie doch unerreicht in der Seltenheit und dem Alter der vorhandenen Stücke und von höchster Wichtigkeit durch die Belehrung, die sie den Archäologen über die Kulturstufe, Kleidung, Sitten und Gebräuche der frühen Völker gibt, die vor dem Aufblühen der Inka-Dynastie die Küstengegenden Perus inne hatten. Die schöne Sammlung ist das Resultat der Ausgrabungen und Forschungen, die Dr. Max Uhle im Jahre 1901 begann. Uhle behauptet, nach einem Bericht des Scientific American, daß die kunstvollsten und reifsten Funde dieser Gräber aus einer Zeit stammen, die 2500 Jahre vor dem Beginn der Inka-Dynastie liegt, daß also, da man die Herrschaft der Inka heute mit dem Jahre 1602 n. Chr. anfangen läßt, etwa um 1500 v. Chr. schon eine hohe Kultur in Peru entwickelt gewesen sein muß. Ob diese Behauptung sich als wahr erweist, werden erst weitere Ausgrabungen in den noch wenig durchforschten Küstengebieten Perus erhellen können; vorläufig ist die Folgerung Uhles nicht abzuweisen, daß etwa um 1500 v. Chr. ein starkes unternehmungslustiges Volk von Norden her in das Land eindrang und sich durch Eroberung oder bloße Besitzergreifung darin festsetzte, indem es seine Gebräuche, Gesetze und Künste hier heimisch machte; dieses Volk wäre dann 2500 Jahre später von den Inkas unterworfen und ihre Eigenart von den Eroberern völlig aufgesogen und zu nichte gemacht worden. Die nun wieder aufgedeckten Tempel, Befestigungen und sonstigen Bauten haben manche Ueberraschung gewährt, da die fein abgewogenen Verhältnisse und die vielfach reich dekorierten und ausgezierten Fassaden eine bedeutende Höhe des Architekturstils und eine große Feinheit der skulpturalen Ausschmückung verrieten. Die Mauern der Tempel sind massiv aufgerichtet und haben jene Form, die die Griechen „kyklopisch" nannten. Die Steine sind mit außerordentlicher Geschicklichkeit ohne jegliche Anwendung von Mörtel aneinandergefügt. Bei zahlreichen tönernen Gebrauchsgegenständen finden sich Bildnisse, die auf den Versuch einer Porträtähnlichkeit schließen lassen. Goldene, silberne und kupferne Schmucksachen und Verzierungen zeigen Geschicklichkeit im Bearbeiten des Metalls. Wollene Kleider, in fein nüancierten Farben und mit anmutigen Mustern gewoben, verraten einen guten Geschmack und eine sorgfältige Ausbildung in der Webekunst. Die bemalten Vasen und Gefäße sind Beweise großen malerischen Talentes, während die Geräte des Haushalts und Komforts viel Erfindung und praktischen Sinn verraten. Schlachten zwischen Peruanern und ihren Feinden sind auf einigen der großen Tongefäße mit vieler Anschaulichkeit und zeichnerischer Kraft aufgemalt, wobei die damals gebrauchten Waffen sehr genau dargestellt sind. Die Toten wurden einbalsamiert und haben sich entweder durch irgend eine chemische Imprägnierung oder vielleicht auch durch die außerordentliche Trockenheit der Gegend, in der es fast nie regnet, vorzüglich erhalten. Dem Toten wurden die wertvollsten und liebsten Gegenstände, die er besessen, mit ins Grab gegeben, und sie bieten nun dem Archäologen das wertvollste Bild der verschiedenen Kulturstufen. Es lassen sich auch in diesen Gräberstätten verschiedene streng gesonderte Lagen und Schichten erkennen, denen Uhle ein besonders sorgfältiges Studium gewidmet hat. Nach seiner Ansicht stellt sich in den Produkten der tiefsten und frühesten Schicht eine höhere künstlerische Fertigkeit dar als in allen darüberliegenden Schichten und wird immer geringwertiger bis zur letzten, der fünften Schicht, die einen gewissen Höhepunkt der Verschlechterung vorführt. Uhle nimmt an, daß jede von den Schichten eine Periode von etwa 500 Jahren repräsentiere.



Digitized by Google

Kleinere Mitteilungen.

* Der Justinus Kerner-Verein in Weinsberg, der sich im Januar d. J. zunächst aus Einwohnern der freundlichen Kernerstadt gebildet hat, wendet sich jetzt mit einem Aufruf an die Oeffentlichkeit. Der Verein will, um der Pflege dankbarer Erinnerung an Justinus Kerner in Weinsberg einen bleibenden Mittelpunkt zu schaffen, die nötigen Mittel aufbringen, um 1. die Heimstätte, in der Justinus Kerner zu Weinsberg gewirkt hat, unter seinen Schutz zu nehmen, 2. die Gegenstände zu sammeln, die mit der Person und dem Schaffen des Dichters, mit seiner Familie und seinem Freundeskreise im Zusammenhange stehen, und 3. die Kenntnis der dichterischen Schöpfungen Justinus Kerners und seines Freundeskreises zu fördern und die hierfür erforderlichen Unternehmungen ins Leben zu rufen. Dem Verein ist bisher schon das Vorkaufsrecht auf das Kernerhaus, auf die schöne Parkanlage mit dem Alexanderhäuschen, das Lenaus Aufenthalt war, ferner auf den im Kernerhause vorhandenen Nachlaß Justinus Kerners von Theobald Kerner eingeräumt worden. Der Jahresbeitrag beträgt 2 Mark. Der Vorstand besteht aus neun Weinsberger Herren; Beiträge und Mitgliedserklärungen sind an den königlichen Bezirksnotar Geyer in Weinsberg zu richten.

* Aus Thüringen. Am letzten Samstag wurde in Anwesenheit von Vertretern der preußischen, anhaltischen, thüringischen Regierungen die großherzogliche Forstlehranstalt in Eisenach in feierlichem Aktus durch den weimarischen Finanzminister Dr. Hunnius im Auftrag des Großherzogs von Sachsen zum Range einer Forstakademie erhoben. Der derzeitige Direktor der Anstalt, Geh. Oberforstrat Dr. Stötzer, wurde zum Oberlandesforstmeister, und, wie bereits mitgeteilt, der erste Lehrer Forstrat Matthes von der Jenaer Universität zum Dr. phil. honoris causa promoviert.

* Denkmalpflege. Zu Mitgliedern der hessischen Denkmalschutzkommission sind die Herren J. Haller, ordentlicher Professor an der philosophischen Fakultät der Universität Gießen, Dr. B. Müller, Denkmalspfleger für die Altertümer und Assistent der Kunst- und Historischen Sammlung des Museums zu Darmstadt, Dr. E. Anthes, Professor am neuen Gymnasium zu Darmstadt, bestellt worden.

* Zu der 10. Internationalen Versammlung der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung, die vom 11. bis 15. September in Hamburg stattfindet, ist uns jetzt die Einladung und Tagesordnung zugeschickt worden. Es werden Vorträge von Prof. Prins (Brüssel) über die Schwierigkeiten des Strafproblems der Gegenwart, Regierungsassessor Dr. Lindenau (Berlin) über das internationale Verbrechertum, Professor Liszt über die Behandlung der vermindert Zurechnungsfähigen, Professor van Hamel über vergleichende internationale Kriminalistik, die Rehabilitation von Untersuchungsrichter G. Le Poittevin (Paris), Professor Foinitzky über die Aufhebung der strafrechtlichen Folgen des Rückfalls u. a. m. angekündigt. Anmeldungen zur Teilnahme an dem Kongreß und Anfragen wegen Wohnung sind an Dr. Ruperti, Hamburg, Große Bleichen 64, alle weiteren, den Kongreß betreffenden Anfragen an Rechtsanwalt Dr. W. Bintz in Hamburg, Börsenbrücke 2, zu richten.

Hochschulnachrichten.

* Bonn. Seinen 70. Geburtstag feiert am 8. Juni der Dozent für Bienenzucht an der kgl. landwirtschaftlichen Akademie Poppelsdorf Urban Weißweiler. Zuerst durch 43 Jahre als Lehrer in Dransdorf, im Stadtkreis Bonn, tätig, wurde Weißweiler im Sommer 1895 als Lehrer für Bienenzucht an die Poppelsdorfer Akademie berufen.

* Jena. Die neue Nervenklinik der hiesigen Universität wird in etwa vier Wochen eröffnet werden.

hc. Leipzig. Das 25jährige Jubiläum als akademischer Lehrer feiert am 9. Juni der Professor der Geschichte Geheimer Hofrat Dr. Karl Lamprecht. Am 25. Februar 1856 zu Jessen bei Wittenberg als Sohn eines Pfarrers geboren, studierte Lamprecht an den Universitäten Göttingen, Leipzig und München und promovierte am 3. Mai 1878 in Leipzig mit „Beiträgen zur Geschichte des französischen Wirtschaftslebens im 11. Jahrhundert". Zwei Jahre später, am 9. Juni 1880, habilitierte er sich mit einer Studie über Dietrich Engelhus an der Universität Bonn, von wo er im Februar 1890 nach Marburg und im Dezember des gleichen Jahres nach Leipzig berufen wurde.

hc. Rostock. Der bisherige Professor an der Leipziger Universitäts-Kinderklinik Dr. Hermann Brüning hat sich mit der Schrift: „Beiträge zur Lehre der natürlichen und künstlichen Säuglingsernährung, letztere mit besonderer Berücksichtigung der Ueberlegenheit der rohen oder der gekochten Milch" an der hiesigen Universität für das Fach der Kinderheilkunde habilitiert.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. Max Schermann: Der Erste Punische Krieg im Lichte der Livianischen Tradition. Ein Beitrag zur Geschichtschreibung des Livius und seiner Nachfolger. Tübingen 1905. Verlag der H. Lauppschen Buchhandlung. 120 S. — Gustav Karpeles: Literarisches Wanderbuch. (Neue Folge. Slawische Wanderungen.) Berlin 1905. Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 316 S. — Programm des religiösen Protestantismus in der heutigen sozialen Krisis. Mit einer authentischen Darstellung des letzten Verhältnisses Döllingers zu Rom, den Altkatholiken, Jesuiten und Redemptoristen. Zeitz. C. Brendel. 39 S. — Aktenstücke zur Angelegenheit des Pfarrers D. M. Fischer an der Markusgemeinde in Berlin. Herausgegeben vom Vorstande des deutschen Protestantenvereins. Berlin 1905. C. A. Schwetschke u. Sohn. 51 S. — Bernard Shaw: Ein Teufelskerl. (Der Teufelsschüler.) Histor. Komödie in 3 Akten. Deutsch v. Siegfried Trebitsch. Stuttgart u. Berlin 1905. J. G. Cotta Nachf. 15 S. — Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Kriegsministers Grafen v. Roon. (Vollständig in 14 Lieferungen. Zweite Lieferung.) Berlin 1905. Eduard Trewendt. — Deutsche Liebesbriefe aus neun Jahrhunderten. Gesammelt, eingeleitet und mit einem erklärenden Anhang herausgegeben von Dr. Julius Zeitler. Leipzig 1905. Julius Zeitler. 468 S. — v. Zepelin, Generalmajor a. D.: Die Insel Sachalin. Berlin 1905. E. S. Mittler u. Sohn. 18 S. — Hauptmann Aubert, kommandiert beim Grossen Generalstab: Der russisch-japanische Krieg bis zum Fall von Port Arthur am 2. Januar 1905. Ebenda 1905. 39 S. Rabbiner Dr. Joseph Eschelbacher: Das Judentum und das Wesen des Christentums. Vergleichende Studien. (Schriften, herausgegeben von der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums in Berlin.) Berlin 1905. M. Poppelauer. 170 S. — Rechtsanwalt Robert Vonschott: Zur Reform des deutschen Strafprozesses. (Frankfurter Zeitgemässe Broschüren. Neue Folge herausgegeben v. Dr. Joh. Mich. Raich. Bd. XXIV. Heft 8.) Hamm i. W. 1905. Breer u. Thiemann. — Karl René, Direktor d. Kamerun-Eisenbahnsyndikats: Kamerun und die deutsche Tsâdsee-Eisenbahn. Unter Benutzung amtlichen Materials. Mit 37 Textbildern, 22 Tafeln und 3 Karten. Berlin 1905. E. S. Mittler u. Sohn. 251 S. — Festschrift zur Hochzeit des Kronprinzen-Paares. Die Erziehung der Hohenzollern vom Grossen Kurfürsten bis zur Gegenwart. Für das deutsche Volk, für Schule und Haus von Karl Neumann-Strela. Oldenburg 1905. Gerhard Stalling. 210 S.

Digitized by Google

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Abhandlungen von Karl Chr. Planck.*)

Wem in empfänglicher Jugend, wo Kopf und Herz noch fähig sind, sich einem System gefangen zu geben, ein glücklicher Zufall Karl Chr. Plancks „Weltalter“ oder „Das Testament eines Deutschen“ in die Hände gelegt hat, der hat etwas gespürt von dem spekulativen Rausch, den eine spätere philosophische Generation an den Schülern Hegels meist belächelt, manchmal vielleicht auch beneidet hat. Der alte Abgrund zwischen Natur und Geist war hier überbrückt, alle Hauptgestalten der Natur waren als notwendige Durchgangspunkte erkannt, durch die sie ihrer Vollendung, dem Geist, entgegenstrebt; alle Formen und Phasen der Kultur als notwendige Seiten und Stufen der Selbstverwirklichung des Geistes; und aus dessen mit voller Schärfe erfaßtem psychologischen Wesen ergab sich das praktische Gesetz seiner mit sich selbst versöhnten Wirklichkeit im Reiche des Sittlichen wie in den Gebieten des Rechts, der Kunst und der Wissenschaft.

Aber die weite Geltung, die einst die Hegelsche Philosophie in Deutschland und Europa gewonnen hatte, vermochte das letzte große System der spekulativen Philosophie niemals zu erringen. Allzu schwer lastete die Ungunst der Zeit auf seinem Schöpfer. Schon der äußerliche Umstand ist charakteristisch, daß die „Weltalter“, deren Druck zu Anfang des Jahres 1848 begonnen wurde, erst die Stürme der beiden folgenden Jahre vorüber brausen lassen mußten, ehe sie das Licht der Oeffentlichkeit erblickten.

Vor allem aber war es Planck nicht vergönnt, seine Lehre der studierenden Jugend vom Katheder herab verkündigen zu dürfen; die nächsten Jahre der Reaktion waren nicht geeignet, einem unerschrockenen, freien Denker eine erfolgreiche akademische Laufbahn zu eröffnen. Als Dreißigjähriger hatte er ein System geschaffen, das die Selbständigkeit und schöpferische Kraft seines philosophischen Denkens glänzend bewies — ein System, das im einzelnen wohl noch weiter auszubauen, in den Prinzipien aber auch in jahrzehntelanger unermüdlicher Gedankenarbeit nicht zu korrigieren war. Nun mußte der 35jährige Privatdozent mit Verzicht auf den Beruf, für den er, wenn einer, geschaffen war, nach Absolvierung eines philologischen Staatsexamens sich eine Lebensstellung an einem Gymnasium suchen. Und wenn er auch nach fünfzehnjähriger Tätigkeit in Ulm ein Lehramt an dem niederen theologischen Seminar in Blaubeuren erhielt, wo er die jungen Leute auf das Universitätsstudium vorzubereiten hatte, ein Ersatz für die akademische Wirksamkeit konnte ihm das nicht sein; und als im Jahre 1877 nach dem Rücktritt seines ehemaligen Lehrers Reiff seine letzte Hoffnung, dessen Nachfolger auf dem philosophischen Lehrstuhl in Tübingen zu werden, enttäuscht worden war, da war das Schicksal seines Lebens entschieden, sein Denken ist ein einsames, äußerlich erfolgloses Ringen von tieftragischem Ernst geblieben. Denn ob er auch die Ergebnisse seiner Geistesarbeit in immer allseitigerer Ausführung in die Welt gehen ließ, kein Echo kam ihm aus der Mitte des Volkes zurück, dessen innerste schaffende Kraft er in sich lebendig fühlte.

Und doch war er nicht etwa ein stiller Stubengelehrter, der, dem Leben seiner Zeit entfremdet, nur in der Ewigkeit des reinen Gedankens gelebt hätte; er hat von Anfang an das realistische Streben der neuen Zeit erkannt und meinte mit seinem eigenen wissenschaftlichen Schaffen ihm nur freie Bahn zu brechen und sein wahres Ziel zu zeigen. Ein System des reinen Realismus wollte seine Philosophie sein. Wenn das zu Ende gehende Weltalter überall darin gefehlt hatte, daß es der Wirklichkeit Gewalt antat, indem es seine praktischen Zwecke in die Erklärung der Welt hereintrug und das ideale Gesetz des Geistes in falscher Unbedingtheit zum Grund und Gesetz der Wirklichkeit machte, so strebte Planck nach dem unabhängigen Gesetz des Seins, nach seiner rein natürlichen Gesetzmäßigkeit und Bedingtheit. Ueberall legt er denn auch, ob er rein theoretisch das Wesen der geistigen Funktionen bestimmt, ob er das praktische Gesetz der menschlichen Bestimmung entwickelt, den Nachdruck auf die Seite der natürlichen Bedingtheit auch des geistigen Lebens; und so verstehen wir, daß in seiner praktischen Philosophie das Recht eine hervorragende Rolle spielen mußte, dem er die Aufgabe zuweist, die äußeren Bedingungen für die sittliche Bestimmung aller zu schaffen. Damit hatte das Recht freilich eine neue Bedeutung erhalten, und das ist ein zweiter unterscheidender Zug seines philosophischen Strebens; eben indem er die natürlichen Voraussetzungen alles geistigen Lebens und Wesens betonte, hat er die natürlichen Lebensgebiete gerade als Bedingungen des Geistes zu höherer menschlicher Würde erhoben. Wie ihm die Natur selbst zur geheiligten Heimat und Wiege des Geistes wurde, so ward ihm das Recht der lebendige Leib des sittlichen Bewußtseins, ohne den dieses schwach und unkräftig bleiben muß. So sehr Planck also auf der einen Seite dem praktisch-realistischen Streben der Zeit entgegenkam, suchte er es doch in allen Stücken mit höherem menschlichen Gehalt zu erfüllen. Darum war seine erste Arbeit nach der Vollendung der „Weltalter“ die Ausführung seiner rechtsphilosophischen Anschauungen in dem „Katechismus des Rechts“. Und diese Rechtsphilosophie war in ausgesprochenem Gegensatze zu der Hegels nicht etwa der vollständige begriffliche Ausdruck des geschichtlichen Zustandes, nicht die graue Ab-

*) Deutsche Geschichte und deutscher Beruf. Aufsätze und Reden von K. Chr. Planck. Zur Erinnerung an die 25. Wiederkehr seines Todestages, 7. Juni 1880, herausgegeben und eingeleitet von R. Planck. Tübingen 1905, J. C. B. Mohr.

Digitized by Google

straktion einer alt gewordenen Gestalt des Lebens, nicht die Eule der Minerva, die erst mit einbrechender Dämmerung ihren Flug beginnt, sondern, indem sie das reine Gesetz dessen, was sein soll und darum auch sein wird, herstellt, vielmehr „der hereinbrechende Morgen, aus dessen Schoß ein neues Alter der Geschichte hervorgehen soll“.

Auch in dem Ringen nach nationaler Einigung hat Planck das Leben seiner Zeit mit warmem Herzen mitgelebt und mit Wort und Schrift auf die öffentliche Meinung einzuwirken gesucht. Er bedauerte, daß in der Bewegung des Jahres 1848 das nationale Streben durch die Verquickung mit demokratischen Rechtsfragen gelähmt worden sei, und er meinte, man müsse jede kommende Wendung der Dinge willkommen heißen, wenn sie uns nur die Einheit bringe. Er hat auch von Anfang an erkannt, daß das nächste Ziel unseres nationalen Strebens sich nicht auf Oesterreich erstrecken könne (denn wenn man für sich selbst eine einheitliche starke Nation sein wolle, könne man das nicht sein in Verbindung mit einem Haufen anderer Nationalitäten), und daß Preußen die führende Macht des neuen Reiches sein müsse. Da er aber als das Haupthindernis der Einigung die selbstisch schroffe Sonderexistenz der Einzelstaaten, überhaupt den egoistischen Charakter der ganzen bürgerlichen Gesellschaft erkannte und seine Ueberwindung nur durch eine vollständige Erneuerung des ganzen Rechtsbewußtseins für möglich hielt, war sein Gedanke doch der, daß die Einheit des Reiches aus einer Reformation des Rechts hervorgehen müsse, wenn er auch die Möglichkeit in Betracht zog, daß eine äußere Gefahr sie früher zustande bringe. Als er in den Ereignissen des Jahres 1866 daher die deutsche Einheit in ganz anderer Weise durch Bruderkrieg und äußere Gewalt sich vorbereiten sah, war er schmerzlich betroffen und hielt es für seine Pflicht, öffentlich gegen die Verwirrung der Gewissen zu protestieren. Und die glorreichen Tage des großen Krieges begrüßte er wohl mit aller Begeisterung des edelsten Patrioten, aber er konnte darin doch nur die Vorbereitung für die größere Aufgabe sehen, die noch zu lösen war. Die nach dem Krieg immer deutlicher zutage tretenden Schäden unseres wirtschaftlichen Lebens ließen ihn wiederholt, auch in diesen Blättern, über „die Not im Reich“ seine Stimme erheben.

Aber auch für seine rechtsphilosophischen Gedanken hat Planck bei seiner Zeit wenig Verständnis gefunden; und das war es wohl, was ihn am tiefsten verwundete, wenn er auch einsah, daß es ein anderes sei, ein Ideal aufzustellen und die gegebenen geschichtlichen Zustände zu ihrem Ziel hinüberzuführen. Weniger war es zu verwundern, daß seine organische Naturauffassung, die er am umfassendsten in „Seele und Geist“ entwickelt hat, bei einer auf das mechanische Prinzip eingeschworenen, von ihren Erfolgen trunkenen Naturwissenschaft keinen Anklang fand. Und doch muß jeder einsehen, daß für eine rein mechanische Betrachtung der Natur das organische und vollends das geistige Leben ein ewig unbegriffenes Rätsel bleibt.

Fünfundzwanzig Jahre sind es, seit das Grab sich über Karl Chr. Planck geschlossen hat. Das schwere philosophische Gold, das in seinen Werken liegt, wartet noch darauf, in gangbare Münze ausgeprägt zu werden. Um so dankbarer ist es zu begrüßen, daß eine Anzahl seiner Reden und Aufsätze, meist rechtlich-sozialen und geschichtlich-politischen Inhalts, von seinem Sohn gesammelt und mit einer Einleitung versehen herausgegeben worden ist. Das gemeinsame Thema derselben bilden die Sätze: „Die heutige bürgerliche Gesellschaft ist reine Erwerbsgesellschaft. Sie muß sich umwandeln in eine organische Berufsgesellschaft. Das deutsche Volk ist dazu berufen, diese Umwandlung durchzuführen.“

Den Mittelpunkt des Buches bildet „Manchestertum und deutscher Beruf“, ein ziemlich umfangreiches Bruchstück der im Jahre 1875 in der Tübinger Zeitschrift für Staatswissenschaften veröffentlichten und von Fachleuten in hohem Grad gewürdigten Abhandlung. Am klarsten und überzeugendsten entwickelt hier Planck seine sozialen Ideen, indem er zunächst das bisherige Gesellschaftsprinzip der bloßen Erwerbs- und Verkehrsfreiheit in seiner inneren Unzulänglichkeit kritisiert. Denn nicht einmal vom Standpunkt des gesicherten Erwerbs vermag es Befriedigendes zu leisten, da es weder die Kenntnis der quantitativen Verhältnisse der Produktion und des Bedarfs noch die zeitgemäße berufliche Ausbildung und Betriebsform verschafft, vielmehr diese beiden Bedingungen einer gesicherten Erwerbstätigkeit erschwert oder geradezu unmöglich macht. Vollends unzulänglich ist aber dieses Prinzip vom Standpunkt jedes tieferen Rechtsgefühls; denn dieses verlangt, wie gesagt, daß die äußeren Bedingungen für die sittliche Bestimmung aller geschaffen werden. Unumstößliche äußere Bedingung ist aber die mannigfach gegliederte Kulturtätigkeit der einzelnen für alle Seiten der menschlichen Persönlichkeit. Darum hat jeder eine natürliche Rechtspflicht zu zweckmäßiger Tätigkeit für den allgemeinen Zweck der Gemeinschaft. Eine solche Berufsarbeit ist aber notwendig organisch, also im Einklang mit dem Zweck und Bedürfnis des Ganzen. Das tiefere Gesellschaftsprinzip, das Planck an die Stelle des alten setzen will, ist also das Prinzip der organisch-rechtlichen Berufsordnung. Er geht dann über zu einer Schilderung der Tätigkeit dieser Berufsordnung innerhalb des Berufsstaates, der sich auf den durch die ganze Nation hindurchgehenden Berufsgenossenschaften einerseits, den Gemeinde- und Provinzialkörpern andererseits aufbaut, sowie innerhalb der internationalen Verhältnisse; und ein Blick auf Deutschlands damalige Lage nach außen weist dringend auf die Notwendigkeit hin, den eifersüchtig nationalen Kriegszustand durch das Rechtsgesetz des Berufsstaates und der internationalen Berufsordnung zu lösen.

Dieser Abhandlung gehen zwei kleinere voraus. Die erste faßt die frei-bürgerliche Rechtsordnung als das Entwicklungsziel, dem das humanistische Deutschland unserer Klassiker durch die industrielle Phase hindurch zustrebe. Der Fortschritt ist der von These zu Antithese und Synthese. Das humanistische Deutschland mit dem besten Teil seiner Kraft ganz den menschlich-idealen Aufgaben lebend. der Fortbildung der sittlichen und religiösen Wahrheit in Philosophie und Theologie und ihrem Ausdruck in der Kunst, die Gegenwart ganz auf die praktischen Lebensaufgaben, auf das Wirtschaftliche, Industrielle, Technische gerichtet, das frei-bürgerliche und nationale Deutschland beides vereinigend, materielle Volkskraft mit Erhebung über den gemeinen Nützlichkeitsgeist, berufliche Tüchtigkeit mit dem Sinn für gleichmäßige menschliche Ausbildung, die moderne Hochstellung der Arbeit mit der Wahrheit des antiken Lebens. Schon das humanistische Deutschland weist in den Alterswerken Goethes, besonders in den Wanderjahren, über sich selbst hinaus auf das entwickelte Berufsleben und seine gegliederte Ordnung. Was Goethe noch fehlt, ist nur der Begriff der vollen Rechtsordnung. Durch das Rechtsgesetz der organischen Berufspflicht wird der unwahre Gegensatz zwischen einer bureaukratischen Staatsordnung und der von ihr äußerlich bevormundeten Erwerbsgesellschaft überwunden, wie sie auch den Leib unserer Nation nach allen seinen Gliedern zu einem Ganzen zusammenschweißen wird.

Der Vortrag über „Die nationale Bewegung der Neuzeit nach ihrem Verhältnis zur bürgerlichen und sozialen“ will durch einen Rückblick auf die bürgerliche Entwicklung seit dem Mittelalter zeigen, daß ihr Ziel die immer vollständigere, gleichmäßigere Einordnung der noch spröden und selbstischen Elemente und ihrer einseitigen Sonderrechte in den allgemeinen Zusammenhang des Staates ist. Diese Entwicklung ihrem letzten Ziele zuzuführen, ist die deutsche Nation berufen; denn sie hat von Anfang an den universellen Sinn für Kultur in sich ausgebildet. Die deutsche Geschichte hat das Bestimmende ihrer Entwicklung im allgemein Menschlichen; so hatte das deutsche Königtum des Mittelalters schon eine ideale Grundlage, die christliche Gesittung, deren Verteidigung es gegen die umgebenden heidnischen Feinde galt. Daher trug es auch den Beruf zum Kaisertum in sich. Unser Volk hat dann in späterer Zeit einem höheren weltbürgerlichen Leben seine nationale Existenz zum Opfer gebracht, während andere Völker sich früh

Digitized by Google

zu kräftiger Einheit zusammenfaßten. Erst spät, nach langem Umweg haben wir uns dem nationalen Streben zugewendet, aber deswegen kann auch die nationale Einheit nicht das Endziel unserer Geschichte sein; dieses muß vielmehr wiederum ein universales sein.

Diese Auffassung des deutschen Berufs wird bekräftigt durch einen Aufsatz über „Die soziale Frage auf deutschem Boden", welcher den englischen und französischen Nationalcharakter in ihrer politischen und sozialen Denkrichtung dem deutschen gegenüberstellt und dabei Anlaß zu einer Vergleichung des französischen Sozialismus mit dem Planckschen Berufsstaat gibt.

Die letzte Abhandlung über „Goethes dichterischen Entwicklungsgang" ist in der Hauptsache literarhistorischen Charakters; sie zeigt uns den Dichter von dem Streben erfüllt, den vollen und reinen Ausdruck menschlich schöner Natürlichkeit herauszuarbeiten. Aber dieses neue Prinzip erscheint für sich allein unfähig, die Kraft und Größe zu schaffen, die das Drama fordert, solange es nicht aus dem Boden eines kräftigen bürgerlichen und nationalen Daseins Nerv und Tatkraft entnimmt. So mündet auch diese Abhandlung in die allgemeinen Gedankengänge des Buches, indem sie zu dem Schluß kommt: „Erst muß der volle Tag der bürgerlichen Arbeit angebrochen sein, ehe auch der des menschlich Schönen kommen kann. Aber so gewiß dies ist, so gewiß ist auch das andere, daß kein bürgerliches und politisches Streben uns je zum Ziele führen wird als ein solches, das zugleich den vollen echt menschlichen Gehalt jener humanistischen Periode zum rechtlich bürgerlichen Ausdruck bringt."

Eine gewisse germanische Schwere und Gründlichkeit, die jedes Thema in seinen ersten Voraussetzungen und letzten Konsequenzen verfolgt und ganze Gedankenreihen in einen Satz zusammenfaßt, hat den größeren Werken des schwäbischen Denkers geschadet. Leichter und flüssiger sind diese Reden und Aufsätze geschrieben, und es ist zu wünschen, daß sie dazu beitragen mögen, Karl Chr. Plancks solange totgeschwiegene Gedanken lebendig zu machen.

Gerhard Diez.

Münchener Bühne und Literatur im 18. Jahrhundert.

Mehr und mehr breitet sich die kulturhistorische Einzelforschung über Stämme und Landschaften in der deutschen Wissenschaft aus. Wir haben darin wohl in erster Linie einen Ausdruck des Bedürfnisses zu erblicken, immer neue Gebiete des Wissens zu erschließen und dieses immer mehr zu spezialisieren. Aber doch läßt sich der ganzen Bewegung auch noch ein tieferer Sinn abgewinnen. Je beträchtlichere Stücke der deutschen Kultur infolge der politischen Einigung der Nation mit der Zeit sich unwillkürlich nivellieren müssen, desto stärker ist — zum Teil vielleicht wiederum unwillkürlich — die Neigung, den Wert der Einzelkulturen, denen die deutsche Gesamtkultur ihren Reichtum und ihre Vielseitigkeit verdankt, mit Nachdruck zu betonen, indem man sie einer gründlichen Musterung unterzieht. Welche Motive aber auch den Ausschlag geben mögen, die Sache selbst ist unter allen Umständen mit Freuden zu begrüßen.

Neuerdings ist ein stattlicher Beitrag zur Münchener Literatur- und Theatergeschichte erschienen. Gerade weil heutzutage München noch die einzige Stätte im Deutschen Reiche ist, wo wir ein beachtenswertes Stück Sonderkultur haben, darf die geschichtliche Entwicklung des dortigen Geisteslebens von vornherein besonderen Interesses sicher sein. Die Münchener Bühne und Literatur im 18. Jahrhundert ist es, die sich Paul Legband zum Gegenstand seines Forscherfleißes ausgewählt hat. Durch die drei Hefte des 51. Bandes des Oberbayerischen Archivs für vaterländische Geschichte[1]) zieht sich seine Arbeit hindurch. Um es im voraus zu sagen: es handelt sich um ein gediegenes Werk eines jungen Gelehrten, der die einschlägigen Verhältnisse genau kennt, über reiche Belesenheit verfügt und zu den archivalischen Quellen hinabgestiegen ist. Legband hat aber nicht nur ein großes Material zusammengetragen, sondern es auch geistig zu beleben verstanden. Er hat den stellenweise recht spröden Stoff übersichtlich gruppiert und zu einer durchaus klaren, angenehm lesbaren Darstellung verarbeitet. Im Mittelpunkt steht das Bühnenwesen, das jedoch im engsten Zusammenhang mit der Literatur betrachtet wird. Und wie sich in beiden bayerische Sitten widerspiegeln, hat der Verfasser niemals aus den Augen gelassen. So fügen sich Literatur- und Theatergeschichte als feste Glieder in die Kette der Kulturgeschichte ein.

Die Gründung der Akademie der Wissenschaften im Jahre 1759 war die Geburtsstunde der Aufklärung in Bayern. Vorher lag alles im argen. Und dennoch — wie trostlos die geistige Lage des katholischen Bayern geschildert wird, die Zustände im protestantischen oder richtiger pietistischen württembergischen Nachbarlande waren vor 1750 noch kläglicher. In München taten sich doch wenigstens literarische Gesellschaften auf, wurden mit gelehrten Zeitschriften wie dem „Parnassus boicus" Experimente gemacht. Freilich ein Luftzug der Freiheit und des Fortschrittes, der erst das befrachtete Schiff flott machen kann, war nirgends zu verspüren.

Wir werden dann mit den Münchener Theaterverhältnissen vor dem Entstehen der Akademie vertraut gemacht. Es gab drei Arten von Schauspielen. Auf das bereits in Zerfall geratene und zu „Schülerereignissen" degradierte Jesuitendrama läßt sich Legband nicht weiter ein. Die Schicksale der in München auftretenden Wandertruppen im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts werden an der Hand von Karl Trautmanns sorgfältigen Arbeiten verfolgt. In der Darstellung des Münchener Volksschauspiels beginnt dann der Verfasser das selbst gesammelte aktenmäßige Material zu verwerten. Die Volksschauspiele fielen mit den Passions- und sonstigen geistlichen Spielen zusammen. Und zwar waren diese der Zunft der Stadtmusikanten überlassen, die um die Mitte des 17. Jahrhunderts mit einem Privilegium versehen wurde. 1770 traf ein Generalverbot alle Passionsvorstellungen in Bayern und 1784 wurde dieses auf die geistlichen Spiele überhaupt ausgedehnt. Damit war das Volksschauspiel in Bayern vernichtet und zugleich der Münchener Stadtmusikantenzunft der Todesstoß versetzt. Der Text des dortigen Passionsspiels scheint endgültig verloren gegangen zu sein, während sich zwei Zettel solcher Passionstragödien erhalten haben, die in Legbands Werk wörtlich wiedergegeben sind.

Das vierte Kapitel ist der Betrachtung der deutschen Wandertruppen im zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts gewidmet. Unter den Prinzipalen tritt namentlich Franz Gerwald von Walderotti hervor, dem es gelang, ein Monopol für München zu erbeuten. Künstlereifersucht und Brotneid sorgen für düstere Farben in diesem Gemälde. Während der Meßzeiten hatten die regelrechten Truppen unter der Konkurrenz der Hüttenspieler und Marionettenspieler stark zu leiden; erstere, zwischen letzteren und richtigen Schauspielern eine Mittelgattung, schlugen ihre dürftigen Buden stets auf dem Markte auf, während die ernsthaft zu nehmenden Truppen in festen Lokalen spielten. Außerdem war von 1749 bis 1758 wiederum eine tüchtige französische Gesellschaft in kurfürstlichem Solde — die letzte Blüte ausländischer Komödie am bayerischen Hofe.

Solange München unter der geistigen Bevormundung des Jesuitismus seufzte, konnte an die Stiftung einer ständigen deutschen Bühne überhaupt nicht gedacht werden. Da wurde die Gründung der Akademie der Wissenschaften im Jahre 1759 zum Ausgangspunkt der Wiedergeburt des geistigen Lebens in München. Von dem Kurfürsten Max Joseph beschützt, bestand sie den Ansturm ihrer reaktionären geistlichen Todfeinde, und bald siegte die Sache des Fortschrittes auf der ganzen Linie. 1764 wurde von der Akademie die erste wirklich nutzbringende Monatsschrift ins Leben gerufen: „Baier'sche Sammlungen und Auszüge zum Unterricht und Vergnügen". Diese Kulturrevolution ermöglichte

[1]) Herausgegeben von dem Historischen Verein von Oberbayern. München 1901—1904. In Kommission bei G. Franz. 546 Seiten.

Digitized by Google

erst den Versuch einer deutschen Nationalbühne in München, der die Männer der Akademie theoretisch wie praktisch zuhilfe kamen.

Der kunstsinnige Max Joseph liebte namentlich Musik und Oper, für die der Bau des noch heute bestehenden reizenden Residenztheaters im Jahre 1753 einen neuen Aufschwung brachte. Zum Intendanten wurde damals Graf Seeau ernannt, der für das Münchener Theaterwesen fast ein halb Jahrhundert lang die maßgebende Persönlichkeit wurde. 1765 wurde der erste Versuch unternommen, ein regelmäßiges deutsches Schauspiel dem Hoftheater anzugliedern. Ein rechter Erfolg stellte sich erst ein, als der wackere Johann Baptist Nießer 1771 die Entreprise übertragen erhielt. Im Jahre darauf übernahm Graf Seeau das finanzielle Risiko selbst, während Nießer der artistische Direktor blieb. Dieses Arrangement erwies sich als sehr glücklich. Es gelang, Hof und Adel für die junge Bühne zu gewinnen, und die vornehmen Kreise beteiligten sich sogar eifrig an der regen literarischen Produktion, die durch die Pflege des deutschen Schauspiels hervorgelockt wurde. Binnen vier Jahren wurden nicht weniger als 41 Stücke von Bayern für die Münchener Bühne geschrieben und dort (meist im alten Opernhaus) aufgeführt. Durch diese Dramatik, die in sittengeschichtlicher Hinsicht interessanter ist als in poetischer, ging zugleich ein nationaler Zug, der eine Anzahl bayerisch-historischer Stücke hervorrief. Nach Nießers Rücktritt behielt Graf Seeau die künstlerische Oberleitung in eigenen Händen. Aber der Tod des Kurfürsten Max Joseph am 30. September 1777 bereitete der kurzen Blüte des Münchener Nationaltheaters ein Ende.

Sein Nachfolger Karl Theodor wurde auf Grund seiner bisherigen Bestrebungen in der Pfalz mit frohen Hoffnungen begrüßt. Bald jedoch stellte sich bittere Enttäuschung ein. Dem Fürsten lagen andere Vergnügungen als die nationale dramatische Kunst am Herzen. Derselbe Fürst, dem die Mannheimer Bühne warme Fürsorge und seine berühmte künstlerische Organisation verdankte, unterdrückte in München alle freien Regungen, engte die Bühne durch strenge Zensur ein und zerstörte schließlich die hoffnungsvollsten Keime, indem er aus falschen dynastischen Rücksichten die vaterländischen Stücke im November 1781 ganz verbot. Auch die Organisation war unter Karl Theodor nicht eben zweckmäßig. Graf Seeau war Intendant von Oper und Ballett und daneben Entrepreneur der deutschen Schaubühne mit Zuschuß aus der kurfürstlichen Kasse. Diese seltsame Doppelstellung hatte ein verhängnisvolles Durcheinander und Verwirrungen aller Art im Gefolge, obgleich man dem Grafen nicht nachsagen kann, daß er seine Intendantenstellung ausnutzte, um sich als Pächter des deutschen Schauspiels zu bereichern. Künstlerisch trat die Bühne den Krebsgang an. Je älter Seeau wurde, um so mehr ließ er alles gehen wie es wollte. In einem rühmlichen, aber erfolglosen Kampfe gegen die Zensur erschöpfte er seine letzten Kräfte. Im Jahre 1799 starben Kurfürst Karl Theodor und Graf Seeau rasch hintereinander. Damit hatte die Epoche, deren Darstellung den Gegenstand des Legbandschen Werkes bildet, ihr Ende erreicht.

Man kann sich denken, daß der Schaubühne des Grafen Seeau die Konkurrenz nicht erspart blieb. Verlangten doch die unteren Volksschichten nach anderen theatralischen Belustigungen, als sie dort geboten wurden. Namentlich erfreute sich Lorenzonis Vorstadtbühne „am Anger“ großer Beliebtheit. Die stehende komische Figur war dabei der Lipperl, eine Abart des Hanswurst, und der Volksmund sprach deshalb von einem Lipperltheater. Während Graf Seeau sich mit diesem abzufinden suchte, bekämpfte er die auf einer weit niedrigeren Stufe stehenden Hütten- und Marionettenspieler schonungslos. Seinen gefährlichsten Rivalen mußte aber der Graf allmählich am Theater im Faberbräu heranwachsen sehen, einer Art von Stadttheater, das sich zwar keines städtischen Zuschusses, wohl aber des nachdrücklichen Schutzes von seiten des Münchener Magistrats rühmen durfte. Die wechselnden Truppen, die dort spielten, pflegten ein ganz ähnliches Repertoire wie die Nationalschaubühne. Ja das Faberbräu-Theater eilte dieser sogar mit der Aufführung der Schillerschen „Räuber“ (am 26. Januar und 2. Februar 1784) weit voraus. Die Zweifel Legbands (S. 197), ob es sich dabei wirklich um das Erstlingswerk unseres großen Dramatikers gehandelt habe, sind erst neuerdings durch einen Aufsatz von Ludwig Malyoth „Schiller in München“[2]) zerstreut worden, der auf Grund von neu zugänglich gemachten Quellen, namentlich Theaterzetteln, in bezug auf Münchener Erstaufführungen Schillerscher Stücke eine willkommene Ergänzung zu Legbands Forschungen bietet.

Nachdem wir noch über die Schauspieler, sowohl über ihre künstlerischen Leistungen wie gesellschaftliche Stellung und Privatleben, ferner über den an der Münchener Bühne herrschenden Stil wertvolle Belehrungen empfangen haben, wird die dramatische Literatur spezifisch bayerischen Charakters im Zeitraum von 1772 bis 1799 einer Musterung unterzogen. Bisher — so führt Legband aus — haben immer nur die vaterländischen Schauspiele der Babo, Törring und Genossen Berücksichtigung erfahren. Diese bilden allerdings den wichtigsten Bestandteil der damaligen Münchener Bühnenliteratur, machen aber doch nur etwa ein Zehntel davon aus. Legband hat nun die Mühe auf sich genommen, alle diese Stücke einer ausführlicheren Besprechung zu unterziehen — eine undankbare Aufgabe, insofern sich keine Persönlichkeit von stark individuellem Gepräge unter den Dichtern findet, kein Werk unter den Dichtungen, das mehr als lokale Bedeutung gehabt hätte. Zwischen reinen und angewandten Dramen wird unterschieden. Die letzteren, d. h. die Zweck- und Lehrstücke, erregen bei weitem das größere Interesse, weil sie allein kulturhistorische Ausbeute liefern. Der Verfasser hat durch systematische Anordnung dafür gesorgt, daß wir in raschem Ueberblick die einzelnen Stände, das Verhältnis zwischen Adel und Bürgertum, die Stellung der Juden, den Einfluß der Ausländerei, die Grundsätze der Kindererziehung und noch vieles andere kennen lernen. Höfische Zustände werden geschildert, gegen Standesvorurteile, Klosterzwang, schlechte Rechtsprechung wird in diesen Stücken angekämpft. Die mannigfachen willkürlichen oder unwillkürlichen Wechselbeziehungen der Münchener Erzeugnisse zu berühmten Tendenzdramen des Zeitalters, namentlich zu „Kabale und Liebe“, erregen besondere Aufmerksamkeit. Die Stücke mit nationalem Gehalt leiten dann zu solchen aus der bayerischen Geschichte über. Legband hat sich ihnen gegenüber auf allgemeine Betrachtungen beschränkt, weil, wie bereits erwähnt, hier schon ältere brauchbare Arbeiten vorliegen (insbesondere das 5. Kapitel von Otto Brahms Werk „Das deutsche Ritterdrama des 18. Jahrhunderts“).

Während die darstellenden Kapitel des besprochenen Buches für alle Gebildeten, die an deutscher Theatergeschichte oder bayerischer Kulturgeschichte irgendwelchen Anteil nehmen, geschrieben sind, wendet sich der letzte Teil vorwiegend an Gelehrte und Fachleute. Es ist ein vollständiger Spielplan der Münchener Bühnen in den drei letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts. Und zwar erscheinen die aufgeführten Stücke zunächst in chronologischer, dann in alphabetischer Reihenfolge, wobei jedesmal den Repertoiren der Nationalschaubühne und des Theaters im Faberbräu und im Bauhof gesonderte Listen gewidmet sind. Die Herstellung dieser Verzeichnisse hat sich nur durch die mühsamste Mosaikarbeit ermöglichen lassen, die um so wärmere Anerkennung verdient, weil sie nur von einer verhältnismäßig kleinen Anzahl Eingeweihter im vollen Umfange gewürdigt werden kann. Ein sorgsames Register beschließt das aus einer Doktordissertation herausgewachsene Werk, das der noch jungen theatergeschichtlichen Wissenschaft zur Ehre gereicht.

R. Krauß.

---

[2]) Bühne und Welt VII. (1905) Nr. 16 S. 675 ff.



Digitized by Google

Die Münchener Plastik in der Wende vom Mittelalter zur Renaissance.*)

Unsere Vorliebe für Ausländerei zeigt sich auch im Studium der Kunstgeschichte. Während wir z. B. für die Kunst Italiens erstaunliche Detailkenntnisse besitzen, harren noch zahlreiche wichtige Probleme der deutschen Kunst ihrer Bearbeitung und Lösung. Zu den dringlichsten Bedürfnissen der Art gehört eine Geschichte der Plastik, nachdem Lübke vollständig veraltet und Bode auch nur die ungefähren Hauptlinien ziehen konnte. Voraussetzung hierfür ist die eingehende Beschäftigung mit den einzelnen Landesgruppen, wie dies A. Goldschmidt für die „Sächsische Plastik in der Uebergangszeit vom romanischen zum gotischen Stil“, Riehl mit seiner „Geschichte der Stein- und Holzplastik in Oberbayern vom 12. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts“ und neuestens mit oben genannter Arbeit gezeigt.

Als Hauptresultat ergibt sich: Die maßgebende Wendung für die Münchener Plastik jener Zeit fällt mit der Jahrhundertwende zusammen. Sie wird charakterisiert durch einen stark naturalistischen Zug und eine breite malerische Erfassung des Ganzen. Das Handwerkliche steigert sich bei manchen Werken bis zum virtuosenhaften Manierismus, die Kunst dringt ins weite Land bis in die kleinsten Kapellen. Der Glanzpunkt der Schule aber liegt im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts. Hier erhebt sich die Münchener Plastik im Aresinger-Denkmal der Münchener Peterskirche, den Moruskatänzern des Alten Rathaus-Saales, vor allem aber in den Blutenburger Aposteln zu so bedeutender Höhe, daß sie einen ersten Platz in der Gesamtgeschichte der deutschen Plastik verdient. Nun hat diese für ihr feinstes Empfinden die Ausdrucksform gefunden. Was das Mittelalter an gesundem Humor, kraftvoller, scharfer Charakteristik und innerlichstem religiösen Empfinden zu bieten hat, finden wir hier gegeben. Knüpfen die ersten Werke an den Namen Grasser an, der sich durch lebhafte Auffassung und frische Darstellung, stimmungsreiches Empfinden und liebevolles Naturstudium auszeichnet, so haben wir in dem Meister von Blutenburg einen Mann, der die tiefsten Seelenschwingungen erfaßt und mit vibrierenden Händen uns darstellt. Es ist dies aber, wie Riehl überaus feinsinnig hervorhebt, nicht das stürmische Drängen der neuen Zeit, das die Apostel Vischers am Sebaldus-Grab ergreift, sondern noch jenes bebende Ergriffensein, das die mystische Versenkung hervorruft. Man denke etwa an M. Grünewald. Die besten Arbeiten lieferte die Holzplastik, wenn es auch in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts nicht an hervorragender Grabsteinplastik fehlte.

Der ganze Aufschwung setzt etwa mit dem Jahre 1480 ein und ist mit dem Bau der Frauenkirche in Zusammenhang zu bringen, wie auch die Architektur der Umgegend von München zeigt. In der Hauptstadt selbst ist verhältnismäßig wenig mehr von dieser Blüte zu finden; auch nicht in den für die Verbreitung jener Kunstprodukte wichtigen Klosterkirchen von Ebersberg, Tegernsee, Schliersee, weil die Umbauten des 17. und 18. Jahrhunderts vieles zerstörten oder in kleinere Kirchen versetzten. Dadurch wird das Land bedeutungsvoll, das noch einen großen Teil vortrefflicher Skulpturen aufweist und auch in seinen weniger wertvollen Stücken für die Charakteristik der Schule interessant ist. Zugleich läßt sich dadurch die Wirkung jener Kunstschöpfungen an Ort und Stelle studieren, was zu ungleich differenzierteren Resultaten führt, als wenn wir sie im Museum außer ihrem Zusammenhang, für den sie vom Künstler allein erdacht und geschaffen wurden, betrachten. Riehl erörtert als Wirkung dieser organischen Verhältnisse einzelne Motive wie St. Georg, Maria mit Kind, Anna selbdritt in ihrem immer neuen und reizvollen Wechsel. Der bezeichnendste Zug in solchen Darstellungen ist die volkstümliche Annäherung an den Empfänger des Kunstwerkes und sein ganzes Bildungsniveau, ohne deshalb plump, roh oder oberflächlich zu werden. Man hat aus dem Inneren für das Innere geschaffen; das sagen uns auch die schlichtesten dieser Schnitzereien — und dadurch werden sie zugleich ein Spiegel des Zeitempfindens. Gerade diesen Aeußerungen ist Riehl mit feinem Verstehen und Sichversenken nachgegangen. Von München ausgehend, wie stilistische und urkundliche Belege dartun, waren dort auch zumeist die Stifter Herzöge, Adelige, Münchener Patrizier, oder es suchten diese Verbindung die Klöster, welche auch damals noch, wenigstens als Besteller, für die Kunstpflege wichtig waren.

Der Uebergang von der alten zur neuen Zeit vollzieht sich allmählich und ist im wesentlichen nur stilistischer Art. Der Hauptmeister des beginnenden 16. Jahrhunderts ist Leb, der die Stiftergräber in Attl und Ebersberg fertigte.

Riehl ist bei diesem Künstler, wie vorher bei Grasser, vorsichtig, fast ängstlich in der Zuweisung weiterer Arbeiten. Auch wo er sonst einen Meister greift, hält er mit Verwandtschaftsbeziehungen sehr zurück, wie er auch die ganze Gruppe überaus besonnen, eher zu eng als zu weit begrenzt. Wer die moderne Vorliebe für „Zuteilungen“ pflegt, wird Riehl darüber sehr gram sein. Wir sind ihm dankbar für seine Zurückhaltung, weil er uns damit unnötige Arbeit erspart. Thodes „Nürnberger Malerschule“, die im Material so vorzüglich gearbeitet ist, wird auf Grund jener Sucht nun fast von jedem, der das Thema eingehender behandelt, um seine Benennungen gebracht.

Die Studie Riehls, die höchst mühsam aus zahlreichen Wanderungen erwuchs, ist eine hervorragend wertvolle Gabe für die Kenntnis unserer deutschen und insbesondere der bayerischen Kunstgeschichte, für deren Aufhellung der Verfasser schon so viel getan. Eine große Anzahl der fruchtbarsten Erfahrungen über den Zusammenhang der einzelnen Künste, wahre und echte Volkskunst, die architektonische Weiterwirkung der Frauenkirche, über die alte Münchener Glasmalerei wie unseres Volkes Sinn und Art sind da und dort eingestreut und bringen uns vielerlei Belehrung wie Anregung.

Was aber, gleich den geistreichen Gedankenspielen eines phantasievollen Radierers am Rande der Platte, hier als Anhängsel der Einzeluntersuchung erscheint, hätten wir lieber als Hintergrund für eine zusammenfassende Darstellung der so reichen Ergebnisse gesehen; das hätte ein farbiges Kunst-Kulturbild gegeben. Die Elemente hat Riehl alle beigebracht, oft geradezu ziseliert; aber er hat sie nicht zum Ganzen gefügt. Dem Forscher wird dies nichts verschlagen — er empfindet nur das Fehlen eines Ortsverzeichnisses als hemmend —; aber weiteren Kreisen, die aus dem Werke neue Liebe für unsere vaterländische Kunst schöpfen können und sollen, werden auch solch übersichtliche Darbietung entbehren. Hier hätte sich auch Grasser und das ihm Verwandte zusammenstellen wie anderes gegenüberstellen lassen, so daß der Aufriß sich etwas abstufte und gliederte. Im einzelnen werden spätere Forschungen naturgemäß manches anders herausarbeiten, zumal an den Grenzgebieten; das kann aber das Verdienst dieser ganz aus dem Tohuwabohu eines weit verstreuten Materials geschaffenen Gruppierung nicht schmälern. Sie bietet vielmehr die gesicherte Basis für weitere Detailforderungen; ja sie ist selbst ein Eckstein für den Gesamtbau einer Geschichte der deutschen Plastik. Riehl zeichnet deren Aufriß für den Süden mit Recht also: „Wollen wir diese wissenschaftlich ausbauen, so müssen wir vor allem die Denkmäler, und zwar im vollen Umfang, kennen lernen, dann die eigenartigen Lebensverhältnisse der großen und kleinen Gruppen beobachten. Nur durch genaue Kenntnis ihres fein individualisierten Lebens können wir zu einem wirklichen Charakterbild deutscher Plastik und ihrer Geschichte gelangen. Wie ganz anders als bisher wird sich das Bild gestalten, wenn, um nur an Nächstliegendes zu erinnern, die Augsburger Schule und ihr stattlicher Landbezirk durchgearbeitet sein wird, ihr Verhältnis zu der mit ihr vielfach verbundenen, aber doch auch wieder selbständigen Eichstätter Gruppe untersucht ist; wenn wir klar unterrichtet sind über die Schulen Niederbayerns und der Oberpfalz, namentlich über die bedeutende Regensburgs; wenn wir ein sicheres Urteil gewinnen über Scheidung und Zusammenhang der fränkischen Bildhauerschulen, vor allem über Nürnberg und Würzburg.“ — Für Oberbayern hat Riehls Arbeit die Führung übernommen; möchten ihm bald andere folgen!

München. Dr. Jos. Popp.

*) Von Berth. Riehl. Mit acht Tafeln. Aus den Abhandlungen der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften 1904. 5 M.

Digitized by Google

Bücher und Zeitschriften.

Rußland in Asien. Den ersten Band der Sammlung „Rußland in Asien“ (bei Zuckschwerdt u. Co. in Berlin erschienen), der im Jahre 1889 in zweiter Auflage von Dr. O. Heyfelder herausgegeben worden war, hat Generalmajor Krahmer, der Verfasser der Bände II bis VII dieser Sammlung, einer Umarbeitung unterzogen und unter anderem Titel „Das transkaspische Gebiet“ neu veröffentlicht. (Mit einer Uebersichtskarte und zwei Skizzen; Preis 6 M.) Unerwarteterweise fällt diese Arbeit gegen die früheren des wohlbekannten Autors bedeutend ab und es darf bezweifelt werden, ob diese Neubearbeitung einem Bedürfnis entgegenkam. Denn die Fortschritte und Veränderungen, welche im Laufe der letzten 15 Jahre im Gebiete jenseit der Kaspi-See zu verzeichnen waren, finden die Interessenten in einer Reihe von periodischen Veröffentlichungen, so z. B. in der Zeitschrift Asien, teilweise aus Krahmers eigener Feder, fortdauernd verzeichnet. Das Buch scheint fast unter dem Einfluß der gleichen Ermüdung geschrieben, den Hofmiller jüngst in diesen Blättern bei Besprechung des fünften Bandes der Baumgartnerschen Literaturgeschichte konstatiert hat. Eine gewisse Uebereilung scheint sich in Stilflüchtigkeiten, Wiederholungen und Widersprüchen kund zu geben und syntaktische Mängel finden sich zahlreich. Auch ist eine einheitliche Durcharbeitung des reichen und interessanten (ausschließlich russischen) Materials, das der Autor behandelt, zu vermissen. Eine Menge wenig interessierenden Details, so z. B. neun Druckseiten allein über die Insel Tscheleken; der ganze Aktenververlauf bei Errichtung des Aschabader Bezirksgerichts; eine Unzahl unwichtiger geographischer Namen, deren Lage, wie häufig bemerkt, nicht zu bestimmen ist. (Tatsächlich fanden sich mehrere derselben selbst in neueren Handatlanten nicht verzeichnet.) Die statistischen Angaben, vielfach aus den Jahren 1898 und 1889, hätten, so z. B. bezüglich der Baumwolle, durch weit neuere ersetzt werden können. Auch wäre die Aufzählung sämtlicher Stationen der transkaspischen Bahnen, die in jedem Fahrplan verzeichnet wird, zu entbehren gewesen. Dagegen fehlt z. B. eine einigermaßen eingehende Schilderung der geologischen Verhältnisse, insbesondere der vulkanischen Erscheinungen, und eine Darstellung der militärischen Kraftverhältnisse. Interessant und klar sind dagegen z. B. die Abschnitte über das eigenartige Wasserrecht des Gebietes, über Pferdezucht, Jagd, sowie über die hergebrachten Rechtssatzungen der Tekke und deren Verschmelzung mit dem modernen russischen Recht; besonders verdient aber als aktuell hervorgehoben zu werden, daß Krahmer die ganz hervorragenden Verdienste des gegenwärtig vielverkannten Kuropatkin um die Erschließung und Verwaltung seines vormaligen Wirkungskreises voll anerkennt. Kuropatkin scheint eben mehr Verwaltungsbeamter als Heerführer. Uebrigens hat das Buch Heyfelders durch Krahmers neue Arbeit durchaus noch nicht allen Wert verloren. Denn seine genaue Darstellung der Erbauung der transkaspischen Bahn, die als erstes Beispiel einer Wüstenbahn für alle Zeiten vorbildlich wirken kann, behält ihren historischen Wert.

H.

Goethe in meinem Leben. Erinnerungen und Betrachtungen von Bernhard Rudolf Abeken. Nebst weiteren Mitteilungen über Goethe, Schiller, Wieland und ihre Zeit aus Abekens Nachlaß, herausgegeben von Dr. Adolf Heuermann. Weimar, H. Böhlaus Nachfolger 1904. 278 Seiten.

Bernhard Rudolf Abeken ist ein hervorragender Schulmann, der sich auch um die deutsche Literaturgeschichte verdient gemacht hat; er wurde 1780 zu Osnabrück geboren und starb ebenda als Gymnasialdirektor im Jahre 1866. Er ist eine höchst anziehende Persönlichkeit, eine weiche, schmiegsame, elegische Natur, voller Empfänglichkeit für alles ästhetisch und menschlich Schöne, ein begabter, kluger und vorsichtiger Kritiker und dabei durch und durch noch ein Kind des 18. Jahrhunderts. Der leuchtende Stern, unter dem sein Leben stand, war Goethe; sein größtes Glück war, ihn und die anderen Großen von Weimar persönlich gekannt und ihnen nahe gestanden zu haben. Schon als Knabe liebte er Goethe und seine Werke und schwärmte für ihn. Als der Jüngling seit 1799 in Jena studierte, kam er mitten in das lebhafte literarische Getriebe hinein, das die eben sich bildende neue romantische Richtung ins Werk setzte, und sah dort zum erstenmal Goethe und Schiller. Auf die Studentenzeit folgten dann ein paar Jahre der Hauslehrerschaft in Berlin, die dem jungen Manne viele Anregungen, wenn auch nicht gerade innerste Befriedigung brachten. Im Jahre 1808 aber erging an ihn die Aufforderung, Lehrer der Söhne Schillers zu werden, der er natürlich mit größter Freude und Bereitwilligkeit nachkam. Diese Weimarer Zeit ist nun entscheidend für ihn geworden, sie hat den nachhaltigsten Eindruck auf ihn gemacht. Mit den großen Dichtern, die damals noch lebten, mit ihren Freunden und Vertrauten ist er, dank seiner Stellung im Schillerschen Hause, in Berührung gekommen. Auch in späteren Jahren hat er noch öfter persönlich mit Goethe Umgang gehabt, der ihn hoch schätzte und liebte, weil sich Abekens schriftstellerische Tätigkeit vor allem ihm zugewandt hatte. Seine erste größere Leistung waren die „Fragmente über die Wahlverwandtschaften“, in denen sich der junge Kritiker im Gegensatz zu den meisten anderen Zeitgenossen in überraschend klarer und verständnisvoller Weise über den schwierigen und vielumstrittenen Roman äußert. Manchen anderen gediegeneren Beitrag zur Goethe-Literatur verdanken wir ihm außerdem, so einen Aufsatz über „Werther und die Wahlverwandtschaften“, über die „Harzreise im Winter“ und ein größeres Werk „Goethe in den Jahren 1771—75“. — In dem Nachlasse dieses bedeutenden Mannes, der nach dem Tode seiner einzigen Tochter Klara in die Hände des Herausgebers des oben genannten Buches gelangte, fanden sich nun nicht nur zahlreiche literarische Dokumente aus der klassischen Zeit, Briefe und sonstige Aufzeichnungen (vergl. „Aus Bernhard Rudolf Abekens Nachlaß“ in Nummer 74 und 75 der Beilage dieses Jahres), sondern auch eine selbstbiographische Schrift, eine Art „Dichtung und Wahrheit“ im kleinen, mit dem Titel „Goethe in meinem Leben“. Abeken gab ihr die Form eines Berichtes an einen vertrauten Freund und legte darin vollkommen rückhaltlos dar, in wie ungeahntem Maße der Geist und die Persönlichkeit Goethes auf ihn und seine gesamte Entwicklung eingewirkt haben. Uns spät Lebenden erscheint das zum Teil merkwürdig, ja kaum begreiflich, aber es erklärt sich aus dem Charakter des Mannes und aus der starken, bezwingenden Macht, die Goethe besonders auf schwächere, zur Abhängigkeit geneigte Naturen ausgeübt haben muß. Dabei ist Abeken keineswegs blind für die Schwächen in dem Bilde seines Ideals, er verschweigt sie auch nicht, aber er verliert nie den Ton höchster Verehrung und Bewunderung. Und eben diese grenzenlose, aber nicht törichte Liebe und Hochschätzung ist es, die seinem Buche, das an manchen Stellen etwas weitschweifig wird, einen ganz eigenartigen Reiz verleiht; es ist ein durch und durch persönliches Bekenntnis, und wir lernen aus ihm nicht nur Goethe recht genau kennen, sondern auch den Verfasser, und wie jener als der große, so erscheint uns dieser immer als der liebenswürdige Mann. — Diese Selbstbiographie umfaßt 184 Seiten des Buches. Der Rest enthält weitere Mitteilungen aus dem Nachlaß Abekens, die sich auf ihm nahestehende hervorragende Männer jener Zeit beziehen. Zunächst finden wir da eine genaue Wiedergabe der Gespräche Schillers mit Christiane v. Wurmb aus dem Jahre 1801. Diese Cousine Schillers lebte damals in Weimar und wurde später Abekens Gattin. Aus ihren eigenen unmittelbaren Aufzeichnungen stammt die hier veröffentlichte Form der Gespräche, die in etwas abweichender, weniger ursprünglicher Gestalt auch Karoline v. Wolzogen in ihrer Schiller-Biographie verwertet hat. Aus den übrigen Mitteilungen über Schiller ist ganz besonders ein Brief der Frau Griesbach an Abeken (vom 15. Mai 1805) hervorzuheben, in dem sie ihm einen erschütternden Bericht von dem Eindruck gibt, den Schillers Tod auf sie und die Ihrigen hervorrief. Endlich sind noch eine Reihe von einzelnen Bemerkungen aus Abekens Tagebuch und seinen Briefsammlungen über Goethe, Wieland, die beiden Voß, Vater und Sohn, u. a. vorhanden, in denen sich unter unbedeutenden Kleinigkeiten auch recht bemerkenswerte Stellen finden. Immer und überall aber tritt Goethe als die allein vor-

Digitized by Google

herrschende geistige Macht hervor, da Abeken alle Personen und Erscheinungen fast ausschließlich unter dem Gesichtspunkt beurteilt, wie ihr Verhältnis zu Goethe ist. — So haben wir denn in dem Werke ein liebenswürdiges und anziehendes Buch, das den Freunden Goethes und unserer klassischen Literatur vielfach Genuß und Freude bereiten wird, aber auch als gediegene und reichhaltige Quellenschrift in der gelehrten Forschung einen bevorzugten Platz einnimmt.

Königsberg i. Pr. H. Jantzen.

Allgemeine Rundschau.

Die amerikanischen Archäologen in Mesopotamien.

Ueber die von Dr. Banks in Bismaya (Udnun) gefundene Kalksteinstatue, von der schon früher an dieser Stelle kurz die Rede gewesen ist, schreibt das Mai-Heft von „Biblia", daß sie sich als ein historisches Monument erweist, das an Wichtigkeit die berühmten von de Sarzec in Tello (Girsu) gefundenen Dioritstatuen erreicht, wenn nicht übertrifft. Die in sehr archaischen Zeichen abgefaßte Inschrift ist zweifellos älter als 3000 v. Chr. und nennt den Namen des Herrschers und der Stadt, deren Ruinen durch die Schutthügel kenntlich sind. Der König hieß Dada, ein Name, der in der ältesten bekannten Inschrift, der des Obeliskes des Manishtusu, Königs von Kish (ca. 4500 v. Chr.) vorkommt. Der Stadtname war Udnun(ki); die Stadt ist im Hammurabi Gesch. 3, 67 zitiert. Udnunki bedeutet „die Stadt des Sonnenfürsten" und die Semiten nannten sie Adab. Hammurabi nennt sich der König, welcher der Stadt Adab das Leben gab und den großen Tempel wiederherstellte. Die Publikation über das von Rd. Banks in Bismaya Geleistete wird wohl bald herauskommen. — Ueber die Ruinen von Warka (Erech, Uruk, Genesis 10,10, vergl. Hommels Grundriß S. 359 ff.) schreibt Banks an die „Biblical World". Warka ist die größte aller babylonischen Trümmerstätten. Warka ist aber nicht allein interessant wegen seines gewaltigen Umfanges; es liegt ungefähr sechs Kilometer östlich vom jetzigen Euphratlauf unter 31° 19' nördl. Breite an einem alten Flußbett (dem sogen. Shatt-en-Nil?). In dem großen babylonischen Epos, dem Gisdubar- (bezw. Gibil-gamis- oder Nimrod-) Epos, ist Erech der Schauplatz, wo Gisdubar und Eakani den von der Göttin Ishtar zu ihrer Vernichtung gesandten Stier töteten; hier lebte die Göttin selbst, und Erech gehörte zu den Städten, mit denen die Herrschaft Nimrods, des gewaltigen Jägers vor Jahwe, begonnen hat. Der Umfang der Ruinen von Warka beträgt fast neun Kilometer: eine enorme Aufgabe, sie ganz auszugraben, aber eine Arbeit, die sich wohl lohnen würde. Voraussichtlich birgt keine Ruinenstätte eine größere Zahl Altertümer jeder Art und jeden Zeitalters. — Die amerikanischen Zeitungen und Zeitschriften sind natürlich voll mit Aufsätzen und Interviews über den Streit Hilprecht-Peters. Dr. Peters wirft bekanntlich Prof. Hilprecht vor, daß vier von den acht Tafeln, welche von diesem als Beweisstücke zitiert sind, daß er eine große Bibliothek in Nippur entdeckt hat, dreizehn Jahre vor seiner behaupteten Entdeckung an anderen Stellen gefunden worden sind, und daß die übrigen weder an Quantität noch an Qualität genügen, um darauf die Behauptung der Entdeckung der Tempelbibliothek aufzustellen. Hilprecht hat nunmehr seine Resignation als Kurator der Babylonischen Abteilung des Free Museum of Science and Art sowie als Inhaber des Clark-Lehrstuhles für Assyriologie den Trustees der Universität von Pennsylvania gegeben. Eine Untersuchungskommission ist eingesetzt und „Biblia", für die Hilprecht früher stets die höchste Autorität war, läßt sich darüber schreiben: „Dr. Hilprecht hat seine Resignation mit dem Verlangen einer Enquete eingegeben. Allgemein ist man der Ansicht, daß das Verdikt der Trustees durchaus zugunsten des angegriffenen Archäologen lauten wird. Aber ebenso sicher ist, daß die Trustees ihn nicht veranlassen werden, seine Resignation zurückzuziehen. Die offizielle Verbindung des deutschen Gelehrten mit der Universität von Pennsylvanien ist definitiv gelöst." — „Biblia" fügt hinzu, daß es für so sicher gehalten wird, daß die aus Freunden Hilprechts zusammengesetzte Kommission für ihn entscheiden wird, daß sehr wenige seiner wissenschaftlichen Gegner ihm überhaupt das Material vorlegen, das sie gegen ihn zu besitzen vorgeben. Man sagt, daß Hilprecht Amerika bereits definitiv zu verlassen im Begriffe steht und daß seine Bücher und sonstigen wissenschaftlichen Schätze, darunter seine Privatsammlung von Nippur-Keilschrifttafeln, bereits verpackt sind. — Wir müssen uns jedes Urteils über diese „Affäre" enthalten: relata referimus. Aber wir wundern uns, daß die deutschen Freunde Hilprechts und Kenner seiner Leistungen für den verdienten, wenn auch vielleicht in diesem Falle nicht sorgfältigen und zu optimistischen Gelehrten nicht energisch das Wort ergreifen.

M.

Kleinere Mitteilungen.

hc. Zum deutsch-amerikanischen Professoren-Austausch. Der Professor an der Universität Chicago Dr. J. L. Laughlin, einer der angesehensten amerikanischen Nationalökonomen, ist gutem Vernehmen nach von der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung in Berlin eingeladen worden, im nächsten Winter-Semester in der Vereinigung volkswirtschaftliche Vorlesungen zu halten. Da die Vereinigung in enger Beziehung zum preußischen Kultusministerium steht, darf man wohl annehmen, daß auch diese Berufung auf den vom Kaiser angeregten Professoren-Austausch zwischen Amerika und Deutschland zurückzuführen ist.

O. K. Eine Ausgrabung der Sphinx. Unter der Leitung des französischen Gelehrten Maspéro, dem ein Stab ausgezeichneter Aegyptologen untersteht, werden auf Veranlassung der ägyptischen Regierung demnächst Arbeiten unternommen werden, um den Sand wegzuräumen, der sich seit Jahrhunderten um die Pyramiden gelagert hat und auch einen Teil der Sphinxe in ihrer Nachbarschaft bedeckt. Angefangen wird mit der kolossalen Sphinx, die sich in der Nähe der Cheops-Pyramide befindet. Sie mißt 47 Meter und ist fast ganz unter dem Wüstensand begraben. Die Ausgaben werden auf 75,000 Frcs. geschätzt. Man erwartet, daß man bei den geplanten Ausgrabungen wichtige Altertümer zutage fördern wird. Es ist übrigens nicht das erste Mal, daß man den Versuch macht, die Pyramiden und Sphinxe von dem Wüstenstaub zu befreien.

dr. Gesellschaft für ethische Kultur. In Jena findet vom 8.—10. Juni der Gesellschaftstag der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur statt. Man schreibt uns dazu aus Jena: Für die Tagung sind einige interessante Vorträge in Aussicht genommen. Der Berliner Astronom Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. W. Foerster, der Vorsitzende der Gesellschaft, wird unter dem Titel „Ueber die Ethik im Völkerleben" den in englischer Sprache gehaltenen Vortrag von Dr. Stanton Coid (London) verdeutschen und eigene Ausführungen daran knüpfen. „Ueber Grundgedanken der ethischen Bewegung" spricht Prof. Dr. A. Döring (Berlin), über „Kunst und Ethik" Prof. Dr. Bruno Meyer (Berlin). Auch die moderne Armenpflege wird behandelt (Dr. Albert Levy, Berlin) und Dr. Herm. Türck (Jena) erörtert den „sittlichen Grundgedanken des Pandora- und Sündenfall-Mythus". Der wichtigste Punkt des Tagesordnung ist die Begründung einer allgemeinen Vereinigung für Moralunterricht im Anschluß an einen Vortrag von Dr. Rud. Penzig (Berlin).

* Internationaler botanischer Kongreß. Die feierliche Eröffnungssitzung des Internationalen botanischen Kongresses findet Pfingstmontag den 12. d. M. um 10 Uhr vormittags im großen Festsaale der Wiener Universität statt. Namens der Regierung wird Ackerbauminister Graf Buquoy eine Ansprache halten. Nach den offiziellen Reden findet der Vortrag des Professors Reinke (Kiel), des durch seine naturphilosophischen Arbeiten bekannten Verfassers der „Philosophie der Botanik", statt. Am Tage vorher um 11 Uhr vormittags erfolgt in der Orangerie des Schönbrunner Schlosses die Eröffnung der Internationalen botanischen Ausstellung.

Digitized by Google

W. Der internationale Fischereikongreß in Wien beschloß, den nächsten Kongreß in einer noch zu bestimmenden Stadt Amerikas abzuhalten.

Hochschulnachrichten.

* **München.** Mit einer Probevorlesung über die „Bedeutung der Röntgenstrahlen für die Gynäkologie“ und einer Habilitationsschrift über die „intraabdominellen Druckverhältnisse“ hat sich der Assistent an der hiesigen gynäkologischen Klinik Dr. Karl Härmann in der medizinischen Fakultät als Privatdozent habilitiert.

* **Bonn.** Dem Anatomen der hiesigen Universität Freiherrn v. La Valette St. George, der unlängst sein 50jähriges Doktorjubiläum feierte, wurde aus diesem Anlaß von früheren und jetzigen Schülern und Freunden seine Büste in Bronze als Zeichen der Verehrung gewidmet. Die Aufstellung der Büste fand am Donnerstag in feierlicher Weise im Hörsaal der Anatomie statt.

* **Marburg.** In der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität habilitiert sich, wie der Frankfurter Zeitung geschrieben wird, am Freitag Dr. Hans Köppe aus Gießen mit einer Antrittsvorlesung über „Den kollektiven Arbeitsvertrag als Gegenstand der Gesetzgebung“.

* **Leipzig.** Gestern (Donnerstag) früh ist hier der Professor der klassischen Philologie Geh. Hofrat Dr. Kurt Wachsmuth im Alter von 68 Jahren gestorben.

hc. **Kiel.** Der Staats- und Völkerrechtslehrer der hiesigen Universität, Geheimer Justizrat Professor Dr. Albert Hänel vollendet am 10. Juni das 75. Lebensjahr.

* **Wien.** Der ausgezeichnete Romanist der Wiener Hochschule Hofrat Adolf Mussafia, der erst am 16. Februar d. J. nach dem Rücktritt vom Lehramt zu Florenz seinen 70. Geburtstag feierte, ist am Donnerstag dortselbst gestorben. Wir haben an dem genannten Tage (Nr. 39 d. J.) die Bedeutung des Verstorbenen, der zu den ersten Kennern und Forschern auf dem Gebiete der romanischen Sprachwissenschaft gehörte, gewürdigt und verweisen daher zunächst auf das dort Gesagte.

* Die dänische Akademie der Wissenschaften hat den ordentlichen Professor der Botanik an der hiesigen Universität Hofrat Dr. Julius Wiesner zum Mitgliede erwählt.

* **Aus der Schweiz.** In Genf tritt Professor Julius Roguin, Lehrer des Bundesstaatsrechts an der dortigen Universität, von dieser Stellung zurück.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Das Buch des Kaufmanns. E. Hand- u. Lehrbuch d. ges. Handelswissenschaften f. Kaufleute, Industrielle, Gewerbetreibende, Juristen, Beamte und Studierende. Herausgegeben von Georg Obst. (Vollständig in 7 Lieferungen. Lieferung 3.) Leipzig 1905. Karl Ernst Poeschel. — Major a. D. Kanz: Die kriegerischen Ereignisse in den deutschen Kolonien im Jahre 1904. Mit einer Uebersichtsskizze. Berlin 1905. E. S. Mittler u. Sohn. 48 S. — J. C. Platter: Innsbruck in Tirol als Sommer- und Winterstation. Mit Bildern von E. J. Compton. Innsbruck. Verlag der städtischen Verkehrs-Sektion. 31 S. — Musik und Musiker des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. In 20 farbigen Tafeln dargestellt von Walter Niemann. Leipzig 1905. Bartholf Senff. — Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck von Richard Nordhausen. Mit Buchschmuck und Einbandzeichnung von Franz Christophe. Hanover 1905. Otto Tobies. 355 S. — Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Herausgegeben vom Vereins-Ausschuss. (Neue Folge. Zweiunddreissigster Band. 3. Heft.) Hermannstadt 1905. Franz Michaelis. — Paula Rösler: Falter. Zeichnungen und Lieder. München 1905. E. W. Bonsels. 44 S. — Hermann Hölzke: Zwanzig Jahre deutscher Literatur. Aesthetische und kritische Würdigung der Schönen Literatur der Jahre 1885—1905. Braunschweig 1905. Richard Sattler. 231 S. — Norwegen, das Land der Mitternachtssonne. Christiania. Alb. Cammermeyer. — Nord und Süd. Eine deutsche Monatsschrift. (29. Jahrgang. Band 113. Heft 339. Juni 1905.) Breslau. S. Schottlaender. — Die Architektur von Griechenland und Rom von W. J. Anderson und R. Phené Spiers. [Hiersemanns Handbücher. Band 1. (Fünf Lieferungen. Mit 185 Abbildungen, darunter 43 ganzseitigen Tafeln. Lieferung 1.)] Leipzig 1905. Karl W. Hiersemann. — Dr. Maximilian Saxl: Zur Duplik des Herrn Professor Schücking. Streiflichter. Berlin 1905. R. L. Prager. 65 S. — Fritz Madicus: J. G. Fichte. Dreizehn Vorlesungen, gehalten an der Universität Halle. Berlin 1905. Reuther u. Reichard. 269 S. — Karl Bleibtreu: Sedan. Illustriert von Chr. Speyer. Stuttgart. Karl Crabbe Verlag (Erich Gussmann). 185 S. — Prof. Dr. Julius Baumann: Wille und Charakter. Eine Erziehungslehre auf moderner Grundlage. Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Berlin 1905. Reuther u. Reichard. 98 S. — Neue Texte zur Geschichte der religiösen Aufklärung in Deutschland während des 14. und 15. Jahrhunderts. Festschrift der Universität Greifswald. Herausgegeben zum Rektoratswechsel am 15. Mai 1905 von Alexander Reifferscheid. Greifswald 1905. Selbstverlag. 58 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen:

Handbuch der Volkswirtschaftslehre

von

Alfred Marshall

Erster Band

Nach der vierten Auflage des englischen Originals mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von

Hugo Ephraim und Arthur Salz

Mit einem Geleitwort von Lujo Brentano

Geh. M. 12.—, In Leinenbd. M. 13.50, In Halbfranzbd. M. 14.—

Das hervorragende Buch des berühmten englischen Gelehrten bietet in bewundernswertem Maße die Vereinigung der Ergebnisse moderner, eigener wie fremder, Forschung mit den Lehren der großen Nationalökonomen der Vergangenheit, und dies erklärt auch, daß dasselbe in der deutschen Gelehrtenwelt längst Bürgerrecht erworben hat und eine Anzahl Universitätsprofessoren es ihren Hörern zum Studium angelegentlich empfahlen. Die nun erscheinende deutsche Uebersetzung wird ohne Zweifel mit Freuden begrüßt werden. (1)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Verlag von Gustav Fischer in Jena

Soeben erschien: (.)

Das Tabakmonopol in Rumänien.

Von

Dr. Demeter Busniocescu.

Preis 6 Mark.

Beim Einfordern von

Prospekten, Broschüren und Auskünften

wolle man sich gefl. auf die

Münchener

Allgemeine Zeitung

berufen.

Digitized by Google

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

☛ Der Pfingstfeiertage wegen erscheint die nächste Nummer am Dienstag Nachmittag.

Inhalt:

Zur Erinnerung an K. F. Ph. v. Martius.

Gedächtnisrede bei Enthüllung seiner Büste im kgl. botanischen Garten in München am 9. Juni 1905 von K. Goebel.

Seit langen Jahren steht in unserem Botanischen Garten die Büste eines Mannes mit ernsten, fast harten Gesichtszügen. Sie ist dem Andenken des Gelehrten gewidmet, welcher den Botanischen Garten auf Geheiß des ersten Königs von Bayern angelegt hat, des Professors Franz von Paula v. Schrank. Als es sich vor einiger Zeit darum handelte, das verwitterte Postament dieser Büste wieder einigermaßen herzustellen, wußte weder jemand, wie die Inschrift darauf gelautet hatte, noch wie die Büste eigentlich in den Garten gekommen war. Und doch handelte es sich dabei um einen Forscher und akademischen Lehrer von hohem Verdienst. Denn Schrank verdient das Prädikat, welches, wie ich später fand (wahrscheinlich auf Veranlassung seines Nachfolgers Martius), auf dem alten Postamente eingegraben gewesen war: „Rei herbariae in Bavaria stator", er war wirklich der Begründer intensiver botanischer Forschungstätigkeit in Bayern. Zwar hat es in unserem Lande auch früher nicht ganz an hervorragenden Botanikern gefehlt. Gleich zu Beginn der neuzeitlichen Entwicklung der Naturwissenschaften glänzt der Name von Leonhard Fuchs aus Wemding, des Verfassers eines der berühmtesten Kräuterbücher des 16. Jahrhunderts. Er zählt zu den sogenannten deutschen Vätern der Botanik, aber obwohl in Bayern geboren, hat er in seinem Heimatlande keinen dauernden Wirkungskreis gefunden. Für ihn, der frühzeitig sich der Reformation zugeneigt hatte, war in der damaligen Landesuniversität Ingolstadt des Bleibens nicht. Und auch später haben dort die Naturwissenschaftler keinen günstigen Nährboden gefunden; als im Jahre 1665 ein Mitglied der medizinischen Fakultät die Anlegung eines botanischen Gartens beantragte, stimmte ihm die Fakultät nicht bei, da es Pflanzen in Ingolstadts Umgebung in Menge gebe und teure exotische Gewächse im Winter jedenfalls erfrieren würden;[1]) erst im Jahre 1723 kam es zur Errichtung eines botanischen Gartens, der in anderen Universitäten, z. B. Altdorf, längst vorhanden war. Er krankte aber — wie viele andere botanischen Gärten auch in unserer Zeit — an der unzureichenden Dotierung, und noch 1784 erschienen der Regierung die Kosten für die Heizung des Gewächshauses, in welchem eine Banane kultiviert wurde, so ungeheuer, daß der Befehl eintraf, diese Pflanze „abzutun". Schrank war der erste, welcher in Ingolstadt Botanik außerhalb der medizinischen Fakultät dozierte, freilich hatte er außer ökonomischer und allgemeiner Botanik auch Landwirtschaft, Forstwirtschaft, Bergbaukunde und allgemeine Zoologie zu vertreten.

Erst von seiner Uebersiedelung nach München, welche noch vor der Verlegung der Universität von Landshut hierher erfolgte, datiert die Pflege der Botanik als einer selbständigen, reicher mit Mitteln ausgestatteten Disziplin in Bayern. In unserer raschlebigen Zeit wäre die Erinnerung an den verdienstvollen Mann, dem namentlich auch die Landeskunde von Bayern viel verdankt, gewiß viel rascher geschwunden, wenn wir nicht sein Denkmal unter uns hätten, das uns mahnt, dankbar der Vorzeit zu gedenken.

Mit um so größerer Freude erfüllt es mich, daß von heute ab die Büste Schranks nicht mehr einsam im Botanischen Garten stehen wird, sondern daß sich ihr, von bewährter Künstlerhand ausgeführt, dank einer pietätvollen Stiftung zugesellt die eines anderen bayerischen Botanikers, K. F. Ph. v. Martius, der jahrelang Schranks Mitarbeiter und später sein Nachfolger war, ihn an äußerem Ruhm und an Ausdehnung seiner wissenschaftlichen Tätigkeit aber weit überstrahlt hat.

Es war dies bedingt einerseits durch die Verschiedenheit der beiden Persönlichkeiten selbst, von denen der den Altbayern und dem geistlichen Stande angehörende Schrank gewissermaßen das alte, der aus einer der zu Beginn des vorigen Jahrhunderts neu hinzugekommenen Provinzen stammende Martius das neue Bayern repräsentiert, andrerseits aber ganz wesentlich auch durch äußere Verhältnisse, welche wissenschaftlichen Bestrebungen günstiger waren als die früheren. Denn in ihren wissenschaftlichen Zielen standen Schrank und Martius sich noch sehr nahe. Das Gebiet, auf welchem sie sich bewegten, war das der systematischen Botanik, der Feststellung der einzelnen Pflanzenformen und ihres verwandtschaftlichen Zusammenhanges. Schrank war dabei mit Absicht und Bewußtsein der Mann nüchterner Empirie, während Martius, namentlich am Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn von der damals herrschenden Naturphilosophie beeinflußt, sich gern auf dem Gebiete anthropomorphistischer Spekulation bewegte, die uns heutzutage oft fremdartig anmutet. Aber diese Neigung hat ihn nicht abgehalten, eine staunenswerte Anzahl ausgezeichneter Einzelarbeiten von großem Umfange zu schaffen.

Wir werden es vielmehr Martius zum besonderen Verdienst anrechnen, daß er, der, mit empfänglichem, poetischem Gemüt und feinsinniger formaler Bildung ausgerüstet, aufgewachsen war, umgeben von dem Duft unserer klassischen Dichterzeit und in der Treibhausatmosphäre üppig aufschießender spekulativer Philosophie, sich von der trügerischen Farbenpracht der Naturphilosophie doch nach Kräften ferngehalten hat. In seinem Briefwechsel mit

[1]) Prantl: Geschichte der Ludwigs-Maximilians-Universität I, S. 494.

Digitized by Google

Goethe teilt er diesem mit, er plane eine astrologisch-geographische Pflanzenphysiologie, fährt dann aber fort: „Meine Neigung zöge vor, die allgemeinen poetischen und sittlichen Eindrücke (seiner brasilianischen Reise) eher laut werden zu lassen, als immer nur Zug für Zug am einzelnen weiter zu ziehen; aber eine innere Stimme sagt mir, daß diese Ruhe heilsamer sei." „So vermeinte ich denn am Besten zu tun, wenn ich den Mut hätte, mich zu bescheiden und den für das Einzelne einfachen Weg der Beobachtung durch die Natur fortzugehen, für das Allgemeine, Unendliche aber mich dem Unendlichen in mir zu überlassen, meinem Naturgefühl zu trauen, welche das einzelne verbände." Wir sehen in diesem Entschluß, einer Richtung zu entsagen, zu der ihn eigentlich sein Gefühlsleben zog, vor der ihn aber sein praktischer Verstand warnte, dieselbe Willenskraft und dieselbe Richtung auf das unmittelbar praktisch Erreichbare, die nötig war, um ihn durch alle Fährlichkeiten einer langen Reise in unwirtlichen Ländern zu führen, zugleich aber tritt uns das Bestreben entgegen, nicht am einzelnen hängen zu bleiben, sondern allgemeinen Zielen zuzustreben, Zielen, die aber mehr gefühlt und geahnt als mit kritischer Schärfe fest und klar erkannt waren. Ein glückliches Geschick hat ihm eine Laufbahn ermöglicht, welche seinen Anlagen und Neigungen entsprach.

Das Interesse für Naturgeschichte war bei Martius schon sehr früh erwacht; es war wohl ein Erbteil von seinem Vater, welcher, dem Apothekerstande angehörig, sich auf dem Gebiete der Pharmakognosie auszeichnete. Während die meisten Botaniker zu jener Zeit noch von anderen Berufen, meist dem medizinischen, ausgingen, war es Martius vergönnt, ohne Umwege auf sein Ziel loszusteuern, wie denn in seinem ganzen Leben äußeres Glück und innere Tüchtigkeit ihm in fast beispielloser Weise Erfolg und Ehren bescheren.

Geboren am 17. April 1794 zu Erlangen, bezog er schon mit 16 Jahren die Universität seiner Vaterstadt, wo Schreber, noch ein direkter Schüler des großen Linnaeus, in der medizinischen Fakultät Botanik, Physiologie, Diätetik und **materia alimentaria**, in der philosophischen mehrere kameralistische Fächer, Landwirtschaft, Technologie und sogar Polizei lehrte — eine Vielseitigkeit, der wir heutzutage, wo die Kräfte eines Mannes zur Bewältigung des Gesamtgebietes der Botanik längst nicht mehr genügen, nicht ohne eine gewisse Wehmut gedenken. Es ist wohl fraglich, ob dieser etwas trocken-pedantische Gelehrte Martius tiefer gehende Anregungen gab, als sie in der Ueberlieferung Linnéscher Lehren und der Mitteilung der botanischen Technik damaliger Zeit bestanden. Aber indirekt verdankt Martius ihm doch die Gestaltung seiner Laufbahn. Denn Schrebers Sammlungen wurden für die Münchener Akademie erworben, und bei der Uebernahme lernten die Münchener Akademiker, der Botaniker Schrank und der Geologe Spix (letzterer später Martius' Begleiter auf der brasilianischen Reise), diesen kennen und veranlaßten ihn, nach München überzusiedeln, wo er bald zu Schranks Gehilfen und zum Adjunkten an der Akademie ernannt wurde.

Die Tätigkeit, welche er hier entfalten konnte, ergibt sich aus der Richtung, welche die Botanik damals verfolgte. Martius selbst hat sich später über diese Richtung, die er sozusagen mit der wissenschaftlichen Muttermilch einsog, in sehr charakteristischer Weise geäußert. Er sagt: „Es galt zunächst, die Pflanzenspezies als ein Fertiges zu fixieren, zu beschreiben und sie zwischen den übrigen anzuordnen, zu klassifizieren. Je mehr man hierbei, von einzelnen Merkmalen absehend, die Totalität eines gegebenen Pflanzenwesens und ihren Bezug zu allen übrigen ins Auge faßte, um so mehr näherte man sich dem, was die sogenannte natürliche Methode als ihre letzte Aufgabe anerkennt. Inzwischen zeigt eine gründliche Prüfung der Prinzipien, die Ant. Laur. de Jussieu seinem unsterblichen Werke der „**Genera Plantarum**" zugrunde gelegt und die er noch 36 Jahre später bekannt hat, daß dieses sogenannte natürliche System des Pflanzenreichs in seinem Grundbau den rein logischen Charakter nicht verleugnet, daß es ebenso wie die früheren, sogenannten künstlichen, viel mehr einer Anordnung des Mannigfaltigen nach gewissen Begriffen, d. i. eine Klassifikation, als ein aus der höheren Einheit einer Idee organisiertes Mannigfaltiges, ein System im philosophischen Sinne sei."

Wir sehen auch in dieser Aeußerung die beiden charakteristischen Seiten von Martius' Persönlichkeit: einerseits die Erkenntnis, daß für die systematische Botanik eine intensive, statistisch-deskriptive Tätigkeit noch auf lange hin notwendig sei, andrerseits das Bestreben, über die Einzelheiten hinweg zu allgemeinen Resultaten zu gelangen — ein Bestreben, das sich bei ihm allerdings in der Form eines subjektiven Idealismus ausspricht, der die Einzelnaturkörper als Erscheinungsformen einer „Idee" betrachtete und dadurch zu einer tieferen Auffassung des Systems zu gelangen glaubte. Die Mehrzahl der Botaniker aber hielt sich damals an die rein deskriptive Richtung.

Und so regte sich allerorten in der nach-Linnéschen Zeit das Bestreben, die Pflanzenformen der einzelnen Länder genau zu registrieren und kennen zu lernen. Dies geschah für Bayern durch Schrank in trefflicher Weise, und auch Martius' erste Arbeiten, wie z. B. die „**Flora cryptogamica Erlangensis**", bewegten sich auf demselben Gebiete. Aber bald mußte es fühlbar werden, daß die mitteleuropäische Pflanzenwelt denn doch nur ein kümmerlicher Bruchteil des ganzen Pflanzenreiches sei und daß tiefere Einsichten in die systematische Gliederung nur zu gewinnen seien durch Kenntnis außereuropäischer Pflanzenformen. — Schrank hat außer einer Reise nach Ungarn nur eine solche nach der Lombardei und Venodig gemacht, sonst war seine Tätigkeit auf die einheimische Pflanzenwelt beschränkt. Unterdessen aber war die botanische Welt in Bewegung gesetzt worden durch die Resultate zweier großer Reisen, welche die bis dahin nur sehr wenig bekannte außereuropäische Pflanzenwelt uns in ihrer ganzen Fülle und Pracht naherückten, die Reise Alex. v. Humboldts nach Mittel- und Südamerika und die von Robert Brown nach Australien. Namentlich aber waren es die Schilderungen in Humboldts „Ansichten der Natur", die jeden jüngeren Naturforscher mit tiefster Sehnsucht nach den Wundern der tropischen Pflanzenwelt erfüllen mußten. Bedenken wir ferner, daß unser Kontinent in dem napoleonischen Zeitalter, in welches Martius' Jugend fiel, von den Ländern jenseit des Ozeans so gut wie ganz abgeschlossen gewesen war, so können wir verstehen, welche Wirkung es haben mußte, als Humboldts Schilderungen „den Strahl der Tropensonne, den Duft amerikanischer Zaubergärten in den deutschen Nebel warf".

In seiner Dankrede auf Robert Brown sagt Martius von dieser Zeit:

„Man könnte die Epoche Robert Browns die der botanischen Peripatetiker nennen. Große Reisen wurden unternommen, die entlegensten Länder und Meere auf Pflanzen untersucht. Man botanisierte — forschte und dachte, indem man wanderte. Es galt, die Welt der Pflanzen, das bunte, tausendfach verwandelte Kleid der Erde, gleichsam in der Vogelperspektive zu überschauen, und den Forschern einer späteren Generation — Apractiker (Seßhafte) könnte man diese nennen — das gesichtete und systematisierte Material zu übergeben für die Untersuchungen über das Wesen, Leben und Wirken der Pflanze. Jener Männer Tätigkeit ging auf direkte Beobachtung, sie waren, was man beschreibende Systematiker nennt."[2])

Daß auch er selbst sich an eine erste Stelle unter den „Peripatetikern" erheben konnte, verdankte er Bayerns erstem König.

Für Martius' Leben entscheidend war, daß er schon in den ersten Jahren seines Münchener Aufenthaltes die Aufmerksamkeit des Königs Max Joseph auf sich zog, der ein warmer Freund der Pflanzenwelt war und oft den auf sein Geheiß angelegten botanischen Garten besuchte, wo er sich gewöhnlich von Martius begleiten ließ. Der König hatte schon im Jahre 1815 die Akademie der Wissenschaften angewiesen, „über eine ins Innere von Südamerika zu machende literarische Reise Bericht zu erstatten". Die Heirat der österreichischen Erzherzogin Leopoldina mit dem portugiesischen Kronprinzen, späteren Kaiser Dom Pedro I.

[2]) **Martius: Gedächtnisreden, S. 366.**

Digitized by Google

von Brasilien, wurde von der österreichischen Regierung benützt, um „Gelehrte im Gefolge der erlauchten Braut nach Brasilien abgehen zu lassen". Der König von Bayern kam mit dem österreichischen Hofe überein, einige Mitglieder seiner Akademie der Expedition anzugliedern, und die Wahl fiel auf Martius und Spix, welche am 21. Januar 1817 die Weisung erhielten, eiligst nach Wien und Triest abzureisen und sich dort auf den österreichischen Fregatten nach Rio de Janeiro einzuschiffen. Die Instruktion, welche die Reisenden von der Akademie erhielten, zeigt, wie wir zu Ehren der Männer, welche sie ausarbeiteten, hier hervorheben dürfen, deutlich die Spuren Humboldtschen Geistes. Dieser Plan war ungleich großartiger und weitsehender als der von Wien vorgezeichnete der Oesterreicher, und wir haben um so mehr Ursache, nur die ausgezeichneten Resultate dieser Reise hervorzuheben, als sie leider, was die Botanik betrifft, bis jetzt die einzige in größerem Maßstabe von Bayern ausgesendete geblieben ist, während die Wiener Akademie erst jüngst noch eine botanische Expedition nach Brasilien veranlaßt hat, deren Resultate der Wissenschaft reichen Gewinn schon gebracht haben und noch bringen werden.

Die Reise von Martius und Spix hier im einzelnen zu schildern, ist nicht möglich, es muß auf die meisterhafte Schilderung hingewiesen werden, welche Martius selbst davon gegeben hat. Hier sei nur kurz ihr Verlauf und ihr Resultat angedeutet.[3]) Am 2. April 1817 ging das Geschwader, welches die Kaiserbraut mit den Reisenden in die neue Welt zu führen hatte, von Triest ab und erreichte am 15. Juli Rio de Janeiro. Hier trennten sich die bayerischen und die österreichischen Naturforscher und traten ihre besonderen Reisen an. Martius und Spix wandten sich vom Rio zunächst landeinwärts nach der Provinz St. Paul, wo sie in der Stadt Jandiahy ihre Expedition organisierten. In nordöstlicher Richtung durchzogen sie sodann, mit gelegentlichen Abstechern zu den Botokuden und anderen Indianerhorden, die Provinz Minas Geraës und die Provinz Bahia, in deren Hauptstadt sie nach vielen Mühsalen am 10. November 1818 anlangten. Nach einer kurzen Rast durchquerten sie den Sertao, die von Bahia, gingen über den Rio S. Francisco durch die Provinz Pernambuco und stiegen über die Grenzgebirge Dans Irmãos in die heißen Täler des Piauhy und Maranhao hinab.

Von der Hafenstadt San Luis de Maranhao traten sie am 20. Juni 1819 den dritten und größten Teil ihrer Reise, jetzt eine Wasserreise, an. Sie schifften in einem Boote den Amazonenstrom hinauf und gelangten Ende November nach der Stadt Ega an der Mündung des Nebenflusses Yupurá. Hier trennten sie sich, Martius schiffte den Yupurá hinauf bis an die Grenze von Neu-Granada, wo die Katarakte von Arara-Coaro dem weiteren Vordringen ein Ziel setzten. In der Barra do Rio Negro, jetzt Villa de Manaos, trafen Martius und Spix wieder zusammen und verließen Pará nach verschiedenen Abstechern am 14. Juni 1821. Am 8. Dezember desselben Jahres erreichten sie München. Die reichen Sammlungen, die allein an Pflanzen etwa 6500 Arten umfaßten, wurden eine Zierde der bayerischen Staatssammlungen.

Wir können sagen, daß die Aufgabe, das ungeheuere, damals wissenschaftlich großenteils noch unbekannte Land zu erforschen, in dreijährigen mühseligen und gefahrvollen Expeditionen glänzend gelöst wurde. Und der glückliche Stern, der über Martius' ganzem Leben glänzte, zeigte sich auch hier. Ohne bedeutenden Unfall legten die Reisenden eine Strecke von fast 1400 geographischen Meilen zurück und brachten durch alle Fährlichkeiten hindurch ihre Sammlungen wohlbehalten in die Heimat. „Diese Reise," sagt sein Schüler und Biograph Eichler,[4]) „hat Martius' gesamte Entwicklung auf das mächtigste beeinflußt und seinen Ruhm für alle Zeiten fest begründet. Jung, voller Eifer, offenen Auges, empfänglichen Sinnes, ward er fast unmittelbar und unvorbereitet aus den rauhen Hochebenen Bayerns in eines der reichsten, prachtvollsten Tropenländer der Welt versetzt, sah es auf dreijährigem Zuge in seiner ganzen Ausdehnung, seiner mannigfachen Gliederung, mit all seinen seltsamen Völkern und seltsamen Sitten, und sah es nicht als bequemer Beschauer, sondern unter stählender Mühsal als rastlos tätiger Forscher, gleichsam ein geistiger Eroberer, ein neuer Conquistador und Entdecker."[5]) Dabei beschränkte er sich nicht auf die ihm zunächst liegende botanische Aufgabe, Brasilien war ihm in jeder Hinsicht ein Feld wissenschaftlicher Tätigkeit, und so verdanken ihm auch die Geographie, Ethnographie und Linguistik des Landes erfolgreiche Förderung. Der glänzenden Leistung folgte auch hohe Anerkennung nach der Rückkehr. Der König ernannte Martius zum Ritter des Zivilverdienstordens und zum ordentlichen Mitglied der Akademie. Mit Recht sagt einer seiner Biographen[6]) von dem Martius des Jahres 1820: „Er war jetzt erst 26 Jahre alt, und so stand der Jüngling mit wohlgegründetem Namen voll sicherer Aussicht und fest auf einem Boden, welchen das Geschick in der Regel auch dem tüchtigen Manne erst nach langem und oft hartem Ringkampf mit allerlei Hindernissen in der Reife des Mannesalters zu gestatten pflegt."

Für Martius aber waren diese Ehren nur ein Ansporn, die gesammelten Erfahrungen und Schätze der Wissenschaft nutzbar zu machen. Die erste Frucht seiner Reisen ist deren Beschreibung, welche zum allergrößten Teil von Martius allein verfaßt wurde, da Spix wenige Jahre nach der Rückkehr starb. Das Riesenwerk bringt nicht nur ein gewaltiges Material, sondern zeichnet sich auch aus durch die Schönheit der Darstellung, was in unserer Zeit, in der viele Naturforscher das häßlichste Zeitungsdeutsch für gut genug halten, um darin ihre Resultate mitzuteilen, wohl besonders hervorgehoben werden darf. Martius war vermöge seiner tiefen und gründlichen Bildung und seiner künstlerischen Begabung ein Meister des Stils, sind doch mehrere der Schilderungen seines Reisewerkes seinerzeit in die Mustersammlungen deutscher Prosa übergegangen. Die botanische Ausbeute wurde in einer Reihe von Werken bearbeitet, welche für die systematische Botanik von fundamentaler Bedeutung waren. Am bekanntesten davon sind zwei geworden, einerseits seine Palmenmonographie und dann die von ihm begründete „Flora brasiliensis". In beiden Werken hat Martius auch andere Kräfte herbeigezogen und so auf die Entwicklung junger botanischer Talente fördernd eingewirkt. Es sei nur hervorgehoben, daß die Anatomie der Palmen von keinem Geringeren als Hugo Mohl, die fossilen Palmen von Franz Unger bearbeitet wurden. Die Verdienste, sagt Eichler, welche sich Martius mit diesem seinem Palmenwerk um die Wissenschaft erworben, sind von der Anerkennung aller Fachgenossen getragen und weit über deren Kreise hinaus mit Ruhm bekrönt. Es wurde auch in der Tat durch das Werk nicht nur die spezielle Kenntnis der Palmen im größten Maßstab erweitert und vertieft, sondern auch die Pflanzenkunde im allgemeinen aufs erheblichste gefördert. Insbesondere haben die Abschnitte über die geographische Verbreitung und die Morphologie der Palmen bedeutenden Einfluß auf die einschlägigen Disziplinen ausgeübt, und das anatomische Kapitel von Mohl war geradezu epochemachend. Auch in seiner äußeren Gestalt erscheint das Palmenwerk als eine der schönsten Monographien, welche die botanische Literatur besitzt. Mit Zuversicht können wir so dem Ausspruche Humboldts beistimmen: „Solange man Palmen kennt und Palmen nennt, wird auch der Name Martius nicht vergessen sein."

Ich kann es mir nicht versagen, hier auch die Worte anzuführen, mit denen Goethe im Jahre 1824 die beiden ersten Hefte des Palmenwerkes begrüßte. Er sagt: „Die schon längst bekannte Reisebeschreibung der beiden würdigen Forscher, Herren von Spix und von Martius, München 1823, gab uns vielfach willkommene Lokalansichten

[3]) Die folgende Reiseroute nach der Darstellung in Eichlers Martius-Biographie.

[4]) Eichler: Karl Friedrich Philipp v. Martius, Nekrolog, Flora, 1869, S. 8 ff.

[5]) Eichler a. a. O. S. 9.

[6]) Eichler a. a. O. S. 8.

Digitized by Google

einer großen Weltbreite, grandios, frei und weit; sie verlieh uns die mannigfaltigsten Kenntnisse einzelner Vorkommenheiten, und so ward Einbildungskraft und Gedächtnis vollkommen beschäftigt. Was aber einen besonderen Reiz über seine bewegte Darstellung verbreitet, ist ein reines, warmes Mitgefühl an der Naturerhabenheit in allen ihren Szenen, frommsinnig, klar empfunden und ebenso mit deutlicher Fröhlichkeit entschieden ausgesprochen."

„Ferner sammelt die „Physiognomik der Pflanzen", München 1824, von einem hohen Standpunkte unseren Blick auf das Pflanzenreich einer sanft unübersichtlichen Erdoberfläche, deutet auf das besondere, auf die klimatischen, die lokalen Bedingungen, unter welchen die unzähligen Vegetationsglieder gedeihen und sich gruppenweise versammeln mögen, und versetzt uns zugleich in eine solche Fülle, daß nur der vollendete Botaniker sich die einer sprachgewandten Benennungsweise unterliegenden Gestalten heranzurufen imstande ist.

In dem letzten von uns ausführlicher beachteten Werke (den Genera et species palmarum) ist nun gleichfalls durch Hilfe einer ausgearbeiteten Kunstsprache das Palmengeschlecht in seinen seltensten Arten gelehrten Kennern reichlich vergegenwärtigt, mit den oben verzeichneten Tafeln jedoch für jeden Naturfreund gesorgt, indem des allgemeinsten Naturzustandes Hauptbezüge und Gestalten, einsame oder gesellige Ansiedelung und Wohnung auf feuchtem oder trockenem, hohem oder tiefem Lande, frei oder düster gelegen, in aller Abwechselung vorgestellt und nun zugleich Kenntnis, Einbildungskraft und Gefühl angeregt und befriedigt werden. Und so empfinden wir uns, den Kreis obgedachter Druckschriften durchlaufend, in einem so weit entlegenen Weltteile durchaus anwesend und einheimisch."

Von ganz besonderer Bedeutung aber ist das größte von Martius unternommene Werk geworden, die „Flora brasiliensis", das merkwürdigerweise auf Anregung eines Mannes entstand, in welchem man sonst nicht gerade ein besonderes Interesse für Naturwissenschaften vermuten möchte, des Fürsten Metternich. Der Plan des Werkes wurde im Jahre 1839 von Martius in Verbindung mit dem österreichischen Botaniker Endlicher entworfen, es erschien demgemäß unter den Auspizien des Kaisers Ferdinand I. von Oesterreich und des Königs Ludwig I. von Bayern, später fand es von Seiten der brasilianischen Regierung die liberalste Unterstützung.

Die Flora brasiliensis sollte auf Grundlage des ganzen zugänglichen Materials die Pflanzenwelt Brasiliens in neuer Bearbeitung und erläutert durch zahlreiche Abbildungen darstellen. Dem systematischen Teil der Bearbeitungen sind Kapitel über die geographische Verbreitung sowie über die medizinische, technische, kommerzielle und ökonomische Anwendbarkeit der behandelten Gewächse beigegeben, welche ebenso wie die Angaben über die kulturgeschichtlichen Beziehungen meist von Martius selbst bearbeitet wurden. Das ungeheure Material aber erforderte die Heranziehung einer großen Anzahl von Mitarbeitern. Die Flora brasiliensis ist auch dadurch von Interesse, daß sie eines der ersten Werke darstellt (vielleicht das erste), welches durch internationales Zusammenarbeiten zustande kam, und wir freuen uns deshalb besonders, daß wir heute nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus anderen Ländern hervorragende Vertreter der Botanik unter uns sehen, deren Gegenwart uns zeigt, daß der von Martius eingeschlagene Weg der richtige war und daß große Aufgaben der Wissenschaften nur durch einmütiges Zusammenarbeiten aller Kulturnationen gelöst werden können. 63 Botaniker verschiedener Nationalitäten haben an der Flora brasiliensis mitgewirkt, fast alle bedeutenden Systematiker haben sich an ihr beteiligt und viele haben darin ihre wissenschaftlichen Sporen verdient.

Die Hoffnung, das im Jahre 1840 begonnene Werk in 8 bis 9 Jahren fertigzustellen, mußte freilich bald aufgegeben werden. Vielmehr wird es zu seinem Abschluß fast 70 Jahre gebraucht haben, wenn die Hoffnung des jetzigen Herausgebers, daß im Jahre 1906 der letzte Faszikel fertig sein werde, sich erfüllt. Es ist die Länge der Zeit aber leicht verständlich, wenn wir hören, daß in dem Werke fast 20,000 Pflanzenarten beschrieben und auf über 3000 Tafeln bildlich dargestellt sind. Martius selbst war noch 28 Jahre mit der Leitung des Riesenwerkes beschäftigt. Auch sein Nachfolger, der zu früh für die Wissenschaft und seine Freunde verstorbene Eichler, hat die Fertigstellung nicht erlebt, und erst unter seinem jetzigen Herausgeber, Geheimrat Urban, ging das Werk, dessen geschäftliche Leitung von Martius' Schwiegersohn, Herrn Generaldirektionsrat Graf in München, weiter besorgt wurde, seiner Vollendung entgegen. So ist es der Tätigkeit von Martius zu verdanken, daß die Flora Brasiliens nicht nur in ihrer Zusammensetzung früher eingehend bekannt wurde, als die irgend eines anderen tropischen Gebietes, sondern daß wir auch die Gliederung der Flora des gewaltigen Landes in Zonen und Regionen, und die Abhängigkeit der Pflanzenverteilung von äußeren Faktoren kennen lernten. Auch die allgemeine Botanik wurde wesentlich gefördert, denn oft gaben Eigentümlichkeiten der Gestaltung oder des inneren Baues der behandelten Pflanzen den Mitarbeitern der Flora brasiliensis Anlaß zu eingehenden morphologischen und anatomischen Untersuchungen.

Andere botanische Arbeiten von Martius, so wichtig sie ihrer Zeit auch gewesen sein mögen, treten doch gegen die genannten großen Werke zurück, die seinen Namen mit der Erforschung der Flora des tropischen Amerika für immer verknüpft haben.

Daß Martius, dem im Jahre 1826 nach der Verlegung der Universität von Landshut nach München die Professur der Botanik übertragen worden war, auch als Lehrer anregend und anziehend wirkte, braucht kaum hervorgehoben zu werden, es ist dies bei einer Persönlichkeit wie der seinigen fast selbstverständlich. Wir erfahren z. B. aus der Lebensbeschreibung von Al. Braun, der mit Schimper und Agassiz zusammen eine Zeitlang in München studierte, daß Martius' Vorlesung über seine Reise und die von Görres über allgemeine Weltgeschichte ihrerzeit die besuchtesten in München waren. Sie fanden in einem Saale statt, der 600 Zuhörer faßte, sich aber oft noch als zu klein erwies. Auch versammelte Martius seine Schüler jede Woche einmal einen Abend um sich in seinem Hause und kannte ihnen so persönlich näher treten.

Nicht versäumt werden darf hervorzuheben, daß er mit sehr bescheidenen Mitteln den botanischen Garten, in welchem heute sein Standbild enthüllt werden soll, zu einer Musteranstalt von europäischem Rufe erhob. Die reiche Formenkenntnis, die große Erfahrung über die Lebensbedingungen der Pflanzen, welche er sich auf seinen Reisen erworben hatte, mußten ihn zum Leiter eines botanischen Gartens ganz besonders geeignet machen, und er hat nicht nur Pflanzenschätze angehäuft, sondern auch für ihre wissenschaftliche Verwertung gesorgt.

Daß er tief gekränkt durch den Einbau des Glaspalastes in den botanischen Garten nach 40jähriger Tätigkeit an diesem Institut im Jahre 1854 in den Ruhestand trat, ist, so sehr dieser Schritt uns selbstverständlich erscheint, doch im Interesse des Gartens zu bedauern. Es mag bei diesem Entschluß wohl aber auch das Gefühl mitgewirkt haben, daß unterdes in der Botanik eine neue Zeit heraufgezogen war, die anatomisch-physiologische Richtung, welche eine Blütezeit von ungeahnter Bedeutung herbeiführte. Niemand wird es Martius verdenken, daß er an dieser Entwicklung sich nicht selbst mehr eingreifend beteiligte, sein Arbeitsfeld lag eben auf einem andern Gebiete, und wenn dies von den Vertretern der neuen Richtung in jugendlicher Selbstüberhebung teilweise als eine „quantité negligeable" angesehen wurde, so hat die spätere Entwicklung der Systematik und Pflanzengeographie gezeigt, wie töricht eine solche Unterschätzung ihres Wertes war. Zudem blieb Martius auch nach seinem Rücktritt keineswegs müßig. Er förderte die Herausgabe der Flora brasiliensis und diente mit Liebe und Hingebung den Interessen der Münchener Akademie, bei welcher er lange Jahre hindurch das Ehrenamt eines Sekretärs der mathematisch-physikalischen Klasse bekleidete. Das schönste

Digitized by Google

Zeichen dieser Tätigkeit sind die Dankreden, die er auf verstorbene Mitglieder hielt, Reden die in vollendeter Form einen ungemein reichen Inhalt bieten und zeigen, eine wie allgemeine und weitgreifende Bildung sich Martius angeeignet hatte. So ist es auch nicht zu verwundern, wenn die Zeitgenossen rühmen, daß sein gastliches Haus in München einen Mittelpunkt bildete, in welchem man sicher war, die hervorragendsten einheimischen und vorübergehend in München weilenden Kapazitäten anzutreffen. Welchen Eindruck die Persönlichkeit ausübte, zeigt eine Stelle in Goethes Tagebuch von 1824: „Sodann gedenke ich sehr gern der kurzen Gegenwart des Herrn Ritter von Martius, aus München. Der hohe Wert seines inneren Vermögens hat sich durch eigentümliche Aufnahme der Außenwelt auf einen solchen Grad gesteigert, daß man sich zusammennehmen muß, um würdig zu schätzen, was man mit Bewunderung anerkennt." Und an Zelter schreibt er über Martius: „Du wirst an ihm den herrlichsten, trefflichsten Mann finden."

So ist Martius zu allem anderen auch das Glück beschieden gewesen, daß ein „Strahl der Dichtersonne fiel auf ihn", der auch für den Nichtbotaniker sein Bild der Nachwelt in hellem Glanze zeigt.

Für seine Bedeutung als Naturforscher kommt für die Nachwelt freilich nicht die Persönlichkeit in Betracht, welche auf die Zeitgenossen einen so starken Eindruck gemacht hat, sondern das, was er mit zum dauernden Aufbau der Wissenschaft beigetragen hat. Ich habe das in meinen Ausführungen kurz anzudeuten versucht. Aber es möchte sein, daß dabei einer oder der andere von Ihnen sich eines Wortes von Schopenhauer erinnert hat. Dieser sagte einmal, daß Ruhm in den Wissenschaften erlangt werden könne durch eine neue Kombination irgend welcher Daten, und vertröstet mehr untergeordnete Geister darauf, daß auch sie einen gewissen Ruhm gewinnen könnten, einmal durch eisernen Fleiß und dann durch Herbeischaffen von schwierig zu erlangenden Daten. „Dies," sagt er,[7]) „leisten Reisen in sehr entlegene und wenig besuchte Länder; man wird berühmt durch das, was man gesehen, nicht durch das, was man gedacht hat." Man könnte dies wohl auf Martius anwenden, aber ohne daß dadurch die Bedeutung seines Lebenswerkes geringer eingeschätzt würde. Seine Bedeutung liegt tatsächlich nicht darin, daß er der Botanik neue Wege gewiesen hat. Er war nicht der Mann scharfen, mathematisch geschulten Denkens, wie sein Nachfolger Nägeli, sondern wesentlich ein Mann der Tat, ein Konquistador und Organisator. Aber auch das „Sehen" auf Reisen ist nicht, wie dies Schopenhauer mit der zu seiner Zeit noch üblichen Hybris des Philosophen gegenüber dem Naturforscher wohl anzunehmen geneigt war, etwas mehr oder minder Selbstverständliches, sondern eine geistige Tat, die eine besondere Begabung und einen starken Willen voraussetzt. Solche Männer der Tat braucht die Wissenschaft, und namentlich die sogenannte beschreibende Naturwissenschaft, nicht weniger als die, welche Schopenhauers erster Klasse von Berühmtheit näher kommen, freilich ist nach ihm ja noch ein mächtiger Unterschied zwischen dem Ruhm, der Dichtern und Philosophen, und dem, der „Physikern, Chemikern, Anatomen, Mineralogen, Zoologen, Philologen, Historikern u. s. w. erreichbar ist".

Mit Recht hat man gesagt, daß das beste Denkmal eines Gelehrten seine Werke seien. Aber das Martius-Denkmal, welches wir heute enthüllen, soll nicht seinen Ruhm urbi et orbi verkünden. Dazu eignen sich schlichte Gelehrtendenkmale nicht. Es soll die Freude darüber, daß wir einen solchen Mann gehabt haben, wach erhalten, namentlich auch bei der Jugend, die sein Werk weiterführen soll. Martius wie Schrank haben das, was sie erreicht haben, nicht nur glücklicher Begabung und der Gunst äußerer Verhältnisse zu verdanken, vor allem war dazu notwendig eine in sich gefestigte Persönlichkeit und unablässige und unermüdliche Anspannung aller ihrer Kräfte. Die Büsten der beiden bayerischen Botaniker sollen für die Nachwelt nicht stumme Marmorblöcke sein, sondern eine deutlich vernehmbare Sprache führen, namentlich für die akademische Jugend, die an ihnen vorbeiwandelt, eine Sprache, welche Martius' großer Freund in unvergeßliche Worte gefaßt hat, in jene Verse, welche Carlyle den Schlachtgesang genannt hat, mit dem die germanischen Nationen die Welt durchziehen:

„Die Zukunft decket
Schmerzen und Glücke
Schrittweis dem Blicke.
Doch ungeschrecket
Dringen wir vorwärts.
Und schwer und ferne
Hängt eine Hülle
Mit Ehrfurcht. Stille
Ruh'n oben die Sterne
Und unten die Gräber.
Betracht' sie genauer
Und siehe, so melden
Im Busen der Helden
Sich wandelnde Schauer
Und ernste Gefühle.
Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
Versäumt nicht zu üben
Die Kräfte des Guten!
Hier flechten sich Kronen
In ewiger Stille,
Die sollen mit Fülle
Die Tätigen lohnen.
Wir heißen euch hoffen!

[7]) Aphorismen zur Lebensweisheit 14. Kap.

Die Schutzverträge in Südwestafrika.*)

Noch ist der Aufstand in unserer schwer geprüften Kolonie Deutsch-Südwestafrika nicht vollständig niedergeschlagen und schon erheben sich die Stimmen Berufener und Unberufener, welche mit Vorschlägen aller Art hervortreten, um die Zukunft des Landes für alle Ewigkeiten sicherzustellen. Jetzt, wo man am eigenen Leibe die Unterlassungssünden vergangener Tage verspürt, ist jeder schnell bei der Hand, wohlmeinende Ratschläge zu erteilen. Hätte man sich früher mehr mit unseren überseeischen Besitzungen befaßt und den warnenden Stimmen Beachtung geschenkt, das Unglück wäre nicht geschehen. Trotz des vielen Blutes, das geflossen ist und trotz der Hunderte von Millionen, die der Aufstand dem Reiche bereits kostet, gibt es immer noch Leute, die aus den Ereignissen nichts gelernt haben, und die bei der Beurteilung afrikanischer Verhältnisse eine Unkenntnis an den Tag legen, die sich auf die elementarsten Dinge erstreckt.

Wenn man immer und immer wieder hören und lesen muß, daß die Apostel einer übel angebrachten Humanitätsduselei mit großem Wortschwall für die vermeintlichen Rechte unserer „armen, irregeleiteten schwarzen Brüder" eintreten und die Regierung beschwören, mit den notorischen Mordbrennern gnädig zu verfahren, dann versteht der gesunde Menschenverstand derartig politisch unreife Ideen einfach nicht. Ist denn das Recht des kolonisierenden Staates, das Recht der durch den Aufstand Schwergeschädigten, der Witwen und Waisen, gar nichts wert? Wer über afrikanische Verhältnisse urteilen will, der muß den Rassengegensatz zwischen Weißen und Farbigen richtig würdigen lernen. Die Neger schlechterdings für große Kinder zu erklären ist grundfalsch, denn kein Kind mordet mit Ueberlegung und so bestialischer Grausamkeit wie die Schwarzen.

Wenn Ober-Regierungs-Rat a. D. Schreiber-Stettin in der Zeitschrift für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Kolonialwirtschaft Heft 3 S. 210, 1905, schreibt: „Unmöglich konnte man aber in Südwestafrika alles Land, was die Eingeborenen einmal beweidet oder auf Jagden durchstreift hatten, als ihr Eigentum ansehen, und durfte weite Teile des Gebiets, namentlich auch den Urwald, als herrenlos behandeln",

*) Ein Beitrag zur rechtsgeschichtlichen und politischen Entwicklung des Schutzgebietes. Von Dr. jur. Hermann Hesse. Verlag Wilhelm Süsserott. Berlin, 170 S.

Digitized by Google

so weiß man in der Tat nicht, wen man für die ausgesprochene Unkenntnis der geographischen Verhältnisse Südwestafrikas mehr verantwortlich machen soll, den Autor oder den Redakteur. Wo in aller Welt liegt in Südwestafrika der Urwald? Etwa im Norden im Ovambolande? Weder hier noch im mittleren oder südlichen Teile des Schutzgebietes. Auf S. 212 schreibt derselbe Verfasser: „Von der Nützlichkeit ja Notwendigkeit des Schutzes, den solche Reservatenbildungen ihnen gewähren, haben sich dann auch einzelne Stämme der Eingeborenen überzeugt", — ein Satz weiter heißt es: „Die Eingeborenen hatten sich über die Tragweite der nur ihren Vorteil im Auge habenden Maßregel (gemeint sind die Reservate) noch keine Klarheit verschafft und sich in mißverstandener Auffassung gegen ihre Durchführung aufgelehnt." Die beiden Proben mögen genügen, sie zu kommentieren hieße Eulen nach Athen tragen.

Unter all den Arbeiten, die in letzter Zeit über Südwestafrika erschienen sind, fällt das Buch Hesses angenehm auf. Mit logischer Schärfe weist der Verfasser an der Hand amtlichen Materials all die Sünden nach, die in den letzten Jahren seit der Leutweinschen Regierungsperiode begangen wurden. Die sachliche Darstellung der Fehler der Vergangenheit ist notwendig, sollen sie in der Zukunft vermieden werden.

Man wird dem Verfasser unbedingt zustimmen müssen, daß an eine ersprießliche wirtschaftliche Erschließung und Entwickelung einer Kolonie nicht zu denken ist, bevor nicht ausreichende militärische Machtmittel in der Kolonie bereitgestellt sind, welche unbedingte Sicherheit für Leben und Eigentum der Ansiedler und der verschiedenen Eingeborenenstämme gewährleisten. Bezüglich der inneren staatsrechtlichen Neugestaltung der Kolonie sind die Schutzverträge aufzuheben, und wenn Hesse diesen Akt durch eine einseitige Erklärung der deutschen Regierung aus formellen, staatsrechtlichen Gründen empfiehlt, so wird man sich dem anschließen können. Mit Beginn des Aufstandes sind die Schutzverträge durch die Eingeborenen bereits gebrochen worden, nichts verpflichtet die Regierung also an den alten Verträgen festzuhalten. Gleichzeitig sind die Hoheitsrechte der Kapitäne zu beseitigen. „Es muß als ein selbstverständlicher Grundsatz unserer zukünftigen Eingeborenenpolitik betrachtet werden, daß der geringste Weiße turmhoch über dem ehemaligen Eingeborenen-Kapitän steht." Daß diese Forderung Hesses auf lebhaften Widerstand stoßen wird, ist erklärlich, solange man in den Negern einen dem Weißen gleichberechtigten Mitmenschen sieht. Leutwein nannte den „notorischen Trunkenbold" Samuel Maharero (Dr. Stübel nannte so den Oberhäuptling in der Reichstagssitzung vom 31. Januar 1905) und den hundertfachen Mörder Hendrik Witboi seine Freunde und trank Sekt mit ihnen. Wer das Rassegefühl soweit vergessen kann, daß er sich mit den Eingeborenen gemein macht, für den darf fürder kein Platz in den Kolonien sein.

Man treffe Bestimmungen, welche die unterworfene Bevölkerung zur Arbeit anhalten, damit sie an der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes teilnehmen und den schuldigen Tribut für die von uns geschaffene Rechtssicherheit entrichten. Wenn Hesse aus Staatsnotwendigkeit die Forderung stellt, daß die Verordnung vom 10. April 1898, betreffend die Schaffung von Eingeborenen-Reservaten, in dem südwestafrikanischen Schutzgebiete aufgehoben werden, so ist dies nur die notwendige Konsequenz des aufgestellten Grundsatzes, daß jede auch nur scheinbare politische Selbständigkeit der einzelnen Eingeborenen-Stämme aus der Welt geschafft werden muß. „Die Reservate dürfen nicht zum unveräußerlichen Eigentum des Eingeborenen, eines Eingeborenenstammes oder eines Verbandes von Stämmen erklärt werden. Vielmehr haben die Reservate im Eigentum der Regierung zu stehen, die für die Nutzung der Ländereien von den darauf wohnenden Eingeborenen einen jährlichen Kanon zu erheben hätten. Es dürfen den Eingeborenen unter keinen Umständen die Grundlagen der politischen Macht, großer Landbesitz und Herden, belassen werden, damit sie uns weder politisch gefährlich werden können, noch wirtschaftlich die Entwickelung des Landes durch ihre rückständige, unzeitgemäße Wirtschaftsmethode künstlich zurückhalten."

Es würde zu weit führen, dem Verfasser in allen seinen Ausführungen zu folgen. Anstatt von einer „unberechtigten deutschen Gewaltpolitik" zu sprechen und nach Schutz für die Eingeborenen gegen die aus der Berührung mit der Kultur ihnen drohenden Gefahren zu rufen, schütze man vor allem unsere Landsleute in der Kolonie, denn das Leben auch nur eines Farmers ist hundertmal mehr wert als das eines Schwarzen vom Schlage Hendrik Witbois.

Eberhard v. Schkopp.

Bücher und Zeitschriften.

Scherz und Ernst in der Mathematik. Geflügelte und ungeflügelte Worte, gesammelt und herausgegeben von Dr. W. Ahrens. Leipzig 1904, Teubners Verl. (X u. 522 S.).

Während an Zitatensammlungen aus dem Gebiete der schönen Literatur zu keiner Zeit ein Mangel bestand, fehlte es bisher an einem Buche, das uns in gedrängter Kürze mit besonders charakteristischen Aussprüchen der bedeutendsten Vertreter der Naturwissenschaften bekannt gemacht hätte. Die so in der deutschen, ja in der Weltliteratur noch vorhanden gewesene Lücke wird durch das vorliegende Buch in der glücklichsten Weise ausgefüllt. Das vom Verfasser ursprünglich zur eigenen Unterhaltung und Erheiterung gesammelte Material erstreckt sich auf die Mathematiker — dieses Wort im weitesten Sinn verstanden — aller Zeiten und Länder. Wenn Verfasser es auch, mit gutem Bedacht, vermieden hat, dieses Material durch starre Gliederung in einzelne Abschnitte auseinander zu reißen, so hat er sich bei der Aneinanderreihung der einzelnen Zitate doch, wie der Leser sehr bald bemerkt, bemüht, Aussprüche, die sich auf den gleichen Gegenstand beziehen, in nahe Aufeinanderfolge zu bringen. Ohne Zweifel hat er sich durch diese, der Mehrzahl seiner Leser wohl sympathischere Art der Anordnung seine Aufgabe nicht unwesentlich erschwert und wenn er — bescheiden und schalkhaft zugleich — in der Vorrede sagte, daß er bei der Abfassung des Buches über das erste der drei Entwicklungsstadien Beaumarchais' (in einem Buche über Dramen vergleicht der Genannte diese mit den „Kindern der Frauen": „conçus avec volupté, menés à terme avec fatigue, enfantés avec douleur") nicht hinausgekommen sei, so wird man diese Versicherung wohl nicht so ganz wörtlich nehmen dürfen. Der Gruppierung der ungemein zahlreichen Zitate sind, ganz grob skizziert, etwa die folgenden Gesichtspunkte zugrunde gelegt: Naturerkenntnis im allgemeinen, Wissenschaft und Hypothese, Beziehungen zwischen reiner und angewandter Mathematik, euklidische und nichteuklidische Geometrie; Begriff des Unendlichen, Wichtigkeit der einzelnen mathematischen Disziplin, Mathematik und andere Wissenschaften, Universität und technische Hochschule, Mathematik und Kunst, Naturwissenschaften und Sprachen an den Mittelschulen, Mathematik und Politik, Mathematik und die Frauen, Mathematik und religiöse Anschauungen u. s. w. Häufig genug läßt Verfasser mit gutem Humor Zitate tendenziös entgegengesetzten Inhaltes unmittelbar aufeinanderfolgen, denn, heißt es in der Vorrede, „die Selbstkompromittierung — zweifellos eines der elementarsten Menschenrechte — habe ich . . . niemandem, weder Toten noch Lebenden, verwehren zu dürfen geglaubt. . . ." Daß der Löwenanteil an den Zitaten — quantitativ wie qualitativ genommen — Gauß zukommt, wird jeden mit Freude erfüllen; aber auch die übrigen Denker, von Sokrates und Plato bis herauf zu den Allerneuesten, kommen in ausreichendem Maße zum Wort. Besondere Erwähnung dürften ein paar lustige Einfälle in gebundener Sprache von Laßwitz (S. 53) und Chamisso (S. 72) verdienen. Als Quellen haben vorzugsweise Briefe, Vorträge, Gedächtnisreden, dann Bücher und Aufsätze allgemeineren Inhaltes gedient; für jedes Zitat ist die Stelle, wo es zu finden ist, stets genau angegeben. Die Auffindung einzelner Zitate oder geflügelten Worte wird durch ein sehr ausführliches Register außerordentlich erleichtert. — So können wir denn diese Besprechung mit dem aufrichtigen Wunsche beschließen, daß das vortreffliche, auch äußerlich entsprechend ausgestattete Buch in Laienkreisen nicht minder wie in denen der Fachgelehrten sich bald der allgemeinsten Verbreitung erfreuen möge.

—rt—

Digitized by Google

* Soeben ist die **Bibliothek von Goethes Enkel**, des 1883 verstorbenen Maximilian Wolfgang v. Goethe, der selbst Dichter und Gelehrter war, in den Besitz des Antiquariates Lipsius u. Tischer in Kiel übergegangen. Die Bibliothek enthält außer einer reichhaltigen Sammlung philologischer Werke eine Reihe hervorragender Stücke unserer klassischen Literaturperiode. Eines der schönsten und interessantesten Stücke dieser Sammlung ist z. B. die 1794—1801 erschienene Ausgabe von Wielands Werken, ein prächtiges Exemplar auf Schreibpapier mit einer zwei Seiten langen eigenhändigen Notiz Wielands über die Provenienz des Exemplars, das auch der Herzogin Anna Amalie von Sachsen-Weimar und auch Fernow gehörte. Auch viele wertvolle Stücke mit handschriftlichen Widmungen hervorragender Personen, wie Mendelssohn-Bartholdy, Eckermann, Freiligrath, Johanna und Adele Schopenhauer, um nur einige Namen zu nennen, finden sich in der Sammlung. Zu den für Bibliophilen interessantesten Stücken gehört eine Anzahl prächtig gebundener Werke aus dem Besitze des Dichterfürsten selbst, die sämtlich mit seinen Exlibris versehen sind. Es wäre schade, wenn diese wertvolle Bibliothek, die für die Geschichte unserer klassischen Literatur von hohem Wert, gleich anderen nach Amerika wanderte. Sollte sich wirklich nicht dafür in Deutschland ein Käufer finden?

✿

Allgemeine Rundschau.

Körperteile als Maßeinheiten.

Trotz der allgemeinen Einführung des Metermaßes bestehen überall nebenher noch die alten Maße und erfreuen sich großer Beliebtheit, namentlich jene, die von bestimmten Größenverhältnissen des menschlichen Körpers hergenommen sind. So galten denn einst und gelten immer noch der Zoll (etwa 20—25 mm), die Handbreite (etwa 75—100 mm), die Spanne (etwa 225 mm), der Fuß (etwa 300 mm), die Elle (etwa 450 mm), der Schritt (etwa 0.74 m) und die Klafter (etwa 1.50—1.85 m). Das Wort Zoll als Maßbestimmung stammt nach Kluge (Etymologisches Wörterbuch) wahrscheinlich vom mhd. zol = walzenförmiges Stück, Klotz (iszolle = Eiszapfen) her. In anderen Sprachen wird dieses Maß mit Finger oder Daumen bezeichnet, wobei aber nur die Breite in Betracht kommt. Die Handbreite entspricht ebenfalls den Bezeichnungen in anderen Sprachen, wobei zum Beispiel im Englischen zwischen palm = Handbreite ohne Daumen (= 3 Zoll) und hand = Handbreite mit Daumen (= 4 Zoll) unterschieden wird. Die Spanne gehört zum Zeitwort spannen = dehnen und bezeichnet hier die ausgespannte Hand, wobei wie beim griech. dochme an den Raum zu denken ist, der bei ausgespreizter Hand zwischen der Spitze des Daumens und des kleinen Fingers liegt. Der Fuß ist ein allgemein indogermanisches Wort und überall als Maß benutzt. Die Elle (ahd. elina Vorderarm, griech. olene, lat. ulna) wird gemessen von der Spitze des Ellenbogens bis zur zusammengeballten Faust, entsprechend dem griech. pygme oder pygon. Es folgt der Schritt (zu schreiten, mhd. schriten, ahd. scritan), der gewöhnlich das einmalige Ausschreiten mit dem Fuße, d. h. die dabei entstehende Entfernung zwischen der Spitze des einen und des anderen Fußes, bezeichnet und also dem lateinischen gradus, griechischen bema entspricht. Die Klafter hängt mit klaffen = sich spaltend voneinander stehen zusammen, mhd. klafter mit der Nebenform lafter (lahter) = Lachter. Die Klafter bezeichnet das Maß, das dem Abstande der Enden beider ausgestreckten Arme des Menschen und gewöhnlich der Körpergröße des Menschen entspricht. Auf demselben Vorgange beruht die lat. Benennung passus von pandere, also eigentlich die Spanne oder Breite, wie auch franz. toise (lat. tensa), das zu tendere dehnen, gehört, wobei man sowohl an das Auseinanderspannen der Arme (nicht der Finger) als auch an das der Beine denken kann, so daß passus entweder Klafter oder Schritt, in diesem Falle aber Doppelschritt bezeichnet, d. h. die Entfernung zwischen den zwei Punkten, die beim Ausschreiten von derselben Fußspitze berührt werden, wenn man das eine Bein von hinten, an dem andern vorbei, nach vorn setzt. (Aus den Mitteilungen des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.)

Die Wirkungen eines amerikanischen „Eissturmes".

Am 21. Februar 1902 richtete ein heftiger „Icestorm" in der Gegend von Philadelphia an den Obst-, Wald- und Schmuckbäumen gewaltigen Schaden an. Solche Unwetter sind dadurch ausgezeichnet, daß der Niederschlag bei der Berührung mit festen Körpern sofort gefriert. Dies geschieht, wenn Boden und untere Luftschichten während der Herrschaft klaren Wetters stark abgekühlt sind und nun ein feuchter oberer Luftstrom als Vorläufer einer herannahenden Depression Wolken und Regen bringt. Von dem hier erwähnten Eissturm wurden fast sämtliche Bäume beschädigt. Selbst Stämme, die mehrere Jahrhunderte hindurch den Stürmen getrotzt hatten, wurden entwurzelt oder verloren selbst stärkere Aeste, die durch das Gewicht des Eises abgebrochen wurden. Nach Herrn John J. Prentzel wog, wie die Naturwissenschaftliche Rundschau mitteilt, ein abgebrochener mit Eis bedeckter Platanenzweig 56 Pfund, nach dem Schmelzen des Eises aber nur 9 Unzen, was ein Verhältnis von etwa 100:1 ergibt. Nach einem Bericht des Herrn Chapman über die Wirkung des Sturmes auf Staten Island wurden vier und mehr Zoll dicke Aeste von Ulmen, Buchen, Eichen und Tulpenbäumen abgebrochen. Um die Kraft zu berechnen, die diese Zerstörungen hervorrief, wurden Zweige quer durchgeschnitten und von der Dicke der Zweige und der Eisumhüllung Diagramme hergestellt. Die Berechnung ergab, daß 1/[illegible] Zoll dicke Zweige das 30- bis 40fache ihres Gewichtes trugen. Aber die Bäume waren nicht nur dieser schweren Last, sondern auch dem starken Winde ausgesetzt, so daß in vielen Fällen die Kronen der Bäume um volle 90 Proz. reduziert wurden. Ein zweiter Eissturm, der am 13. Dezember 1902 eintrat, gab Herrn John W. Harshberger Gelegenheit, die oben mitgeteilten Angaben nachzuprüfen. Bei diesem Sturme wurden größere Mengen Eis gebildet, aber der Schaden war nicht so groß, da der Wind nicht bedeutend war. 17 Baum- und Straucharten, die im Botanischen Garten der Universität von Pennsylvanien wuchsen, lieferten das Material zur Untersuchung. Die Zweige wurden erst mit, dann ohne Eishüllen gewogen. Die gefundenen Verhältniszahlen bewegen sich im allgemeinen zwischen 3:1 und 14:1. Da in allen Fällen die Zweige vom Baume entfernt wurden, bevor sie abgebrochen waren, so drücken die ermittelten Verhältniszahlen nicht den vollen Betrag der Biegungsfestigkeit aus, lassen aber erkennen, ein wie bedeutendes Gewicht von Eis und Schnee die Bäume unter gewöhnlichen Umständen zu tragen vermögen. Nur unter besonders ungünstigen Verhältnissen wird die Festigkeitsgrenze für die einzelnen Arten erreicht.

❦

Kleinere Mitteilungen.

ct. Die Petroleumquellen in Kamerun. Nachdem sich jetzt ein Konsortium zusammengetan hat, um die am Fuß des Kamerungebirges entdeckten Petroleumquellen auszubeuten, macht der frühere Bezirksamtmann von Viktoria, jetzt Obersteuerkontrolleur Kurz in Danzig in der „Deutschen Kolonialzeitung" darauf aufmerksam, daß er bereits im Jahr 1890 das Vorhandensein von Petroleum in jenem Gebiet festgestellt habe. Er brachte damals von dem Stamm der Bimbia in Erfahrung, daß im Urwald am Fuß des Kamerungebirges eine Stelle von den Eingeborenen als „Oelplatz" bezeichnet wurde, und daß dort auch der benachbarte See weit hinaus mit einer bläulich schillernden Oelschicht bedeckt wäre. Für einen Europäer lag es nahe, diese Angabe sofort auf das Vorhandensein von Petroleum zu deuten. Die Eingebornen fabelten allerdings von einem Erdgeist, der dort unter der Erde wohnen sollte, laut spräche und von ihnen sehr verehrt und gefürchtet würde. Kurz machte sich nach jenem Platze auf und stieß in etwa vier Meter Tiefe auf eine Quelle, die so starke Gase ausströmte, daß die arbeitenden Leute immer nur wenige Minuten graben konnten. In den mit der Flüssigkeit gefüllten Flaschen setzte sich eine etwa zwei Finger starke Oelschicht ab. Das Oel hatte weder einen besonderen Geschmack noch Geruch und war von hellgelblicher Farbe. Damals wurde trotz eines Berichtes an das kaiser-

Digitized by Google

liche Gauvernement die Entdeckung nicht weiter verfolgt. Nach den jetzigen Mitteilungen soll das Petroleum an Güte dem rumänischen durchaus gleichkommen.

* Der „Zweite Allgemeine Tag für deutsche Erziehung“ wird zu Pfingsten am 12. bis 14. Juni in Weimar stattfinden. Dieser Erziehungstag hat es sich zur Aufgabe gestellt, mit Entschiedenheit auf eine gründliche Befreiung unseres Unterrichtswesens von allem Unnatürlichen und Undeutschen zu dringen und als Hauptbildungsmittel für unsere Jugend das deutsche Vallstum, die deutsche Kultur, Geschichte, Sprache, Literatur, Kunst u. s. w. zu erkämpfen. An den Haupttagen (13. und 14. Juni) werden reden: Arthur Schulz (Friedrichshagen), Herausgeber der „Blätter für deutsche Erziehung“, über „den Kampf um deutsche Erziehung“, Berthold Otto (Graß-Lichterfelde), Herausgeber des „Hauslehrers“, über „den geistigen Verkehr mit Kindern“, Prof. Dr. Ludwig Gurlitt (Steglitz), über „die Erziehung zur Wahrhaftigkeit“, Hermann Obrist (München) über „falsche und richtige Wege in der Kunsterziehung“, Praf. Dr. Paul Färster (Friedenau) über „die Wirkung des Gymnasiums auf das öffentliche Leben“, Frl. Dr. Selma v. Lengefeld (Weimar) über „die Erziehung zur deutschen Frau und Mutter“, Dr. Georg Liebe (Waldhaf-Elgershausen, prakt. Arzt) über die „Ausbildung des Leibes“, Pastor Friedrich Stendel (Bremen) über „unsern Religiansunterricht“. Anfragen und Anmeldungen sind zu richten an die Geschäftsstelle der „Blätter für deutsche Erziehung“ in Friedrichshagen bei Berlin.

□ Akademisches Preisausschreiben. Wir erhalten folgende Zuschrift: Die Vereinigung österreichischer Hachschuldazenten schreibt hiermit einen Preis van 300 Kranen aus für eine Schrift über „Die Lage und die rechtliche Stellung der Privatdozenten, insbesandere an den Hochschulen Oesterreichs und des Deutschen Reiches“. Dem Preisausschreiben liegt die Absicht zugrunde, Untersuchungen über diejenigen tatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse zu veranlassen, welche die Stellung der Privatdozenten innerhalb der Hochschulen und ihre materielle Lage beeinflussen. Eine genaue Kenntnis dieser Verhältnisse wird es ermöglichen, gegenüber Maßregeln der Gesetzgebung und der Verwaltung Stellung zu nehmen oder solche Maßregeln anzuregen. Dem Verfasser wird in betreff der Behandlung des Gegenstandes valle Freiheit gelassen und nur Wert auf die möglichst vollständige Verarbeitung des Materials sowie auf Vergleichung mit den Hochschulverhältnissen des Auslandes gelegt. Die in deutscher Sprache abgefaßten Manuskripte sind mit einem Motto zu versehen und bis 1. Januar 1906 an die Vereinigung österreichischer Hochschuldozenten Wien I. Universität, rekommandiert einzusenden; ein beiliegendes, mit demselben Motto versehenes geschlossenes Kuvert soll den Namen des Autors enthalten. Das Preisrichteramt übernimmt der Ausschuß der Vereinigung österreichischer Hochschuldozenten, der sich auch die Veröffentlichung der Arbeit im Einvernehmen mit dem Autar varbehält. Der Preis wird nur einer nach dem Urteile des Ausschusses wirklich guten Arbeit zuerkannt, jedoch in keinem Falle geteilt. Für den Ausschuß der Vereinigung österreichischer Hachschuldozenten der Obmann: Dr. Richard Wallaschek, Privatdozent an der Wiener Universität.

* Denkmal. In Hildesheim wurde am Dienstag (6. d. M.) ein Denkmal des Naturforschers Johann Leunis, der Verfassers der bekannten Synapsis der Zoologie und Botanik und anderer Werke der beschreibenden naturwissenschaftlichen Systematik, enthüllt. Das Denkmal ist ein Werk des Bildhauers Prof. Hautzer (Berlin). Der Direktar des Gymnasiums Josephinum in Hildesheim, an dem Leunis, von Haus aus Priester, als Lehrer der Religian und Naturwissenschaften wirkte, hielt dabei die Festrede.

W. Internationaler Fischereikangreß. Der internat. Fischereikangreß in Wien hielt am Freitag seine Schlußsitzung ab, und nahm unter anderem den Antrag an, bei der Regierung dahin zu wirken, daß dem Genassenschaftswesen im Fischereibetrieb als der Grundlage einer rationellen Fischwirtschaft ein besonderes Augenmerk zugewendet und namentlich die Bildung von Zwangsgenassenschaften in der Fischereigesetzgebung vargesehen werde.

* Pater Denifle †. Wie wir soeben erfahren, ist Pater Denifle heute (Samstag) früh den Falgen des Schlaganfalls, der ihn unlängst auf der Durchreise in München betroffen hat, erlegen. Ueber den Lebensgang und die Persönlichkeit des Verstarbenen werden wir demnächst berichten.

Hochschulnachrichten.

* **Gießen.** Als Nachfolger des jüngst verstorbenen Professars der Physiolagie Dr. K. Eckhard ist, wie der Frankfurter Zeitung geschrieben wird, der außerordentliche Professor an der medizinischen Fakultät der Universität Dr. O. Frank berufen worden.

* **Bonn.** Theador Mommsens Bibliothek ist von einer vorläufig nicht genannten Dame erworben und dem Akademischen Kunstmuseum der hiesigen Universität als Geschenk überreicht worden.

hc. **Leipzig.** Der, wie bereits gemeldet, im Alter von 68 Jahren verstorbene Prafessor der alten Geschichte und klassischen Philologie Geh. Hofrat Dr. Kurt Wachsmuth stammt aus Naumburg. Er wirkte zuerst als Gymnasiallehrer in Berlin, später als Gesandtschafts-Sekretär bei der Gesandtschaft in Athen. 1862 erlangte er die venia legendi in Bonn, ging 1864 nach Marburg, 1869 nach Göttingen und 1877 nach Heidelberg. Seit Ostern 1686 lehrte er in Leipzig. 1897/98 war er Rektor der sächsischen Landesunversität. Sein Hauptwerk ist „Die Stadt Athen im Altertum“.

hc. **Breslau.** Zwei neue Privatdozenten haben sich an der hiesigen Universität für das Fach der Chirurgie habilitiert: Dr. Karl Goebel auf Grund der Schrift: „Ueber die bei Bilharzia-Krankheit vorkommenden Blasentumoren mit besanderer Berücksichtigung des Carcinams“ und einer Antrittsvorlesung über „Die Bedeutung der aetialogischen Forschung für die Chirurgie“ und der Assistenzarzt an der chirurgischen Klinik Dr. Ferdinand Sauerbruch mit einer Vorlesung über „Die Indikationsstellung chirurgischer Operationen bei gleichwertiger Allgemeinerkrankung“ und der Habilitatiansschrift „Experimentelles zur Chirurgie des Brustteiles der Speiseröhre“.

* **Königsberg.** Der außerordentliche Professar der Nasen- und Ohrenheilkunde Dr. Emil Berthold ist nach der Hartungschen Zeitung mit dem Ablauf des gegenwärtigen Halbjahrs van seinen amtlichen Verpflichtungen entbunden worden.

* **Wien.** An der hiesigen Universität haben sich als Privatdazenten habilitiert Dr. O. Marburg für Neurologie, Dr. V. Bibl für Geschichte der Neuzeit, Dr. H. Steinacker für Geschichte des Mittelalters und historische Hilfswissenschaften, Dr. M. Kahn für arganische Chemie.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen: (I)

Die Kunstform des Lessingschen Laokoon

Mit Beiträgen zu einem Laokoonkommentar

Von

Adolf Frey

Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 4.—

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Jahrgang 1905. München, Mittwoch, 14. Juni **Nummer 136.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Cäsar Bulle in München.

Inhalt:

Adolf Stern.

Von Friedrich Bernt.

In diesem Jahre vollendet sich ein halbes Jahrhundert, seit auf dem Büchermarkte ein schmales Bändchen erschien, betitelt „Gedichte von Adolf Stern“. Das kleine Werk teilte das Schicksal, das die Gedichtbücher junger Debutanten um 1855 schon gerade so gut erlebten wie um 1905; es ging ziemlich spurlos unter, und die Welt bezeigte weder Begeisterung noch Freude, sondern sie ging gelassen ihren Weg fort. Der junge Poet hatte auf weitere Mittel zu sinnen, seinen schöpferischen Drang auszuleben, ihm Geltung zu verschaffen.

Das eine hat er getan. Ist ihm das zweite gelungen? Damals zählte Adolf Stern gerade 20 Jahre, am 14. Juni 1905 vollendet er sein siebzigstes, und wenige wissen mehr von ihm, als daß er Literarhistoriker ist. Eine stattliche Reihe von Bänden zeugt vom Tun des Poeten, aber wenige sind, die sie kennen.

Man hat die Nichtbeachtung des Dichters Stern auf verschiedene Weise zu deuten versucht. Richard Stiller hat in einem vorzüglichen Büchlein über ihn[1]) der Meinung Ausdruck gegeben, es sei verhängnisvoll gewesen, daß der Dichter der „Wiedertäufer“ auch Verfasser der „Nationalliteratur seit Goethes Tode“, des „Katechismus der Weltliteratur“, der „Studien zur Literatur der Gegenwart“ sei. Dem Poeten habe der Mann der Wissenschaft im Weg gestanden. Nur für die Schätzung durch das Publikum, es versteht sich. Friedrich Spielhagen meinte einmal, Stern brauche sich nicht zu wundern, daß seine Dichtungen ungelesen blieben — da er den Vorkämpfer für das gesamte literarische junge Deutschland mache, seiner eigenen Schöpfungen aber nie mit einem Wort gedenke.

Es mag etwas Wahres an beidem sein. Man hegt im allgemeinen nicht die beste Meinung von dichtenden Professoren, daran haben auch Richard Leander, Roquette, Vischer, W. Hertz wenig geändert. Und insonderheit Literaturprofessoren ist man geneigt zu mißtrauen, sie für Eklektiker, versschmiedende Dozenten zu halten. Selbst der feinfühlende Richard Weltrich spricht in seinem Büchlein über Wilhelm Hertz die Ansicht aus, es habe der Sprachforscher Hertz dem Poeten die Lyra in die Hand gedrückt. Es ist nicht unverständlich, warum Adolf Stern in seinem ausgezeichneten Essay über den Dichter des „Bruder Rausch“, bei aller Anerkennung der Studie Weltrichs, dieser Auffassung widerspricht; ist doch ihm selbst gleiche Unterstellung nicht erspart geblieben. Es ist vollkommen irrig, zeugt von unzureichender Beschäftigung mit Sterns Dichtungen und muß aufs entschiedenste zurückgewiesen werden, wenn beispielsweise des sonst kenntnisreichen Richard M. Meyer Literaturgeschichte den Dichtungen Sterns nachsagt, sie seien erwachsen aus historischen Studien. Wie soll man sich das denken? Gewiß sprechen Romane wie „Die letzten Humanisten“, Novellen wie „Vor Leyden“ dafür, daß ihr Urheber jene Zeiten durchaus studiert hat in ihren Sitten, Instinkten, ihrer Sittlichkeit und Weltanschauung. Das gibt dem poetischen Gebilde geschichtliche Wirklichkeit, also nichts Geringes. Blutvolles Leben aber entsproßt nimmermehr Studien, sondern nur dem Innern des Menschen, und nie kann die intimste Kenntnis einer Epoche das geben und ersetzen, „was den Dichter macht: ein volles, ganz von *einer* Empfindung volles Herz“!

Auch die Meinung des Dichters der „Problematischen Naturen“ ist nicht unzutreffend. Sie zielt auf einen markantesten Zug Sterns, auf seine schlichte, große und, man muß sagen, mitunter übergroße Bescheidenheit. Es gibt keinen größeren Gegensatz als ihn zu dem französischen Gebot, das leider Gottes auch manche Schriftsteller von unverfälschtem germanischen Geblüt befolgen: Il faut se mettre en scène. Ein Literaturhistoriker, dabei Hochschulprofessor, hat hundert Möglichkeiten, seine Dichtungen, von Reklame ganz abgesehen, berechtigterweise bekannt zu machen. Stern hat keine dieser Möglichkeiten genützt. Die fast ängstliche Bescheidenheit führte sogar zu einer Art von Verletzung der objektiven Geschichtswahrheit, insofern, als keines der literaturgeschichtlichen Werke Sterns dem Leser sagt, daß es einen Dichter Stern gibt, keines auch nur die Titel seiner in engem Kreise anerkanntesten und geliebtesten Dichtungen nennt.

Genug davon. Halten wir uns nun ans Positive. Den äußeren Lebensgang erlaube ich mir zu übergehen, weil ich ihn in meiner umfangreichen Einleitung zu einer neuen volkstümlichen Ausgabe zweier Novellen Sterns („*Glück in Versailles*“, „*Manon*“, in Reclams Universalbibliothek) kurz gezeichnet habe und das dort Gesagte nur wiederholen könnte. Auch ist, wie hier sogleich bemerkt sei, ein Büchlein über Stern aus der Feder von Adolf Bartels angekündigt. Es wird zweifellos besser und eindringender sein als meine Einleitung zu dem Reclam-Hefte, weil Bartels mit Adolf Sterns Werken und Person seit Jahren bekannt und überhaupt ungleich kenntnisreicher und urteilsfähiger ist als ich, jedenfalls viel zuständiger für die in Betracht kommende Literaturepoche.

Wenden wir uns nun kurz zu Adolf Sterns Dichtungen.

Auf das erwähnte Debut des Zwanzigjährigen mit „Gedichten“ folgte im Jahre 1858 ein Epos „*Jerusalem*“. Der Fall Jerusalems ist das Thema; es ist mit Feinheit und Anmut behandelt und das Epos wächst in seinen Höhepunkten zu wahrhaft machtvoller Größe empor.

[1]) Adolf Stern und seine dichterischen Werke. Dresden 1901, Koch. 80 Pfg.

Digitized by Google

Otto Ludwig, dem Stern sein Werk geschickt hatte, fand besonderes Gefallen an der ergreifenden und mit bewundernswerter Energie durchgeführten Schilderung des Tempelbrandes. Der Dichter der „Makkabäer" empfand mit genialer Untrüglichkeit, daß hier die Stärke des Epos liege.

> Mehr als des Tempels mächtig Dröhnen
> — Er scheint ein Feuerberg zu sein,
> Den hundert Flammensäulen krönen —,
> Mehr selbst als jenes Kampfes Wut,
> Der in dem Heiligtume rasselt,
> Als wolle löschen er mit Blut
> Die Flamme, die zum Himmel prasselt —:
> Mehr noch ergreift des Volkes Jammern
> Ein Herz, wenn's hier noch Herzen gibt.
> Da sinkt dahin, was sie geliebt,
> An was sie sich seit alters klammern.
> Nicht Säulen gehen bloß zugrunde,
> Nicht Mauern, Tore stürzen ein —
> Nein, Heilung jeder Herzenswunde,
> Trost in der schwersten Todesstunde,
> Was sie erhielt in Gottes Bunde,
> Hoffnung und Heil, versinkt darein! . . .
> . . . Und wie sie tausend Flammen zählen,
> Der Brand stets hoch und höher schlägt,
> Da werden hunderttausend Seelen
> Von Einem Wehgefühl bewegt:
> Ein Etwas, nimmermehr zu rauben,
> Versinkt in jenes Feuers Pracht,
> Es wankt und fällt der Väterglauben,
> Es schwindet denen, die gerettet,
> Und denen, die die Not noch kettet,
> Das, was sie einst zum Volk gemacht!

Vielleicht lehrt schon diese kleine Probe, daß auch Fr. Hebbel recht hatte, wenn er eine anerkennende Kritik des Epos mit den Worten endet: „Es spricht alles zum Herzen."

Hebbel und Stern begegneten sich bald nach Erscheinen jener Kritik von „Jerusalem" in Weimar persönlich. Als Stern dem Dichter der „Judith" vorgestellt wurde, flog er an allen Gliedern, so daß Hebbel den Zitternden durch ein Scherzwort die beruhigende Gewißheit geben mußte, daß man ein gewaltiger Tragiker und gleichwohl ein liebenswürdiger, gemütlicher Geselligkeit zugänglicher Mensch sein kann. Hebbel erzählte die Episode humoristisch in einem Briefe seiner Frau Christine, in dem er Stern einen „gar herzigen Jungen" hieß. Fürderhin nahm er an des jungen Freundes Ergehen und Schaffen lebendigen Anteil. Dessen nächstes Hauptwerk „Bis zum Abgrund"; einen Zeitroman, hieß er warm willkommen und pries es in einem Briefe, dessen interessierende Stellen meine Einleitung zum Reclam-Heft Seite 8 zitiert (über Hebbels persönliches Verhältnis zu Stern vgl. ebenda Seite 6).

„Bis zum Abgrund", das 1861 erschien, rollt die große, uralte, unerschöpfliche Frage auf, die der zweibändige Roman „Ohne Ideale" (1882) von neuem aufnahm und über die man grübeln wird, solange es unpersönliche Güter gibt: den Zwiespalt zwischen Welt und Ideal, zwischen äußerem Treiben im Strome der Zeit und stillem, reinem Streben nach hohen, unvergänglichen Werten, wie ihn Goethe klassisch zeichnet:

> Sieh! Alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
> Zu leben und zu wirken hier und dort;
> Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
> Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort.

Der junge Gelehrte Max Steinau steht im Mittelpunkt der Handlung. Aus redlichem, hohem, freilich ein wenig selbstgerechtem Streben in der Stille reißt ihn die ehrgeizige Leidenschaft zu einem hochgestellten Mädchen in das wilde, Erfolg um jeden Preis begehrende, intrigierende, ruhelose Weltleben hinein, das er früher so kräftig verachtet hat wie nur einer. Er droht seinem besten Selbst, seinem tiefinnersten, unentbehrlichsten Wesen untreu zu werden. Aber das Tüchtige ist übermächtig in ihm; er verliert sich nicht; die hochfliegenden Pläne äußerer Herrlichkeit wirft er fort und kehrt zu ruhmlosem, aber großem Wirken in die prunklose Studierstube zurück. Zum ideallosen Künstler, der in „Ohne Ideale" in einem unübertrefflichen Typus gezeichnet ist, findet sich hier in dem haltlos nur seinen Augenblickseingebungen folgenden Musiker Brand der Ansatz. Dieser muß bekennen, daß der Künstler der Neuzeit nicht mit dem Herzen, sondern mit den Nerven schafft, daß er nicht Weihe nötig hat, sondern Stimmung; und erschüttert entgegnet ihm Steinau: „Gott weiß es, ob auch die besten Hoffnungen da ankommen sollen, wo du hintreibst. Ich glaube noch immer: ein starker tatkräftiger Wille, ein sittlicher Ernst, der kein Recht begehrt, ohne eine Pflicht dafür zu übernehmen, zu erfüllen, könne uns retten."

Die feste, durch keinen Ansturm der Welt zu erschütternde Treue gegen sich selbst, die dem Menschen den Wert gibt, zieht sich als Leitmotiv auch durch viele andere Dichtungen Sterns. Dem Bildhauer Haller (in der Novelle „Verratene Ideale") wird es zum Verderben, daß er mit Idealen brach, die doch noch in ihm lebten, als er ein ungeliebtes, reiches, flaches und gewöhnliches Mädchen heiratete. Im höchsten Sinne tragisch ist das Geschick des großen portugiesischen Dichters Camoëns (im gleichnamigen, 1886 erschienenen Romane), der vom höchsten Gebot des Poeten, von der unbedingten Wahrheit, abgeht, den jungen König Sebastian zum Kriegszug nach Marokko stachelt. Das richtet den Dichter der „Lusiaden" zugrunde. Ein schönes junges Weib, das der König mit allen Sinnen leidenschaftlich begehrt, aber doch nie wird zu seiner Gattin machen dürfen, wollte Camoëns retten, ihren Dank verdienen; darum redet er ohne Ueberzeugung zum Krieg. Aber ihn trifft nur ihr Fluch, und im Innersten getroffen bricht der Unglückliche zusammen.

Und ihr Bestes, Feinstes zu wahren gegen die Welt der Materie, danach ringen die Menschen Sterns, in die er unbewußt sein eigenes Bild hineingetragen hat. Ein schwerer Kampf, und mancher scheitert in der „Flut des Lebens", mancher an düstern Mächten in der eigenen Brust

> Wer führet mich? Was soll ich meiden?
> Soll ich gehorchen jenem Drang? . . .

Diese faustische, verzweifelnde Frage stellen solche Menschen wieder und wieder. „In einer Welt, die sich aus Libertinern und Puritanern zusammensetzt und deren sogenannte beste Männer zum guten Teil beides sind: heuchelnde Puritaner daheim und vor der Oeffentlichkeit, Libertiner der schlimmsten Art im geheimen und sobald sie die Taschen gefüllt haben — da ist jeder echte Mensch, jeder, der eine Regung warmen Gefühls und einen Hauch von Phantasie hat, im Zwiespalt mit Sitte und gesellschaftlicher Lüge" („Verratene Ideale"). Aber der Zwiespalt löst sich doch bei Tüchtigen so, wie er soll, sei es auch unter tiefen Schmerzen. So verzichtet in „Ohne Ideale" Erich Franken auf den raschen, bequemen Besitz seiner Felicitas um den Preis seines inneren Berufs. So ist der junge Bildhauer Claude Montigny (in der Meisternovelle „Glück in Versailles") keinen Augenblick unschlüssig, was ihm Tugend und Sittlichkeit gebieten, wo sich ihm die Möglichkeit schneller Rettung aus unerträglicher Not eröffnet durch etwas, was er mit seinem Künstlerstolz nicht zu vereinbaren weiß. So sucht die schöne Prinzessin der „Totenmaske" einen adligen Tod, außer dem sie nur ein prunkvoll ehrloses Dasein vor Augen sieht.

Man sieht: einerseits unerbittliches Durchschauen der Gemeinheit der Menge, keine Spur von ruchlosem, seichtem Optimismus; — andrerseits die unerschütterliche Ueberzeugung von der zuletzt doch siegreichen Macht selbstlos idealen Strebens, die mit heiterer Klarheit in die Welt hinausblickt. Das ist die Weltanschauung, die wir brauchen: Schwärmers Ernst und Weltmanns Blick. Realismus, der das Leben kennt, und Idealismus, der an sittliche Güter glaubt. Und so läßt sich auch von Stern sagen, was Fr. Th. Vischer („Altes und Neues", Zweites Heft, S. 136) so ausgezeichnet über G. Kellers und Konr. Ferd.

Digitized by Google

Meyers Dichtung ausspricht: „daß hier eine echte stahlhaltige Kraft in unsere Literatur eingetreten ist, eine Kraft, die das Ideale in den Granitgrund der unerbittlichen Lebenswahrheit einzusenken versteht und wie ein strenger Arzt vor das Angesicht unseres verwöhnten und verweichlichten Geschmackes und Seelenlebens hintritt."

Kein Zufall ist es denn auch, daß der Dichter der „Drei gerechten Kammacher" in Stern einen Wesensverwandten herausspürte, sein Schaffen sympathisch verfolgte und „Ohne Ideale" beredt pries: „Die erste Lektüre war nur ein ununterbrochener, seltsam aus stofflichem und formalem Interesse gemischter Genuß, der auf der durchsichtigen glatten Flut der Erzählung schwebte. Die Kenntnis der Menschen und Dinge, die große Sachlichkeit auf allen Gebieten bei aller idealen Tendenz einerseits, die treffliche Komposition andererseits haben mich wirklich in Atem gehalten." —

Es kann nicht die Aufgabe dieser bescheidenen Zeilen sein, ein vollgültiges Bild des Dichters zu geben. Auch mit der bloßen Erwähnung seiner ferneren epischen und lyrischen Schöpfungen wäre wenig getan. Wer dem novellistischen Meister näher kommen will, dem ist Gelegenheit hierzu geboten durch die „Ausgewählten Novellen" (Dresden 1898, bei Koch), die „Vier Novellen (ebenda 1901) und die „Venezianischen Novellen" (2. Auflage, Hamburg 1904, Gutenberg-Verlag). Es ist schwer zu glauben, das einer, dem Blut durch die Adern rinnt, nach der Lesung etwa von „Dürer in Venedig" (der ersten der Venezianischen Novellen) nicht das drängende Verlangen nach weiteren Dichtungen Adolf Sterns verspüren sollte. Findet der Dichter, nun, wo er siebzig Jahre zählt, ein paar hingebende Leser, so hat sich an ihm erfüllt, was er Poeten von seiner schlichten Größe in dem wehmütig-stolzen Gedicht Ines de Castro verspricht:

Wer kämpfend, schaffend und mit reinem Streben
Sein Leben gibt — vielleicht im Abendhauch
Mag er den Blick zum Siegesstern erheben.

Wir aber, die wir dem edlen Greis so viel Belehrung, Erquickung, Erhebung und reine Freude danken, mehr, das spornende Vorbild eines vornehmen, kern-wahrhaftigen, bescheiden-stolzen Menschenlebens der rastlosen, uneigennützigen Arbeit — wir vereinigen uns am 14. Juni 1905 in dem Wunsche, daß er noch durch lange und fruchtbare Jahre sich der lebendig-reichen Schöne erfreuen möge.

Autobiographie des amerikanischen Gelehrten und Diplomaten Andrew Dickson White.

Als Herr White am 7. November 1902 seinen siebzigsten Geburtstag feierte und sich entschloß, an diesem Tage von seiner Botschafterstelle in Berlin zurückzutreten, sprach der Präsident Roosevelt in zwei recht herzlichen Briefen sein „aufrichtiges Bedauern" über den gefaßten Entschluß aus, sowie die Befürchtung, daß es nicht leicht wäre, einen würdigen Nachfolger zu finden, um diesen wichtigen Posten zu bekleiden. Aehnliche Ansichten hat auch der Staatssekretär John Hay geäußert. Glücklich sei der Mann, schrieb er, der eine lange, vielfältige Laufbahn ohne Tadel vollendet habe, aber noch glücklicher sei derjenige, in dessen reichhaltigem und wechselvollem Leben Tadellosigkeit sich mit großen Errungenschaften vereinige. Diese Meinung ist nicht bloß als eine amtliche Höflichkeitsbezeigung von seiten des amerikanischen Staatsoberhauptes und seines ersten Ministers, sondern als der Ausdruck ihrer innersten Ueberzeugungen zu betrachten und entspricht auch der Gesinnung aller gebildeten und unbefangenen Bürger der Vereinigten Staaten. Als Herr White im Jahre 1897 zum Vertreter der Union am deutschen Kaiserhof ernannt wurde und die Deutsch-Amerikaner in New-York ein großes Festmahl zu Ehren des neuen Botschafters veranstalteten, hielt der Vorsitzende, Karl Schurz, eine Rede, in der er behauptete, daß unter den siebzig Millionen von Amerikanern, die den miteinander stark kämpfenden Parteien angehören und einander ungemein scharf beurteilen, es über die vollkommene Zusammengehörigkeit dieses Amtes und dieses Mannes absolut keine zwei Meinungen gebe. Daß seine Worte von der ganzen Versammlung mit freudiger Einstimmigkeit und stürmischem Beifall aufgenommen wurden, liefert den schlagendsten Beweis für die Richtigkeit und Triftigkeit seiner Erklärung, dessen weittragende Bedeutung jeder Zuhörer zu schätzen wußte. Es ist selbstverständlich, daß die Lebenserinnerungen einer so hervorragenden und vielseitigen Persönlichkeit einen außerordentlich hohen Wert besitzen und die allgemeine Aufmerksamkeit in ausgedehntem Maße erregen müssen, namentlich wenn sie einen so reichen Inhalt mit einer so anziehenden Darstellung verbinden, wie die vorliegende Selbstbiographie.[1])

In den ersten Kapiteln schildert der Verfasser seine Jugendzeit und die Umgebungen, die seine Entwicklung besonders beeinflußt und zur Bildung seines Charakters wesentlich beigetragen haben. Nach der Vollendung seiner Vorbereitungsstudien im Jahre 1849 wollte er eine der größeren Universitäten Neuenglands beziehen, aber sein stark kirchlich gesinnter Vater schickte ihn, auf besonderes Verlangen des zu Rate gezogenen Pfarrers, in ein von der Episkopalkirche gestiftetes und geleitetes College, das nur den Zweck hatte, für diese Kirche Propaganda zu machen, und die gelehrte Ausbildung, sowie die Beförderung der Wissenschaft diesem Zweck völlig unterzuordnen, und sogar zu verhindern suchte, wenn die Verwirklichung dieser geistigen Bestrebungen einem der 39 Glaubensartikel widersprach und das für heilig gehaltene Religionsbekenntnis anzutasten drohte. Herr White entwirft ein schreckliches Bild von den in dieser konfessionellen Erziehungsanstalt herrschenden Zuständen, dem auffälligen Mangel an Disziplin und wohlgeordnetem und gediegenem Unterricht und der daraus entstehenden sittlichen Verdorbenheit der größtenteils aus Söhnen von Geistlichen und wohlhabenden Kirchgenossen bestehenden Studenten, die mit wenigen Ausnahmen ihre Pflichten hintansetzten und ein wüstes Leben führten. Als Beispiel wird ein junger Mann erwähnt, dessen Lieblingslektüre „The Pirate's Own Book" war, in dem die Abenteuer des berüchtigten Seeräubers „Blackbeard" (Schwarzbart) als herrliche Heldentaten gepriesen werden, aber um den akademischen Kursus, dem er als Studierender obliegen sollte, hat er sich nicht im geringsten gekümmert. Bald darauf wurde er durch den Einfluß seines Vaters, des Kriegsministers in Washington, Midshipman (Seekadett) auf der Kriegsbrigg Somers. Er stellte eine Verschwörung an, um sich des Schiffes zu bemächtigen und die Seeräuberei als Gewerbe zu treiben. Dieses Komplott führte zu einer Meuterei, die an der afrikanischen Küste zum Ausbruch kam, aber bald unterdrückt wurde; der Hauptverschwörer wurde mit zwei Mitschuldigen an dem Raanock aufgeknüpft. Solche faule Früchte trug dieses „Church college", das auf seinen religiösen Charakter großes Gewicht legte und erklärte, es sei „imstande, einen direkten christlichen Einfluß auf jeden ihm anvertrauten jungen Mann auszuüben". Die eigenartige Wirkung dieses so hochgepriesenen „unmittelbaren christlichen Einflusses" war überall bemerkbar, aber durchaus nicht ersprießlich, und die Erfahrungen und Wahrnehmungen des Herrn White unter diesen Umständen haben ohne Zweifel zu seiner starken Abneigung gegen alle von religiösen Sekten gegründeten und geleiteten höheren Lehranstalten den ersten Anlaß gegeben. Wenn dies der Fall ist, so hat das betreffende kirchliche Kollegium der späteren Umgestaltung und gründlichen Verbesserung der amerikanischen Hochschulen ohne Wissen und Willen einen unschätzbaren Dienst geleistet.

Ein Jahr hat der einsichtsvolle und strebsame White es in diesem Institut ausgehalten, da er jedoch die dort zugebrachte Zeit für verloren hielt, faßte er den Entschluß, das Yale College zu besuchen, das eine der bedeutendsten der damals werdenden amerikanischen Universitäten war, obwohl es dem Begriff einer Hochschule im deutschen Sinne des Wortes

[1]) *Autobiography of Andrew Dickson White.* Whit Portraits. New York. The Century Co. 1905. 2 vols. pp. 601, 606.

Digitized by Google

in keiner Weise entsprach. Er hat seinen Vater um die Erlaubnis, dieses Vorhaben auszuführen, aber der alte Herr beriet sich nochmals mit dem Bischof und weigerte sich, das Gesuch zu gewähren. Daraus entstand ein strenge mit dem Sohn verfahrender Briefwechsel, der zum Zwist und Zwiespalt führte, aber nach einiger Zeit gelang es der Mutter, einer äußerst gescheiten und geschickten Frau, die den Wunsch des Sohnes billigte und zu erfüllen strebte, die durch väterliche Engherzigkeit und Unduldsamkeit in heftigen Streit Geratenen wieder zusammenzubringen und zu versöhnen. Alle Versuche, den Sohn von seinem festen Vorhaben abzubringen, erwiesen sich als vergeblich. White reiste unverzüglich nach New-Haven und trat in das dortige College ein. 1853 vollendete er seine Studien und erhielt die Würde eines **Artium Baccalaureus.** Er bekam auch zwei Preise, nämlich für die beste politische Abhandlung und für seine Gewandtheit in der Redekunst — zwei Fächer, woran er immer Gefallen fand und worin er sich später öffentlich besonders auszeichnete. Darauf ging er nach Paris, wo er seine historischen Studien fortsetzte und sich vornehmlich mit der Geschichte der französischen Revolution beschäftigte; auch seine freundliche Aufnahme in die Familie eines Professors bot die erwünschte Gelegenheit, seine Kenntnis der französischen Sprache zu erweitern und praktisch zu verwenden. Dann wurde ihm von dem amerikanischen Gesandten in St. Petersburg die Stelle eines Attachés angeboten, die er nur sechs Monate behielt; diese Zeit benutzte er vor allem, um die Vorgänge und Zustände in Rußland während des für Nikolaus I. und dessen strenge Alleinherrschaft so verhängnisvollen Krim-Krieges genau zu beobachten und gründlich kennen zu lernen. 1855 ging er von St. Petersburg nach Berlin, wo er den Vorlesungen der gefeiertesten und verdientesten Professoren, Boeckh, Hirsch, Lepsius, Ritter, v. Raumer und v. Ranke, beiwohnte; nur den Gedankengang des Letztgenannten konnte er gar nicht verfolgen, da sein leise gemurmelter und halb verschluckter Vortrag selbst den etwas entfernten deutschen Zuhörern ganz unverständlich blieb. Als er im Hörsaale der Berliner Hochschule saß, fand er das ihm bisher ziemlich unbestimmt vorschwebende Musterbild einer Universität mit ihrer nicht nur von den Lehrern, sondern auch von den Studenten genossenen akademischen Freiheit vollständig verwirklicht. Der Gegensatz zu den vom Sektengeist angekränkelten und auf schulmeisterliche Unterrichtsmethoden beschränkten amerikanischen Colleges war so stark, daß der Uebergang auf ihn wirkte, als wenn er aus dem Dunkel einer Höhle auf die im vollen Licht der Sonne glänzende, sich nach allen Richtungen erstreckende freie und fruchtbare Prärie gekommen wäre. Im Jahre 1857, nur 25 Jahre alt, wurde er zum Professor der Geschichte an der Staatsuniversität von Michigan ernannt, wo es ihm und seinen Zuhörern zum Vorteil gereichte, die Ergebnisse seiner historischen Forschungen bei der Erfüllung seines Lehramtes zu verwenden und die auf deutschem Boden eingesogenen Ideale von wissenschaftlicher Bildung in Wirklichkeit umzusetzen.

Noch epochemachender in dieser Beziehung hat er bei der Gründung der Cornell-Universität gewirkt, deren oberste Leitung er im Jahre 1867 übernahm und an deren Einrichtung und fortschreitender Entwicklung er 18 Jahre lang als erster Präsident mit unermüdlichem Eifer und glücklichem Erfolg sich betätigte. Ehe er an die Spitze der Verwaltung dieses neuen Lehrinstituts gestellt wurde, war er 4 Jahre Mitglied des New-Yorker Staatssenats, in dem er als Vorsitzer des Ausschusses für Erziehungswesen Erfreuliches auf dem Gebiet der höheren Bildung leistete und viele von Glaubenseiferern und schlauen Sektenführern hierauf gemachte Anschläge abzuwehren hatte. Hier machte er die Bekanntschaft eines älteren Senators, Herrn Ezra Cornell, der eines Tages bemerkte, er habe ungefähr eine halbe Million Dollars mehr, als seine Familie bedürfe, und möchte wissen, wie er dieses Geld zum Nutzen des Gemeinwesens am besten verwenden könnte. Auf Herrn Whites Vorschlag, eine Universität als Pflanzstätte der Wissenschaft und Werkstätte der gelehrten Forschung zu stiften, ging er nach reiflicher Ueberlegung mit Begeisterung ein. Nach diesem Beschluß berieten sich die beiden mit einander fast täglich und widmeten ihre vereinigten Kräfte der Vollendung und Verwirklichung dieses großartigen Unternehmens. Welch heftige politische und religiöse Feindschaften das Unternehmen zu bestehen hatte und wie siegreich es aus dem langjährigen Kulturkampfe hervorging, sind Begebenheiten, die dem Bereich der Geschichte angehören und die wir hier nicht darzulegen brauchen.

Es gereicht Herrn White zur Ehre und liefert einen triftigen Beweis für seine klar voraussehende Denkungsart und feste Ueberzeugungskraft, daß er sich schon als Student gegen die Negersklaverei erklärte und für die Abschaffung dieser mit der Menschlichkeit und den Grundsätzen der Republik unverträglichen Institution eintrat. Seine Ansichten darüber verteidigte er in Reden und Schriften und hielt immer Stand, obwohl fast alle Bekannten und Freunde, Professoren wie Studierende ihn heftig angriffen und zu widerlegen suchten. Er scheute sich nicht vor der Beteiligung an der von seiner Umgebung im allgemeinen verrufenen Abolitionsbewegung und schloß sich 1856 an die neugebildete, gegen die territoriale Ausdehnung der Sklaverei gerichtete republikanische Partei an, der er immer treu geblieben ist. Er nahm Anteil an Parteiversammlungen, hielt Wahlreden und stand in Verbindungen mit den Hauptparteiführern; dabei war er auch bestrebt, die Reform des Zivildienstes zu fördern, und machte sich um die Bekämpfung der freien Silberausprägung und der Greenbacktorheit in hohem Grade verdient, indem er die unheilvolle Wirkung der unbeschränkten Ausgabe von Papiergeld klar an den Tag legte und die von den französischen Assignaten verursachte Zerrüttung der wirtschaftlichen Verhältnisse als ein abschreckendes Beispiel anführte. Für seine emsige politische Tätigkeit fühlte er sich durch die Verbreitung gesunder und gemeinnütziger Anschauungen, die Bildung einer richtigen und tüchtigen öffentlichen Meinung und die fortschreitende Volkserziehung reichlich belohnt und hat sich nie um Staatsämter beworben. Im Jahre 1900 wurde er dringend ersucht, die Kandidatur für die Vizepräsidentschaft anzunehmen; er lehnte sie ab und empfahl Herrn Roosevelt, der gewählt wurde und an die Spitze der Bundesregierung kam. Um die von ihm bekleideten hohen Stellen hat er in keinem einzigen Falle angehalten oder sogar im geheimen sich darauf Hoffnung gemacht; aber die ihm dadurch auferlegten Pflichten hat er mit Gewandtheit und Gewissenhaftigkeit erfüllt, und es gelang ihm, manchmal recht schwierige internationale Probleme befriedigend zu lösen. 1871 wurde er vom Präsidenten Grant nach Santo Domingo gesandt, als einer der drei Kommissarien, die über die dortigen Verhältnisse Bericht erstatten sollten, um die Frage der von der Dominicanischen Republik selbst gewünschten Einverleibung in die Vereinigten Staten zu entscheiden; 1878 besuchte er als Vertreter der Bundesregierung die Pariser Ausstellung und 1896—1897 beteiligte er sich an der vom Präsidenten Cleveland eingesetzten Kommission, um die Grenze zwischen Venezuela und dem Britischen Guyana endgültig festzusetzen und einen lange währenden Streit ein für allemal zu schlichten.

Besonders bemerkenswert und belehrend ist die anziehende und ausführliche Beschreibung seines diplomatischen Lebens: zuerst 1879—1881 als bevollmächtigter Minister in Berlin, dann 1892—1894 in St. Petersburg und 1897 bis 1903 wieder als Botschafter in Berlin. Seine im ganzen achtjährige Vertretung der amerikanischen Republik am deutschen Kaiserhof diente in ausgedehntem Maße zur Erweiterung und Vereinigung nicht nur der politischen, sondern auch der wissenschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten und erfüllte dadurch eine ungemein wichtige Kulturaufgabe. Außer seinen Amtsgenossen stand er in enger Verbindung mit hervorragenden Gelehrten, Künstlern, Schriftstellern und anderen angesehenen Persönlichkeiten, deren Charakterzüge er mit Schärfe und Sicherheit erfaßt und zur Anschauung bringt. Von hohem Interesse sind seine Erinnerungen an Bismarck, auf die wir hier nicht näher eingehen, da wir sie in diesen Spalten (12. Januar 1904) bereits besprochen und dabei dargetan haben, daß der Versuch, einige darin enthaltene lustige und recht charakteristische Geschichtchen als Beleidigungen zu betrachten, völlig verfehlt sei. In der Tat hegte Herr White hohe Achtung und aufrichtige Bewunderung für den ersten Reichskanzler, den er den „größten Deutschen seit Luther“ nennt und dessen

Digitized by Google

urwüchsigen Humor er auch zu schätzen wußte. In dem Kapitel „**Recollections of William II.**" entwirft er ein gefälliges Bild von der Persönlichkeit des Deutschen Kaisers, den er sehr günstig beurteilt und in seinem ganzen Wesen als den möglichst starken Gegensatz zu dem jetzigen Zaren hinstellt. Ueberhaupt sind Herrn Whites Erinnerungen aus der Zeit seiner diplomatischen Tätigkeit in Rußland recht zeitgemäß, indem sie zur Erläuterung und Enthüllung der dortigen Verhältnisse dienen und die Ergebnisse eines Krieges mit einer Macht wie Japan leicht voraussehen lassen. Der Verfasser dieser Memoiren hat das Tun und Treiben der im Namen des Zaren herrichenden verdorbenen Bureaukratie sorgfältig beobachtet und ist offenbar von den Resultaten der Land- und Seeschlachten in Ostasien gar nicht überrascht worden.

Unter den hochgestellten Männern, mit denen er verkehrte, wie „dem bitteren, brutalen und kurzsichtigen Reaktionär" Plehwe, „dem helldenkenden, gradsinnigen Finanzminister" De Witte und dergleichen, erwähnt er auch den rätelhaften Fanatiker, den Prokurator des heiligen Synods, Pobjedonoszew, eine sonderbare Erscheinung, aufrichtig und vielwissend, aber ein engherziger, eingefleischter Feind alles Kulturfortschritts. Recht zutreffend ist der Ausspruch einer feingebildeten russischen Prinzessin, der Herr White mitteilte, daß Pobjedonoszew die Absicht hatte, sein Amt niederzulegen. „Ich bitte, sagen Sie das nicht, denn jedesmal, wenn solch ein Gerücht in Umlauf gebracht wird, weiß man, daß er irgend einen Plan ausgedacht, der noch teuflischer ist als alle vorhergehenden." Diese des Prokurators schlaue und schleichende Verfahrungsart genau bezeichnende Aeußerung hat sich auch neuerdings als richtig bewährt. Noch interessanter ist das Kapitel „**Walks and Tolks whit Tolstoi**", in dem er seine Spaziergänge und Gespräche mit dem berühmten Dichter und Denker, Sittenrichter und Menschenfreund beschreibt, und den er vollständig zu würdigen weiß, obwohl er die in dessen Leben und Lehren aufgehäuften Widersprüche deutlich wahrnimmt und nicht mit Stillschweigen übergeht.

Bekanntlich hat Herr White als der Vorstand der amerikanischen Delegation an der 1899 abgehaltenen Haager Friedenskonferenz teilgenommen. Das während dieser Zeit sorgfältig geführte Tagebuch wird hier veröffentlicht und erstattet den ausführlichsten und zuverlässigsten Bericht über den Fortgang und Ausschlag dieser so wichtigen internationalen Versammlung, der bis jetzt erschienen ist. Bemerkenswert und wenig schmeichelhaft war das gleich anfangs gegen Rußland herrschende Mißtrauen der Delegierten, die sich von der Friedensliebe der russischen Staatsverwalter nicht überzeugen konnten, sondern vermuteten, sie haben den Friedenskongreß im Namen des Zaren hinterlistig berufen, um die Großmächte zu beruhigen und sich besser auf einen möglichen Krieg vorzubereiten, den sie vielleicht schon damals als wahrscheinlich betrachteten. Eines ist sicher, die russischen Bureaukraten hegten keinen Abscheu vor blutigen und verwüstenden Eroberungskämpfen mit anderen Völkern, wie die blutigen Vorgänge in Ostasien beweisen.

Von Herrn Whites zahlreichen Schriften wollen wir hier nur die umfangreichste und wichtigste erwähnen, nämlich seine „**History of the Warfare of Science with Theology in Christendom**" (New-York, D. Appleton and Comp. 2 Bde. 1896). Das Werk beruht auf gründlichen Forschungen, deren Ergebnisse klar und faßlich mitgeteilt werden, und verbindet bleibenden wissenschaftlichen Wert mit ersprießlicher Gemeinverständlichkeit.

Zum Schluß fügen wir nur hinzu, daß auch die vorliegende Selbstbiographie sich durch seltene Reichhaltigkeit und frische, fesselnde Darstellung auszeichnet.

E. P. Evans.



Bücher und Zeitschriften.

μσι. **Neue Schopenhauer-Literatur.** Als 25. und 26 Band der von Dr. Anton Bettelheim begonnenen Sammlung „Geisteshelden" (zuerst „Führende Geister") erschien 1896 Eduard Grisebachs neue Schopenhauer-Biographie. Heute liegt wieder ein neuer Schopenhauer-Band Grisebachs vor uns, das Supplement zu jenem Bande unter dem Titel: Schopenhauer. Neue Beiträge zur Geschichte seines Lebens. Nebst einer Schopenhauer-Bibliographie von Eduard Grisebach. Mit Bildnis und Handschrift. (Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 1905.) Was wir damals an dieser Stelle von der Schopenhauer-Biographie Grisebachs gesagt haben, könnten wir heute fast Wort für Wort von deren Ergänzung wiederholen. Jene peinliche Akribie, die alle Grisebachschen Ausgaben auszeichnet, jene geradezu einzigartige Fülle des neuen Stoffes und dabei Zusammenfassung auf den kleinsten Raum — hier haben wir sie wieder vor uns. Fünfundfünfzig Oktavseiten und wie reich an Inhalt! Zutage gekommene noch ungedruckte Briefe und sonstige Dokumente haben diesen Nachtragsband veranlaßt, der nebstbei zahlreiche Berichtigungen früherer Irrtümer bringt, weshalb er nirgend zu umgehen sein wird. Diese Berichtigungen beziehen sich sowohl auf die alte Gwinnersche Biographie wie auf die Schemannsche Briefpublikation, aber auch auf einige frühere Irrtümer des Verfassers selbst. Seine Auffassung des Verhältnisses Schopenhauers zu dessen Mutter erhält dagegen durch die neuen Dokumente Bestätigung und Verstärkung, ebenso das Verhältnis der Mutter zu ihrem Hausfreunde v. Gerstenbergk. Der Selbstmord des Vaters Schopenhauers wird nun fast außer Zweifel gestellt. Dem schönen Enthusiasmus für seine Sache und dem glücklichen Spürsinn Grisebachs ist es gelungen, die entlegensten Dokumente zum Sprechen zu bringen. Höchst interessant ist die Mitteilung der ersten Besprechung, welche die Parerga und Paralipomena 1852 in den verschollenen „Jahreszeiten" erfuhren — einer Besprechung, die man heute noch Wort für Wort unterschreiben könnte, was man nach fünfzig Jahren gewiß nicht von vielen Besprechungen sagen kann und was das Werk ebenso ehrt wie den Kritiker desselben. Der größere Teil des Buches wird von der Schopenhauer-Bibliographie eingenommen, d. i. dem Verzeichnis der im Besitz des Verfassers befindlichen Ausgaben der Werke Schopenhauers, sowie der Schriften zur Schopenhauer-Literatur. Der Bibliophile Grisebach zeigt sich in diesen subtilen Bücherangaben wieder so ganz auf der Höhe. So trocken diese Bücherreihe aussehen mag, es ist ein Genuß, sie zu lesen. So interessant und manchmal so pikant sind die Zwischenbemerkungen des Verfassers. Es ist da die ganze kolossale Schopenhauer-Literatur im weitesten Sinne des Wortes: Alles von Schopenhauer Stammende sowohl wie alles über ihn und auf ihn Bezügliche und Vorbereitende, die indische und die naturwissenschaftliche Literatur gesammelt, wie sie früher in Grisebachs Weltliteraturkatalog vorlag und nun von diesem getrennt und passender dem neuen Schopenhauer-Buche zugeteilt worden ist. Wir erfahren hier u. a., daß die sechs Bände der Grisebachschen Schopenhauer-Ausgabe, die nicht nur Kuno Fischer, sondern jetzt wohl allgemein als die einzig kritische und beste gilt und zitiert wird, im ganzen in 180,000 Exemplaren verbreitet ist. Man sollte nun wohl glauben, daß niemand mehr über Schopenhauer schreiben kann, ohne sich auf Grisebachs in aller Händen befindliche Publikatianen zu stützen oder sie wenigstens zu benützen. Und doch kennt sie Laura Frost gar nicht einmal und schreibt ein Buch: Johanna Schopenhauer, ein Frauenleben aus der klassischen Zeit (mit vier Porträts). Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn 1905. Es ist ein gut gemeintes Buch, eine Art Ehrenrettung der Mutter Schopenhauers, aber eine vergebliche. Johanna Schopenhauer ist weder als Romanschriftstellerin wieder lebendig zu machen noch als Mutter und Gattin zu rehabilitieren. Als Quellen für ihr Buch nennt Frau Frost natürlich Schopenhauers Leben von Wilhelm Gwinner, den Nekrolog der Deutschen (16. Jahrgang 1838), Weimars Album zur Säkularfeier 1840 und Johanna Schopenhauers Jugendleben und Wanderbilder. Grisebachs Berichtigungen zu Gwinner kennt sie nicht,

Digitized by Google

über Johanna Schopenhauers Verhältnis zu Gerstenbergk voltigiert sie mit Grazie leicht hinweg. Goethe und der Weimarer Kreis wird billig illustriert und das empörende Verhalten der Mutter gegen ihren großen Sohn begreiflich zu machen gesucht: „Arthur Schopenhauer muß eben sehr unliebenswürdig gewesen sein.“ Laura Frost scheint ihn ebenso wenig erkannt zu haben wie seine Mutter, aber heute, nach hundert Jahren, ist das minder entschuldbar. So wird Frau Frosts aussichtslose Galvanisierung der mit Recht vergessenen, einst so glänzenden, aber überaus oberflächlichen und leichtfertigen Johanna Schopenhauer höchstens im negativen Sinne als ein Beitrag zu jener großen Literatur angesehen werden dürfen, die im abgelaufenen Jahrhundert sich um das Bild des großen, wenn auch nicht im Sinne Laura Frosts „liebenswürdigen“ Sohns der Frau Hofrätin angesammelt hat.

✿

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin

18. Mai. Gesamtsitzung. Vorsitzender Sekretär: Herr Waldeyer. 1. Herr Roethe las über Johann von Würzburgs „Wilhelm von Oestreich“. Der Roman wird charakterisiert als der Typus eines Epigonenwerkes, das die Vorgänger in allem überbieten will. Der Rahmen der Handlung war wohl Rudolfs „Wilhelm von Orlens“ entnommen; ihre sehr reiche und bunte motivische Ausstattung im Detail geht vielfach auf den jüngeren Titurel zurück; auch Beziehungen zu Rudolfs „Weltchronik“ sind nachzuweisen. In der Schilderung des großen Entscheidungskampfes der Christen und Heiden sind historische und sagenhafte Nachrichten vom dritten Kreuzzug verquickt mit persönlichen Tendenzen und Beziehungen des Dichters. Die Eigentümlichkeiten der Reimtechnik, des Enjambements, der Wortwahl, der Komposition und ähnliches werden analysiert. 2. Herr Branco hat in der Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse am 11. Mai eine Arbeit von Herrn Dr. Max Samter hierselbst vorgelegt: Die geographische Verbreitung von Mysis relicta, Pallasiella quadrispinosa, Pontoporeia affinis in Deutschland als Erklärungsversuch ihrer Herkunft. Die Akademie genehmigte die Aufnahme in den Anhang zu den Abhandlungen. Die genannten, ursprünglich im polaren Meere lebenden Krebse müssen in diluvialer Zeit, als das Becken der Ostsee nach Rückzug des Eises sich mit Wasser erfüllt hatte, in diese eingewandert sein. Mit fortschreitender Aussüßung der Ostsee haben die Krebse sich an die veränderten Lebensbedingungen angepaßt und umgewandelt. Aus der Ostsee sind sie dann in die Süßwasserseen, die nach dieser hin entwässern, gewandert. Unabhängig davon haben sich diese polaren Krebse aber auch im peripheren Gebiete Irlands, in Nord-Amerika und in Nordrußland unter dem Einflusse gleicher Verhältnisse in gleicher Weise umgewandelt. 3. Vorgelegt wurde das Werk: L. Diels und E. Pritzel, Fragmenta Phytographiae Australiae occidentalis. Leipzig 1905, ein Ergebnis einer mit Mitteln der Humboldt-Stiftung unternommenen Reise nach Australien.

4. Zu wissenschaftlichen Unternehmungen hat die Akademie durch die philosophisch-historische Klasse bewilligt: Herrn Diels zur Fortführung der Arbeiten an einem Katalog der Handschriften der antiken Medizin 3000 Mark; Herrn Koser zur Fortführung der Herausgabe der Politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen 6000 Mark; der Deutschen Kommission zur Fortführung ihrer Arbeiten 3000 Mark; weiter für die Bearbeitung des Thesaurus linguae latinae über den etatsmäßigen Beitrag von 5000 Mark hinaus noch 1000 Mark und zur Bearbeitung der hieroglyphischen Inschriften der griechisch-römischen Epoche für das Wörterbuch der ägyptischen Sprache 1500 Mark; endlich Herrn Prof. Dr. Karl Brockelmann in Königsberg i. Pr. zur Herausgabe des 3. Bandes von Ibn Qutaiba's 'Ujûn al ahbâr 500 Mark. 5. Die Akademie hat auf den Vorschlag der vorberatenden Kommission der Bopp-Stiftung aus den Erträgnissen der Stiftung 900 Mark dem Professor an der Universität Jena Herrn Dr. Otto Schrader zur Fortsetzung seiner Arbeiten auf dem Gebiete der indogermanischen Altertumskunde und 450 Mark dem Professor an der Universität Leipzig Herrn Dr. Herman Hirt in Anerkennung seiner Arbeiten über den indogermanischen Accent zuerkannt. 6. Der am 18. Februar 1903 hierselbst verstorbene Amtsgerichtsrat a. D. Dr. Paul Rieß hat der Akademie durch letztwillige Verfügung ein Kapital von 250,000 Mark vermacht zur Verwendung im Interesse der Chemie, Physik und Astronomie. Durch Allerhöchsten Erlaß vom 30. Januar d. J. ist der Akademie die Genehmigung zur Annahme dieser Zuwendung, vorbehaltlich der Abfindung von hilfsbedürftigen Verwandten des Erblassers erteilt worden, und das Legat in dem durch diese Abfindungen auf 240,000 Mark ermäßigten Betrage gegenwärtig in ihren Besitz übergegangen. Die Akademie spricht ihren aufrichtigen und warmen Dank für dieses Vermächtnis aus. Sie wird dieser Aufgabe sich jedoch erst später unterziehen können, da einstweilen ein auf Lebenszeit in die Nutznießung der Hinterlassenschaft von Herrn Paul Rieß eingesetzter Erbe die Erträgnisse des der Akademie zugefallenen Kapitals bezieht.

25. Mai. Sitzung der philosophisch-historischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Herr Diels. 1. Herr Schäfer las 1. über die Ungarnschlacht von 955, 2. über die agrarii milites des Widukind (I. 355), 3. über das Straßburger Zollprivileg von 831. 1. Die Ungarnschlacht ist mit Wyneken in das Gelände nordnordwestlich von Augsburg, nicht auf das Lechfeld zu verlegen. 2. Die agrarii milites sind Ministeriale, nicht heerbannpflichtige Leute. 3. In der Urkunde ist Selusas als Mont Cenis, nicht als Sluis zu erklären. 2. Herr Brunner legte den von Herrn Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Holder-Egger verfaßten Jahresbericht über die Herausgabe der Monumenta Germaniae historica vor. 3. Es wurde vorgelegt: Die kaiserlichen Verwaltungsbeamten bis auf Diocletian von Otto Hirschfeld. Zweite Auflage. Berlin 1905.

25. Mai. Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Herr Waldeyer. Herr Helmert sprach über die Genauigkeit der Kriterien des Zufalls bei Beobachtungsreihen. Es wird gezeigt, daß man sich für die Angabe der Genauigkeit bei den Vorzeichenprüfungen und bei den Prüfungen der mittleren Fehlergröße der mittleren Abweichungen bedienen kann, die nach Art der Gaußschen mittlern zu befürchtenden Fehlers gebildet werden.

•

16. Deutscher Geographentag.

S. u. H. Danzig, 12. Juni. Mit einer Begrüßungsfeier im Festsaal des „Danziger Hof“ wurde heute abend der 16. Deutsche Geographentag eingeleitet. Den Hauptpunkt bildete dieses Mal die deutsche Südpolar-Expedition. Unter den Anwesenden bemerkte man den früheren Leiter der Deutschen Gesellschaft für Erdkunde in Berlin Professor Hahn (Königsberg), Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Frhr. von Richthofen-Berlin, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Wagner (Göttingen), Prof. Dr. Hassert (Köln), Prof. Dr. Schumacher (Bonn), Prof. Dr. Supan (Gotha), Prof. Dr. Sapper (Tübingen) u. a. m. Die Gesamtzahl der Gäste beträgt über 300. Wir werden über die Verhandlungen später berichten.

•

Berichtigung.

Herr Hofrat Professor Schreiber machte mich am 3. Juni freundlichst darauf aufmerksam, daß sich in der am 31. Mai erschienenen Nr. 126 der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung ein Irrtum befände, der ihn und mich beträfe. In der Tat hat dort Seite 399 linke Spalte in dem unter der Spitzmarke „Allgemeine Rundschau“ veröffentlichten, mit M. gezeichneten Artikel „Die Epochen der minoischen Kultur“ eine Verwechslung von Schreiber und Schneider stattgefunden. Dies festzustellen, halte ich für meine Pflicht den Herren Schreiber, Michaelis und Drerup gegenüber, obwohl ich dem mit M. gezeichneten

Digitized by Google

Artikel völlig fern stehe. In diesem Artikel wird unter Bezugnahme auf die Beilage vom 25. Mai Nr. 121 besprochen, was „Arthur J. Evans auf der Tagung der British Association zu Cambridge im vorigen September gegeben und auf dem Archäologen-Kongreß (nach M.'s Wissen) wiederholt hat". Es handelt sich um die Auffindung eines vorläufigen Schemas für die Klassifikation der der „minoischen" Kunst angehörigen Erzeugnisse. Entgegen der von Dreruv ausgesprochenen Ansicht, daß „auch jetzt noch die Bezeichnung mykenische Kultur beizubehalten sei", schreibt M.: „Der Name „Mykenäisch" verlangt eine gründliche Revision — Schreiber in Leipzig schlägt dafür den Namen Anaktenkunst resp. -kultur, also Herrscher oder Adelskunst und Kultur, vor — u. s. w." Hier liegt eine irrtümliche Auffassung des Herrn Verfassers M. oder ein Versehen des Druckers vor. Die angezogenen Ausführungen stammen nicht von Herrn Hofrat Prof. **Theodor Schreiber** (Rezensionssiegel Th. S.) aus Leipzig, sondern von Professor **Arthur Schneider** (Rezensionssiegel A. S.), gleichfalls an der Universität Leipzig, mir liegt also die Verantwortung für das Vorgeschlagene ob, die zu tragen ich gern bereit bin. Veranlaßt war meine Meinungsäußerung durch eine Besprechung der Michaelisschen Neubearbeitung von Springers Handbuch im 22. Jahrgang der Wochenschrift für Klassische Philologie (Berlin) am 10. Mai 1905, Seite 506, die unter der Marke: A. Springer, Handbuch der Kunstgeschichte. I. Das Altertum. 7. Auflage von A. Michaelis (A. S.) erschien. — Unter den zahlreichen neuen Gedanken, an denen das schöne Buch so reich ist, daß es einer Neuschöpfung durch Michaelis fast gleichkommt, fiel mir eine Bemerkung besonders auf, die mich um so mehr veranlaßte, aus dem engen Rahmen einer Besprechung herauszutreten, als die Frage mich selbst längst eingehend beschäftigt hatte und mich bei aller prinzipiellen Zustimmung doch zu einer abweichenden Formulierung geführt hatte. Auch ich nahm zu den Worten Dreruvs in den Sätzen Stellung: „Jeder, oder doch die Mehrzahl der Mitforschenden wird angesichts der Neufunde in Kreta es als gerechtfertigt ansehen, daß der a potiori gewählte Ausdruck „mykenische Kunst" als nicht mehr zutreffend ausgeschieden werde", „nur erscheint mir der Ersatzvorschlag von Michaelis kein sehr glücklicher". (Ich hätte schreiben können: keine bleibende Abhilfe.) Ich betonte nämlich, daß ein solch lokal gewählter Name lieber durch eine Bezeichnung ersetzt werden möchte, die in dem Wesen der durch sie gekennzeichneten Kunststufe beruht. Ich schloß: „Ich schlage deshalb den Namen vor, den ich dieser Kunst schon seit Jahren in meinen Vorträgen beigelegt habe: „Anakten-Kunst", und versuchte meinen Vorschlag kurz zu begründen. Dies dürfte die gemeinte Stelle sein; übrigens hörte ich von Herrn Arthur Seemann, daß er Herrn Professor Michaelis mitgeteilt habe, von wem die Besprechung herrühre. Ich hoffe, daß durch diese Zeilen, um deren Abdruck ich ergebenst bitte, auch das letzte Mißverständnis beseitigt ist.

Leipzig. **Arthur Schneider.**

*

Kleinere Mitteilungen.

* P. **Heinrich Denifle** †. Der bekannte Dominikanervater, von dessen hier erfolgtem Ableben wir am Samstag berichteten, war am 16. Januar 1844 zu Imst in Tirol geboren. Nachdem er 1861 zu Graz in den Dominikanerorden eingetreten war und 1866 die Priesterweihe empfangen hatte, wirkte er zunächst, nach Vollendung seiner Studien, als theologischer Lehrer im Dominikanerseminar und Kanzelredner in Graz. 1883 wurde er als Generaldefinitor des Dominikanerordens für Deutschland nach Rom berufen und 1883 zum Subarchivar am Vatikanischen Archiv ernannt. Denifle gehörte unbestritten zu den gründlichsten Kennern der vorreformatorischen theologischen Literatur des Mittelalters, insbesondere der deutschen Mystik, der er eine größere Zahl von Studien und größeren Arbeiten gewidmet hat. Wir nennen darunter: „Das geistliche Leben. Eine Blumenlese aus den deutschen Mystikern des 14. Jahrhunderts" (Graz; 4. Aufl. 1895). „Der Gottesfreund im Oberlande oder Nikolaus von Basel." (München 1875). „Zu Susos ursprünglichem Briefbuch" (Graz 1875). „Das Buch von der geistlichen Armut" (München 1877). „Taulers Bekehrung, kritisch untersucht" (Straßburg 1879). Ein besonders Studiengebiet des Verstorbenen bildete ferner das mittelalterliche Universitätswesen, das er gleichfalls in einer größeren Zahl auf gründlicher Quellenforschung beruhender Arbeiten dargestellt hat. Den Ruf seiner wissenschaftlichen Bedeutung, der in der Ernennung Denifles zum Mitglied zahlreicher wissenschaftlicher Akademien und gelehrter Körperschaften seinen Ausdruck gefunden hatte, hat er bekanntlich leider geschmälert durch seine 1903 erschienene Lutherbiographie, bei der zweifellos der Haß des Dominikaners gegen den Urheber der Kirchenspaltung das objektive geschichtliche Bild in hohem Grade getrübt hat (Vgl. darüber Beilage 1904 Nr. 3, 4, 5 „Luther in römischem Urteil"). Seit 1885 gab Denifle auch mit Franz Ehrle das „Archiv für Literatur und Kirchengeschichte des Mittelalters" heraus. Die Leiche P. Denifles wurde gestern in der hiesigen Basilika beigesetzt.

* **Die Vertretungen der nichtinkorporierten Studenten an den deutschen Hochschulen.** Eine prinzipiell sehr wichtige Frage ist soeben durch eine Verfügung des Rektors der Technischen Hochschule in Charlottenburg zur Entscheidung gestellt worden. Diese Verfügung beruft sich auf den Widerspruch von 260 nichtinkorporierten Studenten dieser Hochschule gegen die Vertretung ihrer Interessen durch das Präsidium der Wildenschaft und legt dieser Wildenschaft infolgedessen lediglich den Charakter eines **Vereines** bei; der erste Paragraph der schon genehmigten Satzungen müsse daher in folgende Fassung umgeändert werden: „Die Wildenschaft an der Kgl. Technischen Hochschule zu Berlin ist ein Verein derjenigen Studenten dieser Hochschule, welche durch Eintragung in eine vom Präsidium der Wildenschaft zu führende Liste die Vertretung ihrer Interessen in studentischen Angelegenheiten dem Präsidium übertragen". Gegen diese Verfügung legten sechs Verbände ehemaliger freier Studenten (von Leipzig, Halle, Charlottenburg, Berlin, Jena und Bonn) in einem offenen Brief an den Rektor der Charlottenburger Hochschule Protest ein, in dem sie betonen, daß es eine Lebensbedingung der Wildenschaften sei, **Organisationen** zu sein, die von jedem Vereinszwang frei bleiben müßten, wenn sie überhaupt einen Zweck haben sollten. „Es handelt sich", so heißt es in dem Proteste, „nicht um eine Vertretung der einzelnen Studenten, sondern um eine Vertretung der **Interessen** der Nichtinkorporierten als Gesamtheit. Die Legitimation des Organs dieser Vertretung, des Präsidiums, von der Zustimmung einzelner Studenten abhängig zu machen, heißt die Legitimation überhaupt unmöglich machen. Die Legitimation des Präsidiums als Interessenvertretung ist aber gar nicht bestreitbar: es kann weder eine zweite Vertretung neben dem Präsidium geben, noch kann ein Einzelner sich ihr entziehen." — Die Frage ist von zu weittragender Bedeutung, als daß sie schon durch die Verfügung eines Rektorates oder durch einen dagegen erhobenen Protest erledigt werden könnte. Von ihrer Entscheidung hängt die ganze Fortentwicklung der Vertretungen der freien Finkenschaften und damit der studentischen Ausschüsse ab; aber diese Entscheidung wird erst nach Klarstellung der rechtlichen Grundlagen für jene Vertretungen möglich sein und damit sollten sich in erster Linie die jetzt zu einer Tagung in Weimar zusammentretenden Präsidien der Wildenschaften beschäftigen.

Bü. **Archäologische Funde in Thessalien.** Bei Kapakli in Thessalien hat man beim zufälligen Graben ein altertümliches Grab gefunden. Da Anzeichen vorhanden sind, daß in dessen Nähe sich noch mehrere Gräber befinden, ist der Ephor der Altertümer **Kuruniótis** dorthin gesendet worden.

W. **Der internationale botanische Kongreß in Wien** wurde gestern 12. im Festsaal der Universität, in Anwesenheit von Vertretern der Staats- und Stadtbehörden eröffnet. Die Kongreßmitglieder wurden durch den Präsidenten Hofrat **Wiemer**, den Ackerbauminister Graf **Bouquoy**, den Bürgermeister Dr. **Lueger**, den Präsidenten der Akademie der Wissenschaften Dr.

Digitized by Google

Süß u. a. begrüßt. Hauptberatungsgegenstand ist die Reform der botanischen Nomenklatur. Heute sprach Professor Reinke (Kiel) über „Hypothesen, Voraussetzungen und Probleme in der Biologie."

Bü. **Unternehmungen des Britischen Archäologischen Institutes in Athen.** Demnächst wird das Britische Archäologische Institut in Athen auf der Stätte des alten Sparta Ausgrabungen anstellen. Vor 3 Wochen fand der Direktor bei Ausgrabungen in der Nähe von Jeráki (dem alten Goronthrai, 7 Stunden Weges südöstlich von Sparta), wo man den Apollontempel ausgraben will, unter anderen Inschriftsteinen einen solchen mit dem Namen des Antigonos Soter. Die bizantinischen Inschriften von Mistrá und die ikonographischen Denkmäler der Kirchen werden ebenfalls aufgenommen.

* **Aus Holland.** Der unlängst in Amsterdam verstorbene Physiker Dr. Bleekrode hat, wie wir der Vossischen Zeitung entnehmen, letztwillig die Summe von 40,000 Gulden zu einem Denkmal für Christian Huygens, den hervorragenden Naturforscher, hinterlassen. Es wird dies die erste öffentliche Ehrung sein, die Holland seinem wohl hervorragendsten Physiker zuteil werden läßt.

hc. **Japans Konsum an europäischen Büchern.** Der französische Gesandte in Japan, Harmand, hat eine interessante Untersuchung über die Ankäufe von europäischen Büchern durch Japan angestellt, aus der hervorgeht, daß das asiatische Inselreich im Jahre 1903 für 315,518 Yen Bücher aus England bezogen hat, gegen 87,608 Yen im Jahre 1901, aus Deutschland für 95,000, aus den Vereinigten Staaten für 53,000 und aus Frankreich für 15,000 Yen. Für eine gleiche Summe wurden Bücher aus China nach Japan eingeführt. Nach Spezialitäten verteilt, liefert Frankreich hauptsächlich Rechtsabhandlungen und Romane, Deutschland England und die Vereinigten Staaten wissenschaftliche Bücher, in erster Linie medizinische.

❧

Hochschulnachrichten.

* **München.** Der außerordentliche Professor der Physiologie an der hiesigen Universität Dr. Otto Frank hat einen Ruf nach Gießen als Nachfolger des verstorbenen Professors Dr. Eckhard erhalten und wird demselben Folge leisten.

♀ **Weibliche Studenten an der Technischen Hochschule.** Von der Genehmigung des Kultusministeriums, an den Studien der technischen Hochschule teilzunehmen, haben 10 Damen Gebrauch gemacht und sich für das laufende Sommersemester immatrikulieren lassen und zwar 8 als Hörerinnen in der Allgemeinen Abteilung, eine in der Architekten-Abteilung und eine in der Landwirtschaftlichen Abteilung.

□ **Tübingen.** Der ordentliche Professor der klassischen Philologie und Archäologie Dr. Ludwig Schwabe feiert am 24. Juni seinen 70. Geburtstag.

hc. **Königsberg.** Der ordentliche Professor für Philosophie an der Universität Zürich, Dr. phil. Ernst Meumann ist zum Herbst in gleicher Eigenschaft in die philosophische Fakultät der hiesigen Universität berufen worden.

hc. **Greifswald.** Die theologische Fakultät der hiesigen Universität hat den Professor der systematischen Theologie an der Universität Erlangen Lic. theol. Philipp Bachmann und den Pastor an der St. Jakobikirche in Hamburg Artur von Bröcker zu Ehrendoktoren ernannt.

* **Aus der Schweiz.** Der Dozent der romanischen Sprachwissenschaft an der hiesigen Akademie für Handels- und Sozialwissenschaften zu Frankfurt a. M. Prof. Dr. Morf, ein geborener Schweizer aus dem Kantone Bern, feierte unlängst das Jubiläum seiner 25jährigen akademischen Lehrtätigkeit, die er 1879 als außerordentlicher Professor in Bern begann. Aus diesem Anlaß fand am vergangenen Freitag zu Zürich eine Ehrung des Gelehrten statt, bei der die Universität Bern durch die Professoren Tobler und Gauchat, Zürich durch die Professoren Bovet und Hitzig, die Frankfurter Akademie durch den Rektor Burchard vertreten war. Ferner widmeten ihm seine Schüler, worunter die Professoren Bovet (Zürich), Gauchat (Bern), Tappolet (Basel), Jeanjaquet (Neuenburg), Farinelli (Innsbruck) eine Festschrift: „Aus romanischen Sprachen und Literaturen" (Verlag von Max Niemeyer, Halle, 428 S.) Außerdem ernannte die philosophische Fakultät der Universität Genf den Jubilar zum Ehrendoktor.

∷

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Siegfried Levinstein: Kinderzeichn. b. z. 14. Lebenszahr. M. 85 Tfln. u. 18 Tab. i. Text. Leipzig 1905. R. Voigtländer. 119 S. — Leo Berg: A. d. Zeit. — Gegen die Zeit. Gesammelte Essays. Berlin, Leipzig und Paris 1905. Hüpeden u. Merzyn. 453 S. — Dr. Rudolf Eisler: Allgemeine Kulturgeschichte. (Webers Illustrierte Katechismen. Band 91). Leipzig 1906. J. J. Weber. 260 S. — Derselbe: Deutsche Kulturgeschichte. (Webers Illustrierte Katechismen. Band 253.) Ebenda. 1905. 224 S. — Adolf v. Oechelhäuser: Aus Anselm Feuerbachs Jugendjahren. Leipzig 1905. E. A. Seemann. 126 S. — Die Maschinen-Elemente. Ein Hilfsbuch für technische Lehranstalten, sowie z. Selbststudium geeignet. Mit Beispielen und zahlreichen Zeichnungen im Text wie auf Tafeln. Bearbeitet von M. Schneider. In zwei Bänden. Zehnte (Schluss-)Lieferung. [Zylinder, Rohre, Absperrvorrichtungen.] Mit dreizehn Tafeln. Braunschweig 1905. Friedrich Vieweg u. Sohn. — Konrad Berthold: Die Bilder des Meister Eltz. Ein Sommernachtstraum. Novelle. Jena 1905. Hermann Costenoble. 196 S. — Th. Schneider: Hütet euch vor dem Sauerteig der Pharisäer und der Sadducäer. Zwei Vorträge zum Besten des deutschen, japanischen und russischen Roten Kreuzes. Wiesbaden 1905. H. Heuss. 56 S. — Eugen Kühnemann: Schiller und die Deutschen der Gegenwart. Festrede, gehalten bei der Posener Schiller-Feier. Posen 1905. Merzbachsche Verlagsanstalt. 27 S. — N. Wecklein: Studien zur Ilias. Halle a. S. 1905. Max Niemeyer. 61 S. — Dr. Joseph v. Körösy: Die Armenpflege der Haupt- und Residenzstadt Budapest in den Jahren 1900—1902. (Publikationen des Statistischen Bureaus der Haupt- u. Residenzstadt Budapest. XXXVII.) Uebersetzung aus dem Ungarischen. Berlin 1905. Puttkammer u. Mühlbrecht. — Eduard Spranger: Die Grundlagen der Geschichtswissenschaft. Eine erkenntnistheoretisch-psychologische Untersuchung. Berlin 1905. Reuther u. Reichard. 146 S. — Dr. Adolf Lobe: Ursprung und Entwicklung der höchsten sächsischen Gerichte. Ein Beitrag zur Geschichte der sächsischen Rechtspflege. Leipzig 1905. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher). 139 S. — Dr. jur. Edgar Kuhn: Der Missbrauch des Roten Kreuzes. Eine kritisch-dogmatische Studie. München 1905. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 69 S. — Aus dem Tagebuch König Alexanders von Serbien. Aufzeichnungen und Briefe des letzten Obrenovic und der Königin Draga von Serbien. Der Oeffentlichkeit gewidmet von einem Unbekannten. Leipzig. B. Elischer Nachf. 99 Seiten.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

David Ricardo's
kleinere Schriften.
I. Schriften über Getreidezölle.
Aus dem englischen Original ins Deutsche übertragen und eingeleitet
von Professor Dr. F. Leser in Heidelberg.
Preis: 1 Mark 20 Pf., geb. 1 Mark 60 Pf. (k)

☞ Der Gesamtauflage der „Beilage" der Allgemeinen Zeitung liegt ein Prospekt der Firma **Zuckschwerdt & Co.**, Verlagsbuchhandlung für Kriegswissenschaft und Sportliteratur, **Berlin W 30**, Motzstraße 56, bei. (l)

Jahrgang 1905. München, Donnerstag, 15. Juni. Nummer 137.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Erinnerungen an Paul v. Schanz.

Vor wenigen Tagen starb in Tübingen ein Gelehrter, dessen Leben tief in die Geschichte der katholischen Theologie in Deutschland eingeschnitten hat: Dr. Paul v. Schanz, Professor der Dogmatik an der dortigen Universität. Er gehörte mit seinem weithin rühmlichst bekannten Kollegen Fr. X. v. Funk zu den letzten Zierden jener Schule, welche man im Gegensatze zu der romanischen oder neuscholastischen Richtung die deutsche katholische Schule oder kurz die Tübinger Schule zu nennen pflegte. Der unvergeßliche Kuhn war es vor allem gewesen, der im Anschluß an seine Lehrer Drey und Möhler und im Verein mit seinen Kollegen Hirscher, Himpel, Aberle die Methode und den Betrieb der katholischen Theologie im besten Sinne des Wortes modernisieren wollte. Hatte Kuhn unter jahrelang geführten heftigen Kämpfen mit der ganzen Kraft seines spekulativen Geistes versucht, ein gerechtes Verhältnis zwischen moderner Philosophie und Theologie anzubahnen, alle modernen Strömungen in den Kreis der theologischen Betrachtung zu ziehen, so tat dies Schanz auf dem Gebiet der Naturwissenschaften. Daher die große Aehnlichkeit einerseits und die ebenso große Verschiedenheit beider Männer andrerseits. Bei Kuhn hoher Gedankenflug, begeisterte und begeisternde Spekulation, bei Schanz nüchterne, entsagende Forscherarbeit, exakte Detailanalyse. Beides aber mußte zum Segen der Theologie ausfallen. Das Glück für Kuhn war, daß er neben und später unter einem Hefele lebte, daß er jene glücklichen Zeiten sah, in denen ein Bischof nicht bloß durch seine Weihe, sondern auch durch eine machtvolle Persönlichkeit und die Tiefe seiner Gelehrsamkeit sich vor seinen Professoren auszeichnete.

Schanz (geboren den 4. März 1841 zu Horb in Württemberg) war von Haus aus Mathematiker. Seit 1870 war er in diesem Lehrfach Professor am Obergymnasium Rottweil. In der Beschäftigung mit dieser Disziplin mußte ihm als katholischem Geistlichen frühzeitig das Verhältnis der Kirche zur Wissenschaft zu denken geben, welche den Naturwissenschaften sehr skeptisch gegenüberstand. Diesen Gedanken gab er in seinem Opusculum „Galileo Galilei und sein Prozeß“, das Anfangs der 70er Jahre erschien, Ausdruck. Er bedauerte freilich die Verurteilung dieses Mannes, allein von der unglücklichen Entscheidung der römischen Kurie wußte er nur zu sagen, „außerhalb Roms habe doch niemand die Entscheidung ernst genommen“. Es war und ist nie die Absicht einer römischen Entscheidung, nicht ernst genommen zu werden. Diese Art und Weise, bei allem das Gute und Verbindende, das Entschuldigende und Erklärliche hervorzuheben, selbst bei den ausgelegtesten Mißgriffen kirchlicher Beamter, war bei Schanz seiner angeborenen Herzensmilde entsprungen, hat ihn aber verhindert, eine Vollnatur, eine charakteristische, energische Individualität zu sein, hat ihn in den Verdacht der Halbheit gebracht und ihm hüben wie drüben eine voll ergebene Anhänger- und Schülerschar ausgeschlossen. Wie besonders die Jesuiten dem rastlosen, entsagungsvollen Gelehrten seine aufopfernde, verdienstreiche Tätigkeit gelohnt, zeigt die abfällige Rezension, die sein letztes Werk, die dritte Auflage seiner „Apologie“, in den „Laacher Stimmen“ erfahren hat.

Im Jahre 1876 wurde er an Stelle Aberles als Exeget nach Tübingen berufen. Damit war er vor die Entscheidung gestellt, ob er die veraltete scholastische Methode oder die Traditionen der Tübinger Schule in der Exegese sich zu eigen machen wolle. In seiner Antrittsvorlesung entschied er sich, wie für einen Nachfolger Aberles nicht anders zu erwarten war, als exakter Naturforscher für das letztere: „Es ist Pflicht des Exegeten wie des Theologen überhaupt, die Resultate seiner Wissenschaft mit denen anderer Disziplinen zu vergleichen, wenn er auch dabei gezwungen wird, den ihm zugewiesenen engeren Kreis vielfach zu überschreiten. Es muß ihm der Nachweis möglich sein, daß die sicheren Resultate der Naturwissenschaften mit der richtigen Auffassung der religiösen Ideen der christlichen Lehren nicht im Widerspruch stehen. Natur und Offenbarung sind zwei Gebiete, welche sich nicht ausschließen, sondern ergänzen sollen, so gewiß die Wahrheit nur eine ist.“ Getreu diesem Grundsatz, gab er innerhalb eines Lustrums Kommentare zu den vier Evangelien heraus, die zum Bedeutendsten gehören, was die katholische Exegese aufzuweisen hat. Wie ungewohnt der katholischen Theologie derartige Arbeit vorkam, zeigt das Urteil des Bischofs Korum von Trier, der als Irenäus Themistor 1884 schrieb: „Wir haben gerade ein vielgenanntes exegetisches Handbuch über die Bücher des Neuen Testaments vor uns liegen, in welchem viele Stellen, welche für die dogmatische Beweisführung klassisch sind, bezüglich ihres dogmatischen Gehaltes entweder gar nicht oder nur ganz nebenbei berücksichtigt sind, während der Textkritik und der bloß philologischen Erklärung eine große Aufmerksamkeit geschenkt wird.“ Seine wahren Freunde aber mochten ihm wohl etwas mehr Schwung und begeisternde Ideen hinzuwünschen, aber sie waren ihm von ganzem Herzen dafür dankbar, daß er die Grundsätze der philologischen Kritik in die Exegese einführte, daß er die heilige Schrift nicht allein vom übernatürlichen, sondern auch vom natürlichen Standpunkt auffassen lehrte und so für sie unendlich mehr Vertrauen erweckte, als es jenes System vermocht hat, welches mit dem Namen „Kaulen“ typisch charakterisiert ist, daß Schöngeisterei auf dem Gebiet der heiligen Schrift homiletisch zwar begreiflich, für den Exegeten aber durchaus zu vermeiden sei. Daß freilich das Prinzip Loisys, das Menschliche in der heiligen Schrift bis aufs Mark

Digitized by Google

von dem Göttlichen zu scheiden, nur die letzte Konsequenz seines eigenen Systems war, konnte Schanz weder sich noch anderen eingestehen.

Am 14. November 1883 trat J. Ev. v. Kuhn in den Ruhestand, es dauerte nicht lange, da trat Schanz das Erbe dieses großen Mannes an. Seit 1883 war er Professor für Apologetik und Dogmatik; in dieser Eigenschaft verblieb er bis zu seinem Tode (1. Juni 1905). Die Gebiete vom philosophisch-spekulativen Standpunkt aus zu bebauen wie sein Vorgänger konnte Schanz als Naturforscher freilich nicht. Vielmehr führte er das exakte Prinzip auch in diese Disziplinen ein; das ergab für ihn eine gründliche Auseinandersetzung zwischen Wissen und Glauben, bei welcher er voll und ganz auf seinem oben angeführten Standpunkt blieb. Es war ihm leicht zu erweisen, daß die Deszendenztheorie, soweit sie T a t s a c h e n erwiesen hat, mit der herrschenden theologischen Richtung in der Kirche wohl im Widerspruch stehen kann, nicht aber mit den Worten der heiligen Schrift und der Väter. Die Jesuiten haben ihm diese Lehre trotz Wasmann schlecht gedankt, ebenso wie sie ihm jenes Prinzip übelgenommen haben, in der Dogmatik den religions- und dogmengeschichtlichen Gesichtspunkt zu wählen. Religionsgeschichte lehrt Toleranz gegenüber anderen Religionen. Dogmatik war für ihn Dogmengeschichte, in der sicheren Erkenntnis, daß jedes Dogma eine Entwicklung durchgemacht habe.

Mit diesen gründlichen Kenntnissen und gewaltigen Gaben ausgerüstet, hätte eine impulsive Natur mächtig in die Geschichte eingegriffen, ihre Gedanken nicht bloß mit dem sanften Federkiel der Versöhnung, sondern dem eisernen Griffel des zielbewußten Kampfes einer großen Persönlichkeit gegen das schleppende Zurückbleiben der katholischen Theologie geführt. Allseitige Bildung, strenge Schulung des Geistes, exakte Forschung, weiteste Berücksichtigung und Hochschätzung der Profanwissenschaften, feinster historischer Takt, sichern Schanz seinen Platz in der Ahnengalerie der großen Tübinger Schule.

X.

Legende und Wunderglaube.

Im neuesten Hefte der „Preußischen Jahrbücher“ (Band 120, Seite 315) wird unter der Ueberschrift „Ein Wort zum Frieden“ über einen interessanten Versuch berichtet, den Zwiespalt zwischen Gebildeten und Kirche grundsätzlich zu untersuchen, seine Berechtigung zu prüfen und vielleicht Mittel und Wege zu finden ihn auszugleichen. In der anzuregenden Preisschrift soll auch die „Berechtigung, törichte, abenteuerliche, geschmacklose Wundergeschichten, zum Teil mit kirchlicher Approbation, unter Priester und Laien“ zu verbreiten, geprüft werden. Und es läßt sich nicht leugnen, daß gerade dieses Problem, die Frage nach der Glaubwürdigkeit der Legenden und Wunderberichte, zu den größten Meinungsverschiedenheiten Anlaß gegeben hat. Auf der einen Seite hält man mit zäher Borniertheit an jeder Einzelheit fest und findet in einer Geringschätzung der Erzählung von dem Heiligen eine Geringschätzung des Heiligen selbst; man muß aber gerechterweise auch zugeben, daß im gegnerischen Lager oft seichte Aufklärung mit größter Leichtfertigkeit über alle Legenden den Stab bricht, ohne daß sie von den Entstehungsbedingungen und literargeschichtlichen Problemen, die mit diesen Erzählungen verbunden sind, eine Ahnung hat. Wenn irgendwo, so gilt hier der Satz: Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen. Nur wer die Arbeit nicht scheut, sich eine genügende Kenntnis der Legendenliteratur selbst, ihrer ganzen Geschichte, ihres fortwährenden Wachstums und ihrer Weiterentwicklung zu verschaffen, wer sie also aus ihrer Entstehungszeit zu begreifen und zu würdigen vermag, darf sich auch ein Urteil über diese Fragen erlauben.

Viele Jahrhunderte arbeiten schon an der Herausgabe der Legenden der christlichen Kirche. Besondere Verdienste haben sich dabei die Bollandisten erworben, eine Kongregation des Jesuitenordens, indem sie in den sog. Acta sanctorum eine ganz riesige Masse von Heiligenleben veröffentlicht haben. Der erste Band erschien 1643, fast 70 mächtige Folianten sind seitdem gedruckt worden, ohne daß das Ende der Sammlung abzusehen ist. Die Anordnung ist derart, daß für jeden Tag die Heiligen genannt und ihre Legenden mitgeteilt werden; die Monate Januar bis Oktober und einige Tage des November sind so bereits absolviert. Selten aber hat man sich grundsätzlich mit Beiziehung des ganzen Materials die Frage nach der Glaubwürdigkeit all dieser wunderreichen Geschichten gestellt.[1]) Diese Frage zu beantworten, hat jüngst ein Glied der Bollandisten, Hippolyte Delehaye[2]) unternommen und trefflich gelöst. Delehaye arbeitet selbst seit vielen Jahren unermüdlich an der Herausgabe und Erforschung der griechischen Heiligenlegenden, zahllose Aufsätze und Ausgaben verdankt ihm die wissenschaftliche Welt, und sein letztes großes Werk, die Ausgabe des sogenannten konstantinopolitanischen Synaxars, d. h. eines gottesdienstlichen Buches der griechischen Kirche, in welchem Tag für Tag sämtliche einschlägige Heilige des kirchlichen Kalenders mit kurzen Lebensbeschreibungen verzeichnet sind, ist für die ganze Legendenforschung von grundlegender Bedeutung. Er hat auch seiner neuen Aufgabe (bei aller Wahrung seines christlichen Standpunktes) mit einer Objektivität und Wissenschaftlichkeit sich entledigt, die lebhafte Anerkennung verdient und von der sonst auf diesem Gebiete üblichen aufdringlichen Erbauungstendenz wohltuend absticht. Ein Zufall hat es gefügt, daß fast gleichzeitig ein Buch von protestantischer Seite erschien, dessen Thema, Geschichte des christlichen Heiligenkultus, sich eng mit dem Delehayes berührt.[3]) Das vortreffliche Werk war von dem verstorbenen Straßburger Theologen Lucius nicht ganz vollendet hinterlassen worden, Anrich, dessen vor einigen Jahren erschienenes Buch über den Einfluß des griechischen Mysterienwesens auf das Christentum großes Aufsehen erregt hatte, hat die Lücken ausgefüllt und das Ganze herausgegeben. Beide Schriften ergänzen sich also sehr gut in der Weise, daß Delehaye, dessen Stoffanordnung wir uns im folgenden anschließen, mehr die Vorfragen behandelt, das andere Buch die Entstehung und Entwicklung des Heiligenkultus selbst vorführt.

Was haben wir unter „Legende“ zu verstehen? Harnack hatte vor einigen Jahren in einem feinsinnigen Aufsatz, „Legenden als Geschichtsquellen“ betitelt (wieder abgedruckt in seinen „Reden und Aufsätzen“ I [1904] 1 ff.), die Legende in schroffen Gegensatz zu den Tatsachen gestellt und sie als „Beurteilung der Geschichte in Form von Geschichtserzählung“ definiert, die Legende „will die Geschichte charakterisieren“, „das Urteil der Mit- und Nachwelt in die Geschichte projiziert“, ist ihm die Legende. Bei dieser weiten Fassung des Begriffes ist es natürlich sehr schwer, wenn nicht unmöglich, auch nur einigermaßen sichere Anhaltspunkte für die Ermittlung der Wahrheit zu gewinnen, und wenn Harnack meint, daß die wahre Legende die Wahrheit und die falsche Legende die Lüge ist, so entzieht er damit der historischen Forschung jeden sicheren Boden unter den Füßen. Was Harnack Legende nennt, bezeichnen wir wohl richtiger als Tradition, ein Ausschnitt aus dieser Tradition ist dann die Legende. Delehaye stellt sich, wie natürlich, im ersten Kapitel auch die Frage: Was ist eine Legende und wodurch unterscheidet sie sich von verwandten Literaturgattungen, wie dem Roman, der Novelle, dem Märchen und dem Mythus? Eine Frage, die bei den vielfachen Berührungen zwischen jenen Gattungen nicht leicht zu beantworten ist. E i n Kennzeichen der Legende ist, daß sie an eine bestimmte Person und an einen bestimmten Ort gebunden ist, mag nun diese Person gelebt

[1]) Zu nennen ist vor allem: K. J. N e u m a n n: Der römische Staat und die allgemeine Kirche I (1890) S. 274 f.: Zur Kritik der Acta sanctorum, und B a r d e n h e w e r: Geschichte d. altkirchlichen Literatur II (1903) 611 f.

[2]) *Hippolyte Delehaye:* Les legendes hagiographiques, Bruxelles 1905.

[3]) L u c i u s - A n r i c h: Die Anfänge des Heiligenkultes in der christlichen Kirche. Tübingen 1904.

haben oder nicht. Immer setzt die Legende ein historisches Faktum voraus; nicht minder wesentlich aber ist, daß dieses ausgeschmückt, oft auch entstellt ist. Bald ist der historische Kern ziemlich treu erhalten, bald aber von Zudichtungen so überwuchert, daß die zugrunde liegende Tatsache aus der Legende selbst nicht mehr zu erkennen ist. Zwei ganz verschiedene Faktoren haben also die hagiographische Literatur, d. i. die Literatur, die aus den „Lebensbeschreibungen der Heiligen" sich zusammensetzt, geschossen: die ununterbrochen tätige, kombinierende und verknüpfende, bereichernde und steigernde Volksseele, die mit ganzer Hingebung an dem Heiligen hängt, und der Schreibkundige, der Hagiograph, der die Legende schriftlich fixiert, der etwas, was mündliche Ueberlieferung schon lange Jahre weiter gegeben hatte, vorfindet, der also einem ausgetretenen Pfade folgt, ihn aber sozusagen zur Kunststraße erweitert und nach seinem Geschmacke verschönert. Daß die Legende in Prosa abgefaßt ist, brauche ich nicht eigens hinzuzufügen; ihr stehen die zahllosen Lieder der orthodoxen Kirche auf ihre Heiligen gegenüber. Während das Märchen in erster Linie unterhalten, wohl auch belehren will, zielt die Legende in erster Linie auf religiöse Erbauung ab, Belehrung und Unterhaltung kommen erst in zweiter Linie.

Wollen wir uns nun diesen ersten Faktor etwas näher betrachten, das Volk und seinen Anteil an der Schöpfung und Entwicklung der Legende! Die Massenpsychologie ist ja heute ein Gebiet geworden, an welchem der Historiker nicht mehr achtlos vorübergehen kann. Eine der wichtigsten Fragen ist dabei die nach dem Bildungsniveau des Volkes. Nun stand, wie niemand bestreiten wird, die Massenbildung in den letzten vor- und den ersten nachchristlichen Jahrhunderten auf einer erschreckend niedrigen Stufe; selbstverständlich darf man die Schuld daran nicht dem Christentum zuschreiben. Krassester Aberglaube herrschte allenthalben, die Magie erlebte ihre Glanzzeit. Immer hat ferner das Volk lange Entwicklungslinien großer Ereignisse in e i n e besonders sinnfällige Tatsache zusammengezogen, e i n e r Persönlichkeit das Verdienst zugeschrieben. Konstantin der Große z. B. gilt in der volkstümlichen Ueberlieferung als derjenige, welcher infolge göttlicher Erleuchtung mit einem Schlage das Heidentum vernichtete und dem Christentum zum Siege verhalf. Dieses Prinzip der Vereinfachung zeigt sich auch in der Legendenbildung. Gleichnamige Märtyrer, die zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Ländern lebten, sind nicht selten zu einer einzigen Persönlichkeit zusammengeschmolzen worden. Das Volk überträgt seine eigenen Ideale auf die Personen, die seine Lieblinge geworden sind, und schmückt sie damit; die Persönlichkeit verliert so ihren individuellen Charakter und wird ein Typus; so ähneln sich die zahlreichen Märtyrer in ihrem Charakter und Benehmen, in ihrem Verhalten vor dem Richter, in ihren Antworten, ihrem Heldenmut im Erleiden von Martern und Todesqualen; es verallgemeinert aber auch starke Eindrücke; so übertrug man die (übertriebenen) Eindrücke der diocletianischen Verfolgung auf alle vorhergehenden Verfolgungen, die vielfach ziemlich harmlos und lokal beschränkt gewesen waren, und sah in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche eine Zeit unaufhörlicher, schonungslosester, mit allen denkbaren Mitteln arbeitender Bekämpfung der christlichen Religion durch das Heidentum. Das Volk verfügt aber auch über einen sehr beschränkten Vorstellungskreis und eine sehr beschränkte Erfindungsgabe, auch das trägt wesentlich zur Uniformierung der Märtyrer und ihrer Legenden bei, hat aber auch die Folge, daß zahlreiche Einzelzüge von einem Heiligen auf den anderen übertragen werden. Wir haben ganze Legenden, die nicht einen einzigen originellen Zug aufweisen, vielmehr ganz aus Bestandteilen anderer Legenden, die vielfach wörtlich herübergenommen wurden, zusammengesetzt sind. Auch das Volk geht pragmatisch zu Werke, d. h. es will die Wirkungen aus Ursachen erklären; daß auch hier natürlich Kritik und tief eindringendes Verständnis nicht zu erwarten und nicht zu verlangen ist, ist selbstverständlich. Was auffällt, muß erklärt werden. Auf seltsam gestaltete Felsen, Steine, Gebäude werden zahlreiche Legenden übertragen; auch in Namen, die nicht mehr ohne weiteres durchsichtig und verständlich waren, ist vielfach der Keim zur Legendenbildung versteckt. Schließlich schafft das Volk diese Gebilde unbewußt, so daß in unmerklicher Entwicklung ohne bewußte und klare Ein- und Absicht eines sich ans andere reiht, aus ihm herauswächst, bis schließlich das ganze Gebäude fertig ist, und ermangelt so auch jedes Verantwortungsgefühls für seine Erfindungen. Verehrung des Heiligen, im Bunde mit Patriotismus, Eitelkeit, man könnte fast sagen Chauvinismus hebt das Objekt ihrer Zuneigung immer höher und höher. Sandkorn reiht sich an Sandkorn, und zuletzt steht vor unseren Augen ein Fels, ohne daß wir uns recht erklären können und gemerkt haben, wie er entstanden ist. Dieser Fels muß nun in eine gefällige, auch höheren Ansprüchen genügende Form gebracht werden, und das kann das Volk nicht, dazu braucht es den Steinmetz, den Hagiographen, der die „Legende aufschreibt".

Was wollte nun der Hagiograph, der lange nach der Verfolgung schrieb und keinen festen Zusammenhang mit der Wirklichkeit mehr hatte? Auch hier dürfen wir nicht u n s e r e Maßstäbe anlegen. Das Altertum und ebenso der Hagiograph hatte eine grundsätzlich verschiedene Auffassung von Geschichtschreibung.[4]) Sie ist für ihn „ein Gedicht in Prosa", das allerwichtigste ist also die schöne, des Inhalts würdige Form, geistreiche Darstellung, derentwegen man nach der Anschauung der Alten sogar entstellen und lügen dürfe. Die kritische Seite tritt in der Regel in den Hintergrund. Auch dem Hagiographen schwebt möglichste Schönheit und Eleganz der Darstellung, rhetorisch-poetische Belebung als oberster Leitstern in seiner Verherrlichung des Heiligen vor. Was standen ihm nun für Quellen zu Gebote? Die geschriebene Tradition, mittels welcher er die üppig wuchernde Phantasie hätte kontrollieren können, fehlte für die ältesten Zeiten in den meisten Fällen; die Hauptquelle war die mündliche Tradition, deren Zuverlässigkeit wir kennen; in einigen Fällen werden bildliche Darstellungen benützt, die als ausführliche Beschreibungen des Aeußern unsere Illustrationen ersetzen; schließlich sind etwaige Schriften der Heiligen, ihre Reliquien und Heiligtümer zu nennen. Eine sichere Methode in der Beurteilung der Glaubwürdigkeit wie in der Auswahl und Auslegung der Quellen gab es nicht. In zwei Punkten besonders konnte man der Phantasie die Zügel schießen lassen: in der Ausmalung der Gerichtsszenen, wo der Richter den Christen zu bewegen sucht, seinen Glauben zu verleugnen, der Christ aber in langatmigen dogmatischen Reden nachweist, daß der Richter einem falschen Glauben anhänge, — solche Szenen waren natürlich vor einem römischen Gerichtshof ein Ding der Unmöglichkeit und verdanken ihr Dasein der Vorliebe des Orientalen für Kampfgespräche und blendende Rhetorik. Nicht weniger beliebt war die Ausmalung der Marterszenen und des Blutdurstes der Heiden, während sicher auch hier meist einfach die Vorschriften und Strafen der Gesetze angewendet wurden. Lücken in der Ueberlieferung wurden einfach aus der durch andere Legenden gesättigten, ja übersättigten Phantasie gefüllt. Daß man mit solchen Entlehnungen ein Plagiat begehe, davon hatte das Mittelalter wie Altertum keine Ahnung, da man das geistige Eigentum nicht in der Weise anerkannte, wie wir tun, überdies die Legenden als gemeinsames herrenloses Gut galten. Vielleicht hätte Delehaye auch den Bildungsstand der Legendenschreiber, die fast ausschließlich Mönche waren, in Rechnung ziehen sollen. Auch bei diesen Mönchen kann von wirklicher Bildung keine Rede sein; was sie davon hatten, war eine ganz einseitig theologisch-religiöse.

Im vierten Kapitel versucht Delehaye, eine Klassifikation der hagiographischen Texte nach dem Grade ihrer Zuverlässigkeit zu geben, die einzige Einteilung, die das Wesen der Texte erfaßt. Er unterscheidet sechs Klassen. Die erste umschließt die wenigen Legenden, bei welchen wirklich offizielle Verhörsprotokolle benutzt wurden; die zweite die Berichte von Augenzeugen, die glaubwürdig sind; hier spielt natürlich das subjektive Element schon eine

[4]) Vergl. E. Norden: Antike Kunstprosa I (1898) 81 f.

Digitized by Google

große Rolle, daran schließen sich drittens die Legenden, in welchen Hauptquelle ein geschriebenes Dokument ist, das aber schon mehr oder weniger überarbeitet ist. „Historische Romane" bilden die vierte sehr umfangreiche Gruppe, in welcher einige historische Tatsachen mit phantastischen Zügen und Erweiterungen verschmolzen sind; wertvoll sind meist nur Namen des Heiligen, Existenz seines Heiligtums und Datum seines Festes. Fünftens: romanhafte Dichtungen, wo sogar der Held eine Schöpfung des Dichters ist, zum Schluß kommen die bewußten Fälschungen.

Nach diesen mehr theoretischen, allgemeinen Auseinandersetzungen gilt es, an einem praktischen Beispiele die Wirksamkeit der Tätigkeit der Volksseele und des Hagiographen nachzuweisen. Das tut Delehaye im fünften Kapitel seiner Schrift. Er zeigt da in meisterhafter, scharfsinniger Untersuchung an einem konkreten, typischen Beispiel die Entwicklung der Legende. Procop, einer der angesehensten Märtyrer der griechischen Kirche, in Elia geboren, siedelte nach Skythopolis in Palästina über, wo er das kirchliche Amt versah, das Evangelium vorzulesen und zu erklären und die Dämonen durch Handauflegung zu vertreiben. Er war ein äußerst gottesfürchtiger Mann von asketischer Frömmigkeit. Nach Cäsarea geschickt, wurde er festgenommen und vom Richter Flavianus aufgefordert, den Göttern zu opfern. Er lehnte es ab, da es nur e i n e n Gott und Herrscher gebe, und wurde wegen seiner Weigerung nach römischem Gesetze enthauptet. So erzählt sein Zeitgenosse Eusebius und wir haben nicht den geringsten Grund zu einem Zweifel. Nichts Wunderbares, nichts Unbegreifliches! — Nun besitzen wir über Procop eine Legende, die schon 7—8mal so lang ist als die Erzählung des Eusebius und die üblichen Ausschmückungen aufweist: lange Kampfgespräche zwischen Richter und Angeklagten; der Henker, der Procop zum Tode führen will, stürzt tot nieder; grausame Martern; Christus heilt die Wunden des ins Gefängnis Geworfenen; neues Verhör, neue Qualen, endlich Enthauptung. Das Wesentliche ist also noch festgehalten, im übrigen aber mit zahlreichen entlehnten Zügen erweitert. — Eine noch fortgeschrittenere Stufe stellt eine zweite Legendenfassung dar:[5]) Ein heidnischer Jüngling mit dem nichtssagenden Namen Neanias („Jüngling"), vom Kaiser wegen seiner eifrigen Verfolgung der Christen zu einem hohen Amte befördert, wird ganz wie Paulus zum Christentum bekehrt, auf Befehl des Kaisers gefangen gesetzt und gefoltert, dann in das Gefängnis geworfen. Hier besuchen ihn Engel und Christus selbst. Dieser tauft ihn im Gefängnis, wobei der Täufling seinen heidnischen Namen in Procop verändert, und heilt auch seine Wunden. Neues Verhör am folgenden Tage, Procop zeigt sich unerschütterlich. Zwei lange Einschiebungen folgen, die von der Bekehrung der ihn bewachenden Soldaten und verschiedener Frauen, darunter seiner Mutter, handeln — diese alle sterben dann den Märtyrertod. Der erste Richter stirbt, sein Nachfolger wird Flavianus, und was dann folgt, stimmt mit der ersten Fassung überein. Die Erinnerung an die kirchlichen Aemter Procops ist also hier schon ganz ausgetilgt. — Eine dritte Bearbeitung stimmt im wesentlichen mit der zweiten Fassung überein, ist nur stilistisch überarbeitet und prunkt mit gelehrten Kenntnissen. Gelungen ist nun, daß die Verwandlung des Vorlesers Procop in den kaiserlichen Offizier sogar zu einer Zweiteilung geführt hat und die eine Person heute an zwei verschiedenen Tagen als zwei verschiedene Personen gefeiert wird. Es hatte sich eben an einigen Orten die ursprüngliche Gestalt treuer erhalten, und sie wurde bei der endgültigen Feststellung des Kalenders neben der Gestalt des Offiziers mit herübergenommen, da man die einstige Identität nicht mehr durchschaute. Die lateinische Kirche hat die Legende ebenfalls, aber auf verschiedene Märtyrer mit anderen Namen übertragen. Diese Feststellungen zeigen deutlicher, als lange theoretische Auseinandersetzungen es vermöchten, wie man die Legenden zu studieren und aufzufassen hat.

Ein besonders schwieriges Gebiet ist es, das Delehaye im folgenden betritt. Die moderne vergleichende Religionswissenschaft, deren wertvolle Resultate kein Kenner in Zweifel ziehen wird, hatte sich viel mit der Frage beschäftigt, ob und welche Riten, Symbole und religiöse Anschauungen aus dem Heidentum so fest im Volksbewußtsein wurzelten, daß sie sich auch nach dem Siege des Christentums noch hielten, entweder von der Kirche selbst übernommen und christianisiert oder im Volksbewußtsein allmählich in christliche Formen gekleidet wurden. Scharfsinnige Forschungen haben manche sicheren Ergebnisse gezeitigt, die bisher allerdings von der katholischen Theologie ignoriert und abgelehnt wurden. Auch hier zeigt sich Delehaye als echter Historiker, indem er zugibt, was als sicher nachgewiesen angesehen werden kann, und gegen allzu kühne Kombinationen Stellung nimmt. Er leugnet nicht, daß, rein äußerlich genommen, die alten Religionen und das Christentum eine Anzahl von Riten und Symbolen gemeinsam haben, andere einander sehr ähnlich sind. Auch darin wird er recht haben, wenn er einen (bedeutenden?) Teil davon nicht unmittelbarer Entlehnung, sondern der Gleichheit der menschlichen religiösen Anlage zuschreibt, die sich auch in ähnlichen Formen Ausdruck schafft. Die Griechen hatten die Sitte der Krankenheilung durch Inkubation, das heißt der Kranke legte sich nachts im Tempel des Heilgottes nieder, im Traum erschien ihm dann der Gott und heilte ihn oder offenbarte ihm das anzuwendende Heilmittel. In Epidaurus war dieser Heildienst förmlich organisiert, zahlreiche Inschriften von Geheilten gewähren uns einen höchst lehrreichen Einblick. Die gleiche Sitte finden wir auch in der christlichen Kirche öfter, aber ohne die feste Organisation, eine förmliche Industrie war es hier nicht. Wie verhält sich nun der alten Heroenkult und der Heiligenkult zueinander? Die alten Götter hatten in den Jahrhunderten um Christi Geburt ihre ausschließliche Geltung in weitesten Kreisen des Volkes eingebüßt, solche aus der Fremde waren an ihre Seite getreten. Ebenso blühte der Heroenkult, wie etwa Alexander der Große zum religiösen Heros geworden war. Die religiöse Grundstimmung war also polytheistisch; der einzelne Heros und Gott hatte in der Regel seinen bestimmt abgegrenzten Wirkungskreis. Neben dieser Strömung ist eine andere monotheistische nicht zu verkennen, die aber mehr von den Gebildeten und Philosophen vertreten wurde und die Existenz eines einzigen höchsten Wesens annahm, dem man freilich zu allgemeine und abstrakte Umrisse gab, als daß es für die große Masse des Volkes greifbar gewesen wäre. Beide Strömungen galt es nun zu vermitteln, und der Ausfluß dieser Bewegung ist die eigentümliche Ausgestaltung des Dämonen- und Engelglaubens. Auch im Judentum hatte, als sein Gott sich immer mehr von der unmittelbaren Leitung der Welt zurückzog und für seine Verehrer immer weniger unmittelbar zugänglich wurde, unter persischem Einfluß eine Dämonen- und Engellehre sich ausgebildet, wie Bousset jüngst[6]) gezeigt hat. Das gleiche können wir in der griechischen Volksreligion beobachten. Die Annahme solcher Mittelwesen war so naheliegend und entsprach einem tief im Volksbewußtsein gegründeten Trieb, daß sie ganz allgemein herrschend wurde. Neben dem Dämonenglauben stand die Verehrung der Heroen, der vergöttlichten Verstorbenen. Oft wiesen wunderbare Anzeichen des Himmels den Frommen den Platz, wo die Gebeine des Heros verborgen lagen. Aufgefunden, wurden sie feierlich in die zu ihrer Verehrung errichteten Tempel übergeführt, den Gläubigen zur Verehrung ausgesetzt, alles Erscheinungen, die genau so im christlichen Heiligenkult wiederkehren. Auch die, wie es scheint, unvermeidlichen Auswüchse finden sich im Heidentum: man zeigte den Gläubigen das Ei der Leda; die Haare, die sich die ägyptische Göttin Isis in der Verzweiflung über den Tod des Osiris ausgerauft hatte, wurden sogar an zwei Orten gezeigt, ebenso das Grab des gleichen Heros an verschiedenen Orten. Ich will als einziges Gegenstück anführen, daß schon in der ersten Hälfte

[5]) S. Papadopulos-Kerameus: Anal. Hier. Stach. V (1898) 1 ff.

[6]) Bousset: Die Religion des Judentums im neutestamentlichen Zeitalter. Berlin 1903.

Digitized by Google

des 4. Jahrhunderts den frommen Pilgern und Pilgerinnen in Jerusalem der berühmte „Stein des Anstoßes“ gezeigt wurde, den die Bauleute verworfen hatten; andere Parallelen aus späterer Zeit anzuführen, unterlasse ich. Es ist nun die Frage: hat dieser Heroenkult den Heiligenkult, der mit ihm in allen wesentlichen Erscheinungen identisch ist, beeinflußt? Delehaye ist der Ansicht, daß beide eine analoge Triebfeder haben, das Streben des Volkes, das schon durch den Engelglauben begünstigt war, seine Anliegen an Gott durch irgend welche Vermittlung zu richten, daß beider Blüte unter dem Einfluß der nämlichen allgemeinen Ideen erfolgt sei, so daß auch in der Praxis ganz ähnliche Erscheinungen auf beiden Gebieten zu verzeichnen seien. Und selbst wenn man behaupten wollte, daß die in der Welt durch den Heroenkult verbreiteten Ideen die Leute dazu disponiert hatten, auch im Christentum eine ähnliche Entwicklung herbeizuführen, so sieht Delehaye keinen vernünftigen Grund, das zu bestreiten. Daß der Heiligenkult aus dem Heroenkult hervorgegangen ist, das wird man natürlich im Ernst nicht behaupten wollen. Schon die ältesten christlichen Gemeinden, die sich ängstlich von jeder heidnischen Berührung fernhielten, ehrten ihre Blutzeugen, feierten deren Todestage als Gemeindefest in dankbarer Erinnerung. Früh kam der Gedanke auf, daß die Märtyrer vermöge ihrer großen Verdienste und Tugenden auch bei Gott zugunsten der Lebenden Fürbitte einlegen könnten; eine naturgemäße Weiterentwicklung ist es, wenn man auch ihren irdischen Resten eine Verehrung entgegenbrachte, die sich allmählich immer mehr steigerte, deren Ausschreitungen kein Unbefangener leugnet. Freilich, wenn Delehaye glaubt, daß der Heroenkult nicht die gleiche theologische Grundlage besitze und nicht den unendlichen Abstand zwischen Gott und den von ihm bevorzugten Menschen festgehalten habe, so spricht hier doch zu sehr der Theologe. Daß in der Praxis auch bei dem Heiligenkult die scharfe Grenzlinie zwischen Gott und Mensch oft verwischt wurde und wird, ist nicht zu leugnen, und der Heiligenkult war doch ursprünglich dankbares Gedenken der Märtyrer, der Kult und die theologische Begründung ist erst später hinzugekommen. Auch das scheint mir fraglich, ob er mit Recht einen Einfluß der heidnischen Erzählungen über Auffindung von Reliquien auf ähnliche christliche Erzählungen bestreitet; gerade daß solche Geschichten im 4. Jahrhundert beginnen, spricht dagegen, da gerade damals eine massenhafte und damit natürlich weniger tief eindringende und von Grund aus erneuernde Christianisierung beginnt.[7]) In der Frage der Ersetzung eines heidnischen Heroen durch einen christlichen Heiligen ist Delehaye wohl zu skeptisch. Sicher ist, daß weltliche Feste von der Kirche christianisiert wurden, daß angesehenen heidnischen Krankenheilern die Kirche christliche gegenüberstellte und allmählich die Konkurrenz der heidnischen überwunden wurde. Und wenn auch zahlreiche heidnische Tempel und Kultstätten von Christen ebenfalls zu gottesdienstlichen Zwecken verwendet wurden, so ist doch kein sicheres Beispiel bekannt, in welchem auch der Kult beibehalten, nur christianisiert wurde. Daß oft Züge aus der Legende der Heroen in denen der Heiligen wieder auftauchen, hat keine religiöse Bedeutung, sondern gehört dem Gebiete der vergleichenden Literaturgeschichte und Sagenforschung an, wenn hier nicht auch religiöse Elemente weiterleben. Auch der Fall ist vorgekommen, daß eine vom Heidentum literarisch abhängige Legende, wie die Buddha-Legende, später Anlaß zu einem Kult gegeben hat, es lebt dann natürlich nicht buddhistischer Kult in der Kirche weiter. Oefter ist eine Legende, die ganz spezifisch heidnische Züge aufweist, bedeutend jünger als die Verehrung des Heiligen selbst, so daß die Aehnlichkeit auf reinem Zufall beruht. Daß unter Umständen auch vereinzelte charakteristische Züge heidnischer Heroen auf Heilige übertragen wurden, bestreitet Delehaye nicht; freilich dürfte dieser Fall etwas öfter eingetreten sein, als er annimmt, wenngleich die zahlreichen Fälle, die die Religionswissenschaft festgestellt zu haben glaubt, sicher zum großen Teil auf Selbsttäuschung und Ueberschätzung zufälliger Momente beruhen.

Zum Schluß nagelt Delehaye noch einige Irrtümer fest, die man in der Beurteilung der Legenden sehr oft begehe. Der verbreitetste ist der, daß man den Heiligen nicht von seiner Legende zu trennen vermag — ein Fehler, der übrigens ebenso von dem gutgläubigen wie dem kritischen Lager begangen wird. Ferner muß man sich hüten, ein übertriebenes Vertrauen in die Biographen der Heiligen zu setzen. Nicht alles, was der Biograph sagt, hat auch der Heilige gesagt, ebenso wenig wie ein Gelehrter für die Glaubwürdigkeit der Texte, die er veröffentlicht, einsteht. Ebenso ist es verfehlt, den soliden Schlußfolgerungen der wissenschaftlichen Forschung die Tradition der Kirche entgegenzustellen, wo der Heilige besonders geehrt ist! Die Legenden tragen keinen offiziellen Charakter, wurden nicht kontrolliert und überwacht von den kirchlichen Behörden. Auch das ist nicht angängig, eine Legende deswegen allein für historisch zu erklären, weil sie keine Unwahrscheinlichkeiten einschließt. Und wenn schließlich das örtliche Element und Kolorit gut gewahrt ist, so beweist das nur, daß der Verfasser den Ort kannte, berechtigt aber noch nicht, die Legende historisch zu verwerten. All das mag vielleicht selbstverständlich erscheinen, es ist aber oft genug nicht beachtet worden.

Aus all diesen Darlegungen geht hervor, daß die Legende historischen Wert zwar besitzt, daß aber in jedem einzelnen Fall große Vorsicht nötig ist. Neben der historischen Betrachtungsweise behält natürlich auch die künstlerische ihr Recht, und manche Legenden bezaubern uns heute noch durch ihre Naivität, ihren sittlichen Ernst und das Fehlen jeder hohlen Rhetorik.[8]) Schließlich wird auch die religiöse Erbauung bei der Legendenlektüre immer auf ihre Rechnung kommen, wie der Freund der Kultur- und Sittengeschichte zahllose Kleinodien in den Legenden findet. Wenn es mir gelungen ist, einiges Interesse für diese ganze Literaturgattung zu erregen und zu zeigen, wie unberechtigt eine Verurteilung in Bausch und Bogen, wie blinder Glaube an den Buchstaben ist, so ist das Ziel dieser Zeilen erreicht.

W. Weyh.

7) In eben dieser Zeit scheint nach allem, was wir wissen, auch die weltliche Musik der Griechen ihren Einzug in die christlichen Kirchen gehalten zu haben.

8) Vergl. etwa die Apollonius-Akten: Anal. Boll. XIV (1895) 284 f., Gebhardt-Harnack: T und U XV (1897) 2. Heft.

Bücher und Zeitschriften.

n. **Finnische wissenschaftliche Literatur.** Es darf gewiß als ein schönes Zeugnis für die Energie des finnischen Volkes gelten, daß es inmitten aller Bedrängnisse und Aufregungen unbeirrt an den geistigen und wissenschaftlichen Aufgaben fortarbeitet. Es bezeugt das deutlich das Erscheinen verschiedener neuer Bücher, welche Stücke größerer Unternehmungen bilden. Die um das dortige Geistesleben hochverdiente Finnische Literaturgesellschaft (Suomalaisen Kirjallisunden Leura) veröffentlicht in finnischer Sprache eine Uebersetzung philosophischer Klassiker, bis jetzt waren erschienen Platons Gongias und verschiedene Schriften von Descartes, jetzt eben erscheint in zwei Bänden Rousseaus Emile, übersetzt von Jalmari Hahl. Zugleich wurde ein zweites Heft der finnischen Volksliedmelodien herausgegeben, die namentlich für Musikfreunde von großem Interesse sind. Muß eine derartige Fortführung wichtiger Kulturarbeit inmitten so schwerer Zeiten nicht aufrichtige Hochachtung erwecken?

Die Bilder des Meister Elz. Ein Sommernachtstraum. Novelle von Konrad Berthold. Jena 1905. Hermann Costenoble.

Die Novellendichtung hat eine neue Perle erhalten. Wenn wir auch für die große Dichtung, die wie festlicher Klang über die Menge sich breiten soll, im Roman wie von der

Digitized by Google

Bühne in einer bodenwüchsigen, aus nationalen Wurzeln unmittelbar und kräftig erblühenden Kunst das Heil der Zukunft erblicken müssen, so darf für die feinere Seelensehnsucht gebildeter Herzen doch in der Novelle auch subtilste Filigrankunst feinsinnig differenzierender Umwertung mancher abgegriffenen Werte geübt werden, zur Bereicherung unserer ästhetischen Kultur. Und so begrüßen wir diese interessante, problemreiche Novelle eines reifen Dichters, die „Erstlingsarbeit" eines im wissenschaftlichen Leben erprobten Professors, eines Juristen, der ausgezeichnete Lehrbücher geschrieben hat (Konrad Berthold ist Pseudonym). Der Inhalt ist sehr interessant. Es ist so etwas wie dreieinige Liebe. Die Frauengestalt, die Schöpfung eines wahren Dichtergeistes, Ellen Berta, liebt dreimal. Das erstemal ist es eine äußerliche Liebe, die nicht bis zum leisesten inneren Verstehen durchdringt; das zweitemal ist die Liebe eine ästhetische, die auch aus ästhetischen Gründen wieder am Fels des Lebens zerschellt; das drittemal ist eine ethische, wahrhaft innerliche, große erlösende Liebe. Die währet lange Jahre, und dennoch gehen die Liebenden auseinander. Das befremdet zunächst. Je enger man aber mit den Seelen dieser Menschen zu fühlen vermag, um so klarer wird es einem, daß sie so handeln m ü s s e n. Und das ist das dichterisch Versöhnende an diesem Inhalt. Daß die beiden auseinandergehen, ehe ihre Liebe erkaltet, wie sie sich vom Fluche aller Liebe, daß sie aus dem hochheiligen Leidenschaftsstadium entweichen muß, loslösen wollen, ist psychisch verständlich und so, wie es der Dichter hier gibt, sogar groß. Da sie aber einander nicht ganz verlassen, sondern als leidenschaftslose Freunde einander noch des öfteren begegnen wollen, ist der klare Niederschlag des Liebesgesetzes, das eben in liebender Freundschaft das Ende der wahren Liebe sieht. — Die Novelle ist ästhetisch zu nehmen; aber selbst wenn man vom Dichter verlangt, daß er das moralische Gesetz in ihm stets und überall walten läßt, so kann man selbst da noch mit ihm gehen, weil er seine Gestalten so gezeichnet hat, daß ihre Taten aus ihrem innersten Wesen entspringen. — Im einzelnen sind noch viele Feinheiten in dem Werke, die einen reifen Lebenskünstler verraten, die aber auch trotz des „Erstlingswerkes" einen talentvollen, geschickt aufbauenden Erzähler zeigen. Nur an ganz wenigen Punkten erscheint die Motivierung nicht völlig ausreichend; im übrigen ist die feine Konstruktionsgabe eines bedeutenden Juristen nicht zu verkennen und beweist sich auch auf ethisch-poetischem Gebiet als tüchtig. Das feinsinnige Buch verdient wirklich Beachtung.

Jena. Dr. A. E l s t e r.

---

* **Deutsche Südpolar-Expedition.** Schon knapp ein Jahr nach der Rückkehr der deutschen Südpolar-Expedition konnte ihr verdienter Leiter, Professor Erich v. Drygalski, die vorläufigen Resultate in einem für das große Publikum bestimmten Werk der Oeffentlichkeit übergeben. Heute liegen nun bereits die zwei ersten Hefte des großen wissenschaftlichen Monumentalwerkes vor. Aus dem jetzt bekannt gewordenen Anlageplan ist schon ersichtlich, welch außerordentlich reichhaltiges Material die Expedition mitgebracht hat. Das ganze Werk, das im Auftrage des Reichsamtes des Innern von Professor Erich v. Drygalski herausgegeben wird und im Verlag von Georg Reimer in Berlin erscheint, soll aus zehn Quartbänden und einem Atlas in 3 Bänden bestehen mit zirka 1400 Textabbildungen, 60 Karten, 100 einfarbigen und 118 mehrfarbigen Tafeln. Der vorliegende erste Teil des ersten Bandes gibt eine eingehende technische Beschreibung des Gauß, des Schiffes der Expedition. In den früheren Werken über Polarforschung findet man über Schiffsbau und technische Einrichtungen meist gar nichts. Es dürfte daher auch diese Abhandlung von allen Interessenten freudig begrüßt werden. — Mit dem ersten Heft des IX. Bandes beginnt die Abteilung „Zoologie" zu erscheinen und zwar bringt es zuerst die Arbeiten von Michaelsen über „Oligochaeten" und von J. Thiele über „Leptostraken".



Allgemeine Rundschau.

Vom Thesaurus Linguae Latinae.

* M ü n c h e n, 14. Juni. Gestern und vorgestern tagte hier unter dem Vorsitz Sr. Exzellenz des k. k. österreichischen Ministers für Kultus und Unterricht Dr. W. v. H a r t e l die J a h r e s k o n f e r e n z der Kommission für den Thesaurus Linguae Latinae. Erschienen waren Geh. Hofrat Prof. Dr. B r u g m a n n (Leipzig), Geheimrat Prof. Dr. D i e l s (Berlin), Geheimrat Prof. Dr. L e o (Göttingen), Geheimrat Prof. Dr. v. W ö l f f l i n (München) als Kommissionsmitglieder, Prof. Dr. V o l l m e r (München) als Generalredaktor; durch Krankheit ferngehalten wurde Geheimrat Prof. Dr. B ü c h e l e r (Bonn). Aus den mannigfachen Verhandlungen über die Weiterführung und Finanzierung des großen Lexikons heben wir hervor, daß zum 1. Oktober d. J. ein n e u e r G e n e r a l r e d a k t o r berufen wurde, weil Prof. Vollmer, nunmehr ordentlicher Professor an der Universität, nicht mehr imstande ist, seine ganze Kraft dem Thesaurus zu widmen. Die weitere Mitwirkung Vollmers an der Thesaurus-Arbeit sicherte sich die Kommission dadurch, daß sie ihn vom 1. Oktober ab als Mitglied kooptierte. Mit Dank anerkannt wurde im Verlaufe der Verhandlungen die dauernde Gunst der kgl. bayerischen und preußischen Regierungen, welche in der letzten Zeit besonders in Personalfragen das größte Entgegenkommen bewiesen haben. Finanzielle Beihilfe leisteten von neuem die Regierungen von Baden, Württemberg und Hamburg; ebenso gewährten die Akademien von Wien, Göttingen und Berlin außerordentliche Zuschüsse. Bemerkt sei noch, daß der Kommission der erste Band des Werkes (A—Amyzon) fertig gedruckt und gebunden vorgelegt wurde.

•

Pearys neue Nordpolfahrt.

C.K. Aus N e w - Y o r k wird berichtet: Am 4. Juli wird Commander Peary in seinem neuen „Roosevelt" getauften Schiff von New-York aus seine Expedition nach dem Nordpol, auf dem er das Sternenbanner aufzupflanzen hofft, antreten. Das Marinedepartement hat ihm unbeschränkten Urlaub gewährt. Peary wird von siebzig jungen Matrosen aus Maine begleitet. Er gedenkt, den sogenannten „amerikanischen" Weg durch den Smith Sund zu nehmen. In Etah will er ein Kohlendepot und am Kap Sabine am Smith Sund ein Lebensmitteldepot anlegen und dann weiter durch das vereiste Meer nach Grant-Land vordringen, dessen Nordküste er im September zu erreichen hofft. Dort soll das Schiff überwintern; von dieser Landbasis aus will er Schlittenreisen über das große zentrale Polareis machen. Er nimmt Vorräte für zwei Jahre mit. Peary ist überzeugt, daß sein Schiff stark genug ist, durch die Eisfelder seinen Weg zu nehmen. In den Wintermonaten will Peary verschiedene Nahrungsmitteldepots anlegen und dann im Februar mit den Eskimos den Versuch machen, über das unbekannte Land und das gefrorene Meer nördlich von Grant-Land zum Nordpol vorzudringen. Mrs. Peary und sein zwölfjähriges Töchterchen werden ihn nach Grant-Land begleiten und in besonders gebauten Kabinen an Bord bleiben, während er sein Ziel zu erreichen sucht. Ueber sein neues Schiff „R o o s e v e l t", das zum Teil nach ganz anderen Ideen gebaut ist als die früheren arktischen Expeditionsschiffe, macht Peary selbst in „Harpers Weekly" sehr interessante Mitteilungen. Zunächst ist es ein kräftiger Dampfer mit der vollen Maschinenkraft, die es bei seiner Größe haben kann. Alle früheren Schiffe für arktische Expeditionen waren Segelschiffe, die nur nebenbei Dampfkraft hatten, während bei diesem neuen das Verhältnis umgekehrt ist. Es hat auch nicht die gewöhnliche Volltakelage, sondern ist als Dreimastschooner getakelt. Auch der Schiffsrumpf unterscheidet sich von anderen arktischen Schiffen. Der Bug ist viel stärker überhangend als bei früheren Schiffen dieser Klasse. Die ausgesprochen keilförmige Form des Buges wurde gewählt, weil das Schiff sich langsam und mühsam durch Eisfelder durcharbeiten muß; je schärfer der Bug ist, um so wirksamer wird die Maschinenkraft sein. Eine andere Besonderheit des Baus ist der über-

Digitized by Google

hangende Achtersteven, den auch kein früheres arktisches Schiff hatte. Diese Form hat den doppelten Zweck, den Eisdruck mehr vom Hinterschiff abzuwenden und zweitens das Schiff durch die Verkürzung des Kiels leichter zwischen den Eisfeldern drehen und wenden zu können. Das Schiff hat eine Länge von 182 Fuß über Deck, 168 Fuß an der Wasserlinie und 143 Fuß am Kiel. Die Schnelligkeit des Schiffes hält sich in mäßigen Grenzen, bis zu zehn Knoten, aber bei einem solchen Schiff kommt es ja nicht in erster Linie auf diese an, sondern auf seine Stärke. Zu diesem Zweck hat die Schraube Flügel von ungewöhnlichem Flächenraum, die eine große Stoßkraft entwickeln sollen, wenn sich das Schiff durch die treibenden Eisfelder seinen Weg bahnen muß, und die Welle ist aus geschmiedetem Stahl von 12 Zoll Durchmesser. Das Schiff hat einen mittleren Tiefgang von 16 Fuß und ein Deplacement von etwa 1500 Tonnen. Peary hat das größte Vertrauen zu seinem Fahrzeug und hofft zuversichtlich, diesmal das große Ziel, das er sich gesteckt hat, wirklich zu erreichen.

*

Kongreß des Vereins bayerischer Psychiater.

* München, 13. Juni. Heute vormittag 9 Uhr nahmen die Verhandlungen des Kongresses in der Psychiatrischen Klinik ihren Anfang. Direktor Prof. Dr. Vocke und Professor Hofrat Dr. Kraepelin (München) eröffneten den Kongreß mit kurzen Begrüßungs-Ansprachen. Prof. Dr. Vocke konstatierte mit Befriedigung, daß nicht bloß die Irrenanstaltsärzte aus ganz Bayern, sondern auch hervorragende Vertreter der psychiatrischen Wissenschaft aus dem Reiche und aus dem Auslande sich eingefunden haben. Er gedachte sodann des verstorbenen Kollegen Wimmer und erinnerte daran, daß heute der Todestag des im Jahre 1886 auf so tragische Weise aus dem Leben geschiedenen Irrenanstaltsdirektors Dr. Gudden sei. Zum ehrenden Gedächtnis an Dr. Gudden erhob sich die Versammlung von den Sitzen und beschloß, morgen auf dessen Grab einen Kranz niederlegen zu lassen. Einem weiteren Beschluß der Versammlung zufolge werden auf dem nächsten Kongresse Prof. Dr. Vocke über die Lage des irrenärztlichen Standes und auf dem Kongresse des Jahres 1907 Dr. Gaupp (München) über den klinischen und Privatdozent Dr. Alzheimer (München) über den anatomischen Teil der stationären Paralyse referieren. Nach Erledigung geschäftlicher Angelegenheiten begannen die wissenschaftlichen Vorträge.

Zunächst referierte Prof. Dr. Kraepelin über das Thema „Fragestellungen in der klinischen Psychiatrie“. Die Ausführungen des Vortragenden gelangten zu dem Ergebnis, daß die jetzige Gruppierung der psychischen Erkrankungen sich als eine wissenschaftlich unzureichende erwiesen habe und der Ergänzung auf Grund der Ergebnisse weiterer wissenschaftlicher Forschungen sehr bedürftig sei. Insbesondere müßte auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Forschung ein Zusammenwirken der Irrenanstalten und der Kliniken stattfinden. — Prof. Dr. Nißl (Heidelberg) referierte über die „psychiatrischen Fehldiagnosen“ und verteidigte die Doktrin des Dr. Kraepelin, daß über jede Krankheitsform eine Diagnose aufzustellen sei, auch wenn die Krankheit sich unter die bestehenden Krankheitsschemen nicht einreihen lasse. Die Diagnose müsse stets auch als ein Mittel zur Förderung der Forschung betrachtet werden. — Dr. Specht (Erlangen) hielt einen Vortrag über „Chronische Manie und Paranoia“ und führte aus, daß auch die chronische Manie zu den konstitutionellen psychopathischen Zuständen gehört und leider mit der Paranoia zu oft verwechselt wird.

Nach einer Mittagspause wurde die Sitzung fortgesetzt. Als Ort des nächstjährigen Kongresses wurde Würzburg bestimmt. Den nächsten Vortrag hielt Dr. Gaupp (München) über „Depressionszustände des höheren Alters“. Redner legte unter Bezugnahme auf eine sehr eingehende, genaue Statistik dar, daß die manischen Krankheitszustände bei den Männern, die Depressionszustände bei den Frauen vorwiegen; das Verhältnis stellt sich bei ersteren wie 23:18, bei letzteren wie 71:143. — Sanitätsrat Dr. Fauser (Stuttgart) referierte zur „Psychologie des Symptoms der rhythmischen Betonung bei Geisteskranken“. Der Redner legte die Ursachen dar, aus welchen bei Geisteskranken die Bewegungsorgane und die Sprachorgane mit ganz deutlich zutage tretender rhythmischer Betonung in Tätigkeit gesetzt werden. — Privatdozent Dr. Specht (Tübingen) äußerte sich zur „Lehre von der traumatischen Neurose“ und demonstrierte u. a. an graphischen Darstellungen den Einfluß der Willenstätigkeit auf die geistige und physische Arbeitsfähigkeit des Kranken. Damit war für heute die Reihe der Vorträge abgeschlossen.

Prof. Dr. Kraepelin erläuterte sodann an Plänen die Einrichtung und die Räumlichkeiten des neuen Gebäudes der hiesigen Psychiatrischen Klinik, worauf unter Führung der Herren Prof. Dr. Kraepelin, Dr. Gaupp, Dr. Alzheimer und Dr. Nietzsche eine eingehende Besichtigung der Klinik stattfand. Morgen vormittag werden die Vorträge fortgesetzt, deren noch zwölf angekündigt sind. Für morgen nachmittag ist ein Ausflug an den Starnberger See nach Feldafing in Aussicht genommen.

*

Internationaler Botanischer Kongreß.

C. Wien, 12. Juni. Der Internationale Botanische Kongreß begann heute mit einer glänzenden Festversammlung im großen Festsaal der Universität, an der zahlreiche bekannte Botaniker, Professoren, Diplomaten und Minister teilnahmen. Man bemerkte u. a. den österreichischen Ackerbauminister Grafen Buquoy, den schwedischen Geschäftsträger Baron Falkenberg, den Rektor der Wiener Universität Hofrat Schindler mit den Mitgliedern des akademischen Senates. Deutschland ist offiziell vertreten durch Professor Zacharias (Plön) und Dr. Fode. Ferner vertreten Professor Dr. Göbel die Association internationale des Botanistes und die Akademie der Wissenschaften in München, Geheimrat Professor Engler die Vereinigung der Botaniker in Wien. Weitere Delegierte haben entsandt: Belgien, Dänemark, Oesterreich-Ungarn, Frankreich, die Niederlande, Rußland, Schweden, Spanien, die Schweiz, die Vereinigten Staaten, Chile, China, der Kongo-Staat und Nikaragua.

Hofrat Wiesner (Wien) begrüßte die Versammlung auf österreichischem Boden und in Wien, wo der Pflanzenphysiologe Franz Unger gewirkt hat, der der erste Botaniker der Welt war, welcher die Bedeutung der Pflanzenphysiologie erkannte. Von Wien aus wurde die Pflanzenphysiologie als Lehrgegenstand über die ganze Welt verbreitet. Dann ergriff Ackerbauminister Graf Buquoy das Wort, um namens der österreichischen Regierung den botanischen Kongreß herzlichst willkommen zu heißen. Das große Interesse, das der Kongreß beansprucht, ersehe man am besten aus der großen Anzahl seiner Teilnehmer, der großen Zahl der offiziellen Vertreter auswärtiger Regierungen, der zahlreichen Akademien und gelehrten Korporationen und daraus, daß eine Reihe hervorragender botanischer Korporationen örtlich und zeitlich ihre Versammlungen mit dem Kongreß verbinden. Groß sind die Verdienste der botanischen Wissenschaft für Land- und Forstwissenschaft. Unsere jetzige moderne rationelle Volkswirtschaft wäre ohne die Errungenschaften der botanischen Wissenschaft einfach undenkbar. Redner hofft, daß es dem Kongreß gelingen möge, eine internationale Einigung auf dem Gebiete der botanischen Namengebung zu erzielen oder diesem Ziele näher zu bringen. Dann habe er nicht umsonst getagt. Professor Perrot (Paris) begrüßte die Versammlung namens des Pariser Kongreßbureaus. Auch er bezeichnete die Reform der botanischen Namengebung für eine der wichtigsten Aufgaben des internationalen Kongresses.

In das Präsidium der Tagung wurden berufen: Borodin (St. Petersburg), Drude (Dresden), Engler (Berlin), Flahault (Montpellier), Göbel (München), Pfeffer (Leipzig), Straßburger (Bonn), Trelease (St. Louis) und Warming (Kopenhagen).

Am Nachmittag fanden im Saale des Botanischen Gartens die Beratungen über die einheitliche Namengebung

Digitized by Google

statt. Den Bericht des ständigen Komitees hierzu erstattete Professor Broquet (Genf). Die Debatte hierüber dürfte mehrere Sitzungen ausfüllen.

*

Kleinere Mitteilungen.

O. K. In der Wüste von Fayum hat der amerikanische Forscher Seton Karr eine Reihe von Entdeckungen gemacht, die für Aegyptologen und Geographen sehr wertvoll sind. Seine Untersuchungen haben ergeben, daß früher der alte Karun-See aus einer Kette kleinerer Oasen bestand, die in nordwestlicher Richtung von dem See ausliefen und etwa 15 englische Meilen von der gegenwärtigen Grenzlinie entfernt waren. Sehr viele Mühlsteine, Platten zum Mahlen des Mehls und Feuersteingeräte, die unverkennbar aus Fayum stammten und über das ganze Plateau dem See parallel verstreut lagen, wurden von dem Forscher zutage gefördert. Eine Anzahl dieser Funde, die vermutlich der neolithischen Periode angehören, sind dem Museum in Kairo überwiesen worden.

* **Ein Lenau-Denkmal**, ein Werk des ungarischen Bildhauers Radnai, wurde am Montag im Geburtsorte des Dichters, der südungarischen Gemeinde Csatad, enthüllt. Der Feier wohnte als Regierungsvertreter Staatssekretär v. Szell bei. Vor dem Denkmal sprach der Schriftsteller Franz Herzeg ungarisch, der Sekretär der ungarischen Akademie der Wissenschaften Professor Gustav Heinrich deutsch. Ferner wurde am Geburtshause eine Gedenktafel enthüllt.

p. **Aus Frankreich.** Die französische Akademie hatte in ihrer letzten Wahl den Nachfolger des Bildhauers Guillaume zu wählen. Die Kandidaten waren der frühere konservative Abgeordnete des Jura, Etienne Lamy, der seit dem Tode des Grafen Lavedan den zweimal monatlich erscheinenden „Correspondant“ leitet, der Dichter und Publizist Emile Bergerat (Caliban) und Maurice Barrès, der bekannte nationalistische Schriftsteller. Etienne Lamy wurde mit 21 Stimmen gegen 12, die auf Barrès, und 2, die auf Bergerat entfielen, gewählt. — Die Académie des Sciences Morales et Politiques in Paris hat den Preis Drouyn de Lhuys im Betrage von 3000 Francs Herrn Richard Waddington zugesprochen in Anerkennung seiner „Histoire diplomatique et militaire de la Guerre de Sept Ans“.

C. E. **Carduccis Nachfolger.** Die philosophische Fakultät der Universität Bologna berief den Dichter Professor Giovanni Pascoli als Nachfolger Giosuè Carduccis auf den Lehrstuhl für italienische Literatur. Pascoli, ein Lieblingsschüler Carduccis, ist gegenwärtig Professor an der Hochschule zu Pisa. Man will ihn dort nicht ziehen lassen und das Professoren-Kollegium hat in Gemeinschaft mit der Stadtverwaltung in einer schön stilisierten Adresse seine Berufung nach Bologna als ein Unglück für Pisa bezeichnet und ihn aufgefordert, die ihm angebotene Professur abzulehnen.

* **Die Hufelandische Gesellschaft** hat folgende Preisaufgabe gestellt: „Es sollen im Anschluß an die W. A. Freundschen Untersuchungen die Ursachen der Stenose der oberen Thoraxapertur und ihre Bedeutung für die Entwicklung der Spitzenphtise untersucht werden.“ Bearbeitungen in deutscher Sprache sind bis 1. Mai 1906 an Professor Dr. Strauß in Berlin einzusenden. Der Preis beträgt 800 Mark.

* **Bibliotheken.** Der Assistent an der Universitätsbibliothek Würzburg Dr. Otto Handwerker ist zum Sekretär an der gleichen Bibliothek befördert worden.

*

Hochschulnachrichten.

* **Straßburg.** Der Direktor des Kunstarchäologischen Instituts an der Universität Straßburg Professor Dr. Adolf Michaelis feiert am 22. d. M. seinen 70. Geburtstag. Der Jubilar gehört dem Lehrkörper der Straßburger Universität seit ihrer Gründung an.

hc. **Berlin.** Der Präsident der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt Geh. Regierungsrat Dr. Emil Warburg ist zum ordentlichen Honorarprofessor in der philosophischen Fakultät der Berliner Universität ernannt worden. — Dem Lehrer afrikanischer Sprachen am Seminar für orientalische Sprachen der Berliner Universität Pastor Karl Meinhof wurde der Professorentitel verliehen.

* **Kiel.** Das Lektorat der französischen Sprache an der Kieler Universität wurde Herrn Paul Emile Dumont übertragen.

* **Königsberg.** Der Professor des Strafrechts, Geheimer Justizrat Dr. Güterbock ist mit Ablauf des Sommersemesters von seinen amtlichen Pflichten bei der Universität Königsberg entbunden worden. Geh. Rat Güterbock steht im 75. Lebensjahre und gehört seit Ostern 1861 dem Lehrkörper der Universität an.

☐ **Innsbruck.** Der Professor der Geschichte an der hiesigen Universität und Direktor des österreichischen Historischen Instituts in Rom Hofrat Dr. L. Pastor ist zum Mitglied des österreichischen Archäologischen Instituts in Wien ernannt worden.

hc. **Aus Ungarn.** Als Privatdozent für deutsche Literatur habilitierte sich an der Budapester Universität der Gymnasialprofessor Dr. Jakob Bleyer mit einer Probevorlesung über „Die Entstehung des Nibelungenliedes“.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

In der Herderschen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau ist soeben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Jahrbuch der Naturwissenschaften.

Zwanzigster Jahrgang: 1904—1905.

Enthaltend die hervorragendsten Fortschritte auf den Gebieten: Physik; Chemie u. chemische Technologie; Astronomie u. mathematische Geographie; Meteorologie u. physikalische Geographie; Zoologie; Botanik; Mineralogie u. Geologie; Forst- u. Landwirtschaft; Anthropologie; Ethnologie u. Urgeschichte; Gesundheitspflege, Medizin u. Physiologie; Länder- und Völkerkunde; angewandte Mechanik; Industrie u. industrielle Technik.

Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von **Dr. Max Wildermann.** Mit 28 in den Text gedruckten Abbildungen und einem Anhang: Generalregister über die Jahrgänge 1900/01—1904/05. gr. 8° (XVI u. 538) M. 6.—; geb. in Leinwand M. 7.— — Generalregister einzeln M. 1.—

Frühere Jahrgänge (mit Ausnahme des nicht mehr vorrätigen ersten Jahrgangs) können zum Preise von je M. 6.—, geb. M. 7.— (die früheren Generalregister zu 40 bzw. 80 Pf.), nachbezogen werden.

Das Jahrbuch hat sich die Aufgabe gestellt, weitesten Kreisen die wichtigsten Errungenschaften vorzuführen, die das jedesmal verflossene Jahr auf dem Gesamtgebiete der Naturwissenschaften gebracht hat. (13846) t

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen: (i)

Vedaforschung

Von

Hermann Oldenberg

Geheftet M. 2.50

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Drei russische Historiker.

Das Jahr 1904 hat der russischen Geschichtswissenschaft schwere Verluste gebracht. Erst starb W. A. Bilbassow, der Geschichtschreiber Katharinas II., danach der Literar- und Kulturhistoriker A. N. Pypin, endlich der in Deutschland wenig bekannte Akademiker Generalleutnant N. F. Dubrowin.

Alle drei gehen in ihren Wurzeln auf die Tage Nikolaus' I. zurück. Pypin wurde 1833, die beiden anderen 1837 geboren. Der Schwerpunkt ihrer Tätigkeit fällt in die politisch so außerordentlich erregte Zeit der letzten vierzig Jahre russischer Entwicklung, und mit Ausnahme von Dubrowin, den seine militärische Laufbahn naturgemäß von den politischen Strömungen jener in Extremen sich erschöpfenden Zeit fernhielt, tragen sie auch den Stempel, den sie jedem aufdrückte, der den Ehrgeiz und die geistige Kraft in sich spürte, als ein mitbestimmender Faktor zu wirken. Aber es sind verschiedene Typen, die uns in diesen Männern gegenübertreten. Dubrowin, der, als Nikolaus I. starb, erst 18 Jahre alt war, behielt trotzdem bis zuletzt in seinem Wesen und auch in seinem Arbeitsleben das Parfüm, das unvertilgbar der nikolaitischen Periode anhaftet. Wir denken dabei an eine gewisse ehrliche Beschränkung, um nicht zu sagen, Beschränktheit, die mit dem eigenen Urteil zurückhält und wohl auch kaum das Bedürfnis fühlt, mit ihm hervorzutreten. Er macht bei der Feststellung der Tatsachen Halt und erwartet in Frontstellung das Urteil der dazu Berufenen. In der Sammlung des Stoffes aber ist er zwar von größtem Fleiß, aber ohne kritische Sichtung des Materials vorgegangen. Es fehlte die methodische Schulung und es wäre unbillig, sie von dem Autodidakten zu verlangen. Seine ersten Arbeiten (Uebersicht der Kriege Rußlands von Peter dem Großen bis auf unsere Tage) sind unter der Firma des russischen Generalstabes erschienen und wohl nur zum Teil sein Eigentum.

Danach folgten neben journalistischer und sogar belletristischer Tätigkeit (er hat eine Novelle „Weltklugheit“ geschrieben) Studien zur Geschichte des Krimkrieges, welche, neben einer Veröffentlichung von Rohstoff, in eine dreibändige Geschichte des Krimkrieges ausmündete, die bereits 1874 im Manuskript fertig war und auf archivalische Studien aufgebaut ist. Man hatte ihm das Archiv des Kriegsministeriums erschlossen, aber ausdrücklich untersagt, heranzuziehen, was in das Gebiet der Politik fiel. Trotzdem blieb das Manuskript bis 1900 ungedruckt, weil — was fast unglaublich erscheint — die Zensur es beanstandete, obgleich man sich schwer etwas Loyaleres und Russischeres denken könne. Die politischen Zusammenhänge sind daher gar nicht berücksichtigt, aber es ist zu beklagen, daß auch bei der endlichen Edition davon Abstand genommen wurde, diese Lücken zu ergänzen und die ausländische Literatur heranzuziehen. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß die europäische Geschichtswissenschaft von Dubrowin gleichsam als nicht vorhanden betrachtet wurde. Wo ihm sein Stoff gestattete, ohne sachliche Schädigung der notwendigen Zusammenhänge so zu verfahren, hat er in fast erschöpfender Vollständigkeit seine Aufgaben zu lösen vermocht. So z. B. in den nicht in Buchform erschienenen Aufsätzen über das russische Leben zu Anfang des 19. Jahrhunderts, das für jeden Forscher auf diesem Gebiete eine wichtige Fundstätte ist, da Dubrowin ungedrucktes Material in reicher Fülle herangezogen hat. Aber auch da empfiehlt sich vorsichtige Benützung: Dubrowin geht mit seinen Quellen gelegentlich mit souveräner Willkürlichkeit um, wie ich, um ein Beispiel anzuführen, konstatieren konnte, daß die von ihm im Wortlaut angeführten Reden der Dekabristen nach Andeutungen komponiert sind, die er in den Akten der Untersuchungskommission vorfand.

Es soll ihm daraus kein Vorwurf gemacht werden, denn er hielt in voller Naivität diese Prozedur für ein erlaubtes Hilfsmittel historischer Darstellung.

Sehr groß sind dagegen seine Verdienste als Editor. Sein Vaterländischer Krieg in Briefen der (russischen) Zeitgenossen, die Berichte und Urteile des Senats unter Peter dem Großen, die Protokolle, Journale und Ukase des obersten geheimen Rats 1726—1730 (in den Bänden 35, 56, 63 und 69 des Sbornik der Hist. Gesellschaft) u. a. m. sichern ihm einen achtbaren Platz in der Reihe der Editoren, die in neuerer Zeit ein so ungeheures Material zur Geschichte des petrinischen und nachpetrinischen Rußland zutage gefördert haben. Aber das alles harrt der Bearbeiter.

Eine ganz andere und weit bedeutendere Natur war Alexander Nikolajewitsch Pypin. Um vier Jahre älter als Dubrowin, beim Tode des Zaren bereits seit zwei Jahren auf eigenen Füßen stehend, reifte er zum Manne in der Periode heran, die den großen geistigen Umschwung herbeiführte, der in die Reformperiode der 60er Jahre ausmündete. Seine Studien sind von Anfang an der Literatur gewidmet gewesen. Er magistrierte 1857 auf Grund einer Dissertation, deren Gegenstand die altrussischen Erzählungen und Märchen waren. Sie erregte nicht mit Unrecht ein gewisses Aufsehen in der literarischen Welt jener Tage. Pypin hatte sich seine geistige Freiheit zu wahren verstanden, und unter der Nachwirkung der Einflüsse, die von dem großen russischen Kritiker Bjelinski ausgingen, waren ihm die wissenschaftlichen und politischen Ideale zu eigen geworden, denen er bis an sein Lebensende treu blieb. Man könnte sie im wesentlichen dahin zusammenfassen, daß er den abendländischen Liberalismus in gutem Sinne auf russischem Boden zu vertreten und der auf anderen Grundlagen erwachsenen slavischen Welt mund-

Digitized by Google

gerecht zu machen bestrebt war. Er ist aber dabei niemals den Utopien und Gewaltsamkeiten slavophiler und panslavistischer Doktrinen dienstbar geworden. In dem posthumen Buch über den Dichter Nekrasow hat er uns den Kreis seiner Jugendfreunde gezeichnet. Wir finden unter ihnen auch seinen Landsmann Tschernyschewski, dessen Roman „Was sollen wir tun?" gleichsam als Prolog zu der sich vorbereitenden geistigen Revolution gelten kann.

Pypin hat nach Absolvierung seiner Studien noch zwei Jahre lang auf wissenschaftlichen Reisen in Westeuropa seinen Gesichtskreis erweitert. Als er nach St. Petersburg zurückkehrte, ernannte man ihn zum Extraordinarius für das Katheder der Literaturgeschichte. Er las über provençalische und mittelalterlich französische Literatur. Aber schon 1861 legte er seine Professur nieder, weil er mit der vom Unterrichtsministerium den Studenten gegenüber eingehaltenen Politik nicht übereinstimmte. Es handelte sich um die wichtige Frage, ob der Besuch der Vorlesungen in den freien Willen der Studenten gelegt oder obligatorisch gemacht werden sollte. Die Regierung hat sich für das letztere entschieden und Protestkundgebungen der Studenten mit brutaler Härte niedergeschlagen. Es gereicht dem politischen Scharfblick wie der Gesinnung Pypins zur Ehre, wenn er, mit einigen anderen (Kawelin, Spassowitsch, Stassulewitsch, Utin) darin eine Prinzipienfrage von höchster Wichtigkeit erkannte. In der Tat handelte es sich darum, ob eine Erziehung zu wissenschaftlicher Freiheit und Selbständigkeit oder eine Dressur zum Examen das Ziel sein solle. Daran, daß die russische Regierung an der Dressur als Ziel festgehalten hat, krankt bis zum heutigen Tage das russische Universitätsleben. Pypin, obgleich völlig unbemittelt, opferte seiner Ueberzeugung Stellung und Zukunft und war fortan darauf angewiesen, sich seinen Unterhalt durch publizistische Arbeiten zu erwerben. Sein erstes Organ war der Sowremennik (Zeitgenosse). Danach ist er bis an sein Lebensende der vornehmste und fleißigste Mitarbeiter der großen liberalen Zeitschrift Westnik Jewropy (Europäischer Bote) gewesen, die 1867 ins Leben trat. Er verfolgte aufmerksam die Tagesliteratur und verstand es, in seinen Kritiken und Würdigungen den wissenschaftlichen Charakter seiner Arbeit zu wahren. Auch sind seine größer angelegten Werke meist im Entwurf, aber auch in voller Durchführung des Themas vorher in dieser Zeitschrift erschienen. Das gilt von seiner Geschichte der slavischen Literaturen, der „russischen Gesellschaft unter Alexander I.", der vierbändigen Geschichte der russischen Literatur und der ebenfalls vierbändigen Geschichte der russischen Ethnographie. Nebenher geht aber noch eine Reihe anderer Arbeiten, Uebersetzungen deutscher, französischer und englischer Schriftsteller, Monographien kleineren Umfanges u. s. w. Er kämpfte sich tapfer durchs Leben. Endlich, 1897, hat man ihn in die St. Petersburger Akademie der Wissenschaften berufen, so daß er in seinen letzten Lebensjahren auf festem Boden stand.

Man kann nicht sagen, daß er eigentlich Neues geschaffen hat. Das war seiner besonderen Begabung versagt. Aber er war fleißig, peinlich gewissenhaft, als Mensch und Gelehrter gleich achtbar. In der Geschichte der geistigen Bewegung seiner Zeit hinterläßt er einen guten Namen. Literatur, und an ihrer Hand die Kulturgeschichte, das war sein eigentliches Feld.

In Wassili Alexejewitsch Bilbassow hat Rußland den einzigen Vertreter der von Ranke, Waitz und Sybel ausgegangenen historischen Schule verloren. Bilbassow trat nach Absolvierung eines der St. Petersburger Gymnasien als 20jähriger Student 1857 in die historisch-philologische Fakultät der St. Petersburger Universität. Also zu einer Zeit, in welcher noch das Studium der Alten in Rußland vornehmlich bevorzugt wurde. Er ist auch ein tüchtiger Grieche und Lateiner gewesen wie sein älterer Zeitgenosse Pypin. Als dieser seine Professur niederlegte, hatte Bilbassow gerade sein Studium absolviert. Zwei Jahre danach wurde er auf Grund einer Dissertation über den Kreuzzug Friedrichs II. (St. Petersburg 1865) zum Magister promoviert oder vielmehr ernannt. Denn die Universität war damals wegen der immer noch fortdauernden Studentenunruhen geschlossen und die Universitätsangelegenheiten wurden von einer Kommission verwaltet. Danach zog er als Stipendiat des Ministeriums der Volksaufklärung nach Deutschland, wo er drei Jahre lang in den Seminarien von Ranke, Sybel und Pauli gearbeitet hat. Als sein eigentlicher Lehrer muß wohl Sybel gelten, zu dem er bis zuletzt mit Verehrung aufblickte. In jener Zeit und in den nächstfolgenden Jahren entstand eine Reihe von kleineren Arbeiten, die alle das deutsche Mittelalter und besonders die ihn lebhaft interessierende Zeit der Kämpfe zwischen Kaiser und Papst zum Gegenstande hatten. Einige von ihnen sind auch in deutscher Sprache erschienen, wie denn Bilbassow das Deutsche und Französische mit voller Sicherheit beherrschte. Charakteristisch an all diesen Arbeiten ist die methodische Schulung des Verfassers und seine natürliche Darstellungsgabe, die freilich, eben jener kritischen Richtung zuliebe, mitunter gleichsam niedergedrückt wurde. Bilbassow erzählte sehr anschaulich, sobald er sich gehen ließ, aber die kritischen Exkurse und Abschweifungen, die Freude an der Detailarbeit überwogen zunächst vollständig. Wahrscheinlich hätte Bilbassow gerade nach dieser Richtung hin Schule gemacht, wenn er längere Zeit als Universitätslehrer gewirkt hätte. Das geschah jedoch nicht. Er wurde zwar 1867 zum Privatdozenten ernannt, legte aber schon nach Jahresfrist sein Amt nieder. Ein zweiter Anlauf folgte, als er 1869 zum ordentlichen Professor an der Universität Kijew ernannt wurde, er gab auch diese Stellung schon nach kaum zwei Jahren auf und dieses Mal endgültig. Es haben dabei sowohl äußere wie innere Gründe mitgewirkt. Als Student hatte Bilbassow unter dem Einfluß von Orest Müller, dem bekannten slavophilen Literarhistoriker, gestanden, und ohne allen Zweifel hat ihn zugleich die liberale Bewegung der Zeit erfaßt. Er ist zeitlebens ihr Anhänger gewesen. Von außen her kamen seine Beziehungen zu Krajewski, dem Redakteur des Golos, hinzu, dessen Tochter seine Gemahlin wurde und neben dem er nunmehr die Redaktion dieses sehr einflußreichen, zugleich liberalen und national intoleranten Blattes übernahm. In den Jahren 1871—1883, das heißt bis zur Einführung der Präventivzensur und der deshalb erfolgten Schließung der Zeitung, hat Bilbassow so gut wie ausschließlich der redaktionellen Tätigkeit gelebt. Es ist die Zeit, in welcher die Ruchlosigkeit des Nihilismus zu der Reaktionsperiode Alexanders III. hinüber leitete, andrerseits aber die Regierung, um die nationalen Leidenschaften abzulenken, ihnen die Westgebiete, speziell die baltischen Provinzen, als Beute preisgab. Während nun der Golos gegen die beginnende Reaktion in aller Entschiedenheit Front machte, war er zugleich einer der mißtrauischsten und gefährlichsten Gegner des Deutschtums in Rußland wie außerhalb der russischen Grenzen. Ich weiß nicht, wie weit gerade diese letztere Tendenz von Bilbassow vertreten worden ist, aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß er, der das wissenschaftliche Deutschland stets hoch hielt, ein Feind des mächtigen deutschen Nachbars war und die nationale Assimilierung der deutschen Reichsgenossen für eine politische Notwendigkeit hielt. Die Filiale des Slavischen Wohltätigkeitskomitees in Kijew ist 1869 von ihm begründet worden und er war ihr Ehrenmitglied. Als ich ihn vor zirka zehn Jahren kennen lernte, gehörte er jener Richtung jedenfalls nicht mehr an. Er war damals ganz in das Privatleben zurückgetreten und war beschäftigt, an der Hand einer wundervollen Privatbibliothek und auf dem Fundament umfassender archivalischer Studien eine Geschichte der Kaiserin Katharina zu schreiben. Erschienen sind von diesem Werk drei Bände. Der erste und zweite und der zwölfte (Schluß-)Band. Die Zensur, die schon den zweiten Band für Rußland verboten hatte, verleidete ihm die weitere Publikation. Man werde, pflegte Bilbassow zu sagen, nach seinem Tode die übrigen Bände druckfertig vorfinden, dazu auch das für die Veröffentlichung erforderliche Kapital. Als nun Bilbassow im Sommer 1904 starb, fand man jene fehlenden neun Manuskriptbände nicht. Er hatte sie wenige Tage vor seinem Tode in Gegenwart eines

Digitized by Google

vertrauten Dieners, der ihm dabei helfen mußte, verbrannt. So bezeugten die Familie des Verstorbenen und seine intimen Freunde. Jedenfalls liegt hier ein Rätsel vor. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß Bilbassow, der seit etwa einem Jahre täglich den Tod erwartete, nicht die Zeit gefunden hat, die letzte Hand an seine Arbeit zu legen, sie nochmals durchzuprüfen und etwa vorhandene Lücken bei einer Schlußrevision auszufüllen. So ist das Werk ein Torso geblieben, und es ist deshalb auch nicht möglich, ein abschließendes Urteil abzugeben. Man hat Bilbassow vorgeworfen, daß er nur Hof- und Diplomatengeschichte geschrieben habe, und das ist richtig, wenn man nach dem Gedruckten urteilt. Es scheint aber völlig undenkbar, daß diese Vernachlässigung aller Fragen, welche das innere Leben der Nation betrafen, im Plan Bilbassows gelegen haben kann, zumal es fast unmöglich ist, Katharinas Regierung so einseitig zu schildern. Schon der Pugatschewsche Aufstand, der doch nicht umgangen werden kann, verlangt gebieterisch eine Darstellung der rechtlichen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse des damaligen Rußland und ebenso die von der auswärtigen Politik der Kaiserin nicht zu trennenden Reformanläufe und Verwaltungsarbeiten. Kurz, es will uns scheinen, daß der Vorwurf nur die Disposition des Buches, nicht die Arbeit selbst treffen kann. Sehen wir also von diesen Dingen ab, so wird sich nicht bestreiten lassen, daß Bilbassow unsere Kenntnis von der Geschichte Katharinas sehr wesentlich gefördert hat. Für die Periode, die gedruckt vor uns liegt, ist Bilbassows Buch unzweifelhaft das Beste, was wir besitzen. Auch ist das Buch ohne jede Einseitigkeit der Tendenz mit sorgsam abwägender Wahrheitsliebe und ohne Menschenfurcht geschrieben — lauter Vorzüge, die nicht auf der Gasse aufzulesen sind.

Bilbassow hat in seinen letzten Lebensjahren in fünf Bänden die Sammlung seiner kleineren Arbeiten unter dem Titel „Historische Monographien" (St. Petersburg 1901) herausgegeben und in zehn Bänden das sogenannte Mordwinow-Archiv ediert. Zeigen die Monographien uns den Gang seiner Studien und die außerordentliche Strenge, mit der er als Kritiker liederlicher und unmethodischer Arbeit entgegentrat — was ihm zahlreiche Feindschaften zuzog, aber notwendig war, wenn sich auch nicht verkennen läßt, daß er auch zu hart in seinem Urteil sein konnte—, so kann die Ausgabe des Mordwinow-Archivs als eine Musterleistung sorgfältiger Edition bezeichnet werden. Bilbassow hat uns hier eine der reichsten Quellen für die innere Geschichte Rußlands von den Tagen Katharinas II. bis tief in die Regierung Nikolaus' I. erschlossen. Korrektheit der Edition, orientierende Einleitungen, erläuternde Anmerkungen, Literaturnachweise und erschöpfende Indices lassen nichts zu wünschen übrig. In Summa, es ist eine ausgezeichnete Arbeit, unentbehrlich für jeden, der die russische Geschichte jener Tage ergründen will.

Es ist erstaunlich, daß in Rußland seine Verdienste so wenig vor der Oeffentlichkeit gewürdigt worden sind. Wir haben weder in der Rußkaja Starina, für die er noch wenige Wochen vor seinem Tode schrieb, noch im Westnik Jewropy oder im Rußki Archiv einen Nekrolog gefunden, der ihm galt.

Dubrowin und Pypin sind in dieser Hinsicht glücklicher gewesen.

Um einem für die Geschichte Rußlands bedeutenden Manne sein Recht zukommen zu lassen, sind diese Zeilen geschrieben worden.

Theodor Schiemann.



Die Markgrafschaft Mähren in kunstgeschichtlicher Beziehung.*)

Mit dem monumentalen Werke, welches unter obigem Titel vor einigen Wochen auf den Büchermarkt gelangt ist, hat der als Architekt und Forscher hervorragende Autor, ein geborener Iglauer, nicht nur der Markgrafschaft Mähren, seinem engeren Vaterlande, sondern der ganzen gebildeten und kunstfreundlichen Welt einen großen Dienst erwiesen. Daß das kleine Land Mähren zu den Perlen des österreichischen Kaiserstaates zählt, daß es auf dem Gebiete der Industrie und Landwirtschaft eine hervorragende Rolle spielt und die wichtigsten Zentralstellen des Reiches mit den fähigsten und tüchtigsten Kräften versorgt, ist eine bekannte Tatsache; daß es aber eine Fülle großartiger Baudenkmäler und höchst beachtenswerter Kunstschätze aus dem Gebiete der Malerei und Plastik wie auch des Kunstgewerbes sein eigen nennt, erfahren weitere Kreise erst aus dieser Publikation, welche die Kunstentwicklung Mährens geschichtlich zu beleuchten unternimmt.

Die kunsthistorische Forschung hat in der mährischen Mark recht spät begonnen und anfänglich nur recht spärliche Früchte gezeitigt. Der Gubernialsekretär J. P. Cerroni (gestorben 1826) war der erste, der aus den verstaubten Akten der Klosterarchive wertvolle Daten zur Geschichte der heimischen Kunst hervorholte und das Gesammelte in einer stattlichen Reihe von Bänden hinterließ, die zwar nie gedruckt wurden, dem Forscher aber bis auf den heutigen Tag ein verläßliches und unentbehrliches Material darbieten. Ein schlichter Magistratsbeamter, Ernst Hawlik, der sich als Sammler von Gemälden bemerkbar machte und von Cerroni manche Förderung erfuhr, trat in den Jahren 1831 und 1841 mit zwei kleinen Druckschriften hervor, welche den Titel „Zur Geschichte der Baukunst, der bildenden und zeichnenden Künste in Mähren" führen, sich jedoch hauptsächlich auf die Aufzählung biographischer und artistischer Daten beschränken. Mit kritischer Sonde rückte erst Adolf Ritter v. Wolfskron den kunsthistorischen Stoffen an den Leib. Er war ein geschulter und scharfsinniger Archäolog. Seine Abhandlungen über das Portal des Brünner Rathauses, später über die Zderadsäule bei Brünn, dann über seine Funde von Miniaturen in der Bibliothek der Jakobskirche und im Brünner Stadtarchiv sind noch heute mit Recht sehr geschätzt. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts trat zunächst Kustos Moriz Tropp mit verdienstvollen archäologischen Beiträgen hervor. Die diesbezüglichen Arbeiten des Historikers Christian Ritter d'Elvert sind, wenn auch nicht gerade wertlos, so doch nur rein kompilatorischer Art.

Die Begründung des mährischen Gewerbemuseums im Jahre 1873 war für die heimische Kunstgeschichte von höchster Bedeutung. Das genannte Institut wurde bald der fruchtbarste Mittelpunkt für alle kunst- und kulturwissenschaftlichen Bestrebungen, welche von den namhaften Forschern Baurat Franz, Direktor Frauberger, Kustos Dr. Kisa, Prof. Rille, Kustos Schirek und anderen mit großem Sachverständnis unterstützt wurden. In den Jahren 1883 bis 1893 stand August Prokop an der Spitze desselben. Mit einem Feuereifer, der seinesgleichen sucht, arbeitete dieser Gelehrte nach den verschiedensten Richtungen hin. Unermüdlich und zielweisend als Leiter des Museums, als Professor der Architektur und Kunstgeschichte und als praktischer Baukünstler, äußerst fruchtbar als k. k. Konservator für Kunst- und historische Denkmale, fand er noch Zeit zu einer ausgedehnten literarischen Tätigkeit, die in zahlreichen Aufsätzen für Fachzeitschriften und in der Herausgabe verschiedener Werke („Kunstgewerbliche Objekte der vom mährischen Gewerbemuseum 1881 veranstalteten Aus-

*) **Die Markgrafschaft Mähren in kunstgeschichtlicher Beziehung.** Grundzüge einer Kunstgeschichte dieses Landes mit besonderer Berücksichtigung der Baukunst. 4 Bände mit einer Karte, über 1600 Textillustrationen, genealogischen Tabellen und chronologischen Baudaten ꝛc. Von August Prokop, Architekt, k. k. Hofrat und o. ö. Professor in Wien. Druck und Kommissionsverlag von R. Sp[illegible] u. Co. in Wien. 1905. Gr. 4°.

Digitized by Google

stellung kirchlicher Kleinkunst", „Kunstgewerbliche Objekte der vom mährischen Gewerbemuseum 1885 veranstalteten Ausstellung von Waffen, Kriegs- und Jagdgeräten" u. s. w.) zum Ausdrucke kam. Im Jahre 1891 schrieb er auf Einladung der Kronprinzessin-Witwe Erzherzogin Stephanie für das patriotische Prachtwerk „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild", und zwar für den Mähren und Schlesien betreffenden Band die übersichtliche Studie über die Geschichte der mährischen Architektur und Plastik. Dieselbe ist gleichsam die Vorläuferin zu dem großen Werke, das er als das Produkt einer 25jährigen, ehrlichen und aufreibenden Arbeit seinem Vaterlande gewidmet hat. Wir wollen nun auf dasselbe näher eingehen.

Der Autor hat bei Verfassung seines Lebenswerkes, wie schon aus dem von ihm vorausgeschickten Verzeichnisse der benützten Quellen hervorgeht, die meisten wichtigen und für seinen Zweck brauchbaren Druckschriften und Manuskripte herangezogen; einige deutsche und tschechische Publikationen — unter ersteren die Geschichte der Jakobskirche von Dr. Bretholz und die Abhandlung des Prof. Rille über Brünns Bauwerke des 17. und 18. Jahrhunderts, unter letzteren die in Brünn und Olmütz erscheinenden historischen Zeitschriften, ferner die vielbändige „Vlastiveda moravská" und P. Lehners grundlegende „Geschichte der Kunst des tschechischen Volkes" (1. Teil, 1903) — hat er jedoch weder erwähnt noch benützt. Bei der Durcharbeitung des gesammelten Stoffes dachte Professor Prokop zunächst an eine systematische Geschichte der Baukunst Mährens. Später fand er es für gut, auch das Gebiet der Plastik, der Malerei und des Kunstgewerbes teilweise miteinzubeziehen. Die systematische Darstellung hat offenbar darunter gelitten. Das Werk zeigt manche Ungleichheiten, manche Wiederholungen. In einzelnen Partien bringt der Autor nur dürftige und zusammenhangslose Notizen, in anderen wird er zu breit und weitschweifig. Auch die Illustrationen sind nicht von gleicher Güte. Trotz dieser Unvollkommenheiten haben wir eine äußerst verdienstvolle Schöpfung vor uns, die wir freudig begrüßen müssen, da dieselbe eine Fülle ganz neuen, bisher unbekannten Materials vor Augen führt und wegen der staunenswerten Reichhaltigkeit Forschern, Künstlern und Kunstfreunden ein vorzügliches, unentbehrliches und gut orientierendes Nachschlagebuch sein wird. Prokops Werk behandelt im ersten Bande die frühmittelalterliche, die romanische Kunst (1 Karte und 369 Illustrationen dienen zur Erläuterung des Textes), im zweiten (mit 579 Abbildungen) das Zeitalter der gotischen Kunst, im dritten (mit 321 Abbildungen) das Zeitalter der Renaissance, während der vierte (mit 579 Abbildungen) die folgende Epoche bis auf die Gegenwart zum Gegenstande hat.

Von der ältesten Geschichte Mährens ausgehend, gelangt der Autor im Laufe der weiteren Darstellung zur Zeit der Przemysliden; er schildert deren Einfluß im 10. bis 12. Jahrhundert auf die Kunstentwicklung Böhmens und der von ihr beeinflußten Markgrafschaft Mähren. Aus seinen Darlegungen entnehmen wir, daß der Profanbau Mährens aus der Zeit der romanischen Kunst nur sehr wenige Reste aufzuweisen hat. Unter diesen nehmen die spärlichen Ueberbleibsel der alten Herzogsburg in Olmütz den ersten Rang ein. Sie wurden erst im Jahre 1868 von dem fürsterzbischöflichen Ingenieur Biefel entdeckt. Nach der Schönheit der ans Tageslicht geförderten zehn zwei- und dreiteiligen Fenster muß dieser Herzogssitz zu den prachtvollsten Burgpfalzen der romanischen Periode gezählt werden, der sich selbst den herrlichen deutschen Kaiserpfalzen kühn an die Seite stellen kann. Von den Kirchenbauten, die anfänglich nur kleine Rundbauten darstellten, ist noch die interessante Burgkapelle der alten Znaimer Herzogsburg unter dem Namen „Heidentempel" erhalten. Sie stammt aus dem Jahre 1106. Später entwickelt sich der ein- und zweischiffige Langhausbau, dem sich der Basilikenbau mit zwei niedrigeren Seitenschiffen und einem höheren Mittelschiffe anschließt. Als Belege für letzteren dienen die ursprünglichen Anlagen der Klosterkirche zu Raigern, der Benediktinerkirche in Trebitsch, der Domkirche in Brünn, der Stiftskirche zu Kloster Bruck und der zu Welehrad. Den zur Gotik führenden Uebergangsstil können wir an zwei herrlichen Werken, an der früher genannten Trebitscher Kirche und an der Klosterkirche zu Tischnowitz studieren. Bei der letzteren sieht man schon an dem Aeußeren den Widerstreit zwischen Rund- und Spitzbogen, den Kampf der alten romanischen Schule mit der neuen, der Gotik zustrebenden Tendenz. Die Wölbung hat in dieser Richtung schon den vollen Sieg davongetragen; der Spitzbogen kommt konsequent zur Geltung, die Rippen- und Gurtenprofile treten kräftig heraus, der schöne Kreuzgang endlich mit dem Kapitelsaale ist bereits vollständig in den Formen der Frühgotik zur Ausführung gebracht. In der romanischen Zeit entstehen auch köstliche Werke der Steinplastik; unter denselben verdienen die ornamentalen und figuralen Skulpturen an den Portalen der Klosterkirchen zu Trebitsch und Tischnowitz besondere Beachtung. Das Portal der letzteren zeigt eine solche Schönheit der Verhältnisse, eine solche Feinheit der Glieder und Pracht der Verzierungen, daß es des Klosters, das den Namen „Porta coeli" (Himmelspforte) führt, allerwertvollster Schmuck ist. Gleich bewunderungswürdig müssen einige Objekte der Goldschmiedekunst und des Erzgusses aus dieser Zeit gewesen sein. Leider ist nichts als die Nachricht hiervon erhalten. Die Miniaturmalerei weist einige charakteristische Werke auf. Wir nennen nur das Obrowitzer Evangeliar, das aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts stammt und sich jetzt in der Olmützer Studienbibliothek befindet. Am Schlusse des ersten Bandes, der nebenbei auch noch treffliche Kapitel über das Städtewesen, die Stadtbefestigung, das Handwerker- und Zunftleben und über Handel und Wandel enthält, macht der hochverdiente Autor einen Rückblick auf Mähren in der Zeit der letzten Przemysliden (1198—1305) und widmet endlich auch dem Kunstsinn der Kirchenfürsten des Landes einige Worte wohlverdienter Anerkennung.

Die gotische Baukunst, welche schon frühzeitig und zwar völlig entwickelt ins Land kommt, gelangt in Mähren unter den Regenten des luxemburgischen Hauses (1311 bis 1419) zu blütenreicher Entfaltung. Die Prachtliebe der regierenden Fürsten gibt auch den von ihnen geförderten Bauten das entsprechende Gepräge. Die aus dieser Zeit erhaltenen Kirchen imponieren durch die Kühnheit ihrer Konstruktion, die Schönheit ihrer Formen und den Reichtum der Ausstattung. Das gleiche gilt von dem Profanbau der damaligen Gotik. Die von den Markgrafen Johann Heinrich und Jodok an den Tag gelegte Baulust wirkte anregend auf den reichen Adel. Es entsteht eine Reihe neuer Burgen, während die bestehenden dem Zuge der Zeit entsprechend umgebaut und vergrößert werden. An die Wohntürme gliedern sich nun bedeutende Saalbauten und verschiedene kleinere Wohnungsräume an. Eichhorn, Böttau, Lomnitz und andere Burgbauten geben uns hierfür Belege. Pernstein überagt alle an Bedeutung. Mit der Burg Pernstein, die uns ein deutliches Bild eines mittelalterlichen Burgbaues vor Augen führt, beschäftigt sich Hofrat Prokop mit Recht sehr liebevoll und eingehend. Zu den interessantesten Kapiteln des zweiten Bandes gehören die Abhandlungen über den Wohnhausbau, die Warenhäuser und Kaufhöfe, Stadthäuser und Zunftgebäude. Waren früher die Fürsten, der Adel und die Geistlichkeit die allein maßgebenden Faktoren des künstlerischen Schaffens, so erscheinen nun auch die Bürger im Mittelpunkt kunstfreudiger Tätigkeit. An Stelle der hölzernen Wohngebäude tritt der Steinbau. Es entsteht das in der Regel zweistöckige und wohnlich eingerichtete Patrizierhaus. Unter den Gebäuden der Gewerbsleute zeigen die Tuchmacherhäuser einen besonders charakteristischen Typus, der sich namentlich in Iglau gut studieren läßt. Als hervorragendes Beispiel einer mittelalterlichen Stadtanlage und Häusergestaltung muß die Stadt Teltsch angeführt werden. Nach dem großen Brande im Jahre 1389 verschwanden die bisherigen Holzbauten, um steinernen Wohngebäuden mit angebauten Hauslauben Platz zu machen. Die Laubengänge an den Längsseiten des Platzes

Digitized by Google

waren trotz der späteren Umbauten der Häuser (im Stil der Renaissance und des Barock) bis in die neueste Zeit in fast ununterbrochener Reihe als altehrwürdige Zierden erhalten. Gegenwärtig hat sich freilich schon manches zum Nachteile verändert. Aus der Reihe der Rathäuser, welche noch mittelalterliches Gepräge an sich tragen, ragt als bedeutsamstes Denkmal das Rathaus zu Olmütz hervor. Dieses zweistöckige, recht umfangreiche Gebäude zeigt an der Südwestseite noch das gotische Chörlein der Rathauskapelle, welche mit einem Netzgewölbe eingedeckt ist und heute als städtisches Museum benützt wird. Der östliche Teil der Rathausfassade ist im Stil der italienischen Renaissance, der westliche im Barockstil hergestellt. Trotz vielfacher Metamorphosen sind jedoch noch Reste des gotischen Baues wahrnehmbar, so der Turm in seinen unteren Partien, dann beim östlichen Eingange die mit gotischen Kreuzgewölben eingedeckten Räume, ferner die Verkaufsläden im Hofe, teilweise die zwei Freitreppen, die südwestliche Ecke der Stadtwage u. s. w. Mit der mächtigen Entwicklung der gotischen Baukunst ging Hand in Hand die der Skulptur, der Fresko- und Miniaturmalerei. — Die Hussitenkriege zerstörten die Werke der Kunst auf allen Gebieten. Und als sich Ruhe und Wohlstand allmählich wieder einstellte, war die herrliche Gotik verblüht. Aus ihren Trümmern wuchs die Renaissance hervor. Die Zeit der Renaissance ist sowohl in kultur- und kunstgeschichtlicher Richtung für Mähren von höchster Bedeutung. Prof. Prokop trug diesem Umstande Rechnung, indem er im dritten Bande noch gründlicher als in den beiden ersten Abschnitten seines Werkes das künstlerische Schaffen nach allen Richtungen hin beleuchtete.

Die Kunstperiode des 16. Jahrhunderts mit ihrer glanzvollen Entwicklung erklärt sich aus der damaligen Stellung und Bildung des mährischen Hochadels. Die mächtigen, reichen, utraquistisch und auch protestantisch gesinnten Barone des Landes, sprach- und weltkundig, gelehrt und kunstsinnig, ließen ihren Söhnen eine äußerst sorgfältige Erziehung angedeihen. Sie beriefen die besten Kräfte an ihre Schulen und sorgten dafür, daß der Jungadel unter Führung gelehrter Männer durch ausgedehnte Reisen, Aufenthalt an den befreundeten Höfen Italiens und Frankreichs und den Besuch der hohen Schulen zu Paris, Bologna, Padua, Rom u. s. w. eine vielseitige Bildung erlangte, welche nicht nur abstrakte Studien, sondern auch liebevolle Beschäftigung mit den Kunstschätzen zur Grundlage hatte. So wurden die mährischen Burgen bald berühmte Sitze feiner Bildung, Gelehrsamkeit und Kunst. Wir verweisen nur auf Mährisch-Trübau, die unter Ladislaw Welen von Boskowitz und Ladislaus Welen von Zierotin weithinstrahlende Residenz, in welcher ein Hofstaat von Edelleuten, Dichtern, Theologen, Tonkünstlern, Architekten, Bildhauern und Malern ein geistiges Leben wach rief, das an Athens goldene Tage gemahnte. Einer solchen Hofhaltung konnten die beengten Räume der alten Burgen nicht genügen. Es wurden größere und wohnlichere Adelssitze geschaffen, nach italienischer Art mit prächtigen offenen Galerien geschmückt, welche die Schloßhöfe umzogen. Unter den reichen Bauherren ragten die Herren von Dub und Lipa, die Boskowitze, die Pernstein, die Zierotine und die Lomnitze besonders hervor. Prokop beschreibt nicht weniger als 47 Renaissanceschlösser. Er verweilt hierbei mit sachmännischer Genauigkeit bei allen Konstruktionen, architektonischen und dekorativen Details, so daß es uns oft Mühe kostet, bei der Ueberfülle des Gebotenen einen Ruhepunkt für die Betrachtung des Allerwesentlichsten zu gewinnen. Mit Recht wird vom Autor die architektonische und bildnerische Ausgestaltung der Portale, die Konstruktion der mächtigen Arkaden und die Ausschmückung der Innenräume, insbesondere der Saaldecken, gründlich in den Bereich der Schilderung gezogen. Treffliche Illustrationen unterstützen und beleben hier zahlreiche Illustrationen den oft ermüdenden Text. Mit wahrem Vergnügen betrachten wir die Portale des Znaimer Rathauses, des ehemaligen Pietrischen Hauses in Mährisch-Trübau, der Rathäuser in Olmütz und Proßnitz, die Schloßhofpforte auf Teltsch, die Saaltüre auf Schloß Butschowitz, das ganz originelle Portal des Schlosses Johrnsdorf, das Weißkirchener Schloßportal, die Erker am ehemaligen Lippaischen Herrenhause in Brünn und am ehemaligen Zierotinschen in Olmütz, die großen Arkaden im Schloßhofe zu Teltsch, die Arkadenhöfe in Ratschitz und Mährisch-Kromau, in Hustopetsch und Butschowitz, in Eywanowitz, Namiest und Rossitz, den Bankettsaal des Schlosses Groß-Ullersdorf, den Marmorsaal und den goldenen Saal auf Schloß Teltsch, den Kamin im Rittersaale auf Eulenberg, den Schloßbrunnen in Butschowitz u. s. w. Eine Fülle von Herrlichkeiten, auf die wir nicht nur unsere Landsleute, sondern auch alle Fremden aufmerksam machen, die sich einmal in Mähren — abseits von den gewohnten Wegen der Kunstforscher — am Genusse edler und nahezu unbekannter Kunstwerke erheben wollen.

Während der Profanbau im 16. Jahrhundert, wie schon die obigen Andeutungen kundtun, förmliche Triumphe feierte, waren dem Kirchenbau in dieser Periode infolge der Zurückdrängung des Katholizismus keine Erfolge gegönnt.

Ein reiches Kapitel widmet Prokop dem mährischen Kunstgewerbe der Renaissance. Hier stützt er sich allerdings, wie er selbst geteht, zumeist auf die überaus gründlichen Arbeiten seines Schülers, des Kustos Karl Schirek der während seiner langjährigen Tätigkeit am mährischen Gewerbemuseum Funde und Ergebnisse zutage gefördert hat, die wärmstens zu begrüßen sind. Wir wollen nur einzelnes und zwar aus dem Gebiete der Goldschmiedekunst, zur Charakterisierung herauszugreifen. Mit der Wiederbelebung des Bergbaues in Mähren fand hier die Goldschmiedekunst reichliche Pflege. Schon im Jahre 1522 besaßen die Olmützer Goldschmiede Innungsartikel, die sich auf „ihre uralt hergebrachte Ordnung" bezogen. Berühmte Namen tauchen auf. Der Nürnberger Goldschmied Wenzel Jamnitzer ist mährischer Abstammung. Valentin Maler aus Iglau wurde 1569 in Nürnberg Meister und Schwiegersohn Jamnitzers. Er war bis 1603 in Augsburg tätig; vorzügliche Schaumünzen Kaiser Rudolfs II. gingen aus seiner kunstfertigen Hand hervor. Im 16. Jahrhundert arbeiteten in Brünn allein 50 Goldschmiede. Von den mährischen Goldschmiedewerken wären besonders zu erwähnen: der von dem Olmützer Martin Paumgartner im Jahre 1549 begonnene und von dem gleichfalls in Olmütz ansässigen Christian Müller vollendete Sarkophag zur Bergung der Gebeine des in Klosterneuburg ruhenden Markgrafen Leopold des Heiligen von Babenberg, die silbernen Stühle und der mit Silber belegte Tisch von Zacharias von Neuhaus auf Teltsch, der figurenreiche Kommunionkelch in der Pfarrkirche zu Pirnitz (1600), die Silberbeschläge des Einbandes des Znaimer Stadtkodex (1560), das mit reichen ornamentalen Blumen- und Rankenverzierungen versehene, in Silber getriebene Flügelaltärchen in der Kirche zu Morawetz u. s. w.

Gewaltige Veränderungen auf politischem und religiösem Gebiete schaffen eine neue Kunst. Die Gegenreformation stürzt den akatholischen Adel, und der neue katholische, mit den Familien Liechtenstein, Dietrichstein, Peterswald, Rottal und Althan an der Spitze, tritt Hand in Hand mit den Jesuiten an Schöpfungen heran, die eine andere Signatur an sich tragen und von einem ganz anderen Geiste erfüllt sind. Die überaus zahlreichen Kirchenbauten, die sich allenthalben erheben, sind anfangs wohl noch recht einfach, kahl und nüchtern. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts aber entfaltet das Barock einen Glanz und eine Pracht, die zu berauschen vermag. Der Kirchenbau wird immer großartiger, kühner und origineller. Die Kuppelkirchen, welche zuerst mit einer Kuppel über der Vierung von Lang- und Querschiff auftreten, zeigen später mehrere Kuppeln über dem Langschiff, wie die St. Michaelskirche in Olmütz und die Klosterkirche zu Raigern. Zuletzt entstehen eigentliche Zentralbauten mit einer imposanten Kuppel über dem großen Mittelraum, wie in Frain und Kiritein. Neben den Kirchen und Klöstern erheben sich zahlreiche Residenzen und Schlösser der geistlichen und weltlichen Großen. Wir nennen nur die Herrensitze zu Olmütz, Kremsier, Frain, Plumenau, Aussee, Buchlowitz,

Digitized by Google

Seelowitz, Joslowitz, Nikolsburg, Austerlitz, Raitz u. s. w. Die meisten dieser umfangreichen Schloßbauten, geziert mit stattlichen, pilastergereihten Fassaden, säulengetragenen Portalen, schön umrahmten Fenstern, bilden mit ihrer Umgebung, den Freitreppen und Terrassen, den Vorhallen und Vorhöfen und den sich anschließenden Gartenanlagen ein oft imponierendes, ja majestätisches Ganze. Die Schöpfer all dieser grandiosen Schönheiten sind zum Teil noch Italiener, der Mehrzahl nach aber schon echte Deutsch-Oesterreicher oder hochveranlagte Söhne der mährischen Mark selbst. Unter den italienischen Künstlern nimmt der Baumeister, Bildhauer und Stukkateur Balthasar Fontana aus Como den wichtigsten Platz ein. Dieser vielseitige Künstler, der mit einem ganzen Stabe von Hilfsarbeitern nach Mähren kam und hier von 1664 bis fast zu seinem Tode (1729) tätig war, baute die bischöflichen Residenzen in Olmütz und Kremsier und stellte die reichen Stukkaturen in der Wallfahrtskirche auf dem Heiligen Berge bei Olmütz und in der Stiftskirche zu Welehrad her. Von Wiener Meistern, die in und für Mähren arbeiteten, nennen wir nur die Architekten Fischer v. Gerlach, Lukas v. Hildebrand und Frhrn. v. Hohenberg, die Bildhauer Paul Troger und Joseph Winterhalter und die Maler Daniel le Gran, Anton Maulbertsch und K. Franz Sembach. Von den mährischen Künstlern verdienen die Baumeisterfamilien Grimm, Kniebandl und Klitschnik besondere Erwähnung.

Professor Prokop schildert uns im vierten Bande seines groß angelegten Werkes nicht nur aufs genaueste und mit rühmenswerter Begeisterung die ganze Glanz- und Blütenperiode des mährischen Barocks, er geht noch weiter, er weist auch mit ergreifenden Worten auf den schrecklichen Niedergang hin, der infolge der Aufhebung der Klöster, der langen Dauer der Kriege Napoleons und des österreichischen Staatsbankerotts die künstlerische Betätigung durch zwei Menschenalter hindurch völlig brachlegte. Bei einem Ausblicke auf die erfreuliche Entwicklung in der neuesten Zeit kommt er auch auf die modernen kunstgewerblichen Bestrebungen zu sprechen, wobei er, was uns sehr angenehm berührt, der Verdienste des gegenwärtigen Direktors des mährischen Gewerbemuseums, des auch literarisch hervorragenden Architekten Julius Leisching, gedenkt, der durch seine zielbewußte Leitung dem genannten Kunstinstitute zu immer weiteren und größeren Erfolgen verhilft.

Das monumentale Werk des Hofrats Prof. Aug. Prokop, welches — nebenbei gesagt — auch sorgfältigst gearbeitete Sach-, Orts- und Personenregister enthält, kostet 200 Kronen, ein gewiß sehr mäßiger Preis, wenn wir den mächtigen Umfang und die sehr gediegene äußere Ausstattung desselben in Betracht ziehen.

Wir schließen mit der Bemerkung, daß unter den Gönnern, welche die Arbeit Prokops in den höchsten Kreisen gefunden hat, der stets freigebige Mäcenas der Künste, Kaiser Franz Joseph I., obenan steht. Dieser edle Fürst hat auch die Widmung des Werkes angenommen. Unter solchen Auspizien wird das opus aere perennius sicherlich rasch die wohlverdiente weiteste Verbreitung finden.

Brünn. Dr. Wilhelm Schram.

Bücher und Zeitschriften.

Otto Ludwigs Erzählungskunst. Mit Berücksichtigung der historischen Verhältnisse nach den Erzählungen und theoretischen Schriften des Dichters dargestellt von Dr. Richard Müller (Ems). Berlin 1905, Albert Kohler.

Die Darstellung Dr. Müllers zerfällt in zwei Teile. Der erste Teil bringt eingehende Untersuchungen über Stoff, Technik, Stil u. s. w. von Ludwigs Erzählungen. Es ist eine große Anzahl von Gesichtspunkten, nach denen der Verfasser die epischen Werke Ludwigs betrachtet, so daß wenige Fragen unberührt geblieben sein dürften, die bei derartigen Analysen von Bedeutung sind. Als die hauptsächlichsten Vorbilder für den jüngeren Ludwig weist Dr. Müller Tieck und Hoffmann nach. Es kommen aber noch andere Schriftsteller hinzu, was bei Ludwig nicht wundernehmen kann, da er „literarischen Anregungen sehr zugänglich war“. Einmal scheint mir Dr. Müller aber doch zu weit gegangen zu sein. Auf S. 46 und 47 druckt er eine Stelle aus den „Hymnen an die Nacht“ von Novalis neben einer Stelle aus Ludwigs „Emanzipation der Domestiken“ ab und bezeichnet diese als eine Reminiszenz an Novalis. Nur ein Wort ist bei beiden gleich. Im übrigen ist die Aehnlichkeit sehr allgemeiner Natur. — Der Verfasser ist aber auch bemüht, die Selbständigkeit und Eigenart des Novellisten Ludwig in den Motiven und Charakteren, in der Komposition und Darstellung seiner Erzählungen uns zu sicherem Bewußtsein zu bringen. Natürlich ringt sich Ludwig erst mit den Jahren zu spezifischer Eigenart durch. In seinem Schaffen sind zwei Stilperioden zu unterscheiden, die frühere romantische und die spätere realistische. Die letztere schließt die Meisterwerke „Die Heiterethei und ihr Widerspiel“, „Aus dem Regen in die Traufe“ und „Zwischen Himmel und Erde“ in sich. — Viel Interesse erweckt der zweite Teil des Buches, der eine dem ersten Teile korrespondierende geordnete Zusammenstellung der wichtigsten Theorien Ludwigs über die Kunst der Erzählung, besonders des Romans, bringt. Die Theorien Ludwigs, die zum großen Teil aus den Romanen von Scott, Dickens, James, Gottfried Keller, G. Elliot u. a. m. abstrahiert sind und die erst nach seinen eigenen epischen Arbeiten aufgezeichnet wurden, stimmen in vielem mit dem von ihm vorher in der Praxis Ausgeführten überein. Am meisten hätte sich ein späterer Roman Ludwigs, nach seinen „epischen Studien“ zu schließen, von der Erzählung „Zwischen Himmel und Erde“ unterschieden; dagegen wenig von der „Heiterethei“. Die Novelle „Zwischen Himmel und Erde“ mit ihrem vorwärts drängenden Leben war nach seinen Theorien zu dramatisch. Für eine Erzählung, einen Roman forderte er später mehr Behaglichkeit, Ruhe und Aeußerlichkeit, eine größere Welt. Seine geplanten Romane waren „Weltbilder großen Stiles“ geworden. — Leider kam der in seine „Studien“ vergrabene Dichter nach 1854 nicht mehr zu einer selbstschöpferischen Leistung im Gebiete der Erzählungskunst. Wir können mit dem verdienstvollen Verfasser des vorliegenden Buches „nur mit tiefem Bedauern der Keime zu sicherlich großen und schönen Werken gedenken, die mit diesem Dichter begraben wurden“.

Dr. Arnulf Sonntag.

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu München.

Junisitzungen.

In der philosophisch-philologischen Klasse legte 1. Herr Furtwängler eine Abhandlung des Herrn Dr. A. Mayr in München vor: Aus den phönikischen Netropolen von Malta. Es werden die vorhandenen Fundberichte über die phönikischen Gräber auf Malta gesammelt und die Fundgegenstände behandelt; insbesondere die eigentümlichen Grabbüsten, die auf den Gräbern standen und die Grabstelen, ferner die zum Teil anthropoiden Tonsarkophage, die Tonmasken, die verschiedenen Arten von Tongefäßen, die einheimischen wie die importierten, unter denen die korinthischen und attischen am häufigsten sind; endlich die kleinen meist ägyptischen Amulette und Schmuckgegenstände. Die Bestattungsgebräuche scheinen denen im punischen Nordafrika sehr verwandt gewesen zu sein. Die Abhandlung wird in den Sitzungsberichten gedruckt werden. 2. Herr Muncker hielt einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag: Zu Schillers Dichtungen. A) Die ursprüngliche Gestalt der „Künstler“. Das in seinem Gedankengehalt sehr bedeutende, aber nicht durchaus zur vollen philosophischen und künstlerischen Klarheit durchgebildete, auch unter manchen Widersprüchen leidende Gedicht entstand langsam im Winter 1788/89. Die

Urform, in der die hernach noch zweimal überarbeiteten „Künstler“ bald nach Neujahr 1788 vorlagen, läßt sich aus Andeutungen im Briefwechsel zwischen Schiller und Körner in der Hauptsache erschließen; hier und da können wir selbst Blicke in frühere Phasen der Entstehung hinauf tun. Das Bild, das wir dabei gewinnen, weicht freilich von der willkürlichen Konstruktion Kuno Fischers („Schiller als Philosoph“, 2. Auflage, 1891, S. 140 ff.) beträchtlich ab. B) Die Behandlung des Wunders in der „Jungfrau von Orleans“. Der mehrfach geäußerte Tadel, daß Schiller sein Drama mit Wundern ausgeschmückt habe, ist in dieser Form unberechtigt; denn Schiller fand die Wunder bereits in seiner Ueberlieferung. Er behielt sie nur bei, veränderte und vermehrte sie auch gelegentlich, stets so, daß sie seinem dramatischen Zwecke dienten. Ohne als Mensch an sie zu glauben, verwertete er sie als Dichter zur unmittelbar sinnlichen Veranschaulichung innerer Regungen, Empfindungen und Gedanken, zur äußeren Objektivierung seelischer Vorgänge. Die frühere ästhetische Theorie konnte ihm für diese Verwendung des Wunders nicht viel bieten. Dafür stimmt sie jedoch genau zu der Erklärung, die vierzig Jahre später Richard Wagner in „Oper und Drama“ von dem dichterischen Wunder (im Gegensatz zum religiösen) gab.

In der mathematisch-physikalischen Klasse sprach 1. Herr A. Föppl „über die Torsion von runden Stäben mit veränderlichem Durchmesser“. Zunächst wird ein Verfahren abgeleitet, nach dem man in einer Reihe von Fällen zu einer strengen Lösung des Torsionsproblems für Stäbe von der Gestalt eines Rotationskörpers gelangen kann. Dieses Verfahren versagt aber gerade in einem Falle, der für die praktische Anwendung von besonderer Wichtigkeit ist. Daher wird noch ein Näherungsverfahren angegeben, das auch in diesem Falle wenigstens eine Abschätzung der größten Torsionsbeanspruchung an der meist gefährdeten Stelle gestattet. Das Näherungsverfahren beruht auf einer Abbildung des Spannungsverlaufs im Meridianschnitte des Stabes durch eine ebene Flüssigkeitsströmung. 2. Herr P. v. Groth legte eine für die Denkschriften bestimmte Abhandlung des korrespondierenden Mitgliedes Professor E. v. Fedorow in Moskau: „Ueber Syngonielehre“ vor. Ein kristallographischer Komplex ist ein Ebenen- oder Strahlenbüschel, für welchen das sogenannte Rationalitätsgesetz gilt. Während die Kristallformen nach ihrer Symmetrie in 32 Klassen zerfallen, können die kristallographischen Komplexe mehrerer Symmetriearten übereinstimmen, und diese Gleichheit wird als „Syngonie“ bezeichnet. Der Verfasser entwickelt nun nach den Methoden der neueren Geometrie in zusammenhängender Darstellung die Gesetzmäßigkeiten der „rationalen Strahlenbüschel“, zunächst diejenigen in der Ebene, dann diejenigen im Raume, aus welchen sich eine mathematisch streng definierbare Einteilung der kristallographischen Komplexe nach Syngonien ergibt, ebenso wie es diejenige der Kristallformen nach Symmetriearten ist.

In der historischen Klasse behandelte 1. Herr Hermann Grauert Forschungen und Texte zur Geschichte des Kaisertums und Papsttums im Mittelalter. In einem ersten Abschnitt derselben beschäftigte er sich mit dem anonymen Tractatus de iurisdictione imperatoris et imperii, welcher nicht erst unter Ludwig dem Bayern und noch weniger unter Karl IV., sondern bereits im Jahre 1300 zur Zeit Papst Bonifatius VIII. entstanden und für die Beziehungen zwischen Kaisertum und Papsttum während des ganzen 14. Jahrhunderts von grundlegender Bedeutung ist und auch auf die Entstehung von Dantes Schrift De Monarchia neues Licht wirft. 2. Herr Walter Goetz trug eine Untersuchung über Franz von Assisi und die Renaissance vor. Er wies auf die starken, inneren Gegensätze zwischen Franz und der Renaissance hin; eine Beziehung seiner Nachfolger zur Renaissance konnte nur entstehen, weil sie andere Wege gingen als der Gründer ihrer Gemeinschaft. Die Zeitbewegung ergreift den Minoriten-Orden, und so wirkt auch er in ihrem Sinne und setzt seine in mancherlei Hinsicht originalen Kräfte dafür ein; aber er hat die zur Renaissance hindrängende Bewegung weder geschaffen noch wesentlich beeinflußt. Was Franz und die Franziskaner vom Geist der italienischen Renaissance trennt, ist bei weitem stärker als was sie mit ihr verbindet. 3. Herr v. Reber legte der historischen Klasse eine Abhandlung von E. Brandenburg: Neue Untersuchungen im Gebiet der phrygischen Felsendenkmäler vor, welche die Klasse in die „Abhandlungen“ aufzunehmen beschloß. Die auf wiederholten Studien an Ort und Stelle beruhende Arbeit bringt außer einer eingehenden Untersuchung über den Typus und Zweck der Anlagen namentlich eine völlig neue Erörterung der Wohngrotten, welche auf jene Zeit zurückzugehen scheinen, in welcher sich syrische Stämme über einen großen Teil Kleinasiens ergossen.

*

Kongreß des Vereins bayerischer Psychiater.

* München, 14. Juni. (Schluß.) Privatdozent Dr. Alzheimer (München) erörterte die Frage, ob sich ein annähernd gleicher Krankheitsprozeß bei allen Geisteskrankheiten mit anatomischem Befund ergibt, und legte mit Benutzung von Projektionsbildern dar, daß bei gewissen Krankheiten des Gehirnes auch bestimmte Wucherungen und Degenerationen der Ganglienzellen entstehen, daß aber auch verschiedene Arten von Gehirnrinden-Erkrankungen bei der eigentlichen Psychose zutage treten. Dr. Weiler (München) erläuterte die Funktionen eines von ihm konstruierten Pupillen-Meßapparates. Direktor Prof. Dr. Vocke äußerte sich sehr anerkennend über den Apparat und sprach den Wunsch aus, es möchte derselbe so billig hergestellt werden, daß die Anstaltsmittel dessen Anschaffung erlauben. Dr. Ranke (München) berichtete über eine besondere Form von Entwicklungshemmung der Großhirnrinde bei einem neugeborenen Knaben von sonst normaler Körperbeschaffenheit. Dr. Weygandt (Würzburg) teilte die Resultate seiner über den sogenannten „Mongolismus“ gemachten Studien mit, unter welchem Ausdruck eine seltener in Deutschland, häufig in England auftretende Art von Idiotismus verstanden wird. Die Patienten zeigen äußerlich den physiognomischen Typus der mongolischen Rasse und sind zwar nicht vollständig hilflos, aber durchgehends erwerbsunfähig. In der Schule nehmen sie wohl einiges auf, aber mit dem 15. Lebensjahre tritt regelmäßig ein Stillstand der geistigen Entwicklung ein; meistens sind sie die Letztgeborenen einer großen Kinderreihe. Dr. Reichert (Würzburg) berichtete über seine Beobachtungen bezüglich der Bestimmung der Schädelkapazität an der Leiche. Dr. Gudden (München) sprach über die Schlaftrunkenheit, den Zustand einer erwachenden Person, in welchem die Sinne schon erwacht, aber noch von Traumbildern umhüllt sind, und in welchem auch die Besonnenheit und die Aktionsfähigkeit nicht gleichzeitig zurückkehren. Redner unterschied mehrere Arten von Schlaftrunkenheit, so die physiologische, die effektive Schlaftrunkenheit, die krankhafte Schlaftrunkenheit bei belasteten Individuen von großer Reizbarkeit, die alkoholische Schlaftrunkenheit. Der Vortragende gelangte zu folgenden Schlußsätzen: 1. Das hervorragendste Zeichen der Schlaftrunkenheit ist eine Verschiebung in der Wiederkehr der Besonnenheit und der Aktionsfähigkeit. 2. Die Ausbildung der Schlaftrunkenheit wird sehr häufig begünstigt durch die Schwäche oder das Fehlen von bestimmten Eindrücken vor dem Einschlafen, welche für die rasche Wiederkehr der Besonnenheit beim Erwachen von Bedeutung sind. 3. In gleicher Weise begünstigend wirkt das längere Vorhandensein von ängstlichen Affekten vor dem Einschlafen. 4. Für das Denken und Handeln der Schlaftrunkenen spielt das normalerweise schon mit vorzeitigem Erwachen verknüpfte Unlustgefühl eine Rolle. 5. Die pathologische Schlaftrunkenheit erstreckt sich bei gewissen Komplikationen (unsanfte Behandlung u. s. w.) nicht selten über einen längeren Zeitraum. Die alkoholische Schlaftrunkenheit geht deshalb oft in einen pathologischen Rauschzustand über.

Direktor Dr. Vocke besprach die Verordnung vom 17. November 1902 über die Liquidation der Amtsärzte für Gutachten in Strafsachen. Wenn die Kosten der Gutachten der Staatskasse zur Last fallen, wird nur der Betrag von 10 Mark für ein Gutachten gewährt und kann nur in außerordentlichen Fällen auf Nachsuchen mit motiviertem Bericht ein höherer Betrag bewilligt werden. Hierbei wird für das zeitraubende und mühevolle Studium der Akten dem Irren-

Digitized by Google

ärzte keinerlei Entschädigung gewährt, wenn die Kosten der Staatskasse zur Last fallen. Der Vortragende bezeichnete den Betrag von 10 Mark für die meisten der Fälle als einen der Leistung durchaus nicht entsprechenden und erklärte eine Revision der Verordnung über die Gebühren der Amtsärzte als dringend geboten. Primär sei eine bezügliche motivierte Vorstellung an das Justizministerium zu richten, eventuell die Begutachtung höherer Gebühren bei den Aerzte-Vereinen anzuregen. Dr. Neisser (Breslau) besprach Fälle von Zusammenhang der Psychosen mit epileptischen Zuständen. Dr. Nitzsche (München) erläutert einen besonders interessanten Fall von Psychose durch Mitteilung der Krankheitsgeschichte der Patientin, welche im Bette liegend in den Sitzungssaal gebracht wurde. Dr. Busch (München) berichtete über experimentelle Untersuchungen der Wirkung verlängerter Bäder und führte aus, daß im allgemeinen eine Herabsetzung der Kraftleistung der Versuchspersonen sich nicht einstellte.

Damit war die Tagesordnung erschöpft. Direktor Dr. Vocke schloß den Kongreß mit dem Ausdruck des Dankes an die Teilnehmer für ihr Erscheinen. Morgen begibt sich eine Anzahl von Kongreßteilnehmern nach Eglfing zur Besichtigung der dortigen Kreis-Irrenanstalt.

*

Kleinere Mitteilungen.

W. Die historische Kommission bei der kgl. Akademie der Wissenschaften trat heute vormittag in den Räumen der königl. Akademie zu ihrer 46. Plenarversammlung zusammen. Von den auswärtigen ordentlichen Mitgliedern sind erschienen: Professor Dr. Gerold Meyer von Knonau in Zürich, Professor Dr. Max Lenz in Berlin, Geh. Regierungsrat Dr. Moriz Ritter in Bonn, Geh. Oberregierungsrat und Generaldirektor der kgl. preußischen Staatsarchive Dr. Koser in Charlottenburg, Geh. Hofrat Dr. Dove in Freiburg i. Br. und die Professoren Dr. Hauck in Leipzig und Dr. v. Below in Tübingen. Von den hiesigen Mitgliedern nehmen an den Beratungen teil: Geheimrat Dr. v. Heigel, der auch in Vertretung des Vorsitzenden, k. k. Sektionschefs Dr. v. Sickel in Meran, die Verhandlungen leitet, Geheimrat Dr. v. Riezler, die Professoren Dr. Friedrich, Dr. Grauert und Geheimer Hofrat Dr. Brentano, sowie die außerordentlichen Mitglieder, die Professoren Dr. Quidde und Dr. Gustav Beckmann. Die Beratungen der Kommission werden drei Tage in Anspruch nehmen.

H. Der „Verein süddeutscher Laryngologen“ hielt am Pfingstmontag in Heidelberg seine übliche Jahresversammlung ab. Hieran schloß sich am Dienstag die erste Tagung der im vorigen August begründeten „Deutschen Laryngologischen Gesellschaft“. Beide Kongresse, die eine Reihe von Vorträgen und Demonstrationen boten, waren zahlreich besucht.

* Die 6. Versammlung deutscher Bibliothekare findet zur Zeit (14. und 15. d. M.) bei starker Beteiligung in den Räumen der Kaiser Wilhelm-Bibliothek zu Posen statt. Dieselbe wurde von dem Bürgermeister Künzer und dem Rektor der Posener Akademie Dr. Kühnemann begrüßt.

* Internationaler Kunstkongreß in Venedig. Auf Initiative des Circolo Artistico wird in Venedig vom 21. bis 28. September der erste internationale Kunstkongreß tagen. Zu diesem Zwecke hat sich ein internationales Komitee gebildet, welchem bedeutende Künstler und Kunstkenner angehören. Deutschland wird bei dem Kongreß durch Alfred Lichtwark, Heinrich Thode und Hugo v. Tschudi, Oesterreich durch Alfred Roller, Italien durch die Architekten Beltrami und Boito, Benedetto Croce, Corrado Ricci u. a. vertreten sein.

* Aus Norwegen. In Bergen ist, wie der Vossischen Zeitung geschrieben wird, eine Erdbeben-Station, die erste Norwegens, eröffnet worden. Sie hat ihren Platz im Museum erhalten und wurde mit einem Straßburger Pendelapparat ausgestattet, der unaufhörlich im Gange ist und bei Erdbeben die Bewegung der Erde durch einen Stift überführt.

H. Todesfall. Geh. Obermedizinalrat Dr. Franz Joseph Krieger in Straßburg (aus Winnweiler in der Pfalz), von 1884 bis 1903 Chef der Medizinalverwaltung Elsaß-Lothringens, in den 70er Jahren Privatdozent der Hygiene an der Kaiser Wilhelms-Universität, ist am 11. Juni im 71. Lebensjahre gestorben.

*

Hochschulnachrichten.

hc. **München.** Der Katechet und Benefiziat bei St. Peter in München Dr. theol. Bartholomäus Heigl (aus Moosburg, B.-A. Freising) wurde in die theologische Fakultät der Universität als Privatdozent der neutestamentlichen Exegese aufgenommen.

R. **Tübingen.** Die juristische Fakultät der hiesigen Universität hat dem Dr. Christian Eisenlohr in Freiburg i. B. anläßlich seines 50jährigen Doktor-Jubiläums das Diplom erneuert.

* **Karlsruhe.** Dr. Karl Kriemler, Privatdozent des Ingenieurwesens an der hiesigen Technischen Hochschule, ist zum außerordentlichen Professor daselbst ernannt worden.

hc. **Leipzig.** An Stelle des als Nachfolger Rabls nach Prag übergesiedelten Prof. Dr. Rudolf Fick ist der außerordentliche Professor Dr. Werner Spalteholz zum ersten Prosektor am anatomischen Institut der Leipziger Universität ernannt worden.

* **Dresden.** Dem Dichter und Literarhistoriker an der hiesigen Technischen Hochschule Geh. Hofrat Prof. Dr. Adolf Stern ging anläßlich seines 70. Geburtstages u. a. vom Prinzen Johann Georg ein Glückwunschtelegramm zu. Der Rat und die Stadtverordneten von Dresden sandten ein Glückwunschschreiben. Der Sächsische Landesausschuß der Deutschen Richard Wagner-Stipendium-Stiftung, deren Vorsitzender Adolf Stern ist, ließ ihm durch eine Abordnung seine Glückwünsche aussprechen. Freunde überreichten dem siebzigjährigen Dichter eine größere Summe, die zur Herausgabe einer Volks-Ausgabe der ausgewählten Dichtungen Sterns bestimmt ist.

hc. **Berlin.** Seinen 70. Geburtstag feiert am 15. Juni der etatmäßige Professor für Pflanzenbau, Vorsteher des agronomisch-pedologischen Instituts an der Berliner Landwirtschaftlichen Hochschule Geh. Regierungsrat Dr. Albert Orth, der gleichzeitig dem Lehrkörper der Berliner Universität als außerordentlicher Professor für Landwirtschaft angehört.

* **Prag.** Am Montag ist hier der Professor der Geschichte an der tschechischen Universität Dr. Wenzel Wladiwoj Tomek, einer der bekanntesten tschechischen Historiker, im Alter von 82 Jahren gestorben.

H. **Zürich.** Professor Dr. Kraemer, Vorstand der Landwirtschaftlichen Schule am Eidgenössischen Polytechnikum, tritt am Ende dieses Sommersemesters zurück.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

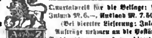
Sesenheim, Dramatische Idylle von Adolf Wechssler, ist bei Heinrich Kerler, Verlags-Conto, in Ulm, zu 1 M. erschienen. Der ganze Ertrag ist bestimmt zur Instandhaltung d. Begräbnisplatzes von **Friederike Brion.**

Beim Einfordern von **Prospekten, Broschüren und Auskünften** wolle man sich gefl. auf die Münchener **Allgemeine Zeitung** berufen.

Jahrgang 1905. München, Samstag, 17. Juni. Nummer 139.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

„Innere Form.“*)

Zur Literaturgeschichte eines Ueberbegriffs.

In der gegenwärtig salonfähigen wissenschaftlichen Terminologie scheint obiger Ausdruck besonders Glück machen zu wollen. In Verbindung mit dem Prädikat des „Prägens“ — eines Ausdrucks, eines Begriffs, eines Schlagwortes — erfreut er sich namentlich in Berlin einer bis in die Theaterfeuilletons des Tages hinabreichenden Popularität. „Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt — Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.“ Dieser Kernspruch Goetheschen Tiefsinns gelangte durch ihn zu seiner heutigen Geltung im Tageskurs.

Er beginnt den Begriff der „äußeren Anpassung“ so abzulösen, wie im ganzen heute ein — teils mystisch, teils romantisch (vgl. Beil. Nr. 3) charakterisierter — Intuitionismus in der Oeffentlichkeit die Epoche der mechanischen Evolution abgelöst hat. In den im engeren Sinne „literarischen“ Kreisen hat der Berliner Einfluß Wilhelm Scherers den Ausdruck heimisch gemacht. Er brauchte ihn zur Bezeichnung eines der Hauptkapitel seiner Poetik. Der Herausgeber dieser Kollegien-Heft-Publikation hat Nachweise eines Schülers beigefügt über die alte Einbürgerung unseres Terminus sogar in der praktischen Jurisprudenz (in dem noch heute geltenden österreichischen bürgerlichen Gesetzbuch bei Testamenten). Scherer gesteht, den Ausdruck aus seiner Sprachwissenschaft herübergebracht zu haben. Er hat ihn hier von Wilhelm v. Humboldt entlehnt, der diesen „Begriff zuerst für die Sprache geprägt habe“ (a. a. O. S. 226). Man könnte demnach auf die Vermutung geraten, dieser gelehrte Staatsmann habe sich einen ihm vom grünen Tische her geläufigen juristischen Begriff für seine psychologisch-linguistischen und ästhetischen Studien zurecht gemacht. Der Begriff des „Gesetzes“, der als juristischer par excellence sich nicht bloß die Naturwissenschaften, sondern von da aus auch die minder exakten und ihm minder entgegenkommenden historischen Disziplinen unterwarf (bis auf ihre Deszendenznachweise der ausnahmereichen „Regeln“ der „strengen“ Grammatiker!) — der Begriff des Gesetzes drängt sich ja dabei als vorbildlich auf.

Daß dem nicht so zu sein braucht: daß Humboldt den Begriff der „inneren Form“ bereits seiner geistigen Bildungssphäre, den Jena-Weimarischen Kreisen verdanken könne, darauf habe ich bei einer Streifung dieser terminologischen Frage hingewiesen (vgl. Ueber poetische Vision und Imagination anläßlich Dantes S. 19). Die ihm nahestehende, in Schiller persönlich befreundete Philosophie Kants hat den Begriff der inneren Form sowohl in der Ethik, als in den hier hauptsächlich in Rede stehenden Problemen der produktiven Phantasie ganz neu zur Geltung gebracht. Dort ist ihr das Kriterium der reinen Formalität moralischer Gesetzmäßigkeit, der reinen Form innerer Uebereinstimmung mit sich selbst eine Garantie gegen bloße äußere Legalität und Vermengung mit äußeren (materiellen) Beweggründen des sittlichen Verhaltens. Hier — in der Kritik der Urteilskraft — dient er ihr nicht bloß auf dem subjektiv ästhetischen Gebiete zur Bestimmung des Geschmacksurteiles als lediglich in der Form der Zweckmäßigkeit eines Gegenstandes oder seiner Vorstellungsart begründet. (§ 11.) Sondern gerade für das objektive Problem einer Teleologie der Natur wird dieser Begriff für Kant zum „Prinzip der Beurteilung der inneren Zweckmäßigkeit in organisierten Wesen“. (§ 66.) Schiller hat die beiden Anwendungen des Begriffs zu vereinigen gesucht in seinem Ideal einer „ästhetischen Erziehung“. Zwischen der Einförmigkeit ihres moralischen Gesetzes und der Mannigfaltigkeit ihrer natürlichen Bildungen soll die „innere Form der Menschennatur“, die „Totalität ihres Charakters“ durch die bezwingende Macht der schönen Bildung (des Abglanzes der Moralität in der Natur, der „Freiheit in der Erscheinung“) zum Ausdruck gebracht, vor Verkümmerung bewahrt werden. Durch Schönheit zur Freiheit! Auch für dies keineswegs mehr Kantische und daher auch dem Meister wenig gemäße (vgl. die Antwort an Schiller in der 2. Ausgabe der Vernunftreligion) moralisch-ästhetische Ideal wieder derselbe Ausdruck (z. B. im 4. Briefe): „Gleich weit von Einförmigkeit und Verwirrung ruht die siegende Form“ (nämlich der inneren, im Gegensatz zu der bloß äußerlich gegebenen, Freiheit).

Minder stürmisch und überfliegend wie der Dichter für sein besonderes Gebiet, die Bedeutung der Kunst für die moralische Gesellschaft, aber durchaus analog ist der Sprachforscher in der Verwendung des Begriffs für seine Zwecke verfahren. Humboldt braucht die „innere Sprachform“ (Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes § 11) ausgesprochen zu dem Zwecke, der Sprache als dem zunächst ganz äußerlich, von den Sinnen entlehnten Ausdruck der Menschennatur (anscheinend dem mechanischen Produkt seiner besonderen Sprachwerkzeuge, „Artikulationssinn“!) ihre organische, schöpferische Bedeutung zu wahren: Daraus ist — wie der Titel verspricht — ihr Zusammenhang mit dem „Menschengeist“, ihr Einfluß auf seine Entwicklung zu erklären.

*) Mit den in diesem Aufsatze gegebenen Literaturnachrichten möchte der Verfasser zugleich privaten an ihn ergangenen Nachfragen Genüge leisten. Das ihm erst nachträglich bekannt gewordene Buch von Theodor A. Meyer (Schönthal): Das Stilgesetz der Poesie (Leipzig, S. Hirzel 1901), liefert für sein Thema einen neuesten, beachtenswerten Zusatz zu ihnen.

Digitized by Google

„Die *Bezeichnung* der *Begriffe* ist ihm, ob nun der Ausdruck ganz individueller Gegenstände gesucht wird oder Beziehungen allgemeiner Natur dargestellt werden sollen, das Entscheidende an der Wortbildung. Was die *Lautform* schafft, ist dasselbe, wie das, was mit der *Wortform* die *Begriffsbildung* auswirkt. Der Artikulationssinn ist dieser „inneren Form der Sprache“ lediglich dienstbar. „Denn es muß innerlich jeder Begriff an ihm selbst eigenen Merkmalen oder an Beziehungen auf andere festgehalten werden, indem der Artikulationssinn die bezeichnenden Laute auffindet. Dies ist selbst bei äußeren, körperlichen, geradezu durch die Sinne wahrnehmbaren Gegenständen der Fall. Auch bei ihnen ist das Wort nicht Aequivalent des den Sinnen vorschwebenden Gegenstandes, sondern der Auffassung desselben durch die Spracherzeugung im bestimmten Augenblicke der Worterfindung“ . . . „Denn die Sprache stellt niemals die Gegenstände, sondern immer die durch den Geist in der Spracherzeugung selbsttätig von ihnen gebildeten Begriffe dar; und von dieser Bildung, insofern sie als ganz innerlich, gleichsam dem Artikulationssinne vorausgehend, angesehen werden muß, ist hier die Rede.“

Humboldt benutzt seine Anwendung des Begriffes der inneren Form auf die Sprachwissenschaft alsbald für das Verständnis eines ihrer „Urphänomene“, nämlich die Vielfachheit von Ausdrücken für die nämlichen Gegenstände: „Wenn z. B. im Sanskrit der Elefant bald der zweimal Trinkende, bald der Zweizahnige, bald der mit einer Hand Versehene heißt, so sind dadurch, wenn auch immer derselbe Gegenstand gemeint ist, ebensoviel verschiedene Begriffe bezeichnet.“ Scherer (a. a. O.) „überträgt diesen Begriff der inneren Form auf die Dichtkunst, indem er auch hier die „innere Form“ als *charakteristische Auffassung* versteht“. So hat sie nun Humboldt wohl nicht verstanden. Ich glaube zum mindesten, daß er schwerlich gerade diese Bezeichnung dafür gewählt hätte. Mit „charakteristisch“ bezeichneten gerade damals die Weimarer „das Aequivalent des den *Sinnen* vorschwebenden Gegenstandes“, das in die Augen Fallende, *äußerlich* Hervortretende *im geraden Gegensatz* zu jener „*selbsttätigen* Auffassung durch den *Geist* im bestimmten Augenblicke der Erfindung“. Diese ist innerlich wie jene äußerlich; sie ist formgebend, und zwar immer neu im bestimmten Momente der Konzeption, jene haftet am *materiell* das Interesse Erregenden (Anziehenden oder Abstoßenden!), dem Merkmal. Die charakteristische Auffassung ist mit dem Merkmal erschöpft. Sie wirkt daher den immer neuen Gesichtspunkten innerer Formgebung gegenüber letzten Endes uniform; wie sich denn nach allen politischen und pädagogischen Erfahrungen die Uniform als das einzige Mittel zur Ordnung barbarischer Unform erweist. In der Geistesgeschichte der letzten Jahrzehnte, die bis zur Manie von dem Zuge zum Charakteristischen beherrscht war, spricht sich das naiv in der Geltendmachung der „Richtungen“ aus, im kollektiven Aufmarsch der zeitigen Erzeugnisse auch in ihrer äußeren Vertretung durch Kunstausstellung, Theater, Buchverlag. Die Wendung in der Auffassungsweise kennzeichnet sich gegenwärtig schon darin, daß die „Richtungen“ sich teilen, in Gruppen und schließlich wieder in das, was sie von Anbeginn an machte: in Einzelne zerfallen. Diese mögen dann (ohne den Troß von Nachahmern ihrer charakteristischen Erfolgsmerkmale und, so Gott will, ohne deren Protektorin, hohle Manier) den wahren Ausdruck der inneren Form, *selbsttätig geistige, persönliche* Bildungen fördern.

Scherer bezieht sich in dem angezogenen Kapitel selber auf Goethesche Ausführungen (das Parergon der italienischen Reise „Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil“) und zu Schiller im Briefwechsel. In Goethes Jugendaufsatz (für Wagners Uebersetzung von Merciers „Versuch über die Schauspielkunst“) über „Dramatische Form“ hätte er das Allerbezeichnendste mit dem Ausdruck selber finden können: „Freilich wenn mehrere das Gefühl dieser *inneren Form* hätten, die alle Formen in sich begreift, würden wir (ja!) weniger verschobene Geburten des Geistes anekeln.“ Schiller erwähnt Scherer kaum, vielleicht vor seinem damaligen Publikum mit Absicht: obwohl leichter zu zeigen wäre, daß Goethe in all diesen Fragen von Schiller bald geführt oder orientiert wurde. Allein Scherers Interpretation der „inneren Form“ als „charakteristischer Auffassung“ trübt auch das Verständnis des vor-Schillerschen Goethe in diesem Punkte. Scherer muß Humboldts Darlegung des Wirkens der inneren Sprachform lediglich als „Auswahl“ erscheinen („man kann nicht darstellen, ohne auszuwählen“ u. s. w. a. a. O.). Das ist ein *kritischer* Faktor, wie denn das ganze Kapitel bei Scherer der von den Charakteristikern beliebten Drapierung der Poesie mit „exakt“-wissenschaftlicher Methode (Zola!) sichtlich entgegenkommt. Allein Humboldt hat gerade Nachdruck auf das *produktive* („selbsttätige“) Moment gelegt, das eben in der *Sprachschöpfung* deutlich zutage tritt. Die *Begriffsbildung* der „inneren Sprachform“ bedingt nicht sowohl ein berechnetes Auswählen einer Seite des zu begreifenden Gegenstandes (durch den *Verstand*), als ein ergriffenes Eingehen auf sie (durch das *Verständnis*). Dem Begreifen liegt ein Ergreifen und diesem ein Ergriffensein zugrunde. Goethe nennt (zur Morphologie VIII) „ein dergleichen Aperçu“ . . . „ein Gewahrwerden“. „Es behält,“ wie er in einer elegischen Betrachtung des Schicksals neuer wissenschaftlicher Einsichten ausführt, „immerfort, man gebärde sich, wie man will, eine *esoterische Eigenschaft*.“ Diese hat Goethe im Auge, wenn er seinen höchsten Ausdruck der inneren Form im Künstler, den *Stil*, in jenem italienischen Parergon „auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntnis beruhen“ läßt: „auf dem Wesen der Dinge, insofern uns erlaubt ist, es in sichtbaren und greiflichen Gestalten zu erkennen.“

Man weiß, in welchem erkenntnis-theoretischen Irrtum sich der junge Goethe in dieser Hinsicht damals noch befand; wie ihn erst Schiller darüber aufklären mußte, daß das, was er „in sichtbaren und greiflichen Gestalten“ damals noch „zu erkennen suchte“ (z. B. die wirkliche wurzelhafte „Urpflanze“ im Botanischen Garten von Palermo), eben — nur — Ideen wären. In diesen unbewußten Goetheschen Ideen sieht Scherer in beschränkt-empirischem Verstande „Typen“ (während es doch das Wesentliche der Idee [„Archetypus“] ist, daß sie — als geforderter Abschluß einer ins Unendliche gehenden Denkreihe — für uns lediglich in unserem Denken existiert. Typen aber in Wirklichkeit). Daher meint er, Goethe nenne den „typischen Realismus“ „Stil“, und fügt hinzu: „mit unberechtigter Einschränkung dieses Begriffs.“ Goethe ist das nicht eingefallen. Er hatte einen „*idealen Realismus*“ — also in Kants Sinne ein hölzernes Eisen — im Sinne und Schiller hat ihn zu der methodischen Erkenntnis gebracht, daß dies lediglich die „innere Form“ seines Spinozistischen Geistes sei. In diesem zarten Punkte fließen, wie Goethe selbst an anderer Stelle ausführt, die Scheidungen des Subjektiven und Objektiven in eins zusammen, die Scherer, „soweit die gänzliche Absonderung . . . . gelingt“, auch in dem Begriff der „inneren Form“ durchführen will. Und nur von diesem zarten Punkte, seines „Idealrealismus“, aus, nicht in Scherers Sinne „der exakt-wissenschaftlichen Erschöpfung des Typischen“ (die für Kant kein „sideroxylon“, sondern deutsch: ein Hirngespinst wäre), „legte Goethe Wert darauf, daß seine Poesie dasselbe suche wie die Wissenschaft und — die griechische Kunst“.

„Der reine Begriff,“ so schließt Goethe jene Stiltheorie, „der reine Begriff — das wäre also im Sinne seines Idealrealismus die innere Form der Dinge — aber ist allein an der Natur und den Kunstwerken zu studieren.“ Für die letzteren kennen wir seinen Lehrer in diesem „reinen Begriff“. *Winckelmanns* „idealischer Begriff“, das „Urbild“ der griechischen Künstler, „war eine bloß im Verstande entworfene geistige Natur“ (Gedanken ü. d. Nachahmung. § 32 ff.). Er setzte diese *innere* Form vollbewußt der in der Natur draußen aufzufindenden „Naturform“ des „großen Bernini“ (eb. § 45 ff.) entgegen und zeigt (§ 46), wie dieser Künstler selbst jene Lehre in seiner Theorie bestätige, von der seine Praxis die Schüler zurückhalte.

Von eigentlichen Naturforschern gilt Goethe selbst

Digitized by Google

(zur Morphologie 1817: „Entdeckung eines trefflichen Vorarbeiters") einzig der Begründer der „Theorie von der Generation" (deutsch, Berlin 1764) und „von der eigentümlichen und wesentlichen Kraft" (St. Petersburg 1789): Kaspar Friedr. Wolff als sein „immer dankbar im Auge behaltener" Vorläufer in der intuitiven Betrachtungsweise „seiner Ethik". (Vgl. Spinoza Ethices P. I prop. 16—18. P. II prop. 5. 8. 13. cum scholiis. P. V 23.) Immerhin muß es uns in unserem Zusammenhange besonders merkwürdig erscheinen, daß Goethe das esse formale idearum, die essentiae formales und die causa immanens der Weltgestaltung des Spinoza bei dem einflußreichsten naturwissenschaftlichen Schriftsteller seiner Jugend, bei Buffon, auf die handgreiflichste Weise angewandt antreffen konnte. Und welchen Aufschluß kann es uns gerade bei dem Bruder Alexanders v. Humboldt gewähren, wenn wir bei diesem naturwissenschaftlichen Encyklopädisten der damaligen Jugend den Terminus hierfür genau in der Fassung vorfinden, die Wilhelm v. Humboldt „geprägt" haben soll: nämlich als „innere Form".

Buffon führt diese Terminologie mit dem ihm eigenen staatsmännischen Air in einem besonders auffallenden Kapitel ein, das wie ein Bulletin berührt und ausdrücklich (au Jardin du Roi, le 27 mai 1748) datiert ist. Es ist die Rekapitulation am Schlusse des allgemeinen Teiles der großen histoire générale des animaux. Sie hebt folgendermaßen an:

„Tous les animaux se nourissent de végétaux ou d'autres animaux, qui se nourissent eux-mêmes de végétaux; il y a donc dans la nature une matière commune aux uns et aux autres, qui sert à la nutrition et au développement de tout ce qui vit ou végète; cette matière ne peut opérer la nutrition et le développement qu'en s'assimilant à chaque partie du corps de l'animal ou du végétal et en pénétrant intimément *la forme* de ces parties, que j'ai appelée *le moule intérieur*" (innere Form!).

Buffon führt unseren Begriff ein zu dem ausgesprochenen Zwecke, um über die Hypothese der Präformation wie der Evolution hinwegzukommen. „Es gibt also — so schließt die Rekapitulation — keine vorher bestehenden Keime, keine ins Unendliche, die einen in den anderen, enthaltenen Keime; sondern es gibt einen organischen, immer tätigen Stoff, immer bereit, sich zu formen, sich zu assimilieren, und denen, die ihn empfangen, ähnliche Wesen zu erzeugen." Hierzu aber bedarf es eines zu seiner Entfaltung passenden Ortes, also gleichsam der tatsächlichen Erscheinung der inneren Form, et ce lieu convenable est la matrice de la femelle. Wer denkt bei dieser Manifestierung der „inneren Form" als Mütterlichkeit nicht an die berühmte Szene, in der dem gereiften Faust das „höhere Geheimnis" seiner Lebensforschung in dem Rätselwort „die Mutter" wunderlich entgegenklingt. Statt auf die Goethe'sche Metamorphosenlehre und die Wolffsche Theorie der Epigenesis aber kommt Buffon auf die einer — unveränderlich gegebenen — Pangenesis hinaus, die ihn, nebenher gesagt, die abenteuerlichsten Fabeln und Trugschlüsse der generatio aequivoca (Läusesucht, Insektenerzeugung der Heuschreckenesser, der Wassersüchtigen u. dergl.) als „in der Ordnung der Natur befindliche Tatsachen" umständlich buchen läßt. Denn „wenn jener Stoff die ihm passende matrice nicht findet, erzeugt er des êtres organisés différens des animaux et des végétaux" .., die wir heute Mikroben, Bakterien, Bazillen, Kokken nennen. Diese ursprünglichen Lebewesen — so führt ein späterer, heute gewiß wieder interessanter Zusatz zum 9. Kapitel der histoire générale aus (Variétés dans la génération des animaux) — . . . „sind nur einer einzigen Macht unterworfen, die, obwohl leidend (!) ihre Bewegung lenkt und ihre Stellung befestigt. Diese Macht ist die innere Form des organisierten Körpers." Sieht man „mit den Augen des Geistes und ohne Mikroskop die Realität dieser kleinen Wesen", so sind sie . . . „so alt wie die Natur, sie stellen ihr Leben fest und gehen von Form zu Form, um sie zu verewigen, über." Denn sie gehören gleichmäßig allen organisierten Wesen, Pflanzen wie Tieren an. Sie „durchdringen den rohen Stoff, bearbeiten ihn, rühren ihn in all seinen Ausdehnungen um und lassen ihn dem Gewebe der Organisation zur Basis dienen, wovon diese lebenden Teilchen die einzigen Grundstoffe und die einzigen Werkzeuge sind." Es ist dieselbe „matière organique et productive", die uns ernährt und, „trop exaltée et corrompue au dernier degré, uns zerstört.

Die höchst unbefangene Art, wie Buffon diese „lebenden Teilchen, welche das Tier oder die Pflanze aus den Nahrungsmitteln oder dem Safte zieht, mit allen Teilen der inneren Form ihrer Körper sich assimilieren" (!) läßt, kann uns zugleich die offenbare Quelle entdecken, aus der ihm die eigentümliche Terminologie zugeflossen ist. Sie ist nämlich ganz gewiß zunächst nichts anderes als eine Reminiszenz aus dem Collège von Dijon und, wie nach dieser naiven Decouvrierung keinem Sachkundigen zweifelhaft sein kann, nichts anderes als die alte scholastische forma substantialis. Wie er ihr in dem „lieu convenable" der Erzeugung gleich die forma accidentalis und für jene famosen Tatsachen der generatio aequivoca sogar die forma cadaverosa zur Seite stellt, das würde diese literarhistorische Konjektur schon bestätigen, auch wenn Buffon nicht noch zum Ueberflusse auch der forma metaphysica eine Stelle in seinem System der inneren Form einräumte: „Notre âme n'a qu'une *forme* très-simple, très-générale, très-constante, cette *forme* est la pensée . . . cette *forme* n'a rien de divisible, rien d'étendu, rien d'impénétrable, rien de matériel, donc le *sujet* de *cette forme*, notre âme, est indivisible et immatérielle . . . (hist. nat. de l'homme I: de la nature de l'homme).

Man kann in der Tat — so heftig die Proteste der neueren Philosophie gerade in diesem Punkte zu sein pflegen, und vielleicht eben darum! — nicht in Abrede stellen, daß die alten viel und mit Recht gescholtenen „Possen der Peripatetiker des Mittelalters" in unserer Terminologie der „inneren Form" an- und nachklingen. Spinoza zum Beispiel würde, in seinen Briefen und sonst, nicht so heftig gegen sie räsonnieren, wenn er nicht fühlte, daß — zumal in der lateinischen Sprache! — eine Abweisung dieser unbequemen Begriffsverwandtschaft aus der aristotelischen Schulatmosphäre keineswegs immer so leicht wäre. Kant hat seine „Kritik der teleologischen Urteilskraft" eben darum geschrieben, damit der grobe Materialismus der substantiellen Formalität klar und offen durch das Prinzip ersetzt werde, das seiner Idee (der aristotelischen ἐντελέχεια) notorisch zugrunde liegt: durch das Prinzip der inneren Zweckmäßigkeit. Er beginnt damit, „die objektive Zweckmäßigkeit, die bloß formal" (mathematisch) ist, von der zu sondern, die „material", d. h. substantiell gegeben ist. Ihr Kennzeichen ist die Ganzheit (wie schon Leibniz erkannte!). Unser (diskursiver) Verstand ist nun so beschaffen, daß er „ein reales Ganze der Natur nur als Wirkung der (konkurrierenden bewegenden Kräfte der) Teile ansehen muß". Er geht vom Analytisch-Allgemeinen zum Besonderen: „von den Teilen, als allgemein gedachten Gründen zu verschiedenen darunter zu subsumierenden möglichen Formen, als Folgen": Kausalitätsprinzip! Die Vorstellung eines so zustande gekommenen Ganzen kommt von der (mechanischen!) Zufälligkeit der Verbindung der Teile nicht los, widerspricht also dem Bedürfnis unseres Verstandes, eine (organisch!) bestimmte Form des Ganzen als Folge dieser Verbindung zu subsumieren.

„Nun können wir uns aber auch einen Verstand denken, der, weil er nicht wie der unserige diskursiv, sondern intuitiv ist, vom Synthetisch-Allgemeinen (der Anschauung eines Ganzen als eines solchen) zum Besonderen geht, d. i. vom Ganzen zu den Teilen; der also und dessen Vorstellung des Ganzen die Zufälligkeit der Verbindung der Teile nicht in sich enthält, um eine bestimmte Form des Ganzen möglich zu

Digitized by Google

machen, die unser Verstand bedarf. . ." Eine solche, dem *intuitiven* (urbildlichen) Verstande gemäße Form der Ganzheit kann nicht nach dem Kausalitätsprinzip gedacht werden, nämlich als *Grund* der Möglichkeit der Verknüpfung der Teile, d. i. als substantielle Form. Das wäre ein Widerspruch gerade für unsere diskursive Erkenntnisart. Sondern nach dem *teleologischen Prinzip* muß sie gedacht werden: als *Vorstellung der Möglichkeit der Form eines Ganzen* und der dazu gehörigen Verknüpfung der Teile, d. h. tatsächlich als *Wirkung* (Produkt) einer sie lediglich vorstellenden Ursache, als *Zweck*. (Vgl. Kritik d. Urteilskraft, II, § 77, „Von der Eigentümlichkeit des menschlichen Verstandes, wodurch uns der Begriff eines Naturzweckes möglich wird".)

Die methodische Begründung des teleologischen Prinzips erfolgt sichtlich in dem Bestreben, der „substantiellen Form" auszuweichen; der *inneren Form* auch in ihrer materiell-objektiven Verwendung in der Beurteilung der Naturprodukte ihre *rein geistige, ideale* Bedeutung zu wahren. Man sieht, daß die Schule der höheren Mathematik des 17. Jahrhunderts nicht spurlos an dem philosophischen Denken der Menschheit vorübergegangen ist. Nur sie hat den materiellen Substanzbegriff aus rein formalen Bestimmungen eliminieren und durch den des *Inhalts* ersetzen gelehrt. Sie hat die objektiven Begriffe des Integrals und der *Determinanten* geschaffen, die es ermöglichten, eine crux des menschlichen Denkens, den Begriff der Ganzheit und des Zweckes, auch in ihrer objektiven Verwendung methodisch zu fassen.

Dem Vorwurf der Subjektivität und des Anthropomorphismus, den Spinoza nicht müde wird, dem objektiven Zweckbegriff (als der hypostasierten causa finalis unseres Interesses) entgegenzuhalten, weicht Kant nicht aus. Er gibt unumwunden zu, daß der Anwendung des teleologischen Prinzips lediglich ein *Bedürfnis* unseres Verstandes zugrunde liege, daß aber niemand dessen objektive Berechtigung widerlegen könne. Was aber seinen anthropomorphen Charakter anlange, so zeigt Kant, daß dieser zunächst gerade dem analytischen Verfahren (nach dem Kausalitätsprinzip) eigentümlich anhafte. Die Reflexion über die Zweckmäßigkeit, gleich *als ob* in der *Absicht* der Natur begründet, legt der Natur, das ist der Materie, diese Absicht keineswegs bei, „was ungereimt wäre". Sie *bestimmt* auch keine übernatürliche Ursache, „was gar nicht in die Physik gehört", . . . „weil dieses vermessen sein würde". Sondern eine solche Reflexion „fügt nur zum Gebrauche der Vernunft eine andere Art der Nachforschung, als die nach mechanischen Gesetzen ist, hinzu, um die *Unzulänglichkeit der letzteren, selbst zur empirischen Aufsuchung* aller besonderen Gesetze der Natur, *zu ergänzen*". (§ 68, V. d. Prinzip der Teleologie als *innerem* Prinzip der Naturwissenschaft.) Wo nun hier der schädlichere Anthropomorphismus liege, ob in der „*bloß teleologischen* Erklärungsart, die gar keine Rücksicht auf den Naturmechanismus nimmt", oder in der Ausschließung des teleologischen Prinzips und starren Befolgung des bloßen Mechanismus, „wo die Zweckmäßigkeit . . . sich ganz unleugbar als Beziehung auf eine andere Art der Kausalität zeigt", das läßt Kant unentschieden. Das letztere Verfahren „muß die Vernunft ebenso *phantastisch* und unter Hirngespinsten von Naturvermögen, die sich gar nicht denken lassen, herumschweifend machen", als das erstere „sie schwärmerisch mache". (§ 78, Von der Vereinigung des allgemeinen Mechanismus der Materie mit dem teleologischen in der Technik der Natur.")

Es war ein glücklicher Gedanke P. N. Coßmanns, in seiner Apologie der empirischen Teleologie (S. 25 f.) die spinozistischen Anklagen gegen den Anthropomorphismus des Zweckmäßigkeitsbegriffes in ihrer Spitze umgekehrt und gegen „das Dogma von der Alleingültigkeit der Kausalität" gerichtet zu haben. Gerade zunächst die bildliche Uebertragung unseres „Aktionalismus", d. h. des Verhältnisses unseres lebendigen Selbst als wollendes Subjekt zur gewollten Handlung auf das Verhältnis von Ursache und Wirkung, verschuldet den „kausalen Antropomorphismus" auch bei Beurteilung des leblosen Körpers. Dieser lehnt jede andere Betrachtung von Ursachen als die *unserer* Willenshandlung vorangehenden, als Absurdität ab und „*beschränkt* daher das Gebiet der Erfahrungswissenschaften" in einer Weise, „die weder in deren Begriffe noch im Wesen der Kausalität begründet ist". Einen lustigen Beleg von dem eingewurzelten Vorurteil kann das politisch-ökonomische Gleichnis eines Berliner Naturforschers aus dem Jahre 1863 geben: „wie man nicht mit dem österreichischen Papiergeld der Teleologie kommen soll, wo allein preußische Barzahlung in solider Kausalitätsmünze angenommen werden darf". (A. Kirchhoff, Die Idee der Pflanzen-Metamorphose bei Wolff und bei Goethe. Berlin 1867. S. 13.)

So hat uns die Geschichte des Begriffes „innere Form" unmittelbar in die aktuelle Frage teleologischer Wissenschaft hineingeführt, die gerade der Darwinismus als zwingende Ergänzung seiner „Zufallstheorien" auf allen Gebieten unserer Zeit aufgebürdet hat. Sieht man auf die Auswüchse, die hier ein frohgemut transzendierender Dilettantismus auf bedenklichen Gebieten, so besonders der Menschen- und Völkerkunde („Mediumismus", Rassentheorien) praktisch zu treiben geneigt ist, so wird man die theoretische Verpflichtung anerkennen, hier die Zügel der Methode so streng wie möglich anzuziehen. Und da scheint uns denn der Begriff der „inneren Form", als besonders gefährlich, ganz angetan, scharfe Ueberwachung herauszufordern. Von harmlosen, ihm angemessenen geistigen Gebieten, der Kunst- und Sprachwissenschaft, einschleichend, bewirkt er, wie wir bereits an neuerem historischen Exempel dartun konnten, auf dem Felde objektiver Naturerkenntnis leicht eine Blendung und Faszination, die den wildesten mystisch-kabbalistischen Schwärmereien — gegebenenfalls in irgendwelcher neuscholastischer Drapierung — Tür und Tor öffnet. Nicht immer hat — wir haben es erlebt — der Ordnungsruf des methodischen Kritikers die Geltung, ja überhaupt die Macht, einen tumultuarischen Zustand anarchischer Idolherrschaft im menschlichen Geiste, der praktisch auch wohl leicht in Terrorismus ausarten kann, wirksam zu beschwören. Vorbeugen ist besser als kurieren! Der Name Kants wird in letzter Zeit höchst eitel von Menschen im Munde geführt, die nicht imstande erscheinen, seine Interpunktion richtig zu beurteilen.

Mit Vernunft kantisch zu reden, erscheint als das kleinere Uebel gegenüber kecker Charlatanerie im Namen Kants! Jenes wird in seiner „Tollheit" immer noch „methodisch" bleiben und so nur sich selber Schaden tun. Nichts aber ist fürchterlicher als Kant im Munde von Gauklern und Agitatoren. Wer hat dies in Berührung mit Spiritisten und „Rassen-Ethikern" noch nicht zu spüren Gelegenheit gehabt! Der Begriff der „Form" ist bei der ersten wissenschaftlichen Ausbildung der deutschen Sprache (von den St. Gallischen Uebersetzern) ganz naiv mit „Bild" gegeben worden. Kann man sich daher wundern, daß er außerhalb der Gebiete, denen diese Anwendung genügt, das heißt der künstlerischen (inklusive Sprache und Technik), im landläufigen Sinne ungeheure Verwirrung anzurichten imstande ist? Die „ethische Teleologie" von Anthropologen dieses Schlages sieht dann im formalen Endzweck der Schöpfung natürlich die eigene anthropologische Form mit Haut und Haaren, die Rasse. Die „reine Form" des sittlichen Gesetzes wird hier zur (magischen) Formel, die ihre Deszendenz in Runen und Zaubersprüchen sucht. Physische Teleologie nun gar wird in diesen Regionen sehr bald krasse Idoloskopie werden, die ein zweites Formenreich der Natur innerhalb der Natur schafft und der es nichts kostet, das Abstruse mit dem Trivialen sich substantialisieren und dematerialisieren zu lassen. Sie braucht nicht gleich zu Astralleibern, Schinkenknochen und Rosenapporten aus der „inneren Dimension" zu greifen, um dem gesunden Denken mit einem inneren Formenkram möglichst mikroskopischer, aber nichtsdestoweniger höchst substantieller Natur recht beschwerlich zu fallen und es zu veranlassen, sich von einem solchen Materialismus aus zweiter Hand lieber gleich auf den naiven, erkenntnistheoretisch unberührten seiner fünf Sinne zurückzuziehen.

Digitized by Google

Es bleibt dem Formbegriff der Teleologie bei der Desubstantialisierung „ein Erdenrest“, der wie der Aktionalismus der Kausalität vom Menschlichen nicht los kann. Er ist anthropo m o r p h im eigentlichen Sinne — denn das innere Bild im menschlichen Vorstellungsvermögen hat ihn gebildet —, wie dieser anthropo g e n, aus dem menschlichen Bewußtsein der Gründe des Handelns erzeugt. Stammt dieser — der Kausalitätsbegriff — aus der allgemeinen Sphäre des Willens, so jener — der der inneren Form — aus der Sphäre der Vorstellung, wie im ganzen Umkreis der Lebenserscheinung nur der Mensch sie zeigt. Der Kausalitätsbegriff wird daher immer allgemeinere und selbst über die Sphäre der Lebensäußerung — nach einem stetigen Analogieprozeß — hypothetisch zulässige Geltung in der Wissenschaft beanspruchen dürfen. Dem teleologischen haftet der Stempel „menschlicher Erdichtung“ von Hause aus an und der V e r d a ch t einer solchen erschwert ihm auf gleich objektiver Erfahrungsgrundlage die Konkurrenz mit der nichtigsten Kausalitätserklärung. Daher wird eine synthetische Betrachtungsweise, die ihre Intuition, wenn auch nur scheinbar (wie die des Spinoza), auf das Kausalitätsprinzip gründet, des Beifalls der erkenntnistheoretischen Laien (und diese bilden nicht bloß unter Gebildeten, sondern noch mehr unter Gelehrten die große Mehrzahl!) immer vor der teleologischen sicher sein können. Und doch liegt diese ihr verhüllt naturgemäß zugrunde. Denn Spinozas **causa immanens** ist nichts anderes als der Selbstzweck, die innere formale Bestimmung eines Ganzen („**tanquam causa formalis**“ **exempli gratia Eth. V, prop. 31**); wie denn sein **tertium cognitionis genus . . . sub specie aeterni . . .** in diesem Grundsinn teleologisch (ethikotheologisch) ist. Allein Spinoza schränkt die Anthropogenie seines Kausalitätsprinzips soweit als möglich ein: schon durch die Annahme des Dogmas von der allgemeinen Unfreiheit des Willens (und psychologisch im besonderen durch Beschränkung auf die einzelnen Willensakte mit völliger Umgehung des Willens als solchen, der als **facultas negandi aut probandi** mit dem Intellekt identifiziert wird). Den anthropomorphen Charakter seines teleologischen Prinzips aber verhüllt er weislich, indem er a l l e s als Selbstzweck auffaßt, nichts in der Natur als Mittel für etwas anderes im Sinne der Physiko-Theologie gelten läßt, und alle ä u ß e r e n Zwecke (sozialer wie individueller Art) mit der gesamten populären Theologie in die spezifisch-m e n s ch l i ch e Disziplin der P o l i t i k verweist. Dadurch gewinnt sein System mit jenem „mathematischen“ Scheine strenger kausaler Geschlossenheit das Gepräge persönlicher R e i n h e i t. Diese hat es stets dem Hausgebrauch auch solcher Geister empfohlen, die über seine erkenntnistheoretische Doppelsinnigkeit nicht im Unklaren bleiben konnten.

Denn die R e i n h e i t d e s Z w e ck e s, das ist doch wohl das Kriterium wie für die Verfolgung äußerer Zwecke im Leben, so für den Gebrauch der Teleologie in der Wissenschaft. Nur sie — sie aber auch stets — wird ein redliches synthetisches Verfahren nicht bloß mit sachlichem Erfolg krönen und dadurch auch äußerlich rechtfertigen. Sie wird es auch vor jenem V e r d a ch t, der Einmengung speziell menschlicher Erdichtung, im Interesse speziell menschlicher (also politischer!) Spekulation, wie sie sich heute mehr als je auf dem literarischen Markte — teleologisch wie ateleologisch! — breit macht, letzlich frei machen.

Wir empfehlen also bei Verwendung des Begriffs „innere Form“ in Natur- wie Geisteswissenschaft ihr politisches Korrelat der r e i n e n, als der sozialen „inneren Zweckmäßigkeit“. Dann wird sie unschädlich bleiben und — es weiter bringen. Wie leitete doch der D i ch t e r seine teleologische (morphologische) Zeitschrift ein:

> Weite Welt und breites Leben,
> Langer Jahre r e d l i ch Streben,
> Stets geforscht und stets g e g r ü n d e t,
> Nie geschlossen, oft g e r ü n d e t,
> Aeltestes bewahrt mit Treue,
> Freundlich aufgefaßtes Neue,
> Heitern Sinn und r e i n e Z w e ck e:
> Nun, man kommt wohl eine Strecke.

München. K a r l B o r i n s k i.

Zur Geschichte der Räderuhr.*)

Die königlichen Museen in Berlin haben, vorbildlich hierin, wie in dem konsequenten Ausbau der Sammlungen, seit vielen Jahren für die Ausarbeitung von Spezialkatalogen gesorgt. Der eine berichtet von der Münzensammlung, ein anderer von der Plastik, ein dritter von den Elfenbeinbildwerken und so fort. Da in den Sammlungen gute Beispiele für die ganze Entwicklung vorhanden sind, so wachsen sich diese Kataloge zu Handbüchern aus, die gern auch von denen benützt werden, die sich überhaupt aus solchen Gebieten Kenntnisse holen wollen, ohne die Berliner Sammlung benützen zu können. Dieses Katalogwerk entspricht den Anforderungen, die man an große, moderne Sammlungen stellen muß: es darf ihnen nicht genügen, die Schätze zu bewahren, sie müssen auch das Verständnis für sie pflegen und erweitern und die Stücke auf diese Weise wirklich zugänglich machen.

Das bayerische Nationalmuseum hat sich in diesem Sinn nicht mit Ruhm bedeckt. Ganz abgesehen von Beschreibung der Spezialsammlungen, fehlt überhaupt heute noch der Katalog des Museums. Seit zehn Jahren ist am — heute veralteten — Gesamtkatalog nicht mehr gearbeitet worden und wer sich über Renaissance, barocke und spätere Kunst im Museum unterrichten will, muß sich auf sein gutes Auge und seine eigene Kenntnis verlassen.

Hier soll nun, wie es scheint, Wandel geschaffen werden, denn Dr. Bassermann-Jordans Arbeit ist zum Teil im Auftrag der Direktion entstanden. So hat diese also das dringende Bedürfnis empfunden und wird wohl künftig, da ja nun die Umräumung der Bestände in das neue Haus vollzogen ist, dafür sorgen, daß bei einem Beamtenstande von über 12 Herren nicht wieder zehn volle Jahre ohne jede wissenschaftliche Arbeit im Sinne der Sammlung vergehen.

Wie die erwähnten Berliner Einzelbeschreibungen, so ist auch das vorliegende prächtige Werk im besten Sinne ein Handbuch. Es schickt dem peinlich gearbeiteten Katalog eine Geschichte der Räderuhr voraus, die alle Phasen der Entwicklung technisch, wie künstlerisch festlegt. Es ist kein Buch für Uhrmacher — wie man vielleicht vermuten könnte —, sondern für kunst- und kulturhistorisches Interesse geschaffen. Folgt man den Ausführungen des Verfassers, die, knapp gehalten, die Entwicklung durch die Jahrhunderte festlegen, so rollt sich zugleich das Bild der gesamten Zivilisation und Kultur auf.

Räderuhren hat die Antike nicht gekannt. Wohl aber gab es Sonnenuhren, Wasseruhren und Sanduhren, welche dem Bedürfnis nach Zeiteinteilung genügten. Zur allgemeinen Einführung gelangten die Uhren in Griechenland wie in Rom verhältnismäßig spät; erst mit Einführung der Zwölfteilung des Tages bürgern sie sich in Griechenland ein, und das 3. Jahrhundert in Rom kennt noch keine Wasseruhr; 263 war die erste Sonnenuhr hingelangt. „Diese Zeitmeßinstrumente des Altertums bilden die Grundlage für alle späteren Erfindungen auf diesem Gebiete, weil alles, was die Renaissance geschaffen, sogar unter dem direkten Einflusse des Altertums steht und aus den antiken Anregungen hervorgegangen ist, die durch Vermittelung des Ostens, wo die antike Tradition niemals ganz erlosch, ihren Weg wieder bis zu uns gefunden haben.“ An Ideen ist bis in die jüngere Zeit überhaupt nichts Neues hervorgebracht worden.

Die Völker des Ostens vermitteln dem Westen die Kenntnis der Zeitinstrumente. Wie Wunderwerke werden die ersten Uhren aufgenommen, die in unsere Striche gelangen.

Harun al Raschid schickt 807 Karl dem Großen aus Bagdad jene berühmte Wasseruhr mit beweglichen Figuren. Der Kaiser, der gründliche Kenner antiker Kultur, war überrascht. Der Osten hatte mehr vom Können der Alten zu erzählen, als ihre eigene Scholle. Die Wechsel der Völkerwanderung hatten die Tradition vernichtet. Derartige Automaten existierten in Byzanz, Bagdad und Damaskus, in letzterer Stadt sogar an der Außenseite der Moschee als erstes Beispiel einer öffentlichen Schlaguhr.

*) **Die Geschichte der Räderuhr** unter besonderer Berücksichtigung der Uhren des Bayerischen Nationalmuseums von Dr. **Ernst Bassermann-Jordan**. Frankfurt a. M., Heinrich Keller, 1905.

Digitized by Google

Gerbert von Reims ist einer von den Gelehrten, die den Westen mit den Uhren des Orients wieder vertrauter machen. Aber zur Ueberflügelung antiker Kenntnis führten die folgenden eigenen Arbeiten nicht, und auch Alfons von Castilien 1252—1284 steckt noch vollkommen auf dem Boden antiker Uhrmacherkunst. Auch die Quecksilberuhr Alfons von Castilien baut sich auf Herons Konstruktion auf. Aber von ihr zur Räderuhr ist nur mehr ein kleiner Schritt, indem das Prinzip der Trennung der bewegenden und regulierenden Kraft bereits durchgeführt ist.

Die Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert bringt endlich die erste Räderuhr. Die Kommentierung der Stelle aus dem Paradiso

> e come cerchi in tempra d'oriuoli
> si giran sì, che 'l primo, a chi pon mente,
> quieto pare, e l'ultimo che voli.

läßt den Verfasser in Dantes Versen die Beschreibung einer Räderuhr erkennen, nicht aber einer Schlaguhr, wie behauptet wurde.

Mit der Einführung der Räderuhr aber beginnt auch die Aufstellung öffentlicher Schlaguhren. Das Aufblühen des Handels verlangte Regelung der Stunden. Der französische Dichter Froissart schildert 1370 in begeisterten Versen eine Schlaguhr seiner Zeit. Azzo Visconti schenkt Mailand 1336 seine erste öffentliche Schlaguhr, 1354 hat Straßburg seine erste Münsteruhr und 1361 folgt Nürnberg mit seinem Wahrzeichen in Uhrgestalt, dem Männleinlaufen. Die beiden letzten vereinigen wieder die Kunst mit der Technik — im Gegensatz zu früheren Uhren, deren mühsam geschaffener Mechanismus nicht durch Ausschmückung in den Schatten gestellt werden sollte. Im 15. und 16. Jahrhundert werden die herrlichen Domuhren geschaffen. Der Mechanismus steigert sich mit der wachsenden Erkenntnis astronomischer Tatsachen, ebenso wie Reichtum und Schönheit der Schmückung. Die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts endlich zeitigt die höchste Blüte. Neben religiösen Darstellungen — der Verkündigung, Anbetung — wird der lebende Wecker, der Hahn, oftmals gebildet und die Totentanzidee führt den Tod als Schlagmännchen ein. Diese Jaquemarts aber, die den Stundenschlag vermitteln, seien es, wie in früheren Zeiten, wilde Männer, Mohren, oder wie später der Tod, leiten das Glockenspiel ein, das mit und ohne Figuren bis ins 18. Jahrhundert gebaut wird.

Die Aufstellung von öffentlichen Uhren führt nun auch schnell zur Einführung im Haus, und in ähnlich kurzer Frist wie das antike Rom versah sich jetzt der Norden mit Uhren fürs Haus. Der kunstfreundliche burgundische Hof ging voran und die Federzuguhr Philipps des Guten, heute in Wiener Privatbesitz, ist eines der glänzendsten Erzeugnisse der Uhrmacherkunst überhaupt. Die Anwendung der neu erfundenen Feder jedoch für die äußere Gestaltung der Uhr zu benützen, blieb dem 16. Jahrhundert vorbehalten. So beschränkt sich das Verdienst Peter Henleins von Nürnberg auf die Erfindung kleiner, tragbarer Uhren, während er die Feder schon aus älteren Werken übernommen hat. Künstlerisch wieder nimmt unter den Hausuhren jene Art die erste Stelle ein, welche mit Automaten verbunden als Prunkstück für die Höfe der Fürsten entstand. Große Künstler wie Lionardo nahmen keinen Anstand, Entwürfe für solche Zwecke zu fertigen. So schuf er einen Löwen, der dem König von Frankreich entgegenging und seine Brust öffnete, in der statt des Herzens Frankreichs Lilien blühten. Wenn auch solche Werke nicht als Uhren gedacht waren, so standen sie doch meist mit solchen in Verbindung und ein Uhrmacher hat ihr bewegendes Räderwerk ausgeführt. Eine Abart der Automaten endlich waren die Wasserspiele, die in der Renaissance sehr beliebt waren — Hellbrunn bei Salzburg birgt eines der großartigsten. Verninis Wasserkünste jedoch haben ihnen für immer ein Ende bereitet.

Wie der Verfasser von diesen großen prächtigen Arten der Räderwerke berichtet, so geht er auch auf die Entwicklung der einfacheren Gebrauchsuhren ein: der Tischuhr, der Wanduhr auf Konsolen, der Standuhr, der Hals- und Taschenuhr endlich.

In der Renaissance war die Uhr Juwel, der prunkende Beweis für Reichtum. Die Höfe hielten sich ihre Mechaniker, nicht anders machten es die Städte. Karl V. suchte, wo er war, die berühmten Uhrmacher auf, ihnen Beschäftigung gebend, der Hof von Urbino hielt sich ständig erprobte Meister und der Haushalt sah hierfür einen eigenen Posten vor. So sehen wir denn auch auf Porträten oftmals Uhren, die Herzogin Eleonore von Urbino auf Tizians Bild, der Kaufmann Gitze auf Holbeins Werk mögen als Beispiele dienen. Dies weitgehende Interesse haben spätere Zeiten der Uhr nicht mehr entgegengebracht, wenn auch ihnen erst die letzten Vervollkommnungen, die Erfindung der Pendeluhr, die moderne Gestaltung der tragbaren Uhr vorbehalten waren. Diese letzten Abschnitte, so übersichtlich sie gehalten, so gründlich sie gearbeitet sind, werden wegen ihrer Spezialisierung weniger mit dem allgemeinen Interesse rechnen dürfen, das die Entwicklung bis hierher, als kulturgeschichtliches Bild verdient. Es folgen der Katalog der Uhrensammlung des kgl. Nationalmuseums und endlich eine Reihe der bestgelungenen Tafeln, welche die im Buch eingereihten Abbildungen ergänzen. Ich möchte noch etwas betonen, was mir am Buche, abgesehen vom Geschmack der in allem überlegten Ausstattung besonders gefallen hat: Themen auf Spezialgebieten beruhen meist auf einer starken Einseitigkeit des Autors. Kaum jemand, der nicht gleiche enge Interessen hat, greift nach solchen Büchern, die spröde Kost fliehend, die die Regel ist. Hier mag er sich an einer Ausnahme erfreuen. Ein großer Zug geht durch das ganze Buch, ein starker Sinn für jede Kulturäußerung ist dem Verfasser eigen. Mit der gleichen Klarheit, mit der er Rädchen um Rädchen in der Uhr verfolgt, dringt er ein in die erdbewegenden Gesetze, mit dem gleichen Wissen stellt er kleine scheinbar nichtssagende künstlerische Aenderungen am Gehäuse und ebenso die wichtigsten Stilanalysen fest. Von der Hausuhr der Gotik sagt er, daß sie zur Kapelle, zum Kirchturm wird, weil die bildende Kunst der Gotik überhaupt Architektur ist, die Uhr des Rokoko wird zum Möbel, auch wieder den innersten Gesetzen der Zeit folgend. In der weiten Betrachtungsweise des Verfassers liegt die Begründung, warum dies Buch nicht nur eine Bereicherung der engeren Fachliteratur, sondern eine Förderung der Kulturgeschichte bedeutet.

Fiesole. Dr. Ludwig v. Buerkel.

Bücher und Zeitschriften.

Oskar Wilde. Von Hedwig Lachmann (die Dichtung, B. XXXIV.) Schuster u. Loeffler. Berlin u. Leipzig.

Ungeachtet der Schriftenflut, die sich über den englischen Dichter und Lebenskünstler ergossen hat und einem vor der kritischen Produktivität des Zeitalters fast Angst machen könnte — wird man diese einfach geschriebene, von innerlicher Wärme erfüllte, in aller Bewunderung für ihren Helden maßvoll abwägende, klar und fein durchgeführte Schilderung gerne lesen. Sie vermeidet die Fehler, die wir an dieser Stelle manchen dieser kleinen Monographien nachsagen mußten, besonders der allzugroßen Subjektivität, und gibt doch nichts preis von allem dem, was in der Verfasserin durch die Kunst, die Persönlichkeit und das Schicksal des Dichters erweckt worden ist. So bildet sie in ihrer Sachlichkeit und doch ihrem intimen Nachfühlen und Nachspüren ein weibliches Seitenstück zu einem andern dieser Bändchen, der tüchtigen Darstellung des Dichters Fontane durch Joseph Ettlinger: beide, obwohl in Stoff und Art verschieden, doch in einem verwandt: dem ruhigen sichern Erfassen des Kerns der Sache. Das Lachmannsche Büchlein ist denen, welche in Kürze ein gediegenes Bild des Dichters wünschen, sehr zu empfehlen. Eine Reihe interessanter Abbildungen Wildes ziert das Bändchen, und einige Uebertragungen zeigen, daß Hedwig Lachmann auch hier über eine fast vollkommen zu nennende Uebertragungskunst verfügt.

Albert Geiger.

Digitized by Google

Allgemeine Rundschau.

6. Jahresversammlung des Allgemeinen Deutschen Vereins für Schul-Gesundheitspflege.

S. & H. **Stuttgart**, 14. Juni. Im Vortragssaale des Landes-Gewerbemuseums begann heute die 6. Jahresversammlung des Allgemeinen Deutschen Vereins für Schul-Gesundheitspflege, an der etwa 400 Vertreter aus dem ganzen Reiche teilnahmen. Den Vorsitz führte Professor **Griesbach** (Mülhausen i. E.).

Zunächst folgte eine Reihe von Begrüßungs-Ansprachen. Im Namen des Königs wünschte Kultusminister Dr. v. **Weizsäcker** den Verhandlungen besten Erfolg. Geheimer Oberbaurat **Detius** (Berlin) überbrachte die Grüße des preußischen Ministeriums für öffentliche Arbeiten, den Willkomm der Stadt Stuttgart G.-R. Dr. **Rettich**. Nach verschiedenen weiteren Begrüßungs-Ansprachen verlas der Vorsitzende ein Begrüßungsschreiben des **französischen Schwestervereins** und sprach namens des Vereins für die wohlwollenden Worte der Vorredner herzlichen Dank aus. Dann verbreitete er sich des längeren über die Frage der Unterrichtshygiene, wobei er vorab betonte, in den heutigen höheren Schulen habe die Jugend keine Zeit zu Spiel und Zerstreuung. Ein wunder Punkt sei die Frage des Examens. Man denke doch an die Forderungen des Abiturienten-Examens. Keiner der Anwesenden und — so behaupte er — kein Mitglied der Prüfungskommission sei augenblicklich imstande, dieses Examen zu bestehen. (Heiterkeit.) Viele Anforderungen mathematischer, philosophischer und naturwissenschaftlicher Art gehören erst in der Hochschule gestellt. Wenn hierin nicht bescheidener vorgegangen wird, dann gehe das Nervensystem unserer Kinder zugrunde. Vor allem aber müsse der Ruf erschallen nach einer **Einheits-Volksschule**. Keinerlei konfessionelle Abtrennung! (Bravo!)

Nunmehr beschäftigte sich die Versammlung mit der Frage über **Anfang und Anordnung des fremdsprachlichen Unterrichts**. Hierzu waren als Redner bestimmt Professor Dr. phil. **Viëtor** (Marburg) und Dr. med. **Jäger** (Stuttgart). Prof. Dr. Viëtor legte sich die Frage vor, wie man der Ueberbürdung der Schüler, die trotz aller abgeänderten Lehrpläne vorhanden sei, begegnen könne. Bei Beantwortung dieser Frage zog Redner namentlich **gegen die Fachklassen** zu Felde. Der Redner faßte seine Ausführungen in folgenden Leitsätzen zusammen: 1. Es ist wünschenswert, daß dem fremdsprachlichen Unterricht eine längere Beschäftigung mit der Muttersprache vorausgeht, wobei nicht auf den grammatischen Betrieb, sondern auf die Erweckung und Festigung des Sprachgefühls — in Verbindung hiermit auch auf die lautliche Schulung an der Hand der Mundart — das Hauptgewicht zu legen ist. 2. Die gewonnene Zeit ist nur zum Teil auf den Unterricht im Deutschen, zum anderen Teil auf Erholung, Spiel und freie Betätigung, sowie auf die Anleitung zum Beobachten und auch zeichnerischen Darstellen des Beobachteten zu verwenden. 3. Das Hinausschieben des fremdsprachlichen Unterrichts darf der überhaupt zu fordernden Verkürzung der täglichen Unterrichtszeit keinen Eintrag tun, also keine spätere Vermehrung der fremdsprachlichen Stunden herbeiführen.

Der zweite Hauptredner, Dr. med. **Jäger** (Stuttgart), gab zunächst einen kurzen geschichtlichen Ausblick auf das höhere Schulwesen in Deutschland, um die Aufnahmefähigkeit des Gehirnes vom ärztlichen Standpunkt aus zu beleuchten. Den wesentlichen Inhalt seines Vortrages faßte Redner dann für den Sprachunterricht in folgendem zusammen: 1. Die Muttersprache ist in den Mittelpunkt dieses Unterrichts zu stellen. 2. Die Frage nach dem Beginn des fremdsprachlichen Unterrichts ist in zwei zu zerlegen, da es zwei Wege der Erlernung gibt: a) den Weg, wie das Kind die Muttersprache erlernt; b) den Weg der Grammatik. Der erstere ist der natürliche, physiologisch-biologische Weg. Er entspricht dem erwerbenden, stoffsammelnden Denken der Jugend und der allmählichen Entwicklung des Gehirnes an der Hand der Sinne und der Anschauung. Diese Art kann einsetzen, so früh sie will. Der andere Weg, der der Grammatik, entspricht dem ordnenden Denken des Erwachsenen, dem fertig-entwickelten, für den verwickelten Prozeß abstrakt-philosophischer Denkoperationen ausgereiften Gehirn. Für diese Art gilt deshalb: so spät als möglich. Der fremdsprachliche Unterricht ist jedenfalls auf der Unterstufe, soweit es irgend die Eigenart des Massenbetriebes der Schule ermöglicht, der ersten Art zuzuweisen. Hieraus ergibt sich für die Reihenfolge der Fremdsprachen: 1. Zunächst lebende Sprachen, da sie allein der Forderung der natürlichen Erlernung genügen können. 2. Ihre Folge müßte sein: erst Englisch, dann Französisch, weil der Gang vom Näherstehenden und damit Leichteren zum Fernstehenden und Schwierigeren der natürlichen Entwicklung der jugendlichen Kräfte mehr entspricht. 3. Der ausschließlich grammatikalische Betrieb der toten Sprachen (Latein, Griechisch und Hebräisch) ist den höheren und höchsten Altersstufen zuzuweisen.

An diese beiden Referate schloß sich eine rege Erörterung an. Nach längerer Debatte brachte Professor Viëtor folgenden Antrag ein: Die 6. Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Vereins für Schul-Gesundheitspflege spricht den Wunsch aus, es möge den Schulen, die sich dazu bereit erklären, versuchsweise erlaubt werden, den fremden Sprachunterricht erst in der zweituntersten Klasse zu beginnen. Die Versammlung bittet den Vorstand, diesen Wunsch den deutschen Regierungen zu unterbreiten. — Der Antrag wurde mit allen gegen drei Stimmen angenommen und dann die Beratungen bis morgen ausgesetzt.

✠

Kleinere Mitteilungen.

r. **Der 15. Deutsche Geographen-Tag** in Danzig wurde gestern (Donnerstag) durch Professor **Oberhummer** (Wien) geschlossen. Zum Orte der 16. Tagung, die in zwei Jahren stattfindet, wurde **Nürnberg** gewählt. — Die Hauptversammlung des **Vereins Deutscher Chemiker in Bremen** wählte zum nächsten Versammlungsort **Nürnberg** und ernannte Professor E. **Fischer** (Berlin) zum Ehrenmitglied. An den Kaiser wurde ein Huldigungstelegramm gesandt.

* **Der 11. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Gynäkologie** findet zur Zeit (vom 14. bis 17. d. M.) in Kiel unter dem Vorsitz des Geh. Medizinalrates Prof. Dr. Werth (Kiel) statt. Etwa 200 Aerzte aus allen Teilen Deutschlands nehmen daran teil. Mit dem Kongreß ist eine reichhaltige Ausstellung von Geräten für Ausübung der Frauenheilkunde, Geburtshilfe und von Lehr- und Anschaffungsmitteln verbunden.

C. K. **Eine archäologische Ausstellung in Paris.** Wie aus Paris berichtet wird, ist im „Petit-Palais“ eine Ausstellung der „Gesellschaft für archäologische Ausgrabungen“ feierlich eröffnet worden. Der „clou“ ist unbestreitbar das Ergebnis der **Ausgrabungen Gayets** in Antinoë. Die Mumien führen uns in ihrem Kostüm und ihrer ganzen Ausrüstung die wichtigsten Personen bei den olympischen Spielen vor: den Wagenlenker mit der Peitsche in der Hand, den Krieger, den er führte, mit dem hohen Helmbusch und seinen Schwertern, den Priester, dem es obliegt, die Statue des Antinous mit Gewändern zu schmücken, mit seinen heiligen Ibissen, die Sängerin desselben Gottes mit ihrem kleinen schon viel besprochenen Marionetten-Theater, auf dem kleine elfenbeinerne Puppen den heiligen Mythus von Tod und Wiederauferstehung des Osiris darstellen; dann eine sehr wirkungsvoll aufgebaute Totengruft, die mit den um die Körper angezündeten Lampen einen schauerlichen Eindruck hervorruft, endlich eine große Anzahl kostbarer einzelner Gegenstände, die Gayet gefunden. Weiter ist im „Petit-Palais“ der Schatz von Mysore in massivem Gold ausgestellt, der Charles Carpeaux, der Sohn des großen Bildhauers, verdankt wird; ein authentischer griechischer Wagen, ein Exemplar, wie nur sehr wenige existieren, und viele andere Denkmäler, die von der Herrlichkeit der alten Kultur zu uns reden, vervollständigen die Ausstellung, deren Inhalt dann später den einzelnen französischen Museen zugute kommen soll.

Digitized by Google

* Deutsche Lehrstellen im Auslande. Die deutsche Schule zu Campina (Rumänien) sucht zum 1. September 1905 mit vorläufiger Verpflichtung auf ein Jahr, freier Hin- und nach zwei Jahren freier Rückreise, einen evangelischen Volksschullehrer mit 1. und 2. Prüfung und Befähigung zum Turnunterricht. Gehalt 150 Francs. Etwa 26 Pflichtstunden; ferner ein Kindergärtnerin. Gehalt 100 Fr. — Die deutsche Schule zu Desterro (Südbrasilien) sucht zum 1. Januar 1906 einen jungen, unverheirateten evangelischen Lehrer mit musikalischen Kenntnissen, um den Gesangsunterricht zu leiten. Gehalt 150 Milreis (zirka 150 M.) nebst freier Wohnung. Etwa 28 Pflichtstunden. Verpflichtung auf vier bis 5 Jahre. Freie Hin- und Rückreise. Bewerbungen tüchtiger, gesunder und unbescholtener Lehrkräfte mit beglaubigten Zeugnisabschriften, Lebenslauf und Photographie sind nur zu richten an die Lehrervermittlungsstelle des Allgemeinen Deutschen Schulvereins, Berlin W. 62, Landgrafenstr. 7/3.

❧

Hochschulnachrichten.

* **Straßburg.** Der Oberlehrer an der Navigationsschule zu Elsfleth Dr. Emil Timerding, der schon früher in Straßburg als Privatdozent tätig war, ist als ordentlicher Professor der Mathematik an die Kaiser Wilhelm-Universität berufen worden.

* **Aachen.** Seinen 70. Geburtstag feierte am 13. d. M. der Geh. Regierungsrat Wüllner, Professor der Physik an der hiesigen Technischen Hochschule.

hc. Göttingen. Mit einer Probevorlesung: „Ueber die Bedeutung des corpus luteum in anatomischer, physiologischer und pathologischer Beziehung“ hat sich der erste Assistenzarzt an der hiesigen Frauenklinik Dr. Richard Birnbaum als Privatdozent für Geburtshilfe und Gynäkologie habilitiert.

* **Breslau.** Nach langen schweren Leiden ist (wie bereits an anderer Stelle des Blattes gemeldet) am Mittwoch der Direktor der Chirurgischen Klinik unserer Universität, Geh. Medizinalrat Prof. Dr. v. Mikulicz-Radecki, gestorben. Johannes Mikulicz war am 16. Mai 1850 in Czernowitz geboren. Er machte seine Studien seit 1869 in Wien, wurde 1875 promoviert, arbeitete darauf drei Jahre als Operationszögling unter Billroths Leitung und wurde dann dessen Assistent, was er bis 1881 blieb. 1880 hatte er sich als Privatdozent der Chirurgie in Wien habilitiert und 1882 wurde er ordentlicher Professor und Direktor der chirurgischen Klinik in Krakau. 1897 erhielt er die Königsberger Chirurgie-Professur. 1890 kam er als Nachfolger des nach Berlin übersiedelnden Geheimrates Hermann Fischer als Chirurg nach Breslau. Im selben Jahre erfolgte seine Ernennung zum Geheimen Medizinalrat. 1899 wurde ihm der Adel verliehen. Auf seinem Arbeitsgebiete war v. Mikulicz bekannt als ein eifriger Anhänger der Antiseptik, neuerdings auch der Asepsis; er schrieb: „Die antiseptische Wundbehandlung und ihre Technik“, „Ueber die Anwendung der Antiseptik bei Laparotomien“, „Ueber die Verwendung des Jodoforms bei der Wundbehandlung und deren Einfluß auf fungöse und verwandte Prozesse“ und anderes. Im Jahre 1881 erschien seine Arbeit „Ueber Gastroskopie und Oesophagoskopie, worin er die heute geübte Methode der Oesophagoskopie begründet. Andere Arbeiten behandeln die Therapie des Kropfes und der Basedowschen Krankheit. Von weiteren Veröffentlichungen sind zu nennen der „Atlas der Krankheiten der Mund- und Rachenhöhle“ (gemeinsam mit Michelson bearbeitet) und „Die Krankheiten des Mundes“ (gemeinsam mit Kümmel). Mit Bergmann und Bruns redigierte Mikulicz das Handbuch der praktischen Chirurgie, mit Naunyn die „Mitteilungen aus den Grenzgebieten der Medizin und Chirurgie“.

* **Posen.** Die Ernennung des bisherigen außerordentlichen Professors für Staatsrecht an der Universität Heidelberg Dr. Julius Hatschek zum Professor an der hiesigen Akademie ist soeben amtlich bekannt gemacht worden.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Prof. Dr. Lothar Seuffert: Kommentar zur Zivilprozessordnung in der Fassung der Bekanntmachung vom 20. Mai 1898 nebst dem Einführungsgesetze. Neunte, neu bearbeitete Auflage. (7. bis 10. [Schluss-] Lieferung.) München 1905. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 815 S. — Konni Zilliacus: Das revolutionäre Russland. Eine Schilderung des Ursprunges und der Entwicklung der revolutionären Bewegung in Russland. Autorisierte und im Auftrage des Verfassers veranstaltete Uebertragung aus dem Schwedischen von Friedrich v. Känel. Frankfurt a. M. 1905. Literarische Anstalt (Rütten u. Loening). 390 S. — Ernst Rethwisch: Schwarzwaldzauber und Anderes. Mit Bildern v. Arno Grimm. Leipzig. Arwed Strauch. 84 S. — Marie Diers: Frau Elsbeth. Roman. Berlin. Hermann Krüger. 223 S. — Dieselbe: Sonnenkinder. Roman. Ebenda. 352 S. — Prof. Dr. Reinhold Hofmann: Dr. Georg Agricola. Ein Gelehrtenleben aus dem Zeitalter der Reformation. Mit einem Bildnis Agricolas. Gotha 1905. Friedrich Andreas Perthes. 148 S. — Bericht über den 6. Internationalen Altkatholiken-Kongress in Olten vom 1. bis 4. September 1904. Hersg. vom Organisationskomitee. Aarau 1905. Selbstverlag. 149 S. — Max Steiner: Die Rückständigkeit des modernen Freidenkertums. Eine kritische Untersuchung. Berlin 1905. Ernst Hofmann u. Co. 125 S. — Anton v. Perfall: Die Finsternis und ihr Eigentum. Stuttgart. Robert Lutz. 328 S. — Dr. O. Frölich: Die Entwicklung der elektrischen Messungen. Mit 124 eingedruckten Abbildungen. (Die Wissenschaft. Sammlung naturwissenschaftlicher und mathematischer Monographien. Heft 5.) Braunschweig 1905. Friedrich Vieweg u. Sohn. 192 S. — G. Münzer: Wunibald. Eine tragikomische Musikanten- und Kritikergeschichte. Leipzig 1905. Bartholf Senff. 227 S. — Joh. F. Hahn: Der Theologe auf Schleichwegen. München 1905. E. W. Bonsels. 32 S. — Adam Krechowiecki: Der Fischer von Casamicciola. Roman. Autorisierte Verdeutschung. Stuttgart 1905. Strecker u. Schröder. 114 S. — Th. von Sosnosky: Das sechste Gebot. Roman. Berlin 1904. Richard Eckstein Nachf. (H. Krüger). 307 S. — Dr. Max v. May: Moderne Gedanken. Bern. A. Francke, vorm. Schmid u. Francke. 78 S. — Adolf Wilbrandt: Erinnerungen. Mit Porträt. Stuttgart u. Berlin 1905. J. G. Cotta Nachf. 258 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1905. 135. Band. Zwölftes Heft.

Inhalt: Gefährdung des Hauses Habsburg durch Ungarn. Aus Oesterreich. — Die literarischen Leistungen der Chorherrenstifte Oesterreichs seit 300 Jahren. — Das geplante österreichische Auswanderungsgesetz seiner Tendenz und seinem Inhalte nach. — Reichstagsbrief. VI. — Die Darstellung der „Via crucis“ in der neueren kirchlichen Malerei. — Bibliographie der deutschen Universitäten. — Zwei Gedichte von Guido Görres. (13873)I

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen: (13877)I

Sechs kleine Dramen

von

Paul Heyse

(Dramatische Dichtungen. 37. und 38. Bändchen)

Inhalt: Eine alte Geschichte — Die Zaubergeige — Zu treu — Horaz und Lydia — Der Stern von Mantua — Die Tochter der Semiramis

Geheftet M. 3.20

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Digitized by Google

Jahrgang 1905. München, Sonntag, 18. Juni. Nummer 140.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Erzieher zu deutscher Bildung.

„Das deutsche Bildungsbedürfnis ist auf Abwegen." Mit diesem, heute schon fast zum Ueberdruß allerwegen ausgesprochenen Satze sucht eine von dem Verleger Eugen Diederichs in Jena veranstaltete Sammlung von Auslesen aus den Werken deutscher Denker und Dichter[1]) ihre Existenzberechtigung darzutun. Sie will die Bildungsfröneerei, die nur darauf ausgeht, über etwas informiert zu sein, und sich mit einem Wust von totem Wissen beladet, dadurch entgegenwirken, daß sie den Leser an die Quellen zurückführt und die Persönlichkeiten, denen wir das Beste und Lebendigste unserer heutigen geistigen Kultur verdanken, unmittelbar zu uns sprechen läßt. Den „schöpferischen" Menschen sucht sie wieder auf uns wirken zu lassen, anstatt uns, wie das besonders in den heute wie Pilze aus der Erde schießenden Sammlungen von Biographien hervorragender Männer geschieht, mit Urteilen unschöpferischer Epigonen über ihn voll zu füttern.

Wer dürfte es wagen, das Vernünftige und Löbliche einer solchen buchhändlerischen Absicht in Abrede zu stellen? Besonders wenn sie mit dem literarischen Geschick und dem feinen Gefühl für das Wesentliche ausgeführt wird, die unleugbar bei der Herausgabe der vier ersten Bändchen der „Erzieher zu deutscher Bildung" vorgewaltet haben. Es fragt sich nur, ob bei noch so vortrefflicher Umsetzung dieser Absicht in die Tat wirklich gehofft werden darf, daß unser deutsches, auf Abwege geratenes Bildungsbedürfnis wieder in rechte Bahnen geleitet werde; oder überhaupt, ob alle solche Sammlungen und Auslesen, mögen sie sich nun auf Quellenschriften erstrecken oder Bearbeitungen und beurteilende Zusammenfassungen enthalten, einen anderen und höheren Wert als den rein buchhändlerischen haben. Die „Erzieher zu deutscher Bildung" sind eine von so gesunden Grundgedanken getragene und — nach den ersten Bänden zu schließen — so gut gearbeitete Sammlung, daß sie als Musterbeispiel bei der Beantwortung der eben aufgeworfenen Frage dienen können. Wir werden deshalb, wenn wir gerade sie auf ihren eigentlichen Bildungswert hin etwas näher anschauen, wohl am besten zur Klarheit darüber gelangen, was wir von den heute so massenweise auftretenden Kollektiv- und Serienveröffentlichungen überhaupt zu halten haben.

* *

Mit Recht stellt die Verlagsbuchhandlung, welche diese Sammlung ins Leben rief, den Gedanken an die unmittelbare Einwirkung der Erzieher zu deutscher Bildung als Persönlichkeiten auf den Leser in den Vordergrund. Sie will Schriften wieder zum Allgemeingut des deutschen Volkes werden lassen, in denen sich, wie Schiller in einem Briefe an Fichte sagt, „ein Individuum lebend abdruckt", und die nie entbehrlich werden, „denn sie enthalten in sich ein unvertilgbares Lebensprinzip, eben weil jedes Individuum einzig und mithin auch unersetzlich ist". Eine Neuherausgabe des gesamten schriftstellerischen Lebenswerkes jener um unsere „Klassiker" sich scharenden Geistesheroen, die vor allem durch ihre Persönlichkeit erzieherisch auf unser Volk schon gewirkt haben und in Zukunft noch wirken sollten, ist in den meisten Fällen — wir weisen nur auf Fichte, auf Hamann, auf die beiden Schelling hin — schon aus rein äußeren, buchhändlerischen Gründen kaum möglich; sie würde auch kaum ihren Zweck, eben jene unmittelbare Einwirkung der Persönlichkeit, erfüllen, weil die in Frage kommenden Teile ihrer Leistung sich in dem gesamten schriftstellerischen Lebenswerke unter vielem unwesentlichen und den Leser oft abscheuchenden Nebenwerk verstecken. So blieb denn nur der Ausweg übrig, das dauernd Lebendige, das in ihren Werken verborgen ruht, durch kundige Hände heraussuchen, gleichsam wieder ausgraben zu lassen und sie in handlicher, den unmittelbaren Genuß erleichternder Form vor den Augen der Leser unserer Zeit auszubreiten.

Dies konnte in zweifacher Weise geschehen: entweder dadurch, daß man einzelne in sich zusammenhängende Stücke aus den Schriften jener Männer heraushob und sie zu einem einigermaßen homogenen, das Individuelle klar hervorhebenden Ganzen vereinigte; oder aber durch ein rein kursorisches Verfahren, welches aus ihrem gesamten Lebenswerk die „Lichtstrahlen" sammelte und diese in mehr oder weniger aphoristischer Form unter allgemeinen Gesichtspunkten zusammenstellte. Die Wahl des einen oder anderen Weges oder die Kombination beider Methoden in der Auslese mußte natürlich von dem Charakter der schriftstellerischen Wirksamkeit des „Erziehers" abhängen; das großzügige und zusammenhangsvolle Lebenswerk eines Herder gestattete die Wiedergabe in sich geschlossener Stücke eher als die fragmentarische Arbeitsweise eines Friedrich Schlegel, und die philosophischen Werke Fichtes erforderten wieder eine andere kursorische Behandlung als die ästhetischen Schriften Schillers. Diese notwendige Verschiedenartigkeit der Methoden der Herausgabe ist denn auch bei

[1]) Erzieher zu deutscher Bildung. Bis jetzt sind erschienen: Band 1: Gottfried Herder, Ideen, und Band 2: Friedrich Schlegel, Fragmente (beide herausgegeben von Dr. Friedrich von der Leyen); Band 3: J. Gottlieb Fichte. Ein Evangelium der Freiheit (herausgegeben von Dr. Max Rieß); Band 4: Friedrich Schiller, Aesthetische Erziehung (herausgegeben von A. Freiherrn v. Gleichen-Rußwurm). In Vorbereitung sind: Joh. Georg Hamann, Joh. Heinrich Pestalozzi, J. Joachim Winckelmann, F. W. Schelling, Friedrich Schleiermacher, Joh. Joseph Görres, Ph. Otto Runge, Jakob Grimm. — Jedem der handlichen Bände, deren Umfang sich zwischen zehn und zwanzig Druckbogen bewegt, ist ein Portrait des betreffenden „Erziehers" beigegeben.

den vorliegenden vier ersten Bänden der „Erzieher zu deutscher Bildung“ klar zum Ausdruck gekommen.

In den Herder-Band hat Fr. von der Leyen Herders Reisejournal von 1796, dieses einzige, wundervolle Selbstbekenntnis“, das „uns alle Tiefen und Weiten seiner Seele erschließt“, zum großen Teil und die Predigt des jungen Herder „Der Redner Gottes“, sowie das „Denkmal Johann Winckelmanns“ fast vollständig aufnehmen können, so daß der Leser einen vollkommenen Einblick nicht nur in die individuelle Schreibweise dieses „Erziehers“, sondern auch in den geistvollen, echt künstlerischen und klaren Aufbau seiner Darstellung erhält. Erst im zweiten Teile dieses Bändchens greift er zu der aphoristischen Auslese, indem er den Jugendschriften Herders und seinem großen Werke über die Philosophie der Geschichte der Menschheit einzelne, aber in einem großen Zusammenhang sich logisch aneinander reihende Ideen entnimmt. In dem Bändchen, das Friedrich Schlegels Fragmente behandelt, mußte er gleich von vornherein, wie es der Stoff ja erforderte, diese aphoristische Methode anwenden; der Inhalt stellt demgemäß Fragmente aus Fragmenten dar, aber eine trefflich geschriebene Einführung in das Lebenswerk Schlegels und die hieran sich anschließende Anordnung der einzelnen Fragmente nach den Gesichtspunkten, die aus dem Leben und Schaffen dieses geistvollen Mannes sich von selbst ergaben, nehmen dem Ganzen den Charakter des Zusammenhanglosen. Auch der Fichte-Band ist von seinem Herausgeber Max Rieß in seinem Hauptinhalte als Aphorismen-Sammlung angelegt, jedoch in der planvollen Weise, daß aus autobiographischen Dokumenten eine Fortentwicklung der Persönlichkeit des Künders des Evangeliums der Freiheit auf ethischem, politischem, erzieherischem und religiösem Gebiete aufgebaut und durch Stellen aus dem ganzen Umkreise seiner Werke belegt wird. Als kraftvoll wirkendes Schlußstück ist dieser aphoristischen Sammlung der Entwurf angehängt, den Fichte im Anschluß an den Aufruf König Friedrich Wilhelms III. „An mein Volk“ im Jahre 1813 nur für sich allein niederschrieb und der uns den ganzen Fichte, wie er schließlich geworden war, in der prächtigsten und eindrücklichsten Weise vor die Augen rückt.

Das Streben, die g a n z e Persönlichkeit des betreffenden „Erziehers“ teils in zusammenhängenden, teils in aphoristischen Aeußerungen vor dem Leser wieder lebendig werden zu lassen, kommt in der Bearbeitung der eben genannten drei Bändchen zum Ausdruck und ist im ganzen auch von Erfolg gekrönt. Weniger will mir aber die Behandlungsweise einleuchten, die dem von A. v. Gleichen-Rußwurm herausgegebenen Schiller-Bändchen zugrunde liegt. Den großen Dichter als ästhetischen Erzieher lediglich durch Zusammenstellung von einzelnen, aus seinen ästhetischen und kritischen Abhandlungen allerorten herausgenommenen kurzen Aussprüchen darzustellen, muß von vornherein wenn nicht als unmöglich, so doch wenigstens als höchst umständlich erscheinen, wenn auch in der Einführung zu dieser häufig sehr kunterbunt wirkenden Aphorismensammlung ein orientierender Faden angeknüpft worden ist. In diesem Bändchen tritt das Mißliche und Gefährliche der rein aphoristischen Methode solcher Bearbeitungen deutlich zutage, das in den drei anderen durch die Zugaben zusammenhängender Stücke zum Teil noch glücklich verschleiert worden war. Es ist für jeden Leser von vornherein ein Ding der Unmöglichkeit, sich durch einige Hunderte von Belegstellen — und eine andere Bedeutung haben die Aussprüche Schillers hier nicht — fortlaufend durchzuarbeiten, wenn ihm nicht schon ein Text für sie sehr klar und bestimmt in der Seele liegt. Diesen Text aber kann er doch nur durch die zusammenhängende und eingehende Lektüre der ästhetischen und kritischen Abhandlungen Schillers schon vorher in sich aufgenommen haben, wenn er überhaupt über ihn verfügt. Was können aber einem auf diese Weise vorgebildeten Leser noch die einzelnen, willkürlich und bunt aneinander gereihten, aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang herausgerissenen Aussprüche geben? Und einem nicht vorgebildeten Leser sind sie noch weniger nütze. Ihn verwirren sie nur; ihm liefern sie lediglich Einzelbegriffe, Einzelbeobachtungen, Einzelbemerkungen, mit denen er nichts anfangen kann und aus deren regelloser Anhäufung er gewiß nichts von dem tiefen erzieherischen Einflusse Schillers in ästhetischem Sinne verspüren wird.

•

Das Dilemma, vor das uns solche aphoristische Sammlungen, solche Auszüge und Auslesen überhaupt stellen, tritt hier deutlich zutage. Für wen, d. h. für welche Art von Lesern werden sie eigentlich zusammengestellt? Der noch einer ästhetischen oder literarischen Erziehung Bedürftige findet gewiß grad in ihnen nicht das, was er eigentlich nötig hat, nämlich die Anleitung zur systematischen Vertiefung in gewisse wissenschaftliche und künstlerische Gebiete oder zum liebevollen Eindringen in das Wesen und den inneren Zauber einer vorbildlichen Persönlichkeit; und jeder andere, der schon früher durch eigene, anhaltende Studien zu jener Vertiefung, zu jenem Eindringen gelangt ist, wird einen heiligen Abscheu vor den Lichtstrahlen-Sammlungen und Blütenlesen aller Art, auch der feinsinnigsten und gediegensten Art, von vornherein empfinden. Denn sie können ihm doch nichts bieten, was er nicht schon von selbst auf einem seiner Veranlagung gemäßeren Wege und durch Selbstsuchen und Selbstfinden sich zum innersten Eigentum gemacht hätte. So bleibt also als Zweck solcher Zusammenstellungen und Auslesen eigentlich nur eine geistige Anregung übrig, die vielleicht hier und da, bei einem für neue Anregungen besonders empfänglichen Leser, auf fruchtbaren Boden fällt und eine weitere, ernstere und tiefer eindringende Beschäftigung mit den Werken, aus denen die Auslesen gewonnen sind, zur Folge hat. Aber besteht darin der eigentliche Bildungswert, den sie beanspruchen? Sollten sie nicht schon durch eigene direkte Einwirkung das auf Abwege geratene deutsche Bildungsbedürfnis in die richtigen Bahnen zurückleiten? Mit indirekten Anregungen allein, denen ja doch nur in den seltensten Fällen ein ernstes Bildungsstreben zu Hilfe kommt, wird dieses Ziel nie erreicht werden. Auch die „Erzieher zu deutscher Bildung“ werden — so gesund der Grundgedanke ist, der sie ins Leben rief, und so tüchtig ihre Anlage und Ausführung auf den ersten Blick erscheinen — das Schicksal aller ähnlichen Sammlungen wohl teilen und ohne tiefere erzieherische Einwirkung auf das Volk in seiner großen Allgemeinheit bleiben.

Denn eins haben sie mit allen jenen Sammlungen und Serienveröffentlichungen gemein: daß sie dem bildungsbedürftigen Leser ein großes und wichtiges Gebiet unserer geistigen Kultur a u f f a s t m ü h e l o s e W e i s e eröffnen möchten. Wie sagt doch Fr. von der Leyen in seiner ganz vortrefflichen Einführung zu seiner Auslese aus den Fragmenten Friedrich Schlegels! „So erlesene Genüsse zu ermöglichen“ — wie sie nämlich eine Auswahl von Fragmenten und Aphorismen aus allen Werken Fr. Schlegels darstellen würde —, „war eigentlich mein Ziel, und wenn auch meine Ausführung weit hinter meinem Wollen zurückblieb, so hoffe ich doch auf die Anerkennung, daß der Weg, auf dem ich zu Friedrich Schlegel führe, ohne Schwierigkeiten ist und die mannigfaltigsten Blicke auf ihn und in ihn gewährt.“ Das hat seine volle Richtigkeit im Hinblick auf die eigentlich ganz in geistreichen Beobachtungen und Einblicken sich erschöpfende schriftstellerische Persönlichkeit Friedrich Schlegels; aber es trifft nicht zu auf die Mehrzahl der Geistesheroen, mit denen die neue Sammlung das deutsche Volk bekannt machen will. Bei ihnen würde ein Weg, der „ohne Schwierigkeiten“ zu ihnen führt, an ihrem eigensten und innersten Wesen wohl vorbeiführen. Das Schöpferische ihrer Individualität, das sie in der Tat auch in der Zukunft zu Erziehern für unser Volk werden lassen könnte, läßt sich nicht auf mühelose Weise erfassen; am wenigsten durch die Aufnahme einzelner aus ihren Werken gesammelter Aussprüche, die auf den ersten Blick wohl blenden, fesseln und anregen mögen, deren volle Gewalt und Wirkung aber doch ausbleibt, wenn sie nicht in dem großen Zusammenhang vor uns hintreten, in dem sie ursprünglich gedacht und niedergeschrieben waren.

Es geht mit solchen aus ihrem natürlichen Zusammenhange gerissenen Bemerkungen und Aussprüchen schöpferischer und erzieherischer Menschen wie mit den Kunstwerken, die aus der architektonischen Umgebung genommen werden, für die sie gedacht und entworfen waren. Sie wirken nur noch halb. Auch in literarischer und geistiger Hinsicht gibt es eine solche Museumskunst und sie nimmt — Gott sei es geklagt! — in unseren Tagen in erschreckender Weise überhand. Wir gewöhnen uns immer mehr daran, die geistigen Erscheinungen von ihrem natürlichen Hintergrunde abgelöst zu betrachten, die literarisch schaffenden Persönlichkeiten von der großen und zusammenhangsvollen Umgebung ihrer Werke zu trennen und überhaupt die Blicke mehr den Einzelheiten als der Erfassung des lebensvollen Ganzen zuzuwenden. Eine unselige Kuriositätensucht macht sich, nicht nur in der literarhistorischen Forschung, sondern auch in ästhetischen Betrachtungen der Lebenswerke unserer großen Geister breit. Wir sind auf der Jagd nach überraschenden, blendenden Gedanken und Aussprüchen ebenso lebhaft wie auf der Jagd nach biographischen Anekdoten und kleinen Zügen. Die Aphorismen- und Lichtstrahlensammlungen, die unzähligen Monographien biographischen und ästhetischen Inhalts, die Veranstaltungen von Essay-Kollektionen auf den verschiedensten literarischen und künstlerischen Gebieten — alles wirkt zusammen, um die aphoristische Behandlungsweise des Inhalts unserer geistigen Kultur, die Loslösung der Einzelheiten von ihrem natürlichen, lebensvollen Zusammenhange, mit einem Worte: die literarische Museumskunst immer mehr zu fördern.

Und alles geschieht um der „Bildung" willen, um der mühelosen, nach jeder Richtung hin erleichterten Bildung willen. Die Möglichkeit, sich auf das leichteste und rascheste über etwas zu unterrichten, bildet das Ziel der meisten dieser Bildungsbestrebungen und Bildungsförderung. Es mag das mit dem Zuge unserer Zeit, überhaupt alle Lebensbedingungen und besonders den gegenseitigen Verkehr bequemer zu gestalten und zu erleichtern, zusammenhängen. Auch der geistige Verkehr, nicht nur der gegenwärtigen Menschen untereinander, sondern auch der heutigen Generationen mit ihren Vorgängern, soll lebhafter und massenhafter vor sich gehen. Deshalb neben der Presse, die der geistigen Vermittlung in der Gegenwart dient, die ins Ungeheure anwachsende literarische Ausgräberei, die uns das Geistesleben der Vergangenheit wieder in all seiner Fülle heraufbeschwören soll! Wir meinen, durch die Massenhaftigkeit des Bildungsstoffes, wie ihn die Gegenwart liefert und zugleich der Vergangenheit entreißt, und durch die Leichtigkeit und Bequemlichkeit, mit denen wir ihn in allen seinen Einzelheiten erfassen, unseren geistigen Lebensinhalt erweitern zu können, und sehen doch nicht ein, daß diese Erweiterung eine Vertiefung ausschließt.

•

Auch die „Erzieher zu deutscher Bildung" halten sich — soweit diese Sammlung bis jetzt vorliegt — von diesen für unsere ganze Zeit typischen Zeichen einer ungesunden Bildungsfrönerei nicht gänzlich frei. Auch sie lösen einen guten Teil des von ihnen übermittelten Lebenswerkes der Männer, mit denen sie sich beschäftigen, aus ihrem lebensvollen und natürlichen Zusammenhang heraus; auch sie streben in der allzu massenhaften Anhäufung von aphoristischem Inhalt nach jener Verbreiterung des dem Leser zu vermittelnden Bildungsstoffes, die zwar eine Erleichterung der Erfassung desselben, aber auch seine Verflachung zur Folge hat. Hier wäre weniger mehr gewesen. Die Herausarbeitung der schöpferischen Persönlichkeit der „Erzieher" würde wohl besser gelungen sein — der ganz vortreffliche Herder-Band beweist dies deutlich —, wenn an Stelle der überreichlich gesammelten und in ihrer bunten Fülle kaum noch als Ganzes genießbaren einzelnen Aussprüche mehrere zusammenhängende und besonders charakteristische Stücke aus den Werken der betreffenden Geistesheroen gegeben worden wären. So eine Art Lesebuch, das die Individualität des „Erziehers" zum kräftigen Ausdruck gebracht hätte. Reine Aphorismensammlungen sind eben nun einmal nicht zu lesen. Man blättert in ihnen herum, verweilt hier und da bei einer Stelle, läßt sich wohl auch anregen, dem inneren Zusammenhang in einer Gruppe nachzuspüren —, aber weiter kommt man selten. Und am wenigsten verspürt man den schöpferischen Hauch der Persönlichkeit, der nicht so sehr in den geistreichen oder empfindungsvollen einzelnen Aussprüchen wie in der Architektonik einer nach allen Richtungen hin durchgeführten Darstellung zum Ausdruck gelangt. So ist das Bildungsbedürfnis auch bei der Beschäftigung mit den edelsten Gegenständen „auf Abwege" geraten. Das Streben nach dem Mühelosen, nach der möglichst bequemen Vermittlung der Leistung eines lebensvollen Geistes hat solche Abirrung verschuldet. Es geht eben nicht ohne Mühe und Vertiefung. Auch die „Erzieher zu deutscher Bildung" werden erst erziehen, wenn der Leser sich den Zugang zum Heiligtum ihrer Persönlichkeit durch eigenes Abmühen und durch selbständiges Versenken in ihre Werke erkämpft hat. Man soll nur diesen Kampf niemand zu leicht machen wollen!

O. B.

Dürfen Geisteskranke heiraten?

Von Dr. Ludwig Willer.

Erschütternde Jugenderinnerungen haben den Grund gelegt zu meiner ernsten Auffassung von der verhängnisvollen Macht der Vererbung. Ein mit mir erzogener und aufgewachsener, aber nicht blutsverwandter Pflegebruder entstammte einer Familie, deren durchaus gesunder und geistig bedeutender Stammvater durch seine zwei Frauen, die merkwürdigerweise beide erblich belastet waren, unsägliches Unheil über sein Geschlecht gebracht und schließlich dessen Untergang herbeigeführt hat. Als Student stand ich an der Bahre meines Pflegebruders und im Lauf weniger Jahre an den Gräbern von drei seiner Vettern, blühender, zum Teil hoffnungsvoller Jünglinge, die alle durch Selbstmord aus nichtigen Ursachen geendet hatten; andere Sprößlinge des gleichen Stammes mußten fast ihr ganzes Leben in Heil- oder Pflegeanstalten verbringen. Verstärkt wurden diese Eindrücke, als ich, damals ein junger Arzt, vor einem Menschenalter zugleich mit dem seither von mir verehrten Verfasser der beiden vor mir liegenden erweiterten Vorträge[1]), dem jetzigen Leiter der Anstalt, in Illenau tätig war und aus den Aufnahmeakten mit heimlichem Grauen die Vor- und Stammesgeschichte mancher Pfleglinge kennen lernte. Eine Dienstleistung als Strafanstaltsarzt bestärkte mich dann in der Ueberzeugung, daß auch verbrecherische Neigungen zum großen Teil ererbt sind und daß erblich belastete und dadurch widerstandslose Menschen am leichtesten zu Verbrechern werden; infolge meines Gutachtens erlangte ein wegen wiederholter Dienstvergehen, ohne daß die Frage nach seiner Zurechnungsfähigkeit auch nur ein einziges Mal gestellt worden wäre, zu neunjähriger Zuchthausstrafe verurteilter Soldat Befreiung aus den Kerkermauern und Aufnahme in die allein für ihn passende Pflegeanstalt für Schwachsinnige. Meine späteren entwicklungsgeschichtlichen und anthropologischen Forschungen erhoben die Ueberzeugung zur Gewißheit, daß die meisten Schädigungen des höchstentwickelten und feinstgebauten Organs, des menschlichen Gehirns, bei der Nachkommenschaft in verderblichster, häufig sich steigernder Wirkung sich geltend machen.

Die Frage, ob Geisteskranke oder besser früher Geisteskranke — denn während der eigentlichen Krankheit mit ihrer geistigen Umnachtung ist ja die zu einer rechtsgültigen Handlung nötige freie Willensbestimmung ausgeschlossen — heiraten dürfen, hat die Irrenärzte schon lange beschäftigt,

[1]) Ueber die Frage des Heiratens von früher Geisteskranken I und II, Geisteskrankheit und Ehe, Vorträge gehalten auf den Jahresversammlungen der deutschen Irrenärzte in Göttingen am 26. April 1904 und in Dresden am 28. April 1905 von Heinrich Schüle. Erster Vortrag 1904 im Verlag von S. Hirzel in Leipzig, der zweite, mit 11 Tafeln, 1905 bei G. Reimer in Berlin erschienen.

Digitized by Google

freilich ohne übereinstimmende Beantwortung zu finden. „Es ist kein neues Thema", beginnt der erste der beiden Vorträge, „mit dem ich heute vor Sie trete. Schon 1885 auf der Versammlung in Baden habe ich dasselbe dem Verein unterbreitet." Damals schon hatte der erfahrene Verfasser begründete Zweifel an der von älteren Irrenärzten behaupteten, aber nur für einzelne Fälle zutreffenden „Schutzkraft der Ehe" geäußert und warnend auf die schlechten Gesundheitsaussichten der Kinder von geistig nicht vollwertigen und mit erblichen Nervenleiden behafteten Eltern hingewiesen. Ueber die Zuversichtlichkeit des alten Dick, der in seiner derbwitzigen Art ausrief „Wenns Mädel in Klingenmünster war, darf's heiraten", wird man heutzutage zwar lächeln, aber die Möglichkeit einer „Rassenverbesserung" durch gesundheitschützende, von den Behörden mit Hilfe der Aerzte durchzuführende Maßnahmen wird immer noch von mancher Seite bezweifelt.

Die beiden Vorträge, in denen die reichen Erfahrungen eines denkenden, menschenfreundlichen Arztes, der sein ganzes Leben der Irrenfürsorge gewidmet hat, niedergelegt und die Möglichkeiten und Aussichten staatlichen Eingreifens ohne Ueberschwänglichkeit auf Grund der Tatsachen in nüchterner Weise erörtert sind, dürfen daher als höchst zeitgemäße und hoffentlich auch fruchtbringende Anregungen begrüßt werden. Der zweite derselben ist dem hochverdienten Freiburger Frauenarzt Hegar gewidmet, der auf seinem Sondergebiete zu der gleichen Ueberzeugung gelangt: so kann und darf es nicht weitergehen, die Zeit des „Gehen- und Machenlassens" ist vorüber, die tatkräftigen Handelns gekommen, jedes fernere Zögern muß der Gesundheit wie dem Wohlstand und damit der Leistungsfähigkeit unseres Volkes unheilbare Wunden schlagen.

Daß man aber auf einem solchen Wege nur äußerst vorsichtig und ohne Ueberstürzung vorgehen darf, daß vor allem eine wissenschaftlich unanfechtbare Grundlage geschaffen werden muß, ist einleuchtend. Nach dem Schlusse seines vorjährigen Vortrags hat darum auch der Verfasser von der Versammlung den Auftrag erhalten, ein „Schema auszuarbeiten, nach welchem die statistischen Arbeiten auszuführen wären". Ein solches ist in diesem Jahre vorgelegt worden und hat die Billigung der Gesellschaft der deutschen Irrenärzte gefunden. Auf die beigefügten „Bemerkungen und Erläuterungen" kann ich hier nicht des näheren eingehen, da sie sich selbstverständlich ganz im Bereich der wissenschaftlichen Psychiatrie bewegen und den nicht fachkundigen Leser zu weit in die vielverschlungenen Wege dieses Sondergebietes hineinführen würden. Es sei nur auf den Entwurf zweier Fragebogen hingewiesen, die bei jeder Aufnahme eines Geisteskranken in eine Heilanstalt teils von den Angehörigen, teils von Aerzten auszufüllen sind und genaueste Auskunft über Abkunft, Krankheiten der Vorfahren, ererbte leibliche und geistige Anlagen, Vorleben, überstandene Krankheiten, Laster und Gewohnheiten, geistige Entwicklung u. s. w. geben sollen. All das ist für die Beurteilung nicht nur des Einzellebens, sondern auch der Aussichten etwaiger Nachkommen von größter Wichtigkeit. Auf die schwierige Frage „Was wird vererbt?" antwortet der Verfasser mit Berücksichtigung aller, oft recht schroff sich widersprechenden Theorien auf Grund seiner reichen Lebenserfahrung: „Was erworben ist in Blut und Nerven im Kampf ums Dasein", das kann auch vererbt werden.

In wirksamster Weise werden die theoretischen Auseinandersetzungen erläutert durch zwanzig bildlich dargestellte Stammbäume, deren „hauptsächlichste Ergebnisse" in folgenden Sätzen zusammengefaßt sind: 1. Ueberwiegen des Vaters und der väterlichen Seite bei der direkten und indirekten Erblichkeit. 2. Häufiges Vorkommen derselben Psychosenform. 3. Zurücktreten schwerer Psychosen, des Alkoholismus und des Suizids in der Ascendenz (mit Ausnahme der gleichen zirkulären Form). 4. Häufigkeit leichter Neurosen und körperlicher Krankheiten in der Ascendenz. 5. Die Erkrankung beginnt meist in jugendlichem Alter. 6. Die Mehrzahl ist nicht verheiratet. 7. Kommen zwei kranke Gatten zusammen, so ist die Aussicht für schwere Erkrankung der Kinder groß. 8. In diesen Fällen ist stets steigende Tendenz vorhanden. 9. Eine natürliche Korrektur ist durch große Neigung zum Erlöschen des Stammes vorhanden.

Auf die Heiratsfrage angewendet, mahnen diese Erfahrungssätze entschieden zur „Vorsicht bei Zuständen psychopathisch-nervöser Charakteranlage".

Nun aber kommt die Hauptsache, nämlich durchführbare „Vorschläge" zur Verhütung von erblicher Uebertragung krankhafter Seelenzustände und Geistesanlagen. Ein „wirksames Eingreifen" ist nach des Verfassers von jedem Sachverständigen geteilter Ueberzeugung „nur unter Beihilfe des Staates möglich". Da man vom einzelnen, selbst bei hinreichender Aufklärung durch ärztlichen Rat, nur in den seltensten Fällen die nötige Einsicht oder entsprechenden guten Willen zu erwarten hat, so wird die „staatliche Mitwirkung" unentbehrlich. Wie aber hat man sich eine solche zu denken? Nach Schüles wohlüberlegten Vorschlägen erstens durch Hinaufrücken des heiratsfähigen Alters beim Mann auf das 23., beim Weib auf das 18. Lebensjahr als „untere Grenze". Auch auf ein genügendes Einkommen ist mehr als bisher Gewicht zu legen, um die „gesundheitschädigenden Einflüsse" der Armut und Not „nach Möglichkeit auszuschalten". Noch wichtiger wäre das jedem Eheschließenden eingeräumte Recht, sich „über die Gesundheitsverhältnisse des anderen Teils zu erkundigen, bezw. von letzterem ein Gesundheitszeugnis zu verlangen". Solche Zeugnisse wären von einem staatlich eingesetzten und in seinen Befugnissen geschützten „Gesundheitsrat", und zwar kostenlos, auszustellen und könnten drei verschiedene Stufen, „Mahnung, Warnung, Verbot" enthalten. Werden alle Warnungen in den Wind geschlagen, so verlieren die Ehegatten das Recht auf spätere „Ehescheidung" aus gesundheitlichen Gründen. Menschen, die an häufigen, besonders regelmäßigen Rückfällen ihrer geistigen Krankheit leiden, sollte durch eine „fürsorgliche Entmündigung" die Möglichkeit rechtsgültigen Eheschlusses entzogen werden.

Der Mahnung, „ja nicht zu engherzig und nicht zu streng", wird jeder Einsichtige und Sachkundige beipflichten, ganz besonders aber den Schlußworten, es möchte mit der Einführung der vorgeschlagenen Ehebeschränkung bei der bürgerlichen Gesellschaft wie bei den Staatsbehörden ein Anfang gemacht werden, „auf dem sich weiterbauen ließe", ohne Zweifel zum größten Vorteil für den Staat selbst, der gar nicht mehr genug Krankenhäuser und Strafanstalten errichten kann, wie auch zum Wohle der Menschheit!

Das Schachspiel in Island.

Der am 17. September 1904 plötzlich gestorbene Amerikaner Herr Professor Willard Fiske war nicht nur als Bibliograph und Büchersammler,[1]) sondern auch als Schachspieler und Schriftsteller auf diesem Felde wohlbekannt. Er hatte ferner eine starke Vorliebe für die isländische Sprache und Literatur und zeichnete sich aus durch genaue Kenntnis der Dichtkunst und Sagenkunde sowie eine lebhafte Teilnahme an der Volksbildung und Kulturentwicklung dieser eigenartigen Insel, des alten Thule, die selbst dem vorzüglichen Geographen und kühnen Seefahrer Pytheas als ein rätselhaftes und fabelhaftes Wunderland vorkam. Es ist also ganz natürlich, daß Herr Fiske seine Aufmerksamkeit auf das Schachspiel in Island richtete und eingehende Forschungen darüber anstellte. Schon 1857 und 1858 beschäftigte er sich mit diesem Gegenstand und veröffentlichte zwei darauf bezügliche Aufsätze in der zu New-York erscheinenden Zeitschrift „The Chess Monthly". Seit der Zeit hat er diese Studien emsig fortgesetzt und jede Gelegenheit benutzt, um neues Material zu sammeln und seine Untersuchungen zu vervollständigen. Neuerlich hatte er sich dieser Arbeit mit großem Fleiß gewidmet, da er den ihm zur Verfügung stehenden reichhaltigen Stoff verwerten und möglichst bald in zwei Bänden herausgeben wollte, von denen leider nur der erste druckfertig war, als er unerwartet hinschied.

[1]) Ueber seine Leistungen in dieser Beziehung habe ich in einer Reihe von Aufsätzen ausführlich berichtet, die am 11., 12., 14., 18., 21., 23. und 24. September 1896 in diesen Spalten unter dem Titel „Die Bücherschätze eines amerikanischen Bibliographen" erschienen sind.

Digitized by Google

Dieser schön ausgestattete stattliche Oktavband liegt uns jetzt vor[2]) und ist mit zwei Illustrationen versehen, einem Porträt des Verfassers als Titelbild und einem alten Kupferstich, der ein Schachspiel mit mehreren Zuschauern, zum Teil symbolischen Figuren, darstellt; dazu kommen 25 Abbildungen von Schachbrettern, die gewisse Stellungen und Züge erklären.

Die Behauptung, daß das Schachspiel durch die aus dem Morgenlande heimkehrenden Kreuzfahrer in Europa eingeführt und allgemein verbreitet wurde, ist jedenfalls unrichtig, denn höchstwahrscheinlich, wenn nicht geradezu erweislich, ist es lange vor dem ersten Kreuzzuge durch die Araber im Occident, namentlich in Sizilien und Spanien, bekannt gemacht worden. Herr Fiske führt mehrere nordische Sagen an, die Bezugnahmen auf Schach (skák) und Schachtafeln (skáktafl) enthalten; von besonderer Bedeutung ist die Beschreibung einer Schachpartie zwischen dem dänischen König Kanut dem Großen und seinem Lehnsmann Ulf Jarl, die der namhafte Skalde, Snorri Sturluson, in der „Heimskringla" gibt, weil dies im Jahre 1027 geschah und den Beweis liefert, daß das Schachspiel im ersten Viertel des 18. Jahrh. in Skandinavien mit Inbegriff von Island bereits im Schwange war und gern geübt wurde. Auch in der nordischen Version der Tristansage spielt das Schach eine verhängnisvolle Rolle, indem es zu der listigen Entführung und langjährigen Wanderschaft des jugendlichen Helden dient. Eine annähernde Vorstellung von der allgemeinen Bekanntschaft mit diesem Spiel und dessen Beliebtheit in Island gibt die folgende alte Erzählung. Ein vierzehnjähriger Knabe kam mit seinem Vater von der ungefähr sechzig Seemeilen weiter nördlich liegenden Insel Grimsey nach Hólar, damals einem Bischofssitz. Eines Tages stand er mit anderen Leuten im Hofe des bischöflichen Palastes, als der Hochwürdige vorbeiging, schaute ihn an, nahm aber den Hut nicht ab. „Wer ist der Herr?" fragte er einen Zuschauer. „Der Bischof, der größte Geistliche in Island, du Dummkopf", war die Antwort. „Kann er Schach spielen?" fragte er; „aber gewiß," fügte er hinzu, „denn unser Pfarrer ist der zweitbeste Spieler in Grimsey." Dieses Gespräch wurde dem Bischof mitgeteilt, der den Jungen zu sich einlud und fragte: „Was hast du im Hofe gesagt?" „Ich habe bloß wissen wollen," erwiderte er, „ob Sie Schach spielen, und wenn dies der Fall ist, möchte ich eine Partie mit Ihnen machen." In der Tat war der Bischof auf seine Tüchtigkeit und anerkannte Ueberlegenheit als Schachspieler ungemein stolz; er nahm also die Aufforderung lächelnd an und setzte sich sogleich an das Brett, wurde aber dreimal nacheinander geschlagen. Erstaunt und verdrossen fragte er den jungen Gegner: „Wo hast du Schach gelernt?" „Von meinem Vater und unseren Freunden in Grimsey," war die Antwort, „denn im Winter spielen wir den ganzen Tag von früh morgens bis spät in die Nacht". „Ich möchte lieber glauben, du hast es vom Teufel gelernt und versäumt, deine Gebete zu verrichten," schrie in seiner Bestürzung und Demütigung der hohe geistliche Würdenträger. Dazu sagte in aller Ruhe der Jüngling: „Wenn dem so ist, so wäre ich gewiß imstande, den von Ihnen erwähnten Kerl auch schachmatt zu machen, denn ich kann den sehr guten und frommen Pfarrer, und der Pfarrer kann jeden anderen schlagen." Diese Bemerkung setzte den Bischof wieder in gute Laune; er erkannte die außerordentlichen Fähigkeiten des Knaben und ließ ihn in der Stiftsschule zu Hólar erziehen, aus der er als Geistlicher und berufsmäßiger Bekämpfer und Besieger des Teufels hervorging. Aus mehreren anderen von Herrn Fiske angeführten Legenden und Ueberlieferungen ist gleichfalls zu ersehen, mit welch glühendem Eifer und gründlichem Verständnis die Isländer schon in der alten Zeit sich dem Schachspiel widmeten; heutzutage, wenn sie einen Fremden kennen lernen, ist gewöhnlich ihre erste Frage, ob er gut Schach spiele, und sie sind bereit, seine Geschicklichkeit darin unverzüglich auf die Probe zu stellen.

Der Inhalt des Buches „**Chess in Iceland**" ist viel umfassender, als der Titel andeutet, denn es ist eine Geschichte nicht nur des Schachspiels, sondern auch aller Brettspiele in Island und behandelt nebenbei ihre größtenteils orientalische Entstehung und ihre Entwicklung und Verbreitung in allen europäischen Ländern. Den Ursprung der verschiedenen Brettspiele, mit Ausnahme des Schachs, hat man bis jetzt nicht genau zu bestimmen vermocht, da die erst seit kurzer Zeit darüber angestellten Forschungen noch immer unvollständig und ungenügend sind und zu keinen endgültigen Ergebnissen geführt haben. Was man schon davon weiß, wird am Schluß des Bandes kurz und bündig mitgeteilt.

Herr Fiske lobt Von der Lindes „Quellenstudien zur Geschichte des Schachspiels" als ein epochemachendes Werk, weist jedoch auf mehrere Irrtümer hin, die er sich in der Behandlung des Spiels in Island zu schulden kommen läßt und die aus mangelhafter Kenntnis der isländischen Sprache und Kulturzustände entstanden sind. Es ist selbstverständlich, daß er seine eigenen gründlichen Kenntnisse auf diesen Gebieten in ausgedehntem Maße verwertet; längere Stellen aus isländischen Dichtungen und sonstigen Schriften werden also öfters angeführt, und der Leser muß mit dieser Sprache wohl vertraut sein, um das Buch völlig genießen und richtig würdigen zu können.

Zum Schluß dürfte erwähnt werden, daß der Testamentsvollstrecker, Herr Dr. Horatio S. White, Professor an der Harvard-Universität, die Absicht hat, ein biographisches „**Memorial**" des Herrn Fiske herauszugeben, an dessen Abfassung mehrere intime Freunde des Verstorbenen sich beteiligen werden.

E. P. Evans.

[2]) Chess in Iceland and in Icelandic Literature with Historical Notes on other Table-Games. By *Willard Fiske*. Florence, The Florentine Typographical Society 1905. pp. IX, 400.

Bücher und Zeitschriften.

Siena. Von Kasimir v. Chledowski. Berlin, Verlag von Bruno Cassirer. 1905. Band I.

Es war zu erwarten, daß die Ausstellung, welche im vergangenen Jahre eine große Zahl von Fremden nach Siena geführt hat, die **mostra dell' arte antica Senese**, auch für die kunst- und kulturgeschichtliche Literatur nicht ohne Einfluß bleiben würde. Gerade bei dieser Ausstellung hat sich gezeigt, wie absolut unbrauchbar das Buch von L. Richter über die mittelalterliche Stadt ist, deren einheitliches Gepräge dem nordischen Wanderer so überaus behagt. Auch die Muthersche Sammlung behandelt leider Siena als Stiefkind, so daß im Vorjahre häufig genug der Wunsch in den Buchhändlerläden laut geworden ist, endlich einmal ein einheitliches, wissenschaftlich anregendes Buch in deutscher Sprache über Siena, seine kulturellen Verhältnisse im Verlaufe seiner Entwicklung, seine Stellung in Beziehung zu den Nachbarstaaten und -städten, über die Bedeutung der hier gelösten künstlerischen Aufgaben zu besitzen. Die umfangreiche englische Arbeit von Langton Douglas allgemein zu benutzen, verhinderte der unerschwingliche Preis. Darum ist es zu bedauern, daß das Buch von Chledowski nicht schon vor Jahresfrist erschienen ist, während auf der anderen Seite vom Standpunkt der Fachwissenschaft begrüßt werden muß, daß die Ergebnisse der Studien in der **mostra** dem Werke zugute kommen können. Dies wird sich namentlich im zweiten Bande zeigen, der im Herbst zur Ausgabe gelangen soll. Die Arbeit von Chledowski scheint zwar schon seit langem geplant, auch teilweise schon längere Zeit abgeschlossen zu sein. Unter den ausführlichen Literaturangaben, welche noch kurz kritisch gestreift werden sollen, würde die vor Weihnachten erschienene Schrift von Rothes über die altsienesische Malerei, aus welcher Chledowski freilich nicht viel gelernt hätte, sonst nicht fehlen.

Das neue Werk über Siena, dessen äußere Ausstattung nebenbei gesagt vorzüglich ist, entspricht im ganzen genommen nach dem, was bisher vorliegt, den darauf gesetzten Erwartungen nicht. Mit großem Fleiße hat der Verfasser Stein auf Stein zusammengetragen, ohne aber einen einheitlichen Bau zu errichten. Aus alten sienesischen Akten, Briefen und Chroniken werden Einzelheiten herbeigezogen, die in der Form, in welcher sie wiedergegeben werden, langweilig und nebensächlich erscheinen, während gerade aus ihnen lebenswahre Schilderungen, reizvolle Kapitel zu schaffen gewesen wären. Ungeschickt sind manchmal Versuche nach dieser Rich-

Digitized by Google

tung gemacht, so bei der Erzählung des Einzuges nach dem Sieg von Montaputi. Die kraftvollen Persönlichkeiten, welche Sienas Macht und Ruhm geschaffen haben, Helden wie Provenzano Salvani, Kaufleute wie die Salimbeni und Tolomei fordern geradezu eine ebenso kräftige plastische Darstellung heraus. Finster und drohend lasten die Bauten, die von dem gewalttätigen, kampfbereiten Sinne ihrer Herren zeugen, auf dem Gemüte des staunenden Beschauers. Von dem schreckhaften Ernste solcher Stimmungen ist keine Spur auf Chledowskis trockene Darstellung übergegangen. Beabsichtigte er, eine objektive Aneinanderreihung geschichtlicher Tatsachen zu geben, so durfte er nicht romanhafte Episoden wie diejenige vom Messer Gualtiere einschieben. Wie ernste, schwere Geschichtserzählung geübt werden soll, lehren uns Rankes Päpste, und für die leichtere Art, welche mehr den Wünschen des gebildeten Dilettanten als den Forderungen des Fachmannes entspricht, bleibt immer noch Gregorovius ein schwer erreichbares Vorbild. Jede Form geschichtlicher Darstellung leidet durch Unübersichtlichkeit. So ist das Bild Sienas, das Chledowski gibt, aus diesem Grunde selbst für einen genauen Kenner der Stadt undeutlich und verschwommen.

Während die kulturhistorische erste Hälfte des Buches aus dem angeführten Grunde nicht befriedigt, wird die zweite Abteilung, die kunsthistorische, durch ihre allzu breite Anlage und Ausführlichkeit beeinträchtigt. Die weitläufige Unterscheidung zwischen italo-griechisch und italo-byzantinisch hat, so richtig sie durchgeführt ist und so günstig es war, ihrer zu gedenken, mit der Geschichte der sienesischen Kunst doch nur das gemeinsam, was sie eben mit der Geschichte der Kunst überhaupt gemeinsam hat. Deshalb gehört sie nicht in den Rahmen einer Spezialuntersuchung. Auch hier wurde das vorhandene Material mit bewundernswertem Fleiße herangezogen. Aber in der Oede dieser Darstellung schmachtet man vergeblich nach einem Tropfen belebenden Wassers. Selbständige, neue Ansichten und Ergebnisse sind selten. Erst bei den Brüdern Pietro und Ambrogio Lorenzetti, für die Chledowski zum erstenmal wenigstens den Schatten des künstlerischen Mitempfindens zeigt, begegnet eine vom Althergebrachten abweichende, allerdings schon von Crowe und Cavalcaselle aufgestellte Behauptung. Chledowski erkennt in den berühmten Fresken im campo santo zu Pisa, welche den Triumph des Todes darstellen, die Hand Pietro Lorenzettis wieder. Sehr richtig war es, auf die Bedeutung des Altarbildes in S. Maria della pieve in Arezzo zu verweisen.

Ein abschließendes Urteil über dieses neue Werk über Siena kann natürlich erst nach dem Erscheinen des zweiten Bandes erwartet werden. Dankbare Aufgaben harren noch der Erledigung. Es gilt, die Gestalt Jacopos della Quercia, des größten Sienesen, der in seinen Werken die weiche Gemütsart und die strenge Kraft seines Volkes verbindet, zu erfassen und in Ergänzung der Arbeit von Cornelius aus der Mitte der Seinigen herauszuheben, später die letzten echten Ansätze der sienesischen Kunst unter Sodoma und seiner Schule (wobei hoffentlich auch Beccafumi gewürdigt wird) zu zeigen. Ein wenig bearbeitetes Feld winkt.

Möge man es nicht als philologische Kleinkrämerei auffassen, wenn hier fortwährend Mahnungen wegen der zahlreichen Druckfehler erschallen, von denen kein kunstwissenschaftliches Buch in letzter Zeit frei geblieben ist. Auch in Chledowskis Siena sind ihrer eine Menge zu verzeichnen (S. 37, 38, 40: Ventiquaro — Ventiquatro — Ventiquattra!!). Unter der benutzten Literatur sieht man sich vergebens nach Voigts Wiederbelebung des klassischen Altertums um, auch fehlt Perrens' Histoire de Florence. Es ist doch ausgeschlossen, daß Chledowski beide Bücher nicht gebraucht habe. Eher zu entschuldigen ist das Fehlen von Thodes Franz von Assisi und von Beißels Fra Angelico.

Dr. Uhde-Bernays.



Allgemeine Rundschau.

Neugriechische Poesie.

Die Mitternacht hat für die Bewohner des südlichen Europas keine solchen Schrecken wie für uns. Dämonen, Geister und Hexen suchen sich dort andere Tageszeiten zu Erscheinungen aus, als die zwölfte Stunde der Nacht, die mit ihren linden Lüften wonnige Behaglichkeit nach der Tageshitze verbreitet. Die alten und neuen Griechen sowie die Südslaven fürchten dafür hauptsächlich die Dämonen der Mittagszeit, wenn die Schwüle des Mittags Körper und Geist darniederdrückt (vgl. meinen Aufsatz „Mittagsdämonen in Alt- und Neu-Griechenland“ in der Beilage Nr. 46 vom 26. Februar 1897 im Anschluß an Otto Crusius' „Die Epiphonie der Sirene“, Philologus L). Aber auch die Dämmerstunde des Abends ist eine heilige und empfindsame; da soll man die Toten nicht beweinen. Der griechische Volksglaube, der ja reich an poetischen Empfindungen ist, fürchtet, daß jede Träne, die um die Dämmerstunde um einen geliebten Toten fließt, diesem aufs Herz fällt und den Toten traurig macht. Ein tief empfundenes neugriechisches Gedicht, das in der griechischen Zeitschrift *Τέχνη* 1898 anonym (mit Initiale gezeichnet) erschienen ist, gibt diesem Gedanken Ausdruck; es gilt als eine Perle der neugriechischen Volkspoesie. Ein zur Zeit auf Korfu zu Studienzwecken weilender junger Münchener Gelehrter schickt uns die folgende Uebersetzung des *Λήθη* (Lethe) überschriebenen Sonetts:

Selig der Tote, dem Vergessen winket
  aus Lethes Fluten, den kristallen-klaren.
Der du ihn liebst, sollst deine Tränen sparen,
  wann Dämm'rung nahet und die Sonne sinket.

In solcher Stunde zieh'n der Schatten Scharen
  dürstend dahin, wo hell die Quelle blinket;
Doch trübt das Naß sich, das die Seele trinket,
  wenn sich ihm Tränen der Geliebten paaren.

Und wenn sie dann durch blum'ge Auen schreitet
  läßt ihr der Trunk all ihre alten Wunden
  auf's neu' entbrennen: und die Seele leidet —

Kannst deinen Tränen du in Dämmerstunden
  nicht wehren, mußt du sie Lebend'gen gönnen,
  die gern vergessen möchten und nicht können.

Seitdem der erste Band von Bernhard Schmidts „Volksleben der Neugriechen und das hellenische Altertum“ 1871 erschienen ist, dem leider kein zweiter Band folgte, ruht die systematische Gesamtdarstellung des reichen und anregenden Stoffes, den das neugriechische Volksleben abgibt. Einzeldarstellungen in bestimmten lokalen Grenzen besitzen wir allerdings in reichem Maße, so für Epirus von Politis, Cypern von Sakellarios, Chios von Paspatis, Kreta von Jannakaris; Schmidts „Die Insel Zakynthos, Erlebtes und Erforschtes“, und die vortrefflichen Arbeiten von Karl Dieterich sollen in erster Linie genannt sein. Aber das Studium der neugriechischen Sprache und des neugriechischen Volkslebens ist doch noch nicht in dem Maße bei uns fortgeschritten, wie es trotz Krumbachers, Thumbs, Schmidts, Dieterichs, Kretzschmars u. a. energischer Arbeiten hätte vorwärts kommen dürfen. Allerdings sind wir noch viel besser daran als England, wie die bewegliche Klage der „Presidential Address“ des ausgezeichneten W. H. D. Rouse in der Generalversammlung der englischen Folk-Lore Society (siehe Folk-Lore vom 25. März 1905) bezeugt. — Das oben übersetzte Gedicht eines Neu-Hellenen möge als Beispiel dienen, daß die neugriechische Poesie wohl größere Beachtung verdient.

M.

*

Internationale Kriminalistische Vereinigung, Landesgruppe Deutsches Reich.

-r- Heidelberg, 13. Juni. Heute hielt der Vorstand der deutschen Landesgruppe der Vereinigung hier seine Jahressitzung ab. Erschienen waren die Professoren v. Liszt

(Berlin), v. Lilienthal (Heidelberg), Frank (Tübingen), Heimberger (Bonn), Mittermaier (Gießen), dann Ministerialrat Stadler (Straßburg) und (als Vorsitzender) Unterstaatssekretär z. D. Professor v. Mayr (München). Nachdem Professor Mittermaier, der schon früher dem Vorstand angehört, aber aus Anlaß der seinerzeitigen Annahme eines Rufes nach Bern ausgeschieden war, wiederum kooptiert worden war, erstreckte sich die Beratung zunächst auf die Stellungnahme zu dem Programm der bevorstehenden internationalen Versammlung der Vereinigung, die in diesem Jahre zum erstenmal in Deutschland stattfinden wird, und zwar vom 11. bis 15. September 1905 in Hamburg. Es wurde durchgesprochen, wie ein sachgemäßes Eingreifen in die Beratung der verschiedenen Verhandlungsgegenstände von deutscher Seite in die Wege zu leiten sei, insbesondere zu dem Problem der Gemeingefährlichkeit des Täters, der vermindert Zurechnungsfähigen, der Rehabilitation und der Konzentration der vergleichenden internationalen Kriminalstatistik. Ferner wurden die Maßnahmen der Agitation für eine möglichst ausgiebige Beteiligung der deutschen Mitglieder der Vereinigung am Hamburger Kongreß erwogen, da es dringend erwünscht ist, daß bei diesem Anlaß die deutschen Mitglieder in möglichst großer Zahl mit den zahlreich zu erwartenden ausländischen Gästen sich vereinigen. Weiter wurde beschlossen, daß mit dem bevorstehenden Hamburger Kongreß zwar eine Vorstandssitzung der deutschen Gruppe, aber keine besondere deutsche Landesversammlung verbunden werden solle. Dagegen wurde die Abhaltung der nächsten deutschen Landesversammlung für 1906 (zu Pfingsten oder im Herbst), und zwar in Frankfurt a. M., beschlossen. Auch wurde deren Tagesordnung in den Grundzügen festgestellt. Hiernach sind folgende Verhandlungsgegenstände für die Landesversammlung von 1906 in Aussicht genommen: 1. Die Frage der Uebertretungen, Bericht darüber (Referent Professor Mittermaier); 2. Von dem Problem der Ausgestaltung der Strafprozeßordnung die bei der vorjährigen Landesversammlung in Stuttgart zurückgestellte Frage der Untersuchungshaft; 3. Die Frage eines deutschen Auslieferungsgesetzes (Referent Professor Frank, Korreferent Oberlandesgerichtsrat Prof. Harburger (München); 4. Die Frage der Rehabilitation bezw. deren Wiedereinführung in Deutschland (Referenten Professor v. Liszt, Dr. Delaquis, Berlin). Weiter sind zum Schluß der Tagung zwei Vorträge der Professoren Tönnies und Liepmann in Aussicht genommen. Für die Verhandlungen sind zwei Tage bestimmt, ein Begrüßungsabend wird vorhergehen, ein dritter Tag wird einem Ausflug mit geeigneten Besichtigungen gewidmet sein.

*

6. Jahresversammlung des Allgemeinen Deutschen Vereins für Schul-Gesundheitspflege.

S. & H. Stuttgart, 15. Juni. Der zweite Verhandlungstag wurde mit einer Geschäftssitzung eingeleitet, während der zum erstenmal ein achtköpfiger Ausschuß gewählt wurde. Der Ausschuß besteht aus den Herren: Dr. Kormann (Leipzig), Dr. Bauer (Stuttgart), Professor Dr. Hartmann (Berlin), Dr. Wehrhahn (Hannover), Geh. Oberbaurat Delius (Berlin), Oberbürgermeister Müller (Kassel), Sanitätsrat Schmidt (Bonn) und Gemeinderat Dr. Stockmayer (Stuttgart). — Um 9 Uhr vormittags wurde in die Beratungen eingetreten. Stadtarzt Dr. Gastpar (Stuttgart) hielt einen hochinteressanten Vortrag über seine in Stuttgart vorgenommenen Schüler-Untersuchungen. Die Gefahren, denen die Kinder in der Schule ausgesetzt sind, seien Ueberfüllung der Klassen, schlechte Lüftung und Ueberbürdung. Die Schule habe allen Anlaß, diese Mängel zu beseitigen. Was den Umfang der Untersuchung anbetreffe, so sei diese vom Arzt unter Mitwirkung des Lehrers vorzunehmen. Nie dürfe die vom Lehrer vorgenommene Untersuchung die des Arztes überflüssig machen. Wie oft die Untersuchung vorzunehmen ist, dafür könne eine Regel nicht festgestellt werden. Besonders darauf sei zu achten, daß die Untersuchung für die Kinder rasch und schonend vorgenommen werde. In Stuttgart habe er (Redner) sehr gute Erfahrungen gemacht. Nur 8 Prozent der Kinder durften nicht untersucht werden. Die an die Eltern ergangene Einladung, der Untersuchung anzuwohnen, sei in den meisten Fällen befolgt worden.

Eine rege Erörterung folgte. Prof. Leubuscher (Meiningen) machte den Vorschlag, durch Einführung von Eltern-Abenden die Eltern über die Bedeutung der schulärztlichen Untersuchungen vertraut zu machen, für die Lehrer wünsche er Abhaltung hygienischer Kurse. Stadtarzt Dr. Gastpar legte der Versammlung den Antrag vor: „Die Versammlung wolle beschließen, den Regierungen nahezulegen, daß die schulärztliche Ueberwachung nicht nur auf die Volksschulen, sondern auf sämtliche Schulen, besonders auch auf die höheren Knaben- und Mädchenschulen ausgedehnt wird." In der kurzen Diskussion über diesen Antrag sprachen alle Redner mit einer einzigen Ausnahme in zustimmendem Sinn. Oberstudienrat Prof. Dr. Egelhaaf (Stuttgart) nahm energisch gegen den Antrag Stellung, den er in keiner Weise für spruchreif hielt. Man werde dabei auf den größten Widerstand der Eltern stoßen. Die Kinder der Volksschule entbehren vielfach der ärztlichen Beratung, während die Kinder der höheren Lehranstalten fast alle ihren Hausarzt haben. — Der Vorsitzende, Prof. Griesbach (Mülhausen) plaidierte lebhaft für den Antrag Gastpar. Dann wurde zur Abstimmung geschritten und der Antrag Dr. Gastpar mit allen gegen ein Dutzend Stimmen angenommen.

Der zweite Vortrag behandelte die Frage des ungeteilten Unterrichts. Oberschuldirektor Hintzmann, der für die höheren Schulen sprach, faßte seine Ausführungen in folgendem zusammen:

„Die Unterrichtszeit, welche die preußischen Lehrpläne von 1901 für die mittleren und oberen Klassen fordern, ist zu groß. Die Zahl der Unterrichtsstunden steigt bis auf 38; die Schüler müssen also durchschnittlich bis zu 6½ Stunden täglich, d. h. an mehreren Tagen bis zu 7, ja an einzelnen Tagen sogar 8 Stunden in der Schule zubringen. Daraus folgt, daß die Schüler zum Anfertigen der häuslichen Schularbeiten weder die notwendige oder geeignete Zeit noch die erforderliche geistige Kraft und Frische haben. Den Schülern fehlt weiter erst recht die Zeit und darum auch die Möglichkeit, für ihre körperliche Ertüchtigung zu sorgen, ihrer Individualität entsprechenden wissenschaftlichen oder künstlerischen Neigungen nachzugehen oder größere selbständige Arbeiten anzufertigen. Die Erziehung zu selbständiger geistiger Tätigkeit ist aber die vornehmste Aufgabe der höheren Schulen. Um jene Uebelstände zu beseitigen und diese Aufgabe sicherer lösen zu können, erscheint es geboten, abgesehen vom Turnen, den gesamten in den Lehrplänen genannten Unterricht auf den Vormittag als für die geistige Arbeit geeignetste Zeit zu verlegen, die Nachmittage also für Turnen und andere körperliche Uebungen (Spielen, Schwimmen, Rudern) und für die häusliche Arbeit und selbstgewählte Beschäftigungen frei zu halten. Das ist nur möglich, wenn jede Unterrichtsstunde auf 45 Minuten beschränkt wird. Es können dann an den sechs Wochentagen bis zu 36 Unterrichtsstunden vormittags erteilt werden. Derartige Pläne sind jahrelang erprobt und haben sich nicht nur als durchführbar, sondern als anderen Plänen überlegen erwiesen. Die Schüler sind im Unterricht frischer und lebendiger, im Hause arbeitsfreudiger. Die Schulverwaltungen sind zu bitten, zunächst wenigstens Versuche mit derartigen Lehrplänen machen zu lassen."

In ähnlichem Sinne sprach für die Volksschule Lehrer J. Baßmann (Stuttgart), Zusätze und weitere Anregungen gab dazu vom medizinischen und pädagogischen Standpunkt Dr. med. et phil. Willy Hellpach (Karlsruhe). Diese Vorschläge riefen zunächst mehrere zum Teil ausführliche Anträge hervor, die sich mit Reformvorschlägen befaßten. Zunächst wurde folgender Antrag von Oberschuldirektor Hintzmann (Elberfeld) einstimmig angenommen: „Gegen die heute allgemein übliche Schulzeiteinteilung sind im hygienischen und unterrichtlich-erzieherischen Interesse schwere Bedenken zu erheben. Der Vorstand wird daher beauftragt, die geeigneten Schritte bei den Regierungen zu tun, um zahlreiche Versuche an Volks- und höheren Schulen zu veranlassen, durch die die Frage der zweckmäßigen Unterrichtszeit ihrer Lösung entgegengeführt wird, auch die Aerzte- und Lehrer-Vereine um ihre Mitarbeit hierbei anzugehen."

Die zahlreichen Anträge sollen zu einer Begründungs-

schrift verwendet werden, die von einer besonders zu ernennenden Kommission zu verfassen ist. — Mit Dankesworten an die Behörden und die Teilnehmer schloß darauf der Vorsitzende die Versammlung.

*

Kleinere Mitteilungen.

H. Laryngologen-Versammlung in Heidelberg. Die heurige zwölfte Pfingst-Tagung des „Vereins süddeutscher Laryngologen" empfing erhöhte Bedeutung dadurch, daß sich die konstituierende Versammlung der „Deutschen Laryngologischen Gesellschaft" daran anschloß. Am Morgen des zweiten Feiertages wurde im Hörsaal der Medizinischen Klinik die wissenschaftliche Sitzung durch den derzeitigen Präsidenten Dr. Avelis (Frankfurt a. M.) eröffnet. 130 Mitglieder, darunter solche aus der Schweiz und aus Oesterreich, waren zugegen, und als Gäste die berühmten Kehlkopfärzte Sir Dr. Semon aus London und Dr. Klebs aus Chicago. Mit jetzt nahezu 300 Mitgliedern ist der „Verein süddeutscher Laryngologen" zum größten Laryngologen-Verband der Welt geworden. Zum ersten Vorsitzenden für das nächste Jahr wurde Dr. Winckler (Bremen), zum zweiten Vorsitzenden Dr. Lindt (Bern) gewählt. Es hielten Vorträge Seifert (Würzburg), Schroeder (Kassel), Winckler (Bremen), Landsberg (Dortmund), Jessen (Davos), Rosenberg (Berlin), Kronenberg (Solingen), Killian (Freiburg i. B.), Sänger (Magdeburg), Hennig (Königsberg i. Pr.), Killian (Worms) und Hoffmann (Dresden). — Am Pfingstdienstag trat die im vorigen August zu Frankfurt a. M. in die Wege geleitete „Deutsche Laryngologische Gesellschaft" ebenfalls im Hörsaal der Medizinischen Klinik zusammen. Der erste Vorsitzende Exzellenz Dr. Moritz Schmidt (Frankfurt a. M.) erklärte in seiner Begrüßungs-Ansprache, daß die neue Gesellschaft außer der Pflege der Wissenschaft noch den Zweck verfolge, der Laryngologie die gebührende Stellung unter den medizinischen Spezialfächern zu erkämpfen. Zum ersten Vorsitzenden wurde Exzellenz Moritz Schmidt (Frankfurt a. M.) gewählt, zum zweiten Vorsitzenden B. Fraenkel (Berlin), zum ersten Stellvertreter Jurasz (Heidelberg), zum zweiten Stellvertreter Killian (Freiburg i. B.).

H. Bibliotheken. Die Heidelberger Universitätsbibliothek wandert von der zweiten August-Woche ab aus ihrem längst zu eng gewordenen Heim, dem ehemaligen 1715—1717 von den Jesuiten erbauten katholischen Gymnasium, in den prachtvollen Neubau, welchen Joseph Durm im Stile französischer Frührenaissance am Ende der Grabengasse gegenüber der Jesuitenkirche errichtet hat.

*

Hochschulnachrichten.

□ **Erlangen.** Der Professor der neueren Geschichte an der hiesigen Universität Dr. Richard Fester hat den an ihn ergangenen Ruf an die Akademie für Handels- und Sozialwissenschaften zu Frankfurt a. M. abgelehnt.

* **Aachen.** Als etatmäßiger Professor der Ingenieurwissenschaften ist zum 1. Oktober Regierungsbaumeister Max Domke aus Berlin an die hiesige Technische Hochschule berufen worden.

hc. **Marburg.** Der Historiker Dr. Albert Brackmann, Oberlehrer am hiesigen Gymnasium, ist zum außerordentlichen Professor an der Universität ernannt worden.

* **Halle.** Der Professor der Psychiatrie an der hiesigen Universität Geheimrat Prof. Dr. Karl Wernicke war vor einigen Tagen, wie wir bereits an anderer Stelle des Blattes mitteilten, bei einer Radtour im Geratal in der Nähe von Dörrberg unter ein Lastfuhrwerk geraten. Den schweren Verletzungen, die er dabei erlitt, ist der hochgeschätzte Gelehrte, der im 57. Lebensjahre stand, nunmehr erlegen.

* **Zürich.** Der Professor der Chemie an der Technischen Hochschule in Zürich Dr. E. Bamberger wurde, wie die Frankfurter Zeitung mitteilt, auf sein Ersuchen aus seiner Stellung entlassen. An seine Stelle tritt Dr. Eugen Grandmougin aus Mülhausen.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

H. Seedorf: Friedrich Schiller. Rede zur Gedenkfeier. Göttingen 1905. Vandenhoeck u. Ruprecht. 20 S. — Dr. Oskar Ewald: Richard Avenarius als Begründer des Empiriokritizismus. Eine erkenntniskritische Untersuchung über das Verhältnis von Wert und Wirklichkeit. Berlin 1905. Ernst Hofmann u. Co. 177 S. — Aus der Natur. Zeitschrift für alle Naturfreunde. Herausgegeben von Dr. W. Schönichen. (I. Jahrg. 1905. Heft 2, 3 und 4.) Stuttgart. Erwin Nägele. — Privatdozent L. William Stern: Helen Keller. Die Entwicklung und Erziehung einer Taubstummblinden als psychologisches, pädagogisches und sprachtheoretisches Problem. (Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der Pädagogischen Psychologie und Physiologie. VIII. Band. 2. Heft.) Berlin 1905. Reuther u. Reichard. 76 S. — Dr. J. Dreyfus: Das Wesentliche der Schularztfrage. Frankenthal. Louis Göhring u. Co. 18 S. — Ernst v. Hofe: Moschas. Schauspiel in drei Akten. Stuttgart und Berlin 1905. J. G. Cotta Nachf. 122 S. — Dr. Erich Wulffen: Reformbestrebungen auf dem Gebiete des Strafvollzugs. (Neue Zeit- und Streitfragen.) Zweiter Jahrg. 6. Heft.) Dresden 1905. Zahn u. Jaensch. — Prof. Dr. Hermann Schell: Die kulturgeschichtliche Bedeutung der grossen Weltreligionen. München 1905. St. Bernhards Verlag. 28 S. — Aus den Erfahrungen eines Regimentskommandanten der Infanterie. Wien 1905. L. W. Seidel u. Sohn. 55 S. — Die Staats- und Zivil-Uniformen des Deutschen Reichs. In ungezwungener Reihenfolge herausgegeben von Historienmaler Emil Rumpf. Leipzig. Moritz Rühl. — Congrès International des Chambres de Commerce et des Associations Commerciales et Industrielles à Liège 7., 8. und 9. Septembre 1905. Mons. Dequesne-Masquillier et Fils. 33 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen:

Sehnsucht

Roman

von

Ernst von Hofe

Geheftet M. 3.—. In Leinenband M. 4.—.

Der Verfasser, der sich bisher auf dem dramatischen Gebiete erfolgreich bewährt hat, betritt mit diesem Roman vielversprechend das Gebiet der Erzählung.

Es ist ein Buch voll Tiefe und Poesie, hoch über dem Durchschnitt banaler Unterhaltungslektüre stehend.

Die Zeitgeschichte — russische Gärungen, der Krieg in Ostasien — spielt in die Handlung herein und eröffnet Ausblicke aus der Idylle der deutschen Universitätsstadt (Jena) in ferne, weite Schauplätze, wohin der Weg über das Zürcherische Studentinnenleben geht. (13876)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Digitized by Google

Jahrgang 1905. München, Dienstag, 20. Juni. Nummer 141.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Sonderschulen für Begabte.

Von Bruno Meyer (Berlin).

In die Erörterung der Schulangelegenheiten mischt sich endlich einmal ein anderer Ton als der, an den man seit allzu langer Zeit gewöhnt ist. Statt der entsetzlichen Erfindung der „Ueberbürdung“ und der durch sie begründeten Herabminderung der Forderungen und der Leistungen, statt der Unterbindung der besten Wirkungen, deren eine allgemeine Volksschule fähig ist, durch Verschärfung der trennenden konfessionellen Gegensätze, statt der vielfachen Bemühungen um die geistig Minderwertigen in Sonderschulen und -klassen und dergleichen mehr wagt es endlich einmal ein denkender Lehrer, die Wege der Schule aufwärts zu lenken.

Dr. F. Petzoldt, Oberlehrer am kgl. Gymnasium in Spandau, hat in den „Neuen Jahrbüchern für Pädagogik“ und in einem unveränderten Sonderabdruck der als Broschüre im Verlage von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin, kürzlich erschienen ist, „Sonderschulen für hervorragend Befähigte“ in Vorschlag gebracht, ein Gedanke, der eigentlich nur ausgesprochen zu werden braucht, um bei jedem an unserer Kultur Interessierten Beistimmung zu finden. All den Nivellierungen und Herabminderungen im Schulgebiete gegenüber können die Worte gelten, mit denen der Verfasser am Schlusse (Seite 50/51) seine Vorschläge unterstützt: „Gewiß liegen hier (bei der Sorge für die geistig zurückgebliebenen Kinder) die lautersten und menschlich schönsten Motive vor. Geht uns da aber nicht das stürmische Herz mit dem nüchtern abwägenden Verstande durch? Verdienen die Hochbegabten, die, von ihrer Umgebung unverstanden, den göttlichen Funken verglimmen lassen müssen, nicht weit mehr Mitleid als jene geistig Enterbten, aber um ihren Mangel doch nur sehr undeutlich Wissenden? Und fassen wir das Ganze ins Auge, die Entwicklung der Menschheit zu immer höheren Formen: könnte da ein Zweifel sein, wen wir zu opfern hätten, falls wir einen von beiden opfern müßten, den Schwachsinnigen oder den Genius? Dann ist aber auch klar, daß wir vor allem für den Genius sorgen müssen und danach erst für den Unbegabten: er hat den ersten Anspruch auf die besten Schulen und die besten Lehrer.“

I. Eigene Erfahrungen.

Vollkommen zutreffend und noch mit viel zu milden Farben schildert der Verfasser die Leiden derjenigen, welchen unsere heutigen Schulen mit Gymnasialrange — denn von diesen ist wesentlich bei ihm nur die Rede — viel zu wenig bieten und viel zu viel Kraft und unnütze Zeit abverlangen, lediglich aus dem Grunde, weil der gesamte Lehrgang danach angeordnet und die gesamte Lehrtätigkeit danach eingerichtet werden muß, daß auch die Vertreter der untersten Stufen mittlerer Begabung die Klassenziele erreichen und mit möglichster Regelmäßigkeit aufsteigen können. Daß dabei den Begabteren nicht genügende geistige Beschäftigung und Nahrung gegeben wird, liegt in der Natur der Sache; und daß es eine unverantwortliche Verschwendung des kostbarsten Volksbesitztums, nämlich der Zeit und Kraft der geistig Hervorragenden, ist, sie nicht die höchsten Ziele erreichen zu lassen, deren sie nach ihrer Begabung fähig sind, versteht sich so vollständig von selbst, daß es eigentlich unbegreiflich ist, wie man so lange hat zögern können — namentlich bei der überwuchernden Tendenz zur Verflachung des Schulwesens —, diese hervorragendsten Individuen nach Pflicht und Recht zu berücksichtigen. Wer am eigenen Leibe, sogar noch in wesentlich besseren Zeiten, dieses Elend erfahren hat, der jubelt förmlich auf bei dem Gedanken, daß es vielleicht doch gelingen könnte, zukünftigen Generationen solche Leiden zu ersparen.

Schreiber dieses wurde, nachdem er schon sehr früh in die Untertertia gelangt war, durch mehrjährige Krankheit nicht nur von der Schule ferngehalten, sondern auch unfähig gemacht, irgend welche geregelte geistige Tätigkeit durch ordentlichen Unterricht u. s. w. auf sich zu nehmen, während seine geistigen Fähigkeiten durch die Krankheit nichts weniger als beeinträchtigt waren und er daher seine Zeit je nach Neigung und Gelegenheit, namentlich in einer sehr ausgebreiteten und verständnisvoll beeinflußten Lektüre, bei weit über seine Jahre hinausgehendem Verständnis zu verwenden vermochte, bis er endlich dem Gymnasium wieder zurückgegeben werden konnte, — natürlich auf derselben Stufe, auf der er es verlassen hatte. Selbstverständlich war in der Zwischenzeit das geregelte und gesicherte Wissen im einzelnen verloren gegangen, während die allgemeine geistige Kultur weit über den Standpunkt der unteren Mitte des Gymnasiums hinausgewachsen war. Mit großer Anstrengung gelang es ihm in den ersten Monaten, sich wieder völlig dem Zwange eines geordneten Schulwesens anzupassen; aber bald machten sich die überlegenen Kräfte, die in der Zwischenzeit frei geworden waren, geltend, und der Direktor des Gymnasiums hatte die verständige Einsicht, den Ausnahmefall, der ihm hier vorlag, mit Ausnahmemaßregeln zu behandeln. Es wurde ermöglicht, nach Kontrolle der durch Privatfleiß erreichten Kenntnisse auch in denjenigen Teilen des Klassenpensums, welche während eines halben Jahres nicht durchgenommen wurden,[1]) ihn die beiden Tertien je in einem halben Jahre

[1]) Das entspricht den damals noch allgemeinen Einrichtungen. Die jetzt an den größeren Anstalten (mit Doppelklassen) üblichen „Wechselcoeten“ verdanken dem Vorgange des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums in Berlin ihre Einführung, wo sie auf Antrag des Schreibers dieses (nach anfangs energischem Widerstande des Direktors und des Lehrerkollegiums) zuerst und mit durchschlagendem Erfolge versucht wurde.

durchlaufen zu lassen. Aber als so die Unlersekunda erreicht war, glaubte der Direktor dem mächtig Emporstrebenden doch eröffnen zu müssen, daß nun solche Ausnahmen nicht mehr gemacht werden könnten und fortan der gewöhnliche Gang eingehalten werden müsse.

Da wäre nun aller Wahrscheinlichkeit nach, wenn nicht ein sehr glückliches Zusammentreffen verschiedener Umstände eingetreten wäre, unzweifelhaft eine Erschlaffung des Fleißes, eine Herabminderung des Interesses im Vereine mit all den schlimmen Folgen ungenügender Gelegenheit zur Betätigung aller Kräfte eingetreten; aber das wurde glücklicherweise verhindert. Einmal erforderte die Gesundheit noch während der ganzen Gymnasialzeit sehr weitgehende Schonung, so daß z. B. in jedem Jahre längere Zeit vor und nach den großen Ferien für Erholungs- und Badereisen benutzt wurde, was der Leiter der Anstalt mit großer Liberalität ohne jede Einschränkung gestattete — in der sicheren Voraussicht, daß die dadurch herbeigeführte Unterbrechung in den Einwirkungen der Schule mit Leichtigkeit durch die natürlichen Fähigkeiten und die immer rege Aufmerksamkeit mühelos ausgeglichen werden würde. Auf der anderen Seite hatte die jahrelange Gewöhnung an ungeteilte Selbstbeschäftigung ein solches Bedürfnis und eine solche Uebung für diese Art von Tätigkeit herangebildet, daß in dem Augenblicke, wo einer besonderen Anspannung in der Schule das Ziel, das allein einer solchen wert gewesen wäre, genommen wurde, der Entschluß feststand: von jetzt ab wird grundsätzlich nichts außer Aufsätzen für die Schule mehr zu Hause gearbeitet, sondern es muß alles von der Schule Verlangte in den Schulstunden selber erreicht werden. Dagegen muß die Zeit außer der Schule für die Studien, die abseits von den Forderungen der Schule liegen, ausgenutzt werden. Das wurde mit der größten Konsequenz und in streng systematischer Weise durchgeführt, und zwar die private Tätigkeit nicht auf irgendwelche oberflächliche Unterhaltungen, sondern auf wissenschaftliche und künstlerische Bestrebungen gerichtet.

Zwar wuchs auf diese Weise der so isolierte Schüler fühlbar fast von einem Tage zum anderen mehr mit der Schule auseinander, dergestalt, daß er sehr bald innerhalb der Schule selber von den Lehrern wie eine Art Fremdkörper gefühlt und betrachtet wurde. Was in den Unterrichtsstunden behandelt wurde, das war lange vorher bekannt und stand schon längst in einem so weit ausgreifenden Zusammenhange vor dem Geiste da, daß die Schule nichts mehr zu bieten hatte. So war z. B. der Primaner schon ein solcher Lessing-Kenner, daß bei der Lektüre des Laokoon, der Dramaturgie u. s. w. auf ihn instinktiv gar keine Rücksicht mehr genommen wurde, sondern Fragen an ihn ausschließlich dann gelangten, wenn sie aus der ganzen Klasse sonst nicht beantwortet werden konnten.

Daß das ein unbehaglicher Zustand für alle Teilnehmer war, wie er nur ertragen werden kann, wenn zufällig die sittliche Erziehung der Beteiligten den hier beinahe unvermeidlich erscheinenden Gefahren sich gewachsen zeigt, liegt auf der Hand. Mit welchen Gefühlen aber trotz alledem ein Schüler regelmäßig am Unterrichte teilnimmt, dem als Untersekundaner schon gesagt wird: „Wenn Sie einen solchen Aufsatz als Abiturient schreiben, so sind Sie glänzend durch", das läßt sich leicht nachempfinden. Und wenn dann trotz der liberalsten Disziplin, welche die betreffende Anstalt vor vielen anderen auszeichnete und auch dem so isolierten Schüler vielfältig noch besonders zuvorkommend sich betätigte, gelegentlich die Spannung sich entlud und Mißverständnisse und Mißgriffe nicht vermieden wurden, so war lediglich die Unnatur des Verhältnisses daran schuld, und den Personen kann kaum ein Vorwurf gemacht werden. Die Lehrer haben das unheimliche Gefühl, einen Teilnehmer am Unterrichte um sich zu wissen, der die Vorgänge von einem sonst keinem anderen zugänglichen Standpunkte aus zu beurteilen vermag. Der isolierte Schüler aber hat alle Kraft zusammenzunehmen, um sich von der unvermeidlichen Langeweile nicht zu Hochmut oder gelegentlich zu Unarten hinreißen zu lassen; und die Mitschüler sind trotz des liebenswürdigsten Umgangstones, der dem Betreffenden sogar wirklich von Herzen kommt, unwillkürlich gedrückt, wenn sie ein für allemal wissen, daß sie einen — oder vielleicht neben diesem auch noch den einen oder anderen weiteren — Kameraden unter sich haben, mit dem ein Wettstreit ausgeschlossen ist, dessen Leistungen ein für allemal weit über das allgemein erreichbare Niveau hinausgehen.

Wenn solche Ungelegenheiten sich selbst da ergeben, wo die Lage durch die verschiedensten an sich seltenen Umstände verhältnismäßig noch so glücklich wie möglich ist, und manche der Gefahren, die in dem Sachverhalte an sich liegen, vermieden werden können, so liegt es auf der Hand, daß bei ähnlichen Lagen, wo nicht immer auf eine gleich sichere Paralysierung der Schädigungen gerechnet werden kann, unheilvolle Wirkungen für Gegenwart und Zukunft unvermeidlich sind. Und was dabei für den Betroffenen und die Allgemeinheit verloren gehen kann, ist ganz unermeßlich.

Nun mag der geschilderte Einzelfall manche ungewöhnlichen Eigentümlichkeiten haben; aber in geringerem Grade, der immer noch groß genug ist, um wegen seiner Eigentümlichkeiten und Schwierigkeiten Rücksichten zu erfordern, kommt derartiges öfter vor. Hat sich doch z. B. auch in diesem Falle gezeigt, daß, als einmal von der Regel eines zweisemestrigen Aufenthalts in den Tertien abgesehen wurde, auch noch ein paar andere Schüler von hervorragender Begabung der Gerechtigkeit wegen, ohne Schädigung für sich und für die Schule, der gleichen Vergünstigung teilhaftig wurden; und mehrere Schüler der betreffenden Generation, die bis zum Abgange als die glänzendste der ganzen Anstalt anerkannt war, standen in verschiedenem Grade und mit Bevorzugung verschiedener Gegenstände in ihren Privatstudien in ähnlicher Weise dem allgemeinen Unterrichte gegenüber. In damaliger Zeit war auch das Schablonenwesen im Unterrichte, das heute leider bis in die obersten Stufen hinauf zur Herrschaft gelangt ist, unbekannt, so daß in liberalster Weise individuellen Rücksichten Rechnung getragen werden konnte und wurde.

Ich bezweifle z. B. sehr, ob man heute wagen würde und dem allgemeinen Zuschnitte der Klassen gemäß wagen könnte, zu gestatten, was damals ohne jede Erwägung gestattet wurde, daß vier vorzügliche Mathematiker der Prima sich während der mathematischen Unterrichtsstunden von ihren Plätzen hinweg begeben und auf leere Bänke setzen durften, um sich bei den tädiösen Wiederholungen und Einpaukversuchen, die der schlechten Schüler wegen nötig waren, ruhig anderweitig zu beschäftigen, ohne daß der betreffende Lehrer überhaupt von ihnen Notiz nahm, sicher, daß er nur zu allgemeinen Gegenständen überzugehen, also z. B. fortschreitend Neues zu bringen brauchte, um die Betreffenden sich ganz von selbst wieder zur regsten Teilnahme an diesem Teile des Unterrichtes wenden zu sehen.

Was würde man z. B. heute dazu sagen, wenn bei der Horaz-Lektüre gewissermaßen mit regelmäßig verteilten Rollen in der Weise gearbeitet würde, daß einem der Schüler auf Grund der ihm als Prämie gegebenen Horaz-Ausgabe von Bentley wie etwas Selbstverständliches das Referat über die kritischen Urteile dieses großen Philologen zugewiesen wäre und der Lehrer für sich nur die Berücksichtigung der sonstigen Kritik und Interpretation übernähme?

Und obgleich damals solche Dinge anstandslos geschahen und geschehen konnten, war es nicht möglich, von seiten der Schule die Kluft zu überbrücken, welche sich zwischen den vorangeeilten Schülern und dem Gesamtniveau einer sogar durchschnittlich ausgezeichneten Klasse auftat!

II. Natur und Gestaltung der Sonderschulen.

Petzoldt begründet seine Forderung durch eine sehr feine und geschickte Analyse des Genies und des Talentes und desjenigen, was diese beiden hervorragenden Begabungen an äußerer Förderung gebrauchen und durch sie gewinnen können, um auf diesem Wege zu dem Ergebnisse zu gelangen, daß gerade die besten Anlagen einer vor-

züglichen Pflege und Förderung durch die Umstände ihrer Entwicklung bedürfen.

So anziehend diese ganzen Partien dargestellt sind, scheint mir, daß damit viel zu schweres Geschütz für die Sache aufgefahren ist. In den Entwicklungsstadien sind die besonderen Veranlagungen nach Art und Grad niemals mit einiger Sicherheit zu erkennen, — wobei ich im Vorbeigehen nur auf das entschiedenste der von Petzoldt (S. 16) geäußerten Anschauung widersprechen möchte, daß Genie und Talent nur dem Grade und nicht der Art nach voneinander unterschieden sind; und es bedarf überhaupt gar nicht der Feststellung einer bestimmten Art von seltener Begabung. Es bleibt nichts übrig, genügt aber auch, wenn einfach die Leistungsfähigkeit der Schüler gegenüber den Forderungen des gewöhnlichen Unterrichtes möglichst objektiv geprüft wird und diejenigen, welche dabei eine außergewöhnliche Schnelligkeit, Leichtigkeit und Sicherheit im Aufnehmen und Verarbeiten des Lehrstoffes zeigen, so daß augenscheinlich der gewöhnliche Unterricht sie zu wenig in Anspruch nimmt und ihnen zu wenig bietet, als die hervorragend Begabten aus der Menge herausgenommen und durch besondere Unterrichtsanstalten ihren Fähigkeiten entsprechend stärker belastet und angespannt werden.

Für die Organisation solcher Sonderschulen macht Petzoldt aber verschiedentlich Vorschläge, die, wie mir scheinen will, nicht zu billigen sind. Er meint, daß das Ziel unserer höheren Schulen, das bei dem gewöhnlichen Gange (frühestens) mit 18 Jahren erreicht wird, von hervorragend Begabten mit 15 Jahren erreicht werden könnte, und daß daher in Sonderschulen die ersparten drei Jahre für andere Gegenstände benutzt werden könnten, wobei er in sehr großem Umfange an die Darbietung von wahlfreien Kursen zur Vorbereitung für spätere Berufe denkt.

Hierin liegen meines Erachtens mehrere schwere pädagogische Mißgriffe.

Zunächst hat schon vor sehr langen Jahren, während des lebhaft wogenden Kampfes zwischen den humanistischen und den realistischen Anstalten, ein hervorragender Pädagoge mit Recht geäußert, daß selbst eine leidliche mittlere Begabung den Gesamtkursus unserer höheren Schulen ziemlich bequem in der Hälfte der vorgeschriebenen Zeit zu absolvieren vermöchte, aber — in der zweiten Hälfte. Es ist aber selbst für die hervorragendsten Begabungen gefährlich, diejenigen Gegenstände, welche heute dem sogenannten Obergymnasium, den letzten drei Jahrgängen, vorbehalten sind, schon in demjenigen Alter erledigen zu wollen, welches dem Mittelgymnasium gehört. Lessing und Sophokles, Einführung in die höhere Mathematik und exakte Naturwissenschaften, Geschichtspragmatik und philosophische Propädeutik erspart sich selbst der Allerbegabteste mit Vorteil auf diejenigen reiferen Jahre, denen sie auch jetzt schon zugewiesen sind.

Die Sonderschulen für Begabte haben ferner nur die Aufgabe, ebenso wie die heutigen Mittelschulen (Gymnasien u. s. w.) lediglich allgemeine Bildungsanstalten zu sein, welche zum Uebergange in sämtliche höheren Berufsstudien befähigen; und sie haben diese allgemeine Bildung nur in den jetzt dazu gerechneten Elementen schneller, das heißt mit weniger Zeitaufwand auf den einzelnen Stufen, zu erreichen. Dadurch gewinnen sie die Möglichkeit, die Auswahl dieser Elemente, die auf unseren heutigen Mittelschulen aus Not allzusehr beschränkt ist und wegen dieser unvermeidlichen Beschränkung in jedem denkbaren Lehrplane für allgemeine Schulen fast mit Notwendigkeit zu dem ausschließlich höchst bedauerlichen Abfalle von der Einheitsschule in der Mittelstufe geführt hat, zu überwinden, den Kreis der Unterrichtsfächer nach weiter ausblickenden Gesichtspunkten zu vermehren, wenn man den Ausdruck gestatten will: zu vervollständigen.

Zunächst muß das Bildungsziel auch schon der heutigen Lehrpläne in virtuoser Weise erreicht werden. Dazu gehört vor allen Dingen eine jetzt auf sämtlichen Mittelschulen in strafwürdiger Weise vernachlässigte, aber als eine nationale Ehrenaufgabe zu betrachtende Vervollkommnung in der mündlichen und schriftlichen Beherrschung der Muttersprache mittels einer gediegenen, auf wirklich sprachwissenschaftlicher Grundlage beruhenden Kenntnis und methodischer Uebung. Es gehört ferner dazu eine wirklich so zu nennende Fertigkeit des mündlichen und schriftlichen Ausdruckes in den drei großen Kultursprachen Französisch, Englisch und Italienisch, — eine Forderung, die schon vor etwa 30 Jahren Max Müller als die selbstverständliche Voraussetzung für die internationale Verständigung auf allen wissenschaftlichen Gebieten aufgestellt hat. Da er die Erfindung einer künstlichen Weltsprache selbstverständlich für einen Unsinn erklären mußte, hat er als einzig mögliches Mittel zur Erreichung des für eine solche Weltsprache vorgeschriebenen Zieles verlangt, daß alle diejenigen, deren Muttersprache eine andere als die vier großen Weltsprachen ist, wenigstens in einer dieser mit voller Geläufigkeit zu schreiben und sie sämtlich ohne Anstand zu verstehen imstande sein müssen, damit der internationale Gedankenverkehr nicht durch die spanischen Reiter verlegener Idiome gehindert werde, sondern sich auf dem Felde der großen Kultursprachen mit absoluter Sicherheit, allgemein verstanden zu werden, vollziehen könne.

Selbstverständlich muß dann in dem Lehrplane solcher Sonderschulen der Naturwissenschaft und der von ihr ja untrennbaren Mathematik eine größere Rolle als bisher selbst auf den realistischen Anstalten zugewiesen werden. Ich weiß nicht, ob Petzoldt etwas anderes bei seinem kräftigen Hinweise auf die Naturwissenschaften im Sinne hat Sollte es der Fall sein, sollte ihm so etwas vorschweben wie, daß die Naturwissenschaften nebst ihren vorzüglichsten Anwendungsgebieten in der Technik an Stelle der sprachlich-geschichtlichen Gegenstände in den Mittelpunkt der ganzen Lehrtätigkeit gerückt werden sollen, so möchte ich dem sehr energisch widersprechen. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß man gute Methode nur an den Naturwissenschaften lernen könne. Wenn die Säuberung der wissenschaftlichen Methode am leichtesten erkennbar für die meisten bei der großen Umwandlung und Fortentwicklung der Naturwissenschaften im vorigen Jahrhundert in die Erscheinung getreten ist, so ist damit nichts weniger bewiesen, als daß es eine ausschließlich heilbringende „naturwissenschaftliche Methode“ gäbe. Es gibt überhaupt nur eine Methode, die Methode, und diese Methode muß in jeder Wissenschaft unter entsprechender Anpassung an Gegenstände und Behandlungsmöglichkeiten dieser Wissenschaft individualisiert werden. Die durchgreifende Verbesserung und Erneuerung der Methodik ist aber weder von den Naturwissenschaften ausgegangen — denn die Sprachwissenschaft und die Geschichtswissenschaft hat sich mit der Besinnung über ihre Forschungsgrundsätze früher auf diese moderne Grundlage gestellt als die Naturwissenschaften —, noch sind diese letzteren allein im Besitze „ihrer“ guten Methode geblieben; vielmehr haben sämtliche Wissenschaften in regem Wetteifer mit den Naturwissenschaften an der fortgesetzten Vervollkommnung der Methode, auch in Verwertung der naturwissenschaftlichen Errungenschaften nach dieser Richtung, gearbeitet. Von irgend einem Vorzug kann hier also weder auf der einen noch auf der anderen Seite bei den Wissenschaften die Rede sein. Aber nach dem unumstößlichen Grundsatze, daß das Interessanteste und Wichtigste für den Menschen immer der Mensch ist, werden im Organismus einer allgemein menschlichen Bildung die Naturwissenschaften vor den Kulturwissenschaften immer die Segel zu streichen haben, auch schon aus dem Grunde, weil in jenen der Lernende, der nicht als Fachmann auf der Grundlage einer schon erworbenen allgemeinen und Fachbildung sie betreibt, mit dem Erlernten aus diesem Gebiete weniger zu arbeiten, das heißt weniger schaffend, selbständig und selbsttätig zu arbeiten imstande ist als mit denjenigen Kenntnissen, welche er auf dem Gebiete der Kulturwissenschaften sich errungen hat. Aber daß die noch heute bei sogenannten Gebildeten für erlaubt gehaltene Ignoranz in naturwissenschaftlichen Dingen, welche durch die Bevorzugung der inhaltlich unbedeutendsten fachlichen Ausbildung, der juristischen, in den höheren Verwaltungszweigen zu geradezu lächerlichen Zuständen führt, nicht weiter geduldet werden kann, das muß einem leidlich

umsichtigen Menschen, auch wenn ihm selber ausgebreitete Kenntnisse auf den naturwissenschaftlich-technischen Gebieten abgehen, doch wohl klar sein; und so muß die Lücke, welche in den humanistischen Gymnasien durch die beinahe vollständige Vernachlässigung, in den Realgymnasien und Oberrealschulen durch den ihnen eigenen Mangel an wissenschaftlicher Vertiefung überhaupt besteht, in den Sonderschulen für hervorragend Begabte ausgefüllt werden.

Daß auch ein anderer Mangel unserer Allgemeinbildung, wie sie auf den Mittelschulen gewährt wird, anhaftet und durch die Sonderschulen für Begabte beseitigt werden muß, ist kaum zu übersehen. Vor 30 Jahren hat *Lothar Meyer* in seiner bekannten Broschüre über die Universitäten mit wenigen Worten die Forderung aufgestellt, daß eine Allgemeinbildung, wie sie für den modernen Menschen brauchbar ist, ihn befähigen muß, seine Gedanken mit Sicherheit in mündlicher, schriftlicher *und zeichnerischer* Form zur Darstellung zu bringen. Dieses letztere Element einer wirklich zureichenden Allgemeinbildung wird bis jetzt überall, auch auf den realistischen Anstalten, vernachlässigt und nirgends in dem Geiste aufgefaßt und behandelt, der durch den Ausspruch Lothar Meyers an die Hand gegeben ist. Es handelt sich darum, die technische Gewandtheit unter dem Gesichtspunkte eines Mittels zur Darstellung von Anschauungen und Gedanken zu kultivieren, nicht also als Kunst oder Fertigkeit schlechthin, sondern genau so wie Sprechen und Schreiben als ein selbstverständliches und mit Bewußtsein beherrschtes Mittel zur äußerlichen Gestaltung innerlicher Vorstellungen. Dieses Element muß auch in die gewöhnliche Mittelschule allmählich in sehr viel höherem Grade eingefügt werden, als es bisher der Fall ist; den Sonderschulen für Begabtere darf es in dieser tieferen Erfassung unter keinen Umständen fehlen.

Sieht man sich dieses Unterrichtsprogramm etwas genauer an, so wird man den Eindruck gewinnen, daß an diesem Stoffe selbst sehr Begabte mindestens bis zu demselben Alter zu tun haben werden, bis zu dem die gewöhnlichen Mittelschulen ihre Zöglinge in Anspruch nehmen; und es ist gar kein Schade, wenn diese Sonderschulen ihre Aufgabe auch im Minimum erst bis zu demjenigen Alter bewältigen können, welches erfahrungsgemäß das wirkliche Durchschnittsalter der Mittelschulabiturienten ist, nämlich 19 Jahre und noch etwas darüber.

Man sieht hieraus, daß nach meiner Ansicht die Sonderschulen berufen sind, für die Höchstbegabten wieder eine *umfassende Einheit der Allgemeinbildung* zurückzugewinnen, welche vor Zeiten das humanistische Gymnasium zu geben die Aufgabe hatte und geben zu können sich schmeicheln durfte. Eine entsprechend auf der Höhe stehende Allgemeinbildung liefert heute keine unserer drei Mittelschulen, annähernd am besten immer noch — trotz alledem — das humanistische Gymnasium. Aber es kann unseren öffentlichen Zuständen nur zum Heile gereichen, wenn eine kleine Schar auserlesener Kräfte zu einer ganz zeitgemäßen vielseitigeren und tieferen Allgemeinbildung gefördert wird, als diese dem Durchschnitt erreichbar ist, und so ein Stamm von wirklich die Menge überragenden Persönlichkeiten erzogen wird, welche für die wichtigsten und anspruchvollsten Stellungen im Staate und in der Gesellschaft vorherbestimmt erscheinen.

Wir fangen die Höherbildung unserer höchstgebildeten Kreise an der falschen Stelle, an der Spitze, an. Wir verlängern die Universitätsstudien und haben dadurch keinen weiteren Erfolg als eine immer größere Steigerung des Verranntseins in sachlichen Einseitigkeiten. Wir sollen die Vertiefung und Verbreiterung anfangen bei der *Basis*. Auf einer ungewöhnlich gründlichen Allgemeinbildung erhebt sich eine tiefe und gründliche Fachbildung mit Leichtigkeit; während heute die hauptsächlichen Schwierigkeiten, welche die höheren Berufsbildungen zu überwinden haben, in einer einseitigen und oberflächlichen Allgemeinbildung, das heißt also in einer ganz schlechten Vorbereitung der in die höheren Berufe Hineinkommenden, liegen.

Und noch eine Schwierigkeit hat diese höhere Fachbildung bekanntlich aus dem Wege zu räumen, wie darauf auch unter vielem anderen Lothar Meyer an der angeführten Stelle nachdrücklich hingewiesen hat, nämlich daß bei der Einseitigkeit und Oberflächlichkeit der von unseren Mittelschulen überlieferten Allgemeinbildung den Zöglingen der Ernst wissenschaftlicher Vertiefung abgeht, und sie durch die Naschproben, welche sie auf der Schule von verschiedenen Wissenschaften empfangen haben, zu einer hochmütigen Selbstüberschätzung gekommen sind, die zunächst gar nicht imstande ist, einzusehen, daß der wissenschaftliche Betrieb dieser Dinge in einem ausgesprochenen Berufsstudium ganz etwas anderes bedeutet als die bisherige Beschäftigung mit diesen selben Dingen unter dem Gesichtspunkte einer allgemeinen Bildung. Wird diese letztere breiter und zugleich tiefer, dann ist dieses Mißverständnis auf den ersten Stufen des Hochschulunterrichtes ausgeschlossen. Es wird nicht erst nötig sein, allmählich und auf Umwegen Wesen und Wert wissenschaftlicher Fachstudien im Gegensatze zu allgemein wissenschaftlichen Kenntnissen gewissermaßen zu entdecken, sondern diese Anschauung wird ganz von selbst schon durch die größere Intensität der Gesamtbeschäftigung in den Vorbereitungsstadien der Mittelschulen hervorgebracht werden.

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte altorientalischer Kultusbäder.

Von Dr. *Julian Marcuse* (Mannheim).

Der Ursprung des Gebrauches von Bädern verliert sich in die entfernteste Vorzeit menschlicher Lebensäußerungen, und schon in den fabelhaften Perioden der Völkergeschichte findet man Spuren davon. Plato versichert nach ägyptischen Traditionen, daß auf der großen atlantischen Insel, die der Ozean verschlungen haben soll, Bäder von großer Pracht und mannigfaltiger Reinigung vorhanden gewesen wären. Den Indern, Persern und Aegyptern, vor allem aber den Juden, galt als dominierende Idee ihrer vielgestaltigen hygienischen Maßnahmen die Reinheit, und sie suchten dieselbe zu erzielen durch Waschungen und Bäder, deren Anwendung, Art und Weise wie Zahl in Bibel und Talmud so genau präzisiert sind, daß man mit Recht in ihrer häufigen und strengen Verordnung mehr als ein den Zwecken der Reinlichkeit und Körperpflege dienendes System sucht, sie waren wesentliche Teile des Zeremoniale. Als solche müssen sie unbedingt aufgefaßt werden, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß Moses und die anderen Gesetzgeber in voller Würdigung und Erkenntnis der klimatischen Verhältnisse des von den Juden bewohnten Landes auf strengste Hautpflege als sicherstes Prophylaktikum ihr Augenmerk richteten. Das galt aber hauptsächlich für die vielfachen Waschungen, die fast nach jedem Gebrauch der Hände vorgeschrieben waren, während Vollbäder in der Bibel fast ausschließlich nur im Zusammenhang mit dem Zeremoniale erwähnt werden. Diese Bäder öffneten den gläubigen Juden die Pforten des Tempels; denn wer ihn betreten wollte, mußte im Sinne des Gesetzes „rein“ sein, und da zur Unreinheit bereits das Berühren von verbotenen Speisen zählte, so gab es wohl kaum eine Manipulation im Leben des Individuums, die nicht den Träger unrein machte. Zur Erlangung der Reinheit diente das Bad, und zwar das Vollbad. Mit der Zerstörung des Tempels verloren diese Vorschriften ihre praktische Bedeutung, sie erhielten sich aber noch jahrtausendelang wenigstens in einem Teil ihrer früheren Bedeutung, und die Zeugnisse hierfür sind bis auf den heutigen Tag noch zu erblicken. Es sind die jüdischen Frauenbäder, die miç wah, d. h. religiöse Pflicht, deren Ueberreste die Städte Worms, Friedberg i. Hessen und vor allem Speyer noch bergen. Diese Bäder waren eine der strengsten rituellen Vorschriften des Judentums, sollten sie doch der Frau ihre „Unreinlichkeit“ nehmen, wie sie in bestimmten Phasen des Geschlechtslebens des weiblichen Organismus auftritt, und sie für den Tempel wie für ihren Ehemann wieder rein machen. Mit diesem Bad hat man es stets äußerst streng gehalten und dementsprechend verlangt, daß „der *ganze* Leib in Wasser gebadet werde“

Digitized by Google

(Lev. 15, 16). Es hat daher nur Gültigkeit, wenn keinerlei Trennendes zwischen Körper und Wasser vorhanden ist, es müssen zu diesem Zweck nicht nur alle Kleidungs- und Schmuckgegenstände entfernt werden, sondern der Körper muß von allem ihm etwa anhaftenden Schmutz und Unreinlichkeiten befreit sein.[1]) Ursprünglich nahm man daher vor dem rituellen Tauchbad ein warmes Reinigungsbad, ein Brauch, der jedoch später gegenüber den veränderten ökonomischen Verhältnissen völlig verloren gegangen ist. Die von der Bibel nur für einzelne Kategorien der Unreinheit aufgestellte Forderung, in „lebendem Wasser“ zu baden, gilt der Tradition für **jedes** rituelle Bad als wünschenswert. „Lebendes“ Wasser ist das sich aus Quellen ergießende, also auch das Wasser der Flüsse und der Meere. Einen Ersatz dafür bietet das aus den Quellen des Weltozeans sich ergießende Regenwasser, falls es in einem Bassin sich gesammelt hat und soviel davon mindestens vorhanden ist, daß ein erwachsener Mensch darin untertauchen kann. Geschöpftes Wasser für sich allein war unzulässig, ebenso wie es unzulässig war, in einem Gefäß, zum Beispiel einer Badewanne, zu baden. Dagegen war es erlaubt, zu Quellwasser oder zu dem angegebenen Minimalquantum Regenwasser geschöpftes hinzuzutun.

Diesen Kult hielten die Angehörigen des Judentums fest auch nach der völligen Zerstörung des Reiches und ihrer Auseinandersprengung in alle Teile der Windrose, und wohin sie nur immer kamen und sich eine selbständige Gemeinde bildete, errichteten sie Tauchbäder. In Deutschland sind wohl die meisten dieser Bäder in der Gegenwart völlig vom Erdboden verschwunden und kein Stein zeugt mehr von ihrer früheren Stätte; dagegen bestehen in der Rheinpfalz und in Rheinhessen, wo die ältesten Ansiedelungen der Juden zu finden sind, noch sehr wohlerhaltene Reste, wie in Worms, Friedberg u. s. w., ja in Speyer ist das Judenbad noch nahezu in seiner ursprünglichen Konfiguration zu sehen und für den Altertumsforscher ein außerordentlich fesselndes Objekt. Urkunden über die Judenbäder liegen uns in mehrfacher Form vor: In Mainz werden unter den Einkünften des Erzbischofs auch 2 Solidi genannt, die vom kalten Bade der Juden zu entrichten sind. Mehr noch erfahren wir vom Speyrer Bad, das bereits im Jahre 1126 erwähnt, dann in einer Urkunde Kaiser Ludwigs vom Jahre 1334 im Zusammenhang mit Schule, Schulhof, Backhaus, Kirchhof und anderen öffentlichen Gebäuden genannt und später im Jahre 1340 in einer bischöflichen Vertragsurkunde aufgeführt wird.[2]) Es befindet sich im Hofe der Synagoge, von der nur noch ein paar Mauern zeugen, neben dem Gemeindehaus, das auch längst verschwunden ist, und stellt noch jetzt eines der besterhaltenen mittelalterlichen Bauwerke romanischen Stiles dar. Da aller Wahrscheinlichkeit nach die ersten Juden im 11. Jahrhundert nach Speyer kamen — 1080 stand bereits ihre Synagoge —, so wird in diese Zeit voraussichtlich auch die Errichtung des Bades fallen. Es benützte das Grundwasser, und da dessen mittlerer Spiegel ungefähr 8½ Meter unter der jetzigen Terrainoberfläche sich befindet, so war eine ausgedehnte unterirdische Treppenanlage zur Errichtung desselben notwendig. Dieselbe besteht aus zwei Abteilungen,[3]) einem geraden Lauf, der bis zu den etwa 3 Meter über dem Wasserspiegel befindlichen Aus- und Ankleideraum führt, und einer halbkreisförmigen Wendeltreppe von da in den Badeschacht, der etwa 10 Meter unter dem Terrain liegt. Die ganze Anlage ist aus Sandsteinen ausgeführt, die inneren Wandflächen sind mit Mörtel verputzt. Ueberall finden sich mit gemauerten Sitzbänken versehene Nischen, vor allem natürlich in dem Aus- und Ankleideraum. Dieser letztere erinnert mit seinem Kreuzgewölbe, seinen reich profilierten und ornamentierten Kapitälen an maurische Vorbilder. Mehrere Bogenfenster gewähren von ihm aus einen Ausblick auf das Bassin. Dieses selbst ist nahezu quadratisch, vier steinerne Stufen führen hinein, und das wenige Licht, das ihm eigen, erhält es jetzt durch eine Oeffnung im Gewölbe, während es früher durch vier kleine, kreisförmige Fenster erhellt wurde.

Noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts muß es im Gebrauch gewesen sein, denn aus dieser Zeit erschallen zwei von ärztlicher Seite kommende Klagen über die mißbräuchliche Anwendung derartiger Tauchbäder und über die gesundheitlichen Schäden, die sie veranlassen. Ein hessischer und ein badischer Arzt veröffentlichen beide längere Abhandlungen darüber und verlangen die Intervention der Staatsbehörden.[4]) Die Lage der Badebassins in dumpfen, modrigen Kellern, ihr eiskaltes Wasser, das infolge des Fehlens jedes Abflusses wie des jahrelangen gemeinschaftlichen Gebrauchs seitens Gesunder und Kranker von Grund aus verunreinigt wird, alle diese Momente erheischen nach Ansicht der Autoren die polizeiliche Schließung dieser Gesundheit und Leben bedrohenden Institutionen. Und in der Tat erfolgte auch in Baden eine Verordnung, wonach „das in religiöser Hinsicht nötige Bad so beschaffen sein müsse, daß sowohl das Bad selbst als das Badezimmer gehörig erwärmt werden könne“, und weiterhin anempfohlen wurde, bei der Erbauung neuer Synagogen auch an die Errichtung eines warmen Bades zu denken. Wo diese Erbauung nicht erfolgte, sollte längstens innerhalb eines Jahres ein neues Bad aufgeführt werden. Allein die Ausführung dieser Maßnahme scheiterte an dem Unvermögen vieler kleiner Gemeinden, und erst die heranbrechende Neuzeit mit ihrer starken Emigration in die Groß- und Mittelstädte ward der Totengräber jener Kellerbäder. In den Städten selbst aber, wie Speyer, Mainz und anderen, fiel der uralte Kultus von selbst zusammen. Und heute betrachten wir nur mit einem Gefühl des Mitleids jene luft- und lichtlosen Stätten, die allem anderen eher als einem Kultus der Reinlichkeit zu dienen geeignet waren.

[1]) Vgl. J. **Preuß**: Waschungen und Bäder nach Bibel und Talmud, 1904, dem wir diese Gesetzesvorschriften und ihre Deutung entnehmen.

[2]) Siehe A. **Hilgard**: Urkunden zur Geschichte der Stadt Speyer. Straßburg 1885.

[3]) Wir folgen hier der fachtechnischen Beschreibung, die in Band 1 der „Baudenkmale in der Pfalz“ sich findet.

[4]) M. **Mombert**: Das gemeinschaftliche Bad der jüdischen Frauen in Kellern, ein Gegenstand für die medizinische Polizei. Henkes Zeitschrift für Staatsarzneikunde, Band 30, 1830; einen ähnlichen Aufsatz enthält bereits Bd. 10, 1825.

Die T. O. Weigelsche Miniaturensammlung.

Eine Kollektion der kostbarsten Bilderhandschriften und Miniaturen auf Einzelblättern kommt durch den bekannten Antiquar Karl W. Hiersemann in Leipzig soeben in den Handel. Die Sammlung ist größtenteils von dem im Jahre 1881 verstorbenen Leipziger Buchhändler T. O. Weigel zusammengebracht worden, doch hatte auch schon sein Vater, der Gründer des berühmten Hauses, seinem kunstsinnigen Sohne einiges hinterlassen. In der Hauptsache ist die Sammlung in den Jahren 1810—1865 entstanden, also in einer Zeit, in der es noch leicht war, solche Kostbarkeiten zu erwerben. Im Jahre 1898 sollten die Bilderhandschriften in Leipzig versteigert werden, zu welchem Zweck ein illustrierter Katalog mit Text von Dr. Johann Ficker erschienen war. Auf Wunsch einiger Miterben unterblieb damals die Versteigerung und jetzt, nach dem Tode von Oswald Weigel, dem einzigen Sohne T. O. Weigels, ist die Sammlung in den Besitz des oben genannten Antiquars übergegangen.

Die prächtigen Bilderhandschriften der Weigelschen Sammlung bestehen aus Manuskripten deutscher (12.—16. Jahrh.), burgundisch-französischer (14.—15. Jahrh.) und italienischer Provenienz (15.—16. Jahrh.). Die Einzelblätter mit Miniaturen sind desselben Ursprungs und stammen aus gleicher Zeit, nur sind unter den deutschen Blättern bereits solche aus dem 10. und unter den italienischen solche aus dem 14. Jahrhundert vorhanden; dazu kommt noch eine Reihe von Einzelminiaturen niederländischer Schule des 14.—16. Jahrhunderts. Selten findet man in öffentlichen und privaten Bibliotheken eine solche Menge von Perlen der Illustrationskunst, die dem Kenner und Forscher eine ungeahnte Fülle von Genuß und Anregung zu bieten vermögen, wie hier vereinigt. Die Entwicklung der Kunst der Miniaturen wird durch die Weigelsche Sammlung in glänzendster Weise zur Anschauung gebracht. Der Einfluß der Antike auf die Ottonische Zeit in Deutschland, die Blüte der Miniaturmalerei der burgundischen Schule im 14. Jahr-

Digitized by Google

hundert in Frankreich, die Zeit der Frührenaissance in Italien, die der Spätrenaissance in Deutschland ist hier durch handschriftliche Prachtwerke von hervorragendster Schönheit erläutert.

Das älteste Stück der Kollektion ist eine Miniatur auf einem Pergamentblatt eines Liber responsalis des 10. Jahrhunderts. Es ist eine „Verkündigung Mariä“ von außerordentlich schöner Darstellung mit starken Einflüssen altchristlicher Kunst.

Wahre Perlen der Sammlung sind drei Manuskripte burgundisch-französischen Ursprungs: ein Psalterium, ein Cantionale und ein livre d'heures.

Das Psalterium aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts ist durch sechs größere (36 : 86 mm) Initialen mit figürlichen Darstellungen geschmückt. Unerschöpflich an drolligen und phantastischen Einfällen ist der Illuminator hier in der Behandlung des Ornaments. Menschliche und tierische Genrefiguren wechseln in bunter Reihe miteinander.

Die Handschrift des Cantionale stammt aus dem beginnenden 15. Jahrhundert. Sie enthält neben Musiknoten zwei kleine und 26 große Initialen, drei größere Miniaturen und außerdem in den Bordüren eine außerordentlich große Anzahl kleiner Gemälde. Der künstlerische Schmuck dieser Handschrift ist hervorragend schön, die Kompositionen des Illustrators zeugen von einer unerschöpflichen Gestaltungskraft und die Ausführung der ernsten Darstellungen, wie die der humorvollen Genreszenen ist von größter Sorgfalt und Feinheit.

Das livre d'heures, um die Mitte des 15. Jahrhunderts geschrieben, hat 30 prächtige Miniaturen und bildet in jeder Beziehung ein Prachtwerk der Kleinmalerei. Bei der Darstellung der sich im Freien abspielenden Szenen hat der Miniator hier einen mit leichten Varianten wiederkehrenden Typus angewandt. Kahle, nur mit einer Baumgruppe bestandene Hügel, zwischen denen ein weiter Ausblick auf Mauern und Türme oder einen burggekrönten Berg sich öffnet. Bei Szenen im Innern hat der Künstler als Hintergrund für die Hauptpersonen farbige Teppiche verwendet.

Ein Missale Romanum aus dem Ende des 15. Jahrhunderts zeigt den starken Einfluß, den die Kunst Italiens auf die des Nachbarlandes Frankreich ausgeübt hat. Es ist mit drei großen herrlichen Miniaturen und 25 Initialen geschmückt. Ein gleich schönes Erzeugnis der Miniaturmalerei dürfte in absehbarer Zeit schwerlich auf den Markt kommen.

Der für den späteren Papst Julius II. geschriebene Ordo missae ist natürlich italienischen Ursprungs. Die Handschrift ist mit einer großen Miniatur und 42 Initialen mit bildlichen Szenen und figürlichen Einzeldarstellungen geziert. Der Bilderschmuck dieser Handschrift ist hervorragend schön. Die bildlichen Szenen sind von charakteristischer Darstellung, die im Rankenwerke benutzten figürlichen Motive von großer Anmut und Lieblichkeit.

Die deutsche Kunst der Miniatur wird besonders durch drei Manuskripte charakterisiert: eine Bilderbibel aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, ein Leben Christi vom Ende des 15. Jahrhunderts und die „Hystoria von dem edlen Ritter Petter von Profentz vnd der schönsten Magalona des künigs von Napples tochter“ aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts.

Die Bilderbibel ist eine mitteldeutsche Handschrift mit 285 getuschten und leicht kolorierten Federzeichnungen. Sie enthält die Geschichte des Alten und Neuen Testaments, dazu Szenen aus der „Hystoria Alexandri Magni“. Diese Handschrift behauptet unter den Denkmälern deutscher volkstümlicher Kunst neben der Biblia pauperum und anderen ähnlichen Bilderfolgen eine ganz selbständige Stellung.

Die Handschrift des „Vita Christi“ stammt aus Oberdeutschland und enthält nur deutschen Text. Ihr illustrativer Schmuck besteht aus 89 hochinteressanten, kräftig konturierten Federzeichnungen mit Darstellungen des Lebens Christi.

Die durchweg deutsch geschriebene und schon deshalb besonders interessante „Hystoria von der schönsten Magalona“ gehört Oberdeutschland an. Ihren Schmuck bilden 56 Federzeichnungen. Der in diesen hervortretende derbe Geschmack, die charakteristische Gestaltung bei selbst flüchtiger Skizzierung lassen mit ziemlicher Sicherheit auf Hans Burgkmaier als ihren Schöpfer schließen. Das auch sprachlich interessante Manuskript bildet eine hervorragende Zierde der Sammlung.

Die hier erwähnten Handschriften sind natürlich durchaus nicht die einzigen wertvollen der Kollektion und sie geben auch in unserer kurzen Charakterisierung nicht annähernd einen erschöpfenden Begriff vom Werte des Ganzen.

Wahrscheinlich wird es der Weigelschen Sammlung ebenso gehen, wie vielen anderen: das Ausland wird sie erwerben!

K. v. R.

Bücher und Zeitschriften.

Unabhängiges Christentum. Von **Paul Graue**, Berlin 1904. Verlag von Alexander Duncker. 160 S.

Reine Freude und tiefe Befriedigung empfand ich bei der Lektüre dieses Buches des Pastors an der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin. Spricht doch hier einmal ein Geistlicher zu uns, der auf der Höhe der Zeit steht und der bestrebt ist, auch seine Leser zu dieser Höhe emporzuführen. Graue behandelt die verschiedenartigsten Themen (1. Die freie christliche Persönlichkeit. 2. Christentum und Kultur. 3. Theodicee. 4. Religiöse und kirchliche Gegenwartsfragen); aber gleichwohl durchzieht alle seine Ausführungen derselbe Realismus freien Gottesglaubens, dieselbe edle Begeisterung für alles Schöne und Große in Welt- und Menschenleben. „Gerade das Christentum ist in die Welt gekommen, um die Menschen zu lehren, Persönlichkeiten zu werden von selbständiger Art, frei in ihrer Tugend, frei in ihrem Glauben, gebunden aneinander in einer Liebe, die das Persönliche nicht tötet, sondern verklärt und entwickelt! Freie Geistigkeit, das ist das Ziel, dem gerade auch das Evangelium die Menschheit entgegenführen will, das Evangelium als eine frohe Botschaft, als Macht der Freude und Erlösung, der nichts verglichen werden kann!“ Und so fordert er denn, daß die Kirche wieder werde, was sie war, als sie in die Welt eintrat, „eine undogmatische Glaubensgemeinschaft, d. h. Gesinnungsgemeinschaft“, „Trägerin sowohl göttlicher Lebensoffenbarung wie auch gottmenschlicher Lebensgesinnung“. Scheint mir in diesem Punkte Graue die Bedeutung der geschichtlichen Entwicklung für die Entfaltung des christlichen Prinzips etwas zu verkennen und die „Gemeinde Jesu“, das Urchristentum allzu modern zu werten, so sollen doch derartige Ausstellungen, deren ja noch manche hinzugefügt werden könnten, den Dank nicht schmälern für das schöne und prächtige, oft in dichterischer Sprache geschriebene Buch. Möchte dies Buch allen, denen es zu eng geworden in einem unfreien, dogmatischen Christentum, ein Führer werden zu einem weltoffenen, unabhängigen Christentum!

R. F. M.

∞ **H. Taine: Sa vie et sa correspondance. Tome III. L'Historien. 1870—1875.** Paris, Hachette 1905.

Ursprünglich auf drei Bände berechnet, wird Taines Briefwechsel, trotz der Voranzeige dieses neuesten Bandes, schwerlich mit einem vierten seinen Abschluß finden. So reich fließen zur Freude seiner Leser und Kenner den Ordnern seines Nachlasses neue Quellen. Ihre jüngste Gabe umspannt fünf der ereignis- und arbeitsreichsten Jahre: den Krieg des Jahres Siebzig; die Kommune, seine Gastvorträge in Oxford, die er auf Veranlassung Max Müllers hielt und die Taine den Ehrendoktor juris der altkonservativen englischen Hochschule einbrachten; endlich, sozusagen, die Anfänge der „Anfänge des zeitgenössischen Frankreich“. Den Plan, der Taine unmittelbar vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges beschäftigt und von dem Referent vor Jahresfrist in der „Beilage“ gemeldet hatte: ein Gegenstück zur Geschichte seiner englischen Literatur, eine psychologisch-kritische Darstellung des deutschen Geisteslebens zu versuchen, gab er unter dem Eindruck der französischen Niederlagen auf. Durch Erforschung der Vergangenheit französischer Zustände wollte er Gegenwart und Zukunft seines Vaterlandes sich verdeutlichen. Zunächst als ein Band, höchstens als zwei Bände gedacht, entwickelte er seine Gedanken in den anhangsweise (fast auf vier Bogen, 296—357) mitgeteilten Notes préparatoires pour les Origines de la France contemporaines. Wir gewinnen Einblick in die Werkstatt des Systematikers (nicht des Forschers), der rastlos im Vorzimmer des Pariser Archiv-Leiters Maury Tag um Tag Körbe voll Akten erhielt und erledigte. Die Grundlinien, Hauptvorzüge und Hauptgebrechen des gewaltigen Gedankengebäudes treten scharf, bisweilen schärfer und sinnfälliger hervor als in der kunstreicheren Architektur des vollendeten Werkes. Eine unbewußte Selbstkritik seiner späteren schonungslosen Abrechnung mit den Greueln des Umsturzes gibt der epigrammatisch zugespitzte Satz S. 325: Révolution

française. Sie ist der Aufruhr der Esel und Pferde gegen den Menschen. Allerdings wurden sie (das sind doch wohl auch menschenähnliche Wesen) zwei Jahrhunderte lang behandelt wie Esel und Pferde. (C'est la révolte des ânes et des chevaux contre l'homme. Il est vrai que pendant deux siècles ils avaient été traités comme des ânes et des chevaux.) Die biographischen, an sich sehr dankenswerten Skizzen von Monod, Boutmy, Bogüé, Sorel, Giraud sind durch diese Selbstbekenntnisse Taines weit überholt. Die jedes einzelne Kapitel einleitenden, wortkargen, gehaltvollen Aufschlüsse der nächsten Zeugen seines Lebens sind kaum zu überschätzende Urkunden seiner äußeren und inneren Biographie. Vielleicht ist es uns vergönnt, nach Abschluß dieser einzigen Briefsammlung Taines Bild zu zeichnen. Nicht in Lebensgröße, doch treu nach der Natur in Miniatur.

Allgemeine Rundschau.

Hermann Lingg †.

Der traumhaften geistigen Dämmerung, in der der greise Dichter der „Völkerwanderung" in den letzten Jahren dahinlebte, ist nun die ewige Todesnacht gefolgt. Der Fünfundachtzigjährige ist gestern (am 18. Juni) abends sanft entschlafen. In der Zeit, in der die Rosen blühen, aus deren blutig rotem Zauber er so oft in seinen lyrischen Dichtungen duftberauschende Kränze wand, ist er dahingegangen; nun werden die Rosen im Lorbeer auf seinem Sarge liegen, und keinem anderen deutschen Sänger stehen sie besser als Totenschmuck zu als ihm. Ernste weihevolle Klänge sollte man ertönen lassen, wenn man ihn zu Grabe trägt, Klänge, in denen die tiefe Leidenschaftlichkeit des Beethovenschen Genius aufschluchzt. Denn es lag etwas in seinem Wesen wie in seiner Dichtung, das an diese Leidenschaftlichkeit erinnert; etwas stark Innerliches, Elementares, Geheimnisvolles, das auf den dunklen Urgrund der menschlichen Natur hindeutet. Und Gott hatte ihm die Gabe in die Brust gelegt, in formvollendetem Wohllaut dies zum Ausdruck zu bringen. Es liegt der Hauch einer tief begründeten Einheitlichkeit über allem, was Hermann Lingg dichterisch geschaffen, sowohl auf dem Gebiete der Lyrik wie auf dem der Epik und des Dramas; eine große innere Kraft kommt in allem seinem Schaffen zum Ausdruck. Vornehmlich aber werden die lyrischen Dichtungen des Sängers aus schwäbischem Stamme in unserem Volke fortleben, denn sie sind aus dem innersten Fühlen und Anschauungsleben dieses Volkes herausgeboren. Ein Schützling, nicht ein Schüler, Geibels, gehört Lingg, nachdem er seine Heimat am Bodensee verlassen, zu den eindrucksvollsten Gestalten des älteren Münchener Dichterkreises; als ein Charakterkopf, auch in seiner äußeren Erscheinung, prägte er sich den Freunden wie den Gegnern ein. Als die Hochflut der naturalistischen Bestrebungen über unsere Literatur hereinbrach, konnte man wohl auch ihn klagen hören, daß er vergessen und übersehen sei; aber gerade am Ende seines Lebens, für ihn freilich nicht mehr verständlich, war es auch den jungen Stürmern wieder klarer geworden, welche ursprüngliche, von ihnen nicht erreichte, dichterische Kraft sich in den Schöpfungen dieses Mannes offenbare. Und diese Kraft wird fortwirken — dessen sind wir gewiß — über das Grab des jetzt auf der Bahre ruhenden Dichters hinaus. Hermann Lingg gehört zu den fortlebenden Dichtern!

Der Felssturz in Delphi.

γ. Die überwältigende Bergnatur, die das Bild der Reste des alten Delphi so verschönt, ist nicht in jeder Hinsicht ein Vorteil der Stätte. Die Marmariá, ein ziemlich abschüssiger Berghang, auf dem die letzten französischen Grabungen mit großem Erfolge vorgenommen wurden, wobei mehrere Tempelreste und ein herrlicher Rundbau zutage traten, dieser südlich von der kastalischen Quelle gelegene Bezirk, liegt dicht unter einem fast senkrecht aufragenden Felsvorsprung. Aber die Zeit und die Witterung haben die Steingebilde locker gemacht, und schon in früherer Zeit sind kleinere Felsstürze vorgekommen. Der letzte Sturz geschah zu sehr ungelegener Zeit. Gerade hatten die Franzosen einen kleinen dorischen Tempel aufgedeckt, so daß schon die Hälfte der Reste freilag, als eben vor wenigen Wochen über diese Stelle große Blöcke sich lösten und schwere Steinmassen auf die freigelegten Säulen niedersausten. Dabei sind einige Säulen ganz zerschlagen, so daß es sich nicht lohnt, sie zusammenzusetzen, andere sehr beschädigt, der ganze Bau aber ist in seiner Grundlage erschüttert. Hätte noch alles unter der Erde gelegen, so wäre der Sturz ohne Schaden vorübergegangen. Aber es ist doch noch ein glücklicher Umstand, daß die Steine nicht etwas nördlicher niedergingen, wo sie mitten auf die prächtige Tholos gefallen wären, die nun die Bewunderung aller Freunde hellenischer Baukunst erregt. Das Bild der Verwüstung, das sich augenblicklich noch dem Beschauer bietet, wird bald von den Franzosen beseitigt werden, es werden auch durch Holz- und Mauerwerk Vorkehrungen getroffen werden, daß die späteren Abstürze keinen Schaden mehr bringen. Wenn auch in Delphi nun alle hauptsächlichen öffentlichen Gebäude ausgegraben sind, so muß doch noch manches unter der Erde liegen, besonders in der Marmariá und auf dem Gebiete der Stadt. Das neue Museum macht einen prächtigen Eindruck, die Aufstellung ist gut und geschickt, doch wünschte man den Inschriften eine bessere Unterkunft.

Internationaler Botanischer Kongreß.

C. **Wien**, 14. Juni. In der ersten Hauptsitzung beschäftigte man sich unter der Leitung von Prof. **Warming** (Kopenhagen) und Prof. **Penzig** (Genua) mit der **Entwicklung der Flora Europas seit der Tertiärzeit.** Der bekannte Geologe und Eiszeitforscher Prof. **Penck** (Wien) behandelte die erdkundlichen Grundlagen der Entwicklung Europas seit der Tertiärperiode. Er führte u. a. aus, daß die Entwicklung Europas seit der Tertiärperiode unter dem Zeichen der Eiszeit steht, deren klimatische Verhältnisse erst in jüngster Zeit, nachdem die Bestimmung der eiszeitlichen Schneegrenze möglich geworden ist, einigermaßen sichergestellt worden sind. Die Untersuchungen über die Waldverbreitung Europas während der Eiszeit zeigen, daß Mitteleuropa zwischen der großen nordischen und der alpinen Vergletscherung über der Waldgrenze lag, also in die alpinen und Tundren-Regionen fiel. Gleiches gilt vom angrenzenden Westeuropa. In Osteuropa lag die eiszeitliche Schneegrenze zwar erheblich höher als in Mitteleuropa, aber es mußten hier während der Eiszeit trockene Ostwinde herrschen, die steppenartige Zustände verursachten; möglicherweise ist ein Teil des osteuropäischen Löß der Staub dieser Steppen. Das Waldland Europas war während der Eiszeit das nördliche Mittelmeergebiet, in welchem Westwinde herrschten. — Prof. **Engler** (Berlin) wies auf die großen Veränderungen hin, welche der Mensch willkürlich in der Pflanzenwelt hervorruft. Ganz besonders sündigt an dieser auch **der Raubbau**, wie er namentlich in den Kolonien getrieben wird. Man muß deshalb mehr als bisher darauf bedacht sein, Pflanzen, deren Bestand fast der Geschichte angehört, als schätzenswerte Naturdenkmäler der Nachwelt zu erhalten. — Von größerem Interesse war aus der Reihe der bisherigen Beratungsgegenstände noch ein Vortrag von Prof. **Weber** (Bremen) über die Entwicklungsgeschichte der Pflanzenwelt des **norddeutschen Tieflandes**, der sich auf die neuesten Forschungsergebnisse stützt.

Digitized by Google

Weiter wird über den Kongreß berichtet: Im Anschluß an den Botanischen Kongreß finden auch die Verhandlungen des Kongresses für die spezielle botanische Nomenklatur statt. Zu der Verhandlung sind 184 Delegierte erschienen. Nach den einleitenden Berichten des Pariser und Wiener vorbereitenden Bureaus und des Generalberichterstatters Dr. Briquet (Genf) wurde ein gegen die Zuständigkeit des Wiener Kongresses eingelegter Protest einstimmig zurückgewiesen. Zum Vorsitzenden wurde Prof. Flahault gewählt, zu Stellvertretern Rendle (London) und Mez (Halle). — Anläßlich des Internationalen Botanischen Kongresses fand ferner in der Universität die feierliche Enthüllung der Denkmäler für die Naturforscher N. J. Jacquin und Ingenhouß statt. Die Bedeutung des ersteren als akademischer Lehrer feierte Professor Dr. v. Wettstein. Hofrat Prof. Wiesner gedachte der Verdienste von Ingenhouß, dessen fundamentale Entdeckungen auf dem Gebiete der Pflanzenphysiologie ihn zu einem der hervorragendsten Naturforscher stempeln. Zu der Feier hatten sich aus Holland die Angehörigen der Familien Jacquin und Ingenhouß eingefunden. — Der Internationale Botanische Kongreß in Wien wurde gestern (Sonntag) geschlossen.

*

Kleinere Mitteilungen.

□ Salzburger Hochschul-Ferialkurse. Bei den diesmaligen Salzburger Hochschul-Ferialkursen, die vom 1. bis 15. September d. J. stattfinden, werden folgende Vorlesungen abgehalten werden: In der Juristischen Fachgruppe: Professor Dr. Julius Binder (Erlangen): Grundfragen des Zivilprozesses, 5 Stunden. Prof. Dr. Joseph Kohler (Berlin): Das Recht der Natur- und Halbkulturvölker, 4 Stunden. Derselbe: Das Recht der Kulturvölker des Altertums, 4 Stunden. Derselbe: Modernste Rechtsprobleme, 4 Stunden. Prof. Dr. Ludwig Wahrmund (Innsbruck): Die Ehe in ihrer rechtlichen und sozialen Bedeutung (mit besonderer Rücksichtnahme auf die Reform des österreichischen Eherechtes), 6 Stunden. Dozent Dr. Gustav Walker (Wien): Der Geist des österreichischen Zivilprozesses, 8 Stunden. — In der Humanistischen Fachgruppe: Prof. Dr. Albrecht Dieterich (Heidelberg): Der Untergang der antiken Religion, 5 Stunden. Prof. Dr. Karl Lamprecht (Leipzig): Probleme der vergleichenden Geschichtswissenschaft, mit Skioptikonbildern, 6 Stunden. Prof. Dr. Rudolf Meringer (Graz): Das deutsche Haus, der Hausrat und ihre Namen, mit Besuch des Salzburger Museums Carolino Augusteum und Exkursion (s. unten), 5 Stunden. Prof. Dr. Emil Reisch (Wien): Die Götter Griechenlands im Volksglauben und in der Kunst, mit Skioptikondemonstrationen, 8 Stunden. Prof. Dr. August Sauer (Prag): Geschichte der deutschen Literatur von 1830—1848, 6 Stunden. Prof. Dr. Heinrich Schneegans (Würzburg): Rabelais und die satirisch-polemische Literatur der französischen Renaissance, 10 Stunden. Prof. Dr. Arnold Schröer (Handelshochschule, Köln a. Rh.): Grundzüge und Haupttypen der englischen Literaturgeschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, 10 Stunden. Prof. Dr. Otto Seeck (Greifswald): Die wirtschaftliche Entwicklung des römischen Reiches, 8 Stunden. Prof. Dr. Robert Sieger (Wien): Der moderne Begriff der Nation und seine geographischen Grundlagen, 6 Stunden. Prof. Dr. Georg Simmel (Berlin): Schopenhauer und Nietzsche, 8 Stunden. — In der Naturwissenschaftlichen Fachgruppe: Prof. Dr. Anton Lampa (Wien): Physik der radio-aktiven Substanzen, mit Experimenten, 4 Stunden. Prof. Dr. Wilhelm Ostwald (Leipzig): Naturphilosophie, 6 Stunden. Prof. Dr. Arthur Schattenfroh (Wien): Volkswohlfahrt und öffentliche Gesundheitspflege, 5 Stunden. — Außerdem finden einige Exkursionen statt, und zwar: Ein Bauernhaus-Ausflug für die Teilnehmer der Vorlesung Prof. Dr. Meringer. Eine Tunnel-Besichtigung unter fachmännischer Führung im Anlauftale im Anschluß an die Fahrt nach Gastein am 8. September.

* Einen alpinen Pflanzengarten hat im Bernina-Hospiz auf der Höhe des Bernina-Passes Professor Karl Schröter mit seinem Schüler Dr. Rübel aus Zürich eingerichtet. Dort sollen die Lebensverhältnisse der gesamten Alpenpflanzen in dieser Höhe eingehend untersucht werden. Neben dem botanischen Rüstzeug ist auch eine Wetterwarte vorhanden, Luftdruck-, Wärme-, Feuchtigkeits- und Sonnenstrahlungsmesser; auch Bodenthermometer zur Messung der Erdwärme, ferner Geräte für die Beobachtung der Verdunstung. Die Warte wird vorläufig ein volles Jahr hindurch fortgeführt.

* Die Deutsche Zoologische Gesellschaft, die soeben in Breslau tagte, hat als Versammlungsort des nächsten Jahres Marburg gewählt.

Hochschulnachrichten.

□ München. Zum Generalredaktor des Thesaurus Linguae Latinae ist an Stelle Prof. Vollmers, der bekanntlich den Wölfflinschen Lehrstuhl an der Universität übernommen hat, vom 1. Oktober d. J. ab der bisherige Privatdozent in Freiburg i. Br. Dr. E. Lommatzsch ernannt worden.

hc. Aachen. Dem Professor der Physik an der Technischen Hochschule Geh. Regierungsrat Dr. Adolf Wüllner ist von der Technischen Hochschule zu Danzig anläßlich seines 70. Geburtstages die Würde eines Doktor-Ingenieurs ehrenhalber verliehen worden.

H. Basel. Der außerordentliche Professor für Schweizer Geschichte an der hiesigen Universität Dr. Albert Burckhardt-Finsler wurde auf sein Ansuchen seines Lehramtes enthoben.

* Aus der Schweiz. Die Professoren Brocher de la Fléchère und Roguin haben, wie der Frankfurter Zeitung geschrieben wird, aus Gesundheitsrücksichten ihre Demission als Lehrer der Rechtswissenschaft an der Universität Genf eingereicht. Brocher lehrte seit 1873, Bundesrichter Roguin seit 1881 in Genf.

M. C. Aus Italien. An Stelle des verstorbenen ordentlichen Professors der Irrenheilkunde an der Universität Rom Dr. Sciamanna wurde der außerordentliche Professor in Modena und Direktor des Provinzial-Irrenhauses in Reggio Emilia Dr. Tamburrini nach Rom berufen; die Leitung der römischen Irrenanstalt bleibt jedoch in den Händen von Professor Dr. Mingazzini.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen: (13878.)

Mirèio

Provenzalische Dichtung

von Frederi Mistral

Deutsch von August Bertuch

Vierte Auflage

Mit Mistrals Bildnis

Geheftet M. 4.50. In Leinenband M. 5.50.

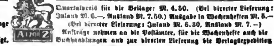
Frederi Mistral, der berühmte, im vorigen Jahre mit dem Nobelpreise gekrönte Dichter der Provence, hat in seinem Hauptwerk Mirèio eine wundersam ergreifende Dichtung von hoher Formenschönheit geschaffen, die auch in Deutschland in immer weitere Kreise dringt. Durch eine ausführliche Einleitung und erläuternde Anmerkungen, die August Bertuch seiner meisterhaften, von fein poetischer Empfindung getragenen Uebersetzung beigegeben hat, wird dem deutschen Leser erhöhter Genuß geboten.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Jahrgang 1905. München, Mittwoch, 21. Juni. Nummer 142.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Deutsche Dichtung in Tirol.*)

Von Franz Muncker.

Der „Allgemeine Deutsche Schulverein" tagt heute in der Hauptstadt Bayerns, im südlichsten Lande des Deutschen Reiches, hinter dem sich die schneegekrönten Mauern unserer Alpen zu den Wolken türmen. Da scheint es passend, vor allem des herrlichen Grenzlandes zu gedenken, das hinter diesen Bergwällen liegt, staatlich zwar von uns getrennt, nach dem Kern seiner Bevölkerung aber eins mit uns, des schönen Landes Tirol, dessen hart bedrohtes Deutschtum zu kräftigen in erster Linie unsere Münchener Ortsgruppe des „Allgemeinen deutschen Schulvereins" bestrebt ist. Wer von uns, der je durch die Täler oder über die Berge Tirols wanderte, wäre unempfindlich geblieben der unvergleichlichen Pracht dieser Alpenwelt gegenüber! Und wer unter uns hätte je von Andreas Hofer und den Kämpfen seiner Landsleute gegen die französische Uebermacht gelesen, ohne Bewunderung, ja erhabene Rührung zu fühlen bei der frommen, schlichten Treue, mit der dieses bäuerliche Heldenvolk unverbrüchlich fest an seinem angestammten Kaiser hielt und in unbewußter Nacheiferung altgermanischer Dienstmannenpflicht freudig Leib und Leben für den geliebten Herrn opferte! Doch nicht von den landschaftlichen Schönheiten Tirols, nicht von den großen Taten in seiner Geschichte darf ich hier reden. Auf eine weniger beachtete und doch für das Deutschtum Tirols recht wichtige Seite in der geistigen Entwicklung unseres Nachbarlandes möchte ich vielmehr Ihre Blicke lenken und versuchen, in raschen Zügen, nur andeutend, nicht breit ausführend — denn dazu reicht die kurz bemessene Zeit nicht —, den Anteil zu skizzieren, den Tirol an der Geschichte unserer deutschen Dichtung in alter und neuer Zeit genommen hat.

Verschiedene germanische Stämme durchzogen während der Völkerwanderung und in den folgenden Jahrhunderten das Tiroler Land. Die Langobarden besiedelten es namentlich im Süden, die Bajuwaren vom Norden her; andere, wie die Ostgoten, saßen in benachbarten Gegenden und dehnten in ihrer glänzendsten Zeit ihre Macht auch über Tirol aus. So drangen die Sagen, die sich bald um das Leben der großen Langobarden- und Gotenfürsten woben, frühzeitig in das Alpenland ein und verbanden sich hier mit altheimischen Mythen. Von Alboin und Rosamund, von Autharis Brautwerbung wurden gewiß auch hier in alter Zeit Heldenlieder gesungen, die zum Teil noch in späteren mittelalterlichen Dichtungen (wie im „König Rother") fortklangen. Besonders aber wurde der große Ostgote Theodorich, Dietrich von Bern, in epischen Gesängen gefeiert, deren Schauplatz die Südtiroler Berge waren.

Um 1200 oder einige Jahrzehnte später erhielten diese Gedichte ihre endgültige Gestalt, nicht immer in Tirol selbst; aber in dieses Land und viele Jahrhunderte weiter hinauf in die Vergangenheit führen uns die Sagen, die den Liedern zugrunde liegen und meistens wilde Naturmythen als Kern in sich bergen. Da ist das Spielmannsepos vom Zwergkönig Laurin, seinem Rosengarten und unterirdischen Reich, in das Dietrich als Sieger gelangt, das Bruchstück vom Zwergkönig Goldemar, die Dichtungen von den Kämpfen Dietrichs mit dem jungen Riesen Ecke, mit dem Riesen Fasolt, dem Riesen Sigenot, mit all den anderen Riesen und Drachen, die der Gotenfürst im Dienst der jungfräulichen Königin Virginal besteht. Auch die Epen von Ortnit und Wolfdietrich, in mancher Beziehung den Gedichten von Dietrich von Bern verwandt und nachträglich in einen äußerlichen Zusammenhang mit ihnen gebracht, gehören, soweit sie an der Südgrenze Tirols spielen, in diesen Sagenkreis.

Von Bern (Verona) zieht der Held, den die meisten dieser Dichtungen verherrlichen, Dietrich, in der Regel aus; in den Bergen Südtirols stößt er auf seine furchtbaren Gegner. Da rasen die Sturmesriesen leopardengleich durch den Bergwald, daß ihre Waffen wie Glocken und Schellen tönen, wenn sie die Bäume streifen und Vogel und Wild scheu sich zur Seite flüchten, bis endlich dichte Finsternis die Erde bedeckt; oder sie rauben in wilder Gier Frauen und verfolgen in tosender Hetzjagd Jungfrauen. Da drohen aus den Abgründen und Höhlen der Alpen feuerspeiende Drachen und in der Tiefe des Gebirges hausen tückische Zwerge, die Hüter ungeheurer Schätze. Uralte Alpenmärchen, in denen mancher Rest von altheidnischer Naturpoesie sich fortfristet, werden neu lebendig in diesen Dietrich-Epen. Erst nachdem er lang und schwer gereizt ist, greift der Held zum Schwert; dann aber ist er unbesieglich im gewaltigsten Kampfe, und droht ihm etwa doch durch die Tücke eines Feindes Gefahr und Niederlage, so hilft der treue Waffenmeister Hildebrand ihm aus der Schlinge und vereint seine Kraft mit der des Herrn. Viel derber Spielmannston, manchmal handwerksmäßig plump, öfter äußerlich nach den Regeln der höfischen Kunst verfeinert, ist in diesen Dichtungen zu vernehmen, und manches ist breit geraten und ohne selbständige künstlerische Bedeutung; daneben aber finden sich im „König Laurin" und im „Eckenlied" Stellen, die zu den frischesten und anmutigsten Schöpfungen echter volkstümlicher Epik im deutschen Mittelalter gehören.

Zur gleichen Zeit, da diese Gesänge reiften, blühte die Lyrik reich empor. Zwar den größten unserer Minnesänger, Walther von der Vogelweide, können wir nicht mit

*) Festvortrag bei der Hauptversammlung des „Allgemeinen deutschen Schulvereins zur Erhaltung des Deutschtums im Ausland" zu München am 15. Juni 1905.

Digitized by Google

auch nur annähernder Gewißheit als Tiroler betrachten trotz der mancherlei Vogelweiden, die gerade in Südtirol aus dem späteren Mittelalter nachgewiesen sind. Daß er in Oesterreich singen lernte, wissen wir ja nur; wo er geboren ist, bleibt unbestimmt. Er kann aus Tirol stammen, er kann ebenso gut aus anderen süddeutschen Gegenden gebürtig sein. Seine Kunst des Liedes aber zum Preis der Minne wie der Natur und seine Meisterschaft im politisch-vaterländischen Spruch erweckte auch in Tirol rege Nacheiferung. Unmittelbar folgten ihm in der reinen Lyrik die begabten, zu ihrer Zeit hochgerühmten Sänger Leutolt von Säben und Herr Rubin (bei Meran), in der Spruchdichtung der religiös ernste, auch bisweilen kirchlich beschränkte Friedrich von Sonnenburg aus dem Pustertale, der freilich seine Sprüche einseitig genug auf die Freigebigkeit der höheren Herren berechnete.

Auch Neidhart von Reuental, unter den Minnesängern neben und nach Walther der bedeutendste, der Begründer der höfischen Dorfpoesie, machte in Tirol einigermaßen Schule. Spottlieder auf die Bauern, wie er sie vorgebildet hatte, entstanden auch hier; er selbst aber lebte in der volksmäßig-heiteren Sage und Schwankdichtung des Alpenlandes fort.

Geschichtlich ungleich bedeutender aber stehen neben solchen Nachahmern größerer Sänger zwei Lyriker des späteren Mittelalters, der Vorarlberger Graf Hugo von Montfort, den sein Leben und Dichten mehr den steirischen Rittern beigesellt, und namentlich der Südtiroler *Oswald von Wolkenstein* (1367—1445), aus altem Adelsgeschlecht, ein rastlos-kühner Mann, der in einem langen, abenteuerreichen Ritterleben allerlei Schicksale, hohe Ehre und bittere Schmach erfuhr. Ferne Länder im Norden und im Osten, im Westen und im Süden durchzog er auf seinen Kriegsfahrten; in der Heimat aber trat er an die Spitze der Tiroler Ritterschaft, die die Reichsunmittelbarkeit anstrebte, und focht mit ihr für den Kaiser gegen Herzog Friedrich mit der leeren Tasche schwere Fehden aus, erduldete auch in harter Gefangenschaft viel Not von seinen Feinden. Wie ein Roman kommt uns sein Leben vor, und aus diesem wilden Gären und Schäumen, diesem trotzigen Stürmen und Leiden geht in seine Dichtung mehr über als bei den meisten anderen Lyrikern des Mittelalters. Er besingt seine persönlichen Erlebnisse in Glück und Unglück, wirklichkeitsgetreu, auch volkstümlich derb und frisch, obgleich er dem schmuckreichen Stil der alten höfischen Poesie nachstrebt. In den äußeren Formen recht gewandt, so daß er zu wiederholten Malen deutlich eine meistersingerische Bildung verrät, ist er weder von Schwulst noch von Pedanterie und Trivialität frei. Künstlerisch groß und schön ist seine Dichtung nur selten, aber stets mannigfaltig und stets interessant. So wechselt bei ihm süßlicher Minnedienst herkömmlicher Art mit anschaulichen, humoristischen Schilderungen seines Familienlebens und poetischen Huldigungen, die er seiner Gattin darbringt, sinnliche Leichtfertigkeit mit einer fast asketischen Frömmigkeit, toll dahinstürmende Ausgelassenheit mit ernster Lehre. Aber persönlich empfunden, innerlich erlebt ist alles.

Als allegorischer Lehrdichter nach italienischen Mustern wirkte sein Zeitgenosse Hans Vintler, dem die Burg Runkelstein bei Bozen ihren künstlerischen Schmuck verdankte, merkwürdig durch seine anschauliche, vielfach satirische Sittenschilderung.

Auch im *Drama* stand Tirol hinter den übrigen deutschen Ländern nicht zurück. Schon im 14. Jahrhundert, als *Oster-*, *Passions-* und *Weihnachtsspiele* überall aufgeführt wurden und die kirchlich-lateinische Sprache, die früher in ihnen geherrscht hatte, allmählich einem volksmäßig-kunstlosen Deutsch weichen mußte, beteiligte sich Tirol fleißig an dieser Pflege des geistlichen Schauspiels. Zu Ende des 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts aber blühte das nun völlig deutsch gewordene biblische Drama kaum in einem anderen Teile Deutschlands reicher als in Südtirol. Zahlreiche Handschriften stammen vor dort; Schulmeister Debs in Bozen, ein geborener Bayer, und Maler Vigil Raber in Sterzing waren unermüdlich im Aufzeichnen und Sammeln der verschiedenen Stücke, Raber auch ungemein tätig als Bearbeiter solcher Texte, als Veranstalter mehrerer Aufführungen. Oft und gern spielte man, wie uns durch mancherlei Urkunden bezeugt ist, und die Dauer der Passionsdarstellungen erstreckte sich gelegentlich bis zu sieben Tagen. Namentlich in Sterzing war der Eifer für das geistliche Drama rege. Von da aus drangen die Aufführungen nördlich bis nach Hall und Schwaz, östlich, wie es scheint, bis nach Innichen und vielleicht nach Villach, südlich nach Brixen, Klausen, Bozen, ja 1517 und 1518 selbst nach Casles im Fleimser Tal, das jetzige Cavalese, also dicht an die italienische Sprachgrenze und fast über sie hinaus. Ja, Tiroler Komödienspieler ließen sich im 16. Jahrhundert sogar zu Wien sehen.

Im Inhalt und Wortlaut stimmen die geistlichen Spiele Tirols aus jener Zeit der Hauptsache nach mit denen des übrigen Deutschland überein. Bedeutende Eigenart und selbständige Erfindung weisen ja diese biblischen Dramen fast nirgends auf; überall macht sich die auf Jahrhunderte zurückreichende Ueberlieferung und die beständige Einwirkung der einzelnen Stücke aufeinander geltend. Aber in starker, ernster Satire, die mit wohlgezielten Streichen die verschiedenen Stände trifft (etwa, wenn der Teufel allerlei Sünder in die Hölle schleppt), wetteifern die Tiroler Spiele glücklich mit den besten Versuchen dieser Art in norddeutschen Gegenden. An derbvolkstümlicher, bisweilen auch sehr roher Komik aber übertreffen sie nahezu alle anderen Stücke. Auch das Heiligste wird in die weltlich ausgelassene Lustigkeit hineingezogen, die Person Christi selbst, wenn er als Gärtner auftritt, bevor er der Maria Magdalena erscheint. Noch freier entfaltet sich der possenhafte Witz beim Wettlauf der Apostel Petrus und Johannes zum Grabe des Heilands, bei dem regelrechten Kneipgelage der Jünger zu Emmaus, das in eine Prügelei ausartet, und bei den in die heilige Geschichte eingeschobenen Krämer- und Soldatenszenen. Die religiöse Weihe der Handlung litt freilich bedenklich unter solcher Komik; für die Lebendigkeit des dramatischen Spiels aber war sie ein Gewinn: die weltliche Vervollkommnung der Bühne wuchs dabei zusehends.

Das weltliche Drama, das *Fastnachtspiel*, blühte denn auch damals in Tirol. Das Sterzinger große „Neidhartspiel“ mit seinen ungefähr hundert Personen steht schon seinem Umfange nach fast einzig unter den gleichartigen Dichtungen des ausgehenden Mittelalters da; es zeichnet sich auch durch den Versuch, die Personen mittels des Stils zu unterscheiden, die Ritter durch höfische, die Bauern durch volksmäßig grobe Sprache zu charakterisieren, vor den meisten Fastnachtspielen aus. Und zahlreiche weitere komische Stücke sind uns vornehmlich aus Sterzing bekannt, manche unter ihnen sogar schon von reformatorischen Tendenzen durchzogen, auch von den sozialen Gedanken der neuen Zeit leicht gestreift.

Mit der Pflege der neuesten Gattungen deutscher Dichtung ging aber die der Meisterwerke aus dem früheren Mittelalter im Anfang des 16. Jahrhunderts Hand in Hand. War es doch ebenfalls ein Tiroler, Hans Ried in Bozen, durch den damals Kaiser Maximilian I. das sogenannte Ambraser Heldenbuch anfertigen ließ, jene wertvolle Sammelhandschrift, durch die allein uns mehrere der wichtigsten alten Epen, die „Kudrun“, der „Biterolf“, Hartmanns „Erek“, neben vielen auch sonst überlieferten Dichtungen vom Nibelungenlied bis zu Wolframs „Titurel“ und dem „Meier Helmbrecht“ erhalten sind.

Dann aber schied Tirol aus der lebendigen Entwicklung deutscher Literatur mehr und mehr aus und spielte für drei Jahrhunderte in der Geschichte unserer Dichtung nur eine kleine Rolle. Die alten Gattungen der Poesie, die im 16. Jahrhundert in Deutschland blühten, wurden zwar im Volke weiter gepflegt. So sang man denn auch in der Folgezeit allerlei volkstümliche Lieder geistlicher und weltlicher Art, besonders auch die in allen deutschen Gebirgsgegenden höchst beliebten Weihnachtslieder. Ebenso setzte man die alten kirchlichen Aufführungen fort. Nur nahmen sich ihrer jetzt mehr und mehr die Bürger und die Bauern an, und so erwuchs aus ihnen allmählich im 18. Jahr-

Digitized by Google

hundert das Tiroler Bauerntheater, das in vielen Dörfern und Landstädten heimisch wurde und sich bald an biblischen, bald an weltlichen Stoffen, besonders gern an solchen aus der Legende und aus der Profangeschichte, versuchte.

Auf diese Aufführungen wirkte zum Teil schon das Jesuitentheater ein, das im 17. und 18. Jahrhundert in Innsbruck, daneben auch zeitweise in Hall, Schwaz, Sterzing, Brixen, Trient bestand. Namentlich in Innsbruck gelangte es zu hohem Glanze; selbst Erzherzoge beteiligten sich gelegentlich an den Darstellungen. Diese gingen zunächst von den akademisch gebildeten Kreisen aus; die lateinische Sprache herrschte also ursprünglich in ihnen, und sogar das Italienische drang bisweilen in sie ein. Aber nach und nach wurde auch sie wirklich deutsch, und mit der vaterländischen Sprache erlangten im 18. Jahrhundert auch weltliche Stoffe, hauptsächlich aus der antiken und aus der deutschen Geschichte, den Vorrang vor den biblischen. Manche Allegorie und Unnatur und wohl auch dann und wann religiöse Einseitigkeit waltete freilich in diesen Dramen. Vor allem jedoch waren sie neben den Bauernspielen und den ganz vereinzelten Versuchen einiger älterer Kunstdichter (z. B. des Grafen Franz Adam von Brandis) die künstlerische Nahrung der gebildeten Tiroler noch zu einer Zeit, da im nördlichen Deutschland Klopstock, Lessing und Wieland, ja schon Herder, Goethe und Schiller die deutsche Kunst von der falschen Nachahmung des äußerlich antikisierenden Auslandes befreit und auf einen Gipfel selbständiger Größe emporgeführt hatten.

Erst die Napoleonischen Feldzüge weckten das Tiroler Volk auch zu neuem dichterischen Leben und riefen zahlreiche Kriegslieder hervor, die meisten in der Mundart des Volkes geschrieben, urwüchsig, oft roh, von namenloser Erbitterung, aber auch von echter Kraft zeugend, manche darunter selbst trotz allem Ernst der Zeit von frischem Humor durchtränkt.

Aber der Aufschwung dauerte nicht lange. Mit der Besiegung Napoleons und der Erstarkung der geistlichen Herrschaft und Zensur in Tirol wurde auch in der Literatur alles wieder still. In harmlosen Musenalmanachen wagte sich höchstens zahme Poesie ohne sonderliche Bedeutung ans Licht, bis seit dem Ende der 30er Jahre des letzten Jahrhunderts neben geringeren Kräften Johann Senn und Johannes Schuler die jüngeren Talente neuerdings aufrüttelten.

Als den „Grabbe der Lyrik“ feierten Senn seine Landleute. In heftigen politischen Sonetten und satirischen Epigrammen sprach er, der unter dem Druck der Polizei selbst hart zu leiden hatte, seine zornige Verstimmung, in den „Tiroler Adlerliedern“ vor allem sein vaterländisch freies Empfinden, aus; in gedankenhaltigen, obschon formal etwas holperigen Gedichten mahnte er zum schmerzens- und aufopferungsreichen Kampfe für die höchsten Ideale. Der liebenswürdige und feingebildete Schuler aber, der „Goethe Tirols“, wie seine Verehrer übertreibend den wackeren Mann nannten, dessen eigene dichterische Bedeutung nicht eben groß war, vermittelte seinen jungen Freunden mit der liberalen Gesinnung zugleich künstlerischen Geschmack und formale Schulung.

Von ihnen beiden angeregt, trat Hermann von Gilm (1812—1864) hervor, Tirols größter Lyriker. Seine Liebeslieder, bald leidenschaftlich verlangend, stürmisch werbend, bald anmutig der Geliebten huldigend, bald wehmütig um ihren Verlust trauernd, waren den besten seiner Zeitgenossen ebenbürtig. In warmen, individuell bestimmten Preisliedern feierte er die Schönheiten seines Tiroler Landes, die einzelnen Orte, Schlösser, Berge seiner Heimat. Stets blieb er der großen Taten von 1809 eingedenk und mahnte an den Freiheitskampf seines Volkes, voll Hoffnung, daß es auch gegen künftige Unterdrücker sich kräftig erheben werde. Mit glühendem Haß verfolgte er alle Dunkelmänner, schleuderte beißende Spott- und Zornesverse auf die Jesuiten, richtete seine Satire gegen gesellschaftliche Unsitte, Beschränktheit und Ungerechtigkeit mannigfacher Art. Nicht überall war Gilm ganz originell. Er hatte von Anastasius Grün, Herwegh, Freiligrath und anderen politischen Tendenzdichtern Deutschlands, von Goethe, der schwäbischen Schule, sehr viel von Heine, auch von Byron und sonstigen Dichtern des In- und Auslandes gelernt. Aber die fremden Muster haben niemals seine echte, starke Eigenart unterdrückt, und mochte sich auch bei ihm dazwischen einmal eine Ungelenkigkeit in Sprache und Vers und selbst vereinzelt ein geschmackloser Einfall finden, so wurde das reich und überreich aufgewogen durch die tiefe und innige Empfindung seiner besten Lieder, durch die wunderhübsche Belebung und Beseelung der Natur, die ihm wie nur wenigen Lyrikern seiner Zeit gelang durch die vaterländische und freiheitliche Gesinnung, aus der seine ganze Poesie floß.

Neben ihn trat Adolf Pichler (1819—1900), kraftvoller als Persönlichkeit, vielseitiger als Mann der Wissenschaft und als Dichter, wenn er auch in der Lyrik seinem Nebenbuhler nur selten an unmittelbarer Gewalt des Gefühlsausdrucks gleichkam. Auch er hatte sich an den größten Meistern heimischer und fremder Literatur geschult, an Goethe, Shakespeare, der Antike, den Lehren deutscher Philosophen. Aus faustischem Drang erwuchsen seine ersten dichterischen Versuche und Pläne, und von diesem faustischen Streben blieb ihm stets etwas, auch als er menschlich und künstlerisch gereift erschien. In hochtönenden Hymnen pries er die Größe und Herrlichkeit der Natur, ihre Unendlichkeit und das Glück, das sie gewährt im Gegensatz zu den Kämpfen, Zweifeln und Leiden, in die das Leben den Menschen stürzt. Ernste Betrachtung liebt Pichler, idyllisch-elegische Betrachtung oder auch satirisch-epigrammatische Verspottung des Tadelnswerten. Gedankenlyrik ist das Meiste und das Beste, was er bietet, stets in strenger, kunstvoll gewählter Form. Und zur epischen Dichtung fühlt er sich besonders hingezogen, zur Balladenpoesie von vorwiegend düsterer Färbung, zu schaurigen „Totentänzen“, die nach alten Motiven in wechselnden Bildern darstellen, wie in den taumelnden Lebensgenuß plötzlich der Tod hereintritt, zu ernsten Legenden voll symbolischen Gehaltes, dann und wann auch (doch selten) zu einem heiteren Schwank. Besonders aber offenbart er in großen erzählenden Dichtungen die echtesten sittlichen Anschauungen, die edelste vaterländische Gesinnung, tiefe Religiosität bei äußerlichem Priesterhaß, innigste Liebe zur Natur, warmen Sinn für Schönheit. Mit klarer Anschaulichkeit und lebendiger, unmittelbar ergreifender künstlerischer Kraft in einfachen, doch glücklich gebildeten Versformen gestaltet er die Meisterstücke unter diesen Dichtungen aus, vor allem den „Hexenmeister“ und „Fra Serafico“. Auch allerhand frisch erzählte Prosageschichten von Tiroler Land und Leuten, nach Anlage und Grundcharakter seinen Novellen in Versen eng verwandt, hat er bis ins späte Alter verfaßt. Und früher wagte er sich einigemal selbst an die hohe Tragödie, ohne freilich für seine stoisch herbe Auffassung des Heldentums den Beifall der Menge zu gewinnen; dafür zeichnete ihn ein Hebbel durch ungewöhnlich starkes Lob aus.

In einem anderen, streng katholischen Schriftstellerkreise wirkte gleichzeitig mit Gilm und Pichler Beda Weber, und auch er griff zeitweise kräftig in die vormärzliche Lyrik der 40er Jahre ein. An Gilm und Pichler aber reihten sich verschiedene jüngere Dichter an, die auf den Bahnen der größeren Vorgänger rüstig und erfolgreich weiterschritten. Namen vom besten Klange begegnen uns unter ihnen, Hans v. Vintler, Ludwig und Angelika v. Hörmann, Anton und Heinrich v. Schullern, Rudolf und Hugo Greinz, und wie die anderen alle heißen, in deren Händen vornehmlich die Pflege der Tiroler Dichtung jetzt und für die Zukunft liegt.

Als Deutsche empfanden sich alle, die in alter und neuer Zeit diese Dichtung förderten und mehrten. Und mit stolzer Freude traten die Besten unter ihnen mutig für ihr Deutschtum ein. Gilm verlangte, daß Tirol sich an Deutschlands Brust schwinge, am deutschen Dome mitbaue, des deutschen Einheitsbaues fester Eckstein werde, und Pichler jauchzte 1870 den deutschen Siegen zu, die er am liebsten selbst miterfochten hätte, und noch eines seiner letzten Gedichte galt der deutschen Flotte.

Von den größeren Dichtern des übrigen Deutschland

Digitized by Google

empfing jederzeit die Tiroler Poesie mächtige Anregung und Einwirkung. Auf die Literatur des übrigen Deutschland wirkte wieder zurück, was in Tirol gesungen wurde; denn für ganz Deutschland, nicht nur für die engere Alpenheimat, war es gesungen und sollte es nach der Meinung der Verfasser gesungen sein. Was die Dichter des „Laurin" und des „Eckenlieds", was Oswald von Wolkenstein, Gilm und Pichler schufen, das können und wollen wir uns nur als einen unlösbaren Teil der gesamten deutschen Poesie denken, geschichtlich möglich innerhalb der Entwicklung der übrigen deutschen Literatur, dem ganzen deutschen Volk im Norden wie im Süden ein unverlierbares, edles und liebes Besitztum. Möge es stets so bleiben! Möge die Tiroler Dichtung frisch und stark, wie bisher, auch ferner blühen als ein herrlicher Zweig am großen Baume der deutschen Literatur! Möge, wie Gilm schon 1847 es aussprach, „von des Eisacks dunklen Föhren bis zum Rhein, der seewärts zieht", im ganzen Land Tirol deutsches Wort und deutsches Lied stets frei und ungekränkt erklingen!

Sonderschulen für Begabte.

Von Bruno Meyer (Berlin).

(Schluß.)

III. Wert und Wirkung der Auslese.

Noch nach einer anderen Seite hin würden derartige Schulen eine allseitig als wohltätig empfundene Förderung und Erleichterung bringen, nämlich in bezug auf das Prüfungswesen.

Je mehr sich das Gebiet aller Wissenschaften ausgedehnt und ihre Methode verfeinert und je mehr man sich psychologisch mit den Möglichkeiten und Fähigkeiten geistiger Tätigkeit beschäftigt hat, um so mehr ist man zu der Ueberzeugung gekommen, daß das bisherige Prüfungswesen etwas unfaßbar Drückendes und Rückständiges ist und die gewünschte Garantie nicht gewährt. Es ist gar kein Kunststück, einen recht tüchtigen Prüfling, der auch das Seinige geleistet hat, durchfallen zu lassen, und man kann in der Regel wohl hundert gegen eins wetten, daß, wenn die Rollen vertauscht würden, auch der Examinator Schiffbruch leiden könnte. Und wenn ein Prüfling möglichst glänzend besteht, dann geschieht es in der Regel doch nicht durch das Beste, was er hat und haben kann, nämlich durch seine weitblickende Umsicht und seine tiefblickende Einsicht in das Wesen der ihn angehenden Dinge, sondern es geschieht durch die Menge des ihm gegenwärtigen Einzelwissens; einfacher gesagt: durch Gedächtniskram. Die Examinatoren für die höheren Berufe unterliegen naturgemäß alle der Gefahr, einseitig zu werden und gewisse Dinge der Gesamtheit des Fachwissens gegenüber zu überschätzen, während für den zukünftigen Fachmann der Wert einer solchen Spezialität unter keinen Umständen dieser Wertschätzung entspricht. Umgekehrt ist wirklich Bedeutendes und Hervorragendes von einem werdenden Fachmanne nur zu erwarten, wenn er sich spezialisiert hat, und zwar in diesem Sonderzweige der Wissenschaft. Es ist aber eine große Frage, ob es eine sonderliche Empfehlung ist, wenn ein Fachmann sich schon in so frühen Stadien seiner Berufstätigkeit, nämlich bis zu der Zeit seiner Examina hin, entschieden spezialisiert. Man vergegenwärtige sich also das natürliche Mißverhältnis zwischen den einander gegenübertretenden Faktoren bei den Berufsprüfungen und die daraus sich ergebende Gefahr einer ganz falschen Beurteilung nach den Prüfungsergebnissen!

Viel wird in dieser Richtung ja dadurch gebessert, daß selbst alle diejenigen Kreise, welchen das bloße Wort „Hochschulpädagogik" das Haar zu Berge treibt und die spitzfindigsten und oft unsinnigsten Einwendungen erpreßt, um sich in der Herrlichkeit des bisherigen Schlendrians zu erhalten, durch die innere Notwendigkeit und den drängenden Gang der Entwicklung zu hochschulpädagogischen Maßnahmen fortgetrieben sind. Wenn durch die natürlichen Mittel eine gleichmäßigere Beschäftigung der Studierenden mit ihren Wissenschaften und zugleich eine nähere Bekanntschaft der Lehrenden mit den Fähigkeiten und Leistungen der einzelnen Lernenden herbeigeführt wird, dann gewinnen die Prüfungen etwas von der Vernünftigkeit und Zuverlässigkeit unserer Reifeprüfungen. Aber das genügt trotz alledem noch nicht und wirkt nicht so stark und sicher wie das, wovon hier die Rede ist.

Wenn nämlich durch Schulen für höher Begabte in den Jahren der regsten geistigen Entwicklung unter den Augen von Lehrern, die imstande sind, die Schüler durch und durch kennen zu lernen, eine Auslese der hervorragenden Köpfe geschieht, und diese in besonderen Lehranstalten zu einer Bildung gefördert werden, mit der sich die gewöhnliche Vorbildung auf den einseitig organisierten Lehranstalten an Wert auch nicht von weitem messen kann, so bietet diese Auslese eine höhere Gewähr als eine Prüfung dafür, daß die betreffenden Zöglinge dieser Eliteanstalten auch in einem mit Liebe ergriffenen und mit einigem Fleiße betriebenen Berufsstudium Hervorragendes leisten werden; denn sie werden Interesse und Verständnis für ihren Gegenstand mitbringen und an eindringenden Fleiß bei ihren Arbeiten gewöhnt sein, so daß sie gar nicht anders können, als auch in dem in freierer Form fortgesetzten Studium Vorzügliches zu leisten. Es wird gerade bei solchen Köpfen vielleicht geschehen können, daß sie mit dem bloßen Gedächtniskrame weniger vorankommen; um so geistvoller aber wird ihre Auffassung und um so sicherer ihr geistiger Blick sich entwickeln. Sie werden von Jugend auf eine übersehbare kleine Schar von Auserwählten bilden, deren Schritte man, auch nachdem sie die Vorbereitungsanstalten verlassen haben, leicht wird verfolgen können, um mehr durch das, was sie getan und gelebt haben, von ihrer weiteren Entwicklung ein Bild zu gewinnen, als es selbst unter den glücklichsten Umständen durch eine Prüfung zu gewärtigen ist; und es wird vorteilhaft und recht sein, diese erlesene Schar, wofern nicht deutliche Spuren des Abfalles sich bei einzelnen bemerkbar machen, als die Bestempfohlenen zu betrachten und überall zu berücksichtigen.

Man soll hiergegen nicht etwa einwenden, daß erfahrungsgemäß häufig zwischen der Auszeichnung auf der Schulbank und derjenigen im Berufsleben sich ein Unterschied herausstellt, daß viele glänzende Schüler im späteren Leben nichts leisten, wenigstens nichts, was den durch ihre Anfänge hochgespannten Erwartungen auch nur von weitem entspräche, während ganz schlechte Schüler, die nur mit Mühe im Schneckengange sich durch die Klassen emporgewunden haben, später sich zu außerordentlich hervorragenden Fachmännern, zum Teil zu epochemachenden Geistern in ihren Wissenschaften entwickelt haben.

Auf beides antwortet die Petzaldtsche Schrift durchaus zutreffend.

Die erstere Kategorie besteht nämlich aus solchen, denen eben die Schulen, wie sie für die Durchschnittsköpfe organisiert sind, nicht genügen, und die daher mit Leichtigkeit schulmäßig Hervorragendes leisten; aber da sie sich nicht genügend beschäftigt und geistig genährt haben, so werden sie oberflächlich und lernen nicht, gründlich, angestrengt und beständig zu arbeiten. So kommen sie — nicht wissenschaftlich, sondern sittlich — schlecht vorbereitet in ihre Fachstudien; und dann brauchen sie sich nur noch, was ja doch leider nur allzu oft geschieht, in der Wahl ihres Berufes geirrt, das heißt nicht das ihren größten Fähigkeiten entsprechende Fach gefunden zu haben, so sind die untermittelmäßigen Leistungen der einstigen brillanten Schüler zwanglos erklärt.

Etwas schwieriger liegt die Sache bei der zweiten Kategorie. Aber auch diese leidet nur durch das Schablonenwesen der heutigen Durchschnittsschulen. Denken wir einmal, die Schulen für Begabte beständen bereits; so würden die Lehrerkollegien der gewöhnlichen Schulen die Verpflichtung haben, sich über die Natur und den Umfang der eigentümlichen Begabungen ihrer einzelnen Schüler sehr genau Rechenschaft zu geben, nicht in der Weise wie jetzt, daß sie

am Schlusse jedes halben Jahres fragen, ob A und B u. s. w. „das Ziel der Klasse erreicht“ haben, wie der geistvolle Ausdruck lautet, sondern so, daß sie sich die Frage vorlegen müßten: „Warum genügt dieser und jener Schüler gerade in diesen und jenen Fächern und in dieser und jener eigentümlichen Art den Anforderungen der Schule nicht?“ Und bei einer solchen Prüfung würde sich sehr häufig herausstellen, daß die mangelhaften Leistungen lediglich von der schablonenmäßigen Behandlung und Wertung sämtlicher Schüler herkommen, nach welcher eine bestimmte Gruppe von Unterrichtsgegenständen, von Vorstellungen, von Kenntnissen, und wie man es nennen will, unfehlbar an die herrschende Stelle gerückt wird, während alles Uebrige mehr oder weniger als Nebensache behandelt wird. Man denke zum Beispiel an die Rolle, welche man noch immer die Mathematik an den Gymnasien spielen läßt, und die törichte Fiktion von einer in großem Umfange gänzlich mangelnden Fähigkeit, „mathematisch denken“ zu lernen, — nur zu dem Zwecke, um die schlechten Ergebnisse in einem regelmäßig mangelhaft fundamentierten Unterrichtsgegenstande, der vom einseitigen altklassisch philologischen Standpunkte aus für nebensächlich gehalten wird, zu beschönigen. Und ganz ebenso albern sind die Vorstellungen anderer, namentlich in Elternkreisen, daß ihre Kinder eben „zu Sprachen kein Talent haben“, worauf ihnen einfach zu antworten wäre: „dann haben sie eben zu nichts Talent“; denn „Sprachkunde, lieber Sohn, ist Grundlag' allem Wissen“! Sie ist das fundamentale Handwerkszeug, und wer zu dessen Hantierung kein Geschick hat, der ist eben zu nichts Höherem brauchbar. Die eine Vorstellung ist ebenso verwerflich und unzutreffend wie die andere; das bißchen von mathematischen und sprachlichen Kenntnissen, das auf unseren sogenannten höheren Lehranstalten betrieben wird, kann bei genügendem Unterrichte und leidlichem Fleiße *jeder* bewältigen, der überhaupt imstande ist, sich in höhere Kreise des Denkens und der Anschauung zu erheben, das heißt also würdig ist, eine derartige Schule zu besuchen und später in die höheren Berufe und Stellungen in Staat und Gesellschaft „losgelassen“ zu werden. Aber es liegt eben daran, daß bei der Ueberfülle knapp mittelmäßiger Köpfe in recht großen Klassen es selbst für den begabten und opfermutigen Lehrer beinahe unmöglich ist, so etwas wie individuelle Behandlung der Schüler eintreten zu lassen. Diese aber ist notwendig, wenn gerade hervorragend und dann leicht etwas einseitig begabte Schüler ein möglichst hohes Ziel der Allgemeinbildung erreichen sollen. Gewinnen einsichtige und gewissenhafte Lehrer die Ueberzeugung, daß die schwachen Leistungen eines Schülers davon herrühren, daß seiner geistigen Natur nicht die ganz entsprechende eigentümliche Behandlung zuteil werden kann, daß aber nicht Unfähigkeit und Unfleiß, sondern der für ihn nicht geeignete, ihm bisher gewiesene Zugang zu den Dingen für die mangelnden Erfolge verantwortlich zu machen ist, so wird in den meisten Fällen ein derartiger Schüler gerade in die Schule für Begabte überwiesen werden müssen, die, wie Petzoldt mit Recht fordert, nur eine beschränkte Zahl von Schülern — er gibt 20 als Höchstzahl für die Klasse an — aufnehmen dürfte, und in welcher es grundsätzlich von den Lehrern gefordert wird und bei der kleinen Zahl der Schüler und bei der sonstigen angemessenen Organisation muß geleistet werden können, daß die Schüler in individueller Weise behandelt und je nach ihrer Eigenart auf die für sie passendste Weise gefördert werden. Dann wird sich, natürlich mit Zurücklassung der wirklich unbegabten und trägen Schüler, aus den jetzt sich trübselig durch die Schule windenden, später aber erst beim Leben in ihrem eigensten Elemente erwachenden Geistern eine Schar tüchtiger, strebsamer und außerordentlich leistungsfähiger Schüler entwickeln. Man muß eben in der Lage sein, den Mittelpunkt des Denkens und Lernens je nach der Begabung der einzelnen bald hierin, bald dorthin legen zu können, und nicht mit einer vorher fertigen Schablone an die sämtlichen Geister heranzutreten gezwungen sein. Das erstere aber wird in Eliteschulen nicht nur durch die kleinere Zahl der vorhandenen und voraussetzlich erheblich begabten Schüler ermöglicht, sondern vor allem auch dadurch, daß diese Eliteschulen — und deswegen lege ich auf meine Abweichungen von den Petzoldtschen Vorschlägen ganz besonderen Wert — von den Einseitigkeiten und Beschränktheiten unserer jetzigen Mittelschulen in der Auswahl und Bewertung der Lehrgegenstände frei und zu einer umfassenden Bildungsschule entwickelt sein werden, zu einer Schule, die das von keinem Menschen als das wirkliche Ideal zu bestreitende Musterbild einer Einheitsschule an dieser Stelle darstellen wird, einer Einheitsschule, der leider die überwiegende Mehrzahl der dieser Bildungsstufe Zugewiesenen nicht gewachsen ist, so daß die einheitliche, abgerundete und wahrhaft genügende Bildung im Sinne eines modernen Menschen in ein paar leidlich zurecht gebastelte Bruchstücke hat zerlegt werden müssen. Sind aber in der Eliteschule alle diese Teilansichten oder Teilauslesen aus der Gesamtheit einer wirklich genügenden Allgemeinbildung vereinigt, so ist auch die Möglichkeit uneingeschränkt gegeben, mindestens ebenso gut wie in einer der drei Teilschulen für den einzelnen Schüler diese oder jene Gruppe von Vorstellungen in den Mittelpunkt des ihm zu vermittelnden Weltbildes zu rücken; und hier wird durch die Ausgiebigkeit, mit welcher auch alles andere für den gebildeten Menschen Wesentliche kultiviert wird, vor schädlichen Einseitigkeiten Schutz geboten werden können.

Es wird also hoffentlich in einer solchen Schule unmöglich sein, zu Anschauungen zu gelangen, wie sie Petzoldt als Ergebnis des naturwissenschaftlichen Unterrichtes wünscht, daß sich nämlich aus der nüchtern-sachlichen Einsicht in die gesetzmäßigen Zusammenhänge innerhalb der wirklichen Welt ein unüberwindlicher Widerwille gegen jede Abweichung von diesen Zusammenhängen im menschlichen Denken und Schaffen entwickeln soll. Ein gütiges Geschick soll die Menschheit davor bewahren, daß jemals der Polizist und der Naturkundige als höchste Instanz über Denken und Schaffen zur Herrschaft gelangen! Der Naturforscher, der über Kentauren und menschliche Flügelgestalten nicht hinweg kann, braucht sich nur ein klein wenig genauer zu besehen, um zu finden, daß er überhaupt für die Schöpfungen der Kunst geringes Verständnis und geringe Aufnahmefähigkeit besitzt; und wenn wir nicht so schroff sein wollen, ihn daraufhin für einen ungebildeten Menschen zu erklären, so können wir doch nicht umhin, ihn als einen defekten Menschen zu beklagen, einen Menschen, dem der Sinn abgeht für das Höchste, was die Menschheit besitzt; denn das ist nicht die Wahrheit in der Wissenschaft, sondern das ist die Schönheit in der Kunst; und für die Schönheit ist nicht die exakt wissenschaftliche Wahrheit notwendige Voraussetzung, sondern nur die von ihrem Schöpfer geschaffene innere Wahrscheinlichkeit. Der Künstler, der „naturwidrige“, „biologisch unmögliche“ Bildungen nicht wahrscheinlich zu machen versteht, braucht sie ja nicht zu machen!

IV. Aussichten der Neuerung.

Auf die Organisation und die äußeren Verhältnisse der zukünftigen Eliteschulen näher einzugehen, wie es Petzoldt getan hat, möchte ich mir versagen.[2] Seine ganzen Vorschläge scheinen mir unter der Botmäßigkeit der Vorstellung entstanden zu sein, daß er in der Lage zu sein wünschte, zu zeigen, daß man diese Eliteschulen trotz ihrer

[2]) Daß schon die Auswahl der „Begabten“ keineswegs so einfach sein würde, wie es weiter oben angenommen zu sein scheint, liegt auf der Hand. Bereitet doch auch bei dem sozialen Gedanken, jedem Fähigen jede beliebige höhere Bildung zugänglich zu machen, eine ähnliche, da aber erheblich einfachere Entscheidung bei weitem die Hauptschwierigkeit. Die Ueberweisung an die Eliteschulen dürfte wohl zunächst immer als Versuch gelten. Wiederholung desselben Kursus („Sitzenbleiben“) wäre — wie auf Seminarien — nur unter besonderen Umständen mit ausdrücklicher Genehmigung einer rein pädagogischen Aufsichtsbehörde zulässig. Schwierig ist auch die Bestimmung des Gabelungspunktes, der schwerlich auch nur in zwei aufeinander folgende Klassen wahlweise gelegt werden dürfte. — Dies nur in aller Kürze, um die Fülle der Aufgaben ahnen zu lassen, die hier der Erziehungskunst harren. Aber das darf nicht abschrecken; im Gegenteil!

Digitized by Google

entschieden größeren Ansprüche ganz oder wesentlich ohne weitere Aufwendungen für das Mittelschulwesen wird durchführen können. Dies ist gleichgültig. Wenn die Gemeinschaft in der Lage ist, über einen Weg zu verfügen, auf dem sie zur Erkenntnis und möglichst vollkommenen Entwicklung der besten Begabungen im Volke gelangen und deren Heranbildung zu ungewöhnlichen Dienstleistungen ermöglichen kann, dann wird sie sich keinen Augenblick besinnen, dafür auch Opfer zu bringen; denn wer Petzoldts Ziffern einmal daraufhin ansieht, wird das bestätigt finden, was sich ohne lange Ueberlegung von selbst ergibt, daß nämlich die Summen, um die es sich handelt, gar nicht der Mühe wert sind, davon zu reden. Schon ein altes Sprichwort sagt: „Einmal kann man den Kaiser speisen.“ Die Schulen machen kolossale Kosten, sowie es sich um die breite Masse handelt. Die selbst opfervolle Ausbildung weniger beläuft sich auf so unerhebliche Summen, daß sie in den Etats der Städte und Staaten, die dafür in Betracht kommen, gar keine Rolle spielen. Mit Rücksicht also auf die Oekonomie braucht nicht auf Unterrichtsstunden oder Gegenstände verzichtet zu werden, wie Petzoldt das zum Teil wenigstens getan zu haben scheint.

Beiläufig ist diese Reduktion mehr scheinbar als wirklich; denn wenn man alle die nicht streng wissenschaftlichen Schulstunden, deren Gegenstände doch wahrlich auf keiner allgemeinen Bildungsanstalt entbehrt werden können, hinzurechnet, so kommt man auch bei ihm wohl so ziemlich auf den jetzigen gewöhnlichen Umfang des wöchentlichen Lehrplanes; und das kann auch ganz wohl geschehen. Man wird im wesentlichen bei den begabten Schülern auch relativ gesunde Körper voraussetzen können, und es ist Köhlerglaube, es für gefährlich zu halten, wenn Kinder in dem Alter der Entwicklung zwischen 9 und 18 bis 20 Jahren täglich fünf, vielleicht auch einmal sechs Stunden hintereinander in der Schule — und zwar doch zum Teil mehr körperlich, wie beim Turnen und Singen, selbst bei den zeichnerischen Uebungen, — festgehalten werden, zumal wenn es zum Gesetz gemacht wird, daß nach jeder Stunde eine Pause von 10 Minuten eintreten muß, während deren den Schülern auch Gelegenheit zum Aufenthalte in der freien Luft und zu tüchtiger Bewegung gegeben wird. Ich habe es an mir selbst erfahren, daß man unter diesen Umständen fünf, ja sechs Stunden hintereinander ganz wohl an dem Unterrichte mit ungebrochener Freudigkeit und mit regem Fleiße teilnehmen kann; und wenn mein Zeugnis auch vielleicht aus dem Grunde angefochten werden möchte, daß ich ja nach dem früher Dargestellten zufällig immer der Schule voraus war und daher mit verhältnismäßig geringer Anstrengung — geringer, als bei einem stark in Anspruch Genommenen — am Unterrichte teilnehmen konnte, so steht dem zweierlei entgegen: daß einmal die stellenweise wirklich tädiöse Langweiligkeit eines Unterrichtes, der einem nichts mehr bietet, und andrerseits meine damalige körperliche Beschaffenheit erheblich dagegen ins Gewicht fällt. Wessen Gesundheitszustand während der Gymnasialzeit so viel Rücksichten erheischt wie der meinige, der steht jedenfalls in dieser Beziehung weit unter dem Durchschnitte des hier allgemein Vorauszusetzenden.

Die allergrößte Schwierigkeit an der ganzen Neuerung würde die Bildung der Lehrerkollegien ausmachen; denn das ist unleugbar — und das stellt auch Petzoldt fest —, daß mit derjenigen Art von Lehrtätigkeit, die jetzt an den höheren Schulen die Regel bildet, auf Eliteschulen nichts zu machen wäre. Dagegen würden wieder Lehrerkollegien durch sehr sorgfältige Auswahl geschaffen werden müssen, wie sie vor Jahrzehnten die Regel waren, wo kaum eine Anstalt gefunden wurde, in deren Lehrerschaft nicht einige durch hervorragende selbständige Leistungen weit über den Kreis ihrer Schule hinaus bekannte Vertreter ihrer Wissenschaft sich fanden, und wo die pädagogische Tüchtigkeit und der Eifer im pädagogischen Berufe ohne jeden Vergleich verbreiteter war als heute. Es ist das zum großen Teil die Folge der die Zunahme der Bevölkerung weit übersteigenden Zunahme der höheren Lehranstalten in der Zwischenzeit, für die begreiflicherweise eine gleichwertige Erweiterung der Lehrerschaft nicht gefunden werden konnte, — von vielen inneren und äußeren Umständen zu schweigen, welche leider, und zwar ohne wesentliche Gegenwirkungen von irgend einer Seite her, einander unterstützend auf eine Verschlechterung des öffentlichen Unterrichts gewirkt haben. Die Lehrer einer solchen Eliteschule müssen hervorragende Männer ihrer Wissenschaften, bezw. Künste, und zugleich hervorragende Pädagogen sein; und sie müssen mit solchem heiligen Eifer und mit solchem sittlichen Bewußtsein von der Würde ihres Berufes erfüllt sein, daß sie in keinem Augenblicke die Pflicht vergessen können, mit ihren Schülern zu arbeiten, im Unterrichte beständig produktiv zu sein und für jede Anregung aus dem Schülerkreise empfänglich und zugänglich. Es wäre traurig, wenn nicht für die wenigen derartigen Schulen, welche doch nur gefüllt werden können, ausreichende Lehrer dieser Art gefunden werden könnten, namentlich im Laufe einiger Zeit, die ja doch immer darüber vergehen würde, bis die Neuerung in genügendem Umfange durchgeführt wäre. Es wächst ja der Mensch mit seinen höheren Zwecken, und es wäre trostlos, wenn nicht das Bewußtsein von dem Bestehen derartiger Anstalten und der Anreiz, an einer solchen etwa dereinst wirken zu dürfen, dem pädagogischen Nachwuchse hervorragende Begabungen zuführte, die mit allem Eifer sich eine solche Bildung zu verschaffen wüßten, daß sie den hier an sie gestellten Aufgaben zu genügen vermögen.

Jedenfalls ist die Sache, nachdem sie nun einmal gründlich angeregt worden ist, eine von denjenigen, die nicht wieder aus der Diskussion verschwinden dürfen, bis dem offenbaren Bedürfnisse durch eine entsprechende Organisation nach Umfang und Intensität genügend entsprochen ist.

Aber wer wird den Anfang machen?

Bücher und Zeitschriften.

* **Die württembergische Kommission für Landesgeschichte,** welche seit 1891 besteht, hielt am 8. Juni ihre Jahresversammlung im Kultministerium zu Stuttgart. Sie hat einen Jahreshaushalt von 15,000 M., nachdem vor drei Jahren der unzulängliche Posten von 11,000 M. durch das Entgegenkommen der Landstände entsprechend erhöht worden ist. Die Kommission hat im Jahre 1904 ihre Zeitschrift (die Vierteljahrshefte), dann das „Rote Buch“ von Ulm und den zweiten Band des Eßlinger Urkundenbuchs erscheinen lassen. Das „rote Buch“ ist eine hervorragende Quelle zur Geschichte des Ulmer Stadt- und Verfassungsrechts; es wurde von Dr. Mollwo unter der Oberleitung von Professor Dr. v. Below bearbeitet. Das Eßlinger Urkundenbuch ward von Dr. Diehl (Stuttgart) besorgt. Im Fortgang sind die württembergischen Landtagsakten (Archivar Oberregierungsrat Dr. Adam. Dr. Ohr), die Tübinger Universitätsmatrikeln (Dr. Hermlink), die historischen Lieder aus Württemberg (Oberstudienrat Dr. Steiff), die Geschichte der württembergischen Behördenorganisation (Dr. Wintterlin) und die Münzkunde (Dr. Ebner). Weiter werden 1905 in Druck kommen ein Werk von Professor Dr. Holzer (Ulm) über Schubart als Musiker, eines von Professor Knorr (Stuttgart) über die römische terra sigillata von Cannstatt und Köngen (mit Bildertafeln) und von Dr. Bihlmeyer (Tübingen) eine Ausgabe der Werke von Heinrich Suso, wobei auch ungedruckte Traktate des berühmten Mystikers zur Veröffentlichung kommen werden.

Der deutsche Roman seit Goethe. Skizzen und Streiflichter von Dr. M. Schian. Görlitz 1904. Rudolf Dülfer. 235 S.

An einem Buche, dessen Verfasser in der Einleitung bekennt: „ich maße mir nicht entfernt an, die Wissenschaft der Literaturgeschichte irgend bereichern zu wollen“, hat der

Literarhistoriker kaum das Recht, Kritik zu üben. Man könnte freilich sagen, warum blieben diese Vorträge trotz dem Bitten der Hörer in Görlitz und Lauban nicht ungedruckt? Da sie nun einmal gedruckt und übrigens sehr hübsch ausgestattet sind, sollen sie nicht griesgrämig empfangen werden. Der Verfasser hat viel Literarhistorisches gelesen und sich in den Quellen fleißig umgetan. Nur auf einzelnes sei kurz hingewiesen: Roman und Novelle in der Romantik in dieser Reihenfolge: Novalis, Schlegel, E. T. A. Hoffmann, Kleist zu behandeln, finde ich verkehrt. Schlimm ist ferner, daß der Verfasser des oratorischen Effekts halber es liebt, allgemeine Sätze zu formulieren, die nicht recht stichhaltig sind, z. B.: „die Romantik pflegte das Romanhafte und schuf deshalb keine Romane." Ebenso falsch ist es sodann, auf die Romantik gleich Immermann, Gotthelf, Auerbach (den er strenge aber nicht völlig ungerecht behandelt) selbst Otto Ludwig und Fritz Reuter folgen zu lassen und dann erst auf das junge Deutschland einzugehen. Dies wird unglaublich kurz behandelt. Einer der hauptsächlichen Romanschreiber dieser Richtung, Theodor Mundt, wird überhaupt nicht genannt. Und was soll man von einem Werk über den deutschen Roman seit Goethe denken, das Mörikes Maler Nolten nicht einmal kennt? Ebenso ist der ganze Frauenroman der vierziger Jahre, obwohl er doch gewiß eine sehr wichtige kulturhistorische Richtung darstellt, einfach unterdrückt: Die Namen von Fanny Lewald und Gräfin Hahn-Hahn werden nicht genannt. Wie wirr muß die Anschauung der Zuhörer sich gestalten, dem Spielhagen und Heyse vorgeführt werden vor Gotlfried Keller und Freytag? Wie wenig passend ist es ein Kapitel zu überschreiben, „der objektivere Zeitroman", als wenn ein Wort wie objektiv sich steigern ließe. Wie seltsam mutet es den kundigen Leser an, daß Arnims „Kronenwächter" abgelöst von dem Roman der Romantik als Einleitung zu dem Kapitel „der historische Roman" behandelt werden, nachdem schon Pantenius und Fontane, der letztere in seinen historischen Romanen, durchgenommen sind. Auch die letzten Kapitel gehen stark durcheinander: Wilhelm v. Polenz folgt unmittelbar nach Kretzer; in der „Gesellschaftsdichtung" werden Heyse und Fontane nochmals besprochen, der letztere mit Wildenbruch in Parallele gesetzt, Sudermann und Frenssen einander gegenüber gestellt und in einem sehr raschen Schluß einzelnes aus der Decadence und dem Symbolismus vorgeführt. Bei einem derartigen Werke, das sich nicht als eine vollständige Geschichte ausgibt, hat man natürlich kein Recht, alle modernen Romandichter behandelt zu sehen; aber darf ein derartiges Werk, das Thomas Mann und G. Frenssen ausführlich würdigt, selbst auf Beyerlein und Bilse kurz hinweist, also auch die allerneueste Zeit in sein Bereich zieht, wirklich Namen wie: Klara Viebig, Wilhelm Hegeler, Wolzogen und Ompteda völlig verschweigen? — In seinem Standpunkt ist der Verfasser durchaus selbständig. Für Keller hat er nicht die jetzt übliche Begeisterung; Gustav Freytag wird höher eingeschätzt, als es bei neueren Beurteilern üblich ist; von Willibald Alexis wird besonders der „Roland von Berlin" gerühmt, für den ich, seitdem ich mich eingehender mit Studien über den Roman beschäftige, gleichfalls stets warm eingetreten bin. Der Verfasser ist kein enragierter Moderner, aber steht doch mit erkennbarer Sympathie der neueren Richtung gegenüber. Nicht übel ist die Bezeichnung „Stimmungsdichtung"; unter diesem Namen werden Raabe und Storm zusammengefaßt und sehr ausführlich, mit sichtlicher Vorliebe gezeichnet. — Es wäre jedenfalls besser gewesen, wenn der Verfasser, der das Pastorale seines Berufes übrigens sehr wenig hervortreten läßt, den Stimmen seiner Zuhörer, die den Druck anrieten, nicht so bereitwillig gefolgt wäre. Gewiß sind einzelne Partien seines Buches lesenswert, aber Selbständiges und Neues wird so wenig geboten, die geschichtliche Entwicklung — und gerade auf sie kommt es in einer derartigen Schrift doch am meisten an — wird so wenig klar aufgezeigt, daß das neue Buch durchaus nicht imstande ist, frühere Darstellungen zu verdrängen oder eine neuere gründlichere Behandlung des Gegenstandes unnötig zu machen.

Ludwig Geiger.

Allgemeine Rundschau.

Kampf gegen die Schund- und Schauerromane.

Den Kampf gegen die in den breitesten Volkskreisen massenhaft verbreiteten Schund- und Schauerromane hat das Komitee für Massenverbreitung guter Volksliteratur begonnen, an dessen Spitze als Vorsitzender Frhr. v. Cramm-Burgdorf, braunschweigischer Gesandter, als stellvertretender Vorsitzender Bürgermeister Dr. Reicke, als Schatzmeister Geh. Oberfinanzrat Müller, Direktor der Dresdner Bank (sämtlich in Berlin) stehen. Das Komitee ist in der Umwandlung in einen eingetragenen Verein auf Grund des Bürgerlichen Gesetzbuches begriffen; ihm haben sich bereits mehr als 1200 der angesehensten Persönlichkeiten ohne Unterschied der Richtung, des Standes und Berufes in allen Teilen des Reiches, in Oesterreich und der Schweiz angeschlossen, u. a. viele führende Männer fast aller politischen Parteien Deutschlands, sowie der verschiedenen Bekenntnisse. Eine große Zahl von Zweigverbänden ist schon ins Leben getreten, andere sind in der Bildung begriffen. Besonders bemerkenswert ist die Mitwirkung zahlreicher berufenen Fachmänner der betreffenden Arbeitszweige: neben vielen bekannten Vertretern des deutschen Buchhandels und den meisten Professoren für deutsche Literatur an unseren Universitäten gehört eine stattliche Reihe der namhaftesten deutschen Schriftsteller dem Komitee an, darunter Eufemia v. Adlersfeld-Ballestrem, Viktor Blüthgen, Heinrich Bulthaupt, Felix Dahn, Max v. Eyth, Adolf Frey, Alfred Friedmann, Gerhard v. Amyntor, Alexander Frhr. v. Gleichen-Rußwurm, Marie Eugenie delle Grazie, Martin Greif, Karl Hauptmann, Max Haushofer, Hans Hoffmann, Wilhelm Jensen, Max Kalbeck, Richard v. Kralik, Oskar Linke, August Niemann, Charlotte Niese, Georg Baron v. Oertzen, Arthur Pfungst, Eduard Pötzl, Anselm Rumpelt (Alexis Aar), Ernst Scherenberg, Käthe Schirmacher, Emil Prinz v. Schönaich-Carolath, Otto Sommerstorff, Friedrich Spielhagen, Adolf Stern, Karl Baron Torresani, Albert Traeger, August Trinius, Johannes Trojan, Heinrich Vierordt, Ernst von Wildenbruch. Es handelt sich in keiner Weise um einen Wettbewerb gegenüber schon bestehenden Vereinigungen verwandter Art, z. B. denen, die in verdienstlicher Weise für die Errichtung von Volksbüchereien wirken. Das Komitee für Massenverbreitung guter Volksliteratur will eben den Kreisen, die nicht aus der Volksbücherei, sondern vom Kolporteur ihren Lesestoff zu entnehmen gewohnt sind, auf demselben Wege gesunde Nahrung für Geist und Gemüt in fesselnder Form liefern. Hätten doch auch die Zeitungen nie die heutige gewaltige Verbreitung erlangen können, wenn die Leser noch immer wie in alter Zeit darauf angewiesen wären, sich jede Nummer an einer bestimmten Stelle abzuholen! . . . Das Komitee hat einen Wettbewerb für Volksromane mit hohen Preisen und (gemäß den Wünschen der Schriftstellerwelt) mit langen Einreichungsfristen ausgeschrieben und wird dadurch vom nächsten Jahre ab in der Lage sein, gute Kolportageromane herauszugeben und den Volksschichten zuzuführen, deren Geist und Gemüt bisher durch die Hintertreppenliteratur vergiftet wird. Den Lesern soll nicht nur eine zwar besonders fesselnde, dabei aber auf gesunder Vernunft und innerer Wahrheit beruhende, in sittlicher Hinsicht einwandsfreie Unterhaltungslektüre, sondern auch dem Umfange nach erheblich mehr geboten werden, als sie bisher für die üblichen 10 Pfg. wöchentlich erhielten, ferner soll den Kolporteuren ein bedeutend höherer Verdienst zufallen, als die Schundromanverleger ihnen bewilligen. Das Komitee rechnet deshalb auf die Unterstützung aller, die die Größe des Krebsschadens und der Schundkolportage erkannt haben, und erbittet Beiträge unter der Adresse Dresdner Bank Depositenkasse A, Berlin W. 56, Französische Straße 35/36, Konto Komitee. Falls die Mittel des Komitees es ermöglichen, soll noch in diesem Jahre mit der regelmäßigen Herausgabe und Kolportage guter, besonders spannender und allgemein verständlicher Romane in Wochenlieferungen zu 10 Pfg. begonnen werden; aus der bereits vorhandenen Literatur sind hierfür schon einige durch spannende und allgemeinverständliche Darstellung, sowie ge-

Digitized by Google

sunde Gesinnung geeignete Werke ausgewählt worden, auch nimmt die Geschäftsführung des Komitees (Berlin SW., Alexandrinenstraße 110) entsprechende Vorschläge, denen die betreffenden Romane beigefügt sind, gern entgegen; an dieselbe Stelle wolle man Beitrittserklärungen richten.

•

Internationaler Botanischer Kongreß.

(Schlußbericht.)

C. **Wien**, 17. Juni. Am Sonnabend fand die letzte Sitzung des Kongresses statt. Aus den auch heute zahlreich gehaltenen Vorträgen heben wir einen von Professor Dr. Lauterborn (Heidelberg) über den Schutz der bosnischen Urwälder hervor. Er führte aus: Die Teilnehmer der botanischen Exkursion, welche anläßlich des Kongresses nach den illyrischen Ländern unternommen wurde, haben Gelegenheit gehabt, in der Umgebung von Jajce auch die dortigen Urwälder zu besichtigen. Wie an Ort und Stelle von den Forstbeamten mitgeteilt wurde, ist das Holz dieser Wälder bereits verkauft und muß laut Vertrag in dreißig Jahren geschlagen sein. Es wäre für alle Bestrebungen zur Erhaltung eines Teiles der bosnischen Urwälder ein mächtiger Rückhalt, wenn eine so imposante Versammlung von Botanikern aus allen Kulturstaaten, wie sie auf diesem Kongresse vereinigt ist, ihre Stimme zugunsten der gefährdeten Naturdenkmäler erheben wollte. Redner schlägt eine dahin gehende Resolution vor, die einstimmig angenommen wurde. Zum Schlusse des Kongresses wurde besonders den Mitgliedern der Namengebungs-Kommission der wärmste Dank ausgesprochen. Der nächste internationale Kongreß soll im Jahre 1910 in Brüssel stattfinden.

Die systematischen Botaniker und Pflanzengeographen. Unter dem Vorsitz des Geheimrates Engler (Berlin) hielt die freie Vereinigung der systematischen Botaniker und Pflanzengeographen eine Versammlung ab, in der eine Reihe sehr interessanter Vorträge abgehalten wurden. In der Geschäftssitzung wurden in den Vorstand gewählt Prof. Engler (Berlin) und Jurerz (Berlin). Als Ort der nächsten Tagung im Jahre 1906 ist **Berlin** in Vorschlag gebracht.

•:

Kleinere Mitteilungen.

***Zum deutsch-amerikanischen Professoren-Austausch.** Geh. Medizualrat Prof. Dr. Hirschberg, der bekannte gelehrte Augenarzt, begibt sich, wie die National-Ztg. meldet, in diesen Tagen als Ehrengast der American medical Association nach Portlaud, Oregon, um dort einen Vortrag vor der ophthalmologischen Abteilung zu halten.**

* Die Gesellschaft für Neuere Geschichte Oesterreichs, begründet 1904, hat ihren ersten Jahresbericht veröffentlicht. Er gibt, nach dem Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichtsvereine, außer den Satzungen und Nachrichten über den Bestand und die Finanzlage der Gesellschaft einen Ueberblick über den heutigen Stand der österreichischen Archivwissenschaft und Archivpflege, würdigt die Bestrebungen und Leistungen staatlicher und städtischer Verwaltungen auf diesen Gebieten und beschäftigt sich mit der Frage der Heranziehung und Verwertung der Privatarchive für Geschichtsforschung und Heimatkunde. Die erste Veröffentlichung der Gesellschaft ist die eben erschienene umfassende Monographie über den Feldmarschall Johannes Fürst zu Liechtenstein von dem Hauptmann O. Criste. Prof. Ottokar Weber wird ferner den Plan zu einer Veröffentlichung über Fürst Anton Florian von Liechtenstein, Ajo Kaiser Karls VI., vorlegen; endlich wird von dem Kustos der Wiener Hofbibliothek Dr. Menčik die Publikation der vertraulichen Korrespondenz zwischen Kaiser Leopold I. und Ferdinand v. Harrach vorbereitet.

c. t. **Wissenschaftliche Medaillen.** Die angesehene Gesellschaft der Künste in London, die sich aber entgegen ihrem Namen hauptsächlich mit wissenschaftlichen und technischen Fragen beschäftigt, hat ihre Albert-Medaille für dieses Jahr dem berühmten Physiker Lord Rayleigh verliehen „in Anerkennung des Einflusses, den seine auf die Vermehrung der wissenschaftlichen Kenntnis gerichteten Untersuchungen auf den industriellen Fortschritt ausgeübt haben, durch mannigfache Anwendungen der Wissenschaft und namentlich durch Erleichterung der Schaffung genauer elektrischer Maßeinheiten, durch die Herstellung verbesserter Linsen und durch die Entwicklung der Schallapparate zur Verständigung auf dem Meere". — Die Londoner Mathematische Gesellschaft hat die De Morgan-Medaille für dieses Jahr an Dr. Baker für seine Untersuchungen in der reinen Mathematik vergeben.

•:

Hochschulnachrichten.

* **München.** Der außerordentliche Professor der Physiologie Dr. Otto Frank an der hiesigen Universität wurde zum ordentlichen Professor der Physiologie in Gießen ernannt. — Als Privatdozenten haben sich an der hiesigen Universität habilitiert: der Assistent an der Frauenklinik Dr. med. Karl Hörmann für Geburtshilfe und Gynäkologie, der Assistent am Thesaurus linguae latinae Dr. phil. Walter Otto für klassische Philologie und Dr. phil. Rudolf Unger für neuere Literaturgeschichte.

h. c. **Heidelberg.** Mit einer Schrift: „Friedrich Heinrich Jacobis Religionsphilosophie" und einer Antritts-Vorlesung: „Novalis und sein magischer Idealismus" habilitierte sich Dr. phil. Friedrich Alfred Schmid in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität als Privatdozent für Philosophie, philosophische Literaturgeschichte und Aesthetik.

* **Baden-Baden.** Am 25. Juni findet hier die alljährliche Zusammenkunft der Professoren und Dozenten der oberrheinischen Hochschulen Heidelberg, Karlsruhe, Freiburg und Straßburg statt.

D.-B. Hd. Wien, 20. Juni. Der Professor der Kunstgeschichte Alois Riegl ist gestorben.

:.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher uod Zeitschrifteo eiogelaofeo:

Wilhelm Max: Sofamenschen. Komödie in 3 Aufz. Dresden 1904. E. Piersons Verlag (R. Lincke). 63 S. — Willy Gabriel: Auf zur Sonne. Gedichte. Ebda. 1905. 111 S. — W. Ludw. Andrée: Ingenieur Heiland. Die Geschichte eines Verwegenen. Ebenda 1905. 230 S. — Frida Zeglin: Gedichte. Ebenda 1903. 63 S. — Max Lehmann: Frhr. vom Stein. (Dritter Teil: Nach der Reform 1808—1831.) Leipzig 1905. S. Hirzel. — Emil Heinig: Konrad Besserer, Bürgermeister von Ulm. Historisches Schauspiel in 5 Aufzügen. Strassburg i. E. Süddeutscher Merkur. 112 S. — Württembergische Geschichtsquellen. Herausgeg. von der Württembergischen Kömmissiou für Landesgeschichte. (Achter Band: Das rote Buch der Stadt Ulm. Herausgeg. von Carl Mollwo.) Stuttgart 1905. W. Kohlhammer. 304 S. — Graf E. Reventlow: Deutschland in der Welt voran? Zwanglose Betrachtungen zur Flottenfrage. Berlin 1905. Boll u. Pickardt. 79 S. — Mutterschutz. Zeitschrift zur Reform der sexuellen Ethik. Herausgegeben von Dr. phil. Helene Stöcker. (1. Jahrg. 1. Heft.) Frankfurt a. M. 1905. J. D. Sauerländer. — Hauptmann Werner Frhr. von und zu Aufsess: Manteuffels Operationen in Bayern von der Tauber bis zum Beginn der Waffenruhe 1866. Eine kriegsgeschichtliche Studie. Berlin 1905. Liebelsche Buchhandlung. 22 S. — Franz v. Bülow: Im Felde gegen die Hereros. Erlebnisse eines Mitkämpfers. Bremen. G. A. v. Halem. 88 S.

Jahrgang 1905. München, Donnerstag, 22. Juni. Nummer 143.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

☛ Des Fronleichnamfestes wegen erscheint die nächste Nummer am Freitag Nachmittag.

Inhalt:

Neutestamentliche Apokryphen.

Von den Alttestamentlichen Apokryphen sind wenigstens diejenigen allgemein bekannt, welche von Hieronymus in die Vulgata und von Luther in seine Bibelübersetzung aufgenommen worden sind. Ja, die Bücher, „so der heiligen Schrift nicht gleichgehalten und doch nützlich und gut zu lesen sind“, haben sich in gewissen Kreisen besonderer Beliebtheit erfreut und sind viel gelesen worden. Wenigen von diesen Freunden der Apokryphen mag bekannt gewesen sein, daß die Bücher dieser Art, die sich in der Vulgata und der Lutherbibel finden, nur einen Teil bilden einer umfangreichen jüdischen Literatur, die seit den Zeiten des Exils entstanden war und neben religiösen Stoffen auch historische, philosophische und rein poetische behandelt. Erst seit wenigen Jahren ist es auch dem Laien möglich, diese Literatur genauer und in weiterem Umfange kennen zu lernen. In Verbindung mit sechzehn anderen Gelehrten gab E. Kautzsch 1890 die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments in deutscher Uebersetzung heraus (Tübingen, J. C. B. Mohr, zwei Bände). Im ganzen sind es 25 Schriften verschiedenen Umfanges und mannigfachen Inhalts, die in diesem Sammelwerk vereinigt sind. Sie geben in ihrer Gesamtheit ein ungemein lehrreiches Bild von den religiösen und philosophischen Strömungen im damaligen Judentum.

Weit weniger als die Apokryphen des Alten Testaments sind die Neutestamentlichen Apokryphen über den Kreis der Gelehrten hinaus bekannt geworden, obwohl einzelne von ihnen sogar in unseren ältesten griechischen Handschriften des Neuen Testaments stehen. In der offiziellen Ausgabe der Vulgata stehen zwar am Schlusse des Neuen Testaments (extra seriem canonicorum librorum) drei apokryphe Bücher: Das Gebet Manasse, das 3. und das 4. Esrabuch, aber sie gehören ihrem Inhalt und ihrer Entstehung nach zu den Apokryphen des Alten Testaments. In älteren lateinischen Bibeln bis zur Reformationszeit und in deutschen gedruckten Bibeln (1529—1537), aber nicht in der Lutherbibel, findet sich der Laodiceerbrief, zu dessen Fälschung die Erwähnung des Paulusbriefes an die Laodiceer (Kol. 4, 16) wohl schon frühe Anlaß gab. Im allgemeinen blieben diese Schriften, von denen manche in der alten Kirche den kanonischen gleich geachtet war, ziemlich unbekannt. So war es eine sehr dankenswerte Aufgabe, die apokryphen Bücher des Neuen Testaments zu sammeln und in deutscher Uebersetzung jedermann zugänglich zu machen. Der Herausgeber der Sammlung, Pastor Dr. Hennecke, und seine Mitarbeiter haben ihre Aufgabe trotz der mannigfachen Schwierigkeiten trefflich gelöst.[1])

Schwierig war schon die Abgrenzung des Stoffes. Das Wort „apokryph“ selbst hatte zu verschiedenen Zeiten verschiedene Bedeutung. Während ursprünglich Geheimschriften so bezeichnet wurden, die der Kenntnis und dem Verständnis der großen Menge nicht zugänglich waren, wurde der Name später auf Schriften „dunkler Herkunft“, so besonders auf die alttestamentlichen Pseudepigraphen, dann überhaupt auf ketzerische und verwerfliche Bücher (so bei Augustin) übertragen. Hieronymus verließ diesen Sprachgebrauch, indem er alle nichtkanonischen Bücher zu den Apokryphen zählte, also als apokryph auch solche bezeichnete, die er in seine Bibelübersetzung aufnahm und gelegentlich als „heilige Schrift“ zitierte. Früher waren solche Schriften, die gewissermaßen in der Mitte standen zwischen den kanonischen Büchern und den „Apokryphen“ (im älteren Sinn), als Antilegomena, das heißt bestrittene Schriften, bezeichnet worden. Von Hieronymus an war an die Stelle der Dreiteilung eine Zweiteilung getreten. Hatten die Apokryphen durch die Festsetzung des Kanons auf der einen Seite eine bestimmte Grenze erhalten, so blieb die andere Grenze doch offen. Denn immer wieder entstand neue apokryphe Literatur, Erzählungen aus der Kindheit Jesu, aus dem Leben Marias und der Apostel und andere Schriften, die sich mit der Urzeit der Kirche in direkte Beziehung setzten. Auch kirchliche Verbote änderten daran nichts; vielmehr haben nur die jüngeren Schriften dieser Art die älteren mehr und mehr verdrängt. So mußte bei einer Sammlung der Apokryphen eine untere Grenze willkürlich angenommen werden. In der vorliegenden Sammlung sind die Schriftstücke der altchristlichen Epoche bis Origenes († 254) vereinigt, „die als Hauptbestandteil der urchristlichen und urkirchlichen Literatur neben und nach der neutestamentlichen unter apostolischen oder eng verwandten Titeln teils geradezu den Anspruch erheben, wie jene als Quellen der Zeit Jesu, sowie der Apostel zu gelten, teils doch formell eine ergänzende Fortführung der im Neuen Testament vorhandenen Literaturgattungen darstellen.“

Eine andere Schwierigkeit bestand darin, daß vielfach die Texte der Schriften, „welche in der Sammlung Aufnahme fanden, selbst noch nicht in guten kritischen Ausgaben vorliegen und vor der Uebersetzung oft die Bearbeitung des Textes nötig war. Meistens handelte es sich um Uebersetzung aus dem Griechischen, in einigen

1) Neutestamentliche Apokryphen ... in deutscher Uebersetzung und mit Einleitungen herausgegeben von Lic. Dr. Edgar Hennecke. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr, 1904.

Digitized by Google

Fällen mußten lateinische, syrische, äthiopische und koptische Texte übersetzt oder wenigstens zur Textkonstituierung beigezogen werden. Mitteilungen über diese wissenschaftliche Vorarbeit der Uebersetzung, die nötigen Literaturangaben und Nachweise wird ein „Handbuch zu den Neutestamentlichen Apokryphen" bringen.[2]) Es ist zu bedauern, daß es nicht möglich sein wird, alle Texte, die in der Sammlung übersetzt sind, in einem Buche zu vereinigen. Einstweilen ist man genötigt, an sehr verschiedenen Stellen nachzuschlagen, wenn man Text und Uebersetzung vergleichen will.

Die Bedeutung der Neutestamentlichen Apokryphen besteht darin, daß sie wichtige Quellen für die Geschichte der ältesten Christenheit sind. Einzelne von ihnen sind eine Zeitlang den neutestamentlichen Schriften gleich geachtet gewesen, andere wurden wenigstens zur Erbauung oder Unterhaltung in den christlichen Kreisen gelesen; alle zusammen aber geben ein Bild von den mannigfachen sittlichen und religiösen Anschauungen, von den Forderungen, die man an den einzelnen und an die Gemeinde stellte, von den Lebensidealen und Zukunftshoffnungen, die in der Christenheit der ersten Jahrhunderte zu finden waren.

Der rein literarische Wert dieser Schriften ist gering. Zwar macht sich auch bei ihnen in steigendem Maße der Einfluß des Hellenentums geltend, womit ein Zurücktreten der ursprünglichen religiösen Hauptbegriffe Hand in Hand geht. Aber dieses Aufnehmen griechischer Elemente geschieht mehr unbewußt; die später wirksame Tendenz, dadurch das Christentum der nichtchristlichen Welt annehmbarer zu machen, fehlt noch gänzlich. Ueberhaupt sind die Schriften nur für christliche Kreise bestimmt. Die bereits in dem gleichen Zeitraum auftretende Literaturgattung der Apologien und die ketzerbestreitenden Werke — letztere namentlich durch die Gnosis veranlaßt — sind wesentlich verschieden, und erst gegen die Wende des 2. Jahrhunderts erreicht die christliche Literatur mit den Alexandrinern Clemens und Origenes die Höhe, daß sie völlig gleichwertig den profanen Schriftwerken jener Zeit an die Seite tritt.

Allerlei Einflüsse sind bei der Prüfung des Inhalts wahrzunehmen. In erster Linie steht natürlich das Alte und Neue Testament. Aber daneben bleibt doch auch die Umgebung der Christengemeinden nicht ohne Wirkung. Von griechischen Einwirkungen war schon oben die Rede; hier kommt neben philosophischen Anschauungen vor allem die Volksreligion in Betracht. Außerdem wirkt auf das junge Christentum das hellenistische Judentum, dessen Repräsentant auf literarischem Gebiete der Alexandriner Philo ist. Ihm verdankt die christliche Kirche vor allem die Anwendung der Allegorie bei der Schriftauslegung. Dazu kommen schließlich noch orientalische Einflüsse. In die Vorstellungen des Volkes von Himmel und Hölle, von guten und bösen Geistern, Dämonen und Engeln war manches aus dem Orient eingedrungen und wirkte dann auch auf die apokryphe Literatur. Solche Einflüsse machen sich namentlich in den Apokalypsen, aber auch in den Apostelgeschichten fühlbar.

So ist es kein einheitliches Bild, das wir von dieser Literatur erwarten dürfen. Es ist daher unmöglich, den religiösen Gehalt kurz zu umschreiben oder eine einheitliche Lehre aus all diesen Schriften zu abstrahieren. Die Vorstellungen wechseln, im Vordergrund steht bald dieser, bald jener Gedanke, in vielen wichtigen Punkten fehlt noch die feste Norm. Manche Gedanken des Neuen Testaments werden bis zur letzten Konsequenz verfolgt, andere treten mehr als billig zurück. Das Bestreben, die Leser religiös zu beeinflussen, sie zu erbauen und sittlich zu heben, war den Verfassern oft viel weniger wichtig, als sie zu unterhalten und zu amüsieren. Namentlich in den Apostelakten tritt diese Absicht manchmal so in den Vordergrund, daß die Verehrung des Apostels, dessen Leben als Vorbild für die Gläubigen dienen sollte, über allerlei Reiseabenteuern und Wundergeschichten ganz vergessen werden kann.

[2]) Das Handbuch ist inzwischen im gleichen Verlage erschienen.

Die nahe Beziehung der Neutestamentlichen Apokryphen zu den kanonischen Büchern des Neuen Testaments zeigt sich auch darin, daß alle Schriftgattungen des Neuen Testaments auch unter den Apokryphen vertreten sind. Danach hat der Herausgeber auch die ganze Sammlung gegliedert. Wir finden daher Evangelien, Briefe (an die sich Lehrschreiben und Predigten, sowie Kirchenordnungen anreihen), Apokalypsen und Apostelgeschichten (Legenden).

1. **Evangelien.** Die kanonischen vier Evangelien bieten eine Menge schwieriger Probleme, wenn man nach der Zeit ihrer Entstehung, nach ihren Quellen und ihrem gegenseitigen Verhältnis fragt. Aber so viel ist gewiß, daß sie selbst bei der konservativsten Annahme erst geraume Zeit nach dem Abschluß der Geschichte, von welcher sie erzählen, niedergeschrieben wurden und daß bereits vor ihnen schriftliche Aufzeichnungen vorhanden waren. Daher scheint die Annahme berechtigt, daß teils aus der vor der Abfassung unserer Evangelien die Erzählung weiterpflanzenden Tradition, teils aus den schriftlichen Vorläufern unserer Evangelien manches Wertvolle erhalten geblieben sein könnte, was keine Aufnahme in die kanonischen Evangelien fand. Man ist einigermaßen enttäuscht, wenn man die „versprengten Herrnworte" und die Reste der apokryphen Evangelien durchsieht. Aus der umfangreichen Sammlung von Herrnworten, die A. Resch unter dem Titel Agrapha (ungeschriebene, d. h. außerkanonische Herrnsprüche) zusammengestellt hat, bleibt eine verhältnismäßig kleine Zahl übrig, wenn man alles Zweifelhafte und Unsichere abzieht. Viele von den bei Resch aufgeführten Worten sind nur Umbildungen oder Erweiterungen von kanonischen Sprüchen, andere erweisen sich als Worte des sie überliefernden Autors, der sie, um ihnen mehr Nachdruck zu verleihen, dem Herrn in den Mund gelegt hatte. Immerhin sind eine Reihe von Sprüchen erhalten, die das Gepräge der Echtheit an sich tragen und die den kanonischen Herrnworten ebenbürtig sind. So enthält die alte griechisch-lateinische Cambridger Handschrift des Neuen Testaments, die unter dem Namen Codex Bezae bekannt ist, zu Luk. 6, 4 den Zusatz: „An demselben Tage sah er einen am Sabbat arbeiten und sagte zu ihm: Mensch, wenn du weißt, was du tust, bist du selig; wenn du es aber nicht weißt, bis du verflucht und ein Uebertreter des Gesetzes." Namentlich haben die glücklichen Funde, die in den letzten Jahren in Aegypten gemacht wurden, manches wertvolle Stück gebracht. Freilich haben bisher fast alle diese Funde die Probleme nur vermehrt. So wurde 1896 in Oxyrhynchus ein ungefähr um 200 n. Chr. griechisch beschriebenes Papyrusblatt gefunden, das ein Stück einer Spruchsammlung enthält. Von den 7 bis 8 darauf stehenden Sprüchen sind drei ganz neu, die anderen zeigen aber Beeinflussung durch die kanonische Ueberlieferung. Man sieht jetzt in der Sammlung ein Exzerpt aus einem unkanonischen Evangelium; das zeigt uns aber, wie lebendig das Interesse an der Ueberlieferung der Herrnworte war. Auch der neueste 4. Band der Oxyrhynchus-Papyri hat wieder Herrnworte und das Bruchstück eines unkanonischen Evangeliums gebracht (vgl. darüber Beil. zur Allg. Ztg. 1903, Nr. 293, und Ad. Deißmann, Beil. zur Allg. Ztg. 1904, Nr. 162).

Unter den außerkanonischen Evangelien ragt das Hebräer-Evangelium hervor; es ist dem Evangelium des Matthäus am nächsten verwandt, zeigt aber in den erhaltenen Resten manches Eigenartige. Genaues über sein Alter läßt sich nicht sagen, aber im ersten Viertel des 2. Jahrhunderts war es in Syrien schon bekannt. Es reicht also die Zeit seiner Abfassung an die Zeit heran, in der nach der jetzt am meisten verbreiteten Annahme das Johannes-Evangelium entstand. Für die Evangelienforschung ist es jedenfalls von hoher Bedeutung, daß wir in den Resten der außerkanonischen Evangelien Zeugen für den Reichtum und die Mannigfaltigkeit evangelischer Ueberlieferung haben. Zum Teil zeigen sie aber auch, wie willkürlich eine Zeitlang mit der evangelischen Geschichte verfahren wurde. So enthält das im Winter 1886/87 in Oberägypten gefundene Bruchstück des Petrus-Evangeliums nur eine von bestimmten Interessen beeinflußte freie

Digitized by Google

Ueberarbeitung unserer vier Evangelien. Dabei sind die einzelnen Erzählungen legendarisch bereichert und ausgesponnen. Die Zusätze scheinen der freien Phantasie und Willkür des Verfassers zuzuschreiben zu sein. Noch gewaltsamer scheint der Verfasser des Ebioniten-Evangeliums mit den auch ihm vorliegenden kanonischen Evangelien verfahren zu sein, so weit man aus den geringen Resten schließen kann. Rein willkürlich schalten dann mit dem evangelischen Stoff die gnostischen Evangelien, von denen wir erst in neuester Zeit durch Funde in koptischer Sprache eine nähere Vorstellung bekommen haben. Die Reste dieser „Evangelien" sind für die Kenntnis der evangelischen Geschichte wertlos, geben aber ein interessantes Bild von den religiösen Vorstellungen der Kreise, in denen diese Schriften entstanden.

Einen ganz anderen Charakter tragen die Kindheits-Evangelien, eine ungemein umfangreiche Literatur, zu der bis ins Mittelalter hinein immer neuer Zuwachs entsteht. Der gemeinsame Zweck ist, Näheres über die Zeit vor dem öffentlichen Auftreten des Herrn zu erzählen und damit nicht nur die Neugier zu befriedigen, sondern vor allem die Göttlichkeit des Herrn durch die Wunder von und bei seiner Geburt sowie während seiner Kindheit zu beweisen. Der größte Teil dieser Literatur fällt zeitlich nicht mehr in den Rahmen der Neutestamentlichen Apokryphen. Aber die beiden in unsere Sammlung aufgenommenen Stücke, das Protevangelium des Jakobus und die Kindheitserzählung des Thomas, beide ungefähr um die Mitte des 2. Jahrhunderts entstanden, geben die beste Vorstellung von dieser Literatur und waren selbst vielfach die Quelle für die späteren Schriften. Beide sind wesentlich verschieden: das Protevangelium, die älteste Marienlegende, ist eine edel und sinnig gehaltene Erzählung mit vielen feinen Zügen. Um nur eines zu erwähnen, bei der Geburt des Heilandes bleibt die Welt stille stehen: die Luft erstarrt, die Vögel des Himmels bleiben unbeweglich, die um ihre Mahlzeit gelagerten Arbeiter halten im Essen inne, die weidenden Schafe bleiben stehen, der Hirt hebt seine Hand auf, sie zu schlagen, und seine Hand bleibt oben, die Böcke haben ihre Mäuler im Flusse ohne zu trinken. Auch da, wo die kanonische Erzählung benützt wird, zeigt sich die Erzählungskunst des Verfassers. Wie Maria ihre Freundin Elisabeth besucht und an die Türe klopft, wirft Elisabeth ihre Handarbeit, ein scharlachrotes Gespinst, weg, um erfreut die Türe zu öffnen. Marias Gestalt steht im Vordergrund; sie als die fleckenlose, reine Jungfrau nachzuweisen, ist die Tendenz der Erzählung. Die Kindheitserzählung des Thomas dagegen, auf gnostischem Boden entstanden, ist eine Aufzählung von allerlei, zum Teil recht törichten und kindlichen Wundergeschichten aus Jesu Kindheit. Wenn der kleine fünfjährige Jesus einen Knaben — den Sohn eines Schriftgelehrten —, der ihn im kindlichen Spiele gestört hatte, einen ungerechten, gottlosen Dummkopf schilt und ihn verdorren läßt, oder wenn er in der Schule seinen Lehrer in Verlegenheit bringt und altklug meistert, oder einem Färber alle Tücher in einen Kessel von Indigo wirft und auf dessen Klage jedes mit der gewünschten Farbe herauszieht, so sind das nach unserer Vorstellung recht ungeschickte Erfindungen, wenn man das Bild des jugendlichen Herrn zeichnen wollte. Aber wahrscheinlich sind diese Geschichten gar nicht für das göttliche Kind Jesus erfunden, sondern aus orientalischen, vor allem indischen Quellen auf ihn übertragen worden; in der Krischna- und in der Buddha-Legende kommen ganz ähnliche Geschichten vor. Auf indische Herkunft weist vielleicht auch der Name des Thomas, des Apostels von Indien. Daneben ist freilich nicht zu übersehen, daß der Hintergrund der Wundergeschichten offenbar nach eigener Anschauung gezeichnet ist. Das Kinderleben im Dorf, die Knaben am Bach und an den Regenpfützen, die flachen Dächer und die mutwilligen Kinder darauf, die Arbeit des kleinen Handwerkers, der gewöhnlich nur Pflüge und Joche macht und dem daher ein Brett zu kurz gerät, als er einmal ein Bett machen soll — all das ist so anschaulich geschildert, daß wenigstens hierfür volkstümliche Herkunft anzunehmen ist.

2. Briefe. Wie im Neuen Testament die Abteilung Briefe einen großen Raum einnimmt, so weist auch die altchristliche Literatur eine große Anzahl von Briefen auf. Sie lehnen sich in Form und Sprache vielfach an die Paulus-Briefe an. Wie diese zwar echte Briefe sind, aber durch ihren teilweise ganz unpersönlichen Inhalt dies manchmal ganz vergessen lassen, so ist es auch bei einem großen Teil der nach ihrem Muster verfaßten Briefe. So haben wir in dem ersten Clemens-Brief einen wirklichen Brief der römischen Gemeinde an die korinthische. In Korinth war ein Zwist ausgebrochen, bei dem einige Presbyter von der Gemeinde abgesetzt und ihres Dienstes enthoben worden waren. Davon hatte die Gemeinde in Rom gehört und schickt nun das Schreiben mit dem Zweck, die gestörte Einigkeit in der Gemeinde wiederherzustellen, wobei sie sich auf die Seite der verdrängten Presbyter stellt.

Aber mit diesem Zweck des Briefes stehen lange Partien, die einen predigtartigen Charakter tragen, in nur losem Zusammenhang. Der Brief, der etwa ums Jahr 100 entstanden ist und wahrscheinlich den römischen Bischof Clemens zum Verfasser hat, war zur Zeit des Dionysius von Korinth (gegen Ende des 2. Jahrh.) als kirchliche Leseschrift im Gebrauch und wurde eine Zeitlang zu den „heiligen Schriften" gerechnet. Ein Zeugnis dafür ist auch, daß der Brief sich in einer griechischen und in einer syrischen Bibelhandschrift findet.

3. Lehrschreiben und Predigten. Einen anderen Charakter trägt der Brief des Barnabas; er ist nur der Form nach ein Brief, dem Inhalt nach eine Lehrschrift, deren Hauptinhalt das Verhältnis der jüdischen Religionsauffassung und des Alten Testaments zum wahren Christenglauben bildet. Der Verfasser lehnt die jüdische Religion als unvereinbar mit dem recht verstandenen Gotteswillen ab, sucht dagegen die Uebereinstimmung der christlichen Religion mit dem Sinn und Gehalt des Alten Testaments zu beweisen, indem er das letztere allegorisch auslegt und damit seinen Worten einen tieferen pneumatischen Sinn gibt.

Mit Unrecht trägt den Namen eines Briefes der sog. zweite Clemensbrief. In ihm ist uns vielmehr das Beispiel einer Gemeindepredigt etwa aus der Mitte des 2. Jahrhunderts erhalten. Erst später erhielt die Schrift die Bezeichnung zweiter Clemensbrief und die Adresse „an die Korinther". Der Hauptinhalt ist die Ermahnung zu Buße und sittlich reinem Wandel im Hinblick auf den Tag der Erscheinung Gottes.

4. Ihres Inhalts wegen sind den Briefen angegliedert die Kirchenordnungen. Sie geben in erster Linie sittliche Anweisungen für das christliche Verhalten, dann aber auch Vorschriften für den Kultus, für die Gemeindeverfassung und die kirchlichen Beamten. Sie sind daher wichtig für die Kenntnis des Lebens in den altchristlichen Gemeinden. Die wichtigste und älteste unter diesen Kirchenordnungen ist die Apostellehre (Didache), deren vollständiger Text erst im Jahre 1883 durch eine Konstantinopolitaner Handschrift bekannt wurde. Die Entstehung dieser Schrift ist noch nicht in allen Teilen aufgeklärt. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß ihr erster Teil ursprünglich eine selbständige Schrift und diese selbst nur eine christliche Bearbeitung einer jüdischen für Proselyten bestimmten ethischen Schrift war. Die Didache hat einen großen Einfluß auf das kirchliche Leben im Osten und Westen gehabt und ihre Spuren lassen sich in der kirchlichen Literatur bis ins Mittelalter hinein verfolgen.

5. Einen besonders umfangreichen Teil der altchristlichen Literatur bildeten die Apokalypsen. Die Apokalyptik ist auf dem Boden des Judentums erwachsen; aber das Christentum hat diese eigenartige Literaturgattung übernommen und selbständig weiter gepflegt. Fast alle jüdischen Apokalypsen sind in christlichem Gewande auf uns gekommen und die christlichen Apokalypsen beruhen zumeist auf jüdischer Grundlage. So hat auch die in den Kanon aufgenommene Offenbarung des Johannes einen großen Teil ihres Stoffes aus dem Judentum übernommen und ähnlich ist es wohl auch mit der Petrus-Apokalypse, von der ein bedeutendes Bruchstück

Digitized by Google

von Bouriant in einem ägyptischen Grabe bei Akhmin gefunden wurde. Dieses Bruchstück enthält die erste ausführliche Schilderung von den Freuden des Himmels und den Schrecken der Hölle. Unter dem Einflusse dieses Buches stehen alle späteren Darstellungen der himmlischen Seligkeit und der höllischen Qual; auch die Bildwerke und Dichtungen des Mittelalters, einschließlich Dantes Divina Commedia, zeigen sich von diesen Vorstellungen abhängig.

Den größten Umfang unter den Apokalypsen nimmt der Hirt des Hermas ein, der mehr um des ihm im christlichen Altertum gegebenen Titels als seines Inhalts wegen hieher gehört. Denn er enthält weniger Offenbarungen als prophetische Ermahnungen zu Buße und neuem Leben im Hinblick auf das nahe Ende.

Näher mit den eigentlichen Apokalypsen verwandt sind die Sibyllinen. Das neue an ihnen ist die Abstammung aus dem Hellenentum, für die schon die Form, der (allerdings oft recht ungeschickt gebaute) Hexameter, ein Beweis ist. Apokalypsen und Sibyllinen erzählen das Vergangene in der Form der Weissagung und führen dann über die Gegenwart hinaus in phantastischen Bildern die Zukunft vor. Gerade die Kenntnis der in Futurform erzählten Vergangenheit soll eine Beglaubigung für die Weissagung der Zukunft sein. Die Sibyllinen hatten bereits eine lange Geschichte hinter sich, bevor sie auf christlichem Boden heimisch wurden. Von den heidnischen Sibyllen ist nur recht wenig erhalten; dagegen sind zwölf Bücher jüdisch-christlicher Sibyllen vorhanden. Auch hier ruht also die altchristliche Literatur auf dem Judentum; vielfach ist sogar die Scheidung im einzelnen zwischen Jüdischem und Christlichem schwer. Denn dieser ganzen Literaturgattung ist es eigen, daß ein Dichter nach dem andern das von ihm Vorgefundene benützt, erweitert, umgestaltet. Die einzelne Persönlichkeit tritt völlig zurück; es bleibt nur die eine Sibylle, die, wie schon Heraklit sagt, „mit rasendem Munde Ungelachtes und Ungeschminktes und Ungesalbtes, von Gott getrieben", redet. Die christlichen Sibyllinen sind zum Teil auf gnostischem Boden entstanden und geben ein Bild von gnostischen Lehren und Kulturen, zum Teil aber stammen sie aus der Zeit der Verfolgungen und sind voll glühenden Hasses gegen Rom, dem sie Gottes Zorn und schreckliches Verderben weissagen. Daneben fehlt aber nie der Ausblick auf die letzten Dinge, auf das Weltgericht und die Vergeltung.

6. Den letzten und umfangreichsten Abschnitt bilden die Apostelgeschichten. Die ganze Literaturgattung ist ziemlich spät entstanden. Es mußte schon geraume Zeit seit dem Tode der Apostel verflossen sein, damit ihre Autorität so gewaltig hatte wachsen können. Lange Zeit gingen mündliche Ueberlieferungen neben den schriftlichen Bearbeitungen einher und in letzteren ist Wahrheit und Dichtung untrennbar gemischt. Echt historische Angaben, die sich in diesen Legenden zerstreut finden, sollen auch dem Freierfundenen Glauben verschaffen. Neben dem Bestreben, in dem Leben der Apostel ein meist streng asketisches Lebensideal zu zeichnen, geht die Tendenz, die Leser möglichst gut zu unterhalten. So sind es verschiedenartige Eindrücke, welche die Lektüre dieser apokryphen Apostelgeschichten macht; aber im ganzen genommen geben sie doch einen sehr guten Einblick in das vulgäre Christentum gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts. Fünf Akten haben Aufnahme in unsere Sammlung gefunden: Paulus-, Petrus-, Johannes-, Andreas- und Thomasakten. Trotz aller Verschiedenheit im einzelnen, zeigen sich manche gemeinsame Züge. So wird in allen Apostelgeschichten von Frauen erzählt, die durch die christliche Predigt für die Enthaltsamkeit gewonnen und so ihren Männern oder Verlobten entfremdet werden. Der dadurch entstehende Konflikt führt meist den Untergang des Apostels herbei. Ueberall verrichten die Apostel spielend leicht Wundertaten: Kranke werden geheilt, böse Geister ausgetrieben, Tote auferweckt, ja Johannes bannt sogar durch sein Wort die seine Nachtruhe störenden Wanzen in einer Herberge zwischen Laodicea und Ephesus. In vielen Punkten lassen sich Nachahmungen der kanonischen Apostelgeschichte nachweisen; nur ist alles vergröbert oder verzerrt. Vielfach machen sich heretische Tendenzen, namentlich doketische und enkratitische Neigungen, geltend. Ueber das Verhältnis zum Gnostizismus ist namentlich in bezug auf die Paulus-Akten noch keine völlige Klarheit gewonnen.

Diese kurzen Auszüge werden genügen, um eine Vorstellung von dem reichen und mannigfach interessanten Inhalt der „Neutestamentlichen Apokryphen" zu geben. Wer für die älteste Geschichte der Christenheit, für die Anfänge christlicher Literatur, für die Grundlagen mittelalterlicher Kunst und Dichtung Interesse hat, wird die verdienstvolle Sammlung dankbar benützen.

München. Otto Stählin.

Kühnemanns „Schiller".*)

Wenn ich das vorliegende Buch die beste Biographie Schillers nenne, die wir zur Zeit haben, so sagt das eigentlich ziemlich wenig. Denn die meisten neuen Werke von selbständigem Werte sind noch nicht abgeschlossen; das einzige in einem Bande vollständige Lebensbild von O. Harnack ist gar zu unbedeutend und im Grunde nicht nur seines Gegenstandes, sondern auch des Verfassers nicht ganz würdig. Ich hoffe indessen, Kühnemanns Werk wird sich auch neben gewichtigeren Leistungen behaupten und in der Entwicklung der biographischen Kunst überhaupt einen ehrenvollen Platz behalten.

Der biographischen Kunst! Denn das ist der erste und stärkste Eindruck, den jeder unbefangene Leser haben wird: wir haben hier das Werk eines Künstlers vor uns. Ein Kunstwerk, eine ergreifende Tragödie ist zunächst das Lebensbild des großen Tragikers. Schon die planvolle Auswahl der Züge ist künstlerisch. Nicht wird, wie meistens, die ganze Masse des biographischen Details in behaglicher Breite ausgekramt, sondern nur das wird herausgegriffen, was für die Charakteristik und das Verständnis Schillers wesentlich ist; dies aber wird, mit den knappsten Worten, in seinem seelischen Gehalte und seiner Bedeutung deutlich und von innen heraus lebendig gemacht. Als Beispiel für den sicheren und feinen psychologischen Blick, den Kühnemann in der Deutung der Lebensvorgänge berührt, verweise ich auf die Erzählung von Schillers „Doppelliebe" (S. 321—323). Es ist wirklich überraschend, wie einfach, natürlich und überzeugend dieser heikle Punkt, der den meisten Biographen allerlei Kopfzerbrechen macht, hier erklärt wird. — Auf diesen Eigentümlichkeiten, der weisen Beschränkung und der künstlerischen Belebung und Beseelung des Stoffes, wobei nichts als äußere Tatsache mitgeteilt, sondern alles in seine wahre und allein wertvolle Realität, in seelisches Leben, zurückübersetzt wird, ruht die starke, menschlich-ästhetische Wirkung dieses Lebensbildes, während in manchen anderen unter der redseligen Breite, dem Steckenbleiben im äußeren Stoffe, der Eindruck von Schillers Persönlichkeit erstickt. Und das ist das Größte und Entscheidende, daß Kühnemann es nicht nötig hat — und bei seiner unbedingten Wahrhaftigkeit auch gar nicht imstande wäre —, irgend eine von Schillers Menschlichkeiten zu verschweigen oder zu beschönigen, und daß dennoch das Gesamtbild diesen Charakter heroischer Größe und erhabener Reinheit zeigt, den schon die Zeitgenossen, zumal Goethe, bei Schiller verehrten.

Noch großartiger zeigt sich die dichterische Intuition des Verfassers in der Deutung von Schillers Dramen, die den größten Teil des Bandes einnimmt. Auch sie werden ganz von innen heraus als lebendige Organismen entwickelt. Aus der „dichterischen Grundanschauung" erwächst in gleicher Weise die Komposition wie der Stil des einzelnen Stückes, wie die Mängel aus der ungenügenden Durchsetzung der Idee im einzelnen oder aus der nicht ganz gelungenen Um-

*) Eugen Kühnemann: Schiller. München, Beck 1905. XII, 614 Seiten. Mit einer Wiedergabe der Schiller-Büste von Dannecker in Kupferdruck.

sehung in geschautes Leben herstammen. Welch reicher Gewinn daraus für das Verständnis der Schillerschen Dichtungen erwächst, wie sie hier ganz neu erscheinen, ja eigentlich zum erstenmal ihr inneres Wesen offenbaren; wie sich dann aus der Interpretation der einzelnen Dichtungen das Verständnis für die Gesamtform der Schillerschen Tragödie, für das Geheimnis und die Eigenart seines reifen Stils und seine Stellung in der Weltgeschichte der Dichtung ergibt; wie ferner Schillers künstlerische Entwicklung in Beziehung gesetzt wird zu seinen historischen und besonders philosophischen Studien — ein Gegenstand, den Kühnemann in früheren Schriften eingehend behandelt hat und hier ziemlich klar erledigt —, dies alles, und was sonst noch in dem Buche steht, läßt sich hier nicht einmal andeuten. Nur eine allgemeine Bemerkung sei noch gestattet. Es ist selbstverständlich, daß diese Art, Biographie und Literaturgeschichte zu schreiben, bedeutende künstlerische Qualitäten erfordert. Aber ich meine, auch das wird klar geworden sein, daß sie allein im vollen Sinne wissenschaftlich heißen kann. Denn die Wissenschaft ist es, die das Wesen der Dinge, ihre innere Gesetzmäßigkeit, ans Licht bringt. Das Wesen des Kunstwerks ist aber eben das Künstlerische daran. Die gewöhnliche Art der Literaturbetrachtung, die von außen beobachtet und die Gegenstände mit dem Verstande abtastet, kann höchstens eine Reihe vielleicht feiner und geistreicher, immer aber mehr oder weniger zufälliger, subjektiv willkürlicher und daher bestreitbarer Einzelbemerkungen zutage fördern. Was hier geboten wird, ist eine zusammenhängende und erschöpfende Interpretation, die das Kunstwerk als Kunstwerk vor unseren Augen nacherzeugt, es so als organisches, gesetzmäßiges Gebilde durchsichtig macht und in der restlosen und zwanglosen Bewältigung des Materials das Siegel ihrer Richtigkeit und (wenn das Wort hier überhaupt anwendbar ist) Objektivität trägt. Das ist, soweit meine Kenntnis reicht, mindestens in dieser Vollkommenheit noch niemals geleistet, und dadurch ist Kühnemanns Buch eine unvergleichliche Schule des künstlerischen Verstehens überhaupt.

Wenn ich hinzufüge, daß Kühnemann auch eine ganze Reihe anderer Dichtungen, die als Vorbilder oder Vorgänger für Schillers Dramen in Betracht kommen, in ähnlicher Weise, wenn auch kürzer, interpretiert, und daß er, um Art und Wesen der Schillerschen Kunst recht deutlich herauszubringen, sie mit den anderen großen Kunstformen und -stilen vor und neben ihm, besonders mit dem antiken Drama, Shakespeare und Goethe vergleicht, natürlich nicht, indem er die äußeren Merkmale neben einander stellt, sondern indem er auch diese Kunstweisen in ihrem innersten Wesen klar macht — so wird der Leser eine Vorstellung haben, welch reicher und wertvoller Inhalt auf vergleichsweise knappem Raume vereinigt ist. Ich bemerke noch, daß die Sprache sich der größten Einfachheit, Klarheit und Sachlichkeit befleißt, mit Verzicht auf alle rhetorischen Wirkungen, und sich nirgends dem Verständnis der Gebildeten versagt. Gelänge es dem Buche, sich im deutschen Volke einzubürgern, so könnte diese Jahrhundertfeier zu einer wahren Wiedergeburt des Schillerschen Idealismus und einer Vertiefung unserer ästhetischen Kultur führen.

H. M. B.

Briefe Konrad Ekhofs.

Das Studium der Theatergeschichte wird in neuerer Zeit in Deutschland mit besonderem Eifer betrieben. Daß dieser so lange vernachlässigte Zweig der Wissenschaft endlich zu den verdienten Ehren kommt, wird man um so freudiger begrüßen, als eine wirkliche Darstellung der Entwicklung des geistigen Lebens in Deutschland ohne eine beständige Berücksichtigung der Bühne überhaupt nicht denkbar ist. Es ist begreiflich, daß sich die Arbeiten auch auf diesem Gebiete mit besonderer Vorliebe den Anfangsepochen zuwenden, die immer für die Forschung einen besonderen Reiz haben. In die Frühzeit der modernen Schauspielkunst führt uns jetzt auch eine trotz ihres verhältnismäßig geringen Umfangs außerordentlich wichtige Veröffentlichung: Ungedruckte Briefe Konrad Ekhofs. Aus der Handschrift veröffentlicht und erläutert von Ludwig Geiger. (Separatabdruck aus der Zeitschrift: Bühne und Welt. Berlin 1905.)

Ludwig Geiger hat in den letzten Jahren das Studium der Theatergeschichte durch eine Reihe sehr wertvoller Arbeiten gefördert. Aber er hat sich keineswegs damit begnügt, das bereits Bekannte durch sorgfältige Bearbeitung nutzbar zu machen, sondern eine Reihe der wichtigsten Quellenstücke sind durch ihn überhaupt erst der wissenschaftlichen Benutzung erschlossen worden. Wer die literarischen Arbeiten betrachtet, die Geiger seit einer Reihe von Jahren veröffentlicht hat, weiß nicht, ob er mehr den Spürsinn bewundern soll, mit dem bedeutende Geisteszeugnisse ausfindig gemacht werden, oder den erstaunlichen Umfang der Kenntnisse, durch den das Neugefundene in allen seinen Einzelheiten erklärt und nahegebracht wird. Was von den in Betracht kommenden Veröffentlichungen über das junge Deutschland und die preußische Zensur, über Bettina v. Arnim in ihrem Verhältnis zu Friedrich Wilhelm IV. u. a. gesagt werden darf, das gilt auch von dem neuesten Forschungsgebiet, dem sich Geiger zugewendet hat. Und namentlich die oben genannte Schrift eröffnet wieder die reizvollsten Einblicke in die Werdezeit und den Werdegang eines bedeutenden Menschen und Künstlers, ebenso wie es zur Charakteristik eines älteren, schon ausgereiften bedeutenden Künstlers bemerkenswerte Beiträge liefert.

Es handelt sich um den Eintritt Ifflands in seine theatralische Laufbahn. Bekanntlich hatte Iffland 1777 heimlich sein Elternhaus verlassen und war zu Ekhof nach Gotha gegangen, um dort Schauspieler zu werden. Ekhof, der mit der Familie bekannt war, hatte über den eigenmächtigen Schritt des jungen Mannes seine Bedenken, andrerseits trat er ihm aber doch wegen der Beziehungen zu seiner Familie mit Wohlwollen gegenüber; auch mochte der erprobte Schauspieler sehr schnell in dem Neuling das schlummernde Talent erkannt und den Vorteil in Erwägung gezogen haben, den das neue Mitglied seiner Bühne bringen konnte. Und so wandte er sich denn, nachdem ihm der angekommene Jüngling sein Herz ausgeschüttet hatte, nicht an Ifflands Vater oder dessen Verwandten, sondern an eine sowohl ihm als der Iffländschen Familie befreundete Dame, Frau Dorothea Henriette Winkelmann, geb. Möller, über die Näheres nicht bekannt ist. Durch diese ließ er der Familie Nachricht zugehen und stellte dem Vater anheim, ob er die von dem Sohne ergriffene Laufbahn gutheißen wolle oder nicht. „Ist dieser es zufrieden, daß er sich dem Theater widme, und der junge Mensch läßt sich so an, daß ihn der Herzog behalten will, so soll er unter meiner Aufsicht so gut als seines Vaters aufgehoben sein. Kann er aber die Einwilligung nicht erhalten, so weiß sein Vater doch, wo er ihn wieder haben kann.“ Mit diesen Worten überläßt Ekhof dem Vater die Entscheidung, und man muß dem Herausgeber zustimmen: die ganze Art, in der er sich in dieser Angelegenheit benimmt, legt von seinem Takt und seiner zarten Rücksichtnahme das beste Zeugnis ab. Sehr hübsch ist es auch, wenn er von den Vorstellungen berichtet, die er dem jungen Iffland gemacht, sowie von den Gründen, durch die dieser sein ganzes Verhalten zu rechtfertigen suchte. „Ich habe ihn scharf vorgehabt und es ihm sehr verwiesen, daß er seinen Vater durch seine Entweichung so gekränkt habe: Er antwortete mit der Offenherzigkeit einer bosheitleeren Seele: seine Neigung zum Theater wäre unüberwindlich und würde es unaufhörlich sein. Er hätte es überlegt und geglaubt, daß dieser Zeitpunkt schicklicher und der kindlichen Pflicht eher zu vergeben sein werde, als jeder andere und führte zu Gründen an: übers Jahr hätte er nach Göttingen gehen sollen, Theologie zu studieren; die Zeit wäre jetzt herangekommen, da sein Vater sich um Stipendia für ihn bewerben müsse; er hätte es unmöglich übers Herz bringen können, seinen Vater sich flehend um etwas bewerben zu sehen, was doch in der Folge würde vergebens gewesen sein, und ob es nicht weniger kränkend sein müsse, jetzt seinen Entschluß auszuführen, als von Universitäten aus, wenn er erst so viel mehr gekostet haben würde. Auf die Frage, ob er nicht befürchtete, daß dieser Vorfall seinem Vater solchen Verdruß verursachen könnte, daß er ihm eine Krankheit zuwege brächte? antwortete er: Eben weil sein Vater erst 14 Tage vor seiner Abreise einen schweren Anfall von Stein gehabt habe, den er

Digitized by Google

zu bekommen pflege, wenn er starken Aerger oder Schrecken hätte: ja hätte er diskoursive den Medieum sondiert, ob es wahrscheinlich wäre, daß er ihn wieder bekommen würde, wenn ihm bald von ohngefähr ein neuer Unfall aufstoßen konnte, und da dieser es verneinet, habe er es die beste Zeit zu sein geglaubt, sein Vorhaben zu beschleunigen. Sobald sein Schicksal bestimmt wäre, und er sehnte sich deswegen um so mehr darnach, so wollte er an seinen Vater schreiben und hoffte seine Vergebung und Einwilligung zu erlangen." Auch die kleinen Züge, durch die in diesem ersten Briefe Ekhofs (vom 11. März 1777) das Verhältnis Ifflands zu seinem Vater beleuchtet wird, gewähren in dieser schlichten Erzählung ein ungemein erfreuliches Bild.

Ekhof berichtet in diesem Brief, daß auf seine Veranlassung der Herzog dem angehenden Schauspieler eine Proberolle bewilligt habe; er sollte den Juden Jesrael in Joh. Jak. Engels Lustspiel „Der Diamant" spielen. Am 19. März 1777 kann Ekhof bereits der gleichen Freundin von dem glücklichen Erfolg berichten. In dem nicht vollständig erhaltenen Briefe hebt er namentlich hervor, wie Iffland in einem Falle, wo von anderen ein Versehen begangen und dadurch Verwirrung angerichtet worden war, eine „besondere Gegenwart des Geistes und Schnelligkeit der Erfindungskraft" gezeigt habe, und fügt hinzu: „Er scheint viele Anlage und Bestimmung fürs Theater zu haben und aus solchem Sujet ist etwas zu machen." Zwei weitere Briefe Ekhofs sind an Ifflands Schwager Eisendecher gerichtet. Sie enthalten einesteils Urteile über die von Iffland gemachten Fortschritte und die von ihm an den Tag gelegte Begabung. Beides erkennt Ekhof an, aber freilich meint er, daß noch Zeit und Uebung bei dem angehenden Künstler das Ihre tun müßten. Neben diesen Aeußerungen beschäftigen sich die Briefe namentlich mit den ökonomischen Verhältnissen Ifflands. Denn dieser geriet in Geldverlegenheit, was freilich kein Wunder ist, da der von Ekhof für die Woche ausgesetzte Gehalt nur zwei Taler betrug. „Es ist so schlimm eben nicht," schreibt Ekhof an Eisendecher, „wenn solche junge Leute nicht gleich die Taschen voll haben, damit sie mit wenigem auskommen lernen und keine Ausgaben bestreiten können, die sie auf Abwege führen möchten." Von einer vorübergehenden Verstimmung legt das letzte Stück Zeugnis ab, das Fragment eines an Ifflands älteren Bruder Philipp gerichteten Briefes. „Ich hoffe," schreibt Ekhof, „daß, wenn Ihr Hr. Bruder mir künftig folgen und sich überzeugen will, daß in seinen Jahren die Folgsamkeit der geebnete Weg zum Wohl reifen Alters zu gelangen, hingegen Unbesonnenheit, Widersetzlichkeit und Hang zur frühen Unabhängigkeit lauter Klippen sind, die diesen Weg erschweren und nicht selten ihn ganz verfehlen lassen." Es scheint, daß Ekhof hier auf den Ton einging, den Philipp Iffland seinem Bruder gegenüber anzuschlagen pflegte, woher es kam, daß der mit so schwärmerischer Liebe an seiner Familie hängende Iffland gerade diesem Bruder fremder gegenüberstand. Auch Ifflands Absicht, Gotha zu verlassen und zu Schröder nach Hamburg zu gehen, mag mit die Veranlassung des herben Tones sein. Doch führte Iffland diese Absicht bekanntlich nicht aus, das Verhältnis gestaltete sich wieder freundlich, und Iffland hat dem im folgenden Jahre (1778) gestorbenen Vater der deutschen Schauspielkunst über das Grab hinaus stets die tiefste Dankbarkeit bewahrt.

Das beigegebene Faksimile eines Schreibens zeigt, wie schön auch äußerlich diese Briefe sind. Bei der großen Seltenheit der Briefe Ekhofs gewinnt die nach so vielen Richtungen hin aufschlußreiche Gabe noch einen besonderen Wert. Vor allen Dingen ist es aber erfreulich, zu sehen, wie angenehm die Persönlichkeit ist, die uns aus diesen Briefen entgegentritt; und Geiger hat recht, wenn er sagt: „Die Briefe Ekhofs beweisen feinen Scharfsinn ebenso wie seine Güte, die echte, schöne Menschlichkeit, die ihn in gleicher Weise zierte wie seine Kunst."

G. E.

Bücher und Zeitschriften.

Flammen. Roman von **Wilhelm Hegeler.** Egon Fleischel u. Cie., Berlin 1905.

Mit diesem Roman ist der Schöpfer des „Ingenieur Horstmann" und des „Pastor Klinghammer" zurückgekehrt zu den Problemen, welche die Thema seiner ersten Bücher bildeten: zu den Vorgängen, welche ausschließlich innerhalb des Verhältnisses der beiden Geschlechter zu einander entstehen und seit Jahrtausenden in den denkbar mannigfachsten Variationen den Stoff der Dramatiker und Romanciers bilden. Ob diese Rückkehr für Hegeler ein innerliches Fortschreiten bedeutet? Man ist nach der Lektüre des Romanes geneigt, diese Frage nach der einen Richtung hin zu bejahen, nach der anderen zu verneinen. Zunächst das, was nach der verneinenden Seite hin liegt. Im Horstmann wie im Klinghammer sehen wir das Weib im Leben des Mannes eine große Rolle spielen; aber nicht die Hauptrolle. Es ist ein Teil, und ein sehr gewichtiger, des Schicksalsbündels, das den Helden dieser Romane aufgebürdet ist. Aber in beiden Fällen ist das Weib nicht der am tiefsten bestimmende Faktor im Wesen des Mannes, sondern dessen in beiden Fällen kräftig ausgeprägte Eigenart, das Leben anzufassen. Es ist also in diesen beiden Romanen der gesamte Lebenskomplex um den Helden und die Art, wie der Held sich zu ihm verhält, geschildert. So ist denn auch das Leben um die beiden Männer eingehend studiert. Die Nebenpersonen sind sorgfältig durchgezeichnet. Das Ganze ist harmonisch in allen Teilen. Das ist der Vorzug dieser Romane. Diesen Vorzug finden wir nicht in dem neuen Buch. In dem Maße, wie das Thema sich verändert hat, so auch die Behandlungsweise des Stoffes. Das Weib nimmt die beherrschende Stellung im Roman ein; die Gestalt und das Wesen des Mannes sind sekundär. Damit allerdings hat der Roman nach der Seite des weiblichen Gemütslebens hin entschieden vor den anderen bedeutend gewonnen. Keine der weiblichen Gestalten in den vorhergehenden Schöpfungen hat einen solchen Reiz, einen in den besten Augenblicken bezaubernden Charme, wie Marie Louise in „Flammen". Sie ist eine aristokratische Natur, nicht nur der Geburt nach. Und man möchte zuweilen meinen, der Verfasser habe ihr einen Schimmer jener bedeutenden feingeistigen Frauen Goethes verleihen wollen, unter denen auch ihre eigene Ahne gewandelt hat: denn Marie Louise ist Weimarer Kind und der Roman spielt im wesentlichsten in der Dichterstadt. Ein Schmelz zartester, nur selten gestörter Pastellfarben ist über dieses Weib ausgebreitet, und um so tragischer wirkt das Zerstörende einer sie aus ihrer Harmonie reißenden Leidenschaft. Es ist die edle Seele, die am Leben zugrunde geht. Um ihre Leidenschaft zu bejahen, müßte sie manche Stufe von der Höhe ihres Bildungs- und Lebensideals herabsteigen, und diese Dissonanz zwischen instinktivem, lebhaft gewecktem Wollen und harmonischer intellektueller Lebensrichtung zerwirkt und zerstört sie. Neben dieser Gestalt vermag sich nur noch ihr Mann, der Major Platen, zu behaupten; eine feine, verständnisvolle, ritterliche Mannesnatur, die in ihrer außerordentlich delikaten Lage zwischen der geliebten Frau und dem hochgeachteten Freund von Hegeler mit größter Sicherheit und vollendetem Takt herausgearbeitet ist. Dann aber kommt ein großer Abstand. Der Liebhaber selbst, der Privatdozent Dr. Grabaus, scheint „von des Gedankens Blässe" stark angekränkelt. Universitäten und ihr Milieu sind eher geeignet, Stoff zu Satiren, als zu Tragödien zu geben; obgleich auch solche sich hier abspielen können, die freilich nicht in der Richtung des vorliegenden Problems zu suchen sind. Es mag vielleicht am Katheder liegen, von dem Dr. Grabaus nie so recht loskommen kann, daß er uns etwas zu reflektiert, zu konstruiert vorkommt, und daß wir wohl bei dem Opfer seiner Leidenschaft, Marie Louise, den tragischen Schauer empfinden, bei ihm aber nicht; eher Abneigung. Es lebt in diesem Manne die uralte Donquichotterie so mancher Männer: das Weib werde erst sein Leben vollenden. Das Weib werde ihm die Harmonie bringen. Fast immer sind solche Naturen Willensschwächlinge, und Dr. Grabaus ist ein solcher. Und damit sticht

er unvorteilhaft von einem Horstmann oder Klinghammer ab. Was er sagt, überzeugt nicht unbedingt. Seine Gefühle reißen uns nicht hin. Er jedenfalls ist in keinem Sinn: „Flamme bin ich sicherlich“, wie es in dem Nietzscheschen Motto des Romans heißt; eher ein Kolophoniumfeuer. Auch die übrigen Gestalten erwärmen oder interessieren nicht sonderlich. Nirgends ist die in den beiden anderen Romanen vorhandene Durchbildung zu sehen, der innere Zusammenhang mit dem Mittelpunkt des Romans; zuweilen behandelt sie der Verfasser mit einer auffallenden Sorglosigkeit. Man hat oft die Empfindung, als ob das Liebespaar des Romans sich in die Gartenlaube seines Gefühls setze und der Autor nun zu den anderen Gestalten sage: Pst! Ruhe! So ist hier eine Rückbildung zu bemerken, die organisch zu nehmende Vorgänge in das Bereich der innerer Notwendigkeit entbehrenden Romanschilderung deklassiert, und das können wir Hegeler mit Hinblick auf die treffliche Hauptgestalt wohl verzeihen, aber den Wunsch nicht unterdrücken, daß er die reiche und großzügige Art seiner Hauptromane fruchtbar in der dort wahrzunehmenden ernsten Arbeit am Stoff und an sich selbst weiterbilde! — Im Zusammenhang mit dem mehr lyrischen Charakter des Buches sind die Naturschilderungen mit besonderer Liebe behandelt und verdienen vieles Lob. Sie erinnern an die frischen Farben in dem Genfer Idyll: Sonnige Tage. — Noch eins: Bei einer zweiten Auflage raten wir dem Dichter dringend, das Buch „Maria Louise“, nach der Heldin, zu taufen. Dieser Titel ist jedenfalls passender und bezeichnender als „Flammen“.

Albert Geiger.

---

* **Aus dem wissenschaftlichen Antiquariate.** Soeben ist der Katalog über Phanerogamen, Geschichte der Botanik und Zeitschriften erschienen, den Dr. H. Lüneburgs Antiquariat in München (Karlstraße 4) als Fortsetzung des vor einiger Zeit herausgegebenen Verzeichnisses über Kryptogamen veröffentlicht hat. Die beiden Kataloge (Nr. 58 und 59) enthalten u. a. die Bibliothek des verstorbenen Botanikers Medizinalrat Dr. Aug. Holler (Memmingen) und führen gegen 3000 Werke auf, darunter eine große Zahl wertvoller Zeitschriften-Serien, alter Kräuterbücher rc., die nur noch äußerst selten im Handel vorkommen. Weitere Abteilungen (Pflanzengeographie, ökonomische Botanik und Physiologie der Pflanzen) werden in drei besonderen Fachkatalogen nachfolgen. Die Verzeichnisse stehen auf Wunsch kostenlos zu Diensten.

Allgemeine Rundschau.

Fehlende Bücher in Lord Actons Bibliothek.

Von der University Library in Cambridge geht uns folgende Zuschrift mit der Bitte um Veröffentlichung zu:

Bei Durchsicht der Bibliothek des verstorbenen Lord Acton (welche durch die Freigebigkeit des Right Hon. John Morley M. P. in den Besitz der Universität Cambridge gelangt ist) hat sich in vielen aus mehreren Bänden bestehenden Werken eine bedeutende Anzahl von Lücken herausgestellt. In manchen Fällen bleibt wenig oder keine Aussicht, diese Lücken durch Ankauf ausfüllen zu können.

Bekanntlich war Lord Acton stets bereit, die Schätze seiner Bibliothek durch Verleihung Freunden und Mitforschern zugänglich zu machen. Die Cambridger Universitäts-Bibliothek, welche die Gabe dieser großen Büchersammlung besonders im Hoche der Historik in so hohem Grade bereichert hat, würde es zu besonderem Danke verpflichten, sollte es möglich sein, irgendwelche dieser desiderata, die sich in Privathänden befinden sollten, binnen möglichst kurzer Zeit dem Universitätsbibliothekar zukommen zu lassen. Von jeder an die University Library, Cambridge, adressierten Sendung wird der Bibliothekar den Empfang dem Sender sofort brieflich anzeigen.

Cambridge, im Juni 1905.

Eine neue Radiumentdeckung.

Mr. John Butler-Burke vom Cavendish-Laboratorium zu Cambridge berichtet, wie die Neue Freie Presse erfährt, über eine neue Radiumentdeckung. Burke sterilisierte Gelatine in besonderer Weise und brachte sie in eine kleine Tube mit einem Quantum Radiumsalz. Nach 24 Stunden stellte sich eine eigentümliche Kultur auf der Oberfläche ein und wuchs 14 Tage lang allmählich in die Gelatine hinein. Zuerst schien es die gewöhnliche Art der Vermehrung von Bakterien zu sein. Dann zeigte sich aber, daß es sich nicht um Bakterien handle, weil sie in warmem Wasser löslich waren und auch keine Subkulturen gaben. Der Professor der Pathologie in Cambridge, Sims Woodhead, der sie prüfte, erklärte ebenfalls, es seien keine Bakterien. Jetzt handelte es sich um die Feststellung der Natur dieser Erscheinungen. Ein fortgesetztes Wachstum und eine Entwicklung, der die Teilung folgt, schließt nach Ansicht Burkes aus, daß es sich um Kristalle handelt, wie Professor Woodhead meint. Burke erklärt: Es ist offenbar etwas anderes als eine bloße symmetrische Ansammlung von Molekülen, denn die Erscheinungen sind nicht nur des Wachstums fähig, sondern auch der Teilung, möglicherweise der Reproduktion und sicher des Verfalles. Wenn es aber keine Kristalle sind, dann haben wir alle jene Voraussetzungen verwirklicht, welche Spencers Definition vom Leben enthält, nämlich die fortwährende Anpassung innerer an äußere Verhältnisse. Eine sorgfältige, lange Prüfung der Struktur, des Verhaltens und der Entwicklung läßt keinen Zweifel, daß es sich um höher organisierte Körper handelt, deren Gegenwart der spontanen Aktion des Radiumsalzes auf das Medium der Kultur zuzuschreiben ist. Burke hat dem neuen Körper den Namen Radiogen gegeben. Eine ausführliche Mitteilung über die Entdeckung steht bevor.

*

Kleinere Mitteilungen.

* **Neues vom Mars.** Herr P. Lowell hat, nach Angabe von Professor Berberich in der „Naturwissenschaftlichen Rundschau“, über den Planeten Mars in letzter Zeit mehrere interessante Nachrichten telegraphisch mitgeteilt. So wurde das Erscheinen von Neuschnee in der Nordpolzone zwischen dem 18. und 19. Mai beobachtet, indem plötzlich ein großes Gebiet um den alten Polarfleck die weiße Farbe angenommen hatte. Ferner wird gemeldet, daß es auf der Lowell-Sternwarte Herrn Lampland gelungen sei, eine größere Anzahl von Marskanälen zu photographieren. Darunter befinden sich Nilosyrtis, Toth, Cerberus, Helikon und Styx, von denen einige auf mehr als 20 Aufnahmen nachgebildet sind. Da infolge der Marsdrehung das Oberflächenbild sich rasch ändert, müssen solche Aufnahmn in ganz kurzer Zeit gemacht werden, weil sonst die feineren Einzelheiten verwischt werden.

* **Zur Naturforscher- und Aerzteversammlung.** Die Einladung zur 77. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte in Meran, 40 Seiten in Quartformat, ist bereits im Satze fertig und wird in zirka 14 Tagen in 20,000 Exemplaren verschickt. Wir entnehmen ihr die in den zwei allgemeinen Versammlungen (Montag und Freitag) in der Festhalle zu haltenden Reden, weil diese Versammlungen für jedermann, der sich für eines der Themata interessiert und eine Festkarte gelöst hat, zugänglich sind und daher auch in Laienkreisen Interesse erwecken dürften: Vortrag des Herrn Prof. Dr. W. Wien (Würzburg): „Ueber Elektronen“; Vortrag des Herrn Dr. Nocht (Hamburg): „Ueber Tropenkrankheiten“; Herr Professor Dr. H. Molisch (Prag): Ueber Lichtentwicklung in den Pflanzen“; Herr Professor Dr. Dürck (München): „Ueber Beri-Beri und intestinale Intoxikationskrankheiten im malaiischen Archipel“; Herr Direktor Dr. Neißer (Breslau): „Individualität und Psychose“; Herr Joseph Wimmer (Wien): „Mechanik der Entwicklung der tierischen Lebewesen“.

Digitized by Google

H. **Auktion Carlebach.** Das Hauptinteresse bei der Palatina- und Badensia-Auktion des bekannten Heidelberger Antiquariats Ernst Carlebach am 19. d. M. richtete sich auf die prachtvollen Erzeugnisse aus der Blütezeit Mannheimer Kupferstechkunst unter Karl Theodor. Eine Kollektion von 18 punktierten Stichen und Schabkunstblättern des kurpfälzischen Hofkupferstechers Heinrich Sintzenich (1756—1812) wurde für über 500 M. von einem auswärtigen Kupferstichkabinett erstanden. Friedrich Rottmanns (1780—1817) Heidelberger Ansichten erzielten insgesamt nahezu 200 Mark. Verschiedene alte Heidelberger Drucke wurden teils von der Stadt, teils von der Universitätsbibliothek erworben. Das seltenste Stück: Werner von Themars Uebersetzung von Petrarcas „Clagen der Sinnlichkeit und des Schmerzes“ (Oppenheim 1516, Koebel) ging in den Besitz der Heidelberger Universitätsbibliothek über. Historische Werke waren minder begehrt als die Zierstücke.

* **Todesfall.** Wie wir gestern schon kurz meldeten, ist in Wien am 19. Juni der Universitätsprofessor für Kunstgeschichte und korrespondierendes Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften Dr. Alois Riegl gestorben. Der Dahingeschiedene stand erst im 48. Lebensjahre; ein schweres Magenleiden hat seinem Dasein so früh ein Ende gemacht. Riegl war ein gebürtiger Linzer, studierte in Wien und wurde dort zum Doktor der Philosophie promoviert. Er habilitierte sich im Jahre 1889 für Kunstgeschichte, wurde 1894 zum außerordentlichen und später zum ordentlichen Professor dieses Faches an der Wiener Universität ernannt. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Stilfragen“, „Die spätrömische Kunstindustrie nach den Funden in Oesterreich“ und „Das holländische Gruppenporträt“; außerdem seine Arbeiten über altorientalische Teppiche und über die ägyptischen Textilfunde im Oesterreichischen Museum. Auch unsere Beilage verdankte ihm mehrere wertvolle Beiträge.

*

Hochschulnachrichten.

h. c. **Straßburg i. E.** Der ordentliche Professor der Archäologie an der hiesigen Universität Dr. phil. Adolf Michaelis feiert am 22. Juni seinen 70. Geburtstag. Der Senior der Straßburger philosophischen Fakultät stammt aus einer Gelehrtenfamilie. Sein Vater, Gustav Adolf Michaelis (gest. 1844) war Professor der Gynäkologie in Kiel. In Kiel, seiner Geburtsstadt, erhielt Michaelis seine Vorbildung, studierte in Leipzig, Berlin und Kiel und promovierte 1857 an letzterer Universität. Nach längeren Studienreisen in Italien, Griechenland, England und Frankreich habilitierte er sich im Herbst 1861 in Kiel für Archäologie und klassische Philologie. Schon im Herbst 1862 als Extraordinarius für Archäologie nach Greifswald berufen, siedelte er von dort Ostern 1865 als ordentlicher Professor nach Tübingen über. Im Herbst 1872 übernahm er eine ordentliche Professur in Straßburg i. E. Michaelis' Auffassung der Archäologie als eines Teiles der Altertumswissenschaft, innerhalb deren die Archäologie als die Wissenschaft von der alten Kunst gleichberechtigt und ebenbürtig neben der Philologie als Wissenschaft von den alten Sprachen und Literaturen stehe, hat er teils von Boeckh übernommen, dessen Vorlesungen über Encyklopädie der Philologie stark auf ihn gewirkt haben, mehr aber noch von seinem Oheim Otto Jahn, der ihm seit seiner ersten Studienzeit väterlich nahe stand und mit dem ihn die innigsten Bande der Liebe und gemeinsamer Studien bis an seinen Tod (1869) verknüpften. Dessen Richtung, philologische und archäologische Studien in engster Verbindung miteinander zu setzen, ist auch für Michaelis die Richtschnur geblieben, so daß ihm die alte Kunst immer als ein Teil des gesamten antiken Geisteslebens erschienen ist, unzertrennlich von dessen übrigen Aeußerungen. Ein besonderes Arbeitsgebiet von Michaelis ist die Museographie, zum Beispiel in der Einleitung zu den Ancient Marbles (Geschichte des Antikensammelns in England), ferner in der Geschichte der vatikanischen und kapitolinischen Museen, im Zusammenhange damit ältere Handzeichnungen nach Antiken von Marten van Heemskerck u. a. Der Gelehrte ist Ehrendoktor der Rechte der Universitäten Cambridge und Edinburgh, Mitglied der Akademien in Berlin, Göttingen, Kopenhagen, München, Wien u. s. w.

* **Wien.** Der Ingenieur und Professor für Hydromechanik an der hiesigen Technischen Hochschule J. Hermanek ist im 41. Lebensjahre gestorben.

H. **Basel.** Der aus Freiburg i. Br. hierher berufene außerordentliche Professor der neueren Kunstgeschichte Dr. Karl Cornelius, Nachfolger H. A. Schmids, hielt am 20. d. M. seine öffentliche Antrittsvorlesung an unserer Universität über das Thema „Malerei und Dichtung“.

* **St. Petersburg.** Der Professor der Chemie, Dmitry Iwanowitsch Mendelejew, feierte, wie die Leipziger Zeitung mitteilt, dieser Tage sein 50jähriges Gelehrtenjubiläum.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. Wolfgang Schultz: Pythagoras u. Heraklit. Leipzig u. Wien 1905. Akadem. Verlag. 118 S. — Harald Arjuna Graevell: Aryavarta. Ebda. 1905. 109 S. — Hans v. Hottenhaag: Vom Typus in der Kunst. Proben. Ebda. 1905. 82 S. — Prof. Dr. Friedrich Jodl: Zwei Schillerreden. Ebda. 1905. 32 S. — Aug. Wünsche: Der Sagenkreis vom geprellten Teufel. Ebda. 1905. 128 S. — Richard Mell: Abhandlungen zur Geschichte der Landstände im Erzbistum Salzburg. (I. Die Anfänge der Landstände. [In 4 Lieferungen.] Mit einem Lichtdruck.) Innsbruck 1905. Wagnersche Universitäts-Buchhandlung. 240 S. — Martin Witt: Die weltliche Komödie. Stuttgart 1905. Strecker u. Schröder. 88 S. — Bibliographie des Bibliotheks- und Buchwesens. Bearbeitet von Adalbert Hortzschansky. Erster Jahrgang. 1904. (Beihefte zum Zentralblatt für Bibliothekswesen. XXIX.) Leipzig 1905. Otto Harrassowitz. 133 S. — Die Disziplinar-Strafordnung für das Heer vom 31. Oktober 1872. Unter Berücksichtigung der hierüber ergangenen Allerhöchsten Kabinettsordres, kriegsministeriellen Erlasse und Entscheidungen des Reichsmilitärgerichts erläutert von Stritter, Hauptmann und Batteriechef im 2. Rheinischen Feld-Artillerie-Regiment Nr. 23. Berlin 1905. E. S. Mittler u. Sohn. 91 S. — Franz Zimmermann: Die Lage des Archivs der Stadt Hermannstadt und der sächsischen Station. Wien 1905. Gerold u. Co. 57 S. — Édouard Herriot: Madame Récamier et ses Amis. D'après de nombreux documents inédits. Deux tomes. Paris 1905. Plon-Nourrit et Cie. 357 et 424 S. — J. Ilberg: Aus Galens Praxis. Ein Kulturbild aus der römischen Kaiserzeit. Leipzig 1905. B. G. Teubner. 41 S. — A. Schmalix: Brixen. Neuester Führer durch die Stadt und Umgebung. Mit Federzeichnungen von Ida v. Lasser u. Ferdinand Gatt. Brixen 1905. Kommissionsverlag der Pressvereinsbuchhandlung. 61 S.

Für d. Inseratenteil verantwortl. i. V.: H. Waßmann, München.

Beim Einfordern von
Prospekten, Broschüren und Auskünften
wolle man sich gefl. auf die
Münchener
Allgemeine Zeitung
berufen. (l)

Federgewandte Hilfskraft,
redaktionell erfahren u. bestens empfohlen, sucht auf Herbst Mitarbeiter- od. **Redakteur**-posten bei **Zeitungsverlag** oder **Kunstinstitut.** Gefl. Offerten sub **„Journalist 7642“** an die Expedition d. Blattes erbeten. (k)

Digitized by Google

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Des Feiertags wegen (mit Rücksicht auf das Gesetz über die Sonntagsruhe) erscheint die nächste Nummer am Montag.

Inhalt:

Das Ende der Obrenovitch.*)

Von Vladan Georgevitch.

Alexander und Draga. Die Vermählungskomödie.

Am 7. (20.) Juli 1900, in dem Augenblick, da ich von Zürich nach Luzern abreisen wollte und schon in den Zug gestiegen war, bekam ich aus Belgrad folgendes Telegramm:

„Der König hat mich gestern abend schlecht empfangen. Die Ursache ist mir unbekannt. Heute morgen werde ich meine Demission geben. Komme möglichst schnell; ohne Dich kann es nicht sein.

Vukaschin.“

Ich habe im Waggon meine Antwort chiffriert, habe sie aber erst aus Luzern expedieren können. Mein Telegramm lautete:

„Dein gestriges Telegramm erhalten. Du weißt, daß ich mich von Dir nicht trennen werde, aber sage mir den Grund der Demission. Es ist nicht recht, ohne genügenden Grund meinen Urlaub zu unterbrechen.“

Es war für mich einfach unbegreiflich, warum der König, welcher mit Ausnahme der Differenzen bei der Einkommensteuer mit Vukaschin Petrovitch immer so zufrieden war, jetzt auf einmal unzufrieden geworden sein sollte und warum er ihn so schlecht empfing, daß Vukaschin sich infolgedessen jetzt, in meiner Abwesenheit zur Demission entschloß? Ich dachte, ob nicht vielleicht General Atanaßkovitch darauf dränge, die Schnellfeuerkanonen sofort zu bestellen? Ob nicht der König eben wegen der Verknüpfung dieser Bestellung mit der Anleihefrage die Sache jetzt rasch zum Abschluß bringen möchte, noch bevor der Bericht der Fachmänner-Kommission über die Pilsener Resultate vorliegt? Wenn das die Ursache war, dann war mir der Konflikt begreiflich, denn ich hatte aus dem letzten Briefe Vukaschins ersehen, daß er keine größere Bestellungen für die Armee aufgeben wollte, bevor nicht die notwendigen Summen für die Bezahlung sichergestellt waren. Er wußte ja am besten, welche Mühe es mit den Ratenzahlungen für die Repetiergewehre gab. Wenn aber diese Mutmaßung richtig war und die Ursache für den Entschluß Vukaschins wirklich hierin lag, dann war offenbar auch König Milan in die Sache eingeweiht — deswegen telegraphierte ich gleich nach der Depesche an Vukaschin, und zwar immer noch aus Luzern, an König Milan:

„Mein Vertreter chiffriert mir heute, daß er demissionieren will, und ersucht mich, sogleich zurückzukehren. Bitte mir auf Rigi-Kulm melden zu wollen, ob die Sache wirklich so ernst ist.“

Für abergläubische Leute dürfte es von Interesse sein, daß ich vor dem Eintritt in das Hotel auf Rigi-Kulm über den eisernen Schuhabstreifer gestolpert und gefallen bin, wobei ich mir eine ziemlich schmerzhafte Verletzung des Kniegelenks zugezogen habe — und zwar in demselben Momente und an demselben Tage, an welchem in Belgrad meine Regierung und das ganze politische System wegen einer Frau gestürzt wurde, welche nur dazu gut war, zu verhindern, daß der moralische Schmutz nicht in die anständigen Häuser Serbiens hineingetragen werde.

Als ich abends zur Table d'hote ging, übergab man mir folgendes d r i n g e n d e Telegramm aus Karlsbad:

„Allgemeines Chiffrierbuch. Ein gleiches Telegramm habe ich erhalten 0165 verlangend, daß 1607 werde 3365 und mußte 1957 als ordnungswidrig 7590 weiß nicht was betrifft 7304, daß 1607 Ihr oder nein vor 7368 4585 wenn Teil ohne 8752 9553 sollten Sie Euch erklären, warum Sie zurückgerufen werden.

Milan

der Telegraphist Frieda Büchi.“

Da ich seit dem gestrigen Telegramm Vukaschins alle drei Chiffrierbücher in den Taschen meiner Kleider mit mir schleppte, so begann ich sofort während des Diners diese Depesche zu dechiffrieren. Aber obwohl ich es mit allen mitgenommenen Chiffrebüchern versuchte, wollte mir die Entzifferung absolut nicht gelingen. Was war das? Hatte nicht König Milan in der Eile, mit welcher er dieses Telegramm chiffrierte, zufällig das Chiffrebuch des Kriegsministers erwischt, und bedeutete dann in diesem Falle die Gruppe 0165 nicht den Namen Atanaßkovitch? Jedenfalls schien aus den wenigen offenen Worten hervorzugehen, daß König Milan besorgt war; denn wenn er ein „gleiches Telegramm erhalten“ hatte, so heißt es, daß er ebenfalls zur schleunigen Rückkehr aufgefordert wurde, und ganz offenbar bedeutete das dann, daß in Belgrad etwas sehr Ernstes vorging. Ich habe also sofort folgendes Telegramm, diesmal offen, abgesandt.

„Majestät König Milan, Karlsbad.

Habe heutiges Telegramm erhalten, aber unmöglich, dasselbe zu entziffern, weder mit dem allgemeinen, noch

*) Im Verlage von S. Hirzel in Leipzig wird in nächster Woche ein Buch des früheren serbischen Ministerpräsidenten Dr. Vladan Georgevitch erscheinen, das den oben genannten Titel (mit dem Zusatz: „Beiträge zur Geschichte Serbiens 1897 bis 1900“) trägt. Wir veröffentlichen aus ihm mit gütiger Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung und des Autors das 21. Kapitel („Der Blitz aus heiterem Himmel“).

Die Redaktion der Beilage.

Digitized by Google

mit dem speziellen Wörterbuche. Bitte den Inhalt offen zu wiederholen. Gehe mit dem ersten Zug nach Luzern, um mein Gepäck zu holen und nach weiteren Berichten entweder die Reise fortzusetzen oder sofort nach Belgrad zurückzukehren."

Am 8. (21.) Juli, kaum in Luzern angekommen, habe ich folgendes offene Telegramm aus Karlsbad erhalten:

„Serbischer Ministerpräsident Georgevitch, Hotel du Lac, Luzern.

Habe das Wörterbuch benützt, welches mir bei der Abreise (aus Belgrad) gegeben wurde, und habe Ihnen in meinem Telegramm gemeldet, daß ich auch von Gentchitch Aufforderung (nach Belgrad zurückzukehren) bekommen habe, aber ja geheim (zurückzukehren). Nachdem ich dies als pflichtwidrig abweisen mußte, weiß ich nicht, um was es sich handelt, und erwarte Briefe. Melden Sie mir Ihre weiteren Adressen auf der Reise.

Milan."

Nun? Was sollte ich denken? Zunächst mal — wozu ist man so viele Jahre Bureaumensch? — Erledigen wir die Dienstfrage: Also, Dr. Petronijevitch, na, der leichtsinnige Junge soll es mir büßen, was er da mit den Chiffrebüchern angerichtet hat. Da seht mal, dieser Junge, für den seine Mutter nicht genug Avancements herausintrigieren konnte, hat von mir den Befehl erhalten, mir zwei gleichlautende Chiffrebücher zu bringen und das eine dem König Milan zu übergeben, — und sich nicht einmal überzeugt, ob die zwei Bücher wirklich gleich chiffriert sind! Und richtig habe ich jetzt also vierundzwanzig Stunden verloren, und es ist nur noch ein Glück, daß in Belgrad kein Unglück geschehen ist. Denn das ersieht man ja aus dem Schluß der Depesche des Königs Milan, da er ruhig die Briefe aus Belgrad erwartet und von mir verlangt, ihm die weiteren Adressen während meiner Reise zu melden.

Aber schon nach einer halben Stunde habe ich mich überzeugen können, daß mein Sekretär Dr. Petronijevitch *nicht zufällig* den Fehler begangen hatte, mir und dem König Milan verschieden lautende Chiffrebücher zu geben, sondern daß er wahrscheinlich *auf höheren Befehl* so handelte. Denn am selben Tage habe ich aus Belgrad folgendes chiffrierte Telegramm bekommen:

— „*Der König hat sich entschlossen, Draga Maschin zu heiraten. Die Regierung unterbreitet ihre Demission, weil sie die Katastrophe des Landes und der Dynastie nicht verhindern kann.*

Vukaschin."

Und das war der Blitz aus heiterem Himmel.

In den ersten Augenblicken habe ich meinen eigenen Augen nicht getraut. Der Gedanke an eine solche Heirat des Königs Alexander, und zwar jetzt, wo ihm nach so vielen Anstrengungen eine standesgemäße Heirat gesichert zu sein schien, war ein solcher Wahnwitz, daß der gesunde Menschenverstand daran einfach nicht glauben konnte. Was für eine moralische Verdorbenheit mußte man bei ihm voraussetzen, wenn man ihn für fähig halten sollte, nicht bloß seinen ersten Minister, der ihm bis zur Selbstaufopferung treu diente, sondern auch den eigenen Vater zu betrügen, diesen Vater, der ihm alles und selbst die Krone geopfert hatte! Er hatte seinem Vater die Mission anvertraut, für ihn um die Hand einer Verwandten zweier Kaiser förmlich anzuhalten, und er hatte auch seinen ersten Minister bevollmächtigt, darüber mit dem leitenden Staatsmann einer Großmacht zu sprechen; und wollte man ihn selbst für so schlecht halten, daß er dies einzig und allein darum tat, um die beiden aus dem Lande zu entfernen und dann in ihrer Abwesenheit etwas auszuführen, wozu ihm in ihrem Beisein der Mut fehlte: wollte man also eine solche feige Perfidie bei ihm doch annehmen — obwohl ich während der dreijährigen Arbeit mit ihm nichts bemerkt hatte, was eine solche Abscheulichkeit glaubwürdig machen konnte —, so blieb doch nur die Frage: durfte, konnte, wollte er denn riskieren, vor zwei mächtigen und ritterlichen Kaisern als ein gemeiner Lügner zu erscheinen?

Aber hier stand es ja in der Depesche, schwarz auf weiß, wie sehr sich auch die Logik dagegen wehrte. Und freilich, wenn einer einmal fähig war, an seinem eigenen Vater so zu handeln, dann war es ja klar, daß er, um sich zu rechtfertigen, behaupten würde, daß er weder seinen Vater noch seinen Minister zu solchen Verhandlungen je beauftragt habe. Und tatsächlich beging er dann auch diese Infamie, indem er dem Wiener Gesandten Kosta N. Christitsch den Befehl erteilte, dem österreichischen Minister des Aeußern zu erklären, daß alle Erzählungen über ein früheres Heiratsprojekt mit irgend einer Prinzessin nichts anderes wären als Lüge und Intrige des Königs Milan und des Dr. V. G. Graf Agenor v. Goluchowski hat mir später erzählt, daß er auf diese Infamie Kosta Christitch wörtlich folgendes antwortete:

„Herr Gesandter, auf demselben Sessel, auf welchem Sie jetzt sitzen, saß König Alexander, als er mich persönlich bat, ihm in Sachen der Heirat zu helfen, von welcher Sie jetzt auf Befehl S. M. behaupten, daß dieses Projekt eine Lüge war." Aber selbst nach dieser Erklärung des Grafen Goluchowski hatte Kosta N. Christitch den Mut, serbischer Gesandter in Wien zu bleiben. Doch das erfuhr ich erst später; damals in Luzern konnte ich nur kalkulieren, ob König Alexander es denn auch zu wagen vermochte, das alles abzuleugnen. König Milan besaß ja eigenhändige Briefe, in welchen Alexander dafür dankte, daß sein Vater die Aufgabe, an dieser Heirat zu arbeiten, so glänzend erfüllte. Und wie denn weiter? König Alexander weiß, daß sein Vater nie zugeben wird, vor den beiden Kaisern als Lügner zu erscheinen, und daß er also gezwungen sein wird, diese Briefe seines Sohnes zu zeigen — und dennoch? . . . Und dann, eine Draga Maschin! Draga Maschin Königin von Serbien! Das ganze Volk wird sich ja wie ein Mann gegen eine solche unerhörte Schande empören! Und wenn er plötzlich irrsinnig geworden wäre und in seinem Wahnsinnsanfalle sich zum Selbstmord entschlossen haben sollte, so wahnsinnig konnte er doch nicht sein, um nicht zu wissen, daß sich im ganzen Lande kein einziger Mensch finden dürfte, welcher einwilligen würde, Serbien in diese Schande zu stürzen.

Alle diese Gedanken blitzten und jagten nur durch mein Gehirn, aber je mehr ich nachdachte, desto toller wurde mir zumute. Was tun? Und noch eine Frage: weiß denn der König Milan schon von dieser unerhörten Entschließung seines Sohnes? Wenn die Sache seit so langer Zeit vorbereitet wurde, wie es ja offenbar der Fall war, da uns sogar falsche Chiffren auf die Reise mitgegeben wurden, dann ist es wahrscheinlich, daß auch andere Maßregeln getroffen wurden, damit König Milan nichts früher erfahre, als bis es zu spät ist. . . . Aber halt! Ist es denn sicher, daß dieses furchtbare Telegramm wirklich von Vukaschin Petrovitch herrührt? Vielleicht ist es eine Mystifikation, vielleicht wieder einer der intriganten Einfälle des Königs wie damals bei der Einkommensteuer, wo er Vukaschin drängte, so viel als möglich herauszupressen, und gleichzeitig die Kaufleute dagegen aufhetzen ließ? . . . Wer weiß, wie gesagt, hier ist wieder solch eine verwegene Intrige . . . Der König wußte, daß wir nie und nimmer in ein solches Unglück einwilligen würden, und er hat vielleicht diese ganze Depesche jemandem souffliert, gefälscht, erfunden, um dann sagen zu können: seht, was mein Finanzminister mir zur Schmach ausstreut — und alles nur, um sicher diese Regierung wegzujagen.

Aber warum will er diese Regierung wegjagen? Haben ihm die Russen goldene Berge versprochen, wenn er diese „austrophile" Regierung wegjagt? Wohin man sah, Unerklärlichkeit, Hirnverbranntheit, heller Unsinn . . . Nun, etwas muß man aber doch tun. Was? Vor allem den König Milan benachrichtigen, dann werden wir den König Alexander selbst fragen, ob es wahr ist? Aus diesen Gründen habe ich sofort und gleichzeitig folgende zwei Telegramme abgeschickt:

Digitized by Google

I.

„König Milan, Karlsbad. Die Ursache für beide Berufungen zurückzukehren: Die Hoffnung unser Aller hat sich entschlossen, die bekannte Witwe des Bergingenieurs zu heiraten. Mittels chiffrierten Telegramms frage ich bei ihm selbst an, ob das wahr ist. Bis zur Antwort bleibe hier."

II.

„Sa Majesté le Roi de Serbie, Belgrade. Vukaschin Petrovitch meldet mir mit heutigem Telegramm, daß Ew. Majestät entschlossen sind, Frau Draga Maschin zu heiraten. Bitte gehorsamst um Aufklärung, ob dieser für Serbien und seine Dynastie schicksalsschwere Entschluß definitiv ist.

Vladan Georgevitch, Hotel du Lac."

Es blieb mir noch die Frage, was ich Vukaschin antworten sollte. Er sagt in seinem letzten Telegramm: „die Regierung unterbreitet ihre Demission", d. h. sie hat noch nicht demissioniert, sie beabsichtigt zu demissionieren. Vielleicht werden also meine Kollegen doch imstande sein, den König zurückzuhalten. . . Jedenfalls müssen sie erfahren, daß ich mit ihnen vollständig eines Sinnes bin, selbst wenn die Depesche bloß eine intrigante Fälschung sein sollte — aus einem solchen Intriganten, das ist jetzt klar, kann man keinen großen Kurfürsten für die Balkanhalbinsel machen. Nun, und wenn es keine Erfindung ist, wenn der König wirklich die Draga Maschin zur Königin von Serbien machen will, dann selbstverständlich kann meine Regierung für eine solche Heirat nicht den Beistand abgeben. In jedem Falle ist die Sache so ungeheuer, daß sie nicht in einigen Tagen erledigt sein kann; der König kann diese Regierung nicht entlassen, bevor er eine andere ernannt hat, und wenn er bei einem Regierungswechsel unter ganz gewöhnlichen Verhältnissen und wegen nebensächlicher Fragen sehr oft eine Woche brauchte, bis er eine neue Regierung bekam, dann wird es ihm ganz sicher auch mit der Bildung eines solchen Heiratsministeriums nicht anders gehen, und dann haben wir genügend Zeit, die Demission regelrecht von allen Ministern unterschrieben zu unterbreiten und sie ordentlich zu motivieren. Aus diesen Gründen habe ich außer den obigen zwei Telegrammen noch ein drittes an Vukaschin Petrovitch gerichtet, welches folgenden Wortlaut hatte:

„Habe Ihr heutiges Telegramm erhalten. Wenn die Katastrophe durchaus nicht abzuwenden ist, bitte so schnell als möglich mir die Demission der Kollegen an die Gesandtschaft in Paris zu senden, damit ich zugleich auch meine Demission unterbreiten kann. Antworten Sie telegraphisch."

In der Nacht, etwa um 11 Uhr, bekam ich aus Karlsbad folgendes dringende Telegramm:

„Wenn es Ihnen irgend möglich ist, kommen Sie sofort hierher und melden Sie die Ankunft. Soeben habe ich meine Demission (als Kommandant der aktiven Armee) abgeschickt. Tun Sie nicht dasselbe, wenigstens vorläufig nicht.

Milan."

Also König Milan hat seine Demission gegeben? . . . Das heißt, er hat sich überzeugt, daß die Sache wahr ist! Gott sei mit Serbien! . . . Und wenn der Vater des Königs es für nötig befunden hat, seine Demission als Kommandant der aktiven Armee zu geben, warum soll ich nicht dasselbe tun, wenn auch nur „vorläufig nicht"? Soll das bedeuten, daß König Milan vielleicht doch noch hofft, dadurch, daß er sich opfert, noch einmal die Dynastie zu retten?

Ich habe mich sofort entschlossen, den ersten Schnellzug zu benutzen und nach Karlsbad zu fahren. Während ich die Anordnungen für die Abreise traf und für Paris ein Telegramm vorbereitete, um die für mich bestellte Wohnung abzusagen; während ich eine Depesche an Vukaschin Petrovitch chiffrierte, um ihm zu melden, daß ich auf Berufung des Königs Milan die Reise nach Paris aufgegeben habe und sofort nach Karlsbad abgehen werde, so daß mir die Demission der Kollegen nicht auf dem Umwege über Paris, sondern direkt nach Karlsbad geschickt werden sollte, bekam ich aus Belgrad zwei Telegramme, welche es bewirkten, daß ich die Depesche nach Paris nicht mehr abschickte und es auch nicht mehr notwendig hatte, das Telegramm an Vukaschin zu Ende zu chiffrieren. Das erste dieser beiden Telegramme war vom König und bestand aus zwei Ziffern, welche bedeuteten:

„Ja, meine Entscheidung ist definitiv.

Alexander."

Das zweite Telegramm lautete:

„Die Sache ist entschieden. Die Demission des Kabinetts ist angenommen.

Vukaschin."

Infolge dieser Telegramme hatte es keinen Sinn mehr, nach Karlsbad zu reisen. Wenn die Sache schon entschieden ist, was kann eine Zusammenkunft des gewesenen Kommandanten mit dem gewesenen Regierungschef nützen? Infolgedessen habe ich an König Milan folgendes Telegramm abgeschickt:

„Im Momente, wo ich nach Karlsbad abreisen wollte, habe ich vom König Alexander ein Telegramm bekommen, daß sein Entschluß definitiv ist, und gleichzeitig von Vukaschin ein Telegramm, welches lautet: „Die Sache ist entschieden, die Demission des Kabinetts ist angenommen." Infolgedessen reise ich nach Paris ab und werde meine Adresse telegraphisch melden."

*

Das war alles, was ich Anfang Juli 1900 während meiner Reise von der Katastrophe in Belgrad erfahren habe. Erst am 15. Oktober 1900 bekam ich von Vukaschin Petrovitch folgenden Brief:

„Lieber Vladan!

„Gerade so wie ich Dir voriges Jahr einen Bericht erstattet habe über das, was ich und unsere Kollegen während und nach dem Attentate auf den König Milan getan haben, erachte ich es als meine Pflicht, Dir auch jetzt ein Tagebuch zur Verfügung zu stellen, aus dem Du meine und unserer Kollegen Haltung in den Tagen vom 8. bis 12. Juli, also während unseres Rücktrittes, ersehen kannst. Es wird mich freuen, wenn Du in meinem Tagebuche den Beweis findest, daß ich als Dein Vertreter Deinen Erwartungen entsprochen habe. Sollte das nicht der Fall sein, so werde ich es bedauern, aber ich werde Dich dennoch bitten, zu glauben, daß ich nach bestem Wissen und Können gehandelt habe.

Ich bitte Dich, an die aufrichtige Ergebenheit zu glauben Deines Kollegen

Vukaschin."

Aus diesem Tagebuche, welches dem obigen Briefe beigelegt war, wollen wir das Wesentliche hier mitteilen.

„6. Juli 1900.

„Donnerstag. Empfang der Diplomaten. Baron Waecker-Gotter wollte mit mir nicht in der Kanzlei sprechen, sondern bat mich mit ihm auszufahren, um unterwegs zu sprechen. Auf der Treppe begegnete uns

Gentchitch, welcher mich ersuchte, sofort umzukehren, weil er mir etwas sehr Wichtiges mitzuteilen habe. Ich entschuldigte mich bei dem Baron und ging mit Gentchitch in seine Kanzlei, wo er mir sagte:

— Ich kann Dir nicht mitteilen, was es ist, aber nur so viel kann ich sagen: es bereitet sich etwas Schicksalsschweres und Furchtbares vor. Ich habe schwören müssen zu schweigen und kann den Schwur nicht brechen. So viel kann ich Dir sagen, daß ich dem König Milan in einem chiffrierten Telegramm gemeldet habe, daß ein großes Unglück für ihn, für den König, für uns und Serbien vorbereitet wird, und daß ich ihn aufgefordert habe, sofort herzukommen, um das Unglück zu verhindern.

Auf meine Bitten, ja auf meine Aufforderung, seine Pflicht mir gegenüber als dem Vertreter des Regierungschefs zu erfüllen und mir die Sache näher zu bezeichnen, wollte er nichts anderes sagen, als ich solle selbst zum König gehen, hoffentlich werde der König mir dasselbe sagen, was er ihm zu Mittag gesagt habe.

„Ich ging sofort ins Palais. Im Adjutantenzimmer fand ich den alten Nikola Christitch. Ich sagte sofort im Scherze, seine Gegenwart wäre ein böses Omen für die Regierung. Der Alte ging auf den Scherz ein. Der König läutete, und nach einigen Minuten führte mich der diensthabende Adjutant zum König. Ich wurde an der Tür des Zimmers, in welchem die Ministerratssitzungen abgehalten werden, vom König erwartet. Kaum war ich imstande, die Türe hinter mir zu schließen.

„— Was wollen Sie, Vukaschin? — frug der König in der höchsten Aufregung.

„— Soeben habe ich das diplomatische Korps empfangen, und bin gekommen zu referieren.

„— Lassen Sie das für ein anderes Mal. Heute habe ich keine Zeit, diesen Bericht anzuhören.

„— Schön. Ich werde dieses Referat für ein andermal lassen. Es gibt aber auch dringende Fragen. —

„— Reden Sie schnell. Ich habe Eile —

„— Herr Bogitschevitch bittet um zweimonatlichen Urlaub. —

„— Bewilligt. —

—„ Vladan ersucht mich ihm einen Dienst. . . —

„— Erweisen Sie ihm diesen Dienst. —

„— Gentchitch verlangt von mir 3000 Franken für Herrn Aristow, den Sekretär des slawischen Komitees, und behauptet, Ew. Majestät hätte ihm erlaubt, diese Summe aus dem Dispositionsfonds zu nehmen. —

„— Ja. Geben Sie ihm dieses Geld — sagte der König und ließ mich stehen.

Als ich mich in den Wagen setzen wollte, sah ich auf einmal den Peter Katitch, den Abgeordneten aus Tristenik, vor mir, welcher mich fragte: „Warum ruft uns der König?"

Auf meine Frage, wer ihn gerufen habe, zeigte er mir das Telegramm. „Auf Befehl S. M. des Königs kommen Sie sofort nach Belgrad.

Hofmarschall Leschjanin."

Ich sagte ihm, daß ich nicht gewußt habe, daß er berufen worden sei. Aus seinen Worten entnahm ich, daß auch der Abgeordnete von Csacsok, Nikola Radovanowitch, berufen worden und angekommen sei.

Auf der Fahrt nach Hause überlegte ich: Sollte Gentchitch mit dem Unglück etwa den Fall meinen, daß der König unsere Regierung entlassen und Nikola Christitch berufen will? Das kann aber nicht sein; erstens besteht nicht die kleinste Differenz zwischen dem König und der Regierung, und dann, wenn der König auch ohne jeden Grund die Regierung wechseln wollte, so müßte er das zuerst dem Vertreter des Regierungschefs sagen und würde die einzelnen Abgeordneten nicht durch den Hofmarschall, sondern durch den Minister des Innern berufen, wenn er schon diesen Minister in die Sache eingeweiht hat. . . . Somit handelt es sich nicht um einen Regierungswechsel. Ist etwas mit König Milan los? Dazu würde der König nicht Gentchitch, sondern den Kriegsminister brauchen. Ist vielleicht der König selbst in Frage? Was kann dem König geschehen in einer Zeit, wo im ganzen Lande Ruhe, Ordnung und allgemeine Zufriedenheit herrscht? Wenn etwas gegen den König selbst im Zuge wäre, müßte Gentchitch besondere Vorsichtsmaßregeln unternehmen; anstatt dessen hat er sich begnügt, bloß den Vater des Königs zu rufen. Demgemäß muß es sich um eine Familienangelegenheit handeln. Was für eine Familienfrage des Königs könnte aber eine solche furchtbare Gefahr für die Dynastie, für uns und für das Land in sich bergen? Das könnte nur die Heirat des Königs sein, und zwar eine Heirat, wie sie nicht sein soll. . . .

Auf diese Art und nach Ausscheidung aller übrigen Hypothesen kam ich auf die Idee, daß der König die Draga Maschin heiraten will. Was ist zu tun? Ich entschloß mich, Vladan zurückzurufen und meine Demission zu unterbreiten. Will der König diese Regierung entlassen, so wird ihm meine Demission willkommen sein. Will er das nicht, so muß er sagen, was er verbirgt, und für mich war jetzt das Wichtigste, zu erfahren, um was es sich handelt. Ich schrieb meine Demission und motivierte dieselbe damit, daß ich infolge des letzten Empfanges beim König zur Ueberzeugung gekommen bin, daß ich nicht mehr sein Vertrauen genieße, ohne welches mich u. s. w.

Ich habe auf meine Demission das Datum des folgenden Tages gesetzt, damit es nicht aussieht, daß ich sie im ersten Momente nach dem beleidigenden Empfange, sondern erst nach reiflicher Ueberlegung geschrieben habe.

Um 10½ Uhr hatte der Unterrichtsminister Audienz beim König. Er übernahm es, meine Demission dem König zu übergeben. Als ich Gentchitch sagte, auf was für eine Idee ich gekommen bin, nämlich daß der König die Draga heiraten will, sagte er kein Wort, aber aus seinem Gesichte habe ich lesen können, daß ich gut geraten habe. Gleich darauf habe ich an Vladan nach Zürich telegraphiert, daß mich der König gestern abends schlecht empfangen hat, daß ich die Ursache nicht kenne, daß ich heute früh meine Demission geben werde und daß er schnell zurückkommen soll, weil ich ohne ihn nichts tun möchte. Um 11 Uhr kam Andra zurück, gab mir die Demission wieder und den Befehl des Königs, zum Dejeuner zu kommen. Andra berichtete, daß ihm der König nichts anderes gesagt habe, als daß er ihn für morgen 10 Uhr zur Audienz befahl. Aber Andra fand den König sehr verwirrt. Nach dem Dejeuner führte mich der König in das Zimmer, welches seinerzeit das Boudoir der Königin Natalie war, und sagte mir:

Der König: Ich hätte Ihnen etwas sehr Wichtiges mitzuteilen. Etwas, wovon meine Zukunft, mein Leben, mein Schicksal abhängt. Vorerst muß ich Ihnen Vorwürfe machen wegen Ihrer Demission, welche Sie mir durch Andra zugestellt haben. Unsere Beziehungen sind nicht solcher Art, daß Sie durch mein Benehmen verletzt werden können. Wir sind schon lange gute Freunde und dürfen nicht wegen Kleinigkeiten empfindlich werden. Nicht bloß, daß ich nichts gegen Sie habe, sondern im Gegenteil, ich bin mit Ihrer Arbeit sehr zufrieden.

Vukaschin: Danke, Majestät. Wenn ich mir erlaubt habe, meine Demission zu übersenden, so geschah es, weil ich mich überzeugt habe, daß Ew. Majestät einzelne Abgeordnete der Nationalversammlung durch den Hofmarschall berufen läßt, ohne daß ich als Chef der Regierung etwas davon wissen darf.

Der König: Woher wissen Sie das?

Vukaschin: Katitch hat mir das Telegramm gezeigt, welches er bekommen hat.

Der König: Haben Sie Gentchitch gesehen? Hat er Ihnen etwas anvertraut?

Vukaschin: Gesehen habe ich ihn, leider hat er mir aber nichts sagen wollen.

Der König: Nun, ich werde Ihnen alles sagen, aber vorerst müssen Sie mir auf dieses Heiligenbild schwören, niemandem etwas davon zu sagen, was Sie jetzt erfahren werden.

Vukaschin: Majestät, ich glaube nicht an die Heiligenbilder. Ein Schwur darauf würde mich zu gar nichts verpflichten.

Digitized by Google

Der König: Dann schwören Sie beim Andenken Ihres verstorbenen Sohnes.

Vukaschin: Dieses Andenken, Sire, ist mir sehr teuer, aber kann nicht als Grundlage für einen Schwur genommen werden.

Der König: Dann geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie schweigen werden.

Vukaschin: Sehr gern, aber erst nachdem ich gehört haben werde, was Majestät mir zu sagen haben. Kann ich dann ohne Pflichtverletzung schweigen, werde ich es tun. Aber, Majestät wissen, daß ich jetzt auch den Regierungschef vertrete, und ich kann nicht versprechen, daß ich meine Pflicht nicht tun werde. —

Der König sprang auf, und mit dem Gemurmel: „Dann habe ich Ihnen nichts zu sagen“, verließ er mich. Ich blieb allein im Zimmer. Nach zehn Minuten kam der König zurück, setzte sich neben mich, und das Gespräch ging weiter.

Der König: Warum wollen Sie nicht versprechen, zu schweigen?

Vukaschin: Meine Weigerung bezieht sich nur auf Staatsangelegenheiten. Wenn Sie mir etwas Nichtdienstliches sagen, was absolute Verschwiegenheit verlangt, dann wird das Geheimnis mit mir ins Grab gelegt werden.

Der König: Gut. Jetzt hören Sie. Sie wissen, Vukaschin, daß ich weder eine Kindheit noch eine Jugend gehabt habe, so wie sie alle Menschen haben. Der ewige Zank zwischen meinen Eltern hat mir das Leben verbittert und meine Gesundheit, besonders meine Nerven zerstört. Dieses Leben hat in mir jedes Gefühl getötet. Ich habe niemals besonderen Ehrgeiz besessen, nicht einmal den, als König zu herrschen. Die Krone habe ich nicht nach meinem Willen getragen, sondern weil ich dazu verpflichtet war. Sie müssen das schon bemerkt haben.

Vukaschin: In dem, was Majestät jetzt gesagt haben, liegt etwas Wahrheit, aber die Sache betrifft so delikate Familienverhältnisse, daß ich mich nicht als berufen erachte, dreinzureden.

Der König: Gut. Hören Sie mich weiter an. Ihr alle habt immer gesagt, ich soll doch heiraten. Ich habe mich entschlossen, euch den Willen zu tun. Bei dieser Entschließung fand ich, daß mir die großen Herrscherhäuser keine von ihren Töchtern geben werden. Keine Prinzessin aus einer großen Dynastie will meine Frau werden. Sie wäre auch närrisch, das gute Leben, welches sie zu Hause hat, mit dem Leben in Serbien zu vertauschen. Eine Prinzessin von irgend einem kleinen Hofe, aus einer Nebenlinie zu nehmen, habe ich keine Lust, und das wäre auch für unser Volk von keinem Nutzen. Eine Fremde aus einem solchen kleinen Hof würde trachten, Einfluß auf unsere Staatsgeschäfte zu nehmen. Das würde neue Zuckungen im Lande hervorbringen und mich in eine sehr schwierige Lage versetzen. Deswegen habe ich mich entschlossen, eine Serbin zu heiraten, eine Tochter meines Volkes. Was denken Sie, Vukaschin?

Vukaschin: Was mich persönlich anbelangt, ich habe nie aristokratische Vorurteile gehabt, sondern gehöre eher der demokratischen Strömung an. Und deswegen, Majestät — nicht aus den Gründen, welche Ew. Majestät angeführt hat, und welche nicht stichhaltig sind —, deswegen hätte ich absolut nichts dagegen, wenn Majestät eine Serbin heiraten wollten. Selbstverständlich müßte unsere zukünftige Königin wenigstens fünf Jahre jünger sein als Sie; sie müßte aus einem guten Hause und gut erzogen sein. Sie muß jung und rein sein wie ein Engel, und dann wird sie die Liebe des Volkes als Königin begrüßen. Nur in einem solchen Falle würde sowohl die Regierung, als auch das ganze Volk lieber eine Serbin als eine Fremde auf dem Throne sehen.

Der König (aufstehend): Ja, darin liegt eben die Schwierigkeit, daß ich schon eine Frau habe, welche ich mehr liebe als alles auf der Welt, eine Frau, mit welcher allein ich vollständig glücklich sein kann, und nur wenn ich diese Frau habe, kann ich mein ganzes Leben den Interessen des Volkes widmen. Auf der ganzen Welt gibt es nur eine einzige Frau, welche imstande ist, mich alle bisherigen Bitternisse meines Lebens vergessen und mich glücklich zu machen. Diese Frau war auch bis jetzt mein guter Engel, welcher mir die Kraft gegeben hat, alles das auszuhalten, was ich bisher auszuhalten hatte.

Vukaschin: Und wer ist diese Frau, Sire?

Der König: Es ist Frau Draga, die Tochter des verstorbenen Panta Lunjevitza.

Vukaschin: Draga Maschin! N e i n, M a j e s t ä t, d a s k a n n n i c h t, d a s d a r f n i c h t s e i n!

Meine kalte und ruhige Antwort schien den König aufs tiefste verwundet zu haben. Seine Augen füllten sich mit Tränen des Zornes. Er nahm die Augengläser herunter, putzte sie krampfhaft, steckte sie wieder auf, nahm den Schnurrbart in den Mund, sprang auf, lief im Zimmer herum, setzte sich wieder, sprang wieder auf und ging wieder herum. Schließlich blieb er vor mir stehen.

Der König: Sind Sie mein Freund, Vukaschin?

Vukaschin: Das bin ich, Sire.

Der König: Wenn Sie mein Freund sind, dann müssen Sie mir helfen, diese meine Absicht auszuführen. Anders kann es nicht sein. Wer immer mich an der Ausführung dieses meines Entschlusses hindern würde, ist mein Feind. Ich werde von dieser meiner Absicht nicht ablassen, w a s i m m e r g e s c h e h e n m ö g e.

Vukaschin: Da es so ist, erkläre ich sofort, daß ich nicht mehr Minister Ew. Majestät bleiben kann. Die schriftliche Demission werde ich Ihnen bringen, sobald Sie mich weggehen lassen, um meine Kollegen einzuberufen und ihnen mitzuteilen, was Sie mir gesagt haben.

Der König (ganz ruhig): Die Demission werde ich nicht annehmen, den Kollegen dürfen Sie absolut nichts mitteilen.

Vukaschin: Beides werde ich ausführen, Majestät, und koste es mich, was es wolle. Sehen Sie, Majestät, wie richtig es war, daß ich nicht im voraus mein Ehrenwort verpfändet habe zu schweigen. Jetzt ist der Augenblick gekommen, in welchem ich nicht bloß nicht schweigen darf, sondern wo ich alle gesetzlichen Maßregeln unternehmen muß, um die Realisierung einer so unglückseligen Absicht zu verhindern.

Nach diesen Worten stand ich auf.

Der König war augenscheinlich erschrocken.

Der König: Setzen Sie sich, bitte, setzen Sie sich. Ich sehe ja ein, daß es für Sie nicht leicht ist, einzuwilligen, aber hören Sie mich an. Denken Sie sich nur etwas in meine Lage. Was soll ich machen, wenn Sie mich in einer solchen Situation plötzlich verlassen?

Vukaschin: Ich werde Sie nicht verlassen, wenn Sie diese Absicht aufgeben. Bleiben Sie aber dabei, dann gebe ich Ihnen folgenden Rat:

1. Diese Regierung sofort zu entlassen. 2. Eine Regierung ad hoc zu formieren, welche bereit ist, Sie in dieser Absicht zu unterstützen. Uebrigens habe ich schon gestern abend Herrn Nikola Christitch im Adjutantenzimmer gesehen, und es ist wahrscheinlich, daß Sie mit ihm hinter meinem Rücken die Verhandlungen für die Bildung der neuen Regierung eingeleitet haben. Bitte nur diese Verhandlungen zu Ende zu führen. Meine und meiner Kollegen Demission wird Ihnen die Situation nur erleichtern.

Der König schwieg einige Augenblicke, dann bat er mich, ein wenig zu warten, ging weg, und kam nach fünf Minuten zurück mit folgender Frage:

Der König: Glauben Sie, daß ich bei irgend einem Ihrer Kollegen darauf rechnen kann, daß er mich unterstützt?

Vukaschin: Auf mich, Andra, Atanatzkovitch und Gentchitch können Sie nicht rechnen. Den Zivan und Vora kenne ich nicht genug, um zu wissen, welchen Standpunkt sie einnehmen werden. Für Gjoka Stevanovitch kann ich nicht garantieren, daß er Ihnen helfen wird, besonders, wenn der alte Nikola Christitch die Regierung bildet.

Der König: Und wollen Sie, nach der vollzogenen Tatsache, mir als Freund zur Verfügung stehen?

Vukaschin: Das ist wohl ausgeschlossen. Zwischen einem König und einem Untertan kann von einer wahren Freundschaft nicht die Rede sein.

Der König: Das wäre doch nur für den Fall, wenn ich selbst auf den Unterschied der gesellschaftlichen Stellung Wert legen würde. Wenn ich mich aber über diesen Unterschied hinwegsetzte, haben Sie keinen Grund, nicht mein Freund zu sein.

(Schluß folgt.)

Bernhard Windscheids Reden und Abhandlungen.*)

In Frankreich ist in jüngster Zeit eine Kommission zusammengetreten, die sich die Aufgabe gestellt hat, das dort geltende Zivilrecht, den Code Napoléon, einer neuen Revision zu unterziehen. Wenn das nun heute im Zeitalter der Reformen gewiß kein besonderes Aufsehen erregen kann, so wird doch dabei in manchen Kreisen die Erinnerung an jene Zeiten wach — und wir alle haben sie ja noch miterlebt —, in denen vor Entstehung unseres Bürgerlichen Gesetzbuches das Napoleonische Gesetz in einem großen Teil Deutschlands Geltung erlangt hatte. Und damals fand sich für das Recht seiner Heimat ein Reformator, ein deutscher Jurist, der, wenn auch nur vorübergehend, wirklich fördernd für die Systematisierung desselben gewirkt hat.

Windscheid, als Romanist in den weitesten Kreisen rühmlichst bekannt, scheute keine Mühe, die Unklarheiten der französischen Redaktoren aufzudecken, ihre eigentlichen Gedanken zu ermitteln. Und mit wahrer Genialität hat er das auch durchgeführt. Vor seiner im Jahre 1847 erschienenen Schrift „Zur Lehre des Code Napoléon von der Ungültigkeit der Rechtsgeschäfte" wußte eigentlich in den Rheinlanden so niemand recht, was unter Ungültigkeit zu verstehen sei, und bei den französischen Schriftstellern selbst konnte man sich kaum einen Rat holen, so unklar waren ihre Ansichten. Windscheid aber brachte Licht und Klarheit, und „hätte er beim französischen Recht bleiben können, wäre er für dieses ein viel größerer Reformator geworden, als er es für das gemeine Recht geworden ist", sagt ein bedeutender deutscher Jurist.

Das Gebiet des heimatlichen Rechtes verließ der eifrige Forscher jedoch recht bald und wandte seine volle Kraft dem römischen und gemeinen Rechte zu. Die Hauptwerke, die in seinem ganzen Entwicklungsgang gewissermaßen die Ecksteine bilden, dürften wohl wenigstens in Fachkreisen hinreichend bekannt sein. Manch wertvolle Abhandlung, viele bedeutende Reden aber schienen in Zeitschriften verstreut und schwer zugänglich der Vergessenheit anheimgegeben. Professor Paul Oertmann hat sich nun die Mühe genommen, im Auftrage der Windscheidschen Familie eine Reihe interessanter Abhandlungen und Reden, soweit sie nicht im Buchhandel als selbständige Bücher erschienen sind, zu sammeln und herauszugeben.

Der Sammlung schickt Professor Oertmann eine eingehende Darstellung des Lebensganges, sowie im Anschluß daran einen Aufsatz „Windscheid als Jurist" voraus. Da skizziert er in großen Zügen den Weg, den der Forscher auf seiner schriftstellerischen Laufbahn genommen hat, und ergänzt damit wesentlich das Bild, das die nachfolgenden ausgewählten Reden und Abhandlungen dem Leser bieten können.

Als untere Zeitgrenze für seine Auswahl nahm der Herausgeber das Jahr 1850, jenes Jahr, in dem die erste epochemachende Schrift Windscheids, „Die Lehre des römischen Rechts von der Voraussetzung", erschienen ist, und läßt die zeitlich weiter zurückliegenden Abhandlungen aus dem Gebiete des römischen und französischen Rechts als „entbehrliche Jugendschriften" unberücksichtigt. Ich glaube, daß auch aus den Jahren 1847 und 1849 einzelne Abhandlungen gerade über das französische Recht dem Fachmann viel Interessantes bieten können, die so ganz verschollen und begraben in alten Zeitschriften ein verborgenes und ungelesenes Dasein führen.

*) Bernhard Windscheid: Gesammelte Reden und Abhandlungen. Herausgegeben von Paul Oertmann, o. ö. Professor der Rechte in Erlangen. Mit Porträt. Leipzig 1904. Verlag von Duncker u. Humblot. 434 Seiten.

Der erste Teil der neu erschienenen Sammlung bringt eine Reihe der glänzenden Reden; sie alle ein Zeugnis der meisterhaften Darstellungskunst Windscheids, darunter die bisher noch ungedruckte Gedächtnisrede für Savigny voll der hochherzigsten pietätvollen Gesinnung.

Auf die einzelnen Abhandlungen hier näher einzugehen, würde zu weit führen. Nur darauf sei hingewiesen, daß jeder, der das Buch mit Interesse und Verständnis zur Hand nimmt, es nicht unbefriedigt weglegen wird. Auch jeder Studierende der Rechte wird daraus großen Nutzen für seine juristische Erziehung gewinnen können. Die Frische des Geistes und Schärfe der Auffassung wirkt bei einer geradezu schonungslosen Offenheit, wo es gilt, Blößen der allgemeinen Rechtslehre aufzudecken, auf jedes Gemüt erhebend und anregend. Windscheid war nicht der bahnbrechende Genius einer neuen Epoche, der, über seine Zeit weit hinausragend, nur Neues gebracht hatte, er war vielmehr der Ausgestalter und Vollender einer bereits vorhandenen Entwicklungsstufe seiner Wissenschaft. Und die strenge ernste Gedankenschule seiner ganzen „Begriffsjurisprudenz" wird noch auf lange hinaus der Weg bleiben, juristisches Denken zu erlernen.

E. M. M.

Bücher und Zeitschriften.

Elementares Lehrbuch der algebraischen Analysis und der Infinitesimalrechnung mit zahlreichen Uebungsbeispielen. Von Prof. E. Cesàro. Nach einem Manuskript des Verfassers deutsch herausgegeben von Dr. G. Kowalewski. 894 S. mit 97 in den Text gedruckten Figuren. Leipzig 1904, bei B. G. Teubner.

Das vorliegende, vom Verfasser zunächst für den Kreis seiner Zuhörer an der Universität Neapel geschriebene Lehrbuch enthält in ziemlich ausführlicher, dabei höchst eleganter Darstellung den gesamten Lehrstoff der algebraischen Analysis mit Einschluß der Differential- und Integralrechnung und unter steter Bezugnahme auf die analytische Geometrie. Mit der Theorie der Determinanten (erstes Buch) beginnend, behandelt Verfasser der Reihe nach die irrationalen Zahlen sowie die unendlichen Reihen und Produkte (zweites Buch), die Theorie der Funktionen (drittes Buch), die komplexen Zahlen und Quaternionen (viertes Buch), die algebraischen Gleichungen (fünftes Buch), endlich die Differential- und Integralrechnung mit Anwendungen (sechstes und siebentes Buch) und in einem Anhang einige verwandte Gegenstände. Dabei kommt es ihm ausgesprochenermaßen weniger darauf an, den Leser mit den Prinzipien dieses wichtigsten Zweiges der Mathematik in aller Ausführlichkeit bekannt zu machen — er verweist in dieser Hinsicht auf die zahlreichen schon vorhandenen Werke —, als vielmehr darauf, ihn rasch und sicher zu den Anwendungen zu befähigen. Es braucht kaum besonders erwähnt zu werden, daß die Erreichung gerade dieses Zieles durch die häufig eingeschalteten Uebungsbeispiele ganz wesentlich gefördert wird. Im einzelnen auf den Inhalt dieses ausgezeichneten Lehrbuches einzugehen, ist hier nicht der Ort. Dem Uebersetzer ist seine Arbeit so vortrefflich gelungen, daß man dem Buche nirgends die Uebertragung aus einem fremden Idiom anmerkt; ebenso ist die äußere Ausstattung, wie man dies von der Verlagsfirma nicht anders gewöhnt ist, trotz mannigfacher Schwierigkeiten, die beim Druck zu überwinden waren, schlechthin musterhaft. So haben alle Faktoren zusammengewirkt, um ein durchaus mustergültiges Werk entstehen zu lassen, das eine wirkliche Bereicherung unserer mathematischen Literatur bildet und dessen Studium der mathematischen Jugend auf das wärmste empfohlen werden kann.

-rt-

Daniel Junt. Roman von Hermann Stegemann. Berlin, Egon Fleischel u. Co. 1905.

Ein tüchtiges Buch, ein reifes Kunstwerk. In dem Eindruck der Echtheit und Treue des Lokalkolorits erinnert der Roman an die Eifelgeschichten von Klara Viebig, auch

an die oberhessischen Romane von Alfred Bock. Die Objektivität in der Darstellung ist eine so außerordentliche, daß wir die handelnden Personen ohne Zwischenrede des Verfassers mit voller Lebendigkeit vor uns sehen und daß dem Leser selbst doch manches hinzuzudenken und zu dichten übrig gelassen ist. Der Held, eine herbe und selbstherrliche Natur, geht an dem Gegensatz zwischen dem, was er für sein Recht hält, und dem, was das geschriebene Recht heischt, zugrunde. Das Buch wird durch eine düstere Szene von großartiger Wirkung eingeleitet, auch in anderen Schilderungen bewährt sich die Gestaltungskraft des Verfassers. Besonders ist der Gegensatz zwischen den Einheimischen und den Eingewanderten — die Geschichte spielt im Elsaß kurz nach 1870 — wirksam gezeichnet. Von den Gestalten des Buches ist neben dem Titelhelden vor allem die rührend poetische kleine Florence hervorzuheben.

S. S.

Allgemeine Rundschau.

Klingers Richard Wagner-Denkmal und die Stifter-Statuen im Naumburger Dom.

Bei aller sonstigen grundsätzlichen Verschiedenheit, die naturgemäß zwischen einer Schöpfung des 20. Jahrhunderts und Werken des 13. bestehen muß, macht sich nach einer bestimmten Richtung hin eine auffallende Uebereinstimmung zwischen Klingers neu geschaffenem Richard Wagner-Denkmal und den berühmten alten Stifter-Figuren des Naumburger Domes geltend (vgl. z. B. Klassischer Skulpturen-Schatz Nr. 237). Drei Hauptmomente stimmen überein. Einmal die Gesamthaltung. Die Gestalt Wagners zeigt sich uns hoch und gerad aufgerichtet, fast etwas starr. Die Arme sind eng an den Leib angeschmiegt. Das Leben, das in der Gestalt enthalten ist, hat den Stein, aus dem sie gefertigt wurde, noch nicht gesprengt, sondern es schläft gleichsam noch in ihm, ist deswegen aber doch nicht minder vorhanden. Die Schulterlinien bilden mit den Vertikalen der ganzen Figuren fast rechte Winkel, und das merkwürdig gerad emporgezwungene Haupt mit den Schulterlinien desgleichen. Ferner ist es auffallend, bei dem Altbildner Klinger doppelt auffallend, daß die Wagner-Statue vorwiegend als Gewandfigur gegeben ist. Die durchgehenden großen Vertikalfalten sind dabei ähnlich wie in Naumburg behandelt. Ebenfalls ist gerade wie dort auf der einen Seite die Silhouette entschiedener gegliedert, auf der anderen macht sich nur ein fast unmerklicher, ganz sanfter Schwingungs-Rhythmus geltend, bewirkt durch das enge Anziehen des Mantels an den Körper durch die unter dem Mantel verborgene, aber durch ihn in ihrer kräftigen Modellierung hindurchscheinende Hand. Genau wie in Naumburg! — Und das ist der dritte und allerauffälligste Punkt. Aber nicht nur die unter dem Gewand wirksame Hand erinnert an die alten Stifter-Figuren, sondern fast ebenso die freie Rechte, die mit gespreizten Fingern in wuchtiger Geberde in den Stoffreichtum hineingreift. — Die Uebereinstimmung in vielen Einzelheiten wie in der Gesamtanlage ist ohne Zweifel überraschend und höchst bemerkenswert. Auch anderen ist sie, ganz unabhängig von mir, aufgefallen. Trotzdem ist es gewiß nicht unmöglich, daß Klinger ganz unabhängig von dem alten Meister von zufällig ähnlicher Problemstellung zu einem ähnlichen Resultat gekommen ist. Aber ungleich wahrscheinlicher scheint es mir doch zu sein, daß jene herrlichen Naumburger Bildwerke Klinger bekannt sind, daß sie ihm einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck gemacht haben, und daß er diesen Eindruck wie so viele andere in seiner genialen Weise verarbeitet und mit dem in seinem Inneren aufgespeicherten Schatz an plastischen Vorstellungen glücklich amalgamiert hat, so daß jene Beeinflussung bei seinem Richard Wagner-Denkmal in völlig ungezwungener Weise wieder zutage treten konnte.

Erlangen. Friedrich Haack.

Kleinere Mitteilungen.

* Bergmännische Ausstellung. Der „Verein zur Förderung des Erzbergbaues in Deutschland" wird demnächst in Köln in dem Erdgeschoß des Hauses Trajanstraße 15, also in unmittelbarer Nähe des Hafens und der „Königlichen Höheren Maschinenbauschule" und gegenüber der neuen „Handelshochschule", eine dauernde Bergmännische Ausstellung einrichten. Diese soll seinen hier verkehrenden Vereinsmitgliedern und sonstigen Interessenten Gelegenheit geben, die neueren berg-, bohr- und hüttentechnischen Maschinen, Einrichtungen und Materialien sowie geologische und markscheiderische Lagerstätten-Aufnahmen, Grubenrisse u. s. w. genauer kennen zu lernen, und zwar teils in natürlicher Größe, teils in Modellen, Zeichnungen, Photographien, Erläuterungen, Patentschriften, Proben, Analysen, Tabellen, Erz- und Mineraliensammlungen, Karten, Rissen, Zeitschriften, Betriebsberichten u. s. w. Den Ausstellern wird andererseits hierdurch die Möglichkeit geboten, in verhältnismäßig billiger Weise ihre Fabrikate, Einrichtungen, Produkte und Belegstücke einem ernsten und fachmännisch interessierten Abnehmerkreise vorzuführen und sachgemäß erklären zu lassen.

Hochschulnachrichten.

NB. München. Professor Dr. Hans Schmaus, Prosektor des Krankenhauses rechts der Isar, wurde zum korrespondierenden Mitglied der kaiserlich königlichen Gesellschaft der Aerzte in Wien ernannt.

—t. Tübingen. Der ordentliche Professor der klassischen Philologie und der Archäologie und Vorstand des archäologischen Instituts Dr. Ludwig v. Schwabe beging am 24. Juni seinen 70. Geburtstag. v. Schwabe ist in Gießen geboren, er studierte daselbst und in Göttingen und habilitierte sich in Gießen 1859, wo er 1863 zum Extraordinarius ernannt wurde. Von 1864—1872 war er Ordinarius der Kunstarchäologie und Direktor des Kunstmuseums an der Universität Dorpat und ging im Herbst 1872 als Nachfolger von Dr. Michaelis nach Tübingen.

H. Freiburg i. Br. Der erste Assistent am Hygienischen Institut der hiesigen Universität Dr. Emil Küster (aus Wetzlar) hat sich in der medizinischen Fakultät als Privatdozent für Hygiene und Bakteriologie habilitiert.

H. Heidelberg. Der Ausschuß der Heidelberger Studentenschaft hat beschlossen, daß die vier katholischen Korporationen auch weiterhin in ihm vertreten sein sollen. Es wurde hierbei besonders betont, daß man bisher an der Ruperto-Carola nichts von allgemein störender Agitation der katholischen Studentenverbindungen gehört habe und man deshalb daran festhalten müsse, nach wie vor auf dem völlig neutralen Boden des Studentenausschusses mit Vertretern der katholischen Verbindungen zusammenzutreten, da der Heidelberger Ausschuß dazu da sei, um eine äußere Vertretung aller an der Ruperto-Carola Studierenden mit Inbegriff der heterogensten Elemente, also auch der politischen und konfessionellen Studentenverbindungen, zu ermöglichen und zu erleichtern.

H. Straßburg. Der ordentliche Professor für Musikwissenschaft an der Kaiser Wilhelms-Universität Dr. Gustav Jacobsthal wird am 1. Juli d. J. in den Ruhestand treten.

hc. Aachen. Der Regierungsbaumeister Oskar Domke in Sablon bei Metz ist zum 1. Oktober d. J. zum etatsmäßigen Professor für Ingenieurwissenschaften an der Technischen Hochschule zu Aachen ernannt worden.

hc. Aus Oesterreich-Ungarn. Dem seit 1900 als Privatdozent für Chemie der Kohlenhydrate an der böhmischen Technischen Hochschule in Prag tätigen Assistenten Emil Votoček ist der Titel eines a. o. Professors verliehen worden. —Der Chefarzt des Stephanie-Kinderspitals in Budapest Dr. Ferdinand Klug ist als Privatdozent für Ohrenheilkunde an der dortigen Universität zugelassen worden.

Digitized by Google

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Eugen Hertl: Sturm und Sonnenschein. Sechs Theaterstücke. Strassburg i. E. 1905. Joseph Singer. 195 S. — Viktor Cathrein S. J.: Die Grundbegriffe des Strafrechts. Eine rechtsphilosophische Studie. Freiburg i. B. 1905. Herdersche Verlagsbuchhandlung. 172 S. — Oskar Frankl: Friedrich Schiller in seinen Beziehungen zu den Juden und zum Judentum. Mähr.-Ostrau 1905. R. Papauschek. 66 S. — Prager Studien aus dem Gebiete der Geschichtswissenschaft. Herausgegeben von Prof. Dr. Ad. Bachmann. Mit Unterstützung des Ministeriums für Kultus und Unterricht. (Heft XI: Kritische Untersuchungen über die im Manifest Kaiser Friedrichs II. vom Jahre 1236 gegen Friedrich II. von Oesterreich vorgebrachten Anklagen von Florian Thiel.) Prag 1905. Rohlicek u. Sievers. 144 S. — Imperialismus. Beiträge zur Analyse des wirtschaftlichen und politischen Lebens der Gegenwart. Berlin. Liebheit u. Thiesen. 48 S. — Fritz Ehendorf: Entgleist. Roman. Strassburg i. E. 1905. Joseph Singer. 310 S. — Dr. O. Wirz: Gedichte. Ebda. 1905. 128 S. — Karl Engelhard: Weltkind. Gesänge des Lebens und der Liebe. Ebenda 1905. 116 S. — Max Hartig: Aus dem Fabrikleben. Skizzen. Ebenda 1905. 96 S. — Elisabeth Bechtold: Morgendämmerung. Gedichte. Ebenda 1905. 118 S. — Hugo Junge: Wirrer Schaum. Gedichte. Ebenda 1905. 80 S. — Dr. Gérard Encausse („Papus"): Grundriss der Synthetischen Physiologie. Nach d. Spanischen übertragen von Oberlehrer A. Meyer-Wellentrug. Mit 35 schematischen Zeichnungen. Ebenda 1905. 108 S. — Karl Jentsch: Adam Smith. Mit Bildnis. (Geisteshelden. Eine Sammlung von Biographien. 49. Band.) Berlin 1905. Ernst Hofmann u. Co. 289 S. — Slavorum Litterae Theologicae. Conspectus periodicus. Dirigentibus Dr. Jos. Tumpach, Dr. Ant. Podlaha. Pragae 1905. Sumptibus propriis. 104 S. — Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Herausgegeben von Karl Glossy. 15. Jahrgang. Wien 1905. Karl Conegen. 319 S. — Max Herrmann: „Ein feste Burg ist unser Gott". Vortrag. Mit 6 Tafeln und einem bibliographischen Anhang. Berlin 1905. B. Behr. 32 S. — Karl Berger: Schiller der Lebendige. Festrede. Frankenthal 1905. Louis Göhring u. Co. 20 S. — Moritz S. Edenfeld: Eine Reise nach den Canarischen Inseln. Strassburg i. E. 1905. Joseph Singer. 73 S.

Für d. Inseratenteil verantwortl. i. V.: H. Waßmann, München.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen: (18915)

Candida

Ein Mysterium in drei Akten

von

Bernard Shaw

Deutsch von Siegfried Trebitsch

Zweite Auflage

Geheftet M. 2.— In Leinenband M. 3.—

Von den drei Stücken des Irländers Shaw, die den Ruf des großen dramatischen Neuerers auch in Deutschland begründet haben — „Helden", „Der Teufelskerl" und „Candida" — hat „Candida" die größte Beachtung gefunden.

Das Bild von Frauengüte und Frauenreinheit, über alles Kleinliche und Zweifelhafte der Umgebung sich siegreich erhebend, bleibt jedem Leser und Hörer dieses Meisterdramas unvergeßlich eingeprägt.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Hermann Böhlaus Nachfolger, Weimar.

Weimar, Mitte Juni 1905.

P. P.

Um den in neuerer Zeit stärker hervortretenden Bestrebungen auf Erforschung der deutschen Verfassung nicht nur des Mittelalters, sondern auch der neueren Zeit einen Sammelpunkt zu schaffen, hat es der Universitätsprofessor Dr. Karl Zeumer, Berlin, unternommen, eine Sammlung von Einzelschriften zu veranstalten, die unter dem Titel

Quellen und Studien zur Verfassungsgeschichte des Deutschen Reiches in Mittelalter und Neuzeit

soeben in unserm Verlage zu erscheinen beginnt. Die Sammlung wird in zwangloser Folge in Heften von etwa drei bis zu zehn Bogen ausgegeben. Jedes Heft bildet ein selbständiges Ganzes und ist einzeln käuflich.

Daneben ist beabsichtigt, den Beziehern sämtlicher Hefte die Möglichkeit zu schaffen, sie nach Erscheinen einer gewissen Anzahl zu einem Bande zusammenfassen zu lassen.

Zu diesem Zwecke soll demjenigen (letzten) Hefte eines Bandes, mit dessen Erscheinen ein Gesamtumfang von etwa 30 Bogen erreicht wird, ein Haupttitel und ein Inhaltsverzeichnis beigegeben werden, die dann dem vollständigen Bande vorzuheften wären.

Wir gedenken denjenigen Beziehern, die sich bei Erscheinen der ersten Hefte zur Abnahme aller folgenden verpflichten, einen ermäßigten Preis für jedes einzelne Heft einzuräumen, der um 15—20 Proz. niedriger sein soll, als der Einzelpreis.

Ein Austritt aus der Subskription kann, außer im Todesfall, nur bei Beginn eines neuen Bandes gestattet werden.

Als erstes Heft des ersten Bandes der

Quellen und Studien zur Verfassungsgeschichte des Deutschen Reiches in Mittelalter und Neuzeit

Herausgegeben von Karl Zeumer

liegt zur Versendung bereit:

Traktat über den Reichstag im 16. Jahrhundert

Eine offiziöse Darstellung aus der Kurmainzischen Kanzlei.

Herausgegeben und erläutert von Dr. jur. Karl Rauch.

VIII und 122 Seiten gr. 8°. Einzelpreis M. 4.20. Subskriptionspreis M. 3.40.

Die gründliche Arbeit des Verfassers beschäftigt sich mit einer der wichtigsten Quellenschriften über die deutsche Reichsverfassung im 16. Jahrhundert. Sie zerfällt in eine kritische, auf Grund der gesamten Ueberlieferung hergestellte Ausgabe mit erläuternden Anmerkungen und in eine ausführliche Einleitung.

Der Traktat über den Reichstag im 16. Jahrhundert ist höchst geeignet, die Sammlung der Quellen und Studien auf das vorteilhafteste zu eröffnen.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Hermann Böhlaus Nachfolger.

Jahrgang 1905. München, Dienstag, 27. Juni. Nummer 145.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Erinnerungen an Hermann Lingg.

Ehrfurcht dem erblaßten Sterne:
Allen Glanz, den er verlor,
Strahlt' er in die Weltenferne,
Die nun glänzt wie er zuvor.

Oswald Schmidt.

Im Herbst werden es 29 Jahre, daß ich als junges Mädchen zum erstenmal bei Hermann Lingg eintrat. Ich hatte ihm vorher Gedichte gesandt, die seinen Beifall gefunden. Es war in einem kleinen Zimmer der Südseite des vielen Münchenern wohlbekannten Dichterhauses, im ersten Stockwerk. Durch das Fenster schweift der Blick über den Garten, ein Sambucus schaut als nächster Nachbar herein. Ueber ein Rondell von Irisblättern, die wie Schilf wogen, beugt sich die Steinfigur eines Schatzgräbers zur Arbeit, hinter ihm Lorbeer und Oleander. Ich wußte damals noch nicht, wie heimatlich dieses Haus mir werden sollte, aber der Stempel der Schlichtheit und Gemütlichkeit, der über allem lag, hatte mir's schnell angetan, wo Dichtergröße mich so stark angezogen hatte, daß ich meine Schüchternheit überwand. Ich durfte bald wiederkommen. Diesmal fand ich den damals 56jährigen Dichter in seinem Garten in Gesellschaft eines Italieners, von dem er Unterricht in dessen Sprache nahm zur Vorbereitung einer italienischen Reise. Als der Sprachlehrer sich entfernt hatte, fragte mich der große Mann — gar nicht, als hätte er ein kleines Mädchen, sondern als hätte er eine Ebenbürtige vor sich — ob er mir etwas vorlesen dürfe. Es war eine Szene aus Macalda, an der er arbeitete. In der Ausgabe der gesammelten Dramen (Cotta) ist der Titel in „Nah der Vesper“ umgewandelt. Er las die vierte Szene des ersten Aktes (erste Ausgabe), in der Macalda sich mit dem Edlen Maino verbindet, um ihn für die Befreiung Siziliens zu gewinnen. Die reinen Verse, die kraftvollen Gedanken dieser Wechselrede entsprachen ganz meiner geistigen Richtung, und die Hohenstaufenzeit war gewiß geeignet, mich zu fesseln, wenn sie von solch intuitiver Schöpferkraft neu belebt wurde. Auch die Gegenüberstellung des republikanischen und monarchistischen Prinzips, beide ihrem tiefsten Inhalt nach genommen und von gleich würdigen Repräsentanten getragen (Fulco und Macalda), beschäftigten den erwachenden politischen Sinn. Damals wagte ich wohl noch kaum ein Wort der Kritik. Es reihten sich aber an dieses erste Begegnen viele Jahre, in denen ich alles entstehen sehen durfte, was dieser Meister schuf. Ich sollte das Wort Meister nicht anwenden, da es ihm immer verhaßt war — wenn es nur ein anderes gäbe!

Man hat so vielfach geglaubt, Hermann Lingg könne Kritik nicht ertragen, und gewiß war er gegen alle Angriffe von einer Empfindlichkeit, die ihm schlimme Stunden bereitete, wo fast keine Veranlassung dazu vorlag. Und doch kann nichts unrichtiger sein als jene Annahme. Es wäre schwer zu sagen, wogegen er heftiger aufbrauste, ob gegen unverständiges Lob oder gegen anmaßenden Tadel. Jedenfalls aber warf er schlechtes Lob gleich über Bord, während er jedem nur einigermaßen vernünftigen Einwand der Kritik, den er im ersten Augenblick noch so schroff von sich gewiesen hatte, nachsann, und fast immer fand er dann irgend eine Berechtigung in dem Tadel und nahm die Arbeit wieder auf. Doch war er stets zu persönlichem „Aug um Auge“ bereit, im Gegensatz zur viel hochmütigeren Toleranz und Nichtachtung. Dem Disput mit diesen entstammten einmal die prächtigen Verse:

Noch so sehr auf innern Wert
Poch' der Stolz des Weisen,
Einmal muß ihn doch das Schwert
Auch dem Feind beweisen!

Eine andere Strophe kennzeichnet seine Art zu bereuen, wenn er zu heftig auf einen Gegner losgefahren war:

Beweine jeden, der dir stirbt,
Und einen Feind vor allen:
Verzeihung, die sich schwer erwirbt,
Ist auch mit ihm verfallen.

Wer besonders die sieben Bände seiner Gedichte studiert, wird kaum auf den ersten Blick bemerken, wie Hermann Lingg sich nie genug tat. Manches in den Büchern scheint ohne Selbstkritik, so daß der Unkundige wohl denken mag, die reifen Perlen, denen er in so reicher Fülle begegnet, seien ohne Arbeit entstanden, gleichsam von selbst geworden, wie sich der Laie ja ein schönes Gedicht am liebsten denken mag. Es lagen aber manche dieser Kunstwerke jahrelang in der Mappe, bis sie dem empfindlichen ästhetischen Bedürfnis des Dichters genügten. Ein kleinstes Wörtlein, das ihm banal schien, und er hielt die mächtigste Idee zurück und wartete ab, ob sie sich vollenden würde. Immer wieder kehrte das Gespräch auf solch eine Stelle zurück, bis sie nach Jahr und Tag ohne Makel schien. Ja selbst in kleinen Spielereien niedrigeren Genres feilte er immer wieder, so daß man fast alles als wohlerwogene Aeußerung seines Willens ansehen muß. An diesen Sachen, deren Humor selten das erreicht, was diesen so überaus charakteristischen Zug seines Wesens im persönlichen Verkehr unwiderstehlich machte, hatte er selbst am meisten Vergnügen; freilich sind auch reizende Sachen darunter — ich erinnere nur an Ex ovo in den Schlußsteinen.

Ein kleines Beispiel, wie er sich dem Lob gegenüber verhielt, möchte ich aus meiner Erinnerung anführen. Als ich die Völkerwanderung zum erstenmal gelesen hatte,

Digitized by Google

schrieb ich ihm eine Ode, in der ich ihn als Gegenbild von Homers offener Heiterkeit apostrophierte.

Das war eigentlich gar nicht so übel — auch ist ja Gegenbild noch nicht Ebenbild. Er freute sich über allerlei in den Strophen, was ihm Verständnis des Werkes schien; aber dann sagte er, mit einem Lächeln des prächtigsten Humors: „Den Vergleich mit Homer werden die Wenigsten aushalten. **Est modus in rebus, sunt certi denique fines.**"

Er arbeitete an all seinen Dichtungen, auch an den abgeschlossen scheinenden, unablässig, und es schien, als ob ihm die Gesamtheit seines Schaffens immer gegenwärtig wäre. In den dreißig Jahren, auf die ich in diesen Zeilen zurückblicke, ist Hermann Linggs Ruhm stetig gewachsen und die Zahl derer, die ihn kennen, oder besser gesagt, denen sein Name geläufig ist, immer größer geworden. Von der Wunderwelt seiner Phantasie haben freilich noch immer nur wenige eine umfassendere Kenntnis. Zuweilen hat diese Macht ihn so dem Realen entrückt, daß er der Logik der Wirklichkeit zu wenig Recht einräumt; aber an seinem Lebenswerk wird sich die Wahrheit des Wortes beweisen:

> Was sich nie und nirgends hat begeben,
> Das allein veraltet nie.

Die Tiefe des Gedankens und die Genialität, mit welcher er auf den Grund der Dinge zu schauen vermochte, wird seine Bücher vom ersten bis zum letzten, die vom Jahre 1854—1901 in der Oeffentlichkeit erschienen sind, zu unerschöpflichen Quellen der Erkenntnis und Förderung des menschlichen Geistes machen. Was könnte besser unser Ringen um das Ewige, unser seltenes Erhaschen eines unzuverlässigen Schimmers von Offenbarung ausdrücken als die Strophe:

> Und jener Stunden, da ein Ahnen
> Von Höchstem ganz ein Herz erfüllt,
> Kehrt keine wieder in die Bahnen
> Der Menschheit, ihrem Schau'n enthüllt?
> Ach, nur der Schwermut Blick, in Räumen
> Verweilend, die kein Stern erhellt,
> Erspäht und zählt sie zu den Träumen
> Der eignen nachtumhüllten Welt.

Von den Mitschaffenden stand Lingg Konrad Ferd. Meyer am nächsten in Weltauffassung, und es bestand zwischen beiden das unmittelbarste Verstehen, so daß in den zwar spärlich gewechselten Briefen von beiden Seiten viel Befruchtendes gesagt, gerügt oder durch Beifall gestärkt wurde.

*

> Hyazinthen in Staub gesunken,
> Veilchen, Maiglöckchen, dahin, verblüht!
> Selbst die Narzisse, so frühlingstrunken,
> Ist mit ihren Sternen verglüht.
>
> Klagend durchweht es die wolkenlose
> Stille Nacht, und schon enthüllt
> Hoch ihr Haupt die purpurne Rose,
> Von unendlichem Schmerz erfüllt.

Der Morgen nach einer solchen Nacht war es vor fünf Jahren, ein wunderschöner Maitag, grausam schön, wie Lingg jene fast beklemmende vollkommene Schönheit in der Natur zu nennen pflegte, — als er in seinem Garten etwas vorlesen wollte und plötzlich stockte und von aller Kraft verlassen war. Das war der erste Anfall der schweren Krankheit, an der er seither litt. Nur die umsichtige Sorgfalt des Arztes und Freundes und die ängstlich immer wache Pflege haben vermocht, das kostbare Leben noch so lange zu erhalten. Wie oft hatte dafür seine täglich durch ihn bereicherte Umgebung noch bis in die letzten Wochen das Glück, „seines Geistes einen Hauch" zu verspüren.

Er hing mit aller Energie am Leben, und nicht selten mußte ich mich eines Gesprächs erinnern aus der Zeit, in der die „Frauen Salonas" entstanden, eines der Dramen, die hier über die Bretter gingen. Ich wandte ein, daß Diokletian zu schwankend scheine, daß es dramatisch wirksamer wäre, wenn er mit raschem Entschluß in den Tod ginge. „Meinen Sie," entgegnete er, „für einen Alten sei es so leicht, zu sterben?"

> Bald in der Dinge ewigen Strom versunken,
> Werd' ich verschwunden sein; der Mensch ist nur
> Ein Bildnis, das zerfällt. Nimm, schauervolle
> Vernichtung, mich in deine dunklen Arme!
> Furchtbare Nacht, erwarte mich, ich komme!
> Dann löst sich der Schauder auf in Hoffen: und jenes Diadem,
> Das du von deinen Schläfen nahmst, nur größer,
> Wird dich es schmücken in des Sel'gen Land!
>
> — — — — — — — — — —
>
> Singt, wenn nun bald Zypressen
> Mein Grab umschatten werden, singet mir
> Ein Hirtenlied!

Aber die Chorführerin erwidert:

> Wenn wir noch können, wenn
> Die Tränen unsre Stimme nicht ersticken.

Frieda Port.

Das Ende der Obrenovitch.

Von Vlaoan Georgevitch.

(Schluß.)

Es war mir klar, daß der König das Gespräch absichtlich in die Länge zog, um für etwas Zeit zu gewinnen. Deswegen ging ich direkt auf dasjenige über, was die Hauptsache war.

Vukaschin: Ich bitte Majestät, gnädigst verzeihen zu wollen, wenn ich etwas sagen sollte, was einem demissionierten Minister nicht ziemt. Ich kann durchaus nicht glauben, daß Sie ernstlich daran denken, Frau Draga zu heiraten. Ja, sehen Sie denn nicht, Majestät, daß dieser Schritt geradezu der Selbstmord der Dynastie wäre? Lassen wir alle anderen Mängel der Frau Draga, so wäre ihre erwiesene Unfruchtbarkeit genug, um das scharfe Urteil zu begründen, welches ich soeben ausgesprochen habe. Aber auch die übrigen Mängel dieser Frau können nicht außer acht gelassen werden. Sie ist viel älter als Ew. Majestät, sie genießt keinen guten Ruf — ob mit Recht oder nicht, ist in diesem Falle nicht wichtig; sie wird, wie es so oft im Leben geschieht, eine gerade so schlechte Gemahlin sein wie sie eine gute Geliebte war. Sie müssen wissen, daß Peter Karagjorgjevitch durch eine Heirat Ew. Majestät mit der Draga mehr erreichen wird, als wenn er eine Million Napoleondors für die Agitation gegen die Obrenovitch verwenden würde. Sie müssen wissen, Sire, daß kein einziger europäischer Hof Sie nach einer solchen Heirat mehr empfangen wird; alle Souveräne Europas werden Sie nach einer solchen Heirat boykottieren. Sie müssen wissen, Sire, daß gegen eine solche Heirat die gesamte Intelligenz Ihres Volkes rebellisch werden wird, und sie wird sich mit dieser Tatsache nie aussöhnen. Seien Sie schließlich überzeugt, Sire, daß nicht bloß Ew. Majestät, sondern auch Serbien infolge einer solchen Heirat in der Welt jedes Ansehen verlieren und daß es eine Zielscheibe für den Spott und die Verachtung werden wird. Alles das habe ich gesagt, nicht als Minister Ew. Majestät, denn das bin ich nicht mehr, sondern als Sohn dieses Landes, in welchem die Gebeine meiner Eltern und meiner Söhne liegen. Ich spreche als Mensch, welcher entschlossen ist, wenn es notwendig ist, sein Leben zu opfern, wenn er nur damit seinen König vor diesem schicksalsschweren Fehltritte retten kann.

Der König (ins Wort fallend): Hören Sie, Vukaschin. Ich bin unerschütterlich entschlossen, Frau Draga zu hei-

Digitized by Google

raten. Beleidigen Sie mich nicht durch Angriffe auf diese Frau. Sie ist eine ehrliche Frau, nur ihre Feinde sprechen schlecht von ihr. Sie ist nicht unfruchtbar, wie Sie sagten. Sie hat bis jetzt bloß deswegen nicht geboren, weil wir keine außerehelichen Kinder haben wollten, aber ich bürge Ihnen dafür, daß ich innerhalb eines Jahres einen Sohn haben werde. Was die Differenz im Alter anbelangt, sie ist bloß acht Jahre älter wie ich, und Sie wissen, daß es in unserem Volke häufig vorkommt, daß der Mann jünger ist, als die Frau. Ich weiß, daß die Feinde diese Gelegenheit im Kampfe gegen mich und unsere Dynastie ausnützen werden, aber ich bin überzeugt, daß sie nie einen Erfolg haben werden. Sie sprechen als Freund, aber Sie werden erlauben, daß ich auch meine eigene Ueberzeugung habe. Die Ihrige ist auf Hypothesen aufgebaut, und die meine gründet sich auf Beweise. Ich will Ihnen gleich den Beweis liefern, daß Draga eine ehrliche Frau ist: Ich habe sie schon im Jahre 1894 kennen gelernt. Ihre Bescheidenheit, ihre Klugheit, ihr ganzes Benehmen haben mir gefallen, haben mir imponiert. Ich habe jede Gelegenheit ergriffen, mich ihr zu nähern, sie ist jeder solchen Gelegenheit ausgewichen. Als es mir schließlich glückte, mich in ihr Zimmer einzuschleichen, hat sie auf das energischste protestiert, und als ich ihr erklärte, ohne sie nicht leben zu können, hat sie mich einfach aus ihrem Zimmer gejagt, — mich, den König. So handelt nur eine ehrliche Frau. Die ganze Zeit, die wir zusammen in Biarritz zugebracht haben, hat sie mir nicht erlaubt, ihr näherzutreten. Erst viel später, als sie nach Belgrad kam und als sie sich überzeugte, daß ich wirklich ohne sie und ihre Liebe nicht leben kann, und als ich ihr die traurige Rolle gestanden habe, welche ich bis dahin in meinen Beziehungen zu weiblichen Personen gespielt habe, erst dann hat sie sich für mich g e o p f e r t. Und erst jetzt habe ich mich vollständig überzeugt, daß ich mit dieser Frau allein ein Mann bin. Ja ich bin tödlich in sie verliebt, ich kann ohne sie nicht leben, sie ist mein bester Ratgeber in allen wichtigen Angelegenheiten, so wie es bei der Ausführung Ihrer Einkommensteuer war. Noch im März dieses Jahres hat sie mir den Rat gegeben, mich auf die Seite der Kaufleute zu stellen, weil dann die Kaufleute für unsere Heirat gewonnen werden, und von Ihnen hat sie mir schon damals gesagt, daß wir auf Sie nicht rechnen dürfen. Die Intelligenz wird sich bald mit der vollzogenen Tatsache abfinden, und die Masse des Volkes wird überhaupt nicht gegen meine Heirat sein. „Jedes Wunder dauert nur drei Tage", sagt unser Sprichwort, und so wird es auch mit meiner Heirat sein. —

Vukaschin: Nur Ihre Feinde, Sire, werden sich freuen. Ihre Freunde werden verzweifeln. Ich bedauere, daß ich nicht imstande bin, alles auszusprechen, was ich jetzt fühle, um Ihnen zu zeigen, wie furchtbar und gräßlich die Gefahr ist, in welche Sie sich so blindlings stürzen wollen. Ihre Beichte, warum Sie nur mit Frau Draga glücklich zu werden glauben, erklärt mir bis zu einem gewissen Grade Ihren Entschluß; aber das ist nicht genügend, um deswegen die Dynastie und das Vaterland zugrunde zu richten. Um Ihnen zu beweisen, daß diese Schwäche, wenn sie faktisch besteht, sehr leicht zu beheben ist, mache ich Ihnen den Vorschlag, nur so lange dieses unglückselige Heiratsprojekt aufzuschieben, bis wir zwei eine Reise ins Ausland machen, denn dann werden Sie bald sehen, daß Sie Ihre Männlichkeit unterschätzt haben. Aber diese Frage ist nicht ernst genug, um sich bei ihr aufzuhalten; Hauptsache ist, daß diese Frau bewiesen hat, daß sie unfruchtbar ist. Das ist für mich so sicher erwiesen, daß ich hier mich verpflichte, das Kind, welches Draga gebären sollte, durch die ganze Stadt im Adamskostüm zu tragen, obwohl ich weiß, daß man mich dafür ins Narrenhaus einsperren wird. Damit auch Sie von der Unfruchtbarkeit dieser Frau überzeugt werden, mache ich folgenden Vorschlag: Lassen Sie sich j e t z t mit der Draga n i c h t trauen, leben Sie mit ihr weiter, so wie Sie bis jetzt gelebt haben, und wenn sie im Laufe eines Jahres irgend etwas Lebendiges gebären sollte, so verpflichte ich mich, über alle ihre sonstigen Mängel beide Augen zuzudrücken, und die Heirat zustande zu bringen. Wenn Sie sich aber überzeugen, daß die Draga unfähig ist, schwanger zu werden, geschweige denn ein Kind zu gebären, dann werden Sie sehen, daß sie keine Frau für Ew. Majestät ist. Wollen Sie auch diesen Vorschlag nicht annehmen, dann ist es tausendmal besser, überhaupt nicht zu heiraten, als Draga zur Frau zu nehmen.

Der König: Jetzt reden Sie so, und früher habt Ihr mich alle zur Heirat gedrängt.

Vukaschin: Wir haben alle dafür g e b e t e t, weil niemand von uns in den Sinn kommen konnte, daß Majestät eine solche Frau wählen wird. So eine Heirat wäre für die Dynastie und für Serbien ein größeres Unglück, als wenn Sie Ihr Leben lang unverheiratet blieben.

Alles war umsonst. Als ich sah, daß keine Gründe halfen, sagte ich, für eine solche Aktion wäre es notwendig, daß die ganze Regierung anwesend sei. Nun ist aber der Ministerpräsident auf Urlaub, man müßte ihn zurückrufen und dann soll der König vor der gesamten Regierung seine Absicht kundgeben. Darauf sagte der König wörtlich:

„I c h w i l l d i e S a c h e g e r a d e a u s f ü h r e n, s o l a n g e V l a d a n a u f U r l a u b i s t, d e n n i c h h a s s e d e n M a n n, i c h h a s s e i h n v o n d e m T a g e, a n w e l c h e m e r m e i n e n V a t e r g e f r a g t h a t, o b e r d e n T h r o n w i e d e r b e s t e i g e n w ü r d e, w e n n i c h o h n e T h r o n f o l g e r s t e r b e n s o l l t e."[1])

Noch lange hat der König über Vladan geschimpft und dann, zu mir gewendet, gesagt:

„Sie sind schuld, daß Vladan nach dem Attentate überhaupt Ministerpräsident geblieben ist. Wenn Sie mir damals gefolgt und die Regierung übernommen hätten, dann würde auch dieser Grund wegfallen und vieles andere wäre besser gewesen. . . ."

Ich fiel ihm ins Wort und sagte, es sei eine Sünde, wenn er Vladan angriffe, welcher sein treuester Freund und mir ein so guter Kollege ist, daß ich in meinem Beisein solche Sachen über ihn nicht hören will.

Der König sprang auf und sagte mir in drohendem Tone:

„Ich verbiete Ihnen, vor mir diesen Schurken zu nennen, und daß Sie sich nicht unterstehen, ihm irgend etwas von dieser Sache zu melden!"

Vukaschin: Ich muß, Majestät, meine Pflicht tun, und wenn sie mich auch das Leben kostet. Sobald ich das Palais verlassen haben werde, telegraphiere ich an den Ministerpräsidenten in Chiffren und werde ihn auffordern, zurückzukommen.

Der König: Das werden Sie nicht tun, das dürfen Sie nicht tun.

Vukaschin: Ich habe keine Furcht, Majestät. Noch eine Frage: Kennt König Milan Ihren Entschluß?

Der König: Nein. Jetzt habe ich ihm noch nichts gemeldet, denn . . . im Vertrauen: wenn voriges Jahr nicht das Attentat gewesen wäre, so wäre er noch Karlsbad gegangen und ich hätte schon damals ausgeführt was ich jetzt ausführen werde, gleichviel was die Folgen sind. Jetzt gibt es keine Macht der Welt, welche mich daran hindern kann. Mir ist es lieber ohne Krone mit Frau Draga zu leben, und zwar bloß mit 9000 Franken jährlich, als ohne sie mit der Krone und einer Zivilliste von 1,200,000. I c h h a b e i h r a l l e s g e g e b e n, w a s i c h b e s e s s e n h a b e, i c h h a b e i h r 500,000 F r a n k e n g e g e b e n, d a m i t s i e m i c h n i c h t v e r l ä ß t. Ich habe gewußt, auf welche Schwierigkeiten meine Heirat stoßen wird, und deswegen habe ich mich ihr ganz ausgeliefert, moralisch und materiell; und so habe ich sie in die Unmöglichkeit versetzt, mich z u v e r l a s s e n. Denn Sie müssen wissen, daß sie durchaus nicht einwilligen wollte, Königin zu werden. Ich allein weiß, welche Mühe ich gehabt habe, bis ich sie dazu gebracht habe, einzuwilligen. Und jetzt, wo es mir endlich gelungen ist, ihren

[1]) Diese Frage habe ich an König Milan n i e gestellt und konnte sie nicht stellen, weil er selbst unzählige Male erklärt hat, daß er der Geschichte angehört und daß er konstitutionell wie international für immer abdiziert hat.

Dr. V. G.

Widerstand zu brechen und meine Frau zu werden, ob ich König bin oder nicht, jetzt machen Sie mir Schwierigkeiten! Haben Sie denn kein Mitleid mit mir? Wollen Sie sich vornehmen, mich in die weite Welt hinauszustoßen? Denn davon können Sie vollkommen überzeugt sein, wenn ich mich als König nicht mit Draga trauen lassen kann, werde ich mit ihr Serbien auf immer verlassen. . . . Sie können sich hier eine halbe Stunde ausruhen, weil ich einige Leute in Audienz zu empfangen habe, aber das Palais dürfen Sie um keinen Preis verlassen. —

Der König verließ mich. Ich ging in den Hof, Luft zu schöpfen. Der erste Adjutant des Königs, Oberst Solarovitch, erblickte mich, grüßte und richtete an mich folgende Frage:

Solarovitch: Um Gottes willen, Herr Vukaschin, wie konnten Sie dem Könige versprechen, ihm zu helfen, daß er Draga Maschin heiratet?

Vukaschin: Wer hat dir diese Lüge gesagt:

Solarovitch: Soeben hat es mir der König selbst mitgeteilt.

Vukaschin: Dann, mit Verlaub, hat der König gelogen. Nicht bloß, daß ich ihm keine Hilfe versprochen habe, sondern gleich nach dem ersten Wort über seine Absicht, so zu heiraten, habe ich meine Demission gegeben und dann habe ich mich volle zwei Stunden angestrengt, um ihn von diesem Schritte zurückzuhalten. Ich bitte dich, Solarovitch, geh sofort zum König und sage ihm, daß du von mir selbst gehört hast, daß ich auf das entschiedenste gegen diese Heirat bin.

Solarovitch: Ich danke Ihnen, Herr Minister, daß Sie in einer solchen Frage diese Stellung eingenommen haben. Ich kann nicht sofort zum König gehen. Aber ich weiß schon seit langer Zeit, daß er nicht immer die Wahrheit spricht, besonders in seinen persönlichen Angelegenheiten. Ich begreife, daß er jetzt die Wahrheit, sagen wir, verdreht, weil es für ihn jetzt die Hauptsache ist, die Gegner zu entzweien, und das würde er erreichen, wenn sich die Freunde untereinander nicht verständigen würden. Deswegen ist es mir sehr lieb, die Gelegenheit ergriffen zu haben, mich mit Ihnen auszusprechen.

Vukaschin: Hast du was dagegen, wenn ich dem Könige vorhalte, daß er dir eine Unwahrheit gesagt hat?

Solarovitch: Aber gar nicht. Ich werde es ihm selber sagen, sobald ich ihn sehe. —

Jetzt gingen wir auf die Maßregeln über, welche man unternehmen könnte, um die Ausführung der unglückseligen Absicht zu verhindern. In der Reihe dieser Maßregeln stand obenan: Ausweisung von Draga aus Serbien und vollständige Isolierung des Königs im Palais. Der König hatte Solarovitch gesagt, daß er sich das Leben nehmen werde, wenn man ihn an der Trauung mit der Draga verhindern sollte — mir dagegen gedroht, daß er das Land mit ihr verlassen würde. Ich stellte Solarovitch die Frage, ob er mir garantieren könne, daß der König nicht imstande sein wird, Selbstmord zu begehen. Solarovitch gab mir zur Antwort, daß er alle Waffen aus der Nähe des Königs entfernen und ihn unter die Aufsicht einer Wache stellen wolle, welche auf jede Bewegung des Königs achtgeben werde. Diese Entschlossenheit des ersten Adjutanten gefiel mir, aber ich mußte mir gleichzeitig die Frage vorlegen: was dann, wenn der König die Ablösung seines ersten Adjutanten anordnet? In einem solchen Falle würde nicht nur der Plan vereitelt werden, sondern die furchtbarste Verantwortung denjenigen erwachsen, welche versucht hätten, ihn auszuführen. Deswegen sagte ich Solarovitch, er solle nur die Revolver des Königs ausleeren und alle Waffen aus seiner Nähe entfernen und mir es dann überlassen, über das Weitere nachzudenken.

In diesem Augenblick ließ mich der König zu sich rufen und ich stellte ihn sofort zur Rede, warum er Unwahrheiten über mein Gespräch mit ihm verbreitet habe? Der König wurde verwirrt, aber gleich darauf behauptete er, niemandem ein Wort von dem gesagt zu haben, was wir miteinander gesprochen hatten. Als ich ihm darauf sagte, was mir soeben Solarovitch erzählt hatte, brauste er auf, Er habe das nicht gesagt, Solarovitch müsse ihn schlecht verstanden haben, er werde ihn sofort rufen und die Sache aufklären. Ich schwieg. Dann fragte er, ob ich es mir überlegt habe und was ich jetzt denke. Ich sagte: Ich habe nachgedacht, wie ich es anstellen soll, um meinen König vor dem sicheren Untergang zu retten. Darauf wiederholte er kurz, er ziehe es vor, mit Draga zusammen zugrunde zu gehen, als ohne sie zu leben.

Ich bat den König inständigst, nicht bloß an sich zu denken: durch diesen Schritt ziehe er ja Millionen Menschen mit sich in den Abgrund und setze das Leben seiner besten Freunde und ihrer Familien aufs Spiel.

Der König: Wie alt sind Sie, Vukaschin?

Vukaschin: 54 Jahre.

Der König. Gut. Ich bin jetzt 24, somit sind Sie 30 Jahre älter wie ich. Ist es wahrscheinlich, daß ich länger leben werde wie Sie? Das ist wahrscheinlich. Nun, was geht Sie an, was nach Ihrem Tode geschehen wird? Und solange ich lebe, haben weder Sie, noch Ihre Familie irgend etwas zu befürchten.

Vukaschin: Es handelt sich nicht bloß um mich und meine Kinder, auch nicht bloß um die ganze jetzige Generation. Hier handelt es sich um die Zukunft Ihres Thrones und Ihres Volkes, um die Zukunft aller kommenden Geschlechter, welche auf dieser Scholle Erde leben sollen. In Staatsfragen darf man sich nicht auf einen so egoistischen Standpunkt stellen, wie ihn Ew. Majestät in dieser Frage eingenommen haben. Das Schicksal Ew. Majestät ist zu gleicher Zeit das Schicksal eines ganzen Volkes.

Der König: Gehen wir zum Nachtmahl.

Das Diner hat drei Viertelstunden gedauert. Der König war lustig, alle übrigen Anwesenden saßen wie zum Tode verurteilt da. Nach dem Diner gingen wir in den Rauchsalon. Der König verließ mich auf eine halbe Stunde. Als er zurückkehrte, entschuldigte er sich, daß er einen Brief habe schreiben müssen. Später habe ich erfahren, daß er mit dem Obersten Tsiritch, welchen er nach Karlsbad zu seinem Vater sandte, konferiert hatte. Der König setzte sich und fragte, was ich jetzt denke.

Vukaschin: Ich überlege, was ich jetzt vornehmen soll.

Der König: Wieso? Was wollen Sie vornehmen?

Vukaschin: Ich kann doch nicht mit gekreuzten Armen zusehen, wie mein König sich und seine Dynastie ermordet.

Der König: Das geht Sie nichts an. Sie sind nicht berufen, für die Sachen, die mich persönlich angehen, zu sorgen, und die Erhaltung der Dynastie ist meine Sache. Meine Heirat ist meine persönliche Angelegenheit. Wer hat sich in Ihre Heirat eingemengt? Sie haben die Frau genommen, welche Sie gewollt haben. So tun es alle Leute und so werde ich es auch tun.

Vukaschin: Ihre Heirat, Majestät, ist nicht ihre Privatsache, sie betrifft den Staat und das ganze Volk, und ich bin von Amts wegen berufen, alles Notwendige für den Schutz der Staatsinteressen in dieser Frage zu veranlassen.

Der König: Was denken Sie zu tun?

Vukaschin: Eine Ministerratssitzung einzuberufen, den Kollegen zu sagen, was ich von Ihnen gehört und was ich Ihnen geantwortet habe, und dann will ich die Sache dem Ministerpräsidenten und Ihrem Vater mitteilen.

Der König (sehr scharf): Das verbiete ich Ihnen.

Vukaschin: Melde gehorsamst, daß ich alles das, wenn nicht noch in dieser Nacht, gewiß morgen früh ausführen werde.

Der König verließ mich. Es war schon tief in der Nacht. Ich entschloß mich wegzugehen, ohne Abschied vom König zu nehmen. Da ich keinen Wagen hatte, wollte ich zu Fuß zu Andra gehen. Als ich aber bis zum Hotel „Paris" kam und sah, daß kein einziger Wagen zu finden war, und ebenso, daß ich in den paar Nachtstunden, welche mir zur Verfügung standen, alles Notwendige nicht ausführen konnte, ging ich nach Hause und brach vor Aufregung und physischer Erschöpfung zusammen."

Samstag, 8. Juli.

„Da Andra um 10 Uhr Audienz beim König hatte, berief ich die Sitzung des Ministerrats für 11 Uhr ein

Digitized by Google

und benützte die Zeit bis dahin, um an Vladan zu telegraphieren. Das Telegramm an König Milan hielt ich bis zum Nachmittag zurück, um vorerst zu sehen, was meine Kollegen beschließen würden und wie sich der König dem gegenüber verhalten werde. Um 11 Uhr habe ich die Sitzung des Ministerrates eröffnet und den Kollegen alles mitgeteilt, was zwischen dem König und mir vorgefallen war. Ich sagte ihnen, daß ich mündlich schon meine Demission gegeben sowie daß der König sie mündlich angenommen habe, und fragte die Kollegen, was sie selbst dächten. Alle erklärten sich mit mir einverstanden, und mit Andra, welcher jetzt beim König war, war das auch der Fall. Demgemäß forderte ich die Kollegen auf, sofort unsere gemeinsame Demission aufzusetzen und zu unterzeichnen. Gentchitch hatte schon seine Demission geschrieben und las sie uns vor. Wir acceptierten dieselbe; sie lautete:

„Nach den Mitteilungen, welche Ew. Majestät uns über Ihre Absichten betreffend Ihre Verheiratung mit Frau Draga Maschin gemacht haben, und nach den erfolglosen Versuchen unsererseits, Ew. Majestät von dieser unheilvollen Absicht zurückzubringen, haben wir gefunden, Sire, daß uns die weitere Dienstleistung als verantwortliche Minister Ew. Majestät unmöglich gemacht worden ist, und deswegen unterbreiten wir die allergehorsamste Bitte, Ew. Majestät möge unser Gesuch um Entlassung als königliche Minister, welches wir hiermit alleruntertänigst unterbreiten, zu genehmigen geruhen."

Während Zivan noch beim Abschreiben der Demission war, kam Andra, und so unterzeichneten wir alle die Demission und gingen ins Palais, um sie korporativ zu überreichen. Es war 11¾ Uhr vormittag. Der König wollte uns nicht empfangen und ließ uns durch den diensthabenden Adjutanten sagen, wir sollten alle zum Dejeuner bleiben. Wir gingen im Hof promenieren und beschlossen sofort, Gentchitch und Borivoj zu Draga zu schicken, mit der Aufgabe, sie dazu zu bewegen, selbst eine solche ungeheuerliche Heirat zu verhindern, und wenn sie nicht einwilligen sollte, sie sofort über die Grenze werfen zu lassen. Gentchitch und Borivoj gingen auch eiligst ab, um diesen Auftrag auszuführen. Andra übernahm es, nachmittags zum Metropoliten zu gehen und ihm zu sagen, er solle es nicht wagen, den König mit der Draga zu trauen, sonst habe er es sich selbst zuzuschreiben, was ihn dann erreichen wird.

Der König ließ uns in den Speisesaal rufen, wo er schon auf uns wartete. Als er nur uns fünf eintreten sah, fragte er mich sofort, wo Gentchitch und Borivoj wären? „Sie werden gleich kommen," sagte ich. Der König richtete dieselbe Frage an Andra, welcher zur Antwort gab, er wisse nicht, wo sie wären, aber sicherlich würden sie bald kommen. Der König wurde unruhig, stand auf, ging ins nächste Zimmer, kam zurück und gab dem Ordonnanzoffizier vom Dienste, Hauptmann Blaznawatz, den Befehl, festzustellen, wohin die abwesenden Minister gegangen seien. Blaznawatz ging weg, kehrte zurück und berichtete, sie wären in der Richtung der Krongasse gegangen. Der König gab den Befehl, man solle sie aufsuchen und sofort ins Palais bringen.

Mittlerweile kamen Gentchitch und Borivoj. Das Dejeuner war aber zu Ende. Der König ordnete an, ihnen etwas zu essen zu bringen. Nach zehn Minuten stand er auf, befahl uns sechs, in den Sitzungssaal des Ministerrates zu gehen, und nahm nur Gentchitch mit sich in sein Arbeitskabinett. Es verging nicht viel Zeit, als wir einen Höllenlärm hörten, aus welchem deutlich die Stimmen des Königs und Gentchitchs zu erkennen waren. Wir liefen alle hinein und fanden den König im Klosett und am Eingange desselben Gentchitch, beide in der furchtbarsten Aufregung. Ich bat sie, eine solche Auseinandersetzung zu unterbrechen, und wir zogen den König mit Gewalt in sein Arbeitskabinett zurück. Dort nahm ich das Wort und erklärte dem König, welcher sich wie ein Irrsinniger benahm, daß die Regierung ihre Demission gebe, und bat ihn dieselbe anzunehmen.

Der König riß mir die Demission zornig aus den Händen, überflog sie und sagte „dieses Wort *unheilvoll* muß gestrichen und durch ein anderes Wort ersetzt werden". Ich sagte: Wir werden das Wort „schicksalsschwer" hineinsetzen. Der König willigte ein, behielt aber die Demission in den Händen, und nachdem er ein wenig zu sich gekommen war, bat er uns, die Staatsgeschäfte weiter zu führen, bis er ein neues Ministerium haben werde. Ich sagte darauf, das wäre selbstverständlich, aber wir müßten ihn bitten, womöglich noch heute die neue Regierung zu bilden, weil wir unter keiner Bedingung zulassen könnten, daß er irgend etwas zur Ausführung seiner Absicht unternehme, solange wir noch die Staatsgeschäfte führen.

Der König brauste wieder auf und gab Andra einen Bogen Papier mit dem Befehl, ihn sofort in die Staatsdruckerei zu schicken. *Es war die Proklamation*, mit welcher er dem Volke meldete, *daß er sich mit Frau Draga Maschin verlobt habe.*

Andra wollte die Proklamation nicht in Empfang nehmen. Neuer Wutausbruch, in welchem der König unsere Demission in Stücke riß und auf den Boden warf, worauf er uns, ohne Abschied zu nehmen, wie im Sturm verließ, um direkt zu Draga zu eilen, während wir ins Ministerium zurückkehrten, um eine neue Demission zu schreiben; denn um keinen Preis konnten wir erlauben, daß diese Verlobung stattfinde, solange wir noch Minister waren. In der Sitzung schrieben wir zuerst folgende Einleitung:

„Wir haben heute morgen die Ehre gehabt Ew. Majestät folgende Demission zu unterbreiten:", stellten dann den Text der zerrissenen Demission, deren Stücke ich vom Boden aufgelesen hatte, wieder her, und schlossen folgendermaßen:

„Indem wir an den Gründen festhalten, welche wir die Ehre hatten, heute morgen Ew. Majestät auseinanderzusetzen, sind wir so frei, unsere Demission neuerdings zu unterbreiten, mit der Erklärung, daß es unmöglich ist, auch provisorisch als verantwortliche Minister Ew. Majestät die Staatsgeschäfte weiterzuführen, und bitten Ew. Majestät wiederholt, diese unsere Demission genehmigen zu wollen."

Mit diesem Zusatz wollten wir auf alle Fälle feststellen, daß wir nicht mehr Minister waren, als er sich mit Draga verlobte.

Erst um 4½ Uhr nachmittags kehrte der König ins Palais zurück, und erst dann konnte ich auch hingehen. Kaum war ich ins Zimmer getreten, als mir der König den Verlobungsring an seiner Hand zeigte und sagte, er wäre schon mit Draga verlobt. Darauf erwiderte ich ihm, daß nicht einmal gewöhnliche Sterbliche sich ohne Zeugen unter vier Augen verloben, und daß somit eine solche Verlobung gar keine Gültigkeit habe. Als ob ich gar nichts gesagt hätte, forderte mich der König auf, ich solle ihm zur Verlobung gratulieren. Ich gab zur Antwort, daß ich etwas, was nicht besteht, nicht berücksichtigen könne, und selbst wenn er sich nach allen Regeln verlobt hätte, könnte ich ihm leider zu so einer Verlobung nicht gratulieren. Er schwieg, und ich übergab ihm die Demission der Regierung mit der Bitte, dieselbe sofort anzunehmen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der König: Bevor ich über Ihre Demission eine Entscheidung treffe, fordere ich Sie als den Chef der Regierung auf, zu Frau Draga zu gehen und ihr im Namen der Regierung zu unserer Verlobung zu gratulieren.

Bukaschin: Wenn ich imstande wäre, zu so einer Verlobung zu gratulieren, so würde ich mit meinen Kollegen nicht gerade deswegen meine Demission gegeben haben. Ich werde es also nicht tun, nicht in meinem Namen, geschweige denn im Namen der Regierung.

Der König: Sie können über meine Verlobung denken wie Sie wollen, aber als Regierungschef dürfen Sie dieselbe nicht ignorieren. Ich verlange von Ihnen kategorisch, daß Sie meinen Befehl ausführen.

Bukaschin: Gotte bewahre, daß ich je so etwas tun könnte. Ich lasse mir eher beide Füße kleinhacken, bevor

Digitized by Google

ich einen solchen Schritt tue. Lassen Sie, Majestät, diese häßlichen Scherze, und unterschreiben Sie unsere Demission.

Der König: Also ganz einfach, Sie verweigern mir den Gehorsam?

Vukaschin: In diesem Falle ist es meine Pflicht.

Der König: Gut, dann werde ich die Demission nicht annehmen.

Vukaschin: In einem solchen Falle, Sire, wird in der Amtszeitung eine Erklärung der Regierung über alles was geschehen ist, erscheinen, und darin wird stehen, daß die Regierung abgetreten ist und daß sich das Land in einem regierungslosen Zustande befindet.

Auch das half nichts. Er verließ das Zimmer und ich nahm unsere Demission vom Schreibtische und steckte sie in meine Tasche. Bis 7½ Uhr habe ich im Billardzimmer gewartet. Da traten General Milovan Pavlovitch, Zivan Zivanovitch und Gjoka Stevanovitch ins Zimmer. Gleich darauf kam der König und wendete sich an Stevanovitch.

— Sind Sie mein Freund, Herr Gjoka?

— Ich bin es, Majestät. —

— Wenn Sie mein Freund sind, dann bitte ich Sie, in die Regierung des Herrn Nikola Christitch als Justizminister einzutreten.

— Ich werde es tun, Majestät — sagte Gjoka sofort.

Jetzt wendete sich der König an Zivan mit derselben Aufforderung.

— Ich würde — sagte Zivan — die mir angetragene Stellung annehmen, aber, Majestät, es ist mir sehr unangenehm, das zu tun, weil ich mit Herrn Vukaschin zusammen die Demission unterschrieben habe, und ich kann so lange nicht in eine neue Regierung treten, bis ich nicht von Herrn Vukaschin als bisherigem Regierungschef meiner Verpflichtung enthoben bin. —

Der König wendete sich sofort zu mir mit den Worten:

— So entheben Sie ihn doch! —

Mir blitzte der Gedanke durch den Kopf, daß man diese Gelegenheit beim Schopfe fassen müsse, um die Annahme unserer Demission zu erzwingen. Deswegen sagte ich:

— Wie kann ich, Majestät, Zivan entheben, wenn unsere Demission noch nicht angenommen ist? Solange Ew. Majestät in bezug auf die Demission der Gesamtregierung keine Entscheidung treffen, kann ich auch diesen Wunsch Ew. Majestät nicht erfüllen. —

— Wo ist Ihre Demission? —

— Hier ist sie, Majestät — und ich übergab dem König das Schriftstück. Der König setzte sich sofort zum Schreibtisch und schrieb auf die Rückseite unseres Entlassungsgesuches folgendes:

„Meine Herren! Indem ich Ihnen allen für Ihre bisherige Arbeit danke und diese Arbeit anerkenne, indem ich Sie ferner meiner Freundschaft versichere und Ihre Gründe begreife, nehme ich Ihre Demission an; aber ich reserviere mir das Recht, wenn es notwendig sein sollte, einzelne von Ihnen wiederum zu verwenden auf Grund des Rechtes, welches mir der Artikel 99 der Landesverfassung gibt.

8. Juli. Alexandre."

Nachdem ich das königliche Dekret gelesen hatte, steckte ich die Demission in meine Tasche, drehte mich gegen Zivan um, machte mit der Hand in der Luft das Zeichen des Kreuzes und sagte ihm:

Ich enthebe Dich.

— — — — — — — — — — — — — — — —

9. Juli 1900.

„Wissend, daß der alte Nikola Christitch, wenn er im Dienste ist, bereits um früh 8 Uhr in der Kanzlei ist, kam ich um diese Stunde ins Ministerium, um dem neuen Ministerpräsidenten die Geschäfte zu übergeben. Er erschien aber nicht. Um 10 Uhr kam in einer dienstlichen Angelegenheit der bulgarische diplomatische Agent zu mir, und von ihm habe ich erfahren, daß Nikola Christitch den Auftrag, eine neue Regierung zu bilden, dem König zurückgegeben hat. Dasselbe wurde mir darauf von Gjoka Stevanovitch bestätigt. Wir, die abtretenden Minister, sollen um 5 Uhr unsere Abschiedsaudienz beim König haben; sie wurde aber durch einen Brief des diensthabenden Adjutanten abgesagt. Um 7 Uhr abends kam eine Hofequipage und holte mich ins Palais. Der König empfing mich mit den Worten: „Was soll ich jetzt tun? Der verfluchte Alte hat mir die ganze Situation verdorben."

Nach dem Diner machte General Zinzar-Markovitch den Vorschlag, Jovan Avakumovitch mit der Bildung der neuen Regierung zu betrauen. Der König wies diesen Vorschlag ab und verlangte wieder, daß ich die neue Regierung bilde. Ich sagte, ich tue es nur unter zwei Bedingungen: erstens Verzicht auf diese Heirat, und zweitens muß Vladan zurückkommen, damit wir alle zusammen abtreten, — dann will ich die Mission übernehmen. Der König brauste wieder auf und verließ uns, so daß ich mit dem General allein blieb, und wir verabredeten uns rasch, daß keiner von uns die Mission übernimmt und wir uns gegenseitig bei der Ablehnung helfen. Als der König zurückkam, drängte er nun wirklich den General, die Mission zu übernehmen, ich aber sagte gemäß der Verabredung: wenn der König je an der Spitze der Armee einen verläßlichen Kommandanten brauchen sollte, so wäre es in diesem Momente. Und in der Verzweiflung bat mich nun der König, ihm um Gottes willen irgend jemand vorzuschlagen.

Förmlich im Anfall eines satirischen Gefühls nannte ich nun den Präsidenten des Appellationsgerichtshofs Alexa Jovanovitch. Der König sagte, das wäre ein Trottel. Ich gab ihm recht, aber — setzte ich hinzu und der General bestätigte es — glaubt denn der König, daß einer unserer besseren Leute unter solchen Verhältnissen die Mission übernehmen wird?

Der König bat uns doch noch, über andere Kandidaten nachzudenken, und verließ uns wieder. Wir setzten eine Liste auf, welche folgendermaßen lautete:

Alexa Jovanovitch Präsident und Justiz, Milosch Vassitch Krieg, Nastas Andonovitch Inneres, Duschan Spassitch Volkswirtschaft, Dragutin Velieskavitch Finanzen, und in der Tatsache, daß wir sie auf die Liste setzten, war zugleich unsere Schätzung dieser Persönlichkeiten enthalten.

Der König kehrte zurück. Als wir ihm die Liste gaben, warf er sie auf den Fußboden und rief, das wäre ein abscheulicher Scherz, den wir uns erlaubten. General Zinzar-Markovitch kam auf die Kandidatur von Avakumovitch zurück. Ich hasse ihn, sagte der König, wollte ihn aber doch berufen, wenn Zinzar-Markovitch Kriegsminister wird. Dieser erklärte sich bereit, unter der Bedingung, daß alle übrigen Minister angesehene Männer wären. Während sie weiter über die möglichen Kandidaten sprachen, schlief ich vor Erschöpfung auf meinem Sessel ein.

Der König weckte mich und drängte wieder in mich, daß ich die neue Regierung bilde. Lieber gehe ich in die Kasematten, antwortete ich. Gut, dann kommen sie auch wirklich ins Gefängnis, wenn sie mir nicht gehorchen, rief er wieder im schreiendsten Tone, und nun war mir schon wirklich alles eins. „Gut", sagte ich und stand auf, „ich gehe direkt ins Gefängnis, denn ich kann diese Tortur nicht länger aushalten" und damit ging ich ins Vorzimmer, zog meinen Ueberzieher an und ging schnurstracks hinaus.

Der König lief mir nach, meinen Namen laut rufend; ich blieb im Hofe stehen. Da nahm er mich unter den Arm nnd zog mich zurück ins Zimmer. Um Gottes willen, begannen wir nun, der General und ich, den König zu bitten, legen Sie sich doch wenigstens schlafen, Sire, denn es ist schon 2 Uhr nach Mitternacht. — Er wollte aber durchaus bis zum Morgengrauen die neue Regierung haben. Schließlich kamen wir überein, daß er es mit Steva Popovitch versuchen solle; und so entließ er uns um 2½ Uhr nach Mitternacht mit dem Befehl, morgen um 9 Uhr bei ihm zu sein."

Digitized by Google

10. Juli 1900.

„Um 9 Uhr war ich im Palais. Der König war bei Draga und kam erst um elf Uhr. Als er im Hofe vor dem Palais die Generale Milovan Pavlovitch und Lazar Lazarevitch erblickte, fing er zu schreien an: „Ihr wollt Generale sein? Ihr seid Memmen! Herunter mit dem Säbel! Herunter mit der Kokarde!" Ich lief hinaus und bat ihn um Gottes willen, nicht so zu sprechen vor der ganzen Palastwache, welche ins Gewehr getreten war; das sei ja eine wahre Schande ...

— Was, Schande — schrie er jetzt mich an — welche Schande? Angesichts solcher Leute?! —

Mit Gewalt zog ich ihn hinein. Seine Stimme war nicht mehr zu erkennen, so hatte sie sich verändert. „Steva hat nicht angenommen!" schrie er. „Da er mit Draga verwandt ist, habe ich ihn zu ihr gerufen, als ich ihm aber sagte, warum ich ihn gerufen habe, da sagte er: „Was für eine Draga? Ich danke!" Das sagte mir der Schurke! Noch dazu vor Draga in ihrem Zimmer! Der Schurke!"

Nachdem er zu sich gekommen war, sagte ich endlich, er solle zum Minister nehmen, wen er wolle, nur mich möchte er endlich fortlassen, denn ich hielt es nicht mehr aus. Und man darf es mir glauben, es war mir schon todübel. Nach drei Tagen und drei Nächten, welche ich in dieser Aufregung zugebracht, und wobei ich an 200 Zigaretten täglich geraucht hatte, spürte ich, daß mich die Herztätigkeit im Stiche lassen würde.

Der König erlaubte mir zu gehen. Ich ging ins Finanzministerium, um meine Privatpapiere zu holen; dabei bin ich in Ohnmacht gefallen. Als einen Halbtoten hat mich Sektionschef Bodi in meinen Wagen und dann nach Hause in den Weingarten gebracht. Ich legte mich sofort, drei Aerzte besuchten mich, verordneten mir Eisbeutel auf Kopf und Herz und empfohlen absolute Ruhe. Ich ließ Gentchitch, Andra und Atanazkovitch telephonisch zu mir bitten, und von ihnen erfuhr ich nun alles, was ich noch nicht wußte. Die unglaublichsten Versuche hatte der König gemacht, um zu einer neuen Regierung zu kommen, — vergebens! Er hatte den Adjutanten Bossitch angestiftet, beim Diner Gjoka Stevanovitch betrunken zu machen und ihn so zur Uebernahme der Bildung des Ministeriums zu bewegen, aber Gjoka wollte nicht trinken und wollte dann noch weniger Ministerpräsident werden. Den Zivan Zivanovitch bat der König **kniend**, die Mission zu übernehmen, aber selbst Zivan sagte Nein! Und den gleichen Mißerfolg hatte der König bei seinem Verwandten, dem General Anto Bogitchevitch. Gentchitch erzählte, daß die Draga, als er mit Borivoj bei ihr war, versprochen hatte, das Land zu verlassen, und daß sie nur um so viel Zeit bat, als sie brauchte, sich für die Reise vorzubereiten, während dieser Zeit versprach sie, bei einer Verwandten verborgen zu sein."

— — — — — — — — — — — — — — — —

12. Juli 1900.

„Um 7 Uhr morgens meldet Gentchitch, daß die neue Regierung unter dem Präsidium Alexo S. Jovanovitch gebildet worden ist — dieselbe Ministerliste, welche ich aus Galgenhumor aufgesetzt und welche König Alexander auf den Fußboden geworfen hatte. Die paar neuen Namen waren von demselben Kaliber. Um 8½ Uhr habe ich den Dienst in beiden Ressorts übergeben. Um 11 Uhr hat der König das Offizierkorps empfangen, aber jetzt, wo er eine Regierung hatte, wollte er die Meinung seiner Offiziere gar nicht anhören, sondern er hat ihnen den militärischen Schwur, den sie geleistet hatten, vorgelesen und hat ihnen dann einfach den Rücken gekehrt. Nachmittags waren große Menschenmassen in Toptschider, und auch ein Diener von mir war dabei; dieser berichtete mir, daß der König vor der versammelten Menschenmenge furchtbar über uns, die gewesenen Minister, geschimpft habe. Ich ging in die Stadt, alle Welt grüßte demonstrativ, die Freunde gratulierten zu unserer Haltung. Sonst war es in der Stadt, **als ob gar nichts vorgefallen wäre**."

Bücher und Zeitschriften.

Psychiatrie und Pädagogik. Von **Wanke**. (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. XXXIII.) Wiesbaden, Bergmann 1905.

Den Begriff Pädagogik faßt Verfasser mit Recht weiter, als es gewöhnlich geschieht. Er läßt sie mit dem Eintritt ins Leben beginnen und über erste Kinder- und Schulzeit in die Lehr-, Studenten- und Militärjahre und „alle weiteren möglichen pädagogischen Verhältnisse" sich erstrecken. Alles, was die Pädagogik auf dem Gebiete der Seelenheilkunde leisten muß und soll, will Wanke unter dem Begriff Psychagogik verstanden wissen. Diese hat dreierlei Aufgaben: als rein geistige Hygiene für Erhaltung von Gesundheit und Leistungsfähigkeit des Geistes zu sorgen, dem Affektleben des Menschen Aufmerksamkeit zu schenken, auf richtige und frühzeitige Erkenntnis von psychischen und nervösen Erkrankungen bedacht zu sein. Nach diesen drei Gesichtspunkten spricht Verfasser die Kinder-, Schul- und Militärzeit durch und die jedem einzelnen Altersabschnitt eigenen Gefahren für das geistige Leben, auch öfters an Beispielen und kleinen Charakterzügen zeigend, worauf die mit der geistigen Erziehung Betrauten zu achten haben, wie jedes Individuum eigentlich individueller Behandlung bedarf, wie jeder Erzieher, wenn nicht etwas Psychiater, so doch Psychologe bezw. Psychagoge sein sollte. Damit, daß in dieser Hinsicht Belehrung durch populäre Schriften und Vorträge geschaffen werden sollte, kann man sich völlig einverstanden erklären, weniger mit dem Vorschlag, allgemein in großen psychiatrischen Anstalten gesellige Feste in Gegenwart von Laien, Verwandten und Freunden der Kranken zu veranstalten und noch weniger mit der Vorstellung passender Fälle in öffentlichen Versammlungen, wenn auch die Demonstrationen dem Laienstandpunkt angepaßt würden.

Dr. **Doernberger**.

---

* **Das Technolexikon des Vereins Deutscher Ingenieure** (kurzer Bericht über den Stand der Arbeiten Juni 1905). An diesem 1901 begonnenen allgemeinen technischen Wörterbuche für Uebersetzungszwecke (in den drei Sprachen Deutsch, Englisch und Französisch) arbeiten jetzt rund 2000 in- und ausländische Firmen und Einzelpersonen mit. Bis jetzt sind 2,700,000 Wortzettel gesammelt worden. Dazu kommen noch weitere Hunderttausende von Wortzetteln, die sich aus denjenigen Originalbeiträgen der Mitarbeiter ergeben, die bis jetzt noch nicht bearbeitet sind. Die Beiträge wurden seit Ostern 1904 eingefordert und sind größtenteils schon eingelaufen (bis Juni 1905 im ganzen 1480 Merkhefte). Zu jeder weiteren Auskunft ist der leitende Redakteur gern bereit. Adresse: Technolexikon, Dr. **Hubert Jansen**, **Berlin** (NW. 7), Dorotheenstraße 49.

Allgemeine Rundschau.

Kleinere Mitteilungen.

* **Germanisches Nationalmuseum.** Am 18. Juni ist die Sammlung deutscher Volkstrachten und Bauernaltertümer im Germanischen Museum dem allgemeinen Besuch zugänglich gemacht worden. Die Abteilung der bäuerlichen Altertümer, deren erster Teil, die Bauernstuben, vor 3 Jahren eröffnet wurde, ist damit vollständig geworden. Das Museum verdankt diese neuen Teile der Sammlung fast ausschließlich der eifrigen und umsichtigen Tätigkeit eines altbewährten Freundes und Gönners, der im Benehmen mit Geheimrat von Essenwein vor 14 Jahren seine Tätigkeit diesem Sammlungsgebiet zugewendet hat.

Die modernen Produktions- und Verkehrsverhältnisse haben auch auf die Lebensführung der Bauern umgestaltend eingewirkt, und es ist unvermeidlich, daß nicht nur die Tracht, sondern auch die Wohnung und die übrigen Lebensverhältnisse des Landvolkes in nicht ferner Zukunft ganz andere

sein werden, als sie in den letzten Jahrhunderten gewesen sind. Der Umwandlungsprozeß ist schon im vollen Gange, sollen die Kunstdenkmäler dieses Gebietes der Kenntnis der Nachwelt erhalten werden, so hat die letzte Stunde, sie zu sammeln, geschlagen. Vollständigkeit kann nur für beschränkte Gebiete in provinziellen Sammlungen erreicht werden. Eine Sammlung, welche wie das Germanische Museum das ganze Gebiet der deutschen Kultur umfaßt, muß sich auf die Auswahl beschränken. Was im Germanischen Museum vereinigt ist, bietet einen Ueberblick über die Wohnweise, das Mobiliar, Gefäße und Geräte, letztere nur im beschränkten Umfang; in großer Reichhaltigkeit dagegen die ländliche Tracht. Diese Sammlung füllt einen großen Saal vollständig und zeigt die verschiedenen Typen der Männer- und Frauentracht an 353 bekleideten Figuren, Halbfiguren und Büsten. Sie gewähren ein lebensvolles Bild von dem Reichtum und der Anmut der deutschen Volkstrachten. Die Figuren sind mit größter Sorgfalt in ihrer Haltung, wie in ihrer Kleidung behandelt. Neben den vollständigen Kostümen sind dann noch einzelne Stücke, Hauben, Hüte, Mieder u. s. w. in reichster Fülle aufgestellt. Eine sehr umfassende Sammlung zeigt die in den verschiedenen deutschen Landen gebräuchlichen Schmuckformen. In gleich reichhaltiger und glänzender Weise sind die Volkstrachten nirgends vereinigt und aufgestellt. Die Sammlung bietet nicht nur dem Forscher das reichste Studienmaterial, sondern ist in ihrer reichen und glänzenden Ausstattung ein Hauptanziehungspunkt des Germanischen Museums geworden, der jedem Besucher Genuß und Anregung bietet.

* Eine Kulturgeschichte des Hellenismus, die nahezu vollendet ist und nur noch geringfügiger Ergänzungen bedarf, hat, nach einer Mitteilung der Vossischen Zeitung, der unlängst in Leipzig verstorbene Professor der klassischen Philologie und alten Geschichte Dr. Kurt Wachsmuth als Manuskript hinterlassen. Der Veröffentlichung dieser wissenschaftlichen Hinterlassenschaft darf mit Interesse entgegengesehen werden.

H. Professor Jules Nicole, der ausgezeichnete Ordinarius der griechischen Philologie an der Genfer Universität, hat der Genfer Oeffentlichen Bibliothek die Papyrushandschrift geschenkt, woraus er die großes Aufsehen erregenden Fragmente einer Komödie Menanders veröffentlicht hat. Von privater Seite wurden dem Donator 1000 Franken zur Verfügung gestellt, um weitere ähnliche Ankäufe für die Genfer Bibliothek zu machen.

* Die 50. allgemeine Versammlung der Deutschen geologischen Gesellschaft wird vom 12. bis 16. August d. J. in Tübingen abgehalten. An die Sitzungstage schließt sich eine viertägige Exkution in die Alb an; eine solche in den Schwarzwald ist auf die Zeit vom 11. bis 13. August gelegt.

* Preisverleihung. Die Pariser Académie des Sciences morales et politiques verlieh dem französischen Gelehrten Vallery-Radot für seine Biographie Pasteurs den Prix Corday. Dieser akademische Preis besteht in einer lebenslänglichen Jahresrente von 250 Frcs.

* Todesfall. In Upsala ist am 18. Juni der Professor der Chemie an der dortigen Universität Theodor Cleve gestorben. Außer auf seinem Spezialgebiete hat dieser Gelehrte auch in der Geologie, Botanik und Zoologie Hervorragendes geleistet.

❧

Hochschulnachrichten.

hc. Göttingen. Auf Grund einer Schrift: Das Beiwerk auf den ostgriechischen Grabreliefs" und einer Probevorlesung „Der Rundbau bei Griechen und Italikern" habilitierte sich Dr. phil. Ernst Pfuhl in der philosophischen Fakultät der Göttinger Universität als Privatdozent für klassische Philologie.

dr. Jena. Eine Abordnung der Universität Jena überreichte am 24. Juni dem Herzog von Sachsen-Meiningen auf der Feste Heldburg das Diplom der ihm am Schiller-Tage verliehenen Würde eines philosophischen Ehrendoktors. Die Abordnung bestand aus dem Dekan der philosophischen Fakultät Geh. Hofrat Prof. Dr. Thomas und Geh. Hofrat Prof. Dr. Goetz.

hc. Wien. Im Alter von 58 Jahren ist am 21. d. M. in Wien der Physiologe o. Professor an der dortigen Tierärztlichen Hochschule und Privatdozent an der Universität Dr. med. Johann Latschenberger gestorben. Von 1876 bis 1885 war er a. o. Professor in Freiburg i. Br.

hc. Bern. In der juristischen Fakultät der Universität Bern ist Dr. jur. Ottfried Nippold als Privatdozent für internationales und vergleichendes Handels- und Verkehrsrecht aufgenommen worden. Nippold war bereits als akademischer Lehrer in Japan tätig. Er ist ein Sohn des Jenaer Kirchenhistorikers Professor Dr. Fried. Nippold.

Für d. Inseratenteil verantwortl. i. V.: H. Waßmann, München.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger Stuttgart und Berlin

Hermann Lingg:

Gedichte
Miniatur-Ausgabe
Band 1. Gebunden M. 3.—
„ 2. „ „ 3.—
Oktav-Ausgabe
Band 2. Gebunden M. 4.—
„ 3. „ „ 4.—
Die Völkerwanderung
Epos.
Gebunden M. 7.—

Jahresringe
Neue Gedichte. Mit Porträt des Dichters, von Lenbach
Gebunden M. 6.—

Schlußrhythmen und neueste Gedichte
Gebunden M. 4.—

Dramatische Dichtungen
Geheftet M. 4.— Gebunden M. 5.—
Inhalt: Die Catilinarier. Trauerspiel. — Korsar und Doge. Trauerspiel. — Die Bregenzer Klause. Schauspiel. — Die Frauen Salonas. Tragödie. — Clytia. Szene aus Pompeji. — Högnis letzte Heerfahrt. Nordische Szene.

Dramatische Dichtungen. Neue Folge
Geheftet M. 4.— Gebunden M. 5.—
Inhalt: Die Athener. Drama. — Nach der Lesbee. Trauerspiel. — Agrippina. Dramat. Gedicht. — Berthold Schwarz. Dramatisches Gedicht. — Der Herr des Feuers. Dramatisches Gedicht. (1894c)k

Violante
Trauerspiel in fünf Aufzügen. Geheftet M. 2.—
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Beim Einfordern von
Prospekten, Broschüren und Auskünften
wolle man sich gefl. auf die
Münchener
Allgemeine Zeitung
berufen. (f)

Federgewandte Hilfskraft,
redaktionell erfahren u. bestens empfohlen, sucht auf Herbst Mitarbeiter- od. Redakteurposten bei Zeitungsverlag oder Kunstinstitut. Gefl. Offerten sub „Journalist 7642" an die Expedition d. Blattes erbeten. (k)

Jahrgang 1905. München, Mittwoch, 28. Juni. Nummer 146.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Technische Briefe.

XIX.

Krematorien.

In den Wohlfahrtseinrichtungen, die die Gesundheitstechnik zur Verbesserung der äußeren Lebensführung der auf einem kleinen Raum zusammengedrängt wohnenden Großstädter verlangt, gehört die Beseitigung und Entfernung aller Fäulnisstätten, durch welche das Wasser und die Luft für die Nutznießung durch Menschen vergiftet werden können. Wenn auch die von Pettenkofer angenommenen Gefährdungen für die Gesundheit der Menschen durch Verunreinigungen des Bodens und des Wassers sich zum Teil als übertrieben herausgestellt haben, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß die inmitten von Ortschaften um die Kirche herum angelegten Friedhöfe vielfach die direkte Ursache der Verschlechterung des Brunnenwassers gewesen sind, und daß auch die heutigen, in weiterer Entfernung von den Wohnstätten liegenden Kirchhöfe, namentlich bei Epidemien, unter Umständen große Gefahren für die Gesundheit in sich bergen. Dazu kommt die Kostspieligkeit der Friedhöfe in größeren und großen Städten, die Unmöglichkeit, das Terrain viel besser ausnutzen zu können, und die große Unbequemlichkeit, mit der die Besucher infolge des oft stundenlangen Weges rechnen müssen. Es ist aus diesen Gründen nicht zu verwundern, daß in neuerer Zeit an vielen Orten Krematorien entstanden sind, in denen die menschlichen Leichen ohne jede Gefahr für die Verschlechterung der Luft, des Bodens und des Wassers und bei absoluter Beseitigung jeder Ansteckungsgefahr vollständig zu Asche verbrannt werden, ohne daß das religiöse oder ästhetische Gefühl nur einigermaßen frei denkender Leute dabei verletzt wird.

Die Feuerbestattung an sich ist nichts Neues und Modernes, wie die Weltgeschichte von Anfang an lehrt. Erst durch das spätere Christentum, durch die Lehre von der Auferstehung des Fleisches, ist die Leichenverbrennung verpönt worden, und dem gewaltigen Einfluß der Kirche ist es zuzuschreiben, daß das Gefühl für das Erhabene der Feuerbestattung im Volke vollständig verloren ging und jede andere Art der Bestattung als die durch die Kirche vorgeschriebene Beerdigung als sündhaft und unvereinbar mit der christlichen Religion angesehen wurde. Auch heute ist es gerade die Geistlichkeit, welche die moderne Feuerbestattung energisch bekämpft, ohne indessen die rasche Ausdehnung und Verbreitung derselben aufhalten zu können. Juristische Bedenken gegen die allgemeine Einführung der Leichenverbrennung können heutigestags kaum noch erhoben oder anerkannt werden. Der Prozentsatz der gerichtlichen Exhumationen zum Zweck der Feststellung von Verbrechen, insbesondere Vergiftungen, ist verschwindend gering, auf 700,000 Todesfälle kaum 1—2, und dann sind die gewonnenen Resultate noch mehr als zweifelhaft. Die Medizin tritt sogar vielfach energisch für die Feuerbestattung ein, und da auch die technische Seite der Frage als befriedigend gelöst bezeichnet werden kann, so erscheint die allgemeine Einführung nunmehr nur als eine Frage der Zeit, wenn dieser Zeitpunkt auch noch nicht gerade sehr nahe liegen mag.

In Italien ist man mit der modernen Leichenverbrennung am frühesten vorgegangen. 1875 war in Mailand ein Ofen bereits im Betrieb. Es folgten fast alle Länder Europas, Amerika blieb nicht zurück, und auch Australien, sowie China und Japan haben Krematorien neuesten Systems errichtet. Nur Deutschland ist in den ersten Jahren der Wiedereinführung der Feuerbestattung gegen die anderen Länder zurückgeblieben, trotzdem bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Jakob Grimm die Vorzüge und die Erhabenheit der Feuerbestattung dargelegt hatte.

Damals machte die technische Ausführung der Leichenverbrennung noch erhebliche Schwierigkeiten. Bei der Verbrennung der menschlichen Leichen handelt es sich um eine vollständige Durchführung des Verbrennungsprozesses. Der hohe Gehalt an freiem und gebundenem Wasser in den organischen Geweben ist der Hauptgrund der schweren Verbrennbarkeit. Diese läßt sich nur durchführen, wenn die Temperatur der Verbrennungsluft die richtige Höhe hat. Je heißer die zugeführte Luft ist, desto vollkommener wird die Verbrennung, und es wird dadurch nicht nur die Bildung von Rauch und Ruß und das Entstehen übelriechender Gase verhindert, sondern auch ein hoher Heizeffekt, also ein rationeller Betrieb erzielt. In der ersten Ausführung in Deutschland, bekanntlich dem Krematorium in Gotha, ist mit Hilfe des Siemensschen Regenerators[1]) die indirekte Verbrennung, d. h. das Verbrennen mittels hoch erhitzter reiner Luft, durchgeführt worden. Dieser Ofen besteht in der Hauptsache aus dem Gaserzeuger, in dem der Brennstoff (Kohle) durch ein Schwelfeuer vergast wird, dem Gaszuleitungskanal, aus der räumlich von den ersteren getrennten Vorwärmekammer (Regenerator) und aus der eigentlichen Verbrennungskammer, mit Tonrost, Aschenfang und dem Schornstein. Nachdem die Gaserzeugung eingeleitet ist, strömt das Gas in den unteren Teil des Regenerators, woselbst es sich mit der einströmenden Luft vermischt und bei hohen Temperaturen verbrennt. Die

[1]) Ein aus feuerfesten Steinen aufgemauerter Schacht, der schachbrettartig mit feuerfesten Steinen derart ausgesetzt ist, daß neben einer großen Oberfläche viele Kanale für Flammen, Gas und Luft gebildet werden.

Digitized by Google

Flamme durchstreicht den oberen Teil des Regenerators und gibt die gesamte Hitze an die Füllmasse desselben ab. Die Gase entweichen fast vollständig abgekühlt. Nach einigen Stunden, wenn der Regenerator in seiner ganzen Höhe hellrot geworden ist, wird der Sarg — auf mechanischem Wege — auf den Tonrost befördert, der Gaszufluß abgesperrt und von außen Luft in den Regenerator eingelassen. Diese Luft erwärmt sich hier bis zur Temperatur der Füllmasse, zieht durch den oben genannten Rost hindurch ab und umspült auf diese Weise die Leiche von allen Seiten, wodurch ein rascher und vollkommener Zerfall der organischen Gewebe erzielt wird. Die Aschenteile fallen durch den Rost in das Aschgefäß und die abziehende Luft wird zur Vorwärmung der in den Regenerator eingeleiteten Außenluft verwandt. Durch ein Schauloch kann der Gang der Verbrennung verfolgt werden. Zur vollkommenen Verbrennung ist die Zeit von etwa 1¼ Stunden erforderlich und die Temperatur beträgt hierbei etwa 800 Grad Celsius.

Neue Ausführungen werden nach diesem System nicht mehr hergestellt. Man hat der Vereinfachung und des besseren Erfolges halber die Gasleitungskanäle zwischen Gaserzeuger und Verbrennungsraum, sowie den besonderen Regenerator in Fortfall gebracht und den letzteren durch die Wände der Verbrennungskammer selbst gebildet. Zur Verbrennung werden also jetzt die Heizgase direkt herangezogen. Ferner ist eine besondere Luftvorwärmekammer eingeschaltet, in welcher die in den Regenerator eintretende Verbrennungsluft auf etwa 400 Grad vorgewärmt wird. In diesem Zustande vereinigt sie sich mit den Gasen des Heizraumes und tritt, auf 1000 Grad erhitzt, in den Verbrennungsraum, wo sie ebenso wirkt wie vorher.

Die Vertreter dieses Prinzips, das in der Anlage und im Betriebe billiger ist, sind der von Beeck in Offenbach a. M. verbesserte Klingenstiernasche und der Schneidersche Ofen. Bei letzterem ist unter dem Rost noch eine Wasserpfanne aufgestellt. Durch die vom Rost rückstrahlende Wärme wird das Wasser verdampft, und der sich bildende Wasserdampf wird samt der heißen Regeneratorluft eingesaugt. Hierdurch wird die Wirkung des an sich nicht wärmeentwickelnden Stickstoffs der Luft herabgemindert und das wertvolle Wasserstoffgas erzeugt, wodurch sich unter gewissen günstig gewählten Verhältnissen eine Verbesserung des Nutzeffekts erzielen läßt.

Mit dem Hauptbestandteil, dem Ofen, ist es bei einer Leichenverbrennungsanlage aber noch nicht getan. Es muß auch für eine würdige Umgebung oder Einfassung derselben gesorgt werden. Es muß, vollständig getrennt vom eigentlichen Verbrennungsraum, eine Halle vorhanden sein, in welcher der Sarg aufgebahrt und die Bestattungsfeier vorgenommen wird, es muß eine Einrichtung getroffen sein, um den Sarg von der Halle nach dem Ofen hin zu befördern, und es ist erwünscht, daß sich an das Krematorium ein Raum zum Beisetzen der Urnen anschließt. Die Halle mit den weiteren Räumlichkeiten, dem Amtszimmer für den Geistlichen, dem Sezierzimmer, der Leichenkammer, dem Zimmer für den Heizer und Bedienungsmann u. s. w., ist lediglich Sache des Architekten. In den meisten Fällen sind die bautechnischen Ausführungen des Schornsteins mehr oder minder maßgebend für den Gesamtbau. Da ein einfacher, freier Schornstein auf die Beteiligten den Eindruck des Fabrikmäßigen, Werktäglichen macht, mußte man, um der weiteren Verbreitung der Krematorien nicht hinderlich zu sein, Formen finden, die den eigentlichen Zw[eck] des Krematoriums nicht ohne weiteres erkennen lasse[n], vielmehr den Eindruck hervorrufen, als ob es sich um eine der bekannten Kapellen handelt. Diese Aufgabe ist in hervorragender Weise als gelöst zu bezeichnen. Wir haben eine Reihe von Ausführungen, die in ihrem Aufbau und der inneren Einrichtung den Gefühlen der Leidtragenden in vollem Maße Rechnung tragen, und bei denen alles Verletzende und Störende geschickt vermieden ist.

Ist die vorgeschriebene Höhe des Schornsteins nicht zu groß, so kann er, wie z. B. in Mannheim, Mainz u. s. w., in das Innere der Gebäude verlegt werden und bildet dann eine der Säulen des Bauwerks. Bei dem Krematorium in Hamburg, bei dem diese Ausführungsform infolge der zu großen Höhe nicht möglich war, ist eine äußerst gelungene Lösung dadurch entstanden, daß er als Zinnenturm ausgebildet ist, so daß ein kirchenartiger Eindruck hervorgerufen wird.

Daß auch auf die Innenarchitektur, die würdige und nicht zu düstere Ausgestaltung der Halle selbst entsprechend Rücksicht genommen ist, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. Ebenso oder noch wichtiger für die Schonung der Gefühle der Leidtragenden ist die Art und Weise, wie der Sarg aus der Trauerhalle in den Ofen befördert wird. Wo die Verhältnisse es gestatten, hält man dabei an dem Gedanken der Erdbestattung fest, daß die leibliche Hülle des Entschlafenen vor den Augen der Leidtragenden versinkt. Der Sarg ruht auf einem erhabenen Katafalk in der Halle und verschwindet nach Beendigung der Feier ganz langsam und geräuschlos unter dem Boden der Halle. Die Katafalköffnung schließt sich und der Sarg ist den Blicken der Hinterbliebenen ebenso für immer entschwunden, als ob die Gruft zugeworfen worden wäre, nur daß das ruckweise Herablassen des Sarges in die Gruft und das hohlige, beleidigende Auftreffen der Erdschollen auf den Sargdeckel vollständig vermieden ist.

Die Maschinerie, die das Versenken besorgt, muß natürlich geräuschlos arbeiten, weil sonst leicht der Eindruck des Fabrikmäßigen entsteht. In der Mainzer Anlage dient diesem Zweck ein hydraulischer (Oel-) Aufzug. Die Pritsche, worauf der Sarg ruht, ist direkt auf dem Tauchkolben befestigt, der unter einem Preßdruck von 20 Atmosphären arbeitet. Dieser Druck wird durch eine von Hand betriebene Oelpumpe erzeugt. Oel ist dem Wasser vorzuziehen, wegen der geringeren Gefahr des Einfrierens im Winter bei den bis jetzt noch unvermeidlichen Betriebspausen.

Die mechanischen Aufzüge, die, wie z. B. in Gotha, mittels Rollenzügen betrieben werden, sind nicht so geräuschlos und einfach, wie die obige Ausführung; mit der Heb- und Senkvorrichtung läßt sich auch die Vorrichtung zum Oeffnen und Schließen der Ofentüre in einfacher Weise verbinden.

Wenn die Bestattung aber in der oben geschilderten Weise vor sich gehen soll, ist es erforderlich, daß der Ofen tiefer liegt als die Halle, zu der dann einige Stufen führen müssen. Nicht überall ist diese Ausführungsform möglich, hauptsächlich wegen der Grundwasserverhältnisse. Wo angängig, soll man aber die Versenkungen ausführen, weil diese eben den Verhältnissen am besten Rechnung tragen. Der Einwand, daß die sich bildenden Kohlensäuregase gefahrbringend von unten nach oben dringen könnten, kann nicht stichhaltig sein, da diese Gefahr durch eine gute Abdichtung, sowie durch Lüften sicher behoben werden kann. Eine Lüftung ist für den Ofenraum, die Leichenhalle und den Sezierraum so wie so erforderlich und für die Trauerhalle auch noch aus dem Grunde erwünscht, um den betäubenden Blumenduft zu entfernen.

Die meisten Krematorien sind ferner mit einer Heiz- und Beleuchtungsanlage ausgerüstet, wenn auch der Betrieb zur Zeit noch nicht ein derartiger ist, daß man mit dem Tageslicht nicht auskommen könnte.

Zur Erleichterung des Verbrennungsprozesses selbst ist aller nicht unbedingt erforderliche Beirat streng zu vermeiden. Am billigsten wäre es, wenn man die Leiche ohne Sarg auf den Rost legte. Dieses Verfahren entspricht aber nicht dem von vornherein maßgebenden Grundsatze, daß die Gefühle der Leidtragenden unter allen Umständen möglichst geschont werden müssen. Dieser Bedingung genügt es vielmehr, wenn die Leiche bei der Verbrennung im Sarge verbleibt. Dann müssen an den Sarg aber einige Anforderungen gestellt werden, damit auch seine vollständige Einäscherung ohne zu viele Rückstände erfolgen kann. Ein Holzsarg soll nur aus ganz dünnem Tannen- oder Pappelholz angefertigt werden, alle Metallbeschläge sind zu vermeiden, und zum Zusammenfügen der Bretter sind nur Holznägel, auch aus weichem Holz, zu verwenden. Metallsärge bestehen aus nur 1 Millimeter starkem Zinkblech. Um Deformationen während des Transportes, besonders auf

Digitized by Google

der Eisenbahn, zu vermeiden, wird ein fester Ueberjarg erforderlich, in den der eigentliche Sarg mit Gurten hineingelassen wird, die in dem Vorraum des Ofens gleich zum Herausnehmen des eigentlichen Sarges dienen. In den Sarg selbst dürfen auf Draht befestigte Blumen nicht hineingelegt werden, weil der Draht der fraglichen Hitze widersteht, auch darf die Leiche nicht auf Federkissen gelegt, sondern nur auf Holzwolle oder Sägespänen gebettet werden. Die Bekleidung ist möglichst leicht zu halten.

Was nun die direkten Kosten der Verbrennung anbelangt, so stellen sie sich viel billiger, als allgemein angenommen wird. Bei einem Preis von 1 M. pro 50 Kilogramm Koks und einem Verbrauch von 450 Kilogramm für die erste Verbrennung beträgt der Preis nur 9 M. Hierzu sind hohe Amortisationskosten, Gehälter u. s. w. hinzuzurechnen, so daß, abgesehen von der kirchlichen Feier, im allgemeinen für eine Leichenverbrennung 60 M. verlangt werden. Was die Feuerbestattung zur Zeit noch so teuer macht, das sind die hohen Transportkosten der Leiche zum nächsten Krematorium. Von Berlin zum Beispiel, das bedauerlicherweise immer noch kein Krematorium besitzt, verteuert der Transport nach Hamburg die Feuerbestattung derart, daß die einfachste Form derselben etwa 400 Mark beträgt.

Sind aber erst genügend viele Krematorien vorhanden und ist das Vorurteil weiterer Kreise gegen die Leichenverbrennung so weit überwunden, daß die Oefen im Dauerbetrieb bleiben können, so wird es auch dem Nichtbemittelten vergönnt sein, sich durch Feuer bestatten zu lassen — unbedingt ein viel sympathischerer Gedanke, als den langsamen Verfall des Körpers der Tätigkeit der niederen Lebewesen zu überlassen.

E. Wrobel.

Medizinisch-kunstgeschichtliche Betrachtung der Seitenwunde Christi.

Von Prof. K. Baas (Freiburg i. Br.).

Solange die junge Gemeinde Christi noch klein war und bekämpft wurde von den entgegenstehenden Gewalten des Heidentums, solange noch die Kreuzigung nicht nur an ihren Mitgliedern, sondern auch als entehrende Strafe an Räubern und Mördern vollzogen wurde, so lange konnte begreiflicherweise das Leiden Jesu von denen, die ihm anhingen, als zu bildlicher Darstellung geeignet nicht erfunden werden.

Nachdem aber der neue Glaube zur Staatsreligion im römischen Reiche geworden, nachdem auch etwa seit der Zeit Konstantins die Kreuzigungen allmählich aufgehört hatten, da konnten die Christen ohne Furcht vor einem Spottkruzifix daran denken, jenes Leiden nicht nur im Bilde zu verherrlichen, sondern es auch geradezu zu benutzen zur Stärkung der Gläubigen wie zur Gewinnung neuer Anhänger der bald weltbeherrschenden Religion. So finden wir denn, daß im 5. Jahrhundert die ersten Kreuzigungsdarstellungen uns begegnen, wie die Szene auf der Holztür von Sta. Sabina auf dem Aventin, welche entstanden sein mag zwischen 424 und 440, oder das Elfenbeinrelief des britischen Museums in London, das in die Mitte des 5. Jahrhunderts gesetzt wird.

Während in diesen beiden Werken aber der noch lebende Christus abgebildet ist, zeigen uns im 6. Jahrhundert den toten Christus z. B. die Miniatur der syrischen Handschrift des Rabulas in der Bibliotheca Laurentiana zu Florenz und wohl auch das Kreuzigungsbild vom Pallium Pontificium von Achmim in Aegypten.

Wenn ich nun als Mediziner eine kurze Betrachtung an das Kruzifix anknüpfen will, so beabsichtige ich nicht, den leidensvollen Tod eines am Kreuze Gemarterten in seiner Schrecklichkeit zu schildern, wie das in wenig ansprechender Weise in dem Buche von Fulda bereits geschehen ist; ich möchte mich nur beschäftigen mit einem sonst nicht so wesentlichen Zuge in der künstlerischen Darstellung der Leidensgeschichte Jesu. Haben sich mit demselben doch auch Theologen schon befaßt, wiewohl sie natürlich die Parallele nicht finden konnten, welche nur dem historisch erfahrenen Arzte in den Sinn kommen kann, wenn er bei dem Anschauen vieler Kreuzigungsbilder einiger Wandlungen sich erinnert, welche die ärztlichen Kenntnisse und die Auffassung gewisser Lebensvorgänge des Körpers im Wechsel der Zeiten erfahren haben.

Doch zunächst möchte ich den biblischen Text ins Gedächtnis zurückrufen, welcher den hier in Betracht kommenden Vorgang erzählt; lediglich der Apostel Johannes hat, soweit die kanonischen Evangelien in Frage kommen, ihn überliefert. Freilich wird die Echtheit gerade der auf ihn, den griechisch gebildeten Jünger, zurückgeführten Erzählung im ganzen bestritten.

Im 19. Kapitel, Vers 31—34, steht daselbst geschrieben:

31. Die Juden aber, dieweil es der Rüsttag war, daß nicht die Leichname am Kreuz blieben den Sabbat über (denn desselben Sabbats Tag war groß), baten sie Pilatum, daß ihre Beine gebrochen und sie abgenommen würden.

32. Da kamen die Kriegsknechte, und brachen dem ersten die Beine, und dem anderen, der mit ihm gekreuziget war.

33. Als sie aber zu Jesu kamen, da sie sahen, daß er schon gestorben war, brachen sie ihm die Beine nicht;

34. Sondern der Kriegsknechte einer öffnete seine Seite mit einem Speer, und alsbald ging Blut und Wasser heraus.

Und im 20. Kapitel, Vers 19—20, sowie 24—28, heißt es also:

19. Am Abend aber desselben Sabbats, da die Jünger versammelt und die Türen verschlossen waren aus Furcht vor den Juden, kam Jesus und trat mitten ein und spricht zu ihnen: Friede sei mit euch!

20. Und als er das sagte, zeigte er ihnen die Hände und seine Seite. Da wurden die Jünger froh, daß sie den Herrn sahen.

24. Thomas aber, der Zwölfen einer, der da hieß Zwilling, war nicht bei ihnen, da Jesus kam.

25. Da sagten die anderen Jünger zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen. Er aber sprach zu ihnen: Es sei denn, daß ich in seinen Händen sehe die Nägelmale und lege meinen Finger in die Nägelmale und lege meine Hand in seine Seite, will ich es nicht glauben.

26. Und über acht Tage waren abermal seine Jünger darinnen und Thomas mit ihnen. Kommt Jesus, da die Türen verschlossen waren und tritt mitten ein und spricht: Friede sei mit euch!

27. Danach spricht er zu Thoma: Reiche deinen Finger her, und siehe meine Hände; und reiche deine Hand her, und lege sie in meine Seite und sei nicht ungläubig, sondern gläubig.

28. Thomas antwortete und sprach zu ihm: Mein Herr und mein Gott!

Noch weise ich jetzt hin auf das Encolpion von Monza aus dem 6. Jahrhundert, sowie auf das eine der Kreuzigungsbilder aus dem in Trier befindlichen Kodex Egberti, welcher aus dem 10. Jahrhundert stammt und dessen Bilderschmuck F. X. Kraus veröffentlicht hat. In der noch ungeübten Kunstweise ist das Martyrium so dargestellt, wie es von jenen ältesten Bildern an dann in der Hauptsache in gleicher Weise durch die Jahrhunderte hindurchgegangen ist bis in unsere Zeit.

Und nun möchte ich die Aufmerksamkeit lenken auf diejenige Figur und besonders dasjenige Wundmal, welches mich heute beschäftigen soll.

Auf der rechten Seite des Gekreuzigten sieht man bereits in den oben genannten Bildern den Kriegsknecht stehen, welcher mit seiner Lanze die Seite öffnete, so daß Blut und Wasser herausfloß. Nicht nur der Verfertiger der Encolpion, sowie der syrische Mönch haben den Hauptmann Longinus, wie die Tradition den Kriegsknecht benannte, an die Stelle gesetzt, um ihn die Seitenwunde auf

Digitized by Google

der rechten Seite anlegen zu lassen; sondern ihnen folgten durch das Mittelalter hindurch bis in die Neuzeit weitaus die meisten Maler und Bildhauer.

Jetzt aber erinnere ich an den biblischen Text, welchen ich vorhin angab: der Apostel Johannes erzählt nur im allgemeinen von der Seite, die der Kriegsknecht öffnete und in welche Thomas seine Hand legen mußte.

Erst einige Jahrhunderte später, als die kanonischen Bücher des Neuen Testaments abgefaßt wurden, welche dann in ihren Hauptbestandteilen seit der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts festgelegt waren, erscheinen in apokryphen Schriften des 4. oder 5. Jahrhunderts Erzählungen, welche den Künstlern die Richtung ihres Schaffens hier gewiesen zu haben scheinen.

In dem sogenannten Evangelium des Nikodemus oder den Pilatus-Akten lesen wir in Kapitel 11: „Einer aber von den Kriegsknechten ging beiseite und stach Jesum in die rechte Seite, und sogleich floß Blut und Wasser heraus." Und ähnlich im Evangelium Infantiae. —

Da der Leichnam eines Gekreuzigten nur nach sichergestelltem Tode zur Bestattung ausgeliefert wurde, so legte man nach der Ueberlieferung zur Probe des eingetretenen Todes eine Wunde an. Die heutigen Gelehrten des römischen Rechtes, welche ich hierüber befrug, wußten jedoch nichts zu sagen, ob in praxi eine bestimmtere Regel befolgt wurde, die etwa jener Angabe in den Pilatus-Akten zugrunde gelegen hätte. Theologen aber haben des öfteren gefragt, weshalb denn jene Wunde nicht links, am Herzen, angelegt worden sei, wo es doch viel natürlicher gewesen wäre. Ja, sie standen bereits unter dem modernen Denkeinfluß und nicht so sehr unter der Herrschaft der Antike.

Bei genauerer ärztlicher Ueberlegung erscheint freilich die Anlegung der Seitenwunde überhaupt überflüssig; denn nach dem eingetretenen Tode mußten auch die Nägelmale, sowie die übrigen Wunden aufgehört haben zu bluten und so das Aufhören des Lebens anzeigen. Liest man dann noch die von Johannes gegebenen Hinweise, „daß die Schrift erfüllet wurde", bedenkt man außerdem, daß dieser Apostel als einziger wie der Nagelung, so auch der Seitenwunde Erwähnung tut, auf welche Sacharja 12, 10 sich beziehen soll, und in welche der auch bei Johannes vorkommende „ungläubige" Thomas seine Hand legen mußte, so vermag gerade diese Stelle den Verdacht der geschichtlichen Unechtheit zu erwecken, der Zurechtmachung seitens des gelehrten, griechisch gebildeten Johannes, welchem das Alexandrinertum wohl nicht ganz fremd geblieben war.

Aber nicht nur bei den Gottesgelehrten sind die vorhin erwähnten Zweifel bezüglich der Lage der Seitenwunde aufgetaucht, sondern auch Künstler haben dieselben zum Ausdruck gebracht. Deß zum Beispiel verweise ich auf die Federzeichnung von Hans Baldung Grün aus dem Jahre 1533, welche Forrer und Müller[1]) abgebildet haben; sie zeigt die Wunde auf der linken Seite, während derselbe Maler sonst sie rechts darstellt. Aehnlich ist es im 17. Jahrhundert mit van Dyck, Rembrandt und mit Rubens, der sie mehrfach links anlegte, so in einer Beweinung Christi odee bei einem „Christus am Kreuz" in München; und aus dem 18. Jahrhundert nenne ich eine Kreuzabnahme von Tiepolo. Aus unserer Zeit weise ich auf eine Grablegung von Piglhein in München, eine andere am Grabdenkmal der Kaiserin Friedrich hin, auf welcher Adolf Hildebrand die Seitenwunde links angebracht hat, während sonst auch im 19. Jahrhundert sowohl von den Nazarenern am Anfang wie von den meisten modernsten Malern religiöser Bilder am Ende desselben die rechte Seite bevorzugt wurde.

Die Wunde selbst weist manche Verschiedenheiten auf, die an sich darlun, daß der ursprüngliche Sinn derselben den Malern nicht mehr bewußt war; je nach ihrer mehe wagrechten oder schrägen Richtung, nach ihrer Lage weiter oben bis fast zur Achselhöhle oder weiter unten am Leib, nach ihrer Oberflächlichkeit oder einer solchen Tiefe, daß die Lanzenspitze bis zum Schaft eingestochen erscheint. Auch das herausfließende Blut rinnt bald am Körper herunter oder spritzt unnatürlicherweise in mehr oder minder weitem Bogen heraus, wie dies z. B. schon auf dem Kreuzigungsbild des syrischen Kodex ersichtlich ist. In den letzteren Fällen wird es dann vielfach von einem Engel oder von der traditionell rechts stehenden Figue der Ecclesia aufgefangen in einem Bechergefäße.

Meist jedoch liegt die Wunde am unteren Rande des knöchernen Brustkorbes, am Rippenbogen, wie die Aerzte sagen. —

Und nun, nachdem ja das Aeußerliche der Darstellung der Seitenwunde betrachtet worden ist, erhebt sich die Frage, ob es etwa in der ärztlichen oder allgemein physiologischen Auffassung der Lebensvorgänge in der antiken Zeit eine Ursache gab, welche jener evangelischen Erzählung und der auf sie gestützten künstlerischen Verbildlichung zugrunde gelegen haben könnte?

Dem geschichtlich bewanderten Arzte ist es bekannt, daß das Blut sowohl nach seiner Herkunft wie nach seinem Umlauf anderen Deutungen früher unterlegen ist, als wir sie jetzt haben. Wir wissen, daß es zwar an verschiedenen Stellen des Körpers nach und nach seine charakteristische Zusammensetzung und die für das Leben notwendige Beschaffenheit erhält, daß es dann aber vom Herzen aus in die Blutgefäße getrieben wird, in welchen es in ganz bestimmter Weise den Kreislauf vollzieht, den der große englische Arzt Harvey nach manchen Vorgängern endgültig klargelegt hat.

Das wußten die Alten nicht; aber sie glaubten, daß das Blut in der Leber entstehe, um von hier aus dem Körper, darunter auch dem Herzen, übermittelt zu werden, in welch letzterem der Lebenshauch, das Pneuma, welches durch die Lungen aufgenommen wurde, ihm beigefügt wurde. Sie fanden das Herz im Tode leer, aber die Leber blutreich; und so bekam letztere die herrschende Stelle in dem Haushalte des Körpers, welche Auffassung übrigens nicht nur bei den Griechen bestand.

Nach der Leber schaute zuerst der Priester, wenn er das Opfertier getötet hatte; bei Homer möchte Hekabe in ihrem Zorn Achills Leber verschlingen. Und in gleichem Sinn stellte in seinem durch Jahrhunderte herrschenden Lehrgebäude der „Fürst" der alten Aerzte, Galenus, dieses Organ an erste Stelle; wie sehr und wie lange seine Lehre, die geradezu zum Dogma erstarrte, selbst noch auf unabhängige Geister einwirkte, tut uns das Beispiel des großen Paracelsus kund, welcher über tausend Jahre später in seinem Volumen Paramirum sagt: „wo die lebern nicht wär, da würd nichts guts im gantzen leib."

Und nun meine ich: Ist es nicht möglich, ja wahrscheinlich, daß der griechische oder römische Verfasser jenes apokryphen Evangelium Infantiae odee dee Pilatus-Akten Kenntnis hatte von der, wenn ich so sagen soll, physiologischen Auffassung der Antike; daß er gerade aus dieser Auffassung heraus in einer Erzählung die rechte Seite wählte, auf der nach Ansicht der Alten und bis auf Haevey das sowohl die Blutbereitung wie die Blutbewegung in vorderster Linie regelnde Organ lag? Und ebenso ist es möglich, daß der syrische, sicherlich nicht ungelehrte Mönch und Maler in dem ältesten Kreuzigungsbilde mit der Seitenwunde die letztere dahin setzte, wo auch nach seiner Anschauung der beherrschende Mittelpunkt des Lebens sich befand. — Mir will es außerdem scheinen, als ob dazu die Kunstgeschichte selbst das Exempel auf die geäußerte Vermutung an die Hand gibt.

Da das ganze Mittelalter und ein gut Teil der Neuzeit in den naturwissenschaftlichen Anschauungen des Altertums lebte, so folgten auch die späteren Künstler jener ersten Darstellung der Seitenwunde Christi; sie folgten so lange ohne Ausnahme, bis die ärztliche Lehre, auf der sie wahrscheinlich fußte, erschüttert und als falsch nachgewiesen war. Letzteren Beweis lieferte vollkommen und endgültig Will. Harvey in seinem berühmten Buche: **Exercitatio anatomica de motu cordis et sanguinis**, das

[1]) **Forrer und Müller: Kreuz und Kreuzigung Christi in ihrer Kunstentwicklung. Straßburg 1894.**

Digitized by Google

er 1628 erscheinen ließ, nachdem er schon lange Jahre vorher in seinem Kolleg seine Lehre vorgetragen hatte. Harvey aber hatte Vorarbeiter, die bereits einige Stücke der Kreislauflehre zusammengetragen hatten, ohne das Ganze finden zu können; vielleicht hat unter diesen Michael Servet, welcher auf Calvins Urteil den Flammentod starb, schon im 16. Jahrhundert zur Popularisierung und Aufnahme der neuen biologischen Gedanken beigetragen.

Da erscheint es mir nun als kein Zufall, daß vom 16. Jahrhundert an, im Zeitalter der Renaissance und des Naturalismus in der Kunst, Maler und Bildhauer, die damals gleichfalls mehr anatomische und physiologische Studien trieben, ihre neugewonnenen Anschauungen, sowie ihre Zweifel gegenüber dem Hergebrachten künstlerisch in der Weise dartaten, wie ich es vorhin angegeben habe: nämlich, daß das Lanzenmal Christi von der rechten auf die linke Seite verlegt wurde. Freilich; wie die wenigen, die dies taten, selbst noch schwankten in der Anlegung der Seitenwunde, so drangen sie auch nicht durch bei anderen, und es erweist sich hier wieder einmal die Kraft der Tradition. Denn nicht nur ein neuerer, ungenannter Autor, welcher im 14. Jahrgang der eingegangenen Zeitschrift „Kirchenschmuck“ sich mit der Seitenwunde beschäftigt hat, sondern auch manche andere, lange vor ihm wie nach ihm, mögen gleichfalls trotz eigener Bedenken gedacht und gesagt haben: „Maler und Bildhauer sollten sich an die Ueberlieferung halten und nicht willkürlich die linke Seite als verwundet darstellen.“

Wie dem auch sei: wenn es gleichgültig erscheinen mag für die künstlerische oder religiöse Wirkung des Kreuzigungsbildes, ob die Seitenwunde rechts oder links sich findet, so ist es doch in hohem Grade interessant zu sehen, wie hier durch die Jahrhunderte hindurch eine alte medizinische Denkweise mit großer Wahrscheinlichkeit die Vorstellung vieler Generationen beeinflußt hat und noch bestimmt. An einem kleinen Beispiel zeigt sich, wie auch die Medizin als ein Teil der allgemeinen Kultur nicht nur von dieser Einwirkungen erfährt, sondern auch ihrerseits nachhaltig einwirkt auf manchmal fernliegende Gebiete menschlichen Denkens und Tuns.

Wissenschaftliche Damenkurse in München.

Von Ernst Sieper.

Auf dem Gebiete des Vortragswesens hat der Volksbildungs-Verein in München mit den höheren Unterrichtskursen für Mädchen und Frauen im Jahre 1899 eine neue Einrichtung ins Leben gerufen, deren Organisation sich von den bereits bestehenden Unternehmungen wesentlich unterscheidet. Diese Vortragskurse haben den Zweck, Frauen und nicht mehr schulpflichtigen Mädchen, die eine Mittelschule besucht oder eine gleichwertige Vorbildung genossen haben, eine gründliche Ausbildung in einzelnen Unterrichtsgegenständen zu ermöglichen.

Bestimmend für das neue Unternehmen war die Erwägung, daß ein Bedürfnis hierfür schon längst vorlag und auch vielfach zum Ausdruck kam, daß aber einerseits den Frauen und Töchtern die Gelegenheit zu einer höheren wissenschaftlichen Fortbildung unter Berücksichtigung der verfügbaren Zeit und der erwachsenden Kosten fehlte und andrerseits zunächst keine Aussicht besteht, daß Staat oder Gemeinde die hier zu lösende Aufgabe in Angriff nehmen werden. Mit Rücksicht auf diese Umstände hat der Volksbildungs-Verein in seiner Generalversammlung vom 29. April 1899 auf Anregung des zweiten Vorstandes, des Herrn Stadtschulrates Dr. Kerschensteiner, beschlossen, die Errichtung von höheren Unterrichtskursen ins Auge zu fassen. Berufen hierzu erscheint der Volksbildungs-Verein schon durch eine seiner satzungsgemäßen Aufgaben, Bildungsanstalten, welche nicht der pflichtgemäßen Fürsorge der öffentlichen Behörden unterliegen, zu gründen und zu fördern.

Die Grundzüge der vom Kuratorium festgestellten Satzungen sind im wesentlichen folgende: Als Unterrichtskurse sind zunächst historische, fremdsprachliche, naturwissenschaftliche und technische in Aussicht genommen; weitere Kurse können auf Antrag einer hinreichenden Anzahl von Teilnehmerinnen nach Bedürfnis eingerichtet werden. Die Kurse sind in der Regel für jedes Unterrichtsfach wöchentlich mindestens zweistündig. Die Stoffverteilung der Kurse erstreckt sich auf die Dauer des ganzen Vorlesungsjahres; die Kurse beginnen am 15. Oktober. Der Besuch der Unterrichtskurse setzt das zurückgelegte 16. Lebensjahr voraus und knüpft im wesentlichen an die Unterrichtsresultate einer vollständigen Töchterschule oder gleichwertigen Staats- oder Privatanstalt an. Das Honorar für jede wöchentliche Vortragsstunde beträgt monatlich zwei Mark und ist am Beginn eines jeden Kurses im voraus zu entrichten.

Die Unterrichtserteilung erfolgt im allgemeinen durch erprobte akademische Lehrkräfte, die gleichzeitig nicht nur für einen wissenschaftlich, sondern auch für einen methodisch wertvollen Unterrichtsbetrieb Gewähr bieten. Die Vortragsstunden waren anfangs ausschließlich auf die Vormittagszeit verlegt, nur für den Besuch der Kunstsammlungen des Staates kamen Nachmittagsstunden zur Verwendung. Vom dritten Schuljahr an fanden jedoch auch Vorträge an Nachmittagen statt.

In bezug auf die Zeitdauer der Kurse hatte es sich schon nach Ablauf des ersten Schuljahres 1900/01 gezeigt, daß die Einteilung nach drei Trimestern zu weit in die Sommerzeit hereinführe. Demgemäß wurden im zweiten Schuljahre 1901/02 zwei Semester zu je vier Monaten gebildet, dann behufs Vermeidung einer Unterbrechung durch die Osterferien vom Schuljahre 1902/03 an Kurse in der ununterbrochenen Dauer von fünf Monaten eingerichtet.

Die Gesamtfrequenz, die im ersten Vorlesungsjahre 216 Hörerinnen betragen hatte, erhöhte sich bereits im zweiten Schuljahre auf 330 und im dritten auf 379 Damen; im vierten Schuljahre beteiligten sich 430 und im fünften 406 Hörerinnen.

In den ersten fünf Vorlesungsjahren wurden folgende Kurse abgehalten:

Erstes Vorlesungsjahr 1900/01.

1. Dr. Artur Weese, kgl. Universitätsprofessor: „Die Blütezeit der germanischen Malerei von Dürer bis Rubens-Rembrandt.“
2. Dr. Albert Stauffer, Professor an der kgl. Kriegsakademie: „Die Wiedergeburt des deutschen Volkes“ (1740—1815).
3. Dr. Roman Wörner, kgl. Universitätsprofessor: „Zeitalter Goethes und Schillers“ (1740—1832).
4. Dr. Ernst Sieper, kgl. Universitätsprofessor: „Zeitalter Byrons“ (1795—1822).

Zweites Vorlesungsjahr 1901/02.

1. Dr. Artur Weese: „Die Kunst der italienischen Renaissance“.
2. Dr. Walter Götz, Dozent an der kgl. Universität: Kulturgeschichte der Renaissance in Italien“.
3. Dr. Hans Cornelius, kgl. Universitätsprofessor: „Einführung in die Theorie der bildenden Künste“.
4. Dr. Emil Sulger-Gebing, kgl. Professor an der Technischen Hochschule: a) Geschichte der deutschen Literatur vom Freundschaftsbunde Goethes und Schillers bis zu Goethes Tod“; b) Goethes Faust, I. und II. Teil, Lektüre und Erklärung“.
5. Dr. Julius Simon, Lektor an der kgl. Universität: „La poésie française au XIX. siècle“ (Vortragssprache französisch).
6. Dr. Ernst Sieper: „Die Geschichte der neueren englischen Literatur mit besonderer Berücksichtigung der modernen englischen Romane“.
7. Dr. Albert Stauffer: a) „Zeitalter der Begründung des Deutschen Reichs“; b) „Historische Uebungen“.
8. Dr. Friedrich von der Leyen, Dozent an der kgl. Universität: „Deutsche Mythologie. Deutsche Heldensagen. Das deutsche Märchen.“

Drittes Vorlesungsjahr 1902/03.

1. Dr. Artur Weese: „Der Deutsche und seine Kunst“. (Mit Demonstrationen.)

2. Dr. Walter Götz: a) „Deutschland im Zeitalter der Renaissance und der Reformation“; b) „Historische Einführung in die sozialen Probleme der Gegenwart“. (Mit Erläuterungen und Uebungen.)

3. Dr. Julius Simon: „Zeitalter Ludwigs XIV. in der französischen Literatur nebst Erklärung einer Molièreschen Komödie“. (Vortragssprache französisch.)

4. Dr. Emil Sulger-Gebing: „Hauptvertreter des deutschen Dramas im 19. Jahrhundert von Heinrich v. Kleist bis Richard Wagner“.

5. Dr. phil. Max Rieß: „Homer“.

6. Dr. Hermann Frhr. von der Pfordten, Dozent an der kgl. Universität: „Das deutsche Lied seit Franz Schubert“. (Mit Erläuterungen am Klavier.)

7. Dr. Friedrich von der Leyen: „Deutsche Dichtung und deutsches Leben im Mittelalter“.

8. Dr. Albert Stauffer: a) „Griechische Kulturgeschichte als Teil der Entwicklung der Kulturgeschichte“; b) „Historische Uebungen“.

9. Dr. Ernst Sieper: a) „Die Religion der Schönheit der englischen Literatur und Kunst des 19. Jahrhunderts“; b) „Die neuere englische Romanliteratur“.

Viertes Vorlesungsjahr 1903/04.

1. Dr. Artur Weese: „Barock und Rokoko“.

2. Dr. Ludwig Curtius: „Geschichte der griechischen Kunst im 5. Jahrhundert vor Christus“.

3. Dr. Hermann Frhr. von der Pfordten: „Die Entwicklung der Oper von Gluck bis Wagner“. (Mit erläuternden Demonstrationen am Klavier.)

4. Dr. Walter Götz: „Dante und seine Zeit“.

5. Dr. Albert Stauffer: „Entwicklungsgeschichte der modernen Kultur Englands mit Uebungen“.

6. Dr. Emil Sulger-Gebing: „Goethes Leben und Werke“.

7. Dr. Friedrich von der Leyen: „Deutsche Sagen“.

8. Dr. Julius Simon: „Französische Aufklärungsliteratur vornehmlich bei J. J. Rousseau“. (Vortragssprache französisch.)

9. Dr. Ernst Sieper: „Shakespeare“.

Fünftes Vorlesungsjahr 1904/05.

1. Dr. Berthold Riehl, kgl. Universitätsprofessor: „Münchens Kunstleben im 19. Jahrhundert“. Mit Demonstrationen.

2. Dr. Hermann Frhr. von der Pfordten: „Richard Wagner“. Mit erläuternden Demonstrationen am Klavier.

3. Dr. Walter Götz: „Die Geschichte der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert“.

4. Dr. phil. Max Rieß: „Plato“.

5. Dr. Albert Stauffer: „Volkstum und Deutschheit in der Epoche der Wiedergeburt des deutschen Volkes (1786—1840)“, mit Uebungen.

6. Dr. Emil Sulger-Gebing: „Goethes Faust-Dichtung“.

7. Dr. Ernst Sieper: „Shakespeares Tragödien“.

Am meisten besucht waren in der Liste dieser Kurse die Vorträge für neue deutsche Literatur und Kunstgeschichte. Aber während in der Kunstgeschichte sich der Besuch im großen und ganzen auf derselben Höhe hielt, wurden im Kurse für Literaturgeschichte die hohen Besuchsziffern der beiden ersten Jahre (110 und 119) nicht wieder erreicht. Auffällig gering war im Anfang das Interesse für englische Literatur. Die erste Besuchsziffer war 26, sie hat sich indessen bald gehoben und zeigt einen stetigen erfreulichen Fortschritt (26, 30, 55, 80). Auch die mit Demonstrationen verbundenen Vorträge über Musikgeschichte zeigten eine stets wachsende Teilnahme.

Mit dem Eintritt in das neue Lustrum sollen den bisherigen Vorträgen Kurse aus dem Gebiete der Naturwissenschaften (Botanik, Zoologie) sowie ein hygienischer Kurs angegliedert werden. Vorträge über Frauenbewegung und soziale Frage sind für spätere Jahrgänge vorgesehen.

Der stetige Fortschritt des Unternehmens zeigt, daß die Erwägungen, die zur Gründung der Kurse führten, nämlich: daß Einzelvorträge zur Verbreitung einer wirklichen Bildung nichts tun und daß nur Fachleute und Autoritäten über die verschiedenen Fragen als Dozenten gewählt werden sollten, durchaus richtig waren.

Auch finanziell war der Erfolg des Unternehmens günstig. Trotzdem mit Freikarten für gebildete, aber unbemittelte Damen nicht gekargt wird, wurde bis jetzt ein Ueberschuß von etwa 12,000 Mark erzielt, der für den zukünftigen Ausbau des Unternehmens festgelegt wurde. — Erfreulicher als alle äußeren Zahlenerfolge war das aufrichtige, warme Interesse, welches von der Mehrzahl der Hörerinnen durchweg den Vorträgen entgegengebracht wurde. Dieses Interesse wirkte anregend auch auf die Dozenten und ließ sie mit Lust und Liebe ihre Aufgabe erfüllen. In einzelnen Fällen sind die in den Kursen entwickelten Themata auch in Buchform gebracht und veröffentlicht worden.

Auch von seiten der Anhänger einer vernünftigen, maßvollen Frauenbewegung wurde das Zustandekommen der Kurse mit Freuden begrüßt. Alle Reformbewegungen gehen schließlich in eine Forderung aus: Reformiere einen Menschen, dich selbst. Manche ernste Frau, die diese Forderung an sich selbst zu erfüllen trachtete, hat in ihrem Streben nach Bildung, Freiheit, Persönlichkeit in den Vorträgen eingestandenermaßen Hilfe und Förderung gefunden.

Die persönlichen Beziehungen, die sich in manchen Fällen zwischen dem Vortragenden und seinen Hörerinnen namentlich auch infolge der Uebungen ergaben, waren auch für den Dozenten fruchtbar. Sie trugen dazu bei, ihn aus der Vereinsamung, die nur allzu häufig das Los der Gelehrtenarbeit ist, herauszuführen, und brachten ihn in nähere Berührung mit dem lebendigen Leben. Sie richteten dadurch seine Blicke wieder in stärkerem Maße auf das Allgemeine, Große, rein Menschliche seines Strebens und seiner Wissenschaft und wurden dadurch Anlaß zu neuen fruchtbaren Gedanken.

Hoffnungsvoll beginnen die Kurse ihr zweites Lustrum. Möge sich der Wunsch des verdienten Gründers der Kurse, die Institution zu einem freien, fest organisierten Lyceum auszubauen, bald erfüllen.

Bücher und Zeitschriften.

Die Aufnahme Lord Byrons in Deutschland und sein Einfluß auf den jungen Heine. Von Wilhelm Ochsenbein. (6. Heft der Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte, herausgeg. von Prof. Dr. Oskar F. Walzel, Bern.) Bern, 1905, A. Francke. 8° 228 S.

Heine, dieser fruchtbare, vielseitige und widerspruchsvolle Dichter und Denker, wird immer häufiger Gegenstand ästhetischer, kritischer und literarhistorischer Untersuchungen. Es wäre nur zu wünschen, daß die vielen Bemühungen, die sich dieser bedeutenden Persönlichkeit zuwenden, endlich dazu führten, das Urteil über sie zu konsolidieren. Bis jetzt ist man von einer auch nur annähernd einheitlichen Auffassung über die Natur des Dichters noch weit entfernt. — Der Reihe der literarhistorischen Untersuchungen über Heine schließt sich das Buch von Dr. Wilhelm Ochsenbein an, das den Einfluß Byrons auf Heine klarzulegen sich zur Hauptaufgabe gestellt hat. Nur der kleinere, erste Teil des Buches beschäftigt sich mit der Aufnahme Lord Byrons in Deutschland. Nach Ochsenbeins Forschungen beruhte die Popularität Byrons nur zum Teil auf dem inneren Wert seiner Dichtungen. Er sagt: „Man darf wohl behaupten, daß Byrons Eheskandal den Grund legte zu seiner europäischen Berühmtheit.“ Freilich setzte sich diese Berühmtheit aus Sympathie und Antipathie zusammen. Die Beurteilung des Menschen Byron, der für sehr viele in erster Linie in Betracht kam, war in Deutschland großen Schwankungen unterworfen. Den Höhepunkt erreichte die Sympathie für Byron als Mensch in Deutschland nach seinem Tode in Missolunghi (1824). Mehr Einigkeit und Beständigkeit herrschte bei dem literarischen Publikum Deutschlands in der Wertschätzung der Kunstschönheit der Byronschen Dichtung. Als die Hauptträger der Byron-Verehrung in Deutschland bezeichnet Ochsenbein Goethe, Frau v. Hohenhausen und Fr. J. Jacobsen. — Heines erste Schriftstellertätigkeit fällt in die Zeit der weitverbreiteten Byron-

Verehrung. Die Vermutung, daß der junge Dichter von Byron beeinflußt wurde, liegt nahe. Die Vermutung bestätigt sich. Aber Ochsenbein sucht nachzuweisen, daß doch vieles, was man bei Heine, dem „deutschen Byron", auf Rechnung des Byron-Einflusses zu setzen versucht ist, nicht von Byron stammt. So geht beispielsweise Heines „Weltschmerz" nicht auf den Weltschmerz des Briten zurück, sondern ist in seiner Naturanlage und seinen persönlichen Lebenserfahrungen begründet. Aeußere, wichtsvolle Nachahmungen Byronscher Gedichte sind bei Heine nicht allzu viele zu finden; die deutlichsten stellen die Gedichte „Götterdämmerung" und „Radcliff" dar, die Zeugen von „Gefühlsplagiaten" sind. Stark von Byron abhängig sind auch die Heineschen Tragödien „Almansor" und „Radcliff". Der Einfluß Byrons auf Heine beschränkt sich nach Ochsenbein nur auf die Jugenddichtungen des großen Düsseldorfers. Als die Hauptepoche des höchsten Interesses und der Hingebung an Byron bezeichnet der Verfasser die Jahre 1820—1822. Seit 1826 sagt sich Heine von Byron, den er 1824 noch seinen „völlig gleichen Spießkameraden" genannt hat, mehr und mehr los. Seit 1837 ist er ihm ganz entfremdet. — Das Thema „Heine und Byron", das früher schon (1903) durch eine Abhandlung „Heinrich Heines Verhältnis zu Lord Byron" von Felix Melchior eine Beleuchtung erfahren hat, ist durch die Untersuchungen Dr. Ochsenbeins in rühmlicher Weise weiter ausgebaut worden.

Dr. Arnulf Sonntag.

H. Soeben ist der erste Band einer neuen Serie „Veröffentlichungen aus der Heidelberger Papyrussammlung" (Verlag von C. Winter, Heidelberg) erschienen. Er bringt aus den ungemein reichen Papyrusschätzen der Heidelberger Universitätsbibliothek „Die Septuaginta-Papyri und andere altchristliche Texte" (mit 60 Lichtdrucktafeln), herausgegeben von dem Ordinarius für neutestamentliche Theologie an der Ruperto-Carola, Prof. D. Adolf Deißmann.

Allgemeine Rundschau.

Gesamtkatalog und einheitlicher Zetteldruck.

* Die wichtige Frage eines Gesamtkatalogs und einheitlicher Katalogisierung zunächst an den preußischen, weiterhin aber überhaupt an den deutschen staatlichen Bibliotheken, über die wir in dieser Beilage bereits mehrfach berichteten, wurde auf dem 6. deutschen Bibliothekartag, der soeben in Posen tagte, wesentlich gefördert. Die Grundlage der Besprechung bildete eine von Geheimrat Erman (Breslau) eingebrachte Resolution: „Die 6. Versammlung Deutscher Bibliothekare wolle beschließen: 1. Der kgl. preußischen Unterrichtsverwaltung wird der wärmste Dank der Versammlung ausgesprochen für die Begründung der großen Unternehmungen des Gesamtkatalogs, des Auskunftsbureaus der deutschen Bibliotheken und der Inkunabelkatalogisierung. 2. Bei der Weiterführung des Gesamtkatalogs erscheint jedoch der Anschluß der preußischen nichtstaatlichen Bibliotheken und der deutschen nichtpreußischen Bibliotheken mit erheblichen Beständen an deutscher Literatur an den Gesamtkatalog unerläßlich, wenn das Unternehmen nicht ein unbefriedigendes Stückwerk bleiben, vielmehr den vollen denkbaren Nutzen bringen soll. 3. Ebenso ist die Drucklegung des Gesamtkatalogs unbedingt erforderlich und zwar ist außer dem in erster Linie zu empfehlenden Druck von unmittelbar verwendbaren Katalogzetteln womöglich auch ihr Abdruck in Buchform anzustreben. Die Versammlung richtet deshalb an die preußische Unterrichtsverwaltung die Bitte, zur Erreichung der angedeuteten Ziele mit den Regierungen der übrigen deutschen Bundesstaaten und den anderen zuständigen Stellen in Verbindung zu treten." — In der Diskussion betonte Geh. Hofrat Prof. Dr. Haupt die Schwierigkeiten in der Durchführung des Gesamtkatalogs, gegen den von mancher Seite prinzipielle Bedenken erhoben würden, und begründet einen Gegenantrag auf Einsetzung einer Kommission zur besseren Vorbereitung der Sache für den nächstjährigen Bibliothekartag in Gießen. In der weiteren Diskussion erklärt sich Oberbibliothekar Dr. Geiger (Tübingen) für die Resolution Erman, da tatsächlich gegenüber der Initiative der preußischen Regierung auf dem bibliothekarischen Gebiet aller Anlaß zu einem Danke gegeben sei. Direktor Focke ersucht, die literarische Diskussion im Zentralblatt fortzusetzen und schlägt die Herausgabe eines besonderen Heftes vor. Nach einigen weiteren Erörterungen wurde dann der Antrag Erman angenommen.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Gesamtsitzung vom 8. Juni. Vorsitzender Sekretär: Hr. Waldeyer. 1. Hr. v. Richthofen las „über Art und Alter der Bodenbewegungen im Gebiete des mittleren Yangtsekiang". Zweck der Arbeit ist die Untersuchung des Mechanismus der tektonischen Ausbildung der ostasiatischen Landstaffeln an einem durch den Quereinschnitt eines großen Stromes besonders lehrreichen Beispiel. Es wird an der Hand des äußeren und inneren Baues und der Formationsfolge dargetan, daß die Anlage des mittleren Yangtse und seiner Zuflüsse zwischen dem osttibetischen Bruch und dem Hukwang-Bruch in mesozoischer Zeit geschah und die Arbeit einerseits in der Ueberwindung der zunehmenden westlichen Neigung der 730 Kilometer breiten Staffel, andrerseits im diagonalen Durchschneiden von Antiklinalen festeren Gesteines bestand. Eine bedeutende Fortbildung der Bewegungen hat in jüngster Zeit stattgefunden, und noch jetzt senkt sich der Boden am Ostfuße eines jeden der beiden Bruchränder. — 2. Herr Conze legte den Jahresbericht über die Tätigkeit des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts im Rechnungsjahre 1904 vor. — 3. Die Akademie hat zu wissenschaftlichen Unternehmungen durch die physikalisch-mathematische Klasse bewilligt: Herrn Engler zur Fortführung des Werkes „Das Pflanzenreich" 2300 Mark; Herrn Ludwig zur Vollendung seiner Monographie der Holothurien des Mittelmeeres 1000 Mark; Herrn Privatdozenten Dr. Erwin Baur in Berlin zu Untersuchungen an Pfropfbastarden 600 Mark; Herrn Professor Dr. Walther Bergt in Dresden zur Fortsetzung seiner geologisch-petrographischen Untersuchung des Hohen Bogens bei Furth im Bayerischen Walde 400 Mark; Herrn Prof. Dr. Julius Bernstein in Halle a. S. zur Fortführung seiner Untersuchungen an elektrischen Fischen 690 Mark; Herrn Dr. Max Blanckenhorn in Halensee zu einer geologisch-stratigraphischen Erforschung der jüngeren Bildungen im Niltal und Jordantal 4000 Mark; Herrn Prof. Dr. Maximilian Braun in Königsberg i. Pr. zu einer Reise nach Island und eventuell den Faer-Oer zwecks Untersuchungen an Walen 4000 Mark; Herrn Professor Dr. Friedrich Dahl in Berlin zur Fortsetzung seiner Untersuchung der deutschen Spinnenfauna 650 Mark; Herrn Prof. Dr. Hugo Glück in Heidelberg zur Herausgabe eines Werkes „Biologische und morphologische Untersuchungen über Wasser- und Sumpfgewächse" 640 Mark; Herrn Prof. Dr. Gustav Klemm in Darmstadt zur Fortsetzung seiner geologischen Untersuchungen im Tessintal 250 Mark; der Assistentin am Zoologischen Institut der Universität Bonn Dr. Gräfin Maria v. Linden zur Fortsetzung ihrer Untersuchungen über Schmetterlingsfarbstoffe 500 Mark; Herren Prof. Dr. Adolf Loewy und Privatdozent Dr. Karl Neuberg in Berlin zur Ausführung von Versuchen über die Physiologie der Verdauung 750 Mark; Herrn Privatdozenten Dr. Julius Meyer in Breslau zu Untersuchungen über das Atomgewicht des Wasserstoffes 500 Mark; Herren Dr. Fritz Römer in Frankfurt a. M. und Privatdozent Regierungsrat Dr. Fritz Schaudinn in Berlin zur Herausgabe des vierten Bandes der „Fauna Arctica" 1200 Mark; Herrn Prof. Dr. Ernst Schellwien in Königsberg i. Pr. zur Fortsetzung seiner geologischen Untersuchungen in den Ostalpen 1000 Mark; Herrn Prof. Dr. Karl Wernicke in Halle a. S. zur

Digitized by Google

Herausgabe des vierten Bandes seines Photographischen Atlas des Gehirns 1000 Mark. — 4. Die Akademie hat durch die philosophisch-historische Klasse Herrn v. Wilamowitz-Moellendorff zur Fortführung der Sammlung der griechischen Inschriften 5000 Mark bewilligt.

❧

Kleinere Mitteilungen.

c. t. Die niedersten Lebewesen. Die höchst sonderbaren Mitteilungen, die der englische Naturforscher Burke über seine „Radioben“ (nicht Radiogen, wie in unserer ersten Mitteilung hierüber in Nr. 143 stand), eine durch die Einwirkung von Radium aus toter Materie entstehende Lebensform, gemacht hat, lenken die Aufmerksamkeit in erhöhtem Grade auf die Forschungen von Dr. Bastian. Dieser Gelehrte ist Mitglied der Royal Society in London, gilt aber als ein Ketzer gegen die Grundlagen der Naturwissenschaft, weil er gar so wunderbare Dinge von den neuesten Formen des Lebens behauptet hat. Die einfachsten Lebewesen sind Körper, die gleich den Bakterien aus einer einzigen Zelle bestehen. In der einfachsten Form ist die Zelle ein Klümpchen von Protoplasma, in dem als wichtigster Teil ein Kern schwimmt. Dr. Bastian hat nun eine Antwort auf die Frage gegeben, welches die einfachste Form von Protoplasma ist und unter welchen mindesten Bedingungen der Zellkern noch einer Fortpflanzung fähig ist. Bastian hat einen Tropfen von einer Flüssigkeit, die unzählige gewöhnliche Bakterien enthielt, in destilliertes Wasser gebracht, worin eine kleine Menge von neutralem weinsaueren Ammoniak gelöst war. Dieses Salz bildete die Nahrung für die Bakterien, die nicht nur am Leben blieben, sondern sich auch in üblichem Grade fortpflanzten. Nun hat man bisher geglaubt, daß im Protoplasma Sauerstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Phosphor und Schwefel enthalten sein müßten. Da nun aber die Bakterien bei diesem Experiment weder Phosphor noch Schwefel zur Verfügung hatten und sich doch ernähren und eine Nachkommenschaft erzeugen konnten, muß man wohl annehmen, daß diese beiden Stoffe für den Bestand des Lebens in seinen Urformen nicht notwendig sind und daß das Protoplasma eine einfachere Zusammensetzung haben kann, als man bisher hat glauben wollen.

*** Eine wieder verschwindende Insel.** Aus Kobe läßt sich der Daily Expreß berichten, daß die Insel Ruschima, die vor einigen Monaten in der Nähe der Küste von Japan aus dem Meere entstand, nunmehr mit beinahe ebenso großer Geschwindigkeit verschwinde wie sie gekommen sei. Die japanische Regierung sandte einen Gelehrten dorthin, der die Verhältnisse etwas näher studieren sollte, und dieser berichtete, daß die höchste Stelle der Insel nunmehr nur noch zehn Fuß aus dem Wasser herausreiche. Als die Insel zuerst entstand, erreichte sie eine Höhe von vollen 480 Fuß aus den Meereswellen. Man pflanzte damals die japanische Flagge auf der höchsten Spitze der Insel auf. Man konnte den Mast und die Flagge daran damals sehr weithin sehen, aber heute sind beide nur auf eine ganz kurze Entfernung sichtbar. Der Umkreis der Insel war damals zwei und drei Viertelmeilen lang. Heute beträgt die ganze Länge höchstens eine Viertelmeile. Man nimmt an, daß die junge Insel in einigen Wochen wieder vollständig verschwunden sein wird.

❧

Hochschulnachrichten.

s. Stuttgart. Dr. Peter Gößler, seither Hilfslehrer am Gymnasium in Eßlingen am Neckar, der zur Zeit auf besonderen Wunsch Professor Dörpfelds an den Ausgrabungen auf der Insel Leukas mitwirkt, ist zum Assistenten bei dem württembergischen Konservatorium und der Staatssammlung vaterländischer Kunst- und Altertumsdenkmäler bestellt worden und wird diese neu geschaffene Stelle nach seiner Rückkehr aus Griechenland antreten. Der junge Gelehrte, der in betreff der modernen Ithaka-Forschung auf seiten Dörpfelds steht, ist auch literarisch auf dem genannten Gebiete aufgetreten.

H. Freiburg i. Br. Dem Privatdozenten in der theologischen Fakultät unserer Universität Dr. Joseph Sauer (Kirchengeschichte und christliche Archäologie) wurde der Titel „außerordentlicher Professor“ verliehen.

*** Straßburg.** Wie die Straßburger Post berichtet, verlieh die philosophische Fakultät der dortigen Universität das zu ihrer Verfügung stehende Engelmann-Stipendium (rund 2500 M.) dem Archiv-Assistenten am Straßburger Bezirksarchiv Dr. Kaiser. Das Stipendium ist für junge Gelehrte bestimmt, die sich auf dem Gebiete der Geschichte oder der Geographie bereits bewährt haben, um sie bei weiteren Forschungen zu fördern.

hc. Gießen. Geheimer Hofrat Dr. phil. Richard Heß, der Vertreter der Forstwissenschaft und Direktor des Forstinstituts an der Gießener Universität, zugleich Geschäftsleiter und Versuchsleiter an der hessischen forstlichen Versuchsanstalt, feierte am 23. Juni seinen 70. Geburtstag. Der ausgezeichnete Forstmann stammt aus Gotha, wirkte von 1859—1869, zuletzt als Forstkommissar zu Ohrdruf im gothaischen Forstdienst und wurde 1869 zum Professor der Forstwissenschaft an der Gießener Universität berufen. Im Jahre 1888 stand er als Rektor an der Spitze der hessischen Landesuniversität. Seine Schriften „Forstschutz“ und „die Eigenschaften und das forstliche Verhalten der wichtigern in Deutschland vorkommenden Holzarten“ erschienen in mehreren Auflagen. Hervorgehoben sei sein dreibändiges Werk „Encyklopädie und Methodologie der Forstwissenschaft“. — Der außerordentliche Professor der inneren Medizin an der Universität Gießen Dr. Georg Sticker ist, wie die Frankfurter Zeitung meldet, nach Münster i. W. als Leiter des dortigen Clemens-Hospitals berufen worden und hat den Ruf angenommen.

h. c. Leipzig. Der ordentliche Professor und Direktor des Kirchengeschichtlichen Seminars an der Leipziger Universität Dr. theol. et phil. Theodor Brieger ist aus Gesundheitsrücksichten für das laufende Semester von der Abhaltung der Vorlesungen entbunden worden.

*** Berlin.** Am 1. Juli feiert Geheimrat Professor Dr. Olshausen, Direktor der Universitäts-Frauenklinik, seinen 70. Geburtstag. — In der medizinischen Fakultät der Berliner Universität hat sich Dr. Peter Bergell mit einer Antritts-Vorlesung über den Mechanismus der Eiweißverdauung als Privatdozent habilitiert.

hc. Königsberg i. Pr. An der hiesigen Universität haben sich der Spezialarzt für Harn-, Nieren- und Blasenleiden Dr. med. Theodor Cohn mit einer Antritts-Vorlesung: „Begriff und Wesen der Urämie“ und der Assistent am hygienischen Universitäts-Institut Dr. med. Robert Scheller mit einer Vorlesung über „Die Prinzipien der allgemeinen Seuchenprophylaxe“ als Privatdozenten habilitiert.

hc. Prag. Seinen 70. Geburtstag feierte am 23. Juni der Kirchenhistoriker, ordentliche Professor an der Prager deutschen Universität, päpstliche Hausprälat, Hofrat Dr. Joseph Schindler. Der Senior und Historiograph der Prager theologischen Fakultät wirkt seit 1871 als Universitätsprofessor. Er stammt aus Lachowitz im Egerer Kreise, erlangte 1865 den Dr. theol., wurde 1871 Extraordinarius und 1874 Ordinarius für Kirchengeschichte an der Prager Universität. Kirchlicherseits erhielt er 1887 ein Kanonikat im Kollegiatkapitel bei Allerheiligen ob dem Prager Schlosse. 1894 wurde er zum infulierten Dechant und 1898 zum Propste dieses Kapitels ernannt. 1881/82 und 1894/95 war er Rektor der Universität. Schindler ist Landtagsabgeordneter. Er entfaltete eine reiche literarische Tätigkeit, die sich hauptsächlich auf die heimatliche Kirchengeschichte erstreckt.

H. Zürich. Professor Dr. Friedrich Meili wurde zum Präsidenten des Kassationsgerichtes gewählt.

H. Bern. Der Privatdozent (Titular-) Professor Dr. Michael Rebedgy wurde zum außerordentlichen Professor für internationales Recht ernannt.

Digitized by Google

Jahrgang 1905. München, Donnerstag, 29. Juni. Nummer 147.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Laiengedanken über Willensfreiheit.

Aus einem Tagebuche.

Der Begriff der Freiheit ist einer der umstrittensten, und das Problem der Willensfreiheit ist eines der dornigsten, die es gibt. Sie sind es aber nur geworden durch die verderbliche Gleichsetzung von Freiheit mit Grundlosigkeit. Eine solche gibt es im Bereiche der Erfahrung nicht. Einen Grund hat alles, und für das, was anscheinend doch keinen hat, sind wir, ob wir wollen oder nicht, genötigt, einen vorauszusetzen, da die Beschaffenheit unseres Geistes die Annahme eines grundlosen Geschehens weder in der Natur noch im Seelenleben verträgt. Daß es nur die Beschaffenheit unseres Geistes ist, die uns zwingt, allem Geschehen die Kausalität aufzudrängen, müssen wir mit Kant zugeben. Theoretisch ist es also durchaus berechtigt, anzunehmen, daß es eine transszendentale Welt ohne Kausalität geben könne. Praktisch dürfte diese Annahme jedoch nur einen sehr zweifelhaften Wert besitzen.

Wenn wir die Gründe des seelischen Geschehens sehr oft *nicht erkennen*, so liegt dies daran, daß wir einerseits in das Seelenleben anderer überhaupt keinen unmittelbaren Einblick haben, andrerseits an uns selbst, da bei der ungemeinen Verwickeltheit und Schnelligkeit der psychischen Vorgänge wir uns wohl nie die Gesamtheit der bei jedem psychischen Akte beteiligten Faktoren vergegenwärtigen, ja viele solche Akte rein gewohnheitsmäßig ohne Ueberlegung vollziehen. Doch auch diese haben ihre Kausalität, und wenn diese psychologische auch von der mechanischen Kausalität der Sinnenwelt verschieden ist, so ist doch auch ihr Wesen „Verknüpfung von Ursache und Wirkung“, nur daß wir hier beide Faktoren nicht mit Maß und Zahl berechnen können. Seine hauptsächlichste Bedeutung hat der Begriff der *Freiheit* auf dem Gebiete des Willens, d. h. der Sittlichkeit. Gewöhnlich wird das Problem etwa so formuliert: Nur wenn der Wille frei ist, ist der Mensch für sein Handeln verantwortlich, nur dann ist also Sittlichkeit möglich. Daraus folgern *die einen* (Deterministen): Nun ist aber der Wille nicht frei, denn es geschieht unfraglich nichts ohne Grund, jeder Grund hat wieder seine natürlichen Gründe, u. s. w. ins Unendliche. Dieser lückenlosen Motivenkette kann sich keiner auch nur im geringsten entziehen; folglich kann keiner für sein Tun verantwortlich gemacht werden, das Verantwortlichkeitsgefühl ist eine Illusion, Sittlichkeit im eigentlichen Sinne gibt es nicht, die Begriffe Gut und Böse beruhen nur auf einer allerdings notwendigen Uebereinkunft, und die Bösen müssen zwar unschädlich gemacht, können aber nicht (im moralischen Sinne) bestraft werden; *die anderen* (mit Kant): nun aber muß es Sittlichkeit geben; ihre Realität ist die Tatsache der praktischen Vernunft; das sittliche Bewußtsein „du sollst“ postuliert ein entsprechendes „du kannst“, das Bewußtsein der Verantwortlichkeit, das auf keiner Illusion beruhen kann, wird nur gerechtfertigt durch die Annahme der Willensfreiheit, d. h. der Fähigkeit, mit einer nicht bedingten Handlung eine endlose Reihe des Bedingten anzufangen. Wenn dieses Vermögen im Bereiche der durch Kategorien erkannten (d. h. aller!) Erfahrung unmöglich, d. h. kein Gegenstand des Wissens ist, so ist es doch ein notwendiger Gegenstand des Glaubens und insofern möglich, als der Mensch nicht nur ein empirischer Charakter, sondern auch, als Glied einer übersinnlichen Welt, ein intelligibler Charakter ist. Damit ist die sittliche Welt von der theoretischen Erkenntnis völlig unabhängig gemacht. Eine so bewundernswerte philosophische Leistung diese Kantsche Grundlegung der Moral auch ist, drei Gründe hindern mich, mich dabei zu beruhigen:

1. Ich kann den Eindruck nicht los werden, daß die ganze Erörterung, weil das zu Beweisende als Postulat in die Prämissen gezogen wird, eine Erschleichung ist. So schön der Satz aussieht: „Sittlichkeit ist Tatsache, braucht daher nicht bewiesen zu werden“ — darum handelt sich's ja gerade, ob Sittlichkeit wirklich Tatsache, ob sie nicht vielleicht eine durch falsche Psychologie, Geschichte und Gewohnheit erklärliche Illusion sei.

2. Nicht minder widerstrebt es mir, in die Erfahrung einen Faktor einzuführen, der nicht nur, wie Kant selber sagt, jenseits aller Erfahrung liegt, sondern jeder Erfahrung geradezu widerspricht. Denn es darf doch nicht außer acht gelassen werden, daß wir genötigt sind, *alle* unsere Erfahrungen nach der Kategorie der Kausalität zu ordnen, so sehr, *daß uns der Begriff des kausalitätlosen Geschehens gar nicht als ein positives vorstellbares Seiendes, sonder nur als ein wesenloser Kontrastbegriff gegeben ist.*

3. Kants intelligible Willensfreiheit mag sich trefflich als Basis für den kategorischen Imperativ und ein theoretisches System der Moral eignen, denn es ist leicht systematisieren, wenn man von den empirischen Motivationen einfach in der Moral absehen kann. Praktischen Wert kann aber diese Ethik nicht erlangen; denn die praktische Moral und besonders das Recht können nie darauf verzichten, bei ihren Urteilen die empirischen Motive zu berücksichtigen. Nun soll nicht bestritten werden, daß eine Ethik auch dann noch hohen Wert besitzen kann, wenn ihre Geltung sich auf das Gewissen des einzelnen beschränkt; aber vorzuziehen wäre eine solche, die nicht nur eine ideale Selbstbeurteilung, sondern auch eine praktische Beurteilung der anderen ermöglicht. Dies ist mit der Kantschen Moral, wenn man ihr auf den Grund geht, nicht der Fall, obschon diese Konsequenz meines Wissens nie gezogen worden ist. Wegen dieser Bedenken muß ich für mich Kants Begründung der Moral ablehnen und mit ihr

den ihr zugrunde liegenden Begriff der Willensfreiheit als des Vermögens, kausalitätlos den Anfang einer unendlichen Reihe des Bedingten zu setzen, einen Begriff, der, wie gesagt, aller unserer Erfahrung zuwiderläuft. Wir sind tatsächlich jederzeit bei allem, was wir wollen und tun, von Motiven determiniert. Solche Motive sind nicht nur die unzähligen sinnlichen Reize und geistigen Einflüsse der Außenwelt, die beständig an uns herantreten, sondern auch die durch Vererbung oder sonstwie erzeugte, von Anfang an vorhandene Charakteranlage unseres Geistes, die im Verlaufe des Lebens wiederum durch bestimmte Motivationen verstärkt oder modifiziert werden kann. Die „Willensfreiheit“ könnte also nur darin bestehen, nach Willkür gewissen beliebigen Motiven vor anderen den Vorzug zu geben, würde also schon insofern nur eine relative sein, als die Bestimmung der überhaupt in Frage kommenden Motive nicht von dem Willen des Betreffenden abhängt. Immerhin haben wohl die meisten Menschen (unserer Zeit und Bildung) die Ueberzeugung, diese „Wahlfreiheit“ zu besitzen. Aber es gehört kein besonderer Scharfblick dazu, um durch einfache Beobachtung an sich und anderen die sichere Tatsache festzustellen, daß jene Wahlfreiheit in der Erfahrung höchstens bei ganz gleichgültigen Entscheidungen deduziert werden kann, während bei solchen von Bedeutung sich stets gewisse Motive mit solcher Gewalt geltend machen, daß sie zunächst die Zahl der möglichen Alternativen, d. h. den Bereich der Wahlfreiheit, einschränken, bis zuletzt eines oder einige den Ausschlag geben und die Entscheidung herbeiführen. Der Schein, daß dies durch die Willkür des Menschen geschehe, entsteht wohl hauptsächlich dadurch, daß kein Objekt unmittelbar als Motiv auf das Subjekt wirkt, sondern nur insofern es in ihm Gefühle, Gedanken und Begehrungen auslöst. Zwischen diesen, in der Seele des Menschen, vollzieht sich der Kampf der Motive. Er gehört also vollständig jener Sphäre an, deren Vorgänge sich nicht messen und berechnen lassen und deren kausale Verknüpfungen daher leicht verkannt werden. Von der Richtigkeit dieser Erwägungen hat sich auch jeder in einzelnen Fällen überzeugt, in denen dann auch das bestimmte klare Bewußtsein sich aufzwingt, daß eine andere Entscheidung unmöglich war. In Wirklichkeit ist *in jedem Falle*, in jedem Moment, bei jeder Handlung jeder Mensch durch eine unübersehbare, aber lückenlose Kette von teils in seinem Charakter begründeten, teils von außen herantretenden Motiven so vollständig determiniert, daß für eine willkürliche Wahl kein Spielraum bleibt und der Willensentschluß sich darstellt als eine notwendige Wirkung bestimmter Kräfte, die keineswegs auch hätte anders ausfallen können. Eine Wahlfreiheit nach Willkür und eine Willensfreiheit, die soviel ist wie Grundlosigkeit, gibt es also nach unserer Erfahrung nicht; ja sie ist uns etwas so Fremdes, daß wir sie nicht einmal in der Theorie durchdenken können.[1]) Insofern dies meine feste Ueberzeugung ist, bin ich Determinist.

Früher hätte ich mit trüber Resignation hieraus gefolgert: „Also ist Sittlichkeit nicht möglich, eine Illusion“, und damit abgeschlossen. Jetzt stelle ich, ihrer positiven Beantwortung von vornherein froh bewußt, die Frage: „Ist, und inwiefern ist trotzdem Sittlichkeit möglich?“, und das wird mir erleichtert, weil ich eingesehen habe, daß wir jener für ein unentbehrliches Gut erachteten Willens- oder Wahlfreiheit in der Praxis gar keinen Wert beimessen und weil ich daher ihren Verlust gar nicht mehr als etwas Bedauernswertes betrachten kann.

Wenn das Vermögen, grundlos nach Willkür zu wollen, ein so köstliches Gut wäre, müßten wir logischerweise wohl derartige grundlose Entscheidungen besonders hoch schätzen; es ist aber gerade das Gegenteil der Fall, und wir *verachten* die Handlung am meisten, die uns als „geradezu grundlos“ erscheint (nicht weil sie es wirklich ist, sondern weil die bestimmenden Gründe so abnormer Art sind, daß sie der einfache Menschenverstand nicht erraten kann). Wir müßten ferner jenes köstliche Vermögen mit allen Mitteln zu entwickeln suchen, und ein tüchtiger Erzieher müßte sich als Ziel der Willensbildung stecken, daß sein Zögling imstande sei, bei jeder an ihn herantretenden Nötigung zur Entscheidung ganz frei, unabhängig von Motiven, nach grundloser selbstherrlicher Willkür seinen Entschluß zu fassen. In Wirklichkeit aber betrachtet wohl jeder *den* Erzieher als den erfolgreichsten, der es verstanden hat, Gemüt und Geist seines Zöglings so zu lenken, daß dieser im Falle einer Entscheidung zwischen Gut und Böse, zwischen Sittlich und Nicht- oder Minder-Sittlich sich zwar mit Bewußtsein, aber mit Notwendigkeit für die erstere Alternative entscheiden *muß*, dergestalt, daß der Gedanke, er könne auch das Entgegengesetzte wollen, für ihn gar nicht mehr ins Bereich der Möglichkeit gehört. Das heißt aber nichts anderes, als daß wir als Ziel der sittlichen Willenserziehung gerade die Herbeiführung eines Zustandes möglichst großer Unfreiheit des Willens in einer bestimmten Richtung, nämlich gegenüber dem als gut und sittlich Erkannten, betrachten, also in der Praxis aus Sittlichkeit dieselbe Willensfreiheit möglichst beseitigen, ohne die wir uns in der Theorie einbilden, keine Sittlichkeit als möglich erweisen zu können. Für mich liegt hier ein kontradiktorischer Widerspruch vor, und da mir die Richtigkeit des praktischen Verfahrens unanfechtbar festzustehen scheint, so folgt für mich auch hieraus, daß die dem entgegenstehende Theorie von der Notwendigkeit der Willensfreiheit (im oben definierten Sinne) für den Bestand der Sittlichkeit falsch sein muß. Nach Führung dieses indirekten Beweises kann ich mich nun mit größerer Zuversicht der Frage zuwenden: Inwiefern ist, obschon es keine Willensfreiheit (im oben definierten Sinne) gibt, dennoch Sittlichkeit möglich?

Sittlichkeit ist möglich, weil unter den unendlich mannigfaltigen Motiven, die den Willen auslösen, sich bei allen Menschen, soviel wir wissen — ob es sich bei allen niedrig stehenden Völkern findet, weiß ich freilich nicht; als Anlage dürfte es indessen doch wohl auch bei ihnen vorauszusetzen sein —, ein konstantes, eine Naturanlage darstellendes Motiv befindet, das sie zu sittlichem Wollen antreibt. Die vielleicht erst geschichtlich entwickelte, aber nur durch eine eingepflanzte Anlage erklärliche Fähigkeit des Menschen, Gut und Böse zu unterscheiden, ist unmittelbar verbunden mit dem Bewußtsein der Pflicht, das Gute zu wollen. Was gut und was böse ist, darüber kann man „Ansichten“ haben; aber daß man das für gut Erkannte tun müsse, ist keine „Ansicht“, sondern allgemeines Axiom, und selbst der sittlich verworrenste Mensch wird das Böse allerhöchstens für erlaubt, keinesfalls für geboten erklären. Dieses sittliche Pflichtbewußtsein ist ein apriorisches Element unseres Geistes, aus der Erfahrung nicht zu deuten, aber ihr auch nicht widersprechend; denn weit entfernt, zur Annahme eines motivlosen Wollens zu nötigen, wirkt es vielmehr selbst als starkes und in seiner Wirklichkeit ebenso konstantes Motiv wie etwa die sinnlichen Anlagen des Mensechn oder sein Erkenntnisdrang. Sittlichkeit ist also einfach deshalb möglich, weil der Mensch a priori auf sie hin angelegt ist, und sittliche Gesinnung besteht in der Richtung des Willens auf das als gut Erkannte.[2]) Hiermit ist auch die Irrigkeit der Ansicht, die Natur des Menschen sei radikal böse, dargetan. Ein radikal böses Wesen wäre meines Erachtens für das Gute überhaupt unzulänglich, und die göttliche Gnade — um religiös zu sprechen — könnte es nicht ergreifen.

Hier erwarte ich den Einwand, das habe man früher nicht Sittlichkeit genannt; einem natürlichen Triebe des Menschen könne unmöglich das Prädikat „sittlich“ zukommen; im Gegenteil sei als sittlich nur eine Gesinnung, eine Entscheidung zu bezeichnen, die von aller Beeinflussung durch natürliche Triebe und Wünsche frei sei. Ich antworte, daß ich es für eine große Torheit halte zu glauben, ein Mensch könne jemals von seinen natürlichen Regungen, worunter ja nicht bloß die sinnlichen zu ver-

[1]) Ueber die anscheinend grundlose Entscheidung reiner Adiaphora darf ich hier hinwegsehen.

[2]) Hierin liegt die relative Wahrheit des sokratischen Satzes: Tugend ist Wissen des Guten.

stehen sind, ganz frei sein. Dies als Bedingung zu setzen, hieße wirklich, Sittlichkeit für unmöglich zu erklären.

Aber, wird man ferner einwenden — und der Einwand ist bedeutsam —, kann mit dieser Art von natürlicher Sittlichkeit noch Verantwortlichkeit verbunden sein? Da ich doch für den Grad meiner sittlichen Anlage ganz entschieden nichts dafür kann, wie kann ich denn für das, was ich einzig auf Grund dieser sittlichen Naturanlage denke und tue, zur Rechenschaft gezogen werden?

Die *reine Logik* kann nur die *eine* Antwort geben: Insofern „Verantwortlichkeit" die Möglichkeit einschließt oder voraussetzt, daß ein Mensch bei völliger numerischer und gradueller Gleichheit aller auf ihn wirkenden Motive, verschiedene Willensentscheidungen fällen könne, insofern ist sie ein Trug unseres Geistes und auf keine Weise *logisch auszudenken*.

Aber damit erweist sich nicht etwa die Irrealität der Verantwortlichkeit, sondern nur ihre logische Undeduzierbarkeit, und es erhebt sich die Frage, ob es nicht vielleicht ganz unberechtigt und ungereimt war, die Verantwortlichkeit überhaupt logisch deduzieren zu wollen. Das Verantwortlichkeitsbewußtsein ist ja ein *Gefühl*, und wer sagt uns denn, daß sich Gefühle logisch deduzieren lassen? Kann man das mit dem Ehrgefühl, der Begeisterung, der Liebe tun, und sind die Versuche, das Mitleid, die Demut und dergleichen Gefühle irgend woher logisch abzuleiten, nicht ungemein ärmlich und unbefriedigend? In der Tat ist das ganze bisherige Verfahren nicht berechtigt, nicht etwa, weil es zu unliebsamen Konsequenzen führt, sondern weil es der Natur des behandelten Objekts nicht entspricht. Die Gefühle sind eine Welt für sich, deren Tatsächlichkeit ebensowenig bewiesen oder wegbewiesen werden kann wie ihre Berechtigung. Ihrem Inhalte nach sind sie aus der einzigen uns außer ihnen bekannten Erfahrungswelt, der Natur, großenteils nicht zu erklären. Der logischen Deduktion entziehen sie sich durchaus. Es ist keineswegs nur das Verantwortlichkeitsgefühl, das mit der Logik in Konflikt gerät. Das Mitleid z. B., das man doch bekanntlich sogar als eine natürliche Ausdehnung der Selbstliebe auf Wesen der gleichen Gattung darstellen zu können vermeint — obschon es sich gar nicht auf diese beschränkt —, das also sogar ein ziemlich „logisches Gefühl" ist, kann mit der Vernunft in unlösbare Differenzen geraten. Es pflegt die Kranken, die Irren, Siechen, Blinden, Verkrüppelten und vermehrt dadurch bis zu einem gewissen Grade all dieses Elend, pflanzt es fort und verewigt es. Der logische Nachweis, daß dies verkehrt und verderblich sei, kümmert es nicht; es liegt so tief in der menschlichen Natur, daß es sich selbst nicht aufgeben kann, und sollte es dabei das Wohl der Gattung aufs Spiel setzen. Selbst der überzeugte Anhänger der Verderblichkeit solchen Mitleids übt es im einzelnen Falle doch selber aus, weil er für sich persönlich nicht von dem Triebe der Natur los kann, aller Logik zum Trotzel Er *fühlt*, daß eine Handlung aus Mitleid sittlicher ist als eine aus Logik, und *er fühlt*, daß sittlich zu sein ihn mehr befriedigt als logisch zu sein; daß Sittlichkeit schlechthin ein höheres Gut für den Menschen ist als Vernunftgemäßheit. Beweisen kann es niemand; aber das Gefühl kann der Beweise auch entbehren. Seine Tatsächlichkeit und seine Allgemeinheit rechtfertigen es hinlänglich.

Nicht anders ist es nun auch mit dem Verantwortlichkeitsgefühl. Auch dieses läßt sich bis zu einem gewissen Grade natürlich erklären. Die Logik hat nämlich nichts einzuwenden gegen eine Verantwortlichkeit, die genau dem Grade der individuellen sittlichen Anlage entspräche. Der Mensch fühlt sich aber auch für Handlungen verantwortlich, die dieser Anlage nicht gemäß sind. Das ließe sich begreifen als eine durch die Unmöglichkeit jedes exakten Messens und Vergleichens auf diesem Gebiete erklärliche unbefugte Grenzausdehnung, herbeigeführt durch ein unbewußtes irriges Schlußverfahren. Aber diese Deduktion tötet das seiner Unbefugtheit überführte Verantwortlichkeitsgefühl ganz und gar nicht; aus aller logischen Vernichtung erhebt es sich immer wieder in seiner gefühlsmäßigen Wirklichkeit, mit all seinen Begleit- und Folgeerscheinungen, wie Gewissensbedenken, Selbstzufriedenheit und Reue.

Und dieses Verantwortlichkeitsgefühl ist eine mächtige praktische Realität im menschlichen Leben. Zusammen mit dem sittlichen Pflichtbewußtsein bildet es das *Gewissen* und als solches einen konstanten Faktor des sittlichen Lebens von unvergleichlicher Bedeutung. Es ist so unüberwindlich, daß selbst die theoretisch ganz richtige Erwägung, wie bequem es sich doch leben ließe, wenn man es, weil logisch undeduzierbar, als Illusion betrachtete und sich von ihm ganz emanzipierte, an sich gar keine Wirkung auf seine Lebenskraft hat. Vielmehr *will* der Mensch verantwortlich sein, er sträubt sich gegen die Befreiung von dieser Last, die ihn zur belebten Maschine erniedrigen und ihn in seinen eigenen Augen seiner Menschenwürde berauben würde. Sein ganzes Wesen ergreift in dieser Frage Partei für das Gefühl gegen die Logik; in jenem, nicht in dieser, empfindet er die echteste, unveräußerlichste Grundlage seines geistigen Daseins. Weil dies so ist, wäre es eine arge Gewaltsamkeit, die Verantwortlichkeit aus dem sittlichen Leben streichen zu wollen. Als Gefühl ist sie vorhanden, stärkt und fördert das sittliche Bewußtsein und das sittliche Handeln, die subjektive und die objektive Sittlichkeit, und vor allem: sie allein ermöglicht ein sittliches Urteil. *Allerdings zunächst nur über uns selbst!* Jedes Gefühl ist auf das Subjekt beschränkt und kann nur durch die unbeweisbare Voraussetzung, daß andere ebenso wie das Subjekt organisiert seien, auf andere übertragen werden. Jeder fühlt nur sich selbst verantwortlich und kann daher eine sittliche Zurechnung mit wenngleich nur gefühlsmäßiger Gewißheit nur sich selbst gegenüber vollziehen. Da sich aber das sittliche Leben im eigentlichen Sinne, das sich in sittlicher Gesinnung erschöpft, ausschließlich im Innern des sittlichen Subjektes abspielt — nur die Wirkungen projizieren sich in die Außenwelt —, so genügt dies vollkommen. Auf Grund der Gewohnheit, unsere eigene Organisation bei den anderen Menschen vorauszusetzen, pflegen wir zwar auch sie für ihre Taten verantwortlich zu machen, indem wir von diesen ohne weiteres auf die Gesinnung zurückschließen. Dieses Verfahren ist aber nur aus praktischen Gründen zu rechtfertigen, und ein Zugeständnis dessen sowohl wie auch eine Einräumung an die strenge Logik liegt darin, daß wir anderen keine *unbedingte* Verantwortlichkeit zuschieben, sondern den Grad ihrer Verantwortlichkeit erst prüfen, ehe wir urteilen. Diese Prüfung kann aber nie zu einem unbedingt sicheren Ergebnis gelangen, da die Verantwortlichkeit nur auf dem Gefühl basiert, der Grad derselben also stets dem Grad des Verantwortlichkeitsgefühls genau proportional ist, dieser aber sich nur annähernd erschließen läßt, einer genauen Fixierung aber sich entzieht. Sittliche Zurechnung gegenüber anderen sollte daher stets mit größter Vorsicht vollzogen und ihr Ergebnis nie als erwiesene Gewißheit hingestellt werden.

Das Ergebnis der ganzen Untersuchung ist die Einsicht, daß Logik und Gefühl nicht derselben Dimension des Geistes angehören, daß sie mit einander kollidieren, ja einander geradezu aufheben können, ohne daß die Realität eines von beiden dadurch im mindesten beeinträchtigt wird und ohne daß das eine sich durch die Negierung vonseiten des anderen geschlagen bekennt. Sie lassen sich nicht auf einen Generalnenner bringen, aber sie ergänzen sich dennoch. Jedes beherrscht eine andere Sphäre des geistigen Daseins, und die Schwierigkeiten entstehen erst durch die Grenzüberschreitungen, die sich eines von beiden erlaubt. Die Sphäre der Logik ist die Betrachtung alles dessen, was sich zählen und messen läßt, sowie die auf Grund apriorischer Denkgesetze erfolgende abstrakte Handhabung von Maß und Zahl: hier hinein hat ihr das Gefühl nichts zu reden. Aus der ebenso natürlichen, ebenso berechtigten und in ihrer Sphäre ebenso souveränen Welt der Gefühle dagegen, in der Maß und Zahl keine Stelle haben, erhebt sich die Sittlichkeit, begründet auf den natürlichen Trieb des Menschen zum Guten, das ihm angeborene Bewußtsein der sittlichen Pflicht und das Gefühl der Verantwortung. Diese sittliche Welt wird nicht empfunden als eine Welt,

Digitized by Google

wo grundloses Geschehen herrscht; vielmehr widerspricht dieser bloße Kontrastbegriff der gefühlsmäßigen Erfahrung eben so sehr wie der Logik. Wohl aber wird sie empfunden als eine Welt der Freiheit. Freiheit ist aber nicht das Vermögen, nach grundloser Willkür zu wählen — denn der auf Fehlschlüssen beruhenden Einbildung, dieses zu besitzen, kann man sich entwöhnen —, sondern das mit dem Bewußtsein der Verpflichtung und dem Gefühl der Verantwortung verbundene Vermögen, nach sittlichen Kriterien zu entscheiden.

Dr. Fritz Friedrich.

Menschenbildung.

Von Friedrich Bernt.

> Alle Individuen müssen zu Menschen erzogen werden, außerdem würden sie nicht Menschen.
>
> Fichte.

Der zwölfe allgemeine Tag für deutsche Erziehung, der unmittelbar nach Pfingsten 1905 in Weimar abgehalten wurde, ist von Bedeutung im höchsten Sinne von Ethos und nationalem Gedanken. Es ist erschrecklich, wenn man sieht, wie den meisten Erwachsenen der Sinn für die ungeheuere Wichtigkeit der Erziehung der Jugend abgeht, mit der zuletzt alle höhere Menschlichkeit steht und fällt. Man hat „keine Zeit", der jungen Blüte Gedeihen mit ehrfurchtsvoller Treue zu geleiten; die sogenannte Bildung gibt die Schule, den Schliff Tanzstunde und Haus. Ueber alles mitreden und sich benehmen können, das ist der Weisheit letzter Schluß. Die jungen Menschen, die freudig Wahrheit und echten Gehalt in sich aufnehmen würden, wollte man sie ihnen bieten, kommen aus der Skylla der vielfach nur Wortkultur treibenden Schule in die Charybdis der elterlichen Erziehung, die oft lediglich gute Zeugnisse und anständiges Betragen heischt. „Alles liegt an den Menschen, und an nichts hat Deutschland so großen Mangel wie an Menschen, und keinem Dinge ist Deutschland mit seiner Anbetung des Staates, der öffentlichen Meinung, der Kultur, des Erfolges so feindlich wie dem, wodurch allein es Leben und Ehre erlangen kann, dem einzelnen Menschen", klagte Paul de Lagarde und hatte Recht. Es ist erschütternd, was Anna de Lagarde, des Denkers pietätvolle Gattin, in ihrem Buche „P. de L." berichtet: wie der als Menschenhasser verschriene Göttinger Professor in seiner Kinderliebe sich an dem unschuldigen, noch in keine Schablone gepreßten kräftigen Eigenwillen der spielenden Kleinen ergötzen konnte, die in ihrem kleinen Reiche so selbstherrlich walteten, und wie er wohl sich abwandte mit dem schweren Seufzer: „Gott, wenn ich denke, was das Leben aus ihnen machen wird!"

*

Ueber den gewaltigen Einfluß, den Erziehung, trotz unserer Deterministen, zu üben vermag, waren sich unsere erlauchtesten Geister niemals im Unklaren. Die Schuld der Polizeierziehung an der zunehmenden Uniformierung, am Schwinden des höchsten Gutes der Erdenkinder, hat schon Goethe ausgesprochen, als er sagte, man gehe heute (das ist vor 80 Jahren!) darauf aus, alle Persönlichkeit aus den Kindern herauszugebieten und herauszuverbieten, bis denn zuletzt nichts übrig bleibt als der Philister, der alsobald seinerseits die trefflichsten Philister heranzuziehen sich müht. Es ist unmenschlich, sagt Emerson, nicht an Erziehung zu glauben. Die Männer und Frauen, die, zum Teil von weither, in Weimar zusammengekommen waren, sich über die Erziehungsfrage auszusprechen, glauben daran. Weil sie daran glauben, wollen sie für Menschenbildung statt Puppenzüchtung wirken. Ist das schon länger ihr Streben, so wissen sie ganz genau, wie leicht das gesagt, wie schwer getan ist. Nicht weil es undurchführbar wäre. Der Feind ist der latente Widerstand der stumpfen Welt. Die Frau Rat klagt einmal, geradezu wie sie war, über „die Menschen, die um mich herumkrabbeln, denn eigentlich Leben kann man ihr Tun und Lassen nicht nennen. Da ist kein Fünkchen, wo man nur ein Schwefelhölzchen anzünden könnte — sie sperren die Mäuler auf über jeden Gedanken, der nicht im ABC-Buch steht!" Das ist's. Nicht im ABC-Buch, nur im menschlichen Herzen steht das drängende Bedürfnis nach Ersatz öder Wortklauberei durch Menschenbildung und Anschauung. Darum setzt sich der Ruf nach charaktervoller Erziehung so unendlich schwierig durch. Und es liegt doch keineswegs nur ein Interesse bloßer Kultur vor, es steht vielmehr durchaus der Staatsgedanke in Frage. Das erkannte vor hundert Jahren einer der gewaltigsten Deutschen, von dem wir noch außerordentlich viel lernen sollten, Fichte (Sämtliche Werke, Berlin 1845—46, Band VII S. 353): „Nur diejenige Nation, welche zuvörderst die Aufgabe der Erziehung zum vollkommenen Menschen durch die wirkliche Ausübung gelöst haben wird, wird sodann auch jene des vollkommenen Staats lösen." Aber was liegt den Geheimräten am vollkommenen Menschen, was am vollkommenen Staat? Die sonderbaren Schwärmer, die auf den Bahnen Wilhelm v. Humboldts, wie Fichte eines der deutschesten Männer, die gelebt haben, zu wandeln sich erkühnen, die da rufen: „Nicht totes Wortwissen — lebendige Naturgesetze," werden vornehm totgeschwiegen, sind sie Beamte, mit sanfter Gewalt zur Ruhe gebracht. „Sie sperren die Mäuler auf über jeden Gedanken, der nicht im ABC-Buch steht."

*

Der Erziehungstag 1905 zu Weimar hatte etwas von einem Gerichtstag an sich. Schärfer ist wohl nie zuvor die Erziehung, die Schulbildung unserer Tage verurteilt worden, als es hier von Männern geschah, die teils als Lehrer seit Jahrzehnten mitten im praktischen Wirken stehen, teils vermöge dauernder Beschäftigung mit Erziehungsfragen nicht minder zuständige Sachkenner sind, vor einer aus allen Teilen Deutschlands herzugeströmten großen Schar von Eltern, die gerade den härtesten Worten der Redner mit donnerndem Beifall beipflichteten. Das Publikum, das den großen Saal der „Erholung" in Weimar bis auf den letzten Platz füllte und den langen, nicht immer kurzweiligen Reden mit unermüdlichem Anteil tagelang folgte, konnte Pessimisten lehren, daß doch ein Häuflein deutscher Eltern Aufgaben und Pflichten hoch einschätzt und ernst nimmt, die ihm erwachsen aus dem Beruf zur Erziehung des Nachwuchses. Neben mir saß am Begrüßungsabend eine Dame, die weither aus Bayern gekommen war, Gattin eines Arztes, Mutter dreier Söhne; sie erweckte durchaus den Eindruck einer tüchtigen Hausfrau. Da den Gatten jedoch die Pflicht an den Wohnort band, hatte sie die Häuslichkeit im Stich gelassen und sich aufgemacht, die Verhandlungen zu hören und dem Manne daheim zu berichten. Da sage noch einer, daß es keine deutschen Mütter gäbe, die sichs mit der Erziehung sauer werden lassen! Und überhaupt die Leute. Man sah Gesichter, die Freude machten. Es war damit so, wie Fr. Vischer von seinem „Auch Einen", von A. E's Zügen sagt, „es war jenes Etwas darin, das man nicht häufig findet und das wenige zu bemerken pflegen — jenes Etwas, wozu man sagen möchte: wieder einmal ein Mensch." Und wieder einmal Phrasenlosigkeit, Wahrheit, Menschlichkeit — so möchte man sagen von den meisten Reden, die gehalten wurden. Daß übrigens blasierte Gesichter nicht ganz fehlten — es ist auch eine Art „Modesache", gegen das Hergebrachte zu wettern —, daß besonders vom zarten Geschlechte manches Allzumenschliche geleistet wurde, daß in den Diskussionen hier und da einer allzu breit wurde, weil es ihm offenbar Spaß machte, sich reden zu hören, sei nebenbei bemerkt. Den überaus erquicklichen, frohgemut stimmenden Gesamteindruck der Verhandlungen konnten derlei unvermeidlich unterlaufende Schatten nicht verdüstern.

Am ersten Tage sprach zunächst der Vorsitzende, Arthur Schulz aus Friedrichshagen, bekannt als Herausgeber der „Blätter für deutsche Erziehung", programmatisch über den „Kampf um deutsche Erziehung". Er betonte, wie die Kaiserrede vom 4. Dezember 1890, das notwendige Deutsche in der Schulbildung. Nicht junge Römer und Griechen, junge Deutsche wollen und brauchen wir. Ungemein treffend und beachtenswert ist vor allem,

Digitized by Google

wenn Schulz ausführt: Themistokles, Alcibiades in allen Ehren — aber ungleich lebensvoller muß doch auf deutsche Jünglinge das Vorbild von Heldenleben des Geistes wirken, wie es Schiller und Kleist geführt haben. Das nur paradigmatisch; Schulz hätte eine stattliche Reihe weiterer Namen nennen können, Namen von Adelsmenschen, die ihr Ich in die hinterste Ecke gewiesen, die unter inneren und äußeren Nöten nur der gemeinen Sache geatmet und gelebt haben. Man denke nur an Fichte, Bismarck. Wo aber ist der Lehrer, der den Schülern die Herrlichkeit eines solchen reichen und erhabenen Daseins zum Bewußtsein zu bringen strebt? Fichte lebte 1762 bis 1814, schrieb das und das. Kleist 1777 bis 1811, dichtete „Hermannsschlacht" u. s. w. Schiller war Goethes großer Freund, „ans Vaterland, ans teure, schließ' dich an", schreibt einen Aufsatz darüber. Wer's am besten herschnurren, den hochtrabendsten Aufsatz darüber schreiben kann, kriegt Note 1. So machen deutsche Jugendbildner aus den ragenden Gestalten germanischer Geschichte Strohpuppen, gut verwendbare Aufsatzthemen. Diese Jammerwirtschaft nennt sich dann „Schulbildung".

Berthold Otto in Großlichterfelde ist in engeren Kreisen ehrenvoll gekannt als Herausgeber des „Hauslehrers", einer eigenartig vorzüglichen Zeitschrift, die in der Sprache der Kinder größte Materien abhandelt. Otto sprach vom „geistigen Verkehr mit Kindern". Aus dem reichen Schatz seiner praktischen Erfahrungen als Erzieher erzählte er vielerlei und gab den anwesenden Eltern manche dankbar empfangene Anregung. Otto hat durch seine Bemühungen, die Kinderseele zu ergründen, den kindlichen Verstand daraufhin zu prüfen, in welcher Form er Belehrung als anschaulich und lebensvoll gerne hinnimmt, sehr viel Wertvolles geleistet. Er lehrt die Achtung vor dem Kinde — ein großer Punkt; Fichte setzt einmal so fesselnd als überzeugend auseinander, wie großes Gewicht die Kleinen instinktiv auf die Achtung vorzüglich des Vaters legen (Sämtliche Werke VII, 414). Uns fehlt's noch allzusehr an Achtung vor dem Kinde, das gedrückt und niedergehalten, anstatt respektiert wird. Ein Respekt, weit entfernt natürlich von verhätschelnder Affenliebe, die das Kind egoistisch macht, indem es sich stets als Mittelpunkt zu betrachten gewöhnt wird. Achtung vor kindlicher Wißbegierde! predigt Otto; nicht das Kind barsch abweisend verschüchtern, wenn es eine höhere Frage stellt, als sie im ABC- oder Rechenbuch vorkommt. Das Kind dann „abfahren lassen", ist nicht Kunst, sondern nur dumme Roheit. Die Kunst ist, des Kleinen regen Wissensdrang in die richtige Bahn leiten, durch Anschauung rege halten. Das legt Ottos Zeitschrift in Beispielen sehr schön klar.

Der Schweizer Professor Dr. Paul Förster aus Friedenau sprach in breit alemannischer Mundart recht schön über die „Wirkung des Gymnasiums auf das öffentliche Leben". Er hält sie für unheilvoll und führte weiter aus, was Lagarde 1874 geschrieben hat: „Gymnasien mit solcher Bandwurmnatur . . . überziehen die Nation mit dem zähen Schleime der Bildungsbarbarei, dieser ekelhaftesten aller Barbareien, die jetzt das Leben in Deutschland zu einer Strafe macht, und sie hindern die, welche wirklich lernen wollen, wie die, welche zu lehren gesonnen sind, ihre Absicht zu erfüllen. Ueber dieser Sekundanerkultur, welche nun seit fast 25 Jahren Preußen und von Preußen aus das übrige Deutschland überflutet, ist der Nation der Bildungsmaßstab abhanden gekommen, mit welchem sie wirkliche Bildung messen konnte." Prof. Förster sprach auch in der an den Erziehungstag sich anschließenden Verhandlung des Deutschen Rechtsbundes sehr fein und beifallswürdig. Volle Zustimmung verdiente es, wenn er hier der Meinung des Vorsitzenden Prof. Lehmann-Hohenberg (des gemaßregelten Kieler Universitätslehrers), es müsse alles Große aus dem Volk, aus den einzelnen hervorgehen, ein Bismarck, ein Luther sei uns nicht mehr vonnöten, das Wort entgegensetzte: „Möchte uns noch recht oft ein Luther oder Bismarck beschieden sein!"

Am zweiten Tage sprachen der Arzt Dr. Georg Liebe aus Waldhof-Elgershausen über „Die Ausbildung des Leibes" und Fräulein Dr. Selma v. Lengefeld in Weimar über „Die Erziehung zur deutschen Frau und Mutter". Ich bekenne offen, daß mir der letztere Vortrag stärkste Bedenken erregt hat und daß ich, bei allem Respekt, den ich der Gelehrsamkeit, auch den guten Absichten des Fräulein Dr. v. Lengefeld zolle, nicht zugeben kann, daß sie berufen ist, Führerin in der Erziehung zur deutschen Frau und Mutter zu sein. Ein von ihr zur Frau und Mutter erzogenes Mädchen zu heiraten, könnte ich guten Gewissens keinem Manne empfehlen, es sei denn, daß ich ihm etwas recht Böses zufügen wolle; ich würde meinesteils lieber zeitlebens Hagestolz bleiben. Als Dr. Hugo Göring, der verdiente und tüchtige Schulreformer, der eine verheißungsvolle akademische Laufbahn um der Ausführung seiner Ideen halber verlassen hat, des Fräulein Dr. v. Lengefeld Ideal einer deutschen Frau höflich, aber unerbittlich zertrümmerte, replizierte die Dame nach Frauenart persönlich gereizt. Sonderbar und beklagenswert, daß bestimmte Damen nicht einsehen können, noch wollen, wie die Frau sehr wohl einen hohen Bildungsstandpunkt erklimmen kann, ohne darum ein bebrillter Blaustrumpf zu werden. Wer die humanistische Gelehrsamkeit nicht als höchstes Ziel der germanischen Jungfrau anerkennt, der ist ein elender Philister, wie er im Buch steht; der will dem armen Weib natürlich nur Küche und Kochtopf als Wirkungskreis zugestehen. Nun, einem gescheiten Manne macht eine sogenannte „häusliche", d. h. ewig über ihre kleinlichen Kochtopfsorgen lamentierende Frau gewiß wenig Freude; er kann darum doch so viel vom Adam in sich haben um sich gehorsamst zu bedanken für eine Gemahlin, die über ihrem Bücherwissen, über genauer Kenntnis sämtlicher unregelmäßigen Verba im Lateinischen allen Charme, alle Anmut eingebüßt hat. Seine gesunde Sinnlichkeit wird sich nicht angezogen fühlen durch ein Mägdelein, das ihm nicht mit zarter Hand Rosen in seinen rauhen Kampf flicht, dahingegen seiner als Sekretär bei ihren gelahrten Arbeiten bedarf. Daß diese Witzblatt-Karrikatur, die allen Naturgesetzen Hohn spricht, Wirklichkeit werde, wollen wir doch zu verhindern suchen. Gottlob sind wohl auch die meisten Mädchen zu sehr Eva, um sich zu dieser lächerlichen Rolle herzugeben. Einer Sonja Kowalewski, die den Drang zur Gelehrsamkeit unabweisbar in sich spürt, wird kein Vernünftiger entgegentreten.

Ausgezeichnet war des Münchener Bildhauers Hermann Obrist völlig freier Vortrag „Falsche und richtige Wege in der Kunsterziehung". Seine Sorgen sind die aller um eine rechtverstandene, Schillersche, ästhetische Erziehung Besorgten, seinen Klagen kann kaum einer davon die Zustimmung versagen. Daß das Unbewußte, Naive, das Reizvoll-Anmutige, Unberührte, Keusche, das eigentlich Schöpferische im Kinde und seinem Kunstgefühl erstickt und zernichtet werde, daß unausstehliche Unnatur, trockene Bewußtheit, eitle Selbstgefälligkeit, mit sich selbst zufriedene Absicht, selbstbeobachtende Unnatur auf den Thron gesetzt werden, das behauptet Obrist. Das zarte Seelchen Phantasie wird bald und gründlich erwürgt, keine selbstgenügende, naiv genießende Freude am Schönen gestattet. Das Kind soll zergliedern, was dunkel in seinem Innern wunderbar schlief. „Will man im Kinde alle Empfindung töten, so muß man nur immer Rechenschaft von ihm verlangen." Weniger Kunsterziehung, immer weniger! beschwört Obrist. Weniger ist unendlich mehr! Daß es an neuem, frischem Schaffen, an neuen Großen nicht fehlen werde, dafür wird der deutsche Genius schon sorgen! — Ob Obrist nur pedantische Kunstübung, ob er auch Anschauung, Betrachtung edler Kunstwerke aus dem Leben des Kindes verbannt sehen will, gestehe ich nicht recht zu wissen, sei's aus mangelnder Aufmerksamkeit meinerseits, sei's, daß der treffliche Redner sich hierüber nicht deutlich genug ausgesprochen hat. Der Bericht über die Verhandlungen wird darüber Klarheit schaffen.

•

Die Höhepunkte des Erziehungstages bildeten wohl die Vorträge des Prof. Dr. Ludwig Gurlitt (Steglitz) über „Die Erziehung zur Wahrhaftigkeit" und des Bremer Pastors Friedrich Steudel „Unser Religionsunterricht". Gurlitt ist, seit seine Schrift „Der Deutsche und sein Vaterland" anno 1902 rasch in sechs Auflagen (oder waren's sieben?) verbreitet und weithin von allen möglichen Blättern besprochen war, angesehen als ein grundehrlicher, überzeugter Gegner des Ueberlebten oder nie lebendig Gewesenen in

Digitized by Google

unserem Erziehungswesen. Er ist zu temperamentvoll, um nicht allenthalben sein letztes Wort auszusprechen. Man darf ihn ja nicht für einen bewußt mit Pointen oder Paradoxen Operierenden halten, für einen, der nicht von Herzen kommende, sondern nur auf der Zunge liegende Schlagworte von sich gibt, oder der sich an großen Worten erhitzt. Er ist Lehrer, kennt genau, über was er spricht, und weiß genau, warum er nicht behutsam und als sog. „maßvoller“ Drückeberger redet, sondern hart und scharf wie nur einer. „Der Kaiser hat gesagt, unsere Zeit steht im Zeichen des Verkehrs. Er hätte sagen sollen: unsere Zeit steht im Zeichen der Lüge.“ Das ist stark, manchem vielleicht zu schallend. Im Zusammenhang von Gurlitts Rede mutete es vollkommen organisch treffend an. Er erzählte, wie unsere heutige Schule oft die Lüge züchtet. In der „Jugend“ (irre ich nicht) habe einmal eine Notiz gestanden: „Dank ans Gymnasium!“ Er habe sich gefreut: endlich mal einer, der uns dankt! Was war's? Der Gymnasiast habe geschrieben: Ins Leben eingetreten, sehe ich, wie der Daseinskampf ein Intrigieren, Schwindeln, Sich-winden, den Mantel nach dem Winde Hängen, ewige Lüge fordert. Nun, ich bin vorbereitet, im Gymnasio hab' ich's aufs Schönste gelernt. Dafür vielen Dank! Wie viel Wahres an dieser „Danksagung“ ist, weiß Gurlitt. Er wies auf mehrere Fälle hin, in denen betrügerische Abiturienten scharenweise entlarvt wurden. Zum Teufel die Grammatik, ruft er; auf einem italienischen Schiff wäre ich fast verhungert und verdurstet, weil ich zwar trefflich die Grammatik beherrsche, jeder Kellner aber besser in praxi spricht. Innere Wahrheit brauchen wir, auch die Unwirklichkeit, den von pfäffischer Lüge verbannten Schein, den farbigen Abglanz, in dem wir das Leben haben. Nach Lagarde könne der Mensch nur e i n Ideal wahrhaft lieben; wir geben unserem Schüler ein Harem von Idealen und er verpufft seine Begeisterungs- und Liebesfähigkeit. Gurlitt ist derb und burschikos wie sein Bruder, der bekannte Kunsthistoriker; er hat zugleich etwas von der Herzensgüte, dem Mitleid seines Vaters; wie dieser den hart bedrängten Hebbel in Rom so taktvoll unterstützte als wahrhafter Freund, weiß man. Ludwig Gurlitt hat auch etwas von Ibsen, ohne die etwas grämliche Verbitterung des großen und tiefen Norwegers. „Unsere Zeit steht im Zeichen der Lüge“, ist ganz Ibsen. Und etwas von Brands „Alles oder nichts“ erklang auch, wenn Gurlitt gegenüber Besänftigungsversuchen sagte: „Gott schütze uns vor den Vermittlern, vor den Feinden wollen wir uns schon selber schützen! Nicht die alte wacklige Baracke ausflicken, umbauen. Baut ein n e u e s r e i n l i c h e s H a u s auf! Nicht ewig bessern, Löcher zustopfen wollen; niederreißen, damit Platz fürs Neue, Wahre werde!“ Gurlitt sollte überall gehört werden, wo man Wahrheit sucht. Er ist einer der Viel-zu-wenigen, wie sie uns, ach!, so bitter not tun. Und daß es Lehrer gibt wie ihn, kann wirklich wohltun im Grunde des Herzens.

Fast noch größere Leidenschaft stürmte in der letzten Rede, der des Pastors Friedrich S t e u d e l. Eine ungemein anziehende Erscheinung, die überzeugt und aus deren Worten ungeheuchelte Ergriffenheit lebendig spricht. Man mochte an den ehernen Zorn denken, der in Luthers Flammenreden brauste, wenn der Bremer Theologe mit mächtig den weiten Saal beherrschender Stimme Protest erhob gegen eine Anschauung, die Religion als notwendig fürs „Volk“ — plebs, nicht natio — bezeichnet. Das heißt, als Kuhmagd, als Kette, als Strick, den man den Leutchen um den Leib legt, auf daß sie hübsch loyale Staatsbürger blieben. Eine unerhörte Schmach werde damit der Religion angetan, sagte der Pastor, und wer kann's leugnen? „Die Religion aus der Schule!“ war Lagardes Parole. „Es soll daher überhaupt kein U n t e r r i c h t in der Religion, sondern nur eine Entwicklung jenes ursprünglichen religiösen Bewußtseins stattfinden“, forderte Fichte. Steudel dürfte zu Fichte neigen. Den Bombast, die Unwahrheit mancher Teile des Alten Testaments will er den Kleinen nicht mehr beigebracht, er will überhaupt die salbungsvolle Lehrhaftigkeit, die niemals ins Wesen der Schüler übergehen kann, aus den Lehrstätten verbannt sehen. „Man muß nur mit dem Religionsunterricht, wie er jetzt erteilt wird, fortfahren, wenn man alles religiöse Gefühl mit Haut und Haar, mit Stumpf und Stiel ausjäten will.“ Ans Leben soll die Religionslehre anknüpfen. Moses erhielt das Gebot: „Ziehe deine Schuhe aus, denn hier ist heiliges Land.“ Es gebe mehr wahrhaft heiliges Land. Gestern habe er das Haus aufgesucht, in dem einer der edelsten Dulder der Menschheit unter Sorgen und Qualen des Körpers unerschütterlich um seine hohen Ideale gerungen habe, das Schiller-Haus; und da sei es heiß in ihm aufgequollen: „Ziehe deine Schuhe aus, denn hier ist heiliges Land.“

Es war fast 2 Uhr mittags, als Pastor Steudel endete. Fast niemand hatte den dichtbesetzten Saal verlassen. Bemerkt zu werden verdient noch die sympathische Begrüßung, die der Oberbürgermeister von Weimar, der Geheime Regierungsrat P a b s t, für den Erziehungstag übrig hatte. Geheimrat Pabst wohnte auch den Verhandlungen, in denen amtliche Autoritäten ziemlich hart mitgenommen wurden, mit sichtlichem Anteil bis zum Schlusse bei. Dies Moment paßt in das Land, von dem aus Goethe sein Volk „von Philisterbanden“ befreite.

Bücher und Zeitschriften.

μσι. **Die Bhagavadgita.** In seiner „Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung“, die seinem Briefwechsel mit Schiller voransteht, sagt Wilhelm v. Humboldt u. a.: „Hätte Schiller das Aufleben der indischen Literatur erlebt, so würde er eine engere Verbindung der Poesie mit der abgezogensten Philosophie kennen gelernt haben, als die griechische Literatur aufzuweisen hat, und die Erscheinung würde ihn lebhaft ergriffen haben. Die indische Poesie, in ihrer früheren Epoche nämlich, hat überhaupt einen mehr feierlichen, frommen und religiösen Charakter, als die griechische, ohne darum, gleichsam unter fremder Herrschaft stehend, an eigener Freiheit einzubüßen. Nur am Vorzug des Plastischen möchte sie dadurch wirklich verlieren.“ Diese hohe Schätzung indischer philosophischer Poesie bestimmt Humboldt auch, als er die Bhagavadgita kennen gelernt, an Gentz zu schreiben: er danke Gott, daß er ihn so lange habe leben lassen, um dieses Gedicht lesen zu können. A. W. von Schlegel hatte es 1823 zum erstenmal, und zwar mit Sanskrit-Typen, herausgegeben, die er für die Bonner Universitätsbuchdruckerei in Paris hatte gießen lassen. Die dem Text beigefügte lateinische Uebersetzung nannte Humboldt in ihrer Art klassisch, und in dieser Uebersetzung lernte auch Schopenhauer die Bhagavadgita kennen, die er in seinen Werken wiederholt — ich zähle fünfmal — zitiert. Schlegels Schüler Lassen besorgte die zweite Ausgabe (Bonn 1846). Aber schon 1785 war die Bhagavadgita ins Englische, in die erste lebende europäische Sprache, durch Wilkins übersetzt worden, ins Deutsche durch Peiper (Leipzig 1834). Lorinser (Berlin 1869), Boxberger (1870), Franz Hartmann (Braunschweig 1892) folgten. Von jener berühmten Abhandlung W. v. Humboldts „Ueber die unter dem Namen Bhagavad-Gîtâ bekannte Episode des Maha-Bhârata“ bis zu dieser letzten populären Uebersetzung des Theosophen Hartmann, der die 18 Gesänge des Gedichts mit willkürlichen Ueberschriften und fortlaufenden, manchmal recht phantasievollen Parallelstellen aus der altchristlichen Literatur versah, hat sich um dieses Gedicht, seiner Bedeutung entsprechend, ein ziemlicher Schriftenkreis kristallisiert. Nun ist eine vorläufig wohl abschließende neue kritische Uebersetzung ins Deutsche erschienen: D i e B h a g a v a d g î t â aus dem Sanskrit übersetzt mit einer Einleitung über ihre ursprüngliche Gestalt, ihre Lehren und ihr Alter von R i c h a r d G a r b e (Leipzig, H. Haessel, Verlag, 1905). Im Gegensatz zu Peiper, Lorinser und Boxberger hat Garbe das Gedicht in Prosa übersetzt, was wir der dadurch ermöglichten größeren Genauigkeit wegen einer noch so anschmiegenden metrischen Uebertragung vorziehen. Der Text ist mit zahlreichen philologischen und selteneren sachlichen Anmerkungen versehen. Die wertvollste Beigabe besteht in der 64 Seiten starken Einleitung, die den Standpunkt des Uebersetzers und Herausgebers scharf präzisiert. Sie behandelt die Bhagavadgîtâ

Digitized by Google

in ihrer ursprünglichen Gestalt, die Herkunft ihrer Lehren, diese Lehren selbst und endlich das Alter der Bhagavadgitā. Das vielumstrittene Alter der Bhagavadgita ist deshalb von Wichtigkeit, weil Garbe daraus sehr scharfsinnig die Inkongruenz zwischen der philosophisch-religiösen Richtung der älteren und der neueren Bhagavadgita nachzuweisen in der Lage ist. Die rein philosophischen Ergebnisse des wunderbaren Gedichts, dem Garbe allerdings mit einer gewissen Absicht sich um so kühler und kritischer gegenüberstellt, als er die überschwängliche Ansicht Humboldts darüber nicht teilt, die Parallelen mit der Vedanta-Philosophie, den Upanishads und dem Buddhismus hätten sich allerdings und sehr dankbar eingehender herausarbeiten lassen. Dadurch würde aber freilich der Umfang der Einleitung zu dem der Uebersetzung in ein gewisses Mißverhältnis gekommen sein. Was nun die von Lorinser sehr stark verfochtenen christlichen Einflüsse auf das Gedicht betrifft, so gibt Garbe die Möglichkeit der Bekanntschaft mit christlichen Lehren für den Verfasser der Ueberarbeitung (der jüngeren Bhagavadgita) zu, sagt aber wohl mit Recht: „Mir ist in der Gītā kein Gedanke begegnet, der sich nicht aus dem reichen Ideenschatze oder aus der eigentümlichen geistigen Anlage des indischen Volkes befriedigend erklären ließe." Die ältere Form der Gita und die spätere Ueberarbeitung, wie sie der Herausgeber sehr plausibel durchzuführen weiß, sind im Text sehr übersichtlich durch verschiedenen Druck auseinandergehalten. Es sind jetzt fast zwei Jahre her, daß wir an dieser Stelle Richard Garbes treffliche „Beiträge zur indischen Kulturgeschichte" anzeigen konnten. Die Uebersetzung der Bhagavadgita, die in dieser Zeit entstanden, ist ein noch wertvollerer Beitrag zu unserer Kenntnis von Altindiens Literatur und Kultur.

Allgemeine Rundschau.

Erkennung von Terrakottenfälschungen

γ. Da die Fälscher antiker Terrakotten noch immer am Werke sind, trotzdem sie in den Kreisen der Altertumskenner nur selten mehr mit ihren Nachbildungen Glück haben, so veröffentlicht der italienische, meist in Paris lebende Altertumshändler und -begutachter (expert) F. Canessa eine kurze Aufklärung über die Kennzeichen der Fälschungen, damit der Laie, auf dessen Geldbeutel es die Nachbildner besonders abgesehen haben, sich schnell und sicher unterrichten könne. Es gibt zwei Arten von Fälschungen, neue Stücke und Umarbeitungen alter Stücke. Die letzte Gruppe ist schwerer zu erkennen, da die vorgenommenen Umbildungen, Auflagen oder Abarbeitungen zuerst gar nicht auffallen. Aber bald wird man die aufgetragenen Teile an ihrer Brüchigkeit erkennen, da sie trotz aller zu Hilfe genommenen Mittel sich nicht unlöslich mit der Unterlage verbinden; überall aber, wo eine Veränderung stattgehabt hat, vermißt man die den alten Terrakotten eigentümliche und durch nichts nachzuahmende Oberfläche, kleine, dunkle Punkte oder Fleckchen, fein durchlöcherte Stellen, Abschürfungen u. s. w. Wer einmal eine Reihe von echten Terrakotten auf diesen Punkt hin sorgfältig und mit dem Glase untersucht hat, der wird ein für allemal darüber Bescheid wissen. Leicht sind die ganz neuen Stücke zu erkennen, die besonders vor etwa zwanzig Jahren Frankreich überschwemmten und damals, als man über die echten Sachen noch nicht so gut Bescheid wußte, vielen Absatz fanden. Hier kommt zu den schon genannten Kennzeichen hinzu, daß die Nachbildner nie einen ganz reinen antiken Stil liefern können, daß die geringeren von ihnen sich leicht an groben Schnitzern der Körper- und Gewandbehandlung entdecken lassen, daß aber selbst derjenige, der schon als Künstler eine hohe Fertigkeit besitzt und nun obendrein noch mit Eifer und Begeisterung die Antike nachahmt, immer doch das Kind seiner Zeit, seines Jahrhunderts bleibt. Er muß, da ihm doch nur die Massenherstellung lohnend sein kann, alsbald eine gewisse eigentümliche, immer wiederkehrende Kunstweise entwickeln, so daß seine Werke, selbst wenn sie im einzelnen durchschlüpfen sollten, bei einer Zusammenstellung sich schon aus einiger Entfernung sofort durch Aehnlichkeiten der Bildung zu erkennen geben. Zu beachten sind auch die Bruchstellen, die von Unkundigen oft als Echtheitsbeweise entgegengenommen werden. Bei den Fälschungen sind sie fast immer scharf, so daß die Stücke eng aneinander passen, während die echten Terrakotten selten ein lückenloses Aneinanderlegen der Teile gestatten. Aus dem Gesagten geht hervor, daß auch die Nachbildungen einen künstlerischen Wert haben können, und so sind denn z. B. jüngst in Paris bei der Versteigerung der Sammlung Warneck eine Reihe von falschen Terrakotten ausgestellt worden, die das Werk eines athenischen Künstlers aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts sind und die durchgängig eine so feine und liebevolle Arbeit zeigen, daß sie ohne Zweifel in der Geschichte der Tonbildnerei einen hervorragenden Platz verdienen. Wenn man schon für eine nachgemachte griechische Silbermünze nur um der feinen Anfertigung willen das Fünffache des Silberwertes und mehr zu zahlen bereit ist, um wieviel mehr verdienen nicht jene Schöpfungen, die ein eigenes geistreiches Werk darstellen, Beachtung und Schätzung, mag ihnen auch noch so sehr Absicht und Name einer Fälschung anhaften!

❦

Kleinere Mitteilungen.

o.m. Das Meteorologische Amt Englands wird, wie man uns aus London schreibt, in Zukunft einem Komitee unterstellt sein, das aus folgenden Mitgliedern zusammengesetzt ist: einem vom Schatzamte zu ernennenden Vorsitzenden und Direktor, dem Hydrographen der Marine, dem das Marinedepartement beim Handelsamt leitenden See-Offizier, dem wissenschaftlichen Hilfssekretär des Departements für Ackerbau und Fischerei, zwei Vertretern von Landesuniversitäten und einem siebenten vom Schatzamt zu ernennenden Mitgliede. Die Mitglieder werden auf fünf Jahre ernannt, dürfen jedoch bis zur Erreichung ihres 65. Lebensjahres stets auf je weitere fünf Jahre wieder ernannt werden. Zum ersten Direktor und Vorsitzenden ist Dr. W. N. Shaw ernannt worden, welcher sich durch eine Reihe von literarischen Arbeiten in weitesten Kreisen bekannt gemacht hat und dem meteorologischen Amt seit 1900 angehört. Hydrograph der Marine ist Kapitän Arthur M. Field, Vertreter der Marine beim Handelsamte ist Kapitän A. Chalmers. Hilfssekretär des Landwirtschafts-Ministeriums ist Dr. William Somerville, ebenfalls ein hervorragender Gelehrter, welcher nacheinander Privatdozent und sodann ordentlicher Professor zu Durham und Edinburgh war und seit 1899 Professor zu Cambridge ist. Dr. H. Darwin gehört als Professor der Astronomie und der Naturwissenschaften der Universität Cambridge an, und Manchester der berühmte Physiker Professor Dr. Arthur Schuster, welcher in Frankfurt geboren ist und seine Studien zu Heidelberg vollendet hat. Das siebente Mitglied ist G. L. Barstow.

Eine altarabische Göttin. In der Sitzung der „Académie des inscriptions et belles lettres" vom 28. April gab Hartwig Derenburg von einer sabäischen Inschrift Kunde, die aus dem Nachlaß eines arabienfahrenden Kapitäns, Namens Camoin, der sie an der Küste von Yemen gefunden hatte, in den Besitz des Louvre-Museums jüngst übergegangen ist: „'Abd, Sohn des Meharwah, Vasal des Banû Thaan, hat dieses goldene Standbild seiner Göttin, Ourza geweiht zu Ehren seiner Tochter, Kobolthâhir der Ozzaanbeterin. Im Namen Ouzzas." Das Interesse der Inschrift liegt nicht im Namen des Stifters und seiner Bezeichnung als Vasall von Banû Thaan, obwohl diese bislang nicht bekannt waren, und auch nicht in der Fürsorge für seine „Balsam des Augensterns" genannte Tochter, deren Name an eine „Stern des Auges" genannte Jungfrau in Tausend und eine Nacht erinnert, sondern in dem dreimaligen Vorkommen einer im Koran erwähnten und verdammten Gottheit, der Ourza oder Ouzza, einer für den mohammedanischen Monotheismus sehr gefährlichen Göttin, die Allâh, der eifersüchtige Gott, aus der Kaaba vertrieben hat.

M.

Digitized by Google

R. Ein großes Quellenwerk: **Monumenta Judaica**, soll nach einem von den Professoren Delitzsch und Wünsche ausgehenden Plan und einem von Direktor Dr. Holitscher (Wien) aufgestellten Programm geschaffen werden. Die erste Ableilung **Bibliotheca Targumica** soll sämtliche Primärübersetzungen des Alten Testaments enthalten, während die zweite, **Monumenta Talmudica**, die historischen Quellen und Stellen des Talmuds vereinigt, die sich irgendwie auf das Weltbild des Altertums und seine Geschichte beziehen. Herausgegeben wird das Werk, wie die Deutsche Literaturzeitung berichtet, von August Wünsche, Lanz-Liebenfels und M. Altschüler.

* Ein wissenschaftliches Auskunftsbureau (Istituto delle carte) hat sich neuerdings in Florenz aufgetan. Sein Zweck ist, für auswärtige Gelehrte Abschriften, Vergleichungen, bibliographische Zusammenstellungen u. dgl. m. nicht nur in Florenz, sondern auch in allen übrigen Städten in Italien zu übernehmen. Der Preis wird durch jedesmalige Vereinbarung nach Eingang eines Auftrages festgestellt. Anfragen sind nach Florenz an den Direktor Professor J. M. Palmarini (Via delle Lanz Nr. 7) zu richten.

H. Der im vorigen Jahre begründete Badische Verein für Volkskunde hielt, unter dem Vorsitz des Heidelberger Germanisten a.-o. Professor Dr. B. Kahle und in Anwesenheit eines Regierungsvertreters, am 24. ds. Mts. im großen Rathaussaal zu Karlsruhe seine erste ordentliche Mitgliederversammlung ab. Universitätsbibliothekar Prof. Dr. F. Pfaff (Freiburg) hielt einen Vortrag „Aus Badens Sagenschatz" (speziell über die Zähringer Stammessage, die von der Forelle am Kandelfelsen und die ebenfalls bei Freiburg am Schönberg lokalisierte Tannhäusersage). Aus den vorhergehenden geschäftlichen Mitteilungen sei hervorgehoben, daß der Verein bereits über 200 Mitglieder zählt, davon fast die Hälfte der Heidelberger Ortsgruppe angehörig. Im ganzen Land sollen „Pfleger" aufgestellt werden. Demnächst werden nochmals Fragebogen an die Lehrer versandt. Der Verein besitzt seit kurzem eine eigene Zeitschrift. Als Ort der nächsten Versammlung wurde Offenburg bestimmt. Ein Ausflug nach Kloster Frauenalb beschloß am Nachmittag die anregungsreiche 1. Jahresversammlung des rührigen Vereins.

R. Ehrung. Der Ordinarius für romanische Philologie an der Universität Berlin, Prof. Dr. Adolf Tobler, der kürzlich den 70. Geburtstag feierte, ist von der English Philological Society zum Ehrenmitgliede ernannt worden.

Hochschulnachrichten.

hc. **Jena.** Der Mathematiker, ordentliche Professor an der hiesigen Universität, Dr. phil. August Gutzmer hat einen Ruf in gleicher Eigenschaft an die Universität Halle erhalten. Gutzmer gehörte bereits von 1896 bis 1899 dem Lehrkörper der Halleschen Hochschule als Privatdozent an.

S. W. K. **Gießen.** Im Mai 1907 begeht unsere Landesuniversität das Fest ihres 300jährigen Bestehens. Zur Vorbereitung der Feier hat sich bereits ein Komitee gebildet, das u. a. auch die Gründung eines größeren Stipendienfonds in die Wege leiten will.

H. **Basel.** Der ordentliche Professor der Kirchengeschichte an der hiesigen Universität Dr. theol. et phil. Franz Overbeck, der schon eine Reihe von Semestern nicht mehr las, ist am 26. ds. Mts. im Alter von 67 Jahren gestorben. Er war auch in weiteren Kreisen bekannt als Basler Kollege und Freund Friedrich Nietzsches (sein Briefwechsel mit ihm wird nun veröffentlicht werden) und als Verfasser der gegen die liberale wie orthodoxe Theologie gleich kritischen Streitschrift über die „Christlichkeit unserer heutigen Theologie" (1873), welche er noch im Vorjahr mit einer neuen Vorrede ausgehen ließ. Seine akademische Laufbahn hatte er an der Universität Jena begonnen. Mit der Theologie war er zuletzt gänzlich zerfallen und hat in diesem Sinne auch auf die Schüler wie Karl Albrecht Bernoulli gewirkt.

H. **Freiburg i. d. Schweiz.** Auch die hiesige katholische Universität, welche Hörerinnen erst seit kurzem offen steht, will künftig Frauen zur Immatrikulation zulassen. Die weiblichen Studierenden müssen das 18. Lebensjahr zurückgelegt haben und im Besitz eines Maturitätszeugnisses oder Baccalaureatsdiploms sein. Ausländerinnen haben ferner den Beweis zu erbringen, daß sie in der Schweiz Vorstudien gemacht haben.

* Den Professorentitel haben erhalten der Privatdozent für Kirchengeschichte an der Berliner Universität Lic. theol. Dr. phil. Karl Schmidt und der Privatdozent für Baukunst an der Technischen Hochschule in Darmstadt Dr. ing. Ernst Vetterlin.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Rangliste der Kaiserlich deutschen Marine für das Jahr 1905. Nach dem Stande vom 18. Mai 1905. Auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers und Königs. Redigiert im Marine-Kabinett. Berlin. E. S. Mittler u. Sohn. 333 S. — Rangliste von Beamten der Kaiserlich deutschen Marine für das Jahr 1905. Nach dem Stande vom Anfang Mai 1905. Redigiert im Reichsmarineamt. Ebenda. 240 S. — Die Bhagadgitâ. Aus dem Sanskrit übersetzt. Mit einer Einleitung über ihre ursprüngliche Gestalt, ihre Lehren und ihr Alter von Richard Garbe. Leipzig 1905. H. Haessel. 159 S. — Johannes Trojan: Scherzgedichte. 5. Aufl. Stuttgart u. Berlin 1905. J. G. Cotta Nachf. 298 S. — Wera Werrow: Primula veris. Gedichte. Dresden 1905. E. Pierson. 144 S. — Sinoja: Die Ehre der Zeitung. Wahrheit ohne Dichtung. Ebenda 1905. 112 S. — Gesammelte Abhandlungen von Wilhelm Hertz. Herausgegeben von Friedrich von der Leyen. Stuttgart u. Berlin 1905. J. G. Cotta Nachf. 519 S. — Vorträge von Friedrich Theodor Vischer. Für das deutsche Volk herausgegeben von Robert Vischer. (Zweite Reihe: Shakespeare-Vorträge. [6. Band: Julius Caesar. Antonius und Kleopatra. Coriolan.]) Ebenda 1905. 398 S. — Charles H. Hawes: Im äussersten Osten. Von Korea über Wladiwostok nach der Insel Sachalin. Reisen und Forschungen unter den Eingeborenen und russischen Verbrechern. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen. Mit 87 Illustrationen und 5 Karten. Berlin 1905. Karl Siegismund. 575 S.

Für d. Inseratenteil verantwortl. i. V.: H. Waßmonn, München.

SOEBEN ERSCHIENEN

ERNST HAECKEL
DER KAMPF UM DEN ENTWICKELUNGSGEDANKEN

Drei Vorträge, gehalten am 14., 16. und 19. April 1905 im Saale der Sing-Akademie zu Berlin
Mit 3 Tafeln und 1 Porträt.

I. **Der Kampf** um die Schöpfung (mit 1 Tafel) (Abstammungslehre und Kirchenglaube).
II. **Der Kampf** um den Stammbaum (mit 1 Tafel) (Affenverwandtschaft und Wirbeltierstamm).
III. **Der Kampf** um die Seele (mit 1 Tafel) (Unsterblichkeit und Gottesbegriff).

Anhang 4 Tabellen. — Anmerkungen. — Nachwort.
Preis M. 2.—, elegant gebunden M. 2.80. (a)

VERLAG VON GEORG REIMER, BERLIN W 35

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.



Inhalt:

Napoleon und Europa.

Von Theodor Bitterauf.

Nach elfjähriger Unterbrechung hat Albert Sorel eine Fortsetzung seines großen Werkes „L'Europe et la révolution française“ erscheinen lassen, um es im zwölften Jahre nach dem Erscheinen des vierten Bandes noch 1904 mit dem achten Bande zu Ende zu führen.[1]) Damit ist ein Unternehmen zum Abschluß gekommen, das in mehr als einer Beziehung ein würdiges Seitenstück zu dem auch bei uns in Deutschland wohlbekannten und hochgeschätzten, vielleicht manchmal überschätzten Buche von Hippolyte Taine darstellt. Taines oft allzu temperamentvollen Schilderungen ist in Aulard und seiner Schule ein Gegner erwachsen, der ihn nicht nur da zu treffen vermag, wo er über das Ziel hinausgeschossen hat. Das Organ der Société de l'histoire de la révolution française, das seit mehr als 20 Jahren die sorgfältigsten Detailstudien enthält, hat den Schmähschriften beleidigter Parteigänger wissenschaftlich begründete Einwände gegen die Origines de la France contemporaine hinzugefügt, und wenn dem großen Polyhistor seine Heimat wie ein Vulkan auf einer Insel erscheint, der keine Beziehungen zur Außenwelt hat, so war es Sorel vorbehalten, diese Lücke in glänzender Weise auszufüllen. Dabei wird die innere Geschichte keineswegs vernachlässigt: in den vorliegenden Bänden werden nicht nur die großen Krisen des 18. Fructidor, des 18. und 19. Brumaire ausführlich und glänzend dargestellt, sondern auch die Maßregeln der Regierung im Innern, die Strömungen der Parteien unter Direktorium, Konsulat und Kaiserreich vortrefflich geschildert. Eher könnte man sich über allzu große Beschränkung der Kriegsgeschichte beklagen: die Völkerschlacht bei Leipzig wird auf vier Zeilen, die Schlacht bei Waterloo auf 1½ Seiten abgemacht; andere kriegerische Ereignisse oft nur erwähnt.

Im ganzen könnte man dem Sorelschen Werke die Worte als Motto vorsetzen, die Goethe nach der Lektüre von Soulavies Memoiren über die Regierung Ludwigs XVI. an Schiller schrieb: „Man sieht in dieser ungeheuren Empirie nichts als Natur und nichts von dem, was wir Philosophen so gerne Freiheit nennen möchten.“ Aehnlich, wie es von Tocqueville und Taine für die innere Geschichte nachgewiesen worden ist, zeigt Sorel, daß die äußere Politik der Revolution und Napoleons keinen Bruch mit der Vergangenheit bedeutet. Schon Lefèbvre sah in den Friedensschlüssen von Basel und Campoformio den Ausgangspunkt für jenes ungeheure Eroberungssystem, den mächtigen Ausdruck der Leidenschaften und Wünsche des französischen Volkes, ein System, das Napoleon nicht geschaffen, für dessen Triumph er jedoch sein großes Genie eingesetzt hat. Für Sorel ist das 23jährige Ringen der Völker von Valmy bis Waterloo nur ein Kampf um die Grenzen. Der Krieg wurde 1815 in Wien so wenig beendigt wie früher in Utrecht, Nymwegen, im Pyrenäischen Frieden, in Osnabrück und in Münster. Ludwig XIV. handelte wie Napoleon, Wilhelm III. von Oranien wie Wellington und Blücher, Hardenberg und Humboldt oder später Bismarck. Seit 1792 hing alles ob immer von dem Ausgang einer einzigen Schlacht, von dem Geschick eines einzigen Feldherrn. Der Wiener Kongreß suchte die Karte Europas umzugestalten, ein Europa zu schaffen, wo die Rechte des einzelnen aus den Pflichten aller entsprangen. Der Versuch ist gescheitert, weil man die materiellen, nicht die ideellen Kräfte der Völker in Ansatz brachte. Seit der Revolution entschieden die Völker selbst über ihr Geschick, in Belgien, Polen, Italien und Deutschland, 1830, 1848, 1860, 1866 und 1870.

Es scheint, als sei es unmöglich, in diesen Rahmen einen Genius wie Napoleon einzuspannen. Aber hat er selbst nicht schon in den Anfängen seiner Laufbahn über das Direktorium geklagt, es verlange von ihm Wunder, die er nicht vollbringen könne? Hat er es nicht noch später wiederholt: „Ich war nie mein eigener Herr. Ich bin immer geleitet worden durch die Umstände“? In Napoleon war die Revolution vollendet, ehe sie tatsächlich begonnen hatte, sagt F. Masson; denn wenn die Revolution sich zum Ziele setzte, die monarchischen Einrichtungen zu beseitigen, so bestanden diese für Bonaparte überhaupt nicht. Sorel wünscht sich, daß sein Werk auf den Leser einen ähnlichen Eindruck mache wie die Lektüre eines Memoirenwerks auf Goethe, der 1829 (nicht 1827, wie Sorel zitiert) zu Eckermann sagte: „Aller Nimbus, alle Illusion, die Journalisten, Geschichtschreiber und Poeten über Napoleon gebracht haben, verschwindet vor der entsetzlichen Realität dieses Buches; aber der Held wird dadurch nicht kleiner, vielmehr wächst er, so wie er an Wahrheit zunimmt.“ Im Gegensatz zu vielen seiner Landsleute ist Sorel von der wirklichen Größe des Imperators überzeugt: „Er hat für die französische Nation eine unvergleichliche Heldendichtung erzeugt; aber ohne die Nation wäre er nur eine glänzende, unfruchtbare Kraft geblieben, wie das Wetterleuchten im Gebirge oder der Sturm auf dem Meere.“

Unparteiisch tritt Sorel nicht nur seinem Haupthelden gegenüber; ebenso fein wie dieser werden auch die Deuteragonisten und Tritagonisten des großen Dramas beurteilt. So wenig ist der Geschichtschreiber Chauvinist, daß er bei

---

1) *A. Sorel:* L'Europe et la révolution française. 5ème partie: Bonaparte et le directoire 1795—1799. Paris, librairie Plon. — 6ème partie: La trêve — Luneville et Amiens 1800 — 1805. Ebenda 1903. — 7ème partie: Le blocus continental — le grand empire. Ebenda 1904. — 8ème partie: La coalition, les traités de 1815. 1812—1815. Ebenda 1904.

der Begegnung der Königin Luise mit dem Imperator in Tilsit daran erinnert, wie 63 Jahre später ihr Sohn den Säbel eines anderen Napoleon in Empfang nahm, die Kapitulation zweier französischer Heere erzwang und sich in Versailles zum Kaiser krönen ließ. Ueber die deutschen Verhältnisse mag man sich in deutschen Büchern oft besser unterrichten können, auch sind dem Franzosen hier manchmal Ungenauigkeiten und selbst Irrtümer unterlaufen. Aber im ganzen dürfte keiner seiner Landsleute über eine ähnliche Beherrschung der deutschen wissenschaftlichen Literatur verfügen, und ebenso wenig sind ihm die bedeutenden russischen, englischen und italienischen Publikationen entgangen; die französischen Geschichtswerke hat er in geradezu vorbildlicher Weise überall noch an der Hand der Pariser Archive ergänzt. So ist er in der Lage, die Träger der historischen Ideen ausführlich selbst zu Worte kommen zu lassen, ohne daß seine Darstellung jemals den Eindruck des mühsam Zusammengerafften erweckt. Ihm ist die Geschichtschreibung wirklich eine Kunst, und meisterhaft ist schon die Gliederung des ungeheuren Stoffes in den vier an Umfang ziemlich gleichen Bänden.

Die chauvinistische Politik Frankreichs ist ein Werk der Schreckensmänner; sie stammt von 1794. Damals tauchte die Lehre von den natürlichen Grenzen der Republik auf. 1795 ist das Geburtsjahr der Pläne zur Landung in England; 1796 begegnen wir der Idee der Kontinentalsperre. Die Persönlichkeit Napoleons tritt schon im vierten Bande bedeutsam in den Vordergrund: „Der Konvent fürchtete sich einen Cromwell hervorzubringen oder einem Monk die Wege zu öffnen. Er designierte Cäsar.“ Zwei Tatsachen charakterisieren die Direktorialregierung: das Streben, sich am Ruder zu erhalten, von dem jener Konventsbeschluß diktiert war, wonach zwei Drittel der bisherigen Abgeordneten in die neuen Körperschaften gewählt werden sollten, erfüllt die ganze innere Politik des Direktoriums. Dazu war die Fortdauer der Revolution notwendig, und diese war nicht möglich ohne die natürlichen Grenzen, ohne die Fortdauer des Krieges, den England, Oesterreich und Rußland ebenso eifrig wünschten. In diesem Kampfe hatte Bonaparte, der durch seine Vermählung mit Josephine Beauharnais den Oberbefehl in Italien erhielt, eine finanzielle und eine politische Mission: er sollte den Staatsschatz stärken, so daß ihm die von unserem Schiller gegeißelte Beraubung Italiens nicht persönlich zur Last fäll, und Piemont revolutionieren. Italien wurde für ihn, was Gallien für Cäsar gewesen ist, nicht nur der Weg zur Macht, sondern das Manöverfeld und die Stätte, wo er seine Erfahrungen sammelte. Hier faßte er im Gegensatz zur Regierung bereits den Entschluß, die Kurie nicht nur für den Frieden Italiens, sondern auch Frankreichs sich dienstbar zu machen, und so legte er die Keime zum Konkordat. Von hier aus hat er bereits den Blick nach dem Osten gerichtet; hier ist ihm die Notwendigkeit der Vereinigung der militärischen, administrativen und finanziellen Fäden in einer Hand aufgegangen. Er erkennt die Gefahr einer fiskalischen und militärischen Herrschaft über Italien, mag ee dabei im stillen sich zum Haupt des Staates aufzuwerfen oder die gleiche Rolle in Frankreich spielen zu können gehofft haben. Er durchschaute das Spiel des Direktoriums, das ihm zur Ueberwachung Clarke an die Seite setzte. Die Beendigung der Revolution, der Friede, die Versöhnung der Parteien, die Unterwerfung des Klerus, diese Ziele entsprachen den Bedürfnissen des französischen Volkes, sie bereiteten aber auch Bonapartes Machtstellung in Frankreich vor. Mit Beiseiteschiebung Clarkes diktierte er in Leoben dem Kaiser den Frieden. Auf dem Schlosse Montebello umgab er sich mit einer Art Hofstaat, und da sich seinen persönlichen Reizen damals noch niemand entziehen konnte, trat er nach den Aeußerungen eines Diplomaten schon nicht mehr als General der Republik, sondern als Eroberer auf eigene Rechnung auf. Wenn er fortfuhr, mit den meisten Franzosen Frankreich und die Freiheit zu identifizieren, so dachte er doch schon im Stillen: Frankreich bin ich. Friedrich der Große war damals der Held, den er sich in Verwaltung und Kriegführung zum Vorbild nahm, und wäre es, mit dessen politischem Machiavellismus seine Monarchie einst zu zerstören. Aber er weiß auch, daß Klugheit und Vorsicht nottut; „denn vom Triumph zum Sturz ist nur ein Schritt“. Der Konvent hatte in Basel und Berlin durch Expropriierung der geistlichen Fürsten den ersten Schritt getan; Bonaparte, der sonst die Religion nicht verschmäht, tut in Leoben den zweiten. England, das ihm in den Weg tritt, will er in Aegypten bekämpfen. Dem alten Frankreich, das er bewundert, reicht er in Talleyrand die Hände. Während das Direktorium alle seine Ideen durcheinanderwarf, ordnen sich bei Bonaparte alle seine Gedanken zu einer geschlossenen Reihe und werden zur Tat. Als Testamentsvollstrecker des Reiches setzt er der Rhetorik der offiziellen Reden in Rastatt die Nüchternheit des wirklichen Staatsmannes entgegen. Mindestens ebenso ehrgeizig wie das Direktorium, wollte er doch statt der fortgesetzten Revolutionierung Europas eine konstitutionelle Verfassung in Frankreich und den umliegenden Staaten. Indem das Direktorium durch die ägyptische Expedition sich von Napoleon befreite, befreite es Europa: Oesterreich suchte nun Italien wieder zu gewinnen, England gewann durch den Verlust Aegyptens die Beihilfe Rußlands und der Türkei. In dem Kriege von 1799 erscheint Frankreich wie eine belagerte Festung; 1805, 1806, 1809 werden die Belagerer immer weiter zurückgetrieben, aber als die Festung endlich erschöpft ist, gehen dieselben seit 1812 schrittweise über die Etappen von 1809, 1806, 1805, 1799, 1792 schließlich bis zur Invasion des französischen Gebietes vor. Der 18. Fructidor ist die letzte Revolution des Direktoriums. Aber es wagte nicht, Bonaparte nach seiner Heimkehr ohne Armee zu verhaften. Während seine Gegner sich selbst zerfleischen, stimmte die Rechnung immer nur für den General; die Revolution ist für ihn. Nie wurde ein Staatsstreich schlechter vorbereitet und unzulänglicher ausgeführt als der 18. Brumaire, der Frankreich in die Hände eines einzigen gab. Alle Erwartungen der Verschworenen wurden getäuscht, alle Mittel versagten, das Komplott wurde zwanzigmal durchkreuzt; und wenn es trotzdem gelang, so war nur die allgemeine Lage Frankreichs daran schuld. Die Mißwirtschaft des Direktoriums hatte weiteren Kreisen die Teilnahme am politischen Leben verleitet. Keine der streitenden Parteien errang damals den Sieg, sondern ein unbekannter Fremdling und mit ihm der handelnde, lebende Staat selbst. Die Republik den Bürgern teuer, den Fremden respektabel, den Feinden furchtbar zu machen, das war Napoleons politisches Programm. Das Konkordat mit Rom sollte durch Eroberung der Herzen den ersten Zweck erreichen; zugleich erlangte Napoleon dadurch für sich die Weihe seines Konsulats. Nun begann die große Zeit seiner Verwaltungstätigkeit im Innern, und der Fortbestand seiner Regierung bot Europa eine bessere Bürgschaft für die Fortdauer des Friedens als alle seine Vorgänger. Daher beanspruchte Alexander schon 1801 die Rolle, Europa den Frieden zu geben, die er 1804 wieder spielen wollte und 1814 wirklich durchführen konnte. Allein wie der erste Konsul nach außen hin die Politik des Direktoriums, des Wohlfahrtsausschusses, Ludwigs XIV. fortsetzen wollte, so verblieb auch Europa in den Bahnen, die es gegen Frankreich früher eingeschlagen hatte. Wie 1795 und 1799 drehte sich der Kampf um die Grenzen; wie vor Austerlitz, Jena, Friedland, Wagram und Moskau war hier die Beendigung der Revolution das Feldgeschrei, und dort lautete die Losung, die augenblickliche Koalition sei die letzte, deren Widerstand man brechen müsse.

So war der allgemeine Friede von 1802 nur eine Illusion, nur ein Theaterstück. Indem Napoleon die Früchte des Sieges für die Marine, die Kolonien, Handel und Industrie pflücken und die Herrschaft über das Mittelmeer üben wollte, dauerte die Rivalität Englands fort, die schließlich zum Bruche führte. Den einzigen Gewinn des Friedens hatte Napoleon: die Bewunderung, die er als Friedensstifter, als größter Mann der Welt genoß, warf ihm das lebenslängliche Konsulat in den Schoß. Indem er auf der Ausführung des Friedensvertrages von Amiens bestand und die Engländer durch Drohungen einschüchtern wollte, bewies er seine Unkenntnis dieser Nation, wie 1815, als er wie Themistokles zu ihnen sprach und sich ihrer Großmut auslieferte. Dem Staatsmann fehlte die Selbst-

beherrschung; als ihn die Engländer zum Krieg provozierten, der sein Lebenselement war, war die Fortdauer des großen Völkerringens entschieden, wie seit den Tagen Wilhelms des Eroberers und Heinrich Plantagenets, des schwarzen Prinzen und Guesclins. Bonaparte und Pitt waren nur neue Träger des Kampfes, der seit sieben Jahrhunderten geführt wurde.

Die Verschwörung von Cadoudel beschleunigte nur den natürlichen Verlauf der Ereignisse, indem sie das Kaisertum Napoleons herbeiführte. Die Weihe durch das Volk, die Weihe durch den Papst umgaben seine Person in den Augen der Zeitgenossen mit dem Nimbus der Unverletzlichkeit, mit etwas Geheimnisvollem, dessen Macht auf andere der Kaiser überschätzte, obwohl er in seinem Innern selbst nicht daran glaubte. Die Kehrseite der Medaille, das Komische an dem ernsten Auftritt, der die Revolution mit dem heiligen Oel der Kirche salbte, waren die Schwierigkeiten, die dem neuen Monarchen nicht im eigenen Volke, nicht in geschlossenen Körperschaften, sondern im Schoße der eigenen Familie erwuchsen. Hier sind die Unzufriedenen zu suchen, die in ihrer Unersättlichkeit an dem Tode des Machthabers und am Sturze seines Reiches interessiert waren. Nach außen hin übte der Vorgang vom 2. Dezember 1804 auf das ketzerische Preußen und England, auf das andersgläubige Rußland keine imponierende Wirkung. In demselben Jahre kam jenseits des Kanals Pitt wieder zur Macht, und Frankreich mußte die werdende Koalition bis zur Ueberwindung Englands aufhalten oder ihr zuvorkommen. Der Kaiser wählte das letztere. Der Tag von Austerlitz ermöglichte ihm die Gründung des Rheinbundes, die Errichtung eines großen abendländischen Reiches. Er behandelte die kleinen Staaten nicht anders, als wie die republikanischen Regierungen ihr Verhältnis zum Ausland gestaltet hatten. Nach der Niederwerfung der preußischen Monarchie reichte er dem Zaren die Hand zu unnatürlichem Bunde; Alexander versprach ihm seine Unterstützung gegen England. Das Festland ist unterworfen. Aber auf wie lange?

Die ewigen Feldzüge waren im Innern Frankreichs längst unpopulär; die Interessen des Reiches fielen nicht mehr mit denen seines Oberhauptes zusammen; der Tod dieses Oberhauptes hätte keine Katastrophe mehr für das Land bedeutet. Diokletian und Iwan der Schreckliche, Karl der Große und Peter der Große in einer Person, verachtete der Cäsar, keine Schranken mehr kennend, die Erhebungen, die da und dort ausbrachen, weil sie in ihren Mitteln und Formen von der Revolution verschieden waren, so wie die Politiker des Ancien Régime die Revolution nach früheren Ereignissen beurteilten. Und doch besaß der Imperator in Alexander einen — allerdings beutelüsternen — Bundesgenossen, wie er Ludwig XIV. nicht zur Verfügung stand. In Spanien sollte der Kampf um die Ausführung der Kontinentalsperre und die Herrschaft im Mittelmeer zum Austrag kommen; aber das Unternehmen lieferte nach den unpopulären Kriegen von 1806/07 den Unzufriedenen zu Hause neuen Zündstoff, und die Kapitulation zweier französischen Korps in einem Monat verfehlte ihren gewaltigen Eindruck in ganz Europa nicht. Während die Erhebung der Völker sich vorbereitete, brachte die Erneuerung des Freundschaftsbündnisses mit dem Kaiser von Rußland für Napoleon keinen weiteren Vorteil. Jetzt hätte der Allgewaltige zu sich selbst sagen müssen, was er früher dem Direktorium entgegengehalten hatte: Es sind Wunder, die ich von mir verlange, und die kann ich nicht vollbringen. Die spanischen Patrioten fochten mit derselben Ueberzeugung wie früher die Horden der Revolution, und als sich 1809 Oesterreich erhob, da waren die Rollen von 1805 vertauscht. An der Donau stand nun nicht mehr bloß die Regierung, sondern die Armee, das Volk: Deutsche schlugen sich nun wieder für Deutschland. Frankreich aber führte ohne innere Teilnahme einen dynastischen Krieg. Trotz der Mißerfolge hatte das Kriegsjahr 1809 den Zeitgenossen die Augen geöffnet über das, was eintreten konnte, wenn die Koalition reif war. Obwohl Napoleon in dieser Krise eine Fruchtbarkeit an Kombinationen, eine Klugheit und Geschicklichkeit in der Politik bekundete, die seinen größten militärischen Leistungen die Wage hielt, genügten seine Siege nicht mehr; er hatte die Grenzen des Möglichen erreicht. Um sein Reich zu behaupten, bedurfte er eines Thronerben. So verband sich mit dem Kontinentalsystem der Gedanke einer ebenbürtigen Heirat. Nach seiner Vermählung mit Maria Luise schien ein Augenblick der Ruhe gekommen, da alle Völker — außer England — besiegt waren. Sorel benutzt diesen Ruhepunkt zu einer glänzenden Analyse des grand empire. Die beharrliche Durchführung der Kontinentalsperre und andere Gründe veranlaßten den Krieg mit dem Zaren, der längst seiner lästigen Versprechungen überdrüssig geworden war. Mit dem Tage von Moskau war das Werk der Eroberung für die Revolution vollendet, weil sie keinen Widerstand mehr fand; mit der großen Armee gingen die Wogen der Revolution zurück, um auch Frankreich zu überfluten.

Unter allen Staaten hatte Preußen von Frankreich am meisten zu leiden gehabt; aber der König, den die Erinnerungen an die Jahre 1805—1807 niederdrückten, zweifelte an seinen Bundesgenossen, an seinem Volke, an sich selbst; er glaubte, Rußland führe ihn an einen Abgrund, sein Volk zur Revolution. Die Proklamationen der Verbündeten führten eine Sprache, wie sie von Königen noch nicht vernommen worden war. Sie fanden einen ähnlichen Wiederhall wie die Dekrete von 1792 in Frankreich; freilich kam 1815 auch die Enttäuschung der Völker. Wenn die Koalition diesmal standhielt, lag es nicht an der Freundschaft der Fürsten, die früher schon vorhanden war, sondern an einer bis dahin unbekannten, geheimnisvollen Größe: an den europäischen Nationen. Alles scheint umgekehrt wie vor 20 Jahren; Paris gewährte den Anblick von Wien, Berlin und Mainz Anno 1792. Die Rüstungen sind unpopulär, der Krieg beruht auf Berechnung, auf Politik. Napoleon ahnte, daß er auf demselben Wege zurückgetrieben wurde, wie er emporgekommen war, daß der Feind nicht an der Elbe, nicht am Rhein Halt machen werde, daß der französischen Invasion Europas die europäische Invasion Frankreichs folgen werde. Daher kamen seine verzweifelten Rüstungen; aber wenn die Rekrutierung im allgemeinen gut ausfiel, war doch die Artillerie schlecht, die Kavallerie ungenügend. Oesterreich wußte ihn zu Unterhandlungen zu bewegen, die ohne die Zustimmung Englands wertlos waren, weil sie die Koalition nicht banden, und Napoleon — ging in die Falle. Schlug er die Verhandlungen mit Metternich aus, so hatte er vor Frankreich und Europa die Verantwortlichkeit für den Krieg auf sich genommen; ging er darauf ein, so verlor er die Früchte des Sieges. Er mußte den alten Kampf wieder beginnen oder die alten Grenzen anerkennen. Zuerst sollte er das große Empire, dann das Empire selbst, dann die Eroberungen der Republik verloren geben. Kein Wunder, wenn er schwankte, wenn er die Gegner noch immer zu trennen hoffte. Am 26. Juni sprach er zu Metternich, er sei auf dem Schlachtfelde groß geworden, ein Mann wie er kümmere sich nicht um das Leben von einer Million Menschen. Aber nach dem Abfall Bernadottes, nach den Intrigen Murats und dem Verlust Spaniens willigte er am 30. Juni ein, den Prager Kongreß zu beschicken, der doch nur eine Augentäuschung war.

Schon wagten die Getreuen von ehedem offenen Widerstand gegen den Kaiser. „Was wollen Sie, daß ich tue? Ich gebe Befehle und man hört nicht," rief der einst so Gefürchtete nach der Schlacht bei Leipzig. Mag er auch „die Stiefel von 1793 anziehen", Metternich täuscht ihn und gewinnt die öffentliche Meinung in Paris für sich. Am 24. Januar 1814 übernimmt Maria Luise die Regierung; der Kaiser verläßt Paris, das unwürdige Spiel der Verhandlungen, das in Frankfurt eine Fortsetzung fand, wird durch den Kriegseifer des Zaren und das Vorwärtsstürmen Blüchers überholt.

In der Nacht vom 7. zum 8. Februar 1814 war Napoleon sehr unruhig. Seine Eroberungen hätte er noch herausgegeben; aber er sträubte sich, Frankreich kleiner zu hinterlassen, als er es vorgefunden hatte. Nach kurzen militärischen Erfolgen ist er wieder freudetrunken, er will die natürlichen Grenzen wieder haben, und während Oester-

Digitized by Google

reich ihm rät, nachzugeben, ehe die Hauptstadt verloren ist, denkt er an seinen Sohn, den er lieber in der Seine als in den Händen seiner Feinde wissen will. „Das Los des von den Griechen gefangenen Astyanax ist mir immer als das unglücklichste in der Geschichte erschienen.“ Nachdem er bei Arcis-sur-Aube hat weichen müssen, ist er zur Abdankung bereit, wenn Oesterreich die Regentschaft seiner Gemahlin garantiert, zu der er Vertrauen hegt. Da trennt sich die Hauptstadt mit Talleyrand von der Sache des Kaisers und die Revolution endigt durch einen Streich von Paris, das ganz Frankreich nach sich zieht. Wie die innere Politik früher die natürlichen Grenzen gefordert hatte, so fordert sie jetzt — nach der Kapitulation von Paris am 31. März — die alten Grenzen. Nur die Armee mußte noch bezwungen werden, und im Notfall hätte sich auch ein Elender gefunden, der dem Kaiser ans Leben ging. Noch in Fontainebleau nährte dieser die Hoffnung, die verlorene Residenz wiederzugewinnen, bis ihm Ney entgegentrat. Zwei Abdankungsurkunden, die der Imperator verfaßte, verwarf Caulaincourt; an der dritten wollte er nichts mehr ändern: „Ich habe den Ruhm und die Ehre Frankreichs gewollt; ich habe keinen Erfolg gehabt, ich ziehe mich zurück.“ Der Abfall Marmonts schnitt Napoleon jede Aussicht für sich und seinen Sohn ab. England hatte zuerst den Sturz des Kaisers betrieben, noch ehe Franz II. und Metternich daran dachten; Kaiser Alexander wies ihm Elba als Aufenthalt an.

Dort belebten sich seine Hoffnungen in eben dem Grade aufs neue, als die Bourbonen in Frankreich an Boden verloren. Ein Plan, den er schon in Fontainebleau gehegt hatte, beschäftigte ihn wiederum; die Erinnerung an seine Rückkehr aus Aegypten ließ ihm alles möglich erscheinen. Und wirklich gewann er wieder eine Armee, eine Nation. Aber es war nicht mehr dasselbe Frankreich, das sich für ihn begeisterte, nicht mehr dasselbe Europa, das ihm gegenübertrat. Er selbst war auch ein anderer geworden; er wollte die Unabhängigkeit des französischen Volkes, aber auch die Ausführung des Pariser Friedens; er garantierte so das Werk der Restauration, die Politik Ludwigs XVIII. und Talleyrands. Sein Kriegsplan war mit überlegener Kunst vorbereitet; aber es war bitter für ihn, daß er zweimal den Sieg verfehlte, der ihm nötig war. Die Schuld bei Waterloo traf nicht ihn, sondern seine Offiziere, wie umgekehrt Wellingtons Fehler durch seine Untergebenen ausgeglichen wurden. Und das schlimmste nach der Niederlage war, daß er untätig blieb, wie fünfzehn Jahre früher in St. Cloud, wo er den Weg zur Alleinherrschaft betrat. „Wenn ich nach der Schlacht bei Waterloo in Paris geblieben wäre und einige hundert Köpfe hätte abschlagen lassen,“ hat er später selbst gesagt, „hätte ich mit der Canaille Paris behaupten können.“ Aber er hatte nicht mehr den Mut, nach dem Muster von 1793 zum Schrecken zu greifen. An seiner Stelle handelte eine provisorische Regierung mit Fouché an der Spitze. Sie ließ die Bourbonen erst nach den Alliierten in der Hauptstadt ein, und das war für Frankreich ungünstig. Napoleon wußte nicht mehr, was er beginnen solle, und die Verbündeten waren in Verlegenheit um sein Schicksal. Blücher wollte ihn füsilieren lassen, aber der Zar hatte sein Leben garantiert. Napoleon selbst lieferte sich in falscher Berechnung den Engländern aus, und dieser Entschluß führte ihn nach St. Helena.

Es war nicht meine Absicht, den Reichtum der Sorelschen Geschichtsdarstellung auch nur ahnen zu lassen. Ich wollte nur ein Beispiel von der Geschlossenheit seiner Auffassung geben. Sein Werk ist eine der bedeutendsten Leistungen der modernen französischen Geschichtschreibung, das zweimal von der Akademie in Paris mit Preisen ausgezeichnet wurde, und verdiente es wohl, durch eine deutsche Uebersetzung auch bei uns in weiteren Kreisen bekannt zu werden.

Der 15. Deutsche Geographentag in Danzig.

Pfingsten 1905.

Ein Rückblick von **Franz Thorbecke.**

Die alte Hansestadt an der Weichselmündung scheint die Kongreßstadt des deutschen Ostens zu sein. Kurz nacheinander tagten in ihren Mauern die Schiffsbautechnische Gesellschaft, die deutschen Frauen, zuletzt die Deutschen Geographen. Und fürwahr! Mußten wir schon auf der letzten, der 14., Tagung im „heiligen“ Köln unseren Gastgebern ein gutes Zeugnis ausstellen, die Schwesterstadt im Osten braucht den Vergleich mit ihrer glücklicheren Bundesgenossin alter großer Zeiten nicht zu scheuen! Schon beim Betreten der Hauptstadt Westpreußens fühlen wir uns im Bann historischer Erinnerungen: die Backsteingotik der alten Kirchen und Türme, des trutzigen Rathauses, des glänzenden Artushofs, dessen gastliche Pforten sich auch uns zu prächtigem Empfang geöffnet, die in ihrem Formenreichtum unerschöpflichen „Beischläge“, die Stufeneingänge zu den alten Patrizier-Häusern, die alten ehrwürdigen Tore, die jeder Straße in Alt-Danzig einen einzigartig schönen Abschluß geben, die hochragenden Speicher an den Mottlau-Ufern, daneben das moderne Leben und Treiben in den neuen Hafen- und Werftanlagen unserer Handels- und Kriegsmarine, die jüngste deutsche technische Hochschule mit ihren reichen Sammlungen und Instituten —, all diese Zeugen alter, längst entschwundener Macht und Herrlichkeit wie neuen aufstrebenden Bürgersinns und staatlicher Fürsorge für die altehrwürdige deutsche Warte im fernen Osten sprechen eine beredte Sprache für den, der sie verstehen will und kann, geben dem Geographen, der nicht allein die Natur der Erdoberfläche kausal betrachtet, der auch den feinen Zusammenhängen zwischen ihr und dem Leben des Menschen auf ihr und seinen historisch gewordenen Grundlagen nachspürt, vielfach und vielfältig Anregung.

Kommen dazu so treffliche wissenschaftliche Darbietungen, wie sie uns fast ohne Ausnahme die Redner der Tagung darbrachten, wie die an sie anschließenden Ausflüge, von denen die große Weichselfahrt von der russischen Grenze bei Thorn bis zum Delta zur wahren Entdeckungsfahrt wurde, so war auch der von weither, aus dem Süden und Westen des großen deutschen Vaterlandes Gekommene für die Mühen und Kosten der Reise reich entschädigt.

Gleich die erste Sitzung führte uns nach herzlichen Worten der Begrüßung von Stadt und Staat, von Provinz, Ortsausschuß und technischer Hochschule und nach einer kurzen Würdigung der seit der letzten Tagung von uns geschiedenen deutschen Geographen durch den greisen Präsidenten, Geheimen Rat v. Neumayer, mit den vortrefflichen Berichten des Leiters und der Mitglieder der deutschen Südpolar-Expedition mitten hinein in die großen geographischen Probleme, deren Beantwortung das scheidende 19. dem 20. Jahrhundert als wichtigstes Erbe hinterlassen. Wir müssen es uns versagen, in diesem kurzen, für ein größeres, wissenschaftlich interessiertes Publikum bestimmten Rückblick auf all die interessanten Einzelheiten in den Vorträgen der wackeren Südpolar-Fahrer wie auch der anderen Redner einzugehen; das ist Sache der großen Berichte der geographischen Fachzeitschriften und ist später auch in den gedruckten Verhandlungen des Geographentages zu lesen.

Die deutsche Südpolar-Expedition, deren äußeren Verlauf wir bei unseren Lesern als ebenso bekannt voraussetzen wie Erich v. Drygalski bei seinen Hörern, war nicht auf das Sensationsbedürfnis unserer Zeit berechnet; sie sollte wissenschaftliche Lücken in unserer Kenntnis des sechsten „Kontinents des eisigen Südens“ ausfüllen durch systematisch ein Jahr lang ausgeführte Beobachtungen auf einer festen antarktischen Station, in Uebereinstimmung mit den anderen, am „internationalen Südpolar-Jahr“ beteiligten Nationen. Diese Aufgabe hat die „Gauß“-Expedition glänzend gelöst; die Anerkennung darf den Männern, die im Dienst ihrer Wissenschaft und ihres Vaterlandes Leib und Leben aufs Spiel setzten, auch der nicht versagen, der auf die „hohen Breiten“ der Engländer mit einem gewissen Bedauern, un

Digitized by Google

nicht zu sagen, Neid, blickt! Wem es vergönnt war, in Danzig den überzeugenden Darlegungen des Führers zu lauschen, über die allein richtige Wahl des Weges ins Eis von Kerguelen aus unter dem dort vorherrschenden Ost wie über die Wahl des Monats Februar zum Vordringen bis zur Schiffahrtsgrenze, das heißt hier bis zur neuen antarktischen Küste, der wird die Vorwürfe gegen Weg und Zeit so wenig billigen wie die gegen das Unterlassen ausgedehnter Schlittenreisen, die bei der Lage der Winterstation, etwa 50 Kilometer von der festen Küste ab, mitten im Eis, dessen Aufgehen vorher unberechenbar war, nur unnötig Menschenleben aufs Spiel gesetzt hätten. Die Aufgaben der deutschen und der schottischen Expedition wiesen eben mehr aufs Meer, die der englischen und schwedischen aufs Land; es galt in erster Linie zur Lösung geophysikalischer Probleme die nötigen Untersuchungen anzustellen, deren geregelte Ausführung bei tagelangen Schneestürmen und einer Temperatur von —30 Grad an Körper und Geist fast größere Anforderungen stellt als meilenweite Schlittenfahrten!

Für die Bearbeitung der wissenschaftlichen Resultate stehen dem Expeditionsleiter mehr als siebzig Arbeitskräfte zur Seite; es ist die Herausgabe eines großen zehnbändigen Werkes mit drei Atlanten geplant: zwei Hefte konnte Drygalski bereits dem Geographentag vorlegen. Für die in dem einen dargelegten interessanten Zusammenhänge eines alten Süd-Erdteils konnte Prof. Vanhöffen, der Biolog der Expedition, bereits einiges biologische Beweismaterial beibringen. Das Leben der Bakterien im tropischen und Polar-Meer behandelte der Arzt Dr. Gazert, der Geolog Dr. Philippi ließ eine Abhandlung über Grundproben und geologisch-petrographische Arbeiten verlesen; die Erdmagnetiker Dr. Bidlingmeyer und Dr. Luyken sprachen über die auf der Winter- und Kerguelen-Station ausgeführten Arbeiten, Bidlingmeyer knüpfte daran weitausschauende theoretische Betrachtungen über den Erdmagnetismus. Für den viel zu früh verstorbenen Enzensperger hat Dr. Meinardus die Bearbeitung der meteorologisch-klimatologischen Beobachtungen übernommen und machte interessante Mitteilungen über die an der Winterstation fast ausschließlich herrschenden Ostwinde.

Den Dank des Deutschen Geographentages an die Südpolar-Fahrer faßte Ferd. v. Richthofen in einer Resolution zusammen, die einstimmig angenommen wurde.

Lebhafte Diskussionen riefen die Vorträge hervor, die dem geographischen Unterricht gewidmet waren (wenn nur einmal die abscheuliche „Schulgeographie" verschwinden wollte!). Sie alle gipfelten in der alten, leider noch immer im Deutschen Reich unerfüllt gebliebenen Forderung: Geographischer Unterricht nur durch geographisch gebildete Lehrer! Nur ein solcher wird mit richtigem Takt, der sich eben auf wissenschaftliches Verständnis gründet, die Ansichtspostkarte als geographisches Unterrichtsmittel verwerten können, wie das Sebald Schwarz (Lübeck) frisch und anschaulich vortrug; nur der wirklich geographisch Gebildete kann von der Geologie, zumal der dynamischen, in seinem Unterricht erfolgreich Gebrauch machen: was bei ihm selbstverständlich, verwirrt sich im Kopf des anderen zu einem unentwirrbaren Gewirr halb- und unverstandener Tatsachen, mit denen dann ein armes Schülerhirn gequält wird, statt ihm auch einmal eine geologisch-geographische Hypothese verständlich vorzutragen! Aber so etwas will studiert sein; das lernt man nicht von heute auf morgen! Kirchhoff hatte ganz recht, wenn er ausrief: Wir können überhaupt einpacken, wenn wir nicht einmal mehr unseren Jungen die Entstehung des oberrheinischen Grabens klar machen können! Dasselbe gilt für die von Marcuse (Berlin) vertretene Forderung einer eingehenderen Berücksichtigung elementar-astronomischer und mathematisch-geographischer Probleme im Schulunterricht; dafür ist übrigens in Baden und den Reichslanden reichlich gesorgt, wo sonst den eigentlich geographischen Unterricht jeder geben kann, ob er was davon versteht oder nicht; fehlen einem Altphilologen oder Mathematiker ein paar Stunden am Deputat, flugs kriegt er „Geographie", mit Seydlitz' Hilfe wird's schon gehen! Seit der vielgerühmten neuen Prüfungs-Ordnung im „Musterländle" ist's, wie die Tatsachen beweisen, um die Ausbildung von „Geographie-Lehrern" nur noch schlimmer geworden!

Aber der rührige Vorsitzende der „ständigen Kommission für erdkundlichen Schulunterricht", Heinrich Fischer (Berlin), konnte auch Gutes berichten: die Biologen haben sich die von den Geographen längst erhobenen Forderungen zueigen gemacht! Die kgl. preußische Landesaufnahme zeigt in der Frage der Heimatskarten das größte Entgegenkommen! Beiden galt der Dank der Versammlung.

Vulkanismus und Morphologie der Küsten und Dünen waren die beiden allgemeinen Gegenstände, die noch zur Beratung standen. Inhaltlich und stilistisch gleich vollendet war Sappers Vortrag über die heute schon zu gebenden Resultate der Beobachtungen und Untersuchungen der mittelamerikanischen und westindischen Erdbeben und Vulkanausbrüche der Jahre 1902 und 1903, von denen die furchtbaren Katastrophen des Mont Pelé (richtiger Montagne Pelée) noch in aller Erinnerung sind. Ausgezeichnete Lichtbilder teils nach eigenen Aufnahmen, teils nach denen seines Reisegefährten Georg Wegener oder der französischen und amerikanischen Beobachter, vor allem Lacroix, erläuterten Sappers Ausführungen, die auf Grund des weitschichtigen, jetzt gesammelt vorliegenden Materials aus diesem Riesengebiet vulkanischer Tätigkeit im wesentlichen die schon in Köln gegebenen Erklärungsversuche für bisher unbekannte Phänomene, wie die absteigende Wolke am Montagne Pelée und den „Eöne" in seinem Krater-Innern bestätigten.

Eine Pflicht der Dankbarkeit erfüllte der 15. Geographen-Tag durch eine Würdigung der Verdienste Moritz Alfons Stübels um die moderne Vulkanologie durch Max Friederichsen (Göttingen), dessen schöne Ausführungen durch Paul Wagner (Dresden), den Nachlaßwalter der Schätze Stübelscher Zeichenkunst und vielleicht besten Kenner Stübelscher Ideen, eine vortreffliche Ergänzung fanden. Der Kilimandscharo-Forscher Hans Meyer erörterte Stübels ablehnende Stellung zu den großen Spalten, mit denen die afrikanischen Vulkane genetisch zusammenhängen.

Warum aber ein Deutscher Geographen-Tag kaum ein Jahr nach Ratzels Tod des Begründers der Anthropo-Geographie nicht in besonderer Sitzung gedachte, warum er an Eduard Richter und Hugo Berger sang- und klanglos vorüberging, warum überhaupt in einer Stadt wie Danzig, die zu anthropo-geographischen Betrachtungen geradezu herausfordert, keine Sitzung der Geographie des Menschen (im weitesten Sinne) gewidmet war, diese Fragen an die maßgebende Stelle seien uns hier gestattet. Denn auch in den beiden letzten Sitzungen kamen, von einigen wenigen Hinweisen abgesehen, fast nur physisch-geographische Probleme zur Sprache!

F. W. Paul Lehmann (Stettin) behandelte in lebhaftem, man ist versucht zu sagen: Experimental-Vortrag über die Gesetzmäßigkeit der Alluvialbildungen an den deutschen Ostseeküsten den Aufbau und die Erhaltung der Dünen, die für ihre Entstehung maßgebenden Winde und die so verschiedenen Verhältnisse an der Oder- und Weichselmündung. Eine lebhafte Diskussion entspann sich zwischen ihm und dem zweiten Redner Dr. Solger (Berlin), der über fossile Dünen von der charakteristischen Bogenform und ihre Entstehung in der unserer Klimaperiode vorausgegangenen Steppenzeit sprach und seine Ausführungen durch vorzügliche, meist in der Mark gewonnene Aufnahmen stützte.

Die Vorträge über Landeskunde Westpreußens und seiner Nachbargebiete sollten ebenso wie die Ausstellung und die Festschrift auf die Ausflüge vorbereiten, standen aber unter einem eigenen Unstern: ein Teil der Redner war überhaupt am Erscheinen verhindert, Prof. Kumm (Danzig) konnte seine höchst interessanten Ausführungen zur Pflanzengeographie Westpreußens wegen Versagens seiner Stimmmittel kaum zu Gehör bringen. Dafür entschädigte uns Prof. Schubert (Eberswalde) durch seine glänzend vorgetragenen Ausführungen über Wald und Niederschlag in Westpreußen, Posen und Schlesien, die auf Grund der Be-

Digitized by Google

obachtungen der neu eingerichteten Regenmeßfelder auf bewaldeten und waldlosen Flächen dem Wald eine den Bodenerhebungen ähnliche Rolle bei der Regenbildung zuweisen.

Eine erfolg- und genußreiche Tagung liegt hinter uns! Körperlich wie geistig fast zu genußreich! Die Vorbereiter des neuen Geographentages mögen nach dem Spruch handeln: In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister! Wäre nicht eine Verteilung des Arbeitsstoffes auf Gesamt- und Abteilungs-Sitzungen nach dem Beispiel der Naturforscher-Tage auch den Geographen dienlich? Ich glaube, sicher!

Der Ort der nächsten Tagung ist **Nürnberg**! Wie **Oberhummer** treffend hervorhob, wird diese Wahl der Geographie in Bayern, wo sie ja von der ausschlaggebenden Partei mit besonderem Wohlwollen bedacht wird, hoffentlich den Rücken stärken. Vielleicht — das wäre das schönste Angebinde der Gastgeber an den 16. Geographentag des Jahres 1907 — kann der Inhaber des Ordinariats für Geographie an der zweitgrößten deutschen Universität den Nürnberger Geographen-Tag willkommen heißen!

Bücher und Zeitschriften.

Ueber die geistige Ermüdung der Schüler. Von **Hans Leiser**, Berlin. Modern-pädag. und psych. Verlag. 1905. 1 M.

Leiser bekämpft diejenigen, welche die Störungen des psychischen Gleichgewichts im schulpflichtigen Alter ohne weiteres der „Ueberbürdung“ in der Schule zuschieben. Er irrt jedoch, wenn er meint, daß die anderen Einflüsse, Degeneration, erbliche Belastung, Alkohol, Privatunterricht u. s. w. von den Aerzten neben dem Unterrichtsbetrieb nicht genügende Würdigung gefunden hätten. Daß letzterer allein an der Nervosität unserer Jugend schuld sei, kann gewiß nicht aufrecht erhalten werden. Aber m. M. nach kann ebensowenig der schädigende Einfluß von Schule (Schulstunden, Schul- und Hausaufgaben, Mangel an genügender Bewegung und Schlafzeit) geleugnet werden, als, wie es Verfasser tut, nur die „Verlotterung unserer Gesellschaft“ im allgemeinen, die Qualität des Schülermaterials, der Mangel „der notwendigen intellektuellen Eigenschaften für ein extensives und intensives Studium“, welcher durch vermehrte Tätigkeit zu decken gesucht wird, im besonderen beschuldigt werden darf. Nach L. besitzen die meisten Zöglinge keinen edlen Wissenstrieb, sondern betrachten alles nur aus dem Gesichtswinkel der Brauchbarkeit. Unserer Ansicht nach ist dies jedoch kein angeborener Defekt. Der edle Wissenstrieb muß eben von hierzu geeigneten Erziehern dem Schüler eingepflanzt werden. Mit dem Verfasser sind wir einverstanden, daß die Methode des Unterrichts auf die geistige Abspannung von bestimmendem Einfluß ist, daß sie die Selbsttätigkeit des Schülers fördern, ihn befähigen soll, sich durch selbständiges Denken und eigene Kraft aus allen Schwierigkeiten herauszuarbeiten, daß sie auf Durchschnittbegabte, nicht auf Talent zugeschnitten sein muß. Wir sagen durchaus nicht, daß Denken, Urteilen, Schließen keine Mühe verursachen, daß der Geist nicht geschult werden dürfe. Wortwörtlich können wir des Verfassers Satz unterschreiben: „Geistige Ermüdung wird der Unterricht nicht zur Folge haben, wenn (das „wenn“ müßte unterstrichen werden. Ref.) er die Lernlust weckt, den Verstand erregt, das Gemüt belebt, wenn er die natürliche Heiterkeit zu erhalten sucht und niemals die Darstellung der gezwungenen Arbeit mit dem Lernen verbindet.“ Auch das Verlangen nach Unterrichtspausen, richtiger Anordnung der Unterrichtsgegenstände, Pflege der Leibesübungen, Vermehrung der Turnstunden, genügendem Genuß von Luft, Licht und Schlaf ist voll berechtigt. Davon jedoch konnten uns des Verfassers Ausführungen nicht überzeugen, daß für „Ueberbürdung“ nur einerseits die Eltern, anderseits die verminderte Widerstandsfähigkeit der Schüler verantwortlich gemacht werden darf. Trotz vollster Beachtung dieser Faktoren muß nach wie vor der Schule mit ihren Anforderungen an Körper und Geist größte Aufmerksamkeit geschenkt werden. Notwendig ist, daß Schule und Familie zur Kräftigung unserer Jugend zusammenwirken.

Dr. Doernberger.

Briefe einer Braut (Philippine von Griesheim an Charlotte von Münchhausen) aus der Zeit der Freiheitskriege (1804—1818), herausgegeben von **Edith Freiin von Cramm**, Berlin. Egon Fleischel u. Cie.

Der Herausgeberin dieser Briefe gebührt in mehr als einer Hinsicht Dank. Einmal verschafft sie uns Einblick in Dokumente, die einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Freiheitskriege liefern, dann macht sie uns mit einem gescheiten, liebenswürdigen Mädchen bekannt, dem ein treues, tapferes Herz im Busen schlug. Philippine von Griesheim, die Verfasserin der Briefe, war mit Albert von Wedell verlobt, der mit zehn Kameraden als Offizier des Schillschen Korps am 16. September 1809 vor den Toren von Wesel erschossen wurde. Als sie die Nachricht vom Tode des Geliebten empfängt, bricht sie zusammen, bald aber rafft sie sich auf, der vertrauten Freundin ihr Herz auszuschütten. Durch die Briefe aus dieser Epoche zittert der Schmerz um den Verlust, der ihr jugendliches Gemüt erschüttert hat, und dennoch findet sie Trost in dem Gedanken, daß ihr Bräutigam, von glühender Liebe für sein armes, geknechtetes Vaterland erfüllt war, daß er als ein wahrer Held mutig die entblößte Brust den feindlichen Kugeln dargeboten hat. Im Oktober 1813 jubelt sie auf, Napoleon ist überwunden, „die Achse der ganzen Weltgeschichte hat sich durch diese große Völkerschlacht gedreht“, und nun winkt der ersehnte Friede. Die Briefe sind teilweise aus Braunschweig, teilweise aus Koethen geschrieben, wohin Philippinens Vater als Oberhofmeister des Herzogs von Anhalt-Cöthen berufen worden war. 1816 vermählte sich Philippine von Griesheim mit dem Kammerherrn Philipp Lebrecht von Cramm. Der glücklichen Ehe entsprossen zwei Töchter und ein Sohn, die Philippine nach dem frühen Tode ihres Gatten mit Liebe und Hingebung erzog. Am 5. Juni 1881 beschloß sie in fast vollendetem 91. Jahre ihr inhaltreiches Leben. Mit militärischen Ehren wurde die Veteranin aus großer Zeit bestattet. Seltsam berührt, daß in den Briefen eines geistreichen Mädchens, das für Musik ein empfängliches Herz hatte, mit keinem Wort der Großen von Weimar gedacht wird, die ihre Zeitgenossen waren. Entweder muß man sich sagen, verschlang der Krieg in den Gesellschaftskreisen Philippinens die literarischen Interessen, oder die Dichterheroen genossen noch nicht die allgemeine Verehrung, die wir Nachfahren ihnen entgegenbringen. Das Buch ist vom Verlag aufs vornehmste ausgestattet und mit den Heliogravüren Philippinens und des Freiheitskämpfers Albert von Wedell geschmückt.

Alfr. B.

Allgemeine Rundschau.

Die Entzifferung der Hettiter-Schrift.

Professor Sayce hält seine Untersuchungen zur Entzifferung der Hieroglyphenschrift der Hettiter nunmehr für abgeschlossen und gibt das Endresultat verschiedener, in der Society of Biblical Archaeology 1904 und 1905 darüber gehaltenen Vorträge (s. Proceedings der Soc. of Bibl. Arch. 1904 und 1905, 1 und 2), in einem Vortrag vom 14. Juni, worin er dem Athenaeum gemäß folgendes ausführte: Die Entzifferung der Hettiterschrift ist nunmehr so weit fortgeschritten, daß man imstande ist, zusammenhängende Uebersetzungen der besser konservierten Inschriften zu machen. Sayce gab eine kurze Beschreibung der Natur des Schlüssels, der ihr Verständnis ermöglichte, und ging dann auf die verschiedenartigen Verifikationsmittel ihrer Richtigkeit ein, die mit dem anwachsenden Material immer mehr zur Verfügung stehen. Die nunmehr bereits für die Charaktere der Bilderschrift erhaltenen Werte geben in ganz un-



gezwungener Weise die geographischen und Personennamen für jeden neuen Text, auf den sie zur Anwendung kommen. So wurde Thana in der Thano-, Karchemisch in der Karchemisch-Inschrift (Jerabis am Euphrat) gelesen, und „Mames" konnte man auf zweien der drei zwischen Ikonium (Konia) und Thana (Boz) gefundenen Inschriften entziffern; und von da aus durfte man zur Entdeckung der Werte anderer Charaktere fortschreiten. Unerwartet kamen dabei geographische Ausdrücke auf den assyrischen Denkmälern zur Erklärung, z. B. der Namen der Völkerschaft Akhlamê, welche den Distrikt von Karchemisch bewohnten; Akhlamê wird in der Keilschrift wie der Hettiterschrift Buchstabe für Buchstabe auf gleiche Weise geschrieben. Ja selbst die grammatikalischen Endungen der Wörter der Arzawakeilschriften sind in den hieroglyphischen Hettiterinschriften in gleicher Position zu finden; und die Götternamen und religiösen Begriffe, die sich aus der Bilderschrift lesen lassen, sind gerade die Kleinasien eigentümlichen. Die Uebersetzungen fließen nicht allein auf natürliche und geradezu zwingende Weise aus dem Schlüssel heraus, sondern sie zeigen sich ebenso auch der Vermutung und dem gesunden Menschenverstand entsprechend, d. h. sie geben, was man erwarten durfte. Dabei ist das ganze System der Entzifferung ein fortschreitendes, eine Entdeckung führt zur anderen und dient zur Bestätigung und Verifizierung vorher erhaltener Resultate. Sayce hat in jüngster Zeit die Originale vieler hettitischer Inschriften im Konstantinopolitaner Museum studiert und hat dabei verschiedene beim Abklatschen oder Photographieren natürliche Fehler korrigieren können. Die Karchemisch-, Hamath- und andere Texte wurden in Uebersetzung vorgelegt; einige konnten mit einer gewissen Sicherheit, andere vorerst nur unsicher und lückenhaft übertragen werden. Ein ausgedehnter Gebrauch von ideographischen Determinativzeichen, die dazu dienen, von einem vorausgehenden oder nachfolgenden Wort die Begriffssphäre anzuzeigen, hilft bei der Entzifferung tüchtig mit. Der König, auf den die Hamath-Texte sich beziehen, hieß Arki-suanna. Die Inschriften sind zum größten Teil Bau- oder religiöse Inschriften.

M.

Kleinere Mitteilungen.

c. k. **Diphtherieheilserum gegen Kropf.** Dr. Robert Legge beschreibt im Journal der Amerikanischen Medizinischen Vereinigung drei Falle, in denen er Kropf mit Diphtherieheilserum behandelt hat. In einer Familie, deren Mitglieder zum Teil von Diphtherie ergriffen waren, wurde schließlich auch eine Tante, die sich bis dahin mit Aufopferung der Krankenpflege gewidmet hatte, von der Ansteckung ergriffen. Diese Dame litt außerdem bereits an der Art von Kropf, die sich durch die bekannte Erscheinung des Glotzauges verrät. Der Arzt nohm auch an ihr Impfungen mit Heilserum vor und stellte fest, doß nicht nur die Diphtheritis unter dessen Wirkung zurückging, sondern auch die große Kropfgeschwulst des Halses verschwand und sogar die Krankheitserscheinungen am Auge etwas besser wurden. Der Zustand des Halses hatte sich so weit verändert, daß man sogar schon die Muskellinien wieder erkennen konnte. Der Arzt erwähnt, doß diese Frau der einzige Mensch gewesen sei, von dem er jemals gehört habe, daß er über seine Erkrankung an Diphtheritis glücklich gewesen sei. Nach einjährigem Verlauf war die Kropfgeschwulst nicht wiedergekehrt. Seitdem hat Dr. Legge noch zwei weitere Fölle von Kropf mit dem Heilserum behandelt. Bei dem ersteren war der Patient ein 22jähriges Mödchen mit großem Kropf, aber ohne Augenerkrankung. Nach vier Monaten war die Geschwulst fast ganz verschwunden, so daß die Dame zum erstenmal wieder einen Kragen um den Hals schließen konnte. Der andere Fall betraf ein 35jähriges Fräulein mit sehr ausgesprochenem Kropf und Augenerkrankung als Begleiterscheinung. Auch hier erfolgte eine sehr wesentliche Besserung, obgleich die Behandlung noch der Ansicht des Arztes noch länger hätte fortgesetzt werden sollen. Diese Angaben müssen nun erst von anderen Aerzten nachgeprüft werden, sind aber sicher interessant genug, um die Aufmerksamkeit der Fachleute auf sich zu lenken.

* **Deutsche Lehrer für das Ausland gesucht.** Die **deutsche Schule zu Palermo** sucht zum 1. Oktober 1905 einen **evangelischen Lehrer.** Geholt bei erster Prüfung 2040 Lire (etwa 1632 Mork), bei zweiter 2400 Lire (etwa 1920 Mork). Verpflichtung auf drei Jahre. Nach Amtsablauf und bei Abgang erhält der Lehrer 300 Lire ols Reiseentschädigung. — Die **deutsche Schule zu Mailand** sucht zum 1. Oktober 1905 einen **jungen evangelischen Lehrer.** Anfangsgehalt 2000 Lire (etwa 1600 Mark). Freie Hinreise, nach drei Jahren freie Rückreise. — Die **deutsch-evangelische Schule zu Alexandrien** sucht zum 1. Oktober 1905 einen evangelischen Theologen, der zugleich die Hilfspredigerstelle an der deutsch-französischen Kirche übernehmen und doher das Französische vollständig beherrschen muß. Gehalt 12 Livres Egyptiennes (etwa 250 Mark) monatlich und 1 Livre monatlich Wohnungsentschädigung. Verpflichtung auf ein Probejahr; freie Hinreise, nach drei Jahren freie Rückreise. Pflichtstunden 25 wöchentlich. — Bewerbungen tüchtiger, gesunder und unbescholtener Lehrkräfte mit beglaubigten Zeugnisabschriften, Lebenslauf und Photographie sind nur zu richten an die Lehrer-Vermittelungsstelle des Allgemeinen Deutschen Schulvereins, Berlin W. 62, Landgrafenstraße 7/III.

*

Hochschulnachrichten.

h. c. **Frankfurt a. M.** Dem etatmäßigen Dozenten für Volkswirtschaftslehre und Staatswissenschaften an der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften zu **Frankfurt a. M. Dr. Paul Arndt** ist vom Kultusminister der Titel „Professor" verliehen worden.

h. c. **Posen.** Der Regierungsbaumeister bei der königlichen Eisenbahndirektion in **Posen Hans A. Martens** ist mit Vorlesungen an der dortigen Königlichen Akademie beauftragt worden. Seine wöchentlich zweistündige Vorlesung wird „Tagesfragen der modernen Technik" behandeln.

* **Wien.** Ueber eine künftige **Erschwerung der Habilitation an der Wiener medizinischen Fakultät** wird der Münchener Medizinischen Wochenschrift folgendes geschrieben: Das Professoren-Kollegium der Wiener medizinischen Fakultät hat jüngst einen Beschluß gefaßt, der dahin abzielt, die Bewerbung um eine Dozentur an dieser Fakultät zu erschweren. Nach dem bisherigen Vorgang wurde das Gesuch des Bewerbers um eine Dozentur im Kollegium einem Fachkomitee übergeben, welches dessen Arbeiten, Bildungsgang und sonstige Würdigkeit gewissenhoft zu prüfen, sodann dem Kollegium ein Referat zu erstatten und einen Antrag zu stellen hatte, über welch letzteren (Zustimmung oder Abweisung) im Kollegium abgestimmt wurde. Bei dieser Abstimmung genügte bisher behufs Zulassung des Kandidaten die Billigung der absoluten Majorität, in Hinkunft aber soll ein Bewerber nur dann zum Kolloquium zugelassen und dem Unterrichtsminister präsentiert werden, wenn er die Zweidrittel-Majorität erlangt hat. Dieser Beschluß des Kollegiums wurde an das Unterrichtsministerium geleitet, in dessen Hand nunmehr die Entscheidung liegt. Die Sitzungen des Professoren-Kollegiums sind wohl geheim, es transpiriert aber so manches in die Oeffentlichkeit, und so will man wissen, daß dieser Beschluß auf Grund des Referates eines hervorragenden Mitgliedes gefaßt wurde, in welchem dieses ausführte, es gäbe an der Wiener medizinischen Fakultät schon zu viele Lehrkräfte, d. h. das Verhältnis der Zahl der Lehrkräfte zur Zahl der Studierenden sei ein unverhältnismäßig großes, ein viel größeres z. B. als an der Berliner medizinischen Fakultät. Es verlautet ferner, daß derselbe Vorgang, die Notwendigkeit einer Zweidrittel-Majorität, auch bei anderen Personalvorschlägen des Kollegiums, so behufs Vorschlages zur Erteilung des Titels eines außerordentlichen Professors an einen Privatdozenten, eingehalten werden solle.

Digitized by Google

Bibliographie.

Bei dar Redaktion der Allgemeinen Zoitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Die Kreuzschulspiele in Oherammergau, sowie Ausfluge und Touren in die nähere und weitere Umgebung. (Bruckmanns illustrierte Reiseführer.) München 1905. A. Bruckmann. 143 S. — **Gsell Fels**: 100 Ausflüge von Munchen. Zwölfte Auflage. Unter besonderer Berücksichtiguug des Wintersports neu bearbeitet und mit Unterstutzung der Verschönerungsvoreine vollständig ravidiert. Mit 28 Illustrationen und Touristenkarte der bayerischen Alpen und Nordtirols. Ebenda 1905. 283 S. — **Scharr**, Major und Militärlehrer an der Kriegsakademie. Brückenzerstörungen im Ruckzugsgefecht einst nnd jetzt. Fur Offiziere aller Waffen kriegsgeschichtlich, taktisch und technisch bearbeitet und applikatorisch an einer Kriegslage behandelt. Zweite. erweiterto Auflage. Mit 25 Abbildungen im Text und 1 Karte in Steindruck. Berlin 1905. E. S. Mittler n. Sohn. 101 S. — Privatdozent Lizentiat **Friedrich Niehergall**: Welches ist die heste Religion? (Religionsgeschichtliche Volkshücher. V. Reihe. 1. Heft.) Halle a. S. 1905. Gebauer-Schwetschke. 76 S. — **Dora Hohlfeld**: Aus dem Krautwinkel. Berlin u. Leipzig 1905. Schuster u. Loeffler. 151 S. — **Paz de Borhón**: Bnscando las Huellas de Don Quijote. Freiburg i. B. 1905. Herdersche Vorlagshandlung. 96 S. — **Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform.** Unter ständiger Mitwirknng von Staatsanwaltschaftsrat Dr. Alfred Kloss, Prof. Dr. Karl v. Lilienthal und Prof. Dr. Franz v. Liszt, herausgegeben von Prof. Dr. Gustav Aschaffenburg. (2. Jahrg. 1. u. 2. Heft.) Heidelberg 1905. Karl Wintor. — **Marine-Rundschau.** 16. Jahrgang. 6. Heft. Juni 1905. Berlin. E. S. Mittler u. Sohn. 816 S. — **Falix Stäbelin**: Der Antisemitismus des Altertums in seiner Entstehung und Entwicklnng. Basel 1905. C. F. Lendorff. 54 S. — **Adolf Tobler zum siebzigsten Gaburtstage.** Festschrift. Dargebracht von der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen. Braunschweig 1905. Georga Westermann. 477 S. — **Das evangalische Deutschland.** Zentralorgan für die Einigungsbestrehungen im deutschen Protestantismns. Herausgeber: Dr. Gottloh Mayer. (Erster Jahrgang. Heft 3. Juni 1905.) Gütersloh. C. Bertelsmann. — **Adolf Schafheitlin**: Ausgewählte Gedichte. Berlin 1905. S. Rosenhaum. 286 S. — Dr. **Max Immich**: Geschichte des europäischen Staatensystems von 1660 bis 1789. (Handbuch dar Mittelalterlichen und Neueren Geschichte. Hersg. von Prof. G. v. Below und Prof. F. Meinecke [Abteil. II: Politische Geschichte.]) München u. Berlin. R. Oldenbourg. 463 S. — **Anton Dreselly**: Spezialführer für die nähere und weitere Umgebung von Schliersee. Fünfte vollständig nmgearbeitete Auflage. Mit zahlreichen Illustrationen und einer Karte. München. J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). 68 S. — **Die „Wiederkunft des Gleichen“ in der Malerei.** Wien. Gerlach u. Wiedling. 83 S. — **Jahresbericht** der Handels- und Gewerhekammer der Oberpfalz und von Regensburg für das Jahr 1904. Regensburg. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. 258 S. — Oberlandesgerichtsrat J. **Hass**: Kommentar zum Kaufmannsgerichtsgesetz vom 6. Juli 1904. Nebst drei Anlagen, enthaltend die einschlägigen Abschnitte des Handelsgesetzbuches, des Gerichtsverfassnngsgesetzes und der Gebührenordnung für Zeugen und Sachverständige. Göttingen 1904. Vandenhoeck u. Ruprecht. 74 S. — R. **Mulot**: John Knox 1505—1572. Ein Erinnerungsblatt zur vierten Zentenarfeier. (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichto. 84. Stück.) Halle a. S. 1904. Kommissionsverlag von Rudolf Haupt. 80 S. — **August Korte**: Die Konzilspolitik Karls V. in den Jahren 1538—1543. (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. 85. Heft.) Ebenda 1905. 87 S. — **Ludwig Riess**: Allerlei aus Japan. (Deutsche Bücherei. Band 27 und 28.) Berlin. H. Neelmeyer. 142 nnd 136 S. — **Joseph Ludwig Reimer**: Ein Pangermanisches Deutschland. Versuch über die Konsequenzen der gegenwärtigen wissenschaftlichen Rassenbetrachtung für unsere politischen und religiösen Prohleme. Berlin und Leipzig 1905. Friedrich Luckhardt. 483 S. — **Ernst Kelterborn**: Die angebliche Notwendigkeit des Zehnstundentages für die Fabrikarheiterin im Wäschereigewerbo. Göttingen. Verlag des Internatiunalen Zentralhlattes. 31 S. — Dr. H. **Molenaar**: Die Notwendigkeit der Annäherung Dentschlands und Frankreichs. Nationalismus und Internationalismns. Der Alldautsche Verband, die Friedensfreuude und die Elsass-lothringische Frage. Vortrag. (Mitteilungen über die Deutsch-französische Liga. Nr. 3/4.) München 1905. Selbstverlag. 64 S. — **Konrad Burdnch**: Schillerrede, gehalten bei der Gedächtnisfeier in der Philharmonie zn Berlin am 8. Mai 1905. Berlin 1905. Weidmannsche Buchhandlung. 37 S. — **Alexis François**: La Grammaire du Purisme et l'Académie Française au XVIII. siècle. Paris 1905. Société Nouvelle de Librairie et d'Édition. 279 S.

Für d. Inseratenteil verantwortl. i. V.: H. Waßmann, München.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Neueste Erscheinungen Juni 1905.

Walther Claßen, Christus heute als unser Zeitgenosse. geb. 1 Mk.

Oskar Jäger, Homer und Horaz im Gymnasialunterricht. 13½ Bog. gr. 8⁰. in Leinwand geb. 5 Mk.

Dr. Walther Judeich, Topographie von Athen. Mit 48 Abbildungen im Text und 3 Plänen grössten Masstabes. 26¾ Bog. gr. 8⁰. geh. 18 Mk., in Halbfranz geb. 20 Mk. (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, III. Band, 2. Abteilung, 2. Teil.)

Dr. M. Kronenberg, Ethische Präludien. 21 Bog. 8⁰ geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.

Dr. Eugen Kühnemann, Schiller. Mit Porträt nach Danneckers Büste in Gravüre. Erste und zweite Auflage. 36 Bog. 8⁰ fein geb. 6.50 Mk.

Dr. Robert Petsch, Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen. (Goethe- und Schillerstudien. Eine Sammlung wissenschaftlicher Arbeiten über die klassische Literatur der Deutschen. Band I.) 19½ Bog. 8⁰ geh. 6 Mk., geb. 7 Mk.

Martin Schanz, Geschichte der römischen Litteratur. III. Teil: Die Zeit von Hadrian (107) bis auf Constantin (324). Zweite neubearbeitete Auflage. Mit Register. 33 Bog. gr. 8⁰ geh. 9 Mk., in Halbfranz geb. 10.80 Mk. (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, VIII. Band, 3. Abteilung.)

Schulthess' Europäischer Geschichtskalender. Neue Folge: 20. Jahrgang, 1904. (Der ganzen Reihe XLV. Band.) Herausgegeben von Gustav Roloff. 26 Bog. gr. 8⁰. geh. 9 Mk.

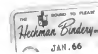
Dr. Heinrich Weber, Neue Hamanniana. Briefe u. andere Dokumente, erstmals herausgegeben, mit Faksimile-Beilage, geh. 10 Mk.

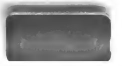
Paul von Winterfeld, Gedichte. 4½ Bog. 8⁰. Eleg. kart. 1.50 Mk.

Herman Zumpe. Persönliche Erinnerungen. Mit Geleitwort von Ernst v. Possart und einer Porträt-Gravüre. 12 Bog. gr. 8⁰ eleg. kart. 5 Mk., fein geb. 6 Mk.

☞ **Der heutigen Nummer liegen das Titelblatt und das Inhaltsverzeichnis für das 2. Quartal 1905 bei.**

Digitized by Google





Digitized by Google

3 0000 093 403 263

Digitized by Google